Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

6065080302

AP
30
V8
1890-91

LIBRARY
Michigan State
University

MICHIGAN STATE UNIVERSITY
BOOK POCKET CARD
AS 77X447
VOLUME
COPY
AUTHOR
TITLE
PL BL
MICHIGAN STATE UNIVERSITY
LIBRARY
S LOST OR DAMAGED, A FINE WILL BE CHARGED.

Vom
Fels zum Meer
Spemann's
Illuſtrirte Zeitſchrift
für das
Deutſche Haus.
Union
Deutſche Verlagsgeſellſchaft Stuttgart

Erſter Band.

(Oktober 1890 bis März 1891.)

Stuttgart.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Inhalt.

Erſter Band (Oktober 1890 bis März 1891).

I. Romane, Novellen, Plaudereien ꝛc.

Seite
Bartels, Wanda. Tom de Rijder. Mit 1 Illuſtrationen 50
Erhard, Emile. Aus dem Tagebuch eines Sportsman. Mit 13 Illuſtrationen 233
Ertl, Emil. Der tote Punkt 169. 249. 369.
Freyhold, Dr. Edm. von. Mare coemeterium 641
Greinz, Rudolf Heinrich. Die Lampe des ewigen Lebens 61
Hecker, Carl. Durch Prokuration . 74
— — Schluß der Saiſon . . . 279
Heyſe, Paul. Die Geſchichte von Herrn Wilibald und dem Froſinchen 1. 112
Lindau, Rudolf. Martha 42. 145. 217. 349. 453. 530. 602
Oſta, F. v. Eine Salonbeichte . 436
Palm, Adolf. Die Muttergottes von Altötting 577
Peſchkau, Emil. Die Siegerin 385. 486. 651
Reuter, Gabriele. Neue Welt . 313
Roſenthal-Bonin, H. Weihnachtsſtimmen. Mit 5 Illuſtrationen . 289
Voß, Richard. Der Mönch von Berchtesgaden . . 193. 299. 412.
Wichmann, Franz. Deandl und Bua. Mit 2 Illuſtrationen . . 54

II. Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

Bösch, Hans. Das germaniſche Muſeum zu Nürnberg. Mit 15 Illuſtrationen 131
Brand, Wilh. F. Die Armen und Elenden in New York. Mit 19 Illuſtrationen 441
Brugſch-Paſcha, Heinrich. Zum Sinai. Mit 19 Illuſtrationen . . 327
Felſing, Dr. Otto. Zwiſchen zwei Meeren. Mit 6 Illuſtrationen . . 177
Hellwald, Friedrich v. Die Beſteigung des Montblanc. Mit 7 Illuſtrationen 635
Keil, Robert. Jena. Mit 21 Illuſtr. 9
Liebrich, Karl. Stuttgart. Mit 19 Illuſtrationen 201
Lortzing, Max. Buffalo Bills Wild Weſt. Mit 6 Illuſtrationen 157
— — Der Berliner Tiergarten im Winter. Mit 8 Illuſtrationen . . 482
Neu, E. Vierundzwanzig Stunden in St. Helena. Mit 5 Illuſtrationen 538
Nötzli, J. St. Moritz im Winter. Mit 8 Illuſtrationen 423
Rohlfs, Gerhard. Wie man in Afrika reiſt 19
Schricker, A. Die Perle der Reichslande. Mit 15 Illuſtrationen . . 505
Warmholz, Hugo. Eine Fahrt in die Eiſenwelt der öſterreichiſchen Alpen. Mit 4 Illuſtrationen . . 554
Zelau, Kurt von. Tiroler Marktbilder. Mit 15 Illuſtrationen . . 65

III. Naturwiſſenſchaft, Heilwiſſenſchaft, Technologie ꝛc.

Alsberg, Moritz. Die Sinnesempfindungen und das Geiſtesleben der niederen Tiere . . 104
Braun, M. Haben unſere Vorfahren immer fünf Finger an Hand und Fuß beſeſſen? Mit 1 Illuſtrationen 53
Dennert, Dr E. Karnevalsgeſtalten der Pflanzenwelt. Mit 11 Illuſtr. 31
Falkenhorſt, C. Die Heilung der Tuberkuloſe. Mit 6 Illuſtrationen 418
— — Phagocyten 623
Frey, S. Eisblumen 486
Lampert, Prof. Dr. Kurt. Die Nonne. Mit 1 Illuſtrationen . . 212
— — Eine Plauderei am Mikroſkop. Mit 7 Illuſtrationen . . . 514
Preyer, Prof. W. Ueber die Entwickelung der Seele des Kindes 321. 405. 514. 628
Sternberg, Hugo. Berühmte Hunde 619
Uffelmann, Prof. Dr. Schlaf und Schlafloſigkeit 268
Willy, W. Schlafende Pflanzen. Mit 12 Illuſtrationen 393

IV. Geſchichte und Kulturgeſchichte.

Bloch, Prof. Dr. Heinrich. Cäſar Borgia 590
Büttner Pfänner zu Thal, Dr. Die Halloren. Mit 11 Illuſtrationen 305
Diercks, Guſtav. Eine ſpaniſche Alma Mater. Mit 17 Illuſtrationen 613
Henne am Rhyn, Dr. Otto. Seelen und Geiſter im deutſchen Volksglauben 363
Koch, Dr. L. Hermann Allmers. Mit Porträt 599
Lammers, Mathilde. Der Voranſchlag im Haushalt 310
Löſung, zur, der ſozialen Frage. Mit 3 Illuſtrationen . . 523
March, Richard. Der Cylinder . 71
— — Wiener Neujahrsgratulanten. Mit 12 Illuſtrationen 464
Marquardt. Die wirtſchaftliche Sicherſtellung der Arbeiter und die Poſtſparkaſſen 272
Otto, Dr. Der Hypnotismus . . 143
Pfahlbauten, moderne . . . 567
Ramberg, G. Ein deutſcher Malerhumoriſt. Mit 2 Illuſtrationen 153
Samhammer-Sonneberg, Ph. Deutſche Tabakspflanzer auf Sumatra. Mit 10 Illuſtrationen . . 97
Stöwer, Willy. Zwei deutſche Dampfergeſellſchaften für transatlantiſche Fahrten. Mit 10 Illuſtrationen 585
Walter, Franz. Aus der Pariſer Schreckenszeit. Mit 10 Illuſtrationen 117. 225. 338. 428
Wirth, Max. Der Zonentarif der Eiſenbahnen 448

V. Militär- und Marineweſen.

Dobert, G. Das Stahlrad als Kriegsmittel 39
Engelnſtedt, R. v. Ueber Schnellfeuergeſchütze. Mit 1 Abbildungen 359
— — Unterſeeiſche Boote . . . 521

VI. Litteratur.

Jeruſalem, Prof. Dr. Wilh. Franz Grillparzer. Mit Porträt . . . 501
Proelß, Johannes. Die Frauen und das junge Deutſchland 24. 161
Proeſcholdt, Dr. Ludwig. Aus der geiſtigen Werkſtatt Walter Scotts. Mit 9 Illuſtrationen . . 562
Tille, Dr. Alex. Weihnachten bei unſeren Klaſſikern 294
Unentbehrlicher, ein. Mit 1 Illuſtrationen 277

VII. Artikel verſchiedenen Inhalts.

Amyntor, G. v. Vom Tiſchin . 444
Antiquar, beim 650
Bedenklich ähnlich 346
Blätter, zwei, aus der Meyerheim-Mappe. Mit 2 Illuſtrationen 504

Seite
Dombrowski, Ernſt Ritter. Aus meinem Jägerleben 649
Eckſtein, Ernſt. Ein Blick in die Zukunft der deutſchen Sprache 401
Eingenickt 52
Frey, Silveſter. Das erſte Wild 181
— — Am Schalter 367
Gefangene ſeines Bogens . . 52
Kaſtenweſen im ſüdlichen Indien, das 648
Kleeblatt, ein luſtiges. Mit 11 Illuſtrationen 85
Letzte, der, ſeines Stammes . 529
Lortzing, Dr. M. Das Gold Kaliforniens 122
Luthmer, Ferd. Die Photographie als Liebhaberkunſt. Mit 25 Illuſtr. 257
Mädchen von Capri 648
Meſſe, die neue 641
Mittenwald 435
Mühle in Niederöſterreich . . 64
Nagel, Dr. A. Maleriſche Mathematik. Mit 4 Figuren 625
Nichts für uns? 111
Pilz, Hermann. Der Weihnachtsmarkt in Leipzig. Mit 7 Illuſtr. 361
Quelle, die 248
Schubertiade, eine 529
Sehnen, ungeſtilltes 41
Skizzenbuch, ein neues, von Alb. Hendſchel. Mit 4 Illuſtrationen 347
Tauben, die, von San Marco 256
Trinius, A. Eine thüringiſche Viſitationsreiſe 549
Ulmann, Regine. Die Goldſtickerinnen in der Wiener Hofburg 335
Wenn wir erſt ein Pärchen ſind 88
Werbung, die 39

VIII. Gedichte.

Ausſpruch Carlyles, ein 392. 623
Blüthgen, Viktor. Es iſt ſo ſüß zu hoffen 553
Felbinger, Amalie v. Lebensdeviſe 359
Fiſcher, J. G. Nur heim . . . 248
Friedmann, Alfred. Vorbild . 463
Holtzendorff, Franz von. Die Ferien des Gelehrten . . . 64
Landsberger, Heinrich. Der Nagel des Ali Juſſuf 182
Roderich, Alb. Gedankenſplitter 200. 296 601
— — Ins Album 144
Schanz, Frida. Treue 440
Silberſtein, A. Der ſtete Troſt 376
Souchay, Theodor. Brutjubel . 130
Winterſonne 481

IX. Sammler.

(Die mit * bezeichneten Artikel ſind illuſtriert.)

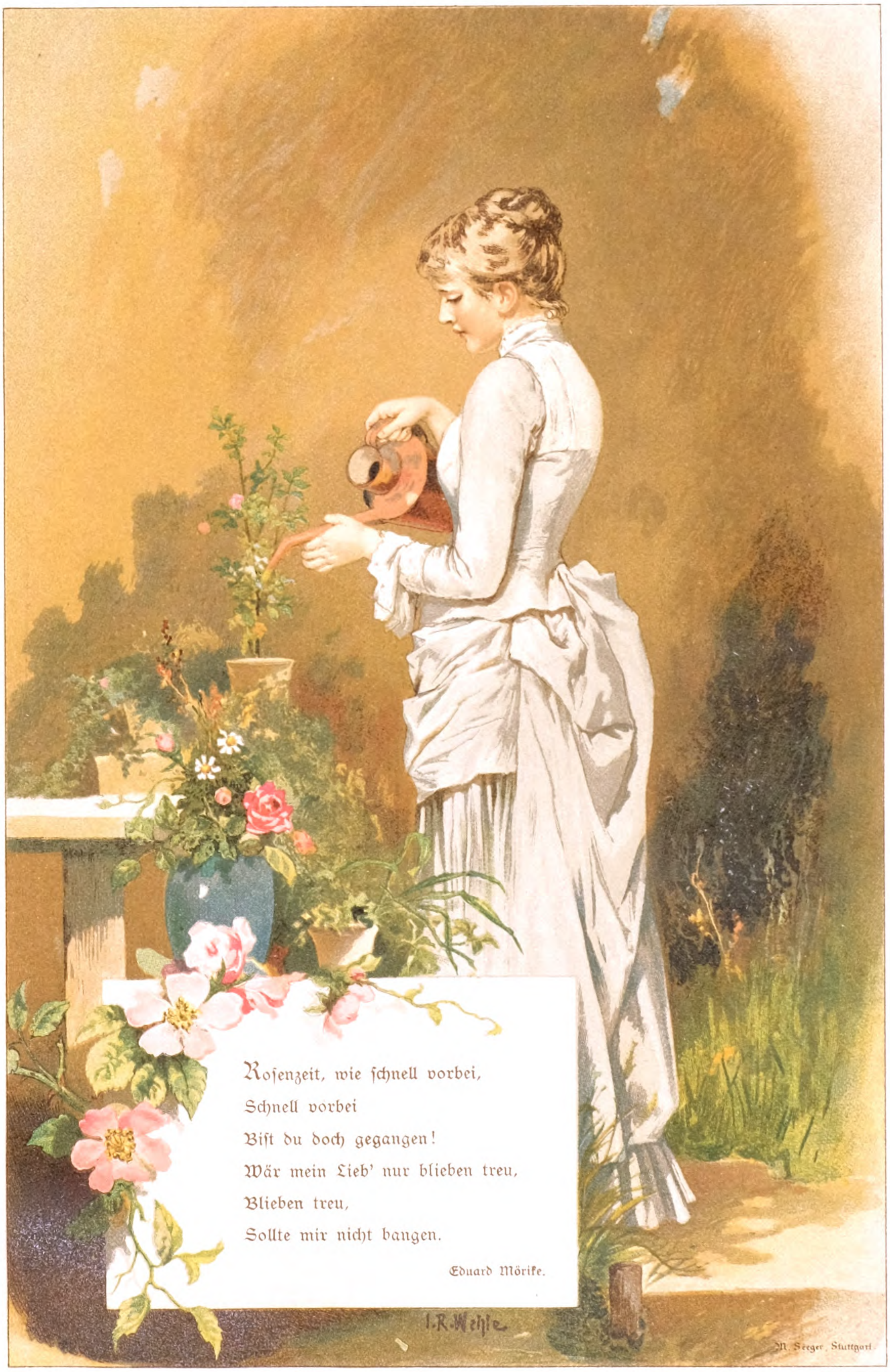
*Altenburger Bauern, die, bei dem Kaiſerpaar 384
Seite
Antworten, graphologiſche 96 190. 286. 383. 480. 575. 667
Ausflug, ein, in die Umgegend von Tokio 476
*Bauernfeld, E. von 92
*Berge, auf dem. 286
*Beſchäftigung für müßige Stunden 92. 382. 572
*Blumenſchlacht in Nizza . . 666
Briefpapier 569
*Briefwechſel, phyſiognomiſcher 91 187. 379. 475. 572. 664
*Brücke, die alte, in Florenz . 479
*Denkmal, das, König Ludwigs I. von Bayern. . . 288
*Denkmäler, zwei 475
*Dreiſchach, über 476
*Erfindungen, neue 90. 189. 382. 478 666
Falſch aufgefaßt 664
Fiſche, ſind die, wirklich ſtumm? Von Dr. F. A Knauer . . 663
Handarbeitsunterricht, der, in unſerer Erziehung . . 94
*Hausgarten, unſer. Von Max Hesdörffer 188. 283. 377. 474. 570 661
Himmel, der geſtirnte 92. 189. 285 475. 575. 663
*Hornſtein, Robert von . . . 96
Juſtiz bei den Vögeln . . . 572
*Kopfzerbrechen, zum 93. 191. 287. 381 477. 573. 665
Küche und Haus, aus. Von L. v. Pröpper 95. 192. 380. 478. 574. 666
Laſſalle, Ferdinand 192
Leichenverbrennung in Mailand 575
*Lorenzſtrom, auf dem . . . 667
Maasbefeſtigungen, belgiſche 288
*Moltke, Graf 185
*Naphthaboote. Von Dr. H. Lux 186
*Neues für unſere Hausfrauen 91. 285. 574
Nußbaum, Geheimrat Dr. von 383
Opale 383
Peters, Dr. Karl 285
*Preßtorfbereitung im Elſaß 668
*Pſyche 92
*Putlitz, Guſtav Edler zu . . 286
Rettungskleider vor dem Unterſinken im Waſſer . . 572
*Savonarola 664
Scherzfragen 572
*Schliemann, Heinrich . . . 661
*Schlittenvelociped 575
*Spiellarten vom Jahre 1810 383
*Station, die biologiſche, am großen Plöner See. . . 377
Streifzüge, litterariſche . 89. 186
*Ueberſchwemmung, die, in Prag. Von Dr. M. Willkomm 281
*Vater, ein, der Armen und Elenden 89
Seite
Weihnachtsbüchertiſch, vom 288. 473
*Weihnachtstiſch, für den 382. 478

X. Vollbilder.

Antiquar, beim Von A. Müller 656
Aufgabe, ſchwere. Von Wilh. Schütze 528
Bedenklich ähnlich. Von J. Kleinſchmidt. 352
Berge, auf dem. Von A. Lindenſchmit 192
Blumenſchlacht in Nizza. . . 576
Breisgau ein in der Küche . 192
Eingenickt. Von Hugo Kauffmann 64
Gefangene ſeines Bogens. Von Ph. H. Calderon 16
Hochzeit, die ſilberne. Von C. W. Allers 416
Leipziger Marktplatz, auf dem, zur Weihnachtszeit Von Fritz Bergen 368
Mädchen von Capri. Von G. Papperitz 640
Meſſe, die neue. Von E. v. Boislecomte 608
Mittenwald. Von Wilh. Ritter 432
Mühle in Niederöſterreich. Von H. Darnaut 32
Nichts für uns? Von F. Sonderland 128
Profit Neujahr. Von H. Rettich 480
Pſyche. Von Paul Thumann . 48
Quelle, die. Von R. Beyſchlag 224
Schönheitenkonkurrenz, eine, aus dem Tierreich. Von Ahrendts 576
Schubertiade, eine, bei Ritter von Spaun. Von H. Temple 480
Sehnen, ungeſtilltes. Von B. Genzmer 40
Studienkopf. Von A. Bertzik. 384
Tägliche Gäſte. Von H. Werner 320
Tauben, die, von San Marco. Von J. Wagner . . . 272
Verlegenheit, in. Von Ed. Grützner 152
Weihnachtsmärchen. Von A. Brunner 289
Weinleſe. Von Ed. Grützner . 144
Wenn wir erſt ein Pärchen ſind. Von A Schröder 80
Werbung, die. Von A. Woods 24
Winterſonne 481

XI. Extrabeilagen.

Roſenzeit. Von J. R. Wehle. (Farbendruck.) 1
Studienreiſe, auf der erſten. Von Franz Defregger.
Töchterlein, des Förſters. Von H. Salentin. (Farbendruck.) 97



Roſenzeit, wie ſchnell vorbei,
Schnell vorbei
Biſt du doch gegangen!
Wär mein Lieb' nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Eduard Mörike.

I.R.Wehle
M. Seeger, Stuttgart

Beilage zu „Vom Fels zum Meer“ 1890/91 Heft 1

Roſenzeit.

Vom Fels zum Meer.

Die Geſchichte von Herrn Wilibald und dem Froſinchen.

Von

Paul Heyſe.

Es war ſchönes Weihnachtswetter in München. Der ſtarre Froſt der letzten Tage hatte ſich gebrochen, der Schnee knirſchte nicht mehr unter den Tritten der haſtigen Menge, die ſich durch die Straßen bewegte, und der halberloſchene Mond, der aus dem bleifarbenen Dunſt nur trübe vorblickte, kündete Tauwind für die nahen Feiertage an. Auch die Laternen flackerten nur ſchwach durch ihre feuchtbeſchlagenen Gläſer mit rötlichzuckenden Strahlen, die nur in der Höhe einen ungewiſſen Lichtkreis ſchufen. Gleichwohl war es unten hell genug, um allen irdiſchen Geſchäften nachzugehen. Die glänzend beleuchteten Schaufenſter warfen ihren Schein weit über das Pflaſter hinaus, und da der Feierabend bereits angebrochen war, brannten auch ſchon in vielen Häuſern die Kerzen an den Weihnachtsbäumen, ſo daß es an manchen Stellen taghell war und, wer Zeit dazu hatte, das Menſchengewühl, das ſich in lautloſer Geſchäftigkeit hin und her trieb, ſo deutlich wie in einem feſtlich erleuchteten Ballſaal muſtern konnte.

Dazu ſchien aber niemand aufgelegt von den Hunderten, die, mit Paketen und Körben beladen, eilig ihres Weges gingen. Sonſt hätte eine wunderliche Figur, die langſam mitten auf dem Fahrweg dahinſchritt, wohl einiges Aufſehen erregt, wenn nicht gar ein Trüpplein mutwilliger Jugend ihr das Geleit gegeben hätte.

Es war das ein kleiner Mann in einem dunkeln, bis auf die Knöchel herabreichenden Radmantel, deſſen rechten Zipfel er über die linke Schulter geworfen hatte. Auf dem Kopf trug er einen hohen Cylinderhut, ſchief aufs linke Ohr gerückt, nicht um ſich einen verwogenen Anſtrich zu geben, ſondern weil er die Hände nicht frei hatte, ihn gerade zu ſetzen. Auch ſonſt war an ihm nicht alles in der Richte. Sein Rücken wölbte ſich in einer beträchtlichen Krümmung, und die rechte Schulter trat merklich höher hervor als die linke. Von vorn war die Ungeſtalt nicht allzu auffällig. Man ſah nur, daß der Kopf etwas ängſtlich zwiſchen den Schultern ſteckte, das wohlgebildete Geſicht aber mit den lebhaft glänzenden dunkeln Augen, dem kleinen bräunlichen Bart, unter dem, da der kleine Mann häufig lächelte, die blanken Zähne angenehm vorblitzten, machte einen gewinnenden Eindruck. So hätte man ihm auch am hellen Tage keine ſonderliche Beachtung geſchenkt. Was ihn aber an dieſem heiligen Abend auffallend machen mußte, wenn nicht jeder mit ſich ſelbſt zu thun gehabt hätte, war die ſonderbare Art, mit der er ein großes Schaukelpferd transportierte. Den Kopf mit dem hohen Hut hatte er unter dem Bauch des ungefügen Spielzeugs durchgeſteckt, daß ihm der eine Steigbügel über die Achſel herabhing, der Leib des Tieres mit dem Sattelzeug ruhte auf ſeinem gewölbten Rücken, während er die geſchwungenen Wiegenfüße vorn vor der Bruſt mit den Händen umſpannt hatte und ſo das Gleichgewicht ſeiner Laſt auf das bequemſte herſtellte.

Er ſchien ſich auf ſeinen Einfall, das Pferdchen auf dieſe Weiſe fortzuſchaffen, etwas zu gute zu thun. Denn er erwiderte den heiteren Blick, mit dem hie und da ein Begegnender ihn ſtreifte, mit einem vergnügten Lächeln, und trug trotz der Schwere ſeiner Bürde den Kopf ſo hoch und ließ die Augen ſo ſtolzzufrieden herumſchweifen, wie ein rüſtiger Jäger, der eine erlegte Wildſau ſich auf den Rücken geladen hat und die vier zuſammengeſchnürten Läufe vorn mit ſtarker Fauſt umſchloſſen hält.

So hatte er, ohne ſich zu übereilen, die Straßen durchſchritten, in denen ſich die Menge um die Kaufläden drängte, und gelangte jetzt auf den freien Platz vor der dunkeln Feldherrnhalle, von dem aus die breite Straße mit ihren ſchnurgeraden Laternenreihen zum Siegesthor hinunterläuft. Hier umgab ihn plötzlich, da in der Via triumphalis keine Läden zu finden ſind, eine ſo tiefe Stille und Oede, daß ihm faſt feierlich zu Mute wurde. Ohne die Laſt von den Schultern zu heben, ſtand er ein paar Augenblicke ſtill, zog mit einiger Mühe ein Tüchlein aus der tiefverſteckten Manteltaſche und trocknete ſich Stirn und Geſicht, auf denen trotz der Dezembernachtluft große Tropfen ſtanden. Der Hut fiel ihm dabei in den Nacken, zum Glück durch den kleinen Sattel aufgehalten. Immerhin koſtete es Künſte, ihn wieder zu faſſen und an ſeinen Ort zu ſetzen, worüber es dem kleinen Manne von neuem ſchwül wurde. Es ſtörte ihn aber auch dieſer Zwiſchenfall durchaus nicht in ſeiner guten Laune. „Hopla!“ machte er, wie ein Reitknecht, der in der Rennbahn ſein Pferd antreibt, rückte ſich's wieder ins Gleichgewicht und ſchickte ſich an, ſeinen Weg fortzuſetzen, der ihn die lange Straße hinab noch eine gute Strecke über das Siegesthor hinaus führen ſollte.

Da hörte er dicht hinter ſich ein helles Lachen und gleich darauf ein „Guten Abend, Herr Wilibald!“ von einer feinen Stimme, die ihm gar wohl bekannt war. Sofort blieb er wieder ſtehen und machte eine halbe Wendung, ſo hurtig es ihm ſeine Laſt erlaubte, um ſich nach dem Geſicht umzuſehen, das neben ihm in dem Schneezwielicht auftauchte.

Ein blaſſes junges Mädchengeſicht mit großen ſchwärmeriſchen Augen, ſoviel ſich bei dem unſicheren Laternenſchein und unter dem Schleierchen, das bis auf die Spitze der ſtumpfen kleinen Naſe herabreichte, erkennen ließ. Er aber kannte jeden Zug darin. War es ihm doch anderthalb Jahre lang jeden Morgen und Abend begegnet, da es ſeiner Hausgenoſſin gehörte. Und doch kam es ihm jetzt fremd vor. Denn der nicht gerade kleine, aber ſchöngeſchweifte Mund, der ſich lachend öffnete und die hübſchen Zähne ſehen ließ, war für gewöhnlich ſtreng geſchloſſen, oder wurde nur durch ein Lächeln belebt, bei dem die kleine Falte, die ſich am linken Mundwinkel eingegraben, kaum verſchwand.

Darum ſagte Herr Wilibald mit unverhohlenem Erſtaunen:

„Sie ſind es, Fräulein Froſinchen? Sie ſind ja ungewöhnlich luſtig. Was iſt Ihnen denn ſo Amüſantes begegnet?“

„O, Herr Wilibald,“ antwortete das Mädchen, das auf einmal wieder ernſthaft geworden war, „verzeihen Sie mir's, es war unartig von mir, ſo grad hinauszulachen, aber mit dem Pferd am Rücken — wenn Sie ſich ſelber ſehen könnten — und der Hut, der Ihnen ſo ſchief ſitzt — Sie müſſen mir's nicht in übel nehmen —“

„Ja ſo!“ unterbrach er ſie und lachte nun ebenfalls, da auch ſie trotz des beſten Willens von neuem anfing, — „ich nehm's Ihnen gar nicht übel. Ich muß wohl ein Anblick für Götter ſein, aber wahrhaftig, das Lachen iſt mir bisher vergangen. Der Gaul hat mich gehörig in Schweiß gebracht, da er mich reitet, ſtatt ſelbſt geritten zu werden. Sehen Sie, in dem Laden, wo ich ihn kaufte, wollten ſie ihn mir nachſchicken, aber zu uns hinaus iſt's weit, und ein Packträger, dem ich den Weg hätte zeigen können, — mein Gott, am Heiligabend iſt's ſchwer, einen aufzutreiben. Da lud ich mir ihn ſelbſt auf den Rücken, damit ich ſicher wäre, daß er heute noch richtig ankommt. Die Peitſche, die dazu gehört, ſteckt in meiner Rocktaſche neben einem Bilderbuch. Der Hanſel muß doch auch wiſſen, daß Weihnachten iſt und daß Onkel Wilibald mit dem Chriſtkindchen ſeinetwegen geſprochen hat.“

„O,“ ſagte das Mädchen eifrig, „Tante Froſinchen will's auch nobel geben. Da ſchauen Sie, wie ich bepackt bin. In dieſer Stranitze ſind Lebkuchen, in dieſer Aepfel und Nüſſe, und das Hauptſtück, der warme Kittel, den ich ihm geſchneidert hab', liegt zu Hauſe parat. Aber jetzt will ich Ihnen helfen, das Pferd zu tragen. Ich nehm' meine Pakete in den linken Arm, dann hab' ich die rechte Hand frei, und wenn wir beide anfaſſen —“

„Wo denken Sie hin, Froſinchen!“ erwiderte er kopfſchüttelnd, wobei ihm der Hut vom linken auf das rechte Ohr rutſchte. „Wer ſich freiwillig eine Laſt aufgeladen hat, muß keinem andern damit beſchwerlich fallen. Und Mutter Natur hat mich auch ſo gütig ausgeſtattet, daß der Gaul ſo bequem und ſicher auf meinem erhabenen Rücken ruht, wie ein Ballen oder ein Waſſerſchlauch auf dem Schiff der Wüſte. Sie wiſſen doch, Fräulein Froſinchen, daß man das Kamel ſo poetiſch benamſet hat?“

Sie wurde ein wenig rot.

„Nein, ich hab' das nicht gewußt, Herr Wilibald. Ich weiß ja überhaupt ſo wenig, dahinter müſſen Sie längſt gekommen ſein. Ich habe keine ſo gute Erziehung gehabt wie Sie, der Sie ja ein halber Gelehrter ſind. Aber wenn Sie durchaus nicht wollen, ſo laſſen Sie uns wenigſtens machen, daß wir nach Hauſe kommen. Man hat mich im Geſchäft noch feſthalten wollen, nachdem ich heute ſchon vier Hüte aufgeſteckt hab'; es gibt halt ſo viel zu thun auf Weihnachten. Aber ich hab' geſagt, ich müſſ' eben heim zur Beſcherung, wenn mir die Extraſtunden auch noch ſo gut bezahlt würden. Sie glaubten, es würde mir beſchert werden und ich könnt's nicht erwarten. 's war mir aber nur drum, daß der Hanſel nicht ſchläfrig werden möcht'.“

Sie ſchritt wieder voran die lange einſame Straße hinab, mit kleinen, flinken Füßen auf den morſchen Schnee ſtapfend, während er, ruhig ausholend, mit ihr Schritt hielt, ein wenig hinter ihr, da es ihm Vergnügen machte, ihre zierliche Figur in dem eng anſchließenden Jäckchen immer im Auge zu behalten. Sie war nur von mittlerer Größe, ſo daß ſein hoher Cylinder ihr ſchwarzes Hütchen wohl noch um Handbreite überragte. Aber ihre Schlankheit und der kleine Kopf auf den rundlichen Schultern ließen ſie viel größer erſcheinen.

„Wo kommen Sie denn her, Herr Wilibald?“ fragte ſie nach einem kurzen Stillſchweigen. „Sie wollten ja zu dem Herrn Hofkapellmeiſter.“

„Bei dem war ich auch. Ich würde ja ſonſt kein Geld für den Roßtäuſcher gehabt haben, der mir dieſe Schaukel-Roſinante aufgeſchwatzt hat, teuer genug. Sie iſt aber auch von edler Raſſe, ſehen Sie nur, mit natürlichem Pferdehaar und einem Sattelzeug erſter Qualität. Auch reut mich das Geld nicht. Ich habe ja nur darum in der letzten Zeit täglich acht Stunden am Schreibtiſch geſeſſen, um die Arbeit heute noch abliefern zu können. Es war kein Kinderſpiel, ſechsundfünfzig Bogen und die Partitur, aus der ich die Stimmen abſchrieb, ſo voll Korrekturen und Krakelfüßen. Der Herr Hofkapellmeiſter machte auch große Augen. ‚Schon fertig, Herr Wilibald?‘ rief er. ‚Sie ſind ja ein Hexenmeiſter, und dabei Ihre unfehlbare Accurateſſe, und jede Note wie geſtochen.‘ Ein lieber Mann, der Herr Hofkapellmeiſter. Schade nur, daß er ganz in die neueſte Muſik verrannt iſt, für die ich mich ſo wenig begeiſtern kann. Er ſaß an ſeinem Flügel und ſah gerade wieder eine neue Oper durch. ‚Da iſt wieder Arbeit für Sie,‘ ſagte er, ‚natürlich nach den Feiertagen.‘ — ‚O,‘ ſagt' ich, ‚Herr Hofkapellmeiſter, unſereins äſtimiert die Feiertage nicht ſo beſonders. Notenſchreiben iſt ja meine Leidenſchaft. Da ich ſelbſt nichts komponieren kann, macht es mir wenigſtens Vergnügen, zu ſehen, was andere zu ſtande bringen, obwohl —‘ da unterbrach er mich und lachte: ‚Ich weiß ſchon, Herr Wilibald, Sie ſind ein Reaktionär, ein eingefleiſchter Bach-Anbeter. Nun, über den Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten, und Ihrer iſt nicht der ſchlechteſte. Aber ſagen Sie einmal, wie ſind Sie überhaupt zu Ihren ſchönen muſikaliſchen Kenntniſſen gekommen? Sie ſagten mir einmal, daß Sie auf dem Dorf aufgewachſen ſeien. Aber Sie verſtehen ſich ja auf die Harmonie, daß mancher Konſervatoriumsſchüler Sie beneiden könnte. Mehr als einmal hab' ich Sie darauf ertappt, daß Sie einen Schreibfehler in einer Partitur ſtillſchweigend verbeſſert haben.‘ — Das ſchmeichelte mir natürlich von ſo einem Herrn. Und da mußt' ich ihm, wobei er mich zum Sitzen einlud, meine ganze Lebensgeſchichte erzählen, wie ich als ein friſcher rotbackiger Bub bei meinem Vater, dem Schullehrer und Organiſten im Ansbachſchen, in die muſikaliſche Lehre ging und kein größeres Vergnügen kannte, als auch einmal verſtohlen auf der Klaviatur unſerer Orgel herumzufingern, wenn ich einen Schulkameraden fand, der für ein paar Aepfel, die ich ihm ſchenkte, mir ein Stündchen die Bälge trat. Und wie ich dann von dem Apfelbaum im Pfarrgarten herunterfiel und als ein armſeliges Klümpchen Unglück aufgehoben wurde mit dem verſtauchten Rückgrat, und der Dorfbader an mir herumdokterte, bis richtig aus dem ‚kleinen Verdruß‘ ein großer geworden war; und damit war's auch mit dem Schulmeiſterwerden, wovon ich geträumt hatte, vorbei, denn meine Stimme blieb verhunzt, ich hätte eine Stube voll wilder Dorfbuben nicht regieren können. Warum ich mich nicht vollends zum Muſiker ausgebildet hätte? fragte der Herr Hofkapellmeiſter. ‚Ja, das war ſehr einfach,‘ ſagt' ich; ‚wir waren unſer ſieben, da mußt' ich froh ſein, ein bißchen Remuneration zu kriegen für meinen Kantordienſt, als mein Vater ſtarb und der neue Lehrer nicht im ſtande war, den Organiſten zu machen. Als aber meine Geſchwiſter faſt alle aus der Welt gegangen waren und ich das Bauerngütchen von einem Mutterbruder erbte, der wegen meines Unglücks und meiner Muſik einen Narren an mir gefreſſen hatte, — ich habe es Ihnen ja ſchon öfters geklagt, daß es da zu ſpät war, um noch ein regelrechtes Studium anzufangen. Ich wäre doch zeitlebens ein Pfuſcher geblieben.‘ Und dann erzählte ich ihm, wie ich mein Gütchen zu Gelde gemacht habe und in die Stadt übergeſiedelt bin, um hier endlich viele und gute Muſik wenigſtens zu hören, und ein vier bis fünf Jahre lebte ich ja auch herrlich und in Freuden, bis mein kleines Vermögen draufgegangen war. Na, und Sie wiſſen, wie ich dann in unſer Häuschen zog, zu dem Milchmann, deſſen Frau damals noch lebte, und mich aufs Notenabſchreiben verlegte, womit ich mich wenigſtens ehrlich durchbrachte. Und jetzt, da ich die Beſchäftigung beim Theater habe, die er mir ſo anſtändig honoriere, ſagt' ich, fehle mir auch nichts, um mit meinem Loſe zufrieden zu ſein, und ich hätte nur den Wunſch, daß man auch mit mir zufrieden bleiben möchte. — ‚Herr Wilibald,‘ ſagte da der gute Herr, der beſtändig, während ich ihm vorſchwatzte, in meinen Abſchriften geblättert hatte, ‚Sie fiſchen nach Komplimenten, wie man zu ſagen pflegt. Wer ſollte mit ſolchen Arbeiten nicht zufrieden ſein. Um Ihnen aber einen Beweis zu geben, wie hoch auch der Herr Generalintendant Ihren Fleiß und Ihre Kenntniſſe ſchätzt, kann ich Ihnen eröffnen, daß Ihnen ein fixer Gehalt von 200 Mark ausgeſetzt iſt; natürlich werden Ihnen Ihre Abſchriften außerdem nach wie vor beſonders honoriert. Dies Fixum ſoll uns nur Ihre ausſchließliche Thätigkeit für die Oper und die Muſikſchule ſichern, denn Sie müſſen ſich verpflichten, keine anderen Aufträge, als die unſeren, anzunehmen. Können Sie ſich dazu verſtehen, ſo wird Ihnen die amtliche Ausfertigung Ihres Jahresgehalts allernächſtens zugehen, und die Anſtellung tritt ſchon mit dem erſten Januar in Kraft.‘“

„Das iſt aber einmal ſchön!“ rief das Mädchen und blieb aufgeregt ſtehen. „Da ſind Sie ja aus aller Sorge, Herr Wilibald. Ein feſtes Gehalt! darauf können Sie ja heiraten.“

Herr Wilibald blieb ſtehen. Sein heiteres Geſicht wurde plötzlich ſehr ernſt, faſt traurig.

„Warum ſpotten Sie, Fräulein Eufroſina?“ ſagte er. (Er pflegte ſie immer mit ihrem vollen Namen zu nennen, wenn er einmal unzufrieden mit ihr war.) „Sie wiſſen doch — Sie haben doch Augen im Kopf —“

„Ich verſtehe nicht —“ ſtammelte das Mädchen und errötete, während ſie die Augen niederſchlug und den Rand ihres Schleierchens über die Naſenſpitze herabzuzupfen ſuchte. „Warum ſollten Sie nicht heiraten, jetzt, da Sie Ihr ſicheres Auskommen haben?“

Er ſah ſie ſcharf an, als ob er prüfen wollte, ob ſie ihre ehrliche Meinung ausgeſprochen habe. Dann hob er mit ſichtbarer Anſtrengung das Pferdchen von den Schultern und ſetzte es vor ſich nieder auf den Schnee.

„Warum ich nicht heirate, Kind? Sehen Sie mich gefälligſt an. Die Antwort ſteht mir doch deutlich genug auf den Rücken geſchrieben.“

„Aber, Herr Wilibald — das — !“

„Ja das, Fräulein Froſinchen! Springt es Ihnen jetzt genugſam in die Augen? Man pflegt wohl zu ſagen: ‚Jeder hat ſein Päckchen zu tragen.‘ Wenn keiner heiraten wollte, als wer kein Packchen zu tragen hat, würde die Welt ausſterben. Meines aber iſt ein bißchen groß geraten, und der Pack ſitzt an einer ſo ſichtbaren Stelle, daß jeder ſich daran ſtoßen muß, beſonders die Frauenzimmer, bei denen die Toilette, die einer gemacht hat, eine ſo große Rolle ſpielt. Ich habe mich längſt drein ergeben, daß ich auf meinem Lebensweg den Ruckſack immer mit mir ſchleppen und ſogar damit zu Bett gehen muß. Ich weiß ja, daß ich damit nur die Erbſünde zu büßen habe.“

„Die Erbſünde?“

„Ganz wörtlich genommen. Denn wäre ich nicht auf den Apfelbaum geklettert, der leider nicht in meines Vaters Garten, ſondern in einem fremden ſtand, ſo wäre ich nicht heruntergefallen. So bin ich aus meinem Paradieſe vertrieben worden, wie Vater Adam, durch das Gelüſt nach einer verbotenen Frucht. Es war eine Goldreinette, die am höchſten Zweig hing; ich ſehe ſie noch immer vor mir.“

„Aber Vater Adam war verheiratet,“ wagte das Mädchen halb ſchalkhaft, halb ſchüchtern einzuwerfen.

Nun lächelte der kleine Mann ſchon wieder.

„Vater Adam hatte ſeine Eva ſchon vorher gefunden, und dann — der ‚kleine Verdruß‘, den ihm der verhängnisvolle Apfel eingetragen, ſaß ihm inwendig. An ſo was nehmen die guten Frauen keinen Anſtoß. Ich aber — glauben Sie, Fräulein Froſinchen, daß ich nicht auch meinen Stolz habe? Ich wäre nicht damit zufrieden, daß ſich ein Mädchen in mein Gehalt verliebte und bloß der Verſorgung wegen, die nicht einmal die fetteſte wäre, die krumme Fünf gerade ſein ließe. Und wenn eine geſchmacklos genug wäre, mich ſo wie ich bin reizend zu finden — an deren geſundem Verſtand und richtigen fünf Sinnen müßte ich zweifeln. Nein, liebe Nachbarin, ich muß ſchon ſo verbraucht werden und froh ſein, wenn hin und wieder ein guter Menſch, wie Sie zum Beiſpiel, mir ein bißchen Freundſchaft erweiſt. Den Gedanken, das edle Geſchlecht der Wilibalds fortzupflanzen, habe ich ein für allemal aufgegeben.“

Sie ſtanden jetzt ſchweigend nebeneinander und ſahen beide auf den Kopf des Schaukelpferdes, zwiſchen deſſen geſpitzten braunen Ohren ein artiger ſchwarzer Mähnenſchopf in die Luft ſtarrte. Die wenigen Vorübergehenden verwunderten ſich über die ſonderbare Gruppe. Ein paar kleine Buben ſchlichen ſich heran und wagten endlich, den Hals des Pferdes zu ſtreicheln.

Da lachte Herr Wilibald.

„Laſſen Sie uns weitergehen," ſagte er, indem er ſich ſeine Laſt wieder auf den Rücken lud. „Wir erwecken ſonſt die Erbſünde des Neides in dieſen jungen Gemütern. Ja, wenn die Summe meines Gehalts eine Null mehr hätte! Ich habe mir's immer wunderſchön gedacht, ſo am Weihnachtsabend, alle Taſchen voll Geld, durch die Stadt zu ſchlendern, und wo ich ein paar große Kinderaugen in einen hellen Spielzeugladen ſtarren ſähe, die kleinen Leute bei der Hand zu faſſen und hineinzuführen: ‚Herz, was begehrſt du?' Mich wundert, daß die Rothſchilds ſich dies Vergnügen nicht regelmäßig gönnen. Unſereins kann ſich's höchſtens bei einer Obſtbude oder einer Kuchenfrau erlauben, und auch das iſt ſchon der Mühe wert. So ein Kindergeſicht zu ſehen, das plötzlich dunkelrot wird vor Ueberraſchung, wenn die ſchönen Kirſchen oder Schaumrollen, nach denen ihm das Waſſer im Munde zuſammenlief, auf einmal ihm in die ſchmutzigen kleinen Hände gelegt werden — es geht mir nichts drüber. Man kommt ſich dabei ordentlich vor, als wäre man noch in der Märchenzeit, wo Zauberer und Feen armen Kindern ihre heimlichſten Wünſche erfüllten."

„Sie ſind ſehr kinderlieb," ſagte das Mädchen nach einer kleinen Pauſe.

„Das bin ich, Fräulein Froſinchen. Denn ich erinnere mich ſehr gut, was ich ſelbſt als Kind für unerfüllte Wünſche hatte und wieviel Schmerzen ich litt, von denen niemand wußte. Es iſt nicht wahr, daß die Jugend die glücklichſte Zeit im Leben iſt. Wenn ihre Aengſte und Kümmerniſſe auch verhältnismäßig klein und oft recht kindiſch ſind — auch der Verſtand, mit dem man ſich drüber weghilft, iſt ja nur klein, und man hat noch nicht die Erfahrung gemacht, daß alles vergeht, man hält alles für ewig. Ein großer Menſch wird auch mit ſeinen großen Leiden viel beſſer fertig, und wenn er Courage hat, faßt er ſelbſt den leibhaftigen Teufel an den Hörnern und ringt mit ihm, bis er ihn unterkriegt. Aber ſo ein dummes ſcheues Ding von ſechs oder ſieben Jahren, das oft nicht genug zu eſſen bekommt — das ſieht überall Geſpenſter, und wenn Mutter Natur das kleine Volk nicht auch wieder leichtſinnig gemacht und ihm eine gute Heilhaut gegeben hätte — die wenigſten kämen lebendig aus den Kinderſchuhen heraus."

„Nein," ſagte das Mädchen, „ich hab's anders gehabt. Ich war immer luſtig, ſolang ich noch klein und bei der Mutter war. Erſt wie ich größer geworden bin und für mich allein leben mußte —"

Sie verſtummte und ſchien faſt erſchrocken, daß ihr dieſes Bekenntnis entſchlüpft war. Er aber hatte kein Arg dabei.

„Mag ſein," fuhr er gleichmütig fort, „daß die Mädel noch gedankenloſer aufwachſen, als die Buben, und ſich daher ihre jungen Schmerzen und Sorgen nicht ſo zu Herzen nehmen. Auch laſſen ſie ſich ja mit einem bunten Band oder einer Schnur Glaskorallen leicht über alles tröſten, gerade ſo wie die wilden Völker, die auch immer Kinder bleiben. Verzeihen Sie mir den ungalanten Vergleich, Fräulein Froſinchen; aber es iſt etwas Wahres daran. Im allgemeinen aber bleibe ich bei meiner Meinung: Kinder haben einen Tröſter und Erlöſer nötiger, als erwachſene Menſchen, und darum ſchon allein iſt die chriſtliche Lehre die beſte, weil Chriſtus der einzige von allen Religionsſtiftern geweſen iſt, der ſich mit den Kindern eingelaſſen und zu Weihnachten ein großes Kinderfeſt eingeführt hat."

Er hatte ſich außer Atem geſprochen und ſtand einen Augenblick ſtill, die Laſt ein wenig lüftend, doch ohne ſie abzuſetzen. „Nehmen Sie doch mein Tuch," ſagte er, „und trocknen mir ein wenig den Schweiß ab; ich bin ſo unbehilflich mit meiner Beſcherung."

Sie that es eifrig und geſchickt und ſtopfte ihm dann das Tuch zwiſchen ſeinen Nacken und die Laſt, die darauf drückte, und wie er nun weiter ging, nickte er ihr zum Dank freundlich zu. „Sie wären eine hübſche Veronika geweſen, wenn Sie unſerm Herrn Jeſus auf ſeinem Kreuzwege begegnet wären. Sagen Sie, iſt es Ihnen nie aufgefallen, daß in keiner der anderen Religionen von der Kindheit ihrer Stifter die Rede iſt?"

Wieder wurde ſie rot. „Ich weiß ja ſo wenig von den anderen Religionen, Herr Wilibald. Sie müſſen mir's erklären."

„Nun, von den Arabern und Türken haben Sie doch in der Schule gehört," ſagte er. „Der Mohammed kommt gleich als ein erwachſener junger Mann zum Vorſchein und hat auch bald eine Frau. Und gar die griechiſchen Götter — man erfährt wohl von manchen, wo ſie geboren worden ſind, aber ſie ſind dann gleich fertige junge Götter, liegen in keiner Krippe, müſſen nicht nach Aegypten flüchten und ſich hernach in einer Synagoge von alten Schulmeiſtern examinieren laſſen. Von dem, was junge Menſchenkinder Luſtiges und Leidiges erleben, wiſſen ſie nichts, daher fällt es nachher auch keinem ein, die Kindlein zu ſich kommen zu laſſen. Wie's in Indien damit ſteht, weiß ich nicht, ich habe eben nicht Theologie ſtudiert."

„Und doch mein' ich, Sie könnten, wenn Sie nur wollten, beſſer predigen, als die meiſten Pfarrer. Mich wundert nur, daß Sie trotzdem nicht in die Kirche gehen."

„Ja, liebes Kind," erwiderte er mit einem Seufzer, „das kommt eben daher, weil ich das Beſte verloren habe, was einem in der Kindheit beſchert iſt, den Kinderglauben. In meinem kleinen Geburtsort hätte mich am Sonntag nichts zu Hauſe gehalten, ich mußte auf dem Orgelchor ſitzen, und jedes Wort unſeres guten Paſtors ſog ich ſo begierig ein, wie ein Wickelkind die Milch der Mutterbruſt. Wie ich dann zu reiferen Jahren und zu Verſtande kam, habe ich den Katechismus mit anderen Augen ſtudiert und mir die Welt betrachtet, die ſo viel Rätſel aufgibt, auf die er keine Antwort hat; nun, und weil auch die Herren auf der Kanzel einem das Wort des Rätſels ſchuldig bleiben, bin ich es müde geworden, da unten zu ſitzen, während ſie oben ſo ſicher alle ſieben Himmel durchfliegen. Auch ſpielt man mir gewöhnlich die Orgel zu ſchlecht. Der liebe Gott, der mir meine muſikaliſchen Ohren gegeben hat, wird mir's nicht als Sünde anrechnen, wenn ich ſonntags mich in mein Kämmerlein einſchließe und ein paar Bachſche Fugen zu ſeiner Ehre auf meinem Klaviere zuſammenſtümpere. — Nein, Fräulein Froſinchen," fuhr er fort, da ſie plötzlich ſtehen blieb und ihn mit ihren ſchwermütigen Augen betroffen anſah, „Sie müſſen darum nicht glauben, daß ich ein gottloſer Menſch ſei. Gerade weil ich finde, daß alles, was wir Gott und göttliches Weſen nennen, über unſere enge Vernunft geht, weil es die Welt umfaßt und ewig iſt, wir aber ſo ſchwache und kurzatmige Geiſter ſind, wie die Funken, die in einem Herdfeuer aufſpringen, gerade aus Reſpekt vor dem Allerhöchſten und Ueberirdiſchen geht mir's gegen den Mann, wenn ich die guten Leute das Heilige ſich zum Kindermärchen machen ſehe und höre, wie ſie mit ihrem Lallen die großen Geheimniſſe auszudeuten meinen. Wer aber brav iſt, wie Sie, und ganz andächtig Gott einen guten Mann ſein läßt, mit dem kann ich mich ſehr wohl verſtändigen. Uebrigens, wie ſind wir nur darauf gekommen? Ich mag ſonſt ſo ungern über Religion ſprechen, wie über die Muſik. Unſer innerer Sinn iſt ſo verſchieden geſtimmt, wie unſere Ohren. Jeder hat den Gott, den er braucht und verſteht, und jeder hängt an den Meiſtern, die ihm die Seele bewegen. Nein, Sie dürfen mir kein ſo mißbilligendes Geſicht machen, liebe Nachbarin. Gerade heut, denk' ich, können ſich die Menſchen, ſo verſchieden ſie über all das denken, was vor faſt zweitauſend Jahren mit dem Kindlein von Bethlehem in die Welt gekommen iſt, froh und verträglich die Hand reichen. Wer alle Mühſeligen- und Beladenen hat erquicken wollen und ſich dafür kreuzigen ließ, daß er ſein Herz an die Menſchheit hingab, gegen den bleibt die Menſchheit noch immer tief in der Schuld, wenn ſie ihm noch ſo viel göttliche Ehren erweiſt. — Aber da ſind wir ja ans Ziel gelangt. Ich geſtehe, es iſt mir eine Wohlthat, daß ich endlich das Dach unſeres Häuschens ſehe, ſo gern ich mit Ihnen geplaudert habe. Der Gaul hat meinen Nacken nachgerade ſchändlich durchgeritten."

* * *

Das kleine einſtöckige Haus lag draußen vor dem Thor. Sie hatten aber erſt noch ein gutes Stück an den ſchönen neugebauten Villen vorbeiwandern müſſen, ehe ſie in die dunkle Seitenſtraße einbiegen konnten, wo alles noch an die dörfliche Vorzeit dieſer jetzt zur Stadt aufſtrebenden Gegend erinnerte. Hier war's luſtig zu wohnen im Sommer, wenn die Gärten im Flor ſtanden und Schatten gaben. Zur Winterszeit lag der Schnee hier dicker und feſter auf den Straßen und Dächern, und die wenigen Laternen waren trügliche Wegweiſer für ſolche, die nicht ganz ortskundig hier draußen zu thun hatten.

Unſerem Paare aber erſchien dies einſame Gebiet heimiſch und traulich genug, und ſie erkannten ſchon von weitem das Haus in dem ſchmalen Vorgärtchen, deſſen Büſche und Beete unter einer hohen glatten Schneedecke verſchwunden waren. Gleich bei ſeiner Ueberſiedlung hatte Herr Wilibald ſich dort eingemietet. Denn die Nachbarſchaft eines Handelsgärtners und die noch unbebaute Wieſe ihm gegenüber bürgten ihm dafür, daß ſein empfindliches Ohr nicht durch Klavierübungen und ſingende Backfiſche beunruhigt werden würde. Auch die Hausbeſitzer ſagten ihm zu. Das kleine Grundſtück hatte ſeit vielen Jahren einer Milchfrau gehört, die von hier aus mit ihrem Wägelchen ihre Kunden in der Stadt verſorgte. Nach dem Tode ihres erſten Mannes, dem ſie eine einzige Tochter geboren, hatte ſie ihr Herz an einen nicht gerade reputierlichen Menſchen gehängt, einen völlig armen und übel beleumdeten ehemaligen Wilderer, der eine geraume Zeit, da er ſich an einem Förſter vergriffen, im Zuchthaus ſeine Jugendſünden abgebüßt hatte und als Knecht zur Beſorgung des Hauſes und Stalles von der barmherzigen Witwe in Dienſt genommen worden war. Er ſelbſt war ſchon in den Vierzigen, aber ein rüſtiger und ſtattlicher Geſelle, der ſich auch als Ehemann und Hausbeſitzer nichts Aergeres mehr zu ſchulden kommen ließ, als daß er hin und wieder einen Haſen ſchoß, der ſich vom Felde herein allzu nah an ſein Krautgärtchen heranwagte. Als dann die Frau mit Tode abgegangen war, führte ihm die Stieftochter das Hausweſen, während er das einträgliche Geſchäft ſeiner Seligen fortſetzte, allerdings mit einer verdroſſen herablaſſenden Miene, wie um anzudeuten, daß er dies verdienſtliche, aber unmännliche Gewerbe unter ſeiner Würde hielt. Ein kurzes Jahr hindurch hauſte er dann ganz allein in ſeinem Häuschen. Die Tochter hatte ſich mit einem Handwerker verheiratet. Als aber dieſer in ſeinem Geſchäft durch einen Zufall verunglückte, zog die Frühverwitwete mit ihrem Knäbchen, jenem ſchon mehrerwähnten Hanſel, wieder zu ihrem einſamen Stiefvater und lebte ſtill und traurig neben ihm hin, bis auch ſie, als ihr kleiner Sohn eben drei Jahre alt geworden war, einer damals umgehenden Volkskrankheit zum Opfer fiel.

Dieſen letzten Abſchnitt in dem Leben des Hausherrn hatte Herr Wilibald miterlebt und an den drei Perſonen, die unter einem Dach mit ihm hauſten, ſeiner menſchenfreundlichen Natur nach einen warmen und hilfreichen Anteil genommen. Sein Mitgefühl für die junge Frau übertrug er dann auf das verwaiſte Knäbchen, und wer ihn nach dem Begräbnis der Mutter unten in dem Zimmer traf, wo das Bett des Kleinen ſtand und der Großvater, bei ſeinen ſechsundfünfzig Jahren ſchon ſtark ergraut, ſich unbehilflich mit der Wartung des Kindes abmühte, hätte kaum bezweifelt, daß der kleine hochſchulterige Mann mit der feinen hellen Stimme, der mit dem Bübchen ſtundenlang plauderte, ihm ſein Eſſen gab und es endlich zu Bett brachte, der rechte Vater ſei.

Er ſelbſt hatte zwei Zimmer des oberen Stockwerks inne, ein dreifenſteriges, das die ganze Vorderſeite des Hauſes einnahm und in welchem ſein Klavier, ſein Arbeitstiſch und ein mit verblichenem Kattun überzogenes Sofa ſtand, und daran anſtoßend ein kleineres Gemach, worin er ſchlief. Dieſem gegenüber, durch einen halbdunkeln Flur getrennt, lag ein ebenſo großes Gemach, an das eine kleine Küche ſtieß, beide damals leer und verſchloſſen, bis vor anderthalb Jahren ſich eine Mieterin auch für dieſes höchſt dürftige Quartier einfand, unſer wohlbekanntes Froſinchen. Der mürriſche Hausherr, der ſeit dem Tode der Stieftochter immer menſchenfeindlicher geworden war, ſich dem Trunk ergeben und damit ein altes Bruſtleiden genährt hatte, wollte das hübſche junge Fräulein zuerſt nicht in ſein ehrbares Haus aufnehmen. Er gab ihr unzweideutig zu erkennen, daß er ſie nicht für genugſam tugendhaft halte, um ſeiner Hausherrnreputation nicht zu ſchaden. Das blaſſe, ſehr einfach gekleidete Mädchen hatte mit kaum zuruckgehaltenen Thränen beteuert, ſie habe durchaus keinen „Anhang", ſie arbeite in dem Putzgeſchäft des Fräulein N. N., wo man ſich nach ihrer Moralität erkundigen könne, und wenn jemals ein Herrenbeſuch über ihre Schwelle komme, wolle ſie ſich's gefallen laſſen, Knall und Fall aus dem Hauſe gejagt zu werden.

Das alles brachte ſie in ſo demütigem Tone vor und blickte dabei mit ſo lieblicher Freundlichkeit auf den kleinen Hanſel, der ihr ein Händchen gegeben und ihre Hand nicht wieder loslaſſen wollte, daß der bärbeißige Milchmann ſich ſchon halb beſänftigt fühlte. Zum Ueberfluß kam Herr Wilibald wahrend der Verhandlung dazu und wußte ſeinen Mietsherrn zu bewegen, mit dem guten Geſchöpf, dem man eine harte Lebensſchule im Geſicht anſah, wenigſtens einen Verſuch zu machen.

Noch am ſelben Abend bezog das Froſinchen das leere Zimmer im oberen Stock, und die Küche wurde ihr gleichfalls zur Verfügung geſtellt. Doch benutzte ſie dieſelbe nicht, wie die Männer gedacht hatten, als Garderobekammer, da ſie außer dem dunkeln Fähnchen, das ſie trug, überhaupt keine nennenswerten Toilettegegenſtände, bis auf ein wenig ſehr ſaubere Wäſche, beſaß, ſondern gab den verwahrloſten verſtaubten kleinen Herd ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurück, indem ſie abends, nachdem ſie von ihrer Arbeit in der Stadt zurückgekehrt war, ſich ein äußerſt dürftiges Mahl ſelbſt bereitete, welches ſie auf dem ſchmalen Küchentiſch bei einem winzigen Lämpchen verzehrte. Mittags begnügte ſie ſich mit einem Brötchen und, je nach der Jahreszeit, etwas Obſt, oder ein paar Wurſtſcheibchen, welche frugalen Vorräte ſie in einer Ledertaſche bei ſich trug.

Dabei hielt ſie nicht nur gewiſſenhaft ihr Gelübde, keinen Männerfuß je über ihre Schwelle zu laſſen, ſondern es klopfte auch kein weiblicher Finger jemals an ihre Thüre, da ſie nach Freundinnenumgang nicht das geringſte Verlangen zu tragen ſchien. Denn auch an Sonn- und Feiertagen, wenn ſie in der Frühe ihren Kirchgang gemacht hatte, hielt ſie ſich einſam zu Hauſe, niemand wußte, was ſie dann anfing, um die langen Stunden hinzubringen. Es konnte nicht Armut ſein, was ſie zu dieſem einſiedleriſchen Einſitzen bewog. Sie war eine ſehr geſchickte, gut bezahlte Arbeiterin, und nach und nach ſchmückte ſie auch ihr Stübchen mit allerlei beſcheidenem Kram, friſchen weißen Vorhängen, einer Tiſchdecke und einem billigen Oelfarbendruck, eine einſame Jungfrau in himmelblauem altdeutſchem Gewande mitten in einer ſaftgrünen Wieſe darſtellend, den ihr ein herumziehender Bilderhändler aufgehängt hatte. Von dieſen Herrlichkeiten hatten jedoch ſelbſt ihre Hausgenoſſen nur eine dunkle Ahnung. Der Milchmann, der an der Waſſerſucht litt, bemühte ſich nie die ſteile Holztreppe hinauf, und Herr Wilibald konnte nur ſelten einmal einen Späherblick in das Zimmer ſeiner Nachbarin werfen, wenn ſich ihre Thüre zufällig in demſelben Augenblick, wie die ſeinige, öffnete. Da er aber gute Augen hatte und überdies ein gutes Gemüt, das an dem geheimnisvollen Weſen und Weben dieſes im Schatten blühenden jungen Geſchöpfs einen immer wachſenden Anteil nahm, entging es ihm nicht, daß ſein Gegenüber trotz der ſtrengen Arbeit und dürftigen Mahlzeiten nach und nach eine friſchere Farbe auf den Wangen bekam und ſogar — freilich ſelten genug — ein Lächeln auf den Lippen, die ſich unverkennbar zu röten anfingen.

Dieſes Wunder bewirkte kein Geringerer, als der kleine Hanſel. Von der erſten Stunde an hatte er ſein mutterloſes Herz an die neue Hausgenoſſin gehängt, die freilich für die mancherlei Bedürfniſſe eines ſo jungen Kindes ein feineres Verſtändnis hatte, als ſelbſt der gütige Onkel Wilibald. Daß ihre Tagesarbeit Tante Froſinchen ſo lange in Anſpruch nahm, trug nur dazu bei, die zärtliche Hingebung des kleinen Burſchen an ſeine Freundin zu ſteigern, da er den ganzen Tag bis zum Feierabend auf ſie zu warten hatte. Kaum aber betrat ſie das Vorgärtchen, ſo rannte er ihr unaufhaltſam entgegen, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie ihn auf den Arm nahm, küßte und die Stiege hinauf trug. Da verlangte er nichts Beſſeres, als um ſie herumzutrippeln, wenn ſie ihre Lampe anzündete, ſich in ein Hausjäckchen ſteckte und den Suppentopf auf dem Herde zurichtete. Beim Eſſen hockte er dann auf einem Schemel ihr gegenüber, ließ ſich hin und wieder ein Bröckchen in den Mund ſtecken und plauderte mit ihr in ſeinem Kauderwelſch, von dem ſie beſſer als Onkel Wilibald jede Silbe verſtand.

Dieſer, der trotz ſeiner Gutherzigkeit ſich einer gewiſſen Eiferſucht nicht erwehren konnte, hätte gern dann und wann in der Küche drüben ſich zu Gaſt geladen. Aber die unverbrüchliche Hausregel wurde auch auf ihn angewandt. Die Thüre blieb ihm verſperrt, er konnte nur, wenn das Froſinchen den Kleinen zu Bett brachte, wie zufällig aus ſeinem Schlafzimmer tretend, ihr im Flur begegnen und dort mit kluger Behutſamkeit ſie durch ein Geſpräch zu feſſeln ſuchen. Das gelang ihm auch in der Regel ſo gut, daß ſie oft den Kleinen auf ein im Flur ſtehendes altes Tiſchchen ſetzte und ſich neben ihm auf dem ausgemuſterten Rohrſtuhl niederließ, um die anziehenden Reden des von ihr ſcheu verehrten Hausgenoſſen behaglicher zu genießen. Es kam wohl vor, daß Hanſel, der noch durchaus nicht ſo bildungsbedürftig war, wie ſie, darüber einſchlief. Dann lehnte ſie ſeinen kleinen Blondkopf an ihre Schulter, umfing ihn mit dem Arm und horchte nun um ſo andächtiger auf alles, was Herr Wilibald ihr erzählte.

Es waren keine „Staats- und gelehrten Sachen“, von denen er ſie unterhielt, auch nur ſelten Stadtgeſchichten oder was ſich in den Nachbarhäuſern etwa ereignet hatte. Auch nach ihrem früheren Leben und ihren Verhältniſſen fragte er nie mehr, nachdem ſie ihm einmal mit einer fliegenden Röte auf den Wangen geſagt hatte, ſie habe kein Glück in der Welt gekannt und wolle nichts anderes, als in aller Stille ſo fortleben. Er hatte aber eine eigene Art, die wir ſchon bei dem Geplauder der beiden auf ihrem Weihnachtsgang belauſcht haben, von zufälligen geringfügigen Anläſſen ſich in höhere Regionen zu erheben und ſich über Gott und Welt in einem feierlich-ſchlichten Phantaſieren zu ergehen, das oft genug für ihr Verſtändnis zu hoch war, aber eine beſchwichtigende und erhebende Wirkung auf ihr beklommenes Gemüt ausübte, ähnlich wie ſein Phantaſieren auf dem Klavier, womit er ſich nach angeſtrengter Arbeit zu erholen liebte. Daß ſie dann hinter der Thüre ſaß, die ſein großes Zimmer von ihrem Stübchen trennte, und begierig jeden Ton in ſich ſog, nur zuweilen aufſeufzend, wenn die Töne ſie mit ſchwermütiger Wonne erfüllten, hatte ſie ihm nie geſtanden, und er ſelbſt ahnte nicht, wie dankbar ſie ihm für dieſe verſtohlene Herzerquickung war, und wie ihr die einſamen Sonntage nur darum nicht lang wurden, weil auch er dann ſich etwas mehr Muße gönnte und ſtundenlang ſeine Bachſchen Präludien und Beethovenſchen Sonaten ſpielte. Obwohl ſie ein Kind des Volks und ohne alle muſikaliſche Vorbildung war, hätte ſie dieſe häuslichen Konzerte nicht hingeben mögen für die rauſchendſte Militärmuſik in einem hellbeleuchteten Sommergarten mit der flotteſten jungen Geſellſchaft.

⁂

„Wo werden wir ihm denn aber aufbauen?“ ſagte Herr Wilibald, während ſie jetzt auf das dunkle Haus zugingen. „Vorige Weihnachten beſcherten wir ihm ja unten beim Großpapa. Sie entſinnen ſich noch, Fräulein Froſinchen, wie ungemütlich es war. Der Alte, der wieder halb umnebelt war, knurrte uns an, als ob wir zum Stehlen, nicht zum Bringen, bei ihm eingebrochen wären. Seit ihm die Beine angeſchwollen ſind und er ſein Geſchäft hat aufgeben müſſen, kommt er ſich vor, als müſſe er noch einmal ſitzen, und die alte Zuchthäuslerſtimmung iſt wieder in ihm aufgewacht. Damals war zum Glück noch die Kathi bei ihm, das gute dicke Trampeltier, das ja auch Hanſels Mutter zu

Tode gepflegt und den Kleinen ſo treu verſorgt hat. Seitdem er die in einem ſeiner Wutanfälle mißhandelt und weggejagt hat, hat's ja keine ordentliche Perſon mehr bei ihm ausgehalten. Denn das fahrige junge Ding, die Loni — nun, Sie kennen ſie ja —, zu ihren anderen Tugenden hat ſie noch eine ſtarke Neigung zu allem Süßen. Denken Sie, von dem Kuchen, den ich neulich dem Hanſel mitbrachte, hat das arme Kerlchen kaum die Hälfte ſelbſt gegeſſen — er hat mir's ſelbſt geklagt —, und Ihre ſchönen Tüten würden den zweiten Feiertag wohl nicht mehr erleben, wenn Sie ſie unten ließen. Es wäre vielleicht das beſte," ſetzte er zögernd hinzu, „wir zündeten das Bäumchen, das ich geſtern beſorgt, in Ihrem Zimmer an. Da hätten Sie die Beſcherung immer im Auge."

„Nein, nein, Herr Wilibald," erwiderte ſie eifrig und errötete, ſo daß er es ſelbſt unterm Schleier und bei dem ſchwachen Laternenlicht der einſamen Straße ſehen konnte. „Bei mir iſt's unmöglich. Sie wiſſen ja —"

„Wegen der Hausordnung? Nun, die brauchte ich ja nicht zu verletzen. Sie ließen nur die Thüre offen, ich ſtellte mir einen Stuhl vor die Schwelle und betrachtete mir die Herrlichkeit ganz gemütlich von außen, wie Moſes vom Berg in das gelobte Land ſchaute. Oder wollen Sie lieber mir die Ehre geben? Am Heiligabend und in Hanſels Geſellſchaft machen Sie wohl mal eine Ausnahme."

Sie bedachte ſich einen Augenblick. „Das beſte wird ſein," ſagte ſie dann raſch, „wir machen's im Flur; das Bäumchen wird auf den Tiſch geſtellt, das andere legen wir drum herum, und über das Schaukelpferd hängen wir ein Tuch, daß es ihm erſt gar nicht in die Augen fällt, bis er ſich an den anderen Sachen ſatt gefreut hat, dann gibt's noch erſt die größte Ueberraſchung. Meinen Sie nicht auch?"

„Sie haben recht," ſagte er. „Das Richtige liegt auch diesmal genau in der Mitte. 's iſt ein bißchen klamm im Flur, aber der Hanſel wird ſich warm freuen und wir mit ihm, und wenn wir in beiden Zimmern brav heizen und die Thüren auflaſſen, bringen wir's wohl auch draußen bis auf acht Grad. Erſt müſſen Sie natürlich ſoupieren. Ich putze indeſſen den Baum."

„Ich koche heute nicht," verſetzte ſie. „Ich habe ſchon in der Stadt zu Mittag gegeſſen, damit es für die Beſcherung nicht zu ſpät würde. Es kann gleich angehen. Und da ſind wir ja endlich."

Sie ſtanden wirklich vor dem Häuschen, das mit ſeinen fünf ſchwarzen Fenſtern ſie unwirtlich genug anblickte. Mit einem Seufzer der Erlöſung lud ſich der kleine Mann, nachdem er ſich mühſam durch die enge Gitterthüre des Vorgärtchens gewunden, ſeine Laſt von den Schultern und trocknete ſich die Stirn. Aber er machte noch nicht Miene, die Schwelle zu betreten.

„Fräulein Froſinchen," ſagte er, „Sie haben mich vorige Weihnachten geſcholten, daß ich mir die Freiheit nahm, Ihnen eine ganz unbedeutende Kleinigkeit zu verehren. Ich habe Ihnen verſprechen müſſen, Ihnen nie wieder was zu ſchenken. Sie wußten, daß ich mir mein Leben ſauer verdienen mußte. Aber die Dinge haben ſich ſeitdem geändert, ich bin jetzt ein gemachter Mann, alſo ein anderer, als der Ihnen jenes Verſprechen gab. Daher halte ich mich für berechtigt, Ihnen heut zur Feier des Tages ein ganz lumpiges Präſent zu machen. Da" — und er holte etwas ſorgfältig Eingewickeltes unter dem Mantel hervor — „nehmen Sie dies geringe Andenken ohne Widerrede von mir an, als ein Zeichen meiner großen Hochachtung vor Ihnen, und halten Sie ſich nur ja nicht damit auf, mir danken zu wollen. Wenn ich anfangen wollte, Ihnen zu ſagen, wieviel ich, ſeit Sie im Hauſe ſind, Ihnen ſchuldig geworden bin — und wie Ihre immer gleiche Freundlichkeit — ein einſamer Kauz, wie ich bin und bleiben werde — Sie erlaſſen mir das weitere — denn wirklich, es würde zu weit führen, wenn ich —"

„O Herr Wilibald," unterbrach ihn das Mädchen, das mit zitternder Hand das Paketchen hielt und in höchſter Verwirrung vor ſich nieder ſah — „nein, das iſt zuviel, viel zu viel Güte, die ich gar nicht verdiene, und nun ſchäme ich mich erſt recht! Denn was ich Ihnen zugedacht hatte, eine ſo ganz wertloſe kleine Handarbeit — Sie ſollten nur daraus ſehen, daß ich kein undankbares Herz habe und alles, was Sie für mich gethan haben — und wie Sie mich nicht zu gering achten, ſich mit einer ſo einfältigen Perſon zu unterhalten über ſo viel ſchöne Gedanken — da nehmen Sie's, aber ſehen Sie's erſt an, wenn ich nicht dabei bin. Sie werden über meinen ungeſchickten guten Willen doch nur die Achſeln zucken."

Damit hatte ſie ein kleines Päckchen in Seidenpapier aus der Taſche gezogen und drückte es ihm haſtig in die Hand, indem ſie zugleich auf die Hausthüre zuſchritt.

„Liebes Froſinchen," ſagte er, und ſeine Stimme klang leiſe und bewegt, „Sie ſind — Sie haben das beſte Herz von der Welt. Das Achſelzucken iſt meine Sache nicht, auch wenn ſie nicht ſchon von Natur hoch genug wären. Wiſſen Sie, daß Sie mir die erſte Weihnachtsfreude gemacht haben, die ich ſeit dem Tode meines guten Vaters erlebt habe? Ich danke Ihnen tauſendmal. Und jetzt, nachdem wir beide uns hier unter freiem Himmel beſchert haben, laſſen Sie uns unſerem Kleinen ſeinen Weihnachtsbaum anzünden."

Sie hatten ſich die Hände gegeben und herzlich gedrückt. Dann öffnete Herr Wilibald die unverſchloſſene Hausthüre und trat, das Pferdchen unterm Arm, auf den Zehen in den dunkeln Flur. „Wir müſſen uns ganz ſacht vorbeiſchleichen," flüſterte er ihr zu. „Er ſoll nichts von uns hören und ſehen, bis der Aufbau fertig iſt. Es rührt ſich auch nichts in der Stube des Großpapas, der Alte ſcheint zu ſchlafen, und Hanſel iſt am Ende auch eingenickt, da er ſich langweilte, der arme Burſch. Von dem fluddrigen Ding, der Loni, natürlich keine Spur, die wird mit irgend einem Schatz in die Stadt entwiſcht ſein, ſich die Läden zu beſchauen. Um ſo beſſer: ſo ſind wir ungeſtört. Aber Sie müſſen mir wirklich helfen, den Pegaſus die Stufen hinauf zu beflügeln. Die Stiege iſt zu ſchmal, um ihn in der Quere zu tragen."

Sie hatte ſchon Hand angelegt, und ſo ſchlichen ſie, das Pferdchen zwiſchen ſich in der Schwebe haltend, durch das kalte dunkle Haus die ſteile Treppe hinauf und ſetzten es oben leiſe nieder. Da ließen ſie es ſtehen, und jedes ging in ſeine Wohnung, die Thüre hinter ſich zuziehend.

Sobald ſie aber allein waren, zündeten ſie eilig ihre Lämpchen an und ſchälten die Angebinde, die ſie voneinander empfangen, aus der Verpackung heraus. Herr Wilibald hielt ein ledernes Brieftäſchchen in der Hand, in deſſen Innenſeite ſich eine zierliche Stickerei aus Seiden- und Goldfaden befand, einen Kranz von Lorbeer- und Eichenblättern darſtellend, der um eine goldene Lyra geſchlungen war. Die ſchmalen Finger Froſinchens hatten manchen langen Sonntag zu thun gehabt, bis ſie das kleine Kunſtwerk zu ſtande gebracht. Sie aber fand eine kleine Schachtel, in welcher auf roſafarbener Baumwolle eine zierliche Granatbroſche lag. Hinter derſelben war eine flache Glaskapſel angebracht, die ein Miniaturhaarlöckchen einſchloß, und ein Zettel lag in der Schachtel mit der Aufſchrift: „Der treuen Pflegemama von ihrem kleinen Hanſel zum Andenken.“

Der hinterliſtige Freund hatte dieſes einfache Schmuckſtück ſchon vor ſeiner Anſtellung beſorgt, alſo noch bevor er „ein gemachter Mann“ geworden war, und hatte den Bruch ſeines Verſprechens, ihr nichts zu ſchenken, damit beſchönigen wollen, daß er es im Namen des Kleinen ihr in die Hände ſpielte. Denn es war ihm aufgefallen, daß ſie nie auch nur den beſcheidenſten Goldzierat, wie ihn jede Magd ſich gönnen darf, an ihrem Kleide oder an den feinen Handgelenken trug, und als er ſie einmal darum befragt, hatte ſie verlegen geantwortet, ſie habe einmal all ihr bißchen Schmuck verkaufen müſſen und ſeitdem immer nötigere Ausgaben gehabt. Jetzt aber war ſie ſo freudig beſtürzt über das Kleinod, das in ſeiner Einfachheit wirklich ſehr hübſch war, daß ſie ohne alle Nebengedanken ſich wie ein Kind nur mit der Gabe beſchäftigte und ſogar den Geber einen Augenblick darüber vergaß. Geſchwind trat ſie vor ihren kleinen Spiegel, ſteckte ſich die Nadel vor und lachte ſich an, als ſie ſah, wie gut ſie ſie kleidete. Dann aber fiel ihr aufs Herz, daß ſie ſich noch gar nicht recht bedankt hatte, und ſie öffnete ihre Thüre, um den Nachbar ihre Freude ſehen zu laſſen. Da trat er zu gleicher Zeit aus ſeiner Kammer drüben, das Brieftäſchchen in der Hand. „Es iſt zu ſchön!“ riefen ſie wie aus einem Munde, und mußten über das Zuſammentreffen lachen, und näherten ſich dann halb verlegen einander, um ſich nochmals die Hand zu drücken, während jedes vergebens ſich auf eine ausführlichere Dankrede beſann, die nicht zu ſtande kam.

„Wir ſind aber ſchlechte Pflegeeltern!“ rief endlich der kleine Mann mit drolliger Heftigkeit. „Schämen ſollten wir uns, daß wir großen Kinder über den eigenen Weihnachtsfreuden unſeren Kleinen vergeſſen, der unten frieren und hungern wird, wenn er nicht drüber eingeſchlafen iſt. Geſchwind, kleine Mama, ſtellen Sie Ihre Lampe dort auf den Kaſten, und ich trage den Baum heraus. Die Lichter hab' ich ſchon aufgeſteckt. Nun müſſen wir noch die Aepfel und Nüſſe anhängen.“

Das ging hurtig genug von ſtatten, da das Froſinchen nur ſolche Nüſſe gekauft hatte, in denen bereits ein mit einer Schleife verſehenes Hölzchen ſteckte. Während er die kleinen goldenen Kügelchen zwiſchen den Tannenzweigen befeſtigte, verſah ſie die Aepfel, die gleichfalls auf der einen Backe einen ſchönen Flecken von Goldſchaum trugen, mit Fäden am Stengel und legte einen nach dem andern ihrem Gefährten hin, der die Dekoration im ganzen beſorgte. Dabei wechſelten ſie nicht das leiſeſte Wort. Nur manchmal berührten ſich in der Haſt der Arbeit ihre Hände, und hin und wieder flog ein vertrauter Blick herüber und hinüber, voll heimlicher Vorfreude auf das kleine Feſt, das ſie bereiteten.

Nun ſtand der Baum in ſeiner vollen Glorie fertig da. Ueber den alten Tiſch hatte ſie ein weißes Tuch gebreitet, auf welches ſie jetzt die Näſchereien legte; zur Linken das Bilderbuch und die Peitſche, rechts auf den Rohrſtuhl das Kleid, das ſie gefertigt hatte. Auf der andern Seite, dem Seſſel gegenüber, mit Herrn Wilibalds Radmantel zugedeckt, ſtand das Hauptſtück, das Schaukelpferd, das erſt zuletzt enthüllt werden ſollte.

„So!“ ſagte der kleine Mann mit unverhohlener Befriedigung. „Nun macht ſich's wunderſchön, nun kann's losgehen. Während Sie jetzt den jungen Herrn heraufholen, werde ich die Lichter anzünden. Den Abend, denk' ich, beſchließen wir mit einem feierlichen Thee, in welchen ich mir ausnahmsweiſe ein bißchen Rum gießen werde. Ich habe mir alles Nötige von der Loni beſorgen laſſen. Sie werden ſich nicht weigern, Froſinchen, auf dieſem neutralen Boden heut abend mein Gaſt zu ſein und den Weihnachtspunſch zu koſten.“

Sie nickte ihm lächelnd zu, und er ſah ihr nach, wie ſie mit geröteten Wangen die Treppe hinunterhuſchte. Auch als ſie ihm ſchon entſchwunden war, ſtand er noch regungslos auf demſelben Fleck. Aber der fröhliche Ausdruck ſeines Geſichts war verſchwunden, wie eine Bergkuppe plötzlich fahl und traurig erſcheint, ſobald der letzte Schimmer des Abendrots erloſchen iſt.

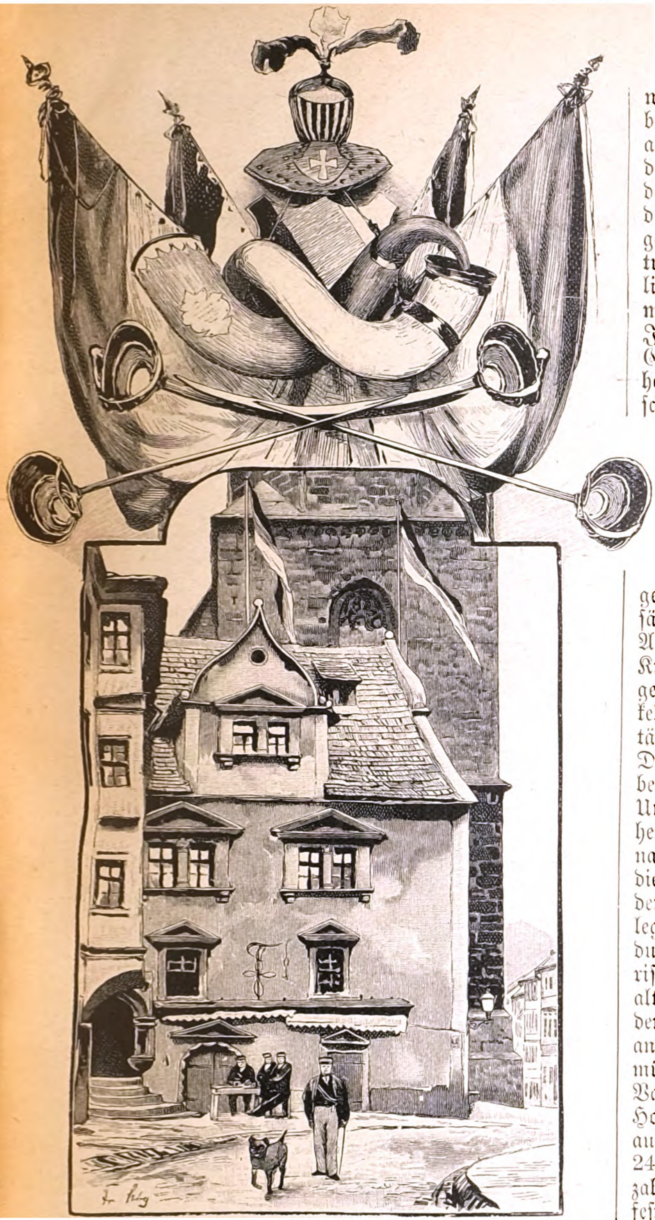
Ein ſchwerer Seufzer hob ſeine eingeengte Bruſt. Er fuhr ſich mit der Hand über die Augen, als ob er ein lockendes, aber gefährliches Traumbild verſcheuchen wollte. Dann ging er langſam in ſein Zimmerchen, warf ein paar Schaufeln Kohlen in die Ofenglut und holte ſeinen Handleuchter, um die Lichter am Baum damit anzuzünden. Als er in den Flur zurückkehrte, war ſeine Haltung müde und gedrückt. Er ſtellte den Leuchter zwiſchen die ſüße Beſcherung, als hatte er ganz vergeſſen, zu welchem Zweck er ihn brauchen wollte. In tiefen Gedanken ſtarrte er zwiſchen die dunkeln Zweige und brach hie und da mechaniſch eine trockene Nadel ab. Dann zog er das Brieftäſchchen wieder heraus, beſah es von außen und innen mit großem Ernſt, ſeufzte abermals und ſteckte den Schatz wieder ein.

„Nein!“ ſagte er vor ſich hin. „Nur keine Schwäche, keine Täuſchung! Eine Thorheit wär's — und ein Verbrechen obenein! Freilich, ſie zu überrumpeln, daß ſie in ihrer Engelsgüte an nichts dächte, als was ſie mir damit für ein Glück bereitete — eine Hexerei wär's nicht, aber ein Schurkenſtreich. Was weiß ſie denn von ſich ſelbſt, vom Leben, von den Männern! Sie iſt nicht vergnügt, weil ſie arm iſt, und hat vielleicht einmal einen nicht kriegen können, in den ſie ſich verliebt hatte. Oder 's iſt das Heimweh nach ihrer Mutter. Wenn aber einmal einer kommt, der ihr beſtimmt iſt und bei dem ſie nicht brauchte eine krumme Fünf gerade ſein zu laſſen, wie bei mir, und ſie wäre feſtgebunden, — ich müßte mir ja die Haare raufen über meine Thorheit, daß ich einmal geglaubt, ſo einer wie ich könne es am Ende auch ſo gut haben, wie andere, die nicht auf Apfelbäume geſtiegen ſind. -– Nein! die Zähne zuſammengebiſſen und ausgehalten! Es gibt noch ärmere Schächer unter uns Junggeſellen!

Nachdem er dieſen tapferen Monolog gehalten — nicht bloß innerlich, ſondern für feine Ohren ganz vernehmlich, da er in ſeiner Einſamkeit ſich gewöhnt hatte, zuweilen mit ſich ſelbſt zu plaudern, — beſann er ſich auf ſeine nächſte Pflicht, die Lichter anzuzünden, und griff eben nach der Leuchte; da hörte er unten im dunkeln Hausgang ſeinen Namen rufen.

Es war Froſinchens Stimme, nur halblaut, aber mit einem Ton des Entſetzens, der ihm durch Mark und Bein ging.

(Schluß folgt.)



Der Burgkeller (S. 16).

Jena.

Zum 75jährigen Burſchenſchaftsjubiläum.

Von

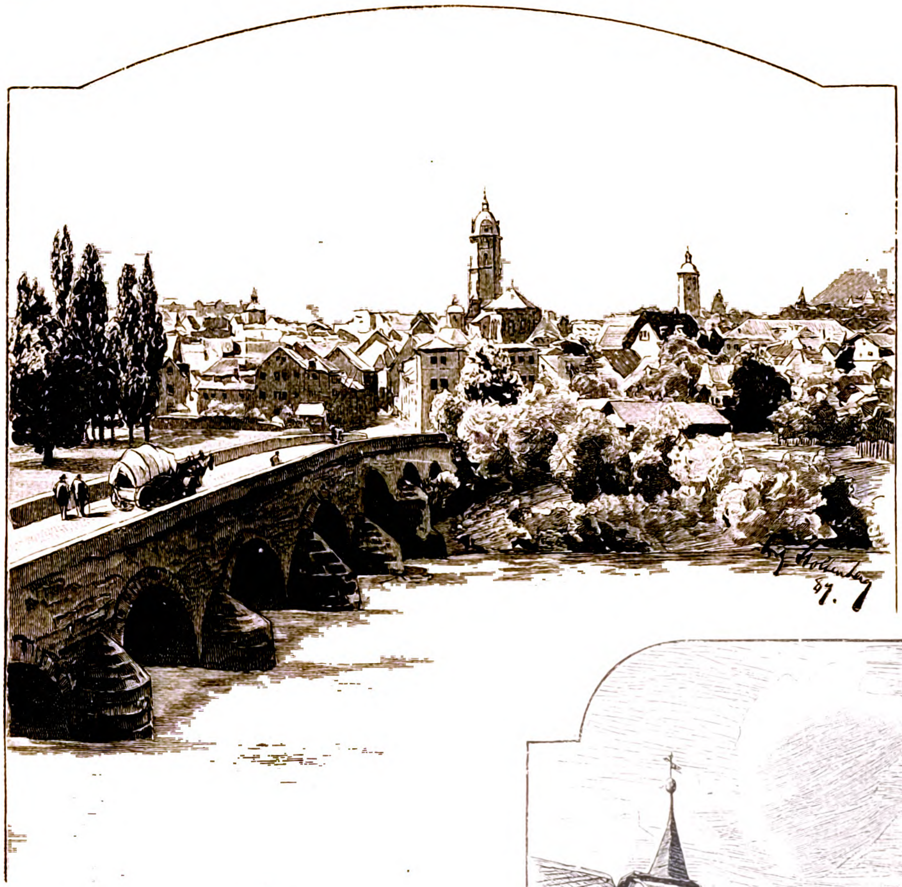
Robert Keil.

> Stoßt an! Jena ſoll leben!
> A. Binzer.

Wie H. Steffens, der Naturforſcher und Naturphiloſoph, geiſtvoll bemerkt, beſteht das Weſen der deutſchen Univerſitäten darin, daß ſie die Einheit aller Wiſſenſchaften und die freie rückſichtsloſe Entwickelung einer jeden nicht bloß in ſich, ſondern auch als lebendiges Organ des Staates zu erhalten und zu befördern ſtreben; je weniger daher die Univerſitäten von den engeren Bedürfniſſen des einzelnen Staates ergriffen wurden, je ſelbſtändiger und freier ſie ſich ihrer Idee nach bilden und geſtalten konnten, je mehr ſie als eigentümliche, aus ſich ſelber entſprungene Anſtalten erſchienen, deſſo bedeutender ſind ſie zu jeder Zeit geweſen, und darin liegt der Grund, daß Univerſitäten kleinerer deutſcher Staaten, die in ihrer Mitte die lernbegierige Jugend aus allen Gegenden verſammelten, ſelbſt ohne viele koſtbare Veranſtaltungen den wahren Geiſt derſelben auf eine kecke, eigentümliche und bedeutende Weiſe zu entfalten vermochten. Damit iſt das Geheimnis der geiſtigen Größe der Univerſität Jena treffend ausgeſprochen: erfüllt und getragen vom Geiſte der Freiheit, war ſie von jeher und iſt bis zum heutigen Tage die freieſte, die deutſcheſte unter allen deutſchen Univerſitäten.

Ihre Gründung fiel in eine überaus traurige Zeit unſeres Vaterlandes. Die Schlacht bei Mühlberg, am 24. April 1547, war für die Sache des Proteſtantismus verloren; die Hauptſtütze desſelben, Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, war in die Gefangenſchaft des Kaiſers Karl V. geraten, und Wittenberg mit der wichtigen proteſtantiſchen Hochſchule in die Hände der Sieger gefallen. Und in dieſer troſtloſen Lage dachte der edle ſächſiſche Fürſt an die Gründung einer neuen Univerſität. Als er am 28. Juni 1547 von dem Kaiſer und deſſen Kriegsheere von 19000 Spaniern durch die Stadt Jena gefangen geführt wurde, unterredete er ſich auf dem Burgkeller mit ſeinen drei Söhnen über die Idee der Univerſitätsgründung und legte ihnen dieſen Wunſch an das Herz. Die Wahl des Ortes ward nicht nur durch die in Jena bereits beſtehende Schule und Bücherſammlung und den Umſtand, daß die Univerſität Wittenberg zweimal wegen herrſchender Seuchen dahin verlegt worden war, ſondern namentlich auch durch die geſunde, fruchtbare Gegend und die reizende Lage Jenas beſtimmt. Mitten in Thüringen, dem Herzen Deutſchlands, im romantiſchen Saalethal gelegen, bot die kleine Stadt am Ufer des den Wieſengrund durchrauſchenden Fluſſes, umgeben von Bergen in maleriſchen, ſcharfen Formen mit zahlreichen Ruinen mittelalterlicher Burgen und den damals ſich weithin ausdehnenden Weinbergen ein ſo freundliches Bild, daß Kaiſer Karl an die Gegend von Florenz erinnert wurde. Mit unermüdlichem Eifer erfüllten die Söhne den Wunſch des Vaters. Von ihnen wurde am 19. März 1548 die neue Hochſchule begründet, und als Kurfürſt Johann Friedrich auf der Rückkehr aus fünfjähriger Gefangenſchaft am 24. September 1552 in Jena einzog, freute er ſich der zahlreichen jugendfriſchen Jünger der Wiſſenſchaft, die ihn feſtlich empfingen, und rief, als er durch ihre Reihen fuhr, dem berühmten Maler Lukas Cranach, ſeinem treuen Genoſſen in der Gefangenſchaft, die denkwürdigen Worte zu: „Sieh, das iſt Bruder Studium!“ Nachdem die Beſtätigung von Kaiſer Ferdinand I. erlangt war, erfolgte am 2. Februar 1558 die feierliche Inauguration, die förmliche Einweihung der neuen Univerſität.

„Zur Erhaltung und Fortpflanzung der evangeliſch-lutheriſchen Lehre und aller guten Zucht und freien Künſte“ wurde ſie als Hort und Schutz der freien Lehre, als eine feſte Burg für Freiheit des Glaubens, der Forſchung und der Lehre begründet. Sie wurde nicht Landesuniverſität eines einzelnen Staates, ſondern gemeinſame wiſſenſchaftliche Anſtalt der ſächſiſch-erneſtiniſchen Lande, Gemeingut und ideale Vertreterin der geiſtigen Einheit Thüringens. In dieſer Stellung iſt ſie dem Grundprinzip ihrer Stiftung vom Tage ihrer Gründung ab bis jetzt, aller Angriffe ungeachtet, treu geblieben. Frömmelei, Verdummung, Muckerei haben hier niemals Wurzel faſſen können. Und nicht nur auf dem Gebiete der Theologie, nein, auch auf den Gebieten aller anderen Wiſſenſchaften, zumal der Philoſophie, hat die Univerſität Jena ihren edlen Kampf für geiſtigen Fortſchritt, für akademiſche Lehrfreiheit un-

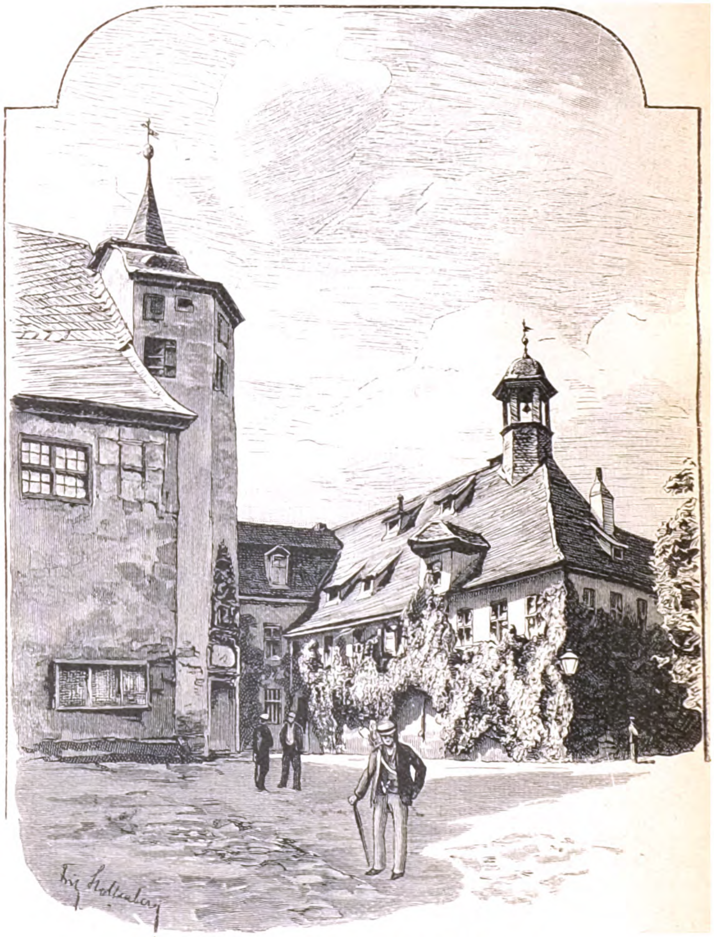


Jena, von der Camsdorfer Brücke (S. 18).

erſchrocken, energiſch und ſiegreich durchgeführt und ihre hohe Aufgabe jahrhundertelang bis zum heutigen Tag glänzend erfüllt.

Und dieſer ſo überaus wichtigen, edlen Seite der thüringiſchen Univerſität entſprach zugleich die akademiſche Freiheit der ſtudierenden Jugend. Um mit den treffenden Worten Alexanders v. Humboldt zu reden, ſind die deutſchen Univerſitäten ſeit ihrer Entſtehung mit dem deutſchen Volksleben ſchon dadurch ſo innigſt verwachſen, daß ſie ihren Einfluß nicht nur auf Wiſſenſchaft und allgemeine Geiſteskultur, ſondern auch auf den Charakter ausüben. So ſpiegelte ſich im jugendlichen Univerſitätsleben das deutſche Volksleben ab. Vor allen aber war es Jena, die nationalſte aller deutſchen Univerſitäten, wo, von den Studenten ſelbſt ſorglich geſchützt und verteidigt, die akademiſche Freiheit blühte. Die kleine Stadt, ohne herrſchendes Militärweſen oder tonangebenden Kaufmannsſtand, ohne bedeutenden Handel oder Induſtrie, war vorzugsweiſe auf die Univerſität angewieſen, und dieſe Verhältniſſe geſtatteten den Studierenden, ſich zu fühlen und ſich einzeln und in Verbindungen geltend zu machen. Ohne irgendwelchen beengenden Zwang konnten ſich hier die Muſenſöhne ausleben, eine gewiſſe Anarchie wurde für Jena charakteriſtiſch. Wohl konnte es beim Mangel eines freien politiſchen Lebens des Volkes nicht fehlen, daß auch Perioden der Entartung eintraten und namentlich Renommiſterei, Schlemmerei und Duellſucht zu beklagen waren; aber die Lichtſeiten überwogen bei weitem. Ein altes Jenenſer Blatt von 1763 ſpricht es bei Vergleichung von Leipzig, Halle, Wittenberg und Jena kernig aus:

In Jena iſt es Mode ſo:
Da kann der Bruder Studio
Bei ſeinem eifrigen Studieren
Zugleich ein freies Leben führen.
— — — — — — —
In Leipzig iſt man Tag und Nacht
Auf Mädchens Putz und Pracht bedacht;
In Halle gibt es viele Mucker,
In Wittenberg Kaldaunenſchlucker;
Nur Jena iſt von dieſen frei,
Und ſetzt es gleich oft Schlägerei,
So wird doch dieſer Satz von jedem zugegeben:
In Jena weiß man frei und burſchikos zu leben.



Das alte Kollegiengebäude (S. 16).

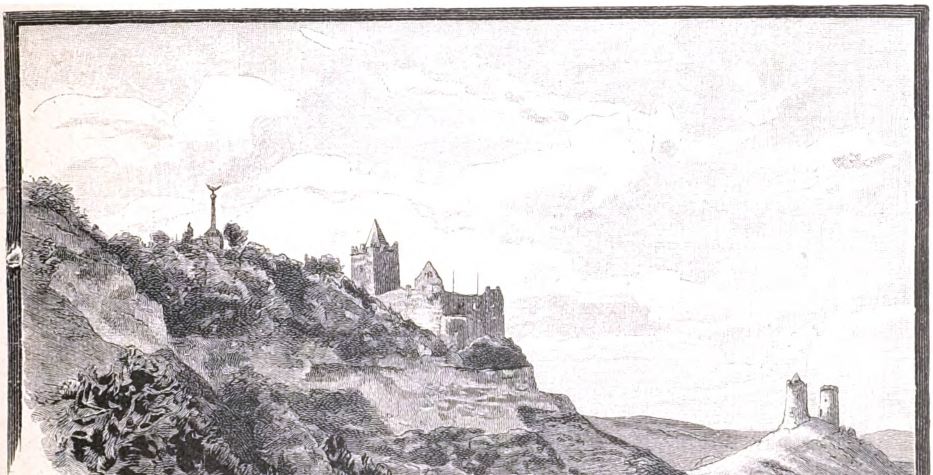
Jena wurde das Eldorado des deutſchen Studentenlebens, ſein akademiſches Leben wurde und blieb in hochintereſſanter geſchichtlicher Entwickelung vom 16. Jahrhundert bis in die erſten Dezennien des 19. Jahrhunderts der treue Spiegel des deutſchen Studentenlebens.

Infolge der unbeſchränkten akademiſchen Lehr- und Lernfreiheit blühte die Univerſität Jena auf, und Herzog Karl Auguſt von Weimar, der echt deutſche Fürſt, der

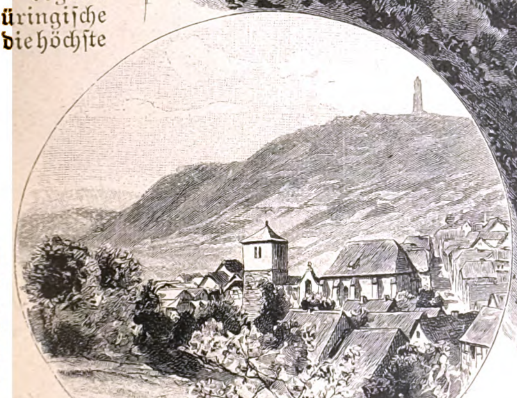
Freund von Kunſt und Wiſſenſchaft, der vertraute Freund Goethes, — er, der ſchon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über den „trägen Schlummergeiſt, der ſeit dem Dreißigjährigen Kriege auf Deutſchland laſtete,“ bitter geklagt hatte, — führte die höchſte Blüte der Univerſität herbei. Es iſt bedeutſam, wie der Beginn dieſer glänzenden Periode ſofort auch die Veredelung des Univerſitätslebens zur Folge hatte. Der große Kantianer Karl Leonhard Reinhold übte durch ſeine Vorleſungen und durch perſönlichen liebenswürdigen Verkehr mit ſeinen Schülern auf die geiſtige und ſittliche Hebung der Studierenden den größten Einfluß aus; ihm, als demjenigen Lehrer, „der ihnen ſeinen Geiſt, einen Geiſt der Wahrheit und des ewigen Rechtes gegeben,“ widmeten ſie bei ſeinem Weggang nach Kiel eine große goldene Medaille. Die Vorträge Schillers, der in ſeiner erſten Vorleſung über Univerſalgeſchichte mehr als 400 Zuhörer hatte, wirkten begeiſternd. Die „tapfere Perſönlichkeit“ eines Fichte, an welchem die Studenten mit Liebe und Vertrauen hingen, weckte in den Gemütern der ſtudierenden Jugend höheren ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Ernſt. Mit genialem Geiſte regte er die Reform des Studentenlebens energiſch an; er, der geiſtige Vater der Burſchenſchaft, faßte zuerſt die Ideen dieſer vaterländiſchen Vereinigung und ſprach ſie aus.

K. L. Reinhold, der aus Wien entflohene Barnabitenmönch, Wielands Schwiegerſohn, hat das unvergängliche hohe Verdienſt, die durch den genialen Königsberger Philoſophen geſchaffene, durchgreifende Reform der Philoſophie zuerſt verkündet und in die Welt eingeführt zu haben. Mit dem Augenblick, als er (1787) den Lehrſtuhl in Jena beſtieg und Jena zum Hauptſitz der kritiſchen Philoſophie machte, die von hier aus über die ganze gebildete Welt ſich ergoß und zugleich auch alle anderen Wiſſenſchaften durchdrang und befruchtete, — mit dieſem Augenblick begann für die thüringiſche Univerſität die höchſte Glanzperiode. Dieſe neue Philoſophie und der geiſtige Liberalismus, der, namentlich von Weimar aus, der Univerſität Jena das freie nationale Gepräge gab, mußten auf ganz Deutſchland zurückwirken und gewaltige Anziehungskraft üben. Die Namen eines Griesbach, Schütz, Niethammer, Paulus, Marezoll, Gensler, Loder, Hufeland, Schiller, Eichſtädt, Fichte, Schelling, Hegel, der beiden Schlegel, eines Feuerbach und Thibaut, eines Fries, Luden, Oken, Göttling, Stark ꝛc. genügen, um ſtaunend zu erkennen, wie auf allen Gebieten die erſten wiſſenſchaftlichen Größen in dem kleinen Saale-Athen zuſammenwirkten. Der Muſenhof Weimar und die Univerſität Jena ſtanden in inniger, lebhafter Wechſelwirkung, und der ehrenvolle Ausſpruch des großen Hiſtorikers Schloſſer iſt volle Wahrheit: Weimar und Jena zuſammen waren damals die eigentliche Metropole von Deutſchland und hatten für unſere Nation eine Bedeutung wie London und Paris für die engliſche und franzöſiſche, und wie für die unſere ſeitdem keine einzige der Großſtädte!

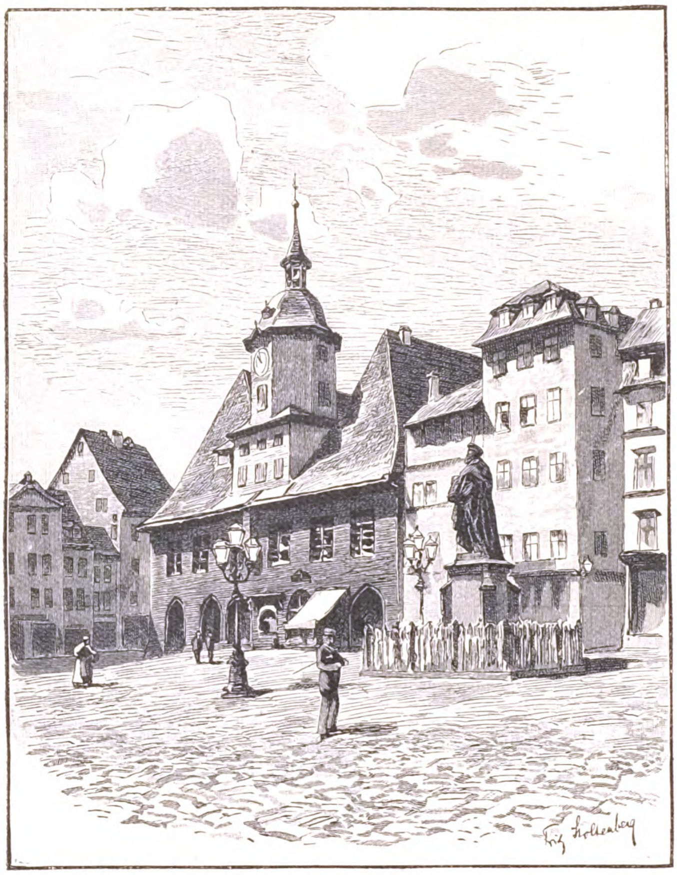
Und gerade in dieſer Periode der Univerſität, gerade hier in ihrer unmittelbaren Nähe ſollte ſich im Oktober 1806 jene entſetzliche Kataſtrophe vollziehen, welche Preußen und mit ihm ganz Deutſchland daniederwarf und zu ſchmachvoller Knechtſchaft zwang. Eine auf dem Galgenberge poſtierte franzöſiſche Batterie hatte den Befehl, bei etwaigem Rückzuge des Kaiſers Napoleon die Stadt zuſammenzuſchießen und hierdurch die franzöſiſche Armee zu decken. Kam es auch nicht zu dieſem Aeußerſten, ſo ſanken doch in der Stadt bei gewaltiger Feuersbrunſt in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober nicht weniger als 22 Häuſer in Aſche, auf dem Plateau des Landgrafenberges wütete die Schlacht und bald in jedem Hauſe, in jeder Wohnung Raub und brutale Plünderung durch das rohe feindliche Geſindel. „Das iſt der Krieg,“ war das Wort des Kor-



Rudelsburg und Schaleck (S. 18).



Ziegenhain mit Fuchsturm (S. 13).



Rathaus (S. 16).

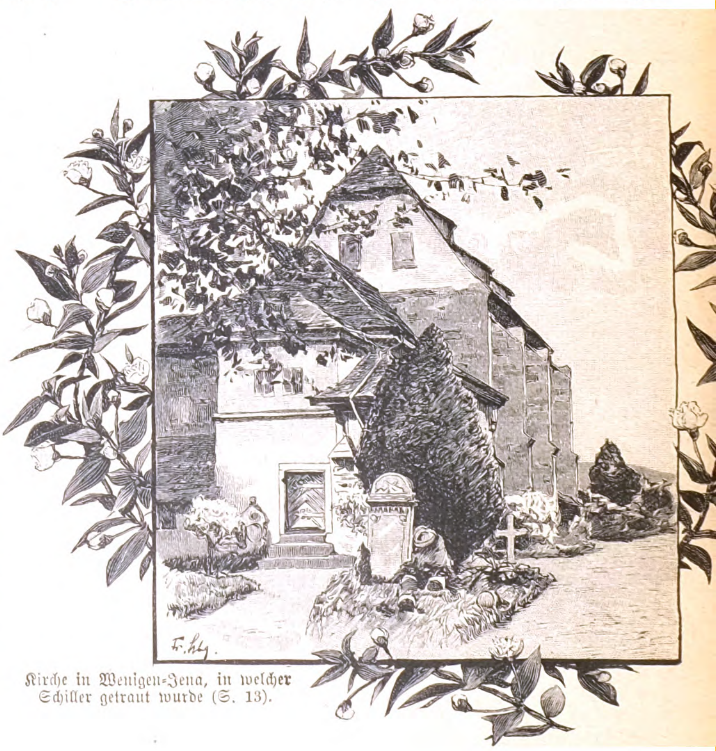
ſen. Von allen Tagen ſeiner Geſchichte war für Jena der 14. Oktober 1806 der furchtbarſte.

Aber auch hier bewährte ſich das alte Wort: Jena iſt nicht tot zu machen. Selbſt nach dieſen entſetzlichen Drangſalen lebte es wieder auf. Unter Schutz und Pflege der fürſtlichen Höfe, vor allen eines Karl Auguſt von Weimar, blühte die Univerſität weiter und blieb, ſelbſt in den traurigſten Zeiten politiſcher Reaktion, die Warte und der Hort deutſcher Geiſtesfreiheit, mit echter akademiſcher Freiheit ſeiner Muſenſöhne. Unermeßlich iſt das Verdienſt der thüringiſchen Hochſchule um die Fortſchritte aller Wiſſenſchaften und überhaupt um das deutſche Geiſtes- und Kulturleben.

Nicht ganz Deutſchland allein, nein, die geſamte gebildete Welt hat dies hohe Verdienſt freudig und dankbar anerkannt, als die Univerſität Jena im Jahre 1858 ihr dreihundertjähriges Jubiläum beging. Es war eine Jubelfeier des ganzen deutſchen Vaterlandes. Die berühmten Schweſter-Hochſchulen wie die deutſche und ausländiſche Preſſe brachten ihre Glückwünſche dar, und die ehemaligen Söhne der Alma mater eilten von Nord und Süd herbei, um ihre Liebe und Treue zu bethätigen. Es war kein Land, kein Gau des großen deutſchen Vaterlandes, aus dem nicht ehemalige Muſenſöhne, die hier den Grund ihres Wiſſens und damit ihrer bürgerlichen Stellung gelegt, die alte traute Stadt an der Saale wieder aufgeſucht und in Manneskraft oder mit ſchon ergrautem Haar, in gemeinſamem brüderlichem Geiſte ſich der frohen Jenaer Studienjahre erinnert und in die ſeligen Tage ihrer Burſchenzeit wieder hineingelebt hätten.

Zwei der allerälteſten, zugleich aber auch berühmteſten ehemaligen Muſenſöhne Jenas, der 89jährige Alexander v. Humboldt und der 89jährige E. M. Arndt konnten ihres Alters wegen der Einladung zum Jubelfeſte nicht Folge leiſten, die Briefe aber, die mein Bruder Richard Keil und ich als die Autoren der umfaſſenden „Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens“ (Leipzig, 1858) von ihnen empfingen, ſind für beide große Männer ſo bezeichnend, für Jenas hohe Verdienſte ſo ruhmvolle Zeugniſſe, daß einige Stellen daraus hier Wiedergabe finden mögen. Von Berlin, 10. Auguſt 1858, ſchrieb Humboldt unter anderem: „Jena, das ich in ſeinem höchſten geiſtigen Glanze beſuchte, um ernſtere anatomiſche praktiſche Studien als Vorbereitung zu meiner vorweltlichen amerikaniſchen Expedition zu machen, und das fortwährend unter milden Fürſten eine wichtige Stelle in dem freier forſchenden Deutſchlande einnimmt, iſt mir durch Erinnerungen ein Lichtpunkt auf dem nur zu langen Lebenspfade geblieben.“ Und von Bonn, „13. des Aerndtemonds 1858“ ſchrieb Ernſt Moritz Arndt an uns als die „werten Freunde und Großjenaſchen Genoſſen“ mit markigen Zügen: „Tauſend beſten Dank für Ihr liebes Geſchenk. Es hat mich genug an alte und an junge und jüngſte Zeiten gemahnt, und leider auch daran, daß wir immer noch über dreißig – wenigſtens wenn ſie ſouverän ſein wollen — deutſche Herren im Vaterlande zu viel haben, und daß auch darin die Blüte unſrer Jugend zu beklagen iſt, daß ſie in einem Alter, wo allein die Poeſie des Lebens blühen ſoll, über Dinge mit zu ratſchlagen oft beginne, worüber zu grübeln und zu raten in wirklich freien Ländern dem achtzehn-, zwanzigjährigen Jünglinge nimmer einfällt. — Jena feiert in dieſen Tagen ſeinen dritten großen Jahrestag. Ich überalter Mann war zu dieſer Feier freundlichſt geladen, aber meine Jahre ſagen mir: ‚Bleib zu Hauſe! Die Ehren und Freuden jenes großen Feſtes möchten dich den Waghaften und Wogenhaften in ihrem fröhlich brauſenden Gewoge mit deiner halbdürren Tanne niederſpülen und wegſpülen‘. Ich werde alſo aus der Ferne ſegnen und rufen: Vivat Thuringia et omnes Thuringi et Hermunduri!“

Zweiunddreißig Jahre ſind ſeit jenen Jubeltagen



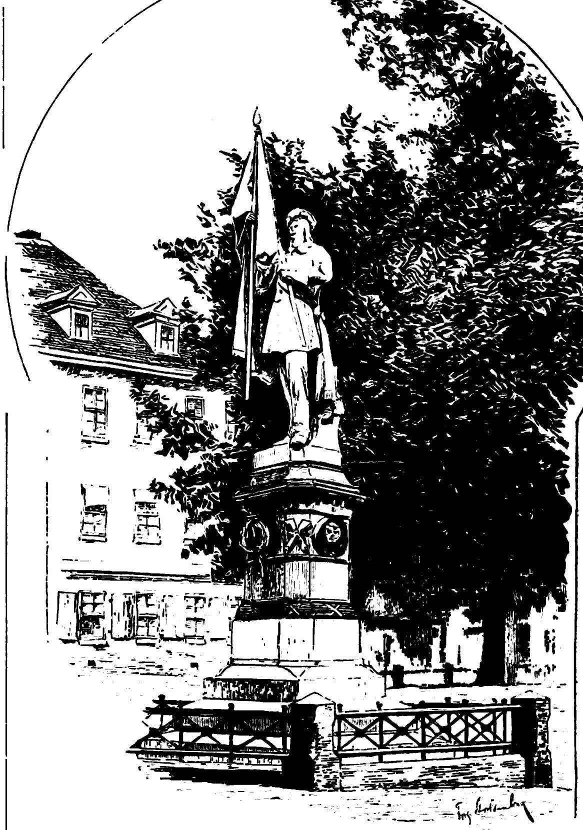
Kirche in Wenigen-Jena, in welcher Schiller getraut wurde (S. 13).

verfloſſen, und auch während dieſer Zeit hat die Univerſität Jena unter ſorglicher Pflege ihrer Nutritoren, vor allem des weimariſchen Fürſtenhauſes, des kunſtſinnigen Großherzogs Karl Alexander, ihre alte hohe Miſſion, eine Burg freien Geiſtes zu ſein, treu erfüllt. Neben vielen, vielen andern ſind der freiſinnige, geiſtreiche Theolog von Haſe, der vor kurzem leider vom Tode abgerufen wurde, und der geniale Naturforſcher Häckel, Darwins großer Schüler, glänzende Beiſpiele. Die Zahl der Studierenden iſt auf 689 geſtiegen. Iſt ſie auch gering gegen die Ziffern der großen Univerſitäten Berlin, Leipzig, München ꝛc. ꝛc., ſo nimmt doch die thüringiſche Hochſchule noch jetzt neben ihnen einen ehrenvollen Rang ein. Und es blüht nicht nur die Univerſität als Lehranſtalt, es blüht auch die Stadt Jena als ſolche, mit ihrer ſchönen Umgebung, mit ihren Erinnerungsſtätten als den Denkmalen einer großen Vergangenheit.

Schon Goethe, der hier bei ſeinen Freunden v. Knebel und Frommann ſo gern weilte, rühmte der Gegend Jenas nach, daß ſie ſo mannigfaltig ſei, daß man wohl fünfzig verſchiedene Spaziergänge machen könne, die alle angenehm und faſt alle zu ungeſtörtem Nachdenken geeignet ſeien. Beſuchen wir heute, den Ueberblick zu genießen, Jenas köſtlichſten Ausſichtspunkt: den Forſt. Jetzt iſt er vom Siegesturm, dem Denkmal für die im ruhmreichen Kriege 1870/71 ſiegreich Gefallenen, gekrönt. Das Panorama iſt noch das alte, entzückende.

Links da drüben ragt der „Steiger“; dort hat Napoleon in abendlichem Dunkel, beim Scheine einer Stocklaterne, in ſeiner Gegenwart die Kanonen durch den engen Felſenweg auf das Plateau des Landgrafenberges ſchaffen laſſen; da oben hatte er in einem Steinhäuschen ſein Nachtquartier aufgeſchlagen und vernichtete am folgenden Tage in blutigem Kampfe die Lorbeeren, auf welchen die preußiſche Armee ſeit den Großthaten des Siebenjährigen Krieges „eingeſchlafen“ war. Der Siegesturm iſt die ruhmvolle Antwort auf die Demütigung von 1806. — Auf der folgenden Bergſpitze, die Ruine der Kunitzburg, der alten Ritterburg, mit ihrer köſtlichen Ausſicht in das Saalethal und ihren Erinnerungen an die myſteriöſe „ſchwediſche Gräfin“, die einſt dort gewohnt. — Weiter rechts der in edlen ſcharfen Linien hoch aufſteigende Jenzig, an ſeinem Fuße das Dörfchen Wenigen-Jena, in deſſen Kirche am 22. Februar 1790 Schiller mit der geliebten Charlotte von Lengefeld ganz in der Stille getraut wurde. Nichts iſt anſchaulicher, nichts rührender, als die eigne Schilderung des Dichters. „Ich bin“ — ſchrieb er vertraulich am 1. März 1790 an ſeinen Freund Körner -- „ein ſechstägiger Ehemann. Verlange jetzt noch keine weitläufigen Details über meine innere und äußere Veränderung. Ich bin noch in einem Taumel, und mir iſt herzlich wohl dabei. Die Veränderung ſelbſt iſt ſo ruhig und unmerklich vor ſich gegangen, daß ich ſelbſt darüber erſtaunte, weil ich mich bei dem Heiraten immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. Am Montag fuhren wir meiner Schwiegermutter entgegen, die von Rudolſtadt kam. Noch unterwegs ward die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verſchloſſenen Thüren, von einem kantiſchen Theologen (dem Adjunkt Schmidt) verrichtet; ein ſehr kurzweiliger Auftritt für mich. Das Geheimnis iſt ganz über meine Erwartung geglückt, und alle Anſchläge von Studenten und Profeſſoren mich zu überraſchen, wurden dadurch hintertrieben. Da unſere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, ſo gaben wir ſchon die erſten Tage ein volles ſchönes Bild des häuslichen Lebens. Ich fühle mich glücklich und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich iſt und bleiben wird.“

Und rechts vom Jenzig erhebt ſich der Hausberg, mit dem weithinſchauenden Wächter Jenas, dem altersgrauen Fuchsturm. Dort oben ſtanden einſt drei Burgen: Greifberg, Kirchberg und Windberg; nach einem uralten Wandgemälde derſelben in der Bonifaciuskirche von Ziegenhain veranſchaulicht ſie ein Modell auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar. Der geſchicht- und ſagenreiche Fuchsturm war der Bergfried der mittleren Burg Kirchberg, deren Herren, die Burgvögte von Kirchberg, im elften und zwölften Jahrhundert ein mächtiges, begütertes Rittergeſchlecht waren. Als aber im Jahre 1304 der Burggraf Otto IV. von Kirchberg mit der Stadt Erfurt in Fehde geriet, wurde ſein Schloß auf Betrieb des Landgrafen Albrecht von Thüringen von den Erfurtern und Mühlhäuſern belagert, erobert und geſchleift. Der alte Verteidigungsturm iſt als der einzige Reſt der drei Burgen unter dem Namen Fuchsturm übriggeblieben. Noch jetzt wird er ſorglich erhalten und gewährt von ſeinem Turmſtübchen aus nach beiden Seiten des Saalethals und weit hinein nach Thüringen reizende Ausſicht. Zu ſeinem Fuße aber, wo einſt Waffengeklirr und wildes Kampfgetöſe erklang, ladet jetzt eine ſchmucke Reſtauration zur Erholung ein, und ebenſo das freundlich in der Bergſchlucht hingelagerte Bierdorf Ziegenhain zu frohem, flottem Gelage.

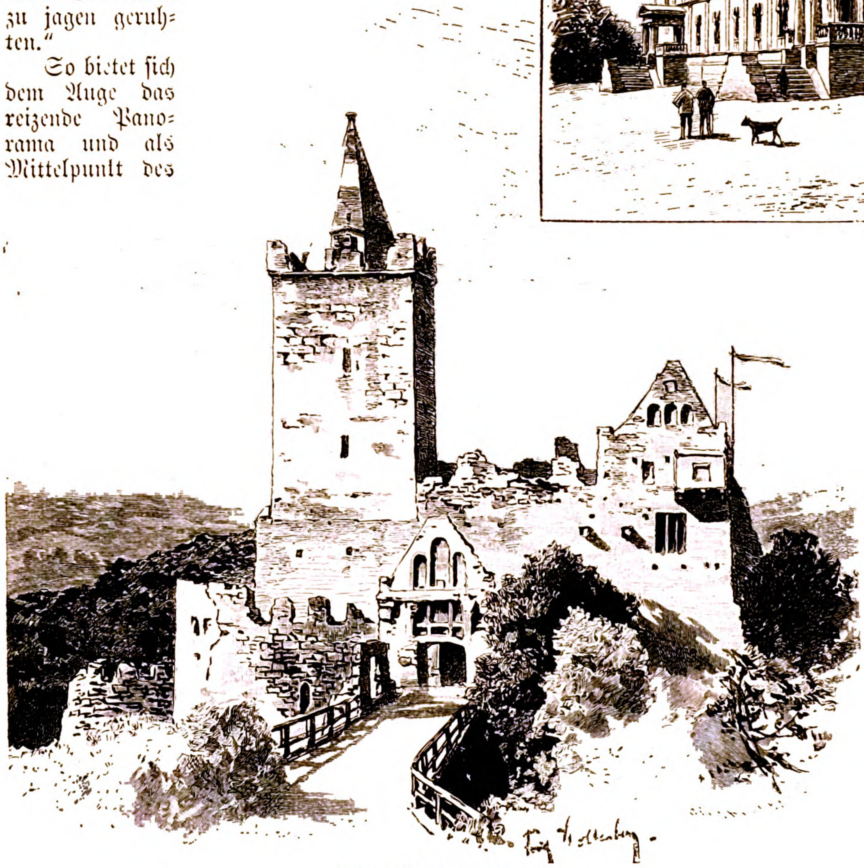


Burſchenſchaftsdenkmal (S. 17).

Und weiter ſchweift vom Forſt aus das trunkene Auge nach den Ruinen der Lobedaburg, deren Herren in den älteſten Zeiten die Stadt Jena mit den umliegenden Dörfern als ihr Territorium beſaßen, nach dem Städtchen Lobeda, dem Dörfchen Burgau und über den lachenden, prangenden Wieſengrund, durch den die blitzende Saale in anmutigen Windungen ſich ſchlängelt, bis zu der fern her blinkenden Leuchtenburg bei Kahla. Ganz in der Nähe aber zur rechten Hand ſchaut aus friſchgrünen Bäumen das ob ſeines Bieres berühmte meiningiſche Dorf Lichtenhain, wo es auf den Hoftagen der „Bierherzogtümer“

beim Vertilgen des hellen ſchäumenden Naſſes aus Holzkännchen echt ſtudentiſch und fidel zuging. Von dort erzählt man ſich aus Karl Auguſts Zeit die ergötzliche Anekdote: Der Bierherzog Tus XXXVII. von Lichtenhain wurde einmal auf Wilddieberei ertappt und ihm von dem Revierjäger die Büchſe weggenommen. „Wie kann Er ſich das unterſtehen?“ fuhr er dieſen barſch an, „weiß Er, wer ich bin?“ — „Nein!“ war die Antwort. „Ich bin der Fürſt Tus XXXVII. von Lichtenhain,“ hieß es nun. Da ſoll ihm der Jäger verdutzt die Büchſe zurückgegeben und den Fall nach Weimar berichtet haben. Karl Auguſt aber, dem der kecke Streich gefallen, ſoll an jenen Studenten einen Leibhuſaren mit der Meldung geſandt haben: „Eine Empfehlung vom Herrn Großherzog an Seine Liebden, den Fürſten Tus XXXVII. von Lichtenhain: Sereniſſimus hätten beſchloſſen, künftig nur auf Ihrem Reviere zu birſchen, und bitten, daß der Herr Fürſt auch auf dem Ihnen eigentümlichen Reviere blieben, wenn Sie wieder zu jagen geruhten.“

So bietet ſich dem Auge das reizende Panorama und als Mittelpunkt des Ganzen da unten am Ufer des Fluſſes das „liebe, närriſche Neſt“, das alte Jena.



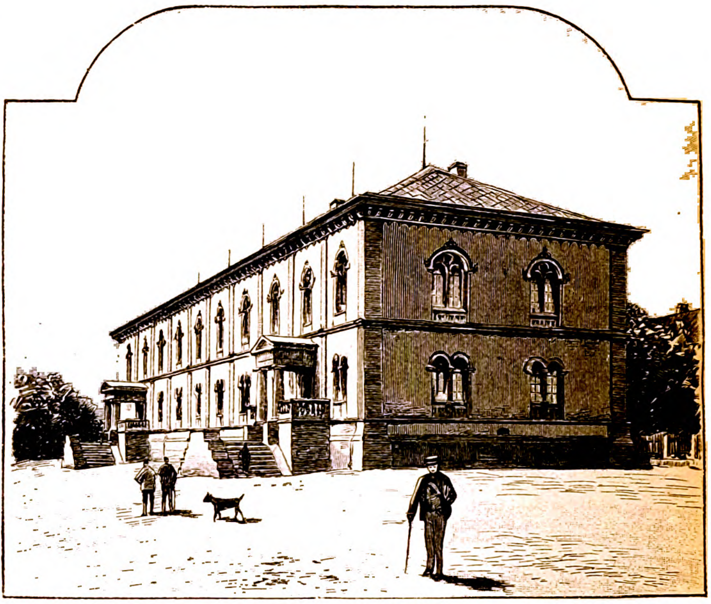
Auf der Rudelsburg (S. 18).

Nach ihm ſchauen wir in Erinnerungen an vergangene ſelige Jugendtage hinunter, und das wehmütige ſchöne Lied von Lebr. Dreves „Vor Jena“ will uns nicht aus dem Sinn:

Auf den Bergen die Burgen,
Im Thale die Saale,
Die Mädchen im Städtchen —
Einſt alles wie heut!
Ihr werten Gefährten,
Wo ſeid ihr zur Zeit mir

Ihr Lieben, geblieben?
Ach, alle zerſtreut!
Ich alleine, der eine,
Schau' wieder hernieder
Zur Saale im Thale,
Doch traurig und ſtumm.

Doch fort mit den wehmütigen Gedanken. Wohl ziemt dem Alter die treue Erinnerung, aber, ſolange Geiſt und Herz noch friſch ſind, auch der frohe Anſchluß an die lebensfreudige Jugend. Und erſchallt nicht ſoeben in der Nähe aus jungen Kehlen ein flottes Studentenlied? ſind es nicht bekannte Töne? fürwahr, auch wir haben einſt — und wie oft und gern! — dieſes Lied geſungen, das alte luſtige Studentenlied zum Preiſe des Jenenſer Lebens, mit den köſtlichen Strophen:



Die neue Bibliothek (S. 17).

Und in Jene lebt ſich's bene
Und in Jene lebt ſich's gut.
Bin ja ſelber drin geweſen,
Wie da ſteht gedruckt zu leſen,
Zehn Semeſter wohlgemut.

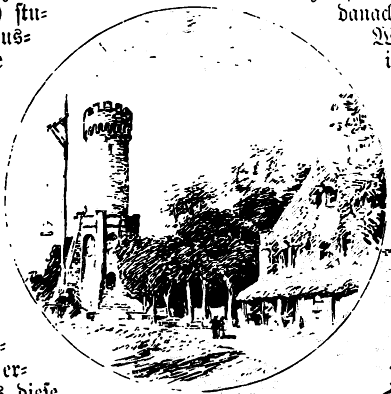
Die Philiſter und die Wirte,
Sind die beſten auf der Welt;
Wein und Bier in vollen Humpen
Thun ſie den Studenten pumpen,
Und dazu noch bares Geld.

Auf dem Markte, auf den Straßen,
Stehn Studenten allzuhauf,
Mädchen an den Fenſtern ſtehen,
Und nach den Studenten ſehen,
Und wer will, der ſchaut hinauf.

Und die akadem'ſche Freiheit
Iſt in Jena auf dem Damm;
In Schlafröcken darf man gehen,
Und den Bart ſich laſſen ſtehen,
Wie ein jeder will und kann!

Fröhliche, friſche Muſenſöhne ſind es, die auf dem Heimweg von Lichtenhains edlen Quellen ſingend nach Jena ziehen. Folgen wir ihnen hinab, zur Durchwanderung der Stadt.

Seit den Jubiläumstagen von 1858 hat ſich dieſelbe ſchon dadurch weſentlich verändert, daß zwei Eiſenbahnen (die Saalebahn und die Weimar-Geraer Bahn) das Saalethal erſchloſſen und das bis dahin faſt weltabgeſchiedene Jena leicht zugänglich gemacht haben. Auch das Paradies — die an der breiten, rauſchenden Saale ſich hinziehende herrliche Promenade mit ihren prächtigen Bäumen, ihren ſchattigen Gängen, ihrer wundervollen Ausſicht auf Strom und Gebirge, der Schauplatz der großen Studentenfeſte — wird jetzt an der Abendſeite von der Bahn durchſchnitten, und eine eiſerne Brücke führt über die Saale zum neuen Schießhauſe. Es hat ſich auch die Stadt anſehnlich vergrößert. Ein Kranz von Villen umgibt ſie jetzt von mehreren Seiten, und ſtattlich erheben ſich das neue Gebäude des gemeinſchaftlichen thüringiſchen Oberlandesgerichts und die in roten Bauſteinen aufgeführte neue Irrenanſtalt. In neueſter Zeit haben bauliche Aenderungen, um die alte Pauliner- oder Kollegienkirche (die Kirche des ehemaligen Dominikanermönchskloſters, die jetzt zu akademiſchem Gottesdienſt und größeren Univerſitätsfeierlichkeiten benutzt wird) freizulegen, auch des alten ſtudentiſchen Karzers nicht geſchont. Iſt dies von hiſtoriſchem Standpunkt aus ſchon inſofern zu bedauern, als Jenas Karzer, welchen der Studentenwitz „den Gaſthof zur akademiſchen Freiheit“ getauft hatte, in der Geſchichte des Jenaer Univerſitätslebens eine nicht unerhebliche Rolle ſpielt, ſo wäre vollends der Verluſt der burlesk-originellen Diſteliſchen Karikaturen ſehr beklagenswert. Der geniale Karikaturenzeichner Martin Diſteli (geb. 1802 zu Olten im ſchweizeriſchen Kanton Solothurn) ſtudierte, da er zum Staatsdienſt ſich ausbilden ſollte, zu Jena und machte durch ſeine künſtleriſche Begabung ſich bald genug bekannt. In unfreiwilliger Muße malte der kecke Student mit dem Tintenrührer auf die Wände des Karzers zwei große Bilder: den Raub der Sabinerinnen und Marius, der auf Karthagos Trümmern behaglich ſein Pfeifchen ſchmaucht. Durch ihren urwüchſigen drolligen Humor, wie durch die Virtuoſität der Darſtellung erregten ſie ſo großes Aufſehen, daß, um die Zeichnungen zu erhalten, auf Befehl des Großherzogs dieſe Abteilung des Karzers geſchloſſen wurde.


Der Forſt (S. 13).

Im übrigen trägt Jena, namentlich die innere Stadt, noch den ehemaligen Charakter. Noch jetzt iſt ſie „voll von Denkmalen jener wunderbaren Zeit, in der Deutſchlands geiſtige Weltherrſchaft hoffentlich auf ewige Zeiten begründet ward“. An vielen Häuſern prangen, gleich Blättern eines eigentümlichen goldenen Ehrenbuches der Stadt, die bei Gelegenheit des Univerſitätsjubiläums im Jahre 1858 angebrachten Gedenktafeln zur Erinnerung ehemaliger hervorragender Bewohner. Groß und ſtattlich iſt die Zahl dieſer Tafeln, — gibt es doch in der That keine Stadt unſeres Vaterlandes, welche ſo viele bedeutende Geiſter als die ihrigen bezeichnen könnte, als es Jena kann. So konnte ſich dieſes zur Feier des dreihundertjährigen Beſtehens der Univerſität nicht ſchöner ſchmücken, als mit den Namen derer, welchen es ſeinen Ruhm verdankt. Unter eifriger unermüdlicher Mitwirkung des um die Univerſität und das akademiſche Leben hochverdienten liebenswürdigen Profeſſors Hermann Schäffer zu Jena hat die mit der Ausführung beauftragte Kommiſſion ihre ſchwere und mühſame Aufgabe in glänzender Weiſe erfüllt und hierdurch ein Denkmal der Dankbarkeit zu ſtande gebracht, wie es keine andere Stadt aufzuweiſen hat, noch auch in ihren Mauern zu errichten vermag. Auch die Namen unſerer großen Dichterdioskuren finden wir hier: Goethe, der ſo oft in Jena verweilte, am Botaniſchen Garten, an einem Hauſe der Schloßgaſſe und an dem Gaſthof zur Tanne in Camsdorf, — Schiller dagegen, der als Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte von 1789 bis 1799 in Jena wohnte und ſpäter im Jahre 1804 einige Zeit daſelbſt zubrachte, an Häuſern der Schloßgaſſe, Jenergaſſe, Leutragaſſe und an ſeinem allbekannten, vielbeſuchten Wohnhauſe mit der kleinen Sternwarte, hinter dem Gaſthofe zum Engel.

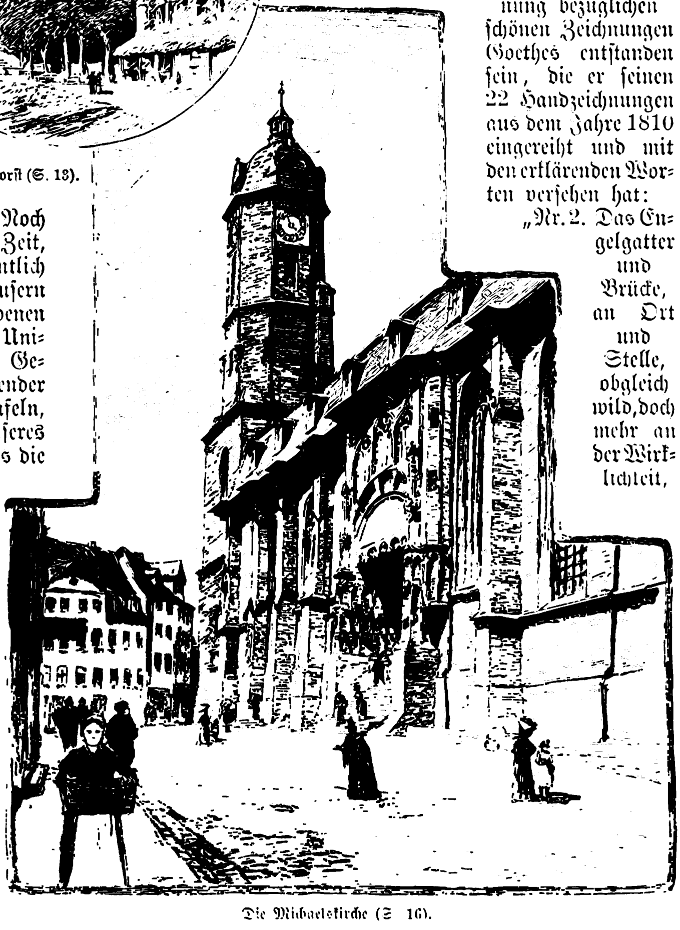
Als Goethe im Sommer 1809 in Jena verweilte, that er über dieſes ehemalige Heim ſeines verewigten Freundes Schiller und über den Maler Kaaz, der ebenfalls Jena beſuchte, in einem (noch ungedruckten) Briefe an Heinrich Meyer zu Weimar vom 1. Auguſt 1809 die bezeichnende Aeußerung:

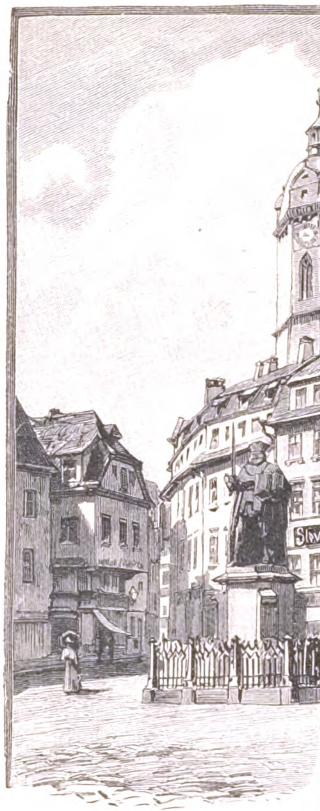
„Kaaz hat ſich auch hier recht wohl befunden, iſt herumgeführt worden, hat die Ausſichten als Anſichten gelobt, im landſchaftsmaleriſchen Sinne gehalten, und hier ſo wenig gezeichnet wie drüben. Daß es ihm doch auch nur eingefallen wäre, einen ſo unſchätzbar klaſſiſchen Platz, wie Schillers Garten, wo ſo treffliche Sachen, wie ſein Wallenſtein, ſeine Almanache und ſonſt Gott weiß was zu ſtande gekommen ſind, zu zeichnen oder nur danach zu fragen!“

Was Kaaz verſäumt hatte, holte Goethe ſelbſt im folgenden Jahre nach.

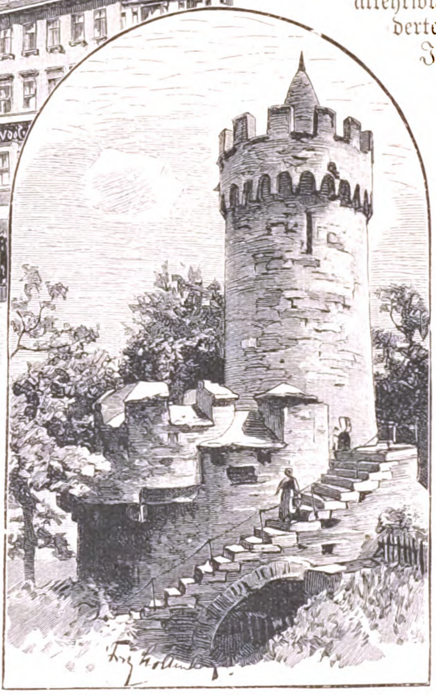
Am 26. März 1810 ging er laut ſeinem Tagebuch „morgens ſpazieren an der Leutra hin, Gegend von Schillers Garten, durchs Paradies zurück.“ Er ſetzt die Worte hinzu: „Nach Tiſche gezeichnet“. Damals mögen die zwei, auf Schillers Wohnung bezüglichen ſchönen Zeichnungen Goethes entſtanden ſein, die er ſeinen 22 Handzeichnungen aus dem Jahre 1810 eingereiht und mit den erklärenden Worten verſehen hat:

„Nr. 2. Das Engelgatter und Brücke, an Ort und Stelle, obgleich wild, doch mehr an der Wirklichkeit,


Die Michaelskirche (S. 16).



Marktplatz (S. 16).



Pulverturm (S. 17).

gezeichnet vom Fußpfad auf der Höhe des linken Ufers der Leutra; Subſtruktionen und Häuschen auf der rechten Seite gehören zu Schillers Garten.“

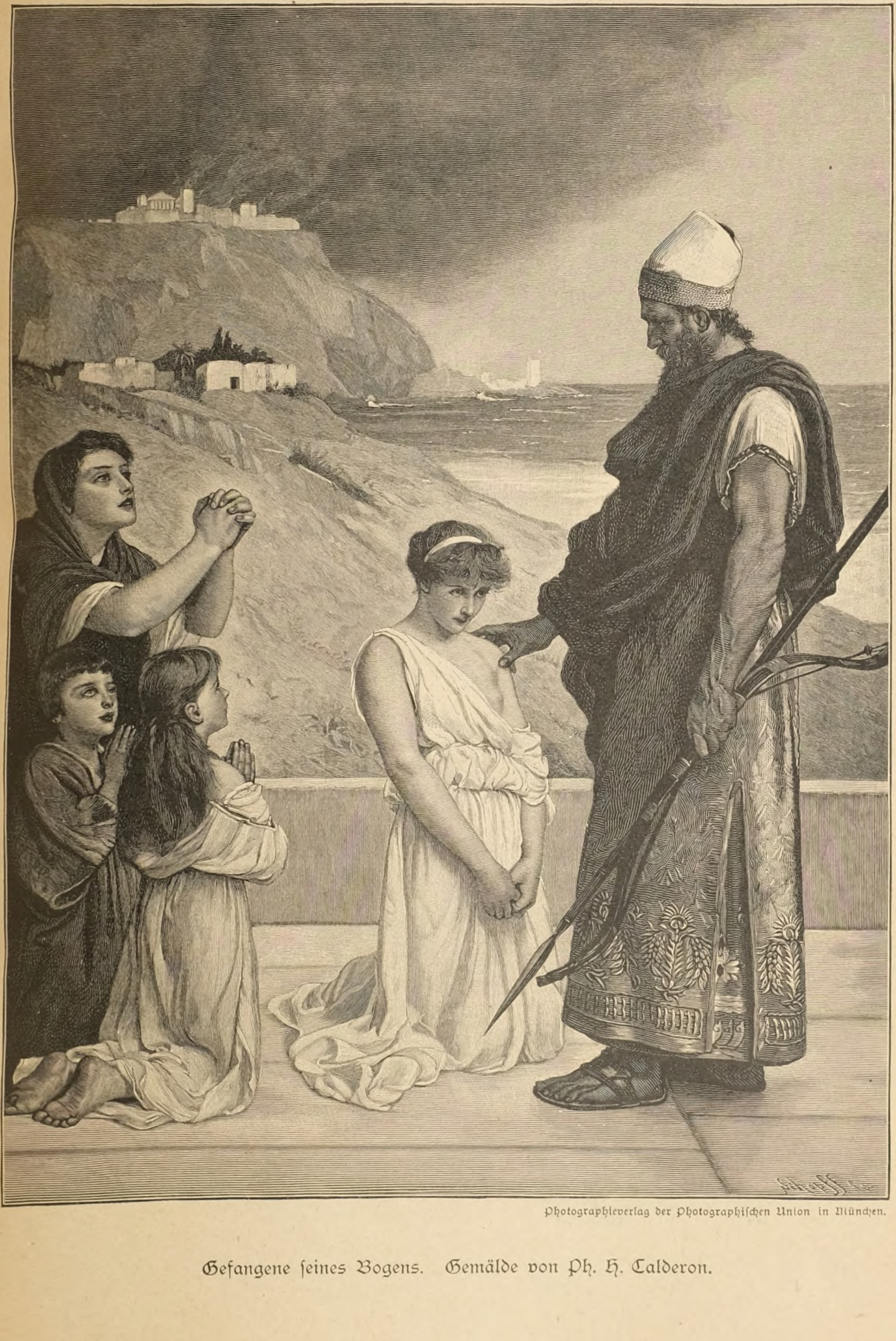
„Nr. 13. Schillers Garten, angeſehen von der Höhe über dem rechten Ufer der Leutra; der Brückenbogen führt zum Engelgatter. Das Häuschen daran eine Gartenlaube, welche Schiller zur Küche verwandeln ließ, das gerade entgegenſtehende Eckgebäude errichtete Schiller als ein einſames Arbeitszimmer und hat darin die köſtlichſten Werke zu ſtande gebracht. Als das Grundſtück nach ſeinem Ableben in andere Hände kam, verfiel das Gebäude nach und nach und ward im Jahr 1817 (?) abgetragen. An dem höher ſtehenden Wohnhaus ſind die zwei oberen Fenſter des Giebels merkwürdig. Hier hatte man die ſchönſte Ausſicht das Thal hinabwärts und Schiller bewohnte dieſe Dachzimmer. — Jetzt iſt auf flacher Erde das Obſervatorium angebaut und das Ganze hat überhaupt ein völlig anderes Anſehen.“

Das kleine Gartenhäuschen, das von Goethe „das Eckgebäude“ genannt wird, mit einer hölzernen, zu dem erſten und einzigen Stock führenden Freitreppe ſtand in der weſtlichen Ecke des ehemals Schillerſchen, dann zur großherzogl. Sternwarte gehörenden Gartens. In dieſem Häuschen dichtete Schiller ſeinen Wallenſtein. Nach Erbauung der Sternwarte wurde dasſelbe, den Einſturz drohend, abgetragen. Im Jahre 1846, als die Erinnerung an die Werkſtätte des genialen Dichters nur noch wenigen der Mitlebenden bekannt war, errichtete Prof. D. G. Kieſer, der hochverdiente Naturforſcher und Mediziner, an der Stelle, wo das Häuschen geſtanden, als Gedenkſtein einen rohen nordiſchen, von einem Gutsbeſitzer bei Camburg zu dieſem Zweck ihm geſchenkten erratiſchen Granitblock mit der eingehauenen Inſchrift: „Hier ſchrieb Schiller den Wallenſtein 1798.“ — In jener Wohnung vor dem Löbderthor verfaßte Schiller ferner den Dreißigjährigen Krieg und dichtete ſein Lied von der Glocke. Eine Büſte Schillers im Garten und ein ſteinerner Tiſch, an welchem er oft mit ſeinem Freund Goethe geſeſſen hat, ſind noch Erinnerungen an den unſterblichen Sänger.

Setzen wir unſere Wanderung durch die Stadt fort, ſo finden wir neben der Kollegienkirche die alten Kollegiengebäude, die einſt zum Kloſter gehörten und dann akademiſchen Zwecken dienten, noch in dem früheren Zuſtande, und ebenſo bietet der Markt — das ſtädtiſche und akademiſche Forum — noch vollkommen das ſonſtige originelle Bild. Da ſteht noch das altehrwürdige Rathaus genau ſo wie vor Jahrhunderten, genau ſo, wie damals, als im vorigen Jahrhundert der Sohn eines Jenaer Ratsherrn, eben im Begriff, auf offenem Markte einen Handel mit dem Stoßdegen auszufechten, von ſeinem Vater bemerkt wurde und dieſer vom Rathausfenſter ihm zurief: „Fritz, halt dich gut, ſollſt auch einen neuen Rock haben!“ Im Parterre des Rathauſes ladet noch jetzt wie ſonſt die ſog. Zeiſe (Acciſe) in die gemütliche Weinſtube zu labendem Trunke ein, und oben am künſtlichen Uhrwerk des Turmes iſt als eines der „ſieben Wunderwerke“ von Jena noch immer der Schnapphans zu ſehen, der mit dem Munde nach einem vorgehaltenen Apfel ſchnappt. Die Mitte des Marktplatzes aber, als die ihr zukommende würdigſte Stelle, nimmt die eherne Statue des Stifters der Univerſität, des Kurfürſten Johann Friedrich, ein, welche, von Drake modelliert, bei Gelegenheit des Jubiläums 1858 enthüllt wurde.

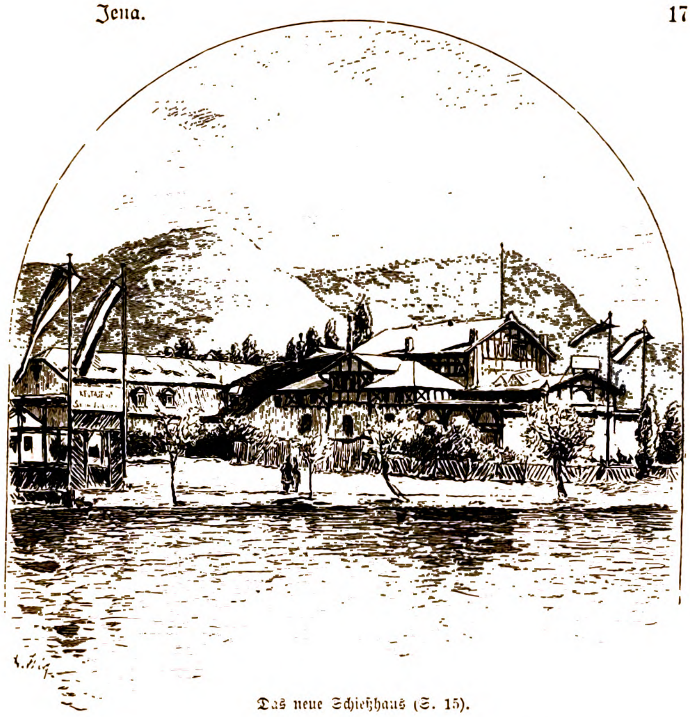
Wir gelangen zu der ſchönen, aus katholiſchen Zeiten ſtammenden St. Michaelis- oder Stadtkirche, die in ihrem würdig reſtaurierten Innern am Altar ein ehernes Bildnis Luthers bewahrt, welches urſprünglich als Grabdecke für die Schloßkirche zu Wittenberg beſtimmt war. Nahe derſelben, am Eingang der Johannisgaſſe, ſteht ein altehrwürdiges Haus, von welchem burſchenſchaftliche Fahnen herabwehen. Es iſt der durch die Geſchichte der Univerſität und des Burſchenlebens geweihte Burgkeller. Im Jahre 1546 von dem berühmten Baumeiſter Nikolaus Zöllner in Jena erbaut, alſo eines der älteſten Häuſer der Stadt, ward er ſtädtiſcher Ratskeller. Es wurde bereits erwähnt, daß in dem neuerrichteten Hauſe der Kurfürſt Johann Friedrich wohnte, als er von Kaiſer Karl V. gefangen hier durchgeführt wurde. Später ging der Burgkeller in Privatbeſitz über und wurde bald nach Gründung der Burſchenſchaft deren Lokal. Noch jetzt herrſcht in dem Burgkeller wie in dem unweit gelegenen Fürſtenkeller reges burſchenſchaftliches Leben.

Am Ende der Johannisgaſſe treten wir auf die eigentliche Feierſtätte der Burſchenſchaft, auf den Eichplatz. Hier war es, wo am Abend vor der Jenaer Schlacht der furchtbare Brand wütete. An der Stelle der in Schutt geſunkenen Gebäude entſtand der Platz, der von der Eiche, welche am Friedensfeſte 19. Januar 1816 „als ein Denkmal der erkämpften deutſchen Freiheit und der neuaufgeblühten deutſchen Manneskraft“ hier gepflanzt wurde, den Namen erhielt. Zwei Monate ſpäter, am 31. März 1816, wurde hier der Burſchenſchaft, als ein Zeichen der Anerkennung des mächtig erwachten Vaterlandsgeiſtes, von den Frauen und Jungfrauen Jenas die prachtvolle Burſchen-



Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.

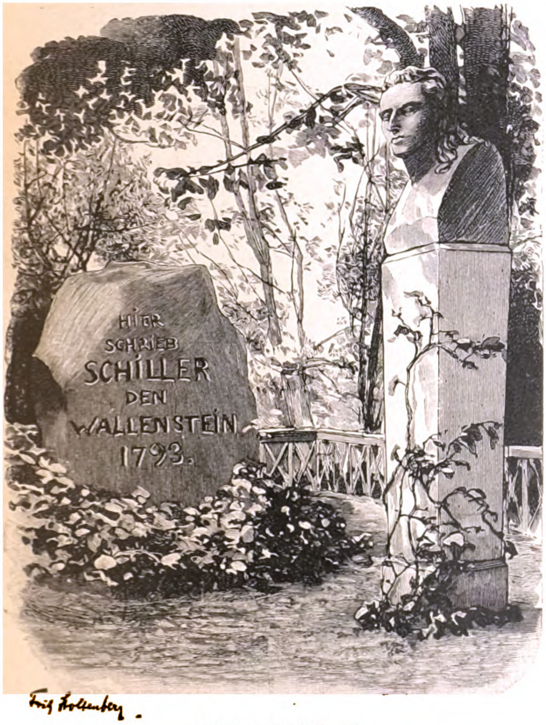
Gefangene ſeines Bogens. Gemälde von Ph. H. Calderon.



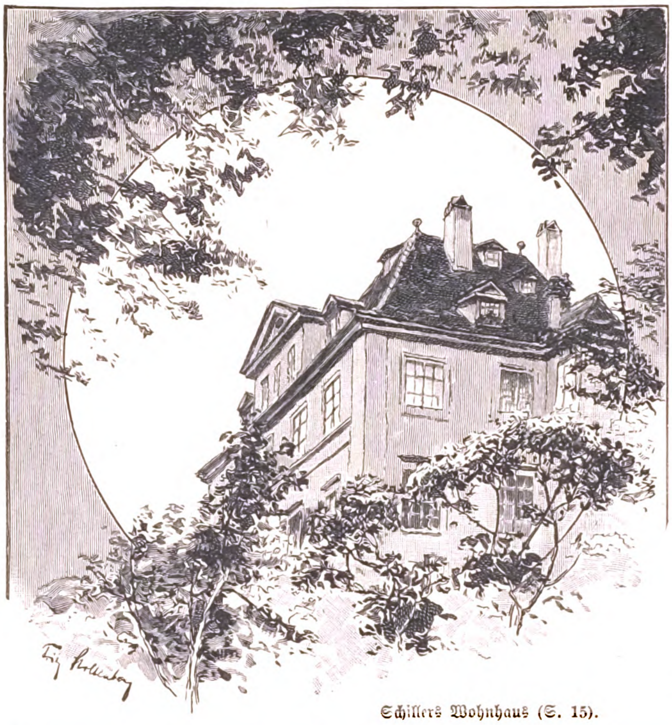
Das neue Schießhaus (S. 15).

fahne, jene erſte ſchwarz-rot-goldene Fahne überreicht, die ſeitdem als Heiligtum der Burſchenſchaft ihr bei allen Feierlichkeiten voranwehte. Und auf eben dieſem Platze, unmittelbar vor der Burſcheneiche, wurde am 2. Auguſt 1883 das Denkmal der deutſchen Burſchenſchaft enthüllt, welches eine der edelſten und ſchönſten Zierden Jenas bildet. Von der Meiſterhand des Bildhauers Prof. **Donndorf** zu Stuttgart aus prächtigem karrariſchem Marmor geſchaffen, erhebt ſich auf einem hohen, mit dem Wappen der Burſchenſchaft und den Jugendköpfen der älteſten hochverdienten Burſchenſchafter **Scheidler**, **Riemann** und **Horn** in Bronzemedaillons geſchmückten Sockel, ein Burſch in der Tracht von 1815, in Ueberlebensgröße. Zum Himmel wie in heiligem Gelübde aufblickend, ſchwingt er mit der Rechten die Burſchenfahne, eine wundervoll treue Nachbildung jenes einſt vielverfolgten Heiligtums, während er mit der anderen Hand das blanke Burſchenſchwert an ſeine Bruſt drückt. Begeiſtert und begeiſternd mahnt er die deutſchen Muſenſöhne, treu und feſt zuſammenzuhalten und in Pflege ſtudentiſcher Sitte, zugleich aber auch in Veredelung des akademiſchen Lebens, in Pflege deutſchen Geiſtes und opferbereiter Vaterlandsliebe den tapferen Jünglingen von 1815 nachzueifern.

Gegenüber ſteht am Eichplatz die alte, der Univerſität gehörige „Roſe“, das Schenkhaus der akademiſchen Brauerei, mit dem Hofraum voll fröhlichen Lebens und mit den zu akademiſchen Feſtlichkeiten, glänzenden Bällen und Konzerten, zu Vorleſungen und Verſammlungen benutzten Roſenſälen. Durch das altehrwürdige, wohlerhaltene Johannisthor gelangen wir ſodann rechts zu einem anderen Ueberreſt der ehemaligen Stadtbefeſtigung, dem maleriſch gelegenen ſogenannten Pulverturm und ſtehen auf dem reizenden Fürſtengraben, der, mit uralten Linden bepflanzt, ſich an der Stelle, wo die Stadt einſt mit Ringmauer und Graben umgeben war, hinabzieht. Vier Denkmäler zieren ihn: ein Granitblock zur Erinnerung an den Chemiker Döbereiner und die von Drake modellierten Büſten des Philoſophen Fries, des Naturforſchers Oken und des Nationalökonomen F. G. Schulze. Daß hier nicht auch der Begründer von Jenas Glanz, der große Philoſoph Karl Leonhard Reinhold, von der dankbaren Nachwelt ein würdiges Denkmal erhalten hat, wird immer ein Rätſel bleiben. — Rechter Hand, in den Räumen der ſogenannten alten Wucherei, ſteht das ſtattliche neue Univerſitäts- oder Kollegiengebäude, in welchem jetzt ſeit 1861 faſt alle Vorleſungen (mit Ausnahme der mediziniſchen und gewiſſer naturwiſſenſchaftlichen) gehalten werden, während früher die Hörſäle durch die ganze Stadt verteilt waren. Gegenüber liegt der große, auch viele Gewächſe aus tropiſchen Ländern enthaltende botaniſche Garten und auf derſelben Seite weiter unten die reichhaltige, über 200000 Bände umfaſſende neue Bibliothek. Unweit von ihr iſt der Eingang in den reizenden Prinzeſſinnengarten. Geh. Kirchenrat Joh. Jak. **Griesbach**, der berühmte Theolog, hat ihn angelegt und gepflegt und manche trauliche Stunde hier mit Wieland, Reinhold, Knebel und anderen Freunden verlebt. Nach Griesbachs Tode (1812) wurden im Jahre 1818 Garten und Haus an die Großherzogin Maria Paulowna verkauft; ihre jungen blühenden Töchter, Prinzeſſin Marie und die nachmalige Kaiſerin Auguſta, genoſſen hier glückliche Jugendtage, wovon der Garten ſeinen jetzigen Namen erhielt. Hier verkehrte auch Goethe gern und oft, und mehrere ſinnige Verſe von ihm zieren einen in friſchgrünem Laube ſtehenden Denkſtein. Den höchſten Reiz aber bietet von der Höhe des Gartens, vom Balkon des Hauſes und von dem Platze vor letzterem die wonnige Ausſicht auf das Saalethal und die ſchön geformten Berge, ſowie auf das von den beiden Bergzügen des Jenzig und des Hausberges mit dem Fuchsturm umſchloſſene Gembdenthal. In deſſen Mitte liegt friedlich das Dörfchen Wogau, und der Dorlberg, von welchem aus einſt Napoleon das Terrain vor der Jenaer Schlacht unterſuchte, ſchließt das Thal



Schillerdenkmal (S. 16).



Schillers Wohnhaus (S. 15).

ab. Wer dies Bild jemals geſchaut, wer zumal ſo glücklich geweſen, die Saaleufer im ſilbernen Glanze des Morgennebels zu ſehen, während die burggekrönten Bergſpitzen ſich hellleuchtend wie märchenhafte Inſeln daraus heben, wird dieſen Eindruck nie vergeſſen können.

Kehren wir zum Fürſtengraben zurück, ſo gelangen wir an deſſen unterem Ende zum Schloß, ehemals Reſidenz der Herzöge des ſelbſtändigen Herzogtums Jena. Auch Karl Auguſt war öfters hier, und noch öfter bewohnte ſein genialer Freund Goethe dies Schloß. Die Wand ſeines kleinen Zimmers pflegte er zu allerhand Notizen zu benutzen und ſchrieb darüber an Schiller: „Es iſt luſtig, daß ich dort an einem weißen Fenſterpfoſten alles aufgeſchrieben habe, was ich ſeit dem 21. November 1798 in dieſem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich dieſe Regiſtratur früher angefangen, ſo ſtände gar manches darauf, was unſer Verhältnis aus mir herauslockte.“ — Nach der Schlacht 1806 war das Schloß das Hauptquartier Napoleons. Dort empfing er am Morgen des 15. Oktober die um Schonung der Hochſchule flehende akademiſche Deputation und verſprach ihr (mit dem Bemerken, „daß die Univerſität treffliche Profeſſoren habe“), die Univerſität und ihre Anſtalten zu ſchützen.

Jetzt enthält das Schloß das ſehenswerte archäologiſche Muſeum und andere wiſſenſchaftliche Sammlungen.

Dem Schloß gegenüber liegt der Gaſthof zum ſchwarzen Bären, eine hiſtoriſch denkwürdige Stätte, da Luther auf ſeiner Reiſe von der Wartburg nach Wittenberg im Jahre 1522 in Ritterkleidung dort einkehrte. Wenige Schritt rechts, und wir betreten die alte große ſteinerne Brücke, die von Jena über die Saale nach Camsdorf führt, wo in dem Erker des links von der Brücke gelegenen Gebäudes, des Gaſthofs zur Tanne, Goethe mehrmals längere Zeit gewohnt hat.

Iſt auch die Sage, daß er dort den Erlkönig gedichtet habe, grundlos und falſch, ſo arbeitete er doch hier in den ſtillen beſcheidenen Räumen mit dem Blick auf Strom und Stadt an naturwiſſenſchaftlichen Studien und „genoß mit Bequemlichkeit bei freier Aus- und Umſicht, beſonders der charakteriſtiſchen Wolkenerſcheinungen“.

Und überall, wo wir ſtehen und gehen, weht uns friſches, freies Leben der uns begegnenden Muſenſöhne an, überall klingt uns ein herzlicher, jugendfroher gemütlicher Ton entgegen. Wie einſt, ſo noch jetzt:

In Jene lebt ſich's bene.

Ungezwungen, in Selbſtbeſtimmung und Jugendluſt, lebt jeder ſich aus und genießt in wiſſenſchaftlichem Studium und heiterer Geſelligkeit die köſtlichen Jugendjahre. Krankhaften Erſcheinungen begegnet man hier faſt niemals. Geſund an Körper und Geiſt regen und bewegen ſich die Studenten „in Selbſterziehung zu männlicher Selbſtändigkeit, in Geiſt und Arbeit, Studien und Leben; frei und froh.“ Gilt dies von der großen Zahl der Nichtverbündeten (der ſogenannten Finken), ſo gilt es auch von den ſelbſtbewußt und keck in den Farben ihrer Verbindungen einherſchreitenden Corpsſtudenten. Pflegen ſie auch vor allem den freundſchaftlichen frohen Jugendgenuß, und trägt auch die Wange faſt eines jeden die Spuren des leidigen Duellſports, ſo bekunden doch ihre Feſte in der Ruine der Rudelsburg „an der Saale hellem Strande“, wo von der Höhe des Berges das Denkmal für ihre im deutſch-franzöſiſchen Kriege gefallenen Bundesbrüder und ihr dem Heldenkaiſer Wilhelm geſetztes Denkmal in das Thal herabſchauen, zugleich auch ihren deutſchen Sinn für Kaiſer und Reich. Namentlich gilt jenes aber auch von den jungen friſchen und ſchmucken Burſchenſchaftern, die mit dem ſchwarz-rot-goldenen Bande uns begegnen. Und grüßt nicht hier über die Camsdorfer Brücke der Gaſthof zur Tanne herüber? war es nicht dort, wo vor 75 Jahren dieſer patriotiſche Bund entſtand?

Am 12. Juni 1815 wurde dort die erſte wahre und ganze Burſchenſchaft proklamiert. Zuerſt im alten Jena nahm das Studentenleben einen idealen und nationalen Aufſchwung, und bald wurde von hier aus als von einem gemeinſchaftlichen Centrum die geſamte deutſche Studentenwelt geleitet.

Von hier aus wurde die eigentliche große That der Burſchenſchaft, das Wartburgfeſt vom 18. Oktober 1817 ins Werk geſetzt, deſſen zündende patriotiſche Reden, deſſen lodernde Flamme die Gemüter in Nord und Süd Deutſchlands begeiſterten. Hier in Jena wurde ferner am 18. Oktober 1818 die allgemeine deutſche Burſchenſchaft geſchaffen und Jena zum Vorort und Vorſtand gewählt.

Und als die politiſche Reaktion die unſelige Blutthat eines ſchwärmeriſchen Jünglings, an der die Burſchenſchaft keinerlei Anteil hatte, zum Vorwand benutzte, den ihr verhaßten vaterländiſchen Bund zu vernichten, — als auch ihr Freund, ihr Verteidiger, der freiſinnige Karl Auguſt ſich den Beſchlüſſen des Frankfurter Bundestages fügen mußte, — als am Abend des 26. November 1819 die Auflöſung der Burſchenſchaft im Roſenſaale erfolgt war, — auch dann noch war Jena und ſeine Burſchenſchaft nicht tot zu machen und hat zu Erweckung, Erhaltung und Belebung des deutſchen Nationalbewußtſeins ſegensvoll mitgewirkt.

Das geſamte Deutſchland hat dies ſchon bei Gelegenheit des Jenaer Univerſitätsjubiläums 1858 und mit aller Entſchiedenheit bei dem großen glänzenden fünfzigjährigen Burſchenſchaftsjubiläum anerkannt, das in Jena am 14.—16. Auguſt 1865 gefeiert wurde, wie bei der erhebenden Gedächtnisfeier des erſten Wartburgfeſtes am 17.—19. Oktober 1867 in Eiſenach. 75 Jahre ſind ſeit der Gründung der Burſchenſchaft im Jahre 1815 verfloſſen, jubelnd begeht die deutſche Nation dieſen neuen wichtigen Gedenktag, und wieder iſt die Pflanzſtätte eines ewig jungen deutſchen nationalen Geiſtes, das alte und doch ewig junge Jena die Stätte des Jubelfeſtes. Es gibt eben nur ein Jena! und laut erſchallt aus allen deutſchen Gauen nach der Stadt an der Saale der alte Burſchenruf:

„Stoßt an, Jena ſoll leben!“

Wie man in Afrika reiſt.

Von

Gerhard Rohlfs.

Es liegt mir fern, hier irgendwie eine Abhandlung zu ſchreiben, wie ſie für die Reiſenden im Süden vom Aequator brauchbar wäre. Ich will hier nur Winke geben, wie man ſich für Nord-Zentralafrika auszurüſten hat.

Im Norden gilt es vor allen Dingen den ſogenannten Tell, d. h. die fruchtbaren Teile der Berberſtaaten, ſodann die große Wüſte zu durchziehen, um ſchließlich in die mohammedaniſchen Kulturſtaaten Bornu, Uadai und Sokota einzudringen.[1]

In Nord- und Nord-Zentralafrika hat man das Angenehme, daß man nicht mit menſchlichen Transportmitteln, reſp. Trägern, vorzugehen braucht, alſo im höchſten Grade abhängig von dem guten Willen eines einzelnen iſt, ſondern Tiere zu verwenden hat, die einem vollkommen unterſtehen. Das heißt, das iſt nur inſoweit der Fall, als der Reiſende ſie eigentümlich erwirbt. Jedenfalls iſt letzteres aber immerhin vorzuziehen, weil der Reiſende in dieſem Fall ganz unabhängig von äußeren Einflüſſen vorgehen kann, was nicht der Fall wäre, wollte er ſich die Tiere, welche ſtets leicht zu beſchaffen ſind, mieten.

Der, welcher ſich für eine längere Reiſe ausrüſtet, ſoll keine Mietstiere nehmen; der Mietslohn z. B. der Kamele zu einer Reiſe von Bengaſi nach Uadai, oder von Tripolis nach Bornu oder Hauſſa, oder von Fes über Tuat nach Timbuktu — denn nur dieſe drei Routen kommen mit mehr oder weniger Abweichungen in Betracht — iſt faſt ebenſo hoch, als wenn man ſich von vornherein die Laſttiere hierzu kauft. Ja, oft iſt er noch höher, und der Mieter ſteht immer in einer gewiſſen Abhängigkeit vom Vermieter. Oft iſt dieſem die zu ladende Laſt zu ſchwer, ein andermal will er ruhen, wo der Reiſende gern fort möchte, ein drittes Mal findet er einen nichtigen Grund, um die Reiſe aufzuſchieben, kurz man iſt in der traurigen Notwendigkeit, in größter Abhängigkeit ſich zu befinden.

Man kaufe alſo von vornherein Kamele und miete die notwendige Anzahl Kameltreiber. Man nehme Rückſicht darauf, daß ein Kamel auf ſo lange Reiſen keineswegs große Laſten tragen kann, höchſtens drei Zentner, nebſt dem dazu gehörigen Waſſer. Denn es gilt immerhin zweitauſend Kilometer zu durchziehen, auf welchem Wege man ſich auch dem Norden zu bewegt. Ob von Bengaſi,[1] ob von Tripolis, ob von Tunis oder Fes, immer iſt die Sahara zu durchqueren. Man nehme ſodann für ſich, als Führer der Karawane, ein gutes Pferd, und wenn man die Mittel hat, verſchaffe man ſich auch eine entſprechende Zahl von Eſeln, denn es iſt notwendig, daß der Führer repräſentiert. Dies hat den Vorteil, daß man Eſel einesteils ſchon gleich zum Tragen und ſie gleich darauf im Sudan benutzen kann, was mit den Kamelen nicht der Fall iſt. Die Futterverhältniſſe in den nord-zentralafrikaniſchen Ländern ſind derart, daß die Kamele, dort angekommen, bald aufgegeben werden müſſen. Andere Tiere durch die Wüſte zu bringen, obſchon es einzeln vorgekommen iſt, erſcheint durchaus unthunlich. Ebenſo verfehlt ſtellte ſich der Verſuch heraus, den der Verfaſſer dieſes machte, Karren mitzunehmen.

Lichtenhain (S. 13).

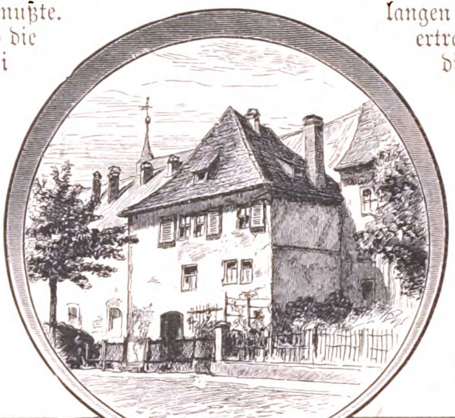
Fuchsturm (S. 13).

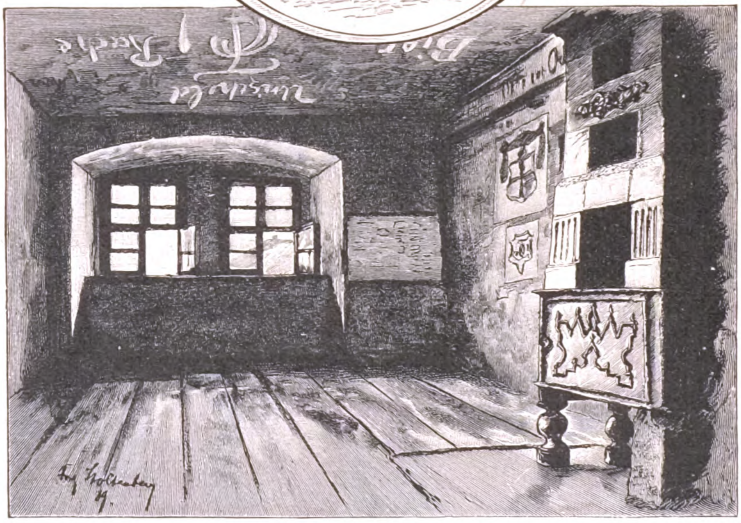
---

[1] Das Reiſen in Zentral- und Oſtafrika iſt jetzt ſo beliebt geworden, daß wir nie genau wiſſen, ob nicht morgen oder übermorgen ein Anverwandter, ein guter Freund zu dem dunklen Weltteil abſegelt. Wir denken daher, es dürfte weitere Kreiſe intereſſieren, aus der Feder eines berühmten Reiſenden zu erfahren, wie man ſich für dieſe großen Spritztouren auszurüſten hat — Herr Gerhard Rohlfs hat es liebenswürdig übernommen, aus der Fülle ſeiner Erfahrungen hierüber Bericht zu erſtatten.

[1] Von Fes nach Timbuktu, von Tripolis bis zum Tſad-See, von Bengaſi nach Abeſcher ſind es 2000 km in gerader Luftlinie.

Auf den erſten Blick erſcheint es ja ſehr vorteilhaft, ſich derſelben zu bedienen. Sie koſten nicht viel und man kann ſie ſich mit Leichtigkeit in Algeſiras, Gibraltar oder Malta verſchaffen. Auf einem zweiräderigen Karren kann man aber zehn Zentner, alſo eine mehr als dreifache Kamelladung verladen. Auch werden die Karren auf guten Wegen, aber nicht immer handelt es ſich um ſolche, von einem Kamel fortgezogen, man erſpart alſo zwei Kamele. Aber bei den geringſten Dünen bleibt man ſtecken. So erging es mir auf meiner Kufra-Expedition, wo ich gleich ſüdlich von Tripolis in den dort nicht ſehr hohen Dünen meine Karren einfach zurücklaſſen mußte.





Der alte Karzer (S. 15).

Hat man alſo Kamele gekauft und die nötigen Treiber gewonnen, wobei bei letzteren wegen des Fanatismus der Bevölkerung womöglich auf vorurteilsloſe Leute zu ſehen iſt, ſo iſt die wichtigſte Frage die der Lebensmittel und des Waſſers. Was letzteres anbetrifft, ſo muß man ſich gefaßt machen, auf waſſerloſe Gegenden zu ſtoßen, die ſich bis zu zehn Tagesmärſchen ausdehnen können. Dies dürften die längſten ſein, welche der Reiſende in der Wüſte zu paſſieren hat. Man kann nun das Waſſer auf zweierlei Weiſe mitnehmen. Entweder in Schläuchen, wie es die Araber und Wüſtenbewohner von jeher gethan haben, oder in eiſernen Waſſerkiſten, wie ſie von Alexandrine Tinne und von mir bei meiner libyſchen Expedition in Anwendung gebracht wurden. Erſtere haben den Vorzug, daß das Waſſer verhältnismäßig kühl in denſelben bleibt; aber durch die immerwährende Verdunſtung durch die Haut am vierten oder fünften Tag ſchon, ohne daß man etwas davon getrunken hätte, auf ein Nichts reduziert iſt. Man kann durch Mitnahme von Schläuchen in die größte Verlegenheit, ja in die allergrößte Lebensgefahr kommen.

Ganz anders iſt die Mitnahme eiſerner Waſſerbehälter, oder auch die von hölzernen Tonnen, welche letzteren von türkiſchen Beamten beliebt werden. Eiſerne Waſſerbehälter, wie ich ſie hier in Deutſchland hatte herſtellen laſſen und welche inwendig emailliert waren, haben unbedingt den Vorzug vor allen anderen Transportmitteln des Waſſers. Denn wenn auch von den Franzoſen eingeworfen wird, daß ſich das Waſſer zu ſehr erwärme, um als durſtlindernd gelten zu können, ſo muß man bedenken, daß es ſich in der Wüſte nur um Waſſer handelt, einerlei ob dasſelbe heiß oder kalt iſt. Was iſt denn der Durſt? Phyſiologiſch genommen nichts anderes als das unbehagliche Gefühl, welches entſteht durch reichliche Harnabſonderung oder Schweißbildung, ein zu großer Verbrauch der dem Blut beigemiſchten Waſſerſtoffe. In der Wüſte nun, vorzugsweiſe wegen der ungeheueren Trockenheit der Luft, wird dem Blut durch unmerkliche Verdunſtung durch die Haut fortwährend eine Menge von Waſſer entzogen[1] und dies eben erzeugt das Gefühl des Durſtes. Man ſtillt denſelben ebenſogut durch warmes wie durch kaltes Waſſer, durch Thee, durch Kaffee, wie durch Limonaden oder Bier. Nur darf das letztere nicht ſtark mit Alkohol verſetzt ſein. Die nach meiner Angabe gefertigten Kiſten enthielten je 50 Liter, bequem konnte ein Kamel drei Kiſten tragen, und ſie zeichneten ſich beſonders dadurch aus, daß auch nicht ein Tropfen durch Verdunſtung verloren ging.

Hat man ſich ſo mit Waſſer hinreichend verſorgt — und dies iſt die Hauptſache, denn das Verlangen nach Trinken iſt ungleich ſchwerer zu ertragen, als das nach Eſſen — ſo muß die Eſſensfrage in die Hand genommen werden. Ich geſtehe, daß, obſchon ich auf meinen erſten Reiſen, beſonders auf meiner Reiſe quer durch Afrika oft vom Durſte gepeinigt worden bin, ich doch nie mit allen meinen Leuten Hunger gelitten habe. Ich konnte es allerdings auch aushalten, wochenlang bloß von Datteln und Mehl zu leben. Ich ſchaffte vor allen Dingen für mich und meine Leute in großen Quantitäten an: Mehl, Reis, Kuskuſſu (geperlte Weizen- oder Gerſtenkörnchen), Mhamſa (geröſtetes Gerſtenmehl), Erbſen, Bohnen und Linſen, dazu als Zuthat Oel, Butter und Salz. Ferner als Genußmittel getrocknete und friſche Zwiebeln, Nelken, Muskat, ſchwarzen Pfeffer und Ingwer. Für mich ſelbſt hatte ich eine große Menge Büchſen mit Fleiſchextrakt (die mir von unſerem Liebig ſelbſt verehrt waren), Kaffee, Thee und Zucker. Obwohl in den ſechziger Jahren die Konſerven ſchon bekannt waren, ſo waren ſie doch viel zu teuer für mich, als daß ich hätte davon Gebrauch machen können. Sie waren noch ſo wenig in Gebrauch, daß als Güßfeld 1873 ſeine Loango-Expedition machte, ein Profeſſor in Berlin ſich darüber aufhielt, daß er Spargel in Konſervenbüchſen mitgenommen hatte. Das hinderte allerdings nicht, daß ich, als ich 1873 74 die große deutſche Expedition in die Libyſche Wüſte führte, meine ſämtlichen Deutſchen, Herren wie Diener, jeden Tag Konſervenfleiſch und Gemüſe genießen konnten. Auch auf meinen ſpäteren Reiſen nach Kufra und nach Abeſſinien konnten ich und meine europäiſchen Begleiter uns ſtets dieſen europäiſchen Genüſſen hingeben.

Für die nicht europäiſchen Diener hat man nicht nötig, außer für Waſſer, für irgend welche Getränke wie Kaffee oder Thee zu ſorgen, höchſtens daß man vielleicht aus beſonderem Wohlwollen einem alten oder beſonders treuen Diener ein Täßchen Mokka zukommen läßt. Für mich ſelbſt hatte ich ſtets einige Flaſchen Henneſy im Vorrat — auf meinen erſten beiden Reiſen auch das nicht einmal, denn man kann ganz gut ohne alle Spirituoſen auskommen.

---

[1] Man tranſpiriert nie in der Wüſte, auch iſt die Harnabſonderung auf ein Minimum herabgeſetzt, und dennoch hat man ſtets das Gefühl des Durſtes. Der Durſt äußert ſich mitunter ſo ſtark, daß es gar nicht ſelten iſt, wenn der Reiſende das Waſſer literweiſe zu ſich nimmt, um den Durſt zu löſchen.

Als Kochgeſchirr hatte ich das Gerät wie die Eingeborenen es beſitzen, einige eiſerne Kochtöpfe, Thonkeſſel, Kaffeekanne, einzelne hölzerne Schüſſeln, einige Gläſer, einen hölzernen Mörſer ꝛc., auf meinen ſpäteren Reiſen erſtand ich in den docs de campement in Paris, wo alles zu haben iſt, deſſen der Reiſende bedarf, zwei Kantinen, die eine enthaltend ein komplettes Service für ſechs Perſonen, die andere die verſchiedenen Kochgeſchirre.

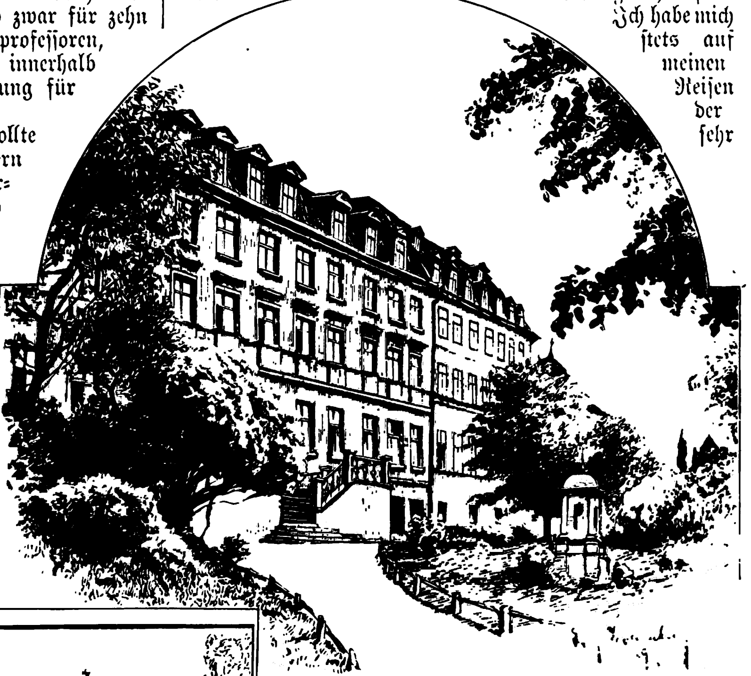
Wir haben in Deutſchland noch nicht jene großartigen Bazare, wie England und Frankreich ſie ſeit langem beſitzen wegen ihrer Kolonien, in welchen ein jeder Reiſende ſich komplett vom Kopf bis zum Fuß ausrüſten kann. Als ich im Jahre 1868 die engliſche Expedition auf Befehl König Wilhelms nach Abeſſinien mitmachte, ging ich vorher nach Paris und rüſtete mich dort aus, ich fand alles von der Stecknadel bis zum Zelt. Als ich 1873 mich ausrüſten mußte zur libyſchen Expedition und zwar für zehn Deutſche, darunter verſchiedene Univerſitätsprofeſſoren, ging ich ebenfalls nach Paris und konnte innerhalb weniger Stunden eine komplette Ausrüſtung für uns alle beſorgen.

Jetzt wo wir ſelbſt Kolonien haben, ſollte es, dächte ich doch, nicht an Unternehmern fehlen, die in der Reichshauptſtadt ein derartiges Geſchäft gründeten, wo man alles und jedes kaufen kann, das man auf Reiſen nötig hat. Man denke nur, wie viele Privatreiſende — ganz abgeſehen von den Offizieren und Beamten des Reiches — alljährlich Deutſchland verlaſſen, um über See zu gehen und in den fernen Ländern Studien, Entdeckungsreiſen und auch Vergnügungsreiſen zu machen. Ich erwähne unter anderen nur die Reiſenden, die teils noch unterwegs ſind wie Baſtian, Ehlers, Hans Meyer, Häckel ꝛc. Alle dieſe Reiſenden ſind gewiß in Ermangelung eines Geſchäfts für Reiſegerätſchaften gezwungen geweſen, ſich zum Teil wenigſtens außer Landes auszurüſten, oder hier in Deutſchland von Laden zu Laden zu laufen, um alles Nötige einzukaufen.

Das Johannisthor (S 17)

Auf meiner erſten Reiſe war ich ohne Zelt, ſchlief auf nacktem Boden, hatte die Kleidung der Araber, lebte überhaupt wie ſie; auch auf meiner zweiten Reiſe war ich nicht viel beſſer daran, als ich den großen Atlas überſtieg, hatte aber doch ein eigenes Pferd und ſpäter Mietskamele. Auf meiner Reiſe quer durch Afrika hatte ich ein ſchönes arabiſches Zelt, wie es die Großen des Landes beſitzen, und für meine Diener ein kleines einfacheres, dazu eigene Kamele. Und wenn, als ich in Mandara mich befand, der Sultan dieſes Landes mich meines großen Zeltes beraubte, ſo entbehrte ich es kaum, denn als ich ſpäter die Landſchaften von Yacoba, Keffi Abd-es Senga und Yoruba durchreiſte, fand ich überall gute Aufnahme, obſchon ich Hunderte von Kilometern durchzog, die noch nie ein Weißer geſehen hatte. Auf all meinen ſpäteren Reiſen hatte ich europäiſche Zelte und europäiſche Kleidung.

Was die Kleidung anbetrifft, ſo ſoll der Kopf ſtets kühl und beſchattet ſein, denn wenige werden es ſo weit bringen wie der ehemalige Kriegsminiſter des Kaiſers Theodor von Abeſſinien, Herr Zander aus Deſſau, der barhaupt den ganzen Weg von Magdala bis zur Küſte zurücklegte. Ein Korkhelm iſt das praktiſchſte. Darüber, ob Wollſtoffe, ob Baumwollſtoffe als Bekleidung in Anwendung kommen ſollen, haben ſich die hervorragenden Reiſenden noch nicht entſchieden. Mit Nachtigal, Schweinfurth und, irre ich nicht, auch Heinrich Barth, habe ich mich ſtets der Baumwollſtoffe bedient und mich gut dabei befunden. Diejenigen, welche gern ſchwitzen, mögen ſich wollener Hemden und Socken bedienen: es iſt das Geſchmacksſache. Ein Hauptaugenmerk ſollte auf gutes Fußwerk gerichtet ſein. Ich habe mich ſtets auf meinen Reiſen der ſehr weichen, anſchmiegenden Pantoffeln der Araber bedient, die aber den einen Nachteil haben, daß ſie Näſſe nicht vertragen können. Für den Sudan möchte ich Stiefel oder ſtarke Schuhe ohne hohe Abſätze mit Gamaſchen empfehlen. Und dieſe in hinlänglicher Anzahl, weil man auf Erſatz nicht rechnen kann.



Das neue Univerſitätsgebäude (S. 17)

Ein jedes Zelt muß ausgerüſtet ſein mit einem Tiſch, zwei Stühlen (Zuſammenklapper) und einem Feldbett, welches man zuſammenrollen kann. Einige große Gummidecken ſind zu empfehlen. In Abeſſinien, wo man ja außerordentlich von Termiten zu leiden hat, fand ich es ſehr empfehlenswert, nachts unter meinem Lager eine Menge trockenen Graſes, alſo Heu aufzuhäufen, hierüber eine gegerbte Ochſenhaut zu legen und darauf das Bett einzurichten. Ueberhaupt pflegte ich eben dieſer kleinen Tiere wegen nie meine Kiſſen direkt auf den Erdboden zu ſetzen, ſondern ſtets Steine unterzulegen und ſie dann hierauf zu ſtellen.

In früheren Jahren wurde gar wenig Gewicht auf die Mitnahme von Inſtrumenten gelegt. Mungo Park hatte nur Thermometer zu ſeiner Verfügung. Hornemann wahrſcheinlich nicht einmal dieſe und die Gebrüder Lander wahrſcheinlich auch nicht mehr. Selbſt Heinrich Barth entbehrte der hauptſächlichſten Inſtrumente, während Ed. Vogel, ſein ſpäterer Genoſſe, gut ausgerüſtet war. Ich ſelbſt hatte auf meiner erſten Reiſe, die ich im Jahre 1860 antrat, nur Thermometer mit mir, während ich auf meinen ſpäteren Reiſen mit allen heute üblichen Inſtrumenten ausgerüſtet war. Dies führt natürlich zu der Frage: Soll der Reiſende allein eine Forſchungs- oder Entdeckungsreiſe antreten oder ſoll er ſich mit mehreren auf den Weg machen?

Camsdorf und das Gaſthaus zur Tanne (S. 15).

Die Roſe in Jena (S. 17).

Viele Reiſende ſind für das Einzelreiſen, andere für die Ausrüſtung einer aus einzelnen Fachkräften beſtehenden Expedition. Dr. Schweinfurth iſt begeiſtert für das Einzelreiſen. Barth ſagt: „Eine wiſſenſchaftliche Expedition ſollte, um etwas Umfaſſendes zu leiſten, verſchiedene Kräfte in ſich vereinigen, da die Erſcheinungen zu vielſeitig ſind, um von einem einzelnen umfaßt zu werden.“ Die erſte größere Expedition ſetzte ſich zuſammen aus den Herren Denham, Clapperton und Oudney. Heinrich Barth war begleitet von Richardſon, Overweg und Vogel, er reiſte aber eigentlich allein, da ſeine beiden erſtgenannten Gefährten ſchon bald nach ihrer Ankunft im Sudan dem Klima zum Opfer fielen und er Dr. Vogel nur zufällig begegnete, der dann ſpäter ermordet wurde. Ich ſelbſt machte meine drei erſten Reiſen allein, meine letzten in Begleitung von wiſſenſchaftlichen Kräften.

Wie heute die Verhältniſſe liegen, ſollte der Reiſende, der eigentliche Pionier der Erforſchung, wenn irgendwie möglich ſich immer von einem Stabe wiſſenſchaftlicher Forſcher begleiten laſſen. Dr. Georg Schweinfurth hebt aber mit Recht hervor, daß die Mitglieder ſo wenig wie möglich miteinander verkehren, d. h. ſprechen ſollen, damit nicht ein zu familiärer Ton unter ihnen einreiße. Und man ſoll nicht nur auf die Gelehrſamkeit der Mitreiſenden ſehen, ſondern auch darauf, daß ein jeder gut erzogen iſt. Wie traurige Erfahrungen ſind in dieſer Beziehung gemacht worden z. B. auf einer unſerer berühmteſten deutſchen Nordpolfahrten, wo zwei Mitglieder tage- ja wochenlang in einer engen Koje bei einander lagen, nicht miteinander ſprachen, nicht miteinander aßen, kurz jeden Verkehr miteinander mieden, ſich wie zwei Feinde gegenüber ſaßen und alles dies nur, weil ſie im Anfang zu vertraut miteinander geweſen waren und ſich dann einmal entzweit hatten.

Von den dem Reiſenden notwendigſten Inſtrumenten habe ich Thermometer und Aneroid, wenigſtens von meiner zweiten Reiſe an, immer bei mir gehabt. Jeder ſollte gute Thermometer, welche aber höher als + 50 ° und mindeſtens —10° Kälte zeigen, dutzendweiſe mitnehmen. Ebenſo verſehe er ſich mit wenigſtens einem halben Dutzend Aneroiden. In früheren Jahren waren die holoſteriſchen Barometer von Secretan in Paris oder von Caſella in London beſonders berühmt, heute macht man ſie in derſelben Güte in Deutſchland. Einen Queckſilberbarometer mitzunehmen widerrate ich jedem. Man kommt mit einem Aneroid auf Reiſen ebenſo weit, wie mit einem Queckſilberbarometer. Ich glaube auch, daß jetzt in Deutſchland die Schleuderthermometer in derſelben Güte hergeſtellt werden, wie Godin in Paris ſie fertigt. Die Inſtrumente müſſen natürlich hundertteilig ſein. Sehr zu empfehlen iſt auch die Mitnahme von Pinſelthermometern, die mir auf meinen ſpäteren Reiſen vorzügliche Dienſte geleiſtet haben. Dann dürfen auch nicht die Minimal- und Maximalthermometer fehlen, noch die perpendikulär hängenden Minimal- und Maximalthermometer, welche mit einem Magnet reguliert werden, nach dem Syſtem von Secretan und Rutherford. Ferner ſollten keiner Expedition fehlen mehrere Hygrometer. Das Sauſſureſche Haarhygrometer fand ich unpraktiſch, weil ſich am Haar bald Staub ꝛc. anſammelt. Dahingegen fand ich Auguſts Pſychrometer ſtets ſehr gut; nur muß man ſich hüten, die naſſe Kugel oft mit friſcher Leinwand oder Baumwolle zu umbinden, da ſalzhaltige Waſſer oft eine ganz dicke Salzſchicht auf die Leinwand oder Baumwolle abſetzen und ſo die Verdunſtung abſchwächen. Ganz unnütz finde ich die Mitnahme von Perambulatoren, obſchon ich ſie auf einigen meiner Reiſen mithatte. Der Reiſende hat was anderes zu thun als ſeine Schritte zählen zu laſſen, und bei einiger Uebung im Taxieren des zurückgelegten Marſches kommt man bald zur annähernden Abſchätzung der zurückgelegten Wegſtrecke.

Auf meinen letzten Expeditionen hatten wir einen Prismenkreis mitgenommen; beſſer wäre ein einfacher Sextant geweſen, wie dieſes Inſtrument beſonders von Güßfeld empfohlen wird im Gegenſatz von Kaltbrunner, welcher in ſeinem „Manuel de voyageur“ alle Reiſenden davon abmahnt. Profeſſor Jordan, der berühmte Geodät, hatte übrigens, irre ich nicht, in der libyſchen Expedition ein großes Theodolit mit horizontalem und vertikalem Kreiſe bei ſich.

Das verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß vorzüglich und ſorgfältig konſtruierte Kompaſſe nicht fehlen dürfen, und zwar empfehle ich jedem Reiſenden, mehrere davon mitzunehmen. Auch ſollten Inſtrumente um die Deklination, ſowie ſolche um die Inklination zu machen, nicht fehlen.

Bei den ſtarken elektriſchen Strömungen, die namentlich in der Sahara zur Geltung kommen, ſollte man nicht vergeſſen, für gute Elektroſkope oder Elektrometer zu ſorgen. In dieſer Beziehung iſt leider noch gar nichts gethan worden.

Jeder, der die Wüſte nur einmal bereiſt hat, iſt Zeuge geworden von den ſtarken elektriſchen Strömungen, die ſich während eines Samum bilden. Allen voran haben Ritchie und Duveyrier darauf aufmerkſam gemacht.

Während meiner Expedition nach Kufra wurden wir eines Tags von einem heftigen Samum heimgeſucht. Ich befand mich mit Eckardt in Sokna zu Hauſe, während Dr. Stecker und Hubmer auf einer Rekognoszierungstour ſich befanden. Wie mir Dr. Stecker nachher mitteilte, richteten ſich ſeine etwa einen Decimeter langen Haare auf dem Kopfe geradezu in die Höhe, und ſein Gefährte Hubmer konnte daraus, ſie berührend, Funken herausziehen, die mehrere Centimeter Länge hatten; Dr. Stecker gelang es an der Zeltwand, welche beſonders ſtark dem Samumwinde ausgeſetzt war, alſo vom Sande und kleinen Kieſelchen fortwährend gerieben wurde, feurige Streifen zu entwerfen, ja es gelang ihm, feurige Buchſtaben auf die Zeltwand ſchreiben zu können. Wer denkt dabei nicht an das „Mene Mene Tekel Upharſin“, Worte, die nach dem Buche Daniel von einer Geiſterhand an die Wand geſchrieben, den nahen Sturz des Königs Belſazar verkündeten.

Die trockene Luft an ſich iſt ſchon ein ſchlechter Leiter, aber wenn das Haarhygrometer ſchon für gewöhnlich eine relative Feuchtigkeit von nur 10 bis 15° anzeigt und dann auf 4 bis 5° ſinkt, ſo hört die Leitung faſt gänzlich auf. Es muß ſich alſo in allen Körpern eine große Menge Elektrizität anſammeln. Die Reibungen der kleinſten Steine, hervorgebracht von der Gewalt des Sturmes, ihr Dahinſchleifen über den Boden, die große Hitze, die gewöhnlich bei einem Samum über + 50° beträgt, die Natur der Steine, die oft aus magnetiſchen Eiſenteilen beſteht, dies alles gibt die Erklärung ab für die elektriſchen Erſcheinungen, welche aber auch zu näheren Unterſuchungen herausfordern.

Obgleich das Ozon in der Luft noch keineswegs als ein ſicheres Mittel in der Medizin betrachtet werden kann — denn wir wiſſen thatſächlich nichts Gewiſſes darüber, ob eine ozonreiche Luft dem menſchlichen Körper zuträglich iſt — ſollte es niemand unterlaſſen, jodkaliumhaltendes Papier mit einem Skalenverzeichnis mit ſich zu führen, um danach die Luft auf ihren Ozongehalt zu prüfen.[1])

Sehr wichtig für den Forſcher iſt auch die Mitnahme von Farbenſkalen. Nicht nur um danach die Hautfarbe der Menſchen zu beſtimmen, deren Gebiet er durchreiſt, ſondern um auch über den Farbenſinn der Eingeborenen ſich zu orientieren. Ich habe z. B. Völker beſucht, bei denen nur drei Farben benannt wurden, und wieder andere geſehen, welche die Farben ſo unbeſtimmt bezeichneten, daß ſie z. B. für rot und glänzend ſchön ein und dieſelbe Bezeichnung hatten.

Gute Ferngläſer ſind unſchätzbar. Ich empfehle einem jeden, ſich außer einigen Krimſtechern noch einen weittragenden Fraunhofer anzuſchaffen.

Der Reiſende muß ferner ausgerüſtet ſein mit der von Aſcherſon erfundenen eiſernen Pflanzenpreſſe in mindeſtens drei oder vier Exemplaren und mit Pflanzenpapier. Erſtere beſtehen aus Eiſenrohr und werden mit eiſernen Kettchen verſchnürt, beläſtigen alſo den Reiſenden keineswegs. Ein großer Vorrat von Spiritus iſt zu empfehlen und ebenſo iſt eine genügende Anzahl von Reagentiengläschen nicht zu vergeſſen. Falls dieſe vollgefüllt ſein ſollten, kann man ſich der in Afrika überall wachſenden Rohrſtückchen zum Verſchluß bedienen. Kork, Papier, Inſektennadeln, Tinte, Federn, Bleiſtifte, Notizbücher, Bindfaden ꝛc. ꝛc. ſollen nur erwähnt werden. Kein Reiſender wird ſo etwas vergeſſen.

Natürlich muß der Reiſende mit guten Waffen verſehen ſein. Revolver und andere Gewehre müſſen ſtets bei der Hand ſein. Es wäre aber unnütz, hier beſtimmte Vorſchriften geben zu wollen, man muß ſich eben mit dem neueſten ausrüſten, was vorhanden iſt und namentlich die Munition nicht vergeſſen. Denn von jener Zeit ſind wir weit entfernt, in der Heinrich Barth ſeine weiten Reiſen antrat. Vor ihm reiſte man faſt immer unbewaffnet. Denn er ſagt ausdrücklich S. XI ſeines großen Reiſewerkes: „die Regierung that noch mehr. Sie erlaubte uns Waffen zu führen, während man urſprünglich gemeint hatte, die Expedition ſollte ohne Waffe gehen, weil Hr. Richardſon ſeine erſte Reiſe nach Ghat ſo gemacht hatte.“

Das war die Zeit der bewaffneten Reiſen, die der Periode der unbewaffneten, welche durch Laing, Hornemann, Denham, Clapperton, René Baillée ꝛc. repräſentiert wurde, folgte. Auch dieſe zeichnete ſich durch bedeutende Reiſende aus, aus denen heraus ich nur Livingſtone, Barth, Burton, Speke und Grant, Schweinfurth und Nachtigal nenne, während der gegenwärtigen Periode, wo man mit Gewalt alles zu erreichen trachtet, Stanley, Cameron, Brazza, Serpa Pinto, Wißmann u. a. angehören; man hat die Geduld verloren und das kommt der Ziviliſation nur zu gute.

Wir hätten nun noch einen Augenblick bei den Medikamenten zu verweilen, die der Reiſende genötigt iſt, mitzunehmen. Es iſt ja eine bekannte Thatſache, daß man am beſten thut, die Natur walten zu laſſen, und bei uns in Europa gibt es ja in der That genug Familien, bei denen der Arzt nie ins Haus kommt. Aber in den heißen Klimaten von Afrika, oder überhaupt unter den Tropen, iſt ein ſchnelles Eingreifen oft von der größten Wichtigkeit.

Hier gebe ich die Hauptmedikamente an, welche ich auf meinen Reiſen mitführte. Vor allen Dingen eine große Menge Chinin (mindeſtens 500 g für jede Perſon, denn man nimmt es in Doſen zu 2 bis 3 g auf einmal). Alle anderen Mittel wie Antifebrin, Acetomilid, Antipyrin, und wie alle die Antifebrilien heißen, haben ſich nicht bewährt, man muß immer wieder auf das Chinin zurückkommen. Sodann Opium, Morphium, Bleieſſig, Zincum sulphuricum, Tartarus stibiatus und einige einfachere Mittel. Für einen Nichtmediziner wird es gut ſein, alles dieſes doſiert und mit Gebrauchsanweiſung verſehen zu haben. Natürlich darf Verbandzeug nicht fehlen, Nadeln, Biſtourien, chirurgiſche Meſſer müſſen zur Hand ſein. Und zu dieſem allen möchten wir empfehlen, Heinrich Rohlfs' gemeinfaßliche Heilkunde für Schiffsoffiziere (Halle, 10. Auflage) mitzunehmen. Sie gibt in allen Fällen Aufſchluß und ebenſogut wie auf hohem Meere iſt ſie zu gebrauchen auf einer Landreiſe.

---

[1]) Ebenſowenig wiſſen wir etwas Sicheres über die Wirkung der Fichten und Kiefern auf den menſchlichen Organismus. Wirkt der balſamiſche Duft wohlthätig oder nachteilig? Es iſt das einfach Glaube. Ungefähr in ſelbem Grade wie man früher und auch jetzt noch die hektiſchen Leute in oder über Kuhſtälle ſperrte, um den Duft der Exkremente des Rindviehs einzuatmen! Wahrſcheinlich um die Bakterien der Tuberkuloſe zu züchten!

Im Sudan ſelbſt, wir meinen immer Nordzentralafrika, iſt das Reiſen nun ein ganz anderes als durch die Wüſte. Ueberall, von Abeſſinien an im äußerſten Oſten, bis nach Senegambien oder den Ländern am Golf von Guinea ſind Laſttiere zu den billigſten Preiſen aufzutreiben. Man hat Pferde, wenn auch kleiner als bei uns, ſo doch dauerhafter, man hat Maultiere, Eſel und endlich die Laſtochſen. Was dieſe anbetrifft, ſo ſind ſie nicht ſehr zu empfehlen, weil ſie ſchwer zu lenken ſind und weil ſich das Gepäck nicht gut auf Ochſen befeſtigen läßt. Das Kamel wird aber ganz beiſeite gelaſſen. Das Gepäck durch Menſchen fortſchaffen zu laſſen, iſt aber in dieſen ſo bevölkerten und auf einer verhältnismäßig hohen Kulturſtufe ſtehenden Ländern ganz unbekannt. Nur in Yoruba war ich gezwungen, Träger zu nehmen. Es wäre aber vollkommen unnötig geweſen, hätte ich mich am Niger mit mehr Eſeln verſehen können, als ich meiner Mittelloſigkeit wegen damals im Beſitze hatte.

Ebenſo braucht man für ein Zelt keine Sorge zu tragen, überall kann man bei den Eingeborenen Unterkommen finden. Desgleichen iſt die Sorge um Nahrung geſchwunden, man kann ſtets bei den Eingeborenen ihre Lebensmittel kaufen und findet in der Jagd reichlich Gelegenheit, ein Stück Wildbret zu erlegen, in den zahlloſen Flüſſen hinreichend Gelegenheit, für Fiſche auf der Tafel zu ſorgen. Waſſer iſt in hinreichender Menge täglich zu finden. Nur die Waffen, ſie müſſen ſtets bereit ſein, und das Pulver hat man trocken zu halten!

Die Frauen und das junge Deutſchland.

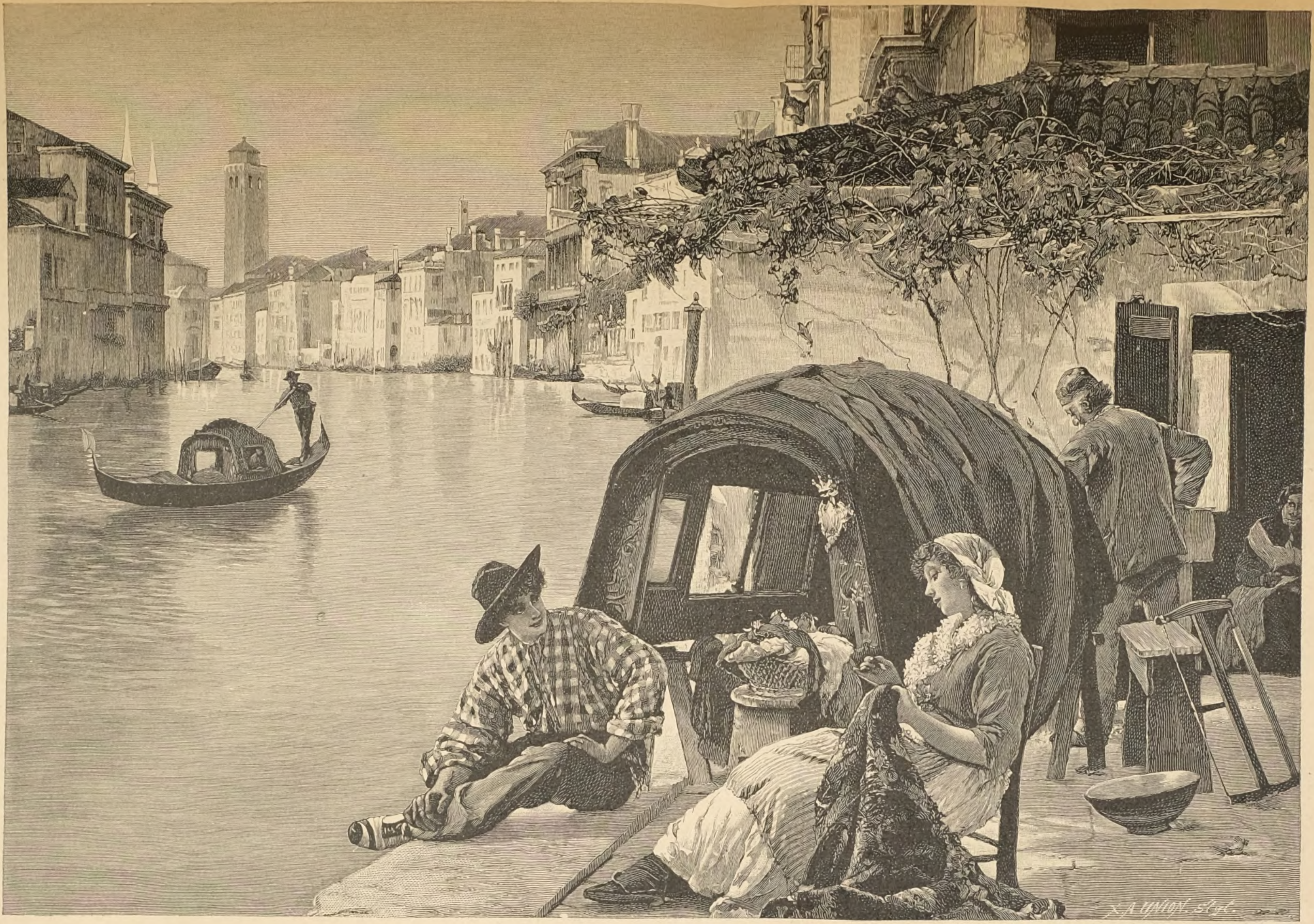
Von

Johannes Proelß.

Während die politiſche Geſchichtſchreibung unſerer Tage das Werden und Wachſen Deutſchlands zum Reich bis in ſeine noch gärenden Anfänge — ſoweit es ſich dabei um politiſche und militäriſche Verhältniſſe und Leiſtungen handelt, mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit erforſcht und dargeſtellt hat, iſt der Einfluß der Litteratur auf die Geſtaltung unſeres Vaterlandes zur in Einheit gefeſteten Großmacht noch keineswegs in gleicher Weiſe zu gerechter Würdigung gelangt. Und doch hat der Prozeß, der uns aus einem vielfach zerklüfteten Volk „der Denker und Dichter“ zu einer zu energiſchem Handeln geeinten Nation gemacht hat, das Lehren und Singen der Denker und Dichter zur Vorausſetzung; die unklare, aber tiefe Sehnſucht des Volks mußte erſt durch das Wirken begeiſterter Meiſter des Worts zu Idealen geformt werden, ehe die Realpolitik dieſe in Thaten umſetzen und auf ihre Weiſe und nach ihrer Macht hinüberleiten konnte ins wirkliche Leben.

So verlangt auch die Geſchichte des „Jungen Deutſchlands“ noch eine Darſtellung, die mit treuem Eingehen in ihre Thatſächlichkeit den in ihr vertretenen Beſtrebungen gerecht wird, welche alle ja das Gemeinſame hatten, daß patriotiſche Begeiſterung und die Sehnſucht nach einer politiſchen Geſundung des Vaterlandes den beteiligten Dichtern und Denkern die Feder führte. Als Vorläufer eines ſolchen Werkes hat der inzwiſchen verſtorbene langjährige Leiter des Stuttgarter Hoftheaters Feodor von Wehl kürzlich tagebuchartige Aufzeichnungen eines verſtändnisvollen Zeitgenoſſen erſcheinen laſſen, die er vor allem als Mahnung an jüngere Kräfte betrachtet wiſſen wollte, dieſe Lücke zu füllen. Treffend ſagt derſelbe von dieſen Männern: „Alle dieſe Autoren des jungen Deutſchlands ſind mehr oder weniger Vorläufer der Geſchichte, die wir heute erleben, ſind deren Mitbegründer und Stifter. Jeder von ihnen hat als ritterlicher Marquis Poſa vor dem Genius unſeres Vaterlandes geſtanden und für Schillers Gedankenfreiheit geſprochen. Der Zug für dieſe iſt der geiſtigen Phyſiognomie eines jeden von ihnen aufgeprägt und leuchtet von ihrer Stirn . . . Sie ſind alle viel angegriffen, verkannt und mißhandelt worden, ja ſie thaten ſich zuzeiten untereinander ſelbſt das ſchreiendſte Unrecht. Es war eben eine zerſetzende, in ſich geſpaltene und zerriſſene Epoche, in der ſie lebten und ſchrieben. Ein hamletiſcher Odem wehte über Deutſchlands politiſchem Boden. Es ging ein ſtrenger und ſchneidender Wind, die Morgenluft eines neuen deutſchen Zeitalters, und dieſe Morgenluft mit ihren feuchten Nebeln, ihrer grauen Dämmerung und ihrer anfröſtelnden Kühle verwirrte und verblendete die Geiſter, die als Schildwache auf der Terraſſe des Jahrhunderts ſtanden.“ Jetzt, da der damals anbrechende Tag hell und klar vor unſeren Blicken liege, ſei es auch Pflicht, ſein Licht auf jene Zeit der Dämmerung und Morgenröte zurückfallen zu laſſen. Die Verdienſte jener Männer ſeien gleichſam vom Flugſand der Geſchichte bedeckt, derſelben Geſchichte, die ſie ſelber mit vollem Herzen und dem ganzen Aufgebot ihrer Geiſteskräfte heraufzubeſchwören befliſſen waren. Dieſen Flugſand gelte es, zu beſeitigen.

Es ſei mir vergönnt, in den nachfolgenden Kapiteln den Leſern dieſer Zeitſchrift einen kleinen Teil der damit geforderten Arbeit zu unterbreiten; ſie behandeln ein Thema, das auch in der Frauenwelt, die keine Zeit und Neigung für tiefgehende litterargeſchichtliche Forſchungen hat, auf Teilnahme rechnen kann: den Anteil, den eine Reihe geiſtvoller und gemütreicher Frauen an dem Wirken und Streben der jungdeutſchen Schriftſteller gehabt hat. Die litterariſchen Salons, die im franzöſiſchen Geiſtesleben eine Rolle geſpielt haben, ſind ſchon vielfach Gegenſtand ähnlicher Behandlung in deutſchen Familienblättern geweſen; auch die Frauen und Mädchen, die unſere großen Dichter der klaſſiſchen und romantiſchen Zeit zum Schaffen anregten oder durch Freundſchaft und Liebe erquickten, haben allgemeine eingehende Beachtung gefunden; ſo dürfte wohl auch der Bericht von den hochgeſinnten und hochgeſtimmten Aſpaſien, die einen befruchtenden Einfluß auf die Dichter vom „Jungen Deutſchland“ ausübten, gerne willkommen geheißen werden. Seltſam: hier, bei einer litterariſchen Bewegung, deren Feinde ihr nachgeſagt haben, daß ihre Tendenzen gegen chriſtliche Sitte, ja gegen die Inſtitution der Ehe gerichtet ſeien, gerade hier ſehen wir Frauen, nicht nur in der Rolle von Teilnehmenden, ſondern — zum erſtenmal in der deutſchen Litteratur — als Führerinnen. In der Sturm- und Drangperiode der klaſſiſchen Litteratur ſtand wohl auch das Weib und die Liebe im Mittelpunkt des Intereſſes der Dichter. Aber das Weib und die Liebe, ſie wurden in jenen gärenden Zeiten noch aufgefaßt als unentrinnbar verdammt zu Leid und Qual, wenn ſie ſich in Fühlen und Handeln auflehnten gegen die Schranken der Konvenienz, die ſtarren Moralgeſetze der Geſellſchaft. Werther ſchießt ſich tot, Gretchen wird wahnſinnig. So geht es in Wagners „Kindsmörderin“, in Schillers „Kabale und Liebe“, in den Jugenddramen von Klinger und Lenz. Und wie reſigniert trugen


X A UNION. stgl.

Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.

Die Werbung. Gemälde von Henry Woods.

die Jugendgeliebten dieſer Dichter ſelbſt ihr Schickſal des Verlaſſenwerdens? Wie anders zu Anfang der dreißiger Jahre unſeres Jahrhunderts! Welche Wandlung hat ſich in dem dazwiſchen liegenden Halbjahrhundert vollzogen: die poetiſche Ausſaat der Dichter, die Eindrücke der franzöſiſchen Revolution, die Erlebniſſe unter der Herrſchaft Napoleons und während der Befreiungskriege hatten auf das Selbſtbewußtſein des weiblichen Geſchlechts mächtig gewirkt. Als Napoleons Erfolge ihn zum Uebermut ſpornten und die legitimen Fürſten Europas vor dieſem Uebermut zitterten, da hatten allein zwei Frauen vermocht, ihn zu demütigen: in Frankreich Frau von Staël, in Deutſchland Preußens Königin, Luiſe. Auf den Schafotts der franzöſiſchen Revolution hatten unſchuldige Frauen mehr Mut bewieſen, als ihre Männer; während Deutſchlands tiefſter Erniedrigung unter des Korſen Joch hatten hochherzige Frauen und Mädchen die Männer ermutigt und angeſpornt zum Kampf fürs Vaterland gegen den korſiſchen Uſurpator. Als Napoleon noch General der Republik war, ſoll er zur Staël, der erſten Schriftſtellerin Frankreichs geſagt haben: „Ich liebe nicht, daß Frauen ſich mit Politik befaſſen,“ und ſie ihm geantwortet haben: „In einem Lande, in dem man den Frauen den Kopf abſchlägt, iſt es natürlich, wenn ſie Luſt haben zu erfahren, warum?“ Und ebenſo hatten die Napoleoniſchen Eroberungskriege der deutſchen Frau ſolch „Warum?“ auf die Lippen getrieben. „Warum?“ fragten die deutſchen Mütter, als nach den Siegen das Metternichſche Polizeiregiment ihre Männer, Brüder und Söhne verfolgte, weil ſie Patrioten blieben und den alten Idealen der deutſchen Burſchenſchaft von Kaiſer und Reich anhingen. Kein Wunder, daß die ſo vollzogene Emanzipation des Weibes, die aus einem halb rechtloſen Opfer der ſozialen Zuſtände, der Konvenienz und der Willkür der Männer, ihrer Kraft bewußte Bürgerinnen gemacht hatte, ſich in einzelnen, beſonders veranlagten Frauen ſteigerte zu glühender Kampfesluſt, zur Begierde mitzuſtreiten im Kampfe der Männer für Natur, Wahrheit und Freiheit in Geſellſchaft, Kirche und Staat. Schon die weiblichen Mitglieder des romantiſchen Kreiſes waren nicht mehr die paſſiven, andächtigen Zuhörerinnen des klaſſiſchen Muſenhofes. Sie waren Naturen von eigenem Denken und Willen. Das Verlangen nach Geiſtesfreiheit adelte ihre Stirn. Aber wenn Schillers Poſa Gedankenfreiheit gefordert, war ihre Hauptforderung auf Empfindungsfreiheit gerichtet. Eine ſolche ſelbſtändige Frauennatur war vor allen Rahel Varnhagen, war neben ihr Bettina von Arnim; ähnlichem Verlangen erlag, weil der erhoffte Rückhalt von ſeiten des von ihr geliebten Mannes verſagte, Charlotte Stieglitz. Dieſe drei Frauen haben Richtung gebend gewirkt auf die ganze Bewegung, die im litterariſchen Sinne den Namen „Junges Deutſchland“ erhalten hat.

Als dieſe Sturm- und Drangperiode der von politiſchen Idealen geleiteten deutſchen Schriftſtellerwelt gegen Schluß der dreißiger Jahre ihr Ende erreicht hatte, entwarf Karl Gutzkow einen Ueberblick ihrer Geſchichte, wie nur er ihn — noch heiß vom Kampfe — zu bieten vermochte. Er ließ ihn in ſeinem „Jahrbuch der Litteratur“ im Verlag von Börnes und Heines Schriften in Hamburg 1839 erſcheinen. Das zweite Kapitel trägt als Ueberſchrift die oben genannten drei Frauennamen: „Rahel, Bettina, die Stieglitz“. Die Bedeutung für die deutſche Geiſtesgeſchichte kennzeichnen gleich die erſten Sätze mit ſcharfer Unterſcheidung. Sie lauten: „Wer einſt die organiſche Entwickelung unſerer neuen Litteratur zeichnen will, darf den Sieg nicht verſchweigen, den drei durch Gedanken, ein Gedicht und eine That ausgezeichnete Frauen über die Gemüter gewannen. Mit Rahel zeichnete ſich die höhere Empfänglichkeit, bis zu der es weibliche Weſen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab. Bettina warf auf das Antlitz zahlloſer Frauen den roſigen Abglanz einer freieren Anſchauung der Menſchen und Dinge, ſo daß ſie wieder etwas Dreiſtes, Großherziges und Naives zu denken und zu ſagen wagten. Charlotte Stieglitz endlich ließ in dieſe heiteren Gemälde einen dunklen Schlagſchatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und werden müſſen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreiſe des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem verbotenen Baume der modernen Erkenntnis koſtet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen ſich dieſe drei großen Geſtalten, drei Parzen, die den Faden der neueren Litteratur und einer ernſteren Ausgleichung der Bildung mit dem, was die Geſellſchaft vertragen kann, anlegten, ſpannten, abſchnitten.“

Dem heutigen Geſchlecht, das von jenen Tagen durch ein weiteres Halbjahrhundert „neuerer Geſchichte“ getrennt iſt, klingen die Namen — „Rahel, Bettina, die Stieglitz“ — nicht mehr ſo vertraut, als daß der Hinweis auf die „Gedanken“ der einen, das „Gedicht“ der zweiten, die „That“ der dritten nicht eines Kommentars bedürften. Die „Gedanken“, mit denen Rahel Varnhagen, die Gattin des Berliner Hiſtorikers und Diplomaten Varnhagen von Enſe, den Geiſt der von Heine und Börne beeinflußten litterariſchen Jugend ſo mächtig befruchtete, waren kurz nach ihrem Tod, Anfang 1834, an die Oeffentlichkeit getreten in den drei Bänden „Rahel — ein Buch des Andenkens an ihre Freunde“, in welchem ihr trauernder Gatte den Reichtum an Geiſt, welchen ſie freigebig in den Briefen an ihn, an Freunde und Verwandte ausgeſtreut, zu einer Totalwirkung vereinigt hatte.

Das „Gedicht“ der Bettina war das wunderbar poetiſche Herzensverhältnis der jungen Bettina Brentano zum altersreifen Goethe, das nach des großen Dichters und ihres Gatten Achims von Arnim Tod in demſelben Jahre 1834 die gereifte Frau widergeſpiegelt aufwies in dem ebenfalls dreibändigen Werke „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“. Aus wirklichen Briefen, die ſie in jungen Jahren als Liebling der alten Frau Rat an den Miniſter-Dichter nach Weimar geſchrieben, wobei ihr die Phantaſie den bedachtſamen Autor des „Wilhelm Meiſter“ mit den Eigenſchaften ausgeſtattet vormalte, die der jugendfeurige Dichter des „Egmont“ beſeſſen, aus wirklichen Antworten, die ſie von Goethe erhalten und aus von ihr erdichteten Briefen, die ſie damals wohl an ihn hätte geſchrieben und von ihm erhalten haben können, hatte die nun achtundvierzigjährige Frau ihrer naturfriſchen Begeiſterung, ihrer hingebenden Liebe zu Goethe ein litterariſches Denkmal errichtet von ſo eigenartigem Reiz, daß es einzig in der Weltlitteratur daſteht. „Seinem Denkmal“, d. h. dem nunmehr aus Erz und Stein dem deutſchen Dichterfürſten zu errichtenden Monument hatte ſie ihr Werk gewidmet. — „Die That“ ſchließlich, welche ſich den „Gedanken“ und dem „Gedicht“ anſchloß, war kein Buch, ſondern — ein Selbſtmord. Am 29. Dezember desſelben Jahres 1834 gab ſich die achtundzwanzigjährige Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz, der in Berlin als Gymnaſiallehrer und Bibliothekar angeſtellt war, in ihrer Wohnung durch einen Dolchſtich ins Herz den Tod. Die Motive dieſer That waren litterariſcher Natur und das große Aufſehen, das ſie in der litterariſchen Welt damals erregte, war um ſo nachhaltiger, als einige Monate ſpäter der Hausfreund des Stieglitzſchen Ehepaares, Theodor Mundt, dieſe Motive eingehend in einem Buch ſchilderte: „Charlotte Stieglitz — ein Denkmal“. Mit tiefer Trauer hatte dieſes zartempfindende Weib beobachtet, wie das von ihr bewunderte Dichtertalent ihres Gatten unter dem Druck ihm aufgezwungener Berufsarbeit zunehmend ſchlaff und welk wurde. Sie wollte ihm die Freiheit wiedergeben und fand den Mut dazu in der Hoffnung, daß der große Schmerz des Verluſtes ihn aus dem kleinen Elend des Tages zum mächtigen Pathos der echten Leidenſchaft emporheben müſſe. Sie fühlte ſich ihrem Manne im Wege zu den von ihm geſuchten Gipfeln des Parnaſſes und trat freiwillig zurück zu Gunſten der Poeſie. So wurde von Mundt ihr Selbſtmord erklärt und aus dieſen Gründen erſchien er der poetiſchen Jugend jener Tage als ein poeſieverklärtes Martyrium.

Wie die jungen Schriftſteller, die, von den Ideen des politiſchen und ſozialen Fortſchritts erfüllt, ſich unter der Nachwirkung der franzöſiſchen Revolution von 1830 der Litteratur gewidmet hatten, dieſe drei Erſcheinungen in einem inneren Zuſammenhang auffaßten, haben die oben citierten Sätze von Gutzkow ſchon angedeutet. Gleich ihm haben Laube, Mundt, Wienbarg, Kühne und mit ihnen die Tauſende, deren Stimmführer ſie waren, ihre Wirkung im Zuſammenhange begrüßt und empfunden. Rahels Briefe an ihre Freunde, zu denen viele bedeutende Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, Helden der Befreiungskriege und einflußreiche Staatsmänner zählten, klärten die jungen Stürmer und Dränger darüber auf, bis in welche Lebenskreiſe hinauf ſich die Unzufriedenheit mit den Zuſtänden in Staat und Geſellſchaft unter dem unheilvollen Regierungsſyſtem Metternichs verzweigt hatte. Hier offenbarte ihnen eine auf den vermeintlichen Höhen des Lebens und der Bildung ſtehende Frau als Eſſenz ihres innerſten Weſens dieſelbe Sehnſucht, die auch ſie erfüllte, nach einem Ausgleich zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, Wahrheit und Leben, Liebe und Ehe, Poeſie und Geſellſchaft, Recht und Staat, nach Freiheit im Sinne Kants, Fichtes und Schillers. — Durch Bettinas Briefwechſel mit Goethe wurde ihnen weiters der Glaube, daß man durch Litteratur auf das Leben, durch Dichtung auf die Verſchönerung und Veredelung des Daſeins direkt einwirken könne „zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben". Bettina offenbarte ſich in dieſen Briefen als ein Geſchöpf der Poeſie Goethes. Nicht nur ihr Geſchmack, ihr Charakter, nein, ihr ganzes Fühlen und Denken erſchien durch deren Einfluß gebildet. „Welch hehre Ahnung", heißt es in jener Darſtellung Gutzkows, „des zwiſchen dem Genius und der naivſten Empfänglichkeit möglichen Verkehrs mußte dieſe Erſcheinung wecken! Nie ſchien der Litteratur eine Huldigung dargebracht, die ſchwärmeriſcher war . . . Die Rückhaltsgedanken des im Leben Ueblichen und Hergebrachten ſchlummerten unbewußt ein, wenn das Große und Erhabene ſein Auge aufſchlug . . . Waren neue Ideen da oder ſollten nur die alten ins Leben gerufen werden, hier ſah man ein Beiſpiel, einen Verſuch, der ſchon gemacht war." Aber der enthuſiaſtiſche Dithyrambus auf ein Leben im Geiſt, im poetiſchen Schauen und Empfinden, hatte einen elegiſchen Ausklang. Auch dem ſonnigen Weſen Bettinas war die Erkenntnis des Zwieſpalts zwiſchen Ideal und Wirklichkeit nicht erſpart geblieben, auch auf ihre Liebe, ihr Freundſchaftsverhältnis zu Goethe waren die Schatten desſelben gefallen.

Der Selbſtmord der unglücklichen Stieglitz aber, der ſo bald den Eindrücken jener beiden Briefſammlungen folgte, erſchien der jungen Litteratur als tragiſche Konſequenz eines zu ſtarken Bewußtſeins dieſes Zwieſpalts bei mangelnder Kraft, ſich über ihn hinwegzuſetzen. Bei ihr hatte die Teilnahme für alle höheren Intereſſen, die einer Rahel für jede Enttäuſchung ſchnell neuen Erſatz brachte, das unverwüſtliche Hingebungsbedürfnis an alles Schöne, das eine Bettina immer wieder zur inneren Harmonie zurückführte, ſich in einen einzigen Empfindungsſtrom, eine einzige Leidenſchaft verdichtet, in die Liebe zu ihrem Mann, in dem ſie einen bedeutenden Menſchen, einen großen Dichter zu beſitzen wähnte, bis die Erfahrungen des Ehelebens ſie daran irre werden ließen. Dieſem Manne hatte ſie eine treu teilnehmende Kameradin ſein wollen, helfend, fördernd, beratend nach Maß der eigenen Begabung. Als ſich Charakter, Bedeutung, Talent des Mannes nicht bewährten, ſuchte ſie die Schuld in den Verhältniſſen, in den Laſten, die ihm die Sorge um einen eigenen Hausſtand aufgenötigt; durch ihre Entfernung aus der Welt hoffte ſie ihn zu befreien und ſeiner hohen Beſtimmung zurückzugeben. So gaben die jungen Autoren, welche ihren freiheitlichen Ideen die Wirklichkeit erſtreiten wollten, auch ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf zwiſchen Idee und Wirklichkeit, ſahen in ihr ein Opfer derſelben Konflikte, in welche Rahels grübleriſche und Bettinas überſchwengliche Beurteilung der Menſchen und Verhältniſſe hatten geraten müſſen.

Auch ein äußerer Zuſammenhang unterſtützte das Gemeinſame der Wirkung: als willkommenſter Gaſt am Sterbebette der Rahel hatte Bettina von Arnim geweilt; das letzte Buch, in welchem Charlotte Stieglitz vor ihrem Tod geleſen, war das Buch „Rahel". Dasſelbe Jahr, dasſelbe Quartier von Berlin ſah Varnhagen an der Vorrede zu den Briefen der Rahel ſchreiben, Bettina ihren Briefwechſel mit Goethe bevorworten und Charlotte Stieglitz zum Dolche greifen. Varnhagen nannte die Sammlung „ein Buch des Andenkens", Bettina widmete ihr Goethebuch „ſeinem Denkmal", „ein Denkmal" lautete der Titelzuſatz auf Mundts Biographie der Stieglitz. Selbſt in der äußeren Erſcheinung der drei Frauen prägte ſich die innere Verwandtſchaft aus, die in der gleichen Hinneigung ihres Weſens zu den höchſten Intereſſen der Menſchheit, ihrer großen Empfänglichkeit für Eindrücke geiſtiger Art, ihrer Begeiſterung für Poeſie und Muſik ſicher beſtanden hat. Den Eindruck, den Varnhagen von Enſe in ſeinen „Denkwürdigkeiten" von ſeiner erſten Begegnung mit der damals ſechsundzwanzigjährigen Rahel Levin feſtgehalten: eine leichte graziöſe Geſtalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten, doch vollen Gliedern, Fuß und Hand klein, reiches ſchwarzes Haar, dunkle Augen, durchgeiſtigte Anmut der Züge . . . Dieſer Eindruck ſtimmt bis auf die klangvolle, aus der innerſten Seele herauftönende Stimme mit dem Bilde überein, das wir uns von Bettina in dem Alter, da ſie Goethe in Weimar beſuchte, von Charlotte, da ſie die glückliche Braut ihres Dichters ward, nach den über ſie vorhandenen Andeutungen machen dürfen. Rahels Rede tönte wie Geſang: Bettina und Charlotte waren kunſtgeſchulte Sängerinnen.

Aber von dieſer Aehnlichkeit hebt ſich der große Unterſchied ihres Temperaments und Charakters um ſo lebhafter ab. In Rahel Levin pulſierte orientaliſches Blut, in Bettina Brentano das ſüdlich-feurige italieniſche Emigrantenblut, Charlotte Willhöft verkörperte die zähe Art des norddeutſchen Volkstums. Die drei ſchönen dunklen Augenpaare, wie ſo verſchieden blickten ſie in die Welt! Die klugen Augen Rahels forſchend und fragend, die heiteren der Bettina ſtrahlend vom Genuſſe des Schönen, nachdenklich und ſinnend die ernſten der Hamburgerin. Geiſt, Herz und Gemüt hatten alle drei, aber in jeder führte eine andere dieſer Gewalten die Herrſchaft. Rühmte man Rahels Geſpräch als geiſtvoll, das Charlottes als ſeelenvoll, ſo pries man Bettinas Rede als begeiſtert und beſeligt. Rahel hatte Witz, Bettina Humor, Charlotte war ſtets geradezu. Rahel, ſelbſt oft leidend, hatte im Mitleid, Bettina, überquellend von Geſundheit, in der Mitfreude ihr unmittelbarſtes Verhältnis zur Mitwelt, Charlotte, in ihrer herben Kraft, wollte am liebſten mitwirken, aber nur da, wo ſie liebte. Während Rahel nervös und von der beweglichſten Empfänglichkeit für Kleines und Großes war, blieb hingegen Bettina ausdauernd im Wiederſtrahlen und Nachgenießen des einzelnen großen Eindrucks, und Charlotte, zur Melancholie neigend, ſtrebte nach ruhigem Sichverſenken in die Welt des eigenen Gemüts. „Iſt es recht?" Nach dieſer Frage faßte Rahel ihr Urteil; Bettina fragte: „Iſt es ſchön?" — „iſt es wahr?" Charlotte. Rahel war eine ſtarke Zweiflerin, Bettina ſtark im Glauben; Charlotte aber zählte zu denen, die, wenn ſie einmal zu glauben aufgehört, nicht nur zweifeln, ſondern — verzweifeln …

Doch genug des Vergleichs, wo es ſich doch um das Gemeinſame der drei merkwürdigen Frauen handelt. Ihre weſentlichſte Gemeinſamkeit im Sinne unſerer Betrachtung haben wir noch zu nennen; ſie teilen ſie mit den Bevorzugten ihres Geſchlechtes überhaupt. Die Liebe Charlottes zu Stieglitz gibt Mundt in ſeinem „Denkmal“ Anlaß zu einem Hinweis auf den Trieb des Weibes, das Allgemeine zu individualiſieren, die Idee perſönlich zu faſſen, ſich an die Einzelerſcheinung hinzugeben. „Die Idee wird dem Weibe zur Perſon, und darum liebt ſie inniger und gewaltiger, als je ein Mann es vermag, denn ſie liebt in der Geſtalt, an die ſie ſich hingibt, eine Idee ihres Lebens … Der Drang zu den Wiſſenſchaften, zu den Künſten, zu den freien Bewegungen des öffentlichen Lebens, wenn ihm zu entſprechen durch die Umſtände oder die ſoziale Geſittung verſagt iſt, ſetzt ſich in der Mädchenbruſt in die Liebe zu einem Gelehrten, zu einem Künſtler, zu einem Helden um. Die Bewegung im Staat, der Sieg in der Schlacht, das Geheimnis in der Entſtehung des Kunſtwerks, und der Trieb der Forſchung in ehrwürdigen alten Büchern hängt ſich mit dem Reiz, der auch in der weiblichen Natur danach entſteht, faſt ſchmerzlich innig an irgend einen liebwerten Gegenſtand, an dem jener Glanz und Inhalt des Lebens zur Erſcheinung kommt. Daher die beſondere Zuneigung zu dem Talent bei allen Frauen.“ Nicht nur Charlottes Liebe, auch Rahels Seelenbündniſſe und Bettinas ſchwärmeriſche Hingebung entſprachen dieſem Zuge. Und ſo waren ſie auch in den Angelegenheiten des Herzens echt weibliche Vertreterinnen des deutſchen Individualismus. Dieſer Individualismus wirkte in ihnen nicht nur elementar, — er war ihnen auch — namentlich den beiden älteren, produktiveren Frauen — ein bewußtes Lebensprinzip. Und daß ſie in einer Zeit, da auch die Poeten der heranreifenden deutſchen Jugend ſich beherrſcht zeigten von philoſophiſchen Ideen und politiſchen Doktrinen, von Spekulation und Kritik, durch Beiſpiel und Lehre daran erinnerten, daß alle Poeſie im Individualismus, dem Leben von innen heraus, der Freiheit der Perſönlichkeit wurzelt, darin erſcheint uns heute, was den Jungdeutſchen nicht bewußt war, ihr Hauptverdienſt um das deutſche Litteratur- und Geiſtesleben der damaligen Epoche. Und alle drei wieſen dabei als auf den berufenen Meiſter für dieſe jüngeren Talente auf den einziggroßen Dichter hin, der ſich ſelbſt den „Befreier“ der Deutſchen genannt hat, von der revolutionären Jugend aber, nach dem Beiſpiel von Börne, Heine und Menzel als freiheitsfeindlich bekämpft worden war, auf Wolfgang Goethe, über deſſen geheimrätlichem Alter man ſeine idealbewegte Jugend ſchier vergeſſen hatte. Dem Einfluß ſeiner Poeſie verdanken ſie ihre bewunderungswürdige Vorurteilsloſigkeit, ihre geniale Freifühligkeit. Die Erfüllung der poetiſchen Ideale ſeiner heldenmütigen Jugend ſuchten ſie in der Wirklichkeit — das war ihr romantiſcher Irrtum —; ihr klaſſiſches Verdienſt aber iſt, daß ſie dieſelben zu neuer Wirkſamkeit weckten in einer neuen Generation junger Dichter. Und je verſchiedenartiger die Lebenskreiſe und Bildungsſphären waren, aus denen heraus dieſe drei Frauen mit gleicher Mahnung an die Oeffentlichkeit traten, um ſo überzeugender mußte deren Wirkung ſein. Am nachdrücklichſten wurde dieſe aber von Bettina ausgeübt, dieſem Enkelkind der Goetheſchen Geniezeit, das in Frankfurt zu Füßen der Frau Rat dem Märchen von Goethes Jugend gelauſcht, in dem deſſen Genius wie durch Vererbung als elementare Lebenskraft wirkte, während Rahel, als Kind der Berliner Aufklärungszeit und des Moſes Mendelsſohnſchen Bildungskreiſes, ebenſo wie Charlotte Willhöft, die Vertreterin der zähflüſſigen niederdeutſchen Geiſtesart, nur unter beſtimmter Strahlenbrechung ſein Licht in ſich aufnehmen konnte.

Bettina von Arnim.

Als der Rechtspraktikant am alten Reichskammergericht, der junge Frankfurter Dr. jur. Wolfgang Goethe, im Herbſt 1771 ſtarken Entſchluſſes von Wetzlar ſchied, um ſeinem unerträglich gewordenen Verhältnis zu Lotte Buff, der Braut ſeines Freundes Keſtner, eine befreiende Wendung zu geben, machte er zunächſt einen Ausflug an den Rhein. Sein Freund und Berater Merck, deſſen geiſtiges Weſen ſpäter dem Carlos im „Clavigo“ und dem Mephiſto im „Fauſt“ Züge geliehen, hatte ihn zu dieſer Zerſtreuung ermuntert; in Koblenz bei Frau von La Roche wollten ſie ſich treffen. Dieſer Reiſe gedenkend und der Eindrücke, die ihm damals nach dem Verlaſſen des Lahnthals wurden, ſchrieb der rückſchauende Dichter vierzig Jahre ſpäter in „Wahrheit und Dichtung“: „Da eröffnete ſich mir der alte Rhein; die ſchöne Lage von Oberlahnſtein entzückte mich; über alles aber herrlich und majeſtätiſch erſchien das Schloß Ehrenbreitenſtein, welches in ſeiner Kraft und Macht, vollkommen gerüſtet, daſtand. In höchſt lieblichem Kontraſt lag an ſeinem Fuß das wohlgebaute Oertchen Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimrats von La Roche finden konnte. Angekündigt von Merck ward ich von dieſer edlen Familie ſehr freundlich empfangen und geſchwind als ein Glied derſelben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletriſtiſches und ſentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltſinn, mit den Töchtern meine Jugend.“ Mit Entzücken gedenkt er der älteſten dieſer Tochter, deren Liebenswürdigkeit ihm hier ſchnell die unbefriedigte Leidenſchaft für Lotte Buff verwinden half; er ſchildert ſie: eher klein als groß von Geſtalt, niedlich gebaut; eine freie anmutige Bildung, die ſchwärzeſten Augen und eine Geſichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Ueber ihre Wirkung auf ihn aber ſchreibt er: „So ſieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehen, und erfreut ſich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“ Dieſer Doppelglanz umſpielt die vom jungen Dichter in der nächſtfolgenden Zeit geſchaffene Geſtalt von Werthers Geliebter, der er die ſchlanke Anmut von Keſtners Braut, die dunklen Augen von Maximiliane La Roche geliehen.

Aber die Bedeutung dieſes Beſuchs im kurtrieriſchen Kanzlerhaus am Rhein reicht in Goethes Leben viel weiter. Hier fand er, wie einer unſerer beſten Goethekenner, Erich Schmidt, es ausdrückt, was in Deutſchland damals ſelten, wenn nicht einzig war, einen litterariſchen Salon, dem als Herrin eine gefeierte Dichterin vorſtand, und wohin anerkannte Größen des geiſtigen Lebens ihre Schritte lenkten oder verehrungsvolle Briefe ſandten. Frau von La Roche ſtand auf der Höhe der deutſchen Litteratur, wie vorher im 18. Jahrhundert kaum eine Zeit lang Gottſcheds Gemahlin Adelgunde. Engliſcher und franzöſiſcher Geiſt war hier eingebürgert; die deutſche Rouſſeau-Gemeinde hatte hier ihren Mittelpunkt. Die damals gefeierten Briefromane der Frau, die in frühen Jahren die Jugendgeliebte Wielands geweſen, zeigten — wie die Geſchichte des Fräuleins von Sternheim — die moraliſierende Sentimentalität Richardſons, von den liberalen Tendenzen Rouſſeaus angefriſcht und gekräftigt. Wieland, damals im Zenith ſeiner Laufbahn, war und blieb ihr ein treuer, hilfsbereiter Berater. Dazu ihr Einfluß auf den Jacobiſchen Freundeskreis. Sie war eine Macht. Das warme Intereſſe, mit welchem dieſe Kreiſe ſogleich den Erſtlingen der Goetheſchen Muſe entgegenkamen, iſt nicht zu trennen vom Einfluß der Mutter Maximilianes.

Seit jener Rheinreiſe im September 1772 ſind fünfunddreißig Jahre vergangen. Goethe iſt längſt ein weltberühmter Dichter und der erſte Miniſter des weimariſchen Herzogs. Da läßt ſich an einem regneriſchen Maitag eine junge Dame bei ihm melden. Ein Billet Wielands, friſchgeſchrieben, vermittelt die Meldung. Er lieſt: „Bettina Brentano, Sophies Schweſter, Maximilianes Tochter, Sophie La Roches Enkelin wünſcht Dich zu ſehen, lieber Bruder, und gibt vor, ſie fürchte ſich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgäbe, würde ein Talisman ſein, der ihr Mut gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß ſie nur ihren Spaß mit mir treibt, ſo muß ich doch thun, was ſie haben will, und es ſoll mich wundern, wenn Dir's nicht ebenſo wie mir geht." Und es ging Goethe ſo wie Wieland. Das Mädchen kam, um Großes zu bitten, um ſeine Freundſchaft und Liebe — er mußte thun, was ſie haben wollte. Geliebte Schatten rief, gleich einer Zauberformel, der kurze Gruß Wielands vor ihm auf und ſie führten ihm ihr Kind zu. Bettina Brentano — das hieß: hier kommt das Kind jenes Mannes, nach deſſen Eiferſucht auf dich, der der Freund ſeiner jungen Gattin war, du Alberts Eiferſucht in Werthers Leiden geſtaltet haſt; Maximilianes Tochter — das hieß: ſie iſt das Kind jener Frau, die ihre Liebe zu dir erſt voll erkannte, als ſie auf Wunſch ihrer Mutter ſich mit dem reichen Frankfurter Kaufherrn Brentano verheiratet hatte; Sophie La Roches Enkelin ſchließlich — das hieß: und ihre Großmutter war jene Frau, die für die erſten Entfaltungen deines Genius die förderndſte Teilnahme hatte. Der Frühling des eigenen Lebens ging auf in ſeiner Seele. Und da ſtand das liebliche Kind plötzlich ſelber vor ihm: zierlich, anmutig, ſchön und dunkeläugig wie einſt ihre Mutter, nur ſüdlicher von Geſichtsfarbe und Ausdruck, wie er ſich wohl einſt Mignon gedacht, mit Mignons Sehnſuchtsaugen. Sie ſprach nicht von dem unruhigen Verlangen, das ſie zu ihm getrieben, von der Verlegenheit, die ſie noch eben bewegte, ſie klagte ihm nicht, daß ſie durch den vor kurzem erfolgten Tod der Großmutter La Roche nun völlig verwaiſt ſei, rühmte ſich nicht der Freundſchaft, deren ſie die noch lebende Mutter Goethes gewürdigt, erklärte nicht die Umſtände ihrer Herfahrt, daß ſie durch die Gefälligkeit ihres Schwagers von Guaita, der ſie ſamt der Meline auf eine Geſchäftsreiſe mitgenommen, zu dem Beſuch nach Weimar gelangt ſei: wort- und faſſungslos flüchtete ſie nach des Dichters freundlichem Gruß an ſeine Bruſt, ſich an ihn ſchmiegend wie das Kind an den Vater und doch auch wieder wie eine Braut an den langerſehnten Geliebten. Aus dieſer Begegnung erblühte das wunderſame Verhältnis, deſſen Denkmal achtundzwanzig Jahre ſpäter das einſtige „Kind" als Witwe Achim von Arnims herausgab in dem Werke „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde". Sie ſchrieb an ihn nach ihrer Rückkehr aus Frankfurt über das Befinden der Frau Rat und wie ſich dieſe der angeknüpften Freundſchaft freue, ſie ſchrieb an ihn aus dem traulichen Sommerſitz der Familie Brentano zu Winkel am Rhein, daß ſie ſeit jenen Stunden bei ihm in Weimar nur in ihm, durch ihn lebe, daß ihr Leben ſei wie ein Blühen für ihn, daß ſie, wie eine Blume des Thaus, ſeines Zuſpruchs bedürfe. Und obgleich zögernd und nicht imſtande, dem Vollklang ihres Empfindens gleich warmen Tons zu erwidern — er mußte thun, was ſie haben wollte. Es war, als ob dies Seelengrüßen aus knoſpender Mädchenblüte, das vom ſonnigen Rheinesufer in ſein ſtilles Gemach drang, die Morgenröte ſeiner eigenen Jugend miſche mit dem klaren Licht ſeines zur Rüſte ſich neigenden Tags, und er nahm auch dieſe Fügung dankbar auf als ein freundlich Geſchenk gütiger Götter.

Und wie ein voller warmer Lichtſtrom aus jener Frühzeit, in welcher das goldene Zeitalter der deutſchen Dichtung tagte, wirkte die Kunde von dieſem Verkehr auf die jungen Geiſter der neuen gärenden Werdezeit, welcher Frau von Arnim nach Goethes und ihres Gatten Tode im Alter von 50 Jahren — 1835 — die poetiſch ausgeführten Zeugniſſe desſelben als Patengeſchenk darbrachte. Auch ihnen erſchien die Verfaſſerin dieſes idylliſch anhebenden, heroiſch aufklingenden, elegiſch austönenden Briefromans als: Bettina Brentano, Maximilianes Tochter, Sophie La Roches Enkelin, obgleich Frau von Arnim damals doch ſchon vierundzwanzig Jahre lang den Namen des romantiſchen Dichters trug, der mit ihrer und ihres Bruders Clemens Hilfe in frohbewegter Jugendzeit den Schatz der deutſchen Volkspoeſie in „Des Knaben Wunderhorn" geſammelt hatte. Auch ihre Stimmungspoeſie hatte das Rheinland zur Heimat, wie Clemens verkündet ſie die Poeſie des „alten Rheins", der noch keine Dampfſchiffe kennt, aber während ihr Bruder am Rheinesufer dem geſpenſtigen Walten der „Hexe Loreley" nachſann, ſchilderte ſie mit den echten friſchen Farben der Natur die Wirklichkeit dieſer geſegneten Landſchaft und die Wirkung ihrer Schönheit auf ſie. Frei von jeder Befangenheit bot ſie die friſchen Sinne jedem Schönheitsreiz und pries dankbar die Sinne als die Vermittler jedes geiſtigen Genuſſes. Frei von jedem Vorurteil wandte ſie ihre Seele jedem menſchlich-ſchönen Eindruck zu und machte dadurch unbewußt ihr Denken und Fühlen zu Organen des menſchlich Schönen. So frei und unbefangen und ſchön iſt auch ihre Liebe zu Goethe. Und wer da ſtaunte, wie ſie — ein teils im Kloſter erzogenes, teils ohne regelrechten Unterricht aufgewachſenes Kind — zu dieſer kühnen Freiheit im Denken, Fühlen und Bekennen gelangt ſei, dem antwortete ſie: So bin ich durch Goethe geworden! Seine Jugendlyrik war meines regen Jugendfrohſinns klingende Seele ...

„Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält" —

Solche poetiſche Weisheit war ihr wie eingeboren, in ihr Natur geworden. Dieſe Lieder lebten in ihr früher als alle Schulweisheit und die erſte Regung der in ihr ſchlummernden Talente war, daß ſie eigene Melodien dazu erfand.

Sie wies auf das alte Kanzlerhaus am Rhein zurück und das Geiſtesleben, das dort unter Rouſſeaus Anhauch geblüht, auf den ſtillen Verkehr mit ihrer ehrwürdigen Großmutter in Offenbach, die ſo gern ihrer Enkelin die Locken ringelnd von ihrer ſchönen, engelsſchönen „Max" erzählte; ſie wies in die Plauderſtube der alten ewig jungen „Frau Rat", deren „alte Schawell" nach ihrem eigenen Ausdruck wieder zu grünen begann, wenn das Kind Bettina zu ihren Füßen ſitzend, mit großen ſtaunenden Augen ihren Geſchichten zuhörte von des Sohnes blütenreicher Kindheit und Jugend. „Frau Aja Wohlgemut", Goethes Mutter mit ihrer „Frohnatur" war es, die ihr den Geiſt von Goethes Dichtung erſchloſſen, Frau Aja, an die ſie ſchrieb: „Im Kloſter hab' ich viel predigen hören über den Weltgeiſt und die Eitelkeit aller Dinge; ich habe ſelbſt den Nonnen die Legende jahraus, jahrein vorgeleſen; weder der Teufel noch die Heiligen haben bei mir Eindruck gemacht, ich glaub' ſie waren nicht vom reinen Stil; ein ſolches Lied aber — ſie ſpricht von Goethes Gedicht ‚Der du von dem Himmel biſt' — erfüllt meine Seele mit der lieblichſten Stimmung, keine Mahnung, keine weiſen Lehren könnten mir je ſo viel Gutes einflößen; es befreit mich von aller Selbſtſucht, ich kann andern alles geben und gönne ihnen das beſte Glück, ohne für mich ſelbſt etwas zu verlangen ... Es ſoll mir keiner ſagen, daß reiner Genuß nicht Gebet iſt." An die „Frau Rat" ſchreibt ſie aus dem Sommerſitz im Rheingau nach ihrem Beſuche in Weimar: „Frau Mutter, auf dem prächtigen Rheinſpiegel in Mondnächten dahingleiten und ſingen, wie das Herz eben aufjauchzt, allerlei luſtige Abenteuer beſtehen in freundlicher Geſellſchaft, ohne Sorge aufſtehen, ohne Harm zu Bett gehen, das iſt ſo eine Lebensperiode, in der ich mitten inne ſtehe. Warum laſſe ich mir das gefallen? — weiß ich's nicht beſſer? — und iſt die Welt nicht groß und mancherlei in ihr, was bloß des Geiſtes harrt, um in ihm lebendig zu werden? — und ſoll das alles mich unberührt laſſen? ... Da fühl' ich, daß ich durch die Liebe zu ihm erſt in dem Geiſt geboren bin, daß durch ihn die Welt ſich mir erſt aufſchließt ... Was ich durch dieſe Liebe nicht lerne, das werde ich nie begreifen. Ich wollt', ich ſäß' an ſeiner Thür, ein armes Bettelkind, und nähm' ein Stückchen Brot von ihm, und er erkennte dann an meinem Blick, wes Geiſtes Kind ich bin, da zög' er mich an ſich und hüllte mich in ſeinen Mantel, damit ich warm würde ..." So fühlte ſich dies Kind, in dem ja auch italieniſches Blut dem deutſchen beigemiſcht war, als eine Blutsverwandte der Mignon; ihre Liebe zu Goethe war, wie die Mignons, ſo elementar und keuſch, ſo überſinnlich-ſinnlich; mit Recht hat darum Börne geſchrieben: „nach vierzig Jahren kam Mignon wieder und nannte ſich Bettina".

Aber von Sterben und Scheiden wollte dieſe neue wirkliche Mignon nichts wiſſen; ihre durchgeiſtigte Liebe wurzelte in einem urgeſunden Lebensgefühl, ſie liebte das Leben mit gleicher Glut wie Goethe ſelbſt und wie auf die Schönheit von Goethes Genius ſind ihre Briefe auch ein Dithyrambus auf die Schönheit der Natur und des Lebens. Als zwei Jahre vorher ihre von Hölderlins Poeſie unheilvoll beeinflußte, geiſtig überſpannte Freundin, das ſechsundzwanzigjährige Stiftsfräulein Karoline von Günderode, unter dem Druck trüber Herzenserfahrungen ſich das Leben genommen hatte, da hatte ſich ihre geſunde Natur über den Selbſtmord der Aermſten innerlich empört. Als ſie in Goethes „Wahlverwandtſchaften" bei dem Selbſtmord Ottilies weilt, proteſtiert ſie lebhaft gegen die Notwendigkeit dieſer That. Der Irrtum ihres eigenen Herzens, der die hingebende Schwärmerei für Goethe eine Zeit lang für die echte Leidenſchaft der Liebe hielt, vermochte ſie zwar tief zu betrüben, aber ihren Lebensmut vernichtete ſeine Erkenntnis nicht. Nachdem ſie die Enttäuſchung verwunden, ſchenkte ſie der Werbung des ihrem Alter weit näher ſtehenden Freundes Achim von Arnim Gehör und ihre Begeiſterung für Goethe lebte ungebrochen weiter in einer von ihr bis ans Ende gehegten, auf tiefſter Verehrung ſeines Genius begründeten Freundſchaft. Sie blieb ſich ſelber treu. Und auch hierin fühlte ſie ſich im Einklang mit der Lehre und den Lebensgrundſätzen des Dichters. Die Treue gegen den eigenen Genius faßte ſie mit Frau Aja auf als das Grundprinzip ſeines Weſens. „Das hat die Mutter oft an Dir geprieſen," ſchreibt ſie ihm einmal, „daß Deine Würde aus Deinem Geiſt fließe und daß Du eine andere nie habeſt; die Mutter ſagte, Du ſeiſt dem Genius treu, der Dich ins Paradies der Weisheit führt, Du genießeſt alle Früchte, die er Dir anbietet, daher blühen Dir immer wieder neue, ſchon während Du die erſten verzehrſt. Lotte und Lene aber — ſie ſpricht von den altjüngferlichen Schweſtern Jacobis in Düſſeldorf — verbieten dem Jacobi das Denken als ſchädlich, und er hat mehr Zutrauen zu ihnen als zu ſeinem Genius; wenn der ihm einen Apfel ſchenkt, ſo fragt er jene erſt, ob der Wurm nicht drin iſt." Echt goethiſch war auch ihr Grundſatz: „Wer der Stimme in ſeiner Natur folgt, wird ſeine Beſtimmung nicht verfehlen."

Als ſie aber merkt, daß der Goethe der Wirklichkeit nicht in allem Stich hält dem Goethe ihres Ideals und ſeiner Jugend, daß die Würde, die er jetzt zur Schau trägt und die auch der geheimrätliche Stil ſeiner Antworten ausprägt, bisweilen mehr ein Erzeugnis bequemen Behagens als der Treue gegen ſeinen Genius iſt; als ſie ſieht, daß er dem „Philiſtertum", ſtatt es zu bekämpfen, Zugeſtändniſſe macht und den Verkehr mit „Philiſtern", wie Riemer und Zelter, dem Wettſtreit mit genialen Naturen vorzieht, da wird das hingebende Mädchen auch zur ernſten Mahnerin, zum begeiſterten Fürſprech ſeiner eigenen Jugendideale. Sie kann es nicht leiden, daß ſich Goethe-Fauſt ſo gern mit „trockenen Schleichern" vom Schlage des Wagner umgibt, daß er aus Diplomatie mit Perſonen Freundſchaft hält, die ihrer nicht wert ſind, daß er die Menſchen gar zu leicht nach ihrer äußeren Stellung ſchätzt, ſtatt nach ihrem inneren Wert. Dem pedantiſchen Muſikgelehrten Zelter ſtellt ſie Beethovens tiefe, aus dem Innerſten quellende Natur gegenüber und ſucht, nachdem ſie in Wien deſſen Freundſchaft gewonnen, einen Verkehr zwiſchen ihrem Lieblingsdichter und ihrem liebſten Tonſchöpfer anzubahnen. Sie ſucht Goethe für die litterariſchen Beſtrebungen ihrer jungen heſſiſchen Freunde und ſeiner begeiſterten Verehrer, der Brüder Grimm, zu intereſſieren, während ſie über ſeine Vorliebe für naturwiſſenſchaftliche Entdeckungen ſich allerlei Keckheiten erlaubt. Als ein Aufenthalt in Landshut bei ihrem Schwager, dem berühmten Rechtslehrer Savigny, ihr Einblick verſchafft in die ſchmachvolle Art, wie Diplomatenkünſte und die Uebermacht der Großſtaaten den begeiſterten Freiheitskampf der Tiroler unter Andreas Hofer niederhalten und um ſeine Früchte betrügen, da weicht die ſanfte Hingebung Mignons dem feurigen Heldenmut der Geliebten des „Egmont". Mit Klärchen ſingt ſie: „Ach hätt' ich ein Wämslein und Hoſen und Hut" — hinüber zu den geradherzigen Tirolern würde ſie dann laufen — „ich ließ ihre ſchöne grüne Standarte im Winde klatſchen." Und den Dichter als Wilhelm Meiſter apoſtrophierend, ruft ſie ihm zu: „Ich möchte zum Wilhelm Meiſter ſagen: komm', flüchte dich mit mir jenſeits der Alpen zu den Tirolern, dort wollen wir unſer Schwert wetzen, und das Lumpenpack von Komödianten vergeſſen, und alle deine Liebſten müſſen dann mit ihren Prätenſionen und höheren Gefühlen eine Weile darben ... Die Melancholie erfaßt dich, weil keine Welt da iſt, in der du handeln kannſt - hier unter den Tirolern kannſt du handeln für ein Recht, das ebenſogut aus reiner Natur entſprungen iſt, wie die Liebe im Herzen der Mignon. Du biſt's, Meiſter, der den Keim dieſes zarten Lebens erſtickt unter all dem Unkraut, was dich überwächſt. Sag', was ſind ſie alle gegen den Ernſt der Zeit, wo die Wahrheit in ihrer reinen Urgeſtalt emporſteigt, und dem Verderben, was die Lüge angerichtet hat, Trotz bietet?"

Solche Stellen in Bettinas Briefen und die diplomatiſch gedrechſelten Antworten, die ſie von Goethe darauf empfing, waren friſcher Wind in die Segel der liberalen Patrioten, die auch in jenen Jahren ſchon und während der Freiheitskriege gegen Napoleon das ſelbſtgenügſame Einſpinnen des großen Dichters in ſeine Liebhabereien und Arbeiten als eine Pflichtverletzung bekämpft und getadelt hatten. Auf Bettinas Drängen, ſeinen Einfluß zu Gunſten der Tiroler geltend zu machen, hatte er wie folgt geantwortet: „Auch deine lyriſchen Aufforderungen an eine frühere Epoche des Autors haben mir in manchem Sinne zugeſagt, und wüchſe der Menſch nicht aus der Zeit mehr noch wie aus Seelenepochen heraus, ſo würde ich nicht noch einmal erleben, wie ſchmerzlich es iſt, ſolchen Bitten kein Gehör zu geben." Seine Kritiker vom Schlage Börnes und Menzels ließen dieſe Entſchuldigung nicht gelten. Sie haßten Goethe mit Verblendung aus demſelben Irrtum, aus welchem Bettina ihn mit Verblendung geliebt hatte. Beide verlangten leidenſchaftlich vom Verfaſſer der Wahlverwandtſchaften und der Farbenlehre die Erfüllung der Verſprechungen ſeiner Jugend. Das Schickſal, das ihn nach Weimar gefuhrt, zum Miniſter gemacht, die Vereinſamung, die ihn den allgemeinen Intereſſenkämpfen frühzeitig entfremdet hatte, gab ihm recht, wenn er ſolche Zumutungen als Irrtum zurückwies; er folgte auch hierin ſeiner Natur und wahrte ſich die Freiheit, ſich das Leben ſeiner Natur gemäß zu geſtalten. So konnte er weder dem Vaterland und dem für die Freiheit kämpfenden Volk noch Bettina die warme thätige Liebe gewähren, die ſie von ihm, dem großen Dichter, forderten. Bettina mit ihrem Herzen fand ſich darein; ein Börne, der ſich in dieſem Streite als Anwalt des Volkes und ſeiner Anſprüche auf Goethes Liebe fühlte, beharrte bei ſeiner Forderung. Und aus Bettinas Buch, das die Liebe zu Goethe geſchaffen, gewann ſein Haß die Waffen für den ſchärfſten Gang in ſeinem Kampf gegen die Eigenſucht des Miniſterpoeten von Weimar. Seine Kritik des „Briefwechſels mit einem Kind“, die zuerſt bei Cotta im Stuttgarter Morgenblatt erſchien, iſt berühmt, weil ſie die letzte und ſchärfſte Abrechnung des deutſchen Liberalismus der Metternichſchen Periode mit Goethe darſtellt. Er ſuchte alle Stellen aus den naiv-offenen Herzensbekenntniſſen Bettinas, die für Goethes Selbſtſucht, „Sachdenklichkeit“, Bequemlichkeit charakteriſtiſch waren, zuſammen, er ſtellte Bettinas überquellende Hingebung und Goethes vorſichtiges Genießen derſelben in Gegenſatz zu einander. „Bettina“ — ſagte er am Schluß — „iſt ein reichbegabtes, gottgeſegnetes Kind, das wir lieben und verehren müſſen. Sie iſt die glückliche Geſpielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; ſie verſtand die Sprache der Stille, der Goethe taub war, und wußte das Mienenſpiel der ſtummen Natur zu deuten… Aber,“ fährt er fort, „wenn jede Liebe blind iſt, blinder hat ſie ſich noch nie gezeigt als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Goethes, hat ſeine Blöße gezeigt, hat ſeine geheimſten Gebrechen aufgedeckt.“

Ganz anders war die Wirkung des Buchs auf die jüngere Schriftſtellergeneration, die zwar auch den patriotiſchen und demokratiſchen Idealen hingegeben und gegen den „Alten von Weimar“ eingenommen war, ſich aber dem Zauber ſeiner Jugendpoeſie nicht entziehen konnte, wie ſie von Bettinas Liebe, Bettinas Buch widergeſpiegelt ward. Nicht umſonſt ſtanden ſie ſelbſt noch in der Blüte des Lebens. Nicht umſonſt waren ihre erregten Geiſter den Problemen der Liebe zugewandt. Hatte Wienbarg, der den Namen „Junges Deutſchland“ im litterariſchen Sinne zuerſt gebrauchte, ſchon in ſeinen „äſthetiſchen Feldzügen“ volles Verſtändnis für den Dichter erwieſen, „der mit Sophokles und Shakeſpeare aus einem Becher Unſterblichkeit trank“, hatte er ſchon vorher gegen Menzel und Börne den Beweis geführt, daß das Fehlen eines großen national-politiſchen Zuges in Goethes Dichtung aus den Verhältniſſen ſich ergab, in denen dieſer erwuchs, ſo lenkte nun auch Gutzkow ein zu einer gerechteren Beurteilung des Goetheſchen Werdens und Weſens. Er, ebenſo Laube und Mundt, rühmten Bettinas Buch, ihre Begeiſterungs- und Liebefähigkeit, die Schönheit und den Schwung ihrer Gedanken, ohne mit Goethe zu rechten; ſie erfaßten ihre Liebe zu Goethe in ihrem Kern: als Wirkung ſeiner Poeſie. Das Bild dieſer Liebe, wie es ihre Briefe boten, wirkte aber auch mächtig auf der jungen Geiſter Stellungnahme zu der von Saint-Simon angeregten, durch Heine nach Deutſchland verpflanzten Bewegung zu Gunſten der Emanzipation der Liebe von Zwang und Feſſel. Bettina lehrte die jungen Dichter von Frauenliebe höher und reiner denken, ſie adelte ihre Begriffe von Freiheit im Lieben. Sie erinnerte ſie, daß das Poetiſche ſtets das Perſönliche iſt, daß Liebe von Herz zu Herzen ſich nicht nach allgemein gültigen Geſetzen, wären ſie noch ſo frei, regeln und regieren läßt. Der Ariſtokratie der klaſſiſchen Litteratur angehörend, offenbarte ſie ſich als Wortführerin der Ideale der litterariſchen Demokratie und entfaltete dabei eine echt poetiſche naive Unbefangenheit, die den reflektierenden Köpfen der jungen Männer fehlte. „Und in unſere Litteratur wehte dieſe Bettina-Kühnheit gar ſehr mit Friſche“, mit dieſem Geſtändnis ſchließt Heinrich Laube ſeine Beſprechung ihres Briefwechſels mit Goethe.

Weniger günſtig hat ſich lange Zeit dem Buche die exakte Goetheforſchung gezeigt. Es war bei einem Werke, das einen thatſächlichen Briefwechſel durch Zuſätze zu einem dichteriſchen Ganzen ausgeweitet vorführte, gelehrten Forſchern nicht ſchwer, die Unechtheit ſolcher Zuſätze zu beweiſen. Meuſebach und andere thaten ſich auf ſolche Nachweiſungen wunders viel zu gute; ſie ſchmähten dann das Buch, das ſie vorher als „würdig Pergamen“ geprieſen; für ſeine innere Echtheit hatten ſie kein Verſtändnis. Erſt in neuerer Zeit haben Loeper, Herm. Grimm, Erich Schmidt und Suphan, die zu den Quellen ſteigen durften, Genaueres über den Grad auch der materiellen Echtheit erbracht. Wir wiſſen jetzt, daß Goethe viele Angaben über ſeine Kinderzeit in „Wahrheit und Dichtung“ aus Bettinas Briefen geſchöpft, daß er ſogar vorhatte, diejenigen Briefe, die ihm von ſeiner Mutter erzählten, ähnlich frei zu bearbeiten, wie Bettina es nach ſeinem Tode gethan. „Wie ſehr die Dinge, die Bettina ſchildert, dem Thatſächlichen entſprechen, tritt neuerdings immer mehr zu Tage,“ ſchrieb erſt kürzlich der Schwiegerſohn derſelben, Hermann Grimm, in der ‚Deutſchen Rundſchau‘; „jetzt erſt ſehen wir deutlich, wie das Kind allerdings oft umgedichtet, oft hinzugedichtet, oft aber Goethes Briefe zu unverändertem Abdruck gebracht hat,“ beſtätigte Erich Schmidt nach dem Erſcheinen der Loeperſchen Ausgabe von „Briefen Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano“.

Noch weniger iſt die Nachwelt bisher den ſpäteren Schriften gerecht geworden, die Frau von Arnim in ihrem Alter herausgegeben und die ſämtlich ihren reichen Lebenserinnerungen ein Denkmal und ihren freien Anſichten und kühnen Gedanken originell geformte Gefäße ſind. In unſerer Darſtellung haben vor allem die patriotiſchen, im Ausdruck leider oft zu ſibylliniſchen Prophetieen „Dies Buch gehört dem König“, an ſpäterer Stelle eingehende Würdigung zu finden; hier wollen wir nur kurz erwähnen, daß in dieſem Buche zuerſt — von einer deutſchen Frau — an das moderne Königtum die Forderung geſtellt ward, die dringend nötige Sozialreform ſelbſt in die Hand zu nehmen. Enthuſiaſtiſch wie einſt ihre Liebe zu Goethe, offenbarte ſie in dieſen politiſchen Bekenntniſſen ihre thatenfrohe und gedankenkühne Liebe zur Menſchheit. Als ſie am 20. Januar 1850 in Berlin, wohin ſie mit Arnim bald nach ihrer Verheiratung 1811 gezogen war, umgeben von Kindern und Enkeln, geſtorben war, würdigte der Nekrolog der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ihr Weſen, indem er ihren Ausſpruch „Meine große Anlage iſt Lieben“ zum Motto der Betrachtung erhob. Es heißt darin treffend: „‚Der Briefwechſel Goethes mit einem Kinde‘ und die anderen Bücher, die dem Gedächtnis glücklicher Jugendtage gewidmet ſind: ‚Die Günderode‘ (1840) und ‚Clemens Brentanos Frühlingskranz‘ (1843), bewegen ſich mit ihrem naturfrohen Uebermut in einer Sphäre voll ſonniger Heiterkeit, die uns nicht ahnen läßt, mit welcher Opferbereitſchaft und dienender Selbſtentäußerung einer barmherzigen Schweſter das Kind dieſer wunderreichen Phantaſieheimat die dunklen Stätten des Elends aufſuchen, die Not der Armen und Kranken, die Trübſal der Verlaſſenen und Gedemütigten zum Gegenſtand ſeiner erſten und heiligſten Sorge machen konnte.“ Für alle politiſch Verfolgten oder Unterdrückten kämpfte ſie in ihren Schriften; für die Märtyrer der Freiheitsbewegung war ſie ein beredter Fürſprech am Thron ihres Königs. So war ſie nicht nur eine gewaltige Verkündigerin der Liebe, ſondern ebenſo groß in deren Bethätigung. Und man kann ſich in ihr Weſen nicht verſenken, ohne vom Geiſt ſolcher Liebe ergriffen, dieſe ihr ſelbſt zuzuwenden.

(Schluß folgt.)

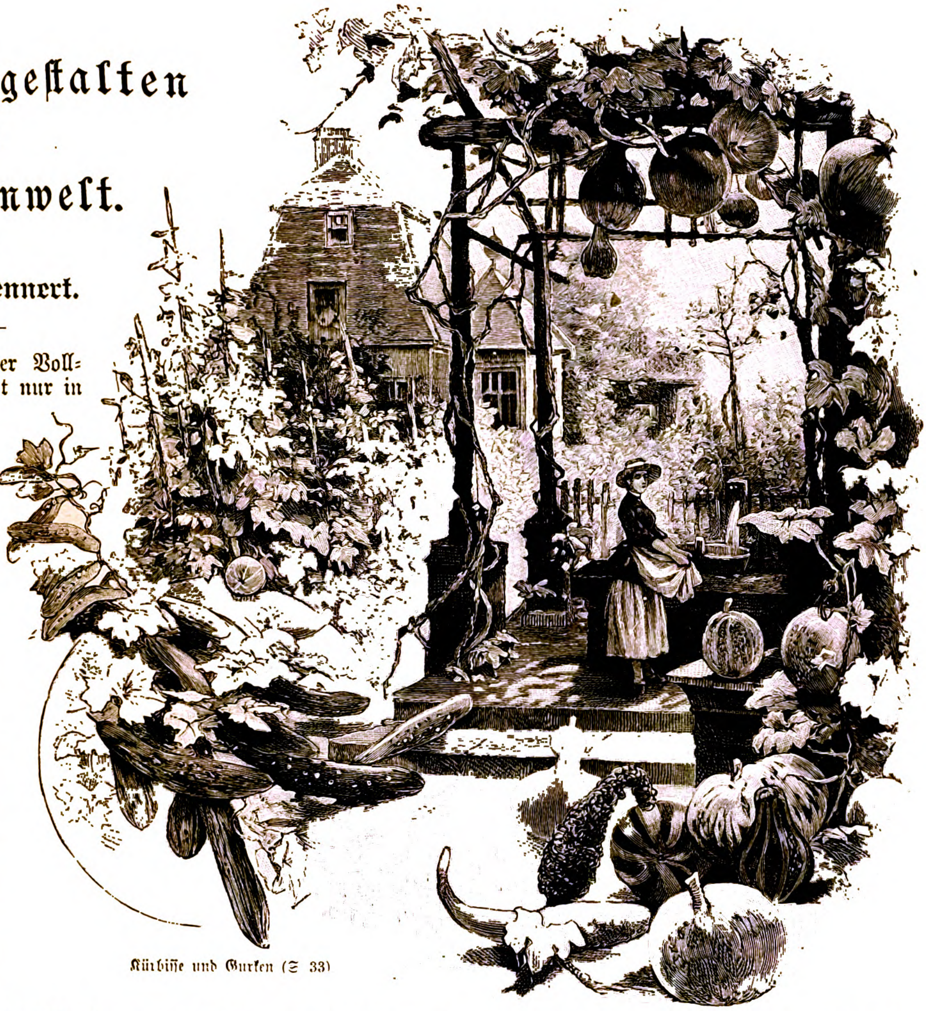
Karnevalsgeſtalten der Pflanzenwelt.

Von

Dr. E. Dennert.

Die Erreichung höchſter Vollkommenheit iſt nicht nur in geiſtiger, ſondern auch in leiblicher Beziehung Endziel alles irdiſchen Strebens. Das höchſt Vollkommene aber fällt, und wie könnte es anders ſein, zuſammen mit dem Schönen. Daher iſt auch die Ausgeſtaltung des Schönen ein Ziel der organiſchen Schöpfung. So weiſt die geſamte Tierwelt hin auf den Menſchen, in ihm erreicht das Organiſche ſeine edelſte, ſchönſte Form.

Ueberblicken wir das Reich der Tiere mit den Anſprüchen der Aeſthetik, ſo will es uns freilich oft bedünken, als ſei obiger Satz wenig zutreffend, ſo gar oft finden wir hier das Plumpe, ja das Unſchöne dargeſtellt. Wir denken eines Nilpferds, eines Nashorns, eines Känguruhs oder auch nur einer Gans, und niemand wird behaupten wollen, daß in dieſen Geſtalten ein Prinzip der Schönheit obwalte.

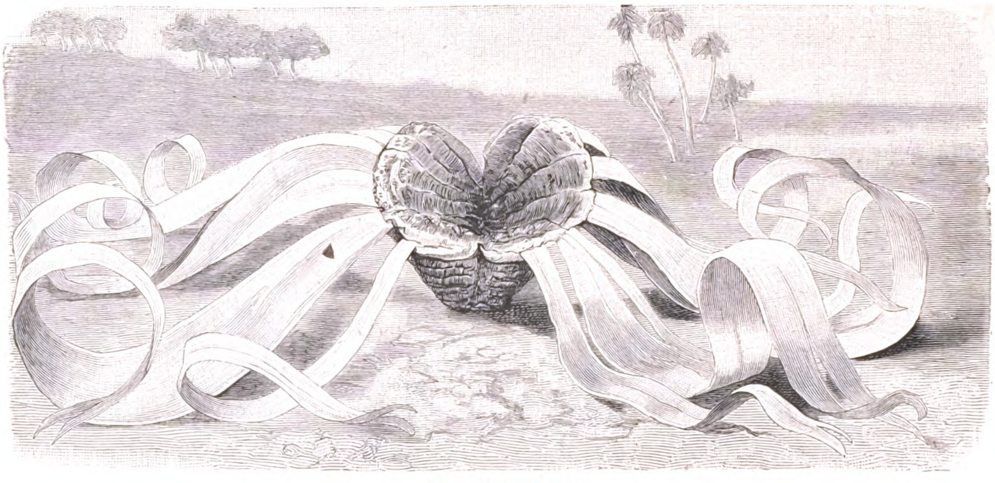

Kürbiſſe und Gurken (S. 33)

In der That, ſo richtig auch jener Satz iſt, die Natur gefällt ſich doch oft in Extravaganzen, welche uns faſt anmuten wie tolle Einfälle der Faſchingszeit.

In der Welt der Pflanzen tritt das Streben nach Ausbildung des Schönen entſchieden mehr hervor, als in der Tierwelt, die einfachſte Pflanze am Wege kann für jeden Künſtler ein Modell ſein; wie oft ſind Pflanzen Gegenſtand dichteriſcher Begeiſterung geweſen und wie erfreut ſich unſer Auge an einem ſimplen Vergißmeinnicht! Wir nehmen tauſendfach Pflanzen als Symbole, reden von einer Blumenſprache und nennen, was allein ſchon genug beſagt, die Botanik scientia amabilis. Kurz, alles deutet darauf hin, daß die Glieder des Pflanzenreichs im großen und ganzen in der That von einem Prinzip der Schönheit aus dargeſtellt ſind. Allein dies verhindert nicht, daß ſie ſich hin und wieder ins Barocke und Groteske verlieren, daß einzelne Pflanzen gleichſam Masken aufſetzen und Firlefanz umhängen wie zur Komödie; wir könnten ſie die Gaukler, vielleicht noch treffender die Karnevalsgeſtalten unter den Pflanzen nennen. Einige der eigentümlichſten derartigen Geſellen will ich dem Leſer hier kurz vorführen.

Es iſt merkwürdig, daß derartige groteske Pflanzenformen faſt ausſchließlich Kinder der Tropen ſind, — als ob die ſüdländiſche Sonne, die im Menſchenherzen das Blut leichter, aber auch heißer wallen macht, auch die Natur anfeuerte, fröhlich und — toll zu ſein. Hie und da verliert ſich freilich auch in unſer gemäßigteres und geſitteteres Klima ſolch ein Pflänzlein, welches wie ein kurioſer Einfall unter lauter vernünftigen Gedanken daſteht und ſich daher gewiß recht einſam fühlt. Uebrigens verſtehe man mich recht: ein derartiges Urteil über gewiſſe Naturformen kann natürlich nur ſtandhalten, wenn man mit äſthetiſchem Intereſſe an die Natur herantritt. In anderer Beziehung gibt es nichts auf dieſem Gebiete, was nicht der Ausdruck eines vernünftigen Gedankens wäre.

Von Pflanzen unſerer Flora, deren ganzer Habitus etwas Auffallendes hat, könnte ich eigentlich nur eine nennen, nämlich die Waſſerlinſe, welche auf ſtagnierendem Waſſer oft weite Flächen mit dem Grün der Hoffnung bedeckt. Die runden Blättchen, welche den ganzen Vegetationskörper darſtellen, ſind nämlich nichts anderes, als der plattgedrückte, blattartig ausgebildete Stengel, Blätter beſitzt das Pflänzchen nicht. Merkwürdiger noch ſieht eine Art der Waſſerlinſe aus, welche reichliche Zweiglein treibt, die kreuzweiſe mit verſchmälertem Stiel aneinander ſitzen. Im übrigen ſind es bei uns zu Lande gewöhnlich nur gewiſſe Teile, inſonderheit die Blüten der Pflanze, welche ſich hie und da eine Maske vorhalten, in der wir z. B. beim Stiefmütterchen den böſen tyranniſchen Geſichtsausdruck jener, im Märchen eine ſo gefürchtete Rolle ſpielenden Frau wiederzufinden glauben. Spricht der Botaniker doch ſogar von einer verlarvten oder maskierten Blüte (corolla personata), in unbewußter Anerkennung unſerer Mutmaßung, daß es Pflanzen gibt, welche ſtatt der einfachen Tracht ihrer Schweſtern ein Kleid, wie aus der

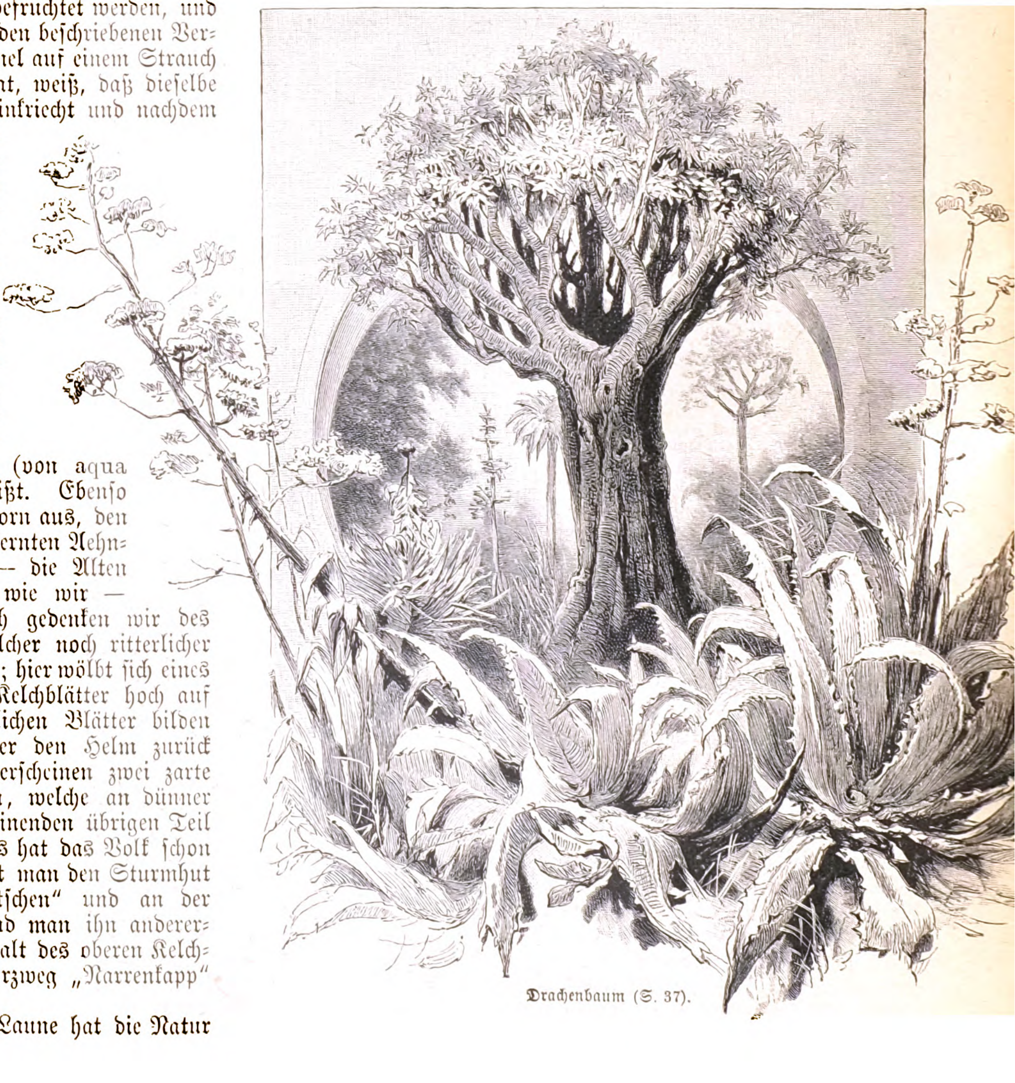


Welwitſchia (S. 38).

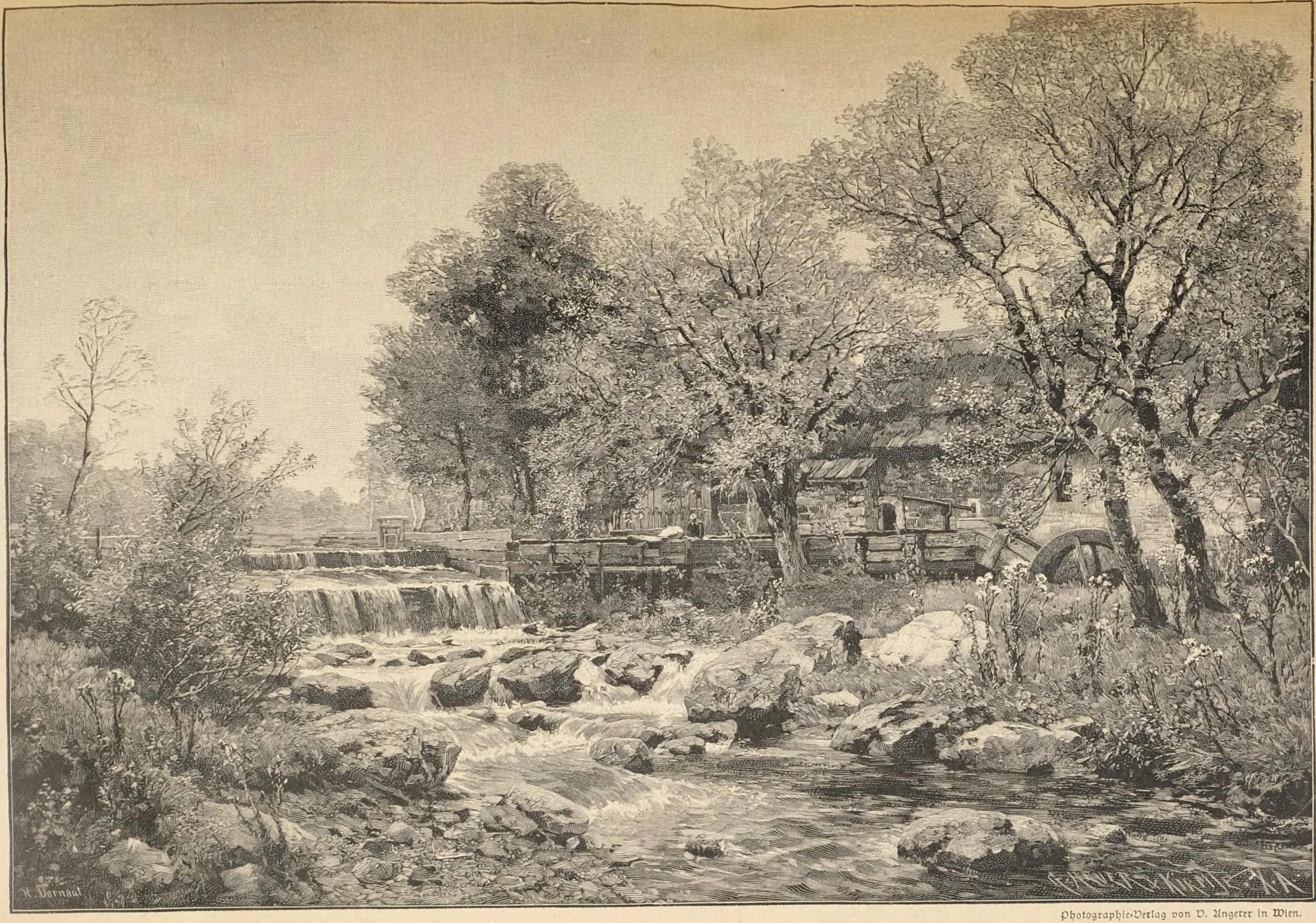
Faſtnacht ſtammend, angelegt haben. Eine derartige Blüte iſt z. B. das Löwenmaul, welches jeder als Gartenzierpflanze kennt. Die Blumenkrone hat hier zwei Lippen, von denen die eine aufgeblaſen iſt und die Röhre der Blumenkrone ſchließt; drückt man aber ſeitlich an letztere, ſo öffnet ſie ſich wie ein aufgeſperrter Rachen. Das iſt eigentümlich, aber nicht zwecklos, hängt vielmehr mit der Befruchtung zuſammen. Dieſe Blüte muß nämlich ihrem Bau zufolge von großen Inſekten, Hummeln, befruchtet werden, und in der That können nur dieſe den beſchriebenen Verſchluß öffnen. Wer eine Hummel auf einem Strauch von Löwenmaul beobachtet hat, weiß, daß dieſelbe vollſtändig in die Blüte hineinkriecht und nachdem ſie ihr durſtiges Kehlchen befriedigt hat, über und über mit Pollen bepudert rückwärts kriechend, die Blüte wieder verläßt. Wäre der Verſchluß der letzteren weniger feſt, ſo würden gar bald kleinere Inſekten den Honig geſtohlen haben.

Merkwürdig geſtaltet ſind auch die Blüten mancher Ranunkelgewächſe, ſo ſind z. B. die einzelnen Blumenblätter vom Aklei trichterförmig, weshalb er lateiniſch Aquilegia (von aqua Waſſer, legere ſammeln) heißt. Ebenſo merkwürdig ſieht der Ritterſporn aus, den Dioscorides wegen ſeiner entfernten Aehnlichkeit mit einem Delphin — die Alten waren ja nicht ſo nüchtern wie wir — Delphinium nannte. Endlich gedenken wir des Sturmhuts (Aconitum), welcher noch ritterlicher dreinſchaut als der Ritterſporn; hier wölbt ſich eines der buntgefärbten (blauen) Kelchblätter hoch auf wie ein Helm und die ſeitlichen Blätter bilden das Viſier. Biegt man aber den Helm zurück oder reißt ihn ab, ſiehe, ſo erſcheinen zwei zarte Gebilde gleich zwei Täublein, welche an dünner Deichſel den als Wagen erſcheinenden übrigen Teil der Blumenkrone ziehen. Das hat das Volk ſchon lange geſehen und daher nennt man den Sturmhut in der Altmark „Duwenkutſchen“ und an der Weſer „Eliaswagen“, während man ihn andererſeits mit Bezug auf die Geſtalt des oberen Kelchblattes in vielen Gegenden kurzweg „Narrenkapp“ tituliert.

In einer merkwürdigen Laune hat die Natur die Orchideen gebildet. Jedermann kennt wohl die gewöhnlichen Arten, deren Blüte ſchon ſonderbar genug iſt; die ſelteneren Formen ſind noch auffallender, ſo der Venus- oder Frauenſchuh, deſſen tropiſche Formen hochbrillant ſind, und vor allem die merkwürdigen Blüten der Gattung Ophrys, welche Fliegen und Spinnen nachahmen. Auch gedenken wir noch des Pfeifenkrauts, deſſen einheimiſcher Repräſentant allerdings in ſeiner Blume nicht ſo ſonderbar gebaut iſt, wie ſein ausländiſcher Vetter, der zu Lauben oftmals angepflanzt wird. Sieht es nicht wirklich wie eine Laune aus, wenn die Natur die Blüte dieſer Pflanze wie eine Tabakspfeife geſtaltet hat? Und noch ſchnurriger ſchauen andere Arten dieſer Gattung drein, beiſpielsweiſe ſieht die Blüte einer Spezies einem Vogelkopf



Drachenbaum (S. 37).

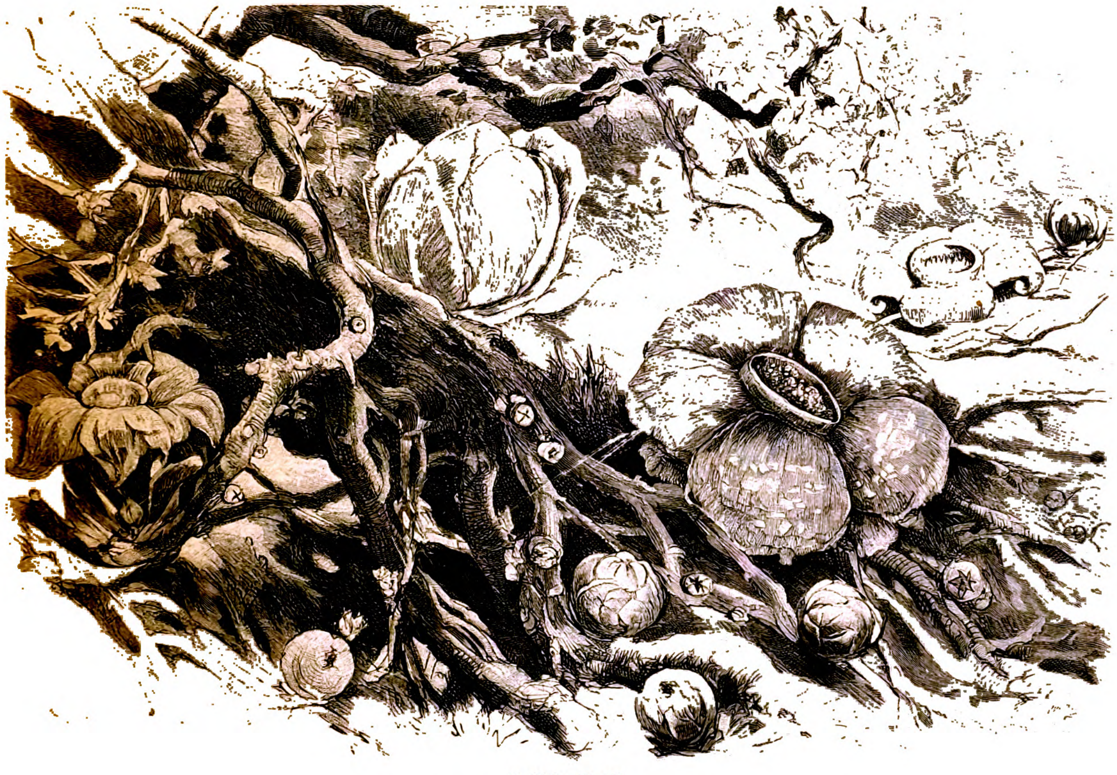


Photographie-Verlag von V. Angerer in Wien.

Mühle in Niederöſterreich. Gemälde von H. Darnaut.

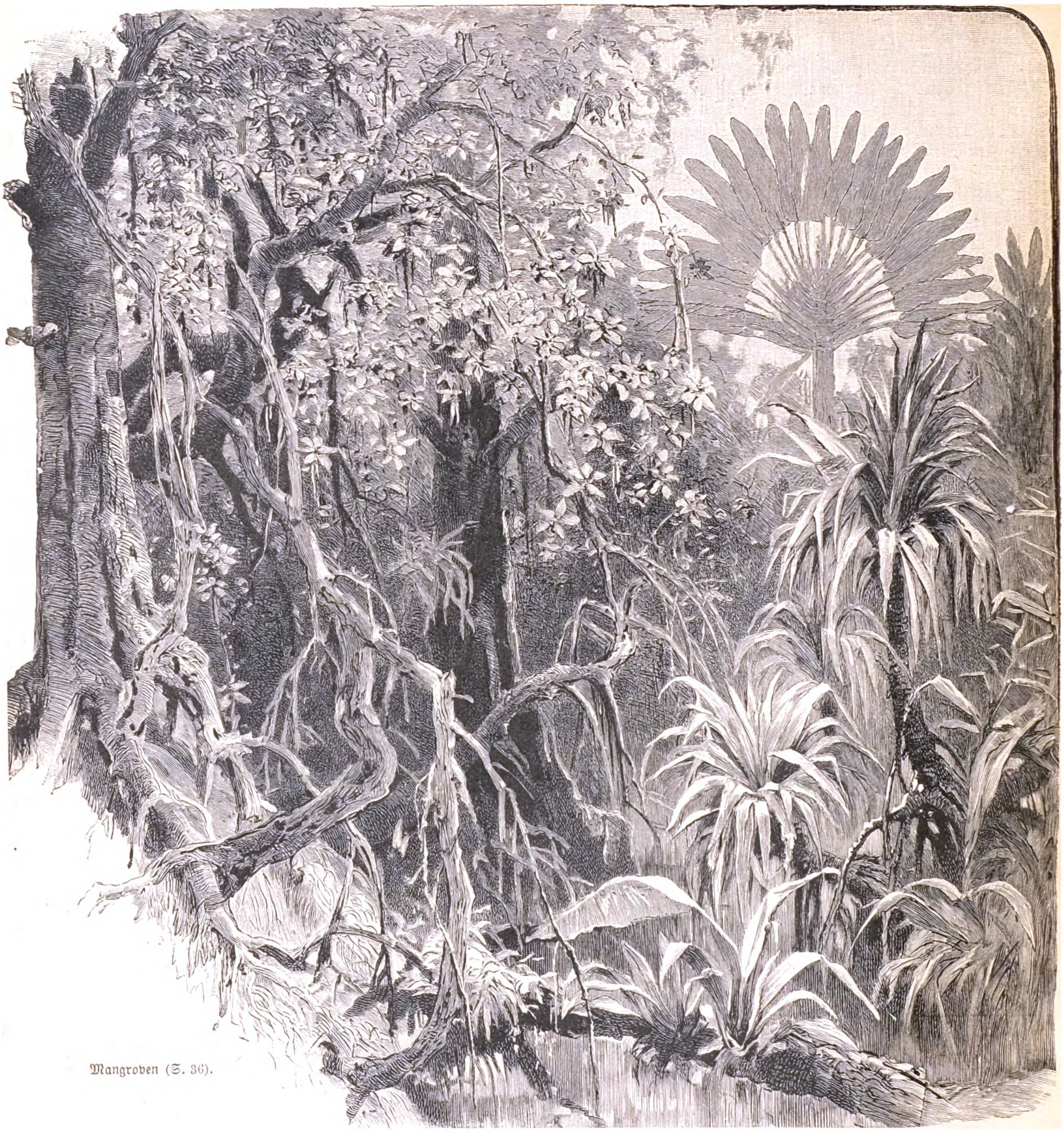
mit langem, dünnem und gebogenem Schnabel ähnlich. Endlich ſei an die Früchte von Gurken und Kürbiſſen erinnert, welche durch die Kultur die eigentümlichſten Formen erhalten haben.

Aber derartige Formen ſind bei uns Seltenheiten; je näher wir dagegen den Tropen kommen, deſto glühender werden rings um uns die Farben, mit welchen die Natur ihre Lieblingskinder bemalt, deſto abenteuerlicher und extravaganter aber auch die Formen, in denen hier das Pflanzenleben auftritt.



Raffleſia (S. 37).

Wir beginnen unſere Beſichtigung dieſer Tropenkinder mit einem Heer ſonderbarer Geſtalten, welche wie im langen Karnevalszuge die Wüſten Amerikas durchziehen, die zwiſchen dem 40.° ſ. Br. und dem 40.° n. Br. liegen. Wo in dem glühenden Felſen- und Sandboden alles Leben verſchmachtet iſt, wo die Stille und Oede des Todes herrſcht, da erheben ſich noch die geſpenſtigen Geſtalten der Kakteen. Sie gehören zu dem Wunderbarſten, was die Erde trägt: ſteif, gerade, unverzweigt ragen ſie empor, oder am Gipfel kandelaberartig veräſtelt, wie die Säulen- oder Fackeldiſteln, die zum Teil gegen 50 Fuß hoch werden; oder wie ein mächtiger Igel, eine große unförmliche Kugel kauern ſie am Boden (Echinocactus und Melocactus), oder ſie gliedern ſich vielfach und die einzelnen Glieder nehmen Blattform an. Bei der Verzweigung kommen die kurioſeſten Geſtalten zu Tage, die häßlichſten, unförmlichſten Figuren. Und alle dieſe Formen ſind vielfach gerippt und kantig, zeigen keine Blätter, ſondern nur zum Teil recht wehrhafte Stacheln; einer dieſer Geſellen gefällt ſich darin, eine weiße Perücke aufzuſetzen und, gleichviel ob er ſelbſt jung oder alt iſt, das Alter nachzuahmen: der Greiſenbart. Den Echinocactus Wislizeni nennt jemand gar ein Pflanzenungeheuer, und freilich wie eine dicke unförmliche Tonne mit tiefen Rippen und hakigen Stacheln, die tödliche Wunden verurſachen können, erſcheint er dem Wüſtenwanderer. Hier iſt kein Ebenmaß der Gliederung, kein Reiz, alles häßlich, ſtruppig, ruppig — und doch: Wo die Natur ihren Kindern mit einer Hand verſagt, ſchenkt ſie mit der andern um ſo verſchwenderiſcher; denn ſiehe: mit welch einer Blütenpracht iſt dieſer ſtachelige unförmliche Wald von Säulen und Kugeln beſäet! Es iſt in der That ein ganz ſeltſamer Kontraſt zwiſchen dem unheimlich aufragenden Stamm des Cereus grandiflorus und ſeiner herrlichen iſabellfarbenen Blüte mit dem betäubenden Vanilleduft, jener ſonderbaren Pflanze, welche mit der Victoria regia um die Krone ſtreitet und ſich den Ehrennamen einer Königin der Nacht erworben hat. Wahrlich, in dieſen ſonderbaren Geſtalten tritt uns der Humor der Natur offenkundig entgegen. Aber ſehen wir uns dieſelben etwas genauer an, ihre intereſſante Lebensweiſe verdient es, und, wenn wir bedenken, daß ſie eben dort leben und gedeihen, wo alles andere von den Gluten der tropiſchen Sonne verbrannt wird, ſo kann es uns eigentlich nicht wunder nehmen, daß ſie ſo ungereimt ausſehen. Ihre Lebensweiſe erklärt zum Teil ihre Form. Ihr ganzer Körper, jene Kugeln und Säulen, beſtehen aus einem ſaftigen fleiſchigen Gewebe, welches einen ungeheuren Vorrat an Waſſer in ſich beherbergt und erſt im höheren Alter von einem leichten, den Eingeborenen nutzbaren Holz erſetzt wird. Dieſer Gehalt an Waſſer iſt es, welcher ihnen das Wüſtenleben ermöglicht und der uns berechtigt, ſie die Kamele der Pflanzenwelt zu nennen. Eine ſtarke lederartige Oberhaut verhindert die zu ſchnelle Abgabe des Waſſers nach außen und der Mangel an Blättern, welcher uns die Kakteen ſo ungeſtalt und mißförmig erſcheinen läßt, iſt gerade ein Vorteil für ſie; denn dadurch iſt die Tranſpiration (Waſſerabgabe), welche eben von den Blättern beſorgt wird, verhindert. Endlich wollen wir auch nicht vergeſſen, daß jene Stacheln und Haken, welche uns ſo dräuend entgegenſtarren, eine ſehr zweckmäßige Waffe ſind; denn es läßt ſich ja denken, daß eine waſſerreiche Pflanze in ſolch waſſerarmer Gegend Menſchen und Tieren ein willkommenes Labſal bieten muß, deshalb werden ſie

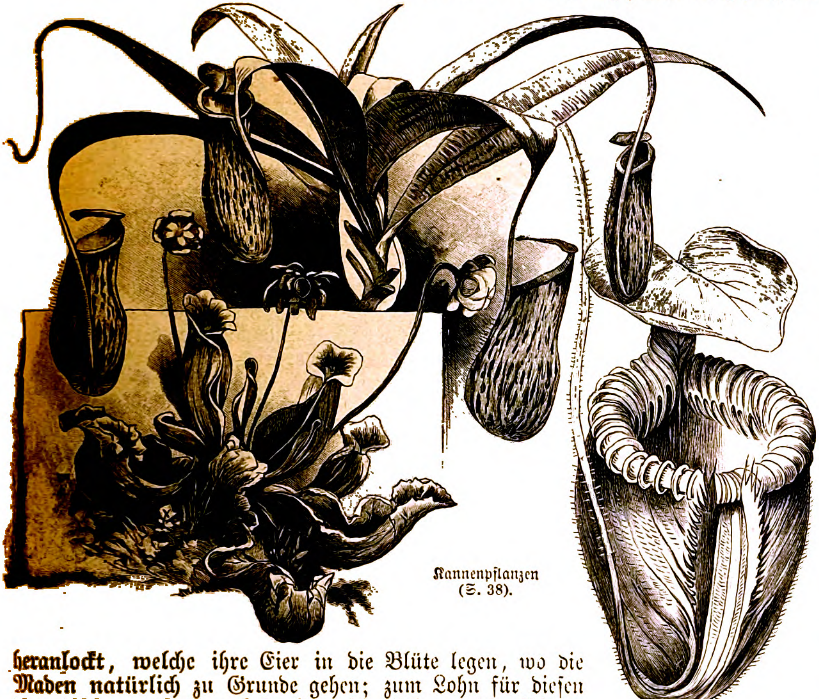


Mangroven (S. 36).

denn auch „Quellen der Wüſte“ genannt und Maultiere und Eſel kennen ihren verborgenen Schatz ſehr wohl; denn ſie ſuchen mit den Hufen die Stacheln zu entfernen, um dann das erquickende Naß zu ſchlürfen. Aber gegen ſolche Gewaltthat iſt die Pflanze wirkſam, eben durch die Stacheln, geſchützt. Oft tragen dieſelben Widerhaken, ſind ſpröde und brechen leicht ab, erzeugen dann aber durch den in ihnen enthaltenen Saft ein unerträgliches Jucken, manche verurſachen ihren Feinden Wunden, welche Lähmung, ja den Tod herbeiführen. Wir erſehen hieraus deutlich, wie falſch es wäre, das Unſchöne mit dem Zweckloſen zu identifizieren, auch die Mißgeſtalt hat einen ihrem Träger zum Segen gereichenden Zweck.

Ich ſagte, daß die Heimat der Katteen Amerika ſei; wenn einige Arten in Afrika vorkommen, ſo ſind ſie importiert, aber es iſt höchſt eigentümlich, daß auch in den Sandwüſten dieſes Erdteils ganz ähnliche Abenteurer ihr Leben friſten, welche die Phyſiognomie der Kakteen angenommen haben, und doch einer ganz anderen Pflanzenfamilie angehören, nämlich den Wolfsmilchpflanzen (Euphorbiaceen). Auch hier treffen wir die Säulen- und die Kugelform, hohe Bäume mit kantigen Aeſten, wie ein Cereus, mit Stacheln beſetzt und von blaugrüner Farbe. Ein derartiger Wolfsmilchbaum, der in den niedrigen Gebirgen Marokkos wächſt, liefert das offizinelle Euphorbium, einen eingedickten, beim Einſchneiden ausfließenden Milchſaft, welcher ſeinen Namen von Euphorbos, dem Leibarzt des Königs Juba II. von Mauritanien (zu Beginn unſerer Zeitrechnung) erhalten haben ſoll.

Es gibt auch noch Arten anderer Pflanzenfamilien, welche mit ihren kantigen, blattloſen oder ſtacheligen Stämmen die Kakteenform nachahmen, ich will hier nur noch die Asklepiadeen nennen, welche derartig ausgebildet ſind; da haben wir die Stapelia, eine ſonderbare Pflanze, welche ſich durch ihren Geruch auszeichnet, reſp. nicht auszeichnet. Derſelbe iſt nämlich ſo durchdringend aasartig, daß er Fliegen



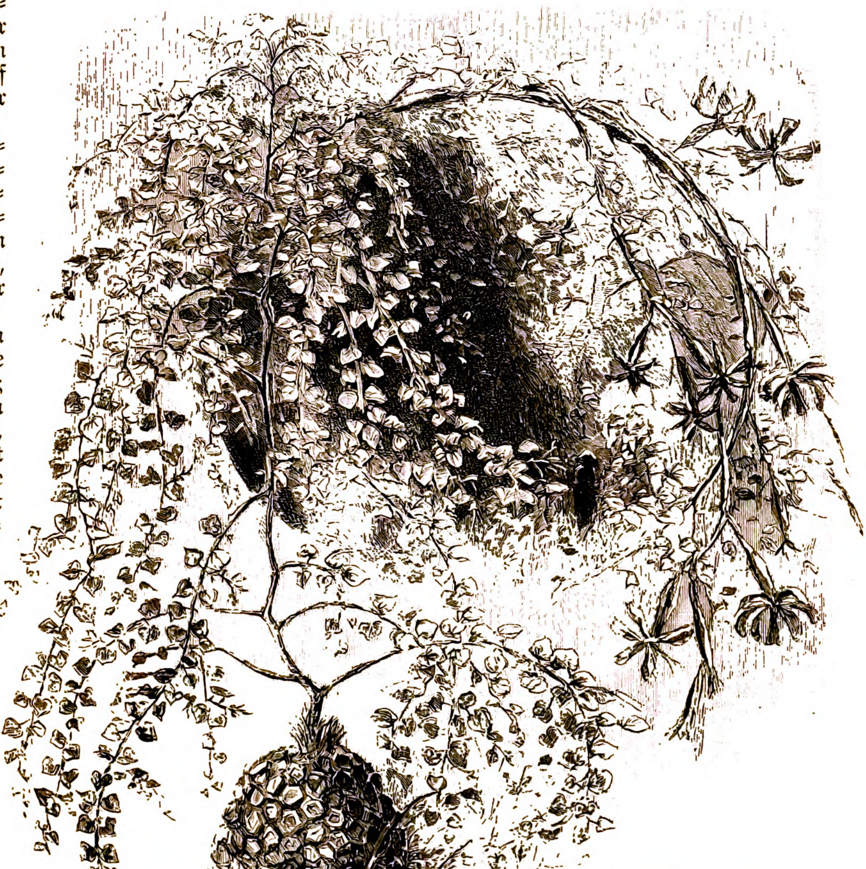
Kannenpflanzen
(S. 38).

heranlockt, welche ihre Eier in die Blüte legen, wo die Maden natürlich zu Grunde gehen; zum Lohn für dieſen hinterliſtigen Betrug befruchten die Fliegen die Blüten noch obendrein gelegentlich ihres Beſuches. Eine andere hierher gehörige Pflanze iſt die Schildblume (Scytanthus), deren Körper eine 2 Fuß hohe, mit mehreren Reihen von Stacheln bewehrte Säule darſtellt, auf welcher mehrere ſchöne, radförmige Blüten thronen. Dieſe Pflanze wächſt auf ſandigen, trockenen Hügeln an der Elefantenbai.

Die Sukkulenz, d. h. die fleiſchige, zum Ausdauern in regenloſen Gegenden beſtimmte Beſchaffenheit des Vegetationskörpers, beſitzen auch noch andere Pflanzen von zum Teil abenteuerlichem Ausſehen, doch wollen wir darauf nicht weiter eingehen.

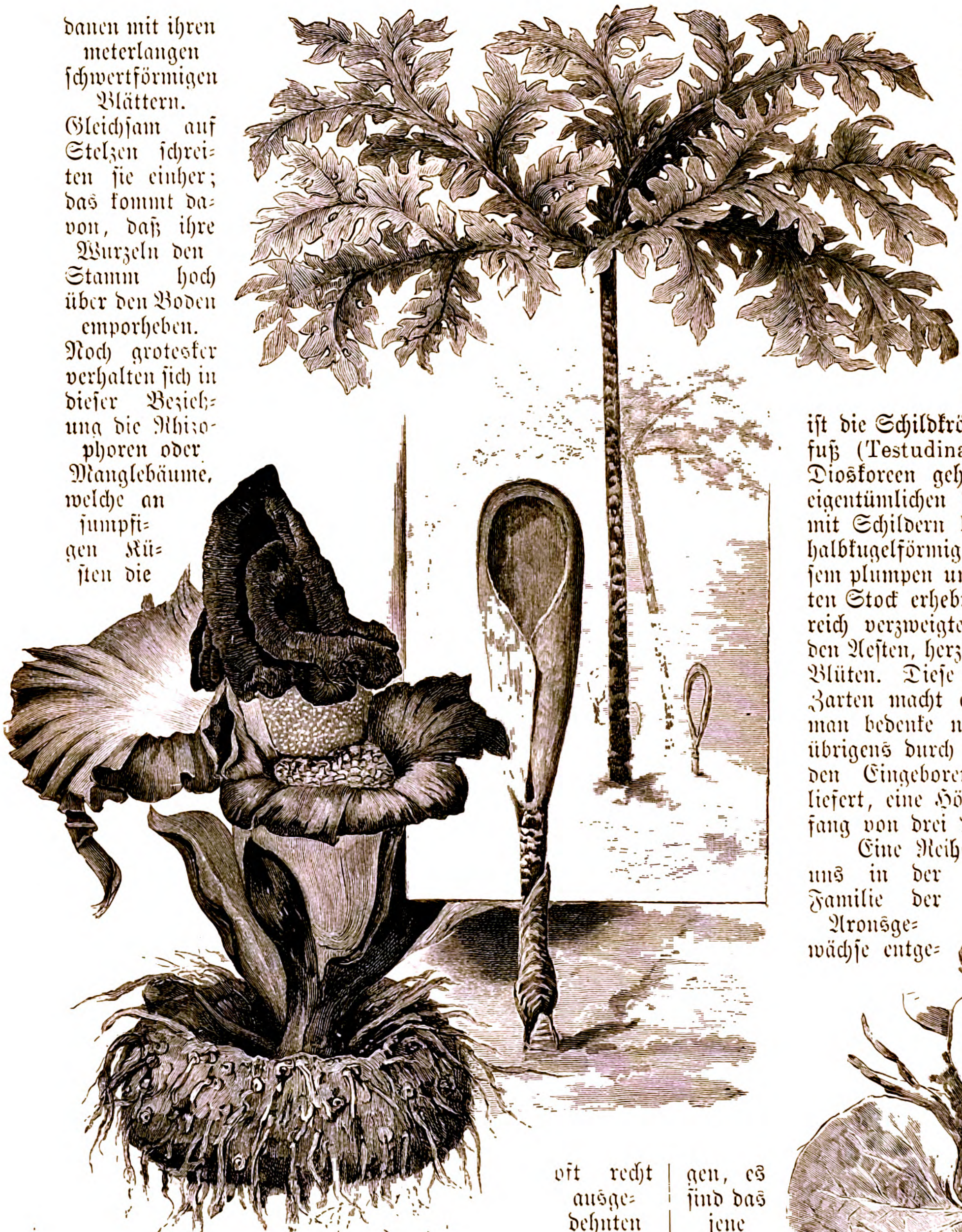
Etwas Fremdartiges, wenn auch nicht in dem Maße wie die Kakteen, hat die Phyllokladienform; man verſteht unter Phyllokladien blattförmig ausgebildete Stengel, deren Blätter ſelbſt verkümmert ſind — der Stengel iſt eben an die Stelle der Blätter getreten und hat deren Funktion übernommen. Dahin gehört der bei uns hin und wieder als Zierſtrauch verwendete immergrüne Mäuſedorn (Ruscus). Daß ſeine blattartigen Gebilde Stengel darſtellen, ſieht man daran, daß auf ihnen Blüten entſpringen. Auch ein Wolfsmilchgewächs(Phyllantus, Blattblume) zeigt die berührte Eigentümlichkeit, noch bei manchen anderen Pflanzen trifft man ſie an; bei einigen Akazien ſind die Blattſtiele auf die ſonderbarſte Weiſe blattartig umgebildet.

Wenn wir Europäer, die wir noch nie den Fuß in ein glühendes Land der Tropen ſetzten, unſere kühlen, ſchattigen Wälder mit ihrem anziehenden Leben betrachten, ſo können wir uns kein Bild machen von dem Ausſehen des tropiſchen Waldes. Er hat etwas Düſteres und Erdrückendes, das nicht allein auf Rechnung von Klima und Temperatur zu ſetzen iſt. Es mag dies mit dem bunten Chaos ſeiner zahlloſen Pflanzenformen, die ſich dem beobachtenden Auge in ſtetem Wechſel aufdrängen und ihm ſelten einen Anhaltspunkt für erfriſchende Ruhe bieten, zuſammenhängen; es rührt aber auch inſonderheit von den für unſer Auge ſo ungemein abenteuerlichen Geſtalten ſeiner Bäume her. Wir ſchweigen hier von den mannigfaltigen Palmenformen, welche doch auch etwas mehr oder weniger Abſonderliches haben, mit ihren ſtarren, unverzweigten Stämmen, die oben mit einer majeſtätiſchen, aber doch einförmigen Krone abſchließen. Wir gedenken der Bananen und Paradiesäpfel, deren eine (Ravenala) z. B. einen unheimlich großen, 10 m hohen, aber doch immerhin graziöſen Ballfächer für Rieſendamen darſtellt, und der Pan-



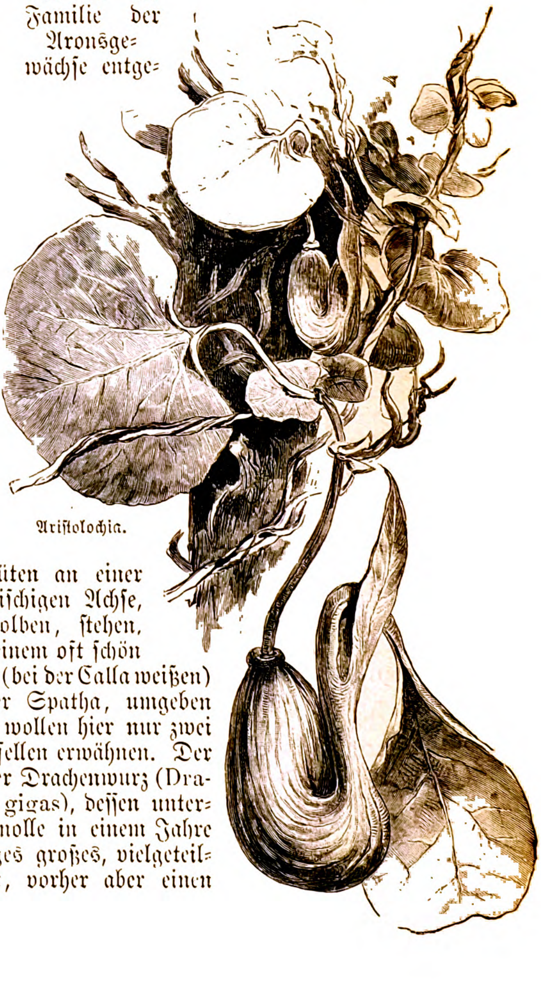
Elefantenfuß (S. 36).

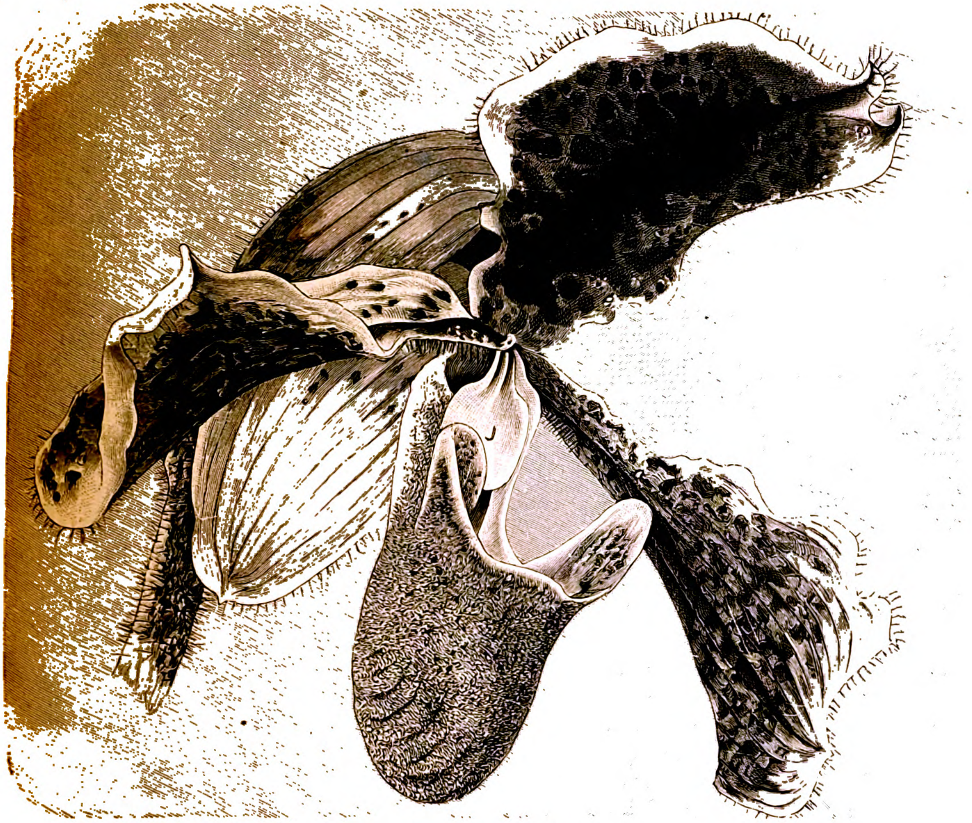
danen mit ihren meterlangen ſchwertförmigen Blättern. Gleichſam auf Stelzen ſchreiten ſie einher; das kommt davon, daß ihre Wurzeln den Stamm hoch über den Boden emporheben. Noch grotesker verhalten ſich in dieſer Beziehung die Rhizophoren oder Manglebäume, welche an ſumpfigen Küſten die oft recht ausgedehnten Mangrovewaldungen bilden. Ihre Wurzeln tragen ſie hoch empor über den Boden, außerdem aber ſenden ſie von den Aeſten zahlreiche Luftwurzeln in den Schlamm, ſo daß der ganze Baum wie von Säulen getragen und geſtützt erſcheint. Das bietet natürlich dem Baum große Feſtigkeit, aber dieſe Eigentümlichkeit hat auch für die Ausbildung des Bodens Bedeutung. Es läßt ſich denken, daß ſich in dieſem dichten Gitterwerk von Wurzeln reichlich Schlamm anſammelt, dieſer aber legt allmählich den Grund zu einem von allerhand Tieren wimmelnden, ungeſunde Dünſte aushauchenden Uferboden. Derſelbe dehnt ſich immer weiter aus und ſchiebt alſo das Feſtland ins Waſſer hinein, dieſes verdrängend. — Noch einer anderen Eigentümlichkeit einer zu dieſen Mangrovewaldungen gehörenden Pflanze, der Sonneratia, ſei hier gedacht. Bekanntlich wachſen die gewöhnlichen Pflanzen mit ihren Wurzeln ſenkrecht nach unten in der Richtung der Schwerkraft, die eben genannte Pflanze aber gefällt ſich darin, einige ihrer Wurzeln zur Abwechslung einmal ſenkrecht nach oben zu ſenden, und es muß in der That einen befremdenden Eindruck machen, wenn rings um den Baum herum meterhohe Säulen dem Schlamm entſteigen, ohne an ihrer Spitze eine Laubkrone zu entfalten. Es ſind dies Wurzeln, welche dem Sauerſtofbedürfnis der Pflanze zu Hilfe kommen und aus dem Schlamm luftſchnappend ans Licht emporſteigen.


Drachenwurz (S. 36).

Eine Pflanze des Kaplandes von kurioſem Ausſehen iſt die Schildkrötenpflanze oder der Elefantenfuß (Testudinaria Elephantipes), zu den Dioskoreen gehörig. Der Wurzelſtock dieſes eigentümlichen Weſens iſt ein holziges, wie mit Schildern beſetztes Gebilde, welches ſich halbkugelförmig über die Erde erhebt. Aus dieſem plumpen und daher Elefantenfuß genannten Stock erhebt ſich nun alljährlich ein zarter, reich verzweigter Laubſtengel mit ſchwankenden Aeſten, herzförmigen Blättern und kleinen Blüten. Dieſe Vereinigung vom Groben und Zarten macht einen eigentümlichen Eindruck, man bedenke nur, daß der Wurzelſtock, der übrigens durch die in ihm enthaltene Stärke den Eingeborenen das „Hottentottenbrot“ liefert, eine Höhe von einem und einen Umfang von drei Metern erreicht.

Eine Reihe von Karnevalsgeſtalten tritt uns in der Familie der Aronsgewächſe entgegen, es ſind das jene Pflanzen, wie die altbekannte Zierpflanze Calla, deren kleine Blüten an einer dicken fleiſchigen Achſe, einem Kolben, ſtehen, der von einem oft ſchön gefärbten (bei der Calla weißen) Blatt, der Spatha, umgeben iſt. Wir wollen hier nur zwei dieſer Geſellen erwähnen. Der eine iſt der Drachenwurz (Dragontium gigas), deſſen unterirdiſche Knolle in einem Jahre ein einziges großes, vielgeteiltes Blatt, vorher aber einen


Ariſtolochia.

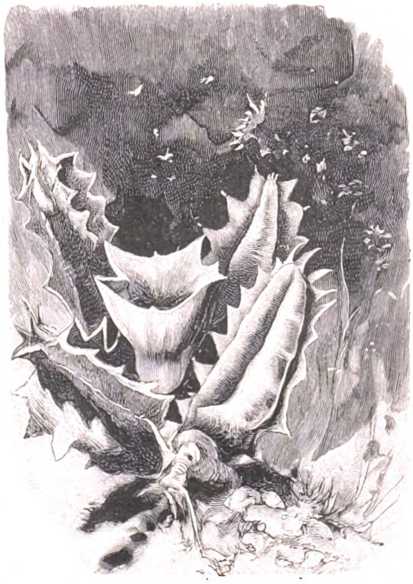


Kannenpflanze (S. 38).

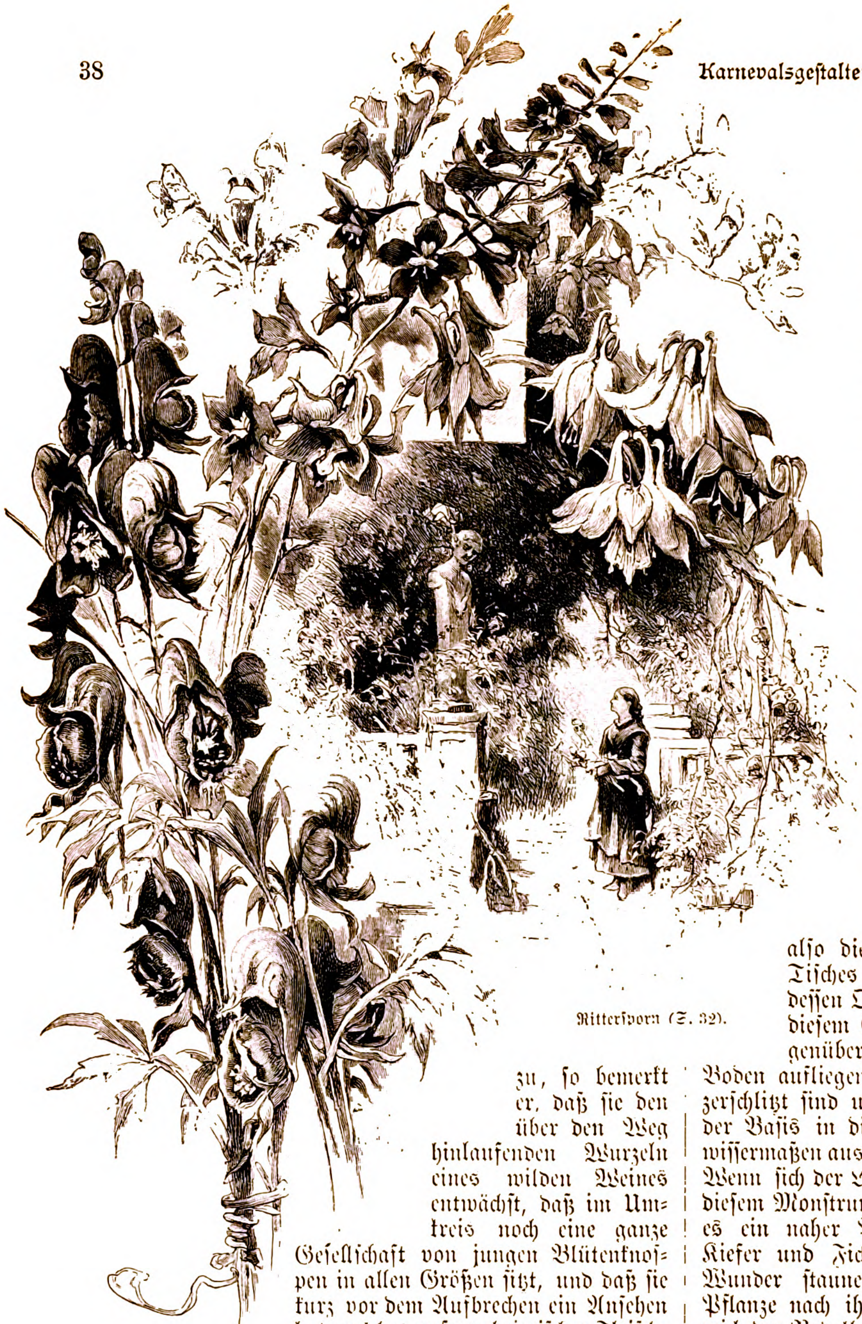
nur von wenig ſchuppenförmigen Blättern begleiteten Blütenſtand entwickelt. Letzterer ragt wie eine Keule aus dem Boden empor und gewährt daher einen ganz eigentümlichen Anblick: die große violettbraune Spatha überragt wie eine längliche, nach oben verbreiterte und offene Kappe die Blüten, welche einen ſchrecklichen Aasgeruch, der Schwindel und Erbrechen bewirkt, ausſtrömen. Ein zweites eigentümliches Gewächs iſt der Amorphophallus, ein rieſiges Aronsgewächs auf Ceylon und an der Koromandelküſte. Aus ſeiner mehr als 2 dcm im Durchmeſſer haltenden napfförmigen Knolle erhebt ſich der dicke Blütenkolben, den eine 3 dcm lange tütenförmige ſchmutzig violette Spatha umhüllt. Der Kolben trägt an der Spitze einen kegelförmigen ſchwammig-runzeligen Anhang vom Ausſehen einer Morchel. Nahe verwandt ſind andere Formen, welche noch größere Dimenſionen (z. B. im Blattſtiel 5 m) erreichen.

Auch aus der Familie der Liliaceen ließen ſich manche ſeltſame Geſtalten namhaft machen, wie beiſpielsweiſe der Grasbaum, welcher das Xanthorrhöaharz liefert, der tauſendjährige Drachenbaum mit meterlangen ſchwertförmigen Blättern, von dem ein Harz, das Drachenblut, ſtammt und die Agave, jene auch uns aus der Kultur wohlbekannte Pflanze, deren dickfleiſchige ſtarre und dornige Blätter dem Beſchauer drohend entgegenragen und die Verwendung der Pflanze zu ſchützenden Umzäunungen veranlaßten. Da ſie bei uns ſich erſt nach langer Zeit (ca. 60 Jahren) veranlaßt fühlt, ihren reichen Blumenſchmuck zu entfalten, ſo verurſachte ſie die Fabel von „der hundertjährigen Aloe“. Ihre dicken fleiſchigen Blätter, ein Fall von Sukkulenz wie bei den Kakteen, verſorgen ſie reichlich mit Waſſer und ermöglichen ihr auf dürrem Sandboden zu leben.

Auf den Wurzeln oder Stämmen anderer Pflanzen lebende (epiphitiſche Paraſiten) haben oft eine ganz beſondere Tracht. Dies kommt daher, daß ſich mit jener Lebensweiſe auch die Funktion der Organe ändert und die Blattbildung dadurch oft ſehr reduziert wird, daß jene Pflanzen ſich nicht ſelbſtändig ernähren, ſondern mehr oder weniger auf Koſten ihres Wirtes leben, weshalb die Ernährungsorgane, die Blätter (und die Wurzeln) verkümmern. Andererſeits entwickeln ſie oft prächtige und anſehnliche Blüten. Es iſt faſt, als wollten ſie mit ihrer Farbenpracht den Wirt, der ſie verſorgt, für ſeine Güte belohnen. Es iſt hier nicht möglich, näher auf einzelne Arten dieſer beſonders zu den Familien der Balanophoreen und Raffleſiaceen gehörigen Pflanzen einzugehen. Sie ahmen zum Teil Hutpilze in ihrem Blütenſtand täuſchend nach (Scybalium fungiforme), und ein Schriftſteller hat ſie ihrer Eigentümlichkeit wegen treffend „ein hieroglyphiſcher Schlüſſel zweier Welten“ genannt. Ein Repräſentant dieſer Pflanzen hat den Ruhm, die größte Blüte zu beſitzen, es iſt das Rafflesia Arnoldi. Dem ahnungsloſen europäiſchen Wanderer in den Tropenwäldern Sumatras muß es in der That wie ein Wunder erſcheinen, wenn vor ihm im Dämmerlicht des Urwalds plötzlich wie aus dem Boden emporgewachſen eine rieſige Blüte von 1 m Durchmeſſer liegt. Sieht er näher



Stapelia (S. 31).



Rittersporn (S. 32).

Sturmhut (S. 32).

zu, ſo bemerkt er, daß ſie den über den Weg hinlaufenden Wurzeln eines wilden Weines entwächſt, daß im Umkreis noch eine ganze Geſellſchaft von jungen Blütenknoſpen in allen Größen ſitzt, und daß ſie kurz vor dem Aufbrechen ein Anſehen hat, welches unſeren heimiſchen Fleiſch- oder vielmehr Kohltöpfen überraſchend ähnlich iſt. Die Blüte ſelbſt beſitzt fünf große ſchmutzigroſafarbene Lappen von fleiſchiger Beſchaffenheit und in der Mitte einen napfförmigen Teil mit hervorragendem Ringwulſt. Aber unſer Wanderer möchte wohl kaum dazu gekommen ſein, alles dies genauer zu unterſuchen, mancher wenigſtens würde wohl ſchon bald die Naſe zuhalten und eiligſt das Weite ſuchen, ſintemal die berühmte Schönheit einen gar nicht ſchönen, ſondern aasartigen Geruch ausſtrömt. Und ſo wollen auch wir uns in unſerem Geruchsſinn verletzt von dieſem Glied unſeres Karnevalszuges abwenden.

Eigentümliche Blattformen treffen wir vielfach im Pflanzenreich und oft verleihen ſie ihren Inhabern ein kurioſes Ausſehen. Wir denken nur kurz der Ouvirandra, deren Blatt, da nur ſeine Adern ausgebildet ſind, ein Gitterwerk darſtellt, und achten noch auf einen merkwürdigen Geſellen, deſſen Handwerk Raub und Mord iſt. Das iſt die Kannenpflanze (Nepenthes), eine aſiatiſche Pflanze, deren einfaches Blatt in eine lange Ranke ausläuft; am Ende derſelben aber findet ſich, das iſt in der That Humor in der Natur, ein Gebilde, welches oft eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Kaffeekanne beſitzt, ſelbſt der Deckel fehlt nicht. Wollten wir boshaft ſein, ſo könnten wir hier eine Perſiflage auf unſere Kaffeeſchweſtern wittern. Hoffentlich geht es aber bei dieſen friedlicher her als bei unſerer Pflanze, denn deren Kanne iſt, horribile dictu, ein Mordwerkzeug, welches an der Außenſeite auf zwei flügelartigen Streifen verräteriſcher Weiſe Honig abſondert. Ahnungslos laſſen ſich Ameiſen und andere Inſekten von dem ſüßen Naß anlocken, ſind ſie aber oben an der Oeffnung der Kanne angelangt, ſo gleiten ſie an dem glatten Rand aus und verſinken rettungslos in die Tiefe, wo ſie eine wäſſerige, aus Drüſen abgeſonderte Flüſſigkeit aufnimmt und mittels eines in ihr enthaltenen Ferments zu Nutzen der Ernährung der Pflanze auflöſt. — Bei einigen nordamerikaniſchen Pflanzen (Sarracenia, Darlingtonia) iſt der Blattſtiel krugartig ausgehöhlt und die Blattſpreite ſitzt ihm wie ein Deckel auf.

Das Schlußglied unſeres botaniſchen Karnevalszuges möge eine Pflanze bilden, welche ihre Artbezeichnung „mirabilis" mit Recht verdient, muß ſie doch jedem wie ein Wunder erſcheinen. Man denke ſich ein rübenförmiges Gebilde, welches zum großen Teil in der Erde ſitzt und über der Erde einen Umfang von 4 m erreicht, alſo die Größe und auch Form eines ſtattlichen Tiſches hat, der aber in der Mitte gebrochen und deſſen Oberfläche tief gefurcht und riſſig iſt. Von dieſem Gebilde aus entſpringen zwei einander gegenüberſtehende bandförmige Blätter, welche dem Boden aufliegen, in viele nach oben eingerollte Streifen zerſchlitzt ſind und die Eigentümlichkeit haben, daß ſie an der Baſis in die Länge wachſen, ſo daß ſie ſich alſo gewiſſermaßen aus dem rübenförmigen Stamm herausſchieben. Wenn ſich der Leſer nach dieſer Beſchreibung ein Bild von dieſem Monſtrum gemacht hat und ich ihm nun ſage, daß es ein naher Verwandter unſerer Nadelhölzer, alſo der Kiefer und Fichte iſt, ſo wird er gewiß wie über ein Wunder ſtaunen. Daß aber die Welwitſchia, wie die Pflanze nach ihrem Entdecker heißt, ſyſtematiſch ins Bereich der Nadelhölzer gehört, beweiſt ihr Blütenbau u. ſ. w., auch der Blütenſtand iſt, ähnlich wie bei jenen, ein Zapfen. Dieſe Pflanze findet ſich auf dem ſteinigen Boden öder Landſtriche an der Walfiſchbai und in anderen Gegenden Südafrikas.

Hiermit ſei unſere kritiſch äſthetiſche Revue beendet. Könnten wir alle die genannten Pflanzengeſtalten zu einem Zuge zuſammenordnen, — Prinz Karneval brauchte ſich nicht zu ſchämen, ſich an deſſen Spitze zu ſtellen. Wollten wir aber aus unſeren Karnevalsgeſtalten der Pflanzenwelt ſelbſt einen der Führung würdigen Geſellen herauswählen, ſo möchte das mit Schwierigkeiten verbunden ſein, ſintemal viele einander den Rang ſtreitig machen. Und nun — was hat denn die ganze Sache für eine Bedeutung? In der Natur herrſcht nicht nur ein edler, auf Vollkommenheit gerichteter Zug, ſondern auch Humor und Satire kommen zu ihrem Recht, aber — nur, wenn ſie für ihren Träger zweckmäßig und nutzbringend ſind. Auch das Häßliche iſt nicht ohne eine zielbewußte Bedeutung.

Die Werbung.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Tereſita hatte ſchon viele Freier gehabt, denn ſie war ein **hübſches fleißiges Mädchen, das** ſogar mehr als Tauſend **Lire Anteil an ihres** Onkels Spezereiladen in der Merceria **beſaß. Nach venetianiſcher** Volksanſchauung war dies ein **hübſches Kapital und was** Tereſitas weißes Geſicht mit den klaren **Augen und ihre große** volle Geſtalt nicht that, das bewirkten **die tauſend Lire.** Ein Karabinierikorporal machte ihr den **Antrag, ein Fachino vom** Hotel Daniele, ein Gemüſebauer von **Lido ſogar, allerdings** hatte der letztere erhebliche Schulden, **und noch viele** andere. Tereſita ſchlug alle aus, indem ſie **ſtets behend zur** Antwort gab: ſie wäre noch zu jung zum **Heiraten —** obwohl ſie ſich ſchon den Zweiundzwanzigern näherte, **eine Sache, die im** Lande jenſeits der Alpen ſo viel ſagen will **als dreißig bei** uns. Die abgewieſenen Freier behaupteten, **Tereſita habe** ein Herz von Eis, ſie ſelbſt ſagte ſie hätte gar **keins, deshalb ſei** ſie noch immer glücklich und zufrieden, denn **ein Herz haben war** ihr gleichbedeutend mit „eine Liebe haben“, **und vor der Liebe** hatte das kluge Mädchen, nach allem was **ſie in ihrer Nachbarſchaft** geſehen und erfahren, ernſtlich Furcht. — **Eines** Tages jedoch litt Tereſitas Glück und Zufriedenheit **Schiffbruch** und zwar war die Urſache hiervon ein wunderſchöner **kraushaariger** Schiffer, ein Gondoliere des Marcheſe Grimaldi, **der das** wappengeſchmückte mit feinſtem ſchwarzem Tuch ausgeſchlagene **Gondeldach** zum Reinigen auf die Quadern des Kanals **geſetzt und die Kohl** vom Markt heimtragende Tereſita ungeniert **hat, ihm** einen Riß, den er in dem koſtbaren **Gondelteppich** verbrochen, ſchnell zuſammenzunähen. Die **vielumworbene** Schöne ſah den frechen jungen Mann mit **einem Eiſesblick an und** zog den Mund verächtlich kraus. **Da plötzlich verſchwand** die Kälte aus ihren Augen, ihr **Mund formte** ſich lieblich zu einem Lächeln und es ſtrömte **ihr heiß zum** Herzen — ſolch einen ſchönen **Menſchen hatte** ſie noch nie geſehen, ſie hatte **gar nicht geglaubt,** daß Männer ſo ſchön ſein **können.** Der Gondoliere verſtand ſich auf **Frauengeſichter,** ſchnellfüßig ſprang er fort, **ſeine Soldos klapperten** ihm in der Taſche und **bald kam** er aus einem der nächſten Hauseingänge **mit einem** ſauberen Strohſtuhl. Er **ſchob ihn mit** einer liebenswürdigen Gebärde — **Tereſita** hatte noch nie eine ſo zierliche Einladung **erfahren** — vor die junge Schöne hin, **ſah Tereſita noch** einmal in die Augen — wie, **das ließ ſich gar** nicht ſagen — und das Mädchen **nahm Platz** und ließ ſich den Teppich geben, zog **Nadel und** Faden aus ihrer Taſche und fing an **mit Herzklopfen** und niedergeſchlagenen Augen **den Riß** auszubeſſern. O, wenn ſie einer von **ihren Leuten** ſähe — aber das war ja ſo weit von **ihrem** Quartier, ſie war ſeit einem Jahre heute **zum erſtenmal wieder** hier auf dieſem Plätzchen, — **jedoch falls ein** Bekannter ſie ſähe — der Atem **ging ihr** ſchwer und die Hand zitterte.

„Nur keine Furcht, Täubchen,“ **redete** darauf **der** Gondoliere ſie an, „**ich bin kein** Habicht.“

Sie lächelte nur ſchwach.

„**Aber** fangen und einſperren **möchte ich dich doch, Kleine,**“ fuhr der **kecke Menſch** fort. Als Tereſita noch **ängſtlicher atmete, ſetzte er** hinzu: „natürlich **in mein** Häuschen als meine Frau.“

Jetzt warf ihm Tereſita einen **Blick** zu, **der** ſozuſagen zitterte und **bänglich frug und doch dabei ausdrückte:** Ja, **wenn das Wahrheit** wäre, welch eine ſelige Zukunft. —

Und von dieſem **Moment** an war **es vorbei** mit Tereſitas Eisherzen, ihrer **kecken** Fröhlichkeit und ihrer Ruhe — ihr **Stündlein** hatte gleichfalls geſchlagen — **das Weib** in ihr war erwacht.

Den Schluß dieſer Einleitung zu **der Novellette, welche** dies reizende **Bild von** H. **Woods uns** hier **vorführt, wird ſich der Leſer unſchwer denken können.**

Das Stahlrad als Kriegsmittel.

Von

G. Dobert.

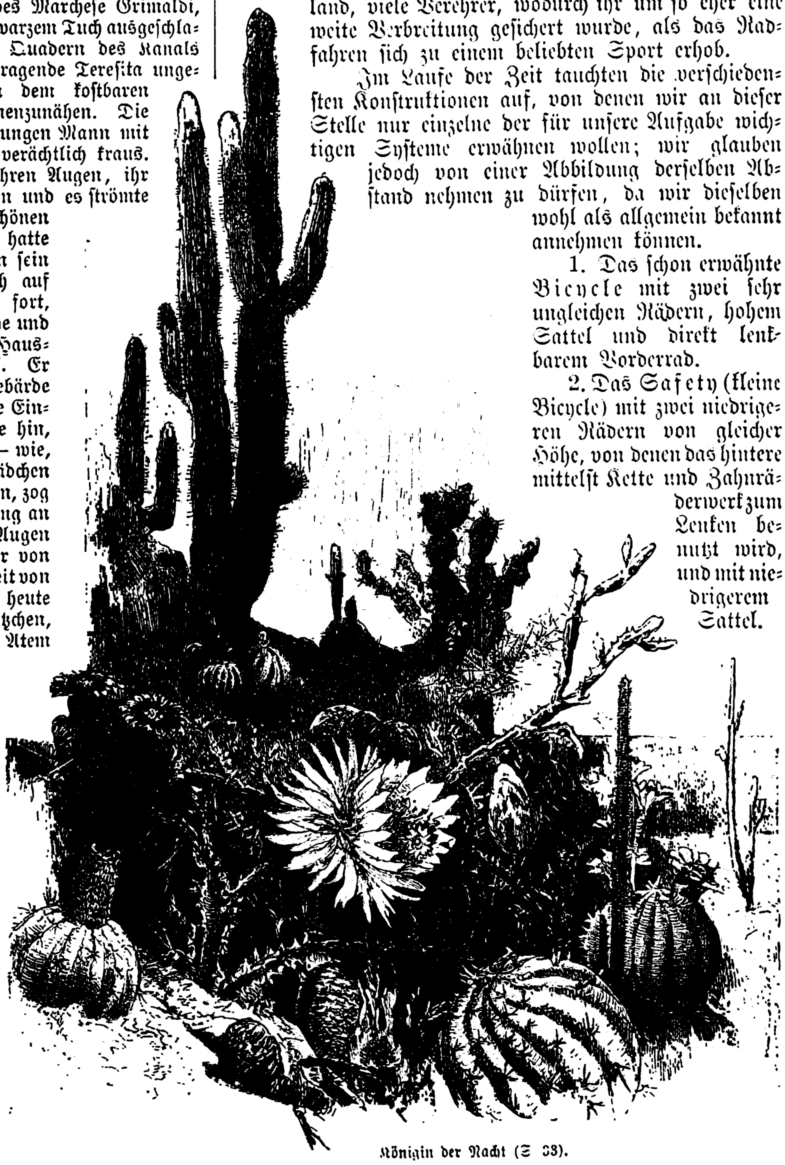
Das Eindringen des Radfahrerſports in die weiteſten Kreiſe läßt eine populäre Erörterung der Verwendbarkeit des Stahlrades für Krieg und Frieden im Dienſte der Armee und des gegenwärtigen Standes dieſer Frage in verſchiedenen europäiſchen Staaten nicht unzeitgemäß und ſelbſt für einen größeren Leſerkreis nicht ganz intereſſelos erſcheinen.

Nachdem der Franzoſe Michaux, ein Pariſer, das Stahlrad erfunden hatte und im Jahre 1867 zuerſt damit an die Oeffentlichkeit getreten war, hatten engliſche Maſchinenbauer dieſe anfangs noch ſehr ungelenke Maſchine weſentlich verbeſſert. Sie fand zunächſt als Bicycle, mit einem ſehr hohen Vorder- und kleinem Hinterrade, wodurch die Reibung auf dem Boden vermindert und die Schnelligkeit ſehr geſteigert wird, in kurzer Zeit, namentlich in England, viele Verehrer, wodurch ihr um ſo eher eine weite Verbreitung geſichert wurde, als das Radfahren ſich zu einem beliebten Sport erhob.

Im Laufe der Zeit tauchten die verſchiedenſten Konſtruktionen auf, von denen wir an dieſer Stelle nur einzelne der für unſere Aufgabe wichtigen Syſteme erwähnen wollen; wir glauben jedoch von einer Abbildung derſelben Abſtand nehmen zu dürfen, da wir dieſelben wohl als allgemein bekannt annehmen können.

1. Das ſchon erwähnte Bicycle mit zwei ſehr ungleichen Rädern, hohem Sattel und direkt lenkbarem Vorderrad.

2. Das Safety (kleine Bicycle) mit zwei niedrigeren Rädern von gleicher Höhe, von denen das hintere mittelſt Kette und Zahnräderwerk zum Lenken benutzt wird, und mit niedrigerem Sattel.



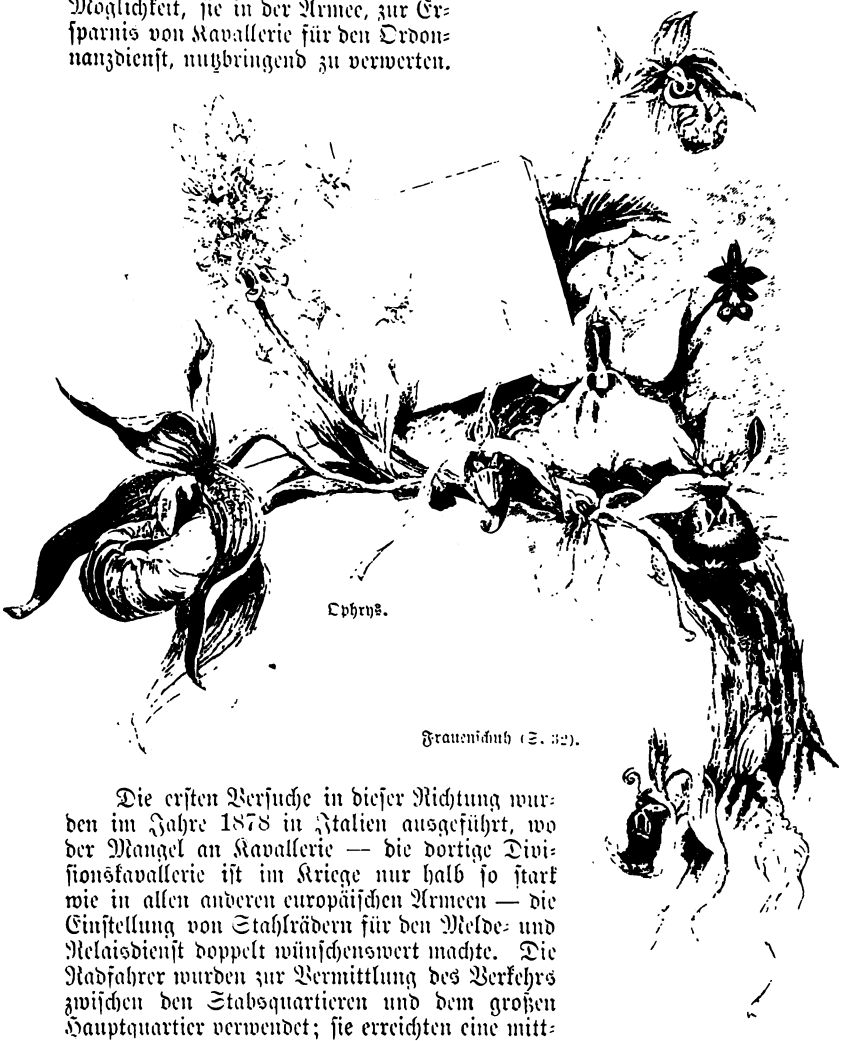
Königin der Nacht (S 33).

3. Das Tricycle, nach gleichem Syſtem wie das Safety konſtruiert, aber mit drei Rädern verſehen.

4. Das Tandem, nach gleichem Syſtem wie das vorige konſtruiert, aber mit vier Rädern verſehen und für zwei Perſonen eingerichtet.

5. Das Multicycle, für 3—20 Perſonen eingerichtet und aus einer entſprechenden Zahl zuſammengekoppelter Tandems beſtehend.

Die Leiſtungsfähigkeit des Stahlrads im allgemeinen lenkte ſehr bald die Aufmerkſamkeit der Kriegsverwaltungen der verſchiedenſten Staaten auf dieſe Maſchinen und die Möglichkeit, ſie in der Armee, zur Erſparnis von Kavallerie für den Ordonnanzdienſt, nutzbringend zu verwerten.



Ophrys.

Frauenſchuh (S. 32).

Die erſten Verſuche in dieſer Richtung wurden im Jahre 1878 in Italien ausgeführt, wo der Mangel an Kavallerie — die dortige Diviſionskavallerie iſt im Kriege nur halb ſo ſtark wie in allen anderen europäiſchen Armeen — die Einſtellung von Stahlrädern für den Melde- und Relaisdienſt doppelt wünſchenswert machte. Die Radfahrer wurden zur Vermittlung des Verkehrs zwiſchen den Stabsquartieren und dem großen Hauptquartier verwendet; ſie erreichten eine mittlere Geſchwindigkeit von 19 km in der Stunde und folgten der Infanterie auf den Märſchen ebenſogut wie die Kavallerie, indem der Radfahrer ſein Fahrrad über Hinderniſſe forttrug. Die erreichten Erfolge waren die Veranlaſſung, daß bei jedem Infanterieregiment 4—8 Fahrräder (Safety) eingeſtellt und eine beſtimmte Anzahl von Leuten in der Handhabung derſelben alljährlich ausgebildet wurde.

In Oeſterreich benutzte man das Veloceped zuerſt im Jahre 1884 und ſchon im folgenden Jahre legten die mit Stahlrädern beritten gemachten Ordonnanzen innerhalb 24 Stunden Wegſtrecken von 140 Meilen zurück.

Deutſchland hatte in Frankfurt und Straßburg Verſuche mit dem Stahlrad angeſtellt, in letzterer Stadt auch, gelegentlich größerer Feſtungsübungen, Radfahrer wiederholt für den Verbindungsdienſt zwiſchen einzelnen Feſtungsteilen, namentlich der Forts mit der Stadt, auch für den Meldedienſt vorgeſchobener, oder zu größeren Unternehmungen ausgerückter Truppenabteilungen, eingeſtellt und günſtige Reſultate erzielt. Infolgedeſſen ſoll das Stahlrad für den genannten Dienſt in größeren Feſtungen allgemein zur Einführung gelangt ſein, jedenfalls iſt in Straßburg ſchon jetzt jedes Fort mit zwei dauernd in Benutzung ſtehenden Fahrrädern ausgerüſtet, welche der Beſatzung zu beliebiger Verfügung ſtehen. Jedes Infanteriebataillon der Garniſon hat ferner alljährlich einige Unteroffiziere und Leute als Radfahrer auszubilden. Die Benutzung des Fahrrads für beſtimmte Fälle des Felddienſtes ſcheint in Ausſicht genommen zu ſein.

In der Schweiz wurde das Velociped bei den Manövern des Jahres 1887 erſtmals in Gebrauch genommen und trotz des ungünſtigen Terrains Gutes damit geleiſtet.

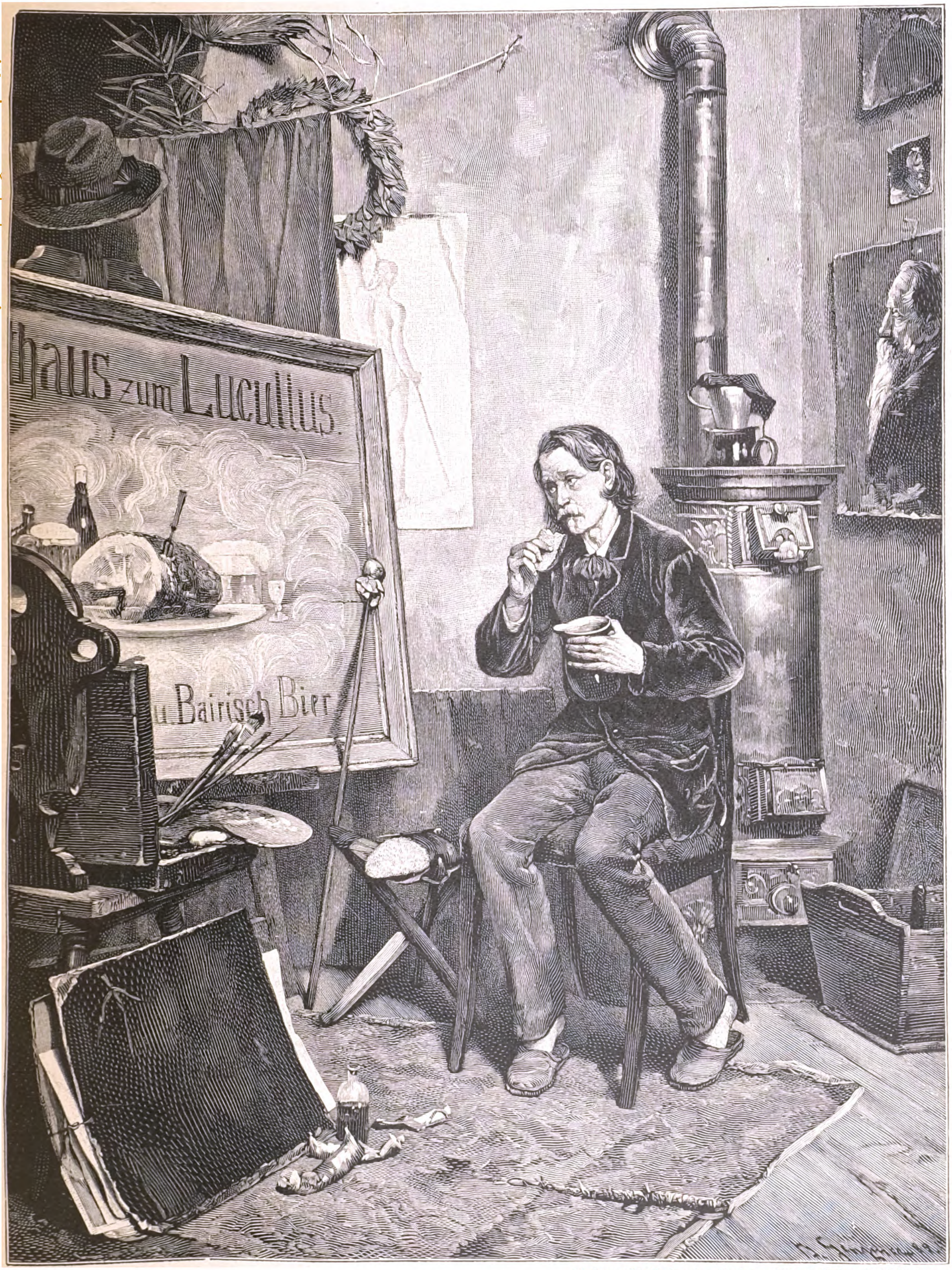
Mit großer Energie trat man, wie in allen die Wehrfähigkeit betreffenden Fragen, in Frankreich, unmittelbar nach dem Vorgang Italiens, in die gleichartigen Verſuche ein. Alle Feſtungen wurden ſofort mit Stahlrädern ausgerüſtet und eine größere Zahl bei den Manövern des 18. Corps (Bordeaux) zur Ueberbringung von Befehlen und Rapporten zwiſchen den verſchiedenen Stabsquartieren in Dienſt geſtellt. Sie erreichten hier ſelbſt auf den Vicinalwegen eine ausreichende Schnelligkeit. Im folgenden Jahre wurden die Verſuche bei den Manövern des 9. (Tours) und 17. Corps (Toulouſe) in anderer Weiſe und in größerem Umfange fortgeſetzt. Es wurden Reſerviſten mit eigenen Fahrrädern eingezogen und je zehn dem Stabe jedes Armeekorps, je fünf den Diviſions- und je zwei den Brigade-Stäben zugeteilt. Sie erreichten bei Tage eine Geſchwindigkeit von 15—20, bei Nacht von 10 km in der Stunde und ſteigerten die Tagesleiſtung bis auf 95 km.

Im Jahre 1889 wurden die Verſuche beim 3. Corps (Rouen), 16. Corps (Montpellier) und 6. Corps (Chalons) in gleicher Weiſe und mit gleichen Erfolgen fortgeſetzt.

Dasſelbe geſchah in Holland und Belgien. In letzterem Staate wurden die Radfahrer bei den großen Truppenübungen in den Ardennen in ausgedehnteſter Weiſe verwertet. Jeder Diviſion wurden ſechs Stahlradfahrer, nicht einmal militäriſch ausgebildete Mannſchaften des Beurlaubten- oder aktiven Dienſtſtandes, ſondern für beſtimmten Lohn angenommene Leute des Zivilſtandes, zugeteilt. Infolge der überaus günſtigen Ergebniſſe dieſes Verſuches wurde ſchon im Jahre 1889 ein Corps militäriſcher Radfahrer errichtet. Hierzu werden freiwillig ſich Meldende angenommen, wenn ſie den Beſitz eines guten dauerhaften Fahrrades nachweiſen und imſtande ſind, eine Entfernung von 30 km in zwei Stunden zurückzulegen. Sie nehmen dann an dem, durch einen Offizier geleiteten Unterrichtskurſus über Felddienſt, Orientierung mit Hilfe topographiſcher Karten und über Anfertigung von Croquis teil.

Am Schluß des Kurſus erhalten ſie ein Zeugnis, welches ihnen neben anderem die Verpflichtung auferlegt, im Fall der Mobilmachung und bei großen Truppenübungen als Ordonnanzen zu dienen. Sie tragen beſondere Abzeichen, werden rückſichtlich der Einquartierung und des Burſchen den Offizieren gleichgeſtellt und erhalten ein tägliches Gehalt von 4 Gulden à 1,68 Mark.

Obgleich der Radfahrerſport in England von Haus aus ganz beſonders große Dimenſionen angenommen hatte,



haus zum Lucullus.
u. Bairisch Bier

Photographie-Verlag der Photographiſchen Union in München.

Ungeſtilltes Sehnen. Gemälde von B. Genzmer.

wurde der Frage der Verwertung des Stahlrades im Truppendienſt von militäriſcher Seite dort erſt im Jahre 1887 näher getreten. Auch hier bewährte ſich die Einrichtung derartig, daß ſchon im Jahre 1888 beſondere Radfahrerabteilungen aufgeſtellt und ſogar im Sicherheitsdienſt verwendet wurden. Im weiteren Verfolg dieſer Einrichtung teilte man Stämmen von Freiwilligen-Bataillonen (zur Zeit 32 Bataillone) je eine Gruppe von Radfahrern in der Stärke von 1 Offizier, 2 Unteroffizieren, 1 Trompeter und 20 Mann zu. Man ging ſogar ſo weit, die Radfahrerkorps, welche mit Karabinern bewaffnet ſind, allein gegeneinander manövrieren zu laſſen. Auf den Wert ſolcher Uebungen werden wir ſpäter noch kurz zurückkommen.

Auch Dänemark ſtellte Radfahrer für den Ordonnanzdienſt im Rücken der Armee ein.

Aus allen dieſen Verſuchen ergeben ſich für militäriſche Zwecke die Vorzüge des Safetyſtahlrades den übrigen genannten Syſtemen gegenüber, weil es annähernd dieſelbe Schnelligkeit erreicht wie das Bicycle, dagegen das Auf- und Abſitzen erheblich erleichtert, gefahrloſer und leichter zu ſtoppen iſt.

Das Tricycle iſt ſchwerfälliger, während das Tandem mit annähernd der Schnelligkeit des Safety, den für den Kriegsgebrauch unter beſonderen Verhältniſſen (Etappendienſt in Feindesland) nicht zu unterſchätzenden Vorteil beſitzt, daß der zweite Mann während der Fahrt im Bedarfsfall von der Waffe Gebrauch machen kann.

Das Multicycle wurde bisher wenig erprobt. Dasſelbe verdankt ſeine Entſtehung wohl ausſchließlich dem Projekt, die Wagen dadurch zu erſetzen, welche im Bewegungskriege unter beſonderen Verhältniſſen wohl verwendet werden, um kleinere Infanterieabteilungen zur Beſetzung beſtimmter, vom Feinde bedrohter, wichtiger Oertlichkeiten ſchnell vorzuwerfen. Dasſelbe iſt praktiſch wertlos und wie die fehlenden Nachrichten über ſeine Erprobung darthun, überhaupt nicht ernſt aufzufaſſen.

Allen Syſtemen iſt Geräuſchloſigkeit der Bewegung und bedeutende Leiſtungsfähigkeit, auch auf großen Entfernungen, nicht abzuſprechen. Es wurden beiſpielsweiſe zurückgelegt:

	Safety:	Tricycle:	Tandem:
80 km in:	2 Stdn. 47 M.,	3 Stdn. 9 M.,	2 Stdn. 46 M.,
161 „ „	6 „ 19 „	7 „ 12 „	6 „ 57 „
1387 „ „	6 Tg. 1 St. 45 M.,	5 Tg. 10 St.	— —
In 24 Stdn.:	467 km,	414 km,	475 km.

Gehen wir nun zu der praktiſchen Verwendbarkeit des Stahlrades für die Aufgabe des Ordonnanzdienſtes im Kriege über, ſo ergibt ſich aus der Unmöglichkeit, die gebahnte Straße zu verlaſſen, aus ſeiner Abhängigkeit von der Beſchaffenheit der Straßen und damit vom Wetter und der Jahreszeit, ſowie aus der Wehrloſigkeit des Radfahrers die Unbrauchbarkeit des Stahlrades:

1. für jeden Kriegsſchauplatz mit mangelhaften Verkehrsſtraßen, ungünſtigen Boden- und klimatiſchen Verhältniſſen;
2. für den Felddienſt in den vorderen Linien der Armeen und im Gefecht. Hierher würden auch die in England ausgeführten Uebungen der Radfahrerabteilungen gegeneinander zu rechnen ſein, welche mehr als eine militäriſche Spielerei anzuſehen ſind.

Erſtere Rückſicht wird das Velociped daher für das öſtliche Europa von vornherein ausſchließen, dagegen wird es auf den meiſten Kriegstheatern des Weſtens

1. für den Verkehr des großen Hauptquartiers der Armeen, der Armeekorps, Diviſions- und Brigadeſtäbe;
2. für den Etappen- und Relaisdienſt;
3. für die Beaufſichtigung und Inſtandhaltung der Telegraphenlinien in Feindesland unter Umſtänden vortreffliche Dienſte zu leiſten vermögen und die Diviſionskavallerie weſentlich entlaſten. Letzteres wird in künftigen Kriegen um ſo wichtiger ſein, als deren Dienſt durch die Einführung der Magazingewehre mit kleinem Kaliber, vor allem aber durch das rauchloſe Pulver, in ungeahnter Weiſe erſchwert iſt. Das iſt in ſo hohem Grade der Fall, daß ſchon die Frage aufgetaucht iſt, ob die Stärke der Diviſionskavallerie (in den meiſten Staaten ein Regiment) auch für die Folge noch genügen wird.

Bedingungslos ſehr wertvoll werden die Radfahrer ſein und ausgedehnte Verwendung finden: 1. im Küſtendienſt; 2. im Feſtungskriege in und außerhalb der Feſtungen, beim Angreifer und Vertheidiger. Da hier alle Vorbedingungen für eine ausgiebige Benutzung des Stahlrades, gute und ſichere Straßen, in vollem Maße vorhanden ſind, die Geräuſchloſigkeit und Schnelligkeit ſeiner Bewegung im Verein mit der, im Verhältnis zum Kavalleriſten geringeren Zielfläche, die Sicherheit gegen feindliches Feuer erheblich erhöhen, ſo werden Radfahrer Vortreffliches leiſten.

Es dürfte hiernach unzweifelhaft feſtſtehen, daß das Stahlrad in künftigen Kriegen eine bedeutende Rolle ſpielen wird. Fragen wir, ob es mit Rückſicht hierauf nötig ſein wird, vorſorglich dauernde Einrichtungen zu treffen, wie dies ähnlich in Italien, Belgien und England geſchehen, ſo müſſen wir dieſe Frage mit „nein" beantworten. Die Beliebtheit und weite Verbreitung dieſes neuen Sports, im Verein mit der allgemeinen Wehrpflicht, geben uns die Sicherheit, daß die Mobilmachung jeder Truppe ſtets ein ausreichendes, auch mit den entſprechenden militäriſchen Vorkenntniſſen ausgerüſtetes Radfahrerperſonal zuführen wird, ſo daß dasſelbe ſofort in Funktion treten kann, ſofern nur das erforderliche Material an Fahrrädern bereit geſtellt iſt.

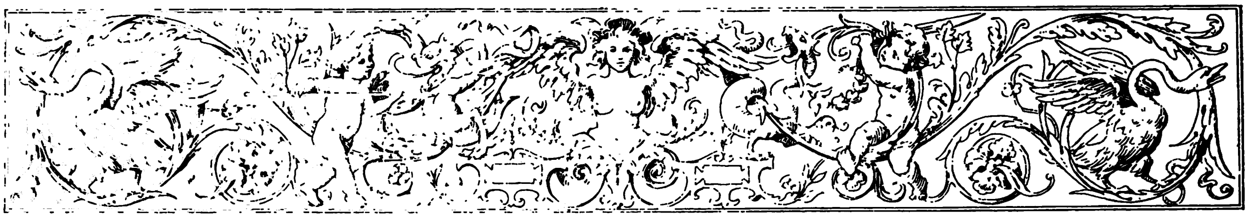
Ungeſtilltes Sehnen.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Wer kennt nicht die Sage vom Tantalos, den die Götter, die er beleidigt, in der Unterwelt dürſten und hungern ließen, während die herrlichſten Früchte ihm nur ſo vor der Naſe herumtanzten, und ſich doch nie greifen ließen, während das Waſſer, nach dem er lechzte, vor ihm zurückwich? Ein ähnliches Los hat den armen Schildermaler, den unſer Bild darſtellt, betroffen, ja gewiſſermaßen iſt das ſeinige noch härter und jedenfalls unverdienter, als das jenes übermütig gewordenen Götterlieblings, der doch wenigſtens ſein gut Teil irdiſcher und himmliſcher Genüſſe vorweg gekoſtet hatte. Unſerem Maler iſt es nie ſo gut gegangen, er hat nie an der Tafel der Olympier geſpeiſt, ſondern ſich ſtets mit den mageren Biſſen vom Katzentiſch der Armut begnügen müſſen, und ſein einziges Verbrechen war, daß er ſich einſt für einen Künſtler hielt, der Großes zu ſchaffen berufen ſei. Von dieſem ſündhaften Uebermut aber hat ihn die Welt nur zu bald kuriert.

Das Schild des neuen Gaſthauſes zum Lucullus, den er eben vollendet hat, iſt gewiß eine ſeiner beſten Leiſtungen. Er ſtellt im Bild alle die leckeren Biſſen und Getränke dar, die der Gäſte dort harren und die ſelbſt einen ſo verwöhnten Gaumen, wie den des römiſchen Imperators befriedigt hätten. Und wie hat er ſie getroffen, der arme Maler, dieſe Speiſen und Getränke! Nur die neueſte realiſtiſche Schule, der er offenbar angehört, vermag dieſen Grad täuſchender Naturwahrheit zu erreichen. Und dabei zeigt das Bild nicht etwa nur Obſt und Waſſer, wie ſie dem Tantalos vorſchwebten, ſondern da ſteht im Mittelpunkt ein friſch abgeſottener Schinken und um ihn anmutig gruppiert ſo mancherlei verlockendes Getränk, Wein, Bier und Schnaps. Man möchte nur zugreifen. Da ſitzt er nun, der arme Maler, und bewundert ſein eigenes Werk und verzehrt ſich in ſtiller Sehnſucht nach all den guten Dingen, von denen auch nicht der kleinſte Biſſen für ihn abfällt. Armer Tantalos! —

Aus dem Genrebild des Berliner Künſtlers, das wir hier wiedergeben, ſpricht ſo recht jener echte Humor, der die Thräne im Wappen führt. Mehr kann zu ſeinem Lob wohl kaum geſagt werden.



Martha.

Roman von Rudolf Lindau.

Erſtes Kapitel.

„Margarete, Mathilde, Ellen, Frau von Thun, die Rektorstochter, Anna, Martha, Frau Ulrike, Johanna, Marie . . .“

Der Mann, der dieſe Liſte weiblicher Namen ſinnend, mit minutenlangen Pauſen zwiſchen jedem Worte, auf der erſten Seite eines großen Bogens Papier niedergeſchrieben hatte und jetzt mit zuſammengezogenen Augenbrauen nachdenklich daſaß, mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt ſein. Er hatte ein ruhiges, gutes Geſicht, das von ſchlichtem braunem Haar und einem etwas helleren Vollbart eingerahmt war und aus dem ein Paar großer, grauer, ehrlicher Augen Vertrauen erweckend und gar nicht mißtrauiſch hervorblickten. Er ſaß vor einem mit Buchern, Papieren, Photographien, kleinen Bronzefiguren und Büſten dicht bedeckten großen Schreibtiſch, in einem mittelgroßen, etwas niedrigen Zimmer, deſſen Wände, nahe bis zur Decke, mit Büchern und Bildern beinahe vollſtändig verdeckt waren. Eine große Studierlampe mit tief herabgelaſſenem grünem Schirm warf ein mildes Licht auf die wohlgepflegte Hand des Schreibenden und ließ das Zimmer in heimiſchem Halbdunkel. — Es war ein wohnliches, ſtilles Gemach. Auch in dem Hauſe, in dem es gelegen war, ging es ganz ruhig zu. Das Geräuſch der großen Stadt, das aus der Entfernung dumpf vernehmbar war, ſtörte den Frieden desſelben nicht.

„Wie hieß ſie doch?“ fragte der Mann halblaut vor ſich hin.

Er ſtand auf und ging in dem Zimmer auf und ab, wobei er manchmal nachſinnend ſtehen blieb. — Der Teppich dämpfte das Geräuſch ſeiner Schritte, aber ſeine Bewegungen hatten einen kleinen Hund geweckt, der bis dahin auf einem Fell, das zwiſchen den beiden weitgeöffneten Fenſtern lag, ruhig geſchlafen hatte. Er erhob ſich verdrießlich, dehnte und reckte ſich behäbig, gähnte laut und näherte ſich endlich langſam ſeinem Herrn, den er mit ſeinen alten, braunen Augen anblickte, als erwarte er eine Erklärung dafür, daß man ihn in ſeiner Ruhe geſtört hatte.

„Wie hieß ſie doch?“ wiederholte der Mann.

Er ließ ſich auf einem Seſſel am Fenſter nieder und ſchaute abweſenden Blickes in die ſtille Sommernacht hinaus. — Der Hund blieb neben ihm ſtehen.

„Wie hieß ſie doch? . . . Marie . . . Marie . . . Ich finde den Namen nicht . . . Und ſie war nicht einmal eine von den wenigſt Schlimmen. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, als ſie abreiſte, ganz unglücklich war. Sie war aus Norddeutſchland, aus Berlin; ich ſehe ſie vor mir ſtehen und ich kann mich auf den Namen nicht beſinnen. Marie . . . Marie . . . Marie Dettmar! Richtig, das war der Name: Marie Dettmar.“

Er erhob ſich, und mit einem Ausdruck der Beruhigung auf dem freundlichen Geſichte begab er ſich wieder an den Arbeitstiſch, wo er nach einigem Nachdenken noch mehrere andere Frauennamen niederſchrieb. — Plötzlich wurde er in ſeiner Beſchäftigung unterbrochen. Es klingelte an ſeiner Thür. Er ſah nach der Uhr: Zehn Uhr! Wer konnte ihn zu der Stunde ſtören? Er erwartete niemand. Er hörte, daß die Thür zu ſeiner Wohnung geöffnet wurde und daß der Diener, der dies gethan hatte, einige Worte mit dem noch unſichtbaren Neuangekommenen wechſelte. Dann wurde die Stubenthür langſam aufgemacht, und eine mürriſche Stimme meldete: „Herr Dr. Nielßen“.

Der Bewohner des Zimmers war bei Nennung dieſes Namens ſchnell aufgeſtanden und ging dem Eintretenden entgegen.

„Gottfried! Nielßen! Du? Iſt es möglich?“ rief er.

„Gottfried Nielßen in eigener Perſon,“ entgegnete der andere herzlich, die Hand erfaſſend, die ihm freudig entgegengeſtreckt war.

„Wie geht es dir? Wo kommſt du her?“

„Es geht mir in dieſem Augenblick außergewöhnlich gut, denn ich freue mich, dich wiederzuſehen . . . und ich komme direkt vom andern Ende der Welt: aus Japan.“

„Aus Japan? Und was haſt du getrieben während der langen Jahre, ſeit du Deutſchland verließeſt?“

„Gelebt — oder vielmehr verſucht, ſo viel Geld zu verdienen, wie zum Leben nötig iſt.“

„Das ſieht dir kaum ähnlich.“

„Das Geldverdienen?“

„Ja.“

„O, ich ſehe überhaupt dem dir bekannten Gottfried Nielßen nicht mehr ähnlich. Du hörſt meinen Namen und vernimmſt meine Stimme und ſiehſt nur meine langen Gliedmaßen, die in der That nicht allzuſehr verändert ſind. — Am Geſichte hätteſt du mich ſchwerlich erkannt. — Hier, mein alter Heinrich, damit wir mit den größten Ueberraſchungen gleich fertig ſind!“

Er trat an den Tiſch und hob den Lampenſchirm in die Höhe, und bei der hellen Beleuchtung ſah nun der andere ein Geſicht, das in der That beim erſten Anblick einen überraſchenden Eindruck auf ihn zu machen ſchien. Es war ein eigentümlich ernſtes, ſtilles Geſicht, auffallend bleich und hager, von dunklem Haar eingerahmt, und das befremdlich gewirkt haben würde, wenn nicht die braunen Augen, die etwas tief in ihren Höhlen lagen, von herzgewinnendem Ausdruck geweſen wären. Sie waren von gewöhnlicher Größe, und ſie blickten treu und milde und klug. Die eingefallenen Wangen und das Kinn des Neuangekommenen waren glatt raſiert; ein langer, dunkelbrauner Schnurrbart beſchattete die Oberlippe.

„Ja . . . Gottfried . . . in der That . . .“ ſagte Heinrich Decker ſichtlich betroffen.

„Ja . . . Gottfried . . . in der That,“ wiederholte Nielßen nicht gerade freundlich. „Die tropiſchen Fieber haben noch keinen verſchönt; und ich war ſelbſt zu meiner beſten Zeit kein Adonis.“

„Adonis oder nicht . . . Ich freue mich, dich wiederzuſehen, mehr als ich es zeigen kann,“ ſagte Decker treuherzig. „Es befremdete mich im erſten Augenblick, dich ſo blaß und abgemagert zu ſehen, denn ich ſtellte dich mir noch als jungen Mann mit blühender Geſichtsfarbe vor; aber jetzt ſeh' ich wohl, daß du der Alte biſt. Sei herzlich willkommen! Hier! Setz' dich: Nimm dieſen Seſſel, und dann erzähle mir, wie es dir ergangen iſt.“

Während dieſes kurzen Geſprächs war das Gebaren des Hundes ein eigentümliches geweſen. Er hatte ſich dem Neuangekommenen bei deſſen Eintritt in das Zimmer genähert und ihn beſchnüffelt, dann ſeinen alten Platz auf dem kleinen Fell wieder eingenommen, aber ſich nicht niedergelegt, ſondern er war mit herabhängendem Kopfe ſtehen geblieben; ſodann hatte er die Perſon Nielßens einer neuen Prüfung unterzogen, und nun richtete er ſich an derſelben mit eingebogenem Kreuz und vorgeſtrecktem Kopfe langſam in die Höhe und winſelte leiſe.

„Der alte gute Peter erkennt dich wieder,“ ſagte Decker mit einem gewiſſen Stolze auf die Eigenſchaften ſeines Hundes. „So freundlich iſt er mit keinem Fremden.“

„Peter? So hieß er doch früher nicht!“

„Ganz richtig. Du haſt ihn als ‚Sky‘ gekannt; aber nach Peter Holms Tode habe ich ihn Peter genannt, zu Ehren und zum Andenken an den guten alten Mann, der ihn mir geſchenkt hatte.“

„Holm iſt tot?“

„Seit vier Jahren.“

„Und Martha?“

„Die lebt bei ihrer Tante Dolores und iſt unverheiratet geblieben.“

Nielßen atmete langſam und tief auf, nippte an dem Glaſe Wein, das Decker ihm inzwiſchen vorgeſetzt hatte, ſteckte eine Zigarre in Brand, ſtrich ſich das Haar aus der Stirn und ſagte, nicht ohne eine gewiſſe Anſtrengung:

„Wie iſt es dir gegangen?“

„Gut.“

„Und was treibſt du?“

„Ich arbeite noch immer ein bißchen.“

„Ein bißchen?“

Es lag in dieſer Frage eine ganz leichte Ironie, aber ſie entging Decker nicht, denn er antwortete mit einiger Verlegenheit:

„Ich möchte, es wäre mehr. — Aber was ſoll ich thun? Ich habe mir ſeit langer Zeit, wenn auch mit einigem Bedauern, ſo doch ohne Bitterkeit klargemacht, daß ich nicht zu großen Dingen berufen bin. Da habe ich mich bei den kleinen beſchieden. Ich habe mein Erbteil zuſammengehalten, ohne den Verſuch zu machen, es zu vergrößern. Ich habe von meinen Zinſen gelebt, ohne Knauſerei und ohne Verſchwendung. Ich hätte Käfer, Schmetterlinge, Steine, Münzen, Briefmarken, Kurioſitäten ſammeln und mir auf dieſe Weiſe einen Namen machen können. Das hat mich aber nicht gereizt. Ich habe nichts Beſſeres zu thun gefunden, als zu leſen: alles Mögliche, gute und leichte Bücher. Ich habe in dieſer Beziehung Erſtaunliches geleiſtet. Dadurch wird man aber nicht berühmt. — Und ſeit einiger Zeit habe ich angefangen, zu ſchreiben.“

„Unter die Schriftſteller biſt du gegangen?“

„Du ſpotteſt. Laß uns von etwas anderem ſprechen.“

„Ich ſpotte nicht; ich wundere mich nur, daß du Zeit und Geduld zum Schreiben gefunden haſt.“

Statt aller Antwort ſtand Decker auf und näherte ſich dem Arbeitstiſch. Nielßen folgte ſeinen Bewegungen mit etwas beſorgten Blicken. Der andere ſchien dies zu fühlen, ohne daß er es ſah, denn er ſagte kleinlaut, mit einiger Traurigkeit in der Stimme:

„Aengſtige dich nicht. Ich werde dir nichts vorleſen.“

„Ich ängſtige mich nicht,“ unterbrach Nielßen lächelnd. „Wie empfindlich du geworden biſt! So kannte ich dich gar nicht. -- Laß einmal ſehen, woran du gerade arbeiteſt.“

Er trat ebenfalls an den Schreibtiſch und ſein Blick fiel zunächſt auf die Liſte von Frauennamen, die Decker kurz vorher niedergeſchrieben hatte.

„Margarete, Mathilde Ellen,“ las er. „Du ſiehſt, ich habe meine guten Augen behalten, die auf drei Schritt alles Geſchriebene und Gedruckte leſen können. -- Was bedeuten dieſe ſchönen Namen?“

„Einen Stoff,“ antwortete Decker etwas verlegen.

„Einen Stoff?“

„Nun ja: einen Stoff zu einer neuen Arbeit.“

Deckers Dilettantismus hatte etwas Kleinlautes, Anſpruchsloſes, beinahe Rührendes, das den Spott entwaffnete.

„Und ſind dieſe Namen ſchon ein Entwurf?“

„Der Anfang dazu. Ich dachte mir, in ganz undurchſichtiger Form die Geſchichte meines Herzens zu ſchreiben, oder, beſcheidener ausgedrückt, die meiner Liebſchaften ſeit meinem zwanzigſten Jahre. Ich hatte mir die Namen der Frauen und Mädchen aufgeſchrieben, in die ich nach und nach verliebt geweſen bin, und jeder dieſer Namen ſollte die Ueberſchrift eines Kapitels bilden. -- Ich bin jetzt ſelbſt ganz erſtaunt, zu ſehen, wie oft ich mich im Laufe der Jahre aufrichtig verliebt habe — oder was man ſo nennt.“

Nielßens Augen glitten über die Liſte; plötzlich änderte ſich der Ausdruck derſelben, der bis dahin teilnahmlos geweſen war.

„Da ſteht auch ‚Martha‘,“ ſagte er leiſe, „unmittelbar vor Frau Ulrike und hinter einer mir unbekannten Rektorstochter. Iſt das Martha Holm?“

„Jawohl.“

„Und deren Geſchichte willſt du ſchreiben?“

„Nur die harmloſe kurze Geſchichte meiner Herzensbeziehungen zu ihr.“

Nielßen blickte Decker etwas verwundert an. „Und das könnteſt du ſo ganz ruhig -- ſachlich, wie man heute ſagt?“

„Ich glaube, ja. Jedenfalls würde ich es verſuchen. Offen geſtanden, iſt Martha, abgeſehen davon, daß ich ſie als gute Freundin liebe und verehre, meinem Herzen heute nicht erheblich näher als Laura, Helene, Auguſte, Anna — und der Reſt. Das iſt eben das Eigenartige an der von mir beabſichtigten Arbeit, daß ſie das kurze Leben der ſogenannten unglücklichen Liebe darthun ſoll. Glückliche Liebe die Glück gewährt und ſtets neues Glück verheißt — die mag beſtehen; aber unglückliche, ſo innig und leidenſchaftlich ſie auch ſein mag — die vergeht ſchnell. Ich habe es an mir ſelbſt erprobt. Mein Liebesſchmerz hat nie lange gedauert, wie heftig er auch zuerſt ſein mochte. Und du darfſt nicht etwa glauben, daß es ſich immer nur um Tändeleien handelte. Nein, ich war oftmals wirklich verliebt, oder ich bildete mir wenigſtens ein, daß ich es wäre. Jetzt erkenne ich in der That, daß es geradezu unglaublich iſt, wie oft man ſich in dieſer Beziehung betrügen kann."

„Und andere."

Nielßen hatte die zwei Worte mit leiſer Stimme, ganz ruhig geſprochen; aber Decker war durch dieſelben augenſcheinlich etwas verletzt.

„Und andere, ſagſt du?" rief er aus. „Meinſt du, ich hätte Martha betrogen?"

„Nein, das meinte ich durchaus nicht," beruhigte Nielßen. „Wie ich mir Fraulein von Holm vorſtelle, hätte ſie es dazu auch nicht kommen laſſen. Ich dachte an mich. Ich bin nämlich nicht ſo oft wie du in der glucklichen Lage geweſen, mich ſelbſt zu täuſchen; aber eine andere hat das recht gründlich beſorgt, möglicherweiſe — nach deiner Theorie — in gutem Glauben. Gleichviel! Ich habe den ſchlechten Geſchmack gehabt, mich dadurch ſo tief gekränkt zu fühlen, daß ich es bis heute noch nicht ganz uberwunden habe."

Eine kurze Pauſe trat ein. Decker mochte einige vertrauliche Mitteilungen ſeines Freundes erwarten; aber dieſer ſchien nicht geneigt, das leicht berührte Thema ſeiner Herzensgeſchichte weiter zu behandeln.

„Wie iſt es dir während der letzten fünf Jahre ergangen?" fragte darauf Decker. „Weshalb haſt du mir nicht ein einziges Mal ein Lebenszeichen gegeben? Ich hätte dir gern geſchrieben, aber ich wußte nicht, wo ich dich ſuchen ſollte."

„Das wäre auch keine leichte Sache geweſen. Ich habe mich nämlich ſeit unſerer Trennung in der ganzen Welt umgeſehen. Am ſchlechteſten hat es mir in Hongkong gefallen, denn dort bin ich monatelang krank geweſen und wäre beinahe geſtorben; auch habe ich mir in Viktoria-Town, wo die Malaria derzeit bluhte, die intereſſante Geſichtsfarbe geholt, die dich in Erſtaunen ſetzte; am hübſcheſten war es, nach meinem Geſchmack, in Kalifornien, wo ich ein kleines Vermögen erworben habe. Aber auch in Indien, Batavia, Japan, ja ſogar in Sibirien habe ich mich manchmal gut amüſiert."

„Glücklicher Menſch!"

Nielßen ſah ſeinen Freund bei dieſem Ausruf von der Seite an und ſchüttelte ſtill lächelnd das Haupt.

„Du haſt ganz recht; ich bin ein glücklicher Menſch," ſagte er. „Und ſoll ich dich beklagen? Biſt du unglücklich?"

„Nicht ſo glücklich, wie es ausſieht. Ich habe auch mein Päckchen zu tragen. Glaube es mir. Aber davon ein andres Mal."

„Ueberhaupt ein andres Mal von allem übrigen, wenn du es geſtatten willſt. Ich bin nämlich müde von langer Fahrt, und du erblickſt mich, wie ich vor einer halben Stunde die Eiſenbahn verlaſſen habe. — Es trieb mich, dich zuerſt und gleich nach meiner Ankunft zu begrüßen. Das iſt geſchehen. Nun auf Wiederſehen! Wann trifft man dich zu Hauſe?"

„Wann du es wünſcheſt. Ich bin frei. Doch wo biſt du abgeſtiegen?"

„Im Ruſſiſchen Hof; aber ſuche mich dort nicht auf. Ich werde dich im Lauf des Vormittags abholen."

„Schön. Ich gehe nicht aus, bis du gekommen biſt. — Du willſt nicht länger bleiben? — Ich ſehe, du biſt müde und beſcheide mich. Gute Nacht!"

„Gute Nacht! Gute Nacht auch dir, alter Peter!"

Er ſtreichelte dem Hund den Kopf, der ſich das freundlich gefallen ließ, und entfernte ſich; aber trotzdem es ſpät geworden war, ging er nicht gerade nach ſeiner Wohnung, ſondern machte einen großen Umweg, der ihn nach den neuen Anlagen der Stadt führte. Dort blieb er vor einer hübſchen Villa ſtehen und blickte lange Zeit nach den dunkeln, verſchloſſenen Fenſtern hinauf, bis er bemerkte, daß er die Aufmerkſamkeit eines Wächters auf ſich gezogen hatte, der ihn, augenſcheinlich nicht ohne Mißtrauen, beobachtete. Darauf machte Nielßen ſich durch die verſchlungenen Straßen und Gaſſen der alten Stadt Frankfurt, die ihm genau bekannt zu ſein ſchienen, auf den Weg nach dem Ruſſiſchen Hof.

Zweites Kapitel.

Das Jahr 1872 wird in Wiesbaden noch heute in dankbarer Erinnerung bewahrt. Niemals war es in dem Städtchen ſo lebhaft zugegangen. Das franzöſiſche Element war dort zwar nur noch ſchwach vertreten, und die Liebhaber geſchmackvoller Toilette vermißten die zahlreichen Pariſerinnen, die ſich in früheren Jahren an den Spieltiſchen und in den Gärten bemerkbar gemacht hatten; dagegen ſah man viele ſchöne Amerikanerinnen, graziöſe Ruſſinnen, vornehme Engländerinnen, lebhafte, friſche Wienerinnen und hübſche Frauen und Mädchen aus allen Teilen des plötzlich groß und mächtig gewordenen Deutſchen Reichs. — An den Spieltiſchen war nur ſelten ein freier Platz zu finden. Es war „das letzte Jahr", und Tauſende reicher und armer Leute aus aller Herren Ländern ſchienen darauf erpicht, die letzte gute Gelegenheit, ihr Geld raſch und unauffällig loszuwerden, nicht ungenützt vorübergehen zu laſſen. — Auf den grünen Tiſchen lagen Rollen von Goldſtücken, Haufen von Banknoten und beſcheidene, aber deſſenungeachtet von ihren zeitweiligen Eigentümern mit der größten Aufmerkſamkeit überwachte Silberſtücke. — „Faites votre jeu! . . . Rien ne va plus!" — Eine fortwährend wechſelnde Flut von Neugierigen und Schauluſtigen wogte durch die Säle.

Es war neun Uhr abends. Die Muſik ſpielte im Garten vor einem zahlreich verſammelten Publikum. In den prachtvollen Räumen des Wiesbadener Kurhauſes drängten ſich Spieler und Zuſchauer. Auf den roten Diwans ſaßen kleine Gruppen ſchwatzender „Habitués". Sie ſprachen von der letzten „Serie", vom Glück des Fürſten S., den Verluſten der Gräfin K., und entwickelten ſichere Theorien, um Geld zu gewinnen, ohne jedoch zu verbergen, daß ihnen ſelbſt die „Martingale" heute früh oder geſtern abend kein Glück gebracht hätte. — Das Spiel war faſt überall und ausſchließlich der Gegenſtand der Unterhaltung.

In einer Ecke des Mittelſalons ſaß ein junger Mann und beobachtete aufmerkſam eine aus vier Perſonen beſtehende Gruppe, die am anderen Ende des Diwans Platz genommen hatte: zwei junge Mädchen, eine ältere Dame und einen nachläſſig gekleideten Herrn von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren. Von den beiden jungen Mädchen war das ältere verwachſen. Sie hatte ein ſcharf gezeichnetes, hageres, kluges, unfreundliches Geſicht: ein „unbequemes"

Geſicht nannte es ihr Landsmann, Baron von Roos, der nachläſſig gekleidete Herr, welcher neben ihr ſaß. Sie hieß Katharina. — Ihre Schweſter, die achtzehn Jahre alt war, drei Jahre jünger als Katharina, führte den Namen Sophie und war ſehr ſchön: groß und ſchlank, mit goldigem Haar, das, einfach geſcheitelt, ihr feines weißes Geſichtchen einrahmte und in zwei dicken Flechten bis tief über den ſchmalen Gürtel herabfiel; aber der eigentümliche, unwiderſtehliche Reiz ihrer Erſcheinung lag in der Weichheit, Hingebung und Kindlichkeit ihres ganzen Weſens, in dem traurigen, gleichſam um Beiſtand flehenden Ausdruck ihrer großen grauen Augen.

„Sie iſt ein Kind, das man gern glücklich ſehen möchte" — ſo ſprachen ältere Männer von ihr; die jüngeren begnügten ſich damit, ſich wortlos in ſie zu verlieben.

Aber die arme Sophie ſchien ſich auf das Verlieben und ähnlichen Zeitvertreib nicht zu verſtehen. Sie lebte in fortwährender Furcht, ihrer Mutter oder Schweſter zu mißfallen, und wagte kaum, die Augen aufzuſchlagen, wenn man ſie anredete, oder zuzuhören, wenn jemand mit ihr ſprach. Sie ſah dann ſchüchtern nach ihrer Schweſter und beeilte ſich, einen Platz neben derſelben einzunehmen.

Frau Maria von Woyersky, die Mutter der beiden jungen Mädchen, hatte ein kluges, kaltes Geſicht mit ſtechenden, dunkeln Augen, eckigem Kinn, dünnen Lippen und kleinen ſcharfen Zähnen, die in früheren Jahren bläulich wie Perlmutter geglänzt hatten und der reizloſen Maria einzige Schönheit geweſen waren, aber jetzt ſchief und unregelmäßig, die Häßlichkeit der alternden Frau noch vermehrten.

Sophie dankte ihre Schönheit und ihre Weichheit dem ſeit langen Jahren verſtorbenen Vater, dem liebenswürdigen, lebensluſtigen Oberſt von Woyersky, der in einer für ihn unglücklichen Stunde in die Netze der böſen Maria Pawzow gefallen und von dieſer langſam zu Tode gemartert worden war. — Der arme Oberſt hing an ſeiner jüngſten Tochter mit unendlicher Liebe, und als er auf dem Sterbebette lag, quälte ihn nur ein Gedanke, der an das Wohl des ſchönen, hilfloſen Kindes, das mit weitgeöffneten Augen, Schrecken und Angſt in allen Zügen, am Fuße ſeines Bettes ſtand und ſich dort mit ſeinen Händchen feſt angeklammert hielt, als fürchte es, man wollte es aus der Nähe des Sterbenden vertreiben. — Kurze Zeit vor ſeinem Tode hatte ſich Woyersky plötzlich im Bette aufgerichtet, und ſeine Augen waren noch einmal im alten, längſt erloſchenen Feuer der Jugend erglänzt.

„Maria!" hatte er ſeiner Frau zornig zugerufen, „nimm deine Tochter mit dir und laß mich mit Sophie allein!"

Die Frau war überraſcht und ohne Widerſtand dem barſchen Befehle gefolgt, dem einzigen, den ihr Mann ihr während einer zehnjährigen Ehe gegeben hatte. — Sie hatte den ſchönen Woyersky in früheren Jahren leidenſchaftlich geliebt; jedoch ihre Herrſchſucht und Eiferſucht hatten ſie auch ihm gegenüber grauſam gemacht. Woyersky fürchtete und haßte das harte Weſen, an das ſein freudenloſes Leben gekettet war, aber kurze Klagen und ohnmächtiger Trübſinn allein zeugten von ſeinem Unglück. Am vorhergehenden Tage, als ſie weinend an ſeinem Bette geſeſſen und ſeine abgemagerten Hände geküßt, hatte er leiſe geſagt: „Warum warſt du nicht immer ſo weich und gut? Wir hätten glücklich ſein können."

Ein unerträgliches Gefühl der Reue und der Eiferſucht bedrückte das Herz der Frau, als der Sterbende ſie von ſeiner Seite jagte; aber ſie gehorchte ihm ſtumm und trat erſt wieder in das Zimmer, als die kleine Sophie laut weinend „Mutter! Mutter!" rief. Der Oberſt lag im Sterben, und im Laufe des Tages verſchied er, ohne die Umſtehenden noch einmal erkannt zu haben.

Als das Teſtament eröffnet wurde, fand ſich, daß der Verſtorbene den größten Teil ſeines bedeutenden Vermögens ſeiner „geliebten, jüngſten Tochter Sophie" hinterlaſſen hatte, wogegen ſeine Frau und Katharina nur mit denjenigen Anteilen bedacht worden waren, die ihnen nach dem Geſetze nicht entzogen werden konnten. Der Baron von Roos, ein ehemaliger Regimentskamerad des Oberſten, ein reicher kurländiſcher Gutsbeſitzer, ein kluger, vorſichtiger Mann und ein ehrlicher, ſicherer Freund des Verſtorbenen, war zu ſeinem Teſtamentsvollſtrecker und zum Vormund der unmündigen Kinder beſtellt.

Sophie war von ihrer Mutter befragt worden, was ihr der Vater auf dem Totenbett geſagt habe. Das arme Kind hatte zunächſt nur geweint und keine Antwort geben wollen; ſpäter hatten Liſt und Drohungen der Mutter dem wehrloſen Geſchöpf ſein Geheimnis entlockt. — Der Vater hatte ihr anbefohlen, eine geduldige, gute Tochter und Schweſter zu ſein. Geſchähe ihr aber Unrecht von ihren nächſten Verwandten, ſo ſolle ſie es ihrem Vormund Roos anvertrauen, der Mittel und Wege finden werde, ihr zu helfen.

Frau von Woyersky hatte ihre jüngſte Tochter darauf noch eine Zeitlang mit abergläubiſcher Furcht, faſt mit Ehrerbietung behandelt; nach und nach jedoch hatte ſie ihr Herz gänzlich von Sophie abgewandt, die ihr, ſo meinte ſie, die Liebe und die letzten Augenblicke des Gatten geſtohlen hatte.

Roos trieb ſich während des Winters in Petersburg oder in Paris umher. Im Sommer behagte es ihm wohl, ſich zur Familie Woyersky zu geſellen. Er hegte eine väterliche Liebe für Sophie, ſein jüngſtes Mündel, aber er war nicht im ſtande, ſeinen Liebling gegen die Härte der Mutter und älteren Schweſter vollkommen zu ſchützen. Er duldete nicht, daß man ſie geradezu ſchlecht behandelte; aber liebevolle Teilnahme, wonach ſich das junge Herz ſehnte, konnte er von ihren Verwandten nicht für ſie erzwingen. Sophie wußte wohl, daß ſie einen treuen Freund an ihrem Vormund hatte und klagte ihm manchmal ihre Not: „Es wird alles gut werden," tröſtete dieſer, „wenn du verheiratet biſt."

Ein Herr von etwa fünfunddreißig Jahren, ſorgfältig, etwas zu jugendlich gekleidet, hager, mit guten Manieren und einem dunkeln, klugen und aufmerkſamen Geſicht, der reiche Bankier Herr Eduard Wichers aus Frankfurt, näherte ſich der Gruppe, verneigte ſich höflich und erkundigte ſich angelegentlich nach dem Befinden der gnädigen Frau und der jungen Damen.

„Haben Madame de Woyersky bereits Ihr Glück verſucht?" fragte er. „Werden die Herrſchaften den nächſten Ball mit Ihrer Gegenwart beehren?"

Katharina ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. „Kennen Sie den jungen Mann, der uns dort gegenüber ſitzt?" fragte ſie. „Ich glaube, ich habe Sie geſtern mit ihm ſpazieren gehen ſehen."

Herr Wichers ſetzte ſich den Kneifer auf die ſcharfe Naſe und ſchaute darüber fort nach dem ihm Bezeichneten. „Jawohl," ſagte er. „Ich kenne ihn genau. Ohne mich zu rühmen, darf ich ſagen, daß ich ein vertrauter Freund ſeines Vaters war, eines urſprünglich begüterten Mannes, der ſich aber um ſeine Beſitzungen in Rußland nicht bekümmerte, von allen Seiten beſtohlen wurde und ſchließlich verarmte. — Während der letzten zehn Jahre ſeines Lebens hatte er ſein Hauptquartier in Frankfurt aufgeſchlagen, ‚à cheval zwiſchen Homburg und Wiesbaden‘, wie er ſagte. Er ſpielte leidenſchaftlich, mit abwechſelndem Glück; ſchließlich verlor er, und eines Morgens fand er ſich vollſtändig décavé. Das können die wenigſten Menſchen vertragen, mein gnädigſtes Fräulein. Mein armer Freund zeigte ſich bei der Gelegenheit ſchwach. Er ergab ſich dem Trunke und wurde unzuverläſſig in Geldſachen ..."

„Sie entwerfen da ein recht anziehendes Bild von Ihrem vertrauten Freunde," unterbrach Katharina. „Iſt ſein Sohn etwa auch ein ruinierter Spieler, ein Gewohnheitstrinker und ein unzuverläſſiger Menſch?"

„Ganz im Gegenteil," antwortete Wichers ſchnell. Er ſchien eine Erklärung dafür zu ſuchen, daß er ſeinen guten Freund ſo herabgeſetzt hatte, denn er ſchwieg eine kleine Weile und ſeine unſtäten Augen wichen Katharinas ſcharfem, fragendem Blick verlegen aus; aber er fand wohl nicht gleich eine gute Entſchuldigung und begnügte ſich deshalb damit, die letzte Frage der jungen Dame ausführlicher zu beantworten. -- „Sein Sohn iſt ein wohlerzogener, liebenswürdiger Menſch," ſagte er; „auch iſt er reich; ſein Großvater mütterlicherſeits hatte ſeinen Vater überlebt. Das war ein großes Glück für meinen jungen Freund, denn er verdankt es dieſem Umſtande, daß das Vermögen ſeiner Mutter, einer Tochter des berüchtigt geizigen und reichen Karamanow, ungeſchmalert in ſeinen Beſitz übergegangen iſt. -- Der junge Mann iſt die Ordnung ſelbſt in Geldſachen. Ich glaube, er hat nie eine Karte angerührt; von Trinken kann bei ihm nicht die Rede ſein. Er liebt die ſchönen Künſte; er beſchäftigt ſich mit Malerei und Muſik; auch hat er eine beneidenswerte Stimme. Es gibt Leute, die ſich über ihn luſtig machen und ihn für beſchränkt halten. Ich habe das nie gefunden; er erſcheint mir gerade ebenſo klug, wie die meiſten anderen jungen Leute und er iſt jedenfalls höflicher, als viele von ihnen. — Darf ich die Ehre haben, ihn Ihnen vorzuſtellen?"

„Sie haben mir noch nicht einmal geſagt, wie er heißt," bemerkte Katharina verdrießlich. Das junge Mädchen war gewöhnlich übler Laune.

„So vergeſſe ich alles, wenn ich mit Ihnen ſpreche, meine Verehrteſte. — Sanin heißt er, Dimitri Maximowitſch. — Sie erlauben? ..."

„Nun ja, ſtellen Sie ihn der Mutter vor," ſagte Katharina.

Herr Wichers erhob ſich ſchnell, eilte auf Sanin zu und führte ihn gleichſam im Triumph zu Frau Woyersky. Dieſe muſterte ihn zunächſt mit einigem Mißtrauen und warf einen fragenden Blick auf Katharina. Die Antwort auf die ſtumme Anfrage mußte wohl befriedigend ſein, denn Frau Woyersky richtete einige höfliche Fragen an den neuen Bekannten und machte ihn ſodann mit ihrem Nachbarn, dem Baron Roos und mit ihren Töchtern bekannt. -- Bald darauf erhob ſie ſich, nahm den Arm des Barons und ließ ſich von dieſem an einen der Spieltiſche führen. Wichers folgte ihnen nach wenigen Minuten, und Sanin blieb mit den beiden jungen Mädchen im Gewühl des Kurſaales allein. -- Sophie rührte ſich nicht, aber Katharina begann ſofort eine Unterhaltung mit dem neuen Bekannten und wußte dieſen ſo zu feſſeln, daß Madame Woyersky, die nach einer Viertelſtunde mit ſtark gerötetem Geſichte zurückkam, ihn noch auf dem Platze fand, auf dem ſie ihn verlaſſen hatte. Sie war verdrießlich und trieb zum Nachhauſegehen — ſie hatte geſpielt und verloren. Sie richtete jedoch noch einige artige Worte an Sanin, und als dieſer um die Erlaubnis bat, ihr am nächſten Tage ſeine Aufwartung machen zu dürfen, gab ſie ohne weiteres ihre Zuſtimmung. Dann reichte ſie der verwachſenen Katharina den Arm, auf den dieſe ſich feſt ſtützte, und entfernte ſich langſam. Sophie folgte ihnen auf den Ferſen, ohne es zu wagen, die Augen aufzuſchlagen, als Sanin ihr mit einer tiefen Verbeugung gute Nacht wünſchte.

Roos und Madame Woyersky hatten vor langen Jahren ein geſchäftliches Uebereinkommen in Bezug auf Sophies Vermögen getroffen. Die Verwaltung desſelben blieb Roos allein überlaſſen, auch konnte Frau Woyersky das Kapital in keiner Weiſe anrühren, aber der größte Teil der Zinſen ging, gleichſam als Jahrgeld für Sophies Unterhalt, in die Hände der Mutter. Roos hatte ſich bei dieſen Abmachungen zum Schaden ſeines Mündels übervorteilen laſſen. Er verantwortete dies vor ſeinem Gewiſſen, indem er ſich ſagte, daß der zukünftige Gemahl Sophies immer noch Grund genug haben werde, ein glücklicher Mann zu ſein. Uebrigens hatte der reiche alte Junggeſelle ſelbſt ein Teſtament zu Gunſten ſeiner geliebten Sophie gemacht. „Ich gebe ihr mehr wieder, als ich mir von der Mutter habe ſtehlen laſſen," ſagte er. „Sie wird kein Recht haben, ſich über ihren Vormund zu beklagen."

Für Frau Woyersky waren die Einkünfte aus dem Vermögen ihrer jüngſten Tochter von großer Wichtigkeit, da ſie ſelbſt faſt arm zu nennen war.

„Dein Vater hat uns beide zu Bettlerinnen gemacht," hatte ſie zu Katharina geſagt, als dieſe ihr klug genug erſchien, um ſie zu verſtehen. „Wir hängen von der Gnade deiner Schweſter ab. Wenn ſie ſich verheiratet, ſo müſſen wir uns nach Olbin zurückziehen und dort mit den Bauern leben und ſterben."

Aber ſie fürchtete dies im Grunde ihres Herzens nicht, wennſchon ſie es gern wiederholte, gleichſam um ihren Mangel an Liebe für ihre jüngſte Tochter zu entſchuldigen. Sie kannte Sophie als ein gutes, ſchwaches Kind, das vom Werte des Geldes nichts wußte, und ſie hatte ſich vorgenommen, die Verheiratung der reichen Tochter noch auf lange Jahre hinauszuſchieben, während der Zeit zu ſparen, und ſchließlich dem unvermeidlichen Schwiegerſohn, wenn es ſich darum handelte, ihre Einwilligung zur Heirat zu erlangen, Bedingungen zu ſtellen, die ihr und Katharina ein genügendes Einkommen ſichern ſollten. — Roos durchſchaute dies alles, aber er hielt es nicht für geraten, Sophie von den Plänen ihrer Mutter in Kenntnis zu ſetzen. „Ich werde ſie ihr bis zum zwanzigſten Jahre laſſen," meinte er; „dann werde ich einen Mann für ſie finden, und Maria Paulowna und Katharina können meinetwegen verhungern oder ſich in Olbin lebendig begraben laſſen."

Sanin hatte während der Nacht, die ſeinem erſten Zuſammentreffen mit der Familie Woyersky gefolgt war, wenig geſchlafen. Er hatte fortwährend an die ſtille, traurige, ſchöne Sophie gedacht und auf Mittel und Wege geſonnen, ſie wiederzuſehen. Eduard Wichers, der im Kurgarten einen Morgenſpaziergang machte, kam dem Verliebten wie gerufen. Er begrüßte ihn mit ungewöhnlicher Herzlichkeit, und nachdem er einige Worte über das Spiel und das Wetter mit ihm ausgetauſcht hatte, verſuchte er, den klugen Bankier über die Familie Woyersky auszuforſchen.

„Intereſſante Menſchen, beſonders auch die älteſte Tochter, wennſchon leider etwas verwachſen; aber ſo witzig, ſo ſchlagfertig!" — Er, Sanin, hatte ſich ſelten ſo gut unterhalten, wie mit der jungen Dame. Die Mutter mußte ehemals eine große Schönheit geweſen ſein. Und wie klug ſie ausſah! Geradezu unheimlich klug, ja geradezu unheimlich! Auch die jüngſte Tochter — Fräulein Sophie hieß ſie ja wohl? — war wirklich allerliebſt. Schönes Haar hatte ſie, das mußte ihr der Neid laſſen! Wie kamen die Herrſchaften nach Wiesbaden?

Wichers ſah den jungen Mann mit einem überlegenen Lächeln von der Seite an. „Soll ich vielleicht um des witzigen Fräulein Katharinas Hand für Sie anhalten?" fragte er. „Ich verbürge, daß ich ſie Ihnen verſchaffe."

Sanin beſchämt, ſo leicht durchſchaut zu ſein, lächelte verlegen.

„Nun, was wollen Sie wiſſen?" fuhr Wichers fort. „Machen Sie ſich klar, mein Lieber, daß Sie bei mir am ſchnellſten zum Ziele kommen werden, wenn Sie offen ſagen, was Sie von mir erwarten."

Dazu entſchloß Sanin ſich denn auch nach einigem Zögern. „Alles, was Sie mir über die Familie Woyersky erzählen wollen, würde mich lebhaft intereſſieren," ſagte er leiſe.

Herr Wichers ſprach gern von anderen Leuten, da er von den meiſten etwas Schlechtes zu ſagen hatte. Der verſtorbene Oberſt, vor ſeiner Verheiratung ein leichtſinniger Spieler und ſpäter ein ſchlecht behandelter, ſchwermütiger Ehemann, war raſch abgethan; auch mit der Mutter machte Herr Wichers nicht viel Federleſens: „ein herrſchſüchtiges, geldgieriges, hartes, böſes Weib" nannte er ſie. „Wehe ihrem Schwiegerſohn, wenn er nicht ein Mann von Eiſen iſt!"

„Ach Gott!" murmelte Sanin beſtürzt.

„Auch Fräulein Katharina, die Sie ſo gefeſſelt hat, gefällt mir nicht, wennſchon ſie arg verwachſen iſt und man eigentlich Mitleid mit ihr haben ſollte. Ich glaube, ſie iſt gerade ſo hart und böſe wie ihre Mutter. — Und dann die Eiferſucht auf die ſchöne und reiche Schweſter! Wenn ſie ſie vergiften könnte, ſie thäte es. — Die arme Sophie! Wäre ſie ſich ihrer Macht bewußt, ſie würde die Bande ſchnell zerreißen, in denen Mutter und Schweſter ſie gefangen halten! Aber ſie iſt beſchränkt. Es iſt geradezu unmöglich, ein vernünftiges Wort aus ihr herauszulocken. Vielleicht iſt ſie nur eingeſchüchtert. Aber jedenfalls iſt ſie ein gutes Mädchen, ein ſchönes Mädchen und ein reiches Mädchen. — Dort kommt ſie, die arme Dulderin, und gibt ihrer häßlichen Schweſter den Arm."

Sanin eilte den jungen Damen entgegen. Katharina begrüßte ihn mit großer Freundlichkeit; Sophie blickte ihn nur einen Augenblick an und wagte kaum zu danken, als er ihr guten Morgen bot. Wichers, der ſich ebenfalls genähert hatte, grüßte unbefangen wie ein alter Bekannter. Er ſchien zunächſt ſeine unterbrochene Promenade allein fortſetzen zu wollen; aber dann lächelte er verſtohlen und bot Fräulein Katharina in höflicher Form ſeine Begleitung an. Das junge Mädchen, augenſcheinlich überraſcht, legte ihre Hand in ſeinen Arm und entfernte ſich langſam. Sanin folgte mit Sophie.

Sanin war ſechsundzwanzig Jahre alt und Sophie achtzehn. Sanin hatte keine geringe Meinung von ſeiner Perſon und war auch im allgemeinen nicht unbeholfen; aber die Unterhaltung zwiſchen den beiden jungen Leuten wollte nicht in Fluß kommen. — Sanin dachte daran, was Wichers ihm ſoeben von ſeiner Begleiterin geſagt hatte: „Es iſt unmöglich, ein vernünftiges Wort aus ihr herauszulocken." — Er blickte ſie von der Seite an. Wie ſchön ſie war! Und gerade in dieſem Moment hob ſie die Augen, und ihr Blick begegnete dem ihres Begleiters. — Sie wurde rot und Sanin fühlte, wie ihm das Herz ſtärker ſchlug. Aber er wußte nicht, was er ſagen ſollte und mühte ſich vergeblich ab, einen Gegenſtand der Unterhaltung zu finden. „Sie muß mich für erſchrecklich albern halten," dachte er. — Sophie dachte dies nicht. Sie dachte in dieſem Augenblick überhaupt wenig; ſie empfand nur ein träges Wohlbehagen: die Luft war lau, der ſchöne, wohlgepflegte Garten prangte in voller Sommerpracht, die Leute, die an ihr vorübergingen, betrachteten ſie mit wohlwollenden Blicken; vom Kurſaal her erſcholl die Muſik der guten Mainzer Kapelle — und ſie fühlte ſich jung! Man kann auf weit geringere Sachen ſtolz ſein als auf ſeine achtzehn Jahre! Sie hob den Kopf höher und ſchaute lächelnd um ſich. Unwillkürlich wurde ihr elaſtiſcher Schritt ſchneller und plötzlich befand ſie ſich dicht hinter ihrer Schweſter. - - Dieſe ſchien nur darauf gewartet zu haben, daß Sophie ſich ihr näherte, denn ſie blieb ſofort ſtehen und ſagte in dem ihr eigenen gereizten, verdrießlichen Tone:

„Komm, Sophie! Wir müſſen endlich nach Hauſe gehen. Bitte, bemühen Sie ſich nicht weiter, Herr Wichers. Auf Wiederſehen, Herr Sanin!"

Aber ſie lächelte dieſem nicht wieder freundlich zu, wie ſie es bei der erſten Begegnung gethan hatte, und ſobald ſie ſich einige Schritt von den beiden Herren entfernt hatte, begann ſie Sophie auszuſchelten.

„Du läßt mich allein mit dem albernen Schwätzer, während du mit einem wildfremden Menſchen liebäugelſt. Es war wohl eine verabredete Sache zwiſchen dir und Wichers? Der hämiſche Menſch hat mich doch ſonſt nicht durch Aufmerkſamkeiten verwöhnt. - - Du biſt in der That eine gute Schweſter. Wenn du nur jemand haſt, mit dem du kokettieren kannſt, ſo kümmert dich nicht, was aus mir wird."

„Aber Katharina!"

„Aber Sophie! . . . Es iſt vielleicht nicht wahr, daß Wichers ein boshafter Schwätzer iſt und daß dein Freund von geſtern abend dir zärtliche Blicke zuwirft?"

„Aber Kaſcha!"

„Wenn du mir weiter keine Liebesbeweiſe zu geben haſt, als daß du mich mit gerührter Stimme Kaſcha nennſt, ſo behalte ſie für dich. Ich danke dafür! Du haſt wieder einmal mit der dir eigenen Rückſichtsloſigkeit gehandelt. Du weißt ja, daß du dich mit mir nicht zu genieren brauchſt."

Dies war ein Abſchluß des Geſprächs, wie ihn Sophie oftmals hören mußte. Die großen Augen wurden dem armen Kinde feucht; ſie ſeufzte leiſe und antwortete nicht.

Wichers und Sanin waren unterdeſſen nach dem Kurhauſe zurückgekehrt. Sanin war plötzlich von jeder Befangenheit frei. Sein Gehirn war ſogar außerordentlich thätig. Er fühlte ſich, als ob er eine Flaſche Champagner getrunken hätte. Er ſah auch danach aus: ſein hübſches Geſicht war gerötet und ſeine Augen leuchteten.

„Herr Wichers," ſagte er, „Sie waren ein alter Freund meines Vaters, und ich glaube, Sie wollen auch mir wohl."

„Natürlich will ich Ihnen wohl. — Was verlangen Sie? Soll ich mich heute abend mit Mutter Woyersky und Schweſterchen Kaſcha beſchäftigen, damit Sie der kleinen Sophie noch fernerhin ungeſtört etwas vorſeufzen können! Mit Kätchen habe ich es nun ſo wie ſo verderben, etwas mehr oder weniger ſollte mich nicht kümmern. Sie ſchäumte vor Wut. Und ich war ſo artig! Die Undankbare!"

„Bitte, ſcherzen Sie nicht, Herr Wichers! Es handelt ſich um mein Lebensglück!"

„Nun?" fragte der andere, noch immer mit leichtem Spott in Stimme und Gebärde; „was ſteht dem Herrn zu Dienſten?"

„Sie ſollen mir helfen, Herr Wichers!"

„Aber wozu, Verehrteſter?"

„Wozu?" wiederholte der junge Mann nachdenklich. „Ich will es Ihnen ſagen," fuhr er nach kurzer Pauſe fort. „Ich will Fräulein Sophie Woyersky heiraten."

Wichers ſtand ſtill, muſterte Sanin aufmerkſam von Kopf bis zu Füßen, aber antwortete keine Silbe.

„Nun," fuhr Sanin unruhig fort, „erſcheint Ihnen mein Vorhaben unvernünftig oder unausführbar? Weshalb ſehen Sie mich ſo verwundert an?"

„Es erſcheint mir nicht gerade unvernünftig," antwortete Wichers; „aber ich geſtehe, daß ich auf die Mitteilung nicht vorbereitet war. Sie ſind der dritte oder vierte junge Mann, den ich ſeit Beginn der Saiſon Frau von Woyersky vorgeſtellt habe, und Sie ſind auch, wie ich dies nicht anders erwartet hatte, der dritte oder vierte aus jener Geſellſchaft, der ſich ſofort in Fräulein Sophie verliebt hat, aber Sie ſind der erſte, der ſich mit einem Heiratsantrag hervorwagt. Die anderen hatten ſich durch die Mutter und Schweſter von einem ſolchen Vorhaben abſchrecken laſſen, nachdem ſie ſich einige Tage damit umhergetragen haben mochten. Sie aber blicken weder nach rechts oder links. Fräulein Sophie, die Sie geſtern kennen gelernt haben, gefällt Ihnen, und heute ſchon wollen Sie ſie heiraten. Das iſt ſehr hübſch, ſehr mutig, ſehr verliebt; ob es klug oder ausführbar iſt — ja, das iſt eine andere Frage, mein Lieber! Die eine Verſicherung kann ich Ihnen geben, daß Madame Woyersky Ihnen die Thüren ihres Hauſes verſchließen wird, ſobald ſie etwas von Ihren Abſichten ahnt. Wenn ich Ihnen alſo einen Rat geben ſoll, ſo wäre es zunächſt der, ſich, was Ihre Heiratspläne angeht, etwas mehr Zurückhaltung aufzuerlegen."

„Aber was ſoll ich thun, lieber Herr Wichers?"

„Abwarten, mein lieber Dimitri!"

„Nein! Das iſt mir in dieſem Augenblick unmöglich."

„Sehr wohl! Wenn Ihr verzehrender Thatendrang Ihnen keine Ruhe läßt, ſo machen Sie zunächſt der Mutter, der Schweſter und dem Vormund den Hof. Das iſt vielleicht eine harte, aber ſicherlich keine undankbare Aufgabe, denn Sie müſſen ſich klarmachen, daß jene drei an der Thür Wache halten, hinter der die arme Sophie nach Befreiung ſeufzt."

In dieſem Augenblick gingen in geringer Entfernung drei Perſonen vorüber, die Wichers vertraulich, mit freundlichem Winken der Hand begrüßte, während Sanin ſeinen Hut ehrerbietig abzog. Es waren eine Dame in der Mitte der Dreißig, mit ausgeſuchter, einfacher Eleganz gekleidet; ein junges, blondes Mädchen, das etwa zehn Jahre jünger ſein mochte, als ihre Begleiterin, und ein Herr, deſſen Alter nicht genau zu beſtimmen war, groß, hager, blond, wettergebräunt, etwas linkiſch in ſeinen Bewegungen, gefälligen Angeſichts mit ſcharfgezeichneten, kühnen Zügen. Er trug eine ſcharfe Brille, hinter der ſeine klaren blauen Augen klug und beobachtend hervorleuchteten. In der Frankfurter Geſellſchaft war er wohlbekannt als „der junge Melchior", im Gegenſatz zu ſeinem Vater, dem ſteinreichen „alten Melchior", dem Inhaber der großen Bankierfirma „Johannes Melchior". Wer ihn nicht kannte und ihn jetzt verlegen lächelnd einherſchreiten ſah, hätte wohl ſchwerlich geglaubt, daß dies derſelbe junge Mann ſei, deſſen Extravaganzen am Spieltiſch und auf dem Rennplatz ihn zu einer Perſönlichkeit geſtempelt hatten, auf die der Fremde in Frankfurt, Homburg und Wiesbaden von den Einheimiſchen mit einem gewiſſen Stolze aufmerkſam gemacht wurde, als ſei es eine Ehre, Mitbürger eines jungen Mannes zu ſein, der mit derſelben Bereitwilligkeit große Summen am grünen Tiſch, wie ſeinen Hals auf der Steeple-Chaſe-Bahn riskierte, einfach aus Luſt am Spiele und am Sport; denn Oswald Melchior beſaß von Hauſe aus mehr Geld, als er vernünftigerweiſe in ſeinem ganzen Leben hätte ausgeben können.

Als die drei langſam vorübergegangen waren, bemerkte Sanin zu Herrn Wichers: „Es iſt wunderbar, wie Frau von Holm ausſieht: ſie gleicht noch immer einem jungen Mädchen."

„Nun, das wohl nicht," meinte Wichers lächelnd; „aber es iſt wahr, daß ſich meine Schweſter gut konſerviert." — Er blickte den dahinſchreitenden Geſtalten nach. — „Fräulein von Holm nimmt ſich gut aus neben meiner Schweſter," fuhr er mit einem wohlgefälligen Nicken fort, „ſie iſt ein hübſches Mädchen . . . und ein kluges Mädchen."

„Fräulein von Holm iſt bildſchön . . . der Herr, der mit den Damen geht, iſt Herr Oswald Melchior, wenn ich nicht irre."

„Ganz richtig! — Sind Sie nicht mit ihm bekannt?"

„Nur ganz oberflächlich. Ich bin ihm bei Frau von Holm vorgeſtellt worden, aber ich habe nicht Gelegenheit gehabt, mit ihm zu ſprechen. — Was treibt er eigentlich, außer daß er ſpielt und reitet?"

„Mein junger Freund, Sie unterſchätzen die Erforderniſſe zum Beruf eines Spielers und Sportsman. — Ich möchte Sie einmal des Morgens um ſechs Uhr auf einem ſtörriſchen Gaul ſehen, nachdem Sie die Nacht vorher bis zum hellen Tage geſpielt hätten. Ich bezweifle, daß Ihre Hand ſo leicht und ruhig ſein würde, wie die des jungen Melchior."

„Kann er denn überhaupt reiten? . . . Mit einer Brille? Jedenfalls eine Seltenheit: ein kurzſichtiger Jockey!"

„In der That eine Seltenheit. — Es gehört nämlich ein bißchen mehr als gewöhnlicher Mut dazu, geradeaus zu reiten, wenn man den Weg kaum ſieht. Aber Melchior hat den Mut. Daß er Ihnen nicht gefällt, iſt übrigens natürlich. Ihr Inſtinkt leitet Sie richtig: er iſt Ihr geborener Feind."

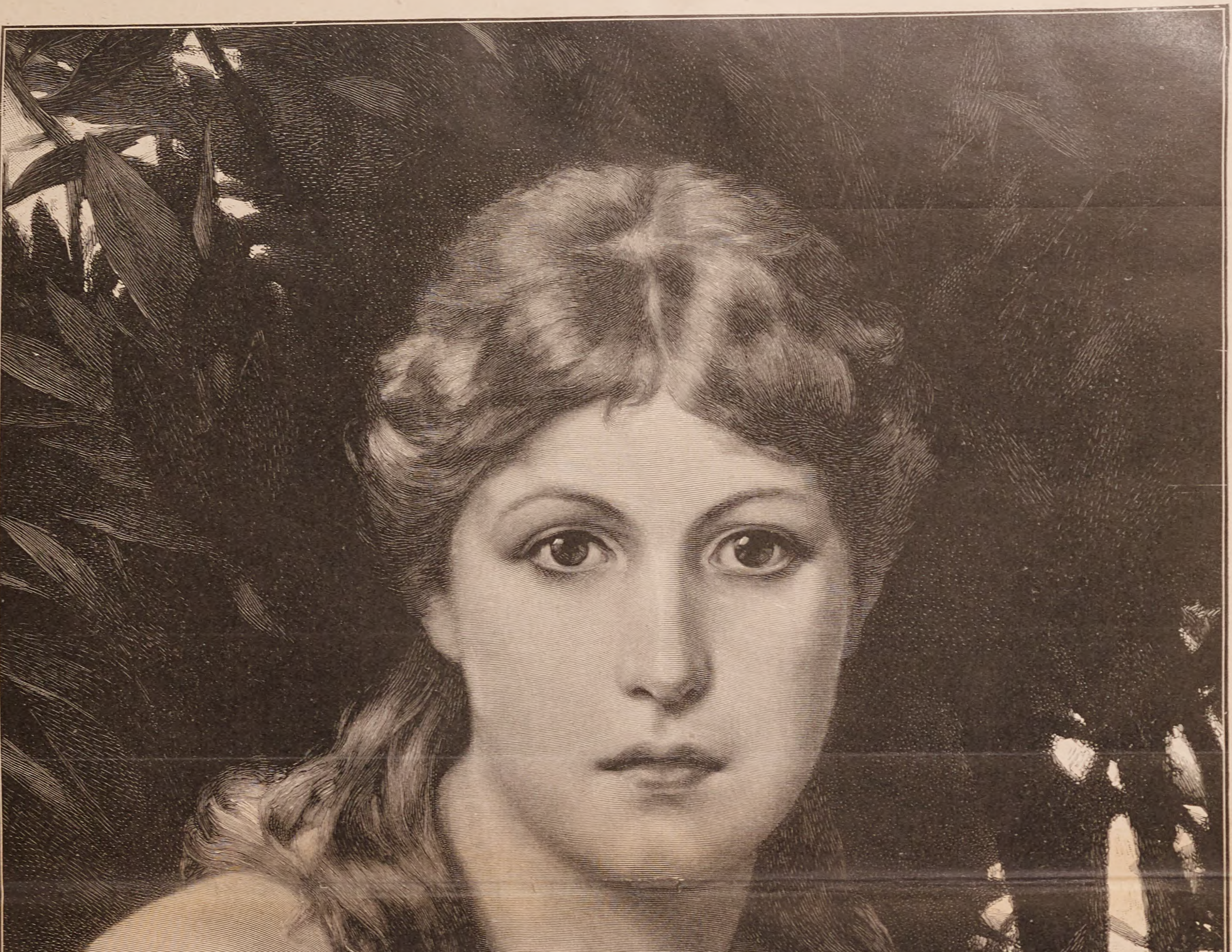
„Wieſo?"

„Nun, er iſt einer von den Herren, die ich in dieſer Saiſon Frau von Woyersky vorgeſtellt habe, und er wird natürlich nichts Eiligeres zu thun gehabt haben, als ſich in Fräulein Sophie zu verlieben."

„Der? Er ſieht aus, als ob er Fräulein Sophies Vater ſein könnte."

„Er iſt vier, höchſtens fünf oder ſechs Jahre älter als Sie; er iſt ein ſehr entſchloſſener Mann und er wird eines Tages ſo etwas wie hundert- bis hundertundfünfzigtauſend Thaler Einkommen haben. — Sie unterſchätzen ihn als Rivalen, mein lieber Dimitri."

Sanin machte ein nachdenkliches Geſicht. Wichers beobachtete ihn mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „Nun, beruhigen Sie ſich," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu. „Es kommt mir, unter uns geſagt, vor, als ob Herrn Melchiors Leidenſchaft für Fräulein Sophie bereits wieder ver-


W. WEBER
P. THUMANN

Nach einer Photographie im Verlag von Guſtav Schauer in Berlin.

Pſyche. Gemälde von Paul Thumann.

flogen wäre. Ich wollte nur in Ihrem Intereſſe Ihr Selbſtvertrauen etwas herabſtimmen. Es genügt noch lange nicht, ein hübſcher, junger Menſch und Beſitzer einer ſchönen Stimme zu ſein, um zu glauben, daß man nur die Hand nach Fräulein Sophie Woyerſky auszuſtrecken brauche, damit ſie die ihrige dankbar und vertrauensvoll hineinlege."

„Ich fühle mich ja ſo klein," ſagte Sanin zutraulich und einſchmeichelnd.

„Nun, dann folgen Sie meinem Rat," erwiderte Wichers. „Scheuen Sie keine Mühe, um die Mutter, die Schweſter und den Vormund Ihrer Angebeteten für ſich zu gewinnen. Es iſt dies unbedingt notwendig, wenn Sie Ihren Zweck erreichen wollen, und es wird nicht ganz ſo leicht ſein, wie Sie vielleicht glauben."

„Warum ſollte ich den Herrſchaften nicht gefallen?" fragte Sanin, plötzlich wieder kleinlaut geworden.

„Ja, in der That, warum nicht?" erwiderte Wichers, und nach einer kurzen Pauſe ſetzte er hinzu mit einem Lächeln, das Sanin ganz aus der Faſſung brachte: „Aber auf der andern Seite: warum? Bitte, ſagen Sie mir: warum ſollten Sie den Herrſchaften gefallen?"

Wichers ließ ſich auf einem Stuhl, dem Kurhaus gegenüber, nieder und blickte gelangweilt um ſich. Herr Sanin hatte ſeine Zeit ſchon zu lange in Anſpruch genommen. Was gingen Eduard Wichers des jungen Ruſſen Herzensangelegenheiten an?

„Ich werde ſogleich Karten bei Madame Woyerſky und dem Baron Roos abgeben," ſagte Sanin nach einer Weile.

„Das iſt recht, mein Lieber. Bonne chance! Auf Wiederſehen."

Sanin entfernte ſich ſchnellen Schrittes.

Wichers ſtand darauf langſam wieder auf und blickte um ſich, unſchlüſſig, nach welcher Seite er ſich wenden ſollte; dann machte er einige Schritt vorwärts und befand ſich dicht vor zwei Herren, die, dem Anſcheine nach der Kapelle lauſchend, die Hände auf dem Rücken, ſtanden nebeneinander hergingen: Decker und Nielßen.

„Guten Morgen, Herr Doktor!"

„Guten Morgen, Herr Wichers!"

Der Gruß hatte Decker gegolten und war von dieſem beantwortet worden. Nielßen ſeinerſeits blickte den Bankier nicht unfreundlich, ruhig an.

„Wie geht es Ihnen, Herr Eduard Wichers?" fragte er nach einer kurzen Pauſe.

Der Angeredete muſterte den andern mit der ſichtbaren leichten Verlegenheit des Menſchen, der jemand, der mit ihm ſpricht, nicht wiedererkennt.

„Ich danke verbindlichſt, Herr . . . Entſchuldigen Sie . . ."

„Nielßen ſieht noch etwas angegriffen aus von der Reiſe," unterbrach Decker, dem Bankier zu Hilfe kommend.

„Natürlich . . . Herr Nielßen. Es freut mich ſehr, Sie wiederzuſehen, Herr Doktor. Ich habe ein jämmerliches Geſichtsgedächtnis. Und dann bin ich ſo kurzſichtig, daß ich auf der Straße an meinen älteſten Freunden vorbeilaufe, ohne ſie zu erkennen. Uebrigens iſt es auch ſchon einige Jahre her, ſeitdem wir uns zum letztenmal geſehen haben."

„Fünf volle Jahre!"

„Ganz richtig, fünf Jahre. Das will etwas ſagen. Wir haben ſeitdem den Sprung aus den Zwanzig in die Dreißig gemacht."

Und nun folgten von beiden Seiten Fragen und Antworten, die nach Verlauf von einigen Minuten feſtſtellten, daß, obgleich ſich ſo vieles in der Welt während der Jahre 1867 bis 1872 zugetragen hatte, der kleine Kreis, in dem Wichers und Nielßen ſich früher nebeneinander bewegt hatten, von den großen Ereigniſſen nur wenig berührt worden war.

„Wo waren Sie während des Krieges?" fragte Wichers.

„In einem Hoſpital in Hongkong. Ich erkrankte im Juli im Jahre 1870 an der Malaria, und als ich meine Gliedmaßen einigermaßen wieder gebrauchen konnte, da unterhandelte man bereits wegen des Friedens."

„Der Malaria verdanken Sie dann wohl auch Ihre etwas bleiche Geſichtsfarbe?"

„Ganz richtig."

„Dort kommt meine Schweſter," ſagte Wichers unterbrechend. „Haben Sie ſie ſchon begrüßt?"

„Nein. Ich habe noch nicht die Ehre gehabt."

Er wandte ſich nun um und erblickte zwanzig Schritt vor ſich dieſelben drei Perſonen, die Wichers und Sanin kurz vorher begrüßt hatten: Frau von Holm, Fräulein Martha von Holm und Herrn Oswald Melchior.

Frau Dolores von Holm war eine auffallend ſchöne Frau, mittlerer Größe, vom edelſten Ebenmaß der Glieder, mit kleinen Händen und Füßen, geſchmeidig und zart in jeder Bewegung, tiefſchwarzen Haars und mit dunkeln, großen Augen, die von langen, dichten, ſchwarzen Wimpern beſchattet, dem bleichen Geſichte, aus dem ſie ſanft hervorleuchteten, einen unverkennbar ſüdländiſchen Charakter verliehen. Ihre Mutter, die längſt geſtorben, war eine Spanierin geweſen.

Fräulein Martha von Holm, die einzige Tochter des verſtorbenen Schwagers von Frau Dolores, des Rittergutsbeſitzers Peter von Holm, war, im Gegenſatz zu ihrer Tante, vom reinſten nordiſchen Typus: groß, ſchlank, weiß, mit weichem, reichem, hellem Haar und klaren, ruhigen blauen Augen. Sie hatte zierliche Ohren, einen tadelloſen, jedoch etwas ſtrengen Mund, kerngeſunde, weiße Zähne, magere, wohlgepflegte Hände und gutgeformte Füße mit hohem Spann und ſchmalen Hacken, mit denen ſie ſelbſtbewußt und ſicher auftrat. — Sie hörte in dieſem Augenblick zu mit einem Geſichte, das man gleichgültig oder gelangweilt nennen konnte, was der kurzſichtige Herr Oswald Melchior, der augenſcheinlich bemüht war, ſie gut zu unterhalten, ihr und ihrer Tante erzählte. — Da drehte ſich Nielßen, der ihr bis dahin, mit Wichers ſprechend, den Rücken zugewandt hatte, plötzlich um. Sie warf einen Blick auf ihn, ging noch einige Schritt zögernd vorwärts und blieb dann betroffen ſtehen.

„Dolores!"

„Nun?"

„Siehſt du nicht, mit wem Eduard ſpricht?"

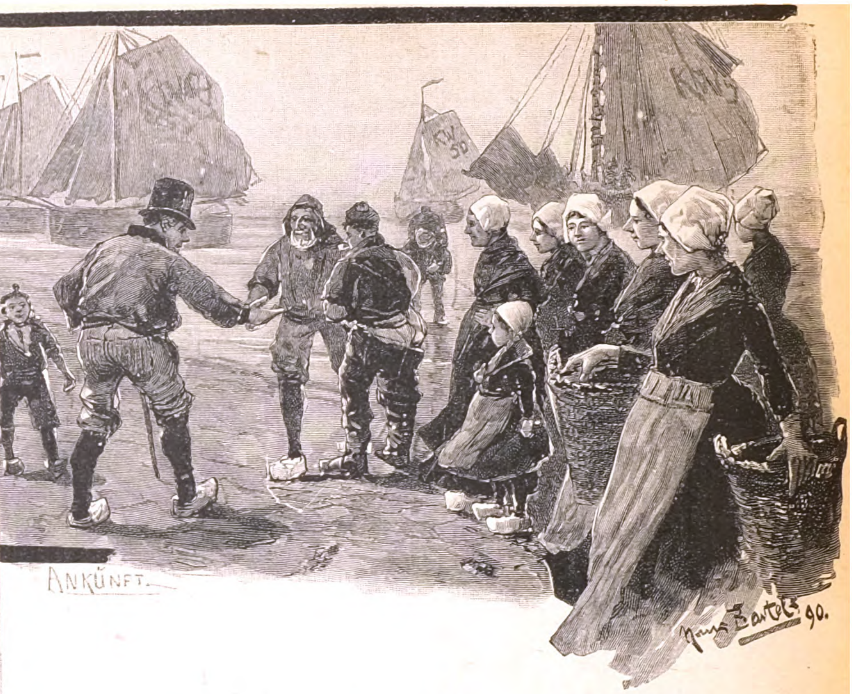
„Mit Doktor Decker und . . . Ich kenne den andern Herrn nicht."

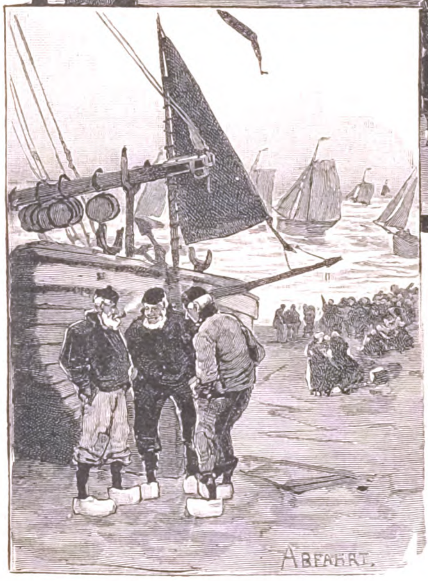
„Es iſt Herr Nielßen."

„Gottfried Nielßen? . . . Unmöglich . . . Doch, du haſt recht!"

Sie ſchritt raſch auf die andere Gruppe zu. Martha folgte ganz langſam. Sie war blaß geworden.

(Fortſetzung folgt.)





Tom de Rijder.

Ein holländiſches Strandbild.

Von

Wanda Bartels.

Das war ein geſegneter Tag für Mynheer Meersburg, den Reeder! Vierzehn ſchwerbeladene Heringsſchuiten liefen ein, nachdem ſie vier oder ſechs Wochen dort oben bei Schottland gefangen hatten. Kein Wunder, wenn Mynheer Meersburg, der Reeder, für den alle die Schuiten fuhren, am Strande auf und nieder tappte in ſeinen großen Holzſchuhen und ſich die Hände rieb, daß die kurze Kalkpfeife in ſeinem Munde wackelte, denn die vierzehn Schuiten bedeuteten keinen ſchlechten Gewinn für ihn.

Ob es wirklich ſo war, oder ob es Mynheer Meersburg nur ſo vorkam: er meinte, die ganze Welt hätte heute ſo ein vergnügliches, lachendes Ausſehen. Die Sonne lachte, und Mynheer Meersburg lachte, ſelbſt die grimmige alte Nordſee zeigte ihr freundlichſtes Geſicht mit lauter feinen grauen, flimmernden Wellchen und die Schiffer und Matroſen grinſten, daß man alle ihre weißen Zähne ſehen konnte, wenn ſie ihre Schuiten verließen und den lachenden glücklichen Frauen die Hände ſchüttelten; kurz alles lachte, wie das kein Wunder war an dem Tage, wo vierzehn Schuiten wohlbehalten einliefen, nachdem man ſechs Wochen um ſie gebangt hatte.

So etwas war überhaupt in Jahren nicht vorgekommen, daß vierzehn Schuiten an einem Tage einliefen. Ja, vier oder ſechs, das paſſierte öfter, aber vierzehn – kein Wunder, daß Mynheer Meersburg lachte, trotzdem ihm der Schweiß von der Stirne rann, denn er konnte kaum ſchnell genug am Strand entlang laufen, um jedesmal als erſter dem Schiffer, der die betreffende Schuit geführt, die Hand zu ſchütteln, wie es die Sitte verlangte.

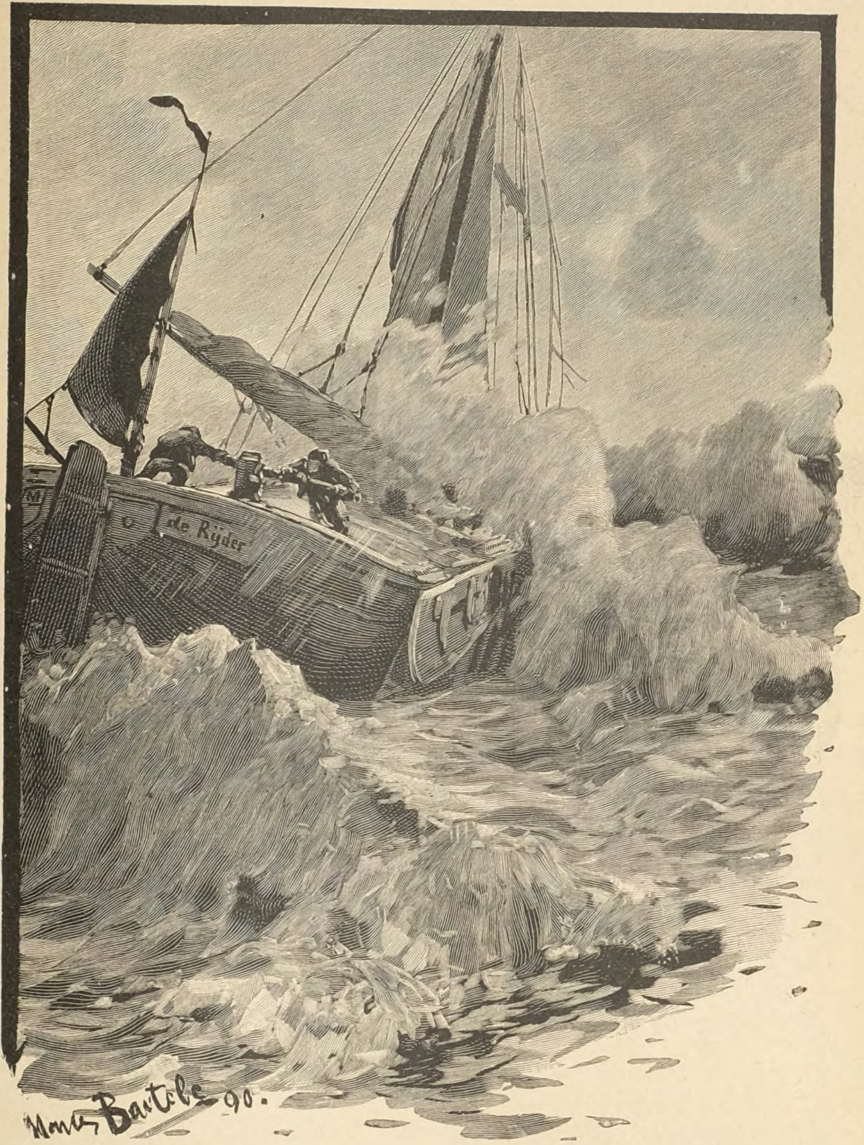
„De Vrouw Louiſa“, ſagte Mynheer Meersburg und eilte gewaltig, denn der Schiffer der „Vrouw Louiſa“ glitt eben von des Pferdes Rücken, das ihn durch das Waſſer getragen.

„De Vrouw Anna“ murmelte Mynheer Meersburg und kürzte die Begrüßung ab, indem er jedesmal den Namen des neu einlaufenden Schiffes ausſprach. So ging es den ganzen Nachmittag, bis ſie alle nebeneinander lagen: „Treu muß bleichen“, „Nummer 18“, „Mietje Cattoen“ und alle die anderen; und gerade als die Sonne ſich anfing rot zu färben, lief das letzte der vierzehn ein, das war „Tom de Rijder“. Die hohe Flut hatte ſie alle ſo herrlich über die Sandbank getragen und nun lagen ſie in einer ſchnurgeraden Reihe auf dem Strand und die ganze Nacht über donnerten die hohen Wagen über das Pflaſter des Dorfes und brachten die vollen Heringstonnen in die Lagerräume von Mynheer Meersburg, dem Reeder. War es da ein Wunder, wenn Mynheer Meersburg lachte an dem glücklichen Tag, und die Schiffer lachten, und das ganze Dorf — beſonders da der Hering ſo gut im Preiſe ſtand?

Aber alles nimmt einmal ein Ende: der glücklichſte Tag, und die Nacht, und die Tonnen aus den Heringsſchuiten. Nach ſechs Tagen waren ſie ausgeladen und da es noch früh im Jahre war, mußten ſie alle wieder hinaus auf den Heringsfang.

Nun war die Sache die, daß ſie mit der Springflut angekommen waren, und die Springflut hatte ſie alle hübſch weit auf den Strand geſetzt; nun kam die Flut jeden Tag etwas weniger hoch auf den Strand und als die Schiffe leer waren, ſaßen ſie auch zur Zeit der Flut ein gutes Stück weit vom Waſſer fern, mitten im Sand und im Trockenen.

Das war eine böſe Sache für Mynheer Meersburg, den Reeder, denn nun mußte er jedes Schiff mit Pferden



(30 oder 40 Stück) ins Waſſer ziehen laſſen und das koſtete ihn pro Schuit 30—40 Gulden, je nach der Zahl der Pferde. — Aber was half's? Geſchehen mußte es, und ſo wurden ſie nach der Reihe ins Waſſer gezogen: „De Vrouw Louiſa“ und „De Vrouw Anna“, „Treu muß bleichen“, „Nummer 18“, „Mietje Cattoen“ und die anderen, bis auf „Tom de Rijder“, der zuletzt einſam im Trockenen lag, während die anderen auf den grünen Wellen tanzten.

Das kam ſo: „Tom de Rijder“ war die älteſte Schuit, die für Mynheer Meersburg fuhr. Alles an ihr war alt: der Maſtbaum geflickt, die Taue geſplißt, die Segel und alles an ihr war alt; auch Willem Swaan, der Schiffer, war alt, und Pietje Hoog, der Koch, und Ary Haart, der Steuermann; alles war alt, bis auf den nichtsnutzigen Schiffsjungen — und darum, weil alles an „Tom de Rijder“ alt war, wollte Mynheer Meersburg, der Reeder, die 40 Gulden nicht daran wenden, und ſo blieb die arme alte Schuit auf dem Trockenen. Das war ein Schlag für die drei Alten! — Zuerſt wollten ſie proteſtieren, aber mein Gott, was hätte ihnen das geholfen? Sie wußten ja längſt: was ſeinen Geldbeutel anbetraf, da war Mynheer Meersburg unerbittlich. Nun ſaßen ſie da!

„Ik weet wat,“ ſagte Willem Swaan, der Schiffer, „de Springflut hett uns 'brocht, de Springflut mag uns hale!“ und er ſchob den Kautabak in die andere Backe. „Ik wacht'!“

„Ik wacht',“ ſagte Pietje Hoog, der Koch, und zog entſchloſſen die dicken weißen Augenbrauen zuſammen. „Ik wacht',“ ſagte Ary Haart, der Steuermann, und dann zündeten ſie alle drei friſche Pfeifen an, rauchten und warteten auf die Springflut, die ſie gebracht und die ſie wieder holen ſollte.

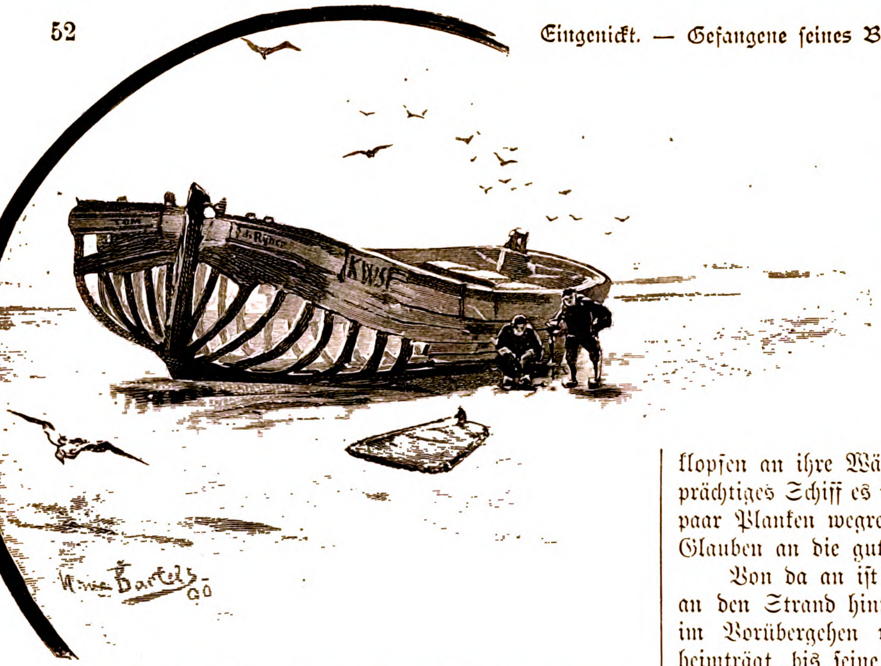
„De Vrouw Anna“, „De Vrouw Louiſa“, „Mietje Cattoen“ und die anderen wurden mit neuen Tonnen, Salz und Netzen beladen und jeden Tag ſtach eine von ihnen in See, während „Tom de Rijder“ im Trockenen ſaß und die Alten auf die Springflut warteten. Tag für Tag ſaßen ſie oben auf dem Verdeck, ſplißten die braunen Taue, rauchten und ſpuckten und warteten auf die Springflut — drei Wochen lang.

Aber drei Wochen ſind eine lange Zeit, wenn man wartet. Der erſte, dem es zu lang wurde, war der nichtsnutzige Schiffsjunge, wie zu erwarten ſtand. Der ließ ſich auf der „Vrouw Louiſa“ anwerben und ging davon.

Dann kam Ary Haart, der Steuermann und ſagte, ſeine Frau wolle nicht, daß er noch länger ohne Lohn ſeine Zeit verbrächte, und ſo müſſe er eine andere Stelle ſuchen und könne nicht erſt auf die Springflut warten.

Nun waren nur noch Willem Swaan und Pietje Hoog, die auf der armen alten Schuit ausharrten. Sie hatten nicht Kind noch Kegel und konnten es thun. Tag für Tag ſaßen ſie auf dem Verdeck von „Tom de Rijder“ und jeden Abend, wenn der Mond um ein weniges voller über dem Dorf emporſtieg, nickten ſie einander zu, weil nun bald die Zeit kommen ſollte, und dann ſchauten ſie den Wellen zu, die ſich bei jeder Flut ein wenig höher auf den Strand zogen, ſpuckten und warteten auf die Springflut.

Und dann kam die Nacht, wo der Vollmond über dem ſchlafenden Dorf aufſtieg und ſeine milden göttlichen Strah-



len rings verbreitete. Aus den Dünen, aus den winzigen Feldern und Gärten zog der wallende Nebel ihm entgegen, wie ein Gruß der ſchlummernden Erde, und die Nordſee jauchzte ihm zu mit weit auslaufenden Wellen, als wollte ſie ihm entgegenziehen. Gewaltig ſtürzen ſie über den Strand, weiter und weiter ihren weißen Schaum verziiſchend, über den trockenen Uferſand, bis dorthin, wo die arme alte Schuit liegt und darüber hinaus, ihm, dem Vollmond entgegen, in aufgeregtem, jauchzendem Jubel — bis ſeine friedlichen Strahlen glitzernd über die Waſſer dahingleiten und die Ebbe ihre Kinder, die Wellen, heimholt in die große Nordſee.

Oben auf dem Verdeck von „Tom de Rijder“ ſtehen Willem Swaan und Pietje Hoog. Der Mondſchein glänzt auf ihren Oelröcken, die die ſchäumenden Wellen begoſſen; und ſie drehen an der Ankerwinde und ziehen ſich mit den Wellen hinaus in die See, bis dort, wo der kleine Anker liegt. Die Springflut hatte ſie nicht vergeſſen.

Am andern Morgen kam Mynheer Meersburg, der Reeder und ſchaute ſich das Werk der Springflut an; aber er ſchien nicht ſo recht zufrieden damit. „Tom de Rijder“ ſei nun einmal zu alt zum Fahren, meinte er, und es ſei ein Unſinn. „Aber weil's nun einmal ſo weit iſt, meinetwegen, wenn ihr einen Steuermann findet und einen Schiffsjungen, dann könnt ihr fahren,“ ſagte er.

Das iſt wohl leicht geſagt von Mynheer Meersburg, aber wo in aller Welt einen neuen Steuermann für „Tom de Rijder“ herbekommen! Kopfſchüttelnd ſehen ſich die beiden Alten an. Ein neuer Steuermann, ei, ei! Ein Junger, wie ſollte der für ſie paſſen, und die Alten haben ihre Boote, mit denen ſie ſeit Jahren fahren, und Ary iſt fort.

So ſetzen ſie ſich hin, kauen ihren Tabak und warten, warten und erzählen ſich die Geſchichten von Tom de Rijders und ihrer eigenen Jugend, während die Wellen dazu den Takt ſchlagen. Ab und zu geht einmal einer von ihnen ins Dorf und ſchaut um einen Steuermann, aber natürlich, ſie finden keinen, der für ſie und für die alte Schuit paßt und ſie warten, warten, ſpucken und erzählen ſich ihre alten Geſchichten und merken nicht, daß der Sommer davonfliegt, während ſie warten.

„De Vrouw Louiſa“, „De Vrouw Anna“, „Nummer 18“, „Mietje Cattoen“ und die anderen kehren wieder und werden zur Winterraſt auf den Strand gezogen. „Tom de Rijder“ ſteht verlaſſen unten am Waſſer. Der eiſige Nordwind fegt über die See und zwingt Willem Swaan und Pietje Hoog, ſich in ihr Haus im Dorf zurückzuziehen, und Mynheer Meersburg, der Reeder, läßt Segel, Maſten und Takelwerk von „Tom de Rijder“ in Sicherheit bringen.

Willem Swaan und Pietje Hoog gehen jeden Morgen hinunter zum Strand, beſehen die alte Schuit, klopfen an ihre Wände und meinen, was für ein ſtarkes, prächtiges Schiff es iſt, bis der große Winterſturm ihm ein paar Planken wegreißt, — was ſie ein wenig in ihrem Glauben an die gute alte Schuit erſchüttert.

Von da an iſt es Gebrauch im Dorf, daß jeder, der an den Strand hinuntergeht, ein Brettchen oder zwei ſo im Vorübergehen von „Tom de Rijder“ abreißt und heimträgt, bis ſeine Rippen kahl in die Luft ſtarren, und Willem Swaan und Pietje Hoog ſtehen kopfſchüttelnd davor und ſehen das Wunder an, wie aus dem prächtigen „Tom de Rijder“ ſolche arme, alte Schuit werden konnte.

Zuletzt iſt nur noch eines der Schwerter übrig, die bei ſtarkem Wind zu den Seiten des Schiffes ausgehängt werden. Das nehmen die beiden Alten mit heim und legen es zum Schutz gegen den Sand vor ihre Thür. Und jedesmal, wenn ſie mit ihren großen Holzſchuhen darüber hinklappern, reden ſie von dem Unrecht, das man „Tom de Rijder“ gethan, der ein ſo ſchönes Schiff geweſen und das Mynheer nicht hat fahren laſſen, ſolche prächtige, alte Schuit!

Eingenickt.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Beim Anblick einer trägen, ſchlummernden Perſon am hellen Tage erwacht in uns leicht eine ganz eigentümliche Necklust. Dieſe Stimmung bringt das Bild „Eingenickt“ von Hugo Kauffmann ſehr erheiternd zum Ausdruck. Wir ſchauen in eine bayriſche Bergwirtshausſtube. Ein Holzknecht iſt als Gaſt anweſend, der mit der ſtattlichen Magd plaudert. Der Wirt hat kein großes Intereſſe für den Gaſt, ſeinem Ausſehen nach wird der Alte wohl einigemal ſchon gefrühſtückt haben. An dem hübſchen Geſchnarche, das vom Ofen aus hörbar wird, merken die beiden jungen Leute, daß der Alte recht ordentlich eingenickt iſt und den Holzfäller treibt es, dem Wirt einen kleinen Schabernack zu ſpielen — Wie dieſer allmählich die Störung ſeines Schlafes empfindet, mit dieſem kämpft und ihn endlich überwindet, während der luſtige Holzknecht längſt die Feder verſteckt hat — das macht den beiden jungen Leuten viel Spaß. Es iſt eine unerkünſtelte, dem Leben abgelauſchte Scene, die das Kauffmann-Bild anheimelnd und luſtig veranſchaulicht.

Gefangene ſeines Bogens.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Ein perſiſcher Großer läßt ſich die Gefangenen aus einem eben beendeten Kriegszuge vorführen. Es befinden ſich unter dieſen zwei Schweſtern, deren eine ihren Mann im Felde verloren hat und zwei Kinder beſitzt, während die andere eine eben erblühte Jungfrau iſt. Der Perſer nähert ſich den knieend Gnadeflehenden. Sein Blick fällt auf die holde Jugend der Jungfrau und in ſein ſonſt ſo hartes, rauhes Herz zieht plötzlich ein Gefühl ein, das ihn auf eine ſeltſame, bisher ihm ganz unbekannte Weiſe berührt. Er verfällt in ein tiefes Sinnen. Iſt es die Liebe, jene Allbezwingerin, die dann wohl auch das Schickſal dieſer Erbeuteten günſtiger, glücklicher geſtaltet —?

Haben unſere Vorfahren immer fünf Finger an Hand und Fuß beſeſſen?

Von

M. Braun.

Müßige Frage! — ſo werden die meiſten Leſer der Ueberſchrift ausrufen; der Menſch hat immer fünf Finger an jeder Hand gehabt; darauf baſiert ja unſer Zahlſyſtem, auch haben die menſchenähnlichen Affen fünf Finger reſp. Zehen an ihren Extremitäten und wo bei Säugetieren die Zahl der Zehen eine kleinere iſt, da wiſſen wir, daß dieſer Zuſtand durch Schwund urſprünglich, d. h. bei den Vorfahrenformen vorhanden geweſener Zehen eingetreten iſt!

Ganz recht — aber es handelt ſich jetzt nicht darum, ob wir einmal weniger als fünf Finger beſeſſen haben, ſondern ob ſich Spuren einer größeren Fingerzahl auch beim Menſchen nachweiſen laſſen. Dieſe Frage iſt allen Ernſtes diskutiert worden und läßt ſich in bejahendem Sinne beantworten.

Zum Verſtändnis dieſer Frage iſt es nötig, ein wenig in die Reihe der Tiere herabzuſteigen, bis ſich einfachere Verhältniſſe vorfinden, die deshalb leichter zu überſehen ſind. Unterſuchen wir z. B. die vordere Extremität (Vorderbein) einer Schildkröte, ſo beſteht dieſelbe wie bei uns aus dem Oberarm, dem Unterarm und der Hand mit fünf bekrallten Fingern. Nach Entfernung der Haut, Muskeln, Gefäße ꝛc. erkennen wir, daß im Oberarm ein Knochen, Oberarmbein (humerus), im Unterarm zwei, Speiche und Elle (radius und ulna) und in der Hand eine größere Anzahl von Knochen vorhanden ſind.

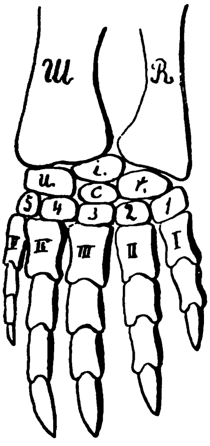


Fig. 1. Handſkelett einer Schildkröte.

Ihre Gruppierung läßt deutlich mehrere Abſchnitte in der Hand unterſcheiden: 1. die Handwurzel, deren Gelenkverbindung mit dem Unterarm die Bewegung der ganzen Hand ermöglicht, 2. die Mittelhand, aus der dann 3. die fünf Finger hervorſtehen. Nur die Hand und deren Teile ſind es, die hier intereſſieren: Bei einem fünfzehigen Wirbeltier beſteht die Handwurzel urſprünglich aus neun etwa würfelförmigen Knochen, die ſtets eine ganz beſtimmte Anordnung aufweiſen. In der Mitte liegt ein (ſelten zwei) Zentrale (Fig. 1c), während armwärts drei und handwärts fünf andere Knochen in je einem nach dem Zentrale offenen Bogen ſich anordnen. Die drei Knochen ſtehen derart, daß einer an der Speiche (r = os radiale), ein zweiter an der Elle (u = os ulnare) und der dritte zwiſchen beiden liegt und daher Zwiſchenbein (os intermedium) genannt wird. Die fünf handwärts in einer ſchwach gebogenen Linie ſtehenden Knochen werden einfach als Handwurzelknochen (ossa carpalia) bezeichnet und vom Daumen aus gezählt (1, 2, 3, 4, 5 Fig. 1). Ihnen folgt dann die Reihe der ſäulenförmigen Mittelhandknochen (metacarpalia, in der Figur mit römiſchen Zahlen bezeichnet), welche ſtets durch Fleiſchmaſſe, Haut u. ſ. w. vereinigt ſind, alſo nicht einzeln frei liegen, wie die darauffolgenden Fingerglieder oder Phalangen. Wir bemerken ferner, daß der erſte Finger oder Daumen ſtets nur zwei, die übrigen Finger je drei Phalangen beſitzen.

In der Hand der Schildkröte haben wir auch gleichzeitig das Schema des Skelettes von Hand (und Fuß) aller über den Fiſchen ſtehenden Wirbeltiere, alſo der Amphibien, Reptilien, Vögel, Säuger inkl. Menſch kennen gelernt; freilich iſt dasſelbe ohne weiteres in Hand oder Fuß jedes Vertreters der genannten Klaſſen nicht immer zu erkennen, da häufig teils ſpätere Verwachſungen einzelner Knochen, teils völliger oder teilweiſer Schwund einer oder mehrerer Zehen eintritt, wodurch dann ſtets auch Mittelhand- und Handwurzelknochen beeinflußt werden. Sehr weitgehende Reduktionen ſind z. B. an der vorderen Extremität (Flügel) der jetzigen Vögel eingetreten, welche höchſtens nur noch drei, ſelbſt wieder rückgebildete Finger beſitzen, während dieſe bei foſſilen Vögeln wohl entwickelt ſind, z. B. Krallen tragen und über das Federkleid hervorragen. Große Verſchiedenheiten herrſchen in der Zahl der Zehen reſp. Finger unter den Säugern, indem bekanntlich 5-, 4-, 3-, 2- und 1-fingerige Säuger vorkommen und demnach 1, 2, 3 reſp. 4 Zehen verloren gegangen ſind; oft ſind aber auch z. B. bei Vierzehern zwei Zehen bevorzugt und die beiden anderen rudimentär, ſogenannte Afterzehen, ſo bei unſeren Rehen und Hirſchen. Die Vergleichung der entſprechenden Skelette, die auch für den Laien ein großes Intereſſe bietet, lehrt, daß der Daumen zuerſt dem Schwunde anheimfällt, dann der kleine Finger, dann der zweite reſp. vierte Finger, ſo daß alſo der dritte am konſervativſten iſt. In der That laufen alle unſere Pferde auf der Spitze ihres einzigen, dritten Fingers (Zehe), ein Ausſpruch, der ſchon lange als richtig gegolten hat und durch die Funde der foſſilen mehrzehigen Vorfahren der Pferde ſeine volle und in dieſer Vollſtändigkeit unerwartete Beſtätigung erfahren hat.

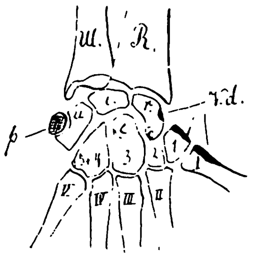


Fig. 2. Handſkelett vom Menſchen, verkleinert; die Finger ſind fortgelaſſen. (p = Erbſenbein, Vd = Vorderarm.)

Auch das Handſkelett des Menſchen iſt auf das oben gegebene Schema zurückzuführen, allerdings erſt unter Zuhilfenahme ſeiner Entwickelungsgeſchichte, da auch beim Menſchen und zwar noch in jedem Falle nachweisbare Verwachſungen urſprünglich getrennt angelegter Skelettſtücke ſtattgefunden haben. Man hat dieſe Vorgänge erſt vor wenigen Jahren kennen gelernt und ſo iſt es kaum zu verwundern, daß die Hand- und Fußknochen des Menſchen noch immer Namen tragen, welche aus alter Zeit ſtammen und die Bedeutung der Knochen, ſowie ihre Beziehungen zu denen anderer Wirbeltiere gar nicht erkennen laſſen. Betrachten wir das Handſkelett eines Menſchen (vergl. Fig. 2), ſo iſt ein Radiale (r), Ulnare (u) und Intermedium (i) in der Anordnung wie bei der Schildkröte ſofort zu erkennen; darauf bemerken wir nur vier Handwurzelknochen (in der Abbildung mit arabiſchen Zahlen bezeichnet), von denen einer für den Mittelhandknochen des Daumens, der zweite für den des Zeigefingers, der dritte für den Mittelfinger beſtimmt iſt, während der vierte und fünfte Finger zuſammen einen großen Handwurzelknochen beſitzen. Die Entwickelungsgeſchichte lehrt uns jedoch, daß dieſer Knochen in zwei Stücken ſich anlegt, die erſt ſpäter verwachſen ſind, alſo als vierter und fünfter Handwurzelknochen gedeutet werden muß. Wo aber iſt das Zentrale? Man kann es in der That als einen großen Erfolg betrachten, daß der Nachweis des Zentrale, deſſen Exiſtenz nach unſeren Kenntniſſen vorausgeſetzt werden mußte, gelungen iſt: was wir als dritten Handwurzelknochen bezeichnet haben, enthält in Wirklichkeit noch das Zentrale (c), das bei entſprechend jungen Stadien ſich geſondert anlegt und erſt in der Folge mit dem dritten Handwurzelknochen verſchmilzt. In Ausnahmefällen, nämlich nur in 0,4 % unterbleibt dieſe Verwachſung, die betreffende Hand hat dann ſcheinbar einen Knochen mehr; auch bei manchen Affen kommt ein geſondertes Zentrale vor. Uebrigens gehört der Menſch zu jenen Formen, welche zwei Zentralia beſitzen, was bei einigen Amphibien und Säugern auch vorkommt; es gelang das zweite Zentrale in einem ſich geſondert anlegenden und ſpäter mit dem Radiale verſchmelzenden Stück zu finden.

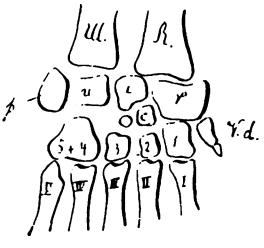


Fig. 3. Handſkelett von Theriodesmus phylarchus (Trias), verkleinert; die Finger ſind fortgelaſſen.

Nun ſitzt an der Handwurzel des Menſchen noch ein kleiner kugeliger Knochen, das Erbſenbein (Fig. 2p), welches wir an uns ſelbſt leicht am Ballen des kleinen Fingers fühlen können. Dieſer ſelbſtändige, in das Schema der Hand nicht hineinpaſſende Knochen, ſowie einige kleine Knorpelſtückchen an der Daumenſeite (Fig. 2) ſind es nun, an welche ſich ein hohes Intereſſe knüpft; ſie weiſen mit Sicherheit darauf hin, daß ſowohl nach außen vom Daumen wie nach außen vom kleinen Finger noch je ein Finger vorhanden war, deſſen Reſte ſie darſtellen! Demnach hätten unſere Vorfahren in lange zurückliegenden Perioden ſieben Finger beſeſſen. — Hat man ein Recht, ſo kleinen unſcheinbaren, zum Teil gar nicht mehr zu einer Leiſtung kommenden Knorpel- oder Knochenſtückchen eine ſo weittragende Deutung zu geben? Es iſt eine bekannte Thatſache, für die wir faſt täglich neue Belege kennen lernen, daß ſolche Bildungen nicht bedeutungslos ſind und namentlich dann nicht, wenn ſie keine Leiſtung vollführen, wenn ſie, wie man wohl auch ſagen kann, keinen Zweck haben; ſie gehören in die intereſſante Gruppe der rudimentären Organe, deren Bedeutung erſt durch das Licht der Descendenztheorie erkannt wurde. Es ſind Ueberbleibſel aus früheren Zuſtänden, die der Organismus oft ſo lange feſthält und immer wieder bildet, ohne ſie zu gebrauchen, bis auch ſie ſchließlich ganz ſchwinden werden.

Wir haben ſchon oben geſehen, wie die menſchliche Hand durch den Nachweis des vorübergehenden Auftretens kleiner Skelettteile in der Handwurzel ein anderes Ausſehen gewinnt, da ſie in früheſter Entwickelungszeit der Hand eines niederen Wirbeltieres gleicht, alſo von einer ſolchen ſich ableitet; wir werden daher das Erbſenbein und die kleinen Skelettſtücke an der Daumenſeite der Hand nicht als ganz irrelevante Bildungen anſehen, namentlich wenn wir noch hören, daß es Tiere mit ſechs reſp. ſieben Fingern gibt! So beſitzen die ungeſchwänzten Amphibien, alſo unſere Fröſche, Kröten ꝛc. an der hinteren Extremität eine ſechſte Zehe, die wie alle rudimentären Bildungen ungemein variabel iſt; auch verſchiedene Schildkröten laſſen Rudimente eines vor dem Daumen und auch eines hinter dem kleinen Finger ſtehenden Fingers erkennen — aber alle dieſe Stücke ſind bereits ſtark rückgebildet und wirken daher vielleicht nicht überzeugend genug. Dem Jenenſer Anatomen Bardeleben, der überhaupt die ganze in Rede ſtehende Frage beim Menſchen aufgeſtellt hat, war es auch vorbehalten, beim Durchmuſtern der reichen Vorräte des Britiſh Muſeum zwingendere Fälle aufzufinden: ſo zeigt die Hand eines foſſilen, der Trias angehörigen Wirbeltieres einen zweigliederigen Vordaumen (Fig. 3 V. d.) und den Reſt eines zweiten kleinen Fingers; ein noch heute lebendes Nagetier (Bathyergus maritimus) beſitzt ebenfalls ſieben Finger, ebenſo der Kaphaſe (Pedetes capensis), deſſen Vordaumen (Fig. 4) ſogar mit einem deutlichen Nagel verſehen iſt. Solche Funde ſind in der That beweiſend und laſſen eine andere Deutung gar nicht zu; es iſt auch für den Menſchen anzunehmen, daß das Erbſenbein auf der Kleinfingerſeite der Hand der Reſt eines früher vorhanden geweſenen Fingers an dieſer Stelle und die Knorpelſtückchen an der Daumenſeite Reſte eines Vordaumens ſind. Letztere Deutung wird auch noch durch das Verhalten der Muskulatur unterſtützt, indem der lange Abzieher unſeres Daumens ſtets eine doppelte Sehne beſitzt, davon die eine ſich an den Knochenſtellen befeſtigt, welche dem Vordaumen entſprechen, während die entſprechenden Muskeln der übrigen Finger einſehnig ſind.

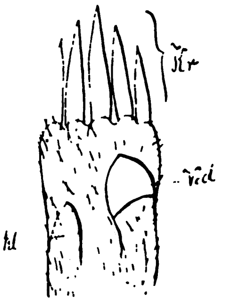


Fig. 4. Unterſeite der Hand vom Kaphaſen. [illegible] Kr. die Krallen der vier Finger, V.d. Nagel des Vordaumens, [illegible] der ſiebente Finger.

Wenden wir uns zum Fuß! Auch hier ſind auf der Innenſeite Reſte einer vor der großen Zehe vorhanden geweſenen Zehe nachgewieſen, doch bietet die Kleinzehen- oder Außenſeite beſondere Verhältniſſe inſofern dar, als wir alle nach den Beobachtungen von Pfitzner im Begriffe ſtehen, unſere jetzige kleine Zehe einzubüßen; es wird uns daher nicht wundern, wenn Reſte einer überzähligen ſiebenten Zehe nicht einmal mehr zur Anlage kommen. Die Rückbildung der ſiebenten Zehe iſt am Fuß bereits völlig abgelaufen, aber es etabliert ſich nun eine neue: der Verluſt der kleinen Zehe! Pfitzner hat gezeigt, daß bei einer großen Zahl Menſchen die urſprünglich dreigliederige kleine Zehe durch Verwachſen zweier Zehenglieder zweigliederig geworden iſt, ein Vorgang, für den man wohl in erſter Linie unſer enges Schuhzeug verantwortlich machen wird. Doch wenn man bedenkt, daß erſtens das Material, an dem die Unterſuchung angeſtellt wurde, nicht aus Geſellſchaftskreiſen ſtammt, in denen enge Schuhe zur Modethorheit geworden ſind, daß zweitens beide Geſchlechter in faſt gleicher Weiſe beteiligt ſind, und daß drittens ſchon in ſehr frühen Perioden dieſe Verwachſung ebenfalls in ungefähr demſelben Prozentſatz zu ſtande kommt, auch ehe ein Schuhdruck wirken kann, ſo wird man den letzteren außer Rechnung laſſen müſſen. Welche Gründe den beginnenden Schwund der kleinen Zehe veranlaſſen, iſt nicht abzuſehen, wiſſen wir doch auch nicht, warum unſere Vordaumen ꝛc. geſchwunden ſind. Man könnte daran denken, daß der gewiß ſeit langer Zeit ſtattfindende Nichtgebrauch der kleinen Zehe beim Stehen und Gehen die Veranlaſſung dazu gibt. Sei dem, wie ihm wolle, es iſt ſchon von hohem Intereſſe, daß wir hier vor einem Vorgange ſtehen, deſſen ſchließliches Ziel ſich ſo ziemlich überſehen läßt, ein Ziel, das zwar nicht wir ſelbſt, aber ſpätere Geſchlechter vorausſichtlich erreichen werden, nämlich der völlige Verluſt der kleinen Zehe.

Noch eine Frage drängt ſich wohl demjenigen auf, der von dem Vorkommen ſogenannter überzähliger Finger Kenntnis hat; es iſt das bei neugeborenen Kindern gar nicht ſo ſelten, auch gibt es Familien, in denen ſechs Finger oder Zehen erblich ſind — doch werden gewöhnlich ſolche überſchüſſige Finger auf operativem Wege bald nach der Geburt entfernt. Auch bei Tieren iſt Ueberzahl der Zehen durchaus nicht ſelten, z. B. bei Schweinen; von überzähligen Zehen bei Pferden ſind ebenfalls eine große Zahl von Fällen verzeichnet, zu denen als der älteſte der des Leibpferdes Cäſars gehört, von dem Suetonius näheres berichtet. Liegt nun in dieſen Fällen eine einfache Verdoppelung einer oder mehrerer Zehen reſp. Finger vor, oder handelt es ſich um einen Rückſchlag in frühere Zuſtände, um ſogenannten Atavismus? Die Entſcheidung kann nur nach genauer Unterſuchung des einzelnen Falles gegeben werden und dieſe iſt bei älteren Angaben nicht möglich. Im allgemeinen muß man ſagen, daß in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle überzählige Finger beim Menſchen nur Monſtroſitäten, d. h. Verdoppelungen eines Fingers ſind und nicht als ataviſtiſche Bildungen gedeutet werden können — ein ſehr kleiner Reſt bleibt fraglich; das Gleiche gilt von Schweinen, während bei den Pferden Atavismus in dieſer Beziehung viel häufiger iſt. Die einzige wohlausgebildete Zehe wird in ſolchen Fällen nicht verdoppelt, ſondern neben ihr entwickeln ſich meiſt nur an einem der ganz rudimentären Mittelhand- oder Mittelfußknochen der zweiten oder vierten Zehe Phalangen mit einem kleinen Hufe, entſprechend dem Verhalten foſſiler Pferde.

Deandl und Bua.

Tiroler Skizze von

Franz Wichmann.

Beim Kaswirt, wie ſie's heißen, in dem ſchmucken Wirtshaus hart am Straßenrande, ſchaut es gar ſauber aus, außen wie innen.

So blank und zierlich, und doch ſo ſtill und beſcheiden wie ein Schneckenhaus, liegt es dem Wanderer, wenn er der Straßenwendung gefolgt, plötzlich im Wege.

Selbſt beim griesgrämigſten Wetter heben ſich die hellgrünen Fenſterladen von den weißen Wänden ſo munter und hoffnungerweckend ab, wie der Widerſchein der Freude auf einem blaſſen Antlitz. Niemand kann der Lockung des wohlgeformten Aushängeſchildes, das einen ſaftigen Schweizerkäſe darſtellt, widerſtehen.

Der Xaverl, wenn er im kühlen, traulichen Gaſtzimmer ſitzt, hat juſt daſſelbe wohlige Gefühl, wie der eben angekommene hungrige und durſtige Fremde. Kein Wunder, daß er, ſo oft er's nur machen kann, ſich einfindet. Zu einem ſchnellen Trunk ſtellt ſich immer Gelegenheit ein; wenn's auch nur im Vorübergehen iſt. In der Abendſtunde fehlt der Xaverl aber nie.

Auch heute iſt er wieder der erſte. Nicht ganz ohne Grund. Denn bei all den eigenartigen Träumen, die zur Zeit durch ſeinen Kopf ziehen, ſteht er doch auf feſtem, materiellem Grunde. Im Leben kommt alles darauf an, daß man's richtig trifft. Und das verſteht der Xaverl. Immer wenn er kommt, iſt gerade „anzapft“ worden, ein Ereignis von großer Bedeutung beim Kaswirt, denn da für gewöhnlich nur Wein geſchenkt wird, kommt es tags nur einmal vor. Das erſte, friſche, ſchäumende Glas erhält allemal der junge, muntere Bauer, der den federgeſchmückten Hut ſo ſchneidig wie kein anderer im Dorfe auf das krauſe Haar zu drücken weiß. Er bildet ſich auch was drauf ein, daß er ſtets der erſte iſt, und wer ihm das Recht ſtreitig machen wollte, würde es für immer mit ihm verderben.

Im Vollbewußtſein ſeines Wertes hat er wieder ſeinen gewohnten Platz eingenommen. Der Tiſch ſteht hart am Eingang in die Küche, wo die Loisl recht eigentlich zu Hauſe iſt. Im Gaſtzimmer weilt ſie nicht gern, nur wenn Gäſte bedient werden müſſen und die Wirtin nicht anweſend iſt, geht ſie hinein. Ihr liebſter Platz iſt am Herde, und da ſie keinen Augenblick ruhen mag und immer mit etwas hantieren muß, hat ſie heut zum Strickzeug gegriffen.

Dem Xaverl iſt's nicht ſo ganz recht, daß er ſie immer nur aus der Ferne betrachten darf. Aber was will er machen. Angethan hat ſie's ihm nun einmal, das fühlt er deutlich und hat es ſich ſchon lange geſtehen müſſen. Bei ihr wird's nicht anders ſein; ſonſt würde ſie ihn mit ihren lachenden Augen nicht gar ſo eigen anſchauen. Und wenn ſich zwei einmal gern ſehen, denkt der Xaverl, ſo müſſen ſie auch zuſammenkommen, mag's gehen, wie es will.

Um beſſer in die Küche und das ſchelmiſche Geſicht des Mädchens zu ſehen, hat er den Stuhl ein wenig vom Tiſche abgerückt, ſich verkehrt darauf geſetzt und in beſter Laune den Inhalt des langen Porzellanpfeifenkopfes in Brand geſetzt.

„Da ſchau her, Loisl!“

Den linken Arm auf die Lehne des Stuhls geſtemmt und den Kopf darauf geſtützt, läßt er den bläulichen Tabaksrauch in wirbelnden Ringen über den Tiſch hinweg in die Küche ziehen. Er weiß, daß es dem Mädchen die größte Freude macht, den leichten, verwehenden Luftgebilden zuzuſchauen, wenn ſie ſich kräuſelnd bis zu ihrem Platze fortbewegen. Längſt hat ſie von ihrer Arbeit aufgeſchaut, und während die tänzelnden Stricknadeln einen Augenblick ausruhen, blicken ihre Augen durch einen vorüberziehenden Rauchkreis gerade in das Geſicht des Burſchen.

Den Xaverl überläuft es ſiedend heiß. So, meint er, hat ſie ihn noch nie angeſehen. Unruhig rückt er auf ſeinem Stuhle hin und her. Am liebſten ſpränge er auf, ſchlöſſe ſie mit einem Juhſchrei in die Arme und drückte einen herzhaften Kuß auf ihren friſchen, lachenden Mund, nur um dieſe weißen glänzenden Zahnreihen nicht mehr zu ſehen, die ihm die Sinne verwirren. Das mag der Teufel aushalten. Auf ſeinem Platze duldet's ihn nicht mehr, mit ein paar raſchen Schritten ſteht er vor dem Eingang der Küche.

Aber Loisl iſt im ſelben Augenblick raſch, faſt ängſtlich aufgeſprungen, und einen ſchnellen Blick in den Raum hinter ſich werfend, verwehrt ſie ihm ſchelmiſch drohend den Zutritt: „Nix is, Xaverl, in d' Kuchel kimmſt ma net eini!“

Der Burſche will noch einen letzten Verſuch machen. „Thu net ſo wüſt, Loisl, wos iſt's denn nacha — ---“

„Wos is? — Weil ma enk Mannsleut do herin net braucha kann.“

Der Zurückgewieſene ſieht, daß bei ſolcher Energie nichts zu machen iſt. Er kehrt an den Tiſch zurück und greift, um ſich zu tröſten, nach dem wohlgefüllten Glaſe, um den erſten Schluck zu thun, und ſein Geſicht nimmt einen zugleich überraſchten und geärgerten Ausdruck an.

„Loisl — was is denn heut mit'm Bier?“

„Mit'm Bier — was wird denn ſein? War's ebba gar net guat?“

„Schlecht is net, aber d'woaßt ſchon, was i moan. Mi ſtimmſt net. 's erſte Glas hat heut an anderer kriagt. I gſpür's am Schaum. Gell, i hob recht?“

„Kann ſchon ſein,“ erwidert das Mädchen offenbar etwas verlegen und langſam, als ſuche ſie nach einer weiteren Antwort. „I hob's nimmer damachen könna, auf di z'warten. Hab grad Irger gnua ghabt mit dem fremden Grasaff!“

Xaverls Neugier ſcheint bei dieſen Worten ſehr rege zu werden. Er ſteht von neuem auf und nähert ſich der Küche.

„Was redſt daher von an Fremden?“

„Haſt'n du ebba net gſehn? Im ganzen Haus fahrt er umanand. Nix is eahm recht. Alle Zimmer muß er ‚beſichtigen‘ wegen der ſchonen Ausſicht.“

„Jeſſas,“ meint der Xaverl, „dös is amoal oaner; a narreter Stadtherr werd's ſein. I moan, i hob'n einifahren gſehn im Stellwagen mit lauta Koffa überanand.“

„Derſell is g'wen, und glei malen hätt' er mi aa mögen, ſo wia i dogſeſſen bin, der Hanswurſcht, der!“

„An Maler is? — Mit dö is gfahlt. Haſt di do net ebba gar malen laſſen?“

„Beilei net. Aufgſtanden bin i und davogangen, wie er ſei großmächtiges Büchel auſſazogen hat.“

„Und derſell Maler hot's Bier trunka?“

„Derſell,“ kommt es zögernd und ſehr kleinlaut über Loisls Lippen. Xaverl bemerkt nicht, daß ſie errötet und wieder einen raſchen, beſorgten Blick hinter ſich wirft, nur ein Geräuſch vernimmt er deutlich im Hintergrund der Küche.

„Is d' Wirtin herin?“ fragt er.

Loisl wird noch unruhiger. Zugleich aber öffnet ſich die Thür des Gaſtzimmers und lenkt die Aufmerkſamkeit des Burſchen dorthin.

„Des ſeid's, Wirtin? Hab' ſchon gmoant, da Vota is kemma.“

Die Kaswirtin, eine wohlbeleibte, rotwangige Bäuerin mit biederem, treuherzigem Geſicht, ſcheint ſich in größter Aufregung zu befinden. Ohne auf Xaverls Worte zu achten, fährt ſie, halb zu der aus der Küche tretenden Loisl gewendet, in ihrem Selbſtgeſpräch fort: „Zwida is, ganz zwida mit dö fremden Paſſaſchör. Was ſ' nur alleweil in da Welt umanand roaſa müaſſen. Wenn ſ' nur dahoam bleibeten! Nix wia Irger hat ma davo.“

„Is eahm no nix recht,“ fragt Loisl, die ſich den Zorn der Wirtin ſchnell zu deuten weiß.

„Gar koan Schein! Nix paßt eahm. Mit nix is er zfrieden. Alli Zimmer hot er angſchaut. Und woaßt, was er nacha gſagt hot? Das Haus ſei nicht richtig gebaut, desſel Haus, wo mei Vota ſeli gebaut hat — ſei net richti gebaut, weil er koa Ausſicht findt, die eahm paßt.“

„Und wos is nacha mit eahm?“

„Wos woaß i! Stehn hob i'n laſſen, weil ma's zwida worden is. Jetzt hat er ſi droben im Gang in an Seſſel eina ghockt und ſchaugt die Berg oa als wie a Wunda.“ Wahrend dieſer ſchnell hervorgeſtoßenen Worte hat ſie einen alten mit grellbunten Farben bemalten Wandſchrank geöffnet und einen ſtaubigen, vertrockneten Kranz hervorgezogen. Loisl und Xaverl ſchauen ihr verwundert zu.

„Jeſſas, wos wöllts denn thoa, Wirtin?“ fragt der Burſche, zugleich einen ſchnellen Blick auf Loisl werfend, die nicht von dem Eingang der Küche weicht und ihm eigentumlich befangen vorkommt.

„Gehts,“ meint die Wirtin noch immer ſehr aufgeregt, „kennts ös koa Kuhlkraut net? Und an Weihrauch werdets aa kenna.“

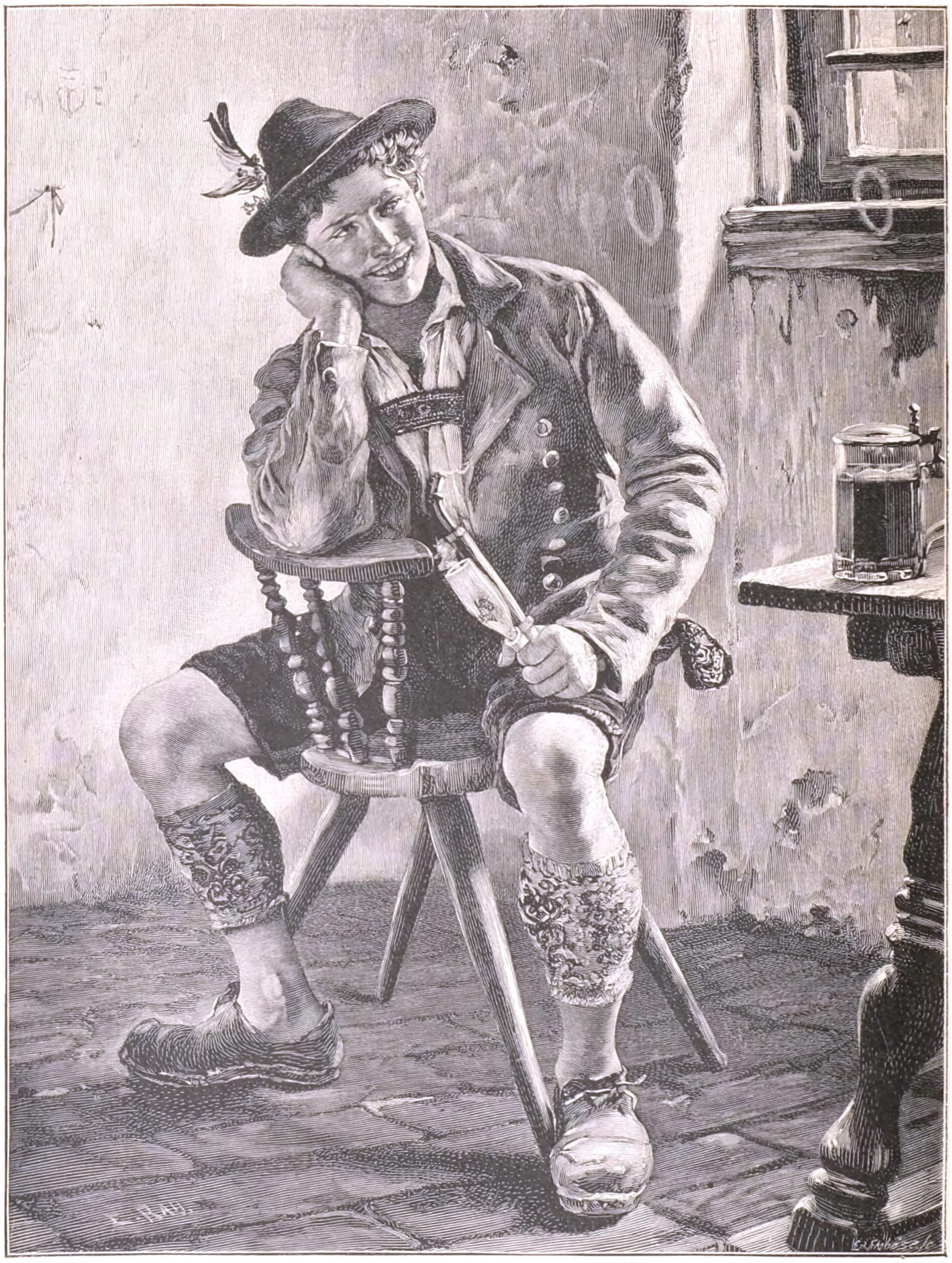
„Weihrauch und Kuhlkraut bringen den Böſen um ſeine Braut,“ wirft Loisl lachend ein. „Aber zwegen was denn?“

„Beſſer iſt beſſer.“ Das Geſicht der Wirtin nimmt einen ernſten, geheimnisvollen Ausdruck an. „J moan, i hob's für gwiß gſehn, daß er ghunken hat.“

„Ah geh, du moanſt do net ebba gar - - —“

„Red' net ſo laut, Loisl, ma kann net wiſſen, — es kunnt halt do ſo ſein — und beſſer is beſſer. Hoſt's ebba net gmirkt, wia er di angeſchaugt hat. Loisl, du biſt meines Bruders oanziges Deandl, dir ſoll in mei Haus nix gſchehn, was i net verantworten könnt.“

„Geh zua, moanſt, i laſſet mi mit an Maler ein —“



Der Bua.

„Loisl, dös wann's thatſt - - ſiehſt, i woaß net, aber i könnt - -“ wirſt der Xaverl ein.

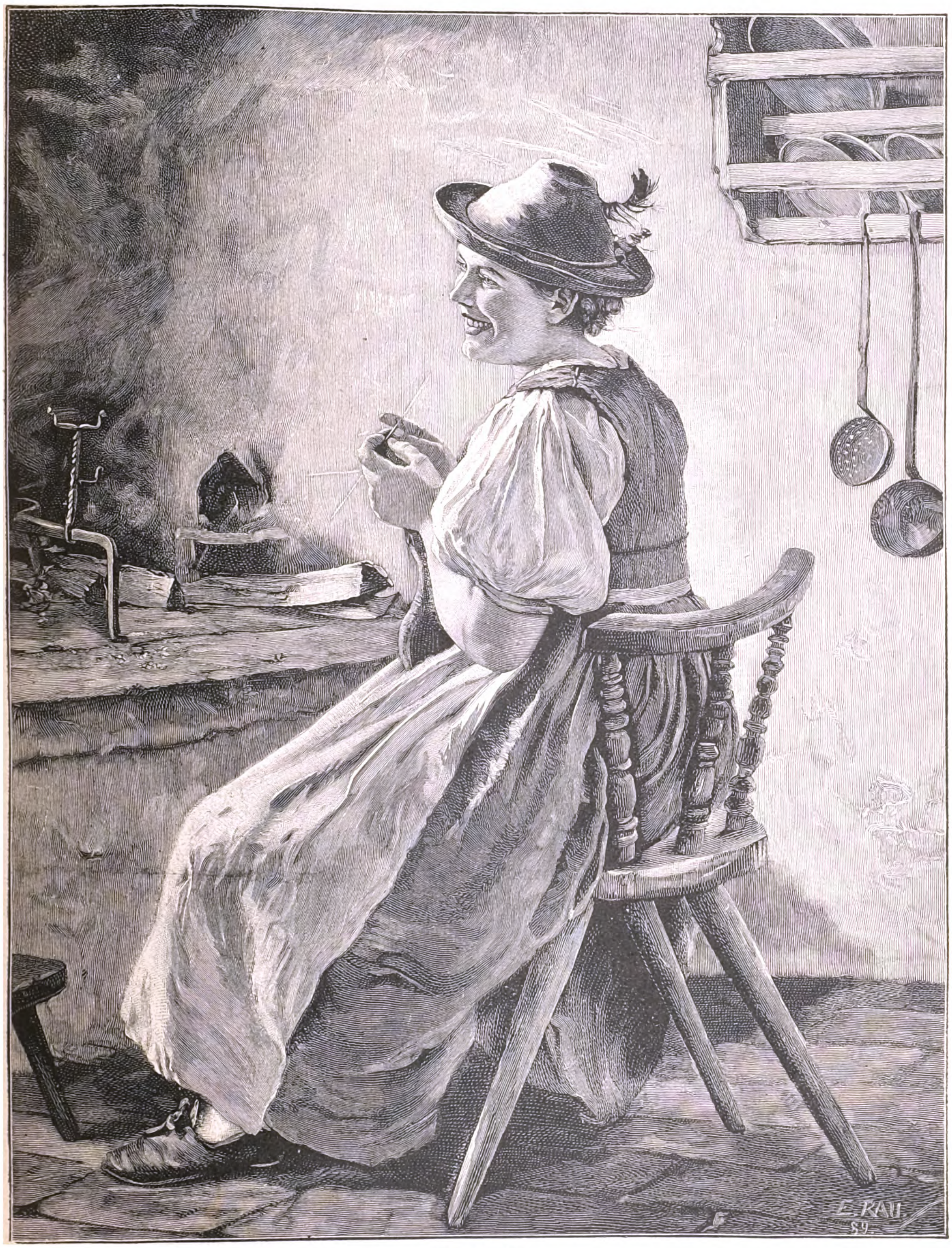
„Narret ſeids alli zwoa, wißts net, daß i die Stodleut net leiden kann?“

„Sell wohl. Aber beſſer is beſſer,“ beharrt die Wirtin bei ihrem Vorſatze. Jm nächſten Augenblicke ſchon erfüllt die gekräuſelte Rauchwolke, die von dem brennenden, geweihten Kranze aufſteigt, zugleich mit dem durchdringenden Geruche des Weihrauchs das Zimmer.

„Grad do is er ghockt und hot di angſchaut, grad do muaß's brinna,“ meint die beſorgte Alte, indem ſie die ſtäubende, warme Aſche fortkehrt. „J ſag's ja allaweil: zwida is mit dö fremden Paſſaſchör. A ganze Stunden is er daghockt und net amoal a Bier hat er mögen, an friſch anzapftes Bier, an Thee hätt er wollen, und wia i'n gfragt hab, ob er an Kamillen- oder an Eibiſchthee mögen thaat, hat er mi ausglacht, der zwidere Ding der!“

Xaverl hat nicht mehr auf ihre Worte gehört, nur eins hat er vernommen, das ihn nicht mehr losläßt.

„Loisl — was is dös? — Haſt ma net gſagt, der Fremde hat 's Bier trunka — und nacha is do net ſo — Loisl — dös kannſt thuan — und mi kannſt — Loisl —“



Das Deandl.

„Frau Wirtin, Frau Wirtin,“ tönt draußen vor der Stiege frohlockend die Stimme des Malers, „kommen Sie ſchnell, ich habe ein Zimmer gefunden!“

„Jeſſas, jiatzt is er völli narret worden,“ platzt die Kaswirtin heraus und eilt, ſo ſchnell es ihre behäbige Würde erlaubt, zur Thür.

Xaverl hat ſeine Worte in die leere Luft geſprochen. Schon während der Aeußerung der Wirtin iſt Loisl davongeſchlichen. Vergeblich ſchaut der Burſche nach ihr um. Sie kann nur in der Küche ſein. Richtig, dort ſieht er ihren Rock ſich bewegen. Jetzt ſoll ſie ihn nicht zurückhalten, jetzt muß ſie ihm Rede ſtehen, warum ſie ihn belogen.

Entſchloſſen geht er auf die Küche zu und überſchreitet die Schwelle. Kaum daß ſein ſchwerer, nägelbeſchlagener Schuh die tönenden Steinflieſen betreten, prallt er zurück.

„Vota - - grüaß Gott - - kimmſt aa daher!“

Schrecken, Staunen und Ueberraſchung laſſen die Worte nur mühſam über ſeine Lippen dringen, ſein Geſicht bedeckt ſich mit jäher Bläſſe.

Iſt's denn möglich, daß der Vater ihm ins Revier gekommen, um auf das gleiche Edelwild zu piriſchen. Möglich wär's ſchon. Warum denn nicht? Hat nicht der Vater, ſeit er Witwer geworden, immer ein Auge auf die hübſchen Dirndeln geworfen, und heißt man ihn nicht in der ganzen Gegend den luſtigen Seppel? Hat er nicht oft dem Sohn gegenüber geäußert, daß er die größte Luſt habe, ſich noch einmal zu verheiraten. Die Loisl aber! — Wär's ein Wunder, wenn er ehrlich um ſie würbe, daß ſie ſeine Hand annehme? Welches Mädel im ganzen Dorfe würde das nicht thun? Aber ſchlecht wär's doch vom Vater — und von ihr; — freilich, er hat kein Recht auf ſie -- aber nimmer anſchaun möcht' er ſie, wenn ſie's thun könnt, und in ſeines Vaters Haus könnt' er nimmer bleiben. Nein, er kann es nicht glauben — und doch, wenn er alles bedenkt, vor einigen Wochen, — wie der Vater zum erſtenmal die Loisl geſehen hat — begreiflich wär's doch. Früher iſt der Vater nie zum Kaswirt gekommen. Er ſelber hat ihn dahin geführt. Konnte er anders, mußte er dem Vater nicht das Dirndl zeigen, das er zu der ſeinen zu machen dachte? Wer konnte ſo etwas denken? Gefallen hat ſie ihm — das hat er freilich gleich gemerkt, aber er iſt froh darüber geweſen. „A blitzſauberes Madl!“ hat der Vater geſagt: „Sakradi! Dö is net nur zum Anſchaun da!“ Von ſeinen Abſichten hat der Xaverl nichts verraten, darum kann er dem Vater nicht einmal gram ſein; aber er hat doch gemeint, daß jener es merken müſſe, wie die zwei ſich gut ſind. Und ihm iſt's immer geweſen, als ſei der Vater froh über die Wahl ſeines Sohnes und mit allem einverſtanden, da er gar ſo freundlich mit der Loisl gethan. Jetzt freilich ſieht ſich alles in ganz anderem Lichte an. Loisl hat ihn hintergangen, daran iſt kein Zweifel, ein Blick auf das faſt geleerte Bierglas des Vaters zeigt ihm das; endlich alſo iſt der gefunden, der ihm zuvorgekommen bei der erſten Halben und vielleicht noch bei anderem. Die Ankunft des Sohnes, der heute früher als ſonſt eingekehrt, hat ihn überraſcht, die ganze Zeit hat er ſich in der Küche verſteckt, und Loisl ihn abſichtlich verborgen gehalten. Alſo nur darum hat ſie ihm ſtets den Eintritt verwehrt. Und wie oft mag dieſer Widerſtand den gleichen Grund gehabt haben! Er mag nicht daran denken, aber es iſt ihm, als ſei ſeine ganze Zukunft mit einem Schlage zerſtört. Und Loisl flieht vor ihm — wäre ſie unſchuldig, ſie würde ihm frei und offen Rede ſtehen. Auch jetzt, wo er in ihren Augen die Wahrheit leſen möchte, hat ſie, dem Ruf der Wirtin folgend, ſich ihm eilig entzogen und ihn mit dem Vater allein gelaſſen.

Der luſtige Seppel läßt ſich keine Ueberraſchung anmerken: „Geh zua, ſchau mi net ſo dumm an. Dö Welt is viel z' ſchön. Wer werd mit ſo an ſchiachen Geſicht daherkemma; komm, luſtig wölle ma ſein, trinken ma no a Halbe! He, Loisl!“

Dem Xaverl ſchneidet der Name in die Seele, wie er ihn aus dem Munde des Vaters hört.

„I mag net, Vota!“

„Ja, was waar denn jetzt dös! Dem Traxlbauern ſei' Sohn werd koa Bier mögen. Du, dös gibt's ſein net. Glei thuaſt ma Beſcheid. Und a Liedel ſinga thean ma aa. Zu was ſan ma nacha auf dera Welt!“

Xaverl wehrt ſich, er mag das dargebotene Glas nicht nehmen: „Wo kimmſt her, Vota?“ fragt er erregt, doch mit tonloſer, leiſe bebender Stimme; „wia biſt do eini kemma und wos haſt thoan?“

„Red net gar ſo gſcheit,“ meint der luſtige Seppel, den Burſchen etwas unſanft zur Seite ſchiebend, „waarſt bald beſſer a Schullehrer worden, weilſt oan gar ſo gut verexaminieren kannſt. Wo weer i gweſen ſein! Allweil wo's luſti zuageht. Geh ma mit dein'm dummen Gfrag'.“

„Glaub ſcho, daß's luſti zuganga hat, do herin, Vota -- und weils d' gar ſo luſti biſt, magſt ſinga aa, — mir is net zum Singa.“

„Mir aa recht, — macht nix, — gſunga wird do!“

Xaverl hat bei den letzten Worten das Zimmer verlaſſen; die luſtige Stimme des Vaters, die mit Juchzen untermiſcht einen übermütigen Vers erſchallen läßt, tönt ihm nach in den Ohren.

In ſeinem Kopfe wirbeln die Gedanken bunt durcheinander, bis ſie ſich um einen feſten Entſchluß konzentrieren. Loisl ſelber muß ihm Rede ſtehen. Er kennt ihre Kammer; heute nacht, wenn alles ſchläft, will er an ihr Fenſter kommen. Von Angeſicht zu Angeſicht wird ſie nicht zu leugnen wagen. Und wenn es ſo iſt, wie er fürchtet, dann will er der Heimat den Rücken kehren und übers große Waſſer fahren, wie es ſchon ſo viele ſeiner Landsleute vor ihm gethan. Mag dann der Vater mit der Loisl daheim glücklich werden, wenn er's kann. — —

Raſch breitet ſich das weiche Dunkel der warmen Sommernacht über die Erde aus. Im Kaswirtshauſe iſt es ſtill geworden, das Hausthor iſt ſchon verſperrt, die Lichter ſind gelöſcht, aber nur die Dienſtboten ſchlafen feſt und ruhig nach ermüdender Arbeit. Die Wirtin kann nicht einſchlafen; der Gedanke an den „fremden Paſſaſchör“ läßt ihr keine Ruhe. Was wird er ihr noch für Mühe und Sorge machen! Schon hat ſie gehofft, daß er mit der nächſten Poſt wieder weiter fahren werde, da muß der läſtige Menſch zuletzt noch die Kammer der Loisl entdecken, die über dem Garten liegt und einen freien Ausblick in das Gebirge gewährt. Nun iſt jede Hoffnung geſchwunden. Der Maler beſteht darauf, daß er dieſes ſchönſte Zimmer des ganzen Hauſes ſofort erhalten müſſe. Was thut man nicht ums Geld? So iſt denn nichts anderes übriggeblieben; in aller Eile hat die Loisl ihre Kammer räumen und in ein vorn hinaus gelegenes Zimmer überſiedeln müſſen. Der Maler aber hat ſich noch zu ſpäter Stunde in dem neuen Quartier ſo wohnlich eingerichtet, als ob er auf Wochen hinaus dazubleiben gedenke.

Auch die Loisl kann heute keine Ruhe finden. Immerfort muß ſie an Xaverl denken, der ohne Gruß, ohne ein Wort des Abſchieds davongegangen iſt. Immer wieder geht ihr der Antrag des alten Traxlbauern durch den Kopf, den er heute ſchon zum drittenmal und dringend wiederholt hat. Noch nie hat ſie ſich in einer ſo peinlichen Lage befunden.

Zufrieden und heiter geſtimmt iſt allein der Maler Würdinger, der am offenen Fenſter ſitzend noch eine Weile den würzigen Duft der warmen Sommernacht einatmet. Nur eins verſtimmt ihn ein wenig, wenn er daran denkt. Da weilt mit ihm unter einem Dache das prächtigſte Modell einer Tirolerin, das ihm jemals vorgekommen, ſo nahe iſt ſie ſchon ſeinem Stift geweſen und doch ſo unnahbar. Wird ſie ihm wirklich dauernden Widerſtand leiſten? Das wäre das erſte Mal; noch jede hat ſich nach anfänglichem Sträuben zuletzt überreden laſſen. Was nützt es, darüber nachzudenken! Kommt Zeit, kommt Rat; Zeit hat er, und er will ſie ausnützen. So ſteht er, auch hierüber beruhigt, endlich auf, wirft das glimmende Ende ſeiner Zigarre zum Fenſter hinaus und ſucht ſein Lager.

Aber mit dem Einſchlafen hat es noch gute Weile. Durch das eine, offengelaſſene Fenſter ſcheint die dunkle Nacht in allerlei phantaſtiſche Geſtalten aufgelöſt hereinzuſtrömen. Die einſame Lage des Hauſes dicht unter dem finſteren Bergwald macht ihre Schauer geltend. Irgend ein unbeſtimmter, fernher tönender Laut durchbricht zuweilen das brütende Schweigen, dann antwortet das laute Anſchlagen eines Hundes, dem ein Geheul entfernterer Hunde folgt. Die Phantaſie vergrößert jeden Laut und läßt die vom dunklen Himmel noch dunkler ſich abhebenden Bäume wie rieſenhafte menſchliche Figuren erſcheinen. Da — was iſt das? — War das nicht wirklich der leiſe Tritt eines Menſchen, der ſchleichend ſich nähert! — Ganz deutlich hat es der aus verworrenem Halbſchlummer Emporfahrende gehört.

Wirklich, es iſt keine Täuſchung. Jetzt fällt der gelblich zuckende Schein einer Blendlaterne von der Hofſeite her in das Zimmer. Was bedeutet das? — In dem flimmernden Lichte zeigt ſich der Schlagſchatten eines menſchlichen Körperumriſſes. Der Maler, heftig erſchrocken, hält den Atem an und wartet, was ſich weiter begeben wird. Jetzt nähert es ſich dem verſchloſſenen Fenſter, tappt dunkel auf und nieder und verſchwindet plötzlich in der Tiefe. Dem Lauſchenden pocht das Herz, er ſchwankt, was er thun ſoll. Soll er Lärm machen, das Haus wecken, um den nächtlichen Einbrecher zu vertreiben? — Aber man wird ihn nicht hören, die hinteren liegen weitab von den bewohnten vorderen Zimmern. Und bis man ihm Hilfe bringt, kann ihn der Eindringling längſt überfallen haben. Doch ſo wehrlos will er ſich nicht überraſchen laſſen. Mit einem Satze iſt er aus dem Bette, greift nach dem wohlgefüllten Waſſerkruge und ſchleicht ſich in gebückter Haltung an das noch offenſtehende Fenſter. Das leiſe verhallende Geräuſch abwärts taſtender Schritte ſcheint auf eine Leiter zu deuten. Jetzt nähert es ſich wieder um das Hausthor herum von der anderen Seite. Jetzt iſt es Zeit. Schon taucht der Kopf eines Menſchen über dem Fenſterbrett empor. Mit einem kräftigen Ruck ſchleudert der Maler den Krug empor und ein breiter Waſſerſtrom klaſcht dem Ueberraſchten ins Geſicht. Schneller, als ſie gekommen, verſchwindet die Geſtalt. Der Geängſtigte fühlt ſich aus einer großen Gefahr errettet. Jetzt, da er die Schritte des Unbekannten in der Ferne verhallen hört, ſchwindet die Furcht; er mag den im erſten Augenblick ausgeſtoßenen lauten Schrei nicht wiederholen, um nicht allzu ängſtlich zu erſcheinen. Auch hat man ihn nicht gehört, und der Dieb wird jetzt, da er weiß, daß man wach iſt, nicht noch einmal wiederkehren. So ſucht er von neuem, froh, der Gefahr entronnen zu ſein, ſein Lager auf. — —

Mit der Loisl und dem Xaverl iſt's aus, rein aus. Keins will mehr vom andern etwas wiſſen. Der Xaverl weiß jetzt, was er von den Frauenzimmern zu halten hat. Er hat's immer gehört, daß ſie nichts taugen und es mit jedem halten, der es verſteht, aber von der Loisl hätte er's nicht geglaubt. Und nun hat er ſich überzeugen müſſen, daß ſie's gleich mit zweien hält, mit dem Vater und mit dem Maler. Denn den er nachts auf ihrem Zimmer geſehen, und der ihm das Waſſer ins Geſicht geſchüttet hat, iſt niemand anders geweſen, als der Fremde. Er hat ihn im Licht der Laterne deutlich erkannt. Und die Loisl wird im Zimmer verborgen geweſen ſein und ihn ausgelacht haben. Freilich, ſo muß man's machen, den einen gern haben und den andern heiraten. Und dem Xaverl iſt ganz recht geſchehen, weil er ſo dumm war und etwas anderes glaubte. Ihm iſt alles daheim zuwider geworden, er mag den Vater und das Mädel nimmer ſehen. Allein mit der Fahrt über das große Waſſer hat es ſeine Bedenken. Dort könnte er ſeine Berge nicht mehr ſehen. Da iſt es doch beſſer, in der Heimat zu bleiben. So entſchließt er ſich, zu ſeinem Ohm zu gehen, der einige Stunden entfernt, nahe bei Seeberg, wohnt.

Die Loisl will nicht zeigen, wie's ihr ums Herz iſt, ſeit der Xaverl davongegangen. Sie hört nichts mehr von ihm, auch der Traxlbauer läßt ſich nicht mehr beim Kaswirt ſehen. Am liebſten möchte ſie weinen, nicht aus Schmerz, ſondern aus Zorn gegen den Xaverl, der ſie ſo verkannt hat und nicht an ihre Liebe geglaubt. Aber der ihr eigene Trotz läßt ſie ihre ſtillen Thränen äußerlich hinter munterem Lachen verbergen. Nur die Kaswirtin merkt, wie es mit ihr ſteht, aber ſie ſagt nichts und beobachtet nur um ſo ſchärfer den Maler, den ſie im Verdacht hat, mit teufliſcher Kunſt das werdende Herzensbündnis der beiden jungen Leute zerſtört zu haben.

Herr Würdinger merkt von dem allen nichts, er iſt nach wie vor heiter und froh und läßt ſich's im Kaswirtshauſe wohl ſein. Mit geheimer Freude merkt er, wie die ſcheue Zurückhaltung Loisls gegen ihn allmählich weicht. Die Teilnahme, die er für alles zeigt, was ihm das Mädchen erzählt, erweckt ihr Vertrauen. Bald kennt er ihre ganzen Verhältniſſe und endlich kann ſie auch das letzte nicht auf dem Herzen behalten: „Ob er net wiſſen thaat, wo der Xaverl waar?“

„Der Xaverl, wer denn das ſei?“

„A Bua — halt.“

„Und dein Schatz, Loisl, — gelt?“

Da hat ſie die Augen niedergeſchlagen und iſt errötend die Antwort ſchuldig geblieben.

„Aber bös bin i eahm —“ hat ſie endlich geſagt. — —

Seitdem ſpricht der Maler am liebſten von dem böſen Xaverl mit ihr.

„Woaßt,“ ſagt die Loisl eines Tags, da Herr Würdinger ſie allein in der Küche trifft, — „wann i'n recht irgern kunnt — — den Xaverl — woaßt, — i thaat's, vodeant hot er's ſcho.“

„Da wüßte ich ein Mittel,“ meint der ſchlaue Maler, dem plötzlich ein guter Gedanke kommt. „Laß dich von mir malen, Loisl. Es iſt bald geſchehen und wird ſchon helfen.“ — —

Die Dirn fährt entſetzt einen Schritt zurück: „Malen — beilei net — was fallt dir ein? — dös gibt's net, dös darf net ſein.“

Herr Würdinger läßt ſich heute durch ihren Widerſtand nicht ſo ſchnell abſchrecken: „Weißt du, ich meine nur ſo, Loisl. Eine Sünde iſt's ja nicht. Und meine Bilder kommen weit in der ganzen Welt herum. In Seeberg kaufen im Sommer die Fremden die Photographien davon. Da wär's dann leicht möglich, daß er auch ſo ein Bild ſähe — und dann meine ich — —“

„Recht kannſt habn,“ fällt Loisl ein, „i moan ſcho ſelm, daß es ihn recht giften müßt, wann er's ſehet und vodeant hot er's aa, ſell is gwiß; woaßt, er kann die Stadtherrn net leiden, und i aa net — und wenn er ſiecht, daß mi a ſo a Stadtmenſch gmalen hat, nacha thaat er a rechte Wuath kriagn — —“

„Und nachher wird er eiferſüchtig, Loisl, und kommt wieder zu dir und bittet dich um Verzeihung.“

„Unmögli waar's net.“

„Alſo abgemacht, du biſt einverſtanden und läßt dich von mir malen.“

„Waar ſcho recht,“ meint die Loisl zuſtimmend. Nur ein letztes Bedenken hat ſie noch. „Is aba net a Schand, wann i ſo aufm Bildl in der Welt umanand kimm? Wos werdn die Leut denka!“ —

„Närrin,“ antwortet der Maler, ſie beruhigend, „weiß doch niemand, daß du's biſt. Ich werd's keinem verrathen.“ —

Acht Tage ſpäter hat Herr Würdinger das Bild, das ihm ſo große Freude gemacht, vollendet, und da er alle übrigen brauchbaren Motive, die er beim Kaswirt gefunden, bereits verwertet hat, reiſt er ab. Die Wirtin hat von dem Bilde Loisls nichts erfahren dürfen. Das Mädchen blickt dem Scheidenden mit gemiſchten Gefühlen nach. Seit ſie weiß, daß er von dem Xaverl nicht ſchlecht denkt, hat ſie unbedingtes Zutrauen und meint, daß mit ſeiner Hilfe noch alles gut werden könne. Zuletzt hat ſie noch von dem nächtlichen Beſuche an ihrem ehemaligen Kammerfenſter erfahren. Ihr wie dem Maler iſt es klar geweſen, daß der vermeintliche Eindringling niemand anders als Xaverl geweſen ſein kann. Das hat das Mädchen wieder weicher geſtimmt gegen den Entfernten. Er hat noch mit ihr ſprechen wollen, ehe er gegangen. Vielleicht hat ſie ihm doch unrecht gethan. Und wer weiß, was Schlimmes er von ihr gedacht hat.

In Seeberg macht der Maler ſeine nächſte Station. Er braucht noch ein Pendant zu ſeiner Tirolerin, und er weiß, wo er es zu ſuchen hat. Bald hat er den jungen Traxlbauern ausgekundſchaftet; der ſchmucke Burſch iſt ihm ſchon in den erſten Tagen, da er in der Nähe des Bauernhofes umhergeſtreift, aufgefallen. Die Annäherung hat ihre Schwierigkeiten, aber endlich macht ſie ſich doch im nahen Wirtshauſe. Der eigenſinnige, trotzige Burſche, der dem Fremden mißtraut, iſt ſchwer zu behandeln, faſt ſchwerer noch, als es das Mädchen geweſen. Aber der Name Loisls, den der Maler geſchickt zu verwerten weiß, und ſeine Aeußerungen über das Kaswirtshaus wirken wie Zauberformeln; die Abneigung des jungen Burſchen iſt nicht ſtark genug, um ſeine Neugier zu überwinden. Er will mehr und mehr wiſſen. Der Maler teilt ihm von dem Mädchen mit, was er für gut hält, nur von dem Bilde erwähnt er kein Wort. Endlich gewinnt auch Xaverl Vertrauen und ſchließt ſein Herz auf. Das gleiche wie bei der Loisl wiederholt ſich hier, und auf demſelben Wege gelangt der kluge Künſtler an ſein Ziel. Xaverl willigt ein, ſich malen zu laſſen, nur um der Dirn einen rechten Tort anzuthun. „Dö wird ſchaugn," meint er, „wanns mi ſo ſichet!" Gern hat er ſie immer noch und vergeſſen kann er ſie nicht, wenn auch ſein Vertrauen verloren iſt. Mit dem Maler freilich hat er ihr unrecht gethan, das weiß er jetzt, ſeit ihm Herr Würdinger den Zuſammenhang erklärt, wie er auf des Mädchens Zimmer gekommen. Aber mit dem Vater ſteht's anders. Was er ſelbſt geſehen, läßt er ſich nicht ausreden. Da kann ſie nicht ſchuldlos ſein, das eine Mal hat ſie ihn doch hintergangen, und darum denkt er nicht daran, in das Vaterhaus zurückzukehren.

Nach zwei Monaten aber, als der Sommer ſich bereits ſeinem Ende zuneigt und der Maler längſt in die Hauptſtadt zurückgekehrt iſt, rollt eines Tages bei dem Bauernhofe ein leichter Wagen vor und aus dem Gefährt ſpringt der luſtige Seppel.

Der Xaverl erſchrickt, da er ihn ſieht. Es muß ein beſonderer Grund ſein, warum der Vater, der ſich die ganze Zeit her nicht um ihn gekümmert, heute herausfährt. Was wird er hören müſſen? Ein jäher Gedanke zuckt ihm durch den Kopf. Wenn es das wäre! Der Vater ſieht noch luſtiger und jugendlicher aus als ſonſt und hat gar ſo ſaubere Kleider angelegt. Mit klopfendem Herzen entſchließt er ſich, ihm entgegenzugehen.

„Grüaß di Gott, Xaverl — biſt no gſund allaweil?"

„Grüaß Gott, Vota, kimmſt ebba zum Bauern oder wegen meina?"

„Wegen deina — weilſt nimma hoam kimmſt, du trutzeter Bua! Nacha muaß ſcho i z' dir kemma, daß a mal a End nimmt mit dera Schand."

Verwundert ſchaut Xaverl ſeinen Vater an: „I verſteh koa oanziges Wörtel net, Vota; von wos für ana Schand redſt denn nacha? I hob nix thoan, zwegen was i mi z' ſchaama brauchet."

„Nix hoſt thoan? — Ah, mi ſtimmſt net! Is dös ebba nix — hoſt di ebba net malen laſſen von ſo an Künſtler?"

„Sell wohl, dös werd do nacha koa Schand ſein, Vota."

„Dös net, aber dös ander —"

„I woaß von nix, mach mi net damiſch mit dei'm Gered'. Soll i d' Röſſer ausſpanna und in 'n Stadel führn?"

„Nix is, preſſirn thuat's, do auf da Stell ſteigſt eini und fahrſt mit ma auf Seeberg."

„Auf Seeberg, Vota, i woaß net, wia — --"

„Wia i ausſchaug, moanſt, gelt ſauba ſchau i aus —"

„Wia — oaner, Vota, der auf d' Freit geht —"

„Kannſt recht habn, Bua — werd ſcho ſo ſei', an Verlobungsſchmaus wird's geben, heut no, auf da Poſt in Seeberg, und luſti ſoll's wern, wie's no gar nie net war."

„Und do muß i dabei ſein, Vota?" fragt Xaverl mit bebender Stimme.

„Freili wirſt dabei ſein müaſſn, dummer Bua. Woaßt, a blitzſauberes Madel is d' Loisl ſchon, ſell is gwiß."

Der Burſche zuckt bei den letzten Worten zuſammen; alſo doch, doch Wahrheit, was er geahnt — aber er hat nicht geglaubt, daß es ihn ſo bitter ſchmerzen werde. — Nun iſt's geſchehen, mag's drum ſein, — die Lieb' läßt ſich nicht erzwingen. Aber daß er's mit anſehen ſoll, das iſt zuviel. —

„I mag net, Vota, laß mi aus, i kann net hingehn." —

„Narreter Bua, du bleibſt, — jetzt kaam d' Reu z' ſpat und dö zwidara Gſchicht muaß an End nehma."

Xaverl nimmt all ſeine Kraft zuſammen: „Haſt recht, Vota, an End muaß nehma mit meina Narrheit, was bin i aa ſo dumm gwen, an d' Lieb und d' Treu z' glauben, a Traam is gwen, ſiſt nix. D' Loisl — —"

Verwundert und betroffen blickt der luſtige Seppel auf ſeinen Sohn. „Bua," ſagt er, „ſchau ma grad eini in d' Augen und red amol ehrlich mit dei'm Votan, woaßt nacha du wirkli nix von dem, was alle Leut ſehgn und wiſſn — daß —"

Mit einem jähen Ruck ſtehen die Pferde neben dem Gaſthauſe zur Poſt ſtill. Xaverl vermag nichts zu erwidern, — ohne ſeine Antwort abzuwarten, nimmt ihn der Vater am Arm und führt ihn geradeswegs zum gegenüberliegenden Hauſe, wo eine glänzende Auslage die Kurgäſte und Fremden zum Kaufen lockt. Vor zwei mitten im Ladenfenſter hängenden, prächtig ausgeführten Photographien bleibt er ſtehen: „Do ſchaug her" und gebieteriſch weiſt ſeine ausgeſtreckte Hand auf die beiden lachenden Bilder.

„Sakradi, wos is dös!" Der Xaverl bleibt wie feſtgewurzelt ſtehen, mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrt er in das Fenſter hinein. „Dös ſakramentiſche Lachen ſollt i kenna — wahrhafti, dös is ja d' Loisl, wia's leibt und lebt!" —

„Kennſt ebba an Buam aa?" fragt der Traxlbauer mit verſchmitztem Lächeln.

Xaverl's Blick gleitet zur Seite; erſt jetzt wird er das ganze Unheil gewahr und beginnt zu begreifen.

„Herrgott, jetzt wird ma's z' dumm, — dös bin ja i."

„Freili, mei eigner Bua is — da Xaverl — und wannſt net umaſunſt in d' Schul ganga biſt, wirſt aa no leſen könna, wos da drent gſchrieben ſteht." —

Faſt mit Entſetzen heften ſich die Augen des Burſchen auf die große, deutlich geſchriebene Unterſchrift: „Da Bua und ſei Deandel." —-

Er weiß nicht, ob er ſich ärgern oder lachen ſoll. „Da Mala" — ſtößt er endlich heraus — „dös hat neamd wia da verflixte Mala thoan! ‚Der Bua und ſei Deandel!'" wiederholt er noch einmal, — „dös wenn waar — Himmel-Laudon — i juchezet ma d' Seel aus 'm Leib!"

Plötzlich ſtockt er und erblaßt: „Jeſſes, was ſag i do, Vota —"

„Wos net is, kann no wer'n", unterbricht ihn eine friſche, muntere Stimme.

Jäh wendet er ſich um. Hinter ihm ſtehen Loisl und die Kaswirtin, die unbemerkt aus der Poſt herausgetreten ſind, beide feſtlich geſchmückt und geputzt.

Xaverl weiß ſich nicht zu faſſen. „Loisl — wos haſt gſagt? — ja, wia is ma denn, — Loisl — grüaß di Gott — Loisl —“

Zögernd ſtreckt er dem Mädchen die Hand entgegen; raſch und freudig legt ſie die ihre hinein.

„Grüaß di Gott aa, lieba Bua!“

Dem Xaverl iſt's, als ſei er plötzlich von der Erde in den Himmel verſetzt worden, er verſteht nichts mehr von allem, was um ihn vorgeht, nur eins ſieht und begreift er:

„Loisl — traam i denn — wos is dös — du hoaßt mi an liabn Buam und druckſt ma d' Hand, und dös, was aus deine hellichten Augen ſchaugt, — dös is ja d' Liab!“

„D' Liab z' dir, Xaverl. — — — Und wann i glauben könnt, daß d' mi wirkli liab hättſt — und ma nimma zürnſt, aa wegen dem Mala net — —“

„Und wann i wüßt, daß d' mi nimma bös biſt, — Loisl —“

„I kann d'r net bös ſein, i lieb di ja — —“

Da hält ſich der Burſche nicht länger. „Loisl,“ ruft er, „ſchaug mi aa, i hob da was z' ſagn:

Maderl, die hätt' i gern,
Möchtſt net mei Schatzl wern? —
Bei mir da kriegſt as guat
Und a wunderſchöns Bandl am Huat!“

Ehe er noch den lauten, übermütigen Juchzer vollenden kann, liegt Loisl an ſeiner Bruſt:

„I mag koa Bandl und koan Huat, nur oans will i, was mei ghört — dein Herzl, — und dös kriagſt nimma!“

„Nacha is do net da Böſe gwen, da Mala,“ meint die Kaswirtin, ſich vergnüglich die Hände reibend, „ſunſt waaren's nimma zſammkemma.“

„A Tuifelskerl is, da Mala,“ lacht der luſtige Seppel. --

Die Worte, die Stimme des Vaters wecken Xaverl plötzlich aus ſeiner ſüßen Betäubung. Ueber dem Anblick und den Worten Loisls hat er alles vergeſſen, ſelbſt die Gegenwart des Vaters.

„Du, Vota,“ wendet er ſich zu ihm — „du kannſt lacha — du biſt einverſtandn und gibſt uns ebba dein Segen?“

„Muaß ſchon, kann net anders,“ lacht der Traxlbauer, „was amal gſchrieben ſteht, dös muaß aa wahr ſei, ſagt der Herr Pfarrer, do is nix z' macha. Aba dös, wann i früher gwußt hätt, dö Blamage hätt i ma erſpart —“

„Dö Blamage — Vota? — Sichſt, mir is ſo damiſch im Kopf, daß i rein goar nix mehr verſteh - - i — nimm ma's net übel — i hab gmoant, Vota, — du ſelm, — du hoſt um d' Loisl anghalten?“

„Dös woaſt aa —! — Freili hob i's thoan — aba umaſunſt is gwen, weil's mi net mögn hat. Do war nix z' macha. — Dreimol hot's mi abgwieſen, weil's ſchon an andern Buam gar ſo viel gern hat.“

„Dös haſt gſagt -- Loisl?“ fragt der Burſche, das Mädchen innig an ſeine Bruſt ziehend.

„Hab's ſchon ſagen müſſen, weil's wahr is gwen,“ antwortete ſie, mit einem warmen Blick zu ihm aufſchauend. „Aba von dem Antrag hab i da nix ſagn mögn, um di net zu verzürna mit dei'm eigenen Votan -- “

„Hoſt aa recht thoan, Loisl,“ fällt der Traxlbauer ein; „'s is a Dummheit gwen von mi, und der do, der hölliſche Sakramenter, da Mala, hat mi davon kurieren müaſſen. — I ſag enk, a Mordswut hab i ghabt, wia d' Loisl mi hat gehn ghoaßn und glei raafn hätt i mögn mit dem, wo ma d' Liab von dem Deandl vorweg gſtohlen hat. An den Xaverl hot mein Seel net denkt. Und wia i ſo ummi und ummi gſuacht hab, daß i den verdammta Nebenbuhler find, bin i einikemma auf Seeberg und ganz zufälli hob i d' Bildeln do gſehn. Do wia i gſchaugt hob, könnt's enk denka! ‚Herrgott-Sakrament,‘ hab i zu ma ſelm gſagt, ‚Alter, wo haſt nacha du deini Augn ghabt, daß d' dös net gſehgn haſt. D' Schuppen ſan ma abigfalln von d' Augn, wia i dö Bildeln gſehn hab. ‚Jeſſas, hab i ma denkt, da hängen's öffentlich und ſan vor der ganzen Welt verlobt und du woaßt nix und willſt deim eigenen Buam ſei Schatzl abwendi machen. Nix is, Alter, dös waar gfahlt, glei gehſt hin zu der Loisl und ſagſt: Recht is, daß d' an Alten verſchmaachſt und an Junga nimmſt, biſt an gſcheits Deandl, Loisl!‘ Und wos i ma denkt hab, hab i aa thoan. Und no wos hab i ma denkt bei dö ſauberen Bildeln. Wia i ſ' ſo recht angſchaut hob, da hob i ma gſagt, daß a jungs Deandl zu am junga Buam gehört, und net zu an alten Mo, wann er aa no ſo tanzen und ſinga kann und no allaweil da luſtiga Seppel hoaßt.“

„Vota,“ ſagt der Xaverl gerührt, „i dank da recht von Herzen, dir und an Mala und will's net vergeſſen mein Lebtag, desſell ſoll wahr ſei'. Aber gſtimmt haſt mi do, Vota, mit dem, was dahergeredt haſt von dem Verlobungsſchmaus.“

„Is ebba ka Verlobung net,“ lacht der Seppel, „wann da Bua ſei Deandl kriagt?“

„Freili wohl, — aba — —“

„Da Verlobungsſchmaus wartet drinnen. Kemmts, gehn ma eini!“

Die Lampe des ewigen Lebens.

Von

Rudolf Heinrich Greinz.

Es war einmal ein berühmter Profeſſor der Alchimie, der ſein ganzes Leben in den fruchtbarſten Studien zugebracht hatte. Aus allen Weltteilen ſtrömten Schüler in ſein Laboratorium. Es ging das Gerücht von ihm, daß er nicht mehr weit davon entfernt ſei, Gold zu machen und den Stein der Weiſen zu entdecken. Es war aber ganz etwas anderes, mit dem ſich der Profeſſor noch in ſeinen alten Tagen abmühte, ohne zu einem richtigen Reſultat zu kommen trotz allem Experimentieren und Kochen und Brauen. Schon in ſeiner Jugend hatte er in magiſchen Büchern geleſen, daß die verſchmitzten alten Aegypter es verſtanden hätten, ewig brennende Lampen zu konſtruieren.

Etliche der ſpäteren Gelehrten wollten das damit erklären, daß ſie immerfort fließende Quellen von Bergöl entdeckt und dieſelben durch feine Röhren in die Lampen zu leiten gewußt hätten. Ja einige Reiſende wollten ſolche Lampen in ägyptiſchen Pyramiden ſogar gefunden haben.

Bei dieſen Studien war der Profeſſor auch auf eine uralte Handſchrift geſtoßen, die von einer eigentümlichen ewig brennenden Lampe meldete. Noch ein zweiter Zauber ſollte aber dieſer Lampe innewohnen. In dem Haus, wo ſie brannte, ſtarb niemand. Seit der Profeſſor das geleſen, war ſein ganzes Daſein ein Suchen nach dieſer Lampe des ewigen Lebens.

Nun lag er auf dem Totenbett. Ein junges Mädchen, eine entfernte arme Verwandte, die ihm die ganze Hauswirtſchaft führte, wartete ſeiner treulich. Sein Famulus erledigte inzwiſchen die notwendigſten Arbeiten im Laboratorium und leitete den Kurſus der Hörer.

Der Profeſſor hatte ſich, da der Tod ſchon faſt die Hand nach ihm ausſtreckte und alle Kunſt der einheimiſchen Aerzte umſonſt war, den berühmteſten Arzt ſeiner Zeit verſchrieben: den großen Theophraſtus Paracelſus, von dem man ſagte, daß er auch mit überirdiſchen Mächten im Bund ſtehe.

Es war ein lichter Sommertag, und die Sonne ſchien hell in die Krankenſtube, als der große Arzt, von dem Famulus unter vielen Bücklingen geleitet, die Schwelle überſchritt. Er ging durch das Zimmer, warf im Vorbeigehen einen kaum merkbaren leichten Blick nach dem Kranken und ſchaute dann durch das Fenſter in den Garten hinab. Alle ſchwiegen. Man wagte es nicht, den großen Mann in ſeinen Meditationen zu ſtören.

„Ihr ſteckt in einer übeln Haut!“ ſagte er endlich, ſein Antlitz dem Kranken zuwendend. „Das Alter hat Euch überſchlichen, ohne daß Ihr es unter Euren Retorten gemerkt habt.“

„So muß ich wirklich ſterben?“ ſtöhnte der Profeſſor.

„Das habe ich nicht geſagt. Hier gebe ich Euch ein Fläſchchen meines Lebenselixirs. Nehmt jeden Tag einen Tropfen in einem Becher Wein. Jeder Tropfen bedeutet einen Tag mehr Leben.“

„Und wenn das Fläſchchen leer iſt?“ fragte der Kranke.

Paracelſus zuckte die Achſeln und warf, indem er zur Thüre hinausſchritt, leicht hin: „Am beſten wäre es freilich, wenn Ihr die Lampe des ewigen Lebens finden würdet. Mir iſt's nicht gelungen. Vielleicht gelingt es Euch. Gehabt Euch wohl!“

Die blonde Hildegard und der Famulus Nikodemus begleiteten den Doktor auf den Hausflur, wo er den beiden noch mitteilte, daß die Lebenstage des Profeſſors gezählt ſeien. So viele Tropfen Elixir das Fläſchchen enthalte, ſo viele Tage verlängerten Lebens. Eine Wiederholung des Medikaments ſei unmöglich. Es würde keine Wirkung mehr thun.

In der Stube ſeufzte aber der Kranke: „Die Lampe des ewigen Lebens ... Auch er weiß davon ... Auch er, der berühmte Paracelſus hat ſie nicht gefunden —“

Da traten der Famulus und das Mädchen wieder herein, und Nikodemus ſprach alſo: „Meiſter, ich will mich auf die Suche nach der Lampe machen. Morgen ſchnüre ich mein Bündel. Es beginnen ohnedies die Ferien für die Studenten. Vielleicht gelingt es mir, in dieſer Zeit das Erſehnte zu finden.“

Am nächſten Morgen zog Nikodemus, nachdem er ſich von einem alten Haſelbuſch im Garten einen Wanderſtab geſchnitten, das Ranzel und eine buntbemalte Pilgerflaſche umgehängt hatte, aus dem Thore der Stadt. Von der Giebelſtube des Hauſes, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, wehte ihm ein Tüchlein nach. Ein zartes Mädchengeſicht ſpähte zwiſchen den blühenden Veigelſtöcken ſo lange die Gaſſe hinab, bis der Famulus um die Ecke verſchwunden war. Heiße Thränen liefen Hildegard über die Wangen. Die beiden liebten ſich. Der alte Profeſſor, ein ſtrenger und harter Mann, hatte aber nie was davon wiſſen wollen. Durch ſolche Poſſen, meinte er, würde nur das ernſte Studium beeinträchtigt.

Es war eigentlich mehr das Mädchen als der Profeſſor, um deſſenwillen Nikodemus in die weite Welt zog; denn er hoffte mit dem Beſitz der zauberiſchen Lampe auch ſein Lieb zur Gattin zu erhalten. Und dann winkte ja auch ihnen ewiges Leben, da ſie unter demſelben Dache wohnen würden, unter dem auch die Lampe brennen ſollte.

Die Anzahl der Tropfen in dem Fläſchchen des Paracelſus hatte der Famulus ſorgfältig gemeſſen. Sie reichten gerade für ein Jahr. Wenn bis dahin nicht Rettung geſchafft war, mußte der Alte ſterben. Hildegard kam vielleicht zu entfernten grauſamen Verwandten und ihm ſelbſt war der Stuhl vor die Thüre geſetzt. Hab und Gut beſaß aber Nikodemus nicht, denn auch er hatte die Kunſt, Gold zu machen, nicht erfunden.

Monatelang war der Famulus gewandert und endlich auch in das Land der Aegypter gekommen. Als er traurigen Mutes, da er die Lampe noch immer nicht entdeckt hatte, an den Pyramiden vorüberzog und den Kopf hängen ließ, trat ihm hinter einem Steinhaufen plötzlich ein kleines altes Männlein entgegen. Eine gewaltige Naſe ragte aus einem faltenreichen Geſicht, deſſen Haut wie Pergament glänzte. Kluge, ſtechende Augen blitzten unter buſchigen, ſchneeweißen Brauen. Auf dem Haupt thronte ein hoher Turban. Mit den Beinen ſtak der Kleine in weiten faltigen Höslein aus buntem Tuch.

„Wohin, junger Freund?“ fragte der Fremde, indem er den Famulus erſuchte, ſeinen ſchnellen Gang zu mäßigen, da er ſonſt nicht mit ihm Schritt halten könne. Während ſie nun ſo miteinander zogen, offenbarte der Famulus ſeinem Begleiter, zu dem er plötzlich Vertrauen zu faſſen begann, ſeine ganze Geſchichte.

Der Kleine meinte: die Lampe wolle er ihm wohl verſchaffen, denn er ſcheine ihm ein guter Jüngling zu ſein, der eines ſolchen Dienſtes würdig wäre. Ihm ſelbſt ſei der Beſitz des Zaubers von keiner Bedeutung; denn er begehre nicht, ewig zu leben, ſondern ſehne ſich nach Ruhe. Die Lampe ſelbſt brenne aber in der Grabkammer eines alten ägyptiſchen Königs. Nur er und ein anderer ägyptiſcher Magier, der aber vor kurzem geſtorben ſei, hätten um das Geheimnis gewußt.

Die beiden wanderten den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch, da der Famulus mit ſeinem Begleiter nicht ſchnell vorwärts kommen konnte. Schlaf fand er nicht, denn es drängte ihn unaufhaltſam nach dem Beſitz des köſtlichen Gutes.

Am Morgen kamen ſie an eine kleine Pyramide, deren Eingang faſt ganz vom Flugſand verſchüttet war. Sie bahnten ſich mit Mühe den Weg. Dann ging es weiter durch ein Labyrinth von Gängen. Der Kleine leuchtete mit einer Laterne, die er unter ſeinem weiten Mantel getragen hatte, voran.

Endlich gelangten ſie in die Grabkammer. Auf einem Marmorſockel ſtand ein altertümlicher buntbemalter Sarg, in dem ein königlich gekleideter Mann lag, anſcheinend eine Mumie. Als der Famulus aber näher trat, bemerkte er, daß ſich die Bruſt des Königs in regelmäßigen Atemzügen hebe und ſenke, wie die eines Schlafenden. Jetzt ſchlug dieſer die Augen auf und ſah erſtaunt nach den Eindringlingen, ohne aber ſonſt ein Glied zu regen. Der Famulus wollte ſich flüſternd zum Ohre ſeines Begleiters neigen, als dieſer mit lauter Stimme ihm bedeutete, er möge ebenfalls laut ſprechen: denn es dürfe hier nicht geflüſtert werden.

In einer Mauerniſche brannte eine Lampe aus einfachem Thon, jedoch mit wunderlichen Figuren und unverſtändlichen Zeichen geziert. Eine eigentümliche Dämmerung verbreitete ſich über das Gemach, an deſſen Wänden ſeltſame Geſtalten, halb Menſchen, halb Fabeltiere, abgebildet waren. Die lebende Mumie verfolgte mit ihren Augen unabläſſig das Thun und Treiben der beiden. Jetzt ſprach der Kleine auf die Lampe weiſend: „Nimm! Dein Wunſch iſt erfüllt. Aber raſch, ehe der im Sarg völlig zum Gebrauch ſeiner Lebensgeiſter gelangt.“

Mit einem kühnen Griff eignete ſich der Jüngling die Lampe an. Dann eilten beide aus der Kammer. Am Eingang derſelben zurückblickend, ſahen ſie noch, wie ſich der König in ſeinem Sarg aufrichtete und dann mit einem tiefen Seufzer zurückſank.

Als ſie wieder im Freien waren, löſchte der Kleine die Lampe, goß das Oel aus derſelben in ein Fläſchchen, zog den Docht, der von Asbeſt ſchien und die Form einer Schlange hatte, heraus und verpackte alles geſondert in das Wanderränzel des Famulus, der frohlockte und den Alten mit Dank überhäufte.

Der aber ſprach zu ihm: „Eigentlich bin ich dir zu Dank verpflichtet für deinen Mut und deine Entſchloſſenheit. Möge dir das Geſchenk Segen bringen! Wiſſe, ich bin der Verfertiger der Lampe, ein alter ägyptiſcher Zauberer, ſchon viele tauſend Jahre alt. Solange ſie im Gemach des Königs, der mein Herr war, brannte, mußte ich leben und durch nichts hätte ich den Zauber zerſtören können — außer es würde eine fremde Hand die Lampe entwenden. Ich habe lange danach geſtrebt; aber teils ſchienen mir die Menſchen nicht würdig eines ſolchen Geſchenkes, teils auch waren ſie zu mutlos, um ein ſolches Beginnen auf ſich zu nehmen. Viele habe ich auch gefunden, die gar keine Sehnſucht nach ewigem Leben trugen. Ich trage ſie auch nicht mehr. Ich ſehne mich nach Ruhe. Auch dein alter Meiſter wird ſich dereinſt danach ſehnen. Das Oel in der Lampe geht niemals aus und verringert ſich niemals. Der Docht verbrennt nicht. Nur eines kann den Verluſt des Zaubers herbeiführen, nämlich, wenn in dem Haus, wo das Licht brennt, geflüſtert oder geflucht wird. Denn Flüſtern iſt die Mutter der Verſtellung und Tücke, der Fluch der Vater der gewaltſamen That. Und dieſe zwei ſind die gefährlichſten Feinde blühenden Lebens. Beide vernichten den Zauber, und derjenige, dem ſchon früher zu ſterben beſtimmt war, ſtirbt unfehlbar in demſelben Augenblick, ein anderer zu der ihm zugemeſſenen Zeit. Lebe wohl. Ich danke dir. Verſuche es, glücklich zu ſein.“

Damit verſchwand der Begleiter des Famulus, als wenn ihn die Erde verſchluckt hätte. Dem Jüngling ſchien es, als ob der Wind ein leichtes Wölkchen Aſche oder Staub zerſtreue und von dannen führe. Kalt überlief es ihn. Er ergriff haſtig ſeinen Wanderſtab und eilte dem Meere zu, um ſich wieder nach Europa einzuſchiffen.

Mit großem Jubel wurde er daheim empfangen. Die Lampe des ewigen Lebens aber fand ihren Platz im Laboratorium, wo der Profeſſor für ſie eine Art Kapelle an der Mauer bauen ließ, die mit ſtarken eiſernen Stäben vergittert war.

Der Famulus hatte die blonde Hildegard als ſein Weib heimgeführt, denn der Alte konnte ihm dieſen Preis für ſeine Kühnheit nicht mehr verſagen. So lebten die drei in dem Hauſe unter dem Schutz der Lampe anſcheinend als die glücklichſten Menſchen. Bald aber begann der Wurm wieder an dem Profeſſor zu nagen. Er war mit dem Errungenen nicht zufrieden. Jetzt ſtrebte er nur von neuem und noch viel ſtarrköpfiger nach dem Stein der Weiſen und der Goldmacherkunſt. Der Famulus ſah es mit Betrübnis. Er wäre gern von neuem ausgezogen, aber er verhoffte ſich keinen Erfolg davon.

Schrecklich war auch dem Alten das Verbot des Fluchens. Er hatte es früher weidlich getrieben, und es galt ihm als eine Art Herzenserleichterung. Jetzt, wenn ein Schmelztiegel oder eine Retorte ſprang oder irgend einer der Scholaren eine Ungeſchicklichkeit beging, mußte er die lauten Aeußerungen ſeines Zornes in ſich hineindrücken. Dafür hatte er ein neues Weſen angenommen. Was früher in lautem Schelten herausgepoltert war, kam jetzt in ſpitzigen, wohlgeſetzten und wohlerwogenen Wörtlein, die nur um ſo mehr verletzten. Auch das junge Paar hatte viel darunter zu leiden.

Am meiſten litt es aber unter dem andern Verbot, wie ſich wohl leicht denken läßt. Wieviel haben ſich Jungverheiratete mitzuteilen, was ſich nicht laut ſagen läßt! Wie ergeht ſich die zärtliche Sprache von Liebenden gern im Flüſterton! So mußten ſie entweder ſchweigen oder all ihre Heimlichkeiten auf einen einſamen Spaziergang vor das Thor des Städtleins verſparen. Spazierengehen trug es aber nur am Sonntag, denn der Alte hielt ſtrenge darauf, daß die Arbeitsſtunden im Laboratorium eingehalten wurden. Der tägliche Gang zur Kirche gab keine Gelegenheit der vielen Leute wegen, die vielleicht gewitzelt hätten über die jungen Leute, welche keinen beſſeren Platz wußten, miteinander heimlich zu thun, als die Straße und die Kirche. So hatte die zauberiſche Lampe eigentlich nicht allſeitig Segen geſtiftet.

Mehr als drei Jahre waren ſeitdem verſtrichen, als die Kunde von dem Tod des großen Theophraſtus Paracelſus durch die Lande lief. Den alten Profeſſor erfüllte ſie, obwohl er gerechte Trauer über das Erlöſchen dieſes hellen Lichtes der Wiſſenſchaft trug, doch mit einer gewiſſen Genugthuung. Gerade die Erinnerung an die Sterblichkeit des großen Mannes trieb ihn an, ſeinen Flug nach den höchſten Zielen nur um ſo hartnäckiger fortzuſetzen.

Der Winter war über die Welt gekommen. In weißem Kleide ſtanden Feld und Wald. Die Erker und Giebel im Städtchen hatten ſchneeweiße Schlafmützen aufgeſetzt. An den Geſimſen ſtaute ſich das Getriebe der Flocken zu kleinen flaumigen Pölſterchen.

St. Barbara war es. Nikodemus deſtillierte allein im Laboratorium, als ſein junges blühendes Weib zur Thüre hereintrat, wie ein gleitender Sonnenſtrahl in dem düſtern Gemach. In der Hand trug ſie einen Zweig vom Kirſchbaum im Gärtchen. Den wollten ſie ins Waſſer ſetzen, damit er zu Weihnacht Blüten treibe.

„Ich wünſchte, es ließe ſich auch mit unſerem Glück ein ähnliches Experiment anſtellen, damit es Blüten triebe. Aber der Zweig iſt im Freien gewachſen, in Gottes Luft und im Licht der Sonne. Wir verwelken in dem düſtern Haus!“ ſagte der Famulus, indem er beide Hände ſeines geliebten Weibes ergriff und den Zweig neben eine Retorte auf den Tiſch legte.

Sie ſah zu ihm empor mit einem eigentümlichen Ausdruck in ihren Augen. Eine fliegende Röte glitt über ihr Antlitz. Dann rief ſie jubelnd, ihre Arme um den Hals des geliebten Mannes ſchlingend: „O, ich bin glücklich — ſo unendlich glücklich! Ich kann es gar nicht ſagen, wie glücklich!“

Der Famulus ſah ſie erſtaunt an. So heiter war ſie lange nicht mehr geweſen.

„Was meinſt du?“ fragte er. „Ich verſtehe dich nicht. Wir ſind ja beide nicht glücklich. Der Stamm, an dem wir blühen, iſt alt und ſiech. Was ſoll da aus den Blüten werden —“

Da drückte ſie ihn noch feſter an ſich, barg ihr Geſicht an ſeiner Wange und flüſterte ihm ein ſüßes Geheimnis ins Ohr.

Ein donnerähnlicher Krach brachte die Vergeſſenen wieder zum Bewußtſein. Jäh ſchreckten ſie empor. Die Lampe des ewigen Lebens war erloſchen. In dem Raum war es faſt dunkel. Nur unter einem Dreifuß brannte noch ein kärgliches Feuerlein.

„Der Meiſter!“ ſchrie Nikodemus laut auf, als ihm das Schreckliche zur Gewißheit wurde.

Eine Weile ſtanden die beiden noch wie gelähmt. Dann eilten ſie zitternd nach dem Arbeitszimmer des Profeſſors. Der ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, einen alten Folianten vor ſich aufgeſchlagen. Er ſchien zu ſchlummern. Ein Ausdruck des Friedens lagerte auf ſeinem Geſicht. Als der Famulus jedoch ſeine Hand ergriff, die noch eine Feder hielt, fiel ſie tot und ſchlaff hernieder. Der Meiſter war in jenen Schlummer geſunken, aus dem man nicht mehr erwacht. Am Rande des Blattes, das er gerade aufgeſchlagen hatte, ſtand mit zitternden Buchſtaben, denen man die letzte Kraftanſtrengung des Schreibers anſah: „Ich habe den Stein der Weiſen gefunden!“

„Er hat ihn gefunden —“ ſagte der Famulus, indem ihm die hellen Thränen in die Augen traten. „Es iſt am beſten ſo. Er iſt erlöſt und ſicher zu einem größeren Glück eingegangen, als ein ewiges Leben hier auf Erden für ihn bedeutet hätte . . .“

Es dauerte nicht allzulange, da zog in das düſtere Haus, das nunmehr dem Famulus gehörte, ein junges Leben ein. Und es herrſchte nach einigen Jahren von den blonden Köpfchen und Zöpfchen mehr Leben im Haus, als da noch die Lampe unter ſeinem Dach gebrannt hatte.

Den beiden Gatten war es aber, als ob nach den umwölkten, trübſeligen Jahren ein prächtiger Regenbogen in ihren Herzen erſtanden wäre.

Das Gedenken an ſeinen alten Meiſter, in deſſen Amt und Würden er getreten war, trug der Famulus treu im Herzen, obwohl er nicht viel Gutes von ihm erfahren hatte. Er wurde ein hochangeſehener Mann, wenn auch nicht die Sage von ihm ging, daß er den Stein der Weiſen gefunden habe.

Mühle in Niederöſterreich.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Die Maler haben von jeher in den Waſſermühlen die dankbarſten Motive für Landſchaftsbilder gefunden. Der poetiſche Zauber, die idylliſche Ruhe, die Verbindung von Waſſer, Land und uralter Werkthätigkeit, welche in ſolchen Bildern veranſchaulicht werden, verfehlen ihre Wirkung auf das Gemüt nicht, und die meiſt alten Häuſer, an denen ſich das Rad dreht, regen die Phantaſie an, die ſtillen Räumlichkeiten dieſer Gebäude mit klugen, nachdenklichen Müllern und originellen hübſchen Töchtern zu bevölkern. Von den alten Holländern an bis in die neueſte Zeit herein iſt die ſpezielle Poeſie der Waſſermühlen hundertfach widergeſpiegelt worden. Eine ganz eigenartige Darſtellung des alten Themas bringt H. Darnant in ſeiner Mühle aus Niederöſterreich, die wir unſeren Leſern in einem fein ausgeführten Holzſchnitt hier vorführen. Die baumreiche, flache Landſchaft, der große Fluß, das mächtige altersgraue Mühlgebäude, die Frühſommerſtimmung über all dieſem geben dem naturwahren mit der ſchärfſten Beobachtung der Wirklichkeit ausgeführten Bilde trotz der wenig effektvollen Landſchaft einen ganz beſonderen Reiz, der in den oben angeführten Eigenſchaften des Malers ſeinen Grund hat.

Die Ferien des Gelehrten.

Von

Franz von Holtzendorff.

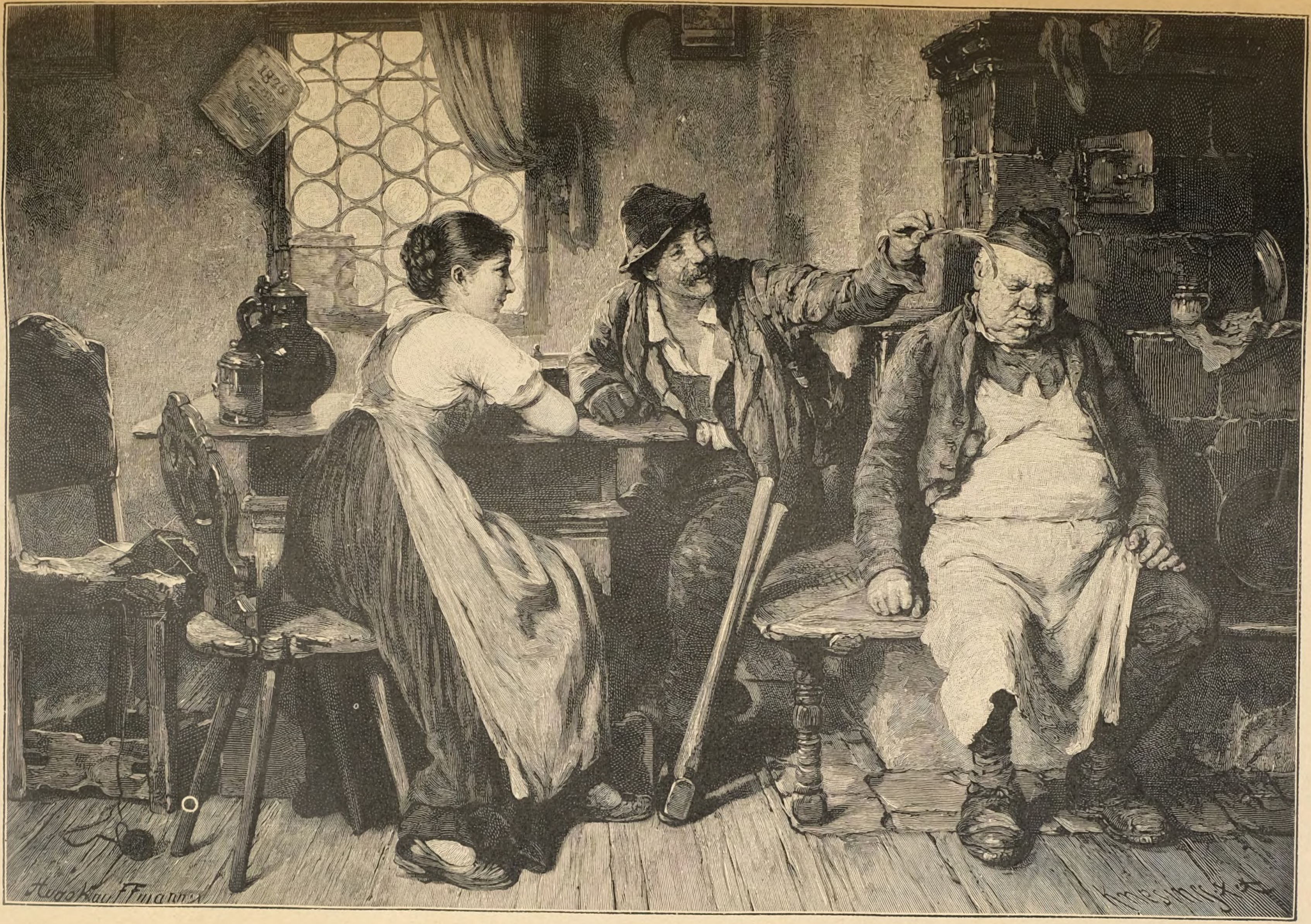
Gloſſe zu: Fahr aus, du Staub, der in mich kam,
Schulweisheit du und Bücherkram!
In alle Winde fliehe,
Daß die Natur einziehe! Tieck.

Wie gern erforſchte ich im Süden
Den Mumienſchrein im ſtillen Dom
Der rätſelhaften Pyramiden!
Ich ſtieg in Grüfte, brach den Frieden
Der Katakombenſtadt in Rom.
Doch wenn ich, von der Wand'rung lahm,
Heimkehrend deutſchen Sang vernahm,
Verſchloß ich meine Schreibtiſchfächer.
Froh rief ich dann beim vollen Becher:
Fahr aus, du Staub, der in mich kam!

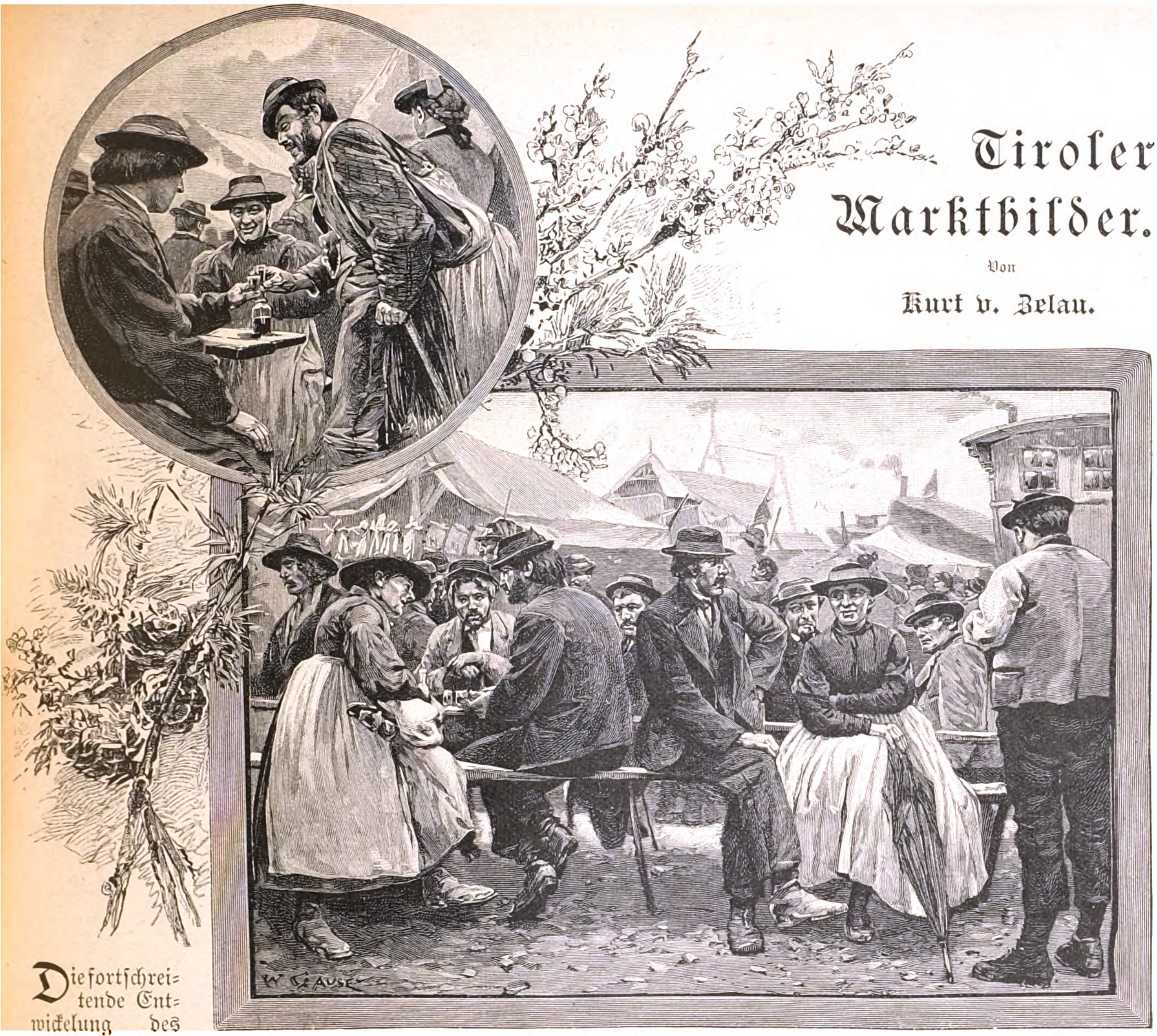
Wo in der Denkerſtirne Falten,
Wo unter längſt ergrautem Haar
Die Ehrfurcht vor dem Geiſt der Alten
Und Liebe zu den Muſen walten,
Da iſt der Wiſſenſchaft Altar.
Doch wenn nach winterlichem Gram
Der Knoſpen jungfräuliche Scham
Emporgrüßt zu den dunklen Tannen,
Könnt ihr mich nicht mehr bei euch bannen,
Schulweisheit du und Bücherkram.

Mich nahm ein Eid in ſeine Haft.
Auf meinem Sitz von Leder
Schwur Treue ich der Wiſſenſchaft.
Doch müde wird die Feder
Und träge meine Lebenskraft
Schon in des Tages Frühe.
All der papier'nen Mühe,
Die mich geplagt beim Lampenſchein,
Sag ich: Du ſollſt des Teufels ſein!
In alle Winde fliehe!

Blick' auf zum dunklen Firmament!
Lies der Geſtirne Bibeln.
Fort Mikroſkop und Inſtrument!
Verlern' es, nachzugrübeln,
Ob dir das Alter noch vergönnt,
Daß Frohſinn in dir blühe.
Vergiß dein Land! Denn, ſiehe!
Dich küßt der Roſen holder Duft.
Thu' auf dein Herz, daß Frühlingsluft,
Daß die Natur einziehe.



Eingenickt. Gemälde von Hugo Kauffmann.



Tiroler Marktbilder.

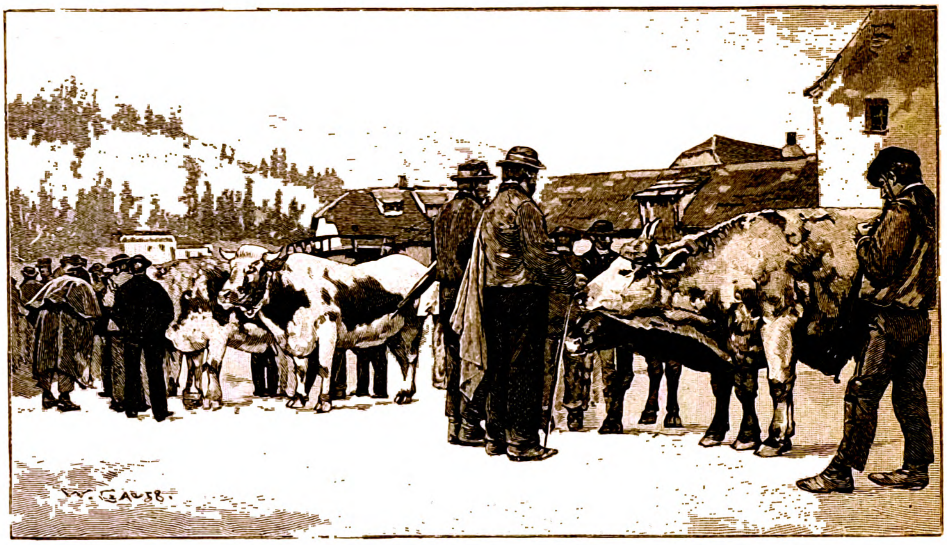
Von

Kurt v. Zelau.

Markt in Stegen (S. 66).

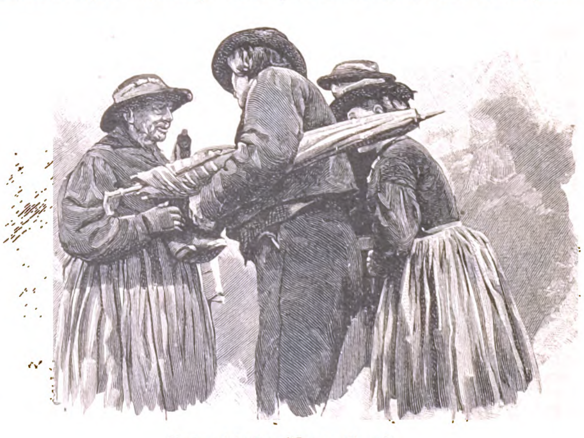
Die fortſchreitende Entwickelung des Verkehrsweſens hat es mit ſich gebracht, daß die Jahrmärkte, welche früher in dem Leben ſelbſt der größeren Städte eine nicht unwichtige Rolle ſpielten, und deren Anziehungskraft den Kleinſtädter und Landmann wenigſtens einmal im Jahre die weitläufige Reiſe nach einem Mittelpunkte des Handels antreten ließ, allmählich an Bedeutung verloren haben. In Ländern, die mit einem vielverzweigten Netze von Eiſenbahnen und guten Fahrſtraßen verſehen ſind, braucht der Landbewohner nicht erſt einen beſtimmten Markttag abzuwarten, um nach der Stadt zu fahren und ſich mit Induſtrieerzeugniſſen zu verſehen, welche dort für jeden Bedarf jahraus, jahrein in den Kaufläden feilgeboten werden. Durch die permanenten Märkte, welche ſich in der Geſamtheit der ſtädtiſchen Kaufläden verkörpern, entfällt auch das Zuſtrömen von Verkäufern, die ſonſt ihre Waren mit ſich führten, nach dieſen Handelszentren. Immerhin haben ſich aber ſelbſt in Großſtädten die Märkte im früheren Sinne des Wortes erhalten, wenn ſie gleich zum Teil andere Namen angenommen haben. Denn was ſind die Verkaufsbazare, denen wir in Wien, Berlin, ja ſelbſt in Provinzſtädten begegnen, und wo man um einen feſtgeſetzten niedrigen Preis die verſchiedenſten Dinge erwerben kann, was ſind die großen Markthallen, die Konſumvereine, in denen der Städter ſeinen täglichen Lebensmittelbedarf bezieht, und ſchließlich die mit Verkauf verbundenen Ausſtellungen anderes — als Märkte? Nur in einer Richtung haben ſich dieſelben noch in ihrer früheren Geſtalt erhalten, nämlich inſofern ſie in unmittelbarer Verbindung mit der Landwirtſchaft ſtehen. Um Ackergerät, Saat einzukaufen, ein Zugtier zu erhandeln, oder Schlachtvieh zu Geld zu machen, pflegt der kleine Grundbeſitzer nicht erſt weit zu reiſen; der ſeinem Wohnort am nächſten gelegene Marktflecken, wohin er ohne Benutzung der Eiſenbahn mit ſeiner lebenden Ware gelangen kann, iſt ihm der liebſte. Selbſtverſtändlich muß zur Abhaltung des Marktes unter den Bauern der Gegend ein beſtimmter Tag vereinbart ſein; und daß der Landmann, die Gelegenheit wahrnehmend, ſich gleichzeitig mit Induſtrie-Erzeugniſſen verſorgt, iſt ebenſo naheliegend, als daß er einen ſolchen nach ſeinem Begriffe arbeitsfreien, aus dem Alltagsleben heraustretenden Tag auch in irgend einer Weiſe feſtlich geſtaltet ſehen und dem Vergnügen widmen möchte.

In Alpenländern, wie in Tirol, gewinnt aber der Markttag eine ganz beſondere Bedeutung. Je mehr ſich das Leben in die Berge hineinzieht, je höher gelegen die menſchlichen Wohnſtätten ſind, je mehr der Verkehr durch die örtliche Bodengeſtaltung erſchwert wird, deſto ſeltener ſteigt der Aelpler nach den großen Heerſtraßen der Hauptthäler herab, in denen ſich die Mittelpunkte des Handels befinden. Kommt er aber dahin, ſo will er ſich nicht nur für lange Zeit mit dem nötigen Bedarf an Kolonialwaren, Wein, Kleidung und Hausrat verſorgen, ſondern auch die Erzeugniſſe ſeiner Wirtſchaft, zumeiſt ſelbſtgezüchtetes Vieh, Käſe ꝛc. an den Mann bringen und verwerten. — Eines

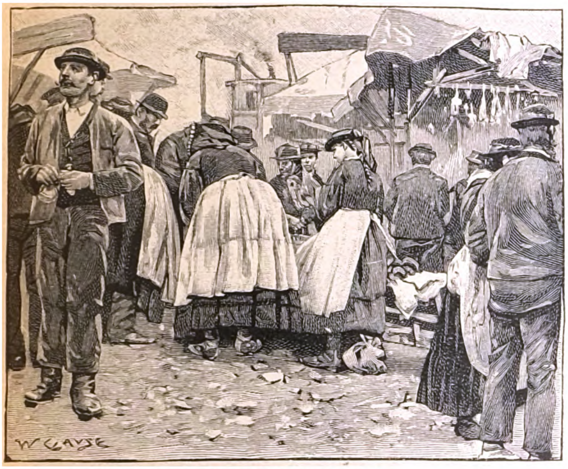


Beim Ochſenhandel (S. 69).

dieſer Tiroler Marktbilder mit all ſeiner bunt bewegten Staffage entrollt ſich in der beigedruckten Reihe von Illuſtrationen vor unſeren Augen. Das unſcheinbare Dorf Stegen, nächſt Bruneck im Puſterthal, iſt der Ort der an Scenen reichen Handlung; die Zeit, in der ſich dieſelbe abſpielt, fällt in den Herbſtbeginn, zu Anfang Oktober, wenn das Vieh von den Almen heimgetrieben und im Etſchland die Traube gereift iſt. Da wachſen in dem Dörfchen über Nacht die Holzbuden aus dem Erdboden und bilden ganze Gaſſen, durch die ſich die bäuerlichen Käufer, die Waren prüfend und muſternd, bewegen; denn ein guter Kauf will wohl überlegt ſein und wer einmal im Jahr ein Stück Geld hinlegt, um wie der Burſche in unſerem Bilde das Tuch für einen neuen Anzug zu erwerben, der beſinnt ſich dreimal, ehe er's thut, und greift und taſtet, ob der Stoff auch gut und dauerhaft ſei. Dort legt ein Weib ihr Päckchen hin; auch ſie zählt zu den ernſten Käufern, während es Volk genug gibt, das dieſen nur gaffend im Wege ſteht, und nur, um die Schauluſt zu befriedigen, von einer Bude zur andern wandert. Hier wird auch manches Wiederſehen gefeiert; Verwandte, die in verſchiedenen Thälern wohnen, welche voneinander wohl nicht mehr als zwei, drei Meilen in der Luftlinie entfernt liegen, und die das ganze Jahr über nicht dazu kommen, ſich zu beſuchen, begrüßen einander auf dem Markte, wo ſie das Geſchäft zuſammenführt. „Grüß Gott Hanſel!“ — „Grüß Gott Seppel; biſcht fein g'ſund; wie geht's im Enneberg, was macht dei' Weib, wie geht's euerer ſchwarzen Lieſel (der Kuh); haſcht noch dei Schimmele?“ — So ungefähr wird die Unterhaltung zwiſchen zwei Brüdern oder Vettern eingeleitet, wenn ſie nicht etwa in einer welſchen Mundart, z. B. ladiniſch geführt wird, denn zu der romaniſchen Sprachgrenze hat man von unſerem Marktorte nicht viel weiter, als zwei Stunden. Dort bei Palfrad auf der nach dem Enneberg hin liegenden Paßhöhe beginnt das Sprachgebiet der Ladiner, deren Mundart mit jener in Graubünden geſprochenen noch am meiſten Aehnlichkeit hat, von den Italienern aber kaum verſtanden wird. — Ein anderes Bild zeigt uns die Holzbrücke, die bei Stegen über die Rienz führt. Es iſt ein böſes Gebirgswaſſer, das namentlich, wenn im Herbſte der Föhn die auf den Bergen gefallenen Schneemaſſen jählings ſchmilzt, arge Verheerungen anrichtet. In übelſter Erinnerung ſteht den Leuten noch das Jahr 1878, und auch ſpäter zu Beginn der achtziger Jahre ſetzte eine Ueberſchwemmung den Thalboden unter Waſſer und vernichtete auf lange Zeit alles Ackerland. Seither hat die Regierung mit bedeutendem Koſtenaufwande Dämme und Uferſchutzbauten aufführen laſſen, und namentlich eine Regulierung der gefährlichen Wildwäſſer in den Seitenthälern angeſtrebt. Doch hier zeigt ſich leider die Ohnmacht der Menſchen gegenüber der Gewalt der Elemente. Das Losbrechen von Erd- und Schlammlawinen nach anhaltenden Regengüſſen iſt durch keine Schutzvorkehrung zu verhindern, und ſtürzt eine ſolche Maſſe in das Bett des angeſchwollenen Gebirgsbaches, ſo ergießt derſelbe ſeine Wäſſer auf das umliegende bebaute Land und bricht ſich nach allen Seiten hin Bahn, in jäher Wucht Häuſer, Menſchen und Vieh mit ſich fortreißend. — Wie ſchon früher erwähnt, bildet auf den Tiroler Märkten der Viehhandel eine Hauptſache. Unter den in Stegen aufgenommenen Marktſcenen finden wir auch einen Schafeverkauf, der ſo recht den Hergang bei ſolchem Handel veranſchaulicht. Da ſtehen die Bauern rings um die Einzäunung und muſtern die innerhalb derſelben befindliche Herde, die beſten Stücke derſelben kundigen Blickes herausfindend und mit dem „Schafer“ um den Preis jedes einzelnen feilſchend. Hier ſcheint die Schafſchur, die zu den wichtigſten Herbſtarbeiten zählt, noch nicht begonnen zu haben. Es iſt dies gewöhnlich die Sache der Knechte, welche die von den Hochalmen herabgetriebenen Tiere knebeln, um ihnen mit großen Scheren die Wolle abzunehmen. Der „Schafer“ luſtwandelt indeſſen durch Feld und Wald und knallt fein mit der Peitſche, daß es weithin ſchallt. Er muß dieſes Schnalzen gut im Griff haben, denn damit werden die auf der Berghalde zerſtreuten Tiere von den entlegenſten Felſenſpitzen zur Salzlecke herbeigelockt und zur Muſterung geſammelt. Fehlt eines, ſo geht es der Hund, g



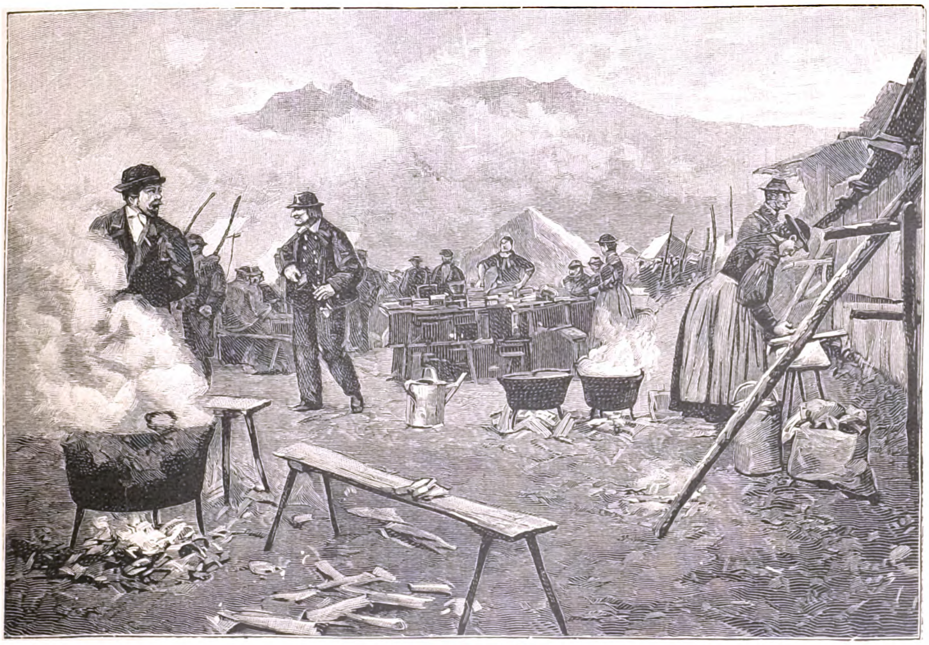
Verwandtenbegrüßung (S. 66).



In den Budenreihen (S. 66).

wöhnlich ein derber Spitz, ſuchen; oft freilich findet er es zerſchellt am Fuße eines Felſens liegen, auf deſſen ſteilem Grat es ſich „derfallen“ hat. Originelle Geſtalten ſind dieſe Tiroler „Schafer“, durch monatelangen Aufenthalt in den höchſten Bergregionen wettergebräunt und zerlumpt, den langen Bergſtock und die Peitſche als unzertrennliche Attribute ihres Berufes in den Händen. Ich begegnete einem derſelben im Gebiete des Umbalgletſchers, der ſchon durch Wochen hindurch keinen Menſchen geſehen und in mir mit ſichtlicher Freude ein Weſen humani generis begrüßte. Als maßgebendſten Wetterpropheten zog ich ihn wegen der Wetterausſichten zu Rate, während er, als glücklicher Beſitzer einer Tombakuhr, die ſtehen geblieben, ſich von mir die Stunde angeben ließ; ich reichte ihm dazu einen Becher Wein, und als er getrunken, meinte er mit einem „Vergelt's Gott“, die Stunde werde er lang nicht vergeſſen, denn Wein habe er ſchon ſeit einem halben Jahr keinen „verkoſtet“. Auch den Schafen ſchien der fremde Gaſt willkommen zu ſein; ſie gaben mir faſt eine Viertelſtunde das Geleite, ſich dicht an mich herandrängend. Ihre Zärtlichkeit iſt aber nicht frei von Egoismus; ſie hoffen Salz zu erhalten und belecken den Alpenſtock nur, weil er ſalzig ſchmeckt. Wehe, wenn der Touriſt ihnen allein auf Felshöhen begegnet; abgeſehen davon, daß ihr Herumklettern zu ſeinen Häupten Steine lockern und ins Fallen bringen kann, können ſie auch dadurch gefährlich werden, daß ſie ſich um ihn ſcharen und drängen, um ſeine Kleider zu belecken. Der dichten Maſſe gegenüber nützt kein Dreinſchlagen mit dem Stocke; ein Ausgleiten und Hinfallen genügt, daß ſich die ganze Schar auf den unglücklichen Touriſten ſtürzt, ihn erdrückt, ihm die Kleider vom Leibe frißt und ihn dann tot leckt. Nur der Hirt oder der bergkundige Gemsjäger oder Führer, der den Geierruf kennt und nachahmen kann, vermag ſich dagegen zu ſchützen, denn auf dieſen Schrei hin zerſtiebt die Herde erſchreckt nach allen Windrichtungen. Möge dies den Touriſten zur Warnung dienen, die führerlos einſame Berghöhen erklimmen! Begegnen ſie einer Schaf- oder auch Ziegenherde, deren Hirt nicht in der Nähe iſt, ſo werden ſie wohl daran thun, derſelben in weitem Umkreiſe auszuweichen. — Doch kehren wir zu unſerem Markte zurück. Da der Landmann ſich zu jedem Geſchäfte weit mehr Zeit läßt, als dazu nötig iſt und die raſche Abwickelung eines Handels gar nicht kennt, ſo bringt er hier faſt den ganzen Tag zu. Es muß daher dafür geſorgt ſein, daß er an Ort und Stelle zu eſſen und zu trinken finde; vor allem aber will er bei dieſem feſtlichen Anlaſſe ſein Leibgericht, die „Knödel“ nicht entbehren. Daher iſt hinter den Buden und hinter dem Zelte eine improviſierte Küche errichtet, wie wir ſie hier im Bilde ſehen. Ueber einem aus Holz und Eiſen gefügten offenen Herd hängt ein mächtiger Keſſel, in dem die etwas derbe ſchmackhafte Mehlſpeiſe gleich Geſchützkugeln angehäuft, im ſiedenden Waſſer brodelt. Da es mancher deutſchen Frau, die für die Tiroler Berge ſchwärmt, erwünſcht ſein könnte, zu erfahren, wie dieſes Nationalgericht bereitet wird, fügen wir unten in der Anmerkung ein Küchenrezept bei, das wir einer trefflichen Hausfrau verdanken, die es einer Tiroler Bäuerin abgeguckt hat[1]).

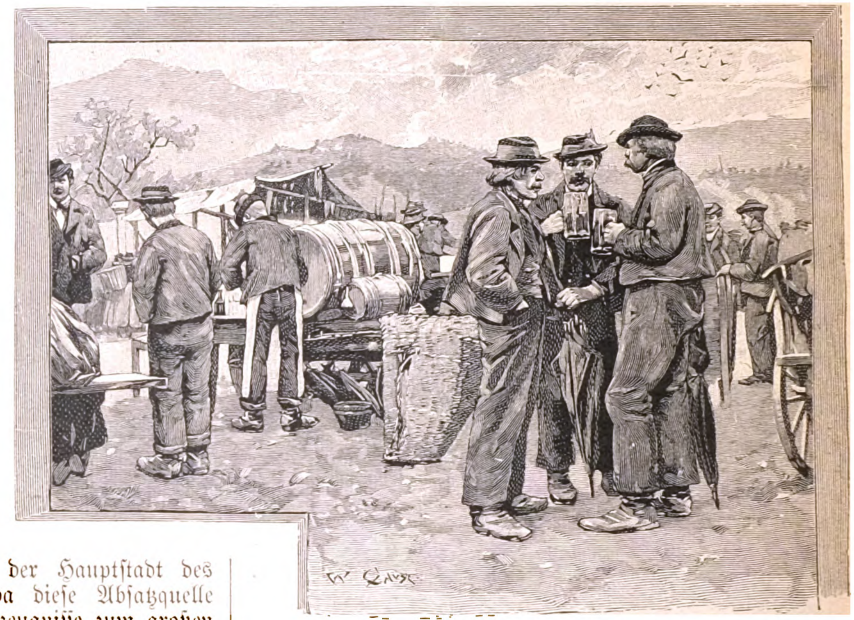
Die Verkäufer, die während der Markttage in den Buden ihre Wohnung aufgeſchlagen haben, bereiten ſich ſchon früh am Tage, da noch der Morgennebel über dem Thale liegt, im freien Felde ihren Kaffee, der nach leidiger Landesſitte gut zu zwei Drittel mit dem bekannten Frank-



Kaffeeküche (S. 67).

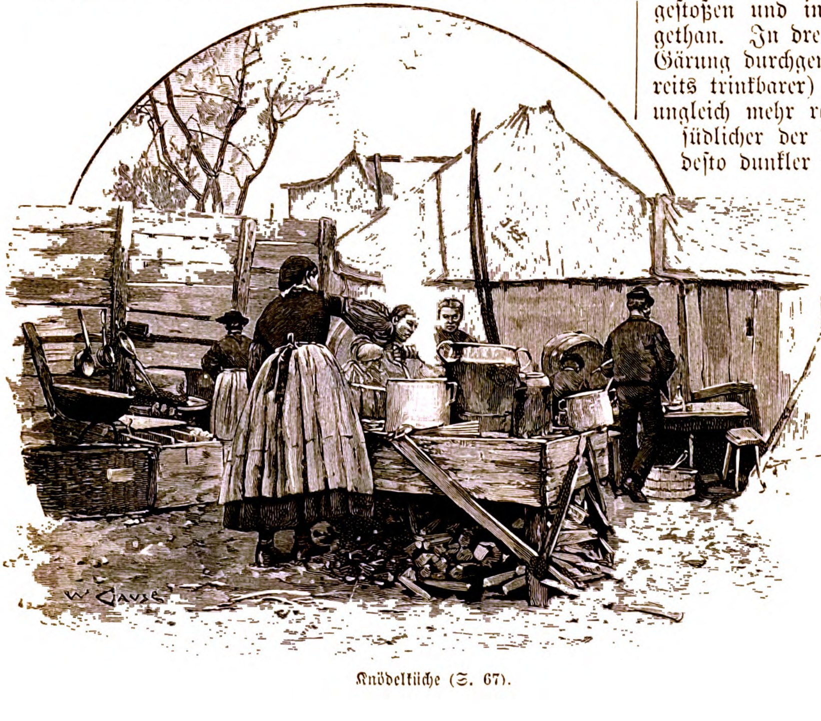
---

[1]) In eine Kaſſerolle wird feingehackter Speck gethan, und ſobald er heiß geworden, mit würfelförmig geſchnittenen Semmeln gemiſcht; ſowie dieſe geröſtet ſind, mengt man ſie mit feingehackten geräucherten Würſten (in Tirol zur Winterszeit im Hauſe aus Schweinefleiſch und Stierfleiſch fürs ganze Jahr bereitet) und den feingehackten Stengeln junger Zwiebel. Mehl von mittlerer Sorte wird in einer Schüſſel mit einem Ei, Waſſer und etwas Salz zu einem ziemlich weichen Teig verrührt. In dieſen Teig thut man die früher bereitete Miſchung von gehacktem Speck, Semmelſchnitten, Würſten und Zwiebel, mengt das Ganze gut durcheinander, bildet Knödel daraus und legt dieſelben in geſalzenes, bereits ſiedendes Waſſer ein, wo man ſie je nach der Größe ungefähr 15 Minuten kochen läßt.



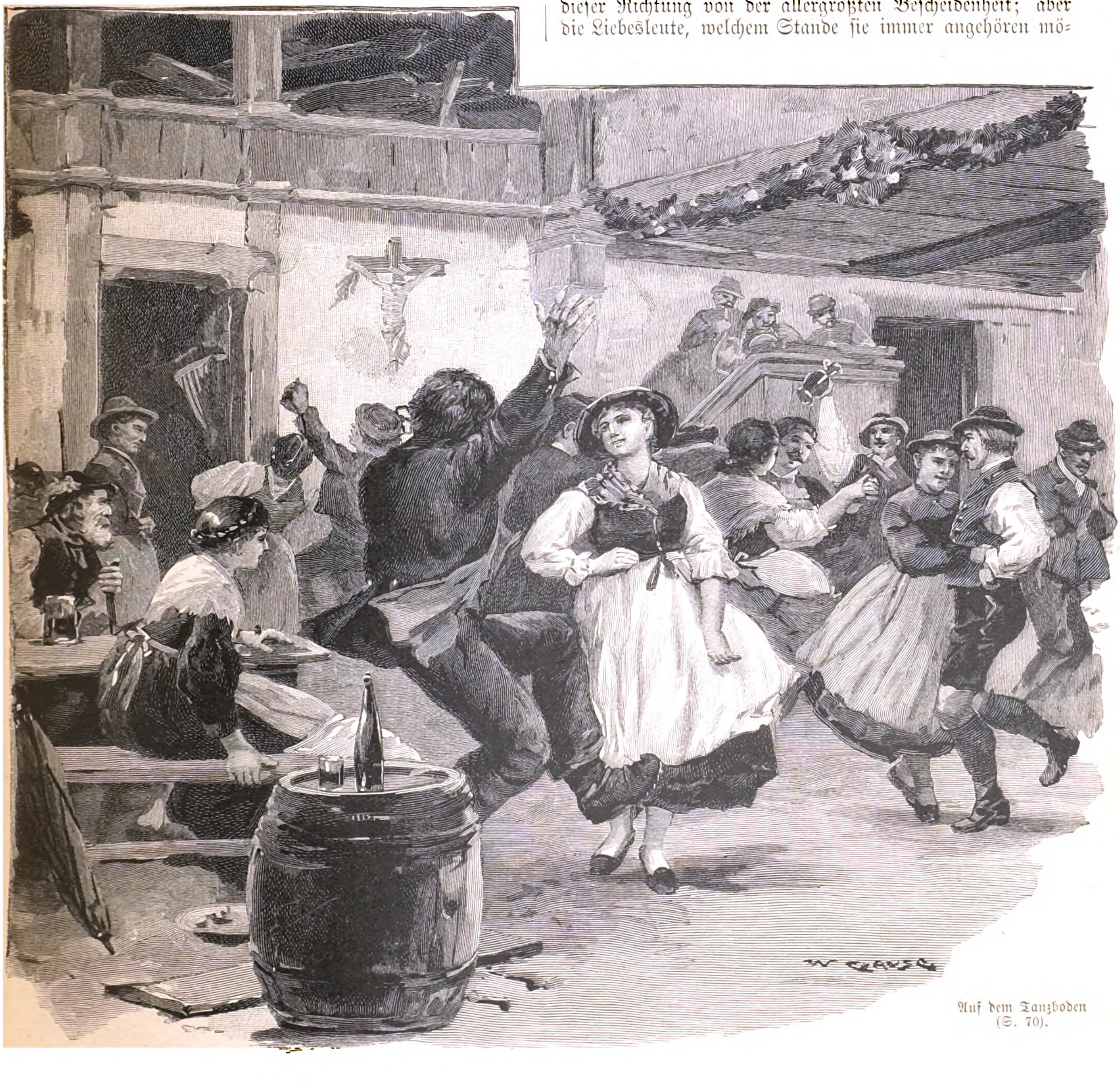
Weinverkauf und Weinprobe (S. 68).

Surrogat gemiſcht iſt. Auch von dieſer Scene bieten unſere Illuſtrationen ein Bild. In einem anderen ſehen wir Marktleute bei einer Schnapsverkäuferin eine Vormittagsraſt halten. Die Alte kredenzt ihnen die aus Weintrebern, Enzian oder Wacholderbeeren bereitete „Magenſtärkung“, der die bäuerliche Bevölkerung leider mehr als ihr gut thut zuzuſprechen pflegt, und zwar nimmt das Schnapstrinken um ſo mehr überhand, je leichter der Grundbeſitzer in den Tiroler Alpen die Erzeugniſſe ſeiner Sennwirtſchaft zu Geld machen kann. Die Gelegenheit hierzu wird ihm durch die ſeit einer Reihe von Jahren beſtehenden großen Exportſennereien geboten, welche Milch, Butter und Käſe von den kleinen Wirtſchaften in weitem Umkreiſe aufkaufen und nach allen Provinzſtädten, ja bis nach der Hauptſtadt des Kaiſerſtaates verſenden. Früher, da dieſe Abſatzquelle nicht beſtand, wurden die Sennereierzeugniſſe zum großen Teil von der Familie des Grundbeſitzers ſelbſt konſumiert, und dem Gedeihen des Nachwuchſes kam die vorwiegende Milchnahrung trefflich zu ſtatten. Den heute dafür leicht erzielten Gelderlös ſetzt der Hausvater leider nur zu oft in geiſtige Getränke um, und der Reſt wird dazu verwendet, die für die Wirtſchaft allernotwendigſten Ausgaben zu decken. Die Nahrung der Familie bilden jetzt vorwiegend Türken(Mais)-Mehl und Heiden(Buchweizen)-Mehl und die für den Export nicht verwertbare dünne Milch. Eine Folge davon iſt das phyſiſche Rückſchreiten der Bevölkerung, deren urſprüngliche kraftvolle Friſche ſich im allgemeinen nur in jenen Thälern ungeſchwächt erhalten hat, die abſeits von den größeren Verkehrsadern liegen und ſchwerer zugänglich ſind. Bei den Schnapsläden findet ſich auch wohl ab und zu ein Hauſierer ein, der den Bauern Schnürriemen, „Bandelzeug“ und anderen Kleinkram feilbietet. Unweit davon wird ein Weinhandel abgeſchloſſen, der für die vermögenderen Landleute und den ländlichen Gaſtwirt von großer Wichtigkeit iſt. Eines unſerer Bilder zeigt uns, wie drei Bauern, von denen einer der Verkäufer iſt, bei einigen vollen Fäſſern eine Koſtprobe abhalten. Wiewohl in neuerer Zeit in Tirol eine ganze Anzahl zum Teil recht guter Bierbrauereien errichtet worden ſind, bildet der Wein doch das vorherrſchende Getränk. Den Bedarf des Landes muß der ſüdliche Teil desſelben decken, insbeſondere die Gegend von Bozen und Trient. Dort, im ſonndurchglühten Etſchlande, beginnt die Weinleſe oder das „Wimmen“ ſchon gegen Ende September. Die Trauben werden in hölzerne „Wimmſchüſſeln“ geſchnitten, dann in Butten, „Zummen“, geleert, und in Bottiche geſchüttet, die nach dem ſogenannten „Anſatz“, einer wagenſchuppenähnlichen Baulichkeit, gefahren und dort abgeladen werden. Dann wird das ganze Gemiſch von Saft, Stengeln und Hülſen „Praſchlet“, mit Stämpfeln geſtoßen und in große Fäſſer, „Ständer“, zur Gärung gethan. In drei bis vier Wochen hat der Wein die erſte Gärung durchgemacht, klärt ſich und wird als „neuer (bereits trinkbarer) Wein“ in Fäſſern abgezogen. Dabei wird ungleich mehr roter als weißer erzeugt und begehrt. Je ſüdlicher der Boden liegt, auf dem die Rebe wächſt, deſto dunkler iſt der Wein. Aelterer pflegt unter dem Namen „Special“ verkauft zu werden und ſteht auch höher im Preiſe. Der Landmann und Gaſtwirt erhandelt ihn vom Weinbauer oft im Tauſchwege, indem er ihm für eine Anzahl von Fäſſern ein Pferd oder eine Kuh überläßt. Auch im übrigen kommt der primitive Tauſchhandel in Tirol noch ziemlich häufig vor. Der beginnende Herbſt iſt auch die Zeit, in der ſich der Aelpler eines Teiles ſeines Viehſtandes zu entledigen ſucht. Ein landesüblicher Bauernſpruch ſagt: „Um Bartlmä (24. Auguſt) hängt der Winter die Füß' übers Joch her, und um Matthäi (21. September) kommt er an den Zaun.“ Dann entfärben ſich die grünen Alpenmatten und werden „fuxert“, d. h. rötlich-gelb; damit iſt auch der Augenblick gekommen, das



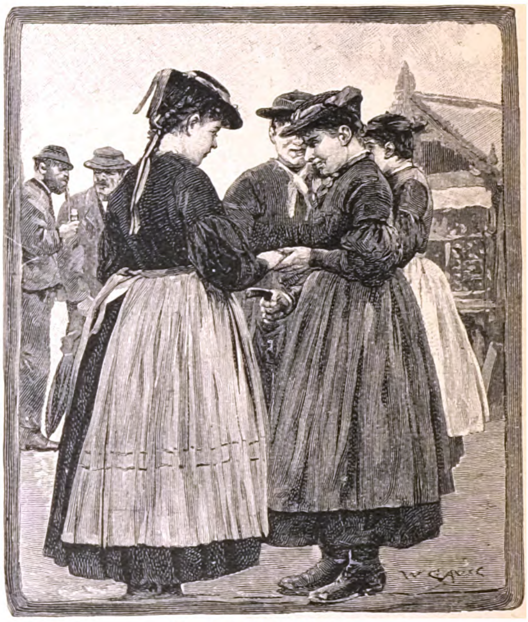
Knödelküche (S. 67).

Vieh von den Alpenweiden, die ihm nun kaum mehr ein genügendes Futter bieten können, ins Thal hinabzutreiben. Zuerſt geht es allerdings nur nach einer etwas tiefer gelegenen Alm. Endlich aber muß doch von der Höhe geſchieden ſein, und nach einem ausgiebigen Nachteſſen, der „Grunacht“ (Ka-Ruh-Nacht), das Senner und Sennerinnen abgehalten, ziehen ſie alleſamt in feſtlichem Zuge, die Köpfe der Almkühe mit Blumen, Kränzen, Federn und Baumrinden geſchmückt, thalwärts. Unten werden ſie fröhlich willkommen geheißen, bewirtet, und müſſen von den Erlebniſſen der Sommercampagne erzählen. Der Hausvater vermag aber die volle Zahl der Rinder den Winter hindurch bei der Stallfütterung nicht zu erhalten und ſo hält er denn Muſterung unter ihnen und treibt etliche wohlgenährte Stücke auf den Markt, wo ſich Viehhändler und Fleiſcher einfinden, die bei ſolchen Käufen ſtets ihre Rechnung finden. Im Sommer wird faſt ausſchließlich Maſtvieh auf den Markt gebracht, für das auch hohe Preiſe gezahlt werden und welches über Innsbruck mit der Vorarlberger Bahn nach der Schweiz exportiert wird, um den Fleiſchkonſum der vielen Sommergäſte zu decken. Unter den Marktſcenen, die uns der Zeichner im Bilde vorführt, findet ſich auch der eben erwähnte Viehhandel. Die erſten Wagen, welche, wie wir in einem anderen Bild ſehen, an dem Ende des Ortes zum Markte gekommen ſind, führen Kienholz, hier „Kentel“ genannt, als Heiz- und Beleuchtungsmaterial für den Winter. Die Leute, die es aus dem Bergwalde gebracht, zeichnen ſich durch eine eigentümliche Tracht aus. Die kurze graue Lodenjoppe mit dunkelgrünen Aufſchlägen, weite kurze Hoſen und auf dem Kopfe ein kleiner, keck ſitzender Hut, ſtehen den wetterharten Geſtalten prächtig zu dem ſonngebräunten Geſicht. Ihre Ware ſind die harzreichſten Stücke vom Föhrenholz, das in dem offenen Ofen hell aufflammt und Licht genug verbreitet, um den Spinnerinnen zu leuchten. Werden die Späne zu kleinen Stangen zuſammengeklebt, ſo brennen ſie gleich einer Pechfackel und trotzen jedem Windſtoß. Man bedient ſich ihrer auch bei nächtlichen Wanderungen, auf der Jagd 2c. und hat ſie auch früher an Stelle des Lichtes im Hauſe verwendet. Wer der Anſicht wäre, daß ein Tiroler Markt nichts an Luxusgegenſtänden bietet, der unterſchätzte die Mannigfaltigkeit der hier feilgehaltenen Dinge. Allerdings ſind die Anſprüche des Aelplers in dieſer Richtung von der allergrößten Beſcheidenheit; aber die Liebesleute, welchem Stande ſie immer angehören mö-

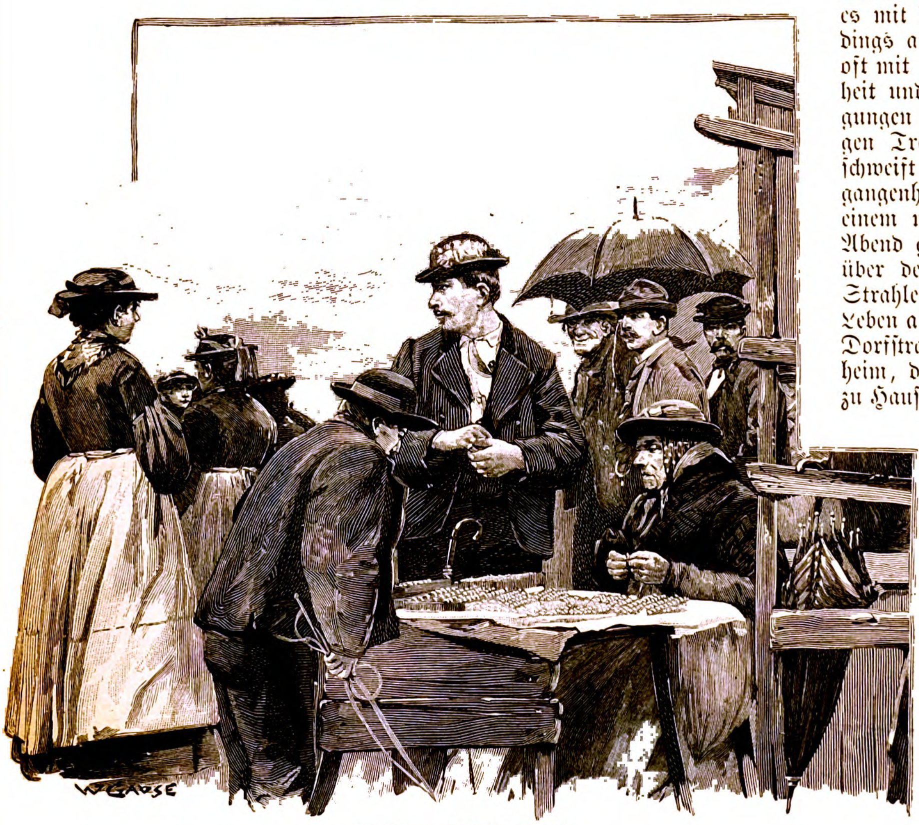


Auf dem Tanzboden
(S. 70).

gen, haben einmal den Hang, einander zu beſchenken, und dieſem muß auch der Dorfmarkt Rechnung tragen. Sei es nun ein buntes Band, ein Sacktuch oder ein ſüßes „Buſſerl“ von Zucker, ein Lebzeltengebäck (Lebkuchen) in Herz- oder Wiegenform, etwas muß der Liebhaber ſeiner „Gitſchen“ kaufen, wie auch ſie ihren „Buben“ nicht unbeſchenkt ziehen laſſen wird, beſtehe ihre Gabe aus einer Tabakspfeife, einem Tabaksbeutel oder nur aus einem „Buſchen“ (Blumenſtrauß). Eine zartere Liebesgabe iſt freilich ein Bildchen, auf dem nebſt Vergißmeinnicht und flammenden Herzen einige auf die Liebe bezügliche Verſe gedruckt ſind; am geſuchteſten jedoch ſind von den Burſchen die Ringe, die man bei einem alten Marktweibe zu dem Preiſe von zehn bis zwanzig Kreuzern erſtehen kann. In unſerem Bilde ſehen wir einen Burſchen, der ſolch ein Ringlein gekauft und „g'ſchamig“ (verlegen) zu ſeinem Mädel hinſchielt, während ein Sennerbub im Ringevorrat herumkramt, von der Verkäuferin, die ſeiner Ehrlichkeit nicht recht trauen mag, ſcharfen Blickes beobachtet. Doch ſie hat entſchieden unrecht, die gute Alte, wenn ſie ihn der Langfingerigkeit verdächtigt; dieſe iſt in Tirol ganz und gar nicht heimiſch. Die Alpenbewohner laſſen, wenn ſie ihre Hütte verlaſſen, ruhig ihre Thüren offen ſtehen, ohne beſorgen zu müſſen, daß ihnen in ihrer Abweſenheit auch nur das Geringſte von ihrem Hab und Gut abhanden kommt. Tritt ein hungriger Wanderer in eine unter Tags vereinſamte Hütte ein und holt ſich einen Labetrunk aus der dort ſtehenden vollen Milchſchüſſel, ſo zieht er nicht weiter, ohne ein paar Kreuzer für das Genoſſene zurückzulaſſen. Nicht ohne Stolz zeigt das Mädchen den Ring, den es von ihrem „Schatz“ bekommen, ihren Freundinnen; ſie glaubt ſich dabei unbeachtet, doch unſer Zeichner hat die Scene mit raſchem Stift fixiert; und auch auf den Tanzboden iſt er der „Gitſchen“ nachgeſchlichen, wo ſich die Paare bei den heiteren Klängen eines Walzers oder „Bayeriſchen“ in zwangloſer Fröhlichkeit durcheinander drehen. Da wird „ſchuhplattelt“ und „getröſtert“ und kopfüber aufgeſprungen, ja mancher ſchneidige Tänzer ſpringt ſogar mit einem Juchezer über ſein Mädel hinweg, das inzwiſchen allein forttanzt. Dann eilen ſie wieder zuſammen, faſſen ſich eng, die heißen Wangen aneinander gelehnt, bis ein kecker Schwung ſie mitten in das Gewühl der Paare reißt. Dabei gilt es für ſelbſtverſtändlich, nur mit dem „Schatz“ zu tanzen, und will ein anderer Burſche mit dem Mädchen zum Tanze antreten, ſo muß er vorher bei ihrem Liebhaber die Erlaubnis dazu einholen. Denn es iſt eine der rühmenswerten Eigenſchaften der Tiroler, daß ſie es mit der Treue ſehr genau nehmen, was allerdings auch zu ſcharfen Eiferſuchtsſcenen führt, die oft mit der Fauſt ausgekämpft werden. Der Kindheit und dem Alter bleibt bei dieſen Tanzvergnügungen das Zuſehen. Erſtere feſſelt bei dem luſtigen Treiben die unbefangene Schauluſt, letzteres ſchweift mit ſeinen Gedanken in die eigene Vergangenheit oder in die Zukunft der Paare, die einem neuen Hausſtand zutanzen. Indeſſen iſt es Abend geworden und der aufgehende Mond blickt über den Bergen hervor und wirft ſeine hellen Strahlen über den Markt, auf dem das bewegte Leben allmählich aufgehört, und über die verödende Dorfſtraße. Da zieht noch ein bäuerliches Ehepaar heim, das vielleicht in einem der nächſten Dörfer zu Hauſe iſt; das Weib, diesmal, wie wir im Bilde ſehen, die ſtärkere Hälfte, führt den Mann, dem es einige „Achtele“ oder „Vierſchtele“ (Achtel- oder Viertelliter), die er vom Roten über das gewohnte Maß getrunken, angethan haben. Den beiden folgen noch einige fröhliche Paare, dann Wagen und Pferde, die möglicherweiſe demſelben Dorfe zuziehen. So einförmig und farblos es dem Großſtädter erſcheinen mag, ſo bietet das Leben des Aelplers für den, der ſich die Mühe nimmt, es in der Nähe zu betrachten, doch genugſam Abwechſelung und entbehrt nicht des bunten Reizes. In dem Haſten des großſtädtiſchen Treibens freilich laufen die Tage wie der Sekundenzeiger einer Uhr ab, deſſen

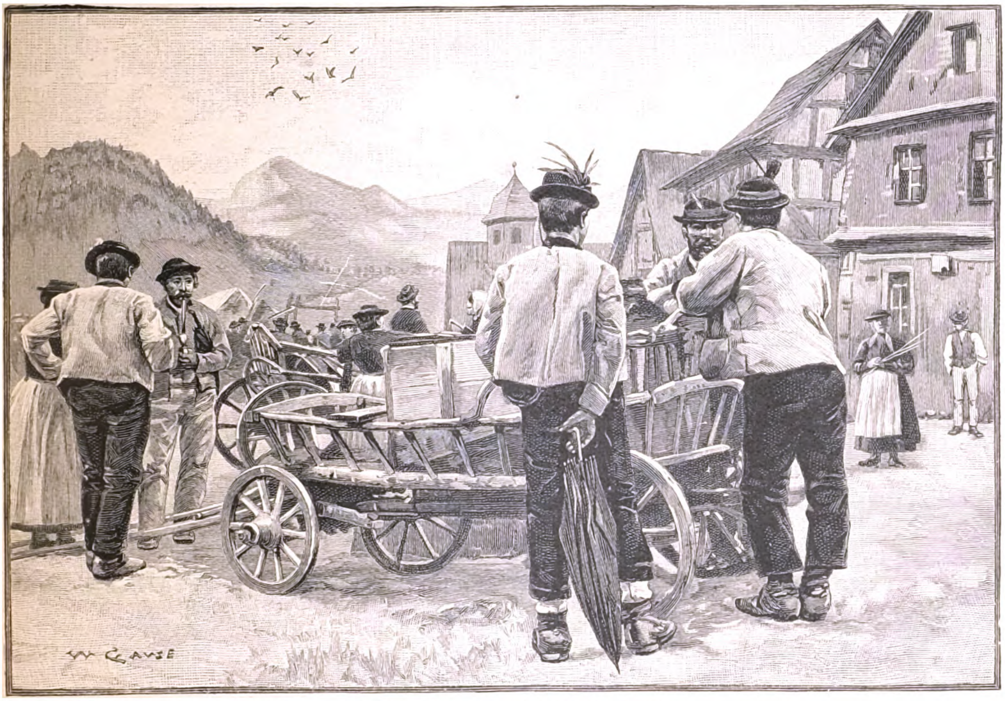


Der neue Ring (S. 70).



Die Ringverkäuferin (S. 70).

unaufhaltſames Vorrücken jedem Auge ſichtbar iſt; in den Alpen dagegen erweitert ſich der Stundenkreis und verlangſamt ſich demgemäß die Zeigerbewegung; in ſcheinbarer Ruhe, faſt unmerklich rücken die Stunden vor, und mit ihnen die Tage und Monate. Doch bringt faſt ein jeder derſelben neue Beſchäftigung, aber auch neue Kurzweil mit ſich. Nach dem langen ſtrengen Winter iſt es nur natürlich, daß die Wiederkehr des Lenzes gefeiert werde, ſei es durch Freudenfeuer auf den Höhen, ſei es durch das Spiel, in dem der „wilde Mann“ (der Winter) von weißgekleideten Mädchen (dem Frühling) in Bande geſchlagen wird, oder durch das „Grasausläuten“, einem abenteuerlichen Zuge vermummter Geſtalten. Dann kommt das Oſterfeſt mit dem „Eierklauben“, das „Maien“ oder „Maibaumſetzen“, das ſonntägliche Scheibenſchießen und Kegelſchieben, der Aufzug zur Alpe, die Pfingſt- und Sonnenwendfeier, die Heumahd, die Ernte, worauf ſich der Bauer die in Tirol ſehr gebräuchliche „Sommerfriſche“, d. h. den Beſuch eines hochgelegenen „Badels“ zu gönnen pflegt. Wiewohl ſie teils bloß zur Erholung von der Arbeit, teils aber auch zur Heilung der verſchiedenſten Leiden beſucht werden, liegt der hygieiniſche Nutzen dieſer warmen Bäder ſchließlich doch nur in einer gründlichen Reinigung. Im Hochſommer nimmt das Almenleben, wohl ab und zu auch die Gemsjagd, das Intereſſe des Aelplers in Anſpruch. Dann kommen: der Abzug von der Alm, die Kirchweihfeſte und um die gleiche Zeit herum — in einzelnen Gegenden aber auch im Sommer und Frühjahr — bringen die Dorfmärkte in das Leben der Tiroler Gebirgsbewohner hinlänglich Abwechſelung. Da letztere — neben den größeren Schützenfeſten — eigentlich den einzigen Anlaß bilden, der die Leute aus den verſchiedenen Thälern miteinander in Berührung bringt, ſo iſt den Tiroler Märkten neben der volkswirtſchaftlichen unſtreitig auch eine kulturelle Bedeutung beizulegen.



Ankunft der Wagen und Handelsleute (S. 69).

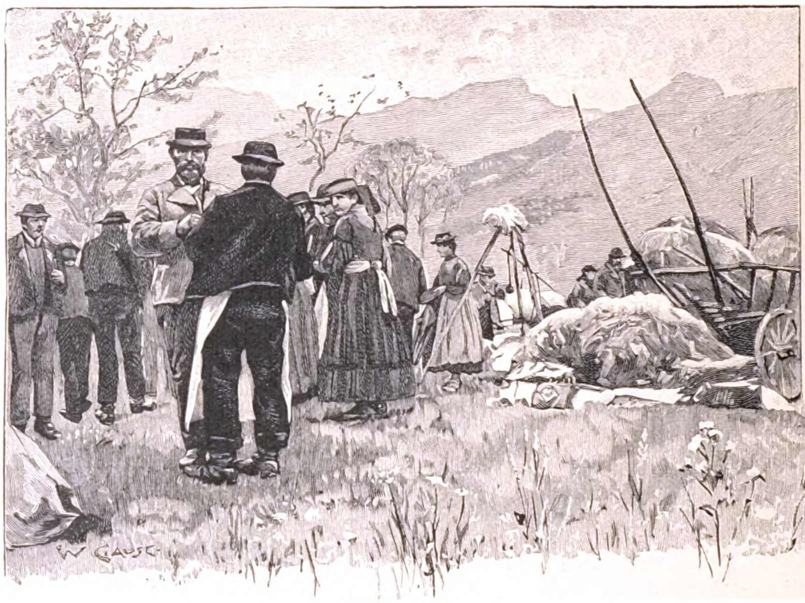
„Der Cylinder.“

Ein Wort zu deſſen hundertjährigem Jubiläum.

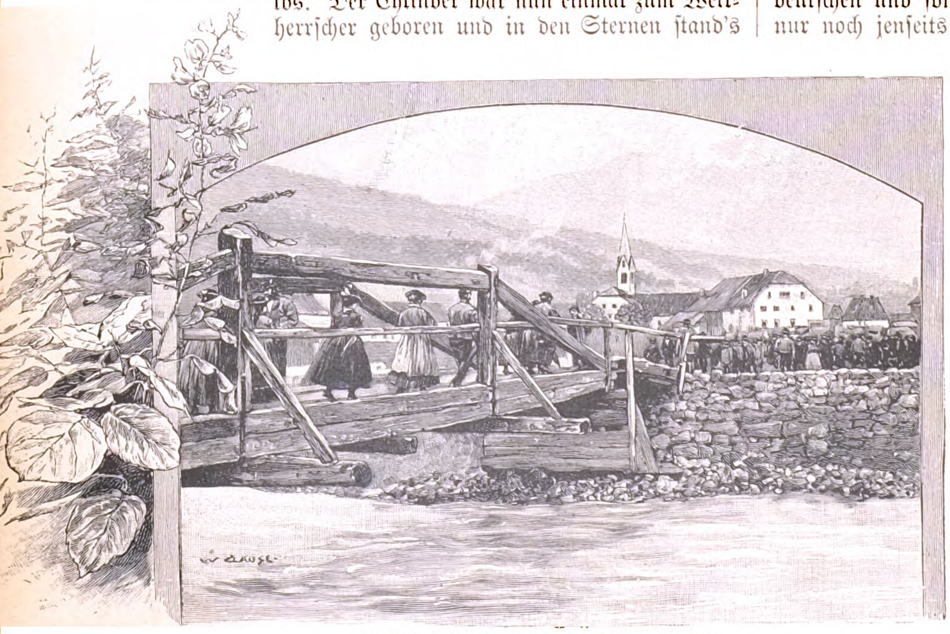
Von

Richard March.

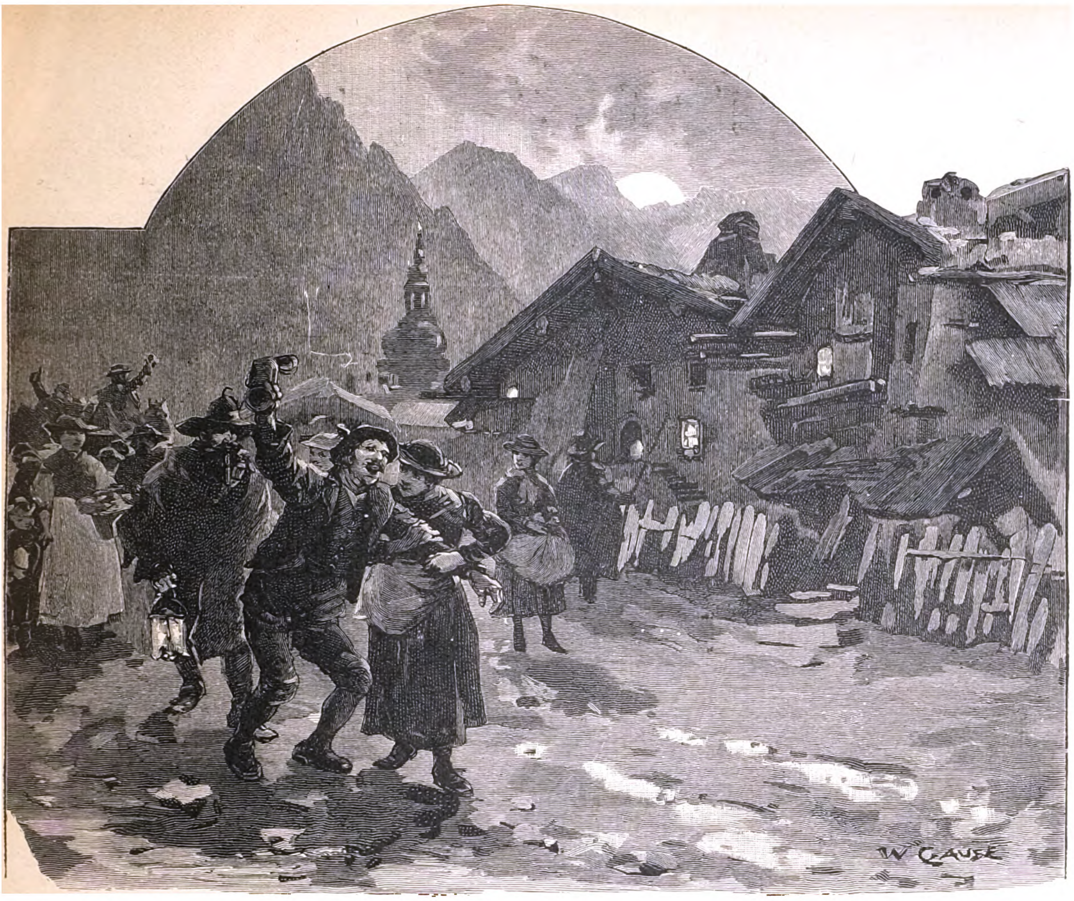
Nebſt dem Hauptſchickſale, vom Zahne der Zeit benagt zu werden und endlich von dieſer beſten der Welten zu verſchwinden, haben Menſchen und Dinge ſeit einiger Zeit auch noch ein Nebenſchickſal, nämlich das „Jubiläum“. Es bleibt faſt niemandem erſpart. Pflegte man früher erſt, wenn mindeſtens 25 Jahre darüber hingegangen waren, ein Ereignis für jubiläumsfähig zu erachten, ſo genügt dazu neuerdings auch ein viel kürzerer Zeitraum, deſſen Bemeſſung dem Einzelnen anheimgeſtellt bleibt und jede wie immer geartete Gelegenheit zu ſolch einer Erinnerungsfeier wird mit Freuden ergriffen. Es muß daher nur natürlich erſcheinen, daß, nachdem in der letzten Zeit nicht nur Jubiläen vieler großen und kleinen Männer, ſondern auch großer Dinge, wie z. B. der Tele- und Photographie, der Eiſenbahn, der Einführung der Kartoffel, der Erfindung des Strachinokäſes und Konſervierung des Herings u. ſ. w. mit entſprechendem Glanze gefeiert wurden, — nun derjenige daran kommt, welcher bei keinem dieſer Jubelfeſte fehlen durfte: wir meinen unſeren allbeliebten Cylinderhut, vulgo Cylinder. Er feiert ſeinen 100. Geburtstag in Europa. Allerdings wollen hochgelehrte Männer ſchon in der hohen, ſpitz zulaufenden Kopfbedeckung der aſſyriſchen und ägyptiſchen Prieſter den Cylinder in ſeiner Urgeſtalt erblicken, gewöhnliche Sterbliche aber neigen ſich der Anſicht zu, der Cylinder ſei amerikaniſchen Urſprungs und in der Alten Welt zum erſtenmal im Jahre 1778 geſehen worden. Er bedeckte das ehrwürdige Haupt Benjamin Franklins, als derſelbe in der Eigenſchaft eines nordamerikaniſchen Miniſters in Paris erſchien. Man nannte ihn, den noch ziemlich ungeſchlachten Cylinder, damals den Quäkerhut, und die eleganten Pariſer Herren und Herrchen konnten ihm keinen Geſchmack abgewinnen. Er wurde verhöhnt und verſpottet und nichts deutete darauf hin, daß er in nicht gar ferner Zeit den Alleinherrſcher im Reiche der Hüte, den Dreiſpitz, vollſtändig aus dem Felde ſchlagen werde. Und doch geſchah dies Wunder im Jahre 1790. Die Franzoſen waren eben ſchon damals nach „neuem“, noch nie dageweſenem auf der Suche und, nachdem ſie gar viel von dem beſtehenden Alten geſtürzt hatten, ſtrichen ſie eines ſchönen Tages auch den royaliſtiſchen Dreiſpitz aus der Liſte der Lebendigen. Und das war — könnte man ſagen — die Ruine, aus der neues Leben — der Cylinder — blühte. Er tauchte, wie alles Große, plötzlich an allen Ecken und Enden von Paris auf. Er war ſchlanker, ebenmäßiger und höher gewachſen als der einſt verhöhnte Quäkerhut und galt als ein ſo markantes Zeichen revolutionärer Geſinnung, daß er in deutſchen Landen ſofort in Acht und Bann gethan wurde. Trotzdem verbreitete er ſich mit bacillenhafter Schnelligkeit über Europa und nahm ſogar den Sinn der Ruſſen in ſolchem Maße gefangen, daß ſie willens waren, die nationale Kopfbedeckung ihm zu opfern. Der Zar legte ſein Veto ein. „Wer einen Cylinder trägt, wird arretiert“, dekretierte er, doch erfolglos. Der Cylinder war nun einmal zum Weltherrſcher geboren und in den Sternen ſtand's geſchrieben, er ſei nicht umzubringen. Dafür wurde er im Laufe der Zeit moderniſiert, bald dieſer, bald jener Geſtalt unterworfen, bis er ſchließlich, von Schnallen und Bändern geziert, jenen reſpektablen Umfang und jenes namhafte Gewicht erreichte, das als eine natürliche Folge frommer Denkungsart und ungetrübter Gemütsruhe erſcheint. Und da er zudem, bevor er „gräulich“ wurde, die Farbe der Unſchuld annahm, konnte es ihm an Anerkennung nicht fehlen. Man erhob ihn nach der Julirevolution um ſo mehr zur Behauptung der Gutgeſinnten, als die ſeinerzeit allgefürchteten Karbonari und — was ſo ziemlich dasſelbe war — die Demokraten von ihm nichts wiſſen wollten und weiche, breitkrämpige Hüte trugen. Sofort wuchs er, von den Sonnenblicken der Mode begünſtigt, mit ſeinen Zwecken, ſchoß hoch empor und erhielt von ſeinen obigen Gegnern den Beinamen „die Angſtröhre“. Nebſtbei nannten ihn die Berliner, bei denen er eine Zeitlang nur als „Einſegnungshut“, d. h. bei Leichenbegängniſſen getragen werden durfte, Bibi, Bibifax, Dohle, Rammröhre, Kiepe, Flaps und einen unbequemen Deckel. Und nicht genug daran, trachtete man allerwärts, zumal in Ungarn, wo er als Schwabenhut oder ſichtbares Zeichen des Deutſchtums verpönt war, mit wilder Entſchloſſenheit nach ſeinem Leben. Zahllos waren die Morde, reſp. Antreibungen, in öſterreichiſchen, deutſchen und ſonſtigen Landen, ſo zwar, daß der Cylinder nur noch jenſeits des Kanals La Manche, in England, ein freies Leben führen konnte. — Aus Kummer über die ungerechte Verfolgung wurde er wieder ſchlank und verlor auch ſehr viel Krämpe. Dieſelbe war in den vierziger Jahren nur noch „fingerſchmal“. Fürſt Trautmannsdorff war der erſte öſterreichiſche Kavalier, der ſolch einen Cylinder in London ſah und ſofort liebte. Damit geſchmückt kam er nach Wien, machte Furore und verhalf dem ſchöngeſchwungenen glänzend ſchwarzen „Schmalranftler“ zu jener Anerkennung, deren er ſich noch heute in Sportskreiſen erfreut. Ein ſeſcher Wiener Fiaker iſt denn auch ohne Schmalranftler gar nicht denkbar und blickt mitleidig auf die übrige Menſchheit herab, welche, wie er meint, noch immer Angſtröhren trägt. — In allen übrigen Kreiſen der Bevölkerung iſt dieſer Beiname längſt in Vergeſſenheit geraten und ſeit mindeſtens 40 Jahren erfreut ſich der Cylinder eines völlig ungetrübten Daſeins. — Er iſt, was



Flachsverkauf.



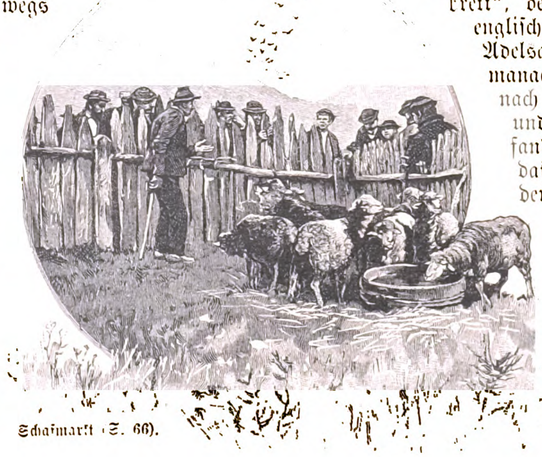
Holzbrücke über die Rienz bei Stegen (S. 66).



Die Heimkehr (S. 70).

man auch ſagen mag, doch der König der Hüte, ſo zwar, daß ihm ſelbſt Damen Anerkennung zollen, indem ſie ſich ſeiner bedienen, wenn ſie zu Pferde ſteigen. Freilich wurde vor Jahresfriſt von London aus triumphierend gemeldet, eine Verſchwörung gegen die ſchwarze Majeſtät ſei zum Ausbruche gelangt und ihr Reich werde zweifelsohne unter dunkelblaue, rote, hellgraue und braune Cylinder geteilt werden, welche mit Moirébändern in den entſprechenden Farben umwunden ſind, allein das war zu früh gejubelt. Die Mitglieder des Jockeyklubs, welche es gewagt hatten, für die genannten Agnaten Propaganda zu machen, wurden nämlich vom Volke ausgelacht und fanden deſſen Stimmung überhaupt ſo bedenklich, daß ſie wieder zum ſchwarzen Cylinder zu greifen beſchloſſen. — Es iſt doch der einzige und beſte Zivilhelm, wie die Berliner ſagen, ein Univerſalhut, der ſich zu allem gebrauchen läßt. — Ein junger Beamter, der in die Tochter ſeines geſtrengen Kanzleichefs verliebt war, aber in Betreff der Annäherung auf Schwierigkeiten ſtieß, benutzte ihn, nämlich den Cylinder ſeines Vorgeſetzten, lange Zeit hindurch ſogar als Briefkaſten. Zwiſchen Filz und Futter barg er die Ergüſſe ſeines Herzens und das Fräulein that dasſelbe, bis eines Tages ein etwas zu „dick" geratenes Schreiben zum Verräter wurde. War es der Cylinder, der hier einen Sturm entfaltete, ſo hat er zu anderer Zeit auch wieder die Rolle eines Sturmbeſchwörers erfolgreich geſpielt.

Die Gelegenheit hierzu bot ſich ihm in der franzöſiſchen Kammer, als die Volksvertreter wieder einmal ſo hart aneinander gerieten, daß ſich der Präſident gezwungen ſah, die Sitzung aufzuheben. Und weil er erkannte, daß dies bei dem herrſchenden Lärm nur durch Bedeckung ſeines Hauptes geſchehen könne, ſeinen Hut aber nicht zur Hand hatte, ergriff er einen fremden, ihm viel zu großen Cylinder. Es machte nun einen überaus komiſchen Eindruck, den Kopf des überaus ſchmal und ſchmächtig gebauten Präſidenten — es war Meline — mit einem Cylinder bedeckt zu ſehen, der ihm bis an die Ohren einſank, und unter allgemeiner Heiterkeit verzog ſich der Sturm. Sonſt jedoch rächt ſich der Cylinder gewöhnlich, wenn er verwechſelt wird, wovon unter anderen auch ein Mitglied des engliſchen Unterhauſes zu erzählen weiß. Der gute Mann ſtülpte nämlich bei ſeinem Abgange aus dem Klub einen Cylinder, den er für den ſeinigen hielt, auf ſein edles Haupt und eilte nach Hauſe, ohne den Mißgriff zu bemerken. Am nächſten Morgen entdeckte er im Parlour den falſchen Cylinder, auf deſſen Innenſeite ein fremder Namenszug ſamt einer Krone darüber angebracht war. Was war das? Lord A. glaubte darüber ſofort im klaren zu ſein, eilte zu ſeiner mit Argusaugen bewachten Frau und fragte, wer ſie beſucht habe. Die Dame wies mit begreiflicher Entrüſtung den Verdacht zurück, aber der Gatte, keineswegs von der Unſchuld ſeiner Frau überzeugt, ſchlug im „Debrett", dem engliſchen Adelsalmanach, nach und fand, daß der



Schafmarkt (S. 66).

Namenszug und die Krone auf den älteſten Sohn eines Lords paßten. Dieſer Junker erhielt nun noch am ſelben Tage einen Brief vom Rechtsanwalt des Gatten, der ihn mit allen erdenklichen Strafen für ſeine beleidigte Hausehre bedrohte. Der Junker, der ebenfalls mit einem fremden Hut ſpät abends nach Hauſe getrollt war, erkannte den Mißgriff ſeines Gegners ſofort, ging jedoch auf den Scherz ein und beauftragte ſeinen Advokaten, dem eiferſüchtigen Herrn einen Drohbrief wegen Entwendung eines Hutes zu ſchicken. Da gingen dem Gatten die Augen auf; er that Abbitte und ſchwor, die Cylinder, die er in Zukunft aufs Haupt ſetzen werde, vorher genau anzuſehen. — Ein ſehr bekannter däniſcher Schauſpieler wieder hat gelobt, den Cylinder niemals auf dem Kopfe zu behalten, wenn er, ſei's wo immer, antichambrieren werde. Und dieſes Gelöbnis hat einen gar triftigen Grund. Der Mime war, wie aus Kopenhagen verlautet, im königlichen Schloſſe erſchienen, um dem Herrſcher für einen ihm verliehenen Orden zu danken. Da im Vorſaale ein unleidlicher Zugwind herrſchte, bat der Künſtler den dienſthabenden Adjutanten um die Erlaubnis, den Hut aufbehalten zu dürfen. Dies wurde geſtattet und der Schauſpieler ließ ſich in einer Ecke nieder, um die Zeit des Harrens durch Memorieren einer Rolle auszunutzen. Plötzlich rief der Adjutant ſeinen Namen, er ſchnellt empor, ergreift einen auf dem Fenſter ſtehenden Cylinder und eilt mit dieſem in der Hand in das Kabinett des Königs. Dieſer brach ſofort in herzliches Lachen aus. „Mein guter Freund,“ ſprach er dann, „Sie haben mir ſchon viele heitere Stunden bereitet, aber, erlauben Sie mir, daß Sie mit einem Hute auf dem Kopfe gehen, finde ich erklärlich; doch wozu benötigen Sie den anderen, den Sie in der Hand halten?“

„Ach, Euere Majeſtät haben recht, wie immer,“ ſagte der Künſtler, erſchrocken nach dem Kopfe greifend, „zwei Hüte ſind in der Tat zu viel für einen Menſchen, der den Kopf verloren hat.“

Und ſo wären noch tauſend heitere Geſchichten aus dem „Leben“ des Cylinders zu erzählen, allein da wir keine Folianten zu ſchreiben haben, wollen wir nur noch eine Geſchichte und zwar die erzählen, welche den Cylinder als „Vater“ einer epochemachenden Erfindung erſcheinen läßt. — Es war im Jahre 1876 und Thomas Alva Ediſon hatte, wie andere Menſchen, irgendwo einen Höflichkeitsbeſuch abzuſtatten. Er ſaß während desſelben auf einem Stuhle, den Cylinder mit der „Oeffnung“ nach oben auf den Knieen, die Finger der einen Hand an der Krämpe, die der andern aber unter dem Deckel. Etwas ſchüchtern von Natur, ſchlug er während der Unterredung öfter die Augen nieder und ſprach in den Hut hinein. Und da fühlte er, wie jedes ſeiner Worte den Deckel des Cylinders in Schwingungen verſetze, und kalkulierte, daß, wenn ſchon der Deckel eines Cylinders die Schallwellen der menſchlichen Stimme aufnehme und fortpflanze, dies auf andere Weiſe, durch ein Metallplättchen etwa, noch beſſer geſchehen könne.

Alſo gab der Cylinder den erſten Anſtoß zur Erfindung des Phonographen und hat ſich ſomit nebſt dem Anrecht auf Unſterblichkeit, auch jenes auf allgemeine Liebe und Verehrung erworben. Möge ihm denn auch dieſe und jene gezollt werden, mögen ſich all ſeine Gegner in Freunde verwandeln und möge bald die Zeit kommen, wo der Fluch des ſeinem Nächſten zürnenden Beduinen: „Deine Seele ſoll ſo wenig Ruhe finden, als der Cylinder des Franken auf ſeinem Kopfe!“ — keinen Sinn mehr hat, denn, wenn ſich der Cylinder auch zu allem eignet, — die jetzt übliche Art des Grüßens läßt die wenigſten Vertreter ſeiner Species zu hohen Jahren kommen . . . Drei bis vier Frühlinge, Sommer, Herbſte und Winter, ſagt ein Statiſtiker — und an dem ſchönſten Cylinder iſt alles „Aufbügeln“ verloren; er wird ausrangiert und geht zumeiſt als Vogelſcheuche elendiglich zu Grunde. Deshalb iſt denn auch die baldigſte Verwirklichung der geplanten Reform in Sachen der Höflichkeit, welche, wie bekannt, in der Einführung des militäriſchen Grußes gipfeln ſoll, dasjenige, was wir dem Cylinder zu ſeinem Jubelfeſte vor allem anderen und von ganzem Herzen wünſchen.

Durch Prokuration.

Novelle von

Carl Hecker.

I.

Wer war die Dame, mit der du da eben getanzt haſt?“

Dieſe Frage ſtellte in ziemlich erregtem Ton der Lieutenant von Zeltow an ſeinen Kameraden von Lobenau, als dieſer in einer Zwiſchenpauſe des Kotillon aus dem hellen Ballſaal in das dämmernde, durch eine Portiere von jenem geſchiedene und ſcherzweiſe die „Kritikerloge“ benamſte Nebenſtübchen trat.

„Laß mich nur erſt zu Atem kommen,“ erwiderte Lobenau, deſſen mit Ordensſternen und Bandſchleifen überſäte Bruſt heftig wogte, indem er ſich mit dem feinen Batiſttuch die Schweißperlen von der erhitzten Stirne wiſchte, und: „Raſch ein Glas Echtes!“ rief er dem enteilenden Kellner zu.

Aber Zeltow gab ſich nicht ſo leicht zufrieden. „So nenne mir doch den Namen,“ bedrängte er im eifrigen Flüſterton den Erſchöpften und hielt ihn dabei aus Furcht, daß er ihm entwiſchen könnte, krampfhaft am Arme feſt.

„Der Teufel auch,“ ſchrie Lobenau, „du kneifſt ja!“

Ueber das zarte, mädchenhafte Geſicht des jungen Offiziers flog bei dieſem Aufſchrei ſeines Freunds eine tiefe Röte und mit einem ängſtlichen Blick auf die, zum Glück wenig zahlreichen Gäſte, denen das Lokal ſeinen Spitznamen verdankte, erwiderte er noch leiſer, aber in gekränktem, vorwurfsvollem Ton: „So brülle doch nicht, daß man's im ganzen Saal hört. Kannſt du mir auf eine ruhige Frage nicht eine beſſere Antwort geben?“

„Das nennſt du eine ruhige Frage und kneifſt mir dabei eine Sehne durch?“ lachte der andere. „Aber Zeltowchen, was iſt dir denn? So hab' ich dich ja noch gar nie geſehen. Du glühſt ja. Man ſollte meinen, wir hätten die Rollen getauſcht und du hätteſt ſtatt meiner die Tanzkarte durchgeraſt, während ich hier ruhig im Bierſtübchen ſaß.“

„Mit dir iſt nicht ernſthaft zu reden," verſetzte Zeltow gereizt und machte Miene, ſich zu entfernen. Als ſein Freund jedoch nur flüchtig die Worte hinwarf: „Ganz ernſthaft alſo, die Dame, und welche Dame denn?" ſtand er ſofort wieder an deſſen Seite. „Die, mit der du eben getanzt," wiederholte er mit großer Wichtigkeit.

„Ja, mein Gott, ich habe mit ſo vielen getanzt," gab ihm Lobenau gleichmütig zurück, indem er ſeine Tanzkarte aus der Taſche zog und ſich ſcheinbar bemühte, die dort aufgekritzelten Namen zu entziffern.

„Die Letzte! Mein Gott, die kannſt du doch nicht ſchon vergeſſen haben, die Dunkle, Schlanke in Gelb . . ."

„Es ſind mindeſtens zehn in Gelb da, das iſt jetzt Modefarbe. Aber liebſter Junge, ich hab' dir's tauſendmal geſagt, tanz, drück dich nicht immer in den Thürrahmen herum, tanz, das gehört zum Dienſt! Und übrigens als Ehekandidat, für den du giltſt, ſollteſt du die weibliche Jugend dieſer Stadt beſſer kennen als ich, der ich hier nur im Schweiß meines Angeſichts meine Pflicht thue und dabei gelegentlich Studien mache, die ich nie praktiſch zu verwerten geſonnen bin."

„Frivoler Spötter!" Damit entfernte ſich Zeltow, diesmal ernſthaft gekränkt, zum zweitenmal von ſeinem Freund. Dieſer zuckte die Achſeln. „Die Dame alſo, mit der ich zuletzt getanzt, nun warte . . ." bemerkte er, ſich tiefer auf ſeine Tanzkarte beugend.

„Die Dunkle mit den Theeroſen im Haar," fiel ihm der bereits wiedergekehrte Zeltow ins Wort.

„Die Dunkle — mit den Theeroſen — alſo meine richtige Kotillontänzerin — das iſt, das iſt . . ."

Zeltows Augen hingen mit dem Ausdruck geſpannteſter Erwartung an den Lippen ſeines Freundes; endlich ſollte er den Namen, an dem ihm ſo viel lag, erfahren. Aber gerade in dieſem Augenblick brachte der Kellner das beſtellte Getränk. Lobenau ſchob die Karte raſch wieder in die Taſche, nahm jenem das Glas aus der Hand und leerte es, ohne es abzuſetzen, in verſchiedentlichen Zügen.

„Ah," ſagte er, das Glas dem Kellner zurückgebend, „das war ein Göttertrank! Und nun zur Sache — die Dame . . ."

„Laß mich ſie dir zeigen," unterbrach ihn Zeltow, der eine neue Enttäuſchung befürchtete, in ſanftem, flehendem Ton, indem er die Portiere, hinter der die beiden ſtanden, vorſichtig auseinanderſchob. Die Muſik fing eben wieder zu ſpielen an, ein buntes Chaos weiblicher Geſtalten durchkreuzte haſtig trippelnden Schritts den Saal nach allen Richtungen, die Herren hatten ſich diskret an die Wände zurückgezogen. „Damentour!" erklärte Lobenau, „da könnt' ich vielleicht . . ." Allein Zeltow ließ ihm keine Zeit, den verwegenen, auf den flüchtigen Genuß einer Zigarette abzielenden Gedanken auszudenken. „Dort, dort!" hub er ganz begeiſtert an und wieder umklammerte ſeine zitternde Hand des Freundes Arm. „Siehſt du ſie denn nicht, die herrliche Geſtalt, eine Königin unter den anderen? Wie kann man die vergeſſen, wenn man nur einmal mit ihr getanzt, ja ihr nur einmal in die dunkeln Augen geblickt! Sie iſt ja die Schönſte, die Einzige! Jetzt eben löſt ſie ſich von der Gruppe dort, ſie hält eine Schleife in der Hand, ſie ſchreitet, nein ſie ſchwebt durch die Menge, ihre Augen ſchweifen ſuchend umher. Welche Augen! Sie ſprühen und blitzen hierhin, dorthin — jetzt — Mein Gott! Lobenau, das hat eingeſchlagen! Sie hat uns geſehen, ſie kommt!"

Haſtig, als gälte es, dem verzehrenden Blick einer Gottheit zu entfliehen, zog Zeltow die Vorhänge zuſammen.

Aber ſchon im nächſten Augenblick und noch ehe Lobenau Zeit fand, ſeinem Staunen über des Freundes Verzückung Ausdruck zu geben, thaten ſie ſich, von einer zarten, aber energiſchen Hand geteilt, wieder auseinander und mitten im offenen Thürrahmen erſchien der Gegenſtand von Zeltows Apotheoſe.

„Verſteckſpielen gilt nicht, Herr von Lobenau," ſagte eine muntere, etwas ſchnippiſch klingende Stimme, „Sie ſehen, ich finde Sie doch überall und ſelbſt vor den Schrecken der Kritikerloge bebe ich nicht zurück." Dabei heftete ſie ihm eigenhändig eine grünſeidene Schleife vor die Bruſt. Lobenau verbeugte ſich geſchmeichelt. „Erlauben Sie, gnädiges Fräulein," hub er an, „daß ich Ihnen meinen Freund . . ." Allein der, den er ihr vorſtellen wollte, war längſt verſchwunden. Mit einem Achſelzucken unterbrach er daher den begonnenen Satz, den die von Tanzluſt glühende Schöne zudem überhört hatte, und ſchwang ſich mit ihr im Takt eines raſenden Galoppſchritts durch den Saal.

Zeltow, der nur wenige Schritt entfernt, verborgen ſtand, hatte mit bewunderndem Blick jede Bewegung ſeines Ideals verfolgt, der Ton ihrer Stimme klang ihm wie Geſang von Engelschören und als die Thürvorhänge hinter dem entſchwindenden Paar zuſammenfielen, war's ihm, als hätten ſich die Pforten des Himmels vor ſeinen trunkenen Augen geſchloſſen.

Wer war nur die Dame? — Das wußte er noch immer nicht.

Er hätte es ſo leicht erfahren können. Die Herren, die dort am Tiſch ſaßen und den Vorgang mit ironiſchem Blick beobachtet hatten, wußten es ganz genau. Aber an die konnte ſich Zeltow mit ſeiner Frage nicht wenden, es wäre ihm dies wie eine Profanation erſchienen; juſt nur an Lobenau, den vertrauten Jugendfreund, konnte er die Frage thun, die das fühlte er beſtimmt — für ſein ferneres Leben entſcheidend war. Jene brachten es mit ihren hämiſchen Blicken ſogar ſo weit, daß er auch nicht einmal mehr durch eine Ritze in das verſchloſſene Paradies zu ſpähen wagte. Niemand, er ſelbſt kaum wußte es, wo er die Zeit bis zum Schluß des Balls verbracht hatte.

Inzwiſchen hatte Lobenau ſeine Dame halb atemlos an ihren Platz zurückgeführt. „Im Tanz, Herr Lieutenant, haben Sie Ihre Schuld zur Genüge gebüßt," ſcherzte ſie, den rieſigen Fächer entfaltend und mit graziöſer Haſt in Bewegung ſetzend. „Die Strafe war viel zu mild, nun kommt die ſchwerere."

„Und die wäre, mein gnädiges Fräulein?"

„Daß Sie ſich zu mir ſetzen," erwiderte ſie, ihre Schleppe an ſich ziehend, „und mir etwas vorplaudern, heißt das, wenn Sie nichts Beſſeres zu thun haben."

Mit einer höflichen Gebärde, die andeuten ſollte, wie willkommen ihm ſolche Strafe ſei, folgte Lobenau der Einladung. „Uebrigens", bemertte er, „darf ich wohl ein wenig ſtolz darauf ſein, Sie müde getanzt zu haben. Es ſind wenige, die ſich deſſen rühmen können."

„Wir wollen ſehen, wie's Ihnen mit dem Plaudern gelingt," bemerkte ſie, den Fächer zuklappend mit einem herausfordernden Blick.

„Nicht ganz ſo gut, wenn mir Ihre ſchönen Augen noch oft ſo verwirrend dazwiſchen leuchten," gab er ihr ſchlagfertig zurück.

„Spötter!" Bei dieſem Wort that ſich der Fächer blitzſchnell wieder auseinander und hinter der bunten, duftigen Scheidewand klang es ironiſch: „Dieſe Augen ſind es ja wohl auch, denen Sie ſich vorhin aus Furcht ſo ſchlau zu entziehen ſuchten. Aber es hat Ihnen wenig geholfen, denn, wenn auch nicht gerade ſchön, ſcharf ſind ſie, dieſe Augen, das werden Sie zugeben.“

„O mein gnädiges Fräulein, welch ein ſchändlicher Verdacht! Wenn Sie wüßten . . .“

„Nun, was denn? Iſt's ein Geheimnis?“

„Und was für eines! Ich ſollte es Ihnen nie verraten, was ich hinter jenem Thürvorhang erfahren habe, juſt ehe Sie kamen.“

„So betrifft es mich? Ich danke ſchön, der Raum hat ſeinen Namen nicht umſonſt. Hat man mich etwa auch zum Gegenſtand der Kritik gemacht, die dort berufsmäßig und, wie ich hörte, nicht immer in ſchmeichelhafter Weiſe geübt wird?“

„Wie können Sie nur ſo etwas denken? Nicht um eine Kritik handelt es ſich, um eine Vergötterung, eine Apotheoſe!“

„Das wäre dort allerdings ein ſeltener Fall.“

„Und doch iſt es ſo, wie ich ſage. Ein Freund von mir iſt geradezu geblendet, bezaubert von Ihrer Schönheit.“

„Und das hat er Ihnen ſoeben anvertraut? Herr von Lobenau, Ihre Scherze werden bedenklich.“

„Ich ſcherze nicht. Auf Ehre, mein gnädiges Fräulein, der Mann liebt Sie, er betet Sie an, nur iſt er leider viel zu ſchüchtern, um es Ihnen je ſelbſt zu geſtehen, und als ich ihn Ihnen vorſtellen wollte, da — war er verſchwunden.“

„Aus purer Schüchternheit? Wie merkwürdig! Ich glaube doch die meiſten Ihrer Freunde zu kennen; daß ſich ein ſolcher darunter befindet, hätte ich nie vermutet.“

„Weil Sie eben dieſen nicht kennen, obwohl er mein älteſter, mein beſter Freund iſt . . .“

„Der auch nicht das geringſte Geheimnis vor Ihnen hat.“

„Nicht das geringſte. Ich kenne ihn ſeit unſerer Kindheit.“

„Da müſſen Sie ihn wohl ſehr genau kennen.“

„Wie mich ſelbſt!“

„Immer beſſer! Und dieſe intereſſante Bekanntſchaft wollen Sie mir vorenthalten?“

„Keineswegs, allein es hängt nicht von meinem Willen ab. Ich ſagte Ihnen doch, wie ſchüchtern mein Freund iſt.“

„Schade, da wird mich die ſchöne Eroberung allerdings wenig nützen.“

Lobenau beſann ſich eine Weile. „Wenn ich nur wüßte, wo er ſich jetzt aufhält,“ ſetzte er dann das Geſpräch fort. „Mir allein gelänge es vielleicht, ſeine Schüchternheit zu überwinden.“

„So vermögen Sie alſo ſehr viel über ihn?“

„Alles!“

„Das iſt ja reizend, und ſein Name?“

„Den erlauben Sie mir vorerſt noch zu verſchweigen. Ich habe ſo wie ſo ſchon zu viel verraten. Er iſt außerordentlich empfindlich, mein Freund, und würde mir ſchwere Vorwürfe machen, wüßte er, wie ich hier ſeine Herzensgeheimniſſe ausplaudere. Aber ſuchen könnte ich ihn . . .“

Bei den letzten Worten hatte ſich Herr von Lobenau erhoben und die Dame, die von dem Geſpräch offenbar ſehr beluſtigt war, folgte ſeinem Beiſpiel.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte ſie mit einem verſtändnisvollen Blick. „Die Geſchichte Ihres Freundes hat mich tief gerührt, wir können ja ein andermal darauf zurückkommen. Für heute haben Sie auch den zweiten Teil Ihrer Strafe tadellos abgebüßt. Kehren wir zum erſten zurück, der Walzer da iſt doch gar zu verlockend.“

Als der Ball zu Ende war, geleitete Herr von Lobenau ſeine Dame, nachdem er ihr und ihren Angehörigen in der Garderobe behilflich geweſen, bis zum Wagen. „Grüßen Sie Ihren Freund von mir,“ ſpottete ſie noch, ſich vorbeugend, als die Pferde ſchon anzogen.

Lobenau blieb noch eine Weile auf der Straße ſtehen und ſah dem Wagen nach.

„Schade, jammerſchade!“ murmelte er, in Gedanken verſunken, vor ſich hin.

Da fühlte er ſich plötzlich unſanft am Arm gepackt: „Liebſt du Sie? Willſt du Sie heiraten?“ fragte eine vor Erregung heiſere Stimme, in der er kaum die ſeines Freundes Zeltow wieder erkannte.

„Unſinn!“ erwiderte der ſo jäh Erweckte. „Und nun muß ich dich bitten, daß du dergleichen thörichte Vermutungen nicht ſo laut in die Welt hinausbrüllſt. Du verdirbſt mir noch meinen mühſam erworbenen ſchlechten Ruf, und überdies haſt du die üble Angewohnheit zu kneifen, wenn du neugierig biſt.“

II.

Kurt von Lobenau und Walter von Zeltow waren Jugendfreunde. Die Grenzen ihrer Stammgüter berührten ſich, und ſchon ihre Väter und Großväter hatten, bei aller Verſchiedenheit ihrer ſonſtigen Lebensanſchauungen, gute Freundſchaft miteinander gehalten. Die Zeltows waren ein ſchlichtes, kerniges Adelsgeſchlecht, deſſen Sproſſen, nachdem ſie die herkömmliche Zeit in des Königs Dienſt abgedient hatten, ihre Güter als richtige Landbarone ſelbſt bewirtſchafteten und von Generation zu Generation auch erheblich verbeſſerten und vermehrten.

Bezüglich des Armeedienſtes beſtand bei den Lobenaus eine ähnliche Tradition; aber als flotte Lebemänner, die ſie alle waren, ließen ſie ihre Güter durch Verwalter bewirtſchaften und brachten ſie daher ſtets vermindert oder doch ſtark verſchuldet auf die nächſte Generation. So hatte gerade Kurt, der jüngſte Lobenau, ſein Stammgut nach des Vaters Tod in einem Zuſtand übernommen, der jedes Erträgnis für ihn ſo lange ausſchloß, bis wenigſtens die dringendſten Gläubiger mit ihren Anſprüchen befriedigt waren, ein Zeitpunkt, den er bei einigermaßen zäher Geſundheit in ſeinem hohen Alter noch erleben konnte. Inzwiſchen ſah er ſich auf ſeine Gage und eine kleine Leibrente angewieſen, was für ihn, der neben den Tugenden ſeiner Vorfahren, dem ſchlanken Wuchs, dem ritterlichen Sinn, der vornehmen, insbeſondere den Frauen gefährlichen Sicherheit des Auftretens, mit Ibſenſcher Konſequenz auch deren Fehler geerbt hatte, eben nicht viel bedeutete, zumal er, wie alle Lobenaus, bei der Kavallerie diente.

Derſelben Vererbungstheorie verdankte Walter von Zeltow jene Schüchternheit im größeren, geſellſchaftlichen Verkehr, die ihm den freien Ausdruck ſeiner Gedanken und Gefühle ſchier unmöglich machte. Ein überaus tüchtiger und von ſeinen Vorgeſetzten geſchätzter Offizier, war er ſich dieſes Hauptmangels in ſeiner dermaligen Stellung doch ſo wohl bewußt, daß er den Augenblick mit Ungeduld herbeiſehnte, wo er ſich wieder ſeinem natürlichen Beruf, dem eines einfachen Landedelmanns hingeben konnte.

Nebeneinander heranwachſend, hatten ſich die beiden Freunde zum Wohlgefallen ihrer Väter gewiſſermaßen ergänzt, dabei hatte aber doch die verſchiedenartige Beanlagung dem um einige Jahre älteren Kurt Lobenau von Anfang an ein Uebergewicht über den ſchüchternen Spielkameraden verſchafft, das auch die ſpäteren Jahre nie ganz verwiſchten. Von rein geiſtigem Geſichtspunkt aus ſtand ihm ein ſolches keineswegs zu, denn Walter Zeltow hatte die Examina, durch die ſich Kurt mit viel Glück und Geſchick eben noch durchlaviert hatte, leicht und glänzend beſtanden. In allen Leiſtungen, die ein gründliches Studium erheiſchten, war er dieſem über, dagegen beugte er ſich vor Kurts Ueberlegenheit unbedingt, wo es auf äußere Repräſentation, raſches, keckes Zugreifen und das geſprochene, wenn auch nicht gerade tiefſinnige, ſo doch durch die Art des Vortrags, des kühnen Wurfs blendende Wort ankam. Dieſe Eigenſchaften, die er ſelbſt nicht beſaß, erweckten ihm bei jenem ein ſo übertriebenes Gefühl der Bewunderung, daß er darüber ſeine eigenen Vorzüge nur zu leicht unterſchätzte.

Als der alte Lobenau ſtarb, war der Sohn ſchon einige Jahre im Beſitz des Offizierspatents und auch, wie dies in der Familie üblich, einiger Schulden, die der alte Herr von Zeltow bei der Ordnung des Nachlaſſes großmütig beglich. Dieſer ſorgte auch dafür, daß Kurt die kleine Leibrente erhielt, und bewahrte dem Verwaiſten überhaupt ein warmes, ſchier väterliches Wohlwollen, das er ſpäter noch wiederholt bei der Ordnung kleiner Geldangelegenheiten ihm zu bekunden Gelegenheit fand. Als jedoch ſein eigener Sohn die Offiziersbeſtallung, und zwar der Tradition gemäß, bei einem Infanterieregiment erhielt, war er doch darauf bedacht, daß dieſer nicht in die gleiche Garniſon mit Kurt Lobenau kam, von deſſen Einfluß er jetzt ſchlimmes für ſeinen Erben beſorgte. Dieſer Akt väterlicher Weisheit war jedoch vor nicht allzu langer Zeit vom Zufall plötzlich durchkreuzt worden; das Avancement zum Premierlieutenant brachte Walter richtig in dieſelbe Garniſon, in der auch Kurt Lobenaus Regiment ſtand und ſofort war auch das frühere Verhältnis zwiſchen den beiden wiederhergeſtellt. Der alte Zeltow mochte in noch ſo langen und eindringlichen Briefen den Sohn vor allzu intimem Umgang mit Lobenau warnen, die Macht der Jugendeindrücke erwies ſich ſtärker, als alle Ermahnungen. Dazu kam, daß Walter, ganz plötzlich in neue Verhältniſſe verſetzt, ſich bei ſeinem geringen Akklimatiſationsvermögen hier mehr denn je auf des orts- und menſchenkundigen Freundes Schutz und Rat angewieſen ſah.

Die Zeltows hatten ſich insgeſamt früh verheiratet und es war des Alten Wunſch, daß Walter in dieſem Punkt dem Beiſpiel ſeiner Vorfahren folge. Unter den gegebenen Umſtänden jedoch erſchien ihm dies geradezu als der letzte Rettungsanker, er übertrieb daher ſeine eigene Gebrechlichkeit, damit ihm der Sohn nur ja recht bald dieſen Herzenswunſch erfülle und dann, wäre es ſelbſt vor Ablauf der herkömmlichen Friſt, ſeinen Abſchied nehme und zu ſeiner Unterſtützung aufs Gut ziehe.

Beides war ganz nach Walters Geſchmack, nur beanſpruchte dieſer von ſeiner künftigen Frau eine Eigenſchaft, mit der es der Alte in ſeinem Eifer ein bißchen zu leicht nahm, die nämlich, daß ſie ihm gefalle, ja mehr noch, daß ſie ſein Herz beim erſten Anblick in hellen Brand zu ſetzen vermöge.

Gefallen hatten ihm nun ſchon einige, aber zu der erwähnten Feuersbrunſt war es bisher noch nie gekommen. Wohl fehlte es nicht an ſolchen, die ſich der Brandſtiftung gerne und ohne ſonderlichen Gewiſſensſkrupel ſchuldig gemacht hätten, wäre nur das zu entzündende Objekt nicht durch die Schüchternheit ſeines Beſitzers wie durch eine feuerfeſte Mauer geſchützt geweſen; manche Mine war ſchon nach allen Regeln der Kunſt gelegt und geladen, aber auf die Entfernung, in der ſich der ſchüchterne Zeltow gewöhnlich von dem Gegenſtand ſeiner jeweiligen Verehrung hielt, erwieſen ſich auch die ſtärkſten Sprengſtoffe als wirkungslos.

Heute aber war es einer ohne alle Abſicht und Ahnung gelungen, das Schwierige in einem Augenblick zu vollbringen. Walters Herz brannte, es brannte lichterloh. Allein wurde er, wie es in ſolchen Fällen häufig geht, dieſes Feuers nicht Herr, er mußte ſich nach fremder Hilfe umſehen, und an wen anders ſollte er ſich da wenden, als an Kurt von Lobenau?

Kurt wußte in allem Beſcheid, er kannte alles. Kein Menſch in der Stadt, der ſich irgendwie zur „Geſellſchaft“ zählte, war ihm unbekannt, mit den meiſten ſtand er auf vertrautem Fuß, bei allen war er beliebt, ganz beſonders bei den Damen, die ihm ob ſeiner geſelligen Eigenſchaften manches verziehen, ſogar ſeine demonſtrativ ausgeſprochene Ehefeindſchaft, die er mit Schopenhauerſchen Citaten zu belegen pflegte; vielleicht auch glaubten ſie gar nicht daran.

War es ihm denn wirllich ernſt damit, oder ſpielte er ſich und anderen nur eine Komödie vor?

Kurt Lobenau war ſich ſeiner Chancen beim weiblichen Geſchlecht wohl bewußt, er erprobte ſie als ein Virtuos bei ſo mancher Gelegenheit; aber gegen eine reiche Heirat, die ihn mit einem Schlag aus ſeiner bedrängten Lage erlöſt und zum freien Herrn ſeiner Güter gemacht hätte, ſträubte ſich ſein adeliger Sinn, den er ſich bei allem Uebermut der Jugend bewahrt hatte. Sein Zartgefühl in dieſem Punkt ging ſo weit, daß er ſelbſt eine tiefere Neigung, ſofern ihr Gegenſtand im Beſitz reicher Geldmittel war, eher bekämpft, als ihr nachgegeben hätte. Eine andere aber, als eine reiche Ehe einzugehen, verbot ihm die Vernunft. So machte er aus der Not eine Tugend und verdammte ſich freiwillig zum ewigen Junggeſellen. Weil ihm das jedoch nicht immer ſo leicht wurde, als er ſich den Anſchein gab, ſuchte er bei den Philoſophen Rat und deckte ſeine eigene Schwäche hinter ihren Sentenzen.

III.

Nach jenem Ball hatte Kurt den Bitten ſeines Freundes, der ihm eine wichtige Mitteilung in Ausſicht ſtellte, freilich nur ungern nachgegeben und ſtatt, wie es ſeine urſprüngliche Abſicht war, ins Kaſino zurückzukehren, wo jetzt im engeren Kameradenkreis die Eindrücke des Abends beſprochen wurden, war er Walter in eine, um dieſe Zeit wenig beſuchte Weinſtube gefolgt. Es war dies ein Kompromiß, denn ihm in ſeine Wohnung zu folgen, wie jener vorſchlug, das ging doch zu ſehr gegen Kurts Grundſatze. Und an der Aufrechterhaltung der letzteren ſchien ihm heute ſehr viel gelegen, denn er proteſtierte auf dem ganzen Weg gegen den beleidigenden Verdacht, als ob ſie je ins Wanken geraten wären.

Walter Zeltow hatte den Arm ſeines Freundes untergefaßt und ging ſtill neben ihm her. Mit Wonne lauſchte er heute Lobenaus weiberfeindlichen Reden, die ihn ſonſt oft genug aufs tiefſte verſtimmt hatten, ja er hätte ihn für jedes ſcharfe Wort, das er heute nach berühmtem Muſter gegen die Ehe losließ, umarmen können; wie ſchämte er ſich jetzt ſeiner eiferſüchtigen Regung von vorhin?

Die Weinſtube war leer. Der Wirt, der in einer Ecke eingeſchlummert war und ſich eben eine Fülle von Gäſten hineingeträumt haben mochte, riß die Augen weit auf, als er ſeinen Traum, wenn auch in beſcheidener Weiſe, erfüllt ſah, und weckte zornig den in der andern Ecke ſchnarchenden Kellner. Lobenau beſtellte Wein und ſie traten in das für die Honoratioren reſervierte Hinterzimmer. „Sorgen Sie, daß uns niemand ſtört!“ befahl Zeltow mit ungewöhnlicher Beſtimmtheit, als das Beſtellte aufgetragen war. Der Ausführung ſeines Befehls ſtellten ſich keinerlei Hinderniſſe in den Weg, und Wirt und Kellner zogen ſich wieder in ihre Schlummerecken zurück.

Lobenau goß die Gläſer voll, ſtieß an und leerte das ſeine auf einen Zug. Hierauf zündete er ſich eine Zigarette an und ſtand im Begriff, das neugefüllte Glas wieder zu erheben, als ſein Blick auf Zeltow fiel, worauf er es unberührt wieder auf den Tiſch niederſetzte.

„Ja Donnerwetter, Walter!“ rief er, „haſt du mich etwa hieher geſchleppt, um mir eine Vorſtellung in der höheren Hypnoſe zu geben?“

Walter ſaß in der That unbeweglich auf ſeinem Stuhl und ſtarrte mit verklärtem Blick nach der Zimmerdecke.

„Wer war die Dame?“ ſagte er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend.

„Ah ſo,“ lachte Lobenau. „Aber, lieber Junge, warum biſt du mir durchgebrannt, als ich dich ihr vorſtellen wollte? Die Sache wäre längſt erledigt und ich brauchte nicht dieſen ſauren Wein hier zu trinken. Sie war überdies ſehr begierig, dich kennen zu lernen, nachdem ich ihr den Eindruck geſchildert, den ſie auf dich gemacht.“

„Wie, du hatteſt!“ ſchrie Zeltow entſetzt aufſpringend, tiefrot im ganzen Geſicht.

„Nun natürlich, was liegt denn daran? Iſt es etwa ein Verbrechen, ein ſchönes Mädchen ſchön zu finden? Und eine Schönheit iſt ſie, die Hilberin, zu ſchämen brauchſt du dich deines Geſchmacks wahrlich nicht! Ich nenne ſie die Hilberin in dem Sinn, wie man von der ſchönen Bernauerin ſpricht. Agnes heißt ſie mit dem Vornamen, wie jene, und iſt die Tochter eines Kaufmanns oder Fabrikanten, freilich eines Kaufherrn, wie die Fugger und die Oberſtolzen. Aber ſchön, eine Königin unter den anderen, wie du ganz richtig bemerkteſt und dabei voll Geiſt und Witz, eine Tänzerin, eine Reiterin ohnegleichen. Nichts von den erbärmlichen Vorurteilen ihres Geſchlechts iſt an ihr, ſie bewegt ſich frei nach ihrem Belieben und ihr Stolz überſieht die hämiſchen Blicke, mit denen der kleinliche Neid ihr Betragen muſtert. Es iſt ein großer Zug, etwas Adeliges iſt in ihrem Weſen, das an die Edelfräulein vergangener Zeiten gemahnt, trotz ihrer bürgerlichen Herkunft. Kein Fürſt brauchte ſich ihrer zu ſchämen und wenn meine Grundſätze . . .“ Hier unterbrach Lobenau plötzlich ſeine ſchwungvolle Rede, er mochte fühlen, daß er damit faſt ſchon zu weit von ſeinen vielbeteuerten Grundſätzen abgeſchweift war. „Indeſſen,“ ſchloß er in gleichgültigem Ton, „du kannſt dich beruhigen, deinen Namen hab' ich ihr nicht genannt.“

Walter hatte wie berauſcht den Lobſprüchen gelauſcht, die Kurt ſeiner Erkorenen zollte. „Aber,“ hub er nun zögernd an, „was hat ſie denn dazu geſagt?“

„Du biſt ein Kind, Walter, ein reines Kind,“ erwiderte ihm Lobenau nun wieder in der gewohnten, leichtfertigen Weiſe. „Glaubſt du, daß ein Weib es übel nimmt, wenn man ihr mitteilt, ſie habe einem jungen Mann den Kopf verrückt? Das iſt ja doch ihr Metier, ihr natürlicher Beruf! Und glaubſt du, ſie wiſſe nicht ſelbſt, daß ſie ſchön ſei? Tauſende haben ihr das vor dir geſagt, täglich läßt ſie ſich's vor ihrem Spiegel ſo und ſo oft wiederholen und trotz alledem erfährt ſie's immer wieder gern, wenn auch gerner aus erſter als aus zweiter Hand. Das Vergnügen haſt du ihr allerdings verdorben. Ich wiederhole dir alſo: Du haſt einen vortrefflichen Geſchmack, aber eine Entdeckung, die man etwa zur Wahrung des Geheimniſſes patentieren laſſen müßte, haſt du nicht gemacht. — Uebrigens läßt ſie dich grüßen.“

„Sie — läßt mich grüßen?“ fragte Walter aufs höchſte erſtaunt und ungewiß, ob ſein Freund einen Scherz mit ihm treibe.

„Nun ja! ‚Grüßen Sie Ihren Freund von mir,‘ das war ihr letztes Wort.“

Walter Zeltow ſprang auf, überzeugte ſich an der Thür, daß niemand lauſchte, ſchob den Riegel vor, kehrte dann zu Lobenau, der ihm verdutzt zugeſehen, zurück, legte ſeine beiden Hände auf deſſen Schultern und ſagte feierlich leiſe: „Kurt, ich liebe ſie.“

„Aber das iſt ja bereits eine alte Geſchichte!“ erwiderte Lobenau, nicht im geringſten überraſcht von dieſer Mitteilung.

Zeltow überhörte die Zwiſchenbemerkung. „Ich liebe ſie,“ wiederholte er in demſelben feierlichen Ton, „ſie iſt es, die ich lange vergebens geſucht und wenn ſie ſich aus freien Stücken entſchließen kann, meine Frau, die künftige Herrin von Zeltow zu werden, ſo fehlt nichts mehr zu meinem Glück. Das iſt es, was ich dir ſagen wollte.“

Diesmal war Lobenaus Ueberraſchung eine gewaltige und, wie es ſchien, keine beſonders angenehme. „Donnerwetter!“ ſchrie er, „du gehſt ſcharf ins Zeug.“ Und dann, nachdem er den Freund eine Weile ganz verblüfft angeſehen, als ob er ſich überzeugen wollte, daß dieſer bei Sinnen ſei, ſetzte er hinzu: „Und dein Vater, dein geſtrenger Herr Vater, was wird der dazu ſagen? Bedenk doch, Walter, ſie iſt eine Bürgerliche, eines Krämers Tochter!“

„Eines Krämers wie die Fugger und Oberſtolzen, deren ſich kein Fürſt zu ſchämen brauchte!“ gab ihm Walter, Lobenaus eigene Worte wiederholend, zurück.

„Allerdings,“ wandte nun dieſer etwas verlegen ein. „Aber dein Vater denkt anders, wir leben in einer ganz andern Zeit.“

„Mein Vater will vor allem, daß ich heirate und dann, daß ich glücklich ſei!“ beteuerte Zeltow mit Nachdruck.

„Wohl — aber — du kennſt ſie doch kaum, kennſt nur ihre äußere Erſcheinung. Weißt du denn, ob das Innere auch deinen Wünſchen entſpricht, ob ſie die Eigenſchaften beſitzt, dich glücklich zu machen?“

„Kann ich nach deiner Schilderung daran zweifeln?“

Lobenau war geſchlagen, er war mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen. O wie bedauerte er jetzt ſein voreiliges Pathos, wie verwünſchte er in dieſem Augenblick ſein natürliches Uebergewicht, das jenen ſo blind auf ſeine Worte bauen ließ! Allein er wußte nichts mehr vorzubringen, damit er ſich nicht ſelbſt dementierte, und ſo rief er denn ſchließlich in einem Ton, den er vergebens gleichmütig zu ſtimmen beſtrebt war: „Nun denn in Gottes Namen, thue was du nicht laſſen kannſt. Meinen Segen haſt du dazu!“

Zeltow überhörte das Herbe, Gezwungene, das in dieſem Ton lag. „Du willſt mir alſo helfen?“ rief er freudig, des Freundes Hände ergreifend.

„Ich —?“ erwiderte Lobenau gedehnt. „Ja was ſoll denn ich noch dabei? Ich ſoll dir doch nicht etwa den Freiwerber machen, du willſt dich doch nicht etwa durch Prokuration vermählen laſſen, wie das bei Fürſten der Brauch iſt?“

„Nicht ganz ſo, aber du kennſt mich doch, kennſt meine Schüchternheit, Kurt. Nie werde ich das Geſtändnis über die Lippen bringen, nie das Ziel meiner Sehnſucht erreichen ohne deine Hilfe. Du haſt dich nun ſchon einmal zum Dolmetſch meiner Gefühle gemacht, ohne daß ich's wollte, noch wußte. Nun thu's auf mein Bitten, mit meinem Willen. Ebne du mir die Wege, auf denen ich ſo ſchlecht Beſcheid weiß, ergänze mich, ſpring für mich ein, wenn der Mut mich im Stich läßt, leite mich, führe mich, wie du's in unſerer Kindheit gethan. Kurt, bei der Erinnerung an dieſe Kindheit beſchwör ich dich, hilf mir, ich und mein Vater werden dir's ewig danken!“

Waren es Gefühle der Wehmut, der Dankbarkeit, war es geſchmeichelte Eitelkeit oder Mitleid mit dem hilfloſen Freund, was Lobenau ſo mild ſtimmte, daß ſich ſein Staunen, ſeine anfängliche Entrüſtung allmählich und freilich nicht ohne ſchweren Kampf in Rührung, ja zuletzt in entſchloſſene Hilfsbereitſchaft verwandelte? — Was er ſich bisher ſelbſt kaum zu geſtehen gewagt, was er, ſich ſelbſt belügend, für eine flüchtige Laune gehalten hatte, das ſtand, durch Walters Worte geweckt, plötzlich als ein deutlich Erkanntes vor ſeiner Seele. Er ſelbſt liebte das Mädchen, das Walter Zeltow zur Frau begehrte. Freilich geboten ihm ſein Stolz, ſeine Grundſätze, dieſe Liebe mit aller Macht zu bekämpfen, zu erſticken und doch hatte er ihr unbewußt ſchon einen viel zu weiten Spielraum geſtattet, doch waren die Artigkeiten, die er jener Dame, wie er ſich weis machte, nur ſcherzend erwies, ganz anderer Art, als die, welche er an alle verſchwendete.

Ob ſie's wohl ſchon erraten hatte? Nicht möglich, ward er ſich deſſen doch ſelbſt erſt heute bewußt! Sie hatte ihn bevorzugt, vielfach ausgezeichnet, es war ihm nicht entgangen und hatte ſeiner Eitelkeit — ob nur ſeiner Eitelkeit? — wohlgethan. Aber ob ſie ihn wieder liebe, ob ſich auch bei ihr hinter der ſcherzhaften Maske ein tieferes Gefühl verbarg, das wußte er nicht, er mußte ſelbſt die Hoffnung, daß dem ſo ſei, gewaltſam unterdrücken, denn nie, nie, und wenn dem tauſendmal ſo wäre, konnte ſie die Seine werden. Die Welt hätte ja nie an die wahren Gründe einer ſolchen Verbindung geglaubt, ſie hätte mit Fingern auf ihn gedeutet und heimlich geziſchelt: Seht, er hat ſein Wappen neu aufgeputzt mit ihrem Gold, ſeine Schulden bezahlt mit ihrem Vermögen! Nein, nein, nie durfte er ſich ſolchem Verdacht ausſetzen!

Aber freilich ſelbſt verzichten und einem andern, wär's auch der beſte Freund, zu dem Glück verhelfen, auf das man ſchmerzlich genug verzichtet hat, das war doch eine ſehr verſchiedene Sache. Das ging über die Kräfte eines gewöhnlichen Sterblichen weit hinaus, das mochte wohl in Romanen vorkommen, aber im wirklichen Leben nicht. Und doch, wenn es möglich wäre, es wäre großartig, heroiſch, eines Lobenau würdig!

Nun erwog er bereits die Möglichkeit, er fing an, an dem Gedanken ein Wohlgefallen zu finden, dem ähnlich, das die Märtyrer am Pfahl einſt empfunden haben ſollen. Er wußte, daß Zeltow, ganz auf ſich angewieſen, ſein Ziel nie erreichen werde. Aber wenn er, Lobenau, einmal zu verzichten gezwungen war, würde dann nicht doch ein anderer früher oder ſpäter die Braut heimführen? Konnte er annehmen, daß ſie ihm zulieb eine alte Jungfer würde? — Nein, gewiß nicht. — Nun alſo, war denn Zeltow nicht beſſer als jeder andere? — Ja, gewiß. Lobenau erinnerte ſich ſeiner Kindheit, der alten Freundſchaft, die ſchon ihre Vorfahren verband; er rief ſich alle die Wohlthaten ins Gedächtnis zurück, die ihm Walters Vater erwieſen, und plötzlich ſprang er auf und ſchüttelte energiſch die Rechte des in ſtummer Angſt ſeiner Entſchlüſſe harrenden Freundes. „Ja, Walter,“ rief er, „ich will dir helfen. Nicht umſonſt ſollſt du mich unſerer Kindheit gemahnt haben! Weil du denn doch in gewiſſen Dingen ein Kind geblieben biſt, ſo will ich dir mit meiner überlegenen Erfahrung helfen, wie damals. Dein Vater ſoll nicht mehr ſagen, daß ich zu nichts gut ſei, als dich zu verderben. Das Gegenteil werde ich ihm beweiſen, indem ich ihm zu einer Schwiegertochter verhelfe, wie keine zweite im Reiche iſt, indem ich dich unter die Haube bringe und zwar durch Prokuration, wie einem richtigen Prinzen! — Nun aber genug des trockenen Tons, laß uns das Glück deiner Zukunft in Champagner feiern! Heda Wirt! Kellner!“ Er ſprang auf, entwand ſich Zeltows ſtürmiſcher Umarmung und weckte die Schlafenden. Eine ausgelaſſene Luſtigkeit war plötzlich über ihn gekommen, bis zum grauenden Morgen ſaßen die Freunde beratend in der einſamen Weinſtube und jede fein ausgedachte Kriegsliſt wurde mit einer neuen Flaſche des brauſenden Schaumweins begoſſen.

IV.

Es war um die Mittagsſtunde des andern Tags. In einem eleganten Salon der vor den Thoren der Stadt gelegenen, von einem Park umgebenen Villa des Fabrikanten Hilber befanden ſich deſſen beide Töchter Agnes und Ilſe, die erſtere eine hoch und ſchlank gewachſene Brünette von blendender, ſüdlicher Schönheit; die andere etwas kleiner und voller gebaut, blond und blauäugig, ein anmutiges Bild germaniſcher Weiblichkeit; Agnes, das Ebenbild und der Liebling ihrer Mutter, einer feurigen Italienerin, Ilſe mehr dem Vater gleichend, der ein äußerſt tüchtiger Geſchäftsmann zwar, in ſeinem Privatleben jedoch ein Freund der Ruhe und Bequemlichkeit war und ſich daher bei allen Geſellſchaften größeren Stils gerne durch ſeine noch immer ſtattliche Frau vertreten ließ.

Die Liebe zu dieſer Frau war die erſte und vielleicht einzige tiefere Erregung, der ſich dieſer nüchterne Mann in ſeinem Leben je hingegeben; er hatte ſie auf einer größeren Geſchäftsreiſe kennen gelernt und nicht geruht, bis ſie die Seine war und er ſie in den kalten Norden verpflanzt hatte, wo ſie ſich zunächſt nicht recht wohl fühlte. Ihr das Leben angenehm zu machen, hatte er es an nichts fehlen laſſen und ihr namentlich auch die Erziehung ſeiner Erſtgeborenen nach einigen ſchwachen Widerſpruchsverſuchen gänzlich und unter Aufopferung ſeiner eigenen Grundſätze anheimgeſtellt. Agnes war, wie ihre Mutter, eine leidenſchaftliche Natur, die ſich leicht einmal über die Schranken ſtrenger Konvenienz wegſetzte und wie ſie ſtets beklagte, kein Knabe geworden zu ſein, ſo in allen Sportkünſten, die ihrem Geſchlecht geſtattet ſind, es den Männern gleich zu thun beſtrebt war. Sie turnte, focht, ſchoß nach der Scheibe und war, wie wir bereits durch Herrn von Lobenau wiſſen, eine unvergleichliche Reiterin und Tänzerin, kurz eine Amazone, wie ſie in den engen kleinbürgerlichen Rahmen, innerhalb deſſen ihr Leben ſich bisher abgeſpielt, wenig paßte. Gymnaſtiſch geſchult war auch ihr Geiſt, zu allerlei Sprüngen geneigt: ſie gehörte zu jenen kampfluſtigen Frauennaturen, die aus jeder

Plauderei gern ein Scharmützel machen und den Partner, wenn er mit den Paraden nicht flink iſt, leicht auf den Sand ſetzen. Die Herren Lieutenants wußten das, Lobenau war vielleicht der einzige, der ſich noch keine Schlappe von ihr zugezogen hatte, und deshalb imponierte er ihr.

Ilſe war einfacher, vielleicht etwas tiefer, jedenfalls viel bequemer angelegt als ihre Schweſter. Sie ſchwärmte in der ihrem Alter angemeſſenen Weiſe für Natur und Kunſt und las alle ihr vorkommenden Bücher mit einer Gründlichkeit, als ob ſie die Quinteſſenz der Weisheit enthielten, während ihr Vater eifrig dafür ſorgte, daß das Gegenteil der Fall war, denn was dieſer bei der Erziehung ſeiner Aelteſten verſäumt, das ſuchte er bei dieſer, ſeiner zweitgeborenen Lieblingstochter, mit ſpartaniſcher Strenge nachzuholen.

Im übrigen aber ſaß Fräulein Ilſe lieber im Fond eines Wagens als auf dem Kutſchierbock, lieber auf einem Kanapee als im Sattel; mit einer ungeladenen Piſtole konnte man ſie zu Tod ängſtigen und von den ſonſtigen Paſſionen ihrer Schweſter war es nur der Tanz, dem ſie ein ſtärkeres Intereſſe entgegenbrachte und das vielleicht auch nur, weil ſie noch gar ſo wenig davon genoſſen hatte. Es gehörte nämlich zu den verſpäteten Erziehungsgrundſätzen ihres Vaters, daß ſie erſt in dieſem ihrem achtzehnten Lebensjahr und zwar bei Gelegenheit einer, im Elternhaus ſelbſt abzuhaltenden Feſtlichkeit in die „Geſellſchaft“, welche man in ihrem Fall „die Welt“ zu nennen pflegt, eingeführt werden ſollte. Kein Wunder, daß ſie äußerſt begierig war, von dieſer Welt, der ſie noch ſo fremd, wie einſt die Zeitgenoſſen der des Kolumbus gegenüberſtand, möglichſt viel im voraus zu erfahren.

Um den geſtrigen, großen Kaſinoball drehte ſich denn jetzt auch das Geſpräch der beiden Schweſtern; eigentlich war es nur die Fortſetzung eines Geſprächs, das Ilſe ſchon in der Nacht vorher, als Agnes vom Ball kam, begonnen hatte, ohne bei dieſer auf das richtige Verſtändnis zu ſtoßen. Jetzt nach dem Frühſtück, da die Eltern beide abweſend, der Vater im Geſchäft ſaß und die Mutter der Ruhe pflegte, während Agnes bereits einen Ritt durch den Park gemacht hatte, jetzt dachte Ilſe, ſei der günſtigſte Moment, das intereſſante Thema etwas eingehender zu erörtern.

Merkwürdigerweiſe zeigte ſich jedoch Agnes zunächſt auch heute weniger mitteilſam, als ſie's ſonſt bei ähnlichen Gelegenheiten geweſen, oder beliebte es ihr, mit der Neugierde des Schweſterchens, das ſie noch immer als ein Kind behandelte, ihr Spiel zu treiben. Sie ſaß, in einem Album blätternd, auf dem Diwan und ließ ſich die intereſſanteſten Dinge tropfenweiſe auspreſſen.

„Nun,“ fragte Ilſe, die, wie es ihrer Stellung im Hauſe entſprach, auf einem niedrigen Polſterſtühlchen einige Schritt entfernt von ihrer Schweſter Platz genommen hatte, „mit wem haſt du denn geſtern den Kotillon getanzt, Agnes?“ Sie frug es mit jener Wichtigkeit, die dieſer bisher nicht berührte Punkt zweifellos beanſpruchen konnte.

„Den Kotillon — ?“ erwiderte Agnes gleichgültig und als ob ſie ſich erſt auf den Namen ihres Tänzers beſinnen müßte — „mit — mit Herrn von Lobenau.“

„Mit dem Leichtſinn!“ ſchrie Ilſe ganz entſetzt auf. „Aber Agnes . . .!“ Ueber Agnes' Stirn flog eine Wolke des Unmuts.

„Leichtſinn?“ entgegnete ſie gereizt, „das haben dir wohl die alten Stadtbaſen in den Kopf geſetzt und du weißt in deiner Unerfahrenheit, um nicht zu ſagen in deinem Unverſtändnis, nichts Beſſeres zu thun, als ihnen nachzuplaudern. Herr von Lobenau iſt ein Kavalier, der ſein Leben vornehm genießt und nach dem Geſchwätz der Leute nicht fragt. Wer ihm etwas Unehrenhaftes nachſagt, iſt ein Verleumder!“

„Aber Papa ſagt doch —“ wagte Ilſe etwas verſchüchtert einzuwenden.

„Papa, den du immer im Mund führſt, iſt ein Geſchäftsmann, der die Menſchen nach ſeinem beſondern Maßſtab mißt und für einen wie Herr von Lobenau fehlt ihm der richtige,“ erklärte Agnes kategoriſch. „Ueberdies,“ ſetzte ſie ſpöttiſch hinzu, „iſt es ihm nur darum zu thun, dir Schreck einzujagen. Doch jeder nach ſeinem Geſchmack. Der meinige ſind nun einmal dieſe Tugendhelden nicht, von denen jedermann nur gutes ſpricht. Tanze du meinetwegen mit den kleinen Kadetten und Fähnrichs, ich ziehe Herrn von Lobenau vor, weil er ein Mann iſt, der das Leben kennt, flott tanzt und angenehm plaudert. Voilà tout! Um alles andere kümmere ich mich nicht.“

„Und das Sträußchen, das du geſtern nacht, von den anderen geſondert, im Toilettentiſch verbargſt — iſt alſo wohl auch von ihm?“ Mit dieſer ſchelmiſchen Bemerkung, die Agnes begütigen ſollte, kam Ilſe ſchlimm an.

Ihre Schweſter glühte vor Scham und vor Zorn. „Spionin!“ rief ſie. „Ich werde Papa bitten, daß er mir ein eigenes Schlafzimmer anweiſt, ich bin nachgerade zu alt für die Kinderſtube.“ Damit erhob ſie ſich und wollte das Zimmer verlaſſen.

Aber Ilſes Arme umſchlangen ſie ſchmeichelnd, noch ehe ſie die Schwelle erreicht hatte. „Sei mir nicht böſe, Agnes,“ flehte jene, „du weißt, ich verſtehe ja noch ſo wenig vom Leben, nichts, gar nichts. Ich höre ja nur, was die anderen mir ſagen.“

Obwohl der ſchelmiſche Blick der blauen Augen dem zu widerſprechen ſchien, ließ ſich Agnes doch raſch wieder verſöhnen. „Nun, was ſagen ſie denn?“ fragte ſie, ihren früheren Platz einnehmend.

„Daß er,“ hub Ilſe ſtockend, geheimnisvoll an, „daß Herr von Lobenau — aber du darfſt nicht böſe werden — ein Feind und Verächter der Ehe ſei, daß er mit den Mädchen nur ſeinen Scherz treibe und ſie an der Naſe herumführe.“

„Wer ſagt das?“ fuhr Agnes heftig dazwiſchen.

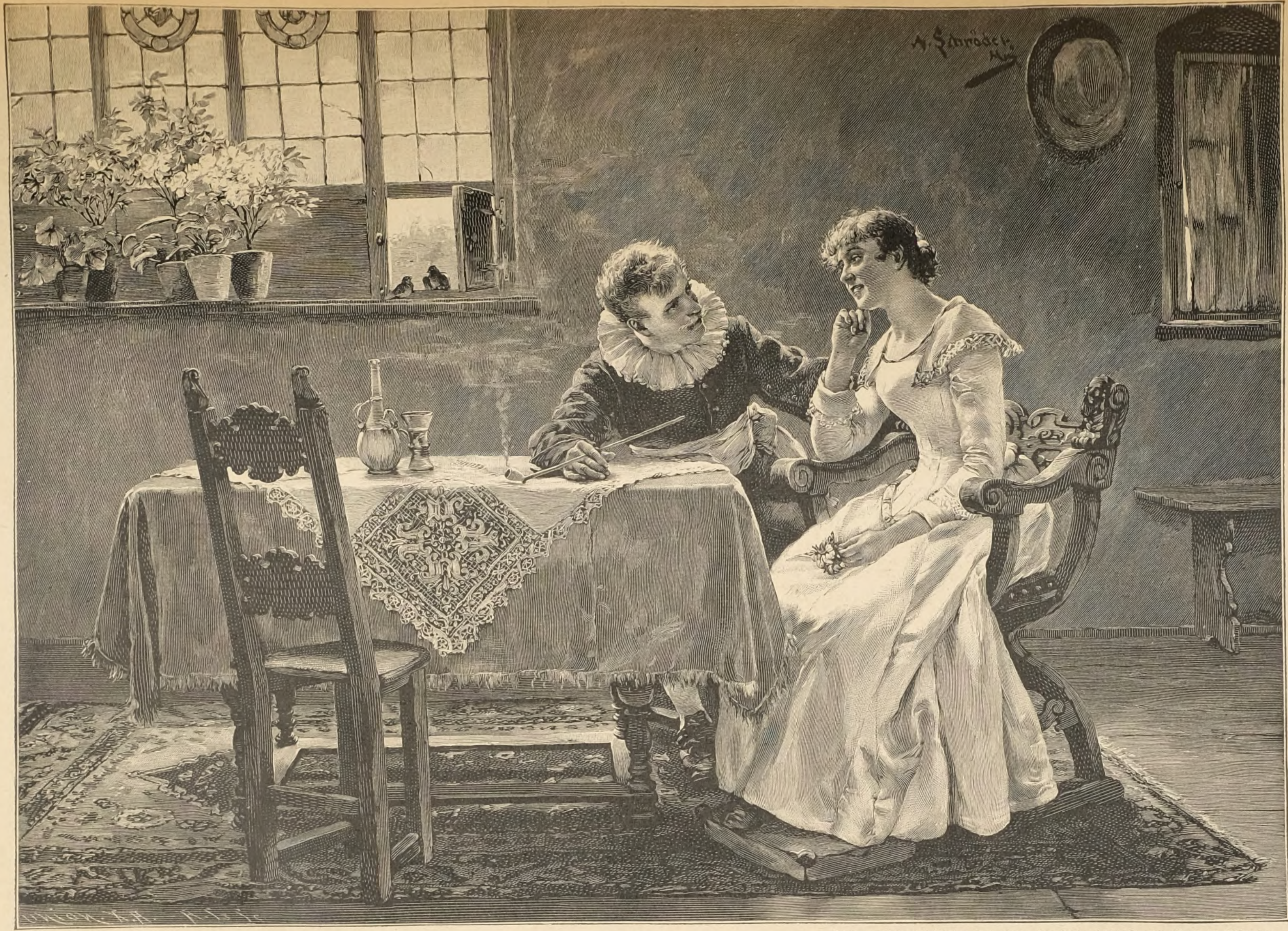
„Papa,“ erwiderte Ilſe kleinlaut, „und er meint auch, mit der Ehefeindſchaft werde es ſeine beſondere Bewandtnis haben. Die Adeligen, die er gern nähme, hätten nicht Geld genug, um ſeine Schulden zu bezahlen und eine Bürgerliche, die er vielleicht haben könnte, die ſei ihm zu gering, die wolle er nicht aus Stolz.“

„So?“ ſagte Agnes ironiſch. „Und das alles weiß Papa natürlich ganz genau. Wenn ich ihm aber nun ſagte, daß er mir, mir ſelbſt geſtern auf dem Ball ſo etwas wie eine verblümte Erklärung gemacht hat . . .“

„Eine Erklärung!?“ — Ilſes Augen leuchteten, mit einem Ruck fuhr der kleine Polſterſtuhl quer durchs Zimmer bis vor Agnes' Kniee.

Dieſe, über den Effekt ihrer Worte erſchrocken, mochte ihre unvorſichtige Bemerkung wohl ſchon bereuen. „Nur nicht ſo ſtürmiſch, Ilſe!“ beruhigte ſie die Aufgeregte, „ich ſprach ja nur von einer verblümten Erklärung, aber ſchon das war zu viel für dich, Plaudertaſche!“

„Eine — verblümte Erklärung? Ach bitte, Agnes, ſag' mir's, ich will gewiß ſchweigen,“ flehte Ilſe, der Schweſter Kniee umklammernd.



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl Kunſtverlag A.-G. in München.

Wenn wir erſt ein Pärchen ſind. Gemälde von A. Schröder.

„Nun alſo,“ erklärte ihr dieſe, „er ſprach von einem Freund, einem mir Unbekannten, aber ſeinem älteſten und beſten Freund, den er kenne, wie ſich ſelbſt — verſtehſt du, wie ſich ſelbſt? — und über den er alles vermöge, der aber zu ſchüchtern ſei, um ſelbſt ſeinen Gefühlen mir gegenüber offenen Ausdruck zu geben — nun, und im Namen dieſes Freundes, den er mir übrigens nicht nennen wollte, machte er mir eine Liebeserklärung.“

„Von — ſeinem Freund?“ ſagte Ilſe, die von dem Kern der Sache offenbar gar nichts verſtanden hatte und ſogar etwas enttäuſcht war. „Wer mag es wohl ſein? Vielleicht der hübſche Blonde, mit dem ich ihn ſchon gehen ſah?“

„Närrchen!“ lächelte Agnes. „Merkſt du denn gar nichts? Er exiſtiert ja überhaupt nicht, der Freund, oder vielmehr — er iſt es ſelbſt!“

„Er — er ſelbſt!“ Die Sache wurde immer dunkler für Ilſes Verſtändnis.

„Nun höre, Ilſe,“ fuhr ihre Schweſter etwas ungeduldig fort, „du biſt doch noch das reinſte Kind. Das kommt von deiner verkehrten Erziehung. Haſt du denn noch nie gehört, wie ſich Prinzen verheiraten? — Nein? — Nun alſo, wenn ein Prinz ſich um eine Prinzeſſin bewirbt, die er zur Frau haben will, ſo thut er das — ſo viel ſollteſt du doch wiſſen — gewöhnlich nicht in eigener Perſon, ſondern er ſchickt einen Abgeſandten an den Hof, dem die Erwählte zugehört und läßt ihr durch dieſen ſeine Werbung vortragen. Willigt ſie nun ein, ſeine Frau zu werden, ſo wird ſie zunächſt mit dem Geſandten verlobt und getraut, in Stellvertretung des Prinzen natürlich oder durch Prokuration, wie man ſich in der Hofſprache ausdrückt. Verſtehſt du jetzt?“

„Wie ſonderbar!“ machte Ilſe, die noch immer nicht recht verſtand.

„Mein Gott, wie ſtumpf du heute biſt!“ nahm Agnes ihre Belehrung wieder auf. „Ein vornehmer, diskreter Mann, wie Lobenau, der ſeiner Sache nicht ganz gewiß iſt, macht es in dem Fall auch wie die Prinzen von Geblüt, das heißt, wenn er eine Dame liebt und heiraten möchte, ſo fällt er nicht gleich mit der Thüre ins Haus, ſondern trägt ſeine Erklärung erſt vorſichtig im Namen eines dritten, eines Freundes, vor, den er nicht nennen will oder darf. Er wirbt alſo ſcheinbar durch Prokuration für dieſen, in Wahrheit aber für ſich ſelbſt, da er ja mit dieſem identiſch iſt. Das ſchützt ihn vor einem direkten Korb und verleiht überdies der ſonſt ſo proſaiſchen Sache einen pikanten, romantiſchen Reiz. Jetzt wirſt du mich doch begreifen, die Geſchichte iſt ja ſo einfach, ſo durchſichtig — nicht? -- Nun, alſo genau ſo machte es geſtern abend der Herr Lieutenant von Lobenau —“

„Der Herr Lieutenant von Lobenau“, klang es in dieſem Augenblick wie ein Echo aus dem Munde des eintretenden Dieners, „und noch ein Herr Lieutenant, den ich nicht kenne, laſſen um die Ehre bitten. Hier ſind die Karten.“

Erſchrocken fuhren die beiden Schweſtern von ihren Sitzen empor.

„Wer iſt denn der andere?“ fragte Ilſe.

„Ich weiß nicht, ein Strohmann ohne Zweifel,“ erwiderte ihr Agnes, die die Karten in der Hand hielt. „Was meinſt du, wollen wir ſie empfangen?“

„Um Gottes willen!“ proteſtierte Ilſe. „Wo denkſt du hin, Agnes, wir beide allein — ohne die Eltern!“

„Das iſt auch noch ſo eine alte, europäiſche Sitte oder Unſitte,“ entgegnete Agnes, durch ihren Widerſpruch gereizt. „In Amerika empfängt jede junge Dame allein, wen's ihr gefällt, und wir ſind hier überdies zu zweien. Ich ſehe nicht ein, was uns hindern ſollte.“ Und noch ehe Ilſe ihre entgegenſtehende Anſicht äußern oder, wie dies ihr nächſter Gedanke war, entfliehen konnte, entließ ihre ältere Schweſter den auf Antwort wartenden Diener mit dem Beſcheid: „Wir laſſen die Herren bitten.“

Im nächſten Augenblick traten die Herren Lieutenants von Zeltow und von Lobenau, ſich tief verbeugend, in den Salon.

V.

Es war Lobenau trotz des geſtrigen Kriegsrats nicht leicht geworden, ſeinen Freund zu dieſem, die Feindſeligkeiten gewiſſermaßen eröffnenden Schritt zu bewegen. Der ſpäte Morgen hatte die beiden in einer ſeltſam matten Stimmung getroffen, die der kriegeriſchen von geſtern ganz und gar nicht entſprach. Beide hatten ſie ſchlecht geſchlafen, Zeltow war infolge des ungewohnten Alkoholgenuſſes an einem entſetzlichen Kopfweh erwacht und hatte nur mühſam ſeine Erinnerungen an die Vorgänge von geſtern zuſammengerafft. War er geſtern, dank Lobenaus feuriger Ueberredungsgabe, ganz ſiegesgewiß geweſen, ſo ſchien ihm jetzt eine ſchwere Niederlage unvermeidlich, wenn er ſich, ſelbſt unter ſo bewährter Führung, auf den Kriegspfad begab. Als ein ganz böſes Omen erſchien es ihm aber, daß die Schleife, die ihm Lobenau auf ſeinen Wunſch beim Abſchied geſchenkt, dieſelbe Schleife, die Agnes dem Freund eigenhändig auf die Bruſt geheftet, die er, Zeltow, mit Küſſen bedeckt und die ganze Nacht auf der Bruſt getragen hatte, ſich beim hellen Tageslicht als die falſche, als eine blaue erwies, während die richtige — er entſann ſich deſſen ganz genau — eine grüne geweſen war. Die Hoffnungsfarbe war es, die ihn ganz beſonders angeſprochen hatte und nun — warf er das wertloſe Ding mißmutig beiſeite und war ſtark verſucht, es mit all ſeinen übrigen Plänen ebenſo zu machen.

So traf ihn Lobenau, dem über Nacht auch allerlei ſchlafraubende Bedenken über die von ihm übernommene Rolle aufgeſtiegen waren. Aber Lobenau, anders geartet als ſein Freund, kämpfte ſolche Bedenken gewaltſam nieder. Er hatte dieſem einmal ſein Wort gegeben und ein Lobenau hielt ſein Wort unter allen Umſtänden. Je mißlicher die ganze Sache ihm nachträglich erſchien, deſto raſcher mußte ſie erledigt werden. Der gemeinſchaftliche Beſuch bei der Familie Hilber war geſtern als unerläßliche Einleitung alles weiteren verabredet worden; was auch Zeltow heute dagegen vorbringen mochte, ſeinen Dienſt, ſeinen Kopfſchmerz, der ihn heute zum Reden doppelt unfähig machte, Lobenau ließ nicht nach, Zeltow, behauptete er, brauche gar nichts zu reden, er, Lobenau, werde das ſchon für ihn beſorgen und ſo gelang es ihm endlich, den zaghaften Freund zu dem Beſuch zu überreden. Allerdings mußte er ihm vorher feierlich verſprechen, daß er ihn heute noch nicht verrate, überhaupt die Sache nicht zu raſch betreibe und Teltows Namen vorerſt ganz aus dem Spiel laſſe, bis er der Zuſtimmung der Dame gewiß ſei.

Er glich einem Opferlamm, das zur Schlachtbank geführt wird, der arme Zeltow; blaß und übernächtig, wie er ausſah, erſchien er noch viel ſchmächtiger, zarter, als ihn die Natur ohnedem geſtaltet hatte.

Die erſte Auskunft des Dieners, daß Herr und Frau Hilber augenblicklich nicht zu ſprechen, die beiden jungen Damen allein zu Hauſe ſeien, wurde von beiden Freunden, wenn auch aus ſehr verſchiedenen Gründen, aufs freudigſte begrüßt. Zeltow hoffte damit ſeiner ſchweren Pflicht aufs einfachſte entledigt zu ſein, Lobenau dagegen flüſterte ihm ins Ohr: „Donnerwetter, das nenn' ich Glück, das haben wir günſtig getroffen," und übergab dem Diener die Karten. Als dieſer nun mit dem Donnerwort: „Die Damen laſſen bitten," zurückkam, da waren für Zeltow die Würfel gefallen.

Er brauchte nach der erſten Verbeugung, die er in unbeſtimmter Richtung gemacht, einige Zeit, um ſich in dem eleganten Gemach, in das er ſich ſo plötzlich verſetzt ſah, zurechtzufinden und die beiden darin befindlichen Damen genau zu unterſcheiden. Er ſah zunächſt nur Agnes, die Strahlende, der ſein Freund Lobenau, der ſich überhaupt mit einer Sicherheit bewegte, als ob er hier zu Hauſe ſei, ſofort artig die Hand küßte.

„Mein Fräulein," ſagte er dabei, „ich komme, mich zu erkundigen, wie Ihnen der geſtrige Ballabend bekommen iſt und Ihnen zugleich den Herrn Lieutenant von Zeltow vorzuſtellen, der, erſt ſeit kurzem in dieſe Garniſon verſetzt, um die Ehre Ihrer Bekanntſchaft bittet."

Wieder machte Zeltow eine tiefe Verbeugung. Die Schöne muſterte ihn mit einem ſcharfen Blick, der ihm die Röte der Verlegenheit aufs neue in die Wangen trieb. „Sehr angenehm," ſagte ſie, „meine Eltern werden bedauern, gerade heute verhindert geweſen zu ſein. Nehmen Sie einſtweilen mit uns vorlieb. Meine Schweſter Ilſe — Herr Lieutenant von — von — —"

„Zeltow," ergänzte Lobenau und zu Ilſe gewandt ſetzte er hinzu: „Sie entſchuldigen, mein gnädiges Fräulein, daß ich die Vorſtellung nicht gleich ſelbſt beſorgt, allein ich bemerkte Sie nicht ſogleich, es ſchien faſt, als ob Sie ſich vor mir verſteckten."

„O bitte," ſtammelte Ilſe, die ſich vor lauter Verlegenheit hinter einen Stuhl verſchanzt hatte und aus dieſer gedeckten Stellung Zeltows Verbeugung tief errötend erwiderte, während Agnes ſich nach dieſer flüchtigen Abſchweifung ſofort wieder an Lobenau wandte.

„Ich danke Ihnen," ſagte ſie, „für Ihre gütige Beſorgnis um mein Befinden. Dasſelbe iſt ganz vortrefflich, ein Ball macht mich nie krank. Hoffentlich befinden Sie ſich in derſelben angenehmen Lage.

Lobenau zuckte mit den Achſeln. „Doch nicht ſo ganz, mein gnädiges Fräulein," entgegnete er mit einem Seufzer. „Ich hatte noch eine lange Sitzung unter vier Augen mit meinem Freund, der gerade wieder auftauchte, als Sie fort waren und nun genau jedes Wort wiſſen wollte, das ich mit Ihnen oder vielmehr das Sie mit mir geſprochen. Ich glaube ſogar, er war einen Augenblick eiferſüchtig auf mich. Und doch ſprachen wir ja eigentlich nur von ihm."

„Ah ſo, der Freund," lachte Agnes, „den hatte ich ganz vergeſſen. Nun, was macht er denn heute? Hat ſich ſeine Schwärmerei über Nacht nicht etwas abgekühlt?"

„O, im Gegenteil," erwiderte Lobenau, „ſie iſt nur heftiger geworden. Er denkt nichts anderes als an Sie, und ich müßte mich ſehr irren, wenn er die Nacht nicht von Ihnen geträumt hätte."

„Der Aermſte!"

„Er war es nicht in dieſem Fall. Freilich das Erwachen — —"

„Muß ſchrecklich geweſen ſein. Alſo bis auf das Gebiet der Träume erſtreckt ſich dieſe Intimität. Er war gewiß ſehr unglücklich, als das Traumbild ſich in Luft auflöſte."

„Sehr."

„Wenn er ſich nur kein Leid anthut! Iſt er denn immer noch ſo ſchüchtern?"

„Immer noch."

„Und Sie wollen mir noch immer ſeinen Namen nicht nennen?"

„Nein. Er hat es mir zur Pflicht gemacht, bis —"

„Nun, bis? —"

„Bis er die Gewißheit hat, daß Sie ſeine Liebe erwidern."

„Und wer verſchafft ihm die? Sie, Herr von Lobenau?"

Dieſe Frage brachte ſelbſt Herrn von Lobenau einen Augenblick in Verlegenheit. „Wenn es möglich wäre," ſeufzte er, denn er begann allmählich doch die Schwere ſeines Amts zu empfinden.

„Durch Prokuration alſo wirbt er um meine Hand? Es muß ein vornehmer Mann ſein, Ihr Freund, und einen gewandten Vertreter hat er ſich jedenfalls erwählt, das Kompliment muß ich ihm machen," ſcherzte Agnes weiter.

Zeltow hatte von dem Geſpräch, das ſich in ſolcher Weiſe noch weiter fortſpann, nur die erſten Worte vernommen. Er glaubte in den Boden ſinken zu müſſen, als die Rede auf den Freund kam, in dem er ſich ſelbſt erkannte, und ſuchte ſein Gehör gewaltſam allem weiteren zu verſchließen, aus Furcht, Lobenau könnte ſeinem Verſprechen zuwider den Schleier, der über der Perſon jenes Freundes ſchwebte, höher lüften, als gut war.

Allein mit dem Nicht-hören-wollen ging es nicht ſo leicht, es war dazu unumgänglich notwendig, daß er ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand konzentrierte, und da fielen ſeine Augen auf Ilſe, die ſich in nicht viel beſſerer Lage befand als er ſelbſt. In der Verwirrung ſtellte er nach einer einleitenden Bemerkung über das Wetter die Frage an ſie, ob ſie geſtern nicht auch auf dem Ball geweſen ſei, welche mit einem wohlbegründeten „Nein" und der Gegenfrage, ob er viel getanzt und ſich gut amüſiert habe, erwidert wurde, worauf auch Zeltow notwendig wieder mit einem „Nein" antworten mußte.

Das erregte nun das höchſte Erſtaunen von Fräulein Ilſe, die es gar nicht begriff, wie man ſich auf einem Ball nicht amüſieren und nicht tanzen konnte und ihre Neugier, wieſo dies möglich, war ſo groß, daß ſie darüber ihre Verlegenheit vergaß und das bereits ſtockende Zwiegeſpräch nun ihrerſeits wieder mit der Frage in Gang ſetzte: „Sie ſind doch ein Freund von Herrn von Lobenau, der ſo viel und ſo gut tanzen ſoll?"

„Allerdings," erwiderte Zeltow, dem bei dem Wort „Freund" der neue ſchreckliche Verdacht aufſtieg, daß Ilſe ſeine Anonymität bereits durchſchaut haben möchte. Ein Blick in das friſche roſige Geſicht des jungen Mädchens, vor dem ſich die treuherzigen blauen Kinderaugen ſofort ſchüchtern zu Boden ſenkten, widerlegte jedoch dieſen Verdacht. Merkwürdigerweiſe gab die Schüchternheit, die unverkennbar aus den holden Zügen ſprach, Zeltow den Mut, ſolchen Blick noch des öfteren zu wiederholen und ihr, von dem urſprünglichen Thema abſpringend, in eingehender Weiſe ſeine, mit Lobenau gemeinſam verlebte Kindheit und die Freuden des Landaufenthalts zu ſchildern, welche Schilderung ſie mit ſichtlichem Wohlgefallen anhörte und gelegentlich durch eine zuſtimmende Zwiſchenbemerkung unterbrach.

So kam es, daß Lobenaus vernehmlich geſprochene und durch einen leichten Stoß mit dem Ellbogen verſtärkte Worte: „Wir müſſen uns empfehlen; entſchuldigen Sie, meine Damen, daß wir Ihre Zeit ſo über Gebühr lange in

Anſpruch genommen haben, und empfehlen Sie uns auch, bitte, Ihren gnädigen Eltern,“ wie eine ſchrille Diſſonanz die Harmonie von Zeltows Unterhaltung mit Ilſe durchſchnitt.

„Empfehlen Sie mich Ihren gnädigen Eltern“ und „entſchuldigen Sie,“ ſtammelte auch Zeltow dem Freund nach; mit einer tiefen Verbeugung und freundſchaftlichem Händedruck traten hierauf die beiden Krieger den Rückzug an.

„Deine Sache ſteht vortrefflich,“ ſagte Lobenau zu Zeltow, als ſie unten auf der Straße waren. „Ich glaube, ſie hat mich verſtanden, ohne daß ich dich zu verraten brauchte. Wir werden nächſten Mittwoch zum Thee geladen, das wiederholt ſich alle acht Tage und außerdem iſt noch eine größere Geſellſchaft im Haus. Nun aber flott voran, mein Junge, keinen Rückfall mehr, man muß das Eiſen ſchmieden, ſolang es warm iſt. Du wirſt glücklich ſein, noch ehe die Saiſon ganz zu Ende, verlaß dich auf mich!“

Zeltow war faſt ſelbſt erſtaunt über die verhältnismäßig geringe Wirkung, welche dieſe Worte des Freundes auf ihn machten, und er drang auch nicht weiter mit Fragen in ihn. Zurück konnte er jetzt nicht mehr, das fühlte er ſelbſt. Das Schickſal war einmal im Gang, und es mußte ſeinen Lauf nehmen. Aber — merkwürdig — trotz des verheißungsvollen Anfangs war ihm doch nur halb wohl bei der Sache.

VI.

„Deine Sache ſteht vortrefflich.“ Das ſagte im Lauf dieſes Winters Herr von Lobenau noch oft zu ſeinem Freund Zeltow, er ſagte es jedesmal, wenn ſie von einem Ball, einer Geſellſchaft ſpät nach Hauſe kamen. Denn er beſuchte jetzt Bälle und Geſellſchaften, der kleine Zeltow, und tanzte, auch ohne daß er dazu kommandiert war. Lobenau hatte ihn dazu beſtimmt, dieſer Kunſt, die er bisher ſtark vernachläſſigt, ein verſpätetes, aber darum nur um ſo eifrigeres Studium zu widmen, bei dem jener ihm als Lehrmeiſter diente. Trotz dieſer bewährten Leitung machte er anfangs nur langſame Fortſchritte, ſeine Schüchternheit ſtellte ihm auch hiebei große Hinderniſſe in den Weg und es kam vor, daß die Probe beſſer ausfiel als die Hauptaufführung vor verſammeltem Publikum. Doch brachte er es durch fortgeſetzte Uebung ſo weit, daß er bei der größeren Abendgeſellſchaft, welche der Fabrikant Hilber zur Feier der Einführung ſeiner Tochter Ilſe in die Welt in ſeiner Villa vor der Stadt gab, mit dieſer bereits den erſten Walzer und den Kotillon und zwar zur vollen Zufriedenheit ſeiner Tänzerin abſolvieren konnte.

Für Fräulein Ilſe waren dieſe beiden Tänze, denen ſie ſelbſt nicht ohne Bangen entgegengegangen war, Ereigniſſe, Markſteine ihres ganzen künftigen Lebens. Um ſo dankbarer war ſie Herrn von Zeltow, ſie fand, daß er ſeine Sache vorzüglich gemacht habe, daß ſie mit einem andern nicht ſo leicht über dieſe Klippen weggekommen wäre. Bei dieſer Anſicht blieb ſie, was auch ihre Schweſter Agnes, die ihr Urteil in dieſem Punkt ganz und gar nicht teilte, den Tanz Zeltows zu langſam, ſchleppend und energielos fand, dagegen einwenden mochte. Und merkwürdigerweiſe fand auch Zeltow, daß Fräulein Ilſe viel beſſer tanze als alle Damen, mit denen er es ſonſt verſucht, die ſchöne Agnes nicht ausgenommen, deren ſtürmiſche Haſt ihn ſtets aus dem Takt brachte. Es war nur natürlich, daß er eine Tänzerin, die ihm ſo bequem war, von der ſelbſt Herr von Lobenau zugab, daß ſie ihn „famos tailliere“, möglichſt oft zu engagieren ſtrebte; er tanzte denn auch im Lauf der Saiſon noch ſo viele Walzer und Kotillons mit ihr, daß es ſchließlich den Leuten auffiel und die alten Baſen, wie ſich Fräulein Agnes auszudrücken beliebte, ziſchelnd die Köpfe zuſammenſteckten.

Nicht weniger aber ziſchelten dieſe über die Aufmerkſamkeiten, die Herr von Lobenau ihr ſelbſt erwies. Kein Wunder, die guten Leute hatten ja keine Ahnung davon, daß dies alles nur in Stellvertretung, nur durch Profuration geſchah. Wie ſollten ſie auch, ging er doch ſelbſt ſo in ſeiner Rolle auf, daß er's zuweilen vergaß und ſeine Huldigungen ſtatt in der dritten, in der erſten Perſon vorbrachte. Wohl korrigierte er ſich zum großen Ergötzen von Fräulein Agnes ſtets wieder, ſo oft ihm ein ſolcher Lapſus paſſiert war, allein die Sprachfehler mehrten ſich, je weiter die Dinge vorſchritten.

Ja, die Sache ſtand vortrefflich, Agnes fand ein ſtets wachſendes Wohlgefallen an dem graziöſen Spiel, es war ſo neu, ſo pikant, ſo ungewöhnlich in ſeiner Art, daß ſie auf den Ausgang ordentlich geſpannt war, ja demſelben ſchließlich mit einiger Ungeduld entgegenſah. Sie hielt natürlich nach wie vor den „Freund“ für eine Maske, hinter der ſich der Sprecher ſelbſt verbarg, ſie fragte jetzt nicht einmal mehr nach dem Namen, den ihr Lobenau grundſätzlich und allerdings im vollſten Einvernehmen mit Zeltow verſchwieg und auf den letzteren wäre ſie um ſo weniger gekommen, als dieſer ſich mit einer gewiſſen, wie es ſchien unüberwindlichen Scheu von ihr möglichſt fern hielt und faſt ausſchließlich nur mit ihrer Schweſter Ilſe verkehrte.

Aus demſelben Grund hatte Ilſe, deren Verſtändnis doch ſonſt bedeutende Fortſchritte machte, den Verdacht, der bei Zeltows erſtem Beſuch flüchtig in ihr aufgeſtiegen war, nunmehr nicht ohne Entrüſtung über ſich ſelbſt, als etwas ganz Unmögliches, Widerſinniges, Lächerliches beiſeite geſchoben. Die beiden Schweſtern tauſchten jetzt öfter in dem gemeinſamen Schlafgemach ihre Eindrücke in vertraulicher Weiſe miteinander aus und beſtärkten ſich gegenſeitig in ihrem Irrtum.

Zeltow und Lobenau beſuchten regelmäßig den wöchentlichen jour fixe im Hauſe des Fabrikanten und an dieſen Abenden fühlte ſich Zeltow am wohlſten, am ungenierteſten. Seine Schüchternheit ſchwand mehr und mehr, freilich nur, wenn er an Fräulein Ilſes Seite ſaß. Mit ihr konnte er plaudern friſch von der Leber weg, wie er auch mit ihr am beſten tanzen konnte. Hier fühlte er, daß er verſtanden war, bei den anderen und insbeſondere bei Agnes ging es ihm nicht ſo leicht. Mit ihr hatte er's aber auch nicht ſo nötig, wußte er ſich doch dort durch Lobenau aufs beſte vertreten. Auch Herr Hilber kam dem jungen Offizier mit ſichtbarem Wohlwollen entgegen und fühlte ſich durch deſſen einfaches, ehrliches Weſen freundlich angeſprochen, während ihm Herr von Lobenau noch immer nicht ganz ſympathiſch war; dagegen beſaß dieſer in hohem Maß die nicht minder wertvolle Gunſt der Frau des Hauſes.

Ja, die Sache ſtand vortrefflich. Herr von Zeltow wunderte ſich immer mehr darüber, daß dieſe Verſicherung ſeines Freundes Lobenau einen von Tag zu Tag weniger angenehmen Eindruck auf ihn machte, ja daß ſie ihn neuerdings ſogar mit einem gelinden Schauder erfüllte. Die Sache ſchien ihm zu vortrefflich zu ſtehen, ihm bangte vor dem Ende.

Indeſſen die Saiſon ging mit immer ſchnelleren Schritten ihrem Abſchluß entgegen, ſchon konnte man die öffentlichen Vergnügungen, an denen es den beiden noch vergönnt war, mit der Familie zuſammenzutreffen, am Finger abzahlen und der nahende Frühling machte auch den gemütlichen Abenden im Hauſe ein Ende; den Sommer verbrachten die Damen Hilber ſtets in Bädern, weil dies der Geſundheitszuſtand der Mutter ſo gebot.

Noch hatte Zeltow es nicht gewagt, dem Freund von dem erſtaunlichen Umſchwung, der in ſeinem Innern vorgegangen, in Kenntnis zu ſetzen, als dieſer eines Tags — es war am Morgen nach einer größeren Geſellſchaft, der ſie beide angewohnt — zu ihm ins Zimmer trat.

Lobenau ſah bleich und niedergeſchlagen aus, die Sprache floß ihm nicht ſo leicht von den Lippen, wie ſonſt, es koſtete ihn offenbar Ueberwindung, das, was er ſagen wollte, hervorzubringen. Auch begann er nicht mit der üblichen Redensart: „Deine Sache ſteht vortrefflich," ſondern er ſagte mit einem gewiſſen dumpfen feierlichen Grabeston: „Wir ſind am Ziel! Geh' hin und bitte um ihre Hand. Alles iſt vorbereitet."

„Um Gotteswillen!" ſchrie Zeltow, „ſo haſt du ihr alles geſagt und weiß ſie, daß ich es bin!"

„Nein," erwiderte Lobenau, „aber ich habe ſie geſtern gefragt, ob, wenn mein Freund, — der Freund, von dem ich ihr ſo viel geſprochen, daß ſie ihn, wenigſtens nach ſeinen inneren Eigenſchaften, ſeinem Charakter, ſeinen Gefühlen für ſie, kennen müſſe, der Freund, deſſen Ehrenhaftigkeit ich ihr verbürgte, wie meine eigene, — ob ſie, wenn dieſer Freund käme, — morgen, um ihre Hand zu bitten, ob ſie ihm dieſelbe gewähren und ihn damit zum glücklichſten aller Menſchen machen wolle — und ob ſie glaube, daß ihre Eltern dieſem Bund ihre Zuſtimmung erteilen würden?"

„Und was hat ſie geantwortet?" fragte Zeltow atemlos.

„Nichts — lange nichts," erwiderte Lobenau langſam und gedehnt, als ob er ſich die Vorgänge mit einer Art ſchmerzlicher Wolluſt wieder ins Gedächtnis riefe. „Aber — ſie ſchlug ihre ſchönen Augen errötend zu Boden — es war das erſte Mal, daß ich ſie ſo tief erröten ſah — und als ſie wieder aufblickte und in die meinen ſah, da las ich in ihren Augen, die mir noch nie ſo hellſtrahlend entgegengeleuchtet, die Antwort: ‚ja!', die mir ein Händedruck, ein leiſer, kaum fühlbarer Händedruck, als wir gleich darauf im Tanz miteinander dahinflogen, noch beſonders beſtätigte. Es war der letzte Walzer, den ich mit ihr getanzt, denn du wirſt wiſſen, daß die alte Prinzeß Karoline heute nacht geſtorben iſt und alle Feſtlichkeiten für den Reſt der Saiſon infolge dieſes Trauerfalls abbeſtellt ſind. Der letzte —" Lobenau wiederholte es mit einem Seufzer. „Meine Aufgabe iſt zu Ende. Geh' hin und wirb um ſie!"

„Und mein Name iſt alſo bei der ganzen Sache nicht genannt worden?" platzte jetzt Zeltow heraus, den die Schwermut ſeines Freundes ſeltſamerweiſe freudiger zu ſtimmen ſchien.

„Nein, ich ſagt' es dir doch!" entgegnete Lobenau etwas gereizt.

„Nun, dann will ich auch nicht um ſie werben!" erklärte Zeltow mit froher Beſtimmtheit.

„Wie, was?" ſchrie Lobenau, gleichfalls mit einem Ausdruck freudiger Bewegung; er änderte jedoch ſofort den Ton und ſetzte mit ſcheinbarer Entrüſtung hinzu: „Wie, du wollteſt mich jetzt, da ich die Sache auf deinen Wunſch ſo weit gefördert, da wir dicht vor dem Ziel ſtehen, im Stich laſſen? Das kannſt du nicht, das darfſt du nicht, das iſt nicht dein Ernſt, bedenk' doch meine Verlegenheit, den Skandal — —"

„Und doch iſt es mein Ernſt, mein voller Ernſt. Ich kann nicht um die Hand von Fräulein Agnes Hilber bitten," erklärte Zeltow mit unerſchütterlicher Ruhe, die ſogar eine kleine Beimiſchung von gutmütigem Spott hatte.

„Und warum nicht? Iſt ſie nicht das ſchönſte, herrlichſte Mädchen von der Welt?" Lobenau rief es mit einem Eifer, der ſeinen Freund nur noch fröhlicher ſtimmte.

„Weil ich," erwiderte ihm dieſer, „weil ich die ganz gleiche Frage, die du an Fräulein Agnes geſtellt, geſtern abend, wenn auch nicht in fremdem Auftrag, ſondern dem unwiderſtehlichen Drang meines Herzens gehorchend, Fräulein Ilſe Hilber unter vier Augen vorgelegt und darauf dieſelbe Antwort erhalten habe, wie du."

„Donnerwetter!" klang es von Lobenaus Lippen. „Ja iſt es denn möglich, du, du hätteſt — auf eigene Fauſt — eine Erklärung —!" Die Sprache verſagte ihm vor Staunen.

„Ja ich," rief Zeltow ſtolz, „ich habe das gethan und ganz ohne deine Mitwirkung. Die Liebe, ſiehſt du, die hat mich mündig gemacht und eben ſtehe ich im Begriff, mich in Gala zu werfen und Herrn und Frau Hilber um die Hand ihrer Tochter Ilſe zu bitten, die ſie mir, wie ich hoffe, wenn das liebe Mädchen meine Bitte kräftig unterſtützt, nicht verweigern werden."

„Walter, du biſt ein ganzer Kerl, das hätt' ich dir wahrhaftig nie zugetraut. Nimm meine herzlichen — —" Hier unterbrach ſich Lobenau. „Ja, mein Gott," fuhr er in komiſcher Verzweiflung fort, „wie ſteh' denn nun ich da? Da haſt du mich in eine nette Patſche gebracht, was iſt denn nun zu thun?"

„Was da zu thun iſt?" lachte Zeltow, „Kurt, das hat dir dein eigenes Herz längſt geſagt. Glaubſt du, ich habe nicht auch meine Augen? Sprich mir nur nicht wieder von deinen Grundſätzen! Du biſt noch in keiner Verlegenheit ſtecken geblieben und das beſte Mittel, aus dieſer herauszukommen, das iſt, daß du ſelbſt deine Czapka aufſetzſt, mit mir zu Hilbers gehſt und in geziemender Form ſelbſt um die Hand von Fräulein Agnes bitteſt!"

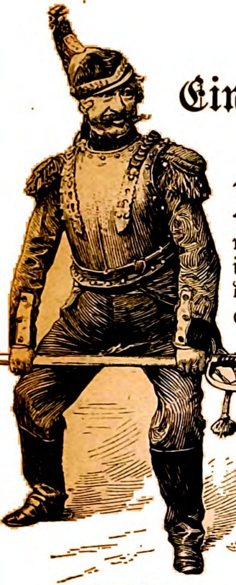
„Es bleibt mir kaum etwas anderes übrig, ich glaube gar, Walter, diesmal biſt du der Kluge, und das beſte iſt, ich folge deinem Rat," erklärte Lobenau, den Freund freudig an ſein Herz ſchließend.

* * *

Gegen Mittag desſelben Tags begaben ſich die Lieutenants von Lobenau und von Zeltow gemeinſam und im vollen Wichs nach der Villa Hilber. Der Gang blieb nicht unbemerkt, aber er überraſchte niemand mehr und ſelbſt die älteſten Baſen wunderten ſich nicht, als ſich am gleichen Abend noch das Gerücht von der Verlobung der beiden Herren mit den Damen Agnes reſp. Ilſe Hilber in der Garniſon verbreitete und am nächſten Morgen ſeine offizielle Beſtätigung erhielt. Höchſtens beſchwerten ſich einige Ziviliſten darüber, daß der reiche Fabrikant nun doch ſeinem ſo oft geäußerten Grundſatz, daß er ſeine Töchter nie einem Offizier, ſondern nur einem tüchtigen Beamten oder Geſchäftsmann geben werde, untreu geworden ſei und daß ihnen das doppelfarbige Tuch wieder einmal zwei der ſeltenſten Goldfiſche weggeſchnappt habe.

So kamen Herr von Lobenau, der Ehefeind, und Herr von Zeltow, der Schüchterne, zu ihren Frauen und ſind beide glückliche Ehemänner geworden. Wenn ich aber die Geſchichte hier nicht erzählt hätte, wüßt' es außer ihnen ſelbſt heute noch kein Menſch, wie ſie dazu gekommen, nämlich wie die richtigen Prinzen — durch Prokuration.

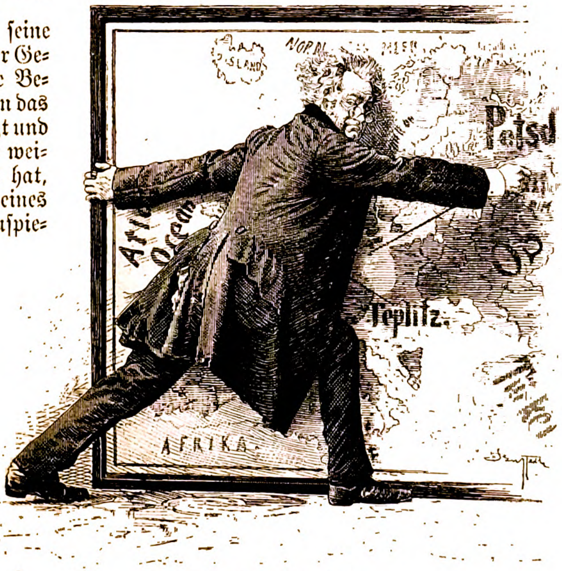
Ein luſtiges Kleeblatt.



Schweighofer („Jungfrau von Belleville“).

Wenn auch der große dramatiſche Künſtler, welcher die Heroenrollen der klaſſiſchen Dramen ſpielt, im allgemeinen vom Publikum und der Kritik höher geſtellt werden mag als ſein Kollege im Fache der Komik — größere Popularität, innigere Beziehungen zu den Maſſen erringt ſtets der Darſteller des Heiteren und Luſtigen. Vielleicht trifft das nur in unſerer Zeit zu, die eine ſo durchaus ernſthafte iſt, daß das Publikum im Theater vor allem Erheiterung, Beluſtigung ſucht. Wie dem nun aber auch ſei, dem Komiker fliegen zuerſt die Herzen zu — und wir glauben nicht nur in unſeren Tagen — und ſo möge es uns denn erlaubt ſein, ein Kleeblatt ſolcher Künſtler, die zu den hervorragendſten und beliebteſten unſeres Jahrzehnts gehören, in Hauptmomenten ihrer Rollen photographiſch fixiert, unſeren Leſern hier vorzuführen. Näherer Erklärungen dieſer Bilder bedarf es nicht. Wer hat Junkermann, Schweighofer, Girardi nicht ſchon in dieſer oder jener Rolle geſehen! Außerdem ſprechen die drei Bilder ſo ausdrucksvoll für ſich, daß der Leſer ſofort Stimmung und Charakter der Figur erkennen wird und auf dieſe Weiſe einen hervorragenden Moment der Rolle ſozuſagen miterlebt.

Unter den Darſtellern des komiſchen Fachs, in der beſten, die ganze Skala der Empfindungen, vom Lachen bis zur Thräne umfaſſenden Bedeutung des Worts, nimmt Auguſt Junkermann eine hervorragende, in ihrer Art einzige Stellung in der deutſchen Schauſpielerwelt ein. Preſſe und Publikum, nicht nur ſeines Vaterlandes und der übrigen europäiſchen Staaten, die er auf ſeinen Gaſtſpielreiſen berührte, ſondern auch der in dieſem Punkte verwöhnten Neuen Welt jenſeits des Ozeans haben ihm dies ſo oft beſtätigt, daß es hier kaum mehr geſagt zu werden braucht.



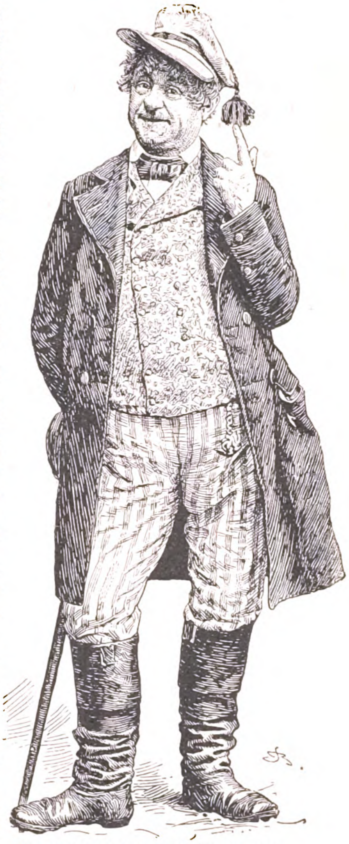
Schweighofer als „Böhm“.

Vor allem aber iſt es ſeine Darſtellung Fritz Reuterſcher Geſtalten, die er durch eigene Bearbeitung aus dem epiſchen in das dramatiſche Gebiet verpflanzt und damit dem Verſtändnis der weiteſten Kreiſe näher gerückt hat, welcher er den Ehrentitel eines erſten deutſchen Volksſchauſpielers verdankt.

Keinen beſſern Interpreten konnte der niederdeutſche Volksdichter je finden, als Junkermann, dies haben die berufenſten Kritiker unumwunden anerkannt. Man muß die Schwierigkeiten, welche die Muſe dieſes, in breit behaglicher Stimmungsmalerei ſich ergehenden Dichters der dramatiſchen Wirkung entgegenſetzt, kennen, um Junkermanns Verdienſte in dramaturgiſcher wie in ſchauſpieleriſcher Richtung, durch welche vereint er dieſe Wirkung voll und ungeſchwächt erreicht, ganz zu würdigen.

Ein Humoriſt von Gottes Gnaden, wie Fritz Reuter es war, iſt eben auch Auguſt Junkermann — andernfalls wäre eine ſolch vollendete Verkörperung vom Roman auf die Bühne übertragener Geſtalten unmöglich; nur die kongeniale Empfindung bringt das zu ſtande.

Die bekannteſte dieſer Geſtalten, und daher auch die berühmteſte und populärſte Rolle Junkermanns, iſt natürlich der „Onkel Bräſig“ und es bedarf daher kaum eines Kommentars zu dem Bild, das den Künſtler in dieſer Rolle darſtellt, ebenſowenig aber auch zu den beiden anderen, die ihn als „Jochen Päſel“ und „Schuſter Hank“ in „Du dröggſt de Pann' weg“ dem Leſer vorführen, dem wir in dieſer Zuſammenſtellung zwar lange kein erſchöpfendes, aber doch immerhin ein zu weiteren Selbſtſchlüſſen anregendes Bild von der äußerlichen Wandlungsfähigkeit dieſes Mimen bieten.

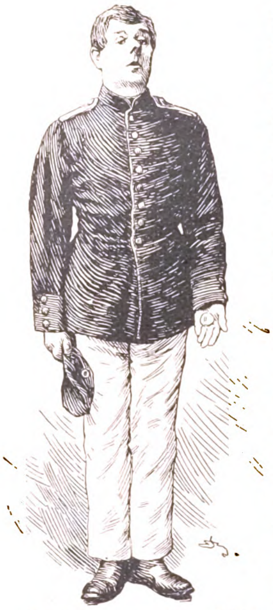


Junkermann als Onkel Bräſig (S. 85).

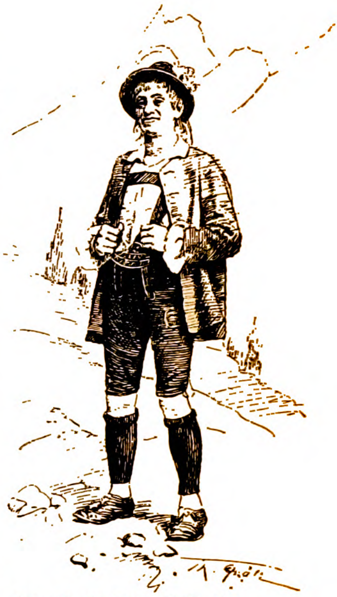
Geboren zu Bielefeld am 15. Dezember 1832 als Sohn eines Beamten, war Junkermann, wie ſo mancher ſeiner Kollegen, urſprünglich zur Offizierskarriere beſtimmt und bereits war er als Aſpirant in die Armee getreten, als die eingeborene Neigung zum Schauſpielerberuf ſiegreich bei ihm durchbrach und ihn von der Kaſerne auf die Bühne führte. Nicht eine, ſondern gleich eine ganze Reihe von Bühnen durchwanderte er nun in ungeſtümem Abenteuertrieb, die romantiſche, wie die bittere Seite ſolchen Künſtlerwallens gründlich auskoſtend, bis er in Bremen durch eine Vorleſung Reuterſcher Dichtungen, der er dort beiwohnte, zur Erkenntnis ſeines eigentlichen Berufs gelangte.

Nunmehr widmete er den Werken des Dichters, die ihn längſt angezogen hatten, ein eingehendes Studium, darauf berechnet, das dramatiſche Element jener Erzählungen, des epiſchen Beiwerts entkleidet, in wirkſamer Bühnenhandlung zu konzentrieren, ohne den Grundton des Originals, den ſpezifiſchen Erdgeruch, der dieſem ſeinen Hauptreiz verleiht, zu ſchädigen.

Es iſt die Beſcheidenheit und Zurückhaltung, welche möglichſt ganz dem Originaldichter

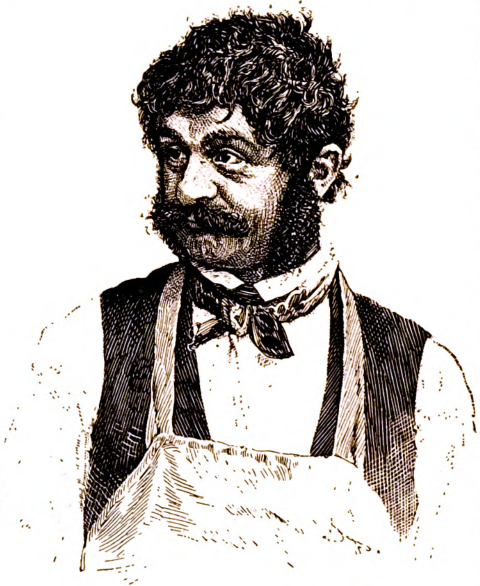


Junkermann als Jochen Päſel (S. 85).

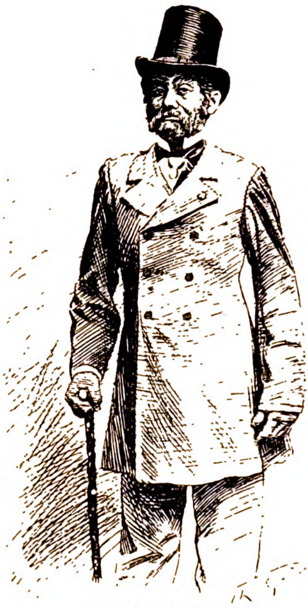


Girardi als Andred'l (S. 88).

das Wort überläßt, was an dieſen Bearbeitungen vor allem zu rühmen iſt und was etwa dem techniſchen Aufbau des Ganzen noch mangelt, das erſetzt die quellende Lebensfriſche, der volkstümliche Humor und die poetiſche Stimmung der Scenen; was etwa an Feinheit der Charakteriſtik durch die Dramatiſierung verloren ging, das erſetzt die Kunſt des Schauſpielers Junkermann. Sie bringt es fertig, eine Romanfigur, die vor unſerer Phantaſie längſt zuvor in feſten Umriſſen daſtand, ſo überzeugend wahr und echt in Haltung, Gebärde und Sprache vor uns hinzuſtellen, daß das Phantaſiebild vor dieſer Farbenfriſche verblaßt und die Geſtalt in der Perſönlichkeit des Künſtlers ein Auferſtehungsfeſt feiert. Sein letztes feſtes Engagement an der Stuttgarter Hofbühne hat Junkermann zum großen Bedauern der dortigen Kunſtfreunde vor einigen Jahren aufgegeben, um ſich in Zukunft ganz den Gaſtſpielen in ſeinem beſonderen Fach zu widmen. Dieſe führten ihn unter Ambergs Direktion durch alle großen Städte Amerikas. Von dort reich nicht nur an idealen, ſondern auch an materiellen Erfolgen zurückgekehrt, lebte der Künſtler zunächſt einige Zeit in Berlin und ſiedelte ſodann nach Wiesbaden über, wo er, den Wunſch ſeines Lebens erfüllend, mit ſeiner Familie demnächſt das neue Heim, ein prächtiges Künſtleraſyl, das er ſich in einer reizenden Villa gegründet, beziehen wird. Noch aber iſt für ihn die Zeit des völligen Ausruhens nicht gekommen und das deutſche Publikum darf erwarten, daß ihm ſein Lieblingsdarſteller recht bald wieder und noch recht oft und lange den Genuß bereite, ihn in ſeinen Meiſterrollen bewundern zu dürfen.



Junkermann als Schuſter Hank (S. 85).



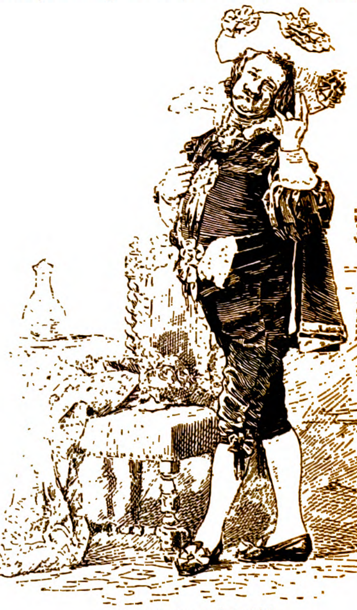
Girardi als Pleinchard.

* * *

Haben wir in Junkermann einen Komiker zu ſchildern verſucht, der in norddeutſcher Eigenart niederdeutſche Charaktere verkörpert, ſo tritt uns in Felix Schweighofer ein dramatiſcher Künſtler entgegen, der ſüddeutſche, öſterreichiſche Färbung aufweiſt. Neben Girardi iſt Schweighofer lange ſchon der volkstümlichſte und beliebteſte Schauſpieler Wiens geweſen. Die Naturanlage dieſes Künſtlers wurzelt auch in der Innerlichkeit ſeiner Komik, wenn auch Schweighofer äußerliche Effekte in ſeine Darſtellung mit hineinzieht, denn dieſer Komiker ſtudiert ſeine Rollen bis ins kleinſte, er arbeitet unabläſſig an ſeinen Geſtalten, grübelt darüber, raffiniert ſogar mitunter, gibt eine Fülle geiſtreich ausgedachter Nuancen und überraſcht durch ganz neue Wendungen, welche blitzartig dunkle Seiten des Charakters erleuchten. Schweighofer intereſſiert während ſeines Spieles ungemein durch dieſe Details und reißt dennoch hin durch die machtvolle Urſprünglichkeit, mit welcher er ein „Menſchendarſteller“ iſt. Schweighofer hat ein ganz beſonderes Talent, an all ſeinen Rollen die komiſche Seite herauszufinden und dann dieſe mit außerordentlicher Wirkſamkeit zu veranſchaulichen. Trotz ſolcher Studien der Einzelheiten ſind die Schweighoferſchen Figuren ſtets aus einem Guß; man merkt ihnen nie die Moſaikarbeit ihrer Entſtehung an.

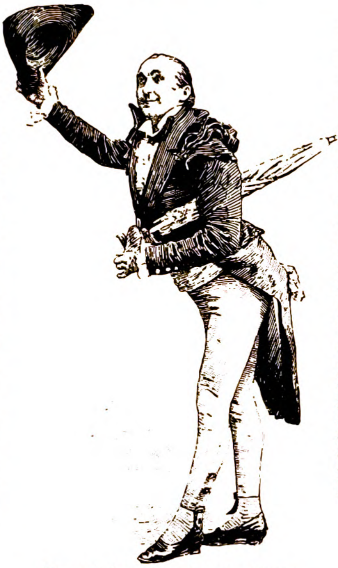
Wir geben unſeren Leſern hier eine Reihe von Bildniſſen, welche den Künſtler in ſeinen Hauptcharakterſchöpfungen — darf man ſagen — zeigen und ſelbſt auf der Photographie noch offenbart ſich die ſcharf ausgeprägte Eigenart von Schweighofers Künſtlernatur.

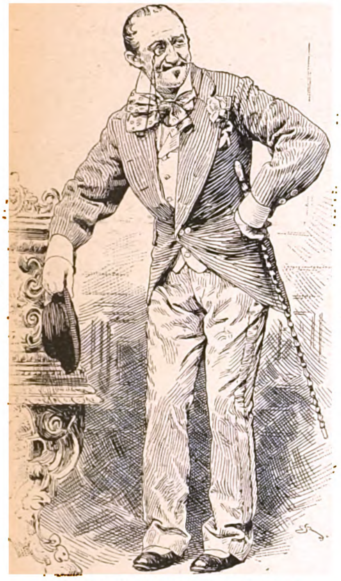
Im Jahre 1842 zu Brünn in Mähren geboren, entſchied ſich Schweighofer zuerſt für die kaufmänniſche Laufbahn. Er hielt es jedoch auf dem Comptoirſeſſel nicht lange aus, es drängte ihn, etwas anderes zu werden, was? war ihm ſelbſt noch nicht klar und ſo ſchlug der junge Mann die Beamtencarriere ein und wurde Angeſtellter bei der Staatsbahn. Um die Mitte der ſechziger Jahre entdeckte Schweighofer, daß ſeine ſchöne Stimme eigentlich auf das Theater gehöre und er widmete ſich dem Operngeſang. Hierbei ſah



Schweighofer („Javott“).

er aber bald ein, daß ſein Talent die Wiedergabe komiſcher Charaktere ſei und er ging zur Poſſe über. In Krems, Czernowitz, Bukareſt erkämpfte ſich nun dieſer denkende Komiker allmählich Anerkennung, ſeine Kunſt ſtieg mit dem unermüdlichen Studium, ſeiner ſcharfen Auffaſſung der luſtigen Seiten der Menſchennatur; die draſtiſche Situationskomik machte erſt ſtutzig, allmählich jedoch ſah das Publikum ein, welch eine tiefe Naturwahrheit in dieſen ſcharfkolorierten Figuren ſtecke, und Schweighofer ſiegte. Von dem Jahre 1870 und dem Engagement des Künſtlers in Graz an ward Schweighofer zu den hervorragenden Komikern gezählt und ſein Ruf ſtieg von Jahr zu Jahr. 1871 ging er nach Wien an das Strampfertheater, wo er fünf Jahre mit immer wachſender Beliebtheit wirkte. Dann trat er in den Verband des Theaters an der Wien und ſpäter ging er zum Karltheater über. Durch Gaſtreiſen errang er ſich auch im Auslande den Namen eines der erſten deutſchen Komiker. Jetzt lebt der Künſtler in Dresden und gibt nur noch Gaſtſpiele.


Schweighofer („Das lachende Wien“).


Schweighofer („Drei Paar Schuhe“).

* * *

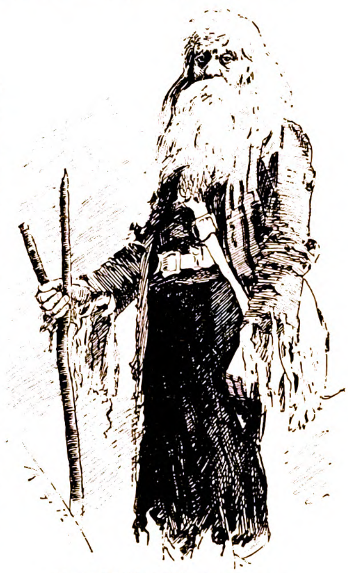
Sehr geehrter Herr!

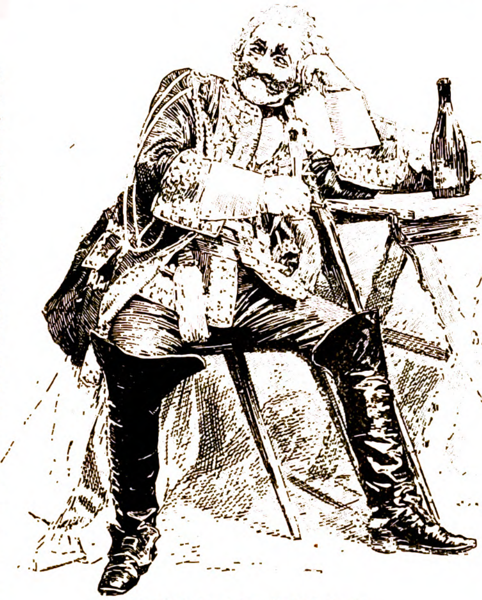
Sie wünſchen, daß ich meine Photographie mit einigen Worten, die das Publikum intereſſieren könnten, begleite. Das iſt für mich ſchwieriger, als eine neue Rolle ſpielen, denn ich bin abſolut gar kein Schriftſteller. Mit der Feder bin ich ſehr ungelenkig, ich habe keine Gelehrtenſchulung empfangen und wenn ich ſpiele, ſo iſt das für mich ſo etwas Natürliches wie dem Fiſch ſein Schwimmen. Nun aber, da Sie durchaus wollen, daß ich etwas zu der Photographie ſage, will ich Ihnen denn geſtehen, daß ich bei der Aufnahme im Koſtüm beim hellen Tageslicht in einem grelllichten Atelier, fern von den Couliſſen, immer etwas Angſt habe — ich fürchte ſtets als Karikatur herauszukommen, denn bei dem Photographieren fehlt eben, wie ſoll ich ſagen, die Bühnenatmoſphäre, die Theaterluft, das Lampenlicht, der Rauſch der Rolle, das erwartungsvolle Publikum, kurz der echte und richtige Theatergeiſt, der alles umſchwebt vom Podium bis zu den Soffitten, vom Orcheſter bis zu den fernſten Plätzen im Zuſchauerraum. Ich kleide mich an, ſchminke mich und fahre zum Photographen. Kalt, hart, nüchtern ſcheint mir dort alles, tot und flach — jetzt muß ich nun die vorgeſchriebene Stellung einnehmen und dabei mein Rollengeſicht machen. Es gelingt, ich verſetze mich für eine Minute gut hinein, wenn mich auch die Lehne für den Kopf und den Arm greulich geniert, es fehlt aber das, was bei einem alten Schlachtengaul die Kriegsmuſik iſt. Ich fühl's und kann's nicht ändern. Der Photograph zeigt mir das naſſe Bild. Ich bin erſtaunt, wie gut es noch iſt, jedoch ich komme mir ſo vor, wie wenn ich plötzlich in einem entfernten Spiegel mich erblickte.

So ſehe ich aus, ſo muß ich in dieſer und jener Rolle den Zuſchauern erſcheinen — das ſage ich mir — und andrerſeits fühle ich einen Mangel bei dieſen Konterfeiungen. Sie halten meine leibliche Erſcheinung in der Rolle feſt, aber ich, der Girardi, ſcheine oft gar nicht mehr drinnen zu ſtecken, der ſcheint ſchon wieder auf dem Theater zu ſein, aber vielleicht kommt das nur mir ſo vor, denn ich habe erfahren, daß das Publikum an dieſen Abbildungen Freude hat. Da haben Sie, verehrter Freund, mein krauſes Geſchreibſel, wird jemand daraus klug, ſoll es mir ſehr angenehm ſein. Ich habe die Zeilen nur geſchrieben, weil ich es Ihnen in großem Leichtſinn verſprochen. Ich hab' mal wieder nicht überlegt, was ich auf mich genommen und werd' mich blamieren. Sorgen Sie dafür, daß dies nicht geſchieht, und verbrennen Sie dieſen Brief, wenn er zu dumm iſt.

Ihnen alles Gute wünſchend
Ihr
A. Girardi.

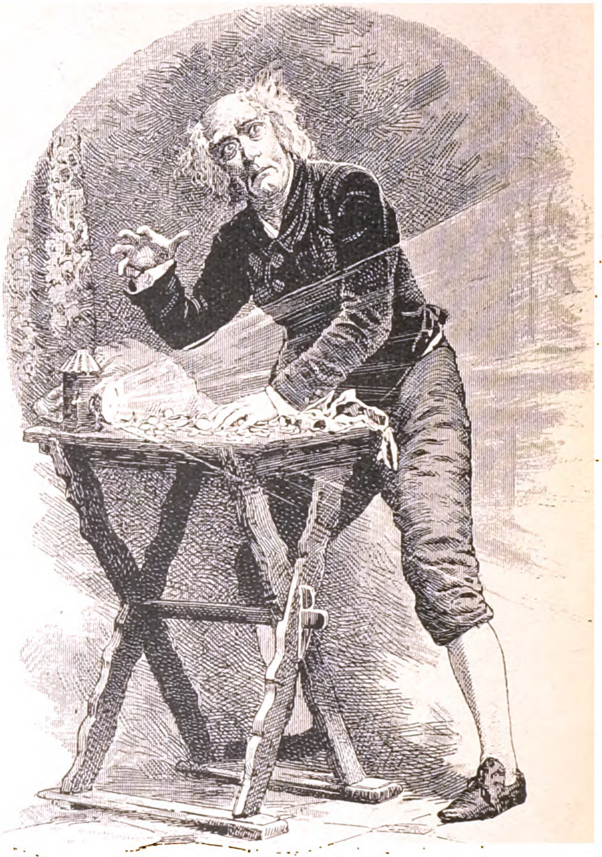
Stuttgart, 12. Juni 1890.


Girardi („Ripp=Ripp“) (S. 88).

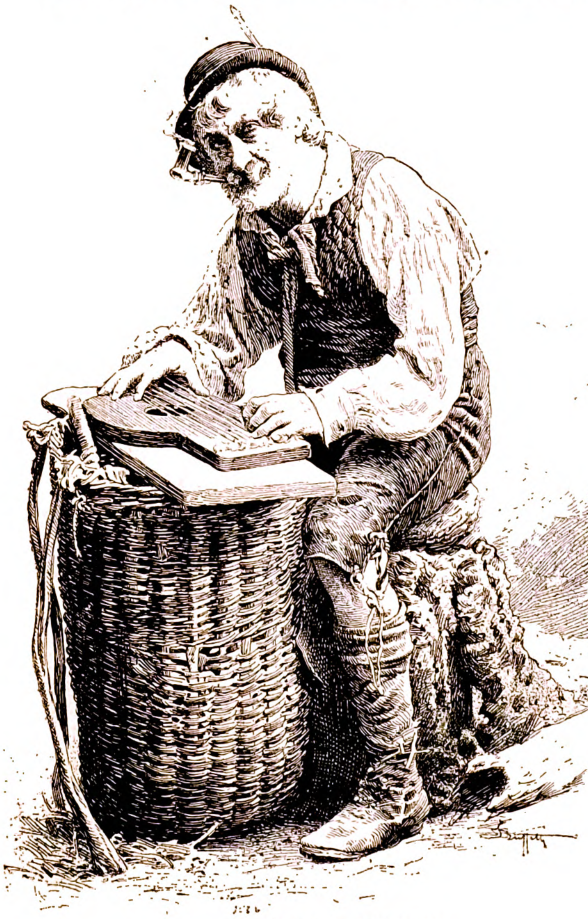

Schweighofer („Der Bettelſtudent“).

Girardi braucht in dieſem Schreiben den bezeichnendſten Ausdruck für ſein Spielen: „Wie dem Fiſch ſein Schwimmen.“ Mit dieſen Worten hat er ſeine Eigenart als Komiker vortrefflich charakteriſiert. Es iſt die mächtige Naturkraft dieſes Talentes, welche ſo unwiderſtehlich wirkt. Girardi tritt auf; er fängt an ſeine Rolle zu leben und das Publikum iſt im Banne dieſes Mannes und glaubt hier das Seltſamſte, das Tollſte; denn Girardi ſtellt es dar wie das Selbſtverſtändlichſte, wie das Natürlichſte von der Welt. Seine Geſtalten aus dem niederen Volksleben, ſeine Bauernbuben wie Andredl, Toni, ſein Schuhmacher, ſeine Märchenprinzen u. ſ. w. packen mit einer ſolchen Naturgewalt, daß man das Theater vergißt und erſt durch das Fallen des Vorhanges daran erinnert wird, daß man einer Phantaſieſchöpfung ſich gegenüber befunden. Stellt nun aber dieſer merkwürdige Mann etwas beſonders Trauriges dar, ſo bringt er in gleicher Weiſe alles zum Weinen, er erſchüttert ſtets, er ſpricht ſtets zum Herzen in Komik und Tragik (Ripp-Ripp), weil ſeine Kunſt vor allem die Zauberkraft ſeines Gemütes iſt, der mächtigſte Faktor jeder Kunſtdarſtellung. In unſerer Zeit der Reflexion, der raffinierten Verſtandesthätigkeit, der gewaltſamen Steigerung der Naturanlagen, iſt ein derartig friſchquellendes, unverbildetes, naiv ſeelenvolles Talent wie das Girardis nicht hoch genug zu ſchätzen.

Alexander Girardi ſtammt aus Graz und iſt 1850 geboren. Seine Eltern waren unbemittelt und konnten den Sohn nur die Volksſchule beſuchen laſſen. Darauf kam der Knabe zu einem Schloſſermeiſter in die Lehre. Girardi lernte aus und wurde Schloſſergeſelle. Einſt forderten Bekannte ihn auf, die Rolle eines Naturburſchen auf einem ſehr beſcheidenen Liebhabertheater zu ſpielen. Dies führte er ohne alle Vorbereitungen und Vorkenntniſſe mit ſolcher Komik durch, daß er alle Zuſchauer hinriß und ſelbſt Kenner in ihn drangen, er ſolle zum Theater gehen. Girardi verließ jetzt Schraubſtock und Feile und ward Mitglied einer wandernden Truppe. Am 1. Juni 1869 trat er zu Rohitſch-Sauerbrunnen zum erſtenmal öffentlich auf. Die außerordentliche Wahrheit ſeines Spieles, die Natürlichkeit ſeiner Komik, verſchafften dem Anfänger ſchnell Ruhm. Nachdem er eine Zeitlang an kleinen Bühnen, wie in Leoben, Salzburg, Iſchl mit bedeutendem Erfolg gewirkt, fand er ein Engagement am Strampfertheater in Wien und leiſtete im Fache der Naturburſchen und dann auch in komiſchen Partien der Operette Hervorragendes. Seit Anfang der ſiebenziger Jahre gehört Girardi zu den erſten Komikern der Kaiſerſtadt.



Schweighofer („Glocken von Corneville“)



Schweighofer („Nüllerl“).

Wenn wir erſt ein Pärchen ſind.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

So ſpricht der junge Burſch zu ſeiner Braut und blickt ihr dabei tief in die Augen. Wenn wir erſt in unſerem eigenen Heim ſo beiſammen ſitzen, da iſt keine Störung unſeres Glücks mehr zu beſorgen, wie ſie jetzt jeden Augenblick eintreten kann. Er malt es ihr ſo ſchön aus, wie es dann ſein wird und auch ihr hübſches Geſicht ſtrahlt bei dem Gedanken. Aber doch behält der Schalk darin die Oberhand und ihr neckiſcher Blick ſcheint zu ſagen: „Ja, wenn wir erſt einmal ſo weit ſind! Bis dahin aber, Schatz, gedulde dich fein und vor allem laß dein Pfeifchen nicht ausgehen.“ – – „Wenn wir erſt ein Pärchen ſind,“ ſo zwitſchert der Spatz auf dem Fenſterbrett ſeiner Spätzin zu, „wie ſchön wird das ſein in dem warmen Neſtchen, das ich dir bereite!“ Aber auch die Spätzin ziert ſich und läßt ſich's nicht anmerken, wie glücklich ſie der Gedanke macht. Bei den Spatzen aber bedarf es zum Heiraten nicht ſo vieler Formalitäten, wie bei den Menſchen und darum wird auch die Geduld des Spatzenbräutigams auf keine ſo harte Probe geſtellt werden, wie die ſeines menſchlichen Kollegen. Es weht ein Hauch jener behaglichen Stimmung, welche der niederländiſchen Schule eigen iſt, über dem Genrebild des Dresdener Künſtlers, das wir hier wiedergeben, ohne mit unſerer Deutung der Phantaſie unſerer Leſerinnen und Leſer im geringſten vorgreifen zu wollen.

Der Sammler.

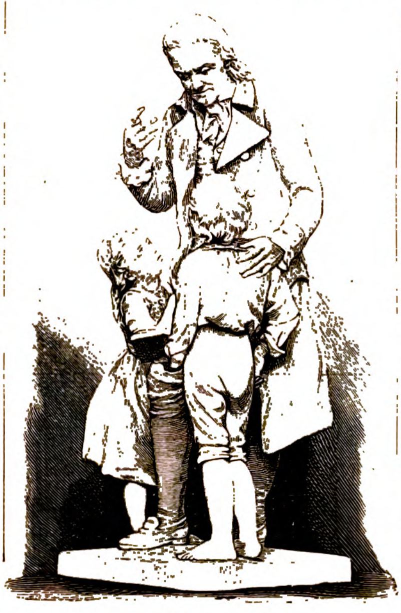
Ein Vater der Armen und Elenden.

Am 6. Juli ward in Yverdon in der Schweiz die Einweihung des Peſtalozzi-Denkmals gefeiert und hiermit hat das Schweizervolk eine große Dankesſchuld an den Begründer der modernen Volkserziehung und den Reformator des neuzeitlichen Schulweſens abgetragen. Sein Lebensziel hat dieſer ſeltene Menſch, in dem eine unbegrenzte Liebe und Aufopferung für die armen, unglücklichen, verlaſſenen und verwahrloſten Kinder lebte, in folgendem Programm ausgeſprochen: „Allgemeine Emporbildung der inneren Kräfte der Menſchennatur zu reiner Menſchenweisheit iſt allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigſten Menſchen. Uebung, Anwendung und Gebrauch ſeiner Kraft und ſeiner Weisheit in den beſonderen Lagen und Umſtänden der Menſchheit iſt Berufs- und Standesbildung. Dieſe muß immer dem allgemeinen Zweck untergeordnet ſein.“ In Wort und Schrift, durch Gründung von Erziehungshäuſern für Bettelkinder und Inſtitute für Gutſituierte, durch Erzählungen, Vorträge, wiſſenſchaftliche und populäre Schriften, mit Aufopferung ſeines Vermögens, ſeiner Geſundheit wirkte und ſchaffte nach dieſem Plane Peſtalozzi unermüdlich, durch keinen Mißerfolg abgeſchreckt, von ſeiner frühen Jugend an — Peſtalozzi ward 1746 geboren — bis an ſein Lebensende — er ſtarb 1827 im 81. Jahre. Der geniale Volkserzieher irrte oft, es fehlte ihm an praktiſchem Blick. Seine Ideen aber übten in ganz Europa einen gewaltigen Einfluß aus und verwirklichten die Ziele dieſes edlen und uneigennützigen Mannes, der eine Lichtgeſtalt in der Geſchichte der Menſchheit iſt und bleiben wird. Das Denkmal — unſere Illuſtration gibt es nach einer photographiſchen Aufnahme wieder — iſt von dem Bildhauer Lanz geſchaffen und macht dem Meiſter alle Ehre. Es ſtellt den großen Pädagogen mit zwei Kindern dar: ein hübſcher Knabe mit einem Buche in der Hand blickt gläubig und begeiſtert zu Peſtalozzi empor, während ſich ein Mädchen vertrauensvoll an ihn ſchmiegt. Peſtalozzis Linke ruht auf der Schulter des Knaben, die Rechte hebt er lehrend empor. Eine unendliche Liebe ſpricht aus dem Antlitz des großen Menſchen- und Kinderfreundes. Franzöſiſche Inſchriften, die auf den Charakter und die Aufopferung Peſtalozzis deuten, ſchmücken den Sockel

Litterariſche Streifzüge.

Wirklich geiſtvolle Romane ſind ſelten, namentlich überwiegt in den Schöpfungen der Schriftſtellerinnen die Ausmalung des Gefühlslebens. Um ſo mehr freut es uns, auf einen Roman von Adelheid Weber — „Eheglück“ iſt ſein anſpruchsloſer Titel (Berlin, Janke) — aufmerkſam machen zu können, der von Geiſt ſprudelt und auch ſonſt als eine hervorragende Leiſtung bezeichnet werden darf. Es iſt erſtaunlich, daß es der Autorin gelungen, aus einem ſo einfachen Motiv drei ſo feſſelnde Bände entwickeln zu können. Die junge Frau eines ältlichen Mannes wird dieſem beinahe untreu. Das iſt im Grunde genommen der Kern des Romans. Mit welcher Fülle von Leben iſt dieſer aber umſponnen. Zuerſt der Aufenthalt der Heldin in Oſtpreußen mit den prächtigen Typen der Gutsbeſitzer, Lehrer, Bauern u. a. — dann das Schauſpielertreiben in Berlin mit dem großen Bühnenfiasko des geiſtreichen jungen Helden, welcher der vortrefflich angelegten Frau den Kopf ſo tüchtig verdreht, — darauf die Schweizerreiſe mit ihren humoriſtiſchen Lichtern und ſchließlich der ergreifend wahre Schluß — das alles iſt mit einer Kraft gemalt und mit einer ſolchen Fülle von Geiſt getränkt, daß wir wenige Produkte unſerer zeitgenöſſiſchen Romanlitteratur kennen, welche dieſem „Eheglück“ zur Seite geſetzt werden dürfen.

Ein ſcharfer feiner Beobachter menſchlicher Schwächen, ein Seelenkenner gründlichſter Art und zugleich ein eleganter Erzähler iſt Guſtav Schwarzkopf, das beweiſen ſeine im Verlag von Adolph Bonz und Comp. in Stuttgart unter dem Geſamttitel „Moderne Typen“ erſchienenen novelliſtiſchen Studien. Es iſt keine Unterhaltungslektüre im gewöhnlichen Sinn, was uns der Autor in dieſen novellettenartig abgerundeten Skizzen bietet, und doch feſſelt es in dieſer fein abgetönten Form unſer Intereſſe, ſchärft unſer Urteil und regt auch wohl gelegentlich unſere Selbſterkenntnis in heilſamer Weiſe an. Mit graziöſer Hand lüftet er die Maske von ſo mancher zweifelhaften Exiſtenz und zeigt uns hinter dem Schein, der uns blendet, das Weſen in humoriſtiſcher und ſatiriſcher oder auch tragiſcher Beleuchtung; ein Realiſt in der pſychologiſchen, wie in der äußerlichen Schilderung ohne die, der neueſten Schule anhaftende Brutalität. Typen, wie ſie uns in „Die Jagd nach dem Mann — Rehabilitiert — Ein Streber — Die Anempfinderin — Eine ſchöne Frau — Ein Kunſtfreund ꝛc.“ entgegentreten, ſind uns allen auch im Leben, in der Geſellſchaft ſchon des öfteren begegnet, ohne daß wir die wahren Motive ihres Handelns, die geheimen Wurzeln ihrer Kraft, ihres Anſehens ſo klar zu durchſchauen vermocht hätten, wie es uns an der Hand dieſer Charakterſtudien vergönnt iſt. In dieſer Beziehung hat das Buch, das wir allen gebildeten Leſerkreiſen als eine geiſtige Koſt feinſter Art aufs wärmſte empfohlen haben möchten, neben dem rein äſthetiſchen, zweifellos auch einen bedeutenden moraliſchen, inſtruktiven Wert, wie er in ſo anmutiger Schale ſelten geboten wird.



Das Peſtalozzi Denkmal in Yverdon.

Ein ebenſo unterhaltendes wie unterrichtendes Buch iſt „Der deutſche Roman des neunzehnten Jahrhunderts“ von Hellmuth Mielke. Dem Autor iſt das ſchwierige Unternehmen, die Entwicklung des deutſchen Romans in unſerem Jahrhundert aus ſeiner Eigenart und aus den Zeitverhältniſſen heraus zu erklären, überraſchend gut gelungen. Mit großem Scharfſinn ſind die bewegenden Faktoren herausgefunden und mit Geiſt und Wärme die mannigfachen Geſichtspunkte dargeſtellt. Das iſt ein gediegenes und geſundes Buch, in dem die naheliegende Gefahr des weitſchweifigen Theoretiſierens ſehr glücklich vermieden worden iſt, ohne daß dabei das Aeſthetiſche zu kurz gekommen. Den klaſſiſchen Roman hat der Autor mit Recht nur kurz behandelt, weil darüber ſo vielerlei geſchrieben und die Leſer hinſichtlich dieſer Schöpfungen ſchon genügend orientiert ſind. Dagegen wird die Darſtellung von den Romantikern an ſehr eingehend, und der Autor zeigt ſich als ein feiner litterariſcher Charakterzeichner und kenntnisreicher Geſchichtſchreiber des deutſchen Romans. Wir empfehlen dieſes lehrreiche Buch, das zugleich, wie ſchon geſagt, ungemein intereſſant und ſogar unterhaltend iſt, warm.

Auf dem Gebiet der Reiſe- und ethnographiſchen Litteratur iſt Ernſt von Heſſe-Wartegg durch eine Reihe bedeutender Werke zu einem namhaften Ruf gelangt. Das neueſte, von ihm im Verlag von Ed. Hölzel zu Wien und Olmütz erſchienene führt den Titel „Mexiko, Land und Leute. Reiſen auf neuen Wegen durch das Aztekenland.“ Der Autor veröffentlicht in demſelben das Ergebnis ſeiner wiederholten mehrmonatlichen Reiſen in Mexiko, Reiſen auf neuen Verkehrswegen in einem alten Lande und ſchildert auf Grund eigenſter Beobachtung das ganze große Aztekenreich vom Rio Grande bis nach Yucatan. Die erſtaunliche Schnelligkeit, mit welcher die Nordamerikaner in den letzten Jahren ein großes Eiſenbahnnetz über ganz Mexiko gezogen haben, geſtattete es dem Verfaſſer, als einer der erſten Städte und Länderſtrecken zu ſehen, welche bis auf die jüngſte Zeit im Auslande nahezu unbekannt waren. Als Beiſpiele ſeien hier nur die großen Sandwüſten und Oaſen der Staaten Chihuahua und Coahuila, die Gegenden jenſeits der Sierras am weſtlichen Abhang des Hochplateaus und endlich Yucatan hervorgehoben. Noch hatten die neugeſchaffenen Schienenwege, deren ſich der Forſchungsreiſende bediente, nicht jene Umwälzung der Verkehrs- und Lebensbedingungen, welche die Einführung von Eiſenbahnen leider in allen Ländern der Halbkultur ſtets zur Folge hat, hervorgerufen; die neue Dampfroßepoche war noch in der Dämmerung, und ſo bot ſich dem Studium des Forſchers noch ein reiches Material voll unverfälſchter Naturwüchſigkeit, in jener intereſſanten Lokalfarbe, welche die ſpaniſche Eroberung vergangener Jahrhunderte der angeſtammten Aztekenkultur aufgedrückt, ohne dieſe doch ganz zu verwiſchen. Er hat Mexiko noch kennen gelernt, bevor der glänzende Yankeefirnis, der die ehemals mexikaniſchen Gebiete nördlich des Rio Grande kennzeichnet, die alte Romantik dieſes Reiches zerſtört hat. Allein nicht immer bot ſich ihm die bequeme, moderne Fahrgelegenheit. Wo es galt, die Sierras zu überſteigen, die Tropenländer an den atlantiſchen, wie an den pacifiſchen Seeküſten kennen zu lernen, mußte auch er auf das alte, holperige Verkehrsmittel der Diligencen und Pferdeexpeditionen zurückgreifen, Mühen und Gefahren blieben ihm nicht erſpart. Dafür bietet uns aber auch ſeine Schilderung ein überaus intereſſantes, ebenſo unterhaltendes als belehrendes Geſamtbild des heutigen Mexiko. Die neuerbauten Schienenwege haben dieſes Land dem Weltverkehr näher gerückt; ſein großer natürlicher Reichtum, ſeine ungemein maleriſchen, großartigen Gebirgs- und Tropenſcenerien, ſeine höchſt merkwürdigen Ruinenſtädte ziehen alle Arten von Reiſenden immer mehr an, der Verkehr mit Europa iſt in ſtetem Wachſen begriffen. So bildet das vorliegende, ziemlich umfangreiche, mit zahlreichen Abbildungen und einer bis auf die neueſten Daten vervollſtändigten Generalkarte Mexikos geſchmückte Werk zugleich ein Handbuch für den Reiſenden nach dieſem ſchönſten und intereſſanteſten Lande der Neuen Welt.

Recht zeitgemäß erſchien in Ed. Lieſegangs Verlag in Düſſeldorf ein Büchlein, „Photographiſcher Zeitvertreib“ betitelt und eine „Zuſammenſtellung einfacher und leicht ausführbarer Beſchäftigungen und Unterhaltungen mit Hilfe der Camera von Hermann Schnauß mit 70 Abbildungen“ enthaltend. Neben ihrer unbeſtreitbar hohen Bedeutung für Wiſſenſchaft und Kunſt, ihrer anerkannten Nützlichkeit für die verſchiedenen Zweige der Induſtrie und des öffentlichen Lebens, beſitzt die Photographie auch ihre heitere Seite, indem ſie den Quell zu einer großen Anzahl von Beluſtigungen und Unterhaltungen bildet, deren Zuſammenſtellung den zahlreichen Jüngern dieſes neueſten Sports willkommen ſein wird. Im allgemeinen hat der Autor hier lediglich ſolche Methoden berückſichtigt, welche mit den einfachſten Hilfsmitteln ausführbar ſind und nur die gewöhnlichen Kenntniſſe der photographiſchen Technik, wie ſie ſich jeder Laie leicht aneignen kann, erfordern. Nur bei einigen wenigen Verſuchen iſt die Kenntnis des Kohlendrucks vorausgeſetzt. Dem überſichtlich geordneten und durch die eingeſtreuten Textbilder trefflich veranſchaulichten Inhalt iſt am Schluß eine Zuſammenſtellung der benutzten Quellen beigefügt.

Neue Erfindungen.

Von

H. Grundke.

Ein gutes Bad bei jeder Jahreszeit im Hauſe haben zu können, heißt ſein Leben zehn Jahre länger ſich erhalten. In den großen Städten tritt dieſes Bedürfnis am dringendſten auf; wenn auch hier durch zahlreiche und zweckmäßige Badeanſtalten Sorge dafür getragen iſt, ſo wird doch der Nutzen des abkühlenden Bades durch die Wanderung zur Badeanſtalt und nach Hauſe in den ſchwülen Straßen bedeutend abgeſchwächt. Andererſeits ſind die Wohnungen, welche mit beſonderen Badeſtuben ausgeſtattet ſind, leider auch durch die Höhe des Preiſes ſo ausgezeichnet, daß ſehr viele Familien auf die Annehmlichkeit dieſer bequemen Einrichtung verzichten müſſen. Der Erſatz einer beſonderen Badeſtube durch einen Badeſchrank genügt in den meiſten Fällen auch, jedoch tritt hier wieder oft der Mangel an genügendem Raum in der Wohnung zur Aufſtellung desſelben entgegen. Die Bemühungen, dieſen Raumanſpruch möglichſt zu verringern, haben aber einen ſehr eng begrenzten Platz innerhalb des Badeſchrankes ergeben. Um nun die Vorzüge der Platzerſparnis in der Wohnung und der größeren Raumgewinnung während des Badens zu vereinigen, hat Charles de Chouberſky in Paris einen neuen **Badeſchrank** konſtruiert, bei welchem er auf eine ſehr einfache Weiſe den Schrank zum Gebrauch vergrößert. Der Schrank (Fig. 1) beſteht aus den Pfoſten B und den nötigen Querbalken aus Holz mit den Füllungen D aus Blech oder Holz mit einer Blechbekleidung. Die Neuerung liegt in der beſonderen Einrichtung der Thür. Dieſe hat außer der gewöhnlichen, vorderen Füllung D in einem beſonderen Rahmen A noch eine rechtwinkelig von dieſer, nach innen ſich erſtreckende Füllung D. In der Zeichnung iſt dieſe Thür geöffnet und man ſieht hier, daß dadurch der badenden Perſon ein bedeutend größerer Raum geboten iſt, um bequem innerhalb des Schrankes Toilette machen zu können. Das bei Benutzung von Brauſen und bei den Bewegungen des Badenden herumſpritzende Waſſer wird an der Seite durch das über die ganze Höhe der Thür reichende Gummiband F und unten durch den dreieckigen, nach innen geneigten Boden H aufgefangen und in den Schrank zurückgeleitet, wo es in dem Gefäß M aufgefangen wird. Zur beſſeren Bequemlichkeit während des Badens dient der an die Hinterwand aufklappbare Sitz K und die Fußbank L. Die übrige Einrichtung der Waſſerleitung und Erwärmung und der Brauſen kann eine beliebige ſein.

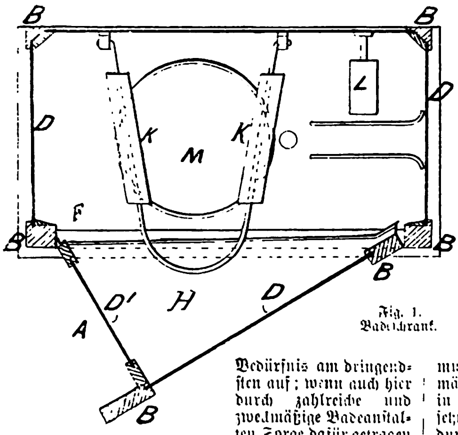


Fig. 1. Badeſchrank.

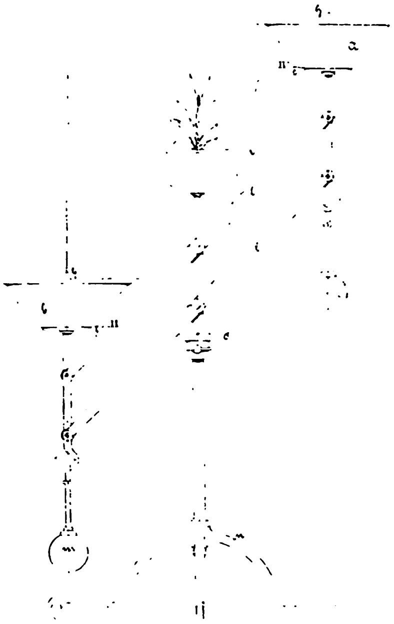


Fig. 2. Springbrunnen.

Zur Reinigung der Luft im Zimmer dient das Zerſtäuben von Waſſer und es iſt ein kleiner Springbrunnen hierfür von nicht zu unterſchätzendem Werte. Leider iſt aber die Zuführung des Waſſers meiſtens zu umſtändlich, als daß man den Waſſerſtrahl fortwährend ſpringen laſſen könnte. Auch zur Zierde des Zimmers dient deren Ausſtattung, und zur Behaglichkeit der Bewohner trägt viel das anmutige Geplätſcher und Rauſchen bei. Einen ſehr zweckmäßigen **Springbrunnen** empfiehlt Br. Rheiniſch in Alfeld a. d. Leine, der zu ſeiner Inbetriebſetzung nur wenig Waſſer bedarf, das je nach Wunſch durch Eis gekühlt oder durch aromatiſche Eſſenzen wohlriechend gemacht werden kann. Die Fig. 3 ſtellt denſelben dar. Der Springbrunnen beſteht aus zwei gleichen Becken a und b, welche durch die beiden parallelen Stangen l an einen Ständer n drehbar aufgehängt ſind. Die Aufhängung geſchieht in der Mitte dieſer beiden gleich langen Stangen l, ſo daß die beiden Becken in ſenkrechter Stellung auf und ab geführt werden. Durch Anhängen eines Gewichtes m wird das eine Becken (in der Fig. b) in ſeiner tiefſten Lage gehalten, während das andere a in ſeiner höchſten Lage ſchwebt. Beide Becken ſind durch zwei Schläuche i derart miteinander verbunden, daß jedes an einen Rohrſtutzen c am Boden des Beckens mit einem Knieröhrchen f des anderen Beckens verbunden iſt. Jedes Knieröhrchen f iſt mit einem Mundſtück h verſehen. Nehmen wir nun an, das Becken a iſt gefüllt, ſo wird das Waſſer (welches, wie ſchon erwähnt, gekühlt oder parfümiert ſein kann) durch den unteren Stutzen c und den einen Schlauch i zu dem Knieröhrchen f des Beckens b fallen und aus deſſen Mundſtück h als Strahl austreten. Iſt ſämtliches Waſſer aus b herausgefloſſen, ſo hat man nur das Gewicht m an das Becken a anzuhängen und das Waſſerſpiel beginnt von neuem, nur daß jetzt der Strahl aus dem Becken a herausſpringt. Der mit einem vorſpringenden Rande ausgeſtattete Ring o iſt an der Stange des Ständers in der Höhe verſtellbar und dient dazu, die Höhenſtellung der Becken und dadurch die Höhe des Waſſerſtrahls regulieren zu können. Der Ständer n iſt zweckmäßig als Blumenſtänder ausgebildet.

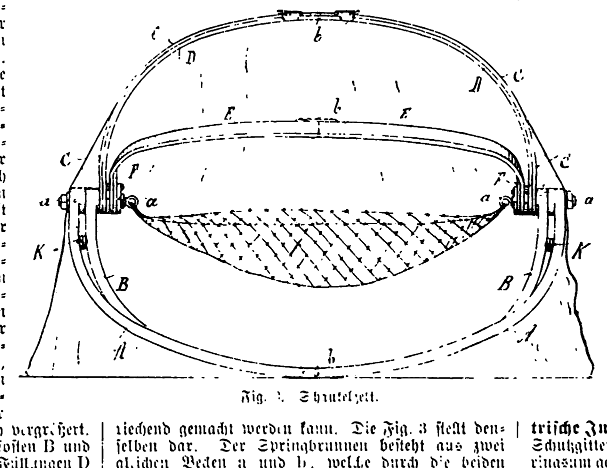


Fig. 3. Schaukelzelt.

Nun wollen wir uns einige Neuerungen betrachten, welche uns den Aufenthalt im Freien bei jeder Witterung ermöglichen. Hierzu gehört ein feſtes Zelt, wie ein ſolches Br. Forbriger in Schönefeld bei Leipzig in ſeinem **Schaukelzelt** uns bietet. Dasſelbe iſt, wie die Figuren 3 und 4 uns zeigen, zuſammenlegbar, und ſoll namentlich als guter und beſſerer Erſatz für Strandkörbe, Lauben ꝛc. dienen und außerdem uns auf etwaige Reiſen in Bäder und Sommerfriſchen ꝛc. begleiten. Das Zeltgeſtell beſteht aus fünf einzelnen, um gemeinſchaftliche Zapfen a drehbare Bogen. Die Bogen A und B dienen zur Stütze des Ganzen, ruhen auf dem Boden und ſind mittels Scharnierſtreben K gegeneinander abgeſteift. Sie dienen gleichzeitig als Schaukelkufen, derart, daß man das ganze Zelt in ſchaukelnde Bewegung verſetzen kann. Das Bogenpaar E F dient zum Halten des Zeltſtoffes, bezw. des ſeitlichen Umfangs und der Ueberdeckung, während die übereinander liegenden Bogen C D den oberen Teil des Zeltes, ſozuſagen den Dachfirſt bilden. An den Zapfen a kann man die Schnüre einer Hängematte befeſtigen. Die ſämtlichen Bogen ſind in der Mitte mit Gelenken b verſehen, ſo daß ein Zuſammenlegen der Bogen zu einem Viertelskreis möglich iſt. Das ganze Zeltgeſtell iſt demnach auf einen ſehr kleinen Raum zuſammenzuklappen, iſt infolgedeſſen leicht zu transportieren und hat den Vorteil, daß der Körper des Ruhenden nach Belieben ſowohl in der Hängematte als mit dem ganzen Zelt in ſchaukelnde Bewegung gebracht werden kann. Hierdurch wird ein angenehmer Luftzug erzeugt. Die Bewegung kann meiſt mechaniſch und ſanft durch etwa herrſchenden Wind bewirkt werden, ſobald die Zelthülle entſprechend gegen den Wind gebracht wird.

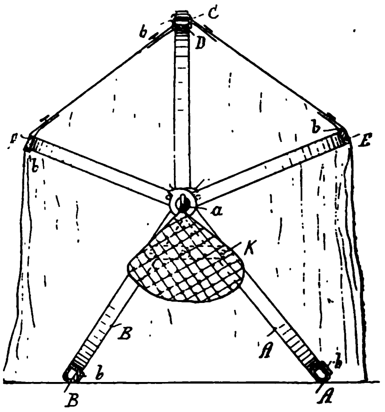


Fig. 4. Schaukelzelt.

Wenn wir in unſerem gemäßigten Klima auch nicht von den ſchrecklichen Moskitos zu leiden haben, ſo verleiden uns doch auch unſere Fliegen, Mücken und andere geflügelte Quälgeiſter nur zu oft den Aufenthalt im Freien. Um dieſer ſo oft verwünſchten Plage mit Erfolg entgegentreten zu können, empfiehlt François Scherer in Paris ſeine **elektriſche Inſektenfangvorrichtung**. Dieſelbe kann als Schutzgitter für Fenſter und Thüren oder als ein ringsum geſchloſſenes Gehäuſe hergeſtellt werden. Letzteres (Fig. 5) beſteht aus einem Rahmen A, welches

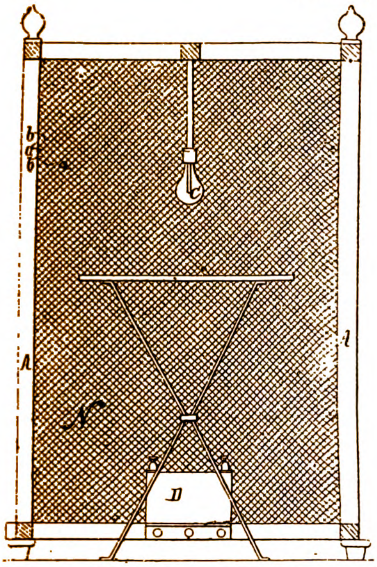
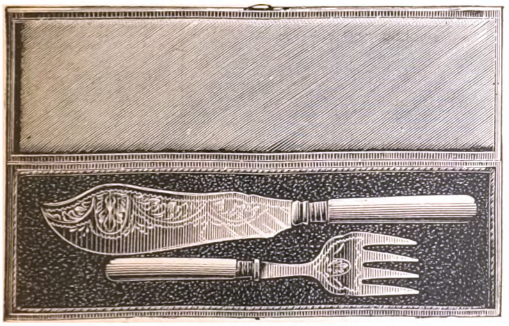


Fig. 5. Inſektenfangvorrichtung.

mit einem eigentümlichen Drahtnetz N überzogen iſt. Dieſes Drahtnetz iſt aus entſprechend dicht nebeneinander gelegten Drähten a und b hergeſtellt, von denen die Drähte a mit dem einen Pole einer Elektrizitätsquelle D, die Drähte b mit dem anderen Pole in leitender Verbindung ſtehen, während die beiden Gruppen der Drähte ſich nicht gegenſeitig berühren. Dieſe parallelen Drähte werden nach Bedarf durch ein Gewebe nicht leitender Fäden, z. B. Seide, durchzogen, um die Maſchen des Netzes zu bilden. Sobald nun Inſekten an dieſes mit Elektrizität geladene Netz anfliegen oder an dieſem entlang kriechen wollen, ſo kommen ſie mit zwei dieſer nebeneinanderliegenden Drähte zu gleicher Zeit in Berührung, wodurch der elektriſche Stromkreis geſchloſſen wird und die Tierchen elektriſch hingerichtet oder unſchädlich gemacht werden. Die Lichtquelle c dient zum Anlocken der Inſekten.

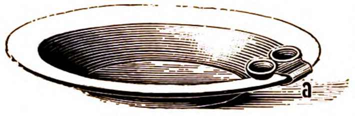
Neues für unſere Hausfrauen.

Engliſches Fiſchbeſteck mit Etui. Die Mode — ein ebenſo ſchreckenerregendes wie auch angenehm und beſonders für die Damenwelt äußerſt intereſſantes Wort — wechſelt nicht nur hinſichtlich der Garderobe, ſondern auch für Hausgeräte, Wirtſchaftseinrichtungen, Bauten ꝛc. und beſonders bei Tafelgerätſchaften ſtoßen wir häufig auf Gegenſtände, die früher als nicht geeignet, oder gar als unfein beiſeite gelaſſen wurden. Wir erinnern uns noch ganz gut der Zeit — denn lange iſt ſie noch nicht verſtrichen — in der z. B. Fiſche nur mit der Gabel, niemals aber mit Meſſern gegeſſen wurden; heute gehört es zur feinen Tafel, daß Fiſchmeſſer und -Gabeln in möglichſt geſchmackvoller Form mit Alfenid-, Elfenbein- oder Perlmuttergriffen vorhanden ſind; in gleicher Weiſe finden wir dann auch Fiſch-Tranſchierbeſtecke in ſehr eleganter Ausführung, deren Form und Ausſehen wir durch obige Abbildung veranſchaulichen wollen. Die Griffe werden gleichfalls von Elfenbein oder Alfenid in glatten und gedrehten Muſtern gefertigt, Gabel und Meſſer ſind fein verſilbert und guillochiert; das Beſteck ſelbſt liegt behufs Aufbewahrung in einem paſſend dafür gearbeiteten Etui und findet ſelbſtverſtändlich nur bei Fiſchen, die im ganzen ſerviert werden, Verwendung. Die Preiſe variieren je nach der Ausführung zwiſchen 15 und 25 Mark.

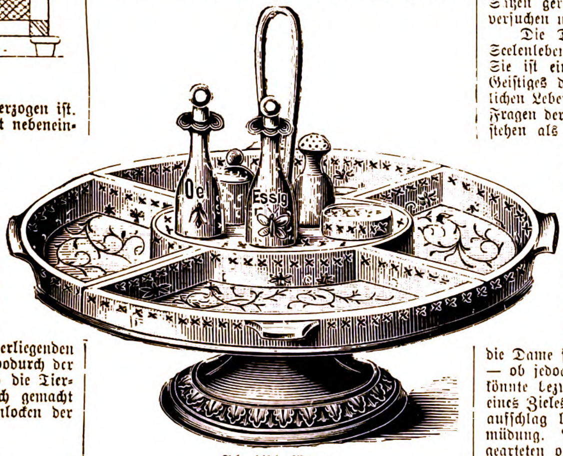


Engliſches Fiſchbeſteck mit Etui.

Schwediſche Menage. In Schweden iſt man bekanntlich gewöhnt, das reichhaltigſte und zugleich ſchmackhafteſte Frühſtück ohne direkte Beſtellung ſerviert zu bekommen, es iſt eine Auswahl ſtets vorhanden, daß man kaum imſtande iſt, ſelbſt bei allergeringſten Quantitäten von jeder Sorte zu eſſen, und hat dieſe berühmte ſchwediſche Manier auch bei uns längſt Anklang gefunden, ſo daß auch wir bei feiner Tafel als Entree oder Deſſert Brötchen vorgeſetzt bekommen, die allgemein unter dem Namen **ſchwediſche** Brötchen bekannt oder unter der Bezeichnung „ſchwediſche Schüſſeln“ gereicht werden. — Hierzu gehört nun aber auch ein geeignetes geſchicktes Geſtell, damit der edle Kern nicht in ſchlechter Schale erſcheint und hoffen wir unſeren geſchätzten Leſerinnen mit vorſtehender Abbildung — ſchwediſche Menage genannt — ein ebenſo geſchmackvolles als zweckentſprechendes Gerät empfehlen zu können. Vier nebeneinander ſtehende Porzellanſchalen, in blauer oder buntfarbiger Dekoration, ruhen auf einem fein gearbeiteten Geſtell von vernickeltem Metall; in der Mitte befindet ſich eine kleine Extramenage für Eſſig, Oel, Pfeffer, Salz und Senf, in der Dekoration zu den Schalen paſſend, und außerdem ein vernickelter Griff, um das Ganze bequem tragen zu können. Es iſt dies jedoch bei Tiſch nicht notwendig, weil die runde Platte drehbar iſt und demgemäß gar nicht gehoben zu werden braucht; die Platte hat einen Durchmeſſer von circa 70 cm, iſt alſo ziemlich groß und bietet Raum für Eßware zu einer Geſellſchaft von 8—15 Perſonen. Der Preis dieſer ſchwediſchen Menage iſt 30 Mark.



Kleine Couvertmenage.



Schwediſche Menage.

Kleine Couvertmenage. Angenehmer und bequemer iſt es zweifellos, Pfeffer- und Salzbehälter bei jedem Couvert zu finden, als daß man gezwungen iſt von der für die ganze Tafel beſtimmten Menage zu nehmen; man inkommodiert die Tiſchgeſellſchaft, verſchüttet zuweilen und muß häufig einer auf den anderen warten, während bei kleinen Couvertmenagen jeder Tiſchgaſt ſeinen Behälter für ſich hat An dem hier abgebildeten Teller befindet ſich auf den Rand geſteckt eine kleine Menage für Pfeffer und Salz von vernickeltem Metall, die natürlich für jeden Teller paßt und beim Wechſeln der Teller vom Tiſchgaſt zurückbehalten wird, um ſie an dem folgenden Teller wieder zu befeſtigen. Der Apparat iſt klein und zierlich gearbeitet, beanſprucht auf dem Tiſche gar keinen, am Teller nur ſehr wenig Raum und wird deshalb ſehr bald für feine Tafeln benützt werden. Preis per Dutzend 8 Mark. Bezugsquelle ſämtlicher Neuheiten: **Karl Hirſch & Co., Berlin W**, Leipzigerſtraße 114.

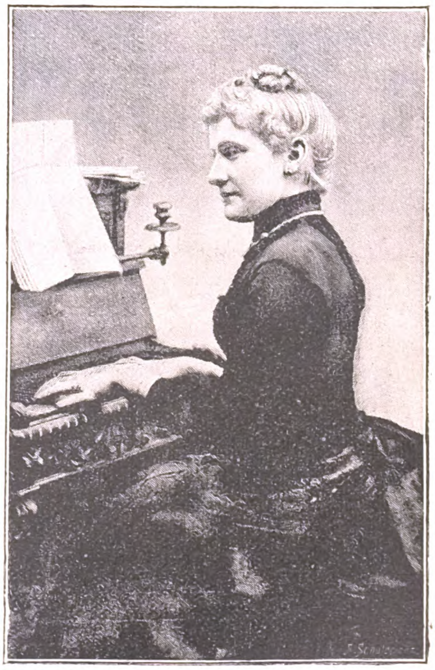
Phyſiognomiſcher Briefwechſel.

Verehrter Herr Redakteur!

Meine phyſiognomiſchen Briefe haben eine derartige Anerkennung in allen Kreiſen des Publikums erfahren, daß Sie mich bitten, meinen Tiefblick bei der Beurteilung der eingeſandten Photographien auch dieſem Jahrgang von „Vom Fels zum Meer“ weihen zu wollen. So ſchreiben Sie und das iſt ſchön ausgedrückt. Zugleich ſenden Sie mir einen Prüfſtein — möchte ich ſagen — für meine Kunſt in dem Bildnis der klavierſpielenden Dame. Sie ſcheinen faſt das Bild extra herausgeſucht zu haben, um mir dadurch zuzurufen: Hic Rhodus, hic salta! — biſt du ein Meiſter, ſo zeige es jetzt. Nun, ich nehme den Handſchuh auf.

Das iſt kein gewöhnliches Geſicht — das iſt eine höchſt intereſſante Phyſiognomie und dieſer in wenigen Sätzen gerecht zu werden, ſchwierig. Ich will es verſuchen und hier den Charakter „leſen“.

Die Dame hat Temperament und ſehr reges Seelenleben und deshalb ſchon viel innerlich erfahren. Sie iſt eine ſtarke Idealiſtin in dem Sinne, daß Geiſtiges das Intereſſe an dem Wirklichen des täglichen Lebens bei ihr überwiegt. Beſchäftigung mit Fragen der Kunſt und Wiſſenſchaft werden ihr höher ſtehen als Putz und Staat und das Oberflächliche des geſellſchaftlichen Verkehrs. Woher ich das erſehe? Aus dem innerlichen ſinnvollen Blick und der etwas vorgebauten ſtark entwickelten Stirn, die auf andauerndes und kräftiges Nachdenken hinweiſt. Der Mund iſt fein geſchloſſen und man darf demnach annehmen, daß dieſe Dame nicht viel, aber mit Anmut und Geiſt ſpricht. Die kräftige Naſe mit den jedenfalls beweglichen Flügeln deutet auf vordringenden Geiſt und ſtarkes Empfinden. Das Kinn tritt der Geſichtsbildung im ganzen gegenüber zurück. Deshalb dürfte die Dame ſtets von lebhaften Impulſen bewegt ſein — ob jedoch ein dauernder ſtarker Wille in ihr lebt, könnte bezweifelt werden; Zähigkeit im Verfolgen eines Zieles ſpricht das Kinn nicht aus. Der Augenaufſchlag läßt Nervoſität vermuten und leichte Ermüdung. Nun, Sie ſehen, verehrter Herr, einen fein gearteten originellen Charakter von edler, nicht dem Gewöhnlichen zugewendeter Grundlage. Ein Weſen, das dauernd und ſtark feſſelt, jedoch von ſeiten des Mannes eine vornehme Lebensführung (dies nicht im Sinne der Haushaltung gemeint) erfordert.



Ich hoffe, nun das Problem gelöſt zu haben, ſoweit dies aus der mitgeſandten Photographie möglich iſt. Es war eine intereſſante Aufgabe für mich, dieſes Antlitz zu enträtſeln. Ich wünſche, daß ich in dieſem Falle wie bei den früheren das Richtige getroffen habe. Meine Kunſt iſt ſchwer und der zu Beurteilende leicht gereizt. Ich bitte alſo „um gnädige Straf'", wie es früher in Oeſterreich hieß.

Ihr

Profeſſor Iſenbeck.

Der geſtirnte Himmel im Oktober.

Um die Mitte des Monats gegen 10 Uhr abends ſind folgende Sternbilder ſichtbar. Im Meridian ſtehen von Süd nach Nord: Fiſche, Pegaſus, Kepheus, der große Wagen. Links vom Meridian im Süden: Walfiſch, Fiſche, Widder, Stier, Andromeda. Vom Meridian nördlich: der obere Teil des Orion, Zwillinge, großer Bär, Fuhrmann, Perſeus, Kaſſiopeia. Rechts vom Meridian nördlich: Krone, Herkules, Adler, Schwan, Leier, Drache, kleiner Bär. Im Süden: Antinous, Steinbock, Waſſermann, ſüdlicher Fiſch, Pegaſus, Delphin.

Am 5. Oktober tritt das letzte Viertel ein, am 8. Oktober ſteht der Mond in Erdferne, am 13. iſt Neumond, am 21. erſtes Viertel, am 24. Mond in Erdnähe, am 27. tritt der Vollmond ein.

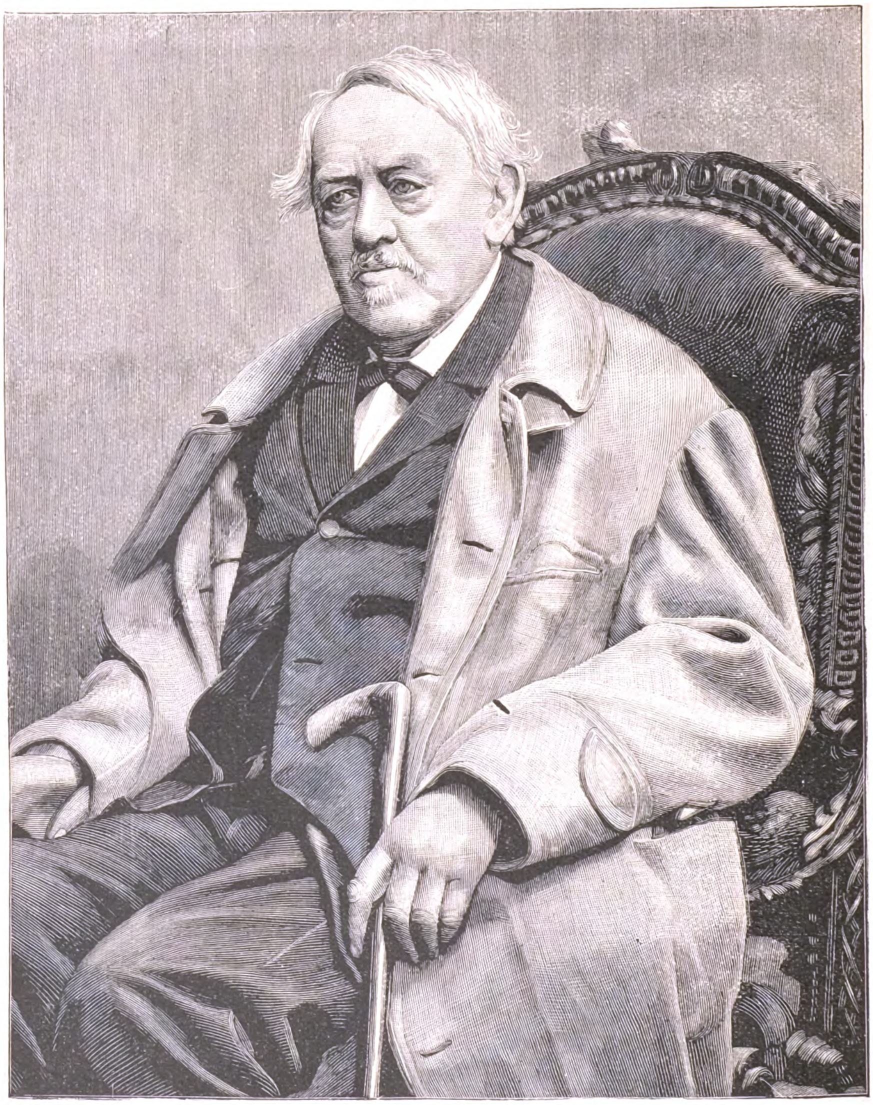
Merkur kann in der erſten Hälfte des Monats mit Mühe auf kurze Zeit am Abendhimmel nach dem Untergange der Sonne geſehen werden. Venus bleibt unſichtbar. Mars iſt nur kurze Zeit am Abendhimmel zu ſehen. Jupiter geht anfangs um Mitternacht unter, zu Ende des Oktobers ſchon um 10 Uhr abends. Saturn geht anfangs um 3½ Uhr morgens auf, am Schluſſe des Oktobers ſchon um 2 Uhr früh.

Pſyche.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Pſyche, der Hauch, die Seele, ward im Altertum als ein Schmetterling oder in Geſtalt eines keuſchen jungen Mädchens von den bildenden Künſten verkörpert. Paul Thumann, der Meiſter in der Schöpfung ſeelen- und empfindungsvoller Mädchenbilder, hat dieſe Verſinnbildlichung der Seele zum Vorwurf ſeines neueſten Gemäldes gewählt und ein Bild geſchaffen, das wohl zu den hervorragendſten dieſes Meiſters gehört. Wir erblicken der uralten Anſchauung gemäß ein junges Mädchen von zarter edler Geſtalt und vergeiſtigten Zügen; aus dem jungfräulichen Antlitz blicken ernſte, dunkle Augen mit faſt überirdiſchem Ausdruck. Es iſt etwas Feierliches in der Haltung des holden jungen Geſchöpfes, als ob es von einem Grabe käme, und die Urne, welche das Mädchen in den Händen hält, verſtärkt dieſen Eindruck. Thumann hat es verſtanden, in Haltung und Geſichtszüge dieſer ſymboliſchen Frauenfigur etwas ganz beſtimmt Individuelles, Charakteriſtiſches zu legen, ſo daß wir neben der tiefſinnigen, allegoriſchen Beziehung ein ſehr intereſſantes, feſſelndes Weſen ſehen, deſſen lebensvolle Eigenart ſich uns tief einprägt.

Eduard von Bauernfeld.



Eduard von Bauernfeld.

Einer der älteſten deutſchen Ritter vom Geiſte, der ſich einer außerordentlichen Schaffensfriſche erfreut, iſt der neunzigjährige Luſtſpieldichter Eduard von Bauernfeld. Es durchläuft die Preſſe die Kunde, daß der greiſe Dichter an dem Schluſſe eines neuen Luſtſpiels arbeite. Da dürfte es wohl unſere Leſer intereſſieren, den in hohem Alter noch ſo ſchöpferiſchen Mann im Bild zu ſchauen und einen Rückblick auf ſein Leben und Wirken zu werfen. Geboren am 13. Januar 1802 zu Wien, ſtudierte Bauernfeld zuerſt die Rechte, ward 1826 Konzeptionspraktikant bei der niederöſterreichiſchen Regierung und erhielt 1827 eine Stelle bei dem Kreisamt unter dem Wienerwald. Der junge Mann rückte in der Beamtenkarriere empor zum Oberhofkammeramt, zur Lotteriedirektion, und nahm 1848 regen Anteil an den politiſchen Stürmen, welche auch über Oeſterreich dahinbrauſten. In dieſen Jahren, von 1830 bis 1848, ſchuf Bauernfeld ſeine ſchönſten Luſtſpiele, es waren auch die fruchtbarſten ſeiner Thätigkeit als Dramatiker. Es entſtanden des Dichters Meiſterwerke: „Das Liebesprotokoll", „Die Bekenntniſſe" und „Bürgerlich und romantiſch". Aus neuerer Zeit, 1866, ſtammen: „Aus der Geſellſchaft", 1868 „Moderne Jugend" und 1870 das hiſtoriſche Luſtſpiel „Landfriede", dazwiſchen liegt jedoch noch eine ganze Reihe von Luſtſpielen, die Erfolg hatten und von Bedeutung ſind, wie „Das Tagebuch", „Leichtſinn aus Liebe", „Großjährig" und viele andere. Was Bauernfeld vor den meiſten anderen deutſchen Luſtſpieldichtern auszeichnet, das iſt die Meiſterſchaft in der ſinnvoll pointierten Rede, im Dialog überhaupt, der von Geiſt und Witz überſprudelt, wie auch in der wahrheitsgetreuen Schilderung des Seelenlebens. Dann zeichnen ſich die Bauernfeldſchen Komödien aus durch eine vortreffliche Expoſition und durch die klare und ſichere Anordnung und Gruppierung der Figuren. Vor allem zeigt Bauernfeld ſtets ſicheren, feinen Takt, einen feſten ſittlichen Standpunkt, der ſehr merklich am Schluſſe ſeiner Luſtſpiele zum Ausdruck kommt und dieſen ein echt deutſches Gepräge verleiht. Der öſterreichiſche Dramatiker hat ſich auch in ſeinen Gedichten als hervorragender Lyriker gezeigt. Die ſatyriſchen Schriften Bauernfelds funkeln von Geiſt und ſcharfem Witz. Leider trifft ſoeben, als wir dieſes Heft abſchließen, die Kunde von der ſchweren Erkrankung des Dichters ein; möge der ſtets ſo Elaſtiſche und Kampfbereite dießmal auch den Tod in die Flucht ſchlagen.

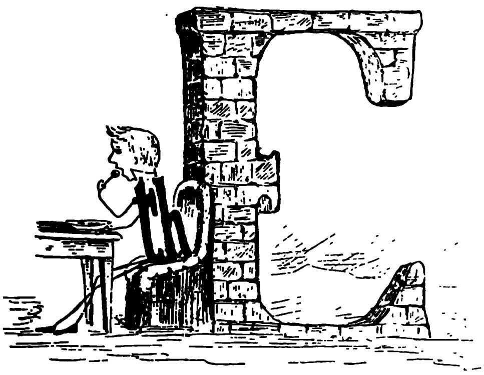
Beſchäftigung für müßige Stunden.

Lithographien oder Kupferſtiche auf Holz zu übertragen.

Das Uebertragen von Lithographien und Kupferſtichen wird hauptſächlich für Schmuckbretter, Wandbekleidungen, Renommierbretter und für Tiſchchen benutzt. Man nimmt hierzu Ahorn- oder Lindenholzbretter, auch Eſche kann verwendet werden, wenn das Holz keine grünen oder blauen Stellen hat. Ein großes Stück Bimsſtein wird auf einem anderen Stein ſo angeſchliffen, daß unten eine glatte Fläche vorhanden iſt. Die Holzfläche beſtreiche man mit Leinöl, nehme etwas ganz fein pulveriſierten Bimsſtein und reibe nun kreisförmig mit dem angeſchliffenen Stück hin und her. Wird die ſich abarbeitende Maſſe zu dick, ſo nimmt man ſie mit einem Läppchen fort und ſchleift mit etwas reinem Oel weiter. Iſt die Oberfläche glatt genug, wird das überflüſſige Oel mit einem Läppchen abgewiſcht, das Oel mit Sägſpänen nachgetrocknet und mit einem Stück Filz und Schlemmkreide tüchtig abgerieben. Eine gute ſchwarze Lithographie oder ein ſcharfer Kupferſtich wird nun in Salzwaſſer eingeweicht. In derſelben Zeit beſtreicht man die trockene ölfreie Holzplatte mehrere Male mit weißem Politurlack. Zwiſchen jedem neuen Anſtrich laſſe man ſo viel Zeit, daß der vorgehende gut trocken iſt, etwa 15 bis 20 Minuten. Vier bis fünf Anſtriche genügen. Nach dem letzten Anſtrich nehme man den Druck aus dem Salzwaſſer und lege ihn mit der Rückſeite auf Fließpapier, damit das überflüſſige Waſſer ſchnell abziehe. Iſt dieſes geſchehen, hebe man den Bogen vorſichtig auf und lege ihn mit der Vorderſeite auf den naſſen Lack. Der Abdruck muß platt liegen und darf nicht verzerrt werden. Man lege einen weichen Bogen Fließpapier darüber und ſtreiche oder reibe mit einer weichen Bürſte den Bogen glatt auf das Holz. Nach zwei Tagen, ſobald der Lack vollſtändig trocken, befeuchtet man das aufgeklebte Papier mit einem Schwamme und reibe es behutſam mit dem Finger ab, ſo daß es abrollt, als ob wir ein Abziehbild ablöſen. Iſt das Papier beſeitigt, ſteht das Bild klar vor uns, allerdings negativ. Man läßt jetzt die Platte trocknen und überzieht ſie mit einem guten Kopalſpirituslack. Oskar Hülder.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Geographiſches Silbenrätſel.

Aus folgenden Silben ſind 9 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, ein Gebirge in Deutſchland und deren Endbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, einen Berg in demſelben ergeben.

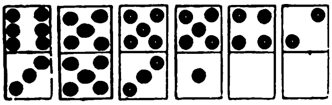
Alp, an, bor, eu, fluß, ge, he, hi, la, ler, ma, ning, phrat, po, ra, rap, rau, ſe, ſee, ſter, them, ti, ul, ya, zel.

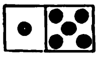
1. Eine Landſchaft in Irland, 2. ein Hafen in China, 3. ein Fluß in England, 4. ein Fluß in Aſien, 5. eine Stadt an der Oder, 6. ein Gebirge, 7. ein Fluß in Preußen, 8. eine Bergplatte in den Alpen, 9. ein See in der Schweiz.

Domino-Aufgabe.

A, B, C und D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. B hat auf ſeinen Steinen 53, C 31 und D 29 Augen.

A hat:



A ſetzt Doppel-Fünf aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der vierten Runde mit  an Eins ſperrt. Es hat kein Spieler gepaßt. B behält auf ſeinen Steinen 21, C 7, D 11 und A 0 Augen.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielten B und D? Wie war der Gang der Partie?

Dreiſilbig.

Muß der Soldat im Feld den Tod erleiden,
Wenn er getroffen von den erſten beiden,
So ruft er ſterbend wohl die dritte aus.
Denk' nach, du kriegſt es leicht heraus;
Denn alle drei, ſie geben eine Stadt,
Die einen Berg in ihrer Nähe hat,
Auf ſeinem Rücken ſteht ein ſtolzes Schloß,
Des erſte manche Ungeduld verdroß.

Quadraträtſel mit Röſſelſprung.

e	i	u	u	L	P	d
c	m	i	m	a	S	i
e	l	n	t	e	o	l
a	E	E	A	p	e	l
e	h	a	a	o	a	r
n	l	r	o	c	a	s
n	r	a	l	t	L	t

Mit Hilfe eines fortlaufenden Röſſelſprungs ſind aus den Buchſtaben dieſes Quadrats ſieben ſiebenlautige Wörter zu bilden. Es bezeichnet: 1. eine Feſtung am Unterrhein, 2. ein Hochland, 3. einen Staat in Südamerika, 4. eine Rhein-Nixe, 5. eine Stadt in der Schweiz, 6. den Vornamen eines deutſchen Dichters, 7. eine Stadt in Dalmatien. — Werden darauf die gefundenen Wörter buchſtabenweiſe in die Felder der wagerechten Reihen des Quadrats geſchrieben, ſo nennen die äußeren ſenkrechten Reihen je einen berühmten Maler.

Kombinationsaufgabe.

1. Ade, Lindau, Schlitten; 2. Brahma, Lingg, Minden; 3. Marter, Medina, Thor; 4. Mur, Tanger, Vaſen; 5. Dogen, Toni, Vater; 6. Engel, Liſte, Micha; 7. Bericht, Dickens, Sohle; 8. Kritias, Neſt, Riemen; 9. Liga, Kranich, Fata.

Aus jeder dieſer Wortgruppen ſind durch Umſtellen der Buchſtaben **zwei** neue Wörter zu bilden, welche in irgend einer Beziehung zu einander ſtehen. Beiſpiel: Ardennen + Peter + Wieland = Antwerpen + Niederlande.

Die zu ſuchenden Wörter bedeuten: 1. zwei Reiche Europas, 2. ein europäiſches Königreich und eine Stadt in demſelben, 3. zwei Städte in Holland, 4. ein Gebiet Oeſterreichs und eine Stadt in demſelben, 5. zwei Städte in Italien, 6. zwei Singvögel, 7. zwei Wildarten, 8. zwei Länder von Oeſterreich, 9. einen berühmten Reiſenden und den Erdteil, den er erforſchte.

Iſt alles richtig gefunden, ſo nennen die Anfangsbuchſtaben der Wörter ein Drama von Schiller.

Kapſelrätſel.

Jedermann kennt mich als Zahl; doch ſchiebt ihr in mich noch ein Flüßchen,
Welches mit zögernder Flut Pommerns Gefilde durchſtrömt,
Wirk' ich mit emſigem Fleiß für der Menſchheit geiſtige Bildung,
Seit mich, euch allen zum Wohl, ſinnig ein Deutſcher erfand.
Setzt ihr dagegen ein Flüßchen in mich, das zur Donau hinabzieht,
Werd' ich zur folternden Qual, welche die Geiſter beengt.

Skat-Aufgabe Nr. 52.

B (Mittelhand) ſpielt Pique-Solo mit den folgenden Karten: Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Bube, Pique-10, Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Coeur-Aß, Carreau-10, Carreau-Dame.

Die Karten ſitzen für B ſo ungünſtig, daß er das Spiel verliert, obwohl Treff-Bube, Pique-Aß im Skat liegen (er alſo mit Neunen ſpielt) und einer der beiden Gegner dreimal, der andere zweimal Carreau hat. Der eine hat in ſeinen zehn Karten 16 Points weniger als der andere.

Wie ſind die Karten verteilt? Wie iſt der Gang des Spiels?

Auflöſung der Skataufgabe Nr. 51.

Jeder der beiden Gegner hat einen Buben, z. B. C den Coeur-Buben. Jeder der beiden Gegner iſt in einer Farbe Renonce, z. B. A in Coeur, C in Treff.

A hat Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-Aß, Pique-9, Carreau-Dame, Carreau-Bube und eine nicht zählende Karte in Carreau, z. B. die 9

Erſter Stich: Treff-König, Treff-10, Coeur-Bube.

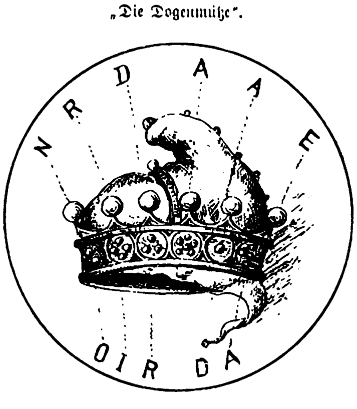
Zweiter Stich: Coeur-König, Carreau-Bube, Coeur-10.

Dritter Stich: Treff-7, Treff-Aß, Pique-7.

A macht nun noch zwei Pique-Stiche, C wimmelt Carreau-König und Coeur-Dame. Die Gegner haben dann 60 Points.

Dechiffrier-Rätſel.

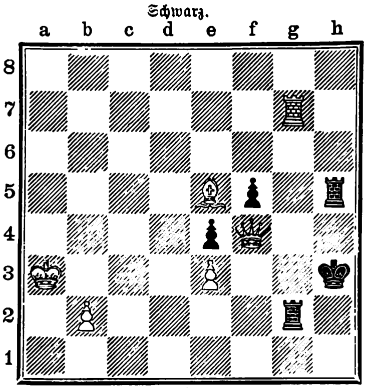
„Die Dogenmütze“.



Schachaufgabe Nr. 77.

Von Dr. W. Linß in Darmſtadt.

Schwarz.



Weiß.

(6 + 5 = 11.)

Weiß zieht an und ſetzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LXIX.

Von Fritz Förſter in Leipzig.

Weiß: Kb1 Dd3. Se8, g6. Bb5, f5.
Schwarz: Kd5. Lh1. Se8, h6. Bd4, f6, g5, h1.

Weiß zieht an und ſetzt in zwei Zügen matt.

Löſung von Nr. 76.

1. La5 — c7	Se3 — e4
2. Df8 — e5: +	Kd4 — e5:
3. Sd2 — b3≠.	
1.	Se3 — d5
2. Df8 — e5: +	Kd4 — e5:
3. Sf1 — e6≠.	
1.	e5 — e4
2. Lc7 — b6 +	K beliebig
3. Df8 — b8 oder b1≠.	
1.	Se3 — g4, g2
2. Df8 — d6 +	K beliebig
3. Dd6 — e5: oder b1≠.	
1.	T zieht
2. Df8 — g7: + ɔc.	

Löſung von Nr. LXVIII.

1. Tb5 — c5	d6 — c5:
2. Se7 — b5≠.	
1.	Kd4 — c5:
2. Lb8 — a7≠	
1.	Tf1 — e1
2. Sd2 — b3≠.	
1.	Kd4 — e5
2. Dg3 — g7≠.	
1.	f3 — g2:
2. Dg3 — e3≠.	
1.	beliebig
2. Se7 — e6: ≠.	

Vierſilbige Charade.

Den Stolz der Männer nennt das **erſte** Paar;
Voll kühnen Mutes trotzt es der Gefahr
Und zieht zum Tod bereit hinaus zum Krieg.
Das **zweite** Paar benennt den Stolz der Frau'n;
Denn reizend meiſt, oft prächtig anzuſchau'n,
Verſchafft es ihnen leichterrung'nen Sieg.
Das **Ganze** dient dem ſchönen äuß'ren Schein:
Man ſchließt es täglich in ſich ſelber ein.

Auflöſungen zu Heft 13, S. 1705—1707.

Rebus: Narkotiſche Mittel. **Vierſilbiges Rätſel:** Bettelſtudent. **Trennungsrätſel:** Eingebildeter, Ein Gebildeter **Zweiſilbiges Rätſel:** Roßbach. **Kugelpyramide:**

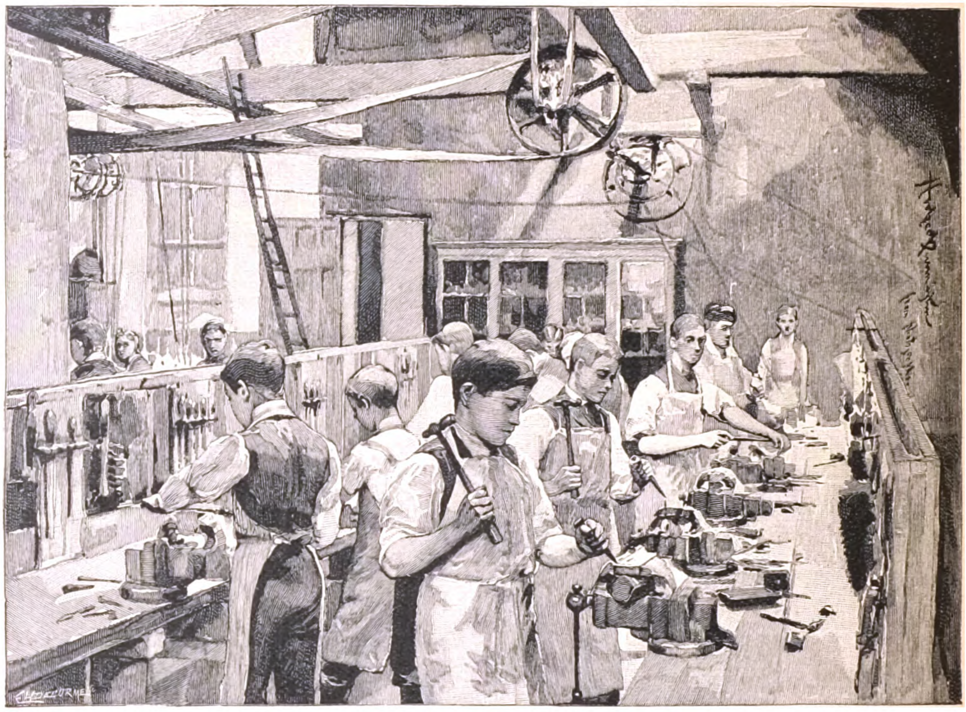
O
P o
P o e
O p e r
T r o p e
P o r t e r
P o r t i e r

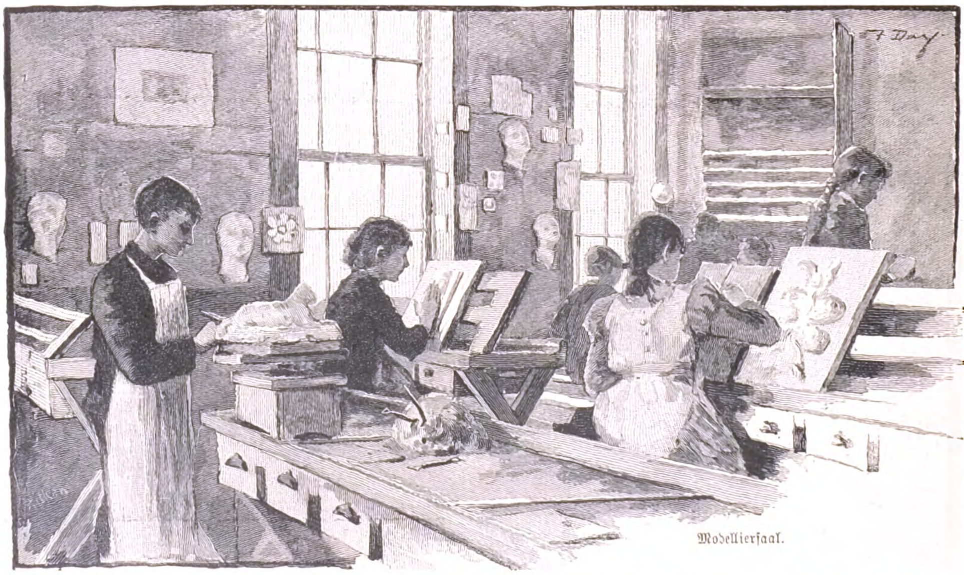
Dreiſilbiges Rätſel: Tauroggen. **Anagramm-Rätſel:** Landeshut, Orientaler, Hamerling, Elentier, Natalie, Gaſtein, Rheinland, Inſterburg, Niederlande; Lohengrin. **Vierſilbige Charade:** Mißhelligkeit **Kapſel-Rätſel:** Stella, Stradella, Tell. **Damespiel Aufgabe:**

1. a5 — b6	Dd2 e7
2. f2 — e3	Da3 — d6 —
3. g3 — f4	Dd6 — g3 —
4. h2 — b8 — —	D gewinnt.

Der Handarbeitsunterricht in unſerer Erziehung.

In den verſchiedenen Perioden der Geſchichte und bei den verſchiedenen Völkerſchaften waren die Hauptprinzipien, nach denen die Erziehung der Jugend geleitet wurde, ſehr verſchiedenartige. Die Erziehung bei den alten Griechen erſtreckte ſich in ihrem Hauptteile ganz beſonders auf die mannigfaltigen Uebungen in der Paläſtra und auf diätetiſche Unterweiſungen, welche den Körper kräftigen und verſchönen ſollten, während der Geiſt durch Unterricht in der Muſik, in der Dichtkunſt und in den anderen freien Künſten ſeine Ausbildung erhielt. Ein junger Mann, der in dieſen beiden Richtungen vollkommenes leiſtete, näherte ſich in der Anſchauung der alten Hellenen ihrem Ideale, was ſie unter dem Begriffe *καλὸν κἀγαθὸν* verſtanden. Ihr ganzes Beſtreben ging alſo nur darauf hinaus, den Jünglingen eine ideale Bildung zu geben. Dieſe Prinzipien gingen dann von ihnen auf die Römer über, bei denen aber mehr praktiſche Beſtrebungen in der Erziehung ihrer Söhne von gleicher Bedeutung waren. Im Mittelalter war die Erziehung der Kinder ganz und gar von dem überirdiſchen, dem tranſcendentalen Ideal der Kirche beeinflußt, welche das gegenwärtige Leben lediglich als eine Vorbereitung auf das zukünftige betrachtete. Die gegenwärtige Generation, bei der immer mehr der bekannte engliſche Grundſatz zur Herrſchaft kommt: time is money, Zeit iſt Geld, iſt von dieſen Erziehungsprinzipien weſentlich abgekommen. Noch bis vor kurzem waren die Gymnaſien mit ihrem humaniſtiſchen Bildungsgange die einzigen höheren Lehranſtalten, auf denen ſich die Knaben eine höhere Bildung aneignen konnten und die ihnen allein die für den Beſuch der Univerſitäten und Hochſchulen erforderlichen Zeugniſſe verliehen. Gegen dieſe humaniſtiſche Ausbildung der Knaben hat ſich nun, wie allgemein bekannt iſt, von verſchiedenen Seiten ein heftiger Kampf erhoben. Der Angriff richtete ſich beſonders gegen das Gewicht, welches bisher in dieſen humaniſtiſchen Schulen auf die beiden klaſſiſchen Sprachen, auf das Lateiniſche und auf das Griechiſche, gelegt wurde. Das Hauptgewicht ſei vielmehr auf die Ausbildung der jungen Leute in den neueren Sprachen, in der Mathematik und in den Naturwiſſenſchaften zu legen. Neben dieſen neuen Beſtrebungen, die von Erfolg begleitet geweſen ſind, hat ſich neuerdings noch ein ganz neuer Faktor in unſerer modernen Erziehung Geltung zu verſchaffen gewußt, das iſt die Ausbildung des Handwerks neben der geiſtigen Ausbildung in den bisherigen Schulfächern. Wie es ein alter Brauch in unſerem deutſchen Kaiſerhauſe, in der Familie der Hohenzollern iſt, daß alle jungen Prinzen ein Handwerk erlernen müſſen, ſo wird auch jedem Bürgerſohne in den ſogenannten Schülerwerkſtätten jetzt die Gelegenheit geboten, ſich die Fertigkeit in irgend einem ihm beſonders zuſagenden Handwerksfache zu erwerben neben dem gewöhnlichen regelmäßigen Schulbeſuche zur Pflege ſeiner geiſtigen Erziehung. Die in allem, was praktiſche Sachen anbetrifft, außerordentlich geſchickten und erfahrenen Amerikaner ſind gleich noch einen Schritt weiter gegangen. In der richtigen Erwägung, daß die Erziehung in den Vereinigten Staaten zunächſt nach dem Bedürfnis der großen Maſſe des Volks geregelt werden muß, ſind in dem weit ausgedehnten Gebiete der großen Republik ſogenannte Handarbeitsſchulen, manual-training-schools errichtet worden. Ihre Beſtimmung iſt, die jungen Leute für die verſchiedenen Laufbahnen und Erwerbszweige vorzubereiten je nach ihrer Charakteranlage, ihrer Stellung und ihren Ausſichten. Unter den dortigen Knaben können kaum zwei vom Hundert infolge ihrer Verhältniſſe daran denken, ſpäter einmal eine höhere Karriere einzuſchlagen und ſich ſo ihren notwendigen Lebensunterhalt zu erwerben; die übrigen müſſen, wenn ſie überhaupt auf Erfolg rechnen wollen, ein Handwerk ergreifen. Die ſklaviſche Anhänglichkeit an die traditionellen Klaſſenintereſſen hat ſeither die Geiſter in den engbegrenzten Raum der Volksſchule feſtgebannt und eingezwängt, und da jede Ausbildung auf dem Gebiete des Handwerks, auf dem goldenen Boden des Handwerks dabei ausgeſchloſſen war, ſo blieb die ganze in der Volksſchule gepflegte Erziehung immer nur ein Fragment. Die neue Schule vermeidet dieſen Mangel der Volksſchule; ſie iſt aber auch frei von dem Fehler der meiſten amerikaniſchen Akademien und Hochſchulen, welche alle mehr oder weniger, mögen ſie nun für die Ausbildung von Mädchen oder von Knaben beſtimmt ſein, in die Tendenz verfallen, die Univerſitäten nachzuahmen und dabei ihre eigentliche Beſtimmung, die Mädchen und Knaben im allgemeinen für ihr ſpäteres Leben in jedem Erwerbszweige vorzubereiten, einſeitig all ihre Kräfte darauf verwenden, ihre Zöglinge zu Studenten und Hörern an einer Univerſität heranzubilden. Das Gleiche wird ja auch von gegneriſcher Seite unſeren deutſchen humaniſtiſchen Gymnaſien vorgeworfen. Die manual-training-school gewährt ihren Zöglingen auch die zum Beſuche einer Univerſität erforderliche Vorbildung; aber vor allem lehrt ſie ſie durch ihren harmoniſch ineinandergreifenden Unterricht denken und macht ſie auf dieſe Weiſe zu brauchbaren Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft. Auf dieſe Weiſe wird ſie zur richtigen Schule für die Welt.


Schloſſerwerkſtätte und Metalldreherei.


Modellierſaal.

Eine ſolche manual-training-school beſteht aus verſchiedenen Abteilungen, die aber unter ſich wieder in der engſten Verbindung ſtehen. Sie laſſen ſich ungefähr in folgender Weiſe beſtimmen:

1. Unterricht in der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften. Dazu gehören: mathematiſche Konſtruktionen aus Materialien wie Holz, Metall u. a. m. Ferner Arbeiten im Laboratorium; graphiſche Darſtellungen in der Botanik, Elektrizität, Chemie, Phyſik, Phyſiologie ꝛc.; Sammlungen und Unterſuchungen auf dieſen Gebieten.

2. Litteratur, Geſchichte und Wirtſchaftslehre, Nationalökonomie. Dazu gehören ſchriftliche Darſtellungen geſchichtlicher Ereigniſſe, Nationalökonomie, Sprachen, Biographien, Wirtſchaftslehre.

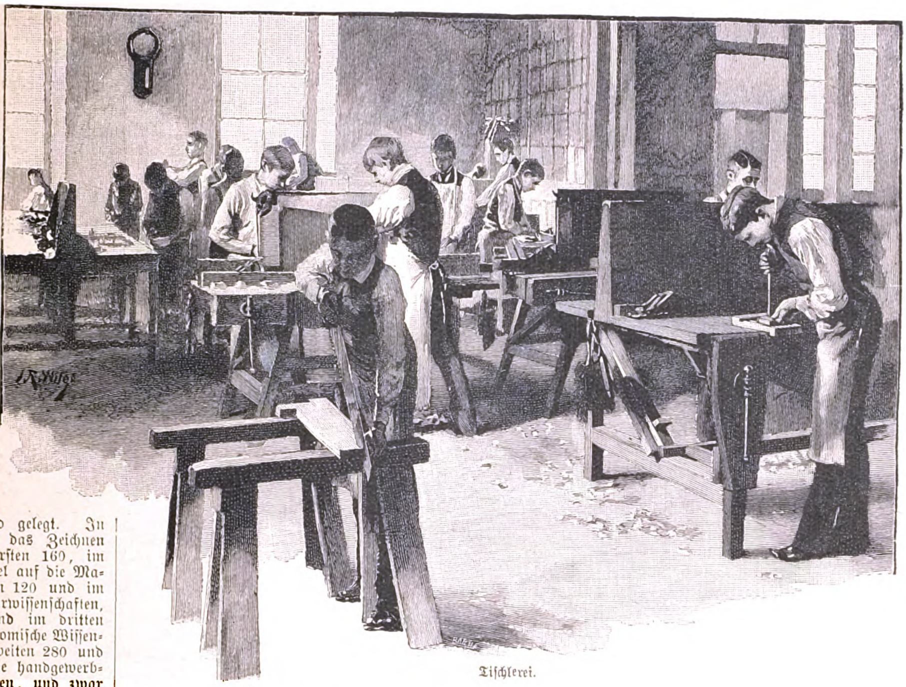
3. Das Ingenieurweſen. Dieſe Abteilung befaßt ſich mit Arbeiten in den elektriſchen und mecha-

niſchen Werkſtätten, mit Herſtellung von Modellen, Arbeitsmaſchinen, Plänen und ornamentalen Arbeiten.

4. Handwerkerabteilung. In dieſer werden typiſche Formen in Holz und Metall, Thon- und Gipsmodelle, Schmiede- und Gießerarbeiten aller Art und Werkzeuge hergeſtellt.

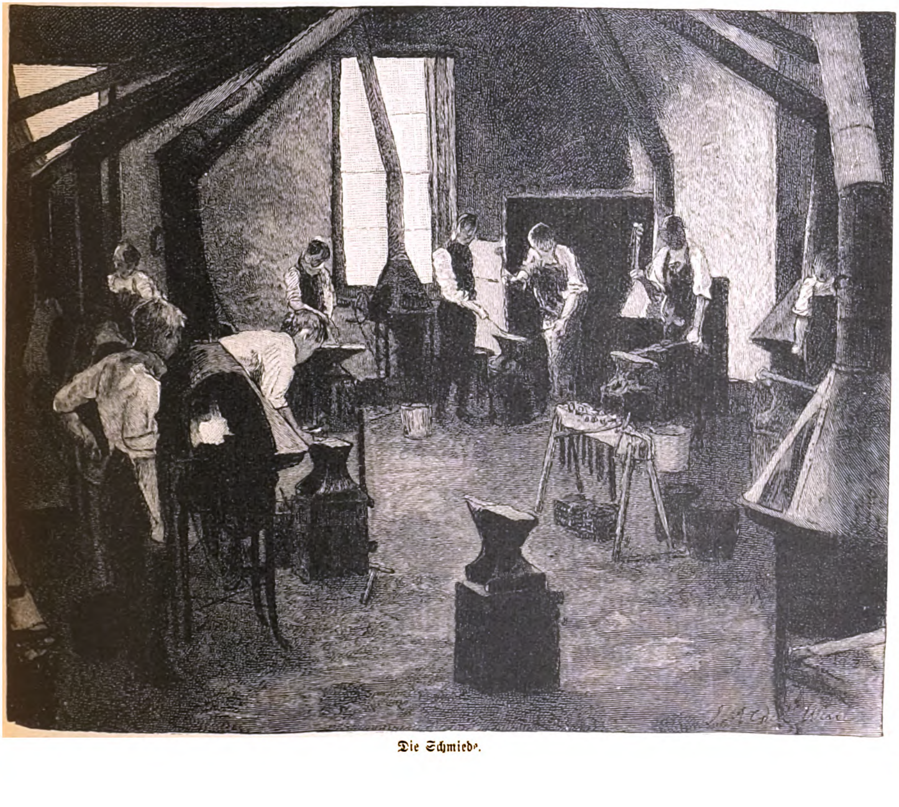
5. Sittenlehre, welche das Benehmen, den täglichen Verkehr, die induſtriellen Beziehungen und Verbindungen, geſellſchaftliche Pflichten, Belehrung über perſönliche Eigenſchaften und Fähigkeiten, Selbſterkenntnis umfaßt.

Ein ganz beſonders wichtiger Unterrichts- und Bildungsgegenſtand iſt das Zeichnen, welches mit jedem der vorher genannten Abteilungen verbunden iſt, mit Ausnahme der fünften. Es iſt in der Schule ebenſo wichtig wie das Handwerkszeug in der Kunſt. Denn das Zeichnen erfordert Sachkenntnis und iſt die ſchriftliche Sprache der Thatſachen, Formen und Gegenſtände. Es iſt das Mittel, das Schöne auszudrücken und dasſelbe in der Litteratur, in Kunſt und Natur zu begreifen, und wird auch in dieſer neuen Schule ein beſonderes Hauptgewicht auf dieſen Gegenſtand gelegt. In den erſten drei Jahren fallen auf das Zeichnen allein 400 Unterrichtsſtunden, im erſten 160, im zweiten 160, im dritten 80, ebenſoviel auf die Mathematik, im erſten 200, im zweiten 120 und im dritten 80; 600 Stunden auf die Naturwiſſenſchaften, im erſten 200, im zweiten 160 und im dritten 240; auf Sprache, Geſchichte und ökonomiſche Wiſſenſchaften 880, im erſten 120, im zweiten 280 und im dritten 480 und endlich auf alle handgewerblichen Arbeiten 1160 Unterrichtsſtunden, und zwar im erſten Jahre 400, im zweiten Jahre 400 und im dritten Jahre 360. Das macht zuſammen in den erſten drei Jahren 3140 Arbeitsſtunden. Im vierten Jahre werden dann ſpezielle Arbeiten in den verſchiedenen Abteilungen ausgeführt, wobei keine beſtimmte Anzahl von Stunden feſtgeſetzt iſt. Dieſe Stundenordnung findet ihre Anwendung in der Philadelphia manual-training-school. Von all den verſchiedenen Unterrichtsgegenſtänden auf landesgewerblichem Gebiete erfreut ſich entſchieden der größten Beliebtheit bei den Knaben die Schmiedearbeit, deren Lehrkurſus von allen Abteilungen am zahlreichſten beſucht wird. Wie in allen anderen Fächern beginnen die Zöglinge mit den gröbſten Arbeiten der erſten Anfangsgründe und werden ſo weit ausgebildet, daß ſie ſelbſt eine Konſtruktion anfertigen können. Darunter verſteht man ein ſelbſtändiges mechaniſches Ganze, wie eine Schiffsmaſchine, eine Brücke und andere Gegenſtände, die auf einer richtigen Zuſammenſtellung der Kräfte und Prinzipien beruhen, in denen die Knaben während ihrer Schulzeit unterrichtet worden ſind. Dieſe Konſtruktionen ſind in Holz oder Metall oder in beiden Materialien ausgeführte Modelle, denen die vollſtändigen und genauen Zeichnungen beigefügt werden.


Tiſchlerei.

Eine Hauptſchwierigkeit bei derartigen Schulen bildet, wie man leicht einſehen wird, die Gewinnung der geeigneten Lehrkräfte für die Abteilungen, in denen die verſchiedenen Handwerker gelehrt werden. Das müſſen auf der einen Seite tüchtige Spezialiſten in ihrem Fache ſein, die ſelbſt durch lange Erfahrung in großen induſtriellen Etabliſſements vorgebildet ſind. Aber ein Mann kann der beſte Spezialiſt ſein und iſt dennoch nicht in einer Schule zu brauchen; denn dazu muß er auf der anderen Seite auch die erforderliche Lehrfähigkeit beſitzen, er muß mit einem Worte ein richtiger Lehrer ſein. Solange an der Schule nicht ſolche Männer angeſtellt ſind, die dieſen beiden Anforderungen vollſtändig genügen, bleibt ſie eine einfache Werkſtatt wie jede andere und verfehlt ganz ihren Zweck.

Was den Wert einer ſolchen Schule anbetrifft, ſo hat die in Philadelphia errichtete ſchon in dem zweiten Jahre ihres Beſtehens den beſten Beweis dafür geliefert, daß durch dieſe neue Erziehungsweiſe einem wirklichen Bedürfniſſe entſprochen worden iſt. Bei der Eröffnung zögerten die Eltern noch und trugen nicht ganz ungerechtfertigte Bedenken, dieſer ſonderbaren Anſtalt ihre Söhne anzuvertrauen. Das Jahr 1887 wies daher nur 138 Schüler auf; aber ſchon im nächſtfolgenden Jahre ſtieg ihre Zahl auf 250, und die brillanten Reſultate, die bis jetzt erzielt worden ſind, werden immer mehr Zöglinge herbeiziehen; denn ſie werden alle nach vollendeter Lehrzeit freudig in die Worte einſtimmen, die ein Schüler am Ende ſeiner Vorbildung auf dieſer Schule beglückt ausrief: „Ich habe die Fähigkeit erworben, im Leben weiterzukommen.“


Die Schmiede.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

Oktober.

Kaſtanienſuppe. Man löſe an vier bis fünf Dutzend ſchönen Kaſtanien die erſte Schale ab, ſtelle ſie in einen warmen Ofen, bis man auch die zweite Schale abziehen kann, und koche ſie dann in einer kleinen Kaſſerolle mit guter Fleiſchbrühe, einem Stückchen Zucker, etwas Butter und Muskatnuß gar. Einige der ſchönſten Kaſtanien, ein Dutzend etwa, werden zurückgelegt.

die anderen zerdrückt, durch einen feinen Seiher getrieben und mit einem Stückchen Butter, fein gehackter Peterſilie und ein paar Eidottern abgerührt, hierauf mit der nötigen Fleiſchbrühe angerührt, und nachdem man die zurückbehaltenen Kaſtanien auch dazu gethan hat, läßt man alles zuſammen noch ein paarmal aufwallen.

Schweinsrippe auf polniſche Art. Man nähe die beiden ausgeſchnittenen Schweinsrippen, die recht gut aufeinander paſſen müſſen, zuſammen bis auf eine Oeffnung, in welche man die Hand ſtecken kann, fülle gut zubereitetes, erkaltetes Sauerkraut hinein und nähe die Oeffnung auch feſt zu; bringe die Rippe mit etwas Waſſer zu Feuer, brate ſie ſchön gelb und gebe Kartoffelpüree dazu.

Kartoffelpüree. Man zerdrücke die in geſalzenem Waſſer abgekochten und ſehr rein abgegoſſenen Kartoffeln möglichſt fein und ſchlage ſie mit einer großen Gabel oder dem Schneeſchlager, nach allen Richtungen hin und her fahrend, zu einem weißen, ſchaumigen Brei, füge während des Schlagens etwa den ſechſten Teil an Butter und einen kleinen Guß ſüßen Rahm oder auch nur Milch hinzu und gebe geriebenes, in Butter geröſtetes Weißbrot darüber.

Teltower Rübchen mit geräucherter Gansbruſt. Man ſchabe die Rübchen, welche ganz bleiben müſſen, gut ab und waſche ſie einigemal, brühe ſie mit kochendem Waſſer und laſſe ſie raſch abtropfen. Röſte nun für vier Suppenteller voll Rübchen einen Eßlöffel voll geſiebten Zucker in 200 g Butter braun, gebe die Rübchen hinein und ſchwinge ſie, bis ſie von allen Seiten ſchön braun ſind, gieße etwas kochendes Waſſer daran, decke ſie feſt zu und dämpfe ſie ſo halbgar; füge nun erſt das nötige Salz hinzu und laſſe ſie vollends gar dämpfen, wo ſie dann keine Brühe haben dürfen, ſondern nur recht ſaftig ſein müſſen und mit geräucherter Gansbruſt ſerviert werden.

Geräucherte Gansbruſt. Man löſe die Bruſt ſo groß wie möglich ab und den Bruſtknochen heraus, reibe ſie mit feingeſtoßenem Salpeter und Salz (einen flachen Theelöffel Salpeter und etwas mehr Salz für jede Bruſt) kräftig ein, lege ſie zuſammen, die Haut nach außen, thue ſie in ein Gefäß und laſſe ſie vier Tage liegen, wonach man ſie auseinanderlegt, mit den Händen knetet, wieder zuſammenlegt und die Haut rund herum aneinandernäht, ſie hierauf 24 Stunden lang unter einem mit Steinen beſchwerten Brett preßt, jede Bruſt in Leinwand näht und acht Tage lang in ganz kalten Rauch hängt.

Beim Gebrauche ſchneidet man ſie in feine glatte Scheiben, mit einem ſchmalen Streifen Fett daran und garniert ſie mit Peterſilie. — Originalrezept aus einem herrſchaftlichen Hauſe in Pommern, wo jährlich 100 Gänſe gezogen, gemäſtet und verarbeitet werden.

Pyrmonter Pudding. Man rühre 5 Eidotter mit ¼ k geſiebtem Zucker zu dickem Schaum, würze mit etwas abgeriebener Zitronenſchale und dem Safte der Zitrone und füge 20 g in einer kleinen Taſſe voll Waſſer aufgelöſte und aufgekochte weiße Gelatine, ein kleines Glas voll Rum und ½ l weißen Wein hinzu, fahre mit langſamem Rühren fort, bis die Maſſe dicklich wird, gebe dann den ſteif geſchlagenen Schnee von fünf Eiweiß daran und gieße ſie in eine Schale.

Kirſchentorte. Man rühre 140 g Butter mit 170 g geſiebtem Zucker und dann vier Eidotter und drei ganze Eier nach und nach hinein (eine halbe Stunde lang), füge 70 g abgezogene, fein geſtoßene Mandeln und zuletzt 120 g durchgeſiebtes Mehl dazu, fülle den Teig in eine Tortenform, belege ihn mit eingemachten Kirſchen, natürlich ohne allen Saft (auch mit Aprikoſen oder Pfirſichen) und backe ihn zu ſchöner, lichtbrauner Farbe. — Sehr gut und hält ſich acht Tage.

Graphologiſche Antworten.

Karl N. jr., Hamburg, St. Pauli. Bildung, Intelligenz, Heiterkeit, Zartgefühl, Takt, warmes Gemüt, Geldliebe, aber wenig Freude am Genuß. Geiſtig etwas abgeſchloſſen, aber dennoch liebenswürdig. Dies indeſſen oft aus Berechnung.

A. M., Leipzig. Oft zaghaft, unentſchloſſen, gewandt und geiſtiges Anpaſſungsvermögen. Erſt Feuer und Flamme, aber keine Ausdauer — ſcharfe Kritik, auch etwas Kauſtik — aber viel milder und weicher als obiger und ſehr offen.

A. B., Leipzig. Peſſimiſtiſche Anſchauungsweiſe, alles ernſt nehmen, ſchroff und nicht ſehr liebenswürdig, wenn auch gerecht, weil ſcharf und exkluſiv. Wenig Sparſamkeit, Freude am Genuß, Zähigkeit des Willens – Kampf zwiſchen Kopf und Herz Heftigkeit.

Käte im Durchgangswagen. Sie haben Verſtändnis für wiſſenſchaftliche Fragen, erfaſſen raſch und haben einen Geiſt, der nicht nur ſelbſtändig Ideen produziert, ſondern auch gegebene geſchickt weiterentwickelt, aber es fehlt die Ausdauer, die alles Begonnene gut zu Ende führt. Ueberlegte Gefühle — nicht immer liebenswürdig und oft heftig, auch egoiſtiſch – wenig geſellige Bedürfniſſe.

Max Theodor Ungarn. Ein reſoluter, energiſcher Charakter, aber auch heftig und gewohnt zu dominieren; auch manchmal ungerecht im Urteil. Sie ſind ſtolz, intelligent, lebhaft, gebildet, ſelbſtbewußt, aber dennoch kennen Sie trübe Stunden und Traurigkeit. Geiſtig in ſich abgeſchloſſen, treten Sie nur ſchwer aus ſich heraus, ſind auch nicht geſprächig und ſcheinen manchmal abweiſend ſchroff, trotz heißer Gefühle.

L. P. Reps, Burg Nr. 1. Ungenügendes Material. Wenig Diſtinktion, mehr Unternehmen als Vollenden, Theorien, die im praktiſchen Leben ſich nicht bewähren.

Ditto Nr. 2. Bedürfnis, geliebt und bemerkt zu werden, liebenswürdig, entgegenkommend, aufopferungsfähig und dabei energiſch. Im intimen Kreiſe hoch geſchätzt, weil treu, zuverläſſig, auch wohlmeinend; aber es iſt doch immerhin etwas Spitzigkeit dabei.

Ditto Nr. 3. Mehr Zart- als Kraftgefühl, ein zähes Feſthalten einmal gefaßter Ideen — Losgelöſtheit von Materialismus, aber keine Nachſicht, keine Aſſimilation — entmutigte Stimmung, Selbſtſucht.

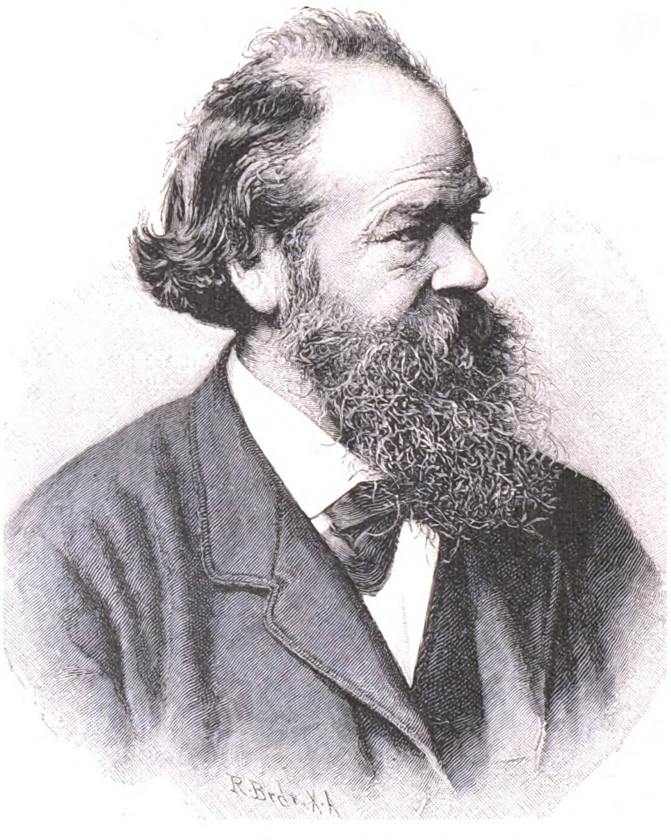
Ditto Nr. 4. Viel Intelligenz, vielſeitige Anlagen, etwelcher Hang zu Flüchtigkeit, ideale Lebensauffaſſung, die der Wirklichkeit nicht entſpricht, daher Mühe ſich in ſeiner proſaiſchen Alltäglichkeit zurechtzufinden. An gute Verhältniſſe gewöhnt, aber nicht verſchwenderiſch, und ebenſowenig genußſüchtig. Gefühl von Schwäche und Bedürfnis ſich anzulehnen.

A. L. in K. Eine reine, zarte Geſinnung, verſöhnlich, ſchweigſam, heiter, freudig, liebenswürdig ohne Berechnung — aufopferungsfähig und doch etwas Hang zum Despotismus, der übrigens ſtets ein ſanfter bleibt, Beobachtung der Formen, Halten auf Anſtand, guter Geſchmack, Geordnetheit — Logik, Zuverläſſigkeit, Treue, Offenheit.

⁂

Des großen Andranges wegen müſſen unſere Urteile im Blatte ſehr kurz gehalten ſein. Dagegen iſt unſer Grapholog (L. Meyer, Grapholog, Ragaz, Schweiz) bereit, direkt per Poſt ausführliche Charakterbilder auszuarbeiten. Honorar 3 Mark.

Robert v. Hornſtein.



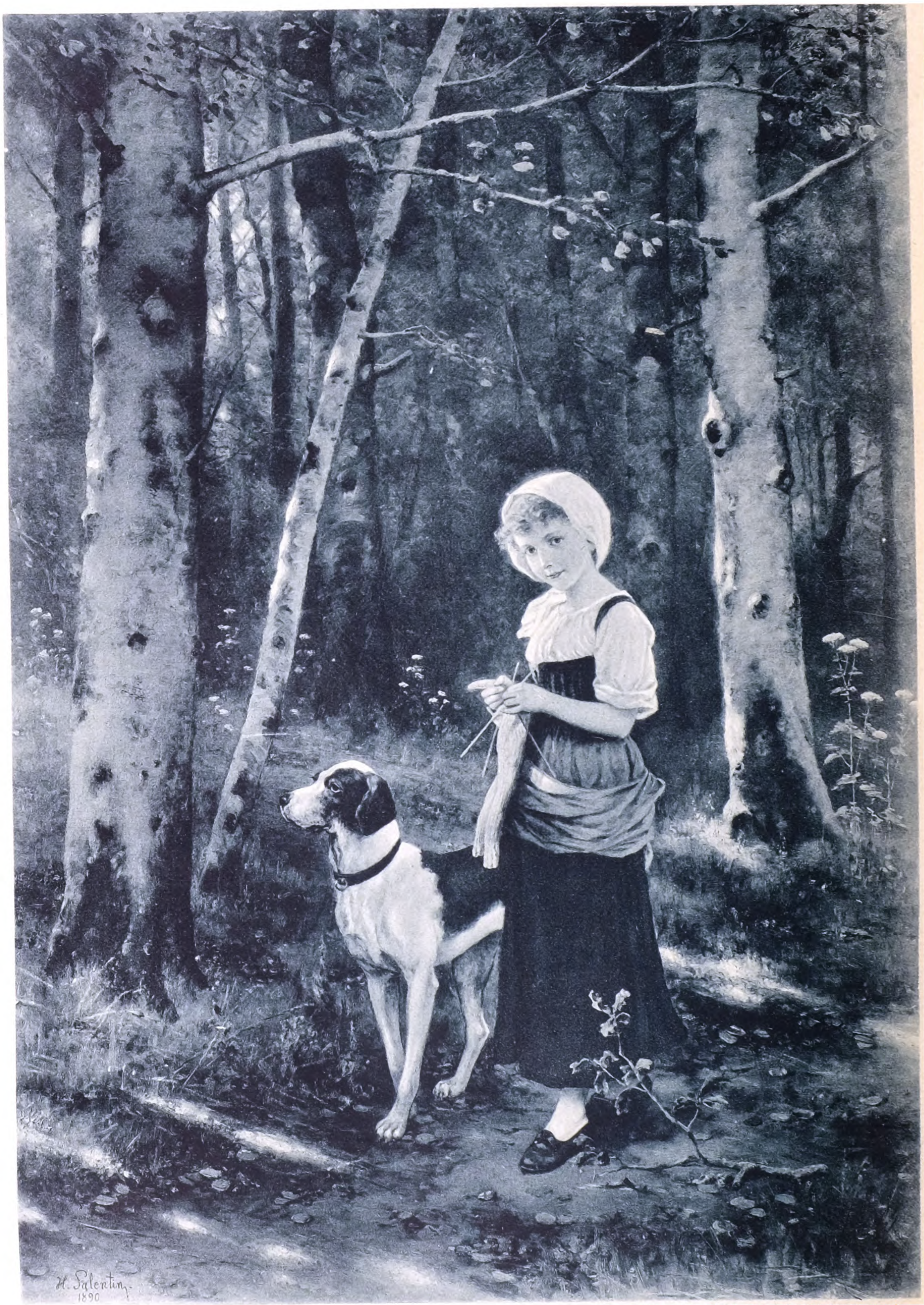
Robert v. Hornſtein.

Ein Komponiſt von eigener Begabung, deſſen Lieder in die Familie eingedrungen ſind und ſich dort einen Platz als edle Hausmuſik erwarben, Robert v. Hornſtein, iſt am 19. Juli nach langem Leiden aus dem Leben geſchieden. Dem Komponiſten war es vergönnt, frei von dem Ringen und Kämpfen um das Materielle ganz ſeiner Kunſt zu leben. Robert von Hornſtein war reich und unabhängig. Am 6. Dezember 1833 geboren, aus einem alten reichsfreiherrlichen Geſchlecht in Schwaben ſtammend, ging der junge Edelmann, nachdem er eine ſorgfältige Schulbildung genoſſen, in ſeinem ſiebzehnten Jahre (1850) auf das Konſervatorium zu Leipzig. Seine Lehrer waren Rietz, Moſcheles, Hauptmann u. a.; er machte große Fortſchritte. Nach kurzer Zeit ſchon erregten in engeren Kreiſen die Kompoſitionen des Muſikſchülers Aufſehen und bald drang der Name Hornſtein ins Publikum. Robert von Hornſteins Lieder zeichneten ſich von ſeinen erſten Verſuchen an aus durch friſchquellende Melodie, ſtarke Empfindung und feines Naturgefühl — ſtets ſchloß ſich die Muſik den Worten aufs innigſte an, und die geſammelten Lieder des Komponiſten, welche ſieben Auflagen erlebten, enthalten Perlen des Geſanges, wie „Unter den Linden“, „Die Nachtigallen“, „Am Brunnen“, „Waldeinſamkeit“, „Die Zigeunerin“, welche vor allem die Poeſie der Dichtungen aufs tiefſte empfunden melodiſch zum Ausdruck bringen.

Zu Anfang der ſechziger Jahre verheiratete ſich Hornſtein und ſiedelte nach München über, wo ſein gaſtliches Haus der Mittelpunkt eines einzig ſchönen Kreiſes wurde. Geibel, Heyſe, Lingg und Hertz, Wilbrandt, Siebold, Piloty und viele andere fanden ſich zu den allmählich berühmt gewordenen Bowlenabenden in dem Heim des Komponiſten regelmäßig ein. Die Dichtergeſellſchaft „Krokodil“ ernannte den liebenswürdigen Komponiſten entgegen ihren Statuten zum Ehrenmitgliede, ebenſo feierte ihn die Wiener Künſtlergeſellſchaft „Grüne Inſel“. 1866 ſchrieb Hornſtein die reizende Muſik zu Shakeſpeares „Wie es euch gefällt“, dann eine große Zahl von Liedern und Duetten, auch eine kleine Spieloper „Adam und Eva“ (Text von Paul Heyſe), die ſehr gefiel, und endlich die ſehr originelle Muſik zu dem Ballett nach dem Gedicht Freiligraths „Der Blumen Rache“. Die feurigen, phantaſievollen, träumeriſchen und doch ſo eindrucksvollen Weiſen gehören zu dem Beſten, was in dieſer Art Muſik geſchaffen worden. Das Ballett hatte auch einen bedeutenden Erfolg. Die letzten Jahre Hornſteins waren von Krankheit getrübt. Jetzt hat der raſtlos Strebende Ruhe gefunden. Der gebrechliche Körper iſt dahin gegangen, wo alles Irdiſche ſein Ziel findet; aber Hornſteins Name wird nicht vergeſſen, in der Familie, in den Konzertſälen wird man ſtets ſeinen Liedern lauſchen; er wird die Herzen bewegen, auch wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilt, denn in ihm wohnte ein göttlicher Funke, der unſterblich iſt.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.



Photographieverlag von Fr. Hanfſtängl, Kunſt-V.-A.

Lichtdruck von Martin Rommel & Co. in Stuttgart.

Des Förſters Töchterlein. Gemälde von H. Salentin.

Vom Fels zum Meer.

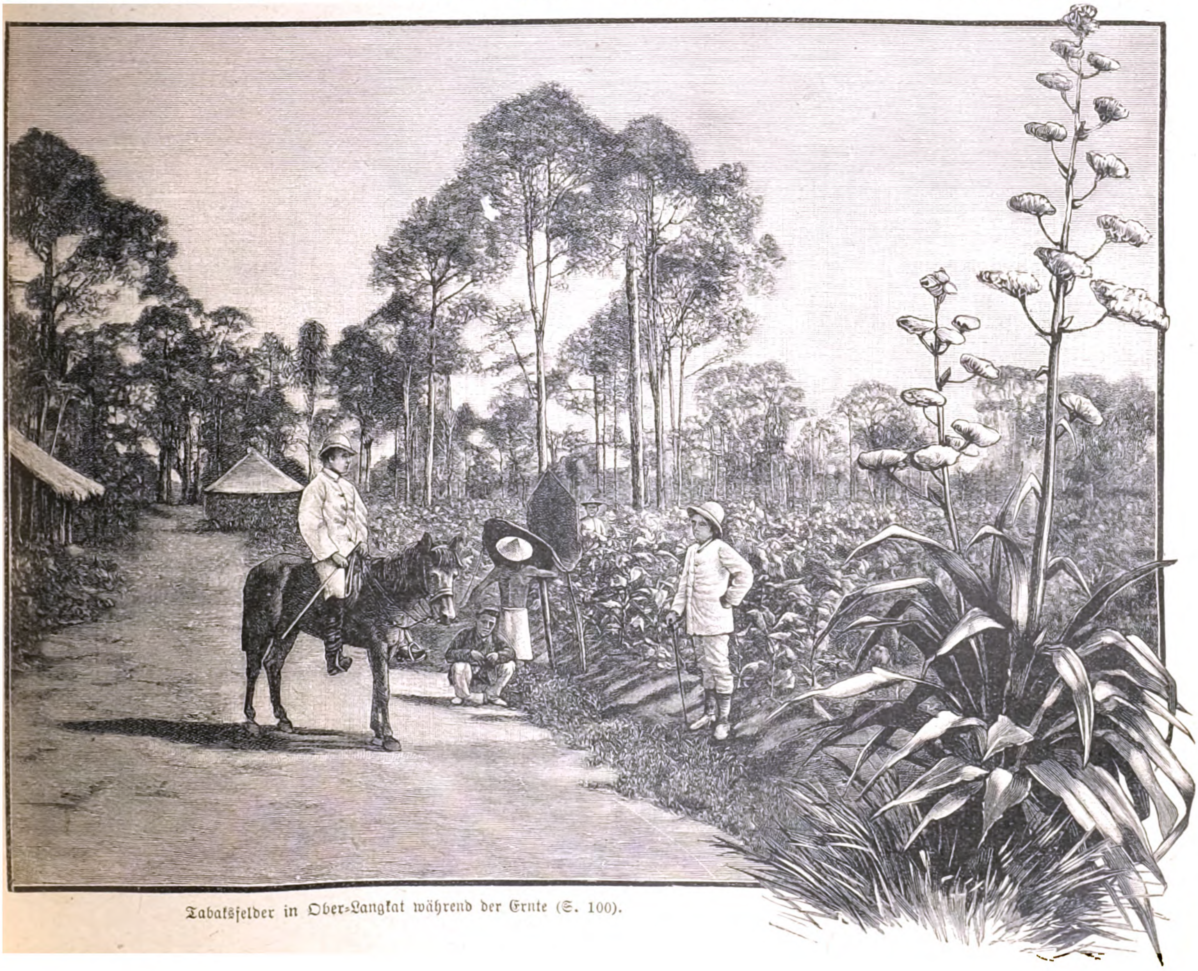
Deutſche Tabakspflanzer in Sumatra.

Von

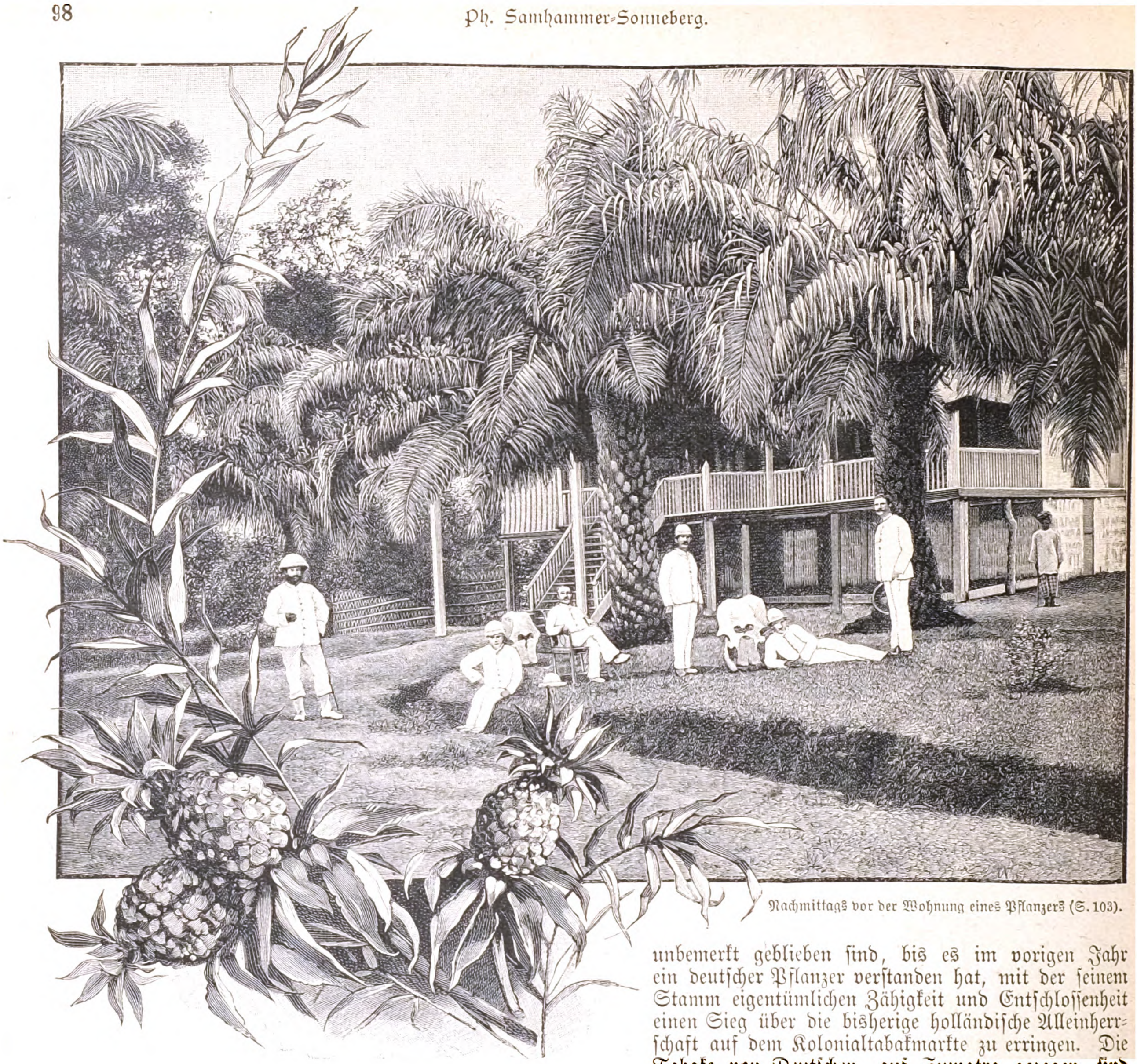
Ph. Samhammer-Sonneberg.

Das nach außen machtvolle, in ſeinem Innern kräftig entwickelte Deutſche Reich hat ſeine Blicke in den letzten Jahren nach auswärts gelenkt, um dorthin ſeinen Ueberſchuß an innerer Kraft verſenden zu können. Als ein Verhängnis für unſer Vaterland muß es betrachtet werden, daß in der Zeit der Entdeckungen ferner Weltteile die deutſchen Geiſter ſich im Kampfe verſchiedener Religionsanſchauungen aufrieben. — Während kleinere Staaten mit kühnem Unternehmungsgeiſt in fernen Zonen die Schätze reicher Länder für ihr Mutterland dienſtbar machten, ging die große deutſche Nation dem gräßlichſten aller Glaubenskriege entgegen, welcher ihre Lebens- und Unternehmungskraft jahrhundertelang in Feſſeln ſchlug.

Leben wir auch heute nicht in der Zeit allgemein begeiſterter Kolonialſchwärmerei, ſo iſt doch zweifellos der Sinn einer größeren Anzahl von thatkräftigen kaufmänniſchen Unternehmern auf praktiſch koloniale Unternehmungen gerichtet, und alle jene Vorarbeiten, welche unter ſtaatlicher Mithilfe für den Augenblick hoffnungslos und mit den größten Mühen verbunden zu ſein ſcheinen, erregen dennoch die Aufmerkſamkeit bis in die weiteſten Schichten des Volkes, und bereiten die Zukunft vor. Was



Tabaksfelder in Ober-Langkat während der Ernte (S. 100).



Nachmittags vor der Wohnung eines Pflanzers (S. 103).

deutſcher Geiſt und deutſche Kraft auf fremdem Boden und nur zu oft in fremden Dienſten zu leiſten vermag, dafür zeugen nah und fern, in Europa ſowohl, wie in Amerika und Afrika die glänzendſten Beiſpiele. Und welch eine Fülle von Kraft entwickeln unſere Landsleute in Auſtralien! Zu wenig wird noch der Blick nach dieſem Lande gerichtet, welches für arbeitskräftige Leute eine Quelle unerſchöpflichen Reichtums bildet. Ueberall tritt uns das Deutſchtum entgegen, überall finden wir die deutſche Arbeitskraft als an erſter Stelle hervorragend, aber faſt nirgends iſt ſie dominierend, überall iſt ſie untergeordnet unter der von anderen Nationen früher erworbenen Herrſchaft.

Ein neuer Vorgang auf dem Weltmarkte, ausgehend vom deutſchen Unternehmungsgeiſt, ſoll es ſein, welcher uns den Anlaß gibt, die heutige Betrachtung anzuſtellen und mit doppeltem Intereſſe wird ein weiterer Leſerkreis darüber näheres erfahren, weil, wie die Zeitungen eben melden, behufs Erlernung des Tabakbaues Reichsbeamte ſich nach Sumatra verfügten, um dort die Kultivierung des Tabaks kennen zu lernen, mit der Abſicht, ſie in andere Kolonieen zu verpflanzen.

Auf der Inſel Sumatra ſind viele Plantagen in dem Beſitz deutſcher Staatsangehöriger, deren Leiſtungen bei dem Uebergewicht holländiſchen Beſitzes ſeither faſt völlig unbemerkt geblieben ſind, bis es im vorigen Jahr ein deutſcher Pflanzer verſtanden hat, mit der ſeinem Stamm eigentümlichen Zähigkeit und Entſchloſſenheit einen Sieg über die bisherige holländiſche Alleinherrſchaft auf dem Kolonialtabakmarkte zu erringen. Die Tabake von Deutſchen, auf Sumatra gezogen, ſind ſeit Jahren ſehr begehrt und bilden gegenwärtig wohl den gewinnbringendſten Handelsartikel auf dem Weltmarkte. Diejenigen Männer, deren ſtählerne Geſundheit ihnen den Aufenthalt auf der fieberreichen Inſel geſtattete, ſind reiche Leute geworden; ihre jährlichen Einnahmen beziffern ſich auf Hunderttauſende und mehr.

Bis vor einem Jahre wurde der Verkauf von Sumatratabak nur in Holland reſp. Amſterdam, Rotterdam; hauptſächlich aber am erſteren Platze vollzogen; es war geradezu ein Erbrecht der Holländer geworden, daß der begehrte Artikel ihrer Kolonie auch ausſchließlich in ihrem Mutterlande mit großem Gewinn verkauft wurde. Von dieſem Vorzuge der Erſtgeburt haben ſie denn auch, repräſentiert durch eine Anzahl großer Geſellſchaften, den weitgehendſten Gebrauch gemacht und alles aufgeboten, ſich den Verkauf des Produktes zu ſichern, den deutſchen Tabaksplantagenbeſitzern die größten Schwierigkeiten zu bereiten, um ſie ſtets in ihrer Gewalt zu behalten. In der Natur der Sache liegt es, daß der Pflanzer in Sumatra, falls er nicht von Anfang an ein rieſiges Kapital beſitzt, für ſeine große Anzahl Arbeiter ungeheure Summen baren Geldes nötig hat. Dieſe Beträge werden gewöhnlich als Vorſchüſſe auf die bevorſtehende Ernte aufgebracht, und bei ſolchen Gelegenheiten haben es die „Mynheers“ ſchlau benutzt, aus ihrem Darlehen reichliche Zinſen zu verdienen.

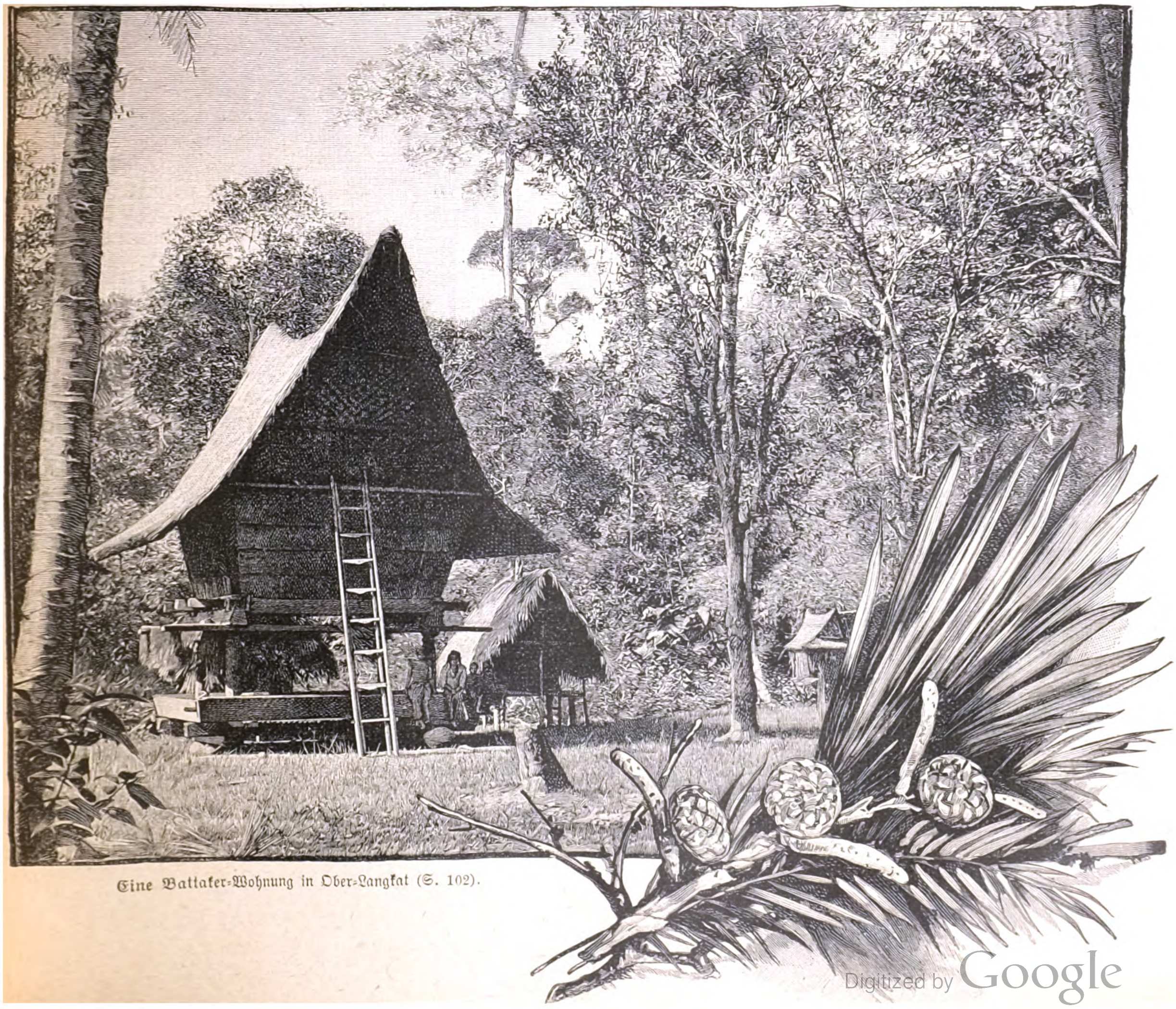
Die bedrückende Art und Weiſe aber, wie dieſe Geldgeſchäfte von einigen holländiſchen Geſellſchaften betrieben wurden, hat einen jungen intelligenten und energiſchen deutſchen Plantagenbeſitzer bewogen, den Holländern einen Strich durch die Rechnung zu machen. Es tauchte in ihm der patriotiſche Gedanke auf, das gewinnbringende Geſchäft in die Kanäle ſeines eigenen Vaterlandes zu leiten. Nachdem mit Firmen erſten Ranges in Bremen das Abkommen ohne Vorwiſſen der betreffenden Amſterdamer Intereſſenten getroffen war, dampften die mit Sumatratabak beladenen Schiffe direkt nach Deutſchland, und in dieſem Frühjahr war es das erſte Mal, daß auf dem Bremer Markte auch Sumatratabak in größeren Partieen zum Verkaufe kam.

So nahe auch ſcheinbar der Gedanke liegt, daß man nach Bremen, dem Tabaksweltmarkte, Tabaksprodukte aus Sumatra zuführte, mit ebenſo großer Wahrſcheinlichkeit konnte dieſe kaufmänniſche Spekulation durch ein Fiasko endigen. Die Bremer Handelsherren hatten aber die Sache richtig erfaßt, ſie ſetzten ſelbſt einen nationalen Stolz darein, ihrer Vaterſtadt durch dieſes neue Unternehmen Ruf und Nutzen für die Zukunft zu verſchaffen; ihren Bemühungen iſt es denn auch gelungen, den Abſatz des Tabaks in ſolch vorteilhafter Weiſe zu bewirken, daß bei den Einſchreibungen oder Verkäufen die höchſten Preiſe erzielt wurden, welche jemals für derartigen Tabak die Börſe bot, gewiß ein neuer Triumph für den deutſchen Handel und den Fleiß deutſcher Koloniſten im Auslande.

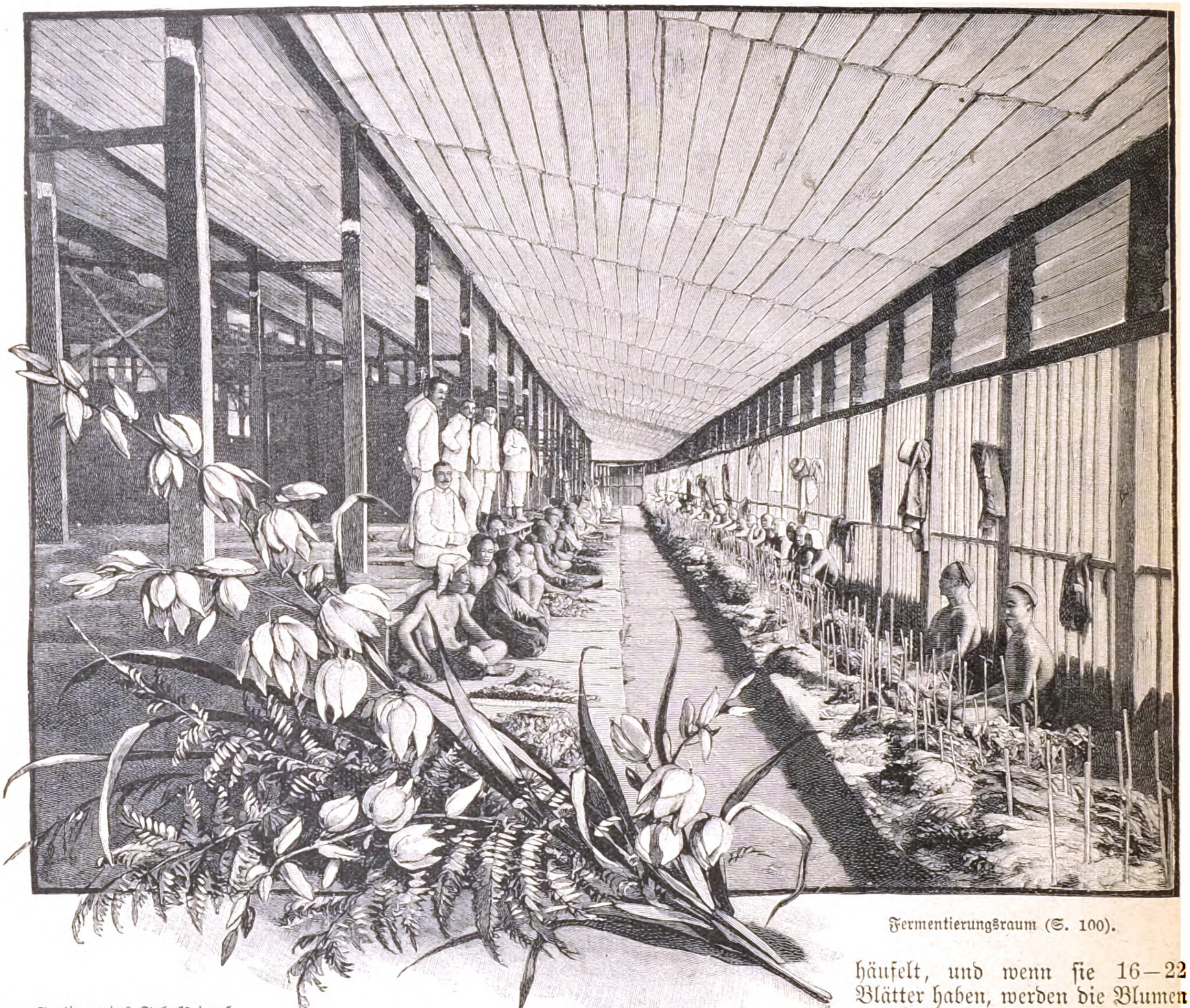
Die erſtaunten holländiſchen Intereſſenten ließen es nicht an Gegendemonſtrationen fehlen, um die Sache zum Scheitern zu bringen. Sie hielten in Amſterdam gleichzeitig Auktionen von Sumatratabak ab, ſie brachten das Produkt in großen Maſſen auf den Markt, um auf den Preis in Bremen einzuwirken, aber es half ihnen alles nichts, ein zu feſter Kitt verband die deutſchen Käufer, und ſo ſahen ſie ſich gezwungen, wohl oder übel ſelbſt nach Bremen zu kommen, um dort einen Teil des Tabakes zu erſtehen.

Es dürfte wohl vielen Leſern von Intereſſe ſein zu erfahren, mit welchen ungeheueren Schwierigkeiten der Tabaksbau in den Kolonieen und insbeſondere auf Sumatra ins Leben gerufen wird; ſo wollen wir denn verſuchen, ein kleines Bild von der Thätigkeit der Europäer und ihrer farbigen Arbeiter, welche an der Kultur des Tabakes thätig ſind, zu entwerfen.

Das zu bebauende Terrain beſteht aus dichtem Urwald; dasſelbe wird von dem Sultan mit dem Aufgebot vieler Koſten und ſchmeichelhafter Redensarten erworben. Iſt man dann im Beſitz des Landes, ſo kontrahiert man mit einer Anzahl von Chineſen und Malaien, um den Wald zu fällen, die nötigen Wege zu ziehen, welche einer Pflanzung ſtets für zwei Jahre dienen, ſowie auch für ſpätere Zeit die Richtſchnur für das neu zu bepflanzende Terrain bilden. Iſt der Wald auf dem für die Wege beſtimmten Terrain niedergemacht, ſo nimmt man die Arbeiter der nicht in Sumatra heimiſchen Raſſen als: Japaneſen, Singhaleſen, Chineſen, wie ſie zu haben ſind, reinigt den Grund von den Rieſenſtämmen, wirft auf beiden Seiten einen Graben auf, wodurch eben dieſe Wege, Rendiſſe genannt, entſtehen. Mit dieſen Vorarbeiten beginnt man gewöhnlich im Auguſt und ſucht dieſelben vor Eintritt der ſchweren Regenzeit bis zum Schluß des



Eine Battaker-Wohnung in Ober-Langkat (S. 102).



Fermentierungsraum (S. 100).

Sortieren des Tabaks durch Chineſen (S. 100).

Jahres zu beenden. Inzwiſchen werden mit anderen Arbeitern die nötigen Kuliwohnungen, bei denen Wände und Dächer aus getrockneten Blättern der „Attap-Palme“ beſtehen, auf hochgelegenem Grunde einſtöckig erbaut.

Die Agenten bringen die Kulis nunmehr heran, von denen jeder einzelne Vorſchüſſe von höchſtens 30 Dollar, welche ſpäter mit ihm verrechnet werden, erhält. Beſorgung und Transport dieſer farbigen Arbeiter koſten oft mehr als das Doppelte des zu leiſtenden Vorſchuſſes. — 30—40 Chineſen werden einem Tandil oder Aufſeher zugewieſen. Dieſer übergibt ihnen ihre Häuſer und ein Feld in beſtimmter Größe, liefert die nötigen Arbeitsgerätſchaften und läßt mit dem Reinigen der Felder von den gefällten Bäumen und Geſtrüpp beginnen; es geſchieht dies mittels Feuers. Die zurückgebliebene Aſche bildet gleichzeitig den Dünger. Hierauf beginnt das „Chankollen“ oder Umhacken des jungfräulichen Bodens, auf welchem zuerſt Saatbeete, „Tompat bibit“ angelegt werden, die jeden Morgen von Würmern geſäubert und abends zugedeckt werden müſſen. Nachdem die Felder der Länge nach fertig gehackt und bearbeitet ſind, wird das Terrain mit der Harke ſäuberlich nachgearbeitet. Die jungen Pflanzen, „Stecklinge“ genannt, werden aus den Saatbeeten gehoben und an den folgenden Nachmittagen auf das eigentliche Feld gepflanzt. Sind dieſe Pflänzchen bis zur Hälfte gewachſen, ſo werden ſie gleich unſeren Kartoffeln angehäufelt, und wenn ſie 16—22 Blätter haben, werden die Blumen abgebrochen, um zu verhindern, daß ſie in Saat ſchießen und die Oberblätter klein bleiben. Nach zwei oder drei Monaten beginnt die Pflanze zu reifen, dann rückt die ſchwerſte Zeit für die Pflanzer heran. Von früh bis ſpät ſind alle an der Arbeit, um die Ernte in den Trockenſcheunen unterzubringen. Es iſt eine harte Arbeit, die trägen Battaker oder Malaien anzufeuern, daß ſie mit ihrer Arbeit gegenüber den Kulis gleichen Schritt halten. Häufig müſſen neue Hilfskräfte beigezogen werden, beſtehend in den Einwohnern der Inſel „Bawean“, welche die ſchwerſte Bauarbeit verrichten. — Ehe das Schneiden des reifen Tabaks beginnt, gewähren die Felder mit ihren 5 bis 6 Fuß hohen Pflanzen einen ſtattlichen Anblick. Die gekappten Pflanzen, vorſichtig in die mit Matten belegten Tragkörbe gelegt, werden eiligſt in die nahegelegenen Scheunen getragen. Dort wird die unterſte Abteilung aufgehängt, zehn Pflanzen an einen Stock, welcher mit den Enden auf Querlatten ruht und bequem nach einer höheren Abteilung aufgehoben werden kann.

Hier erfolgt nun die Wertbeſtimmung für den Rohtabak in Gegenwart der Kulis. Die erſte Sorte wird mit 8, die geringere mit 7 und 6 Dollar bezahlt. Am Ende des Erntejahres wird der Betrag verrechnet, die Vorſchüſſe abgezogen und der Ueberſchuß herausbezahlt. Solche Abrechnungen ſind mit den größten Schwierigkeiten verbunden, abgeſehen von der nicht leichten Einigung mit den farbigen Arbeitern, denn die Beurteilung des Tabaks erfordert eine außerordentliche Sachkenntnis und unausgeſetzte

Aufmerkſamkeit. In der richtigen Wertbeſtimmung und Beurteilung der Qualität aber liegt der Hauptgrund für den guten Ruf des Pflanzers, ſowie auch der Maßſtab für die Höhe des Preiſes, welcher bei dem Verkauf des Tabakes an der Börſe in Europa erzielt wird. Das Trocknen des Tabakes dauert gewöhnlich drei Wochen. Es darf dies jedoch nicht zu raſch geſchehen, ſonſt wird derſelbe ſchlechtfarbig; geſchieht es wiederum zu langſam, ſo verſchimmeln und verfaulen die Blätter.

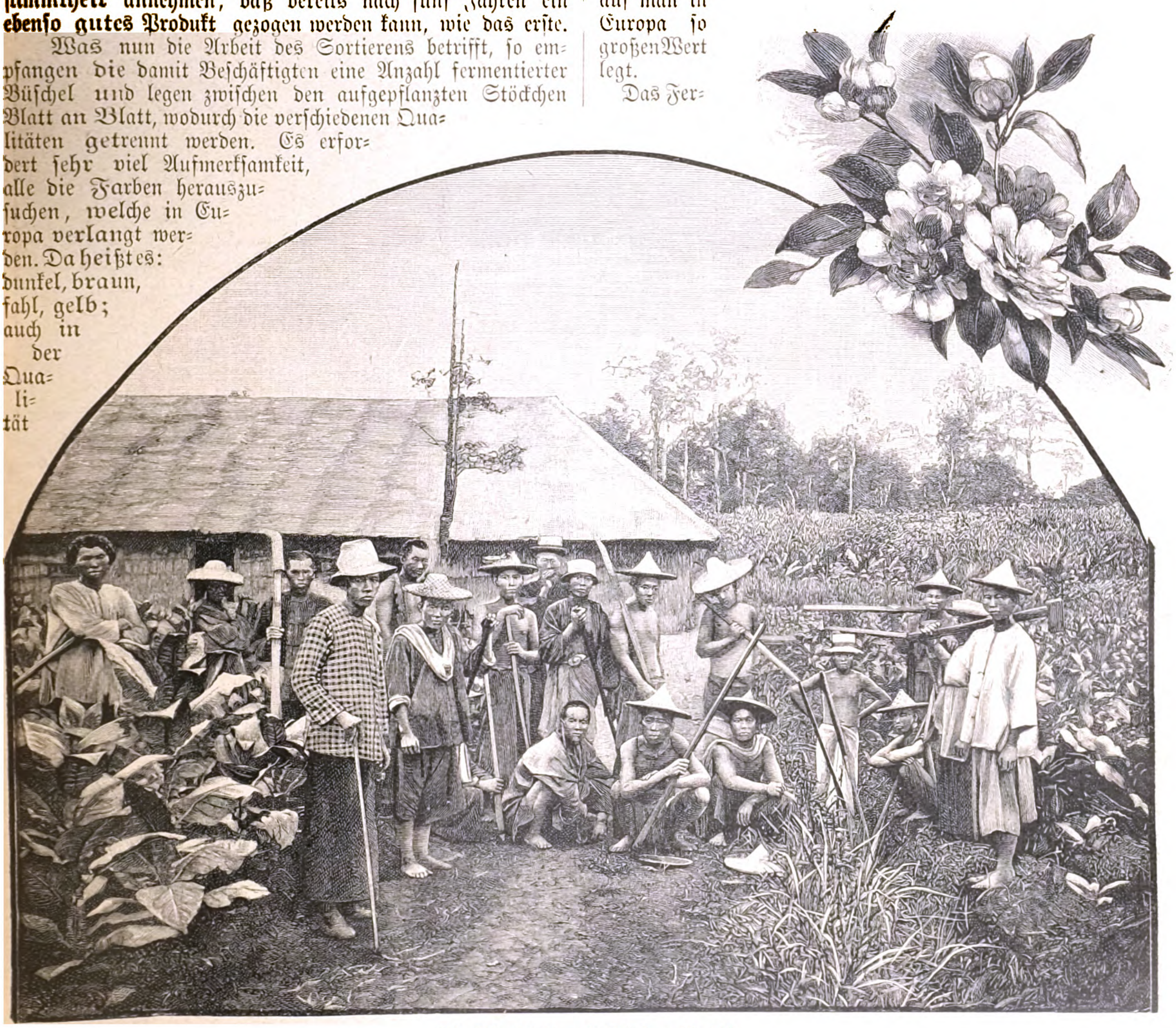
Die Trockenſcheune hat deshalb Wände mit Klappen, die je nach Bedürfnis geöffnet werden können. Bei ſehr feuchtem Wetter werden Feuer auf dem Boden angemacht, um den Luftzug zu befördern. Von den getrockneten Pflanzen werden die Blätter abgenommen, in Bündel von ca. 50 ſortiert und dann in die Fermentierſcheune gebracht, wo die geſamte Ernte eingewogen wird.

Sind die Felder nach dem Schnitte kahl, ſo werden dieſelben häufig mit Reis bepflanzt, häufig ſchießen aber auch aus dem abgeſchnittenen Strunke der Tabaksbäume neue Pflanzen hervor, welche an Qualität nicht minder gut ſind, wie der erſte Schnitt. Nach der zweiten Ernte, ſei es nun Reis oder Tabak, bleibt das Land Wildnis. Nach welcher Richtung hin es nunmehr zur Verwendung kommt, iſt nicht im voraus zu beſtimmen; bei der unendlichen Fruchtbarkeit des Bodens kann man mit Beſtimmtheit annehmen, daß bereits nach fünf Jahren ein ebenſo gutes Produkt gezogen werden kann, wie das erſte.

Was nun die Arbeit des Sortierens betrifft, ſo empfangen die damit Beſchäftigten eine Anzahl fermentierter Büſchel und legen zwiſchen den aufgepflanzten Stöckchen Blatt an Blatt, wodurch die verſchiedenen Qualitäten getrennt werden. Es erfordert ſehr viel Aufmerkſamkeit, alle die Farben herauszuſuchen, welche in Europa verlangt werden. Da heißt es: dunkel, braun, fahl, gelb; auch in der Qualität unterſcheidet man grobe, Spickel und Bruch, bis es im ganzen 16 Qualitäten ſind. Gegenüber dem Sortierer ſitzt ſein Gehilfe, der die Blätter jeder einzelnen Sorte der Länge nach ausſtreicht, in vier Größen einteilt und in Büſchel von 35—40 Blättern bündelt. Die Europäer überwachen dieſe Arbeit und ſorgen für Aufrechterhaltung der Ordnung. Am Morgen werden die Bündel der Sortierer in das Empfangslager abgeliefert, wo wiederum eine ſtrenge Kontrolle ſtattfindet. Die feinen Bündel werden auf Stapel gebracht und für die Verwendung, reſp. zum Fermentieren beſtimmt.

Ein reges Leben entwickelt ſich in dieſem Raume. Die Europäer wiegen den eingebrachten Tabak ab, und nun beginnt das Fermentieren, welches auf die Qualität des Tabakes den größten Einfluß hat. Die kleberigen und wäſſerigen Teile, welche noch an den Blättern haften, müſſen durch weiteres Lagern und Trocknen entfernt werden; es geſchieht dies durch Anhäufung kleiner Partien, um den Prozeß zu beſchleunigen. Nach vollſtändiger Trockenheit wird der Tabak auf große Stapel von 10 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und 8 Fuß Höhe zuſammengebracht, einer Wärme von 60—65 ° C. ausgeſetzt und zwar auf die Zeit von einem Monat und mehr. Die andauernde Hitze verleiht den Blättern Glanz, Geſchmeidigkeit und gleichmäßige Farbe, worauf man in Europa ſo großen Wert legt.

Das Fer-

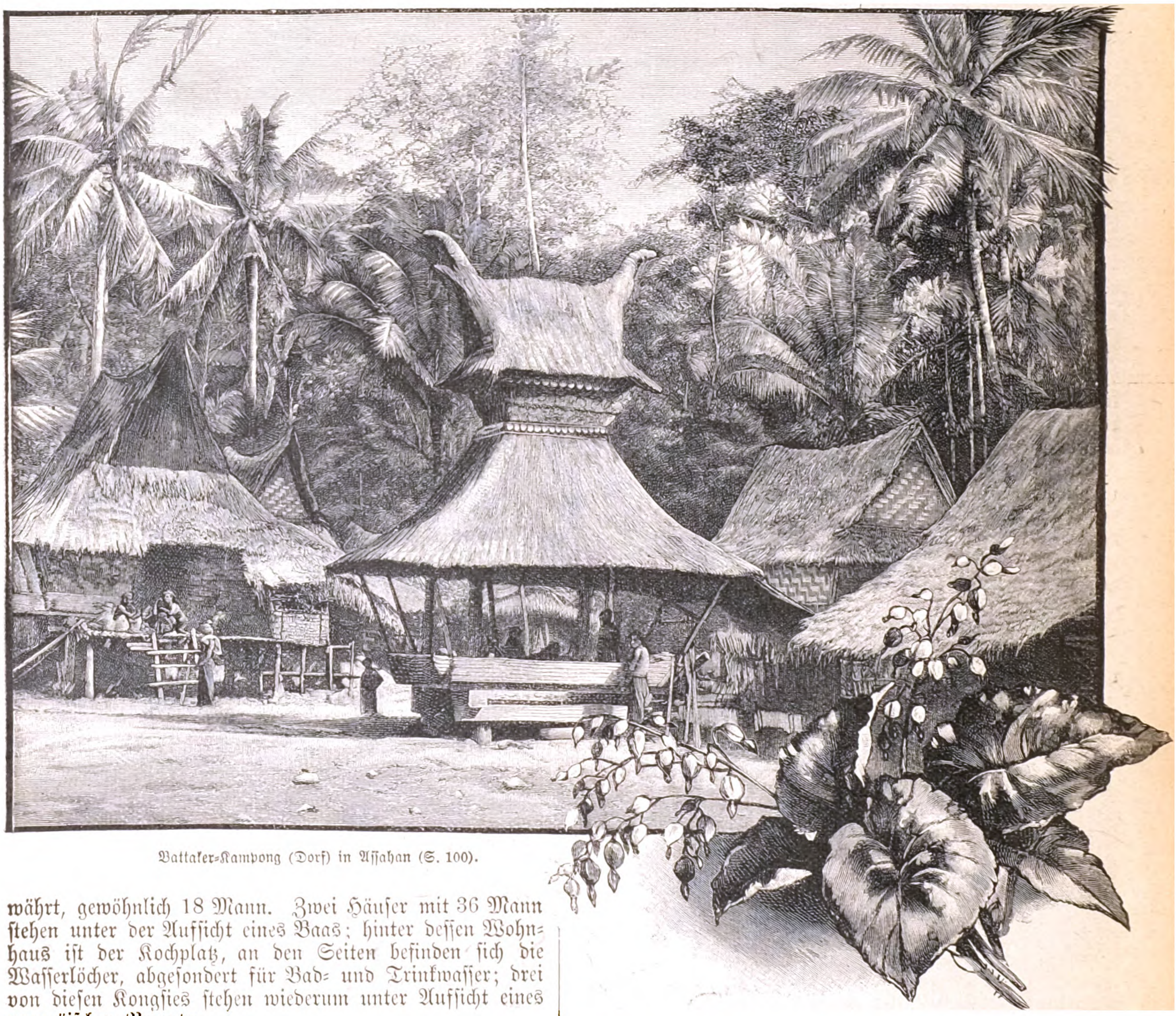


Chineſiſche Arbeiter mit Aufſehern (S. 100).

mentieren iſt gleichſam ein ununterbrochener Verfaulungsprozeß, der ſo lange fortgeſetzt wird, bis die Ware zum Verſand kommen kann. Um den Fortgang des Fermentierprozeſſes immer genau überwachen zu können, muß die Temperatur im Innern der Tabaksballen ohne Unterbrechung mit dem Thermometer gemeſſen werden, denn die Temperatur iſt in den verſchiedenen Teilen des Ballens wiederum ſehr verſchieden.

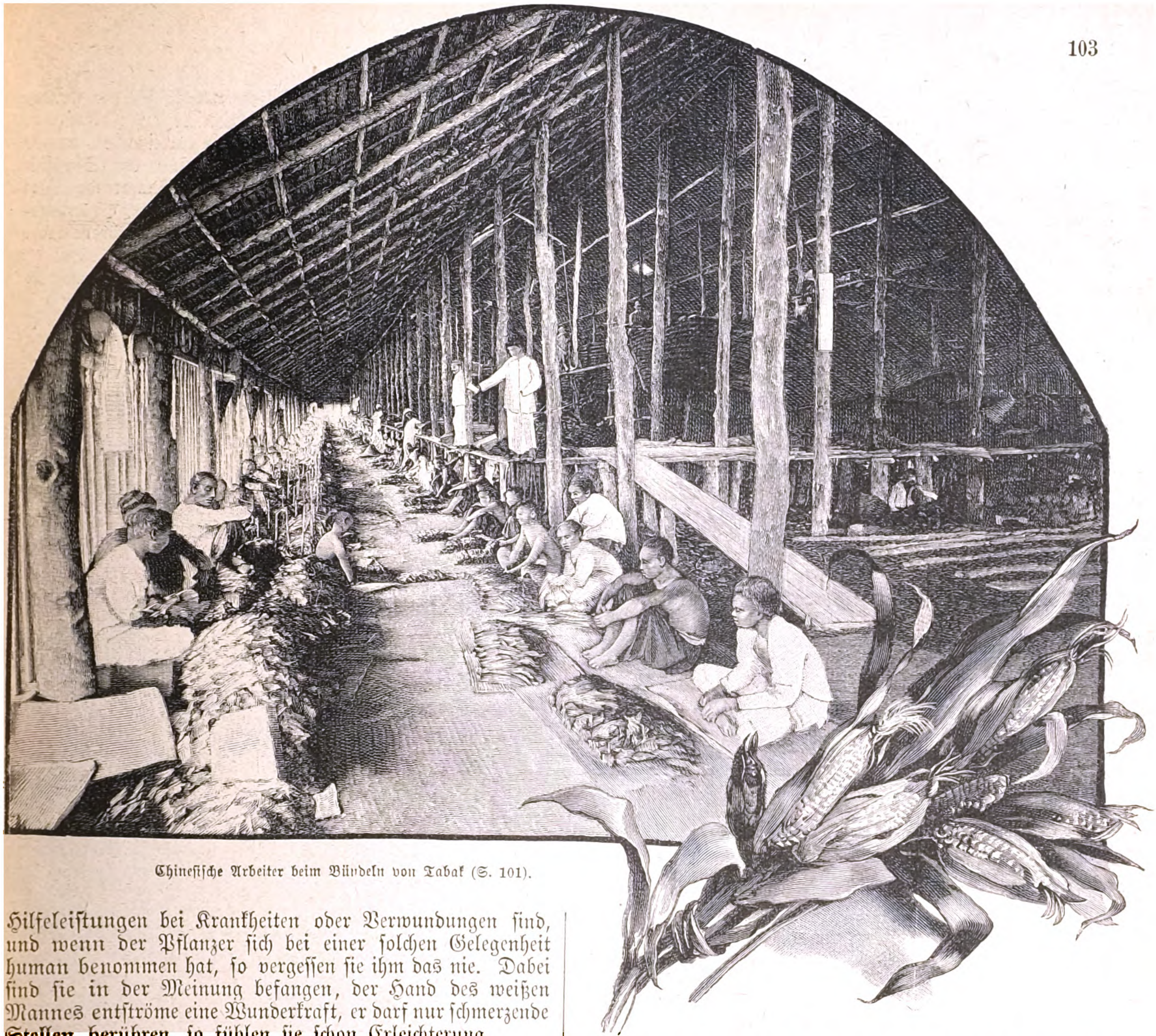
Das Quantum, welches in einer Fermentierſcheune angehäuft wird, richtet ſich immer nach der Größe der Pflanzungen ſelbſt. Man kann jedoch annehmen, daß 400 gewöhnliche Felder einen Ertrag von 2500—3000 Pikul geben, daß der Ertrag aber auch bis auf 4000 Pikul oder 50000 Pfd. ſteigen kann. Nach dem Fermentieren werden aus den Blättern Ballen gepreßt, welche nunmehr zur Verſchiffung nach Europa gelangen.

Das Leben der farbigen Arbeiter beſteht in harter, unausgeſetzter Arbeit während des Tages, unterbrochen von Zank und Streit mit den Aufſichtsbeamten, und abends ausgefüllt durch das Würfelſpiel, dem ſie in furchtbarer Leidenſchaft ergeben ſind; ihre Nahrung beſteht meiſtens aus Reis und iſt die denkbar dürftigſte, ihre Wohnungen, deren bereits Erwähnung geſchah, ſind geräumig, ſie liegen ringsum frei und beherbergt ein ſolches für ſie gebautes Haus, welches 5 Fuß über dem Erdboden erhaben iſt und einen angenehmen Aufenthalt gewährt, gewöhnlich 18 Mann. Zwei Häuſer mit 36 Mann ſtehen unter der Aufſicht eines Baas; hinter deſſen Wohnhaus iſt der Kochplatz, an den Seiten befinden ſich die Waſſerlöcher, abgeſondert für Bad- und Trinkwaſſer; drei von dieſen Kongſies ſtehen wiederum unter Aufſicht eines europäiſchen Beamten.



Battaker-Kampong (Dorf) in Aſſahan (S. 100).

Die ſchlimmſte Zeit für die arbeitskräftigen Kulis beginnt nach der Ernte, wenn die Produkte in die dumpfe Fermentierſcheune gebracht werden; vier lange Monate haben ſie dort zu hantieren und mit großer Aufmerkſamkeit ihrer Beſchäftigung obzuliegen, denn ſchonungslos verfährt man mit dem leichtſinnigen Arbeiter. Trotzdem iſt dieſe Arbeit für die Mehrzahl der Leute körperlich nicht allzu anſtrengend, da ſie gut genährt, ja oft förmlich gemäſtet werden. Freilich die körperlich rüſtigen Männer erwarten mit Ungeduld den Tag, wo es wieder hinausgeht in die Felder, denn Fieberkrankheiten ſind nur zu oft die begleitenden Erſcheinungen des Aufenthaltes in den ungeſunden Räumen. — Behufs Unterbringung der Kranken ſind denn auch Hoſpitäler errichtet, in welchen ſie aufmerkſame Pflege finden, da abgeſehen vom humanen Standpunkte das Leben der Kulis ein koſtbares Gut für den Sumatrapflanzer iſt. Das Verhältnis der farbigen Arbeiter zu den Europäern iſt ein gezwungenes, nicht ſelten rottet ſich eine Anzahl derſelben zuſammen und bedroht das Leben ihrer Arbeitgeber, und nur mit eiſerner Fauſt ſind die zuſammengewürfelten Maſſen niederzuhalten. Es ſchließt dies aber nicht aus, daß ſie andererſeits deſto empfänglicher für



Chineſiſche Arbeiter beim Bündeln von Tabak (S. 101).

Hilfeleiſtungen bei Krankheiten oder Verwundungen ſind, und wenn der Pflanzer ſich bei einer ſolchen Gelegenheit human benommen hat, ſo vergeſſen ſie ihm das nie. Dabei ſind ſie in der Meinung befangen, der Hand des weißen Mannes entſtröme eine Wunderkraft, er darf nur ſchmerzende Stellen berühren, ſo fühlen ſie ſchon Erleichterung.

Obgleich im Laufe der Zeit auch alle Bequemlichkeiten Europas nach Sumatra gedrungen ſind, ſo iſt das Leben infolge des Klimas auf der heißen, ſumpfreichen Inſel den Weißen auf die Dauer nicht zuträglich; die inneren Organe erleiden eine weſentliche Veränderung, insbeſondere iſt es die Anſchwellung der Milz, welche großes Mißbehagen und zuweilen Arbeitsunfähigkeit zur Folge hat. Beamte und Beſitzer der Pflanzungen reiſen daher, je nach Bedürfnis, nach Europa zurück und ſuchen in Bädern, insbeſondere in Karlsbad, Heilung von den verhängnisvollen Einwirkungen des Sumatra-Klimas. Der geſellige Verkehr läßt recht viel zu wünſchen übrig, die Pflanzer beſchränken ſich meiſt auf ihre nächſte Umgebung. „Beſſer allein!“ ſagt man im Urwalde, denn das Leben bietet ſchon während des Tages ſo vielgeſtaltige Bilder, daß man am Abende ſich behaglicher und beſchaulicher Ruhe lieber hingibt, als geſellſchaftlichen Zerſtreuungen und Aufregungen. Nicht ohne Einfluß bleibt eine ſolche abgeſchloſſene Lebensweiſe auf den Menſchen: ſie verleiht ihm im unaufhörlichen Exiſtenzkampfe einen ſeltenen Grad von Energie, welcher leicht bis zur Despotie ausartet. Zurückgekehrt nach Europa, und ſchwelgend in üppigem Reichtum, verwiſcht ſich ihm oft die Grenze von Urwald und Civiliſation. Die Wohnungen der reichen Beſitzer ſind von Stein gebaut und mit allem Luxus verſehen, die häusliche Ordnung beſorgt meiſtens ein japaniſches Mädchen, denn nur wenige Europäer ſind im Urwalde verheiratet. Die Frau widerſteht dem Klima ſchwerer, als der Mann und wird in nicht allzulanger Zeit ein Opfer desſelben, deshalb zieht es der Europäer vor, nach mehrjährigem mühevollem Arbeiten in die Heimat zurückzukehren, um hier die Früchte ſeiner Anſtrengungen zu genießen.

Die Inſel Sumatra, mit einem Flächeninhalt von 421 154 qkm, erſtreckt ſich, ungleich länger als breit, von Nordweſt nach Südoſt und iſt die größte der Inſeln im Indiſchen Archipel. Von ihrem nördlichſten bis zu ihrem ſüdlichſten Ende wird ſie von einer ununterbrochenen Gebirgskette durchzogen, Boukit-Bariſſur genannt, mit 19 Vulkanen, welche bis zu einer Höhe von faſt 4000 m emporragen.

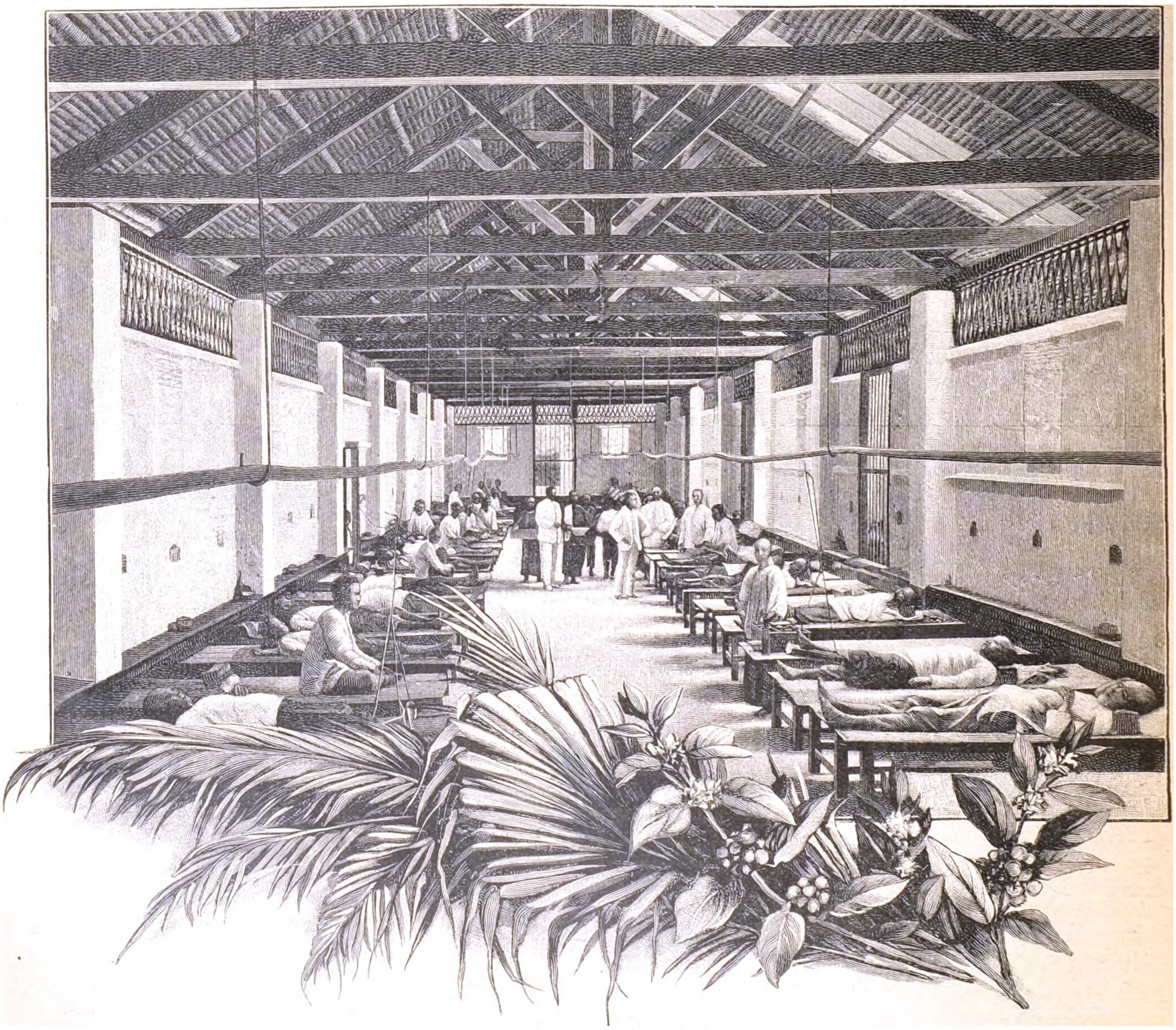
Infolge davon, daß die Waſſerſcheide dieſes Gebirges der Weſtküſte näher liegt, als der Oſtküſte, ſind die zahlreichen in der Richtung von Oſt nach Weſt verlaufenden Flüſſe unbedeutend, und nur einige von ihnen ſind von ihrer Mündung an auf 10 bis 20 km mit kleineren Pramon befahrbar. Im Gegenſatz zu der weſtlichen wird die öſtliche Hälfte von Sumatra in umgekehrter Richtung von zahlreichen breiten und ſchiffbaren Strömen durchſchnitten. An dem äußerſten Nordweſtende, in der Umgegend von Deli, gegenüber von Malakka, haben ſich die großartigen Tabakspflanzungen angeſiedelt, der Waſſerreichtum jenes Diſtriktes, ſowie der vortreffliche Boden ſichern hier der Tabakskultur auf unabſehbare Zeit reichen Segen. Das Klima iſt ſehr heiß, während des ganzen Jahres 25 bis 32° R. im Schatten, und kühlt ſich ſelbſt in der Regenzeit nur ganz unbedeutend ab; die feuchte, dumpfe Luft während der heftigen Niederſchläge macht die Hitze ſogar noch drückender und empfindlicher, die Pflanzenwelt entwickelt ſich dabei zu großartiger Schönheit und bietet eine Mannigfaltigkeit ſondergleichen. Reis, Zucker, Tabak, Indigo, Baumwolle, Kokosnüſſe, Benzoe, Kampfer, Kaffee, Muskatnüſſe, das ſind die hauptſächlichſten Ausfuhrartikel; von Metallen erzeugt Sumatra Gold, Eiſen, Kupfer, Zinn, Blei und Steinkohlen. Aus dem Tierreiche ſind die zahlreichen Affenarten zu erwähnen, der Elefant, das Rhinoceros, der indiſche Tapir, der Königstiger, Nebelpanther und andere wilde Katzenarten, ſowie eine Menge giftiger Schlangen, der größte Schrecken der Bewohner. Der Königstiger, obgleich ſchon ſtark ausgerottet, wagt ſich noch heute in die nächſte Umgebung der menſchlichen Wohnungen und nicht ſelten kann man in den wohlgepflegten Gärten der Pflanzer des Morgens die Spuren des blutgierigen Raubtieres erkennen, ſogar an den Thüren der Wohnungen, zu denen eine freie Treppe führt, ſieht man die Abdrücke ſeiner Tatzen; jedoch ſind die Tiere alle ſcheu und werden nur in den ſeltenſten Fällen einen Angriff auf den Menſchen wagen, welcher ſie mehr und mehr in das unbekannte Innere der Inſel drängt oder vernichtet. — Obgleich die Niederländer zum größten Teile die Herren von Sumatra ſind, obgleich ihnen aus dieſem Grunde ſchon die größeren Hilfsmittel zu Gebote ſtehen, haben es doch unſere deutſchen Pioniere auf kolonialem Gebiete verſtanden, ſich in der Tabakskultur eine bedeutſame Stellung zu verſchaffen. Dem Fleiße und der Sorgfalt unſerer deutſchen Pflanzer verdankt das Sumatradeckblatt ſeine große Beliebtheit und wenn wir im lieben Vaterlande den Rauch der angenehmen, zu weißer Aſche verbrennenden Cigarre in die Lüfte blaſen, dürfen wir dabei mit Stolz der raſtloſen Thätigkeit unſerer Landsleute im fernen Sumatra gedenken.

Die Sinnesempfindungen und das Geiſtesleben der niederen Tiere.

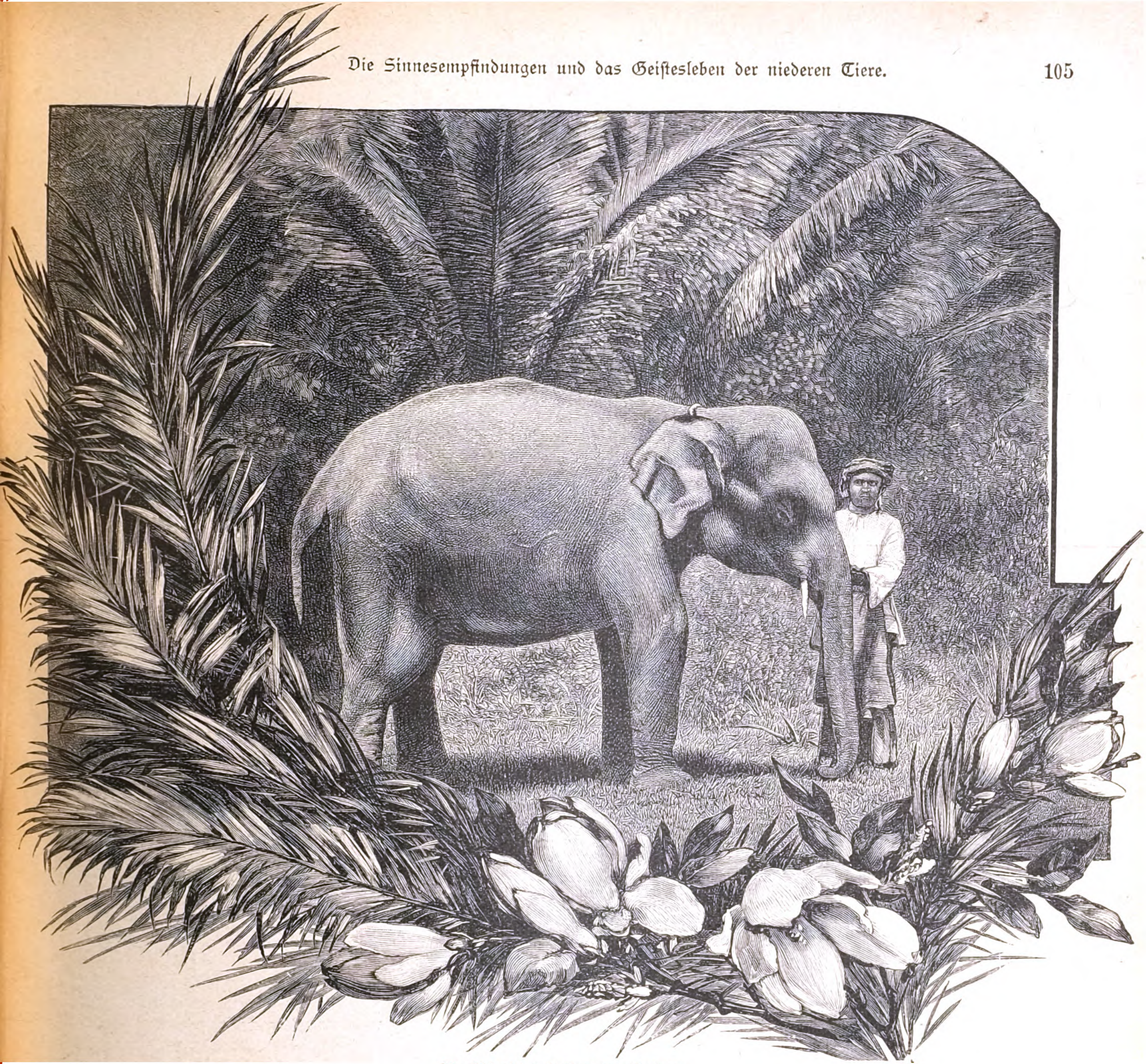
Von

Moritz Alsberg.

Die Naturforſchung hat neuerdings ihre Beſtrebungen vorwiegend darauf gerichtet, die Lebensgewohnheiten der Tiere zu beobachten, ihre Inſtinkte und geiſtigen Fähig-



Ein Kulihoſpital in Deli (S. 102).



Ein Elefant des Sultans von Serdang.

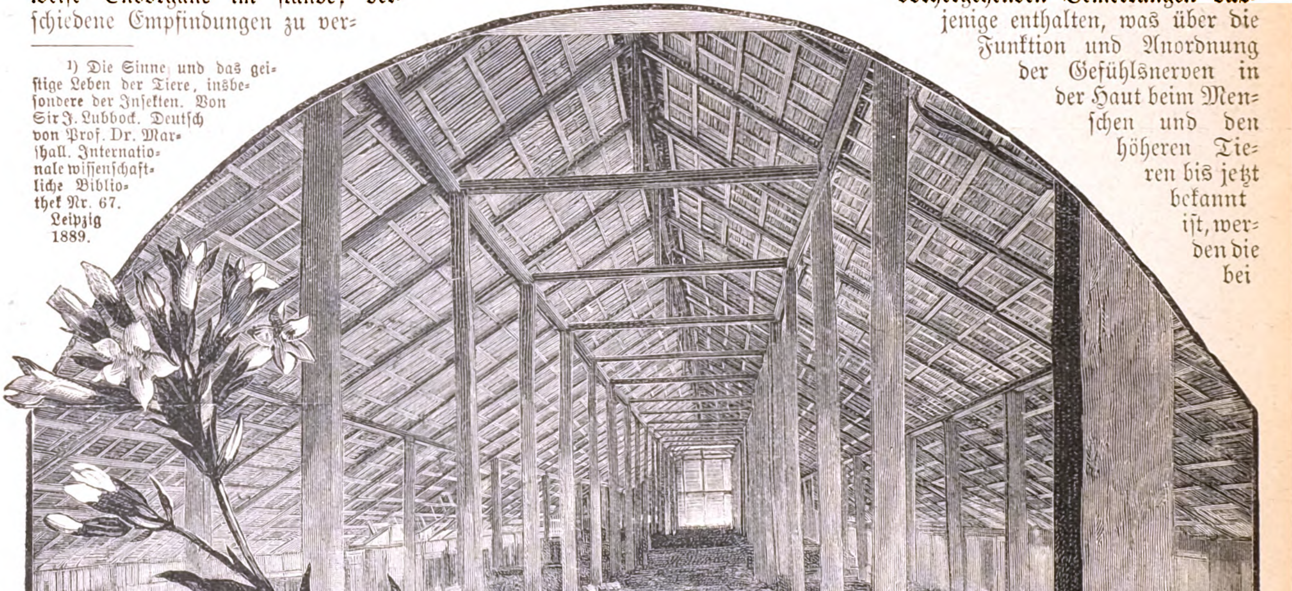
keiten zu ſtudieren, ſowie insbeſondere auch jene Eigentümlichkeiten des Empfindens kennen zu lernen, welche das Tier vom Menſchen unterſcheiden. Indem wir unſere eigenen Sinneswahrnehmungen als Maßſtab für die Beurteilung der tieriſchen Sinnesthätigkeiten wählen, ſind wir geneigt, das Vorhandenſein jener uns eigentümlichen fünf Sinnesempfindungen: Gefühlſinn (Taſt-, Temperatur- und Druckſinn), Geſchmack-, Geruch-, Gehör- und Geſichtſinn auch für die geſamte Tierwelt und für jeden der beſagten Sinne das Vorhandenſein beſonderer Organe anzunehmen. Im Gegenſatz hierzu dürften die nachfolgenden Betrachtungen lehren, daß dieſe Vorausſetzung in vielen Fällen der Wirklichkeit nicht entſpricht, daß bei gewiſſen Tieren ein und dasſelbe Organ allem Anſcheine nach verſchiedenen Sinnesempfindungen dient, daß bei gewiſſen Gruppen von niederen Tieren nicht ſämtliche dem Menſchen eigentümliche Sinnesempfindungen vorhanden ſind und daß wir bei einer ganzen Anzahl von Tieren das Vorhandenſein von Sinneswahrnehmungen annehmen müſſen, welche dem Menſchen vollſtändig verſagt ſind.

Wie wir bereits andeuteten, ſind erſt wenige Jahre verfloſſen, ſeitdem man nach wiſſenſchaftlichen Methoden über die Sinnesthätigkeiten und das Geiſtesleben der Tiere Licht zu verbreiten angefangen hat und ſind es vor allem die Beobachtungen von J. Lubbock, J. Romanes, H. Landois, A. Forel u. a., denen wir in dieſer Hinſicht wichtige Aufſchlüſſe verdanken. Dabei wurde zunächſt feſtgeſtellt, daß Sinnesempfindungen auch ohne Vorhandenſein beſonderer Sinnesorgane zu ſtande kommen können, daß bei den auf niedrigſter Stufe der Entwickelung ſtehenden, keinerlei erkennbare Sinnesorgane aufweiſenden Lebeweſen eine wenn auch nur unvollkommene Sinneswahrnehmung durch die eiweißartige Körperſubſtanz (Protoplasma) der betreffenden tieriſchen Organismen vermittelt wird. Nur durch die Annahme des Vorhandenſeins von Sinnesempfindungen iſt die Thatſache zu erklären, daß jene weder mit einem Nervenſyſtem noch mit irgend welchen Sinnesorganen, aber mit einem zur Fortbewegung dienenden Apparat ausgeſtatteten Aufgußtierchen (Infuſorien), deren jeder Tropfen fauligen Waſſers Tauſende enthält, ſich mit der größten Regelmäßigkeit der dem Licht ausgeſetzten Seite des Waſſerglaſes zuwenden, daß der zwar ein Gehirn in Form von Nervenknoten, aber keinerlei Sehorgan beſitzende Regenwurm vor den ihn beläſtigenden Lichtſtrahlen in ſeiner Erdröhre Schutz ſucht, und daß der Schleimpilz der Gerberlohe, ſobald ihn helle

Lichtſtrahlen treffen, anſcheinend unangenehm berührt in ſeinen Lohehaufen zurückkriecht. Das zuletzt erwähnte Beiſpiel deutet darauf hin, daß das, was wir als Sinnesempfindung bezeichnen, in ſeiner einfachſten Form auch den Pflanzen nicht vollſtändig fremd iſt — eine Annahme, die durch eine beträchtliche Anzahl von neueren Beobachtungen geſtützt wird, deren eingehende Erörterung uns jedoch zu weit führen würde …

Was die verſchiedenartige Geſtaltung und Anordnung der Sinneswerkzeuge bei den niederen Tieren anbelangt, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe Organe als aus der äußeren Körperbedeckung hervorgegangene Zellenapparate aufzufaſſen ſind, die jedoch entſprechend der Mannigfaltigkeit der an die betreffenden Sinneswerkzeuge geſtellten Anforderungen ſich in verſchiedener Weiſe entwickelt haben. Auch iſt es nach Lubbock[1] in hohem Grade wahrſcheinlich, daß einzelne Organe, wie z. B. die Randkörper gewiſſer Meduſen (Schirmquallen) ebenſowohl von den Wellen des Lichts wie von denjenigen des Schalles in Erregung verſetzt werden und ſomit ebenſowohl zur Wahrnehmung von Geſichtseindrücken wie zur Aufnahme von Gehörwahrnehmungen dienen können. Nach dem beſagten Gelehrten iſt einer und derſelbe Nerv je nach der Beſchaffenheit ſeiner Endigungen beziehungsweiſe Endorgane im ſtande, verſchiedene Empfindungen zu vermitteln. Von den in der Haut des Menſchen und der Säugetiere ſich veräſtelnden Zweigen der Gefühlsnerven (ſenſiblen Nerven) ſteht ein Teil mit den ſogenannten Paciniſchen Körperchen (Taſtkörperchen) — ſcheibenartigen Gebilden von elliptiſcher Form — in Verbindung; dagegen gibt es wieder andere Zweige der Gefühlsnerven, die in einer freien Spitze endigen.

Während nun nach der gegenwärtig herrſchenden Anſchauung die in den beſagten Körperchen oder in ähnlichen Zellenapparaten endigenden Hautnerven als die eigentlichen Taſtnerven aufzufaſſen ſind und zugleich die ſpezifiſchen Gefühlseindrücke wie Wärme, Kälte, Druck u. ſ. w. dem Hirn zuleiten, ſcheinen im Gegenſatz hierzu die ohne ſolche Zellenanhängſel frei in der Haut endigenden Nerven dazu beſtimmt zu ſein, eine unbeſtimmte allgemeine Empfindung zu vermitteln. Durch gewiſſe neuere Unterſuchungen iſt außerdem feſtgeſtellt worden, daß wir die Veränderungen im Drucke und in der Temperatur nicht an den nämlichen Hautſtellen, noch mittels derſelben Nervenzweige gewahr werden, daß die Empfindung für Druck mit der Gegenwart der Haare in einem gewiſſen Zuſammenhang ſteht, und daß die Gefühle für Wärme und Kälte entſprechend der Lage der verſchiedenen Nervenendigungen in der Haut an verſchiedenen Punkten der Körperoberfläche ihren Sitz haben. Während die vorhergehenden Bemerkungen dasjenige enthalten, was über die Funktion und Anordnung der Gefühlsnerven in der Haut beim Menſchen und den höheren Tieren bis jetzt bekannt iſt, werden die bei



Fermentierraum mit friſchem Tabak (S. 101).

---

[1] Die Sinne und das geiſtige Leben der Tiere, insbeſondere der Inſekten. Von Sir J. Lubbock. Deutſch von Prof. Dr. Marſhall. Internationale wiſſenſchaftliche Bibliothek Nr. 67. Leipzig 1889.

zahlreichen niederen Tieren, wie z. B. bei den Cölenteraten, in der Nähe der Mundöffnung oder an den Fangarmen angebrachten Borſten, bei den Inſekten die Fühler (Antennen) als die Taſtwerkzeuge der betreffenden Tiere angeſehen, wobei einem und demſelben Organ nicht ſelten eine doppelte Funktion zukommt. So enthalten z. B. die als Taſtwerkzeuge funktionierenden Wimpern der Seeanemone einen langen aufgerollten, an ſeinem Ende oft mit Widerhaken verſehenen Faden, welcher bei dem leiſeſten Drucke hervorſchnellt und ebenſowohl als Waffe zur Verteidigung dient, wie auch zur Verwundung jener kleinen Geſchöpfe, von denen ſeine Inhaber ſich ernähren.

Die Entwickelung des Geſchmackſinnes iſt bei verſchiedenen Klaſſen und Gattungen der niederen Tiere eine weſentlich verſchiedene. Während die Meduſen gegen eine jede Veränderung des Seewaſſers außerordentlich empfindlich ſind und ſich ſofort unterſinken laſſen, ſobald es zu regnen anfängt, ſcheint im Gegenteil der Geſchmackſinn bei den Inſekten, wenn wir von gewiſſen Hymenopteren und pflanzenfreſſenden Gattungen abſehen, keine wichtige Rolle zu ſpielen, wie daraus gefolgert werden muß, daß ſie die ihnen zuſagende Nahrung mit Hilfe anderer Sinne aufzufinden wiſſen. Zweifelsohne ſind doch die Bienen und Ameiſen größere Feinſchmecker als die keine Art von Nahrung verſchmähenden Fliegen; immerhin iſt auch der Geſchmackſinn der Ameiſen noch ein ſehr unvollkommener, wie daraus hervorgeht, daß dieſelben nach Forel mit Phosphor verſetzten Honig verzehren. Gewiſſe an den Kiefern und der Zunge der Ameiſen nachweisbare chitinöſe Röhrchen, die mit Nervenknoten in Verbindung ſtehen, ſowie gewiſſe becherförmige Grübchen und Vertiefungen, wie ſie an der Bienenzunge und an den Kiefern der Ameiſen ſich nachweiſen laſſen, ſind mit größter Wahrſcheinlichkeit als die Geſchmacksorgane der betreffenden Inſekten aufzufaſſen. Neben den als Werkzeuge des Taſtſinnes fungierenden Haaren und denjenigen, welche mit Drüſen in Verbindung ſtehen, gibt es bei zahlreichen Inſekten auch ſolche, welche die Rolle von Geſchmacksorganen ſpielen.

Was den Geruchſinn der niederen Tiere anlangt, welcher in neueſter Zeit zum Gegenſtande eingehender Unterſuchungen gemacht wurde, ſo hat man bei den einfachſten Tierformen: Protozoen und Cölenteraten, bis jetzt noch keine Organe angetroffen, denen man mit einiger Sicherheit die Geruchsfunktion zuſchreiben könnte. Daß aber die Inſekten Gerüche empfinden, hat Perris durch einen ſinnreich erdachten Verſuch nachgewieſen. Derſelbe bohrte Löcher in die Wandung einer Glasflaſche und ſetzte dann verſchiedenartige Inſekten mit dem Kopfe voran in die Oeffnung, wo er ſie mittels eines Wachsringes befeſtigte, während der übrige Körper außerhalb der Flaſche blieb. Sobald er dann die Flaſche mit verſchiedenen ſtarken Gerüchen erfüllte, gaben die betreffenden Inſekten ihre Empfindlichkeit gegen ſolche Eindrücke durch auffallende Bewegungen des Körpers zu erkennen. Dabei läßt der Umſtand, daß Inſekten im Beſitze ihres Riechvermögens blieben, wenn auch die ganze Mundpartie mit einem Klebſtoff bedeckt wurde, mit Sicherheit darauf ſchließen, daß bei dieſen Tieren der Sitz des Geruchſinnes an verſchiedenen Teilen des Kopfes, und zwar zum Teil in den Fühlern, zum Teil in den Palpen (am Unterkiefer, beziehungsweiſe an der Unterlippe angebrachte Borſten) ſich befindet. Andererſeits deuten gewiſſe Verſuche darauf hin, daß zwiſchen den beſagten Organen eine Arbeitsteilung ſtattgefunden hat und zwar ſo, daß gewiſſe Gerüche von den Fühlern, andere wiederum von den Palpen aufgenommen werden.

Bezüglich des Gehörſinnes ſpricht Lubbock ſeine Anſicht dahin aus, daß bei zahlreichen niederen Tieren gewiſſe Körperteile als Gehörorgane bezeichnet wurden, die wahrſcheinlich ganz anderen Zwecken dienen. In der That iſt kaum abzuſehen, was ſolchen Tieren, welche die pelagiſchen Abgründe — alſo die Region des ewigen Schweigens — bewohnen, ein Gehörorgan nützen könnte. Wollte man annehmen, daß die Bewohner der Meerestiefe aus flacheren Meeresteilen in die tieferen Regionen der Ozeane eingewandert ſeien und von ihrem früheren Wohnorte ein Gehörorgan mitgebracht hätten, ſo würde jenes fragliche Gehörwerkzeug in den Tiefen, die nach des Dichters Worten „dem Ohre ewig ſchlafen", früher oder ſpäter infolge von Nichtgebrauch in derſelben Weiſe verkümmert ſein, wie bei den ausſchließlich in unterirdiſchen Höhlen lebenden Tieren das keine Verwendung findende Sehorgan geſchwunden iſt. Daß den auf niedrigſter Stufe der Entwickelung ſtehenden Tierklaſſen: den zuvor erwähnten Protozoen und Cölenteraten, der Gehörſinn mangelt — zu Gunſten dieſer Annahme ſpricht auch der Umſtand, daß wir bei denſelben keine einzige Gattung oder Art kennen, die im ſtande wäre, einen Ton zu produzieren. Das ſoeben Geſagte gilt auch bis zu gewiſſem Grade für die Weichtiere und Kruſter, bei denen das Hervorbringen von Tönen eine im ganzen ſeltene Erſcheinung iſt. Nur bei einer Gattung von Krabben (Ocypode) findet ſich an der Schere eine Raſpel oder Feile, die gegen das Baſalglied der betreffenden Extremität gerieben ein rauhes knarrendes Geräuſch erzeugt. Die ſoeben erwähnte Einrichtung weiſt eine bemerkenswerte Uebereinſtimmung auf mit jenem Apparat, vermittelſt deſſen die Cikaden ihren ſchon von Anakreon geprieſenen Geſang hervorbringen. Wenn wir übrigens bei dieſen Tierchen von „Geſang" reden, ſo iſt dieſe Bezeichnung ſtreng genommen nicht ganz zutreffend, denn kein Inſekt beſitzt eine dem Kehlkopf der höheren Tiere entſprechende Einrichtung, durch die es etwa in den Stand geſetzt wäre, Vokalmuſik zu treiben. Die Töne, welche die Inſekten von ſich geben, werden vielmehr auf andere Weiſe erzeugt, und zwar entweder vermittelſt der Schwingungen der Flügel oder durch Ausſtoßen der Luft aus den an der Vorderſeite der Bruſt befindlichen Atemlöchern oder durch Beſtreichen der auf ihrer oberen Fläche mit rauhen Leiſten verſehenen Flügeldecken mit dem eine Reihe von feinen Zähnen aufweiſenden Unterſchenkel. In der zuletzt beſchriebenen Weiſe erzeugt z. B. unſer Grashüpfer (Stenobothrus pratorum) den wohlbekannten Ton. Auch legt der Umſtand, daß die Fähigkeit der Stimmerzeugung bei den Inſekten faſt ausſchließlich auf die Männchen beſchränkt iſt, die Annahme nahe, daß wir die von denſelben erzeugten Töne als Liebeslieder aufzufaſſen haben, oder mit anderen Worten, daß dieſelben den betreffenden Männchen dazu dienen, die Aufmerkſamkeit der Weibchen auf ſich zu lenken, beziehungsweiſe die Gunſt derſelben zu erobern. Bei gewiſſen Arten von Grashüpfern kann man nach Landois beobachten, wie ſie das im Vorhergehenden beſchriebene Geigenkonzert (die mit erhabenen Leiſten verſehene Flügeldecke repräſentiert in dieſem Falle die Violine, der Unterſchenkel den Violinbogen) ausführen, ohne einen für unſer Ohr wahrnehmbaren Ton hervorzubringen; es unterliegt aber nach dem beſagten Gelehrten keinem Zweifel, daß ſie von ihren Kameraden vernommen werden. Wenn ſchon unter menſchlichen Individuen erhebliche Verſchiedenheiten in der Leiſtungsfähigkeit des Gehörſinnes ſich nachweiſen laſſen — dergeſtalt, daß Töne von extremer Höhe oder Tiefe von gewiſſen Perſonen nicht mehr vernommen, von anderen Perſonen aber noch deutlich gehört werden — wenn alſo ſchon bei verſchiedenen menſchlichen Individuen ſolche Unterſchiede ſich finden, ſo wird es niemand in Erſtaunen ſetzen, daß der Umfang der für das menſchliche und tieriſche Gehörorgan wahrnehmbaren Tonſkala nicht der nämliche iſt.

Wenn wir oben bemerkten, daß die Töne, welche die Inſekten von ſich geben, als „Liebeslieder" aufzufaſſen ſind, ſo bedarf dies einer gewiſſen Einſchränkung, da neben ſolchen Tönen, welche als Werbung aufzufaſſen ſind, auch ſolche exiſtieren, die als Signale dienen, beziehungsweiſe ſolche, die dazu beſtimmt ſind, einen etwaigen Feind in Schrecken zu verſetzen. In letzterer Hinſicht iſt das Verhalten des Bombardierkäfers (Brachinus) bemerkenswert, der, wenn er angegriffen wird, aus dem hinteren Teile ſeines Leibes dem Feinde eine ſcharfe Flüſſigkeit entgegenſchleudert, die, ſobald ſie mit der Luft in Berührung kommt, mit einem Knall explodiert. Dagegen gehört das Ticken der ſogenannten „Totenuhr“, das in alten Zeiten als ſicheres Zeichen eines nahe bevorſtehenden Todesfalles angeſehen wurde und welches von dem beſagten Käfer durch Klopfen mit dem Kopfe, Bruſtſchilde oder Hinterleibe erzeugt wird, zu jener Abart von Tönen, welche dazu beſtimmt ſind, dem Weibchen die Anweſenheit des Männchens oder umgekehrt zu erkennen zu geben. Fliegen, Mücken, Libellen und gewiſſe Käfer bringen, abgeſehen vom Summen ihrer Flügel, mittels der Luftlöcher noch beſondere Töne hervor. Der durch die Flügel erzeugte Ton iſt im allgemeinen abhängig von der ſchnelleren oder langſameren Bewegung der Schwingen. Beiſpielsweiſe produziert das verhältnismäßig kleine Männchen der Hummel die Note A¹, das größere Weibchen aber einen um eine ganze Oktave höher gelegenen Ton, was darauf beruht, daß bei letzterem die Schwingungen der Flügel in einem gegebenen Zeitabſchnitt zahlreicher ſind als bei erſterem. Auch ein ermattetes Inſekt ſummt anders als ein noch nicht ermüdetes, da bei erſterem die Flügelſchwingungen träger ſind als bei letzterem. Der durch die Luftlöcher erzeugte Ton ſteht in keiner Beziehung zu dem von den Flügeln hervorgebrachten und wird bis zu gewiſſem Grade durch den Willen beeinflußt. So ſummt z. B. eine auf Honigerwerb ausfliegende Biene gemutlich und anhaltend: A¹; wird ſie aber erregt oder zornig, ſo bringt ſie mit Hilfe der Luftlöcher einen ganz anderen Ton hervor. - - Unter den Schmetterlingen finden ſich nur einige wenige, die wie z. B. der Totenkopf (Acherontia Atropos) einen Ton zu erzeugen im ſtande ſind. Die Stimmbildung des letzterwähnten Inſekts entſteht dadurch, daß es ſeine Palpen an der Baſis des Rüſſels reibt. In hohem Grade bemerkenswert iſt auch die Art und Weiſe, wie der in Rede ſtehende Schmetterling aus dem Klange ſeiner Stimme Vorteil zu ziehen verſteht. Bekanntlich pflegen, ſobald im Bienenſtock die junge Königin ihre Stimme ertönen läßt, alle Inſaſſen desſelben ihren Kopf zu ſenken und in unbeweglicher Stellung zu verharren. Die zwiſchen der Stimme der Bienenkönigin und derjenigen des Totenkopfs beſtehende Aehnlichkeit wird nun von letzterem dazu benutzt, um in den Bienenſtöcken ungeſtraft die größten Räubereien zu begehen.

Bei Beſprechung der Tonerzeugung ſeitens verſchiedener Klaſſen und Gattungen von niederen Tieren wollen wir hier noch die Frage mit einigen Worten erörtern, ob man bei den Tieren von einer muſikaliſchen Veranlagung reden darf. Was dieſen Punkt anlangt, ſo hat A. Weismann neuerdings ſeine Anſicht dahin ausgeſprochen, daß die muſikaliſche Begabung zwar nur als ein Nebenprodukt des Gehörſinnes beziehungsweiſe der Gehörempfindungen aufzufaſſen ſei, daß dieſelbe aber in geradem Verhältnis zur größeren oder geringeren Entwickelung des Gehörwerkzeugs — insbeſondere des bekannten Cortiſchen Organs — ſtehe. Letzteres enthält beim Menſchen nicht weniger als 15 500 Hörzellen und eine entſprechende Anzahl von nach Art einer Saite ausgeſpannten elaſtiſchen Faſern, die in ihrer Geſamtheit an die Klaviatur eines Konzertflügels erinnern und von denen jede einzelne nur durch einen beſtimmten Ton in Schwingung verſetzt wird. Dieſer außerordentlich feinen und komplizierten Organiſation entſpricht nun die muſikaliſche Veranlagung und es kann daher nicht verwundern, daß beim Menſchengeſchlecht das muſikaliſche Gehör auch unter unkultivierten Raſſen und Völkern im allgemeinen ein bedeutendes iſt — daß dasſelbe ſich bei den Naturvölkern in der Regel nicht zu erkennen gibt, beruht eben nur auf der mangelnden Gelegenheit zur Entwickelung und Bethätigung der in Rede ſtehenden Anlage — und daß auch gewiſſe Säugetiere, wie Pferde, Katzen, Hunde, ſowie insbeſondere die Singvögel eine mit der Entwickelung des Cortiſchen Organs Hand in Hand gehende Vorliebe für Muſik, ein feines Unterſcheidungsvermögen für die Höhe und Tiefe der Töne, für die muſikaliſchen Intervalle u. dergl. an den Tag legen. Auch liegt es auf der Hand, daß ſowohl das Gehörorgan des Naturmenſchen wie dasjenige zahlreicher Tiere durch die fortwährende Uebung verfeinert werden mußte; die Bewohner der Wildnis bedürfen eben eines Gehörſinnes, der ſie in den Stand ſetzt, einerſeits die Stimmen der ihnen zur Beute und Nahrung dienenden Tiere auf das genaueſte zu unterſcheiden, andererſeits die von ihren Feinden und Verfolgern ausgehenden Töne zu vernehmen und dadurch rechtzeitig den ihr Leben bedrohenden Gefahren zu entgehen. — Während, wie ſchon bemerkt, bei den höheren Tieren der Sinn für Muſik mit der Entwickelung des Gehörorgans und der unter dem Namen der „Hörſphäre“ bekannten Hirnpartie (jene Gruppe von Hirnzellen, innerhalb deren die Erregungen des Gehörnerven zu Empfindungen, beziehungsweiſe die aufeinander folgenden verſchiedenen Gehöreindrücke zu Akkorden verarbeitet werden) Hand in Hand geht, hat doch die Beobachtung gelehrt, daß auch einzelne Gattungen von niederen Tieren eine gewiſſe Empfänglichkeit für Muſik an den Tag legen. So ſollen z. B. die Spinnen vorzüglich hören und ſich zugleich an Muſik ergötzen; Boys hat nachgewieſen, daß ſie durch die Schwingungen einer Stimmgabel ſtark erregt werden.

Um auf das Gehörorgan der niederen Tiere zurückzukommen, ſo ſei hier noch bemerkt, daß jene „Gehörſteine“ (Otolithen), die ſich in unſerem eigenen Ohre und in demjenigen der meiſten Säugetiere finden, in der Reihe der niederen Tiere faſt niemals fehlen und bei letzteren eine weit wichtigere Rolle ſpielen als bei den höher organiſierten Tieren. Bezüglich der „Randkörper“ der Meduſen wurde oben erwähnt, daß dieſelben ebenſowohl als Gehör- wie als Sehorgane zu funktionieren im ſtande ſind, womit denn auch die Thatſache in Einklang ſteht, daß bei gewiſſen Gattungen von niederen Tieren die Gehörſteine eine überraſchende Aehnlichkeit mit Augenlinſen aufweiſen. Im übrigen laſſen ſich bei den niederen Tieren alle Entwickelungsſtufen des Gehörorgans — von dem einige wenige Gehörſteine enthaltenden Bläschen bis zum hochentwickelten und außerordentlich komplizierten Bau des Gehörwerkzeugs verfolgen. Eine wichtige Rolle ſpielen offenbar in dem beſagten Organ jene haarartigen Gebilde, bezüglich deren feſtgeſtellt wurde, daß jedes einzelne Haar nur durch einen ganz beſtimmten Ton in Schwingungen verſetzt wird. Wenn man früher geglaubt hat, daß bei den Inſekten das Gehör ausſchließlich in den Fühlern ſeinen Sitz habe, ſo wird dieſe Annahme durch die Beobachtung widerlegt, daß Inſekten, nachdem man dieſelben ihrer Fühler beraubt hat, für Gehöreindrücke noch empfänglich ſind. Wenn auch bei der Mehrzahl der Inſekten die Fühler als Gehörwerkzeuge eine wichtige Rolle ſpielen, ſo nötigt doch nichts zu der Annahme, daß ſich das Gehörorgan der Inſekten ausnahmslos am Kopfe befinden müſſe, oder daß es überhaupt auf eine beſtimmte Körperſtelle beſchränkt ſei. Daß ein Gehörorgan an den Beinen angebracht ſein ſollte, mag uns auf den erſten Blick zwar befremdlich erſcheinen, iſt aber doch thatſächlich der Fall. Der berühmte Phyſiolog Johannes Müller hat ſchon vor drei bis vier Jahrzehnten die Vermutung ausgeſprochen, daß die an den vorderen Gliedmaßen der Laubheuſchrecken wahrnehmbaren eigentümlichen Gebilde Teile eines echten Gehörorgans darſtellen und ganz ähnliche Dienſte leiſten wie das Trommelfell in unſeren eigenen Ohren, und neuere Unterſuchungen haben das Vorhandenſein von Gehörwerkzeugen an den Unterſchenkeln der Laubheuſchrecken und Grillen, ſowie im Schwanze von gewiſſen Krebſen (Myſis) über allen Zweifel erhoben.

Was den Geſichtſinn der niederen Tiere anlangt, ſo haben wir bereits oben den Regenwurm als Beiſpiel eines Tieres namhaft gemacht, das zwar ein Nervenſyſtem, aber keinerlei Sehorgan aufweiſt. Auch von den Weichtieren ſind viele Gattungen augenlos und manche, die als Larven Sehwerkzeuge beſitzen, verlieren dieſelben, ſobald ſie ausgewachſen ſind. Bei gewiſſen Mollusken finden ſich an der Außenſeite der Fühler da, wo bei höher organiſierten Formen wahre Augen liegen, beſondere Flecken, die als rudimentäre lichtaufnehmende Organe angeſehen werden müſſen. Die Augen der niederen Tiere ſind im allgemeinen nach einem von demjenigen der höheren Tiere vollſtändig verſchiedenen Plane angelegt. Während bei den Wirbeltieren bekanntlich ein mit einer einzigen Linſe und einer gleichmäßig gewölbten Hornhaut ausgeſtatteter Augapfel ſich findet, ſind die „zuſammengeſetzten Augen“ der Inſekten, Krebſe und Weichtiere in der Weiſe gebaut, daß die Hornhaut eine beträchtliche Anzahl von kleinen Flächen (Facetten) bildet und daß an jede einzelne Facette ein Kryſtallkegel ſich anſchließt, der außer an der die Hornhaut berührenden Fläche mit Pigment (Farbſtoff) überzogen und derart geſtaltet iſt, daß ausſchließlich in der Achſe des Kegels eintretende Lichtſtrahlen bis zur Netzhaut gelangen können. Auf letzterer entſteht in dieſem Auge ein Bild, das nach Art der Moſaikbilder aus mehreren Tauſend einzelnen Punkten, von denen jeder einzelne einem beſtimmten Sehfelde der umgebenden Welt entſpricht, ſich zuſammenſetzt. Neben den zuſammengeſetzten Augen laſſen ſich übrigens bei den niederen Tieren die verſchiedenſten Abſtufungen in der Entwickelung des Sehorgans — von jenen nur eben angedeuteten Augenflecken (Pigmentflecken), welche als die primitivſte Form des Sehorgans aufzufaſſen ſind, bis zu den hochentwickelten zuſammengeſetzten Augen — nachweiſen. Gewiſſe Stachelhäuter (Echinodermen) beſitzen bis zu 200 Augen, die aber keine Netzhaut zu haben ſcheinen, ſo daß ſie wohl kaum mehr als zwiſchen Hell und Dunkel zu unterſcheiden im ſtande ſind. Bei ſolchen Gattungen, welche Fühler haben, ſind die Sehwerkzeuge häufig mit dieſen verbunden; bei anderen ſind ſie über die ganze Oberfläche des Körpers zerſtreut und ſchauen nach allen Richtungen. Bei den nach der großen Anzahl ihrer Augen benannten, aus einer beträchtlichen Anzahl von Körperſegmenten ſich zuſammenſetzenden Polyophthalmiern findet ſich eine Reihe von Augen an der einen Körperſeite, und zwar vom 7. bis 18. Segmente ein Paar an jedem Körperabſchnitt. Bei den Süßwaſſer-Gaſtropoden und Nacktſchnecken ſind die Sehwerkzeuge zum Teil auf dem Rücken der betreffenden Tiere angebracht und blicken frei nach allen Richtungen. Neben den gegenwärtig noch funktionierenden Sehorganen finden ſich bei gewiſſen Klaſſen und Gattungen niederer Tiere unvollkommene Augen, bezüglich deren wir annehmen müſſen, daß ſie in früheren, von den betreffenden Tieren durchlaufenen Zuſtänden als Sehwerkzeuge benutzt wurden, daß ſie aber unter veränderten Lebensbedingungen für dieſe Tiere ihre Bedeutung eingebüßt haben und infolgedeſſen zu verkümmerten (rudimentären) Organen herabgeſunken ſind. Die von de Graaff unlängſt gemachte merkwürdige Entdeckung, daß bei der Blindſchleiche jener unter dem Namen der „Zirbeldrüſe“ bekannte Hirnanhang einen dem Auge der wirbelloſen Tiere ähnlichen Bau aufweiſt und der Nachweis des Vorhandenſeins von rudimentären Scheitelaugen bei gewiſſen jetzt lebenden Eidechſen (wie z. B. bei den Gattungen Hatteria und Varanus) — dieſe Thatſachen berechtigen zu dem Schluß, daß in vergangenen Abſchnitten unſerer Erdgeſchichte die Wirbeltiere ein an der Scheitelpartie des Schädels angebrachtes, nach oben blickendes Auge beſeſſen haben. Aus der Größe des Scheitelloches bei den gewaltigen ausgeſtorbenen Reptilien, wie es die Ichthyoſauren und Pleſioſauren waren, darf man mit Fug und Recht ſchließen, daß dieſes Auge bei den betreffenden Tieren bei weitem höher entwickelt war als bei irgend einer jetzt lebenden Form und daß dasſelbe im Leben dieſer vorweltlichen Ungetüme eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt hat. Das gleichzeitige Vorkommen von ſogenannten „Nebenaugen“ (d. i. primitiven, aus einer einzelnen Linſe und einer geringen Anzahl von Sehſtäben beſtehenden Sehorganen) und den hochorganiſierten zuſammengeſetzten Augen bei einer und derſelben Tiergattung, wie dies bei zahlreichen Inſekten nachgewieſen wurde, ſowie die Thatſache, daß andererſeits die Spinnen bloß Nebenaugen, die hochorganiſierten Gattungen der Kruſtentiere bloß zuſammengeſetzte Augen aufweiſen — dieſe Thatſachen ſind vermutlich ſo zu erklären, daß die gemeinſamen Stammformen der betreffenden Tiere beide Formen von Augen auf einer niederen Stufe der Entwickelung beſeſſen und daß die Spinnen die ihnen entbehrlichen zuſammengeſetzten Augen (Nebenaugen) allmählich eingebüßt haben, während für zahlreiche Inſektengattungen das Fortbeſtehen beider Formen von Augen ſich als zweckmäßig erwies. Daß bei Tieren, die nur „Nebenaugen“ beſitzen, das Sehvermögen ein unvollkommenes iſt — dieſer Schluß wird durch die von Plateau und Lubbock gemachten Beobachtungen beſtätigt, welche beweiſen, daß mit wenigen Ausnahmen die Spinnen überaus kurzſichtig ſind und durch künſtliche Fliegen roheſter Form leicht getäuſcht werden können, und daß die Skorpione kaum weiter ſehen, als ihre Scheren reichen. Bezüglich der Spinnen iſt es auch wahrſcheinlich, daß einige ihrer acht Augen — und zwar diejenigen, welche durch konvexe Form und lebhafte Färbung gekennzeichnet ſind — zum Sehen am Tage dienen, daß dagegen die flacheren und zugleich farbloſen Augen während der Nacht zur Verwendung kommen. Pareſi machte die Beobachtung, daß bei einer in unterirdiſchen Höhlen lebenden Spinne (Nesticus speluncarum), welche zu einer Gattung gehört, deren übrige Arten acht Augen haben, die vier mittelſten Augen verkümmert ſind. Dies legt die Vermutung nahe, daß gerade dieſe Augen zur Aufnahme des Tageslichtes beſtimmt ſind.

Um das Verhalten der Inſekten gegenüber verſchiedenfarbigem Lichte kennen zu lernen, ſtellte Lubbock an Bienen und Ameiſen eine große Anzahl von Verſuchen, beziehungsweiſe Beobachtungen an. Dieſe Verſuche ſind ſchon deshalb von hervorragendem Intereſſe, weil man bekanntlich die Entſtehung der farbigen Blüten im Pflanzenreiche mit der bei den pflanzenbeſuchenden Inſekten vorauszuſetzenden Vorliebe für beſtimmte Farben in Zuſammenhang gebracht, die herrliche Färbung ſo vieler Blüten aber als ein Mittel dazu beſtimmt, die betreffenden Inſekten anzuziehen und vermittelſt der auf dieſe Weiſe ſtattfindenden Uebertragung des Blütenſtaubes zur Befruchtung dieſer Blüten und ſomit zur Fortpflanzung der betreffenden Gewächſe beizutragen betrachtet hat. Bei ſeinen ſoeben erwähnten Experimenten ging nun Lubbock ſo zuwege, daß er auf verſchieden gefärbten Glasſtreifen Nahrung für die Bienen anbrachte und nun die Häufigkeit der Beſuche beobachtete, welche die Bienen den verſchiedenfarbigen Gläſern abſtatteten. Durch ſolche lange Zeit hindurch fortgeſetzte Beobachtungen ſtellte Lubbock feſt, daß die Bienen unter allen Farben Blau bevorzugen und die ſo gefärbten Blüten am häufigſten beſuchen, daß nach dem Blau die weiße Farbe, in dritter Reihe Hellrot, darauf folgend Dunkelrot, dann Gelb und erſt in letzter Reihe die grüne Farbe der Gunſt der Bienen ſich erfreut. Eine Erklärung für dieſe bemerkenswerte Abſtufung in der Vorliebe für beſtimmte Farben bietet nach Lubbock die Reihenfolge in der Entwickelung der farbigen Blüten; es wird vielfach angenommen, daß bei allen Blumen die das Piſtill und die Staubfäden umgebenden Blätter urſprünglich grün waren und daß dieſelben durch einen Zuſtand der gelben und der roten Farbe hindurchgehen mußten, bevor ſie blau wurden. Auch die Frage, ob das Farbenunterſcheidungsvermögen der niederen Tiere mit demjenigen des Menſchen vollkommen übereinſtimmt, hat der berühmte engliſche Forſcher zu beantworten verſucht. Was dieſen Punkt anbelangt, ſo dürfen wir wohl als bekannt vorausſetzen, daß das menſchliche Auge nur für Strahlen von beſtimmter Wellenlänge empfindlich iſt und dieſelben als Farbe empfindet, nämlich für jene Strahlen, welche in dem durch Zerlegung des durch ein Glasprisma hindurchfallenden weißen Lichtſtrahls erzeugten farbigen Spektrum zwiſchen Rot und Violett liegen und daß die jenſeits des Rot ſowie jenſeits des Violett liegenden Strahlen von unſerem Sehorgan nicht mehr als Farbe empfunden werden. Wenn nun aber auch der menſchlichen Farbenempfindung ſolche Schranken gezogen ſind, ſo iſt damit doch keineswegs geſagt, daß das Farbenunterſcheidungsvermögen bei allen Tieren das nämliche iſt. In der That gelang es denn auch Lubbock, durch die von ihm mit Ameiſen angeſtellten Verſuche und Beobachtungen nachzuweiſen, daß dieſe Tiere für die im Spektrum jenſeits des Violett gelegenen (ultravioletten) Lichtſtrahlen — welche das menſchliche Auge zwar nicht mehr als Farbe empfindet, deren Vorhandenſein wir aber mit Sicherheit nachweiſen können — empfindlich ſind, daß alſo die Grenzen des Farbenunterſcheidungsvermögens beim Menſchen und den niederen Tieren keineswegs zuſammenfallen. Bei dem Waſſerfloh (Daphnia pulex) konſtatierte der beſagte Gelehrte, daß dieſe winzigen Tierchen ebenſo wie die Ameiſen für die ultravioletten Lichtſtrahlen empfänglich ſind und daß ſie zugleich für die Farben Gelb und Grün eine ausgeſprochene Vorliebe an den Tag legen.

Wir haben im Vorhergehenden jene Sinneswahrnehmungen beſprochen, welche die niederen Tiere mit dem Menſchen und den höheren Tieren gemein haben. Nun fehlt es aber andererſeits nicht an Anzeichen, die es wahrſcheinlich machen, daß gewiſſe Klaſſen und Gattungen von Tieren im Beſitze von Sinnesthätigkeiten, beziehungsweiſe Sinnesorganen ſind, für die wir beim Menſchen keinerlei Analogie finden. Wenn man eine Fledermaus ihrer Augen beraubt und derſelben zugleich die Ohren mit Baumwolle verſtopft, ſo iſt dieſes Tier immer noch im ſtande, ohne Schwierigkeit und unter Vermeidung aller Hinderniſſe — ſelbſt wenn letztere aus ganz dünnen durch das Zimmer gezogenen Fäden beſtehen — umherzufliegen. Angeſichts dieſer bemerkenswerten Thatſache hat nun Häckel die Frage aufgeworfen, ob nicht ein ſolches Verhalten der Fledermaus die Annahme eines zuſätzlichen, uns (d. h. den Menſchen) unbekannten Sinnes rechtfertige. Eine ſolche Annahme erhält auch eine gewichtige Stütze durch gewiſſe bei verſchiedenen Tiergattungen ſich findende Gebilde, über deren phyſiologiſche Bedeutung wir zur Zeit noch nichts Sicheres wiſſen, deren Bau und Zuſammenhang mit der Körperbedeckung es aber wahrſcheinlich macht, daß wir in denſelben Sinnesorgane zu erblicken haben. Zu dieſen Gebilden, deren Nutzen noch recht zweifelhaft iſt, gehören die ſogenannten „Schleimkanäle“ der Tiefſeefiſche, bezüglich deren Schulze die Vermutung ausgeſprochen hat, daß dieſelben Sinnesorgane ſeien, dazu angepaßt, Schwingungen des Waſſers von zu großer Wellenlänge, als daß ſie als Ton empfunden werden könnten, wahrzunehmen. Im Zuſammenhang mit den „Schleimkanälen“ finden wir bei manchen Tiefſeetieren eigentümliche Leuchtorgane, offenbar dazu beſtimmt, die Dunkelheit der ozeaniſchen Abgründe aufzuhellen. Wenn man ſich den mit einem ſolchen Apparat ausgeſtatteten ſilberig-roten Lichtfiſch (Photichthys argenteus) vorſtellt, wie er dahinſchwimmt durch die Finſternis der Meerestiefe, wie er dann plötzlich das Licht ſeiner Leuchtorgane aufſtrahlen läßt und ſich auf dieſe Weiſe jedes Beutetier, das etwa in der Nähe iſt, ſichtbar macht, während er bei drohender Gefahr das Licht ebenſo plötzlich auslöſcht, ſo wird uns zum Bewußtſein gebracht, daß jenes elektriſche Licht, vermittelſt deſſen die Kriegsſchiffe ſowohl zu Angriffs- wie zu Verteidigungszwecken die Meeresoberfläche in ihrer Umgebung zur Nachtzeit beleuchten, keine neue Einrichtung iſt. Von größter Schlauheit zeugt auch die Art und Weiſe, wie der Seeteufel (Lophius piscatorius) der europäiſchen Küſten die ihm eigentümlichen Leuchtorgane verwendet. Die in den vor dem Maule baumelnden Fäden angebrachten kleinen Glühlichter dienen als Lockmittel für kleinere Fiſche, die dem auf dem Meeresboden im Sand oder zwiſchen Tang ſich verſteckenden und nur das Maul mit den beſagten Fäden hervorſtreckenden Raubfiſch zum Opfer fallen. Während über den Zweck der Leuchtorgane ein Zweifel nicht möglich iſt, gibt es, wie ſchon bemerkt, im Bereiche der Tierwelt zahlreiche andere Gebilde, deren Beſtimmung ſich zur Zeit noch nicht hat feſtſtellen laſſen. Bei gewiſſen niederen Tieren endigen die Nerven in der Haut an der Baſis ſtäbchenartiger Gebilde, die entweder den Stäbchen der Netzhaut oder auch den Gehörhärchen im Ohre gleichen und von denen es ſchwer zu ſagen iſt, ob ſie bloß Organe des Taſtſinnes oder Werkzeuge eines höheren Sinnes darſtellen. Auch in den Bläschen der Seeanemone finden ſich Körper, deren Bedeutung zur Zeit noch in Dunkel gehüllt iſt, und ebenſowenig ſind wir im klaren darüber, welchem Zwecke die bei gewiſſen Quallen an der Baſis der Tentakeln zuſammenſtehenden Haare, die Borſten und Cirrhen der Ringelwürmer, die eigentümlichen Hautanhängſel gewiſſer Inſekten und Kruſter, das an den Fühlern des Flohkrebſes (Gammarus) angebrachte pantoffelförmige Gebilde, das birnförmige Anhängſel der Fühler bei gewiſſen Kopepoden u. ſ. w. dienen. Die bedeutende Entwickelung und feine Organiſation der Antennen bei gewiſſen Inſekten legt endlich auch die Vermutung nahe, daß dieſe Körperteile neben ihrer Funktion als Taſt- und Geruchsorgane die Träger von gewiſſen anderen Sinnesempfindungen ſind, von denen wir zur Zeit noch keine Kenntnis haben.

Daß wir alſo bei gewiſſen Klaſſen und Gattungen von niederen Tieren das Vorhandenſein von Sinnesthätigkeiten vorausſetzen müſſen, die dem Menſchen und den höheren Tieren abgehen, wird durch die im Vorhergehenden erwähnten Thatſachen in hohem Grade wahrſcheinlich gemacht. Das Vorhandenſein gewiſſer uns unbekannter Sinnesthätigkeiten bei den niederen Tieren würde auch eine Erklärung liefern für gewiſſe bemerkenswerte und ſchwer erklärliche Erſcheinungen, wie z. B. für die Thatſache, daß Ameiſen ſelbſt nach mehrjähriger Abweſenheit aus dem Neſte von den Mitgliedern ihres Gemeinweſens wieder erkannt und daß ſelbſt Ameiſen, die als Puppen aus einem Neſte genommen und als vollkommen entwickelte Inſekten in daſſelbe zurückgebracht werden, als Freunde erkannt und behandelt werden, während man Angehörige derſelben Art, die aber aus einem anderen Neſte ſtammen, daſelbſt nicht duldet. Daß es der Geruch ſein ſollte, welcher in den obigen Fällen das Wiedererkennen ermöglicht — dies wird dadurch unwahrſcheinlich gemacht, daß die betreffenden Inſekten ſelbſt dann als Angehörige desſelben Neſtes rekognosciert wurden, wenn man ſie kurz vor dem Zurückverſetzen in dasſelbe einige Stunden lang im Waſſer liegen ließ. — Zur Erklärung der Beobachtung, daß Tiere, die man von dem Orte, wo ſie herangewachſen waren, meilenweit fortgeführt hatte, auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen den Rückweg nach ihrer Heimat fanden, hat man vielfach einen beſonderen „Richtungsſinn“ zu Hilfe genommen; indeſſen haben die von Fabre und Lubbock angeſtellten Beobachtungen ergeben, daß von einem Bienenſchwarm, den man bis zur Entfernung von einigen Kilometern in einem Sacke transportierte, nur eine beſchränkte Anzahl von Individuen den Rückweg zum Neſte gefunden hat und daß ein Teil der Heimkehrenden erſt nach längerem Umherirren den richtigen Weg einſchlug. Zum Schluſſe wollen wir hier noch eine Frage berühren, die in neuerer Zeit mehrfach erörtert wurde und deren Löſung ganz beſonders geeignet iſt, das Dunkel, welches das Geiſtesleben der Tiere zur Zeit noch umgibt, bis zu gewiſſem Grade aufzuhellen, nämlich die Frage, ob und bis zu welchem Umfang die Tiere im Beſitze von Zahlenbegriffen ſind. Wenn wir uns die in dieſer Hinſicht ſo beſchränkten Fähigkeiten des Naturmenſchen vor Augen halten, wenn wir bedenken, daß der Zahlenbegriff des Auſtralnegers nur bis vier reicht, daß derſelbe ſomit die Finger an ſeiner eigenen Hand nicht zu zählen vermag, ſo iſt man von vornherein wohl kaum geneigt, den in geiſtiger Hinſicht im allgemeinen noch tief unter den niedrigſten Menſchenraſſen ſtehenden Tieren die Gabe des Zählens zuzuerkennen. Indeſſen deuten doch gewiſſe Beobachtungen darauf hin, daß die Zahlenbegriffe in beſchränktem Umfange auch den Tieren eigentümlich ſind. Der Naturforſcher Leroy berichtet über eine Krähe, die von einer Hütte aus geſchoſſen werden ſollte, die aber, wenn drei oder vier Mann in die Hütte gegangen waren, nicht eher herankam, als bis die drei oder vier ſich ſämtlich wieder entfernt hatten. Erſt als fünf Mann in die Hütte gegangen waren, ließ ſie ſich übertölpeln und kam heran, ehe noch der letzte das Verſteck verlaſſen hatte. Sie hatte alſo bis vier richtig gezählt. Einem im Londoner zoologiſchen Garten lebenden Chimpanſe brachte ſein Wärter Zahlenbegriffe bei, indem er ihm befahl, eine gewiſſe Anzahl von Strohhalmen herbeizubringen und ihn bei richtiger Ausführung des Auftrags mit einem guten Biſſen belohnte. Das Ergebnis dieſes Unterrichts beſtand darin, daß der Affe ſicher bis zu ſechs, ziemlich ſicher bis zu ſieben, von acht bis zehn aber nur unvollkommen zählen lernte. Eine bemerkenswerte Fähigkeit zum Zählen findet ſich bei den Weſpen. Viele dieſer Tiere ſind Räuber, die ihre Jungen, beziehungsweiſe das gelegte Ei mit Raupen, Spinnen und dergleichen als Futter verſorgen. Gewiſſe Raubweſpen — nämlich die verſchiedenen Arten der Gattungen Sphex und Eumenes — gehen nun in der Weiſe vor, daß ſie die von ihnen zur Fütterung ihrer Brut herbeigeſchafften Beutetiere nicht töten, ſondern durch paſſend angebrachte Stiche dieſelben lähmen und denſelben auf dieſe Weiſe das Entkommen unmöglich machen. Dieſes Verfahren hat für die Weſpe den Vorteil, daß das Futter ihrer Jungen nicht verdirbt; ſie kann alſo die zur Ernährung der Brut erforderliche Anzahl von Raupen ein für allemal neben dem Ei niederlegen und braucht ſich ſpäter nicht mehr darum zu kümmern. Bei der Gattung Eumenes ſind die Männchen weit kleiner als die Weibchen und eine beſtimmte Art der beſagten Weſpe geht in der Weiſe vor, daß ſie dem Ei, aus welchem ein Männchen werden ſoll, regelmäßig fünf Räupchen, demjenigen aber, aus welchem ein Weibchen ſchlüpfen wird, zehn Räupchen mitgibt. Auf die Frage, worauf es beruht, daß die Mutterweſpe das Quantum der für ihre Brut erforderlichen Nahrungsmenge ausnahmslos richtig bemißt, daß dieſelbe von vornherein zu entſcheiden vermag, ob ein Ei eine männliche oder weibliche Larve liefern wird — auf dieſe Frage vermag die Wiſſenſchaft zur Zeit noch keine Antwort zu geben und ebenſowenig läßt ſich jetzt ſchon entſcheiden, ob man bei der zuvor erwähnten Verſorgung der Weſpenbrut mit fünf bis zehn, bei gewiſſen Arten ſogar mit 15 bis 24 kleinen Raupen an ein eigentliches Zählen oder vielmehr an ein inſtinktives Vorgehen denken muß.

Wenn auch, wie ſchon bemerkt, viele der von uns im Vorhergehenden berührten Fragen und Probleme zur Zeit noch ihrer Löſung entgegenſehen, wenn auch der Schleier, der das Geiſtesleben der Tiere verhüllt, bis jetzt von der Forſchung erſt an einigen wenigen Stellen gelüftet werden konnte, ſo darf doch jetzt ſchon mit vollkommener Sicherheit behauptet werden, daß die Tiere — und zwar nicht nur die hochorganiſierten, ſondern auch die meiſten Klaſſen und Gattungen der niederen Tiere — weit höhere geiſtige Fähigkeiten beſitzen, als man denſelben bisher zuzuſchreiben geneigt war. Aus der obenerwähnten Thatſache, daß die Sinnesempfindungen zahlreicher Tiere mit denjenigen des Menſchen keineswegs in jeder Hinſicht übereinſtimmen, daß gewiſſe Tiere Töne vernehmen, die das menſchliche Gehörorgan nicht zu erfaſſen vermag, daß dem Auge der Ameiſen die Fähigkeit innewohnt, Farben zu empfinden, die das menſchliche Auge nicht zu unterſcheiden im ſtande iſt, und daß bei zahlreichen Tiergattungen mit großer Wahrſcheinlichkeit das Vorhandenſein von Sinneswerkzeugen und Sinnesthätigkeiten vorausgeſetzt werden darf, die dem Menſchen vollſtändig abgehen — aus dieſen Thatſachen ergibt ſich der weitere Schluß, daß die Welt den betreffenden Tieren ganz anders erſcheinen muß, als ſie ſich unſeren Sinnen darbietet. „Es kann“, ſo bemerkt Lubbock, „50 Sinne geben, die ſo verſchieden von den unſrigen ſind, wie es das Hören vom Sehen iſt und auch innerhalb der Grenzen unſerer Sinnenwelt mögen unendlich viele Töne vorhanden ſein, die wir nicht hören, und Farben, ſo verſchieden voneinander wie Rot und Grün, für die wir kein Empfindungsvermögen beſitzen. Die uns umgebende Welt, mit der wir vertraut ſind, kann in anderen Tieren einer gänzlich verſchiedenen Platz machen; ſie kann voll ſein von einer Muſik, die wir nicht hören, von einer Farbenpracht, die wir nicht ſehen, von Gefühlseindrücken, die wir nicht empfinden.“

Nichts für uns?

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Im Leben der Großſtadt mit ſeinen vielfachen Verkehrsmitteln ſpielt der gewöhnliche Poſtbote nicht mehr die Rolle, die ihm im ſtillen, entlegenen Landſtädtchen geſichert bleibt. Hier iſt er eine um ſo wichtigere Perſon, als er ſeltener kommt, ein Kulturträger, deſſen Ledertaſche die wichtigſten Geheimniſſe birgt. Beſonders verehrt aber iſt er von dem weiblichen Geſchlecht, das die Natur mit einem beſonderen Maß von Neugierde begabt hat. Daß auch die Kleinſten davon nicht frei ſind, zeigt uns das Bild. „Nichts für uns?“ fragt die Kleine und kann's gar nicht begreifen, daß von all den Briefen und Paketen, die er ins Amtshaus trägt, nichts, aber auch gar nichts für ſie, oder beſſer für die Ihrigen beſtimmt ſei. Denn, daß ſie die Frage im eigenen Auftrag ſtellt, iſt kaum anzunehmen. Vermutlich harrt drinnen im Haus ein älteres Schweſterlein voll Ungeduld deſſen, was ihr die Kleine bringen wird Und es iſt nichts, wieder nichts, dem alten Poſtboten thut's ſelbſt leid, aber es bleibt dabei, da hilft kein Schmeicheln noch Schmollen. Wie wird die ältere Schweſter ſich grämen, wenn das Kind mit der Trauerbotſchaft zurückkehrt: Nichts für uns! — Das iſt ſo eine Vermutung, wie ſie ſich tauſendfach an das hübſche Genrebild des bekannten Düſſeldorfer Künſtlers knüpft.

Die Geſchichte von Herrn Wilibald und dem Froſinchen.

Von

Paul Heyſe.

(Schluß.)

Im Nu war er an der Treppe.

„Was haben Sie, Kind? Was iſt geſchehen?“ rief er hinunter.

„O bitte, Herr Wilibald, kommen Sie, ich bin zu Tod erſchrocken — bringen Sie das Licht mit — O mein Gott!“

Er ſtürzte die Stufen hinunter, der Luftzug wehte ihm die Kerze aus, unten im dunkeln Hausgang ſtand das Mädchen; wie totenbleich ſie war, konnte er nicht erkennen, aber ihre Hand, die ſich wie Schutz ſuchend nach ihm ausſtreckte, zitterte wie in Fieberhitze.

„Um Gottes willen, was iſt Ihnen begegnet?“ flüſterte er. „Haben Sie ein Geſpenſt geſehen?“

Statt aller Antwort zog ſie ihn fort nach einer Thür, die halb offen ſtand. Aber ſie trat nicht über die Schwelle. „Da, da!“ hauchte ſie und wies mit der zitternden Hand nach dem offenen Fenſter, durch das von der Straßenlaterne ein ſchwacher Lichtſchein fiel. Neben dem Fenſter ſtand der Großvaterſtuhl des Alten, in welchem, ſeit die geſchwollenen Füße ihm das Herumſchlurfen ſelbſt im Hauſe zur Qual machten, der graue Sünder trinkend und ſtöhnend, fluchend und auf Gott und Menſchen läſternd ſeinen Tag verbrachte. Er war ſchon lange nicht mehr in ſein Bett gekommen, da im Liegen ihm das Atmen noch größere Not machte. Auch jetzt ſaß er da, die Kniee mit einer groben Pferdedecke umwickelt, den Kopf aber, mit offenem Munde und halbgeſchloſſenen Augen, aus denen nur das Weiße vorſchimmerte, gegen die Lehne des alten Großvaterſtuhls zurückgeſunken, die Hände mit ausgeſpreizten Fingern von ſich geſtreckt, auf den Armlehnen ruhend. Auf ſeinem Schoß aber, den kleinen lockigen Kopf an die eingeſunkene Bruſt des Großvaters gedrückt, lag ſein Enkelkind, in einem dünnen Nachtröckchen, aus dem die bloßen Beinchen hervorkamen, ein angebiſſenes Stück Brot in der kleinen Fauſt, ſchlafend, aber im Schlummer leiſe zitternd, da ihn die eiſige Nachtluft überſchauerte.

Nur einen Augenblick ſtand Herr Wilibald, vom Schrecken übermannt, regungslos vor der unheimlichen Gruppe. Dann beugte er ſich über das ſchlafende Knäbchen, hob es ſorglich von ſeinem kalten Sitz und drückte es gegen ſeine Bruſt.

„Raſch eine Decke!“ raunte er dem Mädchen zu, die ſich jetzt ebenfalls hereingewagt hatte und mit leiſem Jammern hinter ihm ſtand. „Er iſt kalt wie ein Froſch. Noch eine halbe Stunde, und Gott weiß, ob ihm noch einmal die Augen aufgetaut wären.“

Sie lief nach dem kleinen Bett, das im Winkel des kahlen, verwahrloſten Zimmers ſtand, und holte eilig die wollene Decke, unter der das Kind zu liegen pflegte. „So, armer Schelm!“ ſagte der kleine Mann, indem er die weiche Hülle um die erſtarrten Gliederchen wickelte, „nun wirſt du beſſer ſchlafen. Das gottſträfliche Ding, die Loni! Um nur wegzukommen zu ihrem leichtfertigen Pläſir, hat ſie das Bübchen vorzeitig zu Bette gebracht — da ſehen Sie, ſein Stück Brot hat er kaum angebiſſen — und wie es ganz finſter wurde und der alte Mann zu röcheln anfing — denn es iſt kein Zweifel, der Schlag hat ihn ſchon vor einer Stunde getroffen — da hat's der Kleine vor Angſt nicht länger im Bett ausgehalten, iſt herausgekrochen und dem Großpapa auf den Schoß, daß der mit ihm plaudern ſollte, und wie er keine Antwort bekam, hat er ſich endlich frierend und hungernd in Schlaf geweint. Sehen Sie, wie ihm die blanken Tropfen noch an den Wimpern hängen, halb zu Eis erſtarrt! Armes verwaiſtes Menſchenkind! Du ſollſt dich nie wieder ſo jämmerlich verlaſſen fühlen!“

Er hielt den eingewickelten Knaben feſt an ſich gedrückt und küßte ihm die bläulich überhauchten Wangen. Das Kind regte ſich ein wenig, hielt aber die Augen noch feſt geſchloſſen.

„O, Herr Wilibald,“ flüſterte das Mädchen, „iſt der alte Mann denn wirklich tot?“

„Soviel ich mich darauf verſtehe, wird er aus der Flaſche dort auf dem Fenſterſims nie mehr einen Tropfen trinken. Aber Sie erinnern mich mit Recht, liebes Kind. Es wäre zwar für niemand ein Glück und für ihn ſelbſt das größte Unglück, wenn er noch einmal aufwachte und noch eine Henkersfriſt zu überſtehen hätte. Indeſſen muß ich doch einen Arzt holen. Wir bekämen ſonſt Geſchichten mit der Polizei. Da, nehmen Sie unſer Kind und tragen es hinauf und bringen es droben zu Bett. In meinem Vorderzimmer iſt geheizt; ich dachte Ihnen heut abend etwas vorzuſpielen, ‚Vom Himmel hoch, da komm' ich her‘, und andere ſchöne Weihnachtslieder. Damit iſt's nun nichts. Aber die Stube iſt warm und auf dem Sofa drinnen kann der Hanſel ſchlafen, wir ſtellen ein paar Stühle vor. Armer Schelm! Nun iſt er heut um ſeine Beſcherung gekommen. Denn wenn er auch noch zu jung iſt, um die Feierlichkeit des Todes zu verſtehen, und von dem Großpapa nicht viel Zärtlichkeit erlebt hat, — in einem Haus, wo eben ein Menſch den letzten Seufzer ausgehaucht hat, kann man doch keinen Weihnachtsbaum anzünden und Schaukelpferde in

Galopp ſetzen. Wenn der Alte begraben iſt, holen wir's nach. Sollte das Kind aufwachen, ſo können Sie ihm erſt eine Taſſe Thee geben und dann einen Apfel und einen Pfefferkuchen, damit er wenigſtens weiß, daß auch für ihn Heiligabend iſt. Aber erſt zu Bett, geſchwind! Soll ich Ihnen helfen?"

„Aber Herr Wilibald! Wie oft hab' ich ihn die Treppe hinaufgetragen! Sehen Sie, er bekommt ſchon wieder ein bißchen Farbe. Soll ich ihn aber nicht lieber gleich in mein Bett legen?"

„Sie werden die Güte haben, Fräulein Eufroſine, pünktlich nach meinen Anordnungen zu verfahren. Ihre Schwelle, wiſſen Sie wohl, darf ich nicht betreten, wenn auch unſer neuer Hausherr, den Sie da im Arm halten, Ihnen darum nicht kündigen würde, wie ſein Vorgänger und Vorfahr, wenn Sie jetzt Herrenbeſuche empfingen. Ich muß aber durchaus in der Lage ſein, im Wachen und Schlafen nach ihm zu ſehen, und will mich in dieſer Pflicht nicht genieren laſſen, wenn ich Ihnen auch für eine freundliche Unterſtützung dabei dankbar ſein werde. Jetzt vor allen Dingen — aber da hör' ich die ungetreue Dienerin ſich ins Haus einſchleichen, die ſoll nun nach dem Doktor ſpringen, während ich unten Wache halte und Sie oben für die Nachtruhe des jungen Herrn ſorgen. Sputen Sie ſich, liebes Froſinchen. Sie finden alles zum Thee Nötige auf meinem Tiſche."

Damit trieb er das Mädchen hinaus und ging der Magd entgegen, der ihr böſes Gewiſſen geraten hatte, ſich, ſo heimlich ſie konnte, in ihre Kammer zu flüchten.

* * *

Nach einer halben Stunde ſtieg Herr Wilibald die Hühnerſtiege, wie er ſie nannte, wieder hinauf und trat, auf den Zehen gehend, um das Kind nicht zu wecken, in ſein Stübchen, jenes, das Froſinchens Zimmer gegenüber lag, und in welchem man ſich zwiſchen dem Bett, dem Kleiderſchrank und Schreibtiſch kaum herumdrehen konnte. Er fand die junge Nachbarin, die noch immer blaß ausſah und einen Schimmer von Feuchte um die Augen hatte, an ſeinem Arbeitstiſche, der heute abgeräumt war, mit dem Theemachen beſchäftigt. „Er ſchläft noch immer?" fragte er. — Sie nickte bejahend. — „Um ſo beſſer! Unten iſt auch alles ſtill. Der Doktor hat einen Gehirn- oder Herzſchlag konſtatiert. An beiden Hauptſitzen des Lebens war's bei dem Alten nicht mehr richtig. Wir haben ihn dann auf ſein Bette getragen, da es nicht wohl angeht, ſo rechtwinklig in die Grube zu fahren, und bis morgen, wo die Seelnonne beſtellt wird, iſt nun nichts mehr zu thun. Aber laſſen Sie mich jetzt meinen Jungen ſehen. Es iſt doch Licht drinnen?"

Sie nickte wieder und folgte ihm in das dreifenſtrige Vorderzimmer, wo das Pianino ſtand und die beſſeren Möbel, die noch aus der reichlichen erſten Zeit des Inwohners herſtammten. Zwei ſchmale Büchergeſtelle ſtanden an den Fenſterpfeilern, ein Schränkchen mit Notenheften neben dem Inſtrument. Auch hingen an den Wänden einige nicht ſchlechte Kupferſtiche, Porträts großer Muſiker der klaſſiſchen Zeit, die der „Bach-Anbeter" auf einer Verſteigerung erſtanden hatte und ſehr in Ehren hielt. Ihre Rahmen und das Pianino waren im Winter gewöhnlich beſtaubt, da der Raum ſchwer zu heizen war und Herr Wilibald ſich daher faſt nur in ſeinem Schlafſtübchen aufhielt. Heute aber hatte Froſinchen, nachdem ſie den Knaben auf dem Sofa gebettet, gleich ein wenig nach dem Rechten geſehen, und alles nahm ſich im Handumdrehen hübſcher und ſauberer aus. Die Lampe war hinter das Kopfende des Schlafenden geſtellt, doch war deutlich zu ſehen, daß das runde Geſichtchen wieder in geſunder Röte atmete.

Sie ſtanden beide eine Weile ſtill hinter der Verſchanzung der beiden Stühle und horchten auf den leichten Atem des Schlummernden. Dann ergriff Herr Wilibald die Lampe und beleuchtete vorſichtig von der Seite den Kopf des Kindes.

„Sehen Sie, Froſinchen," flüſterte er, „er hat auch nicht einen Zug vom Großpapa, ſondern ſieht ſeiner guten Mutter gleich. Er wird ſich nie an einem Förſter vergreifen, und wenn er, was ich nicht hoffe, ſich zum Geſchäft des Milchmanns berufen fühlen ſollte, wird er doch nie ſo ſündhaft viel Waſſer in die Milch ſchütten, wie ſein nunmehr in Gott ruhender Ahne leider zu thun pflegte. Ich werde Freude an ihm erleben und nicht ſo einſam aus dieſer Welt gehen, wie ich mir immer mein Schickſal vorgeſtellt hatte."

„Glauben Sie, Herr Wilibald, daß man Ihnen den Hanſel laſſen wird? Es ſoll noch ein Onkel oder Großonkel von ihm leben."

„Der wird froh ſein, wenn jemand die Güte haben will, ihm dieſe Sorge abzunehmen. Sobald der Alte beerdigt iſt, werde ich die nötigen Schritte thun, den Knaben rechtskräftig zu adoptieren. Sie ſcheinen irgend welche Zweifel zu haben, Fräulein Eufroſine, daß ich recht und gut daran thue. Sagen Sie nur friſch von der Leber weg, was Sie dabei Bedenkliches finden."

Er ſtellte die Lampe weg, beugte ſich dann zu dem Knaben hinab und küßte ihn leiſe auf die Stirn. Dann legte er die Hände auf den Rücken und ging ſacht im Zimmer auf und ab, als ob er eine längere Rede des Mädchens erwartete.

Sie ſtand aber ganz ſtill neben dem Sofa und betrachtete das Kind. Und erſt nach einer ganzen Weile ſagte ſie, kaum hörbar: „Er wird einen guten Vater an Ihnen haben. Aber er hat doch keine Mutter."

Herr Wilibald blieb ſtehen.

„Keine Mutter?" ſagte er mit unſicherer Stimme. „Was meinen Sie damit? Die Loni freilich, auch wenn ich ſie behalten wollte nach dem, wie ſie ſich heute aufgeführt hat, — mütterliche Qualitäten beſitzt ſie nur im allergeringſten Maße. Aber Sie, Fräulein Froſinchen, haben Sie nicht bisher bei dem kleinen Burſchen ein bißchen Mutterſtelle vertreten, und könnten Sie Ihre Hand von ihm abziehen, jetzt, da er's noch viel nötiger braucht?"

Wieder ſchwieg ſie eine Weile. Dann beugte ſie ſich auf den kleinen Kopf herab und ſtreichelte ihm ſanft das Haar. „O ich!" – ſtammelte ſie — „ich kann ja nicht im Hauſe bleiben!"

„Warum nicht, Fräulein Froſinchen?"

„Ich — es würde doch — nein wirklich, es würde nicht gehen. Und Sie werden nun gewiß heiraten, ſchon um nicht allein für den Hanſel ſorgen zu müſſen. Da hätten Sie keinen Platz im Hauſe, wenn ich bliebe."

Sie bückte ſich jetzt noch tiefer auf das Bett und ſteckte die Decke feſter, die dem Knaben von der Bruſt gefallen war. Da hörte ſie ihn dicht hinter ſich ſprechen:

„Sind Sie bei Troſt, Kind? Kommen Sie! Sehen

Sie mir einmal ins Geſicht und ſagen Sie mir, ob das Ihr Ernſt iſt. Aber nein, wir wecken ihn auf mit unſerm Schwatzen. Gehen wir ins andere Zimmer. Sie müſſen mir eine Taſſe Thee geben. Ich bin ganz verlechzt. Solch ein Unſinn! Und Sie ſind ſonſt ein ſo kluges Mädchen.“

Er ging auf den Zehen in ſein Schlafſtübchen, und ſie ſchlich mit geſenktem Kopf hinter ihm drein. Aber während ſie ſich mit dem Thee zu ſchaffen machte, trieb ihn ein raſtloſer Geiſt hin und her, in den Flur hinaus, wo im Dunkeln die Lebkuchen und der Tannenbaum dufteten, an die Stiege, wieder ins Zimmer zurück, immer die Hände auf dem Rücken, und auch die Taſſe, die ihm ſeine ſtille Nachbarin eingeſchenkt, berührte er nicht. Obwohl der kleine alte Ofen ausgebrannt war und die Thür nach dem Flur offen ſtand, war ſein nachdenkliches Geſicht tief gerötet, und ein paarmal fuhr er mit dem Tuch über die Stirn.

Sie war auf einen Stuhl neben dem Theetiſchchen geſunken und ſtarrte vor ſich hin.

„Froſinchen,“ ſagte er jetzt und blieb vor ihr ſtehen, „ich habe Ihnen erklärt, daß und weshalb ich nicht heiraten will. Können Sie im Ernſt glauben, was ein Mädchen nicht für meine ſchönen Augen thun möchte, würde ſie jetzt lieber thun, da ich gleich einen vierjährigen Sohn in die Ehe mitbrächte? Aber ich wiederhole Ihnen: Eine, der es überhaupt nur ums Heiraten zu thun wäre –– ſo wenig ich dazu berechtigt bin, mir auf meine perſönlichen Vorzüge etwas einzubilden — eine ſolche zu nehmen, wäre ich zu anſpruchsvoll. Wenn es nicht die beſte wäre — mit der erſten beſten nähme ich nicht vorlieb.“

„Warum ſoll es nicht die beſte ſein?“ kam nun ganz ſchüchtern von ihren Lippen. „Ein Mann, wie Sie, der ſo geſcheit iſt und ſo viel Bildung hat und ſo ein gütiges Herz — jedes Mädchen müßte ja ſtolz ſein —“

„Sie ſcheinen Ihr Geſchlecht nicht zu kennen, Froſinchen. Der windigſte Patron, wenn er ſeine geraden Glieder hat und ein recht verwogenes Lachen unterm Schnurrbart, oder gar in zweierlei Tuch ſteckt, ein nichtsnutziger Schwerenöter, der nichts weiß und kann, als Weibern den Kopf verdrehen, laſſen Sie den ſich neben mich ſtellen, und das beſcheidenſte Mädchen greift blindlings nach ihm und macht mir einen ſpöttiſchen oder mitleidigen Knicks. Sehen Sie, Kind, Sie ſelbſt, die Sie eine der allerbeſten ſind und meine gute Freundin, ſagen Sie ehrlich, wenn man Ihnen zumutete, einen Krüppel, dem die Gaſſenbuben nachlaufen, zum Mann zu nehmen, würden Sie das nicht für eine Beleidigung halten?“

Sie ſchauerte in ſich zuſammen und ſenkte das runde Kinn tiefer auf die Bruſt. „O, ich!“ hauchte ſie wieder, „von mir kann ja überhaupt nicht die Rede ſein.“

„Warum kann von Ihnen nicht die Rede ſein, Froſinchen? Weil Sie ein ſtolzes Mädchen ſind, das ſich lieber hart durchs Leben ſchlagen will, als um Gottes willen einem Krüppel Ihre Hand geben, den Sie zwar achten, aber nicht lieben können? Ich nehme Ihnen das wahrhaftig nicht übel, vielmehr, ich ſchätze Sie nur höher deswegen. Aber ſehen Sie nun wohl, genau ſo wie Ihnen geht es all denen, die ich mir allenfalls zur Frau wünſchen könnte. Und wenn Sie daher nur fortfahren wollen, mir ein wenig gut zu ſein und den Kleinen lieb zu behalten, — daß böſe Zungen darüber ſchwatzen könnten, darf uns nicht kümmern, und ich, ich verſpreche Ihnen feierlich: nie wieder werde ich Ihnen ſo verfängliche Fragen ſtellen. Ich werde es ſtill für mich behalten, daß ich Sie — daß Sie mich unendlich glücklich machen durch Ihre Liebenswürdigkeit, und werde immer beſſer lernen, unſinnige Wünſche zu erſticken, und wenn Sie nur ſo lange es noch mit mir aushalten, bis wir unſern Jungen aus dem Gröbſten heraus haben, daß wir ihn in die Schule ſchicken können, und es findet ſich dann einer, der Ihnen gefällt und Ihrer wert iſt — ich — ich verſichere Sie, ich werde mich aufrichtig zu freuen ſuchen und — aber entſchuldigen Sie — ich glaube, der Hanſel rührt ſich drinnen — ich muß nur einmal —“

Er hatte ſich mit großer Mühe bezwungen, daß ihm die Stimme bei den letzten Worten nicht verſagte, und verließ jetzt eilig das Zimmer. Als er nach einer ziemlich langen Zeit wieder hereintrat, war der Stuhl beim Theetiſch leer, auch im Flur kein Froſinchen zu entdecken und die Thür drüben, die den ganzen Abend offen geblieben war, verſchloſſen.

* * *

Das Holzwerk in dem alten Häuschen war aber nicht ſo dicht gefugt, daß nicht durch die Kammerthür drüben ein ſchmaler Lichtſtreifen in den Flur gedrungen wäre, an welchem Herr Wilibald erkannte, das geflüchtete Mädchen habe gar nicht daran gedacht, zu Bett zu gehen, ſondern dieſen aufregenden, für eine fröhliche Weihnacht ſo wenig geeigneten Geſprächen ſich nur entziehen wollen. Nach dem erſten unmutigen Gefühl ergab er ſich auch darein und fand ihr Betragen heute wie immer ſehr ſchicklich. Was konnte dabei herauskommen, daß ſie nach dieſen ſeltſamen Bekenntniſſen noch zuſammen aufblieben, zumal der Hanſel keine Miene machte, aufzuwachen? Mit ſtiller Reſignation betrachtete er den verfrühten Aufbau, ſah dann wieder nach dem Lichtſtreifen an der Thür, hinter der kein Laut zu hören war, ſeufzte aus ſeiner engen, einſamen Bruſt heraus und begab ſich dann auf den Zehen in ſein Zimmer zurück, das ihm noch eben durch die hausmütterliche Gegenwart ſeiner Nachbarin ſo traulich geworden war und jetzt wieder unwohnlich und nüchtern erſchien. Auch der Thee war kalt geworden. Er trank aber doch die Taſſe langſam aus, ſtarrte ein Weilchen durch die trübe angelaufenen Scheiben in die totenſtille Winternacht hinaus und ſchlich ſich endlich in das Vorderzimmer. Hier, neben dem ruhig ſchlafenden Kinde, überfiel ihn das Bewußtſein ſeiner Hoffnungsloſigkeit mit ſolcher Macht, daß ſelbſt die Nähe des ihm vom Himmel beſcherten lieblichen kleinen Gefährten ihn nicht beſchwichtigen konnte. Seine Seele lechzte nach Muſik. Er öffnete leiſe das Inſtrument, ſetzte ſich davor und begann, ganz ſacht die Taſten berührend, jenes Weihnachtslied zu ſpielen, mit dem er ſo viel lauter und fröhlicher den heiligen Abend zu verherrlichen gedacht hatte.

Als er die ſchöne alte Melodie ein paarmal durchgeſpielt hatte und ſich zufällig umſah, erblickte er das Knäbchen, das aufgewacht war und auf ſeinem Lager aufgerichtet mit großen Augen zu ihm hinhorchte. Geſchwind war er bei ihm, ſetzte ſich auf einen der niederen Stühle und umfing den kleinen Leib mit ſeinen Armen. Das Kind glaubte offenbar noch zu träumen, da es ſich auf einem ungewohnten Lager fand, nicht im Zimmer des Großvaters, ſondern Wärme und Helle ringsum, und nachdem es vollends zu ſich gekommen war und ſich hatte ſagen laſſen, es werde nun immer hier oben bei Onkel Wilibald bleiben, der Großpapa ſei fortgegangen und komme nicht wieder, fragte es mit ſichtbarer Verſtimmung, ob denn Tante Froſinchen nicht komme, die ihm ein Chriſtkind verſprochen habe. — Sie ſei ſchon zu Bett gegangen, da ſie geglaubt, der Hanſel werde heut nicht mehr aufwachen, und das Chriſtkind habe das auch geglaubt, aber noch etwas für den Hanſel zurückgelaſſen, damit er vorläufig was zu naſchen habe. — Darauf holte der Pflegevater einen Pfefferkuchen und einen rotbackigen Apfel — der Lichtſtreifen drüben war noch immer nicht erloſchen — und ſetzte ſich wieder zu dem Knaben, auf ſeine Fragen antwortend und ſich immer daran freuend, wie glücklich die jungen Augen leuchteten, während er ſeinen Schmaus hielt und ſich von den Herrlichkeiten, die ſeiner warteten, erzählen ließ. Herr Wilibald gönnte ſich's eigentlich nicht, dies allein mit anzuſehen. Aber er konnte ſich nicht überwinden, drüben an die Thür zu klopfen, die ſich ihm ſo eigenſinnig verſchloſſen hatte. Auch ſchüttelte er den Kopf, als Hanſel aufſtehen und zu Tante Froſinchen hinüber wollte, redete ihm zu, ein braver Junge zu ſein und ruhig weiter zu ſchlafen, und als die Augen wieder kleiner wurden und der Lockenkopf ſacht auf das Kiſſen zurückſank, fuhr er ihm noch einmal liebkoſend über die Stirn, ergriff die Lampe und verließ damit das Zimmer.

Sein erſter Blick fiel auf etwas Weißes, das nahe an der Schwelle lag: ein beſchriebenes Blatt Papier, wohl von ſeinem Schreibtiſch dorthin verzettelt. Als er es aber, ordentlich wie er war, aufhob und betrachtete, — nein, das war nicht ſeine Schrift, — kleine Buchſtaben einer etwas ungeübten Hand, vier ganze Seiten, unterſchrieben: Eufroſine. Die Lampe zitterte ihm in der Hand, er ſtellte ſie haſtig auf den Tiſch und ſetzte ſich auf den Stuhl, von dem die Briefſchreiberin ſo verſtört aufgeſprungen war. Sie mußte dieſe Epiſtel eben erſt verfaßt und durch die Spalte, die auch an ſeiner Thür nicht fehlte, ihm ins Zimmer geſchoben haben. Aber was hatte ſie ihm zu ſchreiben, das ſie ihm nicht zu ſagen ſich getraute?

Nun las er mit Herzklopfen das Folgende:

„Hochgeehrter Herr Wilibald!

„Verzeihen Sie, daß ich Sie noch ſo ſpät ſchriftlich beläſtige, ich kann aber nicht bis morgen warten und könnte es Ihnen auch dann nicht mündlich ſagen, ich würde kein Wort herausbringen, wenn Sie mich dabei anſähen. Ach Gott, es wird mir ſo ſchwer! Ich dachte, Sie würden es nie zu erfahren brauchen, denn wenn Sie es wiſſen, werden Sie nicht mehr ſo gut von mir denken, wie bisher, und wenn es auch unverdient war, ich war ſo glücklich, wenn Sie mich manchmal Ihre kleine Freundin nannten, aber es war doch unrecht von mir, daß ich Ihre Güte und Freundlichkeit annahm, die ich nicht wert bin, und nun gar, was Sie mir ſoeben geſagt haben, ach, hochgeehrter Herr Wilibald, es hat mich ſo tief beſchämt, denn ſo etwas iſt mir nie im Traum eingefallen, ich habe Sie immer ſo hoch verehrt, ich wunderte mich, wie Sie nur überhaupt mit einer ſo geringen, ungebildeten Perſon ſich unterhalten mochten, auch wenn Sie ſie für viel beſſer hielten, als ſie iſt. Daß Sie nun aber gar daran denken konnten, was Sie mir ſagten und was ich noch immer gar nicht glauben kann, — nein, Herr Wilibald, es hat mich zu tief beſchämt, wenn ich auch weiß, daß es mehr Ihr Mitleid war mit einem einſamen Mädchen, als — Sie wiſſen, was ich meine, und weil der Hanſel doch eine mütterliche Pflege braucht, wenn er ſich auch keinen beſſern Vater wünſchen könnte — aber nein, es iſt ganz unmöglich, Herr Wilibald, und nicht, wie Sie glauben, weil man Sie nicht lieben könnte, das würde ja eine viel Beſſere, Schönere und Geſcheitere als ich thun müſſen, wenn ſie Sie kennte, wie ich, denn Sie ſind ja der Allerbeſte und Gütigſte und haben ſo hohe Gedanken und ſind doch ſo wenig ſtolz, und mir iſt immer, wenn ich mit Ihnen zuſammen bin, als wäre ich ſelbſt ein beſſerer Menſch, und jedenfalls fühlte ich mich ſo glücklich, daß ich kein anderes Glück mir vorſtellen könnte, als es möchte immer ſo bleiben und ich dürfte Ihnen zeigen, wie ſelig ich war, wenn Sie mir nur einmal die Hand gaben und mich freundlich anſchauten. Ach Gott, das wird nun nie wieder ſo ſein. Aber vorher muß es mir vom Herzen. Denn ich will lieber, daß Sie ſchlecht von mir denken, das heißt, ſo wie ich es verdiene, als daß Sie traurig werden, weil Sie glauben, ich wüßte das Glück, das Sie mir vorgehalten, nicht zu ſchätzen und Sie könnten überhaupt ein Mädchen nicht glücklich machen.

„Ach, Herr Wilibald, wie ſoll ich aber anfangen? Sie wiſſen ja, wie traurig ich war die erſte Zeit, als ich hier im Hauſe wohnte, und daß Sie im Scherz ſagten, ich müßte dafür ſorgen, daß ich meinem Namen keine Schande machte, denn eigentlich ſollte ich ja Frohſinnchen heißen. Das hätte nur zu mir gepaßt, ſolange ich noch ein ganz junges Schulkind war und meine gute Frau Pate noch lebte, die reiche Frau Baronin, bei der meine Mutter Kammerfrau geweſen war, bis ſie meinen Vater, den Spenglermeiſter heiratete, und wie ich auf die Welt kam, hielt mich die Frau Baronin über die Taufe, und ich bekam ihren Namen und ein ſchönes Patengeſchenk, und auch hernach ſorgte ſie immer für mich, daß ich hübſche Kleidchen bekam, und als ich gefirmelt wurde, ſchenkte ſie mir die Uhr, die ich noch habe, und ſagte, ſie würde auch ſpäter etwas für mich thun, und dann mußte ſie plötzlich ſterben und nicht lange hernach auch mein guter Papa. Und weil es der Mutter nun hart ging und ſie hatte noch meine drei Geſchwiſter durchzubringen, da bin ich in Dienſt gegangen, kaum fünfzehn Jahre alt, als Kindermädchen, und kam in ein vornehmes Haus, und lernte allerlei, und die gnädige Frau war mit mir zufrieden, und ich wurde eine Bonne, und hatte einen leichten Dienſt. Und wenn der gnädige Herr ſo brav geweſen wäre wie die gnädige Frau, wäre ich vielleicht noch da, aber ſie wurde eiferſüchtig, und ich mußte aus dem Haus, und dann kam ich hierher in die Stadt und trat in das Geſchäft, aber ich hatte ſchwere Zeit und ſchlechten Verdienſt und ſonſt noch — — Sie glaubten, als Sie mich kennen lernten, ich hätte nur den Kummer um meine Mutter, die damals ſo lange krank war, und der ich nichts thun konnte, als ihr meinen halben Wochenlohn ſchicken. Nein, Herr Wilibald, es war etwas viel Schlimmeres. Meine liebe Mutter hat der liebe Gott wieder geſund werden laſſen, mir aber kann ſelbſt der Allmächtige nicht helfen, denn was geſchehen iſt, kann auch der liebe Gott nicht ungeſchehen machen. Und ſo muß es denn heraus: ich habe vor drei Jahren ein Verhältnis gehabt, ich war ein dummes, junges Ding damals, bildete mir was darauf ein, daß die Leute mich hübſch fanden, beſonders Eduard, der noch dazu ein Maler war und es doch verſtehen mußte, und er blieb ja auch auf der Straße ſtehen, als ich 'mal an ihm vorbeiging, und dann ging er mir nach und redete mich an, ob ich ihm nicht zu einem Bilde ſitzen wollte, er müßte die Mutter Gottes malen und hätte kein Geſicht gefunden, das ihm beſſer dazu paßte, und ſo gottloſe Reden mehr. Und ich war ſtolz und einfältig und glaubte ihm alles und kam in ſein Atelier, und weil er ſelbſt ein ſchöner Menſch war und ſehr anſtändig ſchien und zuerſt mich wie eine Prinzeſſin behandelte, war ich auch ganz ſicher, bis ich endlich ſelbſt bis über die Ohren in ihn verliebt war und alle guten Vorſätze und die Ermahnungen meiner armen Mutter vergaß und —

„Nun wiſſen Sie's, Herr Wilibald, und ſo bitterlich ich jetzt weinen muß, weil mir zu Mut iſt, als hätt' ich mein eigenes Todesurteil unterſchrieben, es iſt mir jetzt doch leichter ums Herz, denn ich habe zu ſehr gelitten, weil ich Sie die anderthalb Jahre immer betrogen habe und Sie hielten mich für ein tugendhaftes Mädchen. Ich habe freilich, nachdem er mich verlaſſen hatte, die Sünde abzubüßen verſucht und mir nicht das Kleinſte mehr zu ſchulden kommen laſſen, und wie ich ihm ſpäterhin zufällig wieder begegnet bin, habe ich, obwohl er wieder mit mir anbinden wollte, kein Wort zu ihm geſprochen, ſondern von ihm weggeſchaut, wie von einem häßlichen Tier, denn damals kannte ich Sie ſchon, und ſo ſchön er war, mir kam er abſcheulich vor, und alle Liebe in mir war ausgelöſcht, daß ich nicht einmal begriff, wie ich ihn überhaupt hatte lieb haben können. Aber das hilft alles nichts, den Flecken auf meiner Ehre und auf meinem Gewiſſen wäſcht die Reue und alle Thränen, die ich drum geweint habe, nicht weg; ich kann nie die ehrliche Frau eines Ehrenmannes werden, und wenn ein viel weniger reſpektierlicher Mann um mich anhalten würde als Sie, ich müßte ihm doch die Wahrheit geſtehen, und dann würde er mich ſtehen laſſen, und mit Recht.

„Und nun erflehe ich nur die eine Gnade von Ihnen, hochgeehrter Herr Wilibald, daß Sie mir jedes Wort, was ich da geſchrieben habe, glauben möchten, und wenn es auch mit Ihrem Wohlwollen vorbei ſein muß, daß Sie mich für kein ganz verlorenes Weſen halten, ſondern mir zutrauen, ich würde, ſolang ich noch lebe, nicht vergeſſen, daß ich Sie einmal kennen gelernt habe und immer mich ſo betragen werde, daß Sie es ſehen und gutheißen könnten. Einmal, bald nach meinem Unglück, war ich drauf und dran, ins Waſſer zu gehen. Ich that es aber nicht, weil ich meiner Mutter den Schmerz nicht anthun und meine Hilfe ihr nicht entziehen durfte. Von jetzt an werde ich zu leben verſuchen, um es zu verdienen, daß Sie, hochgeehrter Herr Wilibald, mich einmal Ihre Freundin genannt haben. Ihnen aber wünſche ich das allerbeſte Glück im Leben, wie nur Sie es verdienen und gewiß finden werden, und verbleibe in tiefſter Trauer und Ergebenheit auf ewig Ihre

Eufroſine.“

⁂

Es war totenſtill in dem kleinen Hauſe. Die Magd unten hatte ſich, obwohl ſie ſich ſelbſt angeboten hatte, bei der Leiche zu wachen, in ihre Kammer geſchlichen und war bald eingeſchlafen. Aus dem Vorderzimmer, wo der Hanſel lag, und gegenüber aus Froſinchens Wohnung drang nicht der leiſeſte Ton, und nur zuweilen klirrte ein Fenſterflügel in Herrn Wilibalds Schlafzimmer, wenn der Tauwind, der immer zudringlicher ums Haus ſtrich, an dem loſen Kreuzſtock rüttelte.

Aber der kleine Mann drinnen am Tiſche dachte nicht an Schlafen. Zweimal hatte er den Brief von Anfang bis zu Ende aufmerkſam wieder durchgeleſen, dann faltete er ihn ſorgfältig zuſammen und ſteckte ihn in die neue Brieftaſche, die er lange tiefſinnig betrachtete. Es war ihm wieder ſehr heiß geworden, und er fühlte eine ſeltſame Schwere in den Gliedern. Mühſam ſtand er auf, öffnete einen Flügel des Fenſters und lehnte ſich weit hinaus. Der Mond war ganz von den haſtig ziehenden Wolken verſchlungen worden, aber die weiten Schneeflächen leuchteten feierlich zu ihm herauf. Aus einem der Häuſer drüben, wo man auch ein Fenſter geöffnet hatte, drang ein zweiſtimmiger Geſang, ein ſchlichtes Weihnachtslied, auf einem Klavier begleitet. Das that dem einſamen Lauſcher unſäglich wohl. „Friede auf Erden den Menſchen, die eines guten Willens ſind,“ ſagte er laut vor ſich hin. Dann fing ein Hund an zu bellen, das ſtörte ihm ſeine ſchöne Andacht. Er wäre gern hinausgegangen, nach dem Tier zu ſehen, das wohl vor Froſt und Hunger heulte. Hatte er aber nicht eine nähere Liebespflicht zu erfüllen, wenn er ſich zu den Menſchen rechnen wollte, die guten Willens ſind? Langſam trat er vom Fenſter zurück und zog dann aus ſeinem Tiſchkaſten einen kleinen Raſierſpiegel — einen größeren an der Wand hatte er nie geduldet — und beſchaute ſich darin. „Iſt es möglich!“ ſagte er dabei und ſchüttelte immer noch zweifelhaft den Kopf. „Nun, warum ſollte es nicht möglich ſein? Es geſchehen noch Wunder auf dieſer Erde, und in der Weihnacht ſollte nicht auch an mir einmal eins geſchehen?“

Er legte das Spiegelchen wieder in das Schubfach und ſchritt wohl zwanzigmal das Zimmer auf und ab. Dann blieb er ſtehen, reckte den Kopf ſo gut es ging in die Höhe und ſagte: „Was du thun willſt, Wilibald, thue bald.“ Ganz leiſe öffnete er ſeine Thüre, und richtig, der Lichtſtreifen drüben aus der Kammer ſeiner Nachbarin blinzelte ihn noch immer an. Da trat er feſten Fußes in den Flur hinaus und pochte drüben an.

Ein Geräuſch erſcholl drinnen, wie wenn jemand jählings in die Höhe führe. Doch erſt auf das zweite Klopfen antwortete die wohlbekannte Stimme kaum hörbar: „Herein!“ Da ſah er, eintretend, das Mädchen hoch aufgerichtet am Kopfende ihres ſchmalen Bettes ſtehen, wo die Müdigkeit ſie einen Augenblick übermannt zu haben ſchien. Denn ſie ſtarrte entgeiſtert, wie aus einem Traum aufgeſchreckt, ihm entgegen, die Hände halb flehend, halb abwehrend vor die Bruſt erhoben, die heftig arbeitete. „Um Gottes willen!“ ſagte ſie.

„Verzeihen Sie, daß ich noch bei nachtſchlafender Zeit hier eindringe,“ ſagte er, „aber wirklich, ich könnte keine Ruhe finden, und Sie, wie ich ſehe — was haben Sie mir für einen herzlich guten Brief geſchrieben! Ich muß Ihnen heute noch dafür danken — ein ſolches Weihnachtsgeſchenk — nein, es macht mich ſo glücklich — glauben Sie mir nur —“

Er trat näher und wollte ihre Hände faſſen. Aber ſie drückte ſich wie entſetzt in hilfloſer Angſt gegen das Bett und flüſterte: „O, Herr Wilibald, können Sie mich ſo quälen — Sie waren immer ſo gut zu mir, und doch —“

„Ja, Kind,“ ſagte er, „ich war dir gut vom erſten Tage an, und ſeitdem iſt es immer klarer und wärmer in mir geworden, und dein Brief hat es mir nun vollends verbrieft und beſiegelt, daß ich dich bis an mein Lebensende lieber haben werde, als alle Menſchen. Nein, ſieh mich nicht ſo erſchrocken an, gib mir deine Hände, ich muß das Blut in ihnen fühlen, damit ich glaube, du ſeieſt kein holder Spuk, wie er mir manchmal im Traum erſchienen, ſondern ein geliebtes Menſchenbild in Fleiſch und Bein. Es iſt freilich nicht ganz richtig mit dir. Denn was du da geſchrieben haſt, daß auch du mich ſo lieb haſt, das beweiſt keinen guten Geſchmack. Aber am Ende, wenn du einmal einen ſo verdrehten Kopf haſt und wirklich ich ihn dir verdreht habe — mein eigner Feind müßt' ich ſein, wenn ich nicht in Gottes Namen an dies unverhoffte große Los glauben wollte. Liebes, einziges Kind, ich danke dir tauſendmal, und wenn dir's einmal leid werden ſollte, kannſt du wenigſtens nicht ſagen, daß ich dich mit heimlicher Tücke betrogen hätte, meinen größten Fehler trage ich ja ſichtbar genug zur Schau und wenn du dich heute nicht daran ſtoßen willſt —“

Nun hatte er endlich ihre beiden Hände ergriffen und wollte ſie an ſich ziehen. Aber noch immer ſtarrte ſie mit angſtvollen Augen ihm ins Geſicht. „Haben Sie denn — nicht auch — das andere in meinem Brief geleſen?“ flüſterte ſie, während eine dunkle Glut ihr in die Wangen ſchoß.

„Das andere? Gewiß habe ich den ganzen Brief geleſen, mehr als einmal. Aber gerade, was du das andere nennſt, das hat mich aus all meinen Bedenken erlöſt. Daß du mir das gebeichtet haſt, was du ſo gut hätteſt verſchweigen können, das hat mich vollends überzeugt, was für einen Schatz ich an dir gefunden habe. Wer der Wahrheit ſo tapfer die Ehre gibt, weil ſie ihm ſonſt das Herz abdrücken würde, würde es der übers Herz bringen, mir ein Gefühl zu heucheln, das nicht in ihm lebte, bloß um einen elenden äußeren Vorteil zu erlangen? O, Froſinchen, wie beklage ich dich, daß du in frühen Jahren ſo Trauriges erlebt haſt! Aber es müßte heut nicht der Tag ſein, wo der edelſte und mildeſte Menſchenfreund zur Welt gekommen iſt, wenn ich jene alte Schuld dir anrechnen wollte, ſtatt ſie deiner unerfahrenen Jugend zu gute zu halten. Du ſagſt, du könneſt die Erinnerung daran nie verwinden. Aber geht es mir nicht ebenſo? Muß ich die Erinnerung an die Jugendſünde, daß ich auf den Apfelbaum des Nachbars geſtiegen bin, nicht gleichfalls lebenslang mit mir herumtragen, und noch dazu ſo mit Händen zu greifen?“

„O, Herr Wilibald,“ ſagte ſie in grenzenloſer Verwirrung — „das — wie können Sie das nur vergleichen - ſo was Kindiſches und meine Sünde und Schande — nein, nein, Sie ſagen das nur, damit ich mich nicht ſchämen ſoll, weil Sie ſo barmherzig ſind — aber ich glaub's nicht — Sie können nicht — nie und nimmer —“

„Was ſoll ich nicht können, Froſinchen? Gut von dir denken, obwohl du ein ſchwaches Weib geweſen biſt? Und heut am Heiligabend ſollte ich das nicht übers Herz bringen, dich lieb zu haben, weil auch dich die verbotene Frucht gelockt hat, wie unſere Mutter Eva, und dein reines Empfinden einen unheilbaren Knick bekommen hat, wie mein Rückgrat? Was aber die Welt von uns denken und ſagen mag, darf uns nicht kümmern. Wir werden ihr nötigenfalls antworten, was der heute geborene milde Richter den Phariſäern ſagte, als ſie ihm eine Sünderin vorführten, die ſich weit ſchwerer gegen ein noch heiligeres Gebot vergangen hatte: ‚Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie!‘ Schon um dieſes Wortes willen muß man es den Menſchen zu gute halten, daß ſie ihn vergöttert haben. Nicht wahr, meine geliebte Braut?“

Da ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie umfing den ſtill vor ihr Stehenden mit beiden Armen und drückte ihre Lippen auf ſeinen wie verklärt lächelnden Mund. Als ſie aber nach dem erſten Taumel des Findens und Feſthaltens wieder zu Atem kamen, ergriff ſie ſeine Hand und ſagte mit einem reizenden Erröten:

„Kommen Sie! Wir müſſen unſerm Sohn noch gute Nacht ſagen. Ich gelobe es Ihnen, ich will ihm eine gute Mutter ſein.“

„Ich weiß es,“ erwiderte er, ihre Hand leiſe ſtreichelnd, „aber auch eine ſtrenge, hoff' ich, — ſo oft er ſich beikommen läßt, auf fremde Apfelbäume zu ſteigen.“

Aus der Pariſer Schreckenszeit.

Von

Franz Walter.

I. Maximilian Robespierre.

Gegenüber dem Einſchnitt, den die Rue St. Florentin in die Rue St. Honoré macht, an der Südſeite der letztgenannten großen Straße, lag vor hundert Jahren ein ausgedehnter Komplex verſchieden geſtellter Häuſer, die bis zur Einziehung der geiſtlichen Güter Eigentum des Nonnenkloſters de la Conception geweſen und für Rechnung desſelben vermietet waren. Zu den unſcheinbarſten dieſer Gebäude gehörte Nr. 366, welches ein wohlhabender und angeſehener Pariſer Bürger, der Bautiſchler und Hausbeſitzer Maurice Duplay (nach anderer Schreibart Dupleix) im Mai 1787 für die Summe von 1800 Franken jährlich und ein „Geſchenk von 244 Franken“ gemietet hatte. Der Vorderteil des im Geviert aufgeführten Hauſes beſtand aus zwei Stockwerken, welche auf die Straße St. Honoré ſahen und in Aftermiete vergeben waren; der erſte Stock enthielt vier Fenſter, — das Erdgeſchoß einen Goldſchmiedladen und eine Reſtauration, welche durch ein in den Hof führendes Thor getrennt waren. Der Hof war auf beiden Seiten von Schuppen eingefaßt, deren einer von Herrn Duplay als Werkſtatt, der andere als Scheuer zur Aufbewahrung ſeiner Holzvorräte benutzt wurde.

In dem von einem Gärtchen begrenzten Hintergebäude lebte die Familie, welche ſich aus Vater, Mutter, drei erwachſenen Töchtern, einem ſiebzehnjährigen Neffen und dem noch im Knabenalter ſtehenden Sohne zuſammenſetzte. Die Hauseinrichtung war die bei wohlhabenden Pariſer Bürgern jener Zeit herkömmliche: zur ebenen Erde Speiſezimmer, Salon und Arbeitszimmer der Kinder, im erſten Stock drei Schlafzimmer und eine größere, an der Treppe belegene Stube, die einem Hausfreunde abgetreten worden war, einem der Familie eng befreundeten anſpruchsloſen Manne von unvergleichlicher Regelmäßigkeit der Lebensführung und immer gleicher Liebenswürdigkeit gegen die Hausgenoſſen, deren Mahlzeiten und Erholungsſtunden er zu teilen pflegte.

Meiſter Duplay und ſeine Familie ſtanden in allgemeiner und verdienter Achtung. Er hatte es durch Fleiß und Sparſamkeit vom vermögensloſen Geſellen zum ſelbſtändigen Unternehmer, Beſitzer dreier Miethäuſer und Herrn eines Einkommens von 15000 Franken jährlich gebracht, mehrere Jahre lang von ſeinen Renten gelebt und ſein Gewerbe erſt wieder aufgenommen, als die Stürme der Revolution die regelmäßige Vermietung ſeiner Häuſer zu ſtören begonnen hatten. Frau Duplay war eine lebhafte energiſche Frau, die ihr Hausweſen muſterhaft führte, mannigfache Bildungsintereſſen beſaß, ihren Töchtern eine über ihren Stand hinausgehende Erziehung gegeben und ſich zum Mittelpunkte eines Kreiſes gemacht hatte, welchem mehrere der angeſehenſten Mitglieder des Konvents (der allmächtigen republikaniſchen Deputiertenverſammlung) angehörten. Wenn man ſich abends nach fleißig gethaner Arbeit bei einem beſcheidenen, aber trefflich bereiteten Mahl erholt hatte, wurden die Künſte der Deklamation, des Geſangs und des Klavierſpiels geübt. Man las mit verteilten Rollen Racineſche oder Corneilleſche Trauerſpiele, oder man bat den allezeit gefälligen, durch ungewöhnliches Deklamationstalent ausgezeichneten Haus- und Tiſchgenoſſen um den Vortrag eines ſeiner Lieblingsſtücke. Die jungen Damen, Eleonore, Victoire und Eliſabeth, wußten das „Clavecin“ mit vielem Geſchick zu ſpielen und zwei ſtimmbegabte junge Freunde des Hauſes zum Geſang zu begleiten. Gab es im Theater eine beſonders bemerkenswerte Vorſtellung, ſo beſuchten Mitglieder und Freunde der Familie dieſelbe gemeinſam — an Feſt- und Feiertagen wurde auch wohl eine beſcheidene Landpartie, oder ein abendlicher Spaziergang in die benachbarten Champs Elyſées unternommen. Vollends als die jüngſte Tochter des Hauſes Eliſabeth den ſchwärmeriſch geliebten Tenoriſten dieſes Kreiſes heiratete, die älteſte, Eleonore, um dieſelbe Zeit dem verehrten Hausfreunde verlobt wurde, ſchien das beſcheidene Hinterhaus der Rue St. Honoré der Sitz einer Zufriedenheit geworden zu ſein, die nichts mehr zu wünſchen übrig ließ. Kein Wunder, daß Nachbarn, Bekannte und unabhängige Beobachter übereinſtimmend bezeugten, daß es auf der Welt nichts Glücklicheres, Friedlicheres und Achtungswürdigeres gebe, als die Familie Duplay und den um dieſelbe verſammelten Freundeskreis.

Und dieſes Idyll hatte ſich in einer Zeit aufgebaut, die zu den entſetzlichſten gehörte, die jemals in der franzöſiſchen Hauptſtadt erlebt worden! Die ſeit dem Untergang der Girondiſtenpartei eingebrochene Schreckensherrſchaft war während des Jahres II der einen und unteilbaren Republik (22. September 1793 bis 22. September 1794) auf ihre äußerſte Spitze getrieben, der Boden der Stadt Paris im buchſtäblichſten Sinne des Wortes von Menſchenblut aufgeweicht, die Guillotine vom Grèveplatze an die ſogen. Barrière renverſée verlegt worden, weil ihre Abflüſſe die Plätze und Straßen des urſprünglichen Standortes zu verpeſten begonnen hatten. Mit einer Unumſchränktheit, wie kein franzöſiſcher Monarch ſie jemals geübt, herrſchten die beiden vom Nationalkonvente eingeſetzten Ausſchüſſe (Comités) der öffentlichen Wohlfahrt und der öffentlichen Sicherheit über Leben und Eigentum der Bürger der Republik. Das am 10. März 1793 (ſechs Wochen nach der Hinrichtung Ludwigs XVI.) eingeſetzte Revolutionstribunal war zum willenloſen Werkzeug der Machthaber herabgeſunken, deren Verhaftungs- und Anklagebefehle mittelbar Todesurteile bedeuteten. Die Präſidenten und Richter dieſes fürchterlichen Gerichtes (Hermann Dumas, Dobſent, Coffinhal u. ſ. w.) folgten den ihnen von höchſter Stelle erteilten Weiſungen ebenſo unbedingt, wie der öffentliche Ankläger, Fouquier-Tinville, ein roher und gemeiner Scherge des Deſpotismus, der die Qualen ſeiner Schlachtopfer durch plumpe Späſſe zu ſteigern pflegte und an ſeinem Gehilfen Lindiot einen würdigen Genoſſen beſaß. Die Mitglieder der Geſchworenenbank waren Jakobiner, denen jeder der „Kontrerevolution“ Verdächtige einen Angeklagten, jeder Angeklagte einen Schuldigen bedeutete. Unterſuchungen, deren ſachgemäße Durchführung Wochen in Anſpruch genommen hätte, wurden in kurzen Tagesſitzungen erledigt, dann auf Stunden und ſchließlich auf Minuten verkürzt. Nach Vorſchrift des berüchtigten Geſetzes vom 22. Prairial ſollten politiſche Prozeſſe nur in Ausnahmefällen länger als drei Tage dauern, Zeugen und Beweisführungen aber entbehrlich ſein, „ſobald das Gewiſſen der durch ihre Vaterlandsliebe aufgeklärten Richter und Geſchworenen von der Schuld der Angeklagten gehörig überzeugt worden.“ Prieſter, die ſich der Deportation entzogen hatten, zurückgekehrte Emigranten, Aufkäufer von Lebensmitteln, Spekulanten, die mit Papiergeld (Aſſignaten) handelten, ſollten nach dem Konventsbeſchluß vom 18. März 1793 ohne weiteres des Todes ſchuldig ſein und vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ergreifung hingerichtet werden, Maſſenverhaftungen ſog. Verdächtiger Platz greifen, ſobald die Umſtände es erforderten. — Für verdächtig aber galt ſchließlich jeder, der nicht ein (von dem jakobiniſchen Sicherheitsausſchuß ſeines Bezirks ausgeſtelltes) Zeugnis über ſeine Bürgertugend beibringen konnte. Anſpruchsvolle Kleidung, Abweichung von dem üblich gewordenen Duzen und der Anrede „Bürger“, Ausdruck der Teilnahme für das Los Verhafteter oder Unzufriedenheit mit den herrſchenden Umſtänden wurden ohne weiteres als Zeichen unpatriotiſcher Geſinnung behandelt; — Furcht, Kopfloſigkeit und Niedertracht aber führten zu einer Verdächtigungs- und Denunziationswut, wie ſie niemals vorher oder nachher in der Welt erlebt worden iſt. Nach Erlaß des Geſetzes über die Lebensmittel konnte der bloße Beſitz unangemeldet gebliebener Warenvorräte zu Anklagen auf Hochverrat Veranlaſſung geben, — des todeswürdigen Verbrechens des Verſteckens Verdächtiger gar nicht zu gedenken. Die verfaſſungsmäßige Preßfreiheit war ſo vollſtändig in ihr Gegenteil verwandelt worden, daß der Herausgeber des amtlichen „Moniteur“ den Machthabern demütige Entſchuldigungen unterbreiten mußte, wenn er Reden ihrer parlamentariſchen Gegner mit einiger Ausführlichkeit zum Abdruck gebracht hatte. — Die Verletzung des Briefgeheimniſſes war von der Ausnahme zur Regel, das Theater aus einer Kunſtanſtalt zur Magd der herrſchenden Partei geworden. Sämtliche Mitglieder des Théâtre français ſaßen als angebliche Ariſtokraten im Kerker, dem Théâtre Montanſier drohte polizeiliche Schließung, weil es das harmloſe Stück „Pamela“ zu geben gewagt hatte, weltbekannte Tragödien wie Voltaires „Mahomet“[1], desſelben Verfaſſers „Brutus“, Chéniers „Timoleon“, ſelbſt das vielgerühmte republikaniſche Tendenzſtück „Cajus Gracchus“ durften wegen ihres „gemäßigten“ oder antirevolutionären Charakters nicht gegeben werden.

Die Zahl der Pariſer politiſchen Gefangenen hatte bereits zu Ende des Jahres 1793 8000 betragen, ſie ſtieg in der Folge auf 11000 und führte zu einer Verdoppelung der Zahl der hauptſtädtiſchen Gefängniſſe, deren ſchließlich achtundzwanzig gezählt wurden. In demſelben Tempo nahmen die Hinrichtungen zu: in den beiden letzten Monaten des Jahres 1793 betrug die Zahl der Opfer der Guillotine 120, während der drei folgenden Monate 332, vom 10. März bis 10. Juni (1794) bereits 1269 und während der nächſten vierzig Tage mehr als 1400. Alltäglich bewegte ſich während des frühen Morgens — zuweilen auch während der Nachmittagsſtunden — eine lange Reihe von Gendarmen und Polizeiwächtern begleiteter elender Karren an dem friedlichen Hauſe der Rue St. Honoré vorüber, um ihre allen Altern, Geſchlechtern und Ständen angehörigen Inſaſſen dem Schafott zu überliefern, über das ein heimlicher Anhänger des Königtums und der alten Ordnung, der Oberſcharfrichter Sanſon, das Kommando führte. Die Zahl der Opfer ſtieg auf ſiebenundſechzig an einem Tage. — Der Mann aber, den Paris und Frankreich für dieſe im Namen der Freiheit und Gleichheit verübten Greuel in erſter Reihe verantwortlich machten, — der Mann, bei deſſen Namen Royaliſten, gemäßigte und ausſchweifende Republikaner gleich widerſtandslos erblaßten, war der ſanfte, liebenswürdige und gefühlvolle Freund und Genoſſe des friedlichen Duplayſchen Hauſes, der Abgeordnete und Teilnehmer des Wohlfahrtsausſchuſſes, Maximilian Robespierre.

Es hat nicht fehlen können, daß einem Manne, der fünf Jahre lang auf dem Vordergrunde der franzöſiſchen Staatsbühne geſtanden, ungezählte biographiſche und geſchichtliche Monumente, — hier Schand-, dort Ehrenſäulen errichtet worden ſind. Vollſtändig iſt das pſychologiſche Rätſel, das ſich an den Namen Robespierre knüpft, indeſſen niemals gelöſt, ja nicht einmal mit Sicherheit feſtgeſtellt worden, was der gefürchtetſte Mann ſeiner Zeit mit dem Schlage beabſichtigt hatte, der ſeinen Sturz herbeiführte. Daß der Urheber der Schreckensherrſchaft der gemeine, gott- und ſittenloſe, halbtolle Wüterich nicht geweſen, zu dem Rachſucht und blinder Haß ſeiner Beſieger ihn machen wollten, wird von den Sachkennern aller Parteien übereinſtimmend anerkannt. Gegner und Anhänger treffen in der Meinung zuſammen, daß Robespierre in ſeinem Privatleben unſträflich, in ſeinem äußeren Auftreten anſtändig und ſchlicht bürgerlich geweſen, daß er von ſeiner Machtſtellung niemals für ſich Vorteil gezogen und daß er von der Erſprießlichkeit ſeines politiſchen Syſtems allen Ernſtes überzeugt geweſen ſei. Mirabeaus Ausſpruch: „Dieſer Menſch glaubt alles, was er ſagt,“ hat einſichtsvollen Zeitgenoſſen ſtets für die treffendſte Charakteriſtik dieſes Fanatikers kalter und dennoch toll gewordener Reflexion gegolten. Napoleon, der zu Robespierres jüngerem Bruder in naher Beziehung geſtanden, hat ſich über den berühmten Schreckensmann ähnlich wie Mirabeau geäußert: „Er war ein Fanatiker, ein Ungeheuer, aber unbeſtechlich und unfähig, aus bloß perſönlichen Rückſichten oder um ſich zu bereichern, andere Leute zu Tode zu bringen. In dieſer Hinſicht kann man ihn einen ehrenhaften Mann nennen.“ Andererſeits ſtellen aber auch die verſtändigen unter Robespierres Verteidigern nicht in Abrede, daß der vieljährige Beherrſcher der öffentlichen Meinung Frankreichs gallig, mißtrauiſch und trotz einer gewiſſen Sentimentalität kalt und gemütlos geweſen, daß ſein pedantiſches, halb ſchüchternes, halb hochmütiges Weſen jeder Anziehungskraft entbehrt, ſeine hinterhaltige Verdroſſenheit dagegen Abneigung eingeflößt habe, und daß die phraſenhaft geſchraubte, weitſchweifige und ſchulmeiſterhafte Art ſeines Vortrages jeden Vergleich mit der genialen Beredſamkeit Mirabeaus, der Wucht Dantons und dem idealen Schwung des Girondiſten Vergniaud ausſchließe. Endlich ſtimmen die Zeugniſſe der Zeitgenoſſen darin überein, daß der nervenſchwache, vor jeder phyſiſchen Gefahr zurückſchaudernde Feigling ein „Rieſe des Willens“ geweſen ſei und daß ihm Charakterſtärke und Kühnheit der Entſchließungen in einem Grad zu Gebote geſtanden, deſſen keiner ſeiner Nebenbuhler ſich habe rühmen dürfen.

---

[1] Voltaires berühmter, von Goethe ins Deutſche überſetzter Mahomet war wegen der Verſe

„Exterminez grands dieux de la terre, où nous sommes
Qui quonque avec plaisir répand le sang des hommes.“

verpönt worden.

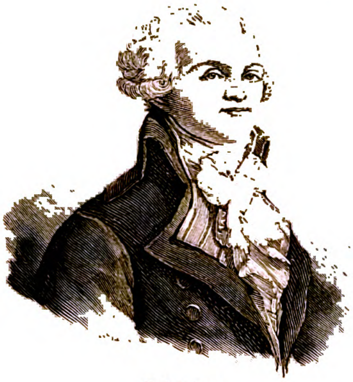
An dieſen von den verſchiedenſten Seiten verbürgten und beſtätigten Zeugniſſen zu rütteln, erſcheint heut zutage kaum mehr möglich. Schade nur, daß dieſelben die Löſung des uns vorliegenden Rätſels eher erſchweren als erleichtern. Wie iſt es zu erklären, daß ein Mann, dem jede perſönliche Anziehungskraft und jedes eigentliche redneriſche Talent gefehlt haben, im Parlamente wie im Klub und in der Maſſenverſammlung rhetoriſche Erfolge erzielte, die ſich fünf Jahre lang beſtändig ſteigerten und in ihrer Wirkung diejenigen aller Mitbewerber aus dem Felde ſchlugen? Wie iſt ferner zu erklären, daß der pedantiſche, gallige und gezierte Hypochonder den Perſonen ſeiner nächſten Umgebung für einen Ausbund von Liebenswürdigkeit und Güte galt und daß er die Maſſen dauernder an ſich feſſelte, als es der geniale Mirabeau und der bei aller Brutalität impoſante, im Grunde gutmütige Danton vermocht hatten? Wie endlich, daß der düſtere, ungalante Büchermenſch Frauen der verſchiedenſten Alters- und Bildungsſtufen abgöttiſche Verehrung und Zärtlichkeit einflößte? Von den äußeren Eigenſchaften, die Weibern zu gefallen oder zu imponieren pflegen, beſaß Robespierre keine einzige. Wenig über dreißig Jahre alt, machte er bereits den Eindruck eines eingetrockneten Hageſtolzes. Von mittlerer Größe, ſchlank und proportioniert gebaut, ſchritt er ſteif wie eine Drahtpuppe, den Kopf zurückgeworfen, Arme und Beine maſchinenartig bewegend, umher. Sein Benehmen war geſucht gravitätiſch, ſein Antlitz nichts weniger als anziehend. Auf den erſten Blick ſah man dieſem Geſicht nichts weiter als Kränklichkeit und innere Unzufriedenheit an, - - näherer Betrachtung aber verriet dasſelbe einen eigentümlich gearteten, außerordentlichen Charakter. Die niedrige Stirn, unter welcher ein Paar grünlicher, gewöhnlich entzündeter und durch eine Schutzbrille verdeckter Augen herausſah, ließ auf Ernſt und Nachdenken, die freie, leicht nach oben gebogene Naſe auf Kraft und ungewöhnliches Selbſtgefühl ſchließen. Die braungelbe Färbung des mageren, durch einzelne Blatternarben verunzierten Geſichts war diejenige eines Leberleidenden. Die feſtgeſchloſſenen Lippen des ſcharfgezeichneten Mundes pflegten bei der geringſten Erregung des nervenſchwachen Mannes konvulſiviſch zu zucken, ihre Bewegung dem geſamten Körper, insbeſondere den Schultern mitteilend und die ſtudierte Würde der Haltung beeinträchtigend. Verſuchten die Züge dieſes mürriſchen Antlitzes zu lächeln, ſo verzerrten ſie ſich zu einer Grimaſſe, die nicht erheiternd, ſondern erſchreckend wirkte. Robespierres Organ war kräftig, aber rauh und unbiegſam, und bereitete ihm Schwierigkeiten, deren er erſt gegen das Ende ſeiner redneriſchen Laufbahn Herr zu werden vermochte. Daß er — namentlich, wenn er von ſich ſelbſt redete, leicht gerührt war und häufig Thränen vergoß, iſt ihm mit Unrecht als Heuchelei ausgelegt worden. Nach Art kalter, vornehmlich mit ſich ſelbſt und ihrem Ideenkreiſe beſchäftigter Menſchen beſaß Robespierre eine ſtark ſentimentale Ader, - - der Ideenkreis aber, in dem er emporgekommen war, ſtempelte ihn trotz entgegengeſetzter Charaktereigenſchaften zum echten Sohn des rührſeligen 18. Jahrhunderts. Robespierres abgöttiſch verehrter Lieblingsſchriftſteller war Rouſſeau, der Geſellſchaftsvertrag ſeine ſozialpolitiſche Bibel, der Wunſch, die unerfüllbaren Forderungen dieſes Buchs mit allen Mitteln durchzuſetzen und die Menſchen mit Gewalt zur Tugend, Einfachheit und ſelbſtloſen Bruderliebe zu bekehren, der Traum ſeines Lebens. Die „neue Heloiſe“ bedeutete ihm das höchſte Ideal der Weiblichkeit, der „Emil“ das oberſte Geſetz für ſeine private Lebensführung — das Pathos endlich, mit welchem Rouſſeau ſeine Lehren von Bürgertugend und Naturwahrheit vortrug, den Inbegriff aller Poeſie.

Robespierres äußere Lebensführung war genau nach dem Rezept des verehrten Meiſters eingerichtet, dem er übrigens nur einmal (im Jahre 1778) perſönlich hatte begegnen dürfen. Wie dieſer war auch ſein Schüler der Meinung, daß der normale Menſch nie mehr als 3000 Franken jährlich ausgeben und zwiſchen Ueberfluß und Aermlichkeit die Mitte halten müſſe. Niemals, auch nicht zu den Zeiten der anerkannten Vorherrſchaft des Sansculottismus, hat Robespierre ein anderes Beinkleid als die Culotte (Kniehoſe) getragen, niemals hat er ſich dazu herbeigelaſſen, dem Pöbelgeſchmack Folge zu leiſten, Haar und Bart ungeſtutzt zu laſſen, eine Joppe anzulegen oder die rote Jakobinermütze aufzuſtülpen. Die „Katzenſauberkeit“, welche ſeine Gegner ihm zum Vorwurf machten, entſprach ſeinen angeborenen Neigungen wie ſeinen Grundſätzen. Er hielt auf tadelloſe Wäſche, wohlgebügeltes Jabot, glattraſiertes Geſicht und blieb dem ſorgfältig gepuderten Haarbeutel unentwegt treu, nachdem derſelbe längſt aus der Mode gekommen war. Nie ſah man ihn anders als in weißer Weſte, blendend weißen Strümpfen und ſauberem hellgelbem Beinkleide. Seine Stutzerhaftigkeit hielt ſich indeſſen innerhalb bürgerlich beſcheidener Grenzen. Der mächtigſte Mann Frankreichs ſchaffte ſich (wie ſeine Biographen berichten) binnen fünf Jahren nur drei Ueberröcke an: ein olivenbraunes Kleid, das er als Mitglied der erſten Ständeverſammlung trug, den geſtreiften Surtout, in dem er während der Jahre ſeiner Zugehörigkeit zum Pariſer Gemeinderat paradierte, und den hiſtoriſch gewordenen lichtblauen Bratenrock, den er ſich zur Feier des dem „höchſten Weſen“ gewidmeten Feſtes angeſchafft hatte und in dem er auch aufs Schafott geführt wurde. Dieſelbe Einfachheit zeigte auch das Zimmer des Duplayſchen Hauſes, in welchem er während der beiden letzten Jahre ſeines Lebens arbeitete und ſchlief. Dieſes Gemach war durch ein einziges, auf die Werkſtätte ſeines Hauswirtes gehendes Fenſter erhellt; das Mobiliar beſtand aus einem einfachen Schreibtiſch, einem halben Dutzend Rohrſtühlen, Bücherſtändern von Tannenholz und einem Bett, deſſen blauſeidene Vorhänge aus einem abgelegten Staatskleide der Frau Duplay gefertigt worden waren. Die Eigenliebe des Inhabers dieſes trotz ihrer Einfachheit anſprechenden und muſterhaft in Ordnung gehaltenen Raumes verriet ſich indeſſen durch zwei Umſtände: die Mehrzahl der an den Wänden aufgeſtellten Bilder und Statuetten waren Porträts des Bewohners und innerhalb der kleinen Bücherſammlung nahmen neben den Werken Corneilles, Racines und Rouſſeaus die eigenen Schriften Robespierres den breiteſten Raum ein. Das geſamte Gemach ſchien (nach der treffenden Bemerkung Bulwers) ſagen zu wollen: „Ihr ſeht, daß ich Geſchmack und Eleganz beſitze — deſto größer iſt mein Verdienſt, wenn ich jeden Prunk verſchmähe.“

Robespierres Lebensführung entſprach ſeinem Sinne für Regelmäßigkeit, Gleichförmigkeit und bürgerliche Wohlanſtändigkeit in allen Stücken. Außerhalb des Konvents, der Sitzungszimmer des Wohlfahrtsausſchuſſes und des Jakobinerklubs war er nur höchſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit zu ſehen. Die Mehrzahl der ihm zugehenden Einladungen lehnte er ab, das Schauſpielhaus beſuchte der leidenſchaftliche Theaterfreund nur höchſt ſelten, weil er gewohnt war, nach den zwei im Speiſe- und Beſuchszimmer ſeines Hauswirts verbrachten abendlichen Erholungsſtunden wenn irgend möglich an den Schreibtiſch zurückzukehren und an dieſem die halbe Nacht zu verbringen; auch wenn er zu ſpäter Stunde von Beratungen heimkehrte, pflegte der Unermüdliche, dabei langſame und pedantiſche Büchermenſch noch bis zum Morgengrauen für ſich zu arbeiten. Auf den Spaziergängen, die er allein oder mit Angehörigen des Duplayſchen Hauſes vor der Abendmahlzeit unternahm, war Robespierre ſtets von der treuen Genoſſin ſeiner Einſamkeit, der großen däniſchen Dogge Brouet, begleitet; nahm er in dem ſeiner Wohnung benachbarten Garten Marboeuf auf einer Ruhebank Platz, ſo hatte er es gern, wenn die daſelbſt ſtationierten tanzenden und ſingenden Savoyardenknaben um ihn ihr Weſen trieben und die ihnen von dem „bon monsieur“ zugeworfenen Sousſtücke auflaſen.

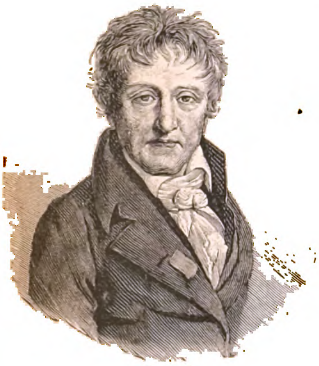
Von den Mitgliedern der Duplayſchen Familie haben zwei, der Vater († 1820) und die jüngſte Tochter, Frau Eliſabeth Lebas, den berühmten Hausgenoſſen um mehrere Jahrzehnte überlebt und dem Andenken desſelben bis in ihr hohes Alter die begeiſtertſte Verehrung und Dankbarkeit bewahrt. Ihren Erzählungen nach iſt der gefürchtete Gewaltherrſcher im Privatleben der anſpruchsloſeſte, bequemſte und lenkſamſte aller Sterblichen, der Liebling der Erwachſenen wie der Kinder und Dienſtboten des Hauſes geweſen. Zu Anfang ſeines Pariſer Aufenthalts hatte Robespierre mit ſeiner Schweſter Charlotte, einem herrſchſüchtigen und leidenſchaftlichen Fräulein von dreißig Jahren, in einer Wohnung der Straße St. Florentin gehauſt und die Ueberſiedelung zu den Duplays (zu Ende des Jahres 1792) erſt zufolge einer Krankheit und auf dringendes Erſuchen der Hausfrau bewerkſtelligt, in dieſem Haus indeſſen ſo viel Freude gefunden, daß er demſelben auch treu blieb, als ſeine unliebenswürdige Schweſter zufolge wiederholter Streitigkeiten mit den Duplayſchen Damen die Rue St. Honoré verließ und ſich mit ihrem jüngeren Bruder, dem Deputierten Auguſtin R., zuſammenthat. Durch Maximilian Robespierres Vermittelung war die Heirat der jüngſten Tochter mit dem Deputierten Lebas zuſtande gekommen, eine große Zahl anderer einflußreicher Männer, wie St. Juſt, Collot d'Herbois, Pomis, Merlin von Thionville u. ſ. w. in die Familie gezogen und der wöchentliche Empfangsabend derſelben zum Sammelplatz politiſcher Berühmtheiten gemacht worden. Die Verlobung Robespierres mit Eleonore Duplay, einem fünfundzwanzigjährigen Mädchen von ernſthafter Gemütsart und ſcharfen Zügen, war außerhalb des nächſten Kreiſes wenig bekannt geworden und wurde als halböffentliches Geheimnis behandelt. Franzöſiſcher Sitte gemäß ſollte das Verhältnis an die Oeffentlichkeit erſt treten, wenn die Heirat feſtgeſetzt werden konnte. Zu einer ſolchen aber war vorläufig noch keine Ausſicht vorhanden, weil der mächtigſte Mann Frankreichs (bürgerlich geſprochen) „nichts war und nichts hatte“. Als Konventsdeputierter bezog Robespierre 18 Franken, als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes fünf Franken täglich, Summen, von denen in einer Zeit unaufhaltſamer Entwertung des Papiergeldes der Aufwand einer Familie nicht beſtritten werden konnte. Gleich hier ſei bemerkt, daß Herrn Duplays präſumtiver Schwiegerſohn bei ſeinem Ableben 50, ſage fünfzig Franken in Aſſignaten, einige noch nicht eingezogene Diätenanweiſungen auf die Staatskaſſe und ſeine Stubeneinrichtung hinterließ. Die Verſteigerung der letzteren brachte 2800 Franken, einen Betrag, der zur Deckung von Duplays mehrjähriger Miete- und Penſionsforderung nicht ausreichte und durch den Verkauf des Bildes vervollſtändigt werden mußte, das der berühmte Maler und Konventsdeputierte David von ſeinem Freunde und Kollegen gefertigt und dieſem zum Geſchenk gemacht hatte.

Obgleich Robespierre von der Duplayſchen Familie auf Händen getragen und als höheres Weſen verehrt wurde, verrieten ſeine äußeren Beziehungen zu derſelben in nichts das Uebergewicht, das der gefürchtete Mann ſeinen Kollegen gegenüber in unerträglichſter Weiſe zur Geltung brachte. In Dingen der Wirtſchaft und des täglichen Lebens unterwarf der gefeierte Volkstribun ſich dem Scepter der Hausfrau ebenſo bedingungslos, wie früher demjenigen ſeiner zänkiſchen Schweſter. Mit dem Hausherrn verkehrte er auf dem Fuße ſo vollſtändiger Gleichheit, daß er ſich niemals Einmiſchungen in Duplays Thätigkeit als Mitglied des Jakobinerklubs und der Geſchworenenbank des Revolutionstribunals geſtattete. Der biedere Tiſchlermeiſter hielt ſtreng auf ſeine Unabhängigkeit, und als Robespierre ihn eines Tages über Tiſch fragte, was er heute im Revolutionstribunal vorgehabt habe, gab der unerſchrockene Republikaner die unwirſche Antwort: „Ich habe dich noch nie gefragt, was ihr im Wohlfahrtsausſchuß treibt“. — Das erſcheint um ſo bemerkenswerter, als Robespierre außerordentlich zurückhaltend, krankhaft empfindlich und den Vertraulichkeiten und ſansculottiſchen Zudringlichkeiten des revolutionären Modetons gründlich abgeneigt war. Immer wieder klagte er über den Schmutz, die rohe Redeweiſe und die gemeinen Manieren der Maſſe ſeiner Anhänger, die ſich ihrerſeits wiederum nur mühſam darüber hinwegſetzten, daß der große Gleichheitsmann und Tonangeber des Jakobinismus ſich der republikaniſchen Sitte des Duzens und der Anrede mit dem Vornamen nur höchſt ungern und erſt nach langem Widerſtande gefügt hatte. Daß Robespierre mit Männern wie dem Sattler Rigeur und dem Buchdrucker Nicolas intimer verkehrte, deren Begleitung auf der Straße und auf einſamen Wegen annahm, galt für eine Ausnahme und beſondere Gunſtbezeigung. So ſtreng wußte der Apoſtel der demokratiſchen Lehre über ſeiner Würde zu wachen, daß von dem verleumderiſchen Gerede, welches Läſtermäuler über ſeine Beziehungen zu Eleonore Duplay (Cornélie Copeau [Hobelſpan], wie ſie bei den Spöttern des Konvents hieß) in Umlauf geſetzt hatten, ſchwerlich auch nur eine Silbe zu ihm gedrungen iſt. Die Strenge der von den Eltern genau beobachteten Landesſitte (welche Brautleute von jeder Vertraulichkeit ausſchließt), der tadelloſe Ruf des jungen Mädchens und Robespierres eigene Grundſätze laſſen es unzweifelhaft erſcheinen, daß Zeitgenoſſen und Hiſtoriker, die dieſes Verhältnis zu verdächtigen verſucht haben, auf durchaus falſcher Fährte geweſen ſind. Robespierre war in der That der ſittenſtrenge Mann, für den er ſich gab, und ſeine Schwäche nur dieſe, daß er ſeine „Tugend“ jedermann aufzwang und dadurch Mißtrauen und Widerſpruch herausforderte. Daß er mit ſeinem Jugendfreunde und Schulgefährten Desmoulins ernſtlich und für längere Zeit verfiel, weil dieſer der jüngſten Duplayſchen Tochter ein leichtfertiges Buch in die Hände gegeben hatte, kann für ebenſo verbürgt gelten, wie ſein Ingrimm über ein gewiſſes cyniſches Wort, das Danton dieſem jungen Mädchen gegenüber gebraucht hatte.

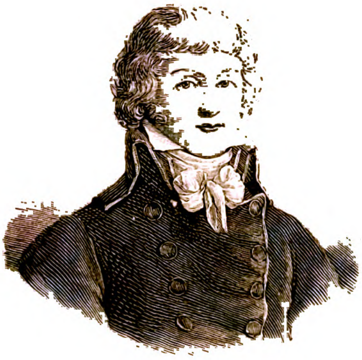


Robespierre.

Zieht man die Summe der vorſtehenden, auf zuverläſſige zeitgenöſſiſche Angaben gegründeten Ausführungen, ſo wird man ſich der Ueberzeugung nicht entziehen können, daß der gefürchtetſte, konſequenteſte und erbarmungsloſeſte Würger des blutigſten Abſchnittes der neueren europäiſchen Geſchichte von der Mehrzahl der mord- und zerſtörungsluſtigen Genoſſen ſeiner Zeit und ſeines Regiments weſentlich verſchieden geweſen iſt: gleich ihnen bei dem wahnwitzigen Unternehmen angelangt, einen beſtimmten politiſchen Zuſtand *gegen* den Willen und Charakter der ungeheuren Mehrheit erzwingen und die Herrſchaft der Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe und republikaniſchen Tugendhaftigkeit auf ein Syſtem blutiger Schrecken und unbeſchränkten Deſpotismus gründen zu wollen, that Maximilian Robespierre aus Prinzip, was die Collot, Tallier und Carrier aus angeborenem Kannibalismus und aus fieberhafter Ueberhitzung frevelten. Denn darüber, daß die Mehrzahl der Schreckensmänner erſt allmählich und durch die furchtbare Erregung der Zeit in einen Taumel verſetzt worden war, den ſie wenige Jahre ſpäter ſelber nicht mehr zu verſtehen vermochten, darüber ſind für *Kenner* der revolutionären Memoirenlitteratur verſchiedene Meinungen nicht möglich. Man braucht nur Bücher wie die Denkwürdigkeiten Barères, Carnots oder die Aufzeichnungen von Wilſon, Lebas zur Hand zu nehmen, um ein für allemal zu wiſſen, was es mit dem anſteckenden Wahnwitz des Jakobinerzeitalters auf ſich gehabt und wie derſelbe Männer bis zur Unkenntlichkeit zu verändern vermocht hat, die vor und nach der Schreckensperiode niemals Mordluſt und Zerſtörungswut gezeigt haben. Lebas' Perſönlichkeit iſt in dieſer Hinſicht beſonders merkwürdig. Dieſer Schwiegerſohn Duplays, der freiwillige Schickſalsgenoſſe Robespierres und Ausführer ſeiner entſetzlichſten Blutbefehle, war ein zärtlicher Sohn, muſterhafter Gatte, ſtreng rechtlicher und höchſt uneigennütziger Advokat, der Vertrauensmann aller Armen und Bedrängten ſeiner Vaterſtadt, kurz, in allen privaten Beziehungen ein Muſter von Güte und Beſcheidenheit; kamen dagegen „Prinzipien“ in Frage, ſo that Philipp Lebas es allen anderen an Unerbittlichkeit zuvor und konnte es ſeiner leidenſchaftlich geliebten jungen Frau zum ſchweren Vorwurf machen, daß ſie ſich zur Fürbitte für verhaftete „Kontrerevolutionäre“ und deren Frauen und Kinder hatte beſtimmen laſſen. Kein Zweifel, daß andere Gewalthaber derſelben Zeit ihre Frevel mit innerer Freude ausübten, daß ſie ihre Opfer abſichtlich quälten, daß ſie die ihnen anvertraute Macht in ſchnödeſter Weiſe zu Erpreſſung und Befriedigung niedriger Gelüſte mißbrauchten, Maſſenmord, Tempelſchänderei und Religionsverſpottung gewerbsmäßig und zu eigener Befriedigung betrieben. Ebenſo unzweifelhaft ſteht aber feſt, daß Robespierre das Gelichter dieſes Schlages haßte und verachtete, daß er mit den Collot d'Herbois, Tallier, Rovère, Lebre, Carrier u. ſ. w. innerlich kaum etwas gemein hatte, und daß es ihm mit ſeiner Begeiſterung für die Gottesidee und den Kultus des höchſten Weſens durchaus ernſt war. In politiſcher wie in religiöſer Beziehung auf dem Boden Rouſſeaus ſtehend, hielt er Atheismus und Materialismus für Auswüchſe ariſtokratiſcher Verbildung, welche in ſeiner Republik der Bürgertugend, Gleichheit und guten Sitte keinen Platz finden ſollten, und welche rückſichtslos ausgerottet werden müßten wie Pfaffentum und Aberglauben. Zu der ſchwerſten der gegen Robespierre erhobenen Anſchuldigungen der *ultra*-revolutionären Partei gehörten ſeine Verteidigung unbeſchränkter Kultusfreiheit, der Schutz, den er verhafteten Prieſtern gewährte, und die Thatſache, daß er noch im Jahre 1794 bei der Taufe eines katholiſchen Kindes die Patenſchaft übernommen hatte. Eines noch ſchwereren Verſtoßes gegen die revolutionäre Intoleranz hatte ſich freilich Danton ſchuldig gemacht, der ein ſtrengkatholiſches Mädchen heiratete, ſich auf Andringen der Mutter desſelben von einem unbeeidigten Prieſter trauen ließ und bei dieſer Gelegenheit das unveränderte katholiſche Glaubensbekenntnis unterſchrieb. — Robespierre wollte den Schrecken nicht um des Schreckens willen, ſondern er ſah in demſelben das einzige Mittel zur Durchführung des Rouſſeauſchen Staatsideals, das ſeiner eigenſinnig beſchränkten Einſicht für die einzige ſittlich gerechtfertigte Geſellſchaftsordnung galt; von jedem der furchtbaren Schläge, die er während der Jahre 1793 und 1794 gegen ſeine Gegner und Nebenbuhler führte, glaubte er, daß er der letzte ſein und daß jenſeits derſelben das Reich des Friedens und der Bruderliebe ſeinen Anfang nehmen werde. Seine furchtbare Schuld lag in dem ſtarren Glauben an *ſein* Syſtem und an *ſeinen* Beruf, dieſes Syſtem gewaltſam durchſetzen zu müſſen, ſein Verbrechen in der Blindheit, mit welcher er die eigene Herrſchſucht mit dem Gebot der Pflicht, die eigene Härte mit ſelbſtloſer Hingabe an ein ihm angeblich zugefallenes, in Wahrheit von ihm gewaltſam ergriffenes Amt verwechſelte. Während er ſchwere, ſeinem „gefühlvollen“ Herzen abgerungene Opfer



Carnot.



St Juſt.

zu bringen wähnte, folgte er in Wirklichkeit nur den Eingebungen einer beſchränkten, durch Eitelkeit, Neid und Dünkel um alles Gleichgewicht gebrachten Herrſchſucht. Der Mann, der im Jahre 1789 gegen die Todesſtrafe geredet, im Jahre 1792 das einträgliche Amt des öffentlichen Anklägers aus überzarter Gewiſſenhaftigkeit niedergelegt hatte, war nach einem weiteren Jahre zum Syſtematiker des „Schreckens“, zum Urheber ungezählter Juſtizmorde und eines ſtrafgerichtlichen Verfahrens geworden, das ſelbſt Männern von der wilden, bluttriefenden Entſchloſſenheit eines Billaud und Fouquier-Tinville Entſetzen einflößte! Und das alles nicht aus angeborener Grauſamkeit, ſondern „um des Prinzips“ willen, in der kühl abgewogenen Meinung und durchgeführten Abſicht, auf ſolche Weiſe das Vaterland zu retten und eine Aera der Glückſeligkeit und des Friedens einzuleiten! Je rückſichtsloſer er dabei vorging, deſto tugendhafter glaubte er zu handeln, für deſto verdienſtlicher hielt er es, um des Gewiſſens willen alles dranzuſetzen — ſelbſt die Liebe ſeiner Mitbürger und den Ruhm der Nachwelt. „Für den gefühlvollen Menſchen,“ ſo ſagte er in ſeiner letzten großen Rede, „kann es nichts Entſetzlicheres geben, als in den Augen derer, die er liebt und verehrt, zum Gegenſtande des Schreckens zu werden! . . . Ich bin ein Sklave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, und ebenſo das Opfer wie der Verfolger des Verbrechens! . . . Nehmt mir mein Gewiſſen und ich bin der unglücklichſte der Menſchen.“

Robespierre war der unglücklichſte der Menſchen, obgleich er ſich von ſeinem Gewiſſen freigeſprochen fühlte und obgleich dieſe Verdunkelung ſeines Gewiſſens bis zu der Stunde anhielt, die ihn auf das Schafott führte. Juſt in dem Augenblick, in welchem er das Werk ſeines Lebens zum Abſchluß zu bringen, ſeinem Herzen das letzte blutige Opfer entriſſen zu haben wähnte, brach dieſes Gebäude zuſammen, um ihn unter ſeinen Trümmern zu begraben. Mit den Worten: „Seid ruhig, ich habe nichts zu fürchten,“ hatte er das friedliche Haus an der Rue St. Honoré am Morgen des 27. Juli 1794 zum letztenmal verlaſſen und als er dasſelbe nach 30 Stunden wiederſah, befand er ſich auf dem Wege zum Blutgerüſt.

Frühling und Sommer des Jahres 1794 gehörten zu den heißeſten, die ſeit längerer Zeit in Paris erlebt worden. Bis zum Abend des 27. Juli ſteigerte ſich die Hitze in ſo unerträglichem Maße, daß Beſchäftigungen während der Tagesſtunden auch denen zur Qual wurden, die ſich von Temperaturſchwankungen unabhängig geglaubt hatten. Erſt am ſpäten Abend des genannten Tages trat zufolge eines heftigen, von ſchweren Regengüſſen begleiteten Gewitters der erſehnte Umſchwung ein. Die Witterung nahm wieder ihre normale Beſchaffenheit an und den Bewohnern der franzöſiſchen Hauptſtadt war wieder freies Aufatmen gegönnt.

Dieſe Naturvorgänge ſchienen Abbilder der Ereigniſſe zu ſein, welche um dieſe Zeit die politiſche Atmoſphäre Frankreichs zu einer unerträglichen gemacht, gleichzeitig aber die rettende Kataſtrophe vorbereitet hatten, welche ſich um die nämliche Stunde, mit der nämlichen Heftigkeit und mit demſelben Erfolge vollzog.

Von den nahezu dreitauſend Hinrichtungen, die Paris während der erſten ſieben Monate des Jahres 1794 hatte anſehen müſſen, iſt bereits die Rede geweſen. Nachdem während des Vorjahres (1793) die Häupter des Königs, der Königin, der Generale Brunet, Houchard, Lamarlière und Biron, zahlreicher namhafter Anhänger des Königtums und ſchließlich der zweiundzwanzig Führer der (republikaniſchen) Girondiſtenpartei gefallen waren, hatten am 5. April (1794) der furchtbare Danton und deſſen Anhänger, acht Tage ſpäter die blutigen Helden der Kommunepartei, der Religionsſchändung und des Vernunftkultus, Hébert, Chaumette, Momord u. ſ. w., zuſamt einer Anzahl ihnen befreundeter Ausländer (darunter zwei Deutſche, der Baron Clootz und der abenteuernde v. d. Trenck) den Gang auf das Schafott antreten müſſen. Der von Robespierre geleitete Wohlfahrtsausſchuß und der unter dem Einfluß desſelben Gewaltherrſchers ſtehende Sicherheitsausſchuß ſchienen nach Beſiegung dieſer Gegner und Nebenbuhler zu alleinigen Herren der Situation geworden zu ſein. Nichtsdeſtoweniger dauerte die erbarmungsloſe Blutarbeit der Guillotine ununterbrochen fort, nahm die Zahl der Opfer derſelben von Woche zu Woche zu und ließ das Reich des Friedens, der Bruderliebe und allgemeinen Wohlfahrt nach wie vor auf ſich warten. Trotz der ſtrengen Geſetze über die Preiſe der Nahrungsmittel und unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe hatte die Teuerung eine noch nicht dageweſene Höhe erreicht; trotz der auf den Aſſignatenhandel geſetzten Todesſtrafe die Entwertung dieſes Papiergeldes unaufhaltſam zugenommen -- trotz des paniſchen Schreckens, der jede Freiheit der Bewegung niederhielt, die politiſche Polizei einen immer größeren Umfang erreicht. Immer wieder ſchwirrten Gerüchte von neuentdeckten Verſchwörungen und bevorſtehenden Staatsſtreichen durch die Luft. Im Konvent ſchien jeder Widerſpruch gegen den Willen der beiden Ausſchüſſe ſeit dem an Dantoniſten und Hébertiſten vollzogenen Strafgerichte verſtummt zu ſein. Es war mit der Verfolgungswut der Mehrheit dieſer Verſammlung ſo weit gekommen, daß den Mitgliedern der Ebene (gemäßigten Partei) Robespierre für einen Gemäßigten und für ihren Beſchützer gegen die eigentlichen Bluthunde des „Berges“ galt. Dieſe Bluthunde aber zitterten bei dem Gedanken, daß der Mann, dem die Pariſer Gemeindebehörden, der Generalſtab der hauptſtädtiſchen Nationalgarde, die Vorſitzenden des Revolutionstribunals und der Jakobinerklub bedingungslos ergeben waren, daß dieſer Mann ihre Köpfe den Gemäßigten zum Sühnopfer anbieten, auf ihren Gräbern mit denſelben Frieden ſchließen könne. Es war öffentliches Geheimnis, daß Robespierre mit Tallien, Fouché, Rovère, Carrier und anderen Urhebern der in den Provinzialſtädten verübten Greuel in offener Fehde lebte, daß die einundſiebzig übriggebliebenen Anhänger der Girondepartei ihm die vorläufige Erhaltung des Lebens zu danken hatten und daß Anklagen wegen Atheismus und Tempelſchänderei mittelbar eine beträchtliche Anzahl radikaler Konventsmitglieder bedrohten.

Eingeweihte aber wußten noch mehr — ſie wußten, daß jeder der beiden anſcheinend ſo einträchtigen Ausſchüſſe in drei Cliquen zerfiel und daß dieſelben einander höchſt mißtrauiſch und ſeit Erlaß des Geſetzes vom 22. Prairial (10. Juni) feindlich gegenüber ſtanden. Es hatte damit die folgende Bewandtnis. Innerhalb des Wohlfahrtsausſchuſſes beſaß Robespierre nur zwei Freunde, auf deren Zuſtimmung er unbedingt zählen konnte, Couthon und St. Juſt. Der erſtere war ein (an dem unteren Teil des Körpers gelähmter) Mann von ſechsunddreißig Jahren, deſſen freundliches Weſen, ſanfte Geſichtszüge und einſchmeichelnde Stimme zu ſeinem Charakter in ſeltſamem Gegenſatz ſtanden. Der anſcheinend von Menſchenliebe und Herzensgüte überſtrömende lahme Couthon gehörte zu den entſchiedenſten Wortführern des Schreckensſyſtems und ſcheute vor keiner Konſequenz desſelben zurück. Noch gewaltthätiger und grauſamer hatte ſich Robespierres nächſter Vertrauter St. Juſt gezeigt, ein kaum fünfundzwanzigjähriger Jüngling, hinter deſſen „engelgleicher“ Schönheit ſich ein kühner, entſchloſſener, aber harter, exzentriſcher und ſanfteren Regungen völlig unzugänglicher Sinn verbarg. Dieſe drei Verbündeten, die man gewöhnlich als die Triumvirn bezeichnete, ſtanden mit ihren Kollegen auf nichts weniger als freundlichem Fuß. Zwei der letzteren wußten ſich von Robespierre wegen ihrer in Lyon und anderen Provinzialſtädten verübten Schandthaten gehaßt, die andern (insbeſondere Carnot und

Lindet) fürchteten die Herrſchſucht des St. Juſt, der ihnen die Leitung der Militärangelegenheiten abzunehmen trachtete. Da das von den „Triumvirn" gegen den Willen ihrer Kollegen durchgebrachte Geſetz vom 22. Prairial, die Zuſtändigkeit des (von Robespierres Einfluß beherrſchten) Revolutionstribunals in das Maßloſe erweitert und die Frage offen gelaſſen hatte, ob nicht auch Konventsmitglieder von demſelben ohne weiteres verhaftet und verurteilt werden dürften, war den Mitgliedern des Wohlfahrtsausſchuſſes ein furchtbarer Verdacht aufgeſtiegen: Sie glaubten vorausſehen zu können, daß Robespierre den Verſuch machen werde, den gegen das Schreckensſyſtem aufgehäuften Haß der Nation auf ihre Häupter abzuladen, um ſich ſodann in aller Form zum Diktator erklären zu laſſen. Aehnliche Befürchtungen waren unter den Mitgliedern des Sicherheitsausſchuſſes aufgetaucht, die Robespierres zunehmenden Einfluß auf die zu ihrem Reſſort gehörige politiſche Polizei um ſo peinlicher empfanden, als ſie dem Publikum gegenüber die Verantwortung für die von den furchtbaren Triumvirn inſcenierten Thaten dieſer Behörde zu tragen hatten. Oeffentlich wagten auch die Männer des Sicherheitsausſchuſſes keine Oppoſition gegen Robespierre; ſie waren zum einen Teil übel berufene Blutmenſchen, zum anderen Teil Feiglinge, die ſich überdies durch zwei ihrer Genoſſen, den berühmten, aber niederträchtigen und rohen Maler David und Lebas (den Schwiegerſohn Duplays und künftigen Schwager Robespierres) auf Schritt und Tritt überwacht wußten.

Die Schwierigkeiten dieſer Lage wurden durch die Beſchaffenheit der damaligen Regierungsmaſchine Frankreichs noch erheblich geſteigert. Wegen der bedrohten Lage des Landes war die Einführung der neuen Verfaſſung vorläufig vertagt und die geſamte Regierungsgewalt auf die beiden Ausſchüſſe, insbeſondere denjenigen der allgemeinen Wohlfahrt übertragen worden.

Nach Abſicht und Vorſchrift des Geſetzes ſollten alle Regierungsangelegenheiten von dem geſamten Ausſchuß beraten, die getroffenen Anordnungen im Namen desſelben erlaſſen und von mindeſtens drei Mitgliedern unterzeichnet werden — thatſächlich hatte ſich indeſſen ein ganz anderes Verfahren herausgebildet. Wegen der ungeheuren Maſſe der täglich zu erledigenden Geſchäfte war eine Arbeitsteilung notwendig geworden, welche die einzelnen Mitglieder zu uneingeſchränkten Beherrſchern der von ihnen übernommenen Verwaltungszweige, die gemeinſame Beratung zur ſeltenen Ausnahme und die Unterzeichnung durch mindeſtens drei Anweſende zur bloßen Formalität gemacht hatte. Die zehn Machthaber verſammelten ſich täglich zweimal, morgens vor Beginn der Konventsſitzung und abends nach Beſchluß derſelben in einem kleinen, grüntapezierten Gemach des dritten Stocks des ſogenannten Pavillon de Flore (in den Tuilerien) — aber nicht ſowohl zur Beratung, als zur Einzelerledigung der Arbeiten, in welche ſie ſich geteilt hatten. An demſelben großen, grün bedeckten Aktentiſche wurden Geſchäfte der verſchiedenſten Art mittels ſchriftlicher Verfügung der einzelnen Mitglieder erledigt, um ſodann den Beamten der fünf anſtoßenden großen Bureaus und deren Kanzleien übergeben zu werden. Hier bearbeitete der frühere Geniekapitän Carnot die Kriegsangelegenheiten und die den Oberkommandos mitzuteilenden Schlacht- und Feldzugspläne, ſein Kollege Lindet die Kommiſſariats- und Verpflegungsgeſchäfte, während der ehemalige Schauſpieler Collot d'Herbois die Korreſpondenz mit den Departementalbehörden und politiſchen Geſellſchaften beſorgte und der wegen ſeiner Arbeitskraft beſonders geſchätzte Barère die auswärtigen Angelegenheiten, das Unterrichtsweſen, die Kunſtanſtalten und die dem Konvent zu erſtattenden Berichte des Ausſchuſſes auf ſeinen Teil nahm. St. Juſt widmete ſich abwechſelnd Fragen der Geſetzgebung und des (ihm nicht zuſtändigen) Militärweſens, — der mächtigſte Mann der geſamten Körperſchaft aber hatte keine Spezialität ergriffen, ſondern ſich die „Fragen der politiſchen Moral, der Philoſophie und der Geſamtpolitik" (les questions d'ensemble), d. h. das in revolutionären Zeiten hochwichtige Gebiet der allgemeinen Redensarten vorbehalten. Außerdem leitete Robespierre in der Stille das gefürchtetſte aller Regierungsinſtrumente, die „hohe" Polizei. Nach einer Bemerkung des in dieſen Dingen durchaus urteilsfähigen und unverdächtigen Barère war der „große Maximilian" zu weſentlich Theoretiker, um als Akten- und Bureaumann Erhebliches leiſten zu können. Dieſen Teil der Arbeit anderen überlaſſen zu können, war ihm um ſo genehmer, als er ſich jeder direkten Verantwortlichkeit, ſoweit immer möglich, entzog, die Mitunterzeichnung von ſeinen Kollegen gefaßter Beſchlüſſe aufs äußerſte vermied und am liebſten in ſeinem Privatarbeitszimmer über den Berichten und Proſkriptionsliſten der politiſchen Polizei brütete. Auf ſeinen Betrieb war dieſer wichtige Verwaltungszweig dem ihm befreundeten früheren Präſidenten des Revolutionstribunals Hermann übergeben worden. Die in Hermanns Bureau eingegangenen Berichte und Denunziationen wurden von Robespierre und deſſen Sekretär, dem General Boulanger, geprüft und, mit entſprechenden Weiſungen verſehen, dem öffentlichen Ankläger übergeben, was mittelbar den Befehl zur Herbeiführung eines Todesurteiles bedeutete. Von dem Umfang dieſer Thätigkeit Robespierres kann man ſich nach den (im übrigen ziemlich unzuverläſſigen) Memoiren La Buſſières, eines der fünfhundert Kanzleibeamten des Wohlfahrtsausſchuſſes, eine ziemlich deutliche Vorſtellung machen. La Buſſière behauptet, im Sommer des Jahres 1794 Hunderte der dortigen Aktenſtücke aus den Kartons von Robespierres Arbeitszimmer entwendet und behufs Rettung von zuſammen 1153 Angeſchuldigten vernichtet zu haben, ohne daß dieſelben vermißt worden wären.

Aus der vorſtehend angedeuteten Art der Geſchäftsbehandlung, dem Mangel gehöriger Abgrenzung der einzelnen Zuſtändigkeiten und dem Umſtande, daß auch die von den einzelnen Mitgliedern allein gefaßten Entſchließungen von den anweſenden Kollegen unterzeichnet werden mußten, erklärt ſich, warum niemals mit Sicherheit hat feſtgeſtellt werden können, wem die Urheberſchaft und Verantwortung für die Blut- und Schreckenserlaſſe des Ausſchuſſes im einzelnen zufällt. Robespierres überlebende Feinde haben alle Schuld auf ihn und ſeine beiden Verbündeten gewälzt und ihre Unterſchriften als kollegiale, unbeſehens erteilte Gefälligkeitsakte behandelt wiſſen wollen, während des vielgehaßten Mannes Verteidiger geltend machen, daß ſeine Unterſchrift unter manchen der ſchlimmſten Anordnungen fehle und daß viele zu ſeinen Gunſten redende Papiere im Intereſſe der wahren Schuldigen beiſeite geſchafft worden ſeien. Wie in dergleichen Fällen herkömmlich, hat ſchließlich niemand an den begangenen Greueln ſchuld ſein wollen, jeder die Verantwortung auf den andern gewälzt und der Schutzmantel der Geſamtverantwortlichkeit allen Beteiligten zum Feigenblatt gedient.

Doch wir kehren zu den Ereigniſſen des Hochſommers 1794 zurück. Seit Erlaß des fürchterlichen Geſetzes vom 22. Prairial (10. Juni) war Robespierre mit der Mehrzahl ſeiner Kollegen ſo vollſtändig zerfallen, daß er den Ausſchußſitzungen wochenlang fern blieb. Ebenſo zeigte der unermüdlichſte der Redner ſich während dieſer Zeit nur höchſt ſelten im Konvent, deſto häufiger aber im Jakobinerklub, den er vollſtändig in ſein Intereſſe zu ziehen wußte. Was Robespierre eigentlich im Schilde geführt, wen er auf das Schafott zu bringen und auf welche Weiſe er ſeine Macht zu einer unbeſchränkten zu machen gedachte, iſt niemals mit Sicherheit feſtgeſtellt worden; St. Juſt war während dieſes Monats atemloſer Spannung wiederholt von Paris abweſend, der dritte Triumvir Couthon aber ging über allgemein gehaltene Anſpielungen darauf, daß Konvent und Ausſchüſſe von einzelnen unreinen Elementen geſäubert werden müßten, nicht hinaus. Verhaftungen, Todesurteile und Hinrichtungen nahmen inzwiſchen in ſo raſendem Tempo zu, daß das große Publikum von Schrecken erſtarrt, und ſelbſt der wilde Pariſer Pöbel des unaufhörlichen Blutvergießens überdrüſſig wurde. Auf die Mitglieder des Konvents wirkte die Unſicherheit darüber, welche Köpfe aus ihrer Mitte von den Triumvirn zunächſt gefordert werden würden, ſo erſchreckend, daß ſich ſchließlich niemand mehr des Lebens ſicher fühlte und daß Robespierres perſönliche Gegner Wohnung und Nachtquartier alltäglich zu wechſeln für notwendig hielten. Von dieſer Allgemeinheit des Schreckens und von Robespierres Nichterſcheinen am grünen Tiſch des Ausſchußberatungszimmers wußten die den Triumvirn feindlichen Mitglieder der beiden Ausſchüſſe Nutzen zu ziehen. Des Rückhalts an ihrem allgemein geachteten Kollegen Carnot (dem Großvater des gegenwärtigen Präſidenten der franzöſiſchen Republik) verſichert, traten Billaud und Collot mit einer Anzahl von Konventsdeputierten in Verbindung, die für Robespierres nächſte Schlachtopfer galten: der vielbelachte aber mutige und entſchloſſene Lecointre, Leonard Bourdon (wegen ſeiner revolutionären Wildheit Leopard Bourdon genannt und ſeines Zeichens Schulmann), der übelbeleumundete Tallien, Fouché (der ſpätere Herzog von Otranto und Polizeiminiſter Napoleons) und Rovère zeigten ſich ohne weiteres bereit, zum Sturze eines Gegners die Hand zu bieten, deſſen Unverſöhnlichkeit ſie ſattſam kannten. Beſtimmte Abmachungen kamen indeſſen noch nicht zu ſtande, weil die zunächſt Bedrohten ſich der Befürchtung nicht entſchlagen konnten, die Unzufriedenen des Wohlfahrtsausſchuſſes würden in zwölfter Stunde mit den Triumvirn Frieden zu ſchließen und dieſe Verſöhnung mit einem Opferfeſt zu feiern bereit ſein, bei welchem ihre (der Mitverſchworenen) Köpfe die Hauptrolle zu ſpielen hätten. Aus dem nämlichen Grunde zeigten ſich auch die um ihren Beiſtand angegangenen Führer der gemäßigten Partei (der „Ebene“) höchſt zurückhaltend. Die Hauptſprecher dieſer Richtung kannten Collot, Billaud, Fouché u. ſ. w. als Terroriſten der ſchlimmſten Gattung, die als Menſchen in ſittlicher Hinſicht tief unter Robespierre ſtanden, nicht das geringſte Vertrauen verdienten und jeder Schandthat fähig ſchienen. Den Urheber des entſetzlichen Syſtems deſſen blutbefleckten Schergen zu opfern, zeigten die Gemäßigten um ſo geringere Neigung, als Robespierre ſie wiederholt gegen dieſe Schlächter in Schutz genommen hatte, und als ſie ſich verloren wußten, wenn der gegen die Triumvirn beabſichtigte Schlag mißlang. Sie hielten ihre Antwort darum zurück und beſchloſſen, dem weiteren Verlauf der Ereigniſſe abwartend zuzuſehen.

Verſchiedene Umſtände trugen dazu bei, Robespierres bis dahin unangreifbar geweſene Stellung während des Juni und Juli (1794) zu unterminieren. Zunächſt und vor allem der allgemeine, beſtändig zunehmende Ekel an den täglichen Maſſenhinrichtungen, die auch da für das Werk des Allmächtigen galten, wo dieſer die Hand nicht im Spiele hatte. Billaud und Collot wußten dieſen Glauben mit vielem Geſchick zu nähren und Dinge in Scene zu ſetzen, die denſelben befeſtigten und das geſamte Publikum mit Abſcheu und Erbitterung erfüllten. Robespierres jüngerer Bruder Auguſtin, ein leichtſinniger junger Herr, hatte vielfach in dem Spielhauſe einer Frau von St. Amaranth verkehrt und deren Töchtern den Hof gemacht. Auf Befehl des Sicherheitsausſchuſſes wurden dieſe Damen als Royaliſtinnen verhaftet und eiligſt hingerichtet, unter der Hand aber Gerüchte verbreitet, nach denen der ältere Robespierre der Liebhaber der jungen Mädchen und hinterher der Angeber derſelben geweſen ſein ſollte. Noch hatte man ſich über den entſetzlichen Aufzug nicht beruhigt, in welchem die blühenden jungen Geſtalten zum Schafott geſchleppt worden waren und ſchon wurde die Hinrichtung einer Anzahl anderer weiblicher Schlachtopfer des Unerſättlichen angekündigt. Cécile Renaud, ein junges Mädchen, das mit einem Meſſer bewaffnet und unter verdächtigen Umſtänden im Duplayſchen Hauſe ergriffen worden war, mußte -- mit einem roten Hemde bekleidet — als des Mordanſchlags auf Robespierre das Blutgerüſt beſteigen; das nämliche Schickſal teilten andere, der Teilnahme an derſelben „Verſchwörung“ beſchuldigte weibliche Perſonen, darunter ein harmloſes Mädchen von ſechzehn Jahren, das ſeinen armen Kopf mit der ſchüchternen, an den Henker gerichteten Frage: „Liege ich ſo richtig, mein Herr?“ auf den Block gelegt hatte. Tagelang ſprach ganz Paris von dieſem entſetzlichen Auftritt und den Mädchenhinrichtungen, die man Robespierre auf die Rechnung ſetzte, obgleich dieſelben ohne ſein direktes Zuthun und in dem Falle der St. Amaranth ſogar gegen ſeinen Wunſch ſtattgefunden hatten. Um dieſelbe Zeit machten die Einrichtung eines neuen Kirchhofs und ein Dekret der Ausſchüſſe, nach welchem die Hingerichteten nachts beerdigt werden ſollten, bei den Bewohnern des der neuen Begräbnisſtätte benachbarten Stadtviertels außerordentlich böſes Blut; als Urheber dieſer unliebſamen Neuerung aber wurde der Mann bezeichnet, der den Ausſchußſitzungen ſeit längerer Zeit gefliſſentlich fern geblieben war.

Während dieſe Vorgänge den politiſch gleichgültigen, der herrſchenden Strömung folgenden Teil der Pariſer Bevölkerung zu beunruhigen begannen, wurde auf die handwerksmäßigen Revolutionäre und Demagogen mit anderen Mitteln gewirkt. Dem atheiſtiſchen und religiös feindlichen Vorſtadtpöbel hatte Robespierre durch ſein Einſchreiten gegen die Kirchenſchänder und durch den Eifer, mit welchem er die ſtaatliche Anerkennung eines „höchſten Weſens“ durchgeſetzt, vielfachen Anſtoß gegeben. Als gar am 20. Prairial auf ſeine Anregung ein dem „höchſten Weſen“ gewidmetes Feſt öffentlich begangen, von ihm die Hauptrede gehalten und eine den Atheismus darſtellende Figur feierlich verbrannt wurde, ließen ſeine Feinde ſich’s nicht nehmen, ihn als „neuen Oberprieſter“, „Kalifen“ und „zweiten Mohammed“ lächerlich zu machen und das Schlagwort in Umlauf zu ſetzen: „Es genügt ihm nicht, den Herrn und Meiſter zu ſpielen — er will ein Gott ſein.“ Eine eigentümliche Verkettung von Umſtänden brachte es mit ſich, daß dieſer an und für ſich abſurde Verdacht Fleiſch und Bein zu gewinnen ſchien und neue Veranlaſſung zu Angriffen auf den „Wiederherſteller des höchſten Weſens“ bot.

In Zeiten ſchwerer politiſcher Erſchütterungen und gewaltſamen Zuſammenbruchs altehrwürdiger Einrichtungen geſchieht es nahezu regelmäßig, daß ſchwache Gemüter den jüngſten Tag gekommen wähnen und daß Wahnvorſtellungen und Prophezeiungen der aberwitzigſten Art Gläubige und Nachbeter finden. Michelets Geſchichte der Revolutionszeit weiß von mindeſtens einem halben Dutzend in den Jahren 1792 bis 1794 aufgetauchter Schwärmer und Schwärmerinnen zu berichten, welche den Einbruch einer großen Weltkataſtrophe, den Beginn eines zeitlichen Strafgerichts über die entartete Welt und das unmittelbar bevorſtehende Erſcheinen eines neuen Meſſias verkündigten und dieſen Erretter in dem einen oder dem anderen vielgenannten Manne entdeckt zu haben glaubten. Während der Periode der Schreckensherrſchaft war es insbeſondere Robespierre, „der Erneuerer des Glaubens an ein höchſtes Weſen“ und der dieſem Weſen gewidmeten Kultushandlungen, deſſen Perſon die Volksphantaſie beſchäftigte, und von den einen als das Tier mit den ſieben Hörnern, von anderen als gottgeſandter Wunderthäter begrüßt wurde. Unter den Prophetinnen war ein in einer vorſtädtiſchen

Bodenkammer lebendes, ſchwachſinniges altes Weib (Katharine Theot) beſonders bemerkbar geworden, weil die von ihr veranſtalteten Konventikel einigen Zulauf und die Teilnahme mehrerer bekannter Perſonen, namentlich des früheren Arztes der Familie Orleans, Duesvremont, eines mit Robespierre bekannt geweſenen Exkartäuſers, Don Gerle, der Marquiſe von Chaſtenois u. ſ. w. gefunden hatten. Die Alte bezeichnete ſich als Mutter Gottes, Robespierre als Sohn des höchſten Weſens und ließ demſelben einen Brief ſchreiben, in welchem ſie ihn als Meſſias feierte und begrüßte. Dieſer Brief fiel in die Hände des Sicherheitsausſchuſſes, der denſelben als Waffe gegen den gefürchteten Triumvirn zu gebrauchen beſchloß, den harmloſen Don Gerle auf Grund ſeiner früheren Bekanntſchaft mit Robespierre für deſſen Agenten erklärte, die geſamte lächerliche Geſellſchaft verhaften und als Urheberin eines gegen die Sicherheit der Republik gerichteten Anſchlags anklagen ließ. Ein dieſe Angelegenheit betreffender Bericht wurde von einem perſönlichen Feinde Robespierres, dem Deputierten Vadier, vor den Konvent gebracht und die Anklage wirklich beſchloſſen, — die Ausführung des Beſchluſſes jedoch von Robespierre hintertrieben und trotz eines ausdrücklichen Befehls des Sicherheitsausſchuſſes auf die lange Bank geſchoben. Den Namen des Meſſias der Frau Theot öffentlich zu nennen hatte Vadier nicht gewagt, unter der Hand aber dafür zu ſorgen gewußt, daß die Einzelheiten der Sache in weitere Kreiſe drangen und daß die der Verfolgung derſelben bereiteten Hinderniſſe böſes Blut machten. Robespierres Scheu, in einem Religionsprozeſſe genannt und dadurch lächerlich gemacht zu werden, wurde für ein Zeichen ſeines ſchlechten Gewiſſens und die Art ſeines Vorgehens als Deſpotismus und als Zeugnis für die Schrankenloſigkeit ſeines Einfluſſes auf den Staatsanwalt und die Gerichte ausgegeben, — ſo daß an dem „neuen Meſſias“ einerſeits Mißtrauen, andererſeits Lächerlichkeit haften blieb, und das zu einer Zeit, wo das Mißtrauen epidemiſch war, und in einem Lande, „wo die Lächerlichkeit tötet“.

Ebenſo ungünſtig wirkte eine um dieſelbe Zeit von einem bekannten Günſtling und Vertrauensmanne der Triumvirn, dem Nationalagenten Payan, ergriffene und trotz ihrer Berechtigung unkluge Maßregel. Die Machthaber der Pariſer Gemeinde hatten den Brauch eingeführt, daß ſämtliche Bewohner der einzelnen Gaſſen der Hauptſtadt periodiſch unter freiem Himmel gemeinſame Mahlzeiten, „Banketts der Brüderlichkeit“, abhielten — eine der zahlreichen kindiſchen Nachahmungen altrömiſcher Sitte, in denen die Abgeſchmacktheit des Revolutions-Zeitalters ſich gefiel. Robespierres gravitätiſcher und ſchulmeiſterlicher Art waren dieſe patriotiſchen Gaſtereien ebenſo widerwärtig wie die roten Mützen, die ungepuderten langen Haare und die Knotenſtöcke des Sánsculottismus. Mit ſeiner Meinung offen herauszurücken, durfte er indeſſen nicht wagen, weil er ſich in ſolchem Falle dem Vorwurf des Ariſtokratismus ausgeſetzt haben würde. Er wählte einen Umweg, indem er dem Jakobinerklub in langer Rede auseinanderſetzte, daß die an und für ſich ſo ſchöne und löbliche Sitte der brüderlichen Mahlzeiten unter den gegebenen Verhältniſſen bedenklich erſcheine, weil ſie den Reichen und den feindlichen Ariſtokraten Gelegenheit biete, die Armen und Tugendhaften unter ihren Mitbürgern durch Spendung von Speiſen und Getränken zu beſtechen und ſich mit dem Scheine eines Patriotismus zu umgeben, hinter welchem revolutionsfeindliche Abſichten lauerten. Das genügte, damit der ſeinem Meiſter bedingungslos ergebene Payan bei der Pariſer Gemeindevertretung einen förmlichen Antrag auf Abſchaffung der „banquets patriotiques“ einbrachte und daß die gut robespierriſch geſinnten Stadtväter denſelben annahmen. Bei dem wohlhabenden und gebildeten Teile der Bevölkerung fand dieſer Beſchluß begreiflicherweiſe vielfache Zuſtimmung, die zahlreichen Schmarotzer des „Patriotismus“ und die noch zahlreicheren armen Teufel, denen jede Gelegenheit zu koſtenfreiem Eſſen und Trinken ein Feſt bedeutete, zeigten ſich mit dieſer Neuerung dagegen höchſt unzufrieden. Sie klagten, daß der „große Maximilian“ zum „Ariſto“ müſſe geworden ſein, wenn er dem armen, tugendhaften Volke das bißchen Lebensfreude noch verkümmern wolle, das die verdienſtloſen, teueren und vergnügungsarmen Zeitläufe noch übrig gelaſſen hätten. Auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich, daß die anfängliche Befriedigung der unteren Klaſſen über Umkehrung aller Verhältniſſe, Vorherrſchaft der Armen und Verfolgung der Reichen und Vornehmen einer veränderten Stimmung Platz zu machen begonnen habe. Abgeſehen davon, daß die täglichen Maſſenhinrichtungen nicht nur keinen Reiz mehr ausübten, ſondern bei allen Geſellſchaftsklaſſen Widerwillen und Empörung hervorriefen, empfanden die Glieder der Mittelklaſſen und des kleinen Bürgerſtandes mit zunehmender Schwere, daß die Proſkription und Verarmung der Vornehmen, das Stocken des Handels und des Luxushandwerkes, die an ſämtlichen Landesgrenzen herrſchende Sperre und die Entwertung des Papiergeldes ſie täglich ärmer machten und ihnen die gewohnten Erwerbsgelegenheiten entzogen. Was half es, daß jedem Bürger für den Beſuch der Sektionsverſammlung täglich zwei Franken aus der Staatskaſſe verabfolgt wurden, wenn dieſer Betrag auf den vierten Teil ſeiner früheren Kaufkraft beſchränkt war, wenn das Brot trotz des Lebensmittelgeſetzes von Woche zu Woche ſchlechter und kleiner wurde, wenn die Bauern aus Mißtrauen gegen das Papiergeld nicht mehr zu Markte kamen und wenn die gewohnten Beſtellungen auf Gegenſtände der höheren Induſtrie faſt vollſtändig ausblieben? Selbſt ſo patriotiſch geſinnte Leute wie Robespierres Freund Duplay empfanden es außerordentlich peinlich, daß ihre Miethäuſer leer ſtanden, daß die Fremden, auf die man ſonſt hatte rechnen können, das gefährliche Pflaſter der der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geweihten Hauptſtadt ängſtlich mieden und daß Aufträge aus dem Auslande nicht mehr vorkamen, ſeit die neue und unteilbare Republik mit ſämtlichen Nachbarländern auf dem Kriegsfuß ſtand. Wohl trieben in den Spielhöllen und liederlichen Wirtshäuſern des Palais royal Laſter, Leichtſinn und Genußſucht ihr früheres Weſen, wohl ſuchten notoriſch zahlreiche Mitglieder des Konvents ihr böſes Gewiſſen und ihre ſtarke Todesfurcht in wahnwitzigen Orgien zu erſticken — was aber wollten die Aufwendungen dieſer Emporkömmlinge gegen die ungeheuren Summen bedeuten, die in beſſeren Tagen den Taſchen des hohen Adels und der aus ganz Europa an die Seine geſtrömten Vergnügungsjäger entfloſſen waren? Der Widerſpruch des Syſtems, welches ein verderbtes, leichtfertiges und genußſüchtiges Volk zu ſpartaniſcher Einfachheit und Bürgertugend zwingen wollte, war auf ſeinem Gipfel angelangt, der Zuſammenbruch zu einer Gefahr geworden, deren erſte Opfer die Urheber dieſer vollendetſten Widerſinnigkeit aller Zeiten ſein mußten!

Von dieſer Gefahr ſchien der berühmte Hausgenoſſe und Mietsmann des Bürgers Duplay indeſſen nichts zu ahnen. Die Faktoren, mit denen Maximilian Robespierre allein rechnete, waren die politiſchen Gewalten des Tages, der Konvent, die Pariſer Gemeindeverwaltung, der Jakobinerklub und die Nationalgarde. Die ihm feindlichen Elemente des Konvents glaubte er mit Hilfe „der Ebene“ (gemäßigten Partei) und des zwiſchen dieſer und „dem Berge“ (der radikalen Partei, zu welcher er ſelbſt gerechnet wurde) beſtehenden Konflikts beherrſchen zu können; der Maire von Paris, der Nationalagent Payan und die übrigen höheren Gemeindebeamten waren auf ſeine Empfehlung angeſtellt worden, die Stadträte und Stadtverordneten Jakobiner ſeines engſten Vertrauens, die Generale der Pariſer Nationalgarde (Hanerot, Dupraiſſe, Boulanger, Lavalette) übelberüchtigte Geſellen, die jedem Wink ſeiner Hand gehorchten. An dem Jakobinerklub beſaß Robespierre eine bei zahlreichen Gelegenheiten erprobte Säule ſeiner Macht, auf welche er ſich ebenſo unbedingt verlaſſen konnte wie auf die Richter und Staatsanwälte des Revolutions-Tribunals, — Männer, die ſich allein von den Triumvirn gegen den Haß geſchützt wußten, den ſie auf ſich gezogen hatten. Endlich verfügte Robespierre über Hermann und Cannei, die beiden Leiter der politiſchen Polizei und über eine Anzahl vorzüglich dreſſierter Geheimagenten, unter denen Heron und Guérin die gefürchtetſten waren. Was das bedeutete, beweiſt die Thatſache, daß ſelbſt ſein erklärter Feind Fouché ſich zum Bruche mit Robespierre erſt entſchloß, als alle Verſöhnungsverſuche vergeblich geblieben waren. Um ſich für alle Fälle eine Hinterthür offen zu halten, knüpfte der ſpätere Herzog von Otranto noch kurz vor der Kataſtrophe einen Liebeshandel mit der zweiunddreißigjährigen, wenig liebenswürdigen Charlotte Robespierre an, deren Einfluß auf ihre beiden Brüder allgemein bekannt war. Ebenſo hüteten ſich die beiden gegen die Triumvirn verſchworenen Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes, Collot und Billaud, auf das ſorgfältigſte, es zu einem offenen Bruch kommen zu laſſen; ihr Genoſſe, der aalglatte Barère (den Burke wegen ſeiner Schönrednerei den Anakreon der Guillotine genannt hat) warf die Maske erſt ab, als die Entſcheidung für oder wider die bisherigen Machthaber unvermeidlich geworden war. All dieſe Männer aber unterſchrieben bis zum letzten anſtandslos die von Robespierre entworfenen Dekrete —, deſſen Aufträge an das Revolutionstribunal und die öffentlichen Ankläger. Robespierre ſelbſt lebte während dieſer Zeit in einer Zurückgezogenheit, von welcher ſeine Abendbeſuche im Jakobinerklub die einzige Ausnahme bildeten. Beiläufig bemerkt, trug dieſe Verſammlung durchaus nicht den ihr gewöhnlich zugeſchriebenen Pöbelcharakter. Die Mitglieder gehörten faſt ausſchließlich dem höheren und mittleren Bürgertum an, waren zur einen Hälfte Deputierte, Journaliſten und gewerbsmäßige Politiker, zur anderen Pariſer Kaufleute, Krämer und Handwerker, die auf ſogenannte Reſpektabilität Anſpruch erhoben, in anſtändigen Formen verkehrten und ihren berühmten Meiſter auch in Sachen der äußeren Erſcheinung nachzuahmen pflegten. Zu den angeſehenſten Mitgliedern des Klubs gehörte Robespierres Hauswirt, der wiederholt erwähnte Tiſchler Duplay, ein Mann von ſo unanfechtbarer Rechtſchaffenheit, daß ihm trotz ſeiner Zugehörigkeit zum Revolutionstribunal und trotz vieljähriger und intimer Beziehungen zu ſeinem präſumtiven Schwiegerſohn auch nach deſſen Sturze nichts anzuhaben war. Von allen wider ihn erhobenen Anklagen freigeſprochen, hat Maurice Duplay die Revolution, das Konſulat, das Kaiſerreich und den größten Teil der Regierung Ludwigs XVI. überlebt; friedlich und hochbetagt iſt er erſt im Jahre 1820 verſtorben. Das durch ſeinen ehemaligen Inſaſſen zu geſchichtlicher Berühmtheit gelangte Haus der Rue St. Honoré iſt längſt — angeblich ſchon ſeit dem Jahre 1811 — vom Erdboden verſchwunden und hat einem Neubau Platz gemacht, der — wenn wir recht unterrichtet ſind — gegenwärtig die Nummer 398 trägt.

Zu eingehender Darſtellung der parlamentariſchen Kämpfe, welche Maximilian Robespierres Sturz und Hinrichtung herbeiführten, bedürfte es breiteren Raums, als die Spalten einer Zeitſchrift ihn zu bieten vermögen. Ihren Anfang nehmen dieſe zwei Tage lang geführten und von einem bewaffneten Aufſtande beſchloſſenen Kämpfe durch eine am 8. Thermidor (26. Juli) gehaltene Rede, in welcher Robespierre ſich zunächſt gegen den Verdacht ehrgeiziger Abſichten verteidigte, dann aber zu verdeckten Anklagen gegen „gewiſſe" Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuſſes und der Finanzverwaltung überging und die „Reinigung" dieſer Regierungskommiſſionen verlangte. Namentlich waren dabei nur zwei Deputierte, der wegen ſeines finanziellen Geſchicks hochangeſehene Cambon (der Schöpfer des großen franzöſiſchen Schuldbuchs) und deſſen Kollege Mallarmé genannt, die übrigen „Unwürdigen" nur durch Anſpielungen bezeichnet worden. Die Verſammlung hatte dem Vortrage Beifall geſpendet, keiner der Angeklagten nach Beſchluß desſelben das Wort verlangt, der gefürchtete Meiſter der Verdächtigung anſcheinend noch einmal den Sieg errungen, ja ſein entſchiedener Gegner Lecointre den Antrag auf Druck der vernommenen Rede geſtellt. In dieſem Augenblick tödlicher Gefahr erhob ſich Bourdon (v. d. Oiſe) mit dem Antrage, die gegen die Ausſchüſſe gerichtete Rede ſolle zunächſt dieſen zur Verteidigung überwieſen werden. Durch das Vorgehen Bourdons ermutigt, ergriffen Cambon, Vadier, Billaud und andere Angeſchuldigte das Wort, um ſich mit zunehmender Leidenſchaftlichkeit zu verantworten und die gegen ſie erhobenen Vorwürfe auf ihren Urheber zurückzuſchleudern. Robespierre replizierte in ziemlich gehaltenem Tone und ohne ſich auf weitere Angriffe einzulaſſen. Er beging dabei aber die Unvorſichtigkeit, der wiederholt ausgeſprochenen Forderung nach Nennung der Namen der Anzuklagenden, trotzige Abweiſung entgegenzuſetzen, dadurch die Beſorgniſſe vor einer umfaſſenden Proſkriptionsliſte über die weiteſten Kreiſe zu verbreiten und die durch Gerüchte aller Art geängſtigten neutralen Elemente der Verſammlung in das Lager ſeiner Gegner zu treiben. — Vorläufig mußten dieſe ſich mit einem halben Erfolge begnügen; die beantragte Veröffentlichung der Rede wurde abgelehnt, ihre Verweiſung an die Ausſchüſſe beſchloſſen und die Sitzung um fünf Uhr aufgehoben. Alle Beteiligten hatten die Empfindung, daß der nächſte Tag die ſchließliche Entſcheidung des entbrannten Streits bringen werde.

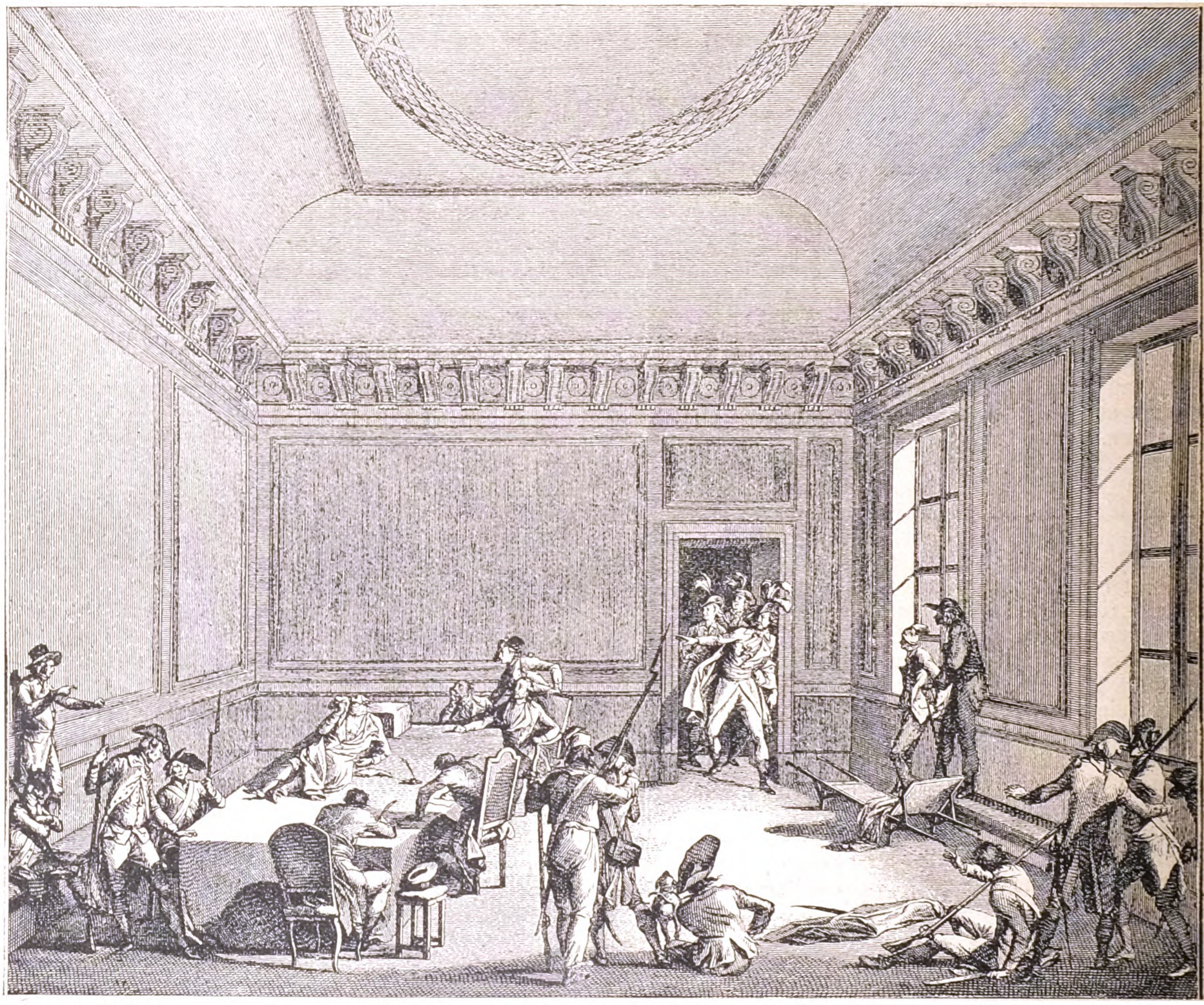
Thatſächlich erfolgte dieſe Entſcheidung, bevor die Sonne über dem 8. Thermidor untergegangen war. Noch vor Einbruch der Nacht fand eine Verſammlung ſämtlicher der Bergpartei angehöriger Gegner der Triumvirn und der bedrohten Mitglieder der Ausſchüſſe ſtatt. Nachdem man übereingekommen war, am folgenden Tage den entſcheidenden Schlag zu führen, wurde eine Deputation an die Führer der Ebene (der Gemäßigten) entſendet, um dieſe zu gemeinſamem Vorgehen gegen die „großen Schuldigen" einzuladen. Die vielgeſchmähten und verfolgten „Kröten des Sumpfs" erlebten die Genugthuung, daß ihre Todfeinde, die Tallien, Fouché, André Dumont u. ſ. w., bei den Häuptern der Minorität Boiſſy d'Anglas und Durand-Maillane als Bittſteller erſchienen und in beweglichen flehentlichen Ausdrücken um deren Beiſtand baten. Boiſſy und Durand waren kalte und beſonnene Männer, die die Nichtswürdigkeit der Bittſteller genugſam kannten, um deren Beteuerungen auf ihren wahren Wert zurückzuführen und ſich ſagen zu können, daß ſie es mit Geſellen zu thun hätten, die allein durch die Todesangſt zum Bruch mit ihrem bisherigen Meiſter, dem Urheber des Schreckensſyſtems, beſtimmt worden ſeien. Sie ſagten ſich aber zugleich, daß mit dieſem Urheber und Meiſter das Syſtem ſelbſt fallen müſſe, daß mit den Tallien, Fouché und Genoſſen ungleich leichter fertig zu werden ſein werde, als mit den Triumvirn und daß der Preis des zu erfechtenden Sieges ganz anderen Leuten zufallen werde, als den verſchworenen Häuptern des Berges. So entſchloß ſich Boiſſy d'Anglas nach einigem Zögern das entſcheidende „Ja" zu ſprechen. Dankerfüllt ſetzten Lecointre und Genoſſen ihren Weg weiter fort, um fernere Verbündete zu werben und ſich ſchließlich (es war inzwiſchen Nacht geworden) in den Verſammlungsſaal des Wohlfahrtsausſchuſſes zu begeben. — fürchteten ſie doch bis zuletzt, ihre dortigen Verbündeten Couthon und Billaud könnten noch vor Thorſchluß mit den Triumvirn Frieden — und zwar einen Frieden auf ihre Koſten ſchließen.

Daß das nicht geſchah, war vornehmlich Robespierres eigene Schuld. Tief verſtimmt, aber keineswegs entmutigt, hatte er ſich nach Beſchluß der Konventsſitzung in ſeine Wohnung begeben, in gewohnter Weiſe mit der Familie Duplay das Mittageſſen eingenommen, nach Beſchluß desſelben mit ſeiner Verlobten einen Spaziergang gemacht und ſich ſodann in den Jakobinerklub verfügt, um die vormittags im Konvente gehaltene Rede unter allſeitigem begeiſtertem Zuruf nochmals zu verleſen, mit unverhohlener Befriedigung anzuſehen, wie ſeine feindlich geſinnten Kollegen Billaud und Collot von den kräftigen Patriotenfäuſten gepackt und zur Thür hinausgeworfen wurden. Dann hatte er ſich in zündender Rede an den Klub gewendet, die Wut ſeiner Feinde geſchildert, den gehaltenen Vortrag als ſein politiſches Teſtament bezeichnet und mit den Worten: „Kommt es zum Aeußerſten, ſo werde ich ſo ruhig wie Sokrates den Giftbecher trinken“, einen kein Maß und kein Ziel kennenden Ausbruch jakobiniſcher Leidenſchaft entfeſſelt. Während der Maler David ſeinem Freunde ein ſentimentales „Ich werde den Becher mit dir trinken“ zurief und Couthon den Antrag ſtellte, diejenigen Mitglieder des Konvents, die gegen den Druck von Robespierres Rede geſtimmt hätten, vom Klub auszuſchließen, traten die entſchloſſenſten und feſteſten Anhänger des Gefeierten, der Nationalagent Payan, der Gemeinderat Sijas und die beiden Präſidenten des Revolutionstribunals, Dumas und Coffinhal, mit ihm zu einer kurzen Beratung zuſammen. Payan, der ſich bereits ſeit längerer Zeit mit Staatsſtreichsgedanken getragen hatte, ſchlug vor, den Klub in Permanenz zu erklären, den Pariſer Gemeinderat und den Stab der Nationalgarde aufzubieten, mit Hilfe dieſer zuverläſſigen Körperſchaften über den feindlichen Wohlfahrtsausſchuß und (wenn je es nötig werden ſollte) über den Konvent herzufallen und an den Organen der Nationalvertretung eine der „Reinigungen“ vorzunehmen, zu denen das ſouveräne Volk jederzeit berechtigt, unter Umſtänden ſogar verpflichtet ſei. — Hätten dieſe Auskunftsmittel als vollendete Thatſachen vorgelegen, Robespierre würde ihnen bereitwillig zugeſtimmt haben — ſie anzuordnen und ſelbſt an die Spitze eines bewaffneten Aufſtandes zu treten, war er nicht der Mann. „Nervenſchwäche“ und „Sinn für Loyalität“ hatten ihn von jeher auf andere Wege, als diejenigen der offenen Gewalt gewieſen. So oft im Laufe der letzten fünf Jahre die Sturmglocke gezogen, die Alarmkanone gelöſt und das Pariſer Volk zu den Waffen gerufen worden war, hatte der große Patriot ſich aus Geſundheitsrückſichten zu Hauſe gehalten, um nach erfochtenem Siege plötzlich hervorzutreten, dem ſtattgehabten Blutvergießen eine Thräne, dem heldenmütigen „zur Notwehr gezwungenen“ Volke ein Wort der Bewunderung zu widmen und den vollzogenen Veränderungen die Weihe der revolutionären Loyalität zu erteilen! Einmal gefragt, erklärte er, ſeinen ſtets beobachteten Grundſätzen auch diesmal treu bleiben zu wollen. Daß der Nationalgarde der Befehl zur Bereitſchaft auf unerwartete Ereigniſſe erteilt werde, ſoll er geſtattet, im übrigen aber verſichert haben, er verlaſſe ſich auf ſich ſelbſt und die Gerechtigkeit ſeiner Sache. — So trennte man ſich, ohne daß irgend ein Beſchluß gefaßt worden wäre.

Inzwiſchen waren Collot und Billaud wie von Furien gepeitſcht in den Saal des Wohlfahrtsausſchuſſes geſtürmt, wo ſie den an dem nämlichen Abende von der Armee zurückgekehrten St. Juſt mit Ausarbeitung eines für den Konvent beſtimmten Berichts beſchäftigt fanden. Mit der ihm eigentümlichen Kälte und Unerſchütterlichkeit lehnte der mutigſte und fähigſte der drei Triumvirn jede Auseinanderſetzung mit ſeinen wuterhitzten Kollegen ab, indem er von nichts zu wiſſen behauptete und das Verſprechen abgab, ſeine für den Konvent beſtimmte Rede am anderen Morgen dem Ausſchuß zur Prüfung vorzulegen. Da kein Teil dem andern traute, blieben die drei Männer bis fünf Uhr morgens im Beratungszimmer ſitzen — Mitteilungen über den Vorgang im Jakobinerklub hatten Billaud und Collot ihren Freunden indeſſen zugehen laſſen und dadurch deren Befürchtungen vor einem Verrat vorläufig beſchwichtigt.

Wenige Stunden ſpäter, um zehn Uhr morgens, war der Wohlfahrtsausſchuß bereits verſammelt: Robespierre und St. Juſt fehlten, Couthon hatte ſich eingefunden. Unmittelbar nach Eröffnung der Sitzung kam es zu einem heftigen Zuſammenſtoß. Die Verſchworenen, denen von verdächtigen Bewegungen der Nationalgarde Kunde gegeben worden war, wollten den berüchtigten Befehlshaber derſelben, General Henriot, verhaften laſſen, Couthon widerſprach dieſem Antrage und man war eben im Begriff, einander in die Haare zu geraten, als ein Huiſſier des Konvents erſchien und einen Brief St. Juſts überbrachte, der die Worte enthielt: „Eure Ungerechtigkeit hat mein Herz zerriſſen, — ich werde es dem Konvent öffnen.“ Durch denſelben Boten erfuhr man, daß die Konventsſitzung bereits eröffnet und St. Juſt auf der Rednerbühne erſchienen ſei. — Kein Zweifel, daß die Stunde der letzten Entſcheidung geſchlagen habe, daß Leben und Tod von richtiger Benutzung derſelben abhingen. Der Ausſchuß brach ſeine eben erſt eröffnete Sitzung ab und die Mitglieder eilten die Treppen des Pavillon de Flore hinunter, um in den — gleichfalls in den Tuilerien gelegenen — Konventsſaal zu ſtürmen.

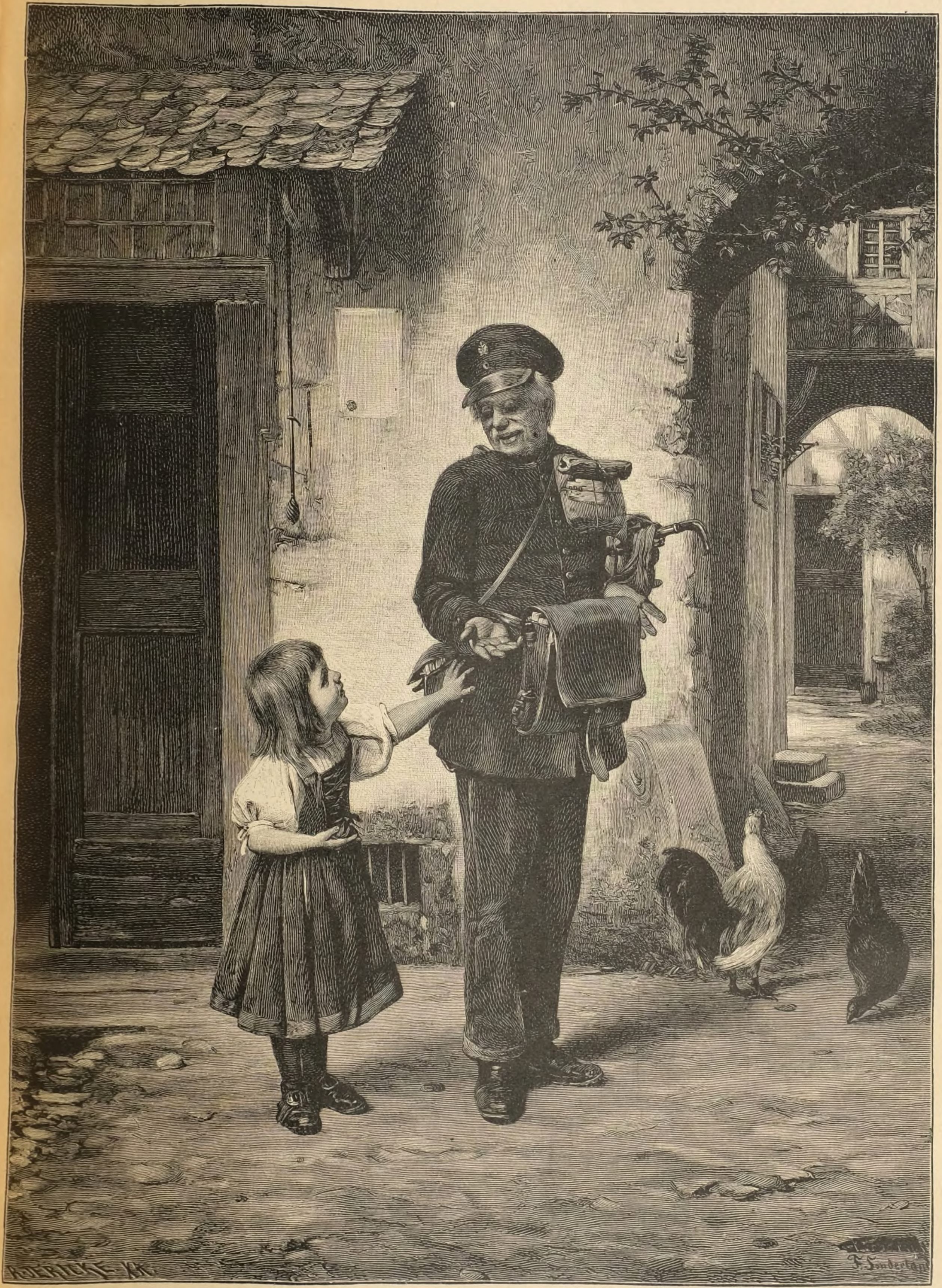
Als ſie eintraten, ſtand St. Juſt mit finſterer, unheilverkündender Miene auf der Tribüne, langſam und mit feſter Stimme ſeinen wohlausgearbeiteten Vortrag verleſend; in ſeiner Nähe hatte ſich Robespierre poſtiert, — die Erregung ſeines Geſichts und die Sorgfalt ſeiner äußeren Erſcheinung (nach dem Bericht Barères war er auf das eleganteſte gepudert und mit ſeinem neuen, zum Tage der Feier des höchſten Weſens angeſchafften blauen Rock bekleidet) ließen darauf ſchließen, daß auch er das Wort zu ergreifen gedenke. — St. Juſts Rede enthielt wenig mehr als eine Anzahl allgemein gehaltener Phraſen, die allerdings verſchiedene Deutung zuließen, eine direkte Anklage indeſſen nicht enthielten: aller Wahrſcheinlichkeit nach ſollte dieſer (im Nachlaß des Redners vorgefundene) Vortrag einen vorläufigen Frieden herſtellen und den Triumvirn die Zeit zur Vorbereitung eines beſſer eingeleiteten Schlages gegen ihre Opfer ſichern. — In der Erregung des Augenblicks wurde die Sache indeſſen anders verſtanden und jedem Worte des gefürchteten Mannes eine drohende Bedeutung beigelegt. Noch hatte St. Juſt nicht zehn Minuten lang geſprochen, als er von Tallien, dann von Billaud unterbrochen wurde. Des letzteren Worte „daß der Schleier jetzt völlig zerriſſen werden müſſe“ entfeſſelten die verhaltene Erregung der Verſammlung, Billaud erging ſich ſofort in wilden, mit äußerſter Erregung vorgetragenen Anklagen gegen Robespierres Tyrannei und Heuchelei. Als er ſchloß, wurde ſeine Rede von allſeitigem Beifall begrüßt und durch ein hundertfaches von raſendem Lärm begleitetes „Nieder mit dem Tyrannen!“ beantwortet. Jetzt entſpann ſich ein jeder Beſchreibung ſpottender, kaum jemals früher in dieſer meiſterloſeſten aller parlamentariſchen Verſammlungen dageweſener Auftritt. Während Barère, Vadier und Tallien neue Vorwürfe auf Robespierre häuften, wurde dieſem jede Möglichkeit einer Erwiderung abgeſchnitten, jedes Wort, das er vorzubringen ſuchte, niedergeſchrieen, jede Bewegung, die er machte, von Bedrohungen begleitet. Die bei dieſer Gelegenheit gewechſelten Ausrufe ſind hiſtoriſch geworden. Außer ſich vor Wut und Verzweiflung, totenbleich und vor Erregung zitternd, ſuchte der krampfhaft an die Rednertribüne geklammerte Mann um jeden



Robespierre im Vorſaal des Tribunals (S. 130).

Preis zu Wort zu kommen. „An euch, reine Männer, wende ich mich, nicht an dieſe Banditen," rief er zu den Reihen der Gemäßigten hinüber, als die früheren Genoſſen ihm jedes Gehör verweigerten. „Böſewicht," gab ihm Durand Maillane zur Antwort, „die Tugend, die du anrufſt, bringt dich auf das Schafott." — Jetzt wandte Robespierre ſich abermals hilfeſuchend an den Präſidenten: „Zum letztenmal, Präſident von Mördern, begehre ich von dir das Wort!" — „Du wirſt es haben, wenn die Reihe an dich kommt," lautete die kalte Antwort. Noch einmal erhob Robespierre den ſtechenden Blick zum „Berge", — als er dieſen jedoch anreden wollte, verſagte ihm die Stimme. „Das Blut Dantons erſtickt dich," donnerte Garnier, ein alter Genoſſe Dantons, dem Verzweifelten entgegen! — Einen Augenblick ſpäter beantragte Bouchet, ein wenig bekanntes Mitglied des Berges, die Verhaftung Robespierres, die ſofort mit überwältigender Mehrheit beſchloſſen und auf St. Juſt und Couthon ausgedehnt wurde; der jüngere Robespierre und Duplays Schwiegerſohn Lebas erklärten freiwillig, das Los ihrer Genoſſen teilen zu wollen und wurden gleichfalls verhaftet. Mit dem Verzweiflungsruf: „Die Republik iſt verloren, denn die Räuber (brigands) ſiegen," verließ Robespierre die Verſammlung, die ſein Wort zwei Jahre lang unumſchränkt beherrſcht hatte. — Nachdem noch die Verhaftung Henriots und die Abſchaffung der Stellung eines permanenten Oberkommandierenden der Nationalgarde dekretiert worden, trennte ſich die ſechs Stunden lang von den Stürmen entfeſſelter Leidenſchaft erſchüttert geweſene Verſammlung um 5½ Uhr nachmittags, um abends 7 Uhr abermals zuſammenzutreten und die neugeſchaffene Lage zu beraten.

Dieſe Unterbrechung der Konventsberatung ſchien den Entſchloſſenen von Robespierres Freunden unerwartete Gelegenheit zur Nachholung des verſäumten Staatsſtreichs und zur Rettung ihrer Sache zu bieten. Auf die Kunde von den Vorgängen im Konvent hatten die Anhänger der Triumvirn den Pariſer Gemeinderat und den Jakobinerklub zuſammenberufen laſſen, der Verwaltung der Gefängniſſe und der Nationalgarde Weiſung erteilt, keine andern Befehle als ſolche des Maires und des Gemeinderats entgegenzunehmen und ſich in Maſſe auf das Stadthaus, das alte Hauptquartier aller revolutionären Erhebungen der franzöſiſchen Hauptſtadt, begeben. Unter Vorſitz von Robespierres begeiſtertem Anhänger, dem Maire Fleuriot, tagte dort eine aus den Gemeinderäten, dem Nationalagenten Payan, den Tribunalspräſidenten Dumas, Coffinhal und anderen Geſinnungsgenoſſen beſtehende Verſammlung, welche die Freilaſſung der Verhafteten und einen revolutionären Aufruf an die Pariſer Bevölkerung beſchloß. Erhaltenem Befehl gemäß verweigerten die Gefängnisaufſeher die Entgegennahme der fünf auf Befehl des Konvents ver-


F. Sonderland

Nichts für uns? Gemälde von F. Sonderland.

hafteten Deputierten, — Pöbelmaſſen befreiten dieſelben und begleiteten ſie im Triumph zum Rathauſe, wo Robespierres Erſcheinen mit begeiſtertem Zuruf begrüßt wurde.

In den Straßen, welche zu der an der Barrière renverſée aufgeſtellten Guillotine führten, hatte ſich inzwiſchen einer der grauenhafteſten Auftritte dieſer grauſigen Zeit vollzogen. In der Stunde, da über Robespierre und ſeine Genoſſen die Verhaftung beſchloſſen wurde, zog ein endloſer, nicht weniger als achtzig Verurteilte umfaſſender Zug von Henkerkarren zur Guillotine dahin. Der Weg nahm nahezu eine Stunde in Anſpruch und noch vor Ablauf derſelben war die Kunde von dem Sturz der Triumvirn in dem größten Teile der Stadt und in den Gefängniſſen bekannt geworden. Jubelrufe erklangen durch die Gaſſen, Tauſende von Menſchen ſtrömten zuſammen, um das große Ereignis zu beſprechen. Auf eine ſolche Anſammlung traf der Zug der Verurteilten, als er die Rue St. Honoré paſſiert und in die enge Gaſſe abgeſchwenkt hatte: einen Augenblick ſpäter waren die Karren von Hunderten von Menſchen umgeben, die mit donnernder Stimme: „Gnade, Freiheit!“ riefen und die Verurteilten gewaltſam zu befreien Miene machten. Eben wollte man Hände an die widerſtrebenden Wächter legen, als ein Reiterſchwarm mit gezücktem Säbel heranſtürmte, das Volk niederritt und die Weiterführung des Todeszuges erzwang. Der kurz zuvor durch Konventsbeſchluß abgeſetzte General der Nationalgarde Henriot hatte ſein letztes Heldenſtück verübt, der Guillotine ihre Opfer erhalten! — Wenig ſpäter wurde Henriot auf Befehl zweier ihm begegnenden Beamten des Wohlfahrtsausſchuſſes verhaftet, bald darauf indeſſen wieder befreit und aufgefordert, an die Spitze ſeiner Getreuen zu treten und den Oberbefehl über den Aufſtand zu übernehmen.

So lagen die Dinge, als der Konvent gegen acht Uhr zu ſeiner Abendſitzung zuſammentrat. Zu ihrem Entſetzen erfuhren die noch im Siegesrauſch ſchwelgenden Helden des Tages, daß die Verhafteten befreit, die Häupter des Pariſer Gemeinderats und die wieder auf freien Fuß geſetzten Befehlshaber der Nationalgarde an die Spitze eines Aufſtandes getreten ſeien und daß Agenten der Kommune die Vorſtädte durcheilten und das Volk zu den Waffen riefen. Der erſte Eindruck dieſer Nachrichten war ſo überwältigend, daß die Verſammlung ſich verloren glaubte und Collot d'Herbois ſeine Kollegen aufforderte, mit Ehren auszuharren und auf ihren Poſten zu ſterben. Da traf die beruhigende Kunde ein, daß ein Teil der Nationalgarde dem befreiten Henriot den Gehorſam gekündigt habe, daß dieſer, ſtatt ſich auf den Konvent zu werfen, in der Richtung des Stadthauſes davongeritten ſei und daß die Aufforderung zur Erhebung in zahlreichen Sektionen der Stadt und der Vorſtädte gar keinen, in anderen nur matten Anklang gefunden habe. Der Konvent begann neuen Mut zu faſſen, — eine Anzahl ſeiner Mitglieder begab ſich nach den Sammelplätzen der Sektionen, um zum Gehorſam gegen die geſetzliche Vertretung des Landes zu mahnen, andere machten ſich an die Bearbeitung der auf dem Karuſſellplatze aufgeſtellten Kanoniere der Nationalgarde; Barras (ein ehemaliger Offizier), die beiden Bourdon, Fréron und Rovère aber übernahmen es, eine bewaffnete Macht zu ſammeln und mit dieſer auf das Stadthaus zu marſchieren. Zugleich erließ der Konvent ein — bei Fackelſchein in den benachbarten Straßen ausgerufenes — Dekret, welches beide Robespierre, St. Juſt, Couthon, Lebas, den General Henriot, den Maire und die ſämtlichen um dieſen verſammelten Gemeinderäte für „außerhalb des Geſetzes ſtehend“ d. h. für gerichtet erklärte.

Drei außerhalb jeder menſchlichen Berechnung ſtehende Umſtände haben das Geſchick der, auf dieſen ſtürmiſchen Tag folgenden Nacht und den Sieg des Konvents entſchieden.

Zunächſt das Wetter. Die lange Reihe ſtrahlend ſchöner Tage war am Morgen des 27. Juli durch trübes und ſchwüles Wetter unterbrochen worden. Nachmittags zogen dunkle, gewitterſchwangere Wolken herauf, die den Horizont verfinſterten und ſich bei Einbruch der Nacht in Gewitter und Regengüſſen entluden. Dieſer Umſchlag der Witterung traf mit der herrſchenden Stimmung zuſammen. Ueberall da, wo keine Neigung zur Beteiligung am Aufſtande vorhanden war, bot die Ungunſt des Wetters geeigneten Vorwand zum Zuhauſebleiben. Als Barras und Bourdon bald nach Mitternacht vom Karuſſell aufbrachen, um an der Spitze von zweitauſend Mann gegen das Stadthaus zu marſchieren, fanden ſie den Grèveplatz und die dieſem benachbarten Gaſſen faſt vollſtändig verödet. Nur an einem Punkte des zurückzulegenden Weges ſtellte ſich ihnen eine Handvoll meuteriſcher Kanoniere entgegen, deren Bewältigung indeſſen mühelos gelang, weil die wenig zahlreichen Zuſchauer paſſiv blieben. — Der allgemeinen Gründe, aus denen Publikum und Nationalgarden ſich zurückhielten, iſt bereits gedacht worden, das Gewicht derſelben aber wurde durch den Zuſtand erhöht, in welchem Henriot ſich an dem Tage der Entſcheidung befand: der gefürchtete Bürgergeneral war ſeit dem frühen Morgen ſo ſchwer betrunken, daß ſeine ohnehin ziemlich beſcheidenen militäriſchen Fähigkeiten vollſtändig verſagten. Nach ſeiner Befreiung hatte er die Zeit mit planloſem Hin- und Herreiten durch die Straßen verthan, ſeit der Gehorſamsverweigerung der auf dem Karuſſellplatz ſtationierten Kanoniere aber ſo vollſtändig den Kopf verloren, daß er weder zu einem Angriffe auf den rat- und wehrloſen Konvent, noch zur Sammlung der in einzelnen Sektionen aufgetauchten Freiwilligen auch nur Miene gemacht, der Pöbel vielmehr ſich ſelbſt überlaſſen und dem Konvent die Möglichkeit geboten wurde, ſeine Anhänger zu organiſieren.

Wichtiger als alles übrige aber wurde der dritte Umſtand: Robespierres vollendete Unfähigkeit zu männlichem und entſchloſſenem Handeln. Der Befreiung aus dem Gefängnis hatte er ſich entſchieden widerſetzt und erklärt, er wolle vor das Revolutionstribunal geführt werden, um „wie Marat“ den Triumph einer glänzenden Freiſprechung zu feiern. Halb mit Gewalt befreit und gegen ſieben Uhr auf das Stadthaus geführt, war er von den dort verſammelten Freunden beſtürmt worden, ſofort einen Aufruf an das Pariſer Volk zu erlaſſen, mit Hilfe desſelben den Konvent zu überfallen und die Auslieferung ſeiner Feinde zu verlangen. Statt dieſem Rate zu folgen, hatte der thatenſcheue Schönredner die koſtbaren Stunden mit Verſprechen und Dankbarkeitsverſicherungen an die Mitglieder des Gemeinderats und die Vertreter der befreundeten Sektionen ausgefüllt, ſich im entſcheidenden Augenblick aber geweigert, den Aufruf zur Empörung zu unterzeichnen. Seiner pedantiſch formaliſtiſchen Art entſprechend, verlangte er erſt zu wiſſen, in weſſen Namen zur Auflehnung gegen die Nationalvertretung aufgerufen werden ſolle. „Im Namen des Konvents,“ rief St. Juſt, „wo wir ſind, iſt der Konvent.“ Das wollte und konnte Robespierre nicht gelten laſſen — es entſpann ſich eine endloſe Beratung in einem der Nebenzimmer des Stadthauſes, während der zum Aeußerſten entſchloſſene, im großen Saale verſammelte Gemeinderat von Stunde zu Stunde ungeduldiger wurde und die in dem weitläufigen Gebäude ratlos hin und her wogende Maſſe ſich allmählich verlief. Der Maire Fleuriot hatte überdies die Unvorſichtigkeit begangen, das ſoeben erlaſſene Konventsdekret über die Achtung der fünf Deputierten, der Generale der Nationalgarde und des Gemeinderats im Stadthauſe zu verleſen und aus freien Stücken hinzuzufügen, die Achtung ſei auch auf die Zeugen der Beratung dieſer Körperſchaft ausgedehnt werden. Dadurch waren viele Anweſende, ſtatt zur Teilnahme am Widerſtande gegen den Konvent, zur Flucht beſtimmt worden. Endlich — Mitternacht war längſt vorüber — hatte man ſich darüber geeinigt, eine Proklamation im Namen des franzöſiſchen Volkes zu erlaſſen. Gerade in dem Augenblick, wo die anweſenden Führer ſich zur Unterſchrift anſchickten, ſtürzte der Stadthausſchließer Bochard mit der Schreckenskunde in das Beratungszimmer, daß die Konventstruppen auf dem Grèveplatz erſchienen ſeien und im Sturmſchritt heranrückten, — hinter Bochard aber taumelte Henriot in den Saal. Den Säbel in der Fauſt, das Geſicht von Angſt und Wut entſtellt, rief er gellend in die Verſammlung, daß „alles verloren!“ ſei. Jetzt griff eine unbeſchreibliche Verwirrung Platz: Der Vizepräſident Coffinhal, ein baumſtarker Mann von heftiger Gemütsart, packte den General am Kragen und ſchleuderte ihn mit einem wilden Fluch aus dem Fenſter — durch ein anderes Fenſter ſtürzte der jüngere Robespierre ſich auf das Pflaſter, der lahme Couthon kroch unter den Beratungstiſch, Lebas ergriff eine Piſtole und ſchoß ſich durchs Herz. Maximilian Robespierre hatte ſich eben über den Tiſch gebeugt und die drei erſten Buchſtaben ſeines Namens unter die Proklamation geſetzt, als ein zweiter Schuß fiel und ihn mit zerſchmetterter Kinnlade zu Boden warf. An der Thür des Beratungszimmers war Leonard Bourdon erſchienen und ein dieſen begleitender Gendarm Merda hatte den verhängnisvollen Schuß abgefeuert. Wenige Augenblicke ſpäter war das geſamte Rathaus von Bewaffneten beſetzt, jeder Widerſtand bewältigt, die Führerſchaft des Aufſtandes gefeſſelt in den Händen ihrer Feinde.

Der grauenhafte Aufzug, in welchem der ſchwerverwundete Robespierre am Morgen des 28. Juli (gegen vier Uhr) in das Empfangszimmer des Wohlfahrtsausſchuſſes getragen, auf einen Tiſch gelegt und erſt nach mehreren Stunden notdürftig verbunden wurde, ſpottet jeder Beſchreibung. Von entſetzlichen Schmerzen gefoltert, von den Umſtehenden verhöhnt und darüber unterrichtet, daß er noch an dem nämlichen Tage zum Schafott geführt werde, lag der Verzweifelnde ſechs Stunden lang da, ohne ein Wort reden zu können; die zitternde Hand hielt ein Stück Papier, mit welchem er das aus der Wunde ſtrömende Blut von Zeit zu Zeit mühſam abwiſchte. Um zehn Uhr vormittags fand die Ueberführung in das Gefängnis des Juſtizpalaſtes ſtatt, nachmittags um fünf Uhr wurde die Fahrt zur Guillotine angetreten, welcher die Häupter der zweiundzwanzig vornehmſten Teilnehmer des Aufſtandsverſuchs verfallen waren. Auf die ſtürmiſche Gewitternacht war ein heiterer Morgen gefolgt, das Wetter hatte ſich aufgehellt, Paris lag in ſommerlichem Schmuck da, an den Fenſtern der Gaſſen, welche der Zug paſſierte, ſaßen geputzte Frauen, auf den Straßen wogten Menſchen der verſchiedenſten Alters- und Geſellſchaftsklaſſen, — für den Mann, der zum Tode geführt wurde, hatten die einen nur Verwünſchungen, die anderen nur Flüche und Drohungen übrig. Von den Ausbrüchen des Haſſes und der Rache, welche den Sturz gewaltſam emporgekommener Menſchen zu begleiten pflegen, ſollte Robespierre keiner erſpart bleiben. Neben dem Karren, auf dem er lag, ſchritt einer ſeiner zumeiſt bedrohten Feinde, Carrier, der blutige Schlächter von Nantes triumphierend einher, um unaufhörlich „Nieder mit dem Tyrannen!“ zu rufen — zu ſeiner Rechten und Linken drängten ſich hohnlachende Weiber der unterſten Volksklaſſen. Als der Todeszug vor dem Hauſe Nr. 366 der Rue St. Honoré einen Augenblick ins Stocken geriet, benutzten die Megären dieſen Aufenthalt zu einem Siegestanz vor der Wohnung des Verurteilten, deren Mauern mit Blut beſpritzt wurden. Ein ähnlicher Auftritt wiederholte ſich in der Rue royale, wo eine in Trauer gekleidete Frau ſich an den Karren drängte und dem Inſaſſen desſelben zurief: „Von der Hölle ausgeſpieenes Ungeheuer, deine Hinrichtung macht mich freudetrunken! Steig ins Grab, Böſewicht, die Flüche aller Mütter, aller Frauen begleiten dich!“ Endlich — gegen ſechs Uhr — war der Richtplatz erreicht. Einundzwanzig Häupter waren gefallen, als Maximilian Robespierre als letztes der Opfer dieſes Sühnetages das Schafott beſtieg. Der Henker riß dem Schwerverwundeten den blutigen Verband von dem entſetzlich zugerichteten Geſichte, — Robespierre ſtieß einen gräßlichen Schrei aus und noch bevor die Zuſchauerſchaft ſich von dem Grauſen über denſelben erholt hatte, war alles vorüber.

◆

Brutjubel.

Von

Theodor Souchay.

De Poſt de kümmt, dat Horn dat klingt:
Trara!
Dat is min Kriſchan, den ſe bringt,
Hurra!

Da boegt ſe al üm't Dannenholt,
He ſwenkt ſin wittes Dook,
Hoch oppen Buck da ſitt he ſtolt,
Blaſt ut de Piep ſin Rook.
Blaſt ut de Piep den Rook ſo witt,
As keem da 'n Dampmaſchin;
Doch bröcht' he nix as Rook mi mit,
Much ik ſin Brut nich ſin!

De Piep in de Taſch un Mund op Mund,
Mariecken, ſoete Deern,
Veel Rook is för de Leev nich ſund,
Dat glöv ik di ja geern.
To'n Smoeken heff ik gar keen Tid,
Hol ik di in min Arm,
Hol ik di an min gröne Sid
So trulich, faſt un warm!

De Poſt föhrt weg, dat Horn dat klingt:
Trara!
Un wenn ſe nu keen Breef mehr bringt,
Fragt wi darna?
Hurra!

Das germaniſche Nationalmuſeum zu Nürnberg.

Von

Hans Böſch.

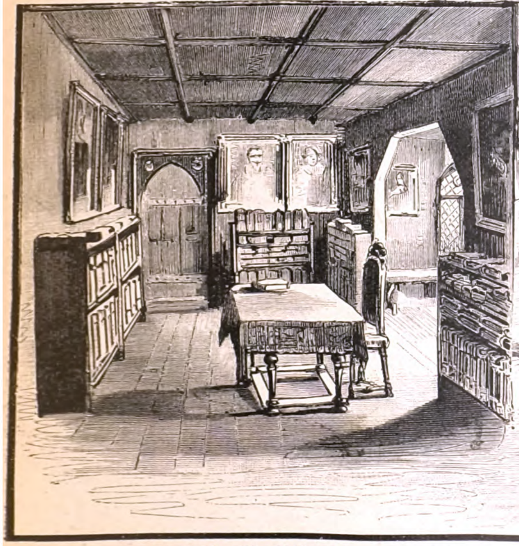
Poſten, Landkutſchen und Fuhrwerke aller Art rollen hin und her und bringen Abwechslung in eine ziemlich einförmige Gegend aus Sandboden und Kiefernwald. — Aber über die Spitzen dieſes Waldes, ſchon von fernher ragt es wie Zinnen; Türme, Kuppeln ſteigen empor und eine große Stadt verkündigt ihre Nähe — Stolz von Deutſchland, Krone von Franken, Wohnhaus der Künſte — edles Nürnberg, du zeigſt dich!“ Wir ſind in der Stadt, in welcher „Dürers Kraft gewaltet, Hans Sachs geſungen hat!“ Zwar nicht mit der Poſt oder mit der Landkutſche, wohl aber mit dem Dampfroß ſind wir angekommen, das die erſteren ſeit der Zeit, in der G. v. Heeringen die obigen Zeilen geſchrieben, ſo gründlich verdrängt hat. Sofort beim Ausſteigen kommen uns die Verſe König Ludwigs I. von Bayern ins Gedächtnis:

„Nürnberg, einzig biſt auch du zu nennen.
Du, des Mittelalters treues Bild,
Du allein von allen lehrſt es kennen,
Das Verlangen wird in dir geſtillt.“

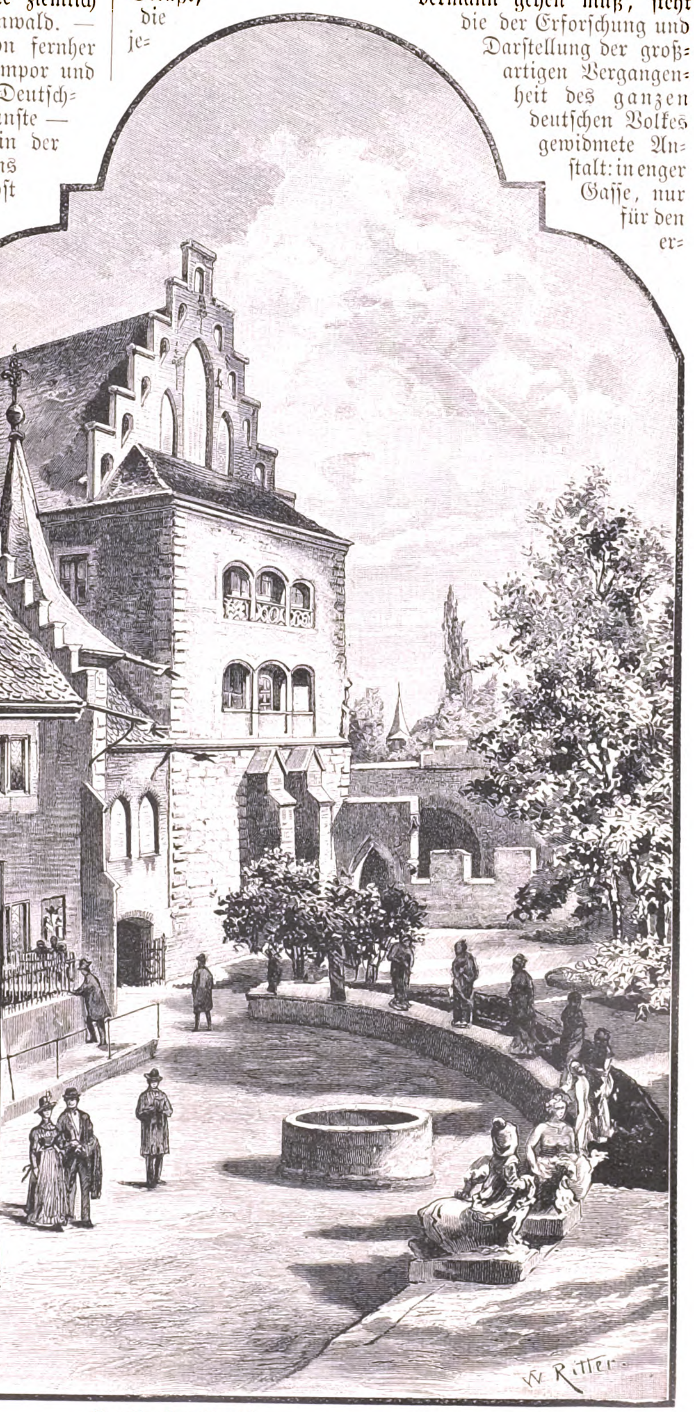
Denn ſogar der Bahnhof Nürnbergs zeigt nichts von dem großartigen Prunk, den wir in modernen Großſtädten finden — er gehört ebenfalls noch in das Mittelalter, wenigſtens in das der Eiſenbahnbauperiode.

Wir verlaſſen den Bahnhof, nehmen unſeren Weg entlang dem Stadtgraben mit ſeinen grauen, epheubewachſenen Mauern, über welchen die ſchönen, originellen Türme mit ihren roten Spitzen trutzig emporragen, und gelangen nach wenigen Minuten zu einem beſonderen kleinen Stadtviertel von eigentümlicher, maleriſcher Erſcheinung: mächtige Gebäude mit hohen Dächern und ſpitzen Giebeln, ſchöne Höfe, offene Treppen, ſchlanke Türmchen, ſpitzbogige Fenſter, maleriſche Erker und alle die architektoniſchen Einzelheiten und Zieraten, welche Nürnberg zu der, alle Freunde deutſchen Altertums entzückenden Stadt machen, vereinigen ſich hier zu einem harmoniſchen Ganzen: dem Sitze des germaniſchen Nationalmuſeums, des edelſten Kleinods in Deutſchlands Schmuck- und Schatzkäſtlein!

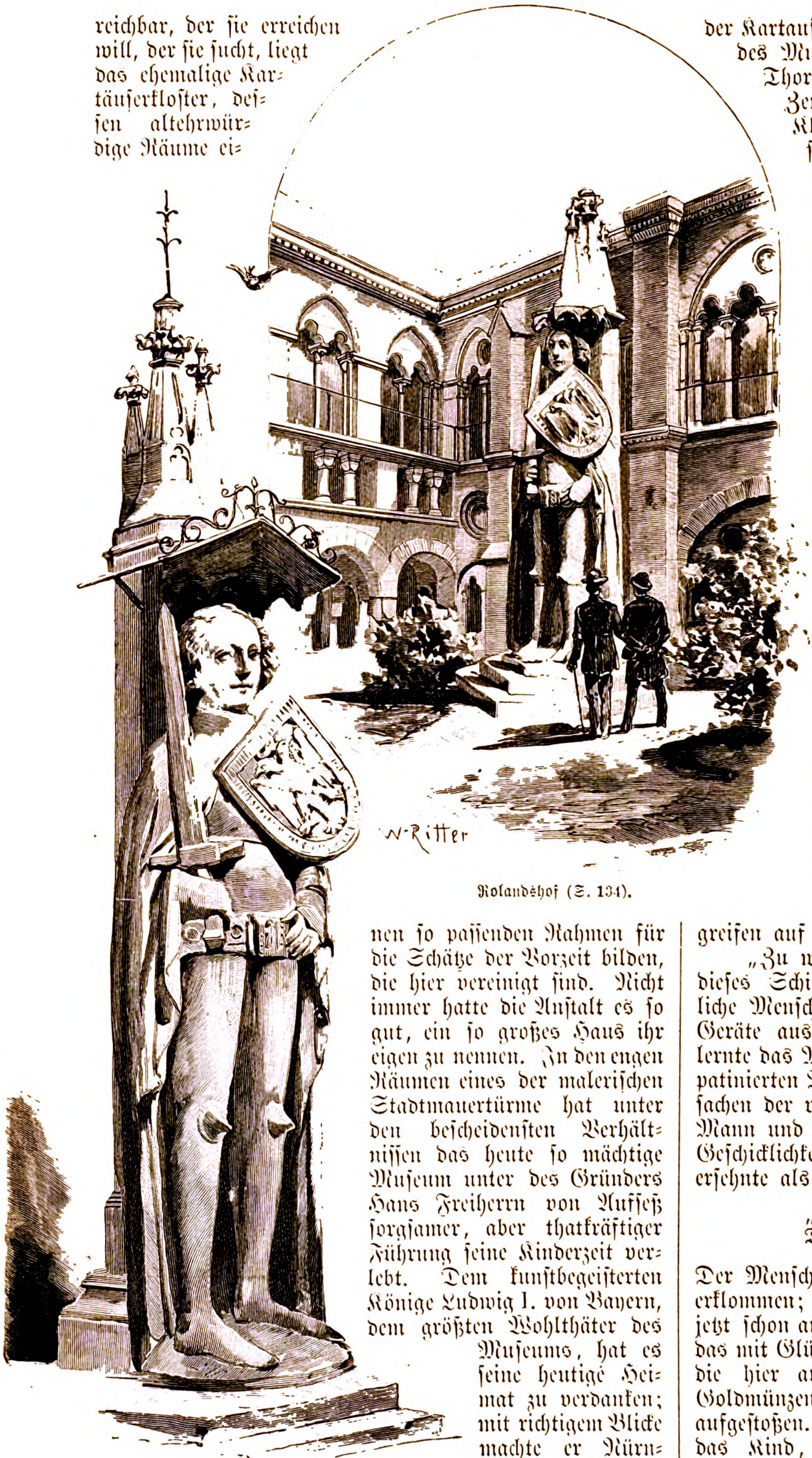
Nicht an großem öffentlichem Platze, nicht an belebter Straße, die jedermann gehen muß, ſteht die der Erforſchung und Darſtellung der großartigen Vergangenheit des ganzen deutſchen Volkes gewidmete Anſtalt: in enger Gaſſe, nur für den er-



v. Scheuerlſche Bibliothek.



Auguſtinerbau (S. 132).



Rolandshof (S. 134).

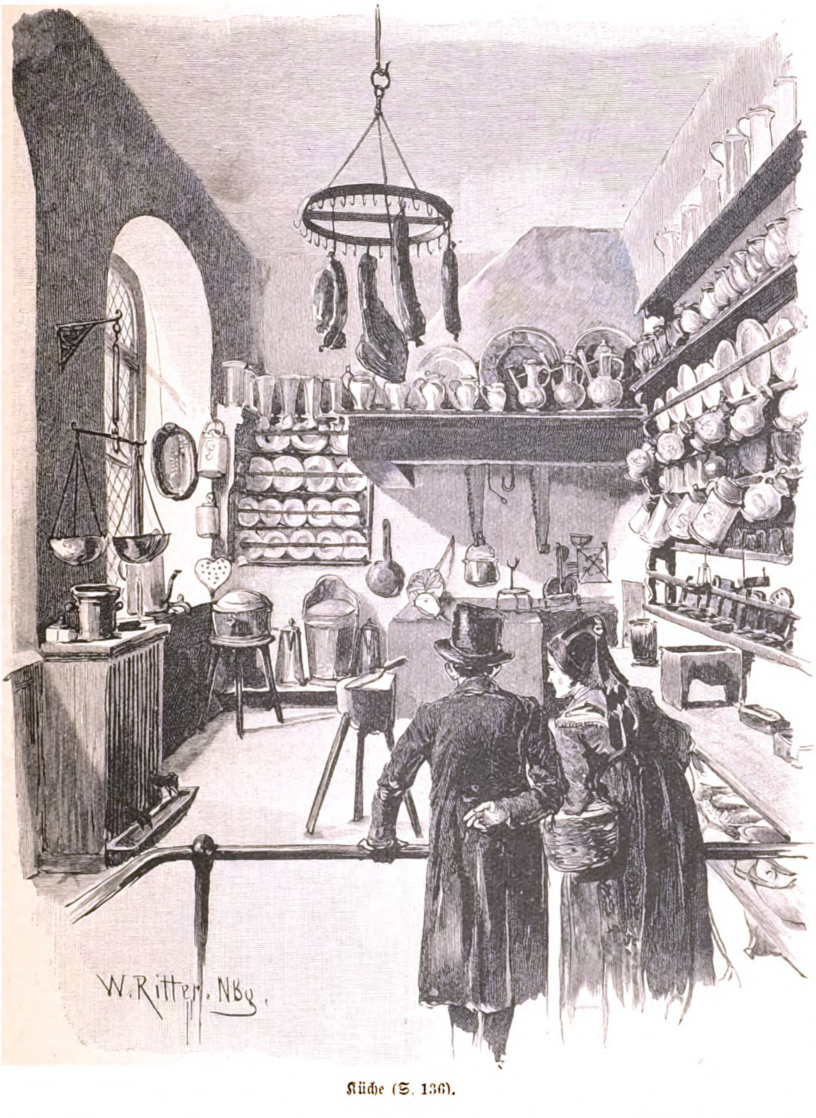
reichbar, der ſie erreichen will, der ſie ſucht, liegt das ehemalige Kartäuſerkloſter, deſſen altehrwürdige Räume einen ſo paſſenden Rahmen für die Schätze der Vorzeit bilden, die hier vereinigt ſind. Nicht immer hatte die Anſtalt es ſo gut, ein ſo großes Haus ihr eigen zu nennen. In den engen Räumen eines der maleriſchen Stadtmauertürme hat unter den beſcheidenſten Verhältniſſen das heute ſo mächtige Muſeum unter des Gründers Hans Freiherrn von Aufſeß ſorgſamer, aber thatkräftiger Führung ſeine Kinderzeit verlebt. Dem kunſtbegeiſterten Könige Ludwig I. von Bayern, dem größten Wohlthäter des Muſeums, hat es ſeine heutige Heimat zu verdanken; mit richtigem Blicke machte er Nürnberg zum Sammelplatz der Werke der alten, München zum Sitze der neuen Kunſt. Bald ward die Kartauſe zu enge; Flügel an Flügel wurde durch Direktor v. Eſſenwein an dieſelbe angereiht, intereſſante architektoniſche Denkmäler, welche den Anforderungen der Neuzeit hatten weichen müſſen, wurden hier wieder aufgeſtellt und ihr Inneres mit den kunſtvollen Erzeugniſſen unſerer Vorfahren gefüllt. Danzig ſchickte den ſchönſten der für dieſe Stadt ſo charakteriſtiſchen Beiträge; ein ganzes Kloſter — das Nürnberger Auguſtinerkloſter — wurde auf den Grund und Boden der Kartauſe übertragen und neu aufgeſtellt. — Der Lage des Muſeums entſprechend, führen nicht große, weite Thore, breite Treppen in das Innere des deutſchen Zentralmuſeums — durch ein kleines, echtes Kloſterpförtchen tritt man in dasſelbe ein, um ſich ſofort in dem längſten und ſchönſten Kreuzgang Deutſchlands zu befinden, aus dem uns die ganze echt deutſche Poeſie des alten Kloſterlebens entgegenweht. Wenn wir den freundlichen Leſer nun bitten, uns zu begleiten, ſo müſſen wir vor allem bemerken, daß der hier zur Verfügung ſtehende Raum uns nicht geſtattet, ein erſchöpfendes Bild der großartigen Anſtalt zu geben oder auch nur die Hauptſtücke herauszugreifen. Bei der unſerer Nation eigentümlichen Gründlichkeit verſteht es ſich eigentlich von ſelbſt, daß die Sammlungen einer ſo vornehmen Anſtalt, wie das germaniſche Muſeum ſie iſt, mit den auf uns gekommenen Zeugen des Kulturlebens in der allergraueſten Vorzeit, mit den Höhlen-, See- und Gräberfunden beginnen, die zum Teil überraſchende Aufſchlüſſe über das Leben der Menſchen auf den Pfahlbauten und anderen vorgeſchichtlichen Anſiedelungen geben, als in Deutſchland noch das Renntier und andere bei uns jetzt längſt ausgeſtorbene Beſtien ſich ihres Daſeins erfreuten. Die hier aufgeſtellte Sammlung von Steinwerkzeugen, -Geräten und -Waffen, eine Stiftung des verſtorbenen Landgerichtsrats Roſenberg in Berlin, ſteht in Bezug auf Reichhaltigkeit und Lehrhaftigkeit unerreicht da. Die ſeltſam, oft roh, oft elegant geformten Urnen, die in größter Mannigfaltigkeit hier zu ſehen ſind, erinnern uns daran, daß die moderne Leichenverbrennung nur ein Zurückgreifen auf uralte Gebräuche iſt.

„Zu was Beſſerem ſind wir geboren.“ Die Wahrheit dieſes Schillerſchen Verſes fühlte ſchon der vorgeſchichtliche Menſch. Bald genügten ihm das Werkzeug und die Geräte aus Stein, Knochen und Horn nicht mehr; er lernte das Metall bereiten. Lange Reihen von prächtigen patinierten Waffen und Geräten, dann vor allem Schmuckſachen der verſchiedenſten Art aus Bronze, mit denen ſich Mann und Frau zierten, geben Zeugnis von der erlangten Geſchicklichkeit. Hier findet ſich auch ſchon das ebenſo heißerſehnte als verwunſchene und verfluchte Material:

„Die ganze Welt, ſie dreht ſich drum,
Das Gold, das iſt die Achſe.“

Der Menſch hatte mit demſelben eine höhere Kulturſtufe erklommen; ob er dadurch glücklicher geworden? Er hätte jetzt ſchon an der Börſe ſpielen können. Jedenfalls hätte er das mit Glück gethan, denn Regenbogenſchüſſelchen ſind es, die hier ausgelegt ſind. Der Volksglaube läßt dieſe Goldmünzen an der Stelle finden, wo ein Regenbogen aufgeſtoßen. Sie bringen dem Finder Glück und feien das Kind, das aus dem Schüſſelchen trinkt, gegen Krankheit.

Als die Römer frech geworden, zogen ſie bekanntlich nach Deutſchlands Norden, bauten dortſelbſt Befeſtigungen und Städte und verbrachten dahin nicht nur die Erzeugniſſe ihrer hochentwickelten Kultur, ſondern machten letztere auch in vielen Gauen Deutſchlands heimiſch. Ueber dieſe Städte geht heute der Pflug, oder andere Gemeinweſen bauten ſich über ihren Trümmern auf. Da und dort werden von eifrigen Schatzgräbern, bei Bauten oder Feldarbeiten, Ueberreſte zu Tage gefördert, die im germaniſchen Muſeum um ſo weniger unvertreten ſein dürfen, als ihr Einfluß auf die ſpäter ſich entwickelnde deutſche Kultur unverkennbar iſt. Welch großartige monumentale Bauten die Römer in Deutſchland errichteten, lehrt die hier aufgeſtellte Heunenſäule, der größte Monolith Deutſchlands, der bei Miltenberg am Main wohl für einen römiſchen Tempel gebrochen und bearbeitet, beim Vordringen der Germanen von den Werkleuten im Stiche gelaſſen wurde.


W. Ritter. Nbg.

Küche (S. 136).

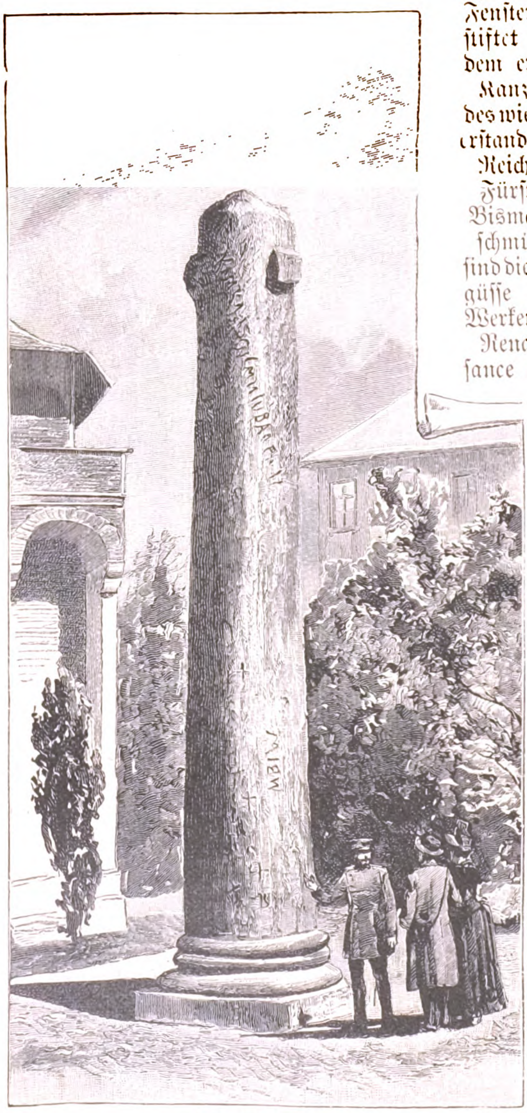
Die Waffen, mit welchen die letzteren die Römer bekämpften, mit welchen ſie ſich den Hunnen entgegenwarfen, als dieſe „Volk um Volk begrabend, verheerend ſich vom Morgen gegen Abend in ihr Land wälzten“, mit deren Hilfe Karl der Große ſeine Feinde ſchlug — ſie finden ſich in den nächſten Räumen. Manche derſelben ſind allerdings nur ſehr fragmentariſch, andere wieder durch beſſer erhaltene Exemplare vertreten. Von den Schilden, der wichtigſten Schutzwaffe des Krieges, durch deren Empfang nach Tacitus der germaniſche Knabe wehrhaft gemacht, auf welchen der neue König erhoben, durch deren Zuſammenſchlagen die Zuſtimmung zu der Wahl bezeigt wurde, von dieſen finden ſich nur mehr die Beſchläge, hauptſächlich die Buckel: „man hört auch laut erklingen vil manige puckel riche“. Dem vornehmen Langſchwerte, das Ringe und Helme durchſchneiden mußte, ſchreibt die Sage eine viel bedeutendere Größe zu, als ſie die hier vorliegenden Exemplare zeigen; ſo ſollen mit dem Schwerte Karls des Großen die beſiegten Sachſen gemeſſen und keiner am Leben gelaſſen worden ſein, der größer geweſen, als das Schlachtſchwert, „das man spatha nennt“. Ein memento mori bilden die danebenſtehenden Holz- und Steinſärge allemanniſchen, bezw. fränkiſchen Urſprungs. Auch an Geräten und namentlich reichem Goldſchmucke, der ſtatt der Edelſteine meiſt Glasflüſſe zeigt, mangelt es nicht. Die Goldſchmiede der alten Franken verſtanden es ſo gut wie die modernen, das koſtbare Material auf das ſparſamſte durch die Dünne der Plättchen auszunutzen. — Gar mancher Recke, der die beſprochenen Waffen getragen, mag nach ſeiner Meinung der Walhalla ſicher geweſen ſein, wo die mutigen Streiter bei ewig dauernden feſtlichen Gelagen den Lohn für ihre Tapferkeit auf Erden zugemeſſen erhielten. Die Räume des germaniſchen Muſeums ſind in ihrer Art auch ſo eine Walhalla, es werden dort zwar keine Gelage abgehalten, aber in den prächtigen Kreuzgängen findet man die Grabſteine einer großen Anzahl der hervorragendſten Männer unſerer Nation, meiſt die volle Geſtalt derſelben in der Weiſe zeigend, wie ſie vor den Augen ihrer Zeitgenoſſen gewandelt. Man ſieht hier friedlich nebeneinander den tapfern Sachſenherzog Wittekind, den Gegenkönig Rudolf von Schwaben, Heinrich den Löwen, Rudolf von Habsburg, Graf Ulrich I. von Württemberg, Seifried Schweppermann, Ludwig den Bayern und gar viele andere hervorragende Kämpen und Fürſten bis zu Götz von Berlichingen. Die Tiara und der Krummſtab kommen nicht minder oft als das Schwert und der Helm vor, welche die erſtgenannten tragen. Auch an Künſtlern und Gelehrten fehlt es nicht, wie denn unter den letzten der Reihe uns die Geſtalten Dr. Martin Luthers und Lucas Cranachs entgegentreten. Dieſe Sammlung, welche einſt auch die Grabmale ſämtlicher deutſchen Kaiſer aufweiſen ſoll, erregt nicht nur durch die Perſonen, deren Andenken die in aller Welt zerſtreuten Originale gewidmet ſind, das höchſte Intereſſe, ſie iſt auch eine unerſchöpfliche Fundgrube für das Studium der Geſchichte des Koſtüms und des Waffenweſens, deſſen Entwickelung ſich hier bis in eine Zeit verfolgen läßt, aus der die Originale längſt zu Moder und Staub geworden ſind.

Eine mindeſtens ebenſogroße Bedeutung kommt den Grabmälern als hervorragenden Werken der deutſchen Bildhauerkunſt verſchiedener Zeiten und Gegenden zu.

Die reichhaltigſte Ergänzung findet dieſe Abteilung in letzterer Beziehung in den anſtoßenden Hallen. Die eine, nach der Kaiſerin Friedrich „Viktoriabau“ benannt, in romaniſchem Stile errichtet und ausgeſchmückt, die andere nach Kaiſer Friedrich benannt, in gotiſchem Stile, bieten dem allgemeinen Studium großartige Sammlungen von Abgüſſen der wichtigſten deutſchen Skulpturwerke der betreffenden Stilperioden. Was unſere ehrwürdigen Dome an hervorragendem figürlichem und ornamentalem Schmucke innen und außen, an Thüren, Portalen und Pfeilern, an Säulen und Gewölben, an Chorſtühlen, Kruzifixen und Taufkeſſeln aufzuweiſen haben, hier iſt es in Abgüſſen vereinigt und viel leichter zu ſtudieren, als an den Standorten der Originale ſelbſt, wo ſchlechte Beleuchtung, hohe Lage, ſchwer zugängliche Räume den vollen Genuß des Kunſtwerkes oft bedeutend erſchweren. Beide Hallen werden durch einen maleriſchen Hof verbunden, in welchem die berühmteſte aller Rolandſäulen:

„Roland der Ries, am
Rathaus zu Bremen
Steht er im Standbild
Standhaft und wacht“

als koloſſales Sinnbild der Sympathien des deutſchen Nordens für die nationale Anſtalt im Süden aufgerichtet ſteht. — In den oberen Räumen, die ein glasgemaltes Fenſter, geſtiftet von dem erſten Kanzler des wiedererſtandenen Reiches, Fürſten Bismarck, ſchmückt, ſind die Abgüſſe von Werken der Renaiſſance aufgeſtellt, welche Abteilung erſt im Entſtehen begriffen iſt. Daſelbſt hat auch die Gemäldegalerie ihren Platz gefunden, die durch einträchtiges Zuſammenwirken der Staats- und ſtädtiſchen Behörden, der Kirchenverwaltungen und des Muſeums entſtanden iſt und an Reichtum der Bilder der ſogen. altdeutſchen Schulen von keiner zweiten Galerie übertroffen wird. Vor allem iſt es die Mutter Gottes, „Maria die viel reine“, welche von den alten Meiſtern verherrlicht wurde. Unzähligemal begegnet ſie uns in dieſer Galerie. In ſüßem Frieden ſitzt ſie da; würdevolle Anmut, zarter Seelenadel, tiefe Herzensinnigkeit verraten ihre holdſeligen, mädchenhaften Züge, die von keuſchem Zauber lieblich verklärt auf das Kindchen blicken. Seine höchſte Kunſt hat jeder der frommen Meiſter eingeſetzt, um die Gottesgebärerin als das Ideal weiblicher Schönheit darzuſtellen. Anderſeits waren ſie beſtrebt, uns die Madonna mit dem Kinde menſchlich näher zu bringen, indem ſie erſtere dem Kinde die Bruſt reichend, das Kind mit Tieren oder Blumen ſpielend, in einem Buche blätternd, mit Obſt in den Händen darſtellten.



Heunenſäule (S. 133).

Ebenſo wertvoll und wichtig wie die Werke der Tafelmalerei iſt die Sammlung der Glasgemälde, welche mit Stücken des 12. Jahrhunderts beginnt, namentlich aber auch an prächtigen Scheiben des 16. Jahrhunderts reich iſt, die nicht mehr kirchlichen Räumen zur Zierde dienten, ſondern ein anmutig belebendes Element der Wohnräume bildeten.

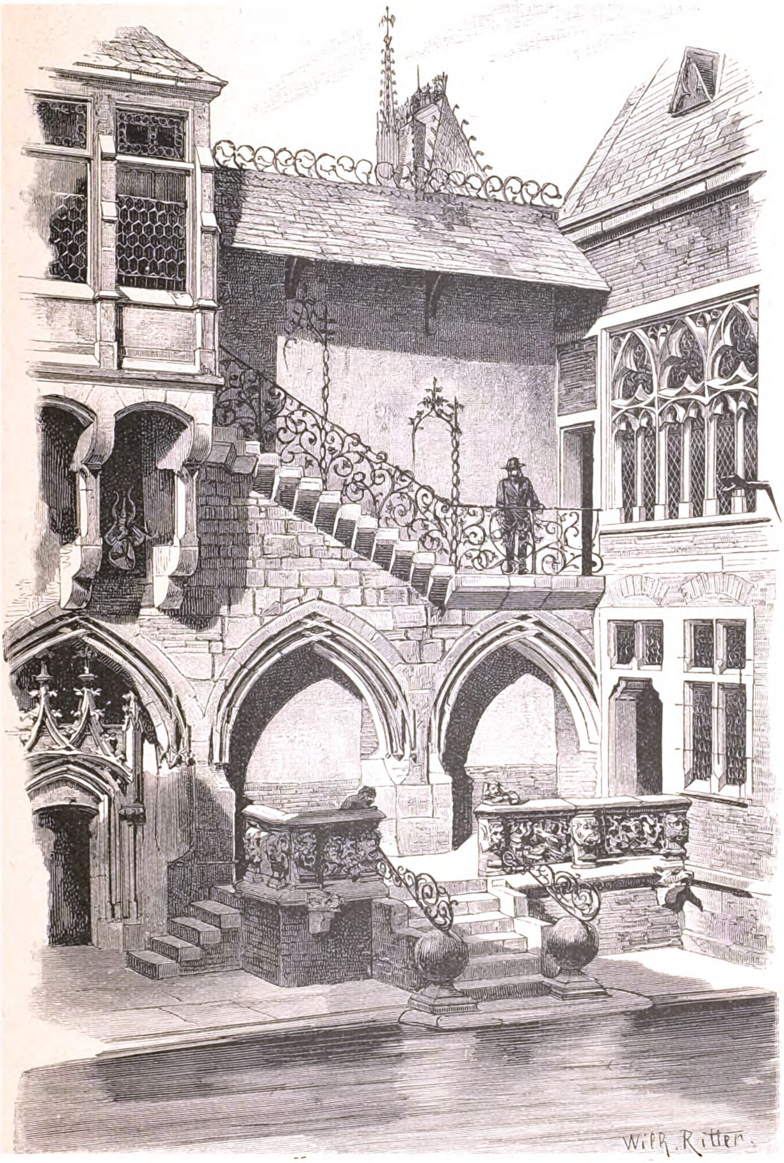
Unſere Mitteilungen über die Abgüſſe der deutſchen Bildhauerwerke könnten den Glauben erwecken, als mangele es dem germaniſchen Muſeum an Originalen ſolcher. Dem iſt jedoch nicht ſo; es beſitzt vielmehr auch eine hervorragende Sammlung von Originalarbeiten, darunter köſtliche Werke des 15. und 16. Jahrhunderts. In langen Reihen ſtehen an den Wänden der ehemaligen Kirche der Kartauſe die oft ernſten, manchmal mehr lieblichen Figuren der Heiligen beiderlei Geſchlechts, die wertvollen Werke der kölniſchen Schule, von Veit Stoß, Peter Viſcher, Tylman Riemenſchneider, an ihrer Spitze die trauernde Maria, weltberühmt unter dem Namen der Nürnberger Madonna, gefeiert als das hervorragendſte Werk der Nürnberger Kunſt, als das bedeutendſte Kunſtwerk des Mittelalters überhaupt. Nicht allein die Riemenſchneiderſche heilige Eliſabeth, ſondern noch gar manche andere trefflich geſchnitzte Figur erinnert an die Verſe Bechſteins:

„Sie ſtieg herab wie ein Engelsbild,
Die heilige Eliſabeth, fromm und mild.“

Man erwartet beinahe, daß ſie ihren Standort verlaſſen und zu uns herantreten. Den Werken der großen Plaſtik reihen ſich die kleinen Stücke, die mittelalterlichen Elfenbeinſchnitzereien, auf das zarteſte ausgeführte Schnitzwerke in Buchsbaumholz, geſchnittene Marmorſteine und Perlmuttermuſcheln und noch viele andere Werke der Kleinkunſt an, welche die Begierde des Sammlers und Liebhabers in hohem Grade erregen und heute mit ſolch fabelhaften Preiſen bezahlt werden, daß eine öffentliche Sammlung leider die Hand von dieſen Sachen laſſen muß. Zu den Werken der kleinen Plaſtik müſſen wir die Gnadenpfennige rechnen, welche an Ketten um den Hals getragen wurden, die Porträtmedaillen, deren allerdings viel minder wertvolle Nachfolger die Photographien ſind, die Gedenkmünzen, welche, auf beſondere Ereigniſſe geprägt, auch als Parteiabzeichen an dem Hute befeſtigt wurden. Durch ihre Reichhaltigkeit zeichnet ſich die Serie der brandenburgiſch-preußiſchen Medaillen aus, welche die ganze ruhmreiche Geſchichte Brandenburgs und Preußens vom Beginne des 16. Jahrhunderts bis 1870/71 an unſerem Auge vorüberziehen läßt, während die habsburgiſchen durch ihre Koſtbarkeit und Seltenheit die Beſucher feſſeln.

Die Kirche, in welcher auch der Gründer der Kartauſe, der Nürnberger Kaufmann Marquard Mendel, begraben liegt — deſſen Wappenſchild merkwürdiger Weiſe die Farben Schwarz-Rot-Gold in umgekehrter Reihenfolge zeigt — bildet auch den naturgemäßeſten Aufſtellungsort für die Sammlung der Kirchengeräte. Dieſelbe enthält den ganzen umfaſſenden Apparat der katholiſchen Kirche des Mittelalters, darunter archäologiſch höchſt bedeutende Stücke, koſtbare Goldſchmiedearbeiten, wertvolle Emaille, von dem mächtigen Altarſchrein mit lebensgroßen Figuren bis zum Rauchfaß, von dem prachtvollen ſilberbeſchlagenen Schreine, der die zu den Kleinodien des heiligen römiſchen Reiches gehörenden Reliquien barg, bis zu den von gläubigen Gemütern geopferten Votivbildern, von denen Heine in ſeiner Wallfahrt nach Kevelaar berichtet:

„Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund."



Friedrich-Wilhelmsbau (S. 134).

Nicht recht paßt in dieſe Umgebung das al fresco an die Wand gemalte große Bild Wilhelm von Kaulbachs, den Beſuch Kaiſer Ottos in der Gruft Karls des Großen darſtellend. Leider hat das Bild, deſſen Beleuchtung ohnehin nicht die beſte iſt, ſtark gedunkelt.

Eine der anziehendſten Aufgaben des Muſeums bildet die Darlegung der häuslichen Altertümer, um ſo anſprechender, als gerade bei unſerer Nation das Familienleben in ſeiner ſchönſten und reinſten Entwickelung wahrzunehmen iſt. Ganze alte Häuſer mit ihrer alten Einrichtung konnten allerdings nicht aufgeſtellt werden; wer dieſe ſtudieren will, muß ſich an die reichhaltige Litteratur in der Bibliothek, an das Bilderrepertorium im Kupferſtichkabinette halten. Aber ſchon ganze Zimmertäfelungen finden ſich: Tiroler, Kölner, Nürnberger und Schweizer, die ein anmutendes Bild der behaglichen vier Wände unſerer Altvorderen geben. Dann iſt in großer Fülle der reiche Zierat vorhanden, mit welchem unſere Vorfahren ihren Räumen eine ebenſo ſchmucke als wohnliche Erſcheinung zu geben verſtanden: ſchön geſchnitzte Säulen, eingelegte Thüren, reichverzierte Geländer, kunſtreich geſchmiedete Gitter, Schlöſſer und Beſchläge, gemuſterte Fußbodenflieſen, Oefen und Ofenkacheln, einfarbig und bunt bemalt, in ſonſt nicht wieder vorkommender Reichhaltigkeit, erfreuen den Schwärmer für „altdeutſche" Wohnungen. Alles, was der biedere Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs in ſeinem Gedichte „Der gantz Hausrath" dem jungen Manne, der unüberlegt das Joch der Ehe auf ſich nehmen will, zum warnenden Exempel aufzählt:

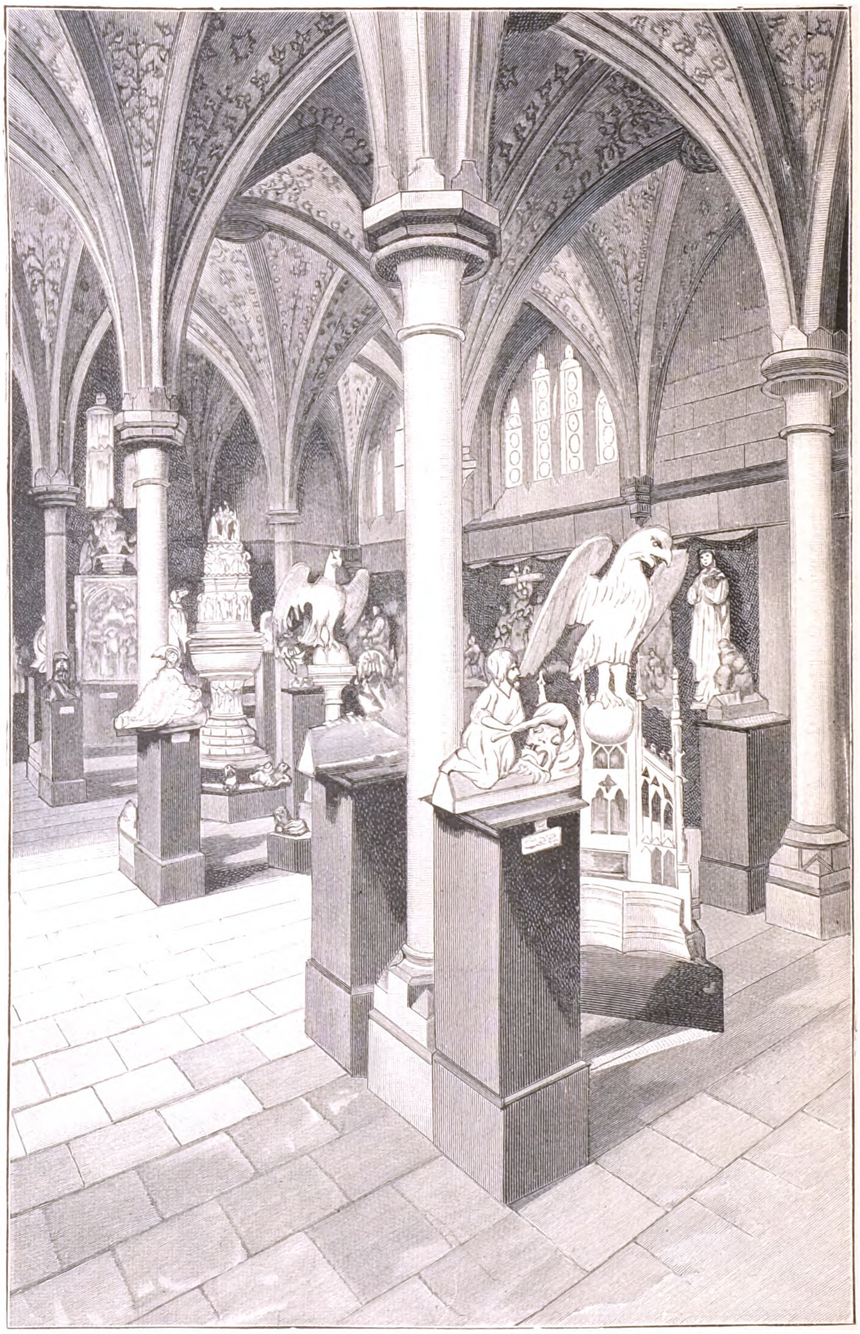
„Erſtlich in der Stuben gedenk,
Mußt haben Tiſch, Seſſel, Stuhl und Bänk,
Bankpolſter, Kiß und ein Faulpett,
Gießkalter und ein Kandelpret,
Handzwehel, Tiſchtuch, Schüſſelring,
Pfannholz, Löffl, Teller, Kupferling"

alles dieſes, und was die lange Liſte des Nürnberger Dichters ſonſt noch enthält, iſt in den mannigfachſten Exemplaren vorhanden. Rieſenbettſtellen, in denen zwar nicht 70, wie in derjenigen, welche Albrecht Dürer in Brüſſel geſehen hat, aber doch leicht ein halbes Dutzend Perſonen Platz haben, ſtehen neben reichgeſchnitzten Schränken der verſchiedenſten Zeiten und Gegenden, und eingelegte Truhen, beſtimmt, den Stolz der Hausfrau, die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigen Lein zu bewahren. Von eminenter Reichhaltigkeit iſt die Sammlung der Erzeugniſſe der Glas- und Thoninduſtrie, die eine Unmaſſe Trinkgeſchirre enthält, auf welche unſere durſtigen Vorfahren ſo große Stücke hielten, deren Form ihnen nie originell genug ſein konnte.

„Wein zu ſchlürfen iſt des Mundes
Schönſter Klang,
Holder tönt ein volles rundes
Glas, als aller Liedergeſang."

Hier findet man ebenſo das ordinäre grüne Glas, den groben irdenen Krug, das gewöhnliche Töpfergeſchirr, das der arme Mann oder der Bauer benutzte, wie das Zinn- und Fayencegeſchirr des behäbigen Handwerksmeiſters, die koſtbaren Venezianergläſer, die bunten Majoliken Italiens und die kunſtreichen goldenen und ſilbernen Geſchirre, welche Saal und Tafel der Reichen und Vornehmen ſchmückten. Die hunderterlei Kleinigkeiten, welche in einen Haushalt noch gehören: Käſtchen und Schachteln, Brettſpiele, Leuchter, Waſchapparate, Laternen, Spiegel, Beſtecke, Wäſchetafeln und wie ſie alle heißen, bis herab zur Bürſte und zum Fingerhut ſind hier ebenfalls vertreten.

Zu einer reizenden Küche, in der ſelbſt der Stall mit den Hühnern nicht fehlt, ſind die großartigen Vorräte an Küchengeſchirr zuſammengeſtellt, um deren Herbeiſchaffung die Damen Nürnbergs, woſelbſt es früher neben der gewöhnlichen Gebrauchsküche noch beſondere Prunkküchen gab, ſich ſehr verdient gemacht haben.



Waſſerhof.

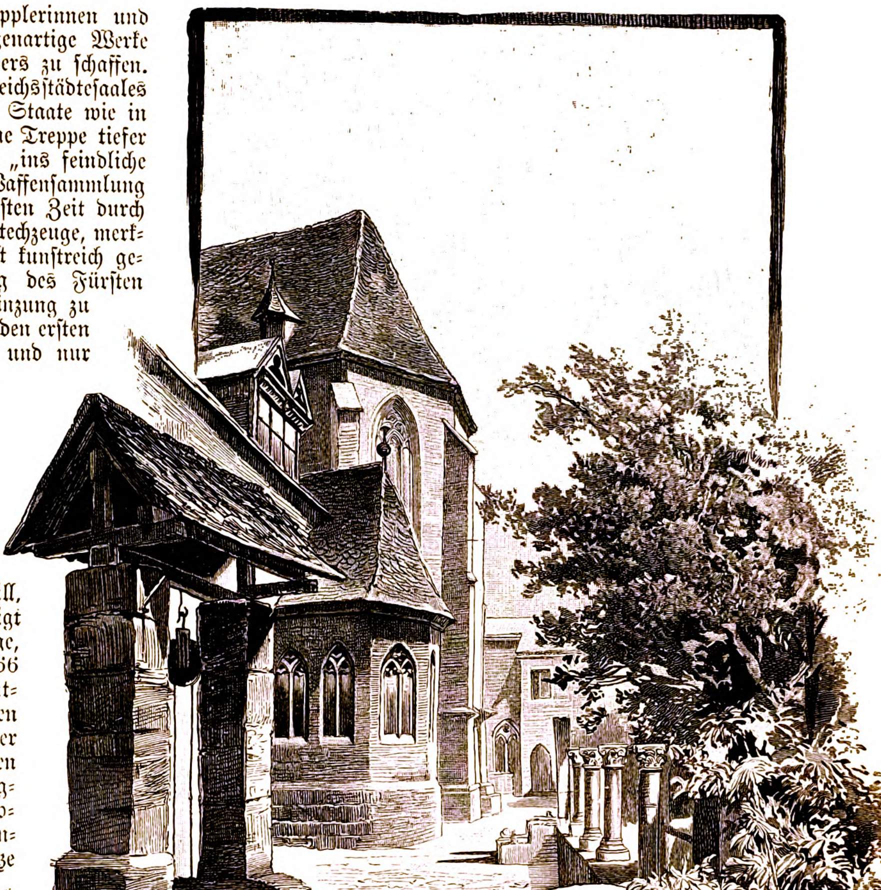
Zu den ſeltenſten Gegenſtänden gehören alte Spielwaren, da der Zerſtörungsſinn der Kinder, die vor Jahrhunderten lebten, nicht weniger entwickelt war, wie derjenige von heute. In der aber doch nicht unbedeutenden Spielwarenſammlung des germaniſchen Muſeums nehmen den erſten Platz einige Puppenhäuſer des 17. Jahrhunderts ein, die unſere ganz beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, da ſie ein höchſt lehrreiches Bild der ganzen Einrichtung und Ausſtattung eines Hauſes jener Zeit, vom Keller bis zum Speicher, geben, wie wir es auf andere Weiſe uns nicht verſchaffen können. — Ein großer Saal, von den ehemaligen deutſchen Reichsſtädten geſtiftet und mit den Wappen derſelben ſowie mit Glasgemälden geſchmückt, welche wichtige Ereigniſſe aus dem Leben der Reichsſtädte darſtellen, bewahrt die Koſtüme von Männern und Frauen jener Zeit. Der reichgeſtickte Rock des Herolds, Mantel und Hut des frommen Pilgers, Kleidungsſtücke von Reiſigen, Pagen und Jägern, Trachten ſtrenger Ratsherren, pedantiſcher Gelehrter, berühmter Fürſten, geſtickte Galaweſten und Fräcke der Rokokozeit, Maskenkoſtüme, reizende duftige Damenkoſtüme ſtehen in bunter Reihe nebeneinander. Die äußeren Schränke bergen den Schmuck, Schuhe, Stiefel, Handſchuhe, Strümpfe, Korſetten, Hauben, Krägen, Perücken, falſche Zöpfe, Spazierſtöcke, Tabakspfeifen und allen den mannigfachen Krimskrams, welcher zur Ausrüſtung der Herren und Damen in verſchiedenen Zeiten als unumgänglich notwendig angeſehen wurde. Ergänzt wird dieſe Sammlung von Originalen durch eine beſondere Galerie, in welcher in langen Reihen Bildniſſe von Perſonen hängen, deren Koſtüme für die Geſchichte der Trachten und des Schmuckes von Bedeutung ſind. Bildniſſe von Kaiſern und Königen, von Fürſtinnen und Prinzeſſinnen, die einſt vornehme Schlöſſer ſchmückten oder in der Ahnengalerie prangten, hängen hier in friedlichem Vereine neben den Bildern gewöhnlicher Sterblicher und zeigen durch drei Jahrhunderte hindurch, wie Juweliere und Goldarbeiter, Tuchmacher, Seiden- und Leineweber, Spitzenklöpplerinnen und Spinnerinnen beſchäftigt waren, eigenartige Werke zum Schmucke des menſchlichen Körpers zu ſchaffen.

Erinnert uns der Inhalt des Reichsſtädteſaales an das friedliche Zuſammenleben im Staate wie in der Familie, ſo führt uns der des eine Treppe tiefer liegenden Standesherrenſaales hinaus „ins feindliche Leben“: hier iſt ein großer Teil der Waffenſammlung aufgeſtellt. Derſelben iſt in der jüngſten Zeit durch die Erwerbung wertvoller Renn- und Stechzeuge, merkwürdiger Mailänder Rüſtungen, höchſt kunſtreich geätzter Harniſche aus der Sammlung des Fürſten Sulkowski eine außerordentliche Ergänzung zu teil geworden, ſo daß ſie nunmehr zu den erſten Waffenſammlungen der Welt gehört und nur von wenigen überragt wird. Sie imponiert zwar nicht durch Maſſen — ſie ſoll ja kein Zeughaus ſein —, wohl aber dadurch, daß der Entwickelungsgang aller der einzelnen Waffen ſich verfolgen läßt und die verſchiedenen Phaſen ihrer Geſchichte durch charakteriſtiſche und merkwürdige Stücke belegt ſind. Wer die Geſchichte des Waffenweſens ſtudieren will, kann dieſe Sammlung nicht unberückſichtigt laſſen. Er wird finden, daß die Frage, ob Hinter- oder Vorderlader, die 1866 zu gunſten des erſteren endgültig entſchieden wurde, ſchon vor 500 Jahren auf der Tagesordnung geſtanden und der heute noch andauernde Streit, ob Eiſen oder Bronze als Geſchützmaterial geeigneter ſei, iſt mindeſtens ebenſo alt. Sogar das Morgenland hat uralte, Hunderte von Zentnern ſchwere Geſchütze abendländiſchen Urſprunges zur Ausfüllung von Lücken der Sammlung geliefert.

Wunden zu ſchlagen, nicht zu heilen, iſt der Beruf der Stücke auch noch einer anderen Abteilung, der der Folter- und Strafwerkzeuge, welche die grauſame Strafrechtspflege des Mittelalters, die Unmenſchlichkeit der Folter- und Henkersknechte und die Raffiniertheit der furchtbaren Leib- und Lebensſtrafen lebhaft vergegenwärtigt. Man machte zu jener Zeit mit den Uebertretern der Geſetze nicht viel Umſtände, wurde doch in Nürnberg ein Fälſcher von Safran zugleich mit ſeinem Fabrikate einfach lebendig verbrannt! Wie man noch im Jahrhunderte der Aufklärung in dieſer Beziehung dachte, lehrt eine ausgeſtellte Urkunde, in welcher der Bannrichter von Oberbayern, Joſef Kornmann, 1738 einem angehenden Scharfrichter bezeugt, daß dieſer durch die mit Geſchick vollzogenen Hinrichtungen ihm „ein volkhomen abſolutes Vergnügen gelaiſtet“.

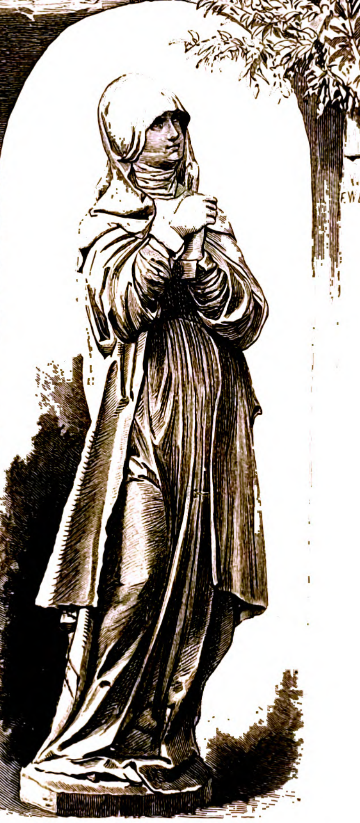
Doch zurück zu freundlicheren Bildern. Ein ſolches bietet uns der ſchöne von der mecklenburgiſchen Ritterſchaft geſtiftete Saal, der zwar nicht die Poſaunen von Jericho und die Harfe Davids, wohl aber eine ſehr wichtige Sammlung anderer merkwürdiger Muſikinſtrumente, teilweiſe von originellen Formen und reich geſchmückt, enthält. Sie erinnern an die Zeit, in der fahrende Sänger an fürſtlichen Höfen ihre lieblichen Töne, ihr kunſtvolles Spiel vernehmen ließen und ſich damit manchmal das unbewachte Herz ſchöner Damen eroberten.

„Süßer Wohllaut ſchläft in der Saiten Gold,
Der Sänger ſingt von der Minne Sold,
Er preiſet das Höchſte, das Beſte“

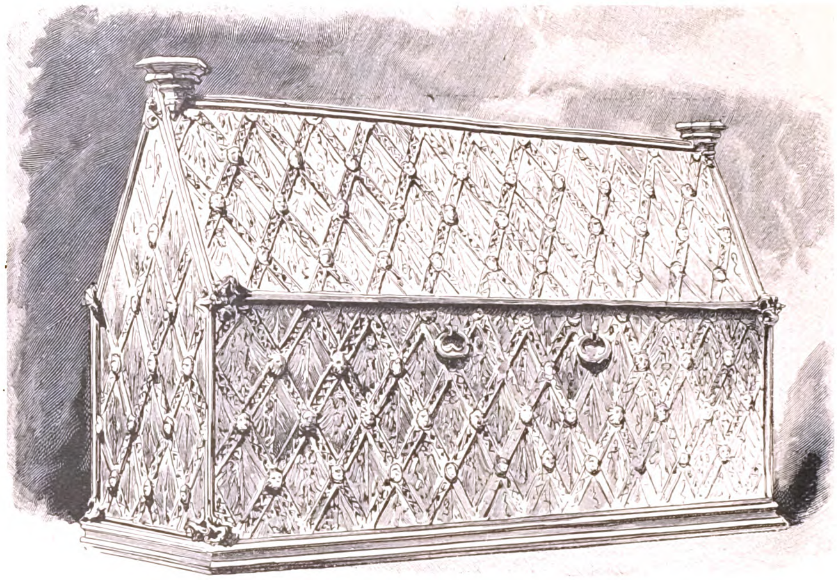


Kloſterhof (S. 132).

Der Ernſt des Lebens, das Streben auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, tritt uns in der Abteilung wiſſenſchaftlicher Inſtrumente vor Augen, die ſowohl ältere ärztliche Beſtecke — eine Säge z. B. könnte ihrer robuſten Erſcheinung nach die von Dr. Eiſenbart bei ſeinen berühmten Operationen verwendete ſein — als auch aſtronomiſche Inſtru-



Nürnberger Madonna (S. 131).



Reichskleinodienſchrein (S. 135)

mente, darunter das Aſtrolabium des berühmten Aſtronomen Regiomontan, mathematiſche, phyſikaliſche und geodätiſche Inſtrumente in ſolch großer Reichhaltigkeit umfaßt, daß ſie nur wenige ihresgleichen hat. Hier finden ſich die älteſten Erd- und Himmelsgloben, Sonnenuhren in den mannigfachſten Formen, Sand-, Stand- und Taſchenuhren, letztere mit den ſogen. Nürnberger Eiern des Peter Henlein beginnend, Apparate zur Geſchichte der Optik und Kalorik, der Mechanik und Statik, ſowie der Elektrizität. Neben dieſen Denkmälern ernſter Wiſſenſchaft liegen aber auch kabbaliſtiſche und magiſche Sigille, Zaubermittel, Amulette, Alraunen u. a., den Beweis liefernd, daß Aberglaube und Wiſſenſchaft früher hart aneinander grenzten.

„Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft“

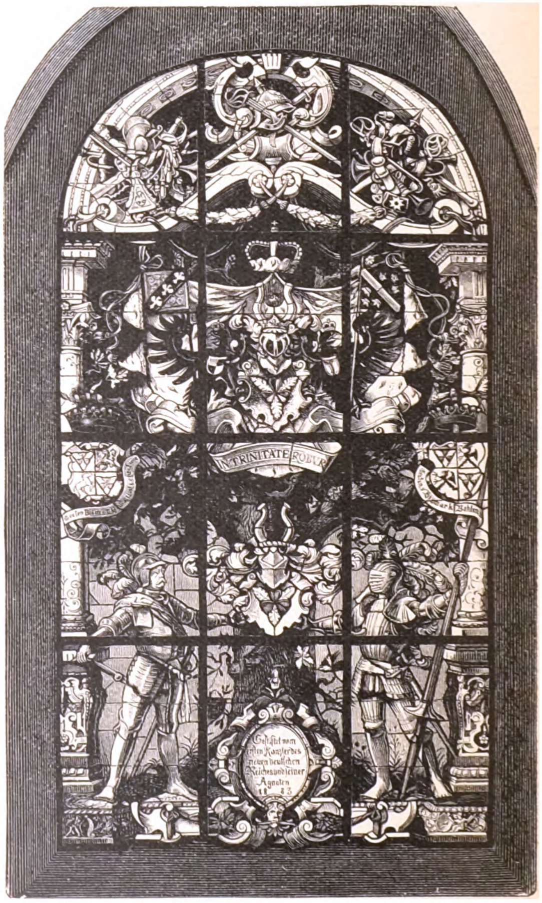
repräſentiert ſich hier eine vollſtändige alte Apotheke, die mit buntbemalten Fayencetöpfen des 16. Jahrhunderts reich ausgeſtattet iſt. Welch ſeltſame Arzneimittel ſich hier finden — getrocknete Regenwürmer, pulveriſierte Edelſteine, Moos, das auf den Schädeln Gehenkter gewachſen iſt, und andere „Leckereien“ — verraten nicht nur die Aufſchriften der Schubladen und Büchſen, ſondern auch die kleine Menagerie, welche an der Decke aufgehängt iſt und dem Publikum Reſpekt vor den geheimnisvollen, wunderthätigen Mitteln des Apothekers einflößen ſollte und ſicher auch einflößte. In des großen engliſchen Dichters „Romeo und Julie“ iſt dieſe Apotheke beſchrieben:

„Mir fällt ein Apotheker ein, er wohnt
Hier irgendwo herum . . .
Ein Schildpatt hing in ſeinem dürft'gen Laden,
Ein ausgeſtopftes Krokodil und Häute
Von mißgeſtalten Fiſchen.“

Zu den Künſten, welchen in den vergangenen Jahrhunderten am eifrigſten nachgegrübelt wurde, gehört die des Goldmachens, die zu erforſchen auch viele Angehörige des Apothekerſtandes befliſſen waren, welche dabei, wenn auch nicht Gold gefunden, ſo doch manch andere wichtige Entdeckung gemacht haben. Doch war es gerade ein Apotheker, Nicol. Lemery in Paris, der 1675 die Alchimie als „eine Kunſt ohne Kunſt, deren Anfang Lügen, deren Mitte Arbeiten, deren Ende Betteln iſt“, bezeichnete. Anſtoßend an die Apotheke wird, ebenfalls als Stiftung des deutſchen Apothekervereins, ein ſolch myſtiſcher Arbeitsraum, ein altes „chymiſches“ Laboratorium errichtet, das alle die ſeltſam geſtalteten Apparate aufnehmen ſoll, mit welchen die Alchimiſten — Altkuhmiſten wurden ſie in einer Spottſchrift genannt — ihr geheimnisvolles Weſen trieben.

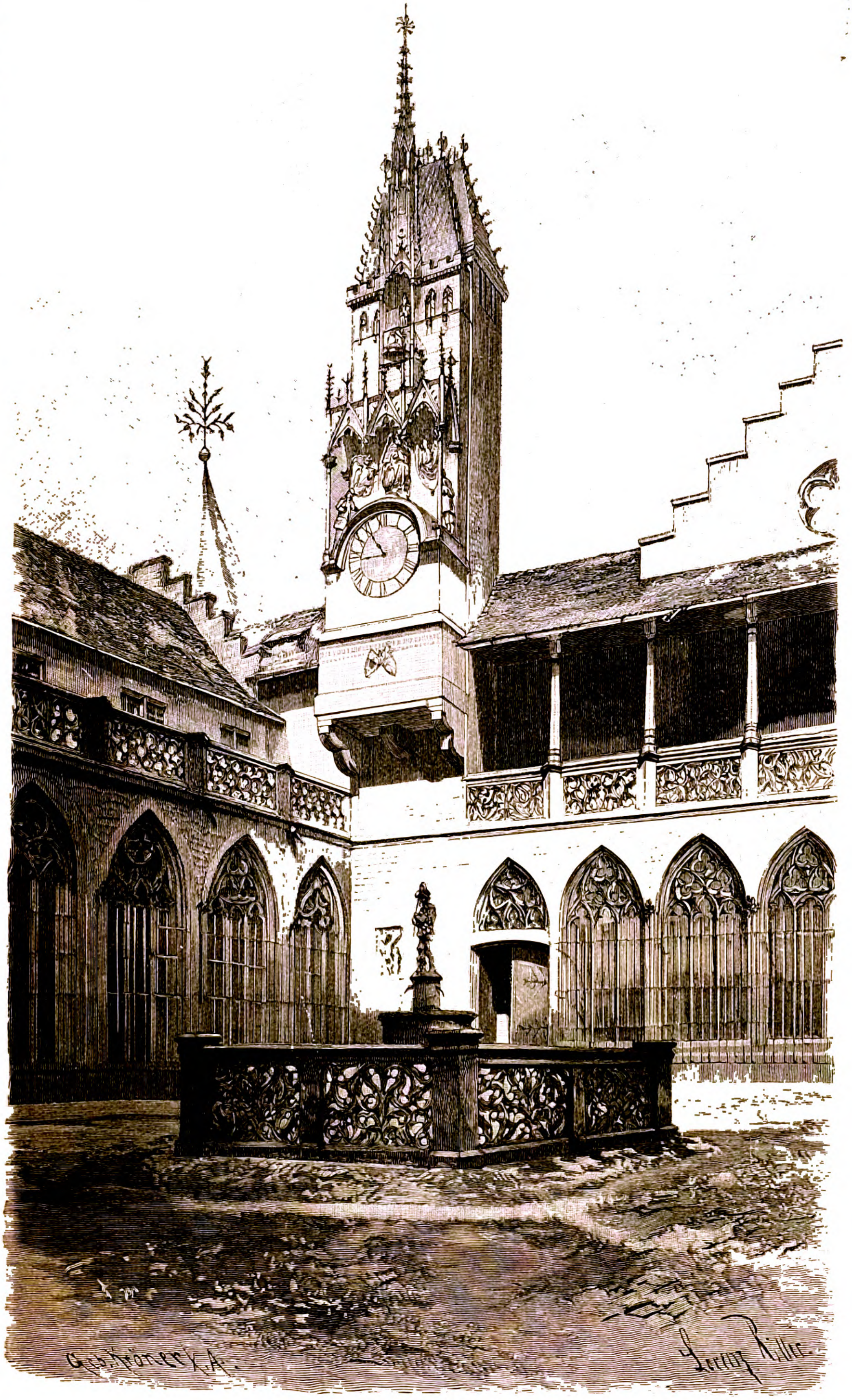
Selbſtverſtändlich laſſen dieſe mannigfachen Inſtrumente und Apparate allein nicht einen Schluß auf den Stand der Wiſſenſchaften in vergangenen Jahrhunderten zu, ganz abgeſehen davon, daß manche Wiſſenſchaft überhaupt keine ſolchen hinterlaſſen hat. Hier tritt die Bibliothek des Muſeums helfend ein! Sie iſt nicht nur beſtimmt, die ganze Litteratur der deutſchen Geſchichte und ihrer Hilfswiſſenſchaften aufzunehmen, ſie hat auch die gedruckten und handſchriftlichen Originaldenkmäler aller Gebiete der Wiſſenſchaft, dann der deutſchen Litteratur, der Muſik und vor allem der großartigſten deutſchen Erfindung, der Buchdruckerkunſt, in ihren Räumen zu vereinen. Mit Stolz kann ſich die gegen 120000 Bände zählende Bibliothek, ſoweit es ſich um neuere Werke handelt, als eine Stiftung der deutſchen Verleger nicht allein des Reiches, ſondern auch Oeſterreichs, der Schweiz u. ſ. w. bezeichnen, die nimmer müde werden, ihre einſchlägigen Werke der alle deutſchen Stämme umfaſſenden Anſtalt zu widmen.

Die Bibliothek hat das Material zur Ausſtattung


IN TRINITATE ROBUR
Geſtiftet vom erſten Kanzler des neuen deutſchen Reiches und ſeiner Agnaten 18 83

Fenſter, geſtiftet vom Fürſten Bismarck (S. 131) zweier großer Säle geliefert. In dem einen iſt eine beträchtliche Anzahl wichtiger Handſchriften zu einer merkwürdigen Ausſtellung vereinigt, welche den Entwickelungsgang der Buchſchrift und der Bücherausſtattung vom 8. bis ins 17. Jahrhundert verfolgen läßt. Das ehrwürdigſte Stück iſt ein Bibelfragment des 8. Jahrhunderts, das in prächtigen Majuskeln geſchrieben iſt und deſſen Blätter von Nürnberger Rechnungsbüchern des 17. Jahrhunderts abgelöſt wurden. Manche der ſpäteren mittelalterlichen Handſchriften kirchlichen Inhalts iſt mit koſtbaren Miniaturen von fleißigen Mönchen geſchmückt, die nach der Vollendung der zierlich geſchriebenen, von gedruckten Werken oft kaum zu unterſcheidenden Bücher erleichterten Herzens die Feder in die Ecke warfen, nachdem ſie das Buch mit Sprüchen wie: „Dis Buch het ein End, des freut ſich Herz und Hend“ oder „Ach Gott wie froh ich was, da dis Buches ein Ende was“ geſchloſſen hatten. Die Bruchſtücke der Nibelungen, von Freidanks Beſcheidenheit, Wolframs von Eſchenbach Parzival und noch vieler anderen Dichtungen präſentieren ſich ſehr unſcheinbar; reichen Bilderſchmuck enthält dagegen manche ſpätere Handſchrift, wie Konrads von Würzburg trojaniſcher Krieg, die Hiſtorie der ſchönen Meluſine von Thüring von Ringolting u. ſ. w.

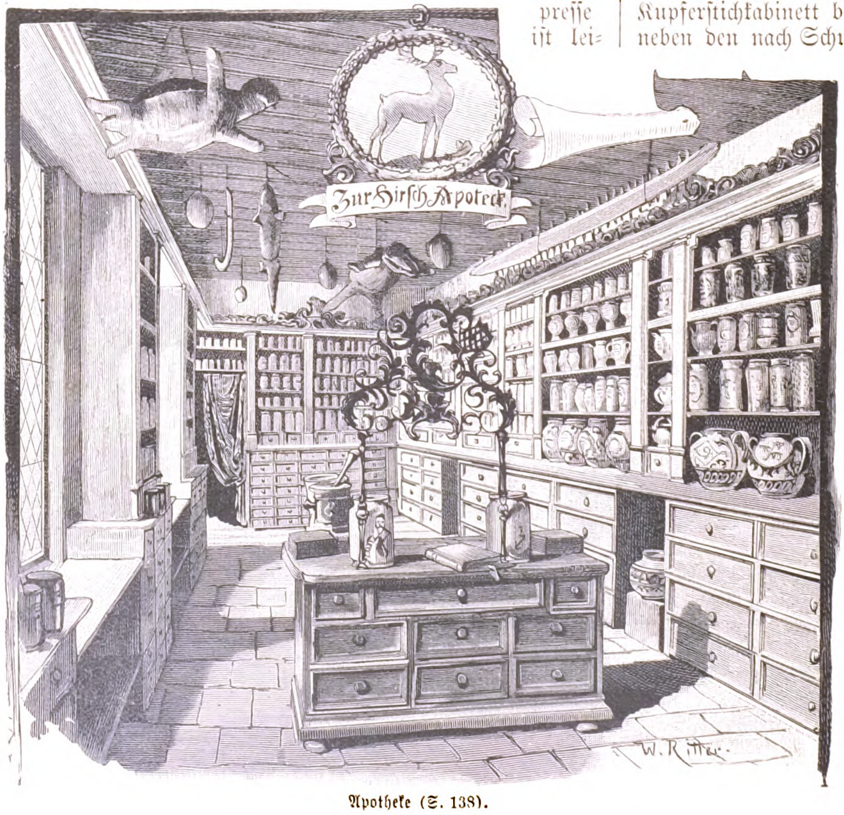
Eine andere Reihe von Schränken bewahrt vergilbte, oft mit prächtigen Siegeln, ſeltener mit bildlichem Schmucke verſehene Urkunden. Sie ſind dem Archive des Muſeums entnommen, das allen verſprengten Urkunden ein Aſyl bieten ſoll und als ſolches eine ſehr ſegensreiche Thätigkeit entfaltet. Höchſt wertvolle hiſtoriſche Dokumente, ja ganze Archive, z. B. das des Minneſängers Oswald von Wolkenſtein, hat es der Vernichtung oder Verſchleuderung entzogen, ſo daß kaum eine Familiengeſchichte geſchrieben, das Urkundenbuch einer Stadt herausgegeben wird, zu welchen es nicht beigetragen. Die Entwickelung der Urkundenſchrift wie der Urkundenausſtattung läßt ſich hier vorzüglich verfolgen. Von Kaiſer



Wittelsbacher-Hof.

Ludwig dem Kind an liegen von beinahe allen deutſchen Kaiſern, dann von vielen Päpſten und hervorragenden Fürſten Originalurkunden vor. Nur die ſpäteren derſelben zeigen die Unterſchriften der Ausſteller. Aus derſelben Zeit, in der dieſe Unterſchriften allgemeiner wurden — der erſte deutſche Fürſt, welcher eigenhändig ſeinen Namen unter die Urkunden ſetzte und in dieſer Beziehung allen anderen weit vorauseilte, war Herzog Rudolf IV. von Oeſterreich, von dem ein Beſtätigungsbrief für Eckhart von Villanders (1363) vorliegt —, ſtammen die erſten eigenhändigen Briefe des Goldſchmiedes Albrecht Dürer des Aelteren an ſeine Hausfrau Barbara (1492), des Wilibald Pirkheimer, Luthers, Melanchthons u. ſ. w.

Den zweiten Saal füllen merkwürdige Denkmäler der Kunſt Gutenbergs. Von den ſogen. Blockdrucken, den nicht mit einzelnen Typen gedruckten Büchern an, läßt ſich die ganze Geſchichte der Buchdruckerkunſt bis zu Beginn unſeres Jahrhunderts verfolgen, deren Erzeugniſſe ſich allerdings in abſteigender Richtung bewegen. Die wichtigſten Offizinen der Wiegenzeit der Buchdruckerkunſt ſind zum Teil durch die früheſten Drucke derſelben vertreten. Hier finden ſich beinahe vollzählig alle deutſchen Bibelausgaben vor Luthers epochemachender Ueberſetzung des Buches der Bücher; man ſieht das Buch mit der älteſten in Deutſchland gedruckten Landkarte, das erſte daſelbſt mit entſchieden lateiniſcher Schrift gedruckte Buch, Werke mit dem erſten deutſchen Architekturſtich, mit der erſten Karte der „nüwen Welt", das erſte Buch, welches über die Erfindung der Buchdruckerkunſt Mitteilungen gibt, die erſte gedruckte Schrift Luthers. Eines der letzten Bücher der Reihe iſt das auf dünnes Löſchpapier gedruckte „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung", das die Veranlaſſung zur Hinrichtung des unglücklichen Palm bildete, „der ein Opfer fiel Napoleoniſcher Tyrannei". Große Schränke enthalten alte Originalholzſtöcke und Kupferplatten, ganze Alphabete reichverzierter Initialen, die abgedruckt den Werken künſtleriſchen Schmuck verliehen. Die alte Buchdruckerpreſſe iſt leider nur durch eine ſehr kleine Handpreſſe vertreten; eine größere konnte das Muſeum noch nicht auftreiben, obgleich ſicher eine ſolche noch in irgend einem Winkel unbeachtet liegt. Vielleicht verhelfen dieſe Zeilen dem germaniſchen Muſeum zu einer richtigen alten Preſſe, die in dem kulturgeſchichtlichen Zentralmuſeum Deutſchlands allerdings nicht fehlen ſollte.



Apotheke (S. 138).

Ein weiterer Raum vereinigt eine Anzahl Bücher, deren Einbände für die Geſchichte der Buchbinderkunſt von Intereſſe ſind. Mächtige Folianten ſieht man hier mit ſchweren Ketten verſehen, mit welchen ſie an ihren Standort befeſtigt waren, um ſie vor unberufenen Liebhabern zu ſchützen. Kräftige Flüche eiferten gegen dieſe ſchon im Mittelalter, wie der nachfolgende Spruch darthut:

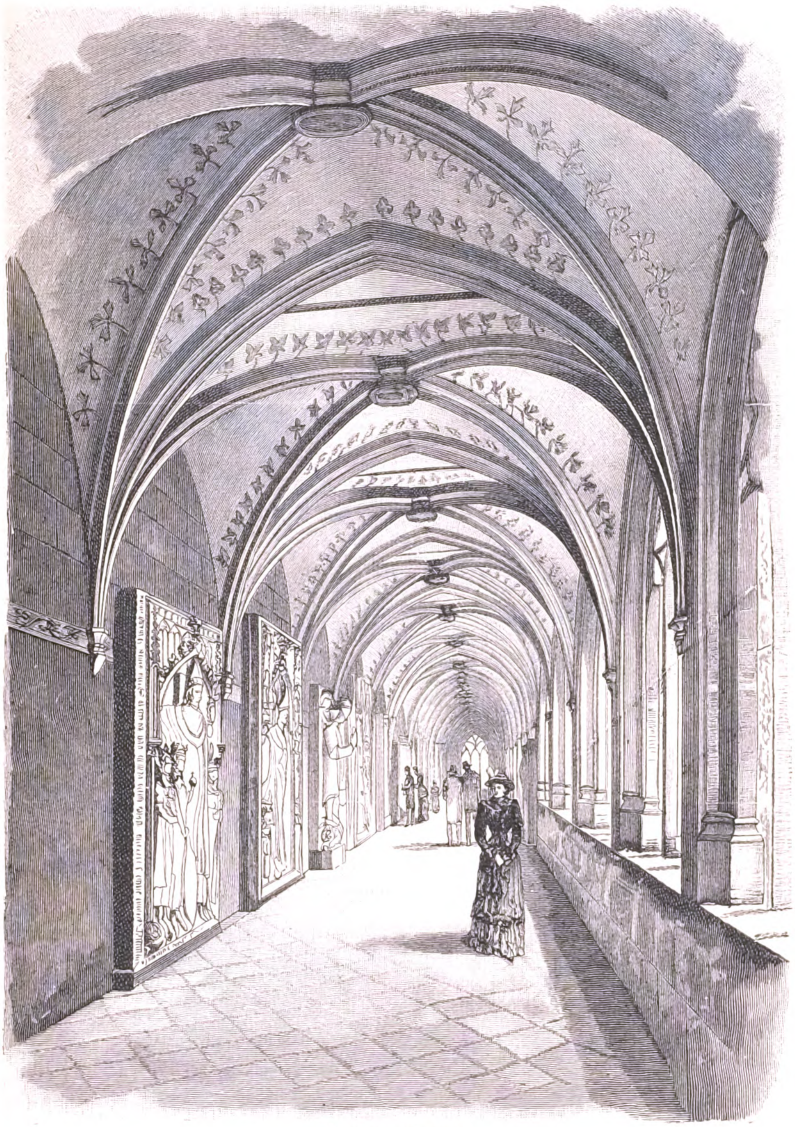
„Dyt bock hort Metken vam Holte.
De dat vint de do dat wedder,
Edder de Dewel verbrent em dat Ledder.
Hoet dy."

Außerordentlich ſelten ſind heute die ſogen. Buchbeutel, die mit dem beutelartigen Auswuchs in den Gürtel geſteckt oder an der Hand getragen wurden. Von ihnen ſtammt mißverſtandenerweiſe die Bezeichnung Bokbüdel für einen Pedanten her. Ganz prächtig repräſentiert ſich eine Anzahl Einbände mit geſchnittenem und getriebenem Lederbezuge, die gleiche Technik, welche die ſchönen mittelalterlichen Lederkäſtchen zeigen.

Annähernd in demſelben Verhältniſſe, in welchem die Miniaturmalerei zu den Handſchriften ſteht, ſteht der Holzſchnitt zu den gedruckten Werken. Doch ſchon vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt hatte ſich derſelbe zu einer beſonderen Kunſt ausgebildet, deren Urſprung man in dem Bedarf des Volkes an Spielkarten und der Klöſter an Heiligenbildern ſuchte, obwohl die Technik ſicher orientaliſchen Urſprunges iſt und wohl, wie ſo manche andere, durch die Kreuzzüge dem Abendland bekannt wurde. Die älteſten deutſchen Holzſchnitte, die überhaupt bekannt ſind, noch dem 14. Jahrhundert angehörend, finden ſich in der wertvollen Sammlung des germaniſchen Muſeums, deſſen Kupferſtichkabinett bereits über 200 000 Blätter zählt und neben den nach Schulen und Meiſtern geordneten Stichen, Radierungen und Holzſchnitten reiche Sammlungen von Porträts, Landkarten, Anſichten und Pläne von Städten, ſogenannte hiſtoriſche Blätter, dann auch Handzeichnungen, Miniaturen, Lithographien, Schrift- und Druckproben u. ſ. w. enthält. Kulturgeſchichtlich hochintereſſant iſt die Sammlung alter Flugblätter, welche die Stelle unſerer heutigen illuſtrierten Zeitungen einnahmen und mit grell kolorierten Abbildungen geſchmückt dem Volke über grauſame Kometen, Verbrechen, Schlachten, Belagerungen, Unglücksfälle, Mißgeburten u. ſ. w. berichteten.

Mit den zeichnenden Künſten innig verwandt ſind die älteren Gewebe, welche, mit reicher Muſterung ausgeſtattet, eine Fülle reizender Ornamentik entwickeln. Manche dieſer Motive haben ihren Urſprung noch im klaſſiſchen Altertum. Später ſpielen byzantiniſche, dann arabiſche und ſarazeniſche Seidenſtoffe eine Hauptrolle, die von den Italienern nachgeahmt und bald mit ihrer Ornamentik in den Kreis der gotiſchen Kunſt des Abendlandes eingeführt wurden. Aus dieſen koſtbaren, oft golddurchwirkten Stoffen wurden die Prunkgewänder der Reichen und Vornehmen hergeſtellt, um nach deren Ableben als Vermächtnis der Kirche zuzufallen und zu liturgiſchen Gewändern verarbeitet zu ihrem Dienſte verwendet zu werden, bis ſie mit dem Aufſchwunge des Kunſtgewerbes eifrigſt geſucht und ihrem Zweck wieder vielfach entfremdet wurden. Die Gobelins, von welchen das germaniſche Muſeum prächtige gotiſche Stücke beſitzt, ſpielten im Mittelalter eine wichtige Rolle. Bei kirchlichen Feſten wurden die Gotteshäuſer damit geziert, bei weltlichen, namentlich mit größtem Pompe gefeierten fürſtlichen Hochzeiten, wurden die eigens für dieſelben erbauten großen hölzernen Hallen mit Teppichen verkleidet, um ihnen ein feſtliches Gepräge zu verleihen. Als „der Witwe Troſt“ kann ein wunderbar erhaltener großer Teppich mit reicher Buntſeidenſtickerei bezeichnet werden, welcher von der Witwe des 1571 verſtorbenen Hieronymus Imhof, um ſich durch die Arbeit zu zerſtreuen und zu tröſten, gefertigt wurde. Einer der eingeſtickten Verſe lautet:

„Betrübt und traurig iſt mein Hertz
voll ſeufftzen angſt und bitterm ſchmertz
Weil ich mein gmahl verloren hab
nun freut mich nichts biß in mein grab.“


Kreuzgang (S. 132).

Beinahe durch achtzig Lokale ſind wir bereits gewandert; der geſchätzte Leſer wird müde geworden ſein. Wir wollen daher den kleinen noch vor uns liegenden Teil raſch durcheilen, wie es ja thatſächlich viele Beſucher des Muſeums machen müſſen, welchen die Zeit knapp geworden. Wir kommen noch zu einer Stiftung des deutſchen Handelsſtandes: dem die Denkmäler des Handels und Verkehrs umfaſſenden deutſchen Handelsmuſeum. Eine ganze Flotte mit ſchwellenden Segeln findet ſich hier beiſammen, vom großen Kauffahrteiſchiffe bis zum Korſarenſchiff der nordafrikaniſchen Barbareskenſtaaten, von der Vergnügungsjacht des rheiniſchen Kirchenfürſten bis zum Schiffszug von der Donau — natürlich alles in zierlichen, ſehr naturgetreu ausgeführten Modellen. Der Frachtenverkehr auf den alten Landſtraßen wird durch hochbeladene Fuhrmannswagen repräſentiert:

„Schwer herein
Schwankt der Wagen.“

In das moderne Verkehrsweſen hinüber leiten verſchiedene Flugblätter aus der erſten Zeit des Eiſenbahnweſens. Die Verſe:

„Es grauſet auch dem Menſchen ſchier,
Kaum kann der Meiſter ſelber zügeln
Das übermüt’ge Zaubertier“

drücken ſo recht charakteriſtiſch das Gefühl der großen Menge beim Anblicke der erſten Eiſenbahn aus. Man fürchtete, die Eiſenbahn nicht mehr aufhalten zu können, wenn ſie erſt einmal ordentlich im Gange ſei, ſie werde durch die Reibung in Brand geraten und gleich einem feurigen Meteor durch das Land raſen.

Reiches bildliches, handſchriftliches und gedrucktes Material zur Geſchichte des Handels, Verkehrs und Münzweſens iſt hier vereint. Man erblickt Briefboten des 16. Jahrhunderts, Geleitsbriefe vom Anfange desſelben, die Hauptbörſen Europas, das Deutſche Haus in Antwerpen, das erſte deutſche Poſthaus, Spottbilder auf das Kipper- und Wipperweſen, Preiskourante vom 17. Jahrhundert, Frachtbriefe der guten alten Zeit, die regelmäßig beginnen: „Hiemit ſende im Namen und Geleite Gottes“, Muſterreiter, Grabſchriften auf den leider verſtorbenen Kredit:

„Credit iſt mauſetodt, hier liegt der arme Schlucker,
Der Nahmen des Credits war angenehmer Zucker,
Und hat bei Bier und Wein zu guter Nacht geſagt,
Drumb wird ſein Todesfall von Jedermann beklagt.“

Von dem Gelde, das die Welt regiert, iſt der Münzſammlung eine höchſt lehrreiche Ausſtellung entnommen, in welcher die verſchiedenen Typen und Sorten der Münzen des zweiten Jahrtauſends unſerer Zeitrechnung und die große Anzahl der deutſchen Münzherren vertreten ſind. In die noch nicht gar lange hinter uns liegende, nunmehr gottlob überſtandene Zeit, in welcher jedes deutſche Vaterland oder Vaterländchen, ja jede Stadt ein anderes Maß und Gewicht hatte, führt uns die Sammlung alter Gewichte, Wagen, Maße, Ellen u. ſ. w., welche den Schluß dieſer kulturgeſchichtlich ſehr merkwürdigen Abteilung bildet.

Dem freundlichen Leſer, der uns teilnahmsvoll gefolgt iſt, wird es bei dieſem beſchleunigten Rundgange, bei welchem noch viel Schönes und Merkwürdiges unberührt blieb, etwas wirr im Kopfe geworden ſein ob der Mannigfaltigkeit der hier aufgeſtellten Sammlungen, die unter einem Dache vereint ſonſt nirgends wieder vorkommen. Wir können ihm auch verraten, daß dieſe Schätze nicht durch Zufall hier zuſammengekommen ſind, ſondern daß ein wohldurchdachter, ſorgfältig geprüfter Plan vorliegt, nach welchem dieſelben geſammelt wurden und ergänzt werden. Sie ſollen in wiſſenſchaftlicher Treue und künſtleriſcher Vollendung den Entwickelungsgang jedes einzelnen Elementes der Kulturgeſchichte, jedes Zweiges der deutſchen Kunſt, jedes Gerätes und jeder Technik geben. Um dieſes Ziel zu erreichen, wird kein Stück zu gering geachtet, wenn es Belehrung bietet, es darf dem germaniſchen Muſeum aber auch keines zu teuer ſein, wenn es für die Geſchichte irgend eines Zweiges der Kulturgeſchichte von Wichtigkeit iſt.

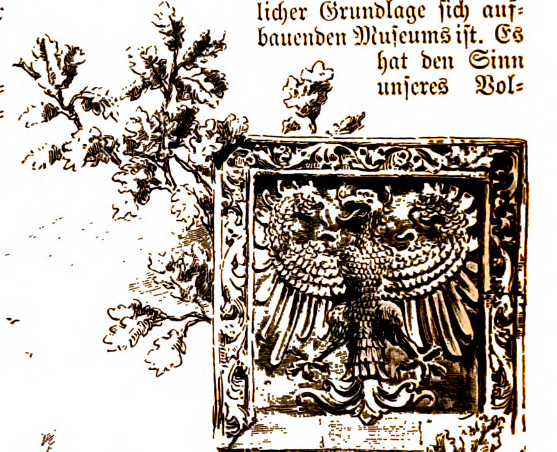
Letzterer Grundſatz iſt freilich nur zu oft lediglich Theorie; denn um ihn praktiſch anzuwenden, fehlt es nicht ſelten an den nötigen Mitteln. Bei der Geburt des Muſeums war die gütige Fee nicht anweſend, die ihm ein Kapital in die Wiege hätte legen ſollen, aus dem es ſeine Erhaltung und Fortbildung hätte beſtreiten können. Die nationale Anſtalt ſteht jetzt in ihrem achtunddreißigſten Jahre, aber die Fee hat das Verſäumte noch immer nicht nachgeholt. Das germaniſche Muſeum iſt heute noch ausſchließlich auf freiwillige Gaben angewieſen, die ihm auch von allen Seiten, von Regierungen, Behörden und Vereinen, von Fürſten und vielen Tauſenden von Privaten in allen deutſchen Gauen, von den Kaiſern Deutſchlands und Oeſterreichs bis zu den Gymnaſiaſten im fernen Siebenbürger Sachſenlande, von den Angehörigen aller politiſchen Parteien und aller Konfeſſionen gereicht werden. Nicht Geld und Gut, wohl aber die Sympathien des ganzen deutſchen Volkes hat die gütige Fee geſpendet. Und ſomit iſt das germaniſche Muſeum nicht nur ein Denkmal der Größe der deutſchen Vergangenheit, ſondern auch ein ehrenvolles Denkmal der patriotiſchen Opferwilligkeit der deutſchen Nation, und wenn es auch mühſam iſt, alle die vielen einzelnen kleinen Beiträge zuſammenzubringen, ſo iſt es doch anderſeits wieder ein erhebendes Bewußtſein, daß es das ganze Volk iſt, welches das Werk geſchaffen, auf welches wir heute ſchon mit berechtigtem Stolze blicken können, denn es ſteht einzig in der Welt da, als lebendiges Zeichen deutſcher Wiſſenſchaft, deutſcher Kunſt und deutſchen Fleißes.

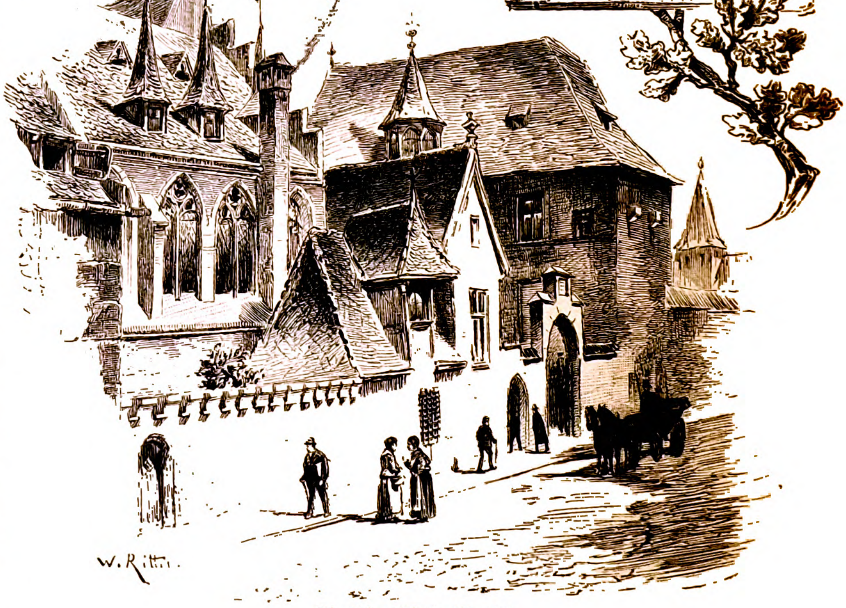
Dem Manne freilich, der mit ſeltener Ausdauer ſeit dem Jahre 1866 alles dies geſchaffen, der der Anſtalt nicht allein neue Satzungen gegeben und die Pläne zur Ausbildung der Sammlungen entworfen, ſondern auch mit großer Sachkenntnis und raſtloſer Energie die Sammlungen reorganiſiert und auf eine früher kaum geahnte Höhe und wiſſenſchaftliche Bedeutung gehoben, der koſtbare, mit der Wegführung bedrohte Kunſtwerke für immer dem Vaterlande erhalten hat, der nicht allein die Pläne zum Ausbaue der Kartauſe gefertigt, ſondern auch die Bauten ſelbſt geleitet hat, der alles das Geld, das er hierzu brauchte, mühſam ſelbſt geſammelt, der nebenbei das Muſeum noch von einer Schuldenlaſt von über 200000 Gulden befreite, und unerſchöpflich in Projekten zur Förderung der ihm ans Herz gewachſenen Anſtalt, zur Verbeſſerung ihrer Finanzen iſt, wodurch er oftmals das Staunen, manchmal auch Schrecken bei den „Betroffenen“ hervorrief —

„Hört der Burſch die Veſper ſchlagen,
Meiſter muß ſich immer plagen“

dieſem Manne, Direktor A. von Eſſenwein, würden wir von Herzen gönnen, daß er einmal in Gold wühlen und ſo recht aus dem Vollen für ſein Muſeum wirken und ſchaffen könnte. Leider hat ſich aber bis jetzt der gewünſchte Mäcen noch nicht gefunden, welcher dem Muſeum, wenn es gilt, wichtige Kunſtſchätze vor der Verſchleppung ins Ausland zu bewahren, mit ſeinem Mammon beiſpringen würde. Möge er nicht mehr lange auf ſich warten laſſen, denn leider erreichen die Preiſe hervorragender Stücke in der Gegenwart ganz ſchwindelnde Höhen.

Die wichtige Rolle, welche die Muſeen in unſerem modernen Kulturleben ſpielen, der Einfluß, den ſie ausüben, datiert in unſerem Vaterlande von der Gründung des germaniſchen Muſeums her, welches der Zeit und dem Range nach das erſte und hervorragendſte Beiſpiel eines nicht auf der Baſis der alten Kunſt- und Raritätenkammern, ſondern auf wiſſenſchaftlicher Grundlage ſich aufbauenden Muſeums iſt. Es hat den Sinn unſeres Vol-





Die kleine Pforte (S. 132).

kes für die Geſchichte ſeiner Kultur, das Intereſſe für die Denkmäler der Vorzeit geweckt, ihm iſt die Gründung einer ſo großen Anzahl von Lokalmuſeen und Geſchichts- und Altertumsvereinen zu verdanken, die vielfach in ihm ihren geiſtigen Mittelpunkt ſehen — allerdings auch den Partikularismus neu beleben, welcher die raſchere Entwickelung des germaniſchen Muſeums ſo vielfach hindert, da es eben nur in einer einzigen Stadt ſtehen kann. — Die Freude an der Väter Werk, welche ſo mächtig das Wiederaufblühen des Kunſtgewerbes beförderte, hat hauptſächlich in ſeinen Sammlungen ihren Urſprung — und ſo ſtrömt reicher Segen von der Anſtalt nach allen Seiten aus.

Die Zerriſſenheit Deutſchlands, die Sehnſucht, dieſelbe zu beſeitigen und aller Welt zu zeigen, daß wir „ein einig Volk von Brüdern“, hat das germaniſche Nationalmuſeum zu einer Zeit ins Leben gerufen, in welcher der Patriot nur mit Trauer auf ſein Vaterland blicken und nur durch Vertiefung in die großartige Vergangenheit ſich erheben und neuen Mut für die Zukunft ſchöpfen konnte. War das Muſeum einſt der Ausdruck deutſcher Einigkeit in Zeiten, in denen ſonſt noch ſehr wenig von derſelben zu ſpüren war, ſo ſollten jetzt, nachdem die deutſchen Stämme glücklich zuſammengeſchweißt, um — wir hoffen es zu Gott — nie mehr auseinander geriſſen zu werden, dem nationalen Muſeum ſo erhöhte Zuſchüſſe gewährt, es müßte ſo thatkräftigſt aus allen Kreiſen unſeres Volkes unterſtützt werden, daß es in Zukunft als ein Symbol der vollzogenen Einigung, der Macht und Größe des neuen Deutſchen Reiches alle anderen Anſtalten überragend, unübertroffen daſteht.

Der Hypnotismus.

Von

Dr. Otto.

Unter den zahlreichen Erſcheinungen, welche erſt nach langen Zweifeln an ihrer Wirklichkeit oder Bedeutung die Augen der Wiſſenſchaft auf ſich zu lenken vermochten, jetzt aber ein vorher ungeahntes Intereſſe in Anſpruch nehmen, ſteht in vorderſter Linie zur Zeit der Hypnotismus. Daß die Laienwelt ihm ſo viel eher Beobachtung und Wertſchätzung ſchenkte, kann keinen Vorwurf gegen die Wiſſenſchaft rechtfertigen, denn ihre Wege ſind andere und ſie muß den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit prüfen, ehe ſie ihn zum Studium empfiehlt.

Das iſt nun ſeit nahezu zwei Jahrzehnten auch in Deutſchland geſchehen, aber unſere Gelehrten haben in ſo geräuſchloſer Arbeit das Feld bebaut, daß mancher, der von ihrer ſtillen Arbeit nichts wußte, ſie dem Ausland gegenüber der Säumigkeit beſchuldigte. Um ſo wertvoller iſt der gereifte Ertrag der gelehrten Arbeiten — er umſchließt die beobachteten Thatſachen, den Verſuch zu ihrer Erklärung, ihre Bedeutung für Geſundheit und Juſtiz. Und wenn die deutſchen Forſcher in der Anwendung des Hypnotismus als Heilkraft ſcheinbar zurückbleiben, ſo thun ſie es nach dem Grundſatz, der ſeit Hippokrates in der Medizin Geltung hat: Sorgſam prüfen, um nicht zu ſchaden.

Hypnotiſieren wie Hypnotiſiertwerden iſt keine Kunſt. Ein großer Prozentſatz der Menſchen wird z. B. durch Anſtarren eines glänzenden Gegenſtandes, der dicht vor die Augen des Betreffenden gehalten wird, ziemlich bald in einen hypnotiſchen Schlaf verſenkt. Beſonders leicht geſchieht dies bei nervöſer Konſtitution, am leichteſten bei ſolchen, welche auf der Grenze zwiſchen geiſtiger Geſundheit und den Anfängen des Irreſeins ſtehen. Die Hypnoſe tritt bei jeder Wiederholung immer leichter ein, und die mit dem Gedanken an einen ſolchen Zuſtand verbundene Erregung bringt jedesmal mehr Gefahren für die Wiederherſtellung eines ganz normalen Geiſteszuſtandes. Menſchen von widerſtandsfähigem Geiſte verſinken ſchwer und meiſt nur oberflächlich in hypnotiſchen Schlaf, Männer überhaupt weniger leicht als Frauen. So fand ſich ein beſonders vorzügliches Material zum Studium des Hypnotismus in der Klinik des Profeſſor Charcot zu Paris, welche eine ungemein große Zahl hyſteriſcher Frauen und Mädchen birgt. Während die deutſchen Gelehrten bei dem ſchwerwiegenden Charakter eines Experimentes, das an dem edelſten Teile des Menſchen vorgenommen wird, ſich meiſt darauf beſchränkt haben, die ihnen eigens zu dieſem Zwecke ſich anbietenden Perſonen zu beobachten, haben franzöſiſche Aerzte (Charcot, Voiſin in Paris, Liébault, Bernheim in Nancy) zahlreiche Kranke ihrer Spitäler zu ſolchen Verſuchen herangezogen. Es iſt möglich, daß der leichtere Charakter des Franzoſen dem Eindrucke weniger unterliegt, weil er ihn weniger feſthält und durchdenkt — jedenfalls ſehen die genannten, zum Teil weltberühmten Gelehrten in ihren eigenen Verſuchen keine beſondere Gefahr. Ihre Erfahrung über die Erſcheinungen des Hypnotismus beruht deshalb auf der Kenntnis einer außerordentlich großen Anzahl von Fällen.

Der zu Hypnotiſierende gelangt nach dem Anſtarren des glänzenden Punktes, nach dauerndem leiſem Drucke auf die Augäpfel oder nach leiſem Streichen vom Scheitel zur Schulter durch den Hypnotiſeur zunächſt in das Stadium der Lethargie, mit den Erſcheinungen eines tiefen, unbezwinglichen Schlafes. Bei geeigneten Perſonen ſchließt ſich daran das Stadium der Somniante, eines eigentümlichen Traumzuſtands mit geſteigerter Erregbarkeit der Sinnesorgane und ohne äußeren Anlaß auftretenden Delirien, Sinnestäuſchungen. Erſtere ermöglicht den „Rapport“ mit dem Magnetiſeur, letztere ſind der weſentliche Urheber der Clairvoyance. Das dritte Stadium iſt das eigentliche Somnambule, das Hauptfeld der Hypnotiſeure, in dem dieſelben den großartigen Einfluß auf das völlig willenlos gemachte „Medium“ auszuüben vermögen. Während im zweiten Stadium einzig und allein vorgemachte Bewegungen nachgeahmt werden, kann der Hypnotiſierte im Somnambulismus zu allem getrieben werden. Jedes Bewußtſein ſeiner Perſönlichkeit, jede Kritik ſeiner Handlungen iſt von ihm gewichen, er iſt nur eine Maſchine, die ſich nach dem Willen des Hypnotiſeurs bewegt, unbekümmert um die Folgen. Das Medium trinkt Tinte mit allen Zeichen des Wohlgefallens, wenn man ihm ſagt, es ſei Rheinwein; es nimmt Chinin für Zucker, es würde auf Geheiß die widerwärtigſte und ſchmutzigſte Perſon küſſen und liebkoſen. Dieſer Art ſind ja die Experimente, welche Hanſen und andere „Magnetiſeure“ vorführen, vom Publikum angeſtaunt, das ihnen eine beſondere magnetiſche Kraft zutraut, wenn es nicht die ganze Geſchichte für Schwindel hält. Letzteres Urteil haben dieſe Künſtler ſelbſt verſchuldet, indem ſie ſich ſtillſchweigend zur größeren Sicherheit ihrer Schauſtellungen auch hin und wieder des Betrugs bedienten.

Alle dieſe Vorgänge im Hypnotismus haben etwas Harmloſes, das uns noch einigermaßen erlaubt, uns an dem Sonderbaren zu weiden und dasſelbe gewiſſermaßen als Schau- oder Luſtſpiel zu genießen. Unheimlich wird die Sache dagegen, wenn wir erfahren, daß man dem Hypnotiſierten Meinungen, Abſichten, ja ſelbſt Handlungen anempfehlen, ſozuſagen einreden kann, deren Ausführung in die Zeit nach dem Erwachen fällt. Franzöſiſche Aerzte haben hierin Großes verſucht. Sie haben Hypnotiſierten geboten, dem Morphiumgenuß, dem ſie frönten, zu entſagen, andere den Alkohol, noch andere den Tabak zu meiden, ſie haben faule Knaben durch dieſes Einreden, das man

Suggeſtion nennt, zu fleißigen gemacht; ſie haben Kopfſchmerzkranken befohlen, nie mehr Kopfweh zu haben, ſie haben ſolche, die mit Wahnideen behaftet waren, geheißen, von dieſen Wahnideen abzulaſſen — alles angeblich mit beſtem Erfolge. Es könnte ſcheinen, als ſei damit der Stein der Weiſen gefunden, als ſei eine Zeit der allgemeinen Weltbeglückung gekommen. Was ließe ſich erſt erreichen, wenn man den Verbrechern im Somnambulismus verböte, einen Rückfall zu bekommen, den Anarchiſten die Liebe zur Ordnung, zur Monarchie einflößte u. ſ. w.! Der Name der Aerzte, welche von den oben genannten Erfolgen berichten, iſt zu rein, um an eine Täuſchung zu glauben, aber es ziemt uns, die unglaublich erſcheinenden Berichte zu prüfen und, wenn ein ſolcher Einfluß beſteht, ſeine etwaigen Gefahren nicht zu überſehen.

Zunächſt muß man offenbar mit den Hoffnungen auf Verallgemeinerung der günſtigen Wirkungen ſehr vorſichtig ſein. Wenn wirklich einer ſich durch Suggeſtion zu ſeinem Vorteil verändert hat, ſo folgt daraus nicht, daß es bei jedem ſo ſein wird. Die Heilung der Geiſteskrankheiten durch Suggeſtion, worauf nach einem neueſtens erſchienenen Berichte auch der angeſehene Irrenarzt Burckhardt, Direktor der Maison de santé de Prefargier, große Hoffnungen zu ſetzen ſcheint, iſt ſchwer verſtändlich für den, welcher mit der neueren Wiſſenſchaft annimmt, daß Geiſteskrankheiten auf anatomiſchen Veränderungen des Gehirns beruhen, mögen letztere auch noch ſo ſchwer ergründlicher Art ſein. Eher möchten wir glauben, daß die leichten Abweichungen von der geiſtigen Geſundheit, Verſtimmungen und Launen, welche zu bekämpfen auch einer imponierenden ärztlichen Perſönlichkeit zuweilen gelingt, einer Suggeſtion weichen könnten. Hier liegt aber eine rieſige Gefahr ſehr nahe: daß durch den Einfluß ſo abnormer Erregungen, wie ſie der Hypnotismus mit ſich bringt, wodurch erkennbar das ganze Gehirnleben zeitweilig verwandelt wird, gerade bei ſolchen ſchwankenden Charakteren einmal eine wirkliche Geiſtesſtörung hervorgerufen werde. Das Bewußtſein von der eigenen Perſönlichkeit iſt eine der erſten Geiſtesfähigkeiten, welche der Säugling ſich erwirbt, der Verluſt dieſes Bewußtſeins im Somnambulismus erinnert an gewiſſe ſchwere und unheilbare Formen des Irreſeins, in denen ebenfalls dies Bewußtſein verloren geht. Wer möchte die Gefahr auf ſich nehmen, daß einmal die Erweckung nicht gelänge und damit ein vorher geſunder Menſch durch den Einfluß des Hypnotiſeurs für immer geſtört bliebe? Zudem gibt es Geiſteskrankheiten, welche mit dem Hypnotismus viele Berührungspunkte haben — wie nahe liegt da der Gedanke, daß häufiges Hypnotiſieren eine ſolche Krankheit hervorrufe!

Alſo die ärztliche Anwendung des Hypnotismus ſtößt auf ſchwere Bedenken, denen jeder die Reſultate ſeiner Beobachtungen entgegenſetzen muß, ehe er ſich entſchließt, ſie zu vernachläſſigen.

Geradezu gefährlich kann die Suggeſtion werden, wenn ſie von Laien zu irgend welchen bedenklichen Zwecken ausgenutzt wird. Die franzöſiſche Akademie hat bereits über die Frage beraten, ob Verbrechen, welche dem Verbrecher in der Hypnoſe ſuggeriert waren, auch an ihm oder nur an dem Hypnotiſeur beſtraft werden ſollen. Die franzöſiſchen Aerzte berichten nämlich über Fälle, in denen ſie während des Somnambulismus den Medien Handlungen auftrugen, welche dieſe je nach Befehl erſt tagelang nach dem Erwachen, aber trotzdem völlig im Banne der Suggeſtion ausführten. So gab man z. B. einem hyſteriſchen Mädchen während des hypnotiſchen Schlafes Zucker mit dem Auftrage, am anderen Tage ihrer Tante dieſen Arſenik in Limonade zu reichen, um ſie zu vergiften. Die Tante wurde in Kenntnis geſetzt und konnte berichten, daß das Mädchen pünktlich den Befehl ausgeführt habe. Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß die Perſon auf dieſem Wege, hätte man ihr Arſenik gegeben, ruhigen Herzens einen Mord verübt hätte.

Man könnte einwenden, daß ſie dann, da ſie die That im wachen Zuſtande ausführte, ſtraffällig geweſen ſei. Ueber die juriſtiſche Seite der Frage läßt ſich ſtreiten. Es würde darauf ankommen zu entſcheiden, ob die Betreffende zur Zeit der Ausführung ihrer That zurechnungsfähig geweſen ſei. Man hat ſich den Vorgang wohl ſo zu denken, daß zu der ihr angeordneten Zeit der ſuggerierte Befehl in ihrem Geiſte mit zwingender Gewalt auftritt, etwa als ſogenannte Zwangsvorſtellung oder in der Form einer Hallucination, jedenfalls mit derſelben unwiderſtehlichen Kraft, mit welcher auch bei ſonſt klaren und ſittlich denkenden Geiſteskranken Zwangsvorſtellungen oder Sinnestäuſchungen zu den entſetzlichſten Handlungen Anlaß geben können. Der Einfluß ſolcher Momente auf ein krankes Gehirn iſt ein ſo ſtarker, daß dem Geſunden das Verſtändnis dafür ſchwer zu eröffnen iſt. Zu einem ſchwachen Vergleich könnten allenfalls die Handlungen herangezogen werden, mit denen lebhaft Träumende zuweilen die Schreckgeſtalten ihrer Einbildung von ſich abzuwehren ſuchen.

Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß Perſonen, die einmal unter dem Einfluß einer derartigen, noch nach dem hypnotiſchen Schlafe Geltung habenden Suggeſtion geſtanden haben, nicht mehr als geiſtig normal anzuſehen ſind. Sie gehören dann zu jenen Beklagenswerten, die zwar nur eben die Grenze des Irreſeins ſtreifen, aber wegen ihrer Gemeingefährlichkeit zeitlebens in dem Gewahrſam einer Irrenanſtalt bleiben müſſen. Das iſt zwar hart, aber immerhin noch viel humaner, als wenn man eine ſolche Perſönlichkeit ein Verbrechen begehen läßt und ſie erſt nachher, mit dem Fluche der Erinnerung und Reue auf dem Gewiſſen, in ein Gefängnis oder in eine Anſtalt verbringt.

Eine ähnliche Gefahr liegt darin, daß derartige Menſchen im feſten Glauben ſein können, Dinge erlebt zu haben, welche ihnen in der Hypnoſe eingeredet ſind. Da die Suggeſtionen als Vorſtellungen im Gehirn haften, brauchen ſie ſich durch nichts in der Deutlichkeit von wirklich Erlebtem zu unterſcheiden, und der Betreffende wird, wenn ihr Inhalt nicht durch irgendwelche Thatſachen als in der Hypnoſe aufgenommen ihm bewußt wird, ſie mit derſelben Sicherheit beeiden, wie wirklich Erlebtes.

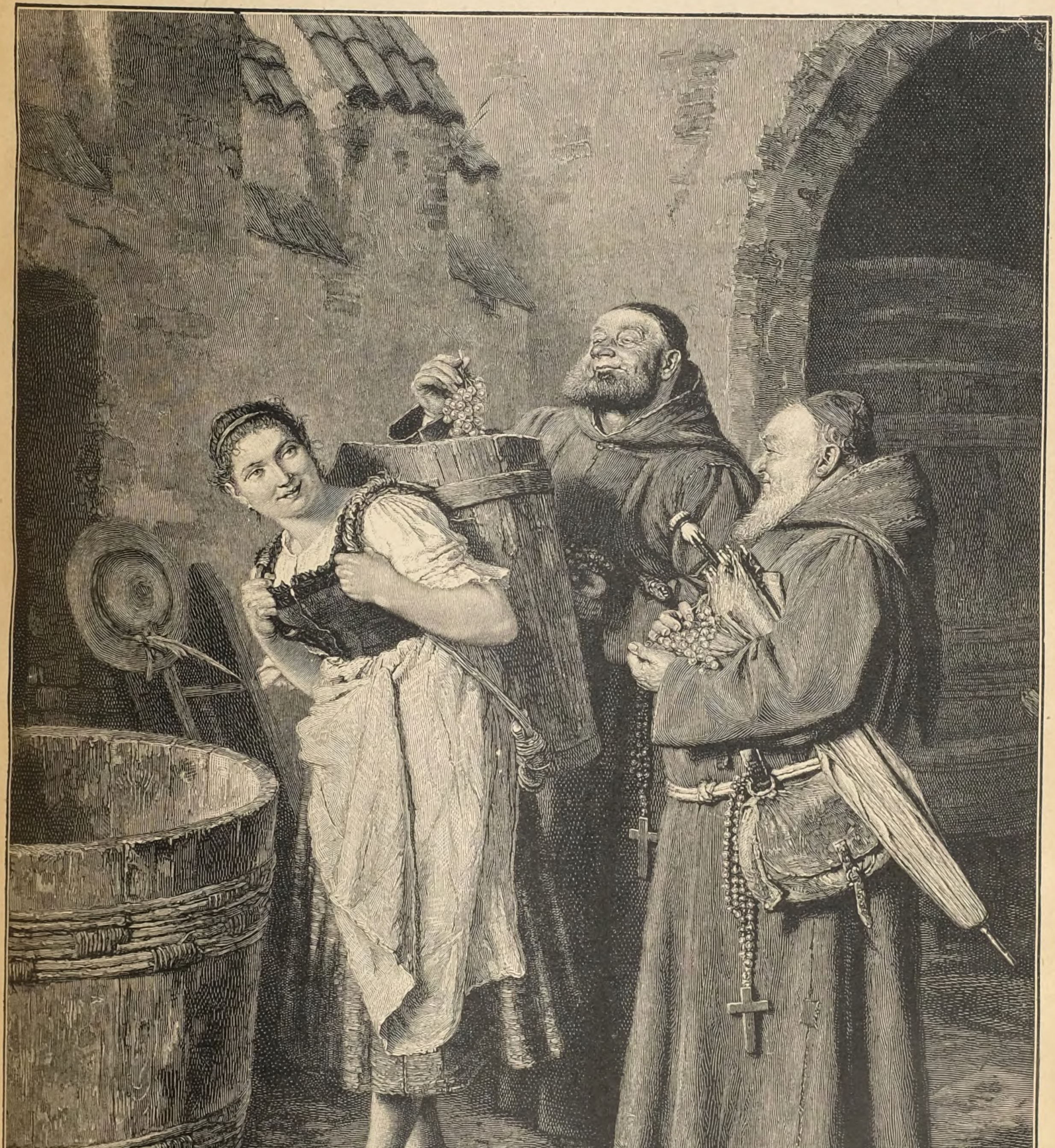
Wenn die Polizeibehörden in neuerer Zeit mehrfach die Vorſtellungen der ſogenannten Magnetiſeure verboten haben, ſo folgen ſie damit nur einem dringenden Bedürfniſſe, deſſen Begründung unanfechtbar iſt. Es wird die Aufgabe aller Gebildeten ſein, jeglicher Spielerei mit ſo folgenſchweren Erſcheinungen abnormen Gehirnlebens mit dem größten Ernſte entgegenzutreten. Verzichten wir auf das Prickelnde ſolcher Vorführungen, um nicht mutwillig das höchſte Gut eines Menſchen in Gefahr zu bringen — überlaſſen wir gewiegten Sachverſtändigen die Beobachtung und Prüfung, ob der Hypnotismus geeignet iſt, unter Umſtänden Segen zu bringen.

Ins Album.

Von

Alb. Roderich.

Wer ſann nicht tief zu deinem Wohle nach,
Der wünſcht, daß jeder Wunſch ſich dir erfüllen mag; —
Ein echter Freund weiß beſſern Wunſch zu ſchreiben:
Mög' ſtets zu wünſchen dir was übrigbleiben!


Ed. Grützner. 88

Weinleſe. Gemälde von Ed. Grützner.

Martha.

Roman von Rudolf Lindau.

(Fortſetzung.)

Fehlt Ihnen etwas?“ fragte der junge Melchior beſorgt.

Sie hörte nicht und ſie antwortete nicht. Die kleine Entfernung, die ſie von Wichers und den zwei Freunden getrennt hatte, war, trotzdem ſie langſam gegangen, durchſchritten und ſie ſtand Nielßen gegenüber, der ſoeben Frau von Holm die Hand gereicht hatte und ſich jetzt vor ihr verbeugte.

„O, Herr Nielßen!“ ſagte ſie leiſe, kaum vernehmbar. Beſtürzung, ängſtliches Mitleid klang aus ihrer Stimme, und doch war gleichzeitig eine freudige Ueberraſchung in ihren Zügen zu leſen.

Ihm ſchlug das Herz zum Zerſpringen. Der Augenblick, den er ſich fern von der Heimat vorgeſtellt und ausgemalt hatte, er war plötzlich eingetroffen und fand ihn auf alles, was er in dieſer Beziehung erwartet hatte, unvorbereitet. — Was ſollte er doch ſagen, wie hatte er blicken und ſich benehmen wollen? Er war verwirrt, gedankenlos. Da ſtand ſie vor ihm, die er geliebt, die ihn gekränkt und aus der Heimat vertrieben hatte — ſchöner als je. Und er: entſtellt, gebrochen, wie er ſich wähnte. Der Jammer über ſein verlorenes Glück und ſein verlorenes Leben verurſachte ihm einen phyſiſchen Schmerz. Es war ihm, als müßte er erſticken; aber er ermannte ſich ſogleich wieder, und die Hand langſam ergreifend, die Martha ihm unſicher, mit einem flehenden Blick entgegenſtreckte, murmelte er einige unverſtändliche Worte.

Decker hatte die beiden beobachtet und trat jetzt dazwiſchen, um dem Auftritt ein Ende zu machen, bevor die andern darauf aufmerkſam wurden.

„Nun, was ſagen Sie, Fräulein Martha?“ rief er mit gut geſpielter Unbefangenheit. „Iſt das nicht eine Ueberraſchung? Gottfried iſt geſtern abend zurückgekehrt, geradeswegs von Japan. Eine lange Reiſe! — Wie lange dauert ſie? ... Sechzig Tage! Denken Sie ſich ſechzigmal vierundzwanzig Stunden ununterbrochen auf Dampfſchiffen und Eiſenbahnen. — Dagegen ſind wir mit unſeren großen Reiſen nach Berlin und Paris gar kleine Leute!“

Decker hatte ſeine gutmütige Abſicht erreicht. Martha und Nielßen ſahen jetzt wieder ſo ruhig aus, daß die andern ihre Erregung nicht mehr bemerkten.

„Sie müſſen mich recht bald beſuchen,“ ſagte Frau von Holm zu Nielßen gewandt.

„Gern, gnädige Frau.“

„Nennen Sie gleich einen Tag, ehe Sie von andern in Anſpruch genommen werden. Sind Sie heute frei? Wollen Sie bei uns ſpeiſen? Um ſieben Uhr! Sie finden niemand außer uns ... Herr Melchior, lieber Decker, wollen Sie uns nicht auch das Vergnügen machen? — Du biſt doch frei, Eduard?“

Ein jeder gab ſeine Zuſtimmung, — Nielßen durch eine ſtumme Verneigung und nachdem Frau von Holm darauf noch einige flüchtige Worte mit ihm und Decker gewechſelt hatte, nahm ſie den Arm ihres Bruders und entfernte ſich mit dieſem und Martha, während die beiden Freunde ihren unterbrochenen Spaziergang fortſetzten, und Melchior, nach kurzem Abſchiedsgruß an Decker und Nielßen, in den Spielſaal trat.

Drittes Kapitel.

Es gehörte beſonderer Mut oder große Unerfahrenheit oder vollſtändiges Verliebtſein dazu, um Martha von Holm den Hof zu machen. Zwar konnte keine Meinungsverſchiedenheit darüber obwalten, daß ſie ſchön war; aber ſie ſchien beinah darauf bedacht, den günſtigen Eindruck, den ihr Anblick machte, durch ihr Weſen zu verwiſchen. — Mit ihrer elaſtiſchen, jungfräulichen Geſtalt ſah ſie aus, als ob ſie neunzehn oder zwanzig Jahre alt geweſen wäre; ſie zählte jedoch bereits dreiundzwanzig und lächelte überlegen, wenn ein junger Mann, der ihr ſoeben vorgeſtellt war, ſie durch Unterhaltung über Bälle, Theater, Konzerte zu feſſeln verſuchte. Unter ihren Bekannten galt ſie als ein proſaiſches, etwas altkluges junges Mädchen und ſie ſetzte einen gewiſſen, nicht immer liebenswürdigen Stolz darein, dieſe Bezeichnung zu rechtfertigen. Sie hatte Engliſch und Franzöſiſch als Kind gelernt, und es geſchah ohne jede Ziererei, aber doch zu oft, daß ſie engliſche oder franzöſiſche Brocken in ihr wohlklingendes Deutſch miſchte. — Daß ſie nicht einfältig war, konnte man ihr anſehen, oder beim erſten Worte, das ſie ſprach, anhören, aber ältere Männer ſagten von ihr, ſie halte ſich für klüger als ſie ſei. — Auch ihr Vater, den ſeine Liebe zu dem hübſchen und begabten Kinde nicht blind gemacht hatte, war dieſer Anſicht geweſen und hatte ihr verſchiedene Male kleine, gutgemeinte Vorleſungen über ihre Selbſtüberſchätzung gehalten. Martha hatte zu ſolchen Reden die Achſeln gezuckt und dem Anſcheine nach nichts davon profitiert. Nun war der Vater lange tot und ſeine Ermahnungen waren vergeſſen.

Martha hatte ſo viel gelernt, wie die beſterzogenen jungen Mädchen zu lernen pflegen; ſie ſpielte auch recht fertig Klavier und ſang mit ſilberreiner Stimme und geſuchter Ausdrucksloſigkeit die ſchwierigſten Opernarien. Sie ſah ſehr hübſch aus, wenn ſie ſang, nicht etwa wie eine heilige Cäcilie, denn kein Ausdruck war ihrem Geſichte fremder, als der ſchwärmeriſche; aber mit ihrem ruhigen, ſchönen, hellen Antlitz, dem zwanglos geöffneten, jugendlichen Munde und der ſtrengen Haltung des jungfräulichen Körpers glich ſie dann den keuſchen Bildern, die in mittelalterlichen Kirchenbüchern zum Schmuck des Textes dienen. — Das junge Mädchen hatte ſeit dem Tode ihres Vaters, im Hauſe ihrer keineswegs ängſtlichen Tante die meiſten guten und mittelmäßigen deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen modernen Romane geleſen. — Sie las außerordentlich ſchnell, aber ſie behielt trotzdem vieles von dem, was ſie auf dieſe Weiſe erfahren hatte, und ihre Kenntnis des Lebens, ſofern ſolche Einſicht aus Büchern geſchöpft werden kann, war oftmals überraſchend. Es gab nur wenige Situationen im wirklichen Leben, für die ſie nicht ein Analogon aus ihrem Buchwiſſen anführen konnte. — „Das iſt auch ſchon dageweſen" — war eines ihrer Lieblingsworte. Es klang nicht hübſch in dem friſchen Munde, und reife Männer, die an Kindern und jungen Leuten die Jugend lieben, wandten ſich achſelzuckend von ihr ab, wenn ſie, die Zwanzigjährige, die wie der Frühling ausſah, ſo altklug ſprechen hörten.

Martha war aus reicher und vornehmer Familie. Sie hatte ihre Mutter vor vielen Jahren verloren, ſo daß ſie ſich deren kaum noch erinnerte; ihr Vater, den ſie mit der ganzen Kraft ihres jungen Herzens geliebt hatte, war geſtorben, als ſie neunzehn Jahre alt war, und dies Ereignis hatte ſie auf das tiefſte erſchüttert. Sie hatte lange und aufrichtig um ihn getrauert und noch jetzt, wenn ihre Gedanken ſich auf ihn richteten, bemächtigte ſich ihrer bittere Wehmut. Dann konnte die proſaiſche Martha ſich ſelbſt etwas vorweinen, weil ſie verwaiſt ſei, keinen Freund habe, niemand, der ihrem Herzen nahe ſtehe. Aber daß ſolche Gedanken ſie tief bewegten, das verbarg ſie nach außen hin mit ängſtlicher Scheu.

Neben dem Bilde ihres Vaters lebte in ihren geheimſten Gedanken noch das eines anderen Mannes. — Sie wußte, daß Gottfried Nielßen ſie geliebt hatte, daß ſeine Liebe ihr als das höchſte Gut des Lebens erſchienen war, und daß ſie darauf verzichtet hatte. — Warum? Ja, warum? — Daß ſie auf dieſe Frage antworten mußte: jugendlicher Uebermut, leichtfertiger Trotz, ein Hang zu kindiſcher Neckerei, — dies und ähnliches ſei es geweſen, wodurch ſie den beſten Freund, den ſie beſeſſen, von ſich entfernt hatte — das hatte ſie oftmals beunruhigt und gequält. Aber fünf Jahre ſind ſehr lang im Leben der Jugend, und vermögen jeden Schmerz bis zur leichten Erträglichkeit zu mildern. Wenn Martha jetzt an Gottfried Nielßen dachte, ſo geſchah es ohne peinigende Selbſtquälerei mit der ſanften Wehmut des Gedankens an einen teuern Verſtorbenen.

Das Zuſammentreffen im Kurgarten von Wiesbaden mit dem halbvergeſſenen Freunde hatte einen Teil der Vergangenheit aus dem Dunkel hervorgerufen, und ihre Trennung von Nielßen ſtand jetzt wieder hell und klar mit allen Einzelheiten des beklagenswerten Ereigniſſes vor ihrer Seele.

Nielßen, ein ſtrebſamer junger Gelehrter, dem alle Profeſſoren eine große Zukunft auf dem Gebiete der Naturforſchung vorherſagten, war, nachdem er ſich in Frankfurt niedergelaſſen hatte, ein häufiger und gerngeſehener Gaſt im Hauſe des Herrn Peter von Holm geweſen. Martha, die damals achtzehn Jahre alt war, hatte bald bemerkt, daß der wortkarge junge Mann nur ihretwegen ſo regelmäßig bei ihnen vorſprach. Er war, wie er zu Decker bemerkt hatte, auch zu ſeiner beſten Zeit kein Adonis geweſen, aber der Achtundzwanzigjährige, der aus ſeinen Dienſtjahren und dem ſechsundſechziger Feldzuge die männliche Haltung des preußiſchen Offiziers bewahrt hatte, ſah gut aus mit ſeiner hohen ſchlanken Geſtalt und ſeinem ſcharfgezeichneten, klugen Geſichte. Seine Freunde nannten ihn den Don, als Abkürzung für Don Quixote, weil ſein Aeußeres und auch ſein Charakter Aehnlichkeit mit dem Bilde hatten, das man ſich von dem ſpaniſchen Ritter zu machen pflegt. — Und Martha hatte ſich hingezogen gefühlt zu dem edlen Don: — aber nicht in ſanfter, weiblicher Unterwürfigkeit. — Keine Frauenfigur in der deutſchen Poeſie war ihr weniger ſympathiſch als die der „niedern Magd" in Chamiſſos „Frauen-Liebe und -Leben." — Nielßen, der dies nicht wußte, hatte ſie einmal gebeten, ihm die Schumannſche Kompoſition dieſer Lieder vorzuſingen. „Sie kennen mich ſchlecht, Herr Doktor," hatte ſie mit ungekünſtelter Entrüſtung geantwortet, „wenn Sie glauben, ich könnte ſolche Lieder vortragen. Ich mag ſie nicht ſpielen hören, weil mich das an den Text erinnert; ich kann die Sachen nicht leſen, ohne mich verletzt zu fühlen, und ich ſchäme mich für mein Geſchlecht, wenn ich ein Mädchen die Lieder ſingen höre." — Der Don war gutmütig und leicht über die Sache fortgegangen. — „Mir gefällt die Muſik," hatte er geſagt; „um den Text habe ich mich bis heute nicht gekümmert und nicht geahnt, daß er bei irgend jemand Anſtoß erregen könnte." — „Weil Sie auch ‚einer der Herrlichſten von allen' ſind!" hatte ſie ihn unterbrochen. Dazu hatte Nielßen unmerklich die Achſeln gezuckt und leiſe und ſchnell mit dem Finger auf den Tiſch geklopft, wie er dies nicht ſelten that, wenn die blonde Martha ſeine Geduld auf die Probe ſtellte. Er erwartete nicht, daß ſie ihm dienen ſollte; er liebte ſie und hätte ſie auf Händen tragen mögen. Sie ſah dies in ſeinen Blicken, und ſein Liebesgram füllte ihr Herz mit Wonne, aber ſie wußte ihre Empfindungen beſſer zu verbergen, als er die ſeinen, und auf ſeine ſchüchternen Worte, die nur der kleinſten Ermutigung ihrerſeits, eines Senkens der Augenlider bedurft hätten, um zu einer geſtammelten, aber nicht mißzuverſtehenden Liebeserklärung zu werden, auf ſeine unbeholfenen Anfänge eines Geſtändniſſes antwortete ſie durch einen geraden Blick ihrer großen, klaren Augen, der ihn verzagt verſtummen machte. — Nielßen glaubte in ſeiner Beſcheidenheit, daß er Martha nur wenig zu bieten habe für das, was ſie ihm geben ſollte. Er war unbemittelt, ohne Namen, auf den erſten Stufen einer langen und ſchwierigen Bahn zu Ruhm und Ehren. — Ja, wenn er reich und Martha arm geweſen wäre! Aber das Gegenteil war der Fall, und das vermehrte ſeine Schüchternheit und machte ihn krankhaft empfindlich für jedes Wort und für jeden Blick, durch den Martha ein Gefühl von Ueberlegenheit kundzugeben ſchien.

Nielßens heimliches Werben um Marthas Liebe dauerte nun ſchon ſeit etwa ſechs Monaten. Während dieſer Zeit hatte Martha unter den Augen ihres Vaters, den das Treiben des jungen Mädchens beunruhigte, aber dann auch wieder erheiterte, gleichzeitig mit Heinrich Decker, mit Eduard Wichers und mit einem dritten jungen Manne, der ſich ſeitdem verheiratet hatte, unermüdlich kokettiert — hauptſächlich um den ſtillen Don zu ärgern, was ihr zu ihrer großen Befriedigung über alles Erwarten gelungen war. Der Arme, dem man früher ein gleichmäßig ruhiges, freundliches Weſen hatte nachrühmen können, war verdrießlich und launiſch geworden und hatte ſeiner Quälerin zu verſchiedenen Malen triftigen Grund gegeben, ſich über ſeine Unliebenswürdigkeit ihr gegenüber zu beklagen. Und das that ſie mit harmloſer Miene, als habe ſie keine Ahnung, was den unglücklichen Liebhaber verſtimme. Er durchſchaute dies und ärgerte ſich über Marthas Bosheit — das harte Wort fand er für den Zeitvertreib, den das junge Mädchen für harmlos und erlaubt hielt — und über ſeine eigene Schwäche; — aber dieſe Erkenntnis war nicht im ſtande, etwas zum Beſſern an ſeinem unfreundlichen Benehmen zu ändern. Viele Male nahm er ſich vor, Martha gegenüber freundlich, aufmerkſam, liebenswürdig zu ſein, wie er es mit andern Mädchen und Frauen ungezwungen ſein konnte, aber die kleinſte Neckerei des jungen Mädchens genügte, um ihn wieder zu verſtimmen. Seine Liebe war ihm eine ernſte und heilige Sache und er verſtand darin gar keinen Spaß. Darüber wollte er ſich endlich einmal mit Martha ausſprechen.

Es war im Garten ihres Vaters, an einem ſchönen, warmen Sommerabend. Sie gingen nebeneinander auf einem ſchmalen Wege. Da fühlte ſie ſich plötzlich am Arme berührt, und als ſie den Blick ſeitwärts wandte, erkannte ſie, daß die Berührung keine zufällige war. Nielßen hatte ſeine Hand auf ihren Arm gelegt. Sie blieb ſtehen und ſah ihn fragend an.

„Ich möchte mit Ihnen ſprechen,“ ſagte er leiſe.

Sie antwortete nicht und er fuhr fort, zuerſt ganz leiſe, verwirrt, kaum verſtändlich, dann mit bewegter Stimme, klar und deutlich: er liebe ſie, ſie müſſe es ja wiſſen, er wage endlich, es ihr zu geſtehen.

Wenn es noch hell am Tage geweſen wäre, ſo hätte er auf ihrem Antlitz den erſehnten Beſcheid geleſen, und ſie in ſeine Arme geſchloſſen und alles wäre gut geweſen. Dies ohne Ermutigung zu thun, dazu war er zu ſchüchtern. Ihr aber gab die Dämmerung Gelegenheit, ſich zu ſammeln. Sie wollte ſich noch nicht gefangen geben. Sie antwortete kurz thörichte Worte, deren ſie ſich errötend erinnerte und die ſie gedankenlos hervorgebracht hatte, nur um nicht „ja“ zu ſagen: „Tiens! Nun ſprechen Sie gerade ſo wie Doktor Decker und Eduard Wichers!“

„Iſt das die Antwort, die Sie mir geben?“

Sie war nun wieder ruhig geworden, ruhig und froh. Seit Monaten ſpielte ſie mit Nielßen, und er mußte es ſich gefallen laſſen. Er ſollte ſie nicht gegen ihren Willen zwingen, plötzlich Ernſt zu machen. Die Stunde dazu wollte ſie beſtimmen, morgen vielleicht ſchon, oder übermorgen — aber nicht heute!

„Was ſoll ich ſonſt noch antworten? — kommen Sie! Die andern warten ſchon auf uns.“

„Martha!“

Da war ſie lachend davongeeilt.

Er war ihr nicht gefolgt und auch während der nächſten Tage unſichtbar geblieben. Das hatte ſie beunruhigt, aber als er endlich zu ihrer großen Freude wieder erſchien, da glaubte ſie, ihm eine unfreundliche oder wenigſtens gleichgültige Miene zeigen zu müſſen. Sie fühlte mit einer Art Beſchämung, daß er Herr ihres Glücks ſei, daß ihre Ruhe von ſeinem Kommen und Gehen abhing — aber er durfte das nicht ahnen. — Es hätte ihn glücklich gemacht — ſie wußte es —, aber es war ihr unmöglich, auch nur den kleinſten Teil ihrer Zurückhaltung zu opfern. Es war ihr leichter, Gleichgültigkeit zu heucheln als ihre Liebe zu zeigen, und es gelang ihr vollkommen, in Nielßens Augen wenigſtens, ungerührt zu erſcheinen.

Er ſuchte nach einer Gelegenheit, ſie allein zu ſprechen. Es würde ihr nicht ſchwer geweſen ſein, eine ſolche zu ſchaffen; ebenſo leicht war es ihr, ſie zu vermeiden, und ſie zog dies vor. — Sie ſah ohne jedes Mitleid, wie ſie ihn peinigte und ſie reichte ihm mit dem anmutigſten Lächeln ihre kühle, kleine Hand, als er ihr, am Ende jenes letzten Abends, traurig und niedergeſchlagen gute Nacht wünſchte.

Auf dem Heimwege aber ging Nielßen über dem leichtfertigen Dinge ins Gericht. Er verſtand ſie — nicht ganz, denn in dem Falle würde er nicht ſo ſtreng über ſie geurteilt haben — aber doch beſſer, als ſie es wähnte. Er erkannte, daß ſie im Grunde ihres Herzens ein warmes Gefühl, der Freundſchaft wenigſtens, wenn nicht der Liebe, für ihn hegte und das Hänſeln und Necken, die eitle Ziererei, wie er es nannte, unter der ſie dies Gefühl zu verbergen bemüht war, mißfiel ihm in hohem Grade. Sie hätte auf die ernſte Frage, die er an ſie gerichtet hatte, ernſt antworten ſollen. Es handelte ſich um ſein ganzes Glück. Verſtand ſie das nicht? Er wollte es ihr ſchriftlich auseinanderſetzen, da ſie ihn nicht anhörte, wenn er ſprach. Unzufrieden mit ſich und mit ihr ſchrieb er ihr einen langen, ungeſchickten Brief, wie ihn ſeine Liebe und ſein Unwille ihm eingaben. Derſelbe ſchloß zwar mit einer rührenden Bitte um eine günſtige Entſcheidung, einer Bitte, die aus jedem Worte innige Liebe atmete, aber er verlangte gleichzeitig irgend eine Entſcheidung: ja oder nein!

Martha las dieſen Brief, der ihr am nächſten Morgen überbracht wurde, mit Entrüſtung. Das war kein richtiger Liebesbrief! Nielßen zeigte ſich in demſelben ſchon als der zukünftige geſtrenge Herr und Gebieter. Und er wagte es, ihr Vorwürfe zu machen! Dazu hatte er kein Recht; das ſtand vorläufig noch ihrem Vater allein zu. Sie fühlte ſich in ihrem Stolze verletzt. Sie war ein von Gott und den Menſchen verzogenes Kind. Es war ihr bisher im Leben nur gut gegangen, und all ihre kleinen Unarten waren ihr ſtets verziehen worden. Ihr Köpfchen machte in aller Eile eine ganz geſchickte Selbſtverteidigung zurecht, die für Nielßens Benehmen niederſchmetternd war. Was nahm ſich der Herr heraus? Sie wollte ihn lehren! Sie antwortete ſofort wenige Zeilen, mit denen ſie Nielßens Brief zurückſandte. — Oftmals hatte ſie ſeitdem bereut, nicht wenigſtens eine Abſchrift davon behalten zu haben, denn ſie konnte ſich nicht mehr klar machen, welche Worte Nielßens es geweſen waren, die ſie ſo tief verletzt hatten.

Und das war das unvorhergeſehene Ende ihrer Beziehungen zum Don geweſen, denn ſeitdem hatte ſie nichts wieder von ihm geſehen. Die große Unart, die unverdiente Kränkung hatte Nielßen aufs tiefſte verletzt. Unter wohlerzogenen Leuten ſchickt man keine Briefe zurück, es ſei denn, daß man unwiderruflich zu brechen beabſichtige. Er wollte Martha von Holm nicht wiederſehen. Sein Unglück machte ihn bitter und ungerecht. „Wenn ſie arm wäre, würde ſie beſcheidener ſein. Was ſie gethan hat, iſt nicht mädchenhaft, iſt dreiſt und unhöflich, denn ich habe ſie nicht beleidigt!“ — Der Gedanke, ſie könne ſich einbilden, ihr Vermögen trage dazu bei, daß ſie ihm begehrenswert erſcheine, dieſer Gedanke, der Martha bittres Unrecht that, nahm von ihm Beſitz und machte ihn erröten, für ſich und für ſie. — Er war ein freier Mann, mit kleiner, leicht beweglicher

Habe. Er vertraute niemand an, was ſich ereignet hatte. Er ſagte ſeinem Freunde Decker, er müſſe in einer Familienangelegenheit ſchleunigſt verreiſen, er wiſſe nicht, auf wie lange Zeit und wenige Tage nach dem Empfang des Briefes von Martha und als dieſe ſchon zu bereuen anfing, ſo raſch beleidigend und hart gehandelt zu haben, hatte er Frankfurt verlaſſen.

Seitdem waren fünf Jahre vergangen, fünf Jahre, während der Martha ganz erheblich gereift war. Es hatte ihr während der Zeit nicht an Bewerbern gefehlt. Wenn es ihren Stolz befriedigt hätte, ſich ſagen zu können, ein halbes Dutzend oder mehr guter und vorzüglicher Partien ausgeſchlagen zu haben, ſo wäre ihr nach dieſer Richtung hin nichts zu wünſchen übriggeblieben. Sogar Eduard Wichers, von dem alle Welt ſagte, er habe kein Herz, hatte, figürlich, zu ihren Füßen gelegen und in beſter Form bei ſeinem Schwager, ihrem Onkel und Vormund Wilhelm von Holm, um ſie angehalten. — Sie hatte dieſen Antrag höflich dankend und ganz entſchieden abgelehnt, — wie die andern Anträge, die ihr vorher und ſeitdem gemacht worden waren. Doch war ſie keineswegs entſchloſſen, unverheiratet zu bleiben — ſchon weil ihr der Altjungfernſtand etwas lächerlich erſchien. Aber „der Richtige“ war wohl mit dem Don gekommen und gegangen, denn ſeitdem hatte ſie keinen wieder geſehen, deſſen Kommen oder Gehen ſie beunruhigt hätte. Daran hatte ſie aber nicht gedacht, als ſie Wichers und den anderen „nein“ geſagt. Die Erinnerung an Nielßen hatte aufgehört, ſie zu ſchmerzen oder überhaupt nur viel zu beſchäftigen, aber es waren ſeit ſeinem Verſchwinden gewiſſe, ſozuſagen unverſöhnliche Gefühle in ihr zurückgeblieben, die ſie verhinderten, ſich mit ihrem Herzen anderen Männern zu nähern. Sie verglich dieſe nicht etwa mit dem ſtillen Don. Sie bekümmerte ſich einfach nicht um ſie. Ruhig konnte ſie ſie erſcheinen, ruhig gehen ſehen. Das „ſtille Weinen“ der Augen, die ſie ſehnſüchtig und liebevoll verfolgten, ſagte ihrem Herzen nichts. — Die traurigen Blicke des Don aber hatte ſie verſtanden! Und heute, als ſie ihn im Kurgarten geſehen, da hatte ſie plötzlich dieſelbe Beklemmung empfunden, von der ſie ſeit fünf Jahren manchmal mit wachen Augen geträumt, als von dem Köſtlichſten auf Erden, das ſie einſtmals beſeſſen und unwiderruflich verloren hatte.

„Woran denkſt du?“

Es war auf der Fahrt von Wiesbaden nach Frankfurt, und Dolores richtete dieſe Frage an ſie.

„Ich? — An nichts. — Ich bin etwas müde. Es war recht heiß im Kurgarten. — Um welche Zeit eſſen wir?“

„Ich habe die Herren gebeten, um ſieben zu kommen.“ — Dolores ſah nach der Uhr. — „Chriſtine wird ſehr ungnädig ſein, wenn ſie erfährt, daß ſie in vier Stunden noch ein Diner fertig machen ſoll. — Wieviel werden wir eigentlich ſein?“ — Sie zählte an den Fingern — „Du, ich, Wilhelm — drei, — Eduard, Decker, Melchior, Doktor Nielßen — vier — das macht ſieben. Eine ſchlechte Zahl. Wir müſſen einen achten finden. — Wen könnte ich noch ſchnell einladen? — Du hilfſt mir auch gar nicht. — Martha! — Woran denkſt du eigentlich?“

„Ja.“

„Du biſt furchtbar zerſtreut. — Ich fragte dich, wen wir als achten einladen könnten?“

„Ulrike.“

„Nein, die paßt da gar nicht hin. Sie würde ſich von Nielßen ſeine ganze Reiſe erzählen laſſen wollen und ihn erſchrecklich langweilen.“

„Herrn von Eckern.“

„Ach, der alte langweilige Mann!“

„Ja, dann weiß ich niemand ... Doch, den jungen Ruſſen. Wie heißt er? ... Eduards Protegé meine ich.“

„Sanin! Ja, der paßt ganz gut. Er iſt zwar kein großes Licht, aber er hat ein hübſches Geſicht und lächelt immer ganz vergnügt. Wenn er gar zu langweilig iſt, kann man ihn auch ans Klavier ſetzen. Ich werde ihm gleich telegraphieren. Er ſoll mit demſelben Zug wie Eduard kommen und trifft ihn die Depeſche nicht mehr rechtzeitig, ſo iſt das auch kein Unglück. An einem runden Tiſch kann man auch in ungerader Zahl ganz gut plazieren. — Es iſt übrigens ſehr undankbar von dir, daß du dich nicht einmal ſeines Namens erinnerſt; er ſchwärmt für dich.“

„Das iſt ſchon wieder vorüber,“ meinte Martha.

Der Zug hielt in Frankfurt. Die beiden Damen ſtiegen in einen Wagen. Auf dem Wege nach der Wohnung ſagte Frau von Holm:

„Du ſiehſt angegriffen aus. Du ſollteſt dich vor Tiſch noch ausruhen. Fühlſt du dich nicht wohl?“

„Nein; nur etwas abgeſpannt. Es war ſehr heiß in Wiesbaden. Ich werde zu ſchlafen verſuchen.“

Aber Martha begab ſich nicht zur Ruhe, ſondern ſie blieb, nachdem ſie Hut und Mantel abgelegt hatte, lange Zeit unbeweglich am Fenſter ſtehen, augenſcheinlich in tiefes Nachdenken verſunken. Dann nahm ſie ein Buch und verſuchte zu leſen — aber ihre Gedanken waren nicht bei dem, was ſie las. Das Buch glitt nach einiger Zeit aus ihrer Hand und ihre Augen richteten ſich wieder auf den Garten vor dem Hauſe. Nach einer Weile klingelte ſie und als das Kammermädchen gleich darauf in das Zimmer trat, ſagte ſie dieſer, ſie ſolle um ſechs Uhr wiederkommen, um ihr bei der Toilette behilflich zu ſein; bis dahin wünſche ſie nicht geſtört zu werden.

Als das Kammermädchen zur beſtimmten Zeit wieder erſchien, fand ſie ihre junge Herrin, die ſonſt am Tage niemals ruhte, auf einem Seſſel am offenen Fenſter in tiefen Schlaf verſunken.

„Ich bin ganz feſt eingeſchlafen,“ ſagte Martha lächelnd. „Das hat mir gut gethan. Nun fühle ich mich wieder friſch und wohl.“

Es bedurfte nicht großer Künſte zu Marthas Toilette. Schönes Haar, ein guter Teint und eine ſchlanke Figur machen der Kammerjungfer die Arbeit leicht. Marthas blondes Haar war ſchnell und doch ſchön geordnet; das friſche Muſſelinkleid, das ſie anlegte, ſaß, wie alles, was ſie trug, vorzüglich. Aber das junge Mädchen verweilte heute länger als gewöhnlich vor dem Spiegel, und die Kammerjungfer hätte gewußt, daß Beſuch zum Eſſen erwartet wurde, auch wenn ſie dies nicht bereits aus dem klagenden Munde der alten Köchin vernommen hätte.

Viertes Kapitel.

Die Gäſte von Frau von Holm hatten ſich pünktlich um ſieben Uhr zuſammengefunden, auch Sanin fehlte nicht. Nur der Hausherr ſelbſt war noch nicht erſchienen. Frau von Holm flüſterte einem Diener, der in der Nähe der offenen Thür zum Salon im Vorzimmer ſtand, einige Worte zu. Dieſer entfernte ſich ſchnell und kam bald darauf mit dem halblauten, von den Gäſten gehörten Beſcheid zurück, der gnädige Herr laſſe die Herrſchaften bitten, nicht auf ihn zu warten, er habe ſich etwas verſpätet und könne erſt in einigen Minuten kommen.

„Nun, dann wollen wir auch nicht länger warten,“ ſagte Frau von Holm laut. — „Herr Melchior, darf ich Sie bitten, meiner Nichte den Arm zu geben! — Herr Nielßen, ich freue mich ſehr, Sie einmal neben mir zu ſehen.“ — Sie nahm den Arm des Don. Dann wandte ſie ſich mit einem artigen Lächeln an die übrigen Gäſte: „Sie entſchuldigen, daß ich Ihnen keine Damen geben kann,“ und darauf folgte ſie Martha, die mit Herrn Melchior langſam vorangegangen und in das Eßzimmer getreten war.

Sanin näherte ſich lächelnd und tänzelnd Herrn Wichers, legte, in Nachahmung einer Dame, die ſich ziert, ſeine Hand in den Arm des Bankiers und ſagte mit ſpitzem Munde: „Bitte, nehmen Sie mit mir fürlieb,“ und dann ſetzte er leiſe und ernſthaft hinzu: „Ich habe Ihren Rat befolgt.“

„Welchen Rat?“

„Nun, ich war beim Baron Roos und bei Maria Woyersky. — Charmante Menſchen! Ganz charmante Menſchen! Ich bin Ihnen unendlich dankbar.“

Wichers aber ſchien nicht geneigt, die Unterhaltung vom Morgen fortzuſetzen, er ließ Sanins Arm ziemlich ungeniert los und wollte am andern Ende des Tiſches Platz nehmen; die Tafelordnung zwang ihn jedoch gegen ſeinen Willen, Sanins Nachbar zu werden. Frau von Holm hatte Nielßen zu ihrer Rechten, Decker zur Linken geſetzt; gegenüber war ein Platz für Herrn von Holm frei geblieben; dieſem zur Rechten ſaß Martha, neben ihr Herr Melchior, der ſie zu Tiſche geführt hatte; Sanin nahm den andern Stuhl neben dem des Hausherrn ein, ſo daß nur noch ein Platz frei blieb zwiſchen Sanin und Nielßen. Wichers ließ ſich mit gelangweilter Miene dort nieder und ſagte, während er ſeine Serviette entfaltete, halblaut zu Sanin:

„Wir wollen hier lieber nicht von den Woyerskys ſprechen.“

Noch ehe die Suppe abgetragen war, erſchien Herr von Holm, ein Mann in der zweiten Hälfte der Fünfzig, der aber weit älter ausſah. Er war groß und hager und ſeine Geſtalt würde ſtattlich zu nennen geweſen ſein, wenn ſeine Haltung nicht gebeugt geweſen wäre, wie die eines Greiſes. — Es beſtand eine große Familienähnlichkeit zwiſchen ihm und ſeiner ſchönen Nichte Martha. Er hatte, wie dieſe, edel geformte Züge, eine helle, reine Geſichtsfarbe und große, klare blaue Augen — nur daß die ſeinen müde und traurig blickten. Er trat raſch an ſeinen Stuhl und ſetzte ſich, um ſeine Gäſte zu verhindern, für ihn aufzuſtehen; nachdem er einige unverſtändliche Worte der Entſchuldigung gemurmelt, ſeiner Nichte freundlich die Hand gedrückt und die übrigen durch ein höfliches Neigen des Hauptes begrüßt hatte, ſtand er wieder auf und ging auf Nielßen zu, der ſich, ſobald er dies bemerkte, ebenfalls erhob.

„Ihnen muß ich die Hand geben, mein lieber Nielßen,“ ſagte er mit wohltönender, weicher Stimme. „Es freut mich ſehr, Sie hier wieder begrüßen zu können. Meine Frau hatte mir bereits geſagt, daß ich das Vergnügen haben würde, Sie zu ſehen.“

Die beiden Männer ſchüttelten ſich herzhaft die Hände, wobei ſie ſich grade und freundlich anblickten, und dann nahm ein jeder ſeinen Platz wieder ein, und die auf eine Minute unterbrochene Mahlzeit wurde ohne weitere Störung fortgeſetzt.

Die Köchin hatte die Gäſte ihrer Herrſchaft nicht vergelten laſſen, daß ſie erſt um drei Uhr benachrichtigt worden war, ſie ſolle noch in wenigen Stunden eine gute Mahlzeit herrichten. Das Eſſen war in jeder Beziehung ausgezeichnet; auch die Weine ließen nichts zu wünſchen übrig. Melchior, Decker und Sanin ſprachen ihnen fleißig zu, und gegen Ende der Mahlzeit herrſchte fröhliche Stimmung an dem großen runden Tiſche; auch Martha erſchien heiter und unterhielt ſich angelegentlich mit ihrem Nachbarn, dem jungen Melchior, den ſie ſonſt wenig durch Liebenswürdigkeit verwöhnte und der vor Freude ſtrahlte ob der unerwarteten guten Behandlung, die ihm zu teil wurde.

Nielßen war ganz und gar von Frau Dolores in Anſpruch genommen, die ſich um Decker, ihren Nachbarn zur Linken, gar nicht zu kümmern ſchien und ſich ausſchließlich dem heimgekehrten Don widmete. — Dieſer war zu Beginn des Mahls etwas befangen geweſen, aber unter den warmen Blicken und den weichen, einſchmeichelnden Worten der ſchönen Frau, mit der er ſprach, etwas wohl auch unter dem Einfluß des edlen Weins, der ihm in großen, altmodiſchen Römern vorgeſetzt wurde und von dem er, zerſtreut, mehr als ſeine Gewohnheit war, getrunken hatte, — war er bald lebhafter geworden, und Frau Dolores bekam auf die Fragen, die ſie an ihn richtete, beredten Beſcheid.

„Alſo die Indier ſind ſehr ſchön?“

„Es gibt darunter wunderſchöne Menſchen, mit feinen, edlen Zügen, wie von einem großen Künſtler in Bronze gegoſſen, mit Zahnen, Perlen gleich, und Augen, wie man ſie in Europa niemals ſieht: großen, dunkeln, mandelförmigen Augen mit einem Ausdruck unbeſchreiblicher Melancholie.“

„O,“ ſagte Dolores und blickte ihn lange an.

Nielßen wurde etwas verwirrt. „Doch fehlt jenen Augen etwas,“ ſetzte er hinzu.

„Was?“

„Es ſind die Augen fremdartiger Weſen; es fehlt ihnen das Verſtändnis für unſereinen.“

„Ah,“ und die Augen von Frau Dolores blickten ſehr verſtändnisvoll.

Der Arm eines Dieners, der Wein reichte, wurde zwiſchen den beiden ſichtbar. Nielßen legte einen Finger auf den Rand ſeines Glaſes: „Ich danke,“ ſagte er.

„Laſſen Sie das Glas noch einmal füllen,“ bat Frau Dolores. „Ich möchte mit Ihnen anſtoßen.“

Darauf ließ Nielßen den Diener gewähren, und als er das Glas hob und ſeine Nachbarin dabei anblickte, ſagte dieſe:

„Auf gute Freundſchaft, Herr Nielßen.“

„Mit vielem Dank: auf gute Freundſchaft, gnädige Frau.“

Und die beiden ſtießen leiſe an.

Als Nielßen das geleerte Glas wieder auf den Tiſch ſtellte, begegnete ſein Blick dem von Martha. Es war ein eigentümlicher Blick: ein lächelnder Blick, aber unfreundlich, beinahe höhniſch. — „Sie wundert ſich, daß ich nicht heute noch in Sack und Aſche über ihre Liebloſigkeit traure.“ Das war Nielßens Gedanke. Aber eine angenehme Leichtherzigkeit war über ihn gekommen. Er wollte ſich des Lebens noch freuen — trotz Martha. Er beantwortete ihren harten Blick durch ein artiges, zutrauliches Neigen des Hauptes und ſagte halblaut über den Tiſch hinüber:

„Gnädiges Fräulein, würden Sie mir geſtatten, auch mit Ihnen auf gute Freundſchaft zu trinken?“

„Gern,“ antwortete Martha.

Er machte dem Diener ein Zeichen, der ihm den Römer noch einmal füllte, und leerte ihn wiederum. Martha dagegen nippte nur flüchtig an ihrem Glaſe, ſetzte es ſchnell nieder und wandte ſich dann ſogleich mit freundlichem Lächeln an ihren Nachbar Melchior, den ſie während der letzten Minuten etwas vernachläſſigt hatte, da ihre Aufmerkſamkeit durch das eifrige Geſpräch zwiſchen dem Don und der Dolores in Anſpruch genommen worden war. Melchior, durch dieſe Wiederkehr hoch erfreut, wagte es, auf einen Vorſchlag zurückzukommen, den er bereits einmal im Laufe der Mahlzeit gemacht hatte, ohne von ſeiner Nachbarin die gewünſchte Zuſage erhalten zu können.

„Gnädiges Fräulein!“

„Nun?“

„Laſſen Sie ſich doch bewegen, ‚ja‘ zu ſagen.“

„‚Ja‘, wozu?“

„Nun, zu meinem Vorſchlag, Ihnen die Umgegend von Frankfurt zu zeigen. Sie haben keine Idee, wie hübſch die Landſchaft iſt, die Sie immer nur von der Eiſenbahn aus ſehen; und dann möchte ich Ihnen gern meinen neuen Viererzug vorführen.“

„Nun — ja!“

„Herzlichen Dank.“

„Natürlich, wenn meine Tante mit uns fahren will.“

„Selbſtverſtändlich,“ ſagte Melchior; aber er ſah nicht aus, als ob ihm die Sache ſo ſelbſtverſtändlich erſchiene. Doch wandte er ſich ſofort an Frau von Holm. — „Gnädige Frau, ich möchte Ihnen meinen Viererzug zeigen. Es wäre ſehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir geſtatten wollten, Sie und Fräulein von Holm morgen früh zu einer Spazierfahrt abzuholen.“

Dolores dachte einen Augenblick nach. „Schön,“ ſagte ſie ſodann. „J'accepte; aber dann müſſen Sie noch für einen Kavalier für uns ſorgen. — Herr Nielßen, wollen Sie uns begleiten?“

Nielßen, der den jungen Melchior nur oberflächlich kannte, blickte etwas verlegen.

„Ich bitte Sie, Herr Doktor,“ ſagte Melchior ſchnell und eindringlich; „geben Sie uns keinen Korb!“

Darauf nickte Nielßen zuſtimmend.

„Sind die Tiere fromm?“ fragte Wichers, der ſich als Bruder das Recht nahm, für Frau von Holm beſorgt zu ſein, während Herr von Holm gar nicht zu hören ſchien, wovon geſprochen wurde, und ſtill vor ſich hinblickte.

„Wie die Lämmer.“

„Das wird wohl nicht ganz zutreffen; ich wenigſtens habe Sie noch niemals mit ruhigen Pferden fahren ſehen.“

„Ich gebe Ihnen die Verſicherung, Herr Wichers, es ſind ganz fromme Tiere. Ich fahre ſie jetzt ſeit vierzehn Tagen. Fräulein von Holm könnte die Leinen nehmen.“

„Danke für das Vertrauen. Das Fahren überlaſſe ich lieber Ihnen oder Ihrem Kutſcher.“

„Dann müſſen Sie ſich ſchon mir anvertrauen. Den Kutſcher laſſen wir zu Hauſe, und ich hoffe, eine der Damen wird mir die Ehre erweiſen, ſich zu mir auf den Bock zu ſetzen. Es iſt der beſte Platz, wennſchon man hinten in dem kleinen Break auch nicht ſchlecht aufgehoben iſt; beſonders wenn nur zwei dort ſitzen. — Für vier iſt das Wägelchen ein bißchen eng.“

„Gut, das iſt abgemacht,“ ſagte darauf Dolores ſchnell. „Wir erwarten Sie morgen früh ...“

„Morgen früh bin ich nicht frei,“ unterbrach Martha.

„Nun dann übermorgen,“ ſagte Melchior, dem daran gelegen war, ſofort eine feſte Verabredung zu treffen.

„Uebermorgen paßt mir ebenſogut wie morgen,“ erklärte Dolores. „Alſo übermorgen früh, um ...“

„Bitte, recht früh, gnädige Frau!“

„Um acht Uhr. Das iſt doch hoffentlich früh genug.“

„Pünktlich um acht Uhr werde ich vor dem Gitter halten. Soll ich Sie vorher abholen, Herr Doktor?“

„Das iſt nicht nötig,“ ſagte dieſer. „Sie werden mich hier treffen.“

„Wohin denken Sie zu fahren?“ fragte Sanin.

„Nach Kaſtel,“ antwortete Melchior. „Da haben wir ſchönen Weg, ... und vielleicht gefällt es den Damen, unterwegs zu frühſtücken? Das wäre herrlich!“

Aber auf dieſen Vorſchlag antwortete niemand, und gleich darauf wurde die Tafel aufgehoben.

Als die Geſellſchaft wieder im Salon verſammelt war, und die Herren Zigarren, Donna Dolores eine Zigarette angezündet hatten, ſagte Nielßen zu Decker: „Was hat denn Holm? Iſt er jetzt immer ſo ſtill? Ich finde ihn ſehr verändert.“

„Er hat ſich niemals von der Trauer über den Tod ſeines Bruders erholen können,“ antwortete Decker. „Die beiden lebten, wie du dich erinnern wirſt, innig vereint. Wilhelm Holm befand ſich in ſeinem eigenen Hauſe nicht wohl. Es war niemals ein gemütliches Heim. Holm konnte ſich nicht mit dem halbſpaniſchen Wichers-Clan befreunden, und Frau Dolores fand wenig Gefallen an den nordiſchen Holms. So ging jedes von den beiden ſeiner Wege. Die Frau ſuchte Geſellſchaft, die ihr gefiel, und Holm war mehr bei ſeinem Bruder als im eigenen Hauſe zu finden. Seit deſſen Tode lebt Wilhelm Holm in beinahe vollſtändiger Zurückgezogenheit, und wenn er unter Menſchen erſcheint, ſo iſt er ſtill und teilnahmlos, wie du ihn heute geſehen haſt. Dolores ärgert ſich, wenn ſein trauriges Geſicht ihre hübſchen Feſte zu verderben droht; ſonſt kümmert ſie ſich nicht um ihn; aber Martha und ihr Onkel ſind treue Verbündete.“

Frau Dolores unterbrach das Zwiegeſpräch. Sie trat zu den Freunden und ſagte lächelnd: „Sie verhandeln wohl über wichtige Dinge? Sie ſehen beide erſchrecklich ernſt aus.“

Nielßen wußte nicht gleich, was er darauf erwidern ſollte; Decker antwortete unbefangen:

„Wir ſprechen von alten Freunden, die während Nielßens Abweſenheit geſtorben ſind.“

Herr von Holm, der am Fenſter ſtand und in den Garten ſah, wandte ſich bei dieſen Worten um.

„Das iſt in der That kein vergnügliches Thema,“ ſagte Frau Dolores; aber ſie ſah dabei ganz vergnügt aus. „Es iſt meine Pflicht als Wirtin,“ fuhr ſie fort, „zu verhindern, daß dasſelbe hier weiter verhandelt werde. — Kommen Sie in den Garten; es iſt dort ſchön zu dieſer Stunde.“

Sie ſchritt voran. Nielßen folgte ihr, zuerſt zögernd; dann holte er ſie ein und ging an ihrer Seite. — Decker blieb zurück, wechſelte einige Worte mit Sanin und Wichers und ließ ſich auf einem Seſſel nieder.

Holm, der noch am Fenſter ſtand, ſah ſeiner Frau und Nielßen einen Augenblick nach, dann trat er langſam in das Zimmer zurück, näherte ſich der Thür und war alsbald durch dieſelbe verſchwunden, ohne daß die andern dies bemerkt oder darauf geachtet hätten.

Wichers ſaß in ungezogen ungezwungener Stellung auf einem niedrigen Seſſel und gähnte; als aber Sanin zu ihm trat, ſtand er verdrießlich auf und ſagte: „Ich wette, Sie wollen mir wieder etwas von den Woyerskys erzählen; aber Sie müſſen mich heute entſchuldigen. Ich werde bei mir zu Hauſe erwartet.“ — Darauf reichte er Sanin nachläſſig die Hand, deutete durch ein Zeichen an, daß er unbemerkt fortzugehen wünſche, und entfernte ſich.

Sanin blickte ſchwermütig um ſich und zog dann die Uhr aus der Taſche. — Neun Uhr. — Er hatte noch über zwei Stunden Zeit bis zum letzten Zuge nach Wiesbaden; aber die Geſellſchaft, in der er ſich befand, feſſelte ihn nicht beſonders. — Der Wirt und deſſen Schwager waren bereits verſchwunden; die Wirtin ging mit Herrn Nielßen im Garten ſpazieren; Fräulein Martha war durch Herrn Melchior in Anſpruch genommen, und Decker, der mit halbgeſchloſſenen Augen den Rauch einer Zigarre vor ſich hinblies, ſah aus, als ob ihm in dieſem Augenblick ungeſtörte Ruhe angenehmer ſein dürfte, als die geiſtreiche Unterhaltung Sanins. — In Wiesbaden war es zu dieſer Stunde hübſcher! Sanin überlegte ſich, daß er noch den Halbzehnuhrzug erreichen könnte. Er brauchte nicht größere Rückſichten auf die Wirte zu nehmen, als ſie auf ihn nahmen. Er nickte Decker vertraulich zu: „Bon soir!“ ſagte er leiſe; und dann that er wie Holm und Wichers gethan hatten.

Und nun waren im Salon nur noch drei Perſonen anweſend: Decker, der die Augen geſchloſſen hatte und in leichten Halbſchlummer verfallen war, und Martha und Melchior, die am Fenſter ſtanden und ſich mit gedämpfter Stimme unterhielten. Das heißt: Melchior ſprach lebhaft und eindringlich, Martha war ſtumm und ſchaute in den Garten, in dem Frau Dolores am Arme Nielßens langſam auf und nieder ging.

Die ſchöne lange Dämmerſtunde nahte ihrem Ende. Bald konnten die beiden im Garten, wenn ſie am anderen Ende der Allee waren, vom Fenſter der Villa aus nur noch an dem hellen Kleide erkannt werden, das Frau von Holm trug. — Und plötzlich war auch das nicht mehr ſichtbar. Die Spaziergänger mußten wohl in eine Seitenallee eingebogen ſein oder ſich geſetzt haben.

„Ich fürchte, ich ermüde Sie durch mein vieles Sprechen,“ ſagte Melchior ſchüchtern.

„Aber durchaus nicht. — Kommen Sie! Wir wollen meine Tante aufſuchen.“

„Sie antworten mir nicht einmal,“ ſagte Melchior traurig.

„Ach, das macht ja nichts aus. Sie müſſen es heute nicht ſo ſtreng mit mir nehmen. Ich bin etwas angegriffen. Der Tag war recht ſchwer, als ob ein Gewitter in der Luft wäre.“ — Sie ſeufzte leiſe. — „Kommen Sie, Herr Melchior?“

Und nun wurde es ganz ſtill in dem ſchwülen Raum, und Decker, der ſich dort allein befand, verfiel in ruhigen Schlaf. — Im ganzen Hauſe rührte ſich nichts. Frau Dolores hatte ein für allemal angeordnet, daß während der heißen Jahreszeit die Lichter in den Zimmern nur auf ausdrückliche Weiſung angezündet werden ſollten. — Es wurde dunkel in dem ſtillen Gemach, ganz dunkel. — Nach einer Weile vernahm Decker halbbewußt, daß wieder Menſchen in ſeiner Nähe waren. Es wurde leiſe geſprochen, aber die Lider lagen noch ſchwer auf ſeinen Augen und ehe er ſie öffnete, atmete er tief auf.

„Wer iſt hier?“ hörte er laut und ängſtlich fragen.

Dieſe Worte erweckten ihn vollſtändig, aber er hatte ſie nicht verſtanden.

„Wie?“ fragte er, die Augen öffnend.

„Ach, Sie ſind es!“ hörte er Frau Dolores ſagen. „Sie haben mich erſchreckt.“

„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau! Es war hier ſo ſtill, und der Seſſel iſt ſo bequem . . .“

„Und da ſind Sie eingeſchlafen. Da iſt nichts zu entſchuldigen.“

Sie klingelte. Ein Diener, der nur auf dies Zeichen gewartet zu haben ſchien, trat mit zwei brennenden Lampen herein, die er auf den Tiſch und das hohe Kaminſims niederſetzte. Nielßen ſtand mit etwas verwirrter Miene, den Hut in der Hand, vor Decker und ſagte halblaut:

„Es iſt wohl Zeit geworden, uns zu verabſchieden?“

Decker erhob ſich darauf ſchnell und ſuchte nach ſeinem Hut. Als er dieſen gefunden hatte und Frau von Holm die Hand reichte, glaubte er zu bemerken, daß die Gnädige ausſehe, als ob ſie übler Laune wäre; aber Decker beachtete das nicht weiter. Frau Dolores war ihm als eine etwas launiſche Schöne bekannt. Er ſagte die üblichen Worte des Dankes für die liebenswürdige Aufnahme, Nielßen murmelte ähnliches, und damit gingen die beiden.

Unmittelbar darauf traten Martha und Melchior in den Salon.

„Ich bin, wie ich ſehe, der allerletzte Ihrer Gäſte,“ ſagte der junge Mann. „Auf übermorgen früh um acht Uhr! Es bleibt doch bei unſerer Verabredung?“ Und gleich darauf war auch er gegangen.

Martha und ihre Tante ſaßen ſich eine kleine Weile, ohne ſich anzublicken, ſtumm gegenüber. Dann ergriff Frau von Holm eine Revue, die auf dem Tiſche lag, und begann darin zu leſen.

„Es iſt zehn Uhr,“ ſagte Martha plötzlich. „Ich muß morgen früh aufſtehen. — Das kleine Diner war recht gelungen. — Gute Nacht, liebe Dolores.“

„Gute Nacht,“ entgegnete Dolores. „Was haſt du morgen früh zu thun?“

„Ich habe Onkel Wilhelm verſprochen, ihn auf einem Spaziergang zu begleiten.“

„So . . . Nun, viel Vergnügen. Gute Nacht.“ Frau Dolores hatte, während ſie ſprach, die Augen nicht von dem Buche erhoben.

Nachdem Martha gegangen war, blieb Frau von Holm noch einige Minuten unbeweglich ſitzen; dann trat ſie an das offene Fenſter und blickte lange und nachdenklich in die ſtille Nacht hinaus. Der Himmel war mit ſchwarzem Gewölk dicht überzogen; aus weiter Ferne vernahm man das dumpfe Grollen des Donners. — Die Blumen aus dem Garten dufteten ſtark — die junge Frau ſeufzte tief. — Ganz plötzlich erhob ſich ein ſtarker Wind. — Die Bäume rauſchten vor dem Fenſter. — Dolores ſchauderte fröſtelnd zuſammen und trat zurück. — Eine Zeit noch irrte ſie ruhelos in dem Gemach umher, und erſt als die große Uhr auf dem Kamin langſam und feierlich die elfte Stunde verkündete, zog ſie ſich auf ihr Zimmer zurück. Bald darauf lag das ganze Haus in Dunkel gehüllt.

Fünftes Kapitel.

Am nächſten Morgen gegen elf Uhr kehrten Herr von Holm und Martha von einem langen Spaziergange zurück, den ſie zuſammen gemacht hatten. Martha, die wohl fühlte, daß ſie ſeit dem Tode ihres Vaters die einzige Stütze ihres Onkels war, hatte es ſich zur Pflicht gemacht, derartige Promenaden mit dieſem in regelmäßigen und kurzen Zwiſchenräumen zu unternehmen. — Als die beiden in der Nähe der Villa Holm angelangt waren, ſagte Martha plötzlich: „Da kommen Bekannte.“ Es war Nielßen und Decker, die ihnen in geringer Entfernung entgegenkamen.

„So früh ſchon unterwegs?“ ſagte Decker freundlich. „Von Ihnen, Herr von Holm, wundert mich das nicht, aber von Fräulein Martha hätte ich nicht geglaubt, daß ſie eine eifrige Fußgängerin ſei. Eine neue gute Eigenſchaft, die ich an ihr entdecke.“

„Martha leiſtet mir häufig Geſellſchaft,“ ſagte Holm. „Wir haben einen langen Spaziergang gemacht und ſind jetzt auf dem Heimwege.“

„Mit Ihrer Erlaubnis begleiten wir Sie nach Hauſe. — Ich war damit beſchäftigt, Nielßen die neue Stadt zu zeigen; davon ſieht er auch auf dem Wege zu Ihnen noch etwas.“

Darauf machten Nielßen und Decker kehrt, und die vier ſchritten langſam weiter. Aber die Unterredung wollte trotz Deckers Bemühungen nicht recht in Fluß kommen. Einſilbig gingen Martha, Holm und Nielßen nebeneinander her. Als ſie nach einigen Minuten vor der Thür der Holmſchen Villa angelangt waren, ſagte Holm: „Wollen Sie nicht eintreten und mit uns frühſtücken? Es würde eine angenehme Ueberraſchung für meine Frau ſein, Sie zu ſehen.“

Ehe Decker darauf etwas erwidern konnte, ſagte Nielßen ſchnell: „Ich danke verbindlichſt; ich muß um elf Uhr zu Hauſe ſein.“

Er verbeugte ſich, nötigte Decker dadurch, ein gleiches zu thun, und ging raſchen Schrittes davon.

Als ſich die beiden einige hundert Schritt von dem Hauſe entfernt hatten, fragte Decker: „Weshalb haſt du die Einladung nicht angenommen?“

„Ich war geſtern einen großen Teil des Tages mit den Leuten zuſammen, und ich habe auf morgen früh eine Verabredung mit ihnen; es ſcheint mir, daß das ganz genügend iſt.“

„Davon iſt nicht die Rede. Du haſt den Leuten gegenüber überhaupt keine Verpflichtung und brauchſt gar nicht zu ihnen zu gehen, wenn ſie dir nicht gefallen. Aber ich bildete mir ein, ſie gefielen dir.“

Darauf antwortete Nielßen nicht.

„Nun, jedenfalls gefällſt du ihnen,“ fuhr Decker fort.

„Ich verſtehe dich nicht.“

„Daß du Holm gefällſt, iſt ſelbſtverſtändlich. Ihr ſeid ja, ſozuſagen, alte Freunde; aber auch Frau Dolores ſcheinſt du dir erobert zu haben; — und Martha erſt! Sie hat die Augen nicht von dir abgewandt, ſolange ihr beiſammen waret.“

„Du biſt nicht recht geſcheit.“

„Im Gegenteil, lieber Gottfried. Ich bin ſehr geſcheit! Wenn ich nur die Hälfte von dem niederſchreiben könnte, was ich ſehe und klar verſtehe, dann wäre ich ein guter Schriftſteller. Verlaß dich darauf.“

„Nun, was haſt du geſehen?“ fragte Nielßen in gleichgültigem Tone.

„Thu' doch nicht, als ob dich die Sache nicht kümmerte! Du brennſt ja, meine Antwort zu hören!“

„Wenn du das glaubſt, ſo laß uns von etwas anderm ſprechen.“

„Was für ſchlechte Logik, da du doch weißt, daß ich dir gern Freude mache! Gerade weil du meine Antwort zu hören wünſcheſt, ſo ſollſt du ſie auch hören.“

Und während Nielßen ſich bemühte, unbefangen und gleichgültig zu erſcheinen, wiederholte Decker in eingehender Weiſe, wie er an vielen Anzeichen bemerkt habe, daß Dolores ſowohl wie Martha ſich lebhaft für ſeinen Freund intereſſierten. „Es würde Frau von Holm nie eingefallen ſein,“ ſagte er unter anderm, „Melchiors Einladung anzunehmen, wenn ſie damit nicht ein Zuſammenſein mit dir zu verbinden gewußt hätte. Wie raſch die kleine Frau alles arrangierte: ‚Herr Nielßen, Sie begleiten uns doch?‘ Es machte mir wirklich Spaß. — Wenn du glaubſt, daß es ſie amüſieren würde, die wohlwollende Dritte zwiſchen dem verliebten Melchior und der ruhigen Martha zu ſpielen, ſo kennſt du Donna Dolores ſchlecht. Sie findet das Courmachen nur dann erlaubt und angenehm, wenn ſie ſelbſt dabei die paſſive Hauptrolle ſpielt. Wer ſich für Martha oder irgend eine andere als ſie intereſſiert, der lebt für ſie überhaupt nicht. — Und dann iſt ſie über eine Stunde mit dir ſpazieren gegangen! Das hätte ich gar nicht für möglich gehalten. — Was hat ſie dir eigentlich während der ganzen Zeit erzählt?“

„Wie ſoll ich mich deſſen erinnern?“

Decker glaubte eine gewiſſe Verlegenheit bei ſeinem Freunde zu bemerken, und ſagte plötzlich ernſter, als er bisher geſprochen hatte: „Nimm dich in acht; ſie iſt eine gefährliche Frau.“

„Du biſt nicht recht geſcheit.“

„Du haſt dir dieſe Redensart im Verkehr mit den halbwilden Weſen angewöhnt, unter denen du fünf Jahre lang gelebt haſt. Ich nehme ſie dir auch gar nicht übel, und wiederhole freundſchaftlich und zu deiner Belehrung, daß Geſcheitſein meine beſte Eigenſchaft iſt, und daß ich dir in dieſer Eigenſchaft ſagen kann: Dolores iſt eine gefährliche Frau.“

„Nicht für mich.“

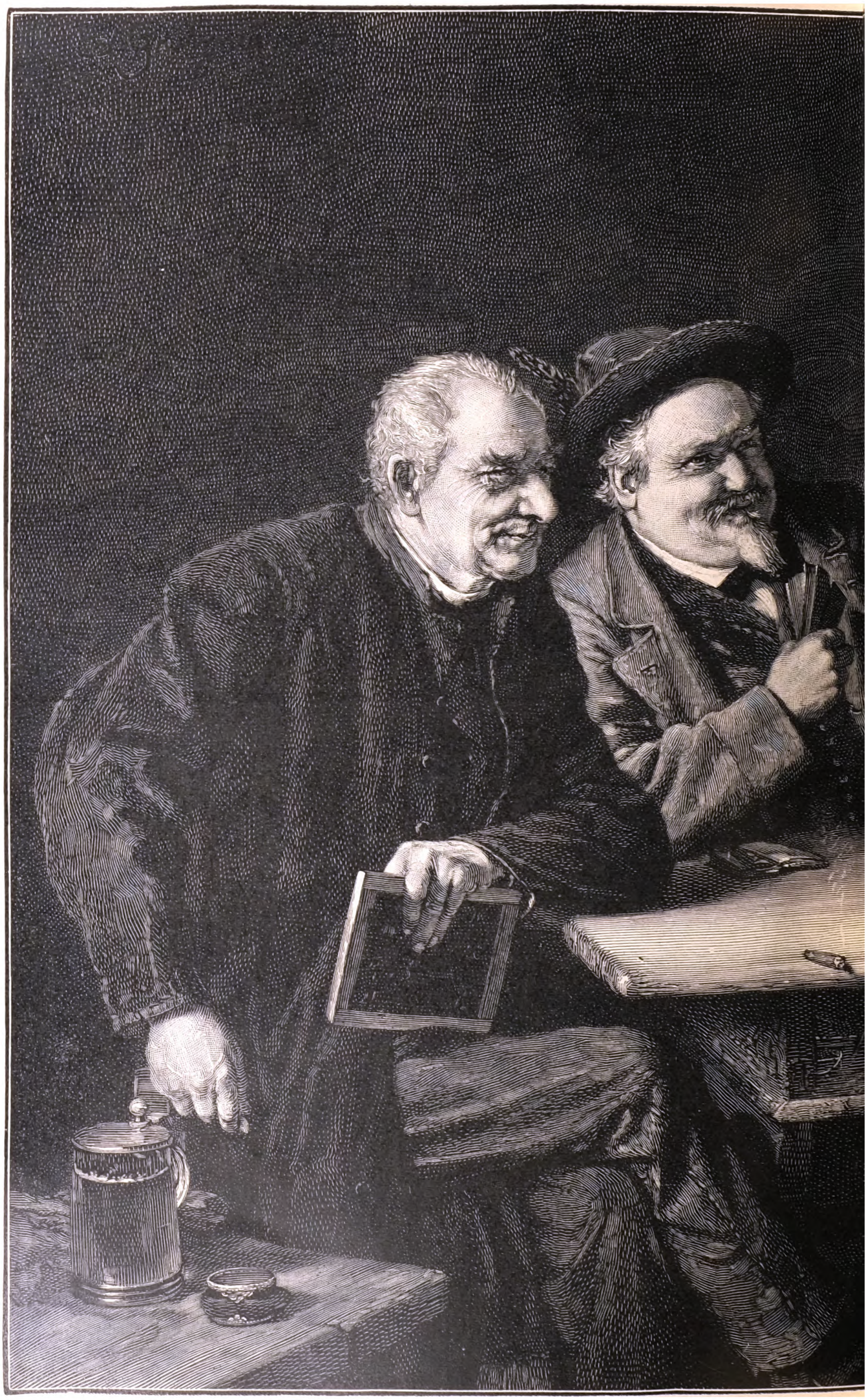
„Nun, deſto beſſer.“ Er hielt plötzlich inne und zeigte nach einem Viererzug, der in ſchneller Gangart die Straße entlang kam: „Da kommen Melchiors Lämmer. Sie ſpringen recht hübſch, die frommen Tierchen; à la bonne heure! ein prachtvoller Zug! Ich wette, es gilt eine Fenſterparade vor der Villa Holm.“

Der junge Melchior grüßte tief.

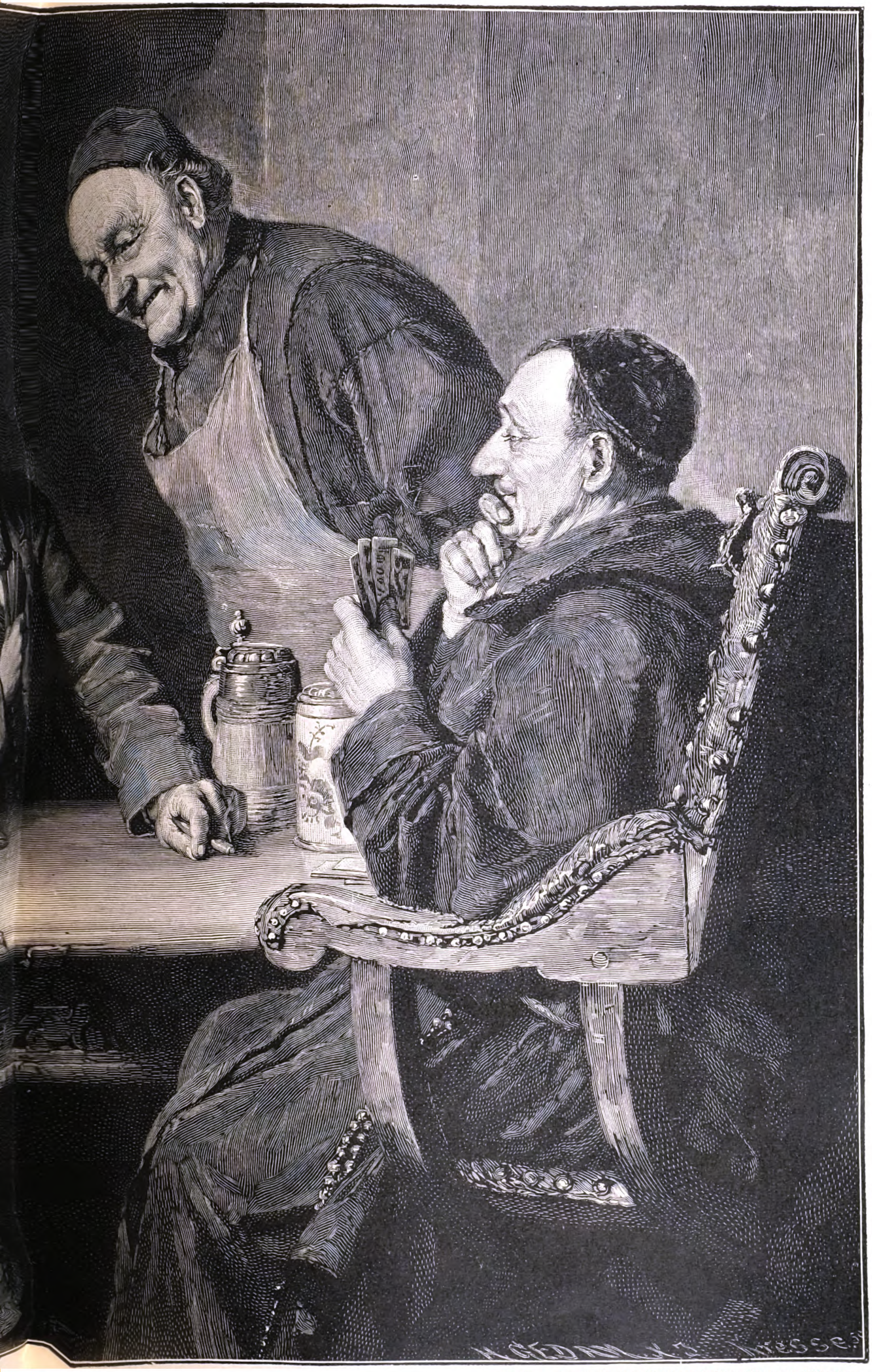
„Wenn ich dem Mann zu Fuß begegne,“ fuhr Decker fort, „ſo grüßt er mich kaum höflich; oben ſtolz vom Bock iſt er der artigſte Menſch von der Welt. Der Umgang mit Pferden ſoll einen gewiſſen verderblichen Einfluß auf die Moral ausüben; jedenfalls fördert er förmliche Artigkeit. Iſt es dir nicht auch aufgefallen, daß niemand höflicher grüßt als ein Stallmeiſter?“

„Du willſt mir durch deine ſinnreichen Bemerkungen beweiſen, wie geſcheit du biſt,“ ſagte Nielßen lächelnd. „Ich glaube es dir auch ohnedem. Komm, wir wollen frühſtücken.“

Sie traten darauf in eine alte Weinſtube, in der trotz der verhältnismäßig frühen Stunde zahlreiche Gäſte verſammelt waren. An einem der Tiſche ſaß Eduard Wichers. Er nötigte die beiden, ſich zu ihm zu ſetzen. Er hatte ſeine Mahlzeit bereits beendet, aber während der wenigen Minuten, die er noch mit Nielßen und Decker verweilte, fand er Gelegenheit, allerhand boshafte Sachen über die Perſonen zu ſagen, in deren Geſellſchaft er ſich



In Verlegenheit. Ge



Photographie-Verlag der Photographiſchen Union in München.

älde von Ed. Grützner.

geſtern mit den beiden befunden hatte: Der ſchwermütige Holm war zum Sterben langweilig; Sanin geradezu unerträglich; die verliebten Blicke, die Oswald Melchior durch ſeine Brille auf Martha warf, waren zu komiſch. Eine eigentümliche Idee, die ſeine Schweſter da gehabt hatte, eine ſolche Geſellſchaft zuſammenzubringen. Das Diner war übrigens viel zu ſchwer geweſen. Und die Weine erſt! Schwere Rheinweine im Sommer! Unglaublich!

„Ich fand alles vorzüglich, die Geſellſchaft, das Eſſen und das Trinken,“ ſagte der Don gelaſſen.

„Erlauben Sie, verehrter Herr Doktor!“ erwiderte Wichers mit demſelben überlegenen Lächeln, das Sanin tags zuvor in Verlegenheit geſetzt hatte, „erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie vielleicht während der letzten fünf Jahre in Bezug auf Geſellſchaft, Eſſen und Trinken nicht gerade verwöhnt worden ſind.“

Aber Nielßen, der von Frauen und Mädchen leicht einzuſchüchtern war, ließ ſich von Männern ſehr wenig gefallen, und konnte ſolchen gegenüber, die ihm nicht gefielen, recht unangenehm werden. Das überlegene Lächeln des Bankiers ärgerte ihn.

„Ich will es Ihnen erlauben, Herr Wichers!“ ſagte er, „aber zu Ihrer Belehrung auf Ihre Bemerkung erwidern, daß Sie ſich irren. Ich habe draußen in ebenſoguter Geſellſchaft gelebt, wie diejenige, welche ich hier finde.“

„Ausgezeichnet! Sehr gut!“ rief Wichers gezwungen lachend. „Sie vergleichen meine Schweſter und Fräulein von Holm mit den Indianerinnen und Chineſinnen, auf deren Unterhaltung Sie während der letzten Jahre angewieſen waren. Köſtlich! ich muß es meiner Schweſter ſogleich erzählen!“

Darauf antwortete Nielßen gelaſſen: „Ich kann Sie natürlich nicht verhindern, Ihrer Frau Schweſter zu erzählen, was Ihnen beliebt; falls Sie mich jedoch redend einführen wollen, wäre es vielleicht gut, wenn Sie einfach das wiederholten, was ich wirklich geſagt habe. Aber, wie es Ihnen beliebt, Herr Wichers! Ich kann etwaige Irrtümer, wenn ſich ſolche in Ihre Erzählung einſchleichen ſollten, ſchon berichtigen.“

Decker ſtieß Nielßen leiſe an. Aber dieſer wollte die beabſichtigte Mahnung zur Friedfertigkeit nicht verſtehen. Er blickte Wichers mit einem herausfordernden Blicke an. Dieſer hatte die Faſſung verloren. Er pflegte Größeren und Stärkeren gegenüber von ausgeſuchter Höflichkeit zu ſein, und ſeine boshaften Unarten für Schwache und Gutmütige aufzuheben. Er erkannte jetzt, daß er ſich in ſeiner Beurteilung von Nielßens Charakter geirrt hatte. Der Mann verſtand keinen Spaß und wollte ſich nichts gefallen laſſen.

„Wenn Sie einen harmloſen Scherz nicht verſtehen wollen, ſo bin ich im Unrecht,“ ſagte er gezwungen.

„Das genügt, Herr Wichers!“ erwiderte Nielßen, der die Augen noch nicht von ihm gewandt hatte, ſich jetzt aber wieder bequem zurechtſetzte, den andern gewiſſermaßen entlaſſend.

„Adieu, lieber Doktor!“ ſagte Wichers zu Decker, bemuht, unbefangen zu erſcheinen, und ging ergrimmt ab.

„Aber Don, was iſt dir in den Kopf gefahren?“ rief Decker halb ärgerlich, halb lachend aus, als Wichers gegangen war. „Was willſt du von dem Manne? Was hat er dir gethan?“

„Der Menſch mißfällt mir, und ich freue mich, daß ich es ihm gezeigt habe. Ich habe von ihm noch nicht ein freundliches Wort über irgend jemand gehört; ſein ewiges hochmütiges Tadeln und Abſprechen ärgerte mich. Er iſt giftgeſchwollen wie eine Kröte.“

„Das iſt er,“ ſtimmte Decker zu; „außerdem geizig und rückſichtslos; aber ſteinreich und nicht ohne Formen, wenn er ſich Mühe gibt.“

„Mit mir wird er ſich in Zukunft wohl Mühe geben; aber trotzdem danke ich für ſeine Geſellſchaft.“

„Dann müßteſt du auch für die von Frau Dolores danken, denn der Bruder und die Schweſter halten feſt zuſammen.“

Darauf ſtockte die Unterhaltung eine Weile.

„Was machen wir mit dem angebrochenen Tage?“ fragte Nielßen.

„Wir fahren nach Homburg.“

„Was iſt dort los?“

„Dasſelbe, was du geſtern in Wiesbaden geſehen haſt.“

„Dann könnten wir alſo gerade ſo gut wieder nach Wiesbaden fahren?“

„Das ſteht uns ganz frei.“ Nach einer kurzen Pauſe ſetzte Decker hinzu: „Wir müſſen bald einmal beraten, was du hier vornehmen willſt. Du gehörſt nicht zu den bevorzugten Naturen, denen Nichtsthun erträglich iſt, und wenn ich dir nicht bald eine Beſchäftigung finde, die deine Zeit ausfüllt, ſo ſehe ich voraus, daß du mir eines Tages mitteilſt, du langweileſt dich, und es ſei deine Abſicht, wieder das Weite zu ſuchen.“

„Vorläufig haſt du das nicht zu befürchten,“ antwortete Nielßen. „Es ſteht auf dem Rezepte, das mir mein Doktor in Hongkong mitgegeben hat, ein paar Monate lang nichts zu thun. Im Winter wollen wir ſehen, was wir mit meiner werten Perſon anfangen. Bis dahin hoffe ich auch, mir ein Laboratorium eingerichtet zu haben.“

Nach dem Frühſtück begaben ſich die beiden Freunde zuerſt nach dem Ruſſiſchen Hofe und ſodann nach Wiesbaden.

(Fortſetzung folgt.)

Ein deutſcher Malerhumoriſt.

Von

G. Ramberg.

Heutzutage wendet ſich jeder, der allgemeinen Beifall finden will, einem beſonderen Fache, einer „Spezialität“ zu. Unter den Aerzten gibt es Spezialiſten für Augen, Ohren, Bruſt, Hals, Magen, Nerven; und wer von mehreren Leiden zugleich befallen wird, der muß bei verſchiedenen Aerzten Rat holen. Wenigſtens gilt dieſer Gebrauch in der Großſtadt, auf dem Lande kann immer noch einer helfen. Aber wer ſich beim Wettbewerb des großen Marktes hervorthun will, der verſucht es, auf einem begrenzten Felde Vollkommenes oder zum mindeſten Eigenartiges zu ſchaffen. So iſt es in der Heilkunde, ſo iſt es in der Malerei. Einer malt Sumpflandſchaften, ein zweiter Eisgletſcher, ein dritter blonde Mädchenköpfe, ein vierter nackte Kinder, ein fünfter Invaliden, ein ſechſter Rattler und ein ſiebenter Affen. Die Menge unterſtützt zumeiſt ſehr lebhaft dieſe Beſchränkung der Künſtler auf ein engeres Gebiet, denn ſie glaubt, in der Malart den Meiſter zu erkennen, wenn ſie dank der

Aehnlichkeit der behandelten Stoffe das Richtige errät. Und dann möchten die Leute zur Ausſchmückung der guten Stube auch einen unzweifelhaft „echten“ Schönleber, Gabriel Max, Piglhein oder Friedländer beſitzen. Deshalb beſtellen ſie — je nach der bekannten Eigenart — beim einen die Sumpflandſchaft, beim andern den ſchwärmeriſchen Mädchenkopf, beim dritten den nackten Buben, und beim vierten die „Invaliden“.

Auf ſolche Art iſt auch Eduard Grützner unſer deutſcher Malerhumoriſt, der allbeliebte Kloſterſchilderer — nicht geworden, ſondern geblieben. Grützner iſt gar nicht im ſtande, alle die Aufträge zu bewältigen, mit welchen Kunſthändler und Privatleute, Europäer und Amerikaner, ihn beſtürmen. Grützner muß auf allgemeines Verlangen unaufhörlich Mönche malen: Mönche, Mönche und wieder Mönche.

Dasſelbe Publikum aber, welches den Künſtler dazu veranlaßt hat, ſtets den gleichen Vorwurf zu behandeln, iſt auch leicht geneigt, dieſem Künſtler vorzuwerfen, daß er einſeitig oder eintönig geworden ſei. Doch wenn es ſchon thöricht wäre, einen Paganini einſeitig zu nennen, weil er fähig war, auf der G-Saite ein Konzert zu ſpielen, ſo ſcheint uns ein ſolches Urteil Eduard Grützner gegenüber am ſchlechteſten angebracht. Wenn wir ſeine bedeutendſten Schöpfungen an unſerem geiſtigen Auge vorüberziehen laſſen, müſſen wir uns vielmehr von Grützners Vielſeitigkeit überzeugen. Nicht nur an den zahlreichen weltlichen Gemälden, ſondern insbeſondere auch an den Kloſterbildern läßt ſich ſolche Vielſeitigkeit nachweiſen.

Betrachten wir zunächſt die Mönche bei dem behaglichen leiblichen Genuß! Wie köſtlich iſt der Kellermeiſter dargeſtellt, der ein Glas Wein aus uraltem Faſſe aushebt und — den Rebenſaft gegen das Licht haltend — die Farbe begutachtet. Ebenbürtig ſteht dieſer Weinprobe eine Bierprobe gegenüber. Mit wahrhaft beneidenswertem Wohlgefühl wird das malzige „Kloſterbier“ geſchlürft. Beim „Veſpertrunk“ geſellt ſich dem Trunk die Speiſe zu. Ein feiſter Mönch ſitzt ſchmunzelnd am Tiſche, auf welchem der braune Saft, Brot, Käſe und der in München unvermeidliche Rettich ſtehen.

In der „Kloſterſchäfflerei“ hat Grützner gleichfalls juſt den Augenblick beobachtet, in dem der „Arbeit“ Laſt durch ein kräftiges Frühſtück unterbrochen wird. Wie in faſt allen Gemälden unſeres Meiſters iſt auch hier der Lokalton ſehr gut getroffen, iſt das Beiwerk geſchickt und geſchmackvoll — naturgetreu, aber ohne Ueberladung angewendet. Einen wirkſamen Gegenſatz zu dieſer Mahlzeit der Arbeiter bildet das rundliche Mönchlein, das nach dem Mittageſſen, mit der Zigarre im Munde, ſanft eingeſchlummert iſt. Die Beſucher der letzten internationalen Kunſtausſtellung zu München werden das Bildchen ſicherlich in der angenehmen Gewißheit betrachtet haben: „Es gibt doch noch zufriedene Menſchen“.

Nur beſcheidene, naive Leute empfinden über einen gehabten Genuß ſo reichliches Vergnügen. Den feiner Organiſierten bietet die Vorahnung einer Freude größere Luſt, als dieſe Freude ſelbſt. Das ſehen wir recht deutlich bei Grützners „Vorbereitungen zum Mahle“. Der Kellermeiſter ſchenkt die Gläſer voll, ein zweiter Bruder ſchneidet Brot vom Laibe, ein dritter lächelt dem roſigen Schinken zu und reibt ſich dabei vergnüglich die Hände. Es läuft einem ordentlich das Waſſer im Munde zuſammen, wenn man die Darſtellung lange betrachtet. Im weiteren Sinne zeigen uns auch die Küchenbilder „Kloſterhecht“ und „Kloſterhaſe“ Vorbereitungen zum Mahle. Beide Tiere — der Hecht und der Haſe — verheißen den Mönchen, welche in der Küche zu ſchaffen haben, reiche Mittagsfreuden; daher Lachen und Schmunzeln in vielfachen Abſtufungen auf allen Geſichtern!

Doch als ob uns Grützner ſagen wollte, daß er keineswegs im Sinne habe, den Kloſterleuten niedere Schlemmerei vorzuwerfen, erhöht er gar häufig auf ſeinen Gemälden das leibliche Genießen durch ein geiſtiges. In der alten Bücherei, die mit einer Weltkugel und ſonſtigen merkwürdigen Einzelheiten ausgeſtattet iſt, ſitzen beim Wein vier weißbekuttete Mönche, von denen einer Ergötzliches vorlieſt. „Ein pikanter Klaſſiker“ iſt der pikante Titel des pikanten Bildes. „Ein willkommener Gaſt“ iſt der fremde Mönch, der den Kloſterherren neue Scherze auftiſcht. Mancher derbe mag dabei wohl mit unterlaufen, nach den lachenden und lächelnden Mienen der Zuhörer zu ſchließen.

In der Abſtufung der gleichen Empfindung auf verſchiedenen Geſichtern iſt Grützner vor allem ein Meiſter. Und dieſe Abſtufung gelingt ihm auch, wenn es ſich um den Ausdruck einer edeln künſtleriſchen Freude handelt, wie auf dem Bilde „Sieſta“. Vier mönchiſche Tonkünſtler ſitzen um einen herrlich geſchnitzten Notenpult und ſpielen zum Vergnügen der im Hintergrunde Lauſchenden ein Streichquartett. Das Original dieſes Pultes haben wir in Grützners Künſtlerheim bewundert; ebenſo den prächtig vergoldeten Altar und die reichgeſtickte Caſula, welche auf dem Nonnenbild „Zum Marienfeſte“ verwertet wurden.

Die alten, zum großen Teil frühgotiſchen Geräte, welche in dem Wohnhauſe Grützners untergebracht ſind, geben dem Maler vielfache Anregungen. Faſt auf jedem ſeiner Gemälde kann er ein Stück ſeiner eigenen Einrichtung verwenden. Und wenn die Ausſtattung der dargeſtellten Innenräume ſtets einen unzweifelhaft echten und wahrhaftigen Eindruck macht, ſo hat dies auch darin ſeinen Grund, daß bei Grützner alle die alten Truhen, Kaſten und Schränke im täglichen Gebrauch ſtehen und nicht, wie im Muſeum, numeriert ſind. An gotiſchen Tiſchen wird gegeſſen und in gotiſchen Betten wird geſchlafen. Jedes Stück hat Zweck und Bedeutung, keines bleibt leer und hohl.

Ueberraſchend einfach iſt die Werkſtatt. Nichts von perſiſchen Teppichen, vertrockneten Palmen und all dem tauſendfachen Tand, der ſonſt in den Ateliers berühmter Maler zu finden iſt. Gutes Licht, gute Pinſel, gute Farben und — Grützners Begabung, das genügt, um treffliche Bilder zu ſchaffen. Als wir den Künſtler vor Jahren einmal beſuchten, war juſt eines ſeiner köſtlichſten Gemälde begonnen worden: „Der Raſiertag im Kloſter“. Die eingeſeiften geiſtlichen Herren machen einen gar drolligen Eindruck und erhärten den Gedankenreichtum Grützners, der immer wieder dem Kloſterleben eine neue Seite abzugewinnen weiß. Bei unſerem letzten Beſuche ſtand dasjenige Bildchen auf der Staffelei, welches dieſe Zeitſchrift den Leſern in einer wohlgelungenen Nachbildung vorführt. „Zwei Mönche und eine Dirne!“ ſo lautete die Bedingung des Auftraggebers. Gewiß wäre vielen anderen Malern eine ſolche Beſtellung willkommener Anlaß geweſen, um eine mehr oder weniger kräftige Unanſtändigkeit mehr oder weniger kräftig darzuſtellen. Liebenswürdig naiv und dabei doch ſchelmiſch hat Grützner die Aufgabe gelöſt. Eine junge Winzerin iſt im Begriffe, die Weintrauben aus ihrer Tragbütte in den großen Trog zu ſchütten, da kommen zwei Bettelmönche heran und bitten um eine Gabe. Das Mädchen lädt die frommen Bettler ein, wacker zuzugreifen, und dieſe laſſen ſich's nicht zweimal ſagen; ſie faſſen ſo viel Weintrauben, als nur möglich, ohne dabei die hübſche Winzerin außer acht zu laſſen. Die Dirne aber iſt genötigt, den Mönchen den Rücken zuzuwenden, indem ſie ihnen ihre Tragbütte darbietet. Ein artiger Gedanke!

So verſteht es Ed. Grützner, ſeine Kloſterleute mit ſchalkhaftem Witz darzuſtellen, ohne jemals derb, verletzend oder tendenziös zu werden. Immer begegnen wir demſelben harmlos liebenswürdigen Humor, ob er uns nun die Mönche bei den Freuden des Mahles zeigt, ob er den luſtigen Kloſterſchneider malt, welcher, die Nadel fädelnd, ſein Liedlein pfeift, oder ob er uns in einem figurenreichen Bilde die Fröhlichkeit der „Kloſterweinleſe“ ſchildert.

Zur Schärfe der Karikatur ſteigert ſich Grützners Kloſterhumor nur einmal. „Das Gebetläuten im Kloſterbräuſtübchen“ veranlaßt die Mönche zu geräuſchvoller Frömmigkeit. Im Vordergrunde ſteht ein dienender Bruder mit durchlöcherter Kutte und ſchmutzigem Schurzfell, der die gefalteten Hände hoch erhebt und den Mund weit aufſperrt, während ein feiſter Mönch, der in erhöhter Fenſterniſche ſitzt, gemächlich die Hände auf dem Bauche faltet. Die anweſenden Laien, welche lediglich wegen des guten Kloſterbräus hergekommen ſind, verraten eine gewiſſe Verlegenheit. Im Hintergrunde mahnt ein Jäger ſeinen Hund zur Ruhe; dem letzteren ſcheint das laute Beten gar nicht zu behagen.

Die Gegenſätze zwiſchen der freien Weidmannsluſt und dem eng begrenzten Kloſterleben haben unſerem Künſtler vielfache Anregungen gegeben. „Angeheitert“ ſitzt ein bärtiger Forſtmann im Kloſterkeller und hebt ein Liedlein an, das ſeinen Begleitern gar wohl zu gefallen ſcheint. Der klöſterliche Kellermeiſter aber, welcher die luſtigen Laien mit Wein verſorgt, mahnt freundlich zur Mäßigung, indem er ſcherzhaft mit dem Finger droht. Beſſer ergeht es dem Jägersmann, der (auf einem andern Bilde) den Mönchen ein Schelmenliedlein zur Guitarre vorſingt; der erhält keinen Verweis. Ein recht bitteres Geſicht aber macht jener Hochwürdige, der beim Kartenſpiel mit einem Förſter die „unfehlbare Niederlage“ erleidet und mit gutmütigem Schmunzeln hört ein andermal der Pfarrer dem Weidmann zu, welcher mit jugendlicher Keckheit ſein „Jägerlatein“ zum beſten gibt.

Immer iſt der Forſtmann das belebende Element, immer trägt er muntere Fröhlichkeit ins Kloſter! Und dies mag wohl auch oft vonnöten ſein, denn daß der tiefe Ernſt einen breiten Raum im klöſterlichen Leben einnimmt, verſchweigt uns Grützner keineswegs. In wirkſamem Gegenſatze berühren ſich Ernſt und Heiterkeit auf dem Bilde „Im Kloſterkeller“. Der Bruder Kellermeiſter iſt weinſelig am Faſſe niedergeſunken, um ſein Räuſchlein auszuſchlafen. Ein hagerer Zelot führt nun den Prior herab zu dieſer Stätte verwerflicher Unmäßigkeit, um den Sündigen der verdienten Strafe zu überliefern. Der Prior macht ein finſteres Geſicht und blickt den Trunkenen ſchweigend an. Aber ſo recht von Herzen kann er ihm doch nicht böſe ſein. Das dicke Bäuchlein läßt uns glauben, daß er ſelbſt leiblichen Genüſſen nicht abhold iſt, und daß er dem Schlemmer vergeben wird. „Errare humanum est!“

Ein allegoriſches Gemälde von großer Kraft iſt „Die Verſuchung“. Der Einſiedler ſitzt in voller Weltabgeſchiedenheit in ſeiner Höhle, einen Totenſchädel in den Händen, und lieſt eifrig in einem Buche, als die Verſuchung in Geſtalt eines üppigen Weibes mit ſchwellender Bruſt an ihn herantritt, und ihm, dem Darbenden, den Freudenbecher darreicht. Doch die ſtrenge Willenskraft, die aus den Zügen dieſes Mönches ſpricht, ſagt uns: er wird der Verſuchung widerſtehen; er wird genügſam auch fernerhin ſein ſchales Waſſer aus dem zerbrochenen, irdenen Kruge trinken, nachdem er das feurige Naß des üppigen Lebens verſchmäht hat.

Einen ernſten Gedanken bringen auch — trotz der heiteren Darſtellung — die zuſammengehörigen Gemälde „Einſt und Jetzt“ zum Ausdruck. „Einſt“ ſaß der Künſtler in der Kutte auf hohem Geſtell und malte mit gläubiger Inbrunſt ſein Heiligenbild al fresco an die Kirchenwand; „Jetzt“ ſteht der dienende Bruder, das Schurzfell um die Hüften gebunden und den langen Maurerpinſel in der Hand da, um mit weißem Kalk das einſt geſchaffene Kunſtwerk zu übertünchen. Der geiſtliche Anſtreicher macht juſt eine Arbeitspauſe, indem er eine Priſe nimmt und ſeinen Blick über das Gemälde ſchweifen läßt, welches ihm gar nicht zu gefallen ſcheint. Auf dem nahen Stuhle ſteht ein Krug Bier. . . .

Eigene Erlebniſſe mögen Grützner die Anregung zu dieſem Doppelbilde gegeben haben.

Wenn wir nun ſchon allein an den Mönchs- und Kloſterbildern die Vielſeitigkeit Grützners nachweiſen konnten, ſo wird uns dies um ſo leichter, wenn wir dem Malerhumoriſten auch auf das weltliche Gebiet folgen. Die Sittenbilder aus der deutſchen Familie verraten in ihrer herzlichen Schlichtheit eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Defregger und Eberle. Wir erwähnen von ſolchen Sittenbildern vor allem die „Schwere Wahl“, welche ein junges Mädchen zwiſchen dem flotten Studenten und dem kräftigen Weidmann zu fällen hat; das „Einfädeln“, nicht der Nadel allein, ſondern auch des Liebesgeſprächs; den „Sonntagsjäger“ (einen Vetter des berühmten „Salontiroler“), der ſich von berufsmäßigen Forſtleuten einen Bären aufbinden läßt und ſchließlich „Auf der-Pirſch“ (ein alter Jägersmann, der einer hübſchen Kellnerin die Wange ſtreichelt).

Von dieſen gemütlichen Volksſcenen hebt ſich wirkſam der vornehme Hageſtolz ab, welcher uns in ſeinem ſeidenen Schlafrock einmal als „Vogelliebhaber“, ein andermal als „Altertümler“ vorgeſtellt wird. Dort ſteht er an dem großen, feingegitterten Käfig, um ſeine Lieblingsvögel zu füttern, hier ſitzt er in dem „Allerheiligſten“ ſeiner Wohnung, vor einem Tiſche, der mit koſtbarem Stoff bedeckt und mit Käſtchen und Gläſern vollgeſtellt iſt. Mit verſtändnisvollem Behagen prüft hier der Altertümler ſeine Kunſtſchätze. Das Schrullenhafte in der Neigung des alten Herrn iſt aufs liebenswürdigſte angedeutet. Aehnlich in der maleriſchen Auffaſſung iſt der „Muſikaliſche Unterricht“, den einer ſeinem Papagei erteilt.

Daß es aber unſerem Künſtler keineswegs an Kraft gebricht, wenn es ſich um die Bewältigung größerer Aufgaben handelt, beweiſt das dreifache Gemälde „Bier, Wein und Schnaps“. Beim Biere ſitzt im Münchener Keller ein dicker Spießbürger; ein Beamter und ein Forſtmann leiſten ihm Geſellſchaft. Rettich und Käſe bilden die Zuſpeiſe. Auf dem Bilde lagert jene urgemütliche Stimmung, welche alle Verehrer des bayeriſchen Bieres wohl kennen. Der „Wein“ wird von einigen Mönchen getrunken, deren jüngſter, um die Begeiſterung zu ſteigern, edle Dichtung vorlieſt. Beim „Schnaps“ ſehen wir verlottertes Volk, leidenſchaftliche Spieler und herabgekommene „Künſtler“. Ein Familienvater, der ſich zum Trunke hat verleiten laſſen, wird von ſeiner Frau nach Hauſe geſchleppt, während ſeine Verführer ihn zurückzuhalten ſuchen. Scharfe, überzeugende Charakteriſtik und lebensvolle Darſtellung ſtempeln dieſes dreifache Gemälde zu einem hervorragenden Kunſtwerk.

Wahrſcheinlich durch die Studien zu dem Bilde „Schnaps“ angeregt, entſchloß ſich Grützner ein größeres, figurenreiches Gemälde „Branntweinſchenke“ auszuführen. Die Hauptfigur dieſes letzteren iſt ein glattraſierter, wohl verarmter Schauſpieler, der, im Vordergrunde ſtehend, mühſam die paar Kreuzer in der Taſche zuſammenſucht, welche ein Gläschen Schnaps koſtet. Der Wirt ſpielt mit einigen ſeiner Gäſte Karten, und am Schanktiſch ſitzt, ſchwer trunken, ein vom Schickſal hart geprufter Arbeiter, der ſich im Schnaps zu betäuben hofft.

Poetiſcher iſt das Thema vom Trinken in dem Gemälde „Der ſchleſiſche Zecher und der Teufel“ behandelt, welches nach dem bekannten Gedichte von Kopiſch komponiert iſt.

Grützner hat ſich oft und in glücklicher Weiſe von

Dichterwerken zu maleriſchen Schöpfungen begeiſtern laſſen. Sein erſter großer litterariſcher Eindruck wurde ſchon in der Bauernſchule durch das heimliche Leſen von Shakeſpeares Dramen hervorgerufen. Und die Wirkung war eine ſo nachhaltige, daß „Falſtaffs Rekruten-Aushebung“ eines der erſten Bilder war, welche der kaum flügge gewordene Piloty-Schüler ſchuf. Das Breslauer Muſeum beſitzt eine Reihe von prächtigen Falſtaff-Kohlenzeichnungen des ſchleſiſchen Künſtlers. Später hat ihm, als einzigem Deutſchen, die engliſche Verlagshandlung Caſſel und Co. den Auftrag erteilt, mehrere Blätter für die große Shakeſpeare-Ausgabe zu zeichnen, und Grützner hat bei dieſer Gelegenheit insbeſondere als Falſtaff-Illuſtrator ſo Hervorragendes geleiſtet, daß dieſer Zweig ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit ein eigenes Kapitel verdienen würde.

Auch bei Goethe wußte ſich unſer Malerhumoriſt mancherlei Stoffe zu holen. In „Auerbachs Keller“ läßt Grützner treu nach des Dichters Worten die „Beſtialität“ ſich offenbaren; ſein Mephiſto iſt ein höchſt intereſſanter Studienkopf, ebenſo geiſtreich, als teufliſch boshaft. Zu einem Genrebilde zeigt ſich dieſe Mephiſtoſtudie verwertet in dem Gemälde „Mephiſto hinter den Couliſſen“. Der Böſe ſchakert mit einer unſchuldigen Tänzerin und wird dieſelbe ohne Zweifel verführen.

Grützner kennt das Bühnenleben nicht allein vom Hörenſagen; er hat ſelbſt hinter die Couliſſen geblickt. Das beweiſt er uns mit dem luſtigen Gemälde „Schauſpieler vor der Vorſtellung“. Einer ſteht bereits in voller Maske, ein zweiter noch im Straßenkleide da, ein dritter legt juſt die Rittertracht an, während der Koſtümſchneider ihm noch eine Naht zuſammenflickt. Hier wird einer raſiert, dort ſchminkt ſich ein anderer, und alle ſcheinen von jener fieberhaften Aufregung erfaßt, welche den Mimen vor der Aufführung beherrſcht.

Ein wohlgelungenes Gegenſtück zu dieſem „Schauſpieler hinter den Couliſſen“ bildet das „Bauerntheater“, gleichfalls hinter den Couliſſen beobachtet. Hier geht es gemütlicher, ruhiger zu, als unter den berufsmäßigen Künſtlern! Man ſpielt ja hauptſächlich zum eigenen Vergnügen und braucht ſich nicht ſonderlich aufzuregen. Wohl muß ſich einer beeilen, aus der Truhe noch raſch ein Kleidungsſtück auszupacken, das er für die Komödie braucht, aber im ganzen herrſcht ruhige Fröhlichkeit trotz des Spektakels der Muſikanten. Dieſe Muſikanten ſind zugleich darſtellende Künſtler; ſie ſtehen in vollem Koſtüm ihrer Rollen hinter dem Vorhang und blaſen unſichtbar für das Publikum — die Ouvertüre herunter.

So weiß Grützner überall, auf der Bühne, in der Kneipe, im Forſthauſe und im Kloſter den Humor zu erfaſſen und feſtzuhalten. Welches Glück, daß er ein Maler wurde, anſtatt, wie es der Wunſch ſeiner Eltern war, ein Pfarrer! Ja, unſer Malerhumoriſt war urſprünglich zur geiſtlichen Laufbahn auserſehen.

Als Sohn armer Bauern wurde Grützner am 26. Mai 1846 zu Karlowitz bei Neiſſe im preußiſchen Schleſien geboren, und da er ſich bald geſcheiter zeigte, als ſeine Altersgenoſſen, wollte man ihn ſtudieren laſſen. „Studieren“ und „Pfarrer werden“ waren aber damals auf dem Lande ſehr verwandte Begriffe. Doch das maleriſche Talent, und vor allem die Luſt zu zeichnen machten ſich frühzeitig ſchon ſo lebhaft geltend, daß Eltern und Lehrer gar bald an der gedeihlichen Fortbildung des Knaben in geiſtlichem Sinn verzweifelten. Der alte Pfarrer Fiſcher bewährte ſich zu jener Zeit als väterlicher Freund, indem er ſelbſt dem jungen Grützner den Weg zur Kunſt zeigte und der Baumeiſter Hirſchberg in München nahm ſich in werkthätiger Weiſe des Knaben an. Er zeigte einige Skizzen und Zeichnungen des jungen Landmannes dem Meiſter Karl von Piloty, und da dieſer Begabung in den Entwürfen erblickte, veranlaßte Hirſchberg die Ueberſiedelung Eduards nach München.

Ohne jede Unterſtützung ſeitens ſeiner Eltern, nur wenige erborgte Groſchen in der Taſche — ſo betrat der Jüngling das Münchener Pflaſter. Piloty ward ſein Meiſter, und wie groß die Verdienſte dieſes Künſtlers juſt als Lehrer waren, iſt bekannt.

Wie alle Piloty-Schüler, wurde auch Grützner zunächſt angehalten, hiſtoriſche Unglücksfälle zum Gegenſtand ſeiner Bilder zu machen. Unter des Lehrers ſtrenger Aufſicht malte er eine blutige „Geißelung“; in unbewachten Augenblicken aber ſchuf er ſein erſtes „Pfäfflein“, das bei den Genoſſen größten Beifall fand und das auch dem Meiſter ein freundliches Lächeln abrang. Weit entfernt, kräftige Eigenart einzudämmen und willkürlich zu lenken, ließ Piloty nun dem jungen Talente freien Lauf, ſo daß es ſich zur vollſten Blüte entfalten konnte. Wahrlich, der mußte ein Mann von ſeltener Duldſamkeit und Freiheit des Urteils ſein, aus deſſen Schule ſo verſchieden veranlagte Maler, wie Makart, Defregger, Gabriel Max und Ed. Grützner hervorgegangen ſind!

Heute iſt der ehemals arme Bauernburſche einer der beliebteſten und beſtbezahlten deutſchen Maler. Die Geldſummen, mit denen ſeine Leinwanden eingelöſt werden, hat Grützner nicht im Kaſten liegen laſſen; in der deutſchen Malerſtadt München hat er ſich ein wunderſames Haus erbaut, welches, angefüllt mit koſtbaren Schätzen aller Art, eine Quelle ſtets neuer Anregungen für den Künſtler und eine Sehenswürdigkeit für den Fremdling bildet.

Grützner ſteht heute im ſchönſten Mannesalter, er hat erſt vor kurzem ſeine zweite Gattin heimgeführt. Die deutſche Kunſt und die Freunde deutſchen Humors haben noch viel von ihm zu erwarten.

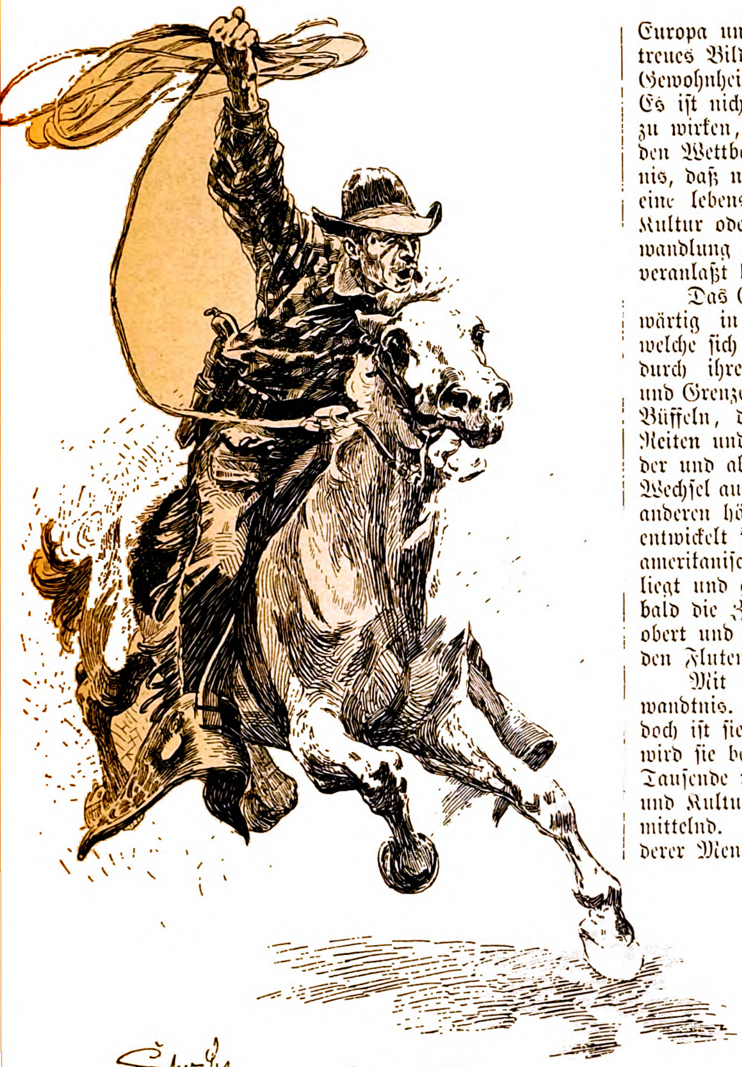
Des Förſters Töchterlein.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Blond von Haar, mit roſ'gen Wangen,
Durch des Waldes grüne Nacht
Kommt des Förſters Kind gegangen,
Nur vom treuen Hund bewacht;
Und des Waldes Bäume neigen
Wie zum Gruß der Kronen Zier
Und es flüſtert in den Zweigen:
Holdes Kind, bleib hier, bleib hier!

Draußen lauern die Gefahren,
Lockt und kirrt die böſe Welt,
Dich vor Schaden zu bewahren,
Bleib bei uns im grünen Zelt;
Unter Eichen, Tannen, Buchen
Wohnt der Friede, zieh' nicht fort,
Kommt das Glück 'mal dich zu ſuchen,
Trifft's dich ſich'rer hier, wie dort.

C. H.



Vaquero (S. 160).

Buffalo Bills Wild Weſt.

Von

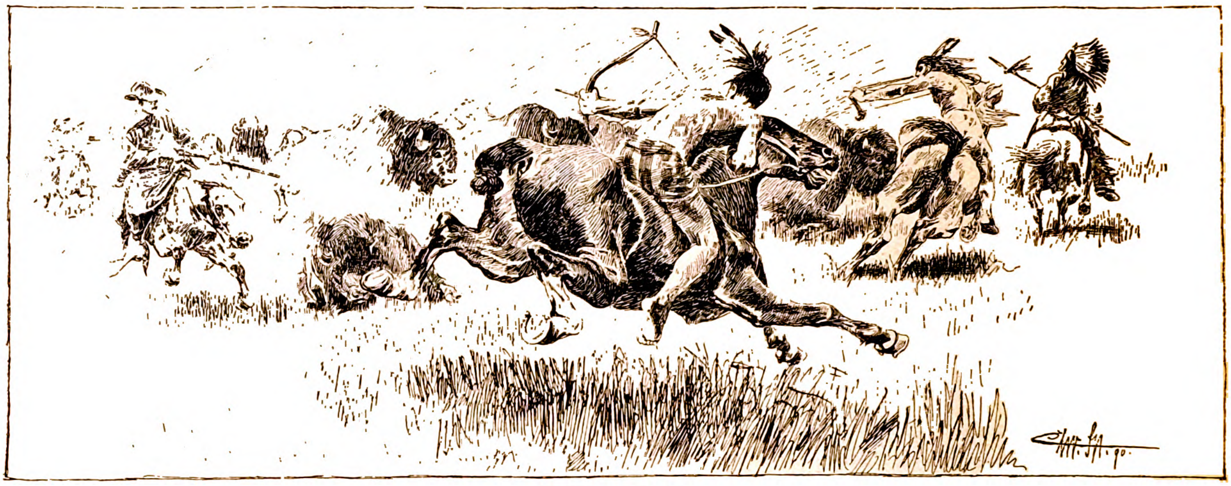
Max Lorzing.

Das anſpruchsloſe Publikum früherer Jahrzehnte war zufrieden, wenn die im Lande umherziehenden Menagerien und Zirkuſſe ihm außer den wilden Tieren und ſonſtigen Sehenswürdigkeiten fremde Völkerſchaften in einem Exemplare oder in zwei vorführten, und war ſo ein hottentottiſches oder buſchmänniſches Elternpaar noch von einem dunkelhäutigen Sprößling begleitet, ſo erſchien das als eine recht achtbare Leiſtung wandernder Ethnologie. Die jetzige Zeit iſt darin anders geworden; wageluſtige Unternehmer machen große Reiſen in das von unſerer Ziviliſation noch unberührte Ausland, um ſich an Ort und Stelle ein reiches lebendiges Ausſtellungsmaterial zu beſchaffen, ſie bringen ganze Gruppen fernwohnender Stämme mit ihren Hütten, Gerätſchaften, Fuhrwerken, Laſt- und Reittieren, ihren Kriegs- und Jagdwaffen nach Europa und richten die „Schau" ſo ein, daß wir ein getreues Bild des Lebens und Treibens, der Sitten und Gewohnheiten anderer Raſſen und Menſchenarten gewinnen. Es iſt nicht bloß das Beſtreben, durch Maſſenhaftigkeit zu wirken, durch gegenſeitiges Ueberbieten in der Zahl den Wettbewerb zu ſchlagen, ſondern die richtige Erkenntnis, daß nur die größere Menge in ſorgſamer Auswahl eine lebenswahre und nachhaltige Anſchauung fremder Kultur oder Halb- und Unkultur liefert, welche jene Umwandlung und Erweiterung ethnologiſcher Schauſtellungen veranlaßt hat.

Das Großartigſte auf dieſem Gebiet leiſtet die gegenwärtig in Deutſchland weilende amerikaniſche Truppe, welche ſich „Buffalo Bills Wild Weſt" nennt, nicht allein durch ihre ſtattliche Schar von zweihundert Indianern und Grenzern, durch ihre gewaltige Herde von Pferden und Büffeln, durch ihre bewunderungswürdige Fertigkeit im Reiten und Schießen, durch das tolle Durcheinander wilder und abenteuerlicher Geſtalten, durch einen feſſelnden Wechſel aufregender Scenen, ſondern auch noch durch einen anderen höchſt bedeutſamen Umſtand. Es entfaltet und entwickelt ſich vor unſeren Blicken das ſeltſame Bild einer amerikaniſchen Geſellſchaft, die in ihren letzten Zügen liegt und gänzlich vom Erdboden verſchwinden wird, ſobald die Ziviliſation den großen Weſten vollſtändig erobert und die immer weiter zurückweichende „Grenze" in den Fluten des Stillen Ozeans begraben hat.

Mit dieſer Grenze hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Niemand hat ſie vermeſſen und feſtgelegt, und doch iſt ſie da, niemand vermag ſie zu ziehen und doch wird ſie beſtändig von Militärpoſten bewacht. Es iſt die Tauſende von Meilen lange Scheidelinie, welche Wildnis und Kultur trennt, den Uebergang zwiſchen beiden vermittelnd. Sie iſt ſo breit, daß auf ihr ein ganz beſonderer Menſchenſchlag Raum hat, der der Grenzer, der auf der einen Seite mit der Rothaut in tödlicher Feindſchaft lebt, auf der anderen der unaufhaltſam vorrückenden Ziviliſation grollt, welche ihn immer weiter der untergehenden Sonne zudrängt. Die Undankbare wird ihn vernichten, obwohl ſie ohne ihn unmöglich wäre. Der Fleck Erde, den der Grenzer ſeinem Todfeind abgerungen hat, wird nie wieder zur Wildnis. Er iſt die unerſchrockene Schildwache am Rande der Kultur, er bereitet ihr den Boden und zuletzt verſchlingt ſie ihn, und von ſeiner ſchweren Arbeit, von ſeinem unentbehrlichen ziviliſatoriſchen Beruf meldet kein Geſchichtsbuch, kein Denkſtein.

Die Indianer des „Wild Weſt" mit ihren ſkalpgeſegneten Häuptlingen gehören den Stämmen der Arapahoes, der Bruces, der Cuttoffs (Gurgelabſchneider, ein verheißungsvoller Name!), der Cheyennes und Ogallalla-Sioux an. Die wilden Rothäute beſitzen eine Regierungsform, die dem Anſchein nach patriarchaliſch, in Wirklichkeit jedoch faſt republikaniſch iſt. Jedes Mitglied einer Bande thut, was ihm gefällt, und gehorcht ſeinem Häuptling, wann es ihm beliebt; das Anſehen des Führers beruht einzig und allein auf ſeiner Tapferkeit im Kriege. Die Familie iſt die Grundlage ihrer Organiſation, und dieſe ſtellt ſich äußerlich im Zelte dar, wie wir es hier in dem Indianerlager mit ſeinen eigenartigen Scenen beobachten können. Die Familienangehörigen wandern, jagen und kämpfen in der Regel zuſammen, oder ſie bilden durch ihre Heiratsverbindungen eine Bande, die von zwei bis zu zwanzig oder dreißig Zelten anſteigt. Dieſe Horden vereinigen ſich mit anderen Banden, zu denen ſie in einer ferneren Blutsverwandtſchaft ſtehen, zu einem Stamm von zwei bis zu vierzig Banden, und wenn ſolche Stämme mit anderen verwandten Stämmen zu einer Gemeinſchaft



Büffeljagd (S. 160).

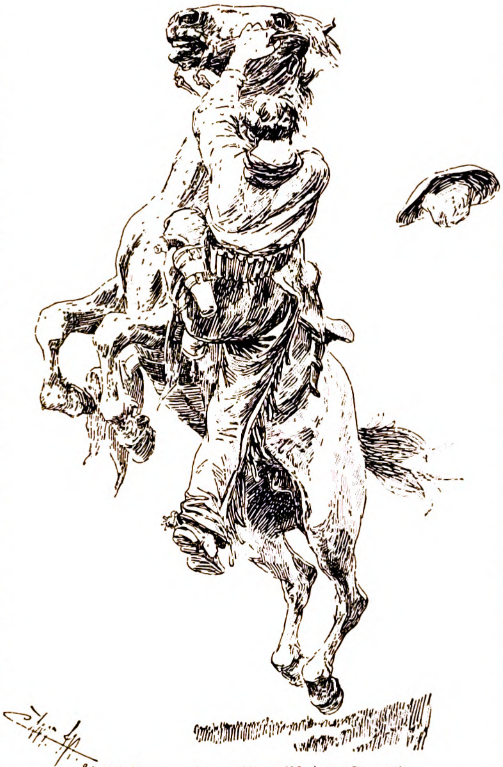
zuſammentreten, ſo erwächſt daraus eine Nation, wie die der mächtigen Sioux, welche die Yankton-, Brulé-, Teton- und Ogallalla-Stämme umfaßt. Von letzteren haben wir hier eine Anzahl kriegsgeübter Tapferer (Bucks) mit ihrem gefürchteten Häuptling Low Neck (niedriger Hals).

Das Aufſchlagen eines Lagers geſchieht mit außerordentlicher Schnelligkeit und Geſchicklichkeit, und wir erhalten ein Bild von den Gebräuchen und den Vergnügungen der Wilden. Letztere ſind Laufen, Springen, Ringen, Ballſpiel, Werfen mit Steinen, Pfeilſchießen, Tanzen; die Tänze ſind zum Teil religiöſer Natur oder dienen als Vorbereitungen zum Kriege. Wir ſehen hier auch, welche Rolle die Knaben ſpielen, die von Jugend auf an Mut und Gewandtheit gewöhnt werden, Namen und Anſehen aber erſt erwerben, wenn ſie von einem Kriegszuge zurückkehren. Schon früh wird in ihm der Geiſt des Nacheiferns und der Durſt nach Ruhm geweckt, und ſobald er ein gewiſſes Alter erreicht hat, zieht er in den Kampf, um ſich die Feder des Kriegsadlers zum Schmuck für ſein Haar zu holen. Der Ehrgeiz ſprüht hier aus den Augen der jugendlichen Arapahoes oder Cheyennen, wenn ſie um die Wette auf ihren flinken Ponies dahinfliegen.

Am Abend geſtaltet ſich die Scene beſonders maleriſch, wenn der Tanz durch die Flammen des Lagerfeuers erleuchtet wird. Die ſchauerlich tättowierten Krieger treiben einen bemalten Pfahl in den Erdboden und bilden einen Kreis um denſelben. Der Häuptling ſpringt in den offenen Raum, ſchwingt, indem er ſingend ſeine Großthaten aufzählt, ſein Beil auf den Pfoſten zu, als wäre dieſer ein Feind, und macht alle Bewegungen eines wirklichen Kampfes. Krieger auf Krieger folgt ſeinem Beiſpiel, bis zuletzt die ganze Bande tanzt und mit den Waffen die Luft durchſchneidet, während ſie in mißlautenden Kehltönen dazu ſingt oder jenes entſetzliche Juh-Juh-Geheul anſtimmt, das die Mitte hält zwiſchen dem Schreien eines Kindes und dem Geheul eines wilden Tieres. Die begleitende Inſtrumentalmuſik liefern ein kurzer ausgehöhlter, mit Waſſer angefüllter, an ſeinem offenen Ende mit einem Trommelfell überzogener Baumſtumpf, der, mit einem Klöppel geſchlagen, einen dumpfen Ton von ſich gibt, und getrocknete Flaſchenkürbiſſe oder Melonen, welche, da ſie kleine Steinchen enthalten, ein klapperndes Geräuſch verurſachen. Die Squaws (Weiber) treten bei dieſen Tänzen mehr in den Hintergrund. – Wenn die Indianer am nächſten Morgen nach einem ſolchen Feſte das Lager verlaſſen, um den Feind aufzuſuchen, ſo geſchieht es im Gänſemarſch, der deswegen auch Indian file heißt. Beim Eintritt in den Wald ſchießt einer nach dem anderen ſein Gewehr ab, dann entledigen ſie ſich ihrer Schmuckſachen und übergeben ſie ihren Weibern, welche ſie zu dieſem Zweck bis dahin begleitet haben. In kleiner Schar entwickelt der Krieger ſeine Zähigkeit und Unerſchrockenheit, und die Ausſicht auf Skalps macht ihn zum Bluthund. Liſt gilt ihm als Weisheit und er verehrt die Geſchicklichkeit des ſchlauen Umgehens nicht weniger als die tapfere That. Der Zweck des Krieges iſt ihm die Vernichtung des Feindes; um dieſes Ziel zu erreichen, gelten ihm alle Mittel als ehrenvoll, und es iſt Thorheit, nicht Kühnheit, ſich auf ein nutzloſes Wagnis einzulaſſen. Sein Streben läuft beſtändig darauf hinaus, ſich Vorteile zu ſichern, ohne dabei Verluſte zu erleiden. Das Leben ſeiner Kampfgenoſſen iſt für ihn unſchätzbar, und teuer dünkt ihn der Sieg, der durch den Tod auch nur eines einzigen Kameraden erkauft iſt. Den höchſten Ruhm erwirbt ſich ein Häuptling, wenn er eine Menge Skalps heimbringt, ohne einen ſeiner Leute verloren zu haben, und ſein Ruf wird ſehr geſchmälert, miſcht ſich in das Jubelgeſchrei ſeiner Krieger das Wehklagen verwitweter Squaws.

Bei aller Schlauheit und Vorſicht iſt der Indianer doch keineswegs ein Feigling und entfaltet in der ihm eigentümlichen Kampfweiſe oft außergewöhnlichen Mut. Allein ſchleicht er ſich in das Herz eines feindlichen Bezirkes, belauert ſcharf das Dorf und beobachtet jede Bewegung, tritt, ſobald die Nacht angebrochen iſt, in eines der Zelte, ſchürt kaltblütig das erlöſchende Feuer an, um ſich beim Scheine desſelben ſeine ſchlafenden Opfer auszuſuchen, tötet mit ruhiger Ueberlegung eines nach dem anderen, reißt Skalp um Skalp ab, bis Alarm geſchlagen wird, ſpringt dann mit wildem Geheul in die Dunkelheit hinein und iſt verſchwunden. Die Skalplocke iſt ein Zeichen der Ritterlichkeit, und wie zum Trotz wird ſie auf dem ſonſt glatt geſchorenen Kopf des Kriegers gelaſſen. „Nimm ſie dir, wenn du kannſt!“ ſcheint ſie dem Feinde zuzurufen, und wer ſie erbeutet, ſchmückt damit die Wand ſeines Zeltes. Es iſt alſo nicht unehrenhaft, den wehrloſen Gegner zu töten, oder Heimtücke und Verrat an ihm zu üben, ebenſowenig zu fliehen, wenn die Ausſicht auf Erfolg ſchwindet. Der Marter- und der Brandpfahl geben dem Indianer Gelegenheit, dasjenige zu zeigen, was er unter Heldenmut verſteht: die Kraft, das Furchtbarſte zu ertragen, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, den vollſtändigen Triumph des Geiſtes über den Leib.

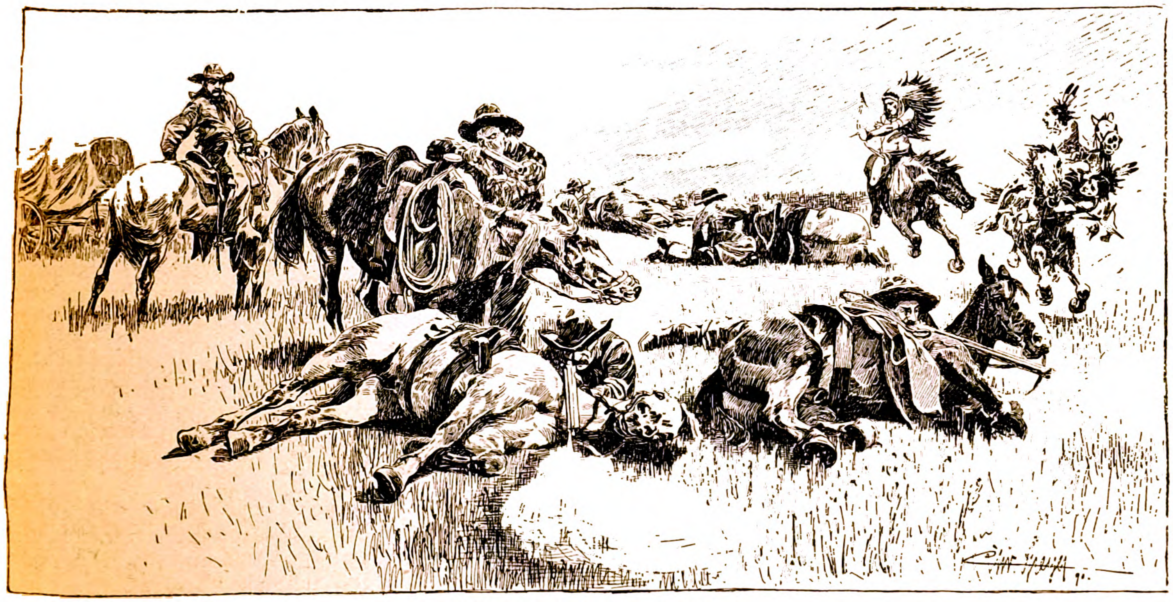
Soweit die räumlichen Verhältniſſe und der Umſtand es geſtatten, daß wir es hier nur mit einer harmloſen Nachahmung der Wirklichkeit zu thun haben, ſehen wir die glänzenden taktiſchen Eigenſchaften der Rothäute ſich entfalten, aber ebenſo die außerordentliche Raſchheit und Geſchicklichkeit ihrer Gegner in der Verteidigung und im Zu-



Bändigung eines wilden Pferdes (S. 161).

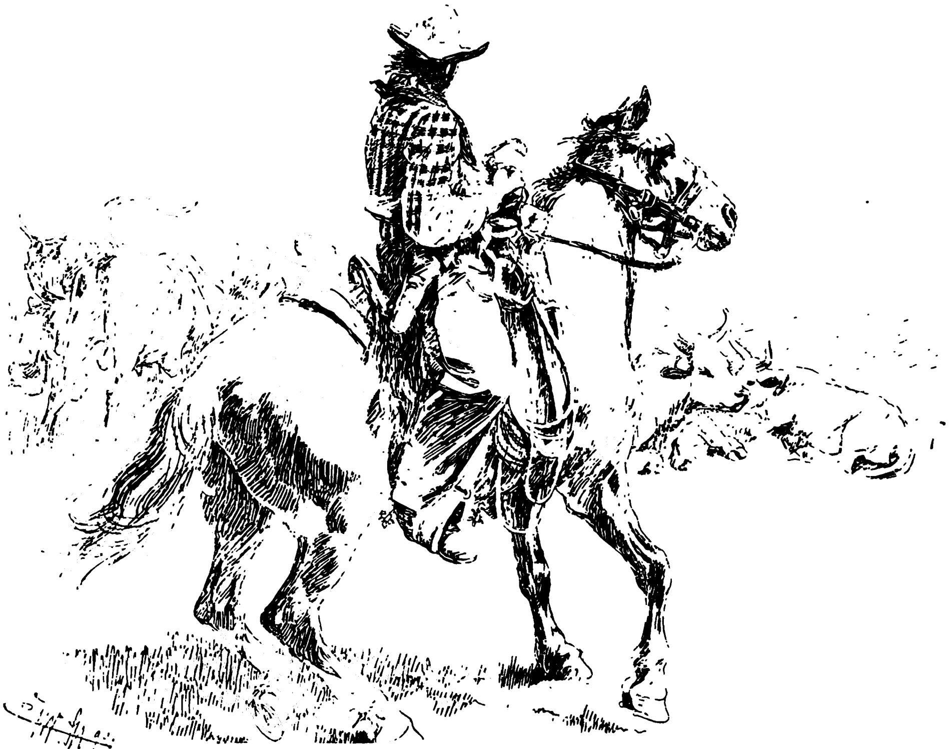
rückſchlagen des Angriffs, ungefähr wie bei einem Manöver unſerer Truppen. Mit überraſchendem Realismus — ich will einmal dieſes moderne Schlagwort gebrauchen — werden uns der Ueberfall eines Emigrantenzuges mit ſeinen alten Planwagen, die Beraubung einer hiſtoriſchen Poſtkutſche, in der ſchon viel Blut gefloſſen iſt, und die Einäſcherung eines einſamen Blockhauſes dargeſtellt. Welches Leben in dieſen raſchen, bunten, grauenhaften Scenen, die dem fernen Weſten abgelauſcht ſind! Wie der Blitz ſind die Wilden da, in ihr markdurchdringendes Juh-Juh-Geheul miſcht ſich das Knallen der Büchſen, das Kommando der Männer, das Gekreiſch der Weiber. Man wundert ſich nur darüber, daß in dieſem lärmenden Wirrwarr, dieſem anſcheinend wüſten Durcheinander, dieſem tollen Jagen alles ohne Unfall abgeht, was der Regie alle Ehre macht; man ſtaunt über die Gewandtheit und die Dreſſur dieſer Ponies ſpaniſcher Abſtammung, deren Stammbaum bis auf die Tiere des Cortez zurückgeführt wird, die in dem tollen Getümmel einander niemals ſtreifen, was ja unfehlbar den Sturz des Reiters herbeiführen müßte. Beim Ueberfall des Blockhauſes, das die Wilden in Brand ſtecken, zeigt ſich uns die ganze Grauſamkeit der indianiſchen Kriegsführung, und es durchſchauert uns kalt der gellende Schrei der Grenzerin, die von einer das Skalpmeſſer ſchwingenden Rothaut bei den langen Haaren ergriffen wird. Wir werden in die Schreckenszeit der Indianerkriege verſetzt, als einſt in Pennſylvanien, Maryland und Virginien die Wilden die Anſiedelungen der Weißen verwüſteten, ihre Ernten vernichteten, Männer, Frauen und Kinder mit barbariſcher Wut abſchlachteten und Skalpierte noch lebendig zwiſchen den rauchenden Trümmern der Wohnſtätten zurückließen. Gott ſei Dank, daß alles nur Schein iſt, ſagen wir uns.

Der Kampf gegen die Indianer hat nun wieder eine beſondere Art von Soldaten und Paladinen gezeitigt. Es iſt keine leichte Aufgabe, in den dicht verſchlungenen Wald auf die Suche nach einem Gegner zu dringen, der, ſchnell und gewandt wie ein Luchs, ſelten ſtandhält und deſſen tödlicher Schuß und triumphierendes Geheul das erſte und oft letzte Zeichen ſeiner Anweſenheit ſind, der raſch in düſtere Tannenſchluchten und unzugängliche Sümpfe zurückweicht, nur um ſeinen Angriff mit verdoppeltem Eifer zu erneuern. Da gibt es keine Forts zu erobern, keine Magazine zu nehmen, da winkt nur geringe Beute und ein ſehr beſcheidener Ruhm. Kein Krieg iſt gefahrvoller und erſchöpfender in ſeinem Fortgange, keiner befriedigt weniger in ſeinen Erfolgen. Um nun der Taktik der Rothäute einigermaßen gewachſen zu ſein, ſah ſich das Kriegsminiſterium der Vereinigten Staaten genötigt, ein Corps von ſogen. Scouts oder Spähern zu bilden, die ſelbſt Indianer ſind und die Manöver und Kniffe ihres Volkes genau kennen. Von ihrer Geſchicklichkeit, Treue und Erfahrung hängt der Ausgang jedes Feldzuges ſehr weſentlich ab, und es war daher ein Beweis hohen Vertrauens und eine ſeltene Auszeichnung, als die Bundesregierung W. C. Cody, der unter dem Namen Buffalo Bill bekannter iſt, zum Oberſten und Befehlshaber jener Kundſchafter ernannte. An der Grenze



Ueberfall durch Indianer (S. 161)

aufgewachſen, verlor er in einem Kampfe gegen die Rothäute ſeinen Vater, diente den Auswanderungszügen als Führer, oder gewann ſeinen Lebensunterhalt als Jäger und war auch einmal von der Kanſas-Pacific-Eiſenbahn angeſtellt, die beim Bahnbau beſchäftigten Arbeiter mit Fleiſch zu verſorgen. In dieſer Eigenſchaft erlegte er in einer einzigen Saiſon 4862 Büffel, ein Jagderfolg, der ihm den Beinamen Buffalo Bill eintrug. Er leiſtete ſowohl im Sezeſſionskriege, als auch in den Feldzügen gegen die Indianer ſeinem Vaterlande wertvolle Dienſte, wofür ihm von ſeiten desſelben die gebührende Anerkennung wurde. Im Jahre 1872 zog er die Uniform aus und ward — Schauſpieler, als welcher er in dem ihm auf den Leib geſchriebenen Stück „Die Führer der Prärien“ in einer Rolle auftrat, die er Zeit ſeines Lebens in der Wirklichkeit geſpielt hatte. Der Ausbruch des Siouxkrieges 1876 rief ihn wieder zu den Waffen, und nach Beendigung desſelben richtete er den „Wild Weſt“ ein, mit welchem er nicht nur in Amerika, ſondern auch in London, Paris, Barcelona, Neapel, Rom, Mailand, Wien große Erfolge erzielte und jetzt in Deutſchland auftritt.



Cowboy (amerikaniſcher Kuhhirt; S. 160).

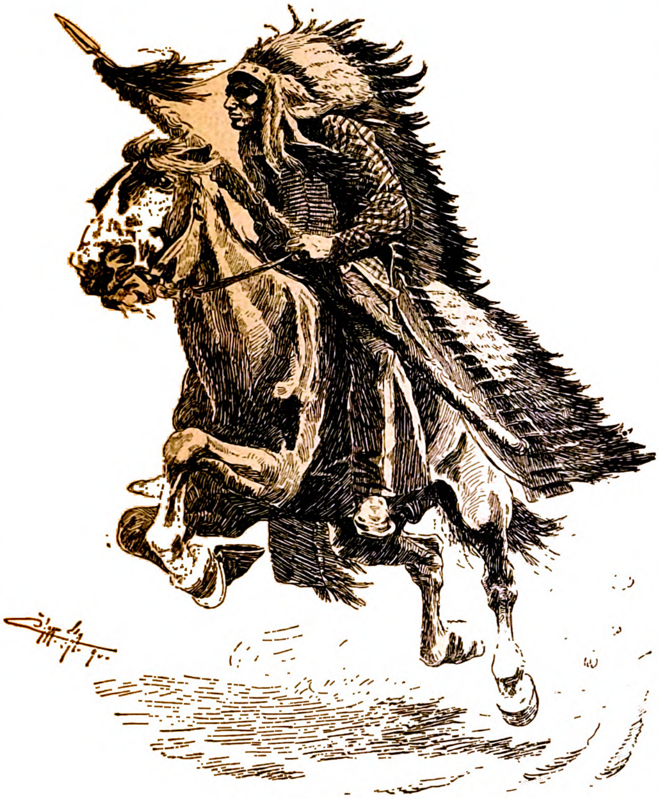
Buffalo Bill iſt ſomit eine echte Geſtalt der Grenze, einer jener Paladine des wilden amerikaniſchen Weſtens, die bei der fortſchreitenden Kultur, bei der Eroberung jener weiten Gebiete durch das Dampfroß ebenfalls auf dem Ausſterbeetat ſtehen, ein ſeltſames Gemiſch von Ritterlichkeit und Abenteuerſucht, Heldenmut und theatraliſchem Pathos, gerade ſo verſchieden vom regulären Offizier des Bundesheeres wie von einem deutſchen oder europäiſchen Militär. Die hohe Figur, der breite Schlapphut, das wallende Haar — Pha-he-lias-ka, den Führer mit den langen Haaren nennen ihn die Indianer — die Trappertracht verleihen ſeiner Erſcheinung ein eigenartiges Ausſehen, zumal wenn er wie angegoſſen auf ſeinem Leibpferde ſitzt, und nach den emporgeworfenen Glaskugeln feuert. Sein Hauptgeſchick beſteht indeſſen in der Organiſation und der Zucht dieſer aus ſo ungleichartigen Elementen zuſammengeſetzten Truppe, dieſer unabhängigen, trotzigen Indianer, welche die mit ihnen gemeinſam wirkenden Grenzer und Cowboys als ihre Todfeinde haſſen und ihnen gar zu gern den Skalp nehmen möchten, anſtatt mit ihnen in Frieden zu leben. Aber die Ausſicht auf reichen Gelderwerb zwingt ſie, ihre wilden Gefühle zu unterdrücken und ſich den Befehlen ihres Führers unterzuordnen. Endlich iſt Buffalo Bill der ausgezeichnete Regiſſeur des ſcenenreichen und wechſelvollen Schauſpiels, welches an unſeren Augen vorüberzieht.

Das Büffeljagen, dem wir auf der weiten, ſteppenartigen Ebene beiwohnen, iſt das Abbild eines Weidwerkes, das ſchon ſo gut wie verſchwunden iſt und nur noch ſpärlich geübt wird. Die grasreichen Steppen des amerikaniſchen Weſtens waren jahrtauſendelang die Weidgründe ungeheurer Büffelherden, die das ganze gewaltige Gebiet von den britiſchen Beſitzungen bis Texas durchzogen und auf dieſen Wanderungen die regelmäßigen Buffalotrails oder Büffelpfade zurückließen, deren Richtung unabänderlich von Norden nach Süden und umgekehrt geht. Die Tiere zogen beim Weiden von einem Waſſerlauf zum anderen, und da ſämtliche Flüſſe der Steppe von Weſt nach Oſt dem Miſſiſſippi zuſtrömen, ſo war ihnen die Bahn von der Natur vorgeſchrieben, welche ſie im Frühling nordwärts dem jungen Graſe zuführte und im Herbſt und Winter nach dem wärmeren Klima des Südens trieb. Als die Amerikaner nun begannen, den Büffel zu verdrängen und ihn durch das Rind zu erſetzen, als jene unermeßlichen Rinderherden entſtanden, die ganz Amerika mit Fleiſch verſorgen, da brauchten ſie nur den Wegen zu folgen, welche die Büffel ihnen vorgezeichnet hatten.

Mit dieſen Herden erwuchs zugleich ein neuer Stand, derjenige der Cowboys, wörtlich Kuhjungen, ein thatkräftiges, verwegenes, leichtſinniges Geſchlecht, das ebenfalls die Indianer als ſeine Todfeinde befehdet und im „Wild Weſt“ durch eine ſtattliche Anzahl vertreten iſt. Auch ſie ſind auf dem Rücken des Pferdes geboren und müſſen die Natur, die Gewohnheiten und Mucken der ihrer Obhut anvertrauten Rinder genau kennen. Es iſt ein ſchweres Stück Arbeit, die tauſendköpfigen Herden zuſammenzuhalten, die ſcheu gewordenen Tiere mit dem Laſſo einzufangen, wovon uns viele Proben gezeigt werden, das bei einem Gewitter auseinanderſtiebende Heer wieder zuſammenzubringen und es durch die unabſehbaren Prairien und Steppen in Märſchen von ſechs- bis achthundert Meilen mitten hindurch durch beutegierige Rothäute nach den Viehmärkten des Nordens zu führen. Zum Cowboy, ſo heißt er ſein Lebtag und mag er das höchſte Alter erreichen, geſellt ſich der Vaquero, der demſelben Beruf obliegt. Er iſt ſpaniſch-amerikaniſcher Abkunft oder Meſtize, und unterſcheidet ſich von ſeinem Kameraden durch ſeine buntere Tracht, den ſtrohgeflochtenen Sombrero, die reichgeſtickte Jacke und die blaue oder rotſeidene Schärpe.

Cowboys wie Vaqueros beteiligen ſich eifrig an den

Scheinkämpfen der Truppe, außerdem legen ſie ein glänzendes Zeugnis von ihrer Reitkunſt durch das Beſteigen der ſogen. bucking horses ab. Es ſind dies wilde Muſtangs, die man zwar eingefangen hat, die aber ſo unbändig und ſtörriſch ſind, daß man ſie zum Reiten nicht benutzen kann. Sie laſſen ſich wohl geduldig auf den Plan führen, ſobald jedoch ihr Herr Miene macht, ihnen den Sattel aufzulegen oder ſich auf ihren Rücken zu ſchwingen, dann beginnt ein höchſt drolliger und oft langer Kampf zwiſchen Tier und Menſch, bis letzterer, eine unbedachte Bewegung des Gaules benutzend, plötzlich oben ſitzt und trotz alles Bockens, trotz aller Seitenſprünge oben bleibt und davonjagt. Er iſt aber froh, wenn dieſer anſtrengende Ritt ſein Ende erreicht. Eine andere Gangart, abgeſehen vom gewöhnlichen Schritt, als den geſtreckten Galopp kennen weder Indianer noch Cowboys, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß ſie elegant zu Pferde ſitzen, ſo meſſen ſie ſich nichtsdeſtoweniger mit den beſten Reitern der Welt.


Indianerhäuptling (S. 158).

Ungerechnet die Squaws mit und ohne „Papooſen“, d. h. kleinen Kindern, gehören auch einige weiße Mädchen und Frauen zur Truppe, vorzügliche Reiterinnen und Schützinnen, unter denen ſich eine etwa zwölfjährige durch eine bewunderungswürdige Treffſicherheit auszeichnet. Dieſe männlichen Künſte des Weibes ſind indeſſen keine harmloſe Spielerei, keine bloße Virtuoſität, denn die Gefährtin und die Töchter des Grenzers müſſen ebenſo auf dem Poſten ſein, wie der Mann, ſie ſind mutig und tapfer, verſtehen es mit den ſtörrigſten Pferden fertig zu werden, das verlaufene Vieh aufzufinden und einer Gefahr, die ihnen durch einen Ueberfall von Rothäuten droht, die Stirn zu bieten. Wenn die Grenzerin kann, ſo flieht ſie, muß es aber ſein, ſo kämpft ſie wie ein Mann. So ſchauen wir hier die Grenze mit ihrer eigenartigen Geſellſchaft, Sitte und Sprache, mit ihren verſchiedenartigen Menſchen in ihrem Leben und Treiben. Wir lernen den knorrigen „man of the frontier“ begreifen, der, ſobald ihm die für ihn fremde Ziviliſation von Oſten her zu nahe auf den Leib rückt, das alte Gerümpel ſeines Hausgerätes auf den klapperigen Wagen packt und mit ſeinen barfüßigen Kindern, biſſigen Hunden und mageren Kühen weiter weſtwärts zieht, unſtet und flüchtig, um der Kultur ein neues Stück Erde zu erobern und dann wieder von ihr vertrieben zu werden.

Der „Wild Weſt“ zerfällt in zwei Teile, in den Vorplatz und in die eigentliche Arena. Auf jenem ſtehen die zahlreichen Zelte der Indianer und des übrigen Perſonals, in der Mitte das größere und behaglicher ausgeſtattete Gezelt Buffalo Bills, abſeits der Pferch für die Tiere, die der Zuſchauer dort vor Beginn der Vorſtellung in Augenſchein nehmen kann, und in bunter Reihe gruppieren ſich viele Buden, in denen Photographien und andere Andenken von zungenfertigen Negern, Meſtizen und Frauen feilgeboten werden. Es gewährt ein hohes Intereſſe, die Indianer und ihre Squaws, die Grenzer und ihre Familien, die Cowboys und Vaqueros in ihrem häuslichen Leben zu beobachten, die bei allen Verſchiedenheiten der Raſſe, der Sitten und Trachten doch gewiſſe gemeinſame Merkmale nicht verleugnen. Der Grenzer mag Engländer, Amerikaner oder Deutſcher ſein, das Leben im fernen Weſten verleiht ihm eine neue Individualität, ein anderes Gepräge. Er vergißt die Gewohnheiten ſeiner Vergangenheit, ſogar ſeinen Namen, denn in der Steppe heißt er nicht mehr Smith oder Schmidt, ſondern Buffalo Bill oder Texas Jack oder Kalifornia Joe und allmählich verwandelt er ſich in ein Mitglied jener abenteuerlichen Horde, die der Schaum der Menſchenwoge iſt, welche ſich langſam der untergehenden Sonne zuwälzt. Die Woge bleibt und ſetzt ſich feſt, der Schaum verfliegt in alle Lüfte.

Die
Frauen und das junge Deutſchland.

Von

Johannes Proelß.

(Schluß.)

Rahel Varnhagen.

Ein ganz anderes Verhältnis zu Goethes Dichtung und Perſönlichkeit als Bettinas Briefwechſel hatte kurz vor deſſen Erſcheinen die Briefſammlung enthüllt, welche der in Berlin als preußiſcher Geh. Legationsrat lebende Schriftſteller Auguſt Varnhagen von Enſe zum Gedächtnis ſeiner am 7. März 1833 verſtorbenen Frau unter dem Titel „Rahel“ der Oeffentlichkeit übergeben. Bettina Brentano hatte in jenen fünf Jugendjahren (1806—11), während deren die Leidenſchaft für Goethe ihr ganzes Sein erfüllte, den Dichter geliebt und geprieſen, vergöttert und verketzert ausſchließlich in ſeiner Wirkung auf ſie, auf ihr ſchön heitstrunkenes, genial-naives Ich, das für ſeine Liebe von ihm auch Gegenliebe verlangte; die Briefe Rahels, beinahe ein Halbjahrhundert (1787—1833) umfaſſend, Zeugniſſe eines Verkehrs mit hundert bedeutenden Zeitgenoſſen jeden Stands, jeder Richtung, eines leidenſchaftlichen Miterlebens aller bedeutenden Ereigniſſe der Zeitgeſchichte, wieſen dagegen auf Goethe hin als den freundlich ausgleichenden, beruhigenden und verſöhnenden Vermittler zwiſchen ihrem eigenen Denken und Fühlen und den Kämpfen und Stürmen der Zeit, als nie verſagenden Berater in ihrem Ringen nach Wahrheit und Klarheit den Rätſeln und Fragen gegenüber, mit denen die Welt ihr den Geiſt und die Seele erregte. „Durch all mein Leben," ſchrieb ſie nach Erſcheinen des „Fauſt" 1808, „begleitete der Dichter mich unfehlbar, und kräftig und geſund brachte der mir zuſammen, was ich, Unglück und Glück zerſplitterten und ich nicht ſichtlich zuſammenzuhalten vermochte. Mit ſeinem Reichtum machte ich Compagnie, er war ewig mein einziger gewiſſeſter Freund, mein Bürge, daß ich mich nicht unter weichenden Geſpenſtern ängſtige; mein ſuperiorer Meiſter, mein rührendſter Freund, von dem ich wußte, welche Höllen er kannte! — kurz mit ihm bin ich erwachſen, und nach tauſend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie ausſprechen, was er mir war!" Dieſe Wohlthaten, die ihr Goethes Weisheit und Dichtung geſpendet, auch anderen fruchtbar zu machen, war ihr im Laufe eines einzig reichen Lebens zu einem beſeligenden Berufe, und ſie ſelbſt darüber ohne ſyſtematiſches Wirken zur Stifterin einer ſtillen Gemeinde geworden, deren Glieder, über die ganze Welt verſtreut, ſich einig wußten in der freudigen Geiſteshingabe an Goethe.

„Schon ſehr frühe," ſo ſchildert dies Verhältnis Varnhagen, der als begeiſterungsfriſcher Student in Berlin gerade auf Grund ſeiner eigenen Goetheverehrung jene Freundſchaft der ſchon gefeierten Hoheprieſterin des Goetheſchen Genius gewonnen hatte, die ſpäter zur Ehe erſtarkt war, „weit früher als irgend eine litterariſche Meinung derart ſich gebildet hatte, war Rahel von Goethes Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht ſeines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn als ihren Gewährsmann und Beſtätiger in allen Einſichten und Urteilen des Lebens enthuſiaſtiſch angeprieſen. Jetzt erſcheint das ſehr leicht und natürlich, und niemand will Goethes hohes Hervorragen verneinen, allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftſteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz andere weit voran ſtanden, wo die Nation über den Gehalt und ſogar über die Form der geiſtigen Erzeugniſſe noch ſehr im Trüben urteilte und meiſt an kleinlichen Nebenſachen und äußerlichen Uebereinkommniſſen hing, damals war es kein Geringes, mit geſundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuſchungen und Ueberſchätzungen ſogleich das Echte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Mute zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreiſe ihrer Freunde längſt zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten hatte ſein leuchtendes, kräftigendes Wort eingeſchlagen, ſein Name war zur höchſten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, ſchon berührt und ergriffen von jenem Kultus, dieſe Richtung in der Litteratur feſtzuſtellen unternahmen. Gedenkenswert erſcheint es, daß Rahel ihrerſeits dabei mit völligem Selbſtvergeſſen verfuhr. Sie hatte Goethe im Karlsbade perſönlich kennen gelernt und er mit Aufmerkſamkeit und Anteil ihres Umgangs gepflogen, wie auch noch ſpäterhin desſelben mit Hochſchätzung gedacht, ohne daß ſie im geringſten eine Verbindung feſtgehalten, einen Briefwechſel veranlaßt hätte, im Gegenteil, ſie erwähnte wenig der Perſon, deſto beeiferter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntſchaft, ſondern die weſentliche, die das Leſen ſeiner Schriften gab, genoß und zeigte ſie mit Stolz und Freude."

Dieſe Verdienſte um Goethe können aber keineswegs in dieſer Allgemeinheit das ungemeine Intereſſe erklären, das die Briefe der Frau in der litterariſchen Welt ſofort allenthalben erregten, als ſie 1834 in drei ſtarken Bänden erſchienen. Der eigentümliche Zuſammenhang ihrer Goetheverehrung mit einer Fülle origineller Geiſtesäußerungen von freiheitlicher revolutionärer Art erklärt allein dieſe Wirkung auf die jungen Geiſter der Zeit. Rahel war, als ſie ſtarb, ohne je ein Buch geſchrieben zu haben, eine litterariſche Berühmtheit, und zwar weniger um ihrer Propaganda für Goethe willen, denn als Wortführerin der gärenden Fortſchrittsideen, welche das jüngere Geſchlecht deutſcher Schriftſteller, ob dieſe nun Heine oder Börne, Görres oder Menzel als Führer verehrten, ſo mächtig erregten. Wichtiger als ihre Beziehungen zu Goethe erſchien ihnen, daß Heine in ihrem Salon zu Berlin den letzten Schliff ſeiner Bildung erhalten hatte, Heinrich Heine, der die „Heimkehr" im „Buch der Lieder" der Frau von Varnhagen gewidmet hatte. Geflügelter als ihre Urteile über Goethes „Meiſter" und „Taſſo" aus früherer Zeit, hatten ſich ihre gelegentlichen Beifallsäußerungen über Börne, ihre leidenſchaftlichen Verurteilungen der geiſtigen und ſittlichen Stagnation im öffentlichen Leben der Gegenwart, ihre kühnen Sibyllenſprüche über die Reformbedürftigkeit der Ehe in dieſen Kreiſen erwieſen, noch ehe dieſelben nach ihrem Tode in dieſen Briefen zum Drucke gelangten. Die Jungdeutſchen wußten: Rahel iſt eine der Unſern. Und nun zeigte ſich in ihren Briefen all dies frondierende kämpfende Denken und Fühlen aufs innigſte verwachſen mit einer unerſchütterlichen, auf eigenſtem Erfaſſen beruhenden Begeiſterung für Goethe. Dieſelbe Unzufriedenheit mit der beſtehenden Welt, die Börne zu einem ſo leidenſchaftlichen Goethe-Haſſer gemacht hatte, erwies ſich als Grundlage ihrer Liebe für Goethe. Und während die einſeitige Begeiſterung Bettinas für Goethes freiheitsfriſche Jugendpoeſie unwillkürlich die Anklagen unterſtützte, die Börne und Menzel gegen den Dichter des „Wilhelm Meiſter" und des „Taſſo" erhoben, weil er für die allgemeinen Intereſſen des Volks und der Menſchheit kein Herz mehr habe, wies Rahel nach, daß auch die ſpäteren Werke des Dichters auf einem tiefen Gefühl der allgemeinen Zuſtände beruhten, über deren Reformbedürftigkeit ſie ſich ſo ſcharf aus tiefbewegter Seele äußern konnte. Hatte Bettina mit Goethe gehadert, daß er die liebreichſten Heldinnen ſeiner Dramen und Romane, ſtatt ſie zu Sieg und Triumph zu geleiten, vom Schickſal hatte grauſam hinopfern laſſen, ſo ſah Rahel gerade hierin eine Offenbarung ſeines großen Dichterblicks in die wirkliche Welt, denn die allgemeinen Zuſtände der Zeit ſeien derart, daß ſie ein geſundes Wachstum ſtarker Liebe in den meiſten Fällen niederhalten und erſticken müßten. Vom „Wilhelm Meiſter" ſagt ſie wiederholt: „Das ganze Buch iſt für mich nur ein Gewächs, um den Kern als Text herumgewachſen, der im Buche ſelbſt vorkommt und ſo lautet: ‚O wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt!' Mit einem Zauberſchlage hat Goethe durch dies Buch die ganze Proſa unſre infamen, kleinen Lebens feſtgehalten . . . Daran hielten wir, als er uns ſchilderte; und an Theater mußte er, an Kunſt und auch an Schwindelei den Bürger verweiſen, der ſein Elend fühlte, und ſich nicht wie Werther töten wollte." Durch die tragiſche Poeſie, mit der er den Untergang edler Perſönlichkeiten im Kampf gegen die Uebermacht der Verhältniſſe verklärt, hebe er ſich und uns über das eigene Elend hinaus. Nicht von Eingebungen ſubjektiven Empfindens beſtimmt, ſondern von einer verſtandesklaren Einſicht in die organiſche Entwickelung Goethes und die Darſtellungsgeſetze der poetiſchen Kunſt geleitet, wurde ſie, wie damals keiner, dem Verhältniſſe des Dichters zu ſeiner Zeit gerecht. Und gerecht werden — den Menſchen und Dingen, das war ihre Leidenſchaft, das war ihre Kunſt! „Zu fühlen was jedem fehlt," bezeichnet ſie ſelbſt als ihr eigentümlichſtes Talent; ſo fühlte ſie, wie ein eigenes Leid, was jener vaterlandsloſen Zeit gefehlt hatte, in der Goethe zum Dichter reifte, fühlte ſie alle Krankheiten der Zeitperioden, die ſie ſelber durchlebte.

Und darum konnte ſie gleich glühend nebeneinander lieben — die Freiheit und Goethe.

Sie hatte viel eigenes Leid zu verwinden gehabt, bis ihre Seele ganz im Miterleben fremden Leids aufging. Die Frau, die in der Zeit von 1819—33, wie Rudolf Gottſchall in ſeiner „Deutſchen Nat.-Litteratur des 19. Jahrhunderts“ ſagt — „die ausgeſuchteſten Kreiſe der Berliner Geſellſchaft gleich einer Pythia regiert hat“ und der im blühenden Jugendalter neben vielen anderen glänzenden Perſönlichkeiten Prinz Louis Ferdinand von Preußen eine begeiſterte Freundſchaft voll berauſchender Huldigung gewidmet hatte, war durch frühe Körper- und Seelenleiden zu ihrer vielbewunderten Geiſtesſchärfe hindurchgedrungen. Daher ſtammte auch die außerordentliche Empfindlichkeit ihrer Mimoſennatur, ihre Empfänglichkeit für jeden Reiz phyſiſcher und pſychiſcher Art. „Mehr gedemütigt als ich wird man nicht,“ ſchrieb ſie auf der Höhe ihres Lebens, nachdem ihre Seele das Gleichgewicht gefunden, zum Troſt an eine Freundin, „größeres Unglück in allem, worauf man den größten und kleinſten Wert ſetzt, . . . eine gepeinigtere Jugend bis zu achtzehn Jahren erlebt man nicht, kränker war man nicht, dem Wahnwitz näher auch nicht, und geliebt habe ich. Wann aber ſprach die Welt mich nicht an, wann fand mich nicht alles Menſchliche, wann nicht menſchliches Intereſſe: Leid und Kunſt und Scherz! . . . Ein gebildeter Menſch iſt nicht der, den die Natur verſchwenderiſch behandelt hat; ein gebildeter Menſch iſt der, der die Gaben, die er hat, gütig, weiſe und richtig und auf die höchſte Weiſe gebraucht; der dies mit Ernſt will, der mit feſten Augen hinſehen kann, wo es ihm fehlt, und einzuſehen vermag, was ihm fehlt. Dies iſt in meinem Sinne Pflicht und keine Gabe. Darum wende ich Sie endlich mit Ihren Augen auf das zu ſehen, was Sie eigentlich verabſäumen. Dies iſt, ſich mehr zum Allgemeinen zu erheben, daß nicht Allgemeines Sie immer auf Einzelnes führe.“ So ſprach Rahel einer Dame von Welt zu, die ſich in Liebeskummer an ſie um Troſt gewendet hatte, ſie verweiſend auf die Schule des Unglücks, die ſie ſelbſt durchlaufen. Ihr ſchweres Jugendleid führte ſie aber darauf zurück, daß ſie als Jüdin mit einem liebeverlangenden Herzen in einer Welt ſie zurückweiſender Vorurteile geboren worden ſei. Jedes Uebel, jedes Unheil, jeden Verdruß könne ſie daher ableiten. Uns aber lehrt der Eindruck ihres abgeſchloſſenen Lebenslaufs, daß auch auf dieſem Umſtand gerade ihre ſittliche Größe und ihre hiſtoriſche Bedeutung beruhte.

Rahel Levin, die nach ihrer in reiferem Alter erfolgten Taufe den Namen Friederike Robert annahm, ihren Freunden aber immer die alte „Rahel“ blieb, wurde im Juni 1771 in Berlin als Tochter eines reichen Geſchäftsmannes geboren. Die Lage des Marcus Levinſchen Hauſes, in der Jägerſtraße, der Seehandlung gegenüber, ſowie alle Erwähnungen ſeiner Geſchäftsbeziehungen laſſen den Vater als einen der hervorragendſten Bankiers der preußiſchen Hauptſtadt erſcheinen in jener dem Zeitalter Friedrichs des Großen folgenden Periode üppigen Lebensgenuſſes, in welcher bei Hofe Emigranten aus Frankreich, Verbannte der Revolution, den Ton angaben. Und zunächſt muß wohl dieſe geſchäftliche Bedeutung des Hauſes zum Anlaß geworden ſein, daß bereits in den Jahren, da Rahel den Kinderſchuhen entwuchs, ſeine Salons eine Reihe der angeſehenſten Perſönlichkeiten der Berliner Geſellſchaft zu empfangen pflegten. Es waren meiſt Vertreter der jüngeren Ariſtokratie, Offiziere und Diplomaten von ſchöngeiſtigen Neigungen, glänzende, leichtſinnige, verſchwenderiſche Genußmenſchen, die ihren Umgangston nach dem Muſter einiger geiſtreicher Emigranten, wie Graf Alexander Tilly und P. von Gualtieri ſtimmten, vom Standpunkt des „Eſprits“ für und gegen die Ideen der Revolution, Voltaire, Rouſſeau 2c. diskutierten, während der junge Friedrich Gentz, als Ueberſetzer Burkes in ihren Kreiſen geſchätzt, und der ſchwediſche Geſandtſchaftsſekretär Guſtav von Brinkmann, der als Dichter dem Chamiſſoſchen Nordſternbunde angehörte, das deutſche Geiſteselement vertraten. Unter dieſen Meiſtern der modiſchen, nach Pariſer Muſtern geübten Schönredekunſt übte ſich der behende graziöſe Geiſt der jugendlichen Haustochter, die aus Rückſicht auf die kränkelnde Mutter früh die Pflichten der Repräſentation zu übernehmen hatte, in der Kunſt „eſpritsvoller“ Unterhaltung. Mehr als am Klavier, das ſie gleichfalls mit frühreifer Fertigkeit beherrſchte, verblüffte das in geiſtiger Vereinſamung unter Büchern aufgewachſene Mädchen die verwöhnten Gäſte in ihrer Plauderecke durch das virtuoſe Spiel ihres frühentwickelten behenden Geiſtes und die galanten Kavaliere, die urſprünglich doch wohl nur in Rückſicht auf die Kreditkonti des Vaters ſein Haus betraten, beſuchten es bald, angezogen von der dunkeläugigen niedlichen Tochter, um ſich unter dem erfriſchenden Sprühregen ihres Witzes von der Langweiligkeit ihrer ſtandesgemäßen Geſelligkeit zu erholen. Natürlich fehlte es dieſem erſten Berliner „Salon“ auch nicht an Zierden aus den Kreiſen der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Muſik, des Theaters. Wilh. von Humboldt verkehrte in ihm mit ſeiner Frau, der ältere Genelli übte hier ſeinen ſarkaſtiſchen Witz, Damen von Welt ſuchten auf dieſem Parkett abenteuerliche Beziehungen, exzentriſche Unterhaltung.

Natürlich wurde auch der altklugen kleinen Rahel mit dem neugierigen Kinderherzen in der ſtürmiſchen, verführeriſchen Weiſe jener Kavaliere der Hof gemacht. Sie war nach verſchüchterter Kindheit in dem erfriſchenden Strom dieſer freien Geſelligkeit, deren Schattenſeiten ſie noch nicht erkannte, zur Freude und Luſt erblüht: Muſik, Theater, Tanz, Gartenfeſte, Scherz, Witz, Konverſation und gute Lektüre gaben den Sonnenſchein für dies ſchnelle Erblühen. Doch ihr allzu gläubiges junges Herz wurde bald das Opfer ſchwerer, von ihr nie ganz verwundener Enttäuſchungen und Beleidigungen; denn als „Beleidigung“ empfand ſie bis ans Ende ihrer Tage die Erfahrung, daß einer dieſer blonden hochgewachſenen märkiſchen Ritter — Graf Finkenſtein — die Liebe, die ſie in ihm als Mädchen geweckt und genährt, ſchließlich mit Füßen trat, weil dieſes Mädchen eine Jüdin war. Varnhagen hat von den nie veröffentlichten Briefen und Tagebüchern, in denen ſie dies tragiſche Erleben mit lodernder Empfindung ausſtrömte, geſagt: „So mögen die Briefe an Frau von Houdetot geweſen ſein, deren Rouſſeau ſelbſt als unvergleichbar mit allen andern erwähnt.“ Sie ſelbſt hat ſpäter ihr damaliges Geſchick mit der Liebe Taſſos zur unerreichbaren Fürſtin verglichen und von ihrem älteſten Bruder geſagt, er wäre ihr weltklug harter „Antonio“ geweſen. Sie aber wurde über dieſen Seelenkämpfen nicht wie Goethes Taſſo wahnſinnig, ſondern gewann gerade durch ſie jene Verſtandesklarheit, die man an ihr ſpäter ſo viel bewundert hat.

Wie Schuppen war es ihr von den Augen gefallen. Mit dem einen Mißverhältnis, in dem ſie ſich plötzlich zu der Geſellſchaft ſah, in der ſie harmlos-glücklich aufgewachſen, hatte ſie auch das andere begriffen, in welchem überhaupt die Wahrheit zur Wirklichkeit, das ſittlich Gute zum herkömmlich Gebilligten ſteht. Aus der Krankheit, in die ſie gefallen war, erſtand ſie voll mächtiger Sehnſucht, daß die ganze Menſchheit von all ihren Krankheiten geneſen möge. Die Liebe hatte ſie verachtet und verhöhnt, die Gerechtigkeit verſpottet, Lüge und Verrat triumphieren geſehen. Von nun an wurde ihr Leben ein Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit, für das Recht der Menſchen auf Liebe, der Mädchen und Frauen auf Schutz vor brutaler Willkür der Männer; und die Spiele des Witzes, ihren „Eſprit“, gebrauchte ſie nur noch als Waffen in dieſem Kampfe. Dies that dem Ruf ihres Geiſtes und ihrer Unterhaltungsgabe durchaus keinen Abbruch. Auch jetzt wirkte die Art ihres Urteilens anziehend und verblüffend auf die Männer von Geiſt. „Hier fand man das Wunder anzuſtaunen,“ ſagt Varnhagen in ſeinen „Denkwürdigkeiten“, „daß Rahel in gleichem Maße, als andere ſich zu verſtellen ſuchen, ihr wahres Innere zu enthüllen ſtrebte.“ Und da vorurteilsloſe, verſtändnisvolle Aufrichtigkeit Unglücklichen immer wohl thut, ſo gaben ihre eigenen Herzenserfahrungen und ihr elementarer Hang zur Teilnahme an fremdem Leid ihrem Verhältnis zur Berliner Geſellſchaft eine neue eigentümliche Grundlage. In zahlreichen Liebesromanen, die ſich in der Welt der ſchöngeiſtigen Ariſtokratie, der Kunſt und der Litteratur in ihrer Umgebung abſpielten, wurde ſie die Vertraute für die Sorgen und Leiden der andern. Zu ihren Freundinnen gehörte jene Dorothea Veit, die ſich von ihrem Manne ſcheiden ließ, um dem damals in Berlin lebenden Schwarmgeiſt Friedrich Schlegel zu folgen, welchem ſie dann zum Modell ſeiner „Lucinde“ wurde, gehörte ferner die ſchöne Hofrätin Henriette Herz, die zwar des jungen Börne heiße Liebe kühl ablehnte, aber mit Friedrich Schleiermacher jenen platoniſchen Seelenbund einging, aus deſſen Stimmungswelt heraus dieſer ſeine Verteidigungsbriefe über die „Lucinde“ geſchrieben. Auch die im Jahre 1800 vom muſikliebenden, genialiſch-wilden Hohenzollern-Prinzen Louis Ferdinand mit Rahel geknüpfte Freundſchaft wies ihr die ſchwere Aufgabe einer geduldigen Beichtigerin in Irrungen und Wirrungen zweier leidenſchaftlicher Herzen zu. Nach ſeinem Bruche mit Pauline Wieſel hatte ſie dieſe zu tröſten. Aber ſie ſelbſt widerſtand mit ſittlicher Kraft aller Verlockung, ſich in einem va banque-Spiel der Leidenſchaft zu tröſten und, wie kühn ſie auch von den Rechten der Frau auf Emancipation von der herrſchenden unwürdigen Bevormundung durch das Herkommen dachte, wie unermüdlich ſie die geiſtige Ebenbürtigkeit des Weibes neben dem Manne verfocht, ſo fern blieb ſie in Denken, Reden und Thun jeder Frivolität. Wie ſie ſolches Vertrautenamt übte, zeigte bereits ein Beiſpiel. Goethe war ihr gerade auch hierin ein zuverläſſiger Helfer. Ihn empfahl ſie immer aufs neue als den beſten „Vermittler in Erinnerung großer Drangſale“. Als goldne Lehre wiederholt ſie den Satz aus „Wilhelm Meiſter“: „Die Jugend, die ſo reich an eingehüllten Kräften iſt, weiß nicht, was ſie verſchleudert, wenn ſie dem Schmerz, den ein Verluſt erregt, noch ſo viel erzwungene Leiden zugeſellt, als wollte ſie dem Verlorenen dadurch noch erſt einen vollen Wert geben.“ „Glück läßt ſich nicht erweinen,“ iſt einer ihrer Troſtſprüche, aus denen ſich eine ganze Sammlung für verratener Herzen Tröſteinſamkeit zuſammenſtellen ließe. Ihre Troſtesphiloſophie gründet ſich auf die Erkenntnis der Endlichkeit alles Einzelſeins, darum auch jeder Empfindung, und gipfelt in der Betrachtung: „Menſchen und ihr Glück ſind Beſtandteile des großen Alls, warum ſollten ſie nach der größten Zerrüttung und Trennung ſich nicht zu einem glücklich Organiſchen auch wieder zuſammenfinden zu neuen weiteren Beziehungen.“ Den mächtigſten Einfluß auf ihr philoſophiſches Denken in dieſer und in anderer Beziehung rühmte ſie dabei von allen Philoſophen dankbaren Herzens dem einen Manne nach, dem ſie neben Goethe überhaupt die größte Verehrung gezollt hat, dem Philoſophen Joh. Gottl. Fichte.

Und durch Fichtes Einfluß, der im Winter von 1807—8 in Berlin durch ſeine „Reden an die deutſche Nation“ weithin wirkte als Erwecker des deutſchen Geiſtes zum Kampf gegen die Napoleoniſche Herrſchaft, erlebte auch ihr Seelenleben einen weiteren befreienden Aufſchwung. Auch ſie, die inzwiſchen wiederholt im Ausland geweilt, in Paris und in den böhmiſchen Bädern, was ſie von manchem Vorurteil gegen die Vorzüge der Heimat abgebracht hatte, war eine Zuhörerin der Fichteſchen Reden. Und wie Fichte ſelbſt von dem idealiſtiſchen Kosmopolitismus ſeiner Weltbetrachtung unter dem Druck des vaterländiſchen Elends zum Bewußtſein gelangt war, daß der praktiſchen Humanität Vorausſetzung eine thatenfreudige Vaterlandsliebe ſei, ſo ging es auch ihr — der Jüdin. Hatte ſchon ihr Verkehr mit dem heißblütigen Napoleonhaſſer, dem 1806 bei Saalfeld gefallenen „Prinzen Louis“ dahin wirken müſſen, ſo brachte die glühende Beredſamkeit Fichtes es ihr zu beglückendem Bewußtſein, daß ſie auch als Jüdin eine Deutſche ſei. Gefördert wurde ſie darin durch den gerade jetzt ſich intimer geſtaltenden Verkehr mit den Humboldts, mit Schleiermacher, Steffens und Fouqué. Aus dem ſchöngeiſtig und patriotiſch angeregten Umgangskreis ihres jüngeren Bruders Ludwig Robert, des Dichters, führte ihr das Schickſal gleichfühlende jugendfriſche Freunde zu, die ihre Hingebung an Goethe, ihre Begeiſterung für Wahrheit und Schönheit in Kunſt und Leben mit einer todesmutigen Vaterlandsliebe vereinigten. Alexander von der Marwitz, Wilhelm von Burgsdorf ſind zwei dieſer Intimen, die beide den Heldentod im Befreiungskriege fanden. Ein dritter war der junge Weſtphale Varnhagen von Enſe, mit dem ſie ſich verlobte, ehe er als Adjutant Tettenborns, von ihrem Segen geleitet, ins Feld zog. „O, ich habe nie gewußt,“ ſchrieb ſie im Dezember 1808, als die preußiſche Beſatzung Berlins ausrückte, „daß ich mein Land ſo liebe! Ja, ich bin von meinem Lande genährt und erzogen; und ich denke, ich bin doch modifiziert über alles wie die Beſten darin; dies wäre mir in jedem Lande geſchehen: aber ich habe ja in meinem gelebt; ſehen und denken und Anteil nehmen lernen: und wahrlich ein jeder iſt hier geſchützt und das fühle ich immer.“ Und ein andermal: „Auch ohne Gegenliebe muß man ſein Vaterland lieben... Könnt ich doch nur nach meinem Tode mein Land glücklich ſehen, das wäre Exiſtenz genug.“

Und wie bei ihr alles Empfinden zur That drängt, ſo bethätigt ſie auch ihre Vaterlandsliebe, ſobald ſich Gelegenheit bietet, in ſchönſter Weiſe. Der erſte Aufruf zu einer Organiſation der Frauenhilfe im Dienſt der Verwundetenpflege wurde 1813 bei ihr in Berlin beraten, von ihr entworfen. Und als ſie in demſelben Jahre in Prag weilt, als die armen Verwundeten von den böhmiſchen Schlachtfeldern eintreffen, ergreift ſie in ähnlicher Weiſe die Initiative, bringt durch ihre reichen Verwandten und Freunde bedeutende Sammlungen zu ſtande, wird an die Spitze des ſich nun bildenden Komitees geſtellt, leitet perſönlich die Pflege der Fieberkranken, und als ſie ſelber krank wird, läßt ſie vor ihrem Bett ein Bureau aufſchlagen und arbeitet im Dienſt werkthätiger Menſchen- und Vaterlandsliebe weiter. Auf dieſe Zeiten hochherziger Liebesthätigkeit zurückblickend bezeichnete ſie kurze Zeit vor ihrem Tod, als ſie unter den Schrecken der Cholera noch einmal ihr Samaritertum bewährte, dieſelben als die ſchönſten ihres reichen Lebens. In ſolchen Momenten fühlte ſich ihre Seele ganz verſöhnt mit ihrem Geſchick und gehoben von dieſem Bewußtſein that ſie den Ausſpruch: „Jede menſchliche Seele iſt von Natur eine Chriſtin.“ Aus ſolcher Stimmung heraus ließ ſie ſich taufen.

Sehr weſentlich unterſtützt in dieſer humanitär-patriotiſchen Thätigkeit war Rahel gleich beim erſten Anlauf von dem Manne worden, der wie vorher ſein Vater Moſes Mendelsſohn dem Berliner Lebenskreiſe, welchem Rahel entſtammte, ein natürliches Oberhaupt war. Abraham Mendelsſohn, der Sohn des ernſten Gelehrten, der ſeine Glaubensgenoſſen die Bibel deutſch leſen gelehrt, der Vater des edlen Tondichters, der aus echt deutſchem Gemüt dem deutſchen Volksgeſange volkstümlichſte Weiſen erſchaffen, verkörperte für ſie den Geiſt jener Aufklärungsperiode, die aus der Freundſchaft zwiſchen Leſſing und Moſes Mendelsſohn als ſchönſte Frucht das Hohelied der Gleichberechtigung der Religionen in „Nathan der Weiſe“, der deutſchen Bildung dargebracht hatte. Und wie ſich aus dieſer reinen Geiſtesatmoſphäre jener humane Patriotismus entwickelt hatte, wie ihn, von den Ihrigen unterſtützt, in der Zeit vaterländiſcher Drangſal die Braut Varnhagens ſo hervorragend thatkräftig bewährt hatte, daß die Anerkennung eine öffentliche und allgemeine war, ſo erwuchs ihr aus derſelben nach dem Kriege eine nicht minder bedeutende Aufgabe. Das ihr und allen Deutſchen aus der Aufklärungsarbeit der Leſſing, Kant, Herder, Goethe, Schiller, Fichte überkommene Erbe an höchſter ſittlicher Weisheit, edler Geiſtesfreiheit und echter Herzensbildung galt es zu verteidigen gegen die Uebergriffe der nun unter der Flagge eines der Humanität entfremdeten Patriotismus ſchnell zur Macht anwachſenden Reaktion. In dieſem Sinne hat ſie in ihrer letzten Lebensperiode jetzt als glückliche, wenn auch des erſehnten Kinderſegens entbehrende Gattin Varnhagens mit ihrem weitverzweigten Briefwechſel und in ihrem Salon gewirkt, den ſie ſich nach ihrem eigenen Geſchmack 1819 in der Mauerſtraße einrichtete, nachdem ſie nach mehrjähriger Abweſenheit, bedingt durch ihres Gatten diplomatiſche Thätigkeit in Karlsruhe und Frankfurt a. M., wieder dauernd nach Berlin zurückgekehrt war. In dieſer ihrer vermittelnden Thätigkeit im Dienſt des deutſchen Idealismus beſtand die eigentliche Bedeutung des Rahel-Varnhagenſchen Salons, der bis zu ihrem Tode thatſächlich einen der Mittelpunkte des deutſchen Bildungslebens ausmachte: ein Hort der Aufklärung inmitten des Treibens der katholiſierenden Romantik und der — wie Rahel ſpottete — „neumodiſchen Empfindſamkeit für das Altmodiſche“ der „Teutſchthümler“. In den Zeiten, da Friedrich Gentz, einer ihrer wankelmütigen Jugendfreunde, dem Metternichſchen Syſtem und der heiligen Alliance aus Lug und Trug in Wien die Waffen ſchmiedete zur Niederhaltung der Anſprüche des Volks auf eine freie Verfaſſung, waltete Rahel in Berlin als gotterfüllte Prieſterin des deutſchen Idealismus, von dem Fichte erklärt hatte, daß ſein Weſen die Freiheit ſei. Vom Geiſte desſelben erfüllt und dabei von dem Streben, die ideale Wahrheit zur Herrin der Wirklichkeit zu machen, ſind auch die vielen, der Form nach oft paradoxen, logiſch unfertigen Ausſprüche, die uns Varnhagen von ihr in Bezug auf wünſchenswerte Reformen der ſozialen Verhältniſſe, auf die Fortentwickelung der Religion, die Anbahnung eines Völkerfriedens in ihren Briefen überliefert hat. „Organiſche Entwickelung“ iſt ihr ſtets das Weſen alles zu erſchaffenden Fortſchritts. Im Gegenſatz zu früheren leidenſchaftlichen Aeußerungen ſind ihre jetzigen Urteile gemildert vom Geiſt einer Toleranz, die alles Beſtehende aus ſeinen Urſachen erklärt und verſteht. So faßte ſie am Schluß ihres Lebens auch ihre Ideen über Liebe und Ehe — im Gegenſatz zu den ausſchweifenden Forderungen der Saint-Simoniſten und deren Schwärmerei für die „freie Liebe“ — in das Bekenntnis zuſammen: Dies ſei überhaupt der Inbegriff höchſter Bildung — in der Religion wie in der Ehe: „Einwilligung und Herzensübung durch Einſicht in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche. Anſchließen an das, was wir Höchſtes kennen.“

Varnhagen hat dem Buche „Rahel“ das Motto aus Hölderlins „Hyperion“ gegeben: „ſtill und bewegt“; für ein Denkmal dieſer raſtloſen Wahrheitsſucherin würde als Aufſchrift vielleicht noch paſſender ſein das ſchöne Wort der Sophokleiſchen Antigone: „Nicht mitzuhaſſen — mitzulieben bin ich da“. Daß ihr das Verlangen, mitzulieben — alles Schöne im Leben wie in der Natur und vor allem die Menſchen, ſich ſo oft in Mitleiden verkehrte, daran war aber nicht nur die Eigenart ihres empfindlichen Herzens ſchuld, ſondern vor allem auch eben jener Hang ihres energiſchen Geiſtes, im einzelnen Unglück das Unheil der allgemeinen Zuſtände mitzuerkennen. Rahel war, wie Theodor Mundt ſagt, durchaus „ein mitempfindender Nerv ihrer Zeit“, und darum wurde ihr Schickſal auch ſo charakteriſtiſch für die Schmerzen der ganzen Epoche. Wo es ihr Herz zu zärtlicher Hingabe drängte, begann ihr Verſtand vorſchnell die Eindrücke auf ihre Endlichkeit und in ihrem Bezug zum „Allgemeinen“ zu prüfen und zerfaſerte ſo die Blüten des Lebens noch während der Dauer des Duftens und Blühens, aus Begier, ihre Struktur zu erkennen. Auch hierin war ihre Natur typiſch für ein Zeitalter, in welchem philoſophiſche Weltkritik und politiſche Schaffensluſt, Goetheſche Lebenskunſt und transſcendentale Spekulation, gärendes Freiheitsverlangen und der Selbſterhaltungskampf ſich überlebt habender Machtanſprüche durch ihr Gegeneinanderwirken eine allgemein empfundene Unbehaglichkeit und Stagnation im geiſtigen und gemütlichen Leben erzeugten. „Die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb ineinander aufgehen,“ das große Sehnziel Rahels, und die Unzufriedenheit über den Mangel dieſer Einheit teilte ſie mit unzähligen Zeitgenoſſen. Daß ſie, bei ihrer Einſicht in die Unzulänglichkeit aller Verhältniſſe, die Gegenwart nur als Durchgangspunkt einer organiſchen Entwickelung zu beſſeren Zuſtänden auffaßte, ſchützte ſie aber vor Verzweiflung und Peſſimismus. Die Vergänglichkeit war ihr nicht nur eine Quelle der Trauer: „Auch der Winter, die Nacht, die trüben Gedanken, die Schmerzen — alles wird vom Leben verzehrt.“ Ihr Glaube an das Gute im Menſchen war unzerſtörbar: „Nur das Gute iſt wahr, das andere Verwirrung und ganz negativ,“ ſchrieb ſie im Alter trotz der Verbitterungen ihrer Jugend.

Charlotte Stieglitz.

Sowohl in Rahels Briefen als in denen Bettinas finden ſich gewichtige Aeußerungen über den Selbſtmord.

In ihrer Schilderung der Vorgänge, die dem Tode ihrer Freundin Karoline von Günderode, geſucht in den Wellen des Rheins, bewirkt durch einen Dolchſtich ins Herz, vorausgingen, ſowie in ihrem Urteil über den Selbſtmord Ottilies in Goethes „Wahlverwandtſchaften“ hat ſich Bettina leidenſchaftlich gegen den Vorwitz, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, ausgeſprochen, ihn als Schwäche und Feigheit, Undankbarkeit gegen den Spender des Lebens bezeichnet. In der Fülle ihrer geſunden Genußkraft, ihrer vom Glück geſegneten Daſeinsluſt fehlte ihr das Verſtändnis für die äußerſte Wirkung völliger Verzweiflung an Gott und der Welt. Ganz anders Rahel, die frühe ſchon ſelbſterlebend und mitempfindend des Lebens Bitterniſſe in ihrer ganzen Herbheit durchgekoſtet.

Wie ſie das Schickſal der durch Freitod untergehenden Helden und Heldinnen Goethes ganz nach ihres Lieblingsdichters Abſichten begriffen, ſo hat ſie auch unter direkten Eindrücken des Lebens den Selbſtmord verteidigt als einen letzten Ausweg für die wirklich Elenden aus unentwirrbarem, wahrhaft troſtloſem Mißgeſchick. Auch ſie war durch Freundesſchickſal in die Tragik ſolchen Todes mit ihrem Empfindungsleben verwickelt worden. Zwei ihrer Freunde, bedeutende Menſchen, durch Art und Begabung die Menge hoch überragend, verlor ſie durch freiwillig geſuchten Tod: den Prinzen Louis Ferdinand und den Dichter Heinrich von Kleiſt. Ueber die Handlungsweiſe von beiden hat ſie ſich mit dem Ausdruck verſtändnisvoller Sympathie in zweien ihrer Briefe geäußert.

Den Schlachtentod des Prinzen Louis bei Saalfeld als Freitod aufzufaſſen, war ſie berechtigt durch den letzten Vertrauenserguß desſelben, den er kurz vor der Schlacht ihr, der Vertrauten ſeines Herzenslebens, geſendet; der Brief findet ſich abgedruckt im 1. Band der „Galerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang“, den Varnhagen 1836 der Sammlung ihrer Briefe folgen ließ. Als dann ihr Freund Alexander von der Marwitz nach dem demütigenden Friedensſchluß mit Frankreich ihr ſeine völlige Verzweiflung an den Hoffnungen klagte, die ſeinem hochſtrebenden Leben bisher Halt gegeben, ſchrieb ſie ihm aus einer an antike Seelengröße gemahnenden Auffaſſung des Lebens zurück: „Unmöglich kann und werde ich Ihnen ſagen, ſiechen Sie mit. Es gibt edle Gemüter, die lieber ſterben, rüſtige, die den geſunden Bluttod lieber ſuchen. So ſank Louis.“ Und nach Kleiſts Tod, deſſen Leben und Lieben, Hoffen und Dichten an der Notlage des Vaterlands wie der Not des gemeinen Bedürfens geſcheitert war, ſchrieb ſie an Marwitz: „Von Kleiſt befremdete mich die That nicht; es ging ſtreng in ihm her, er war wahrhaft und litt viel ... Sie wiſſen, wie ich über Mord an uns ſelbſt denke: wie Sie! Ich mag es nicht, daß die Unglückſeligen bis auf die Hefe leiden. Dem wahrhaft Großen, Unendlichen kann man ſich auf allen Wegen nähern; begreifen können wir keinen; wir müſſen hoffen auf die göttliche Güte; und die ſollte gerade nach einem Piſtolenſchuß ihr Ende erreicht haben? ... Ich freue mich, daß mein edler Freund — denn Freund ruf' ich ihm bitter und mit Thränen nach — das Unwürdige nicht duldete: gelitten hat er genug.“ Und weiter ſchrieb ſie im Hinblick auf alle, „die ſich nichts zu erfreuen haben“: „Es iſt und bleibt ein Mut. Wer verließe nicht das abgetragene inkorrigible Leben, wenn er die dunklen Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete; uns loslöſen vom Wünſchenswerten, das thut der Weltgang ſchon.“

Wie die allgemeine Wirkung der ganzen Sammlung war auch die Wirkung dieſer beſonderen Briefſtellen eine ſenſationelle. Aber während überall, wo man dieſelben im Zuſammenhang auffaßte mit Rahels eigenem, ſo wahr und offen dargelegtem Leben, dieſe Bekenntniſſe ihrem Charakter nur zur Folie gereichten, weil die kühne Zweiflerin ſelbſt von ihrem tapferen Lebensmut vor dem Verzweifeln ſtets bewahrt worden war, knüpfte ſich der Widerſpruch, den das Buch nicht nur in Pietiſten- und Junkerkreiſen fand, vielfach gerade an dieſe Stellen. War die Kritik der litterariſchen Organe faſt durchweg eine enthuſiaſtiſch lobende, ſo weckte in der Geſellſchaft die Fülle perſönlicher Erinnerungen und rückſichtsloſer „Perſönlichkeiten“ auch lebhafte Oppoſition. Auf die Begeiſterung, mit der z. B. Wilhelm von Humboldt über das Buch geſchrieben: „Ich kenne kein Buch, in welchem ſo wie in dieſem kein Buchſtabe ein toter iſt,“ reagierte bald — beſonders in Berlin — der Klatſch. Ueber keine Erſcheinung wurde 1834 in der Vaterſtadt Rahels ſo viel und erregt hin und wider geſprochen wie über ihren brieflichen Nachlaß. Für niemanden wurde er aber in gleichem Grade zu einem inneren Erlebnis, wie für ein junges, in Berlin noch halb fremdes Mitglied der von Rahel bis zu ihrem Tode zuſammengehaltenen litterariſchen Gemeinde, welchem im Intereſſe für Poeſie und Litteratur die perſönlichſten Neigungen, Wünſche und Hoffnungen zuſammenliefen; die junge Frau des Dichters Heinrich Stieglitz, die noch zu Lebzeiten der Rahel aus deren Geiſtesſchatze hatte ſchöpfen dürfen, die nun im Salon der Frau von Arnim von dem Selbſtmord der Günderode und deren Freundſchaft zu dem bereits geiſtig erkrankten Hölderlin, noch vor dem Erſcheinen des „Briefwechſels“, erzählt bekam. Mit welcher Andacht, mit welcher Empfindungsglut war ſie an dieſe Frauen herangetreten! In ähnlicher Weiſe wie dieſe auf den Geiſt großer Dichter einzuwirken, anregend, begeiſternd, überwachend, wenigſtens auf den Geiſt ihres hochſtrebenden Gatten, den ſie zu Großem im Reiche der Dichtkunſt berufen glaubte, war ja ſeit ihrem Erwachen zum zielbewußten Leben aus der Traumwelt ihrer erſten Jugend ihr höchſtes Sehnen geweſen. Wie mußte nun auf ſie die völlige Enthüllung des fruchtbaren Bezuges der einen Rahel zum weitverzweigten Geiſtesleben ihrer Zeit wirken. Wie erregt war ihre Teilnahme an den Erörterungen über dieſe in dem eigenen kleinen Salon, wo ſie nun ſelbſt einem jugendlich angeregten Kreis litterariſch Strebender zur Muſe geworden war. Und wie verſtand ſie Rahel! „Was Sie über Rahel ſagen,“ ſchrieb ſie kurz nach Erſcheinen der Bände an einen älteren Freund ihres Gatten, „hat uns um ſo mehr erfreut, als ſich jetzt eine entſchiedene Gegenpartei gebildet, wahrſcheinlich erzeugt durch das Lob der Enthuſiaſten, wie das gewöhnlich geht. Es möchte noch hingehen, wenn man hier nicht mehr als je den Neid ſich ereifern ſähe. Frauen, die ſich freuen ſollten, daß eben eine Frau ein ſo bedeutendes inneres Leben gelebt und ſo mächtig es zur Erſcheinung bringt, können nicht begreifen, daß man ſo viel Lärm, wie ſie ſich ausdrücken, davon machen könne; Männer, die mit ihr im innigſten Freundſchaftsverhältnis ſtanden, die Herrn von Varnhagen die ſchönſten Sachen darüber geſagt, läſtern ſie gefliſſentlich in Geſellſchaften, daß es zum Empören iſt ... Enge Seelen hängen ſich an den einen Brief, in welchem ſie den Selbſtmord rechtfertigt und ſind fromm außer ſich darüber ...“

Noch vor Schluß des Jahres, in deſſen Beginn die Briefe Rahels erſchienen, am 29. Dezember 1834, war die Schreiberin dieſer Anklage gegen die „engen Seelen“ eine Leiche: mit einem wohlgezielten Dolchſtoß ins Herz hatte ſie ihrem Leben ein Ende gemacht.

Dieſer Selbſtmord, der die deutſche Litteraturgeſchichte um ein Kapitel von einziger Tragik bereicherte — weit tragi-poetiſcher als diejenigen vom Tode der Günderode und Heinrichs von Kleiſt —, machte in Deutſchland und der gebildeten Welt faſt noch mehr von ſich reden als Rahels „Vermächtnis“. Die Motive, welche die öffentliche Meinung für die grauſe Selbſthinopferung der jungen ſchönen Frau angab, wurden in allen einheimiſchen und ausländiſchen Blättern eingehend und mit begeiſterter Teilnahme für die Selbſtmörderin beſprochen. Hier hatte ſich ein blühendes herrliches Frauenleben der Erde entrückt, um einem geliebten Dichter, an deſſen Verkümmerung es ſich ſchuldig glaubte, durch einen außerordentlichen Schmerz, gleichzeitig mit der Freiheit, den Antrieb zu außerordentlicher Dichterthat zu geben — wie etwa Dante durch Beatrices Verluſt zum hohen Dichtergang durch Hölle, Fegefeuer und Himmel veranlaßt worden war. Deutſche, franzöſiſche, italieniſche Dichter beſangen den Opfertod dieſer Frau. Aber auch auf dieſen Enthuſiasmus erfolgte die Reaktion. Der Fall war zu außergewöhnlich, als daß „enge Seelen“ ihm hätten gerecht werden können. Und auch diesmal erhob ſich die Anklage gegen — Rahel. Sie hatte den Selbſtmord verteidigt — hier ſah man die Folgen.

Ein innerer Zuſammenhang zwiſchen dem äußerſten Denken der Rahel und dem äußerſten Thun Charlottes war auch gewiß nicht zu leugnen. Aber ein noch ſtärkerer beſtand zwiſchen letzterem und gerade denjenigen, von welchen jetzt beide tote Frauen gleichzeitig verketzert wurden, den Vertretern des Pietismus. Pietiſtiſcher Einfluß hatte im kindlichen Gemüte Charlottes, da ſie noch ein Mädchen war, der Weltverachtung und Todesſehnſucht die Stätte bereitet, aus welcher ſpäter unter dem Druck des Lebens die Selbſtmordgedanken aufkeimten, denen ihr ideal-überſpannter Sinn eine ſo heroiſche Richtung gab. Der Zufall, daß der intimſte Hausfreund des nun jäh und für immer vernichteten Poetenheims in einem dritten Stockwerk an der Berliner Schloßfreiheit, daß Theodor Mundt ein Vertreter der jungen Schriftſteller war, auf die dieſer doppelte Zuſammenhang mit der Kraft eines hiſtoriſchen Ereigniſſes wirkte, der Umſtand, daß dieſer von dem ſo hart getroffenen Gatten die Erlaubnis erwirkte, die Erzählungen Charlottes von ihrer Kindheit und ihrer Hinterlaſſenſchaft an Briefen und Aufzeichnungen in einem biographiſchen Denkmal zu verwerten, vermittelt auch dem heutigen Geſchlecht einen genauen Einblick in dieſen Zuſammenhang. Ergänzungen hat dasſelbe neuerdings noch erfahren durch die Ende 1889 erfolgte Veröffentlichung „Guſtav Kühne, ſein Lebensbild und Briefwechſel mit Zeitgenoſſen“.

Charlotte Willhöfft wurde am 18. Juni 1806 in Hamburg geboren. Nach dem frühen Tode ihres Vaters, eines geachteten Kaufmanns, in die Familie einer in Leipzig verheirateten älteren Schweſter aufgenommen, wurde ihr dieſe Stadt zur zweiten Heimat. Der Verluſt des Vaters muß auf das Seelenleben des überaus anmutigen, aber auch auffallend ſtillen Kindes tief eingewirkt haben; er gab ihren Gedanken einen Zug zum Ueberirdiſchen. Sie konnte oft mitten aus lachendem Frohſinn in ernſtes Träumen verfallen, bis plötzlich die Augen überfloſſen und ſie ſich von einem dunklen Weh aus dem Kreiſe der betroffenen Geſpielinnen getrieben fühlte. Mit einer Maienroſe, die ſich ſchon in herbſtlichen Träumen wiegt, vergleicht Mundt das zwölfjährige Mädchen. Am glücklichſten fühlte es ſich in der Einſamkeit, zwiſchen den Blumenbeeten im Garten oder in ihrem Zimmer über den Schularbeiten, denen ſie mit ernſtem Eifer oblag. Am eifrigſten aber gab ſich ihr Geiſt den Empfindungen hin, die der Religionsunterricht in ihr erregte. Er wurde in der von ihr beſuchten Bürgerſchule von einem Lehrer erteilt, der, ſelbſt voll pietiſtiſcher Schwärmerei, dieſe Richtung auf ſeine Schülerinnen übertrug. „Das kleine Mädchen verging in ihrer ſtarken Empfindung, wenn ſie an Gott dachte, und ihre Weltanſchauung zerriß in jene unheilvolle Trennung zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits, aus welcher der Pietismus ſein ſüßes Gift ſich ſaugt. Wie ein Kind vom Vaterhauſe, ſo träumte ſie vom Jenſeits, nach deſſen fernblinkenden Sternen ſie verlangte, und unter heißen Thränen hatte ſie wunderbare Gedanken über den Tod und die Zukunft. Sie wünſchte ſich bald zu ſterben und geriet in Stimmungen, wo ſich der Drang ihrer bemeiſterte, ſelbſt und freiwillig ein Leben zu enden, das ihr nur als die Schranke einer innigeren Vereinigung mit Gott erſchien.“ Der Einfluß dieſes Lehrers dauerte bis in ihr fünfzehntes Jahr und als derſelbe wegen der verhängnisvollen Wirkung ſeines Unterrichts desſelben enthoben wurde, empfand ſie die Entfernung als ein ſchweres Unglück und einen Raub am Heil ihrer Seele.

Beſſer als es der lebensfrohe, im Hauſe ihrer Schweſter Julie Sickmann herrſchende Ton vermocht hatte, gelang es jetzt der Macht der Muſik, befreiend auf das verſchüchterte Gemüt zu wirken. Ihrem bereits früh zur Entfaltung gelangten Talent für die Kunſt des Geſanges wurde nun eine ſorgfältige Ausbildung zu teil. Ihr unbeſtimmtes Sehnen ins Ueberirdiſche bekam feſte Nahrung durch die Poeſie und Muſik, deren Inhalt ihre Seele zum Genuß des Schönen dieſer Welt zurückführte. Mit dem ſtarken Hingabebedürfniſſe und der zähen Energie ihres Weſens gab ſie ſich ihren muſikaliſchen Studien und der Lektüre unſerer klaſſiſchen Dichtungen hin. Ihr Geſang war ein ungemein ſeelenvoller und ihre Auffaſſung dabei ſtets die Offenbarung innerſter Ergriffenheit der Seele von dem Empfindungsgehalt. „Nun verſchmolz auch die dunkle Frömmigkeit ihres Weſens in eine fröhlichere Andacht, und mit der Kunſt war ein ſchönes Stück Welt in ihr Herz gekommen. Sie begann die Allgegenwart Gottes an jeder blühenden Erdenſtelle zu empfinden und ſchaute heiterer hinaus in die unendliche Ferne, an der ſie ſonſt mit Thränen gehangen hatte. Obwohl noch oft tiefen Religionsanſchauungen hingegeben, die ſich bald zur echteſten Religioſität läuterten und als ſolche durch das ganze Leben ihr treu verblieben, machte ſich doch jetzt auch aller Zauber der ununterdrückbaren Jugend an ihrer Erſcheinung geltend . . . Sie war geſund, friſch, freundlich und beherzt geworden, und wenn ihr tiefſinniger Ernſt ſie manchmal wieder umſchattete, kontraſtierte damit lieblich der Scherz anderer mutwilliger Stunden, wo ſie ſich ganz der Heiterkeit überließ und die originellſten Einfälle haben konnte.“ So trat ſie im Sommer 1822 dem jungen Heinrich Stieglitz entgegen, der, die weiße Burſchenmütze auf dem ſchwarzen Gelock, von ihrem Bruder ihr vorgeſtellt wurde als ein junger Dichter, von deſſen Zukunft ſich ſeine Freunde Großes verſprächen.

Heinrich Stieglitz, geboren 1803 in Arolſen, und wie Charlotte früh des Vaters beraubt, war dank der Unterſtützung eines reichen Oheims in St. Petersburg, des Bankiers Ludwig von Stieglitz, zum Studium gelangt, das er in Göttingen begonnen hatte. So fanden ſich zwiſchen ihm und dem ſchönen Mädchen trotz ihres grundverſchiedenen Charakters und Temperaments intime Berührungspunkte.

Der erſte Seelenaustauſch der in beiden ſchnell erwachten Liebe waren religiöſe Geſpräche. Stieglitz, deſſen „Lieder zum Beſten der Griechen“ zum größten Teil damals ſchon im Cottaſchen Morgenblatt und anderen Zeitſchriften erſchienen, war ihr gegenüber ein feuriger Apoſtel jenes poetiſchen Pantheismus, der in ſeines Lieblingsdichters Rückert Gedichten ſo gewinnenden Ausdruck gefunden; dieſer beglückenden Weltanſchauung erſchloß ſich freudig ihre Seele. Und die Begeiſterung für die Poeſie, die er ihr mitteilte, übertrug ſie auf Stieglitz ſelbſt, in deſſen eigenem Dichterberuf ſie ein Höchſtes, Heiligſtes verehrte. So wurde ſie ſeine Braut — eine Dichterbraut. Die Vorſtellung von der Bedeutung des Dichterberufs war in ihr ſo hoch und gewaltig, daß ſie zu ihrem Bräutigam aufblickte, demütig wie Kleiſts Käthchen von Heilbronn, als zu einem höheren Weſen. Dieſe Ueberſchätzung wurde leider nicht rechtzeitig von der Erfahrung des wirklichen Lebens auf dasjenige Maß zurückgeführt, wie es dem Epigonentalent ihres Heinrich entſprach, ſondern genährt und geſteigert durch die bald eintretende Trennung des jungen Paares und einen Briefwechſel, in dem ſich die gegenſeitige Liebe voll hoher Hoffnungen und Zukunftspläne mit Ueberſchwenglichkeit ausſprach. Stieglitz ging bald nach der Verlobung nach Berlin, um ſeine Studien zum Abſchluß zu bringen, ſein Staatsexamen zu machen und eine ſeinen philologiſchen Studien entſprechende Stellung zu gewinnen. Die Trennung dauerte fünf Jahre bis zur Hochzeit im Juli 1828 und nährte in Charlotte ein Idealbild von ihrem zukünftigen Gatten und der gemeinſamen Zukunft, dem dann die Wirklichkeit nicht zu entſprechen vermochte.

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon.“

Dieſer Warnungsruf Platens, als Spitze gegen Immermann in litterariſcher Polemik gefallen, iſt zwar von einer ganzen Reihe kräftiger Dichternaturen, Goethe an der Spitze, entkräftet worden, an vielen weicheren, meiſt lyriſchen Talenten jedoch, die durch die Ertragloſigkeit ihrer Kunſt ſich zu der Ausübung eines unſympathiſchen praktiſchen Berufs gezwungen ſahen, hat ſich die halbe Wahrheit, die er enthält, tragiſch genug beſtätigt. Heinrich Stieglitz, nur für die Lyrik und auch für dieſe mehr in techniſcher als in pſychiſcher Hinſicht beanlagt, wie ſeine von Rückerts und Victor Hugos Vorbild beeinflußten „Bilder des Orients“ (1831–33) beweiſen, war ganz durchdrungen von der Berechtigung jener Klage. Er hatte ſie in ſeinen Briefen an die Braut leidenſchaftlichen Tones oft genug variiert, daß dem feinempfindenden Mädchen ſein Eintritt in den Staatsdienſt als Oberlehrer und Bibliotheksbeamter wie ein großes Opfer erſcheinen mußte, das er ihr und dem gemeinſamen Wunſche nach baldiger Vermählung gebracht. Dies in um ſo höherem Grade, als der Tod ihrer Schweſter und die geplante Wiederverheiratung ihres Schwagers, in deren Hauſe ſie bisher gelebt, als Druck auf Stieglitz gewirkt hatten. Dennoch überſchätzte ſie ſein „Opfer“ in ganz ungerechtfertigter Weiſe, wie ſie anderſeits die Gegengabe ihrer Liebe und ihres holden Selbſts unterſchätzte, und ſo fehlte der Ehe, die das ungleiche Paar nach kurzer Hochzeitsreiſe in Berlin begründete, von vornherein das ihr ſo nötige Gleichgewicht.

Stieglitz, mit ſeinen Kräften der zuſammenhängenden Dichterarbeit neben anſtrengender Berufsthätigkeit in der That nicht gewachſen, kam abends verdroſſen, abgeſpannt, unfroh zu ſeiner ſanften ſchwärmeriſchen Gattin heim, die dieſe Situation, enttäuſchend an ſich, als ihre Schuld empfand und darüber die Einbildung des Mannes ſteigerte: er ſei ein Märtyrer der Ehe. Er würde wohl ohne dieſe Frau noch weniger vorwärts gekommen ſein. Mit rührender Umſicht und unter Bewähr feinſten Verſtändniſſes für die Bedürfniſſe ſeiner reizbaren Natur ward ſie ihm ein treu teilnehmender Kamerad und ein geduldiger Amanuenſis bei ſeinen litterariſchen Arbeiten; ermunterte, tröſtete, ermutigte ihn, wie und wo ſie nur konnte. Ihn von ſeinem Martyrium zu erlöſen, faßte ſie als heilige Aufgabe, über der ſie dann wirklich zur Märtyrerin ihrer Ehe im ſtrengſten Sinne des Wortes ward. Ihm die volle Freiheit zu erringen, nach der er lechzte als der unentbehrlichen Vorausſetzung der einſt von ihm erträumten, von ihr — wie ſehr! — erhofften großen Dichterthaten, empfand ſie als eine Verpflichtung, an die ſie den ſchweren Ernſt und die entſchloſſene Energie ihres Wollens ſetzte. So wurde für ſie die Ehe zu einer Reihe fortgeſetzter Verſuche, ihren Mann aus den ihn niederhaltenden Ketten zu befreien: mit emſiger Klugheit und opferfreudiger Hintanſetzung aller Rückſicht auf ſich, auf ihre Geſundheit, ihre Lebensanſprüche, ebnete ſie ihm den Weg zu der erſehnten Freiheit. Und als ſie das Ziel in fünfjähriger Arbeit Schritt für Schritt erreicht, war — alles umſonſt geweſen: Verſtimmung, Hypochondrie, verſtocktes Blut, ein chroniſches Nervenleiden hatten in den wenigen Jahren den Quell des dichteriſchen Wollens und Könnens in Stieglitz verſiegen gemacht. Umſonſt hatte ihre eifrige Fürſorge ihm erſt Entlaſtung vom Schulamt, dann Urlaub an der Bibliothek, erfriſchende Reiſeeindrücke, anhaltende Badekuren, die Beſeitigung aller Geldſorgen durch die Hilfezuſage des reichen Petersburger Verwandten verſchafft. Die errungene Freiheit traf einen in ſeinem Geiſtes- und Nervenleben zerrütteten Mann, den die Muſe bereits aufgegeben.

Dies aber wollte, konnte die entſetzte Gattin nicht glauben. Alles umſonſt!? Hoffnungslos? — Sie hatte aus ihrem Goethe, dem Dichter des „Werther“, gelernt, daß die echte Dichtung nur erfließen könne aus perſönlichen Erlebniſſen, welche die Seele des Dichters mächtig erſchüttern; ſie hörte die Klagen ihres Mannes, daß es ihm an ſolchen Erlebniſſen fehle; ſie ſah ihn Zeit und Kraft vergeuden an hiſtoriſchen Studien, auf dieſem Wege Anregungen zum Dichten erſt ſuchend. Dabei verfiel er mit Leib und Seele einer täglich wachſenden Nervenverſtimmung. Heiße Sehnſucht, ihm auch noch das Herz und Sinn aufrüttelnde Erlebnis zu vermitteln, wühlte in ihrem Geiſt, glühte durch ihre Träume. Und da ſtieg es vor ihr auf — das Bild, das ſie ſchon als Kind voll Sehnſucht vor ſich geſehen: ſie ſelbſt in den Armen des Todesengels gen Himmel getragen! — Das war's. — Nur das konnte noch retten! Vom Tod allein noch konnte ihr jetzt Hilfe kommen: ihr Erlöſung und ihm, dem Zurückbleibenden, mit dem großen Schmerz ein endliches ſtarkes Ermannen zur echten rechten Dichterthat, die ſein ſchönes Werden einſt ſo beglückend verſprochen hatte.

Jetzt erſt, nachdem ihr dieſer Entſchluß in ſchweigſamer Seele gereift, erſchienen Rahels Briefe, konnten dieſe auf ſie wirken. Daß die ſo klarblickende, von Wahrheitsliebe durchdrungene Frau von Gottes unermeßlicher Güte geſagt, ſie werde gewiß nicht vor der Waffe des Selbſtmörders Halt machen, gereichte ihr ſicher zum Troſte. Auch in ihrem Glauben an die läuternde Kraft wahren Schmerzes, auf den ſich ihr Plan gründete, wurde ſie durch ſo manche Briefſtelle beſtärkt. Umgekehrt wirkte der Umgang mit Theodor Mundt, der durch ſeine Geiſtesfriſche ſo vorteilhaft von der Dumpfheit des Gatten abſtach, und wie wir jetzt aus ſeinen Briefen an ſeinen Intimus Guſtav Kühne wiſſen, eine geheime Leidenſchaft zu der ſchönen Unglücklichen im Herzen hegte, gewiß beſchleunigend auf ihren Willen. Als dann eigene Erkrankung mit ſchlimmer Wendung drohte, hielt ſie die Zeit für gekommen. An vorbereitenden Andeutungen ließ ſie manches Wort fallen. So ſagte ſie einmal zu Heinrich: „Ich bin feſt überzeugt, verlöreſt du früher oder ſpäter mich an einer langwierigen Krankheit, du vergingeſt ſchon an dem Gedanken vorher, gingeſt wahrſcheinlich entmannt und kahl in dir zu Grunde; würd' ich einmal mit einem Schlage dir entriſſen, wie vom Blitze getroffen, da erhöbeſt du dich über deinen Schmerz und erſtarkteſt. Widerſprich mir jetzt nicht aus einem bange werdenden Gefühl! Ich kenne dich vielleicht beſſer als du dich ſelbſt. Auch kann ich dich an deine eigenen Worte mahnen, in dem Schluſſe deines Gedichtes ‚Verlieren‘:

‚Drum laß' nimmer dir die Bruſt
Um verlor'nes Gut verengen,
Denn das Leben iſt ein Drängen
Nach Entbehren, nach Verluſt.

Was es fordert, wirf es hin
Schmerzlos aus der ſchwanken Barke,
Aber in dir ſelbſt erſtarke
Dir zu dauerndem Gewinn!“

Der unglückliche Gatte unterſtützte ſie noch in dieſer Anſicht durch die Erzählung eines bezüglichen Traumes.

Am 29. Dezember 1834, nach einem troſtloſen Verlauf des Weihnachtsfeſtes, ſchritt ſie dann zur That. Nachdem ſie ihren Mann zum Beſuch eines Konzertes bewogen und ihr kleines Hausweſen in allem geordnet, ſchrieb ſie auf ſeinem Pulte den Abſchiedsbrief an ihn. Dann ging ſie zu Bett und führte hier den Dolch, mit dem ſie ſich längſt verſehen, mit ſo ſicherer Kraft ins Herz, daß ſie ohne äußerlich ſichtbaren Todeskampf an der inneren Verblutung verſchied. Der Reinheit ihrer Seele entſprach auch der Anblick der Verſchiedenen. „Die ſchönen, ſchneeweißen Glieder lagen in ſanfter Eintracht hingeſtreckt. Die Wange war noch rot, die Hände leiſe heruntergezogen, nur einige Finger wenig gekrampft.“ Sie hatte voll inneren Friedens vollendet.

Der Abſchiedsbrief an den Gatten lautete: „Unglücklicher konnteſt du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichſein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird ſicher über dich kommen!!!! Wir litten beide ein Leiden, du weißt es, wie ich in mir ſelber litt; nie komme ein Vorwurf über dich, du haſt mich viel geliebt! Es wird beſſer mit dir werden, viel beſſer jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einſt wieder begegnen, freier, gelöſter! Du aber wirſt noch hier dich herausleben, und mußt dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln.

Grüße alle, die ich liebte und die mich wiederliebten!
Bis in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

Zeige dich nicht ſchwach, ſei ruhig und ſtark und groß!“

Viele dieſer den heimgekehrten Dichter bis ins Mark erſchütternden Worte waren von Thränen verwiſcht. Aber weder die Thränen noch die Worte noch die heroiſche That konnten den Mann, dem ſie galten, ſtärker und größer machen, als er war. Ihren Zweck erreichten ſie nicht; jedoch die edle Dulderin war wenigſtens erlöſt von einem unerträglich gewordenen Schickſal, in welches reinſte Liebe und ſelbſtloſeſter Wahn ihr ſchönes Gemüt verſtrickt hatten.

Sie hatte ihr Ideal von Lebensglück durch Selbſtaufopferung erzwingen, durch eine mit Abſicht vollzogene poetiſche That ihren Dichter zum dichteriſchen Schaffen entflammen wollen: daß beides ein tragiſcher Irrtum, hätte ſie auch aus Rahels Erfahrungsphiloſophie herausleſen können.

„Seit dem Tode des jungen Jeruſalem und dem Morde Sands iſt in Deutſchland nichts Ergreifenderes geſchehen, als der Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethes beſäße und es aushalten könnte, daß man von Nachahmungen ſprechen würde, könnte hier ein Seitenſtück zum Werther geben.“ Mit dieſen Worten ſchloß geraume Zeit nach dem Ereignis Karl Gutzkow ſeine Beurteilung desſelben. Er und ſeine Schildgenoſſen in den Kämpfen des „Jungen Deutſchlands“ haben wie über Bettina und Rahel verherrlichend über Charlotte Stieglitz geſchrieben. Sie haben an deren Schickſal manches den Zeitverhältniſſen Schuld gegeben, was doch — wie ich zeigte — auf einer krankhaften Gemütsanlage Charlottes beruhte. Im Kern aber hatten ſie recht. Und wenn keiner von ihnen in der geiſtigen Gärung, in der ſie ſich alle befanden, damals im ſtande war, ein Seitenſtück zum Werther zu bieten, ſo haben doch Laube, Gutzkow und Mundt unter dem direkten Eindruck dieſes Freitods poetiſche Werke geſchaffen, die in ihrer Wirkung kaum hinter der des Werther zurückblieben. Es waren, wie Gutzkows „Wally, die Zweiflerin“, gerade diejenigen Werke, welche die Verfolgung ſeitens des Bundestags über die jungen Dichter heraufbeſchworen. Und wie von dieſen mit enthuſiaſtiſchem Dank wurden von ihren Bedrängern Rahel, Bettina und Charlotte mit zelotiſchem Haſſe als Führerinnen dieſer litterariſchen Bewegung bezeichnet, die in Gutzkows „Uriel Akoſta“ und ſeinen „Rittern von Geiſt“, in Laubes und Freytags Geſellſchaftsdramen, in Spielhagens ſocialen Romanen ſpäter ihre Höhe erreichte. Und bis heute ſteht das große Hauptthema des Denkens und Fühlens jener Frauen, die Originalität ihres Thuns im Vordergrund der Poeſie des Jahrhunderts: der Anſpruch der Frau auf Verwirklichung ihrer perſönlichen Ideale, ihr Kampf ums Recht auf Selbſtbethätigung und Selbſtbeſtimmung.

So mancher Irrtum aber, der in Bezug auf Richtung und Umgrenzung der Frauenemancipation als „neu“ die Gegenwart erregt, iſt durch das Leben der edlen Bahnbrecherinnen ſchon im Morgengrauen dieſer Bewegung berichtigt worden.

Der tote Punkt.

Eine Geſchichte aus dem Wiener Leben.

Von

Emil Ertl.

I.

Als Herr Ehrhardt die Treppe von Goldmann u. Cie. herunterſtieg, glitt ein triumphierendes Lächeln über ſein glattraſiertes Geſicht. Aber es verſchwand unvermittelt, wie es gekommen war, und ließ nicht die Spur von Heiterkeit auf dieſen korrekten, ziemlich gutmütigen und etwas hausbackenen Zügen zurück.

Es lag ihm auch alles andere näher als das Lachen. Der Augenblick der Entſcheidung kam heran.

Kaum daß er ſeiner Aufregung Herr zu werden vermochte. Aber er bezwang ſich ſo viel wie möglich. Ruhiges Blut that in dieſem Falle not. Wenigſtens nach außen mußte er unverändert ſcheinen. Unter dem verhängnisvollen blauen Paket, das er in die Bruſttaſche geſchoben hatte, mochte das Herz pochen, wenn es nicht anders konnte.

Uebrigens könnte er ſich dieſe Aufregung erſparen, wenn er Vernunftgründen zugänglicher wäre. Alles kommt bekanntlich darauf an, wie man eine Sache anſieht. Einen Elefanten aus jeder Mücke zu machen, das war von jeher eine ſeiner ſchlechten Gewohnheiten.

In dieſem Falle ſollte er ſich ſtreng vor Augen halten, daß niemand empfindlich geſchädigt wird. Wo dieſes Moment fehlt, kann füglich von keinem Unrecht geſprochen werden. Wenn eine That mehr Nutzen als Schaden ſtiftet, ſo kann ſie doch nicht verwerflich ſein! Und von wirklichem Schaden kann hier überhaupt kaum geſprochen werden. Höchſtens daß der alte Kehlmann ein paar Oelgemälde weniger in ſeinem Salon prangen hat, oder daß der junge die kleinen Ratten vom Kärtnerthor eine Zeitlang mit Scharfſchen Diamanten behängt, ſtatt mit echten. Im übrigen aber fühlen ſich die beiden ebenſo wohl nach wie vor. Sie eſſen und trinken gerade ſo gut und ſchlafen gerade ſo ſchlecht wie früher. Und anderen iſt gründlich geholfen!

Mein Gott, ſolange man jung iſt, ſtellt man ſich das Leben anders vor, als es iſt. Was erfüllen einen nicht für Ideale von Geradheit und Rechtlichkeit! Wahre Schulbubenideale! Als ob man auf dem geraden Wege jemals an ſein Ziel käme! Geht denn nicht alles, was zuſtande kommt, aus Kompromiſſen hervor und aus Konzeſſionen, die man ſeiner beſſeren Natur abringt? Anfangs wird es einem freilich ſchwer, die hochtrabenden Jugendphraſen aufzugeben; man krallt ſich förmlich darein, bis einem die Nägel blutig geriſſen werden. Erſt wenn man bemerkt, wie einen alle überflügeln, und wie der über die Achſeln angeſehen wird, der es zu nichts gebracht hat, erſt dann fängt man an, ein bißchen praktiſcher zu werden und legt ſich die Frage vor: Was iſt denn eigentlich an dir nicht in Ordnung? Biſt du etwa nicht ehrenhaft und verläßlich, nicht fleißig und gewiſſenhaft? — Ei freilich, aber das wichtigſte fehlt dir dennoch, das einzige, wovor die Leute Reſpekt haben: Geld, viel Geld, ein Haufen Geld!

Dieſer und jener iſt über Nacht ein reicher Mann geworden. Kein Menſch frägt wie? Jedermann zieht vor ihm den Hut und wirbt um ein Lächeln von ſeinen Lippen. Geſtern noch mußte er ſich mit Sarkasmen füttern laſſen; wohin er kam, konnte er darauf gefaßt ſein, eine geringſchätzende Bemerkung einzuſtecken. Heute finden ſich eine

Menge Leute, die ihm die Stiefel ablecken, wenn er nur mit den Augen zwinkert. Und im Grunde iſt es auch das richtige. Wer es verſteht, die Macht an ſich zu reißen, der ſoll ſie auch beſitzen.

Man darf Herrn Ehrhardt um dieſer in mancher Beziehung rohen Anſichten willen nicht für ſchlechter halten als er iſt. Der Wahrheit ihr Recht: Er iſt in Ehren grau geworden. Urſprünglich war er ſogar eine feinſinnig angelegte Natur. Aber man bedenke, daß er ſeit dreißig Jahren in Wien lebt und noch dazu in den ſogenannten „beſſeren“ Geſchäftskreiſen! Man bedenke, daß er in dieſer ganzen Zeit unausgeſetzt jene giftige Wiener Luft atmet, die mit Cynismus und Geiſtreichigkeit geſchwängert und von jenem feinen, unſichtbaren Fluidum erfüllt iſt, das man die Tarnopoler Moral nennt. Dieſes Fluidum zieht ſich gleich wie Knoblauchgeruch in die Kleider, unverſehens und zudringlich in die verborgenſten Herzensfalten derer hinein, die darin atmen. Man beherzige, daß der Boden, in dem er wurzelt, nicht die alte, unverfälſchte, treuherzige Wiener Erde iſt, auf der er geboren worden, ſondern eine ſogenannte Weltſtadt, in der die Zinspaläſte aus dem Ruin der Aktionäre und die öffentlichen Gebäude aus dem Hunger der Arbeiter und Kleingewerbsleute erbaut werden. Und man berückſichtige ſchließlich, um dieſen Mann aus ſeiner Umgebung heraus zu begreifen, daß er in einer Geſellſchaft lebt, die keine Nationalität und keinen Charakter hat, kein einheitliches Stammes- oder Volksbewußtſein und keine gemeinſamen Intereſſen; keine Geſinnung außer die Geſinnungsloſigkeit, keine Leidenſchaft außer die Börſenjobberei, keinen Gegenſtand der Begeiſterung, außer die „Schrammeln“ oder einen Spitzerſchen „Spaziergang“, keine Religion als den Cynismus, und keinen Gott als den Erfolg.

Der Erfolg iſt es denn auch, was Herrn Ehrhardt mehr als alles andere imponiert; beſonders deshalb, weil er ſelbſt nie einen hatte. Denn bei ſeinen geſchäftlichen Unternehmungen auf eigene Fauſt war er meiſtens ein rechter Pechvogel. Bei den bedeutenden Engagements, die er im Lauf der letzten Jahre an der Börſe entrierte, mußte er beträchtliche Summen als Differenzen zahlen, und nach und nach hatte er ſeine ganzen Erſparniſſe, die Frucht eines arbeitſamen und haushälteriſchen Lebens eingebrockt. Dank ſeiner Stellung bei Kehlmann und Sohn beſaß ſein Name trotzdem einen ſo guten Klang, daß er ihn nur zu nennen brauchte, um von den dienſteifrigſten Börſenagenten umringt zu ſein. Ein Wink, und ſie hätten ſich für ihn in die Schlacht geſtürzt. Wie gern hätte er gewinkt! Wie wonnig wäre es ihm geweſen, hätte er mit ſaftigen Aufträgen um ſich werfen können! Er war einer jener Ignoranten, die ſich in Wien maſſenhaft, ohne einen blauen Dunſt von den Geſetzen der Kursſchwankung zu haben, an die Börſe drängen und ſie zur Spielhölle entwürdigen. Er ſah die baroniſierten galiziſchen und ungariſchen Juden, die ariſchen und ſemitiſchen Hochſtapler und Monopoliſierungskünſtler in ihren glänzenden Equipagen am Schottenring vorfahren und begriff nicht, warum in dieſer märchenhaften Umgebung ſchnell erworbener Reichtümer nicht auch ihm einmal ein kleiner Fiſchzug glücken ſollte? Tag und Nacht träumte er nur von der Möglichkeit, ſeine empfindlichen Verluſte mit einem einzigen Schlag wieder hereinzubringen. Dann hätte er, durch ſeine bisherigen Erfahrungen gewitzigt, — nicht etwa die Börſenſpekulation an den Nagel gehängt, ſondern durch eine Reihe kluger Operationen ſein Stammkapital allmählich verdoppelt, ja verzehnfacht.

Das größte Malheur war aber, daß er kein Stammkapital mehr hatte. Das war ſchon verſpekuliert. Er glich einem Landmann, der ernten möchte und kein Samenkorn hat, um es auszuſäen.

2 × 2 iſt 4 und 0 × 0 iſt 0, das heißt aus nichts wird nichts. Und er, der Buchhalter Franz Ehrhardt, wird in die Grube fahren, ohne auf einen grünen Zweig gekommen zu ſein, wenn er nicht endlich die Gelegenheit beim Schopf packt und den herzhaften Schritt wirklich thut, zu dem er den Fuß ſchon erhoben hat.

Man muß das Leben und ſeine Zeit verſtehen lernen! Hier gilt es, das Glück irgendwo am Zipfel zu faſſen; die anderen, die ungeſchickten, die nicht zugreifen, ſchleppen ſich weiter wie Lahme an der Krücke.

Und weshalb?

Etwa weil ſie die Genüſſe des Lebens verſchmähen?

Keine Rede! Sie möchten ſchon, aber ſie kommen aus purem Philiſtertum nicht dazu. Sie können ſich zu keinem mutigen Schritt aufraffen, weil ſie an abgebrauchten Schlagwörtern hangen. An Schlagwörtern, die ganz prächtig erfunden ſind, den Pöbel im Zaum zu halten, ſonſt aber keinen Sinn haben. Ein gebildeter Menſch vermag jede That nach ihrem Nutzen oder Schaden abzuſchätzen. Und danach kann er auch beurteilen, ob ſie erlaubt iſt oder nicht.

Ehrhardt blieb ſtehen und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Er entblößte dabei den angegrauten Scheitel, ſetzte aber den Cylinder ſchnell wieder auf, als plötzlich eine jener weißen Staubwolken ihn einhüllte, die an dieſem trüben, trockenen Herbſttage über die Ringſtraße dahintrieben und einander zu jagen ſchienen. Ein läſtiger Wind blies und pfiff die Straßen entlang, ein echter Wiener Wind, der ſich heulend um die Ecken der Häuſer und Paläſte legte und kläglich in den himmelanſtrebenden Steinzierraten des Rathausturmes wimmerte. Er umbrauſte das Wahrzeichen von Neu-Wien, den eiſernen Mann auf der Turmſpitze, der aus ſchwindelnder Höhe auf das Staub- und Dunſtmeer zu ſeinen Füßen hinunterblickt. Er ſchien von allen Richtungen der Windroſe gleichzeitig zu wehen, nergelnd, beläſtigend, nervös machend, zwecklos ermüdend und aufreibend. Es ſteckt etwas Symboliſches in dieſem Wiener Winde: Die Schikane ohne Zweck, die kleinliche Stichelei, das Vergällen des ſimpelſten Lebensgenuſſes, das Verſalzen um ſeiner ſelbſt willen ... Er trieb den Staub in tanzenden Säulen vor ſich her, den ganz eigenartig gemiſchten Staub der Kaiſerſtadt, der eine ihrer „Spezialitäten und Raritäten“ — wie es in der Tingel-Tangel-Poeſie heißt — ausmacht. Den mehligen Kalkſtaub des Wiener Bodens, der Kleider, Haare und Wimpern bepudert und ſich in die Augenwinkel legt, daß man ſich alle Viertelſtunden waſchen möchte; und den importierten Urſtaub des Granitpflaſters, der in die Atmungsorgane eindringt, mit ſeinen ſcharfen Kryſtallen die Schleimhaut ritzt, den Huſtenreiz wachkitzelt und den Grund zu jener gefräßigſten aller Krankheiten legt, an welcher die Armen oft in wenigen Tagen und die Reichen meiſtens viele Jahre lang ſterben. ... Unwillig zerrte der Sturm an den Blättern, die noch vereinzelt in den Ahornbäumen hingen, während ringsum das abgefallene Laub die Alleen entlang tanzte und in der ausgetrockneten Goſſe mit dem Kehricht um die Wette dahinſtob. ...

Trüben Auges betrachtete Ehrhardt das troſtloſe Treiben des großſtädtiſchen Herbſttages, der ihn umgab. Aber er ſah nichts von dem, was er betrachtete: Es war keine kleine Gedankenarbeit, die er zu leiſten hatte, und von der er ganz in Anſpruch genommen wurde. Eine kühne Subſumtion, ein Bearbeiten der Begriffe auf Tod und Leben. Es handelte ſich um nichts geringeres als das, was er zu thun beabſichtigte, unter den Begriff der Anleihe zu bringen. Das war in der That kein Kinderſpiel, und dennoch gelang es ihm nach einiger Anſtrengung.

Eine Anleihe — natürlich, eine Zwangsanleihe und weiter nichts! Nachdem er mit dem Gelde ſeine Spekulationen ausgeführt hat, wird er es wieder zurückſtellen mit Zinſen und Zinſeszinſen. Er will ſich ja nicht an fremdem Gut bereichern; er iſt ein ehrlicher Mann und kein Schuft. Er will nur ein Betriebskapital borgen, um ſein Glück noch einmal zu verſuchen. Gelingt es ihm diesmal, einen ergiebigen Fiſchzug zu thun, woran er keinen Augenblick zweifelt, ſo ſchickt er das Geld anonym zurück mit allem billigen Zuwachs. Den Ueberſchuß aber, der ſeinen klugen, finanziellen Kombinationen zu danken iſt, behält er rechtmäßigerweiſe für ſich.

Aber der Rummel, der entſtehen wird, das Aufſehen! Alle Zeitungen werden voll davon ſein, und hie und da wird zwiſchen den Zeilen etwas durchſchimmern wie Argwohn und Verdächtigung.

Pah —! Das geht vorüber! Das iſt eben der Preis, der bezahlt werden muß.

Die Hauptſache bleibt, daß ſie nichts herausbringen; und herausbringen werden ſie nichts — nicht ſo viel!

Der Plan iſt von A bis Z durchdacht, iſt ein Meiſterwerk in ſeiner Art. Das müßte doch mit dem Kuckuck zugehen. . . .

Aber der tote Punkt, der tote Punkt —!

Vor dieſem „toten Punkt“ graut ihm. Es iſt die gefährliche Stelle, der Augenblick der höchſten Gefahr.

Wie die Dampfmaſchine plötzlich ſtillſtehen müßte, wenn die lebendige Kraft des Schwungrades den „toten Punkt“ nicht überwände, ſo wird auch dieſer prächtig ausgedachte Lügenmechanismus ſtocken und zu funktionieren aufhören, wenn nicht das große Schwungrad des Glückes über jene Gefahr hinüberhilft.

Aber warum ſollte er nicht auf ein wenig Glück rechnen dürfen? In weniger als einer Minute iſt alle Gefahr vorüber, das Geld in Sicherheit, das Manöver gelungen. Alles andere geht dann von ſelbſt.

Und der Chef? — Der alte Kehlmann, bei dem er ſeit mehr als zwanzig Jahren bedienſtet iſt? — Sie hatten auf ein und derſelben Schulbank geſeſſen, ſie wohnten in enger Kameradſchaft Thür an Thür, als ſie noch junge Leute waren, die ſich emporarbeiten wollten. Sie teilten mehr als einmal den letzten Gulden miteinander — und jetzt ſollte er das Vertrauen täuſchen, das jener in ihn ſetzte?

Ach, fort mit jenen ſentimentalen Regungen, die allen geſchäftlichen Kombinationen ſo ſchädlich ſind! Warum ſollte Kehlmann nicht einmal eine größere Summe mit ihm teilen, nachdem Ehrhardt in jüngeren Jahren ſo oft mit ihm Halbpart gemacht hatte? Ehrhardt war nämlich damals, da ſeine Mutter noch lebte, der wohlhabendere, und daher war er es in der Regel, deſſen letzter Gulden geteilt wurde. Wie war Kehlmann inzwiſchen emporgekommen! Dem geſchah ſicher kein Unrecht — der alte Fuchs ſieht ganz ſo aus wie ein „arm's Waſerl“, das ſich um ſeinen Teil nicht wehren kann! Nein, ihm, dem Buchhalter, dem Angeſtellten ſeines reichen Freundes, wird täglich und ſtündlich himmelſchreiendes Unrecht zugefügt. Denn müßte billigerweiſe nicht auch der Gewinn geteilt werden, da die Arbeit ſeit zwanzig Jahren redlich geteilt wird? Und was geſchieht ſtatt deſſen? Ehrhardt lebt gedrückt, in Sorgen um die Zukunft ſeiner Kinder mit ſeinen 2400 Gulden jährlich, während Kehlmann gerade zehnmal ſo viel Einkommen beſitzt, als er trotz ſeines ſchwelgeriſchen Lebens und ſeines koſtſpieligen Herrn Sohnes braucht. Solchen Ungerechtigkeiten gegenüber gibt es kein Verbrechen. Da muß ein jeder die ſociale Ordnung korrigieren, wo und wie er kann, um ſich nur halbwegs zu entſchädigen. . . . Und wenn unſere Geſellſchaftsordnung nicht aller und jeder Moral ins Antlitz ſchlüge, ſo müßte ſie ſelbſt dafür ſorgen, daß dergleichen nicht vorkommen kann.

Und dennoch — obgleich Ehrhardt ſo felſenfeſt überzeugt war von der Unumſtößlichkeit ſeiner Folgerungen — dennoch ging er unſchlüſſig im Rathauspark umher, anſtatt über die Ringſtraße nach ſeinem eigentlichen Ziele, der Mölkerbaſtei zu ſteuern.

Er durfte nicht zu früh kommen. Bertha mochte immerhin warten; ſie hatte keine Bekannten in dieſer Gegend. Aber er . . . vielleicht war es auch noch gar nicht elf Uhr!

Und zehn Minuten vorher hatte er auf einem Kiosk des Schottenringes geſehen, daß es ſchon elf Uhr vorüber war. So kindiſch belog er ſich ſelbſt. Noch hatte er nichts Unrechtes gethan und ſchon ſah er ſich genötigt, eine Lüge um die andere zu erſinnen. Einſtweilen belog er nur ſich ſelbſt. Die Wahrheit war: er wollte noch Zeit gewinnen. Wer weiß — er konnte ſich die Sache noch zehnmal anders überlegen. Warum ſollte er vor dem entſcheidenden Schritt die längſt ausgearbeiteten Pläne nicht noch einmal revidieren?

„Jetzt biſt du noch ein ehrlicher Mann,“ ſagte plötzlich ganz laut zu ihm eine von den drei Seelen und ſieben Geiſtern, die nach der Meinung der Chineſen in unſerer Bruſt wohnen.

Ein unbändiger Zorn gegen dieſe renitente, unverſchämte, aufdringliche Stimme befiel ihn.

Immer wieder dieſe Zaghaftigkeit! Wer A ſagt, muß auch B ſagen. A hatte er ſchon geſagt, da er ſeine Tochter an die Ecke der Mölkerbaſtei beſtellte. Rein moraliſch betrachtet wird die Sache um kein Haar beſſer, wenn er das B aus Feigheit hinunterſchluckt.

Aber der tote Punkt! Wenn der Schwindel entdeckt, wenn er, an den jedermann glaubt, wie an ſich ſelbſt, als Betrüger entlarvt, wenn der begangene Unterſchleif an der Börſe offiziell publiziert wird . . . ach, die armen, armen Kinder!

Schrecklich —! Er hielt die Hand vor die Augen: es war eine Art Schwindelanfall, was ihn überkam. Ein prächtiger Blutandrang! Wie gut er den eine halbe Stunde ſpäter brauchen könnte! . . . Wenn dieſe Kongeſtion noch ein wenig ſtärker wäre . . . wenn es ihm ſchwarz vor den Augen würde. . . .

Er vergrößert in der Phantaſie die Symptome, die ſich zeigen, er ſtudiert förmlich die Erſcheinungen und Aeußerungen eines Ohnmachtsanfalles. Wie man ſich dabei benimmt; — wie man hinſinkt, ohne ſich weh zu thun; — die Stellung des ſterbenden Fechters.

Es iſt wirklich ein guter Scherz! Die Leute ſind ihr Leben lang noch nicht ſo grundlich düpiert worden! Es iſt Humor bei der Sache — zum Kranklachen!

Wenn nur der tote Punkt nicht ware!

Vor ein Uhr muß er jedenfalls im Comptoir ſein;

denn um eins geht Kehlmann zum Sacher ſpeiſen. Fünf bis zehn Minuten vor eins — das iſt der richtige Zeitpunkt. Der Parteienverkehr iſt vorüber, niemand befindet ſich im Kaſſenzimmer als Lemminger. Ehrhardt ſtürzt herein und befiehlt ihm, ſofort den Chef herüberzurufen. Lemminger entfernt ſich, und in dem Augenblick, da er die Thür hinter ſich geſchloſſen hat, beginnt die gefährlichſte Arbeit. Jetzt gilt es aufſpringen, die feuerfeſte Kaſſe aufreißen und hinein mit den blauen Kaſſenſcheinen zu den vielen Wertpapieren derſelben Kategorie, die ſich ſchon darin befinden. Wenn in dieſem Augenblick ſich plötzlich die Thür öffnet, wenn jemand eintritt und ihn an der Kaſſe ſieht — kann alles verloren ſein.

Das iſt der „tote Punkt“.

Hier braucht er Glück, nur ein ganz klein wenig Glück.

Um dieſe Stunde pflegt niemand mehr zu kommen. Und bis Lemminger den Gang entlang geht, anklopft, mit Kehlmann zurückkehrt — das dauert alles eine Weile. Zeit genug, die Kaſſe zu ſchließen und in einen Stuhl zu ſinken, ſcheinbar erſchöpft, verzweifelt, apathiſch und halb bewußtlos, bis Kehlmann eintritt, ſeine kleinliche Stirn voll Beſorgnis, irgend ein Gewinnlein könne ihm entgangen ſein. Der Aermſte, er wird noch ein paar Monate auf die Vollendung der dritten Million warten müſſen!

Und nun die Eröffnung. — Kehlmanns Zorn, Anſchuldigungen, brutale Verdächtigung.

Ehrhardt wird entrüſtet und verbittet ſich derlei Anzüglichkeiten. Er iſt in Ehren grau geworden. Ein Unglück kann jedermann zuſtoßen. . . .

Kehlmann aber kennt ſich nicht vor Wut. Er befiehlt Lemminger, die Taſchen des Buchhalters zu durchſuchen. Und als Ehrhardt ſich ſträubt, triumphiert der hyperkluge Finanzmann: Aha, darauf war der Tölpel nicht gefaßt; er trägt das Geld bei ſich. Ungeduldig legt er ſelbſt mit Hand an. Sie drehen die Taſchen, ſie wenden jeden Faden um und finden — nichts!

Wer iſt jetzt der Tölpel, lieber Kehlmann?

So ein Pfiffikus denkt ſonſt an alles; aber das fällt ihm doch nicht im Traum ein, daß die verſchwundenen 40000 Gulden in ſeiner eigenen Wertheimiſchen liegen, in Geſtalt von acht Stück Kaſſenſcheinen der Verkehrsbank, die freilich unter den vielen Dutzenden gleicher blauer Papiere verſchwinden. Nein, das wird er nicht vermuten, der „langjährige Freund“, daß gegenwärtig um 40000 Gulden zu viel Geld in der Kaſſe iſt. Siehſt du wohl, wie ich mir deine Lehren zu Herzen genommen habe? Du ſollſt nicht umſonſt zwanzig Jahre lang mir vorgerupft haben: Ehrhardt, du biſt nicht findig genug! . . . Eher wirſt du argwöhnen, daß zu wenig Geld in der Kaſſe iſt — wie? Gleich nach Tiſch wirſt du eine Skontrierung und Reviſion vornehmen wollen. Kann mir auch recht ſein! Denn während du deinen Moſel ſchlürfſt, werde ich die 40000 Gulden ganz gemächlich aus der Kaſſe herausnehmen und wieder in meine Bruſttaſche ſtecken. . . . Dann magſt du revidieren und ſkontrieren und dich über die Folios gebeugt echauffieren ſoviel du willſt, und magſt mir auch freundſchaftlichſt eine Gerichtskommiſſion auf den Leib hetzen, die inzwiſchen in meiner Wohnung eine Hausdurchſuchung vornimmt . . . nirgends etwas Verdächtiges, alles in ſchönſter Ordnung! Dein nächſter Gedanke aber wird ſein: Jetzt habe ich mich blamiert und dem Ehrhardt unrecht gethan. . . .

Während die drei Seelen und ſieben Geiſter in Ehrhardts Bruſt ſich in dieſer Weiſe miteinander unterhielten, war er unabläſſig in den gewundenen Wegen des Rathausparkes umhergegangen wie die Brunnentrinker, welche hier während der frühen Morgenſtunden ihre pflichtmäßigen Promenaden abſolvieren. Als er wieder an der Ringſtraßenſeite angekommen war, ſchlug es eben von der Votivkirche halb Zwölf. Er kehrte diesmal nicht zwiſchen die entblätterten Boskets zurück, ſondern machte rechtsum, durchquerte den Ring und ging von der Teinfaltſtraße aus den winkeligen, altwieneriſchen Klepperſteig hinan.

An der Ecke der Mölkerbaſtei ſtand eine dunkelgekleidete Geſtalt, die ihm mit dem Sonnenſchirm zuwinkte. Es war ſeine Tochter Bertha, die zweite vom Kleeblatt, ſein Liebling. Es war ihm, als er ſie ſah, als müſſe ihm das Herz brechen.

„Ah, Papa,“ rief ſie ihm fröhlich entgegen, „jetzt darfſt du nichts mehr ſagen, wenn ich wieder einmal auf mich warten laſſe!“

Sie wartete hier ſchon ſeit einer halben Stunde — und Papa war doch ſonſt die Pünktlichkeit ſelbſt! Nun konnte ſie nicht mehr vor zwölf Uhr auf den Mehlmarkt kommen, um Nelli aus dem Inſtitut abzuholen, wie ſie gern gethan hätte.

Ehrhardt entſchuldigte ſich mit einigen Phraſen. Geſchäfte — er ſei ſehr preſſiert. Und ſogleich, haſtig und unvermittelt, wie alle Zaghaften im Augenblick der Entſcheidung handeln, zog er mit nervöſen Händen das blaue Paket aus der Bruſttaſche und drängte ihr's auf.

Vierzigtauſend Gulden bar! Die ſollten in die Verkehrsbank getragen und in Kaſſenſcheine umgewechſelt werden.

Er hatte ihr ſchon vorher eine ganze Geſchichte erzählt; ein ſchönes Märchen, ſo naiv und ſimpel. Aber was glaubt ein junges Mädchen nicht alles, wenn es der Papa ſagt mit dem Zuſatz: „Kind, das ſind Geſchäfte, davon verſtehſt du nichts!“

Herr von Kehlmann plante eine Börſenoperation, von der niemand etwas wiſſen ſollte; denn wurde ſeine Abſicht bekannt, ſo war der Erfolg im voraus vereitelt. Daher konnte auch kein Angeſtellter von Kehlmann und Sohn den Ankauf von Kaſſenſcheinen beſorgen, denn vom Chef herab bis zum letzten Diener hatte jeder einzelne eine Menge Bekannter unter den Beamten oder Bedienſteten der Verkehrsbank. Beſonders er ſelbſt, Ehrhardt, der ſeit Jahrzehnten faſt täglich in der Bank verkehrte, konnte die Kaſſenſcheine nicht kaufen, ohne daß es gleich an der Börſe bekannt geworden wäre. Eine in den Finanzkreiſen der Stadt ſo allgemein bekannte Perſönlichkeit wie Ehrhardt — ! Das iſt ja einleuchtend!

Es handelte ſich alſo um eine Gefälligkeit für Herrn Ritter von Kehlmann, und ſomit um einen Dienſt, den ſie dem Papa erwies. Wie gern war ſie dazu bereit! Aber — es war ihr ein wenig ängſtlich dabei zu Mute; beſonders daß ſie einen fingierten Namen nennen ſollte. . . .

„Du brauchſt das Paket nur in den Schalter zu reichen,“ ſagte der Papa. „Auf dem Zettel ſteht alles aufgeſchrieben: Acht Stück Kaſſenſcheine à 5000 für Amalie Normann. Wenn ſie dich fragen, ob du ſelbſt die Amalie Normann biſt, ſagſt du ‚halt‘ ja!“

„Wirklich, muß ich das ſagen?“ — Sie fürchtet ſich immer, ſich im entſcheidenden Augenblick zu verſchnappen und ihren richtigen Namen zu nennen.

„Um Gottes willen, was fällt dir ein!“ rief Ehrhardt bleich und nervös.

Ach, ſie möchte zu gerne ihrem Papa und dem Herrn von Kehlmann dieſe Gefälligkeit erweiſen. Wenn nur nicht ...

Es iſt ihr ſo eigen zu Mut. Das viele Geld, das ſie durch die belebten Straßen tragen ſoll! Wenn ſie es verlöre ... und dann ... ſie glaubt immer die Leute da drinnen, die Buchhalter und Kaſſierer und Skontiſten werden ſie anſchauen, als ob ſie das Geld geſtohlen hätte.

Der Papa bemüht ſich, ſie zu beruhigen. „Du haſt ja gar keine Vorſtellung, was für ein Verkehr in ſo einer Bank herrſcht. Da fliegen an einem einzigen Vormittag Millionen heraus und Millionen herein; keine Katz kümmert ſich darum. Um dieſer paar tauſend Gulden willen ſchauen die Leute nicht einmal von ihren Schreibereien auf.“

Noch immer zögert Bertha, ſie iſt durch und durch ein weibliches Gemüt. Gründe und Ueberlegungen ſpielen bei ihr ſo viel wie gar keine Rolle. Ich weiß nicht, ich hab’ ſo ein Gefühl ... das iſt ihr letztes und oberſtes Argument.

Aber Ehrhardt kennt ſeinen Liebling.

„Gut denn, zwingen kann ich dich nicht; wenn du deinem Papa nicht dieſen kleinen Dienſt —“

Und huſch! iſt ſie fort.

„Halt, halt ein, komm zurück!“ wollte Ehrhardt ihr nachrufen — aber ſie war ſchon ſo weit, es hätte Aufſehen erregt ... Sie hat ſich auch gar ſo ſchnell entſchloſſen, ſo unerwartet ...

Nun ging ſie dahin unter den vielen Menſchen, in der Hand das Paket mit 40000 Gulden; das ſchwache, wehrloſe Mädchen.

Der koſtſpielige Palaſt der Verkehrsbank lag übrigens nicht weit entfernt. Er ſtand in der Teinfaltſtraße und reckte einen echt modernen, verrückten, häßlichen „Zierturm“ gegen den geduldigen Himmel. Als ſie die Marmortreppe hinaufſtieg und in die weiten, teppichbelegten Hallen mit den hochdiplomatiſchen grünen Schallthüren und den langen Reihen eleganter Schalter eintrat, als ſie die vornehm umherſtehenden, ſchwarz livrierten und ſilberknöpfigen Diener ſah, welche ſich nur ausnahmsweiſe herabließen, einem, der ihnen zu Geſicht ſtand, mit einer gnädigen Handbewegung die Richtung anzuweiſen — da hätte ſie nicht erwartet, in dieſer ihr ſo fremden Welt dennoch einen Bekannten zu finden.

Sie erblickte ihn, da ſie an den Schalter trat, im Hintergrund an einem Schreibtiſch und wurde von jener fliegenden Röte übergoſſen, die jetzt bei den jungen Damen der ſogenannten guten Geſellſchaft allmählich anfängt für unmodern und nicht chic zu gelten.

Welch ein Glück, daß er nicht vorne ſaß! Er hatte ſie nicht bemerkt; wenigſtens ſchien es ſo. Denn er ſtützte die Wange in ſeine Hand und beugte ſich eifrig über ſein Faszikel ... Aber das Auge, das ſonſt gedankenlos, ohne irgend etwas zu ſehen, auf den Menſchen ruhte, die am Schalterfenſter warteten, brauchten nur einen halben Blick, um ſie zu erſpähen, die Eine, die Feine, die Kleine, die Reine ...

Es war eine jener keuſchen und ſentimentalen Liebesgeſchichten, wie ſie dennoch immer wieder vorkommen — trotz alledem und alledem.

Ein Verliebter, der nicht fragte: Wieviel bekommt ſie mit? Ein liebendes Mädchen, das noch ein wenig an das Märchen von dem Raum in der kleinſten Hütte glaubte ...

O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen! ...

Noch iſt dieſes ſtille Einverſtändnis nicht durch das leiſeſte Wort beſiegelt und entweiht. Noch webt es zwiſchen den jungen Herzen unfaßbar, ahnungsvoll hin und her, ſo zart, ſo unbeſtimmt und doch ſo beſeligend.

Noch wagt er nicht, mit Sicherheit an ihre Liebe zu glauben; aber er arbeitet mit dem Feuereifer eines Mannes, der weiß, wozu er arbeitet. Er hat ſeine beſtimmten Gründe, warum er ein ſicheres Ziel ſo bald als möglich erreichen möchte. Dieſes Ziel iſt ſeine Beförderung zum Revidenten. Revident — wenn er einmal Revident iſt — er wird ſich wie ein kleiner Generaldirektor vorkommen, oder mindeſtens wie ein Bureauchef — Revident!

Und dann —? Ja, dann! ...

Dann würde er plötzlich vor ſie hintreten.

Unerwartet? — Kaum! Längſt herbeigeſehnt in aller Stille und Einfalt mit jenem feſten, himmliſchen Vertrauen, das keinen Anhalt, keine ſichere Grundlage hat, das ſich nicht auf das geringſte bindende Wort, kaum auf eine leiſe Andeutung berufen kann — und dennoch unerſchütterlich iſt.

Und dieſes Vertrauen wird auch nicht getäuſcht werden. Denn er wird wirklich kommen und wird vor ſie hintreten und ſo ungeſchickt und zutäppiſch als nur möglich mit der Thür ins Haus fallen, mit jener verlegenen Wortarmut des Wieners, dem in erhabenen Augenblicken ſein Dialekt zu banal und ſein Hochdeutſch allzu hochtrabend klingt. — Sie aber, die blonde Bertha Ehrhardt, wird alles entzückend finden, denn ſie wird weniger das hören, was er ſagt, als was er ſagen möchte. ... Gedenken Sie noch jenes Ballabends, der mich ſo tief beglückte? ... Haben Sie den Blick verſtanden, mit dem ich von Ihnen Abſchied nahm? ...

Und gerade er ſaß hier in der Verkehrsbank an ſeinem Schreibtiſch. Ein unerwarteter Zufall, der ihr ſehr peinlich war, ſolange ſie am Schalter ſtand. Wenn ſie nur wieder draußen wäre, bevor er von ſeiner Arbeit aufblickt! Aber es hatte keine Gefahr; er war ſo eifrig! Seine Feder flog nur ſo über das Papier dahin. Er ging ganz in ſeinen Zahlen auf; ſie konnte ihn mit Muße betrachten. Aber dennoch atmete ſie hoch auf, als die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen war. Nun freute ſie ſich erſt darüber, daß ſie ihn geſehen hatte. Sie wußte jetzt, wo er beſchäftigt war, konnte ſich die Umgebung vorſtellen, in der er lebte. Jetzt erſt nannte ſie den Zufall einen glücklichen und freute ſich, daß ſie Herrn von Kehlmann dieſen geringfügigen Dienſt erwieſen hatte.

Mit dem Eifer des künftigen Revidenten ſchien es aber nicht ſehr weit her zu ſein. Wie hätte er ſonſt ſofort bemerken können, daß Bertha den Saal verlaſſen hatte. Kaum hatte ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, ſo ſtand er ſchon neben ſeinem Kollegen, der am Schalter ſaß, und warf über ſeine Achſel einen Blick auf das Hauptbuch.

So wenig Weltkind war er nicht, daß nicht plötzlich Gedankenreihen in ihm wach geworden wären, ungefähr des Inhalts: Wenn ſie Geld auch noch hätte ...

„Merkwürdig!“ ſagte er, nachdem er eine Weile mit großen Augen in das Buch geſtarrt hatte: „höchſt ſonderbar! Vierzigtauſend Gulden! -- Amalie Normann —?“

II.

Als Bertha mit den Kaſſenſcheinen an die Ecke des Klepperſteiges und der Mölkerbaſtei zurückkehrte, war der Papa fort.

Er trieb ſich in den nächſtliegenden Gaſſen umher, da er durch nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken wollte. Bei allem, was er that, dachte er ſchon an ein zukunftiges

Verhör. Das hätte ein ſeltſames Licht auf ihn geworfen, wenn plötzlich ein Zeuge aufgetreten wäre mit der Ausſage, er habe den Herrn Ehrhardt um die und die Stunde, kurz vor dem geſchehenen Verbrechen, in der Nähe der Verkehrsbank an einer Ecke warten ſehen.

Plötzlich zuckte er zuſammen und erbleichte. Es hatte ihn jemand gegrüßt, der Börſendisponent der Firma Wolmuth und Weißmann. Weshalb mochte der Menſch ihn ſo impertinent angegrinſt haben? Sollte ihm aufgefallen ſein, daß Ehrhardt hier um die Teinfaltſtraße herumſtrich? Daran war doch bei Gott nichts Auffälliges ... oder iſt am Ende ſein ganzer Plan viel durchſichtiger, als er ſich einbildet?

„Nein!“ rief plötzlich entſchloſſen eine von den drei Seelen. „Nein, und abermals nein!“ Und mit einem kräftigen Ruck drehte dieſe energiſche Seele den ganzen Mann um ſeine Achſe, daß er kehrt machte und im Geſchwindſchritt der Molkerbaſtei zueilte. Der neueſte Entſchluß lautete: „Nein, es wird nicht geſchwindelt! Ich bin ein ehrlicher Mann und will es bleiben. Es war eine Verſuchung, ſie iſt vorübergegangen, ſie iſt abgethan.“

Und eine kleine, minder emphatiſche Stimme ſekundierte: „Du hätteſt ja keine ruhige Stunde mehr! Du biſt nicht der Mann, ſo etwas kalten Herzens auszuführen.“

Mit raſchen Schritten ging er die Baſtei hinan ... und da ſtand ahnungslos und unſchuldig ſein blondes Kind.

Mit dem gewiſſen Paket in der Hand ſtand ſie da und ſpähte, ohne ihn zu bemerken, nach der entgegengeſetzten Richtung, da ſie ihn von dort erwartete. Einen Augenblick blieb er ſtehen und betrachtete dieſe zarte, ſchlanke Geſtalt.

Das ärmliche Kleid, das ſie einhullte! Und doch ſah ſie darin aus wie ein „Komteſſerl“ — ſo hübſch, ſo fein.

O du unverfälſchtes, einziges Wiener Blut! ...

Ach, dieſe Reize! ſie werden unbeachtet verblühen — und dieſe Anmut wird keinen Gatten beglucken! Wo iſt der Mann, der heutigestags ein unbemitteltes Mädchen zur Frau nimmt?

Der kurzſichtige Ehrhardt! Eine Mutter hätte längſt etwas gemerkt!

Was könnte aus dieſem Mädel für ein prächtiges Weib, was für eine treffliche Hausfrau werden! Wie verſtünde ſie es, einem Gatten das Leben zu verſchönen, das Haus mit ihrem hellen Lachen, mit ihrer reinen Stimme zu erfüllen! Und ſtatt deſſen ... was wird ihr Los ſein? Das Altjungferntum; den Stefansturm wird ſie reiben, wie es der Volksmund ausdrückt. Wie ſchade um das hübſche Kind! Ohne Freuden wird ſie durchs Leben gehen, ohne Stütze wird ſie daſtehen. Die Demütigungen der Armut werden an ſie herantreten, vielleicht die Gefahren des Elends. ...

Gerade gegen dieſes Lieblingskind war er immer zu ſchwach geweſen. Sie lernte nicht gut; er konnte ſich nicht entſchließen, ſie zu einem Berufe zu zwingen — es wurde ihr ſo ſchwer. Die Aelteſte war Lehrerin; die Jüngſte beſuchte das Inſtitut, um ſich zur Gouvernante auszubilden. Zwei tüchtige Mädchen, eifrig, pflichttreu, von eiſernem Fleiß. Aber dieſe Mittlere war „halt doch“ die Hübſcheſte, Anmutigſte, Einfachſte und Fröhlichſte. Sie war ein echtes Mädchen, nur geſchaffen, wie eine Blume zu blühen und in ihrer Natürlichkeit ſich ſelbſt und andere zu erfreuen. Männlichen Laſten waren dieſe zarten Schultern nicht gewachſen.

„Was wird aus dir werden, armes Haſcherl, wenn dein Vater einmal tot iſt? — Mein ganzes Leben habe ich in Pflichterfüllung und Arbeit zugebracht, habe geſtrebt und gewagt; — alles um deine Zukunft zu ſichern. Und dennoch kann ich dir faſt nichts hinterlaſſen — nichts!“

Der eben gefaßte Entſchluß geriet ins Wanken. Alle drei Seelen und ſieben Geiſter lagen einander wieder in den Haaren.

„Da bin ich!“ lachte das Mädchen. „Und denke dir, niemand hat mir den Kopf abgebiſſen!“ Sie war ſeelenvergnügt: ſie hatte ihn geſehen, ihn, den Herrlichſten von allen. Und dieſer ‚er‘ hatte die glückliche Stimmung in ihr hervorgerufen. Ach, über das Lebensalter, in dem der Anblick des Stillgeliebten allein genügt, um die Bruſt mit Jubel und Wonne zu erfüllen! Sie lachte nur in einemfort und trällerte eine weiche, feine Wiener Melodie; ihre ganze Geſtalt war ſanft gewiegt und rhythmiſch belebt, als ob ſie jeden Augenblick in elegantem Sechsſchritt dahinſchweben wollte. Aus ihren Augen blitzte es triumphierend und ſchalkhaft: „Ich hab' ein Geheimnis, das niemand errät — tralalala, tralalala! ...“

Vielleicht hätte der Papa aber doch in dieſem Augenblick das Geheimnis erraten, wären ſeine Gedanken nicht mit ſo ganz anderen Dingen beſchäftigt geweſen.

Er blickte ſie unſtet an und forſchte geſpannt: „Hat dich jemand gefragt?“

Worum ſollte ſie jemand gefragt haben?

„Ob du ſelbſt die Amalie Normann biſt.“

Nein, niemand hatte ſie gefragt; ſie brauchte nur den Namen zu nennen, auf den die Scheine lauten ſollten. So war jegliche Lüge überflüſſig geworden. „Das iſt mir lieb,“ ſagte ſie; „denn ich hätte ſie beichten müſſen.“

Dieſe Worte rührten Ehrhardt, er wußte nicht weshalb. Zärtlich klopfte er das Mädchen auf die Wange. Ach, was war aus ſeinem Entſchluß geworden!

Für dieſes Kind konnte er wohl eine kleine Gewiſſenslaſt auf ſich nehmen.

Sein Gewiſſen wird ihn drücken und quälen, wenn die That einmal geſchehen iſt, er kennt ſich ſelbſt gut genug, um das zu wiſſen. Solange die Summe nicht mit Zinſeszinſen zurückgeſtellt iſt, ſolange wird er ſich vorkommen wie ein Verbrecher. Aber das muß er eben auf ſich nehmen, wenn er zu etwas kommen will. Alle Vorteile, die im Leben errungen werden, haben das eine gemein, daß ſie keine reine Freude gewähren. Die Erinnerung an irgend einen Umſtand des Kampfes trübt uns meiſt gründlich das Vergnügen am Siege. Es iſt oft nichts als eine begangene Ungeſchicklichkeit, eine Tölpelei, deren wir uns nachträglich bewußt werden, aber ſie genügt, uns die Freude zu vergällen und peinigt uns genau auf dieſelbe Art, als ob wir einer Schlechtigkeit ſchuldig geworden wären. Sie nagt uns im Herzen mit ebenſo ſcharfem Zahn, wie ein großes und ernſthaftes Unrecht. Genau ſo wird es ſich in dieſem Falle verhalten: Entſchließt er ſich zur That, ſo wird ihn ſein Gewiſſen quälen. Bleibt er aber ſeinen philiſtröſen Grundſätzen treu, ſo wird ihn ſein ganzes Leben lang der Gedanke peinigen: Damals — das war eine Eſelei — die Gelegenheit wäre ſo günſtig geweſen ... du hätteſt dich von Grund auf emporgearbeitet und wärſt heute ein gemachter Mann.

Und wie dieſe Gedanken, nachdem Bertha ihn längſt verlaſſen hatte, auf ihn eindrangen, und er mit dem blauen Paket in der Hand über die Freiung und über den Hof dahinſchritt, da war er ſeinem Geſchicke ſchon unwiderruflich verfallen. Denn ſelbſt wenn er wollte, konnte er gar nicht mehr ſo leicht von der ſchon betretenen Bahn wieder abweichen. Wie hätte er ſeinem Chef gegenüber den Ankauf von Kaſſenſcheinen der Verkehrsbank um die bei Goldmann und Cie. behobenen 40000 Gulden motivieren ſollen, die er doch im Kaſſenverein „Albatros“ für die Firma Nathan Simonovics zu deponieren den Auftrag hatte?

Es gab alſo kein Zurück mehr. Nun galt es die Augen ſchließen und rückſichtslos vorwärts durch dick und dünn.

Eine mächtige Strömung ſchien ihn zu erfaſſen, die ihn allmählich, erſt langſam, dann immer raſcher und unwiderſtehlicher in ihren blinden Wirbel hineinriß, ſo daß ihm die Gedanken vergingen. Es war eine eigentümliche apathiſche Stimmung, in der er ſich befand, als er alle längſt erwogenen und reiflich durchdachten Handlungen mechaniſch, faſt ohne es zu wollen, ausführte, ſtellenweiſe ohne ſpäter etwas davon zu wiſſen oder ſich daran erinnern zu können, in einem Zuſtande, der an Hypnotismus grenzte. Nach dem langwierigen und wechſelvollen Spiele des Aufundnieder, in dem ſeine drei Seelen und ſieben Geiſter ſich gefallen hatten, gewann plötzlich ein einziger dieſer Geiſter, einer, der ſich bislang ganz paſſiv und unthätig verhalten hatte, die Oberhand, ein unklarer, unbewußter aber ſehr energiſcher, rückſichtsloſer und bis zu einem gewiſſen Grade genialer Geiſt. Und nicht mehr treibend ſondern getrieben führte Ehrhardt eins nach dem andern durch, gewiſſermaßen unter dem Zwange ſeiner eigenen Suggeſtion. Mehr träumend als wachend legte er Schritt für Schritt das große Lügennetz aus, in dem er ſein Glück zu fangen hoffte. Und das alles that er mit ſo natürlicher Schlauheit, Folgerichtigkeit und Konſequenz, daß er ſich nachträglich ſelbſt darüber wunderte. Er dachte hinterher vergebens darüber nach, wann ihm dies oder jenes eingefallen war, oder wie er auf manche Idee gekommen. Es blieb ihm aber von vielem, das ſich zugetragen hatte, keine deutliche Erinnerung zurück. Am klarſten ſtand noch das wiederholte Auftauchen eines unbeſtimmten Angſtgefühles vor ſeinem Bewußtſein, einer Art von Alpdrücken, das der gequälten Bruſt den Wunſch erpreßte: Ein Ende, ein Ende, es ſoll ein Ende haben! ...

Er befand ſich wirklich in dem langen Korridor des Kaſſenvereines „Albatros“, der von der Einfahrt des Gebäudes zu dem Kaſſenlokale führt. Er lehnte ſich an die Wand; in mächtigen Stößen trieb ſein Herz das Blut gegen Stirn und Schläfen. ... Es flimmerte ihm vor den Augen. Eine Menge ſchwarzer Punkte tanzten in der Luft wie Mücken in der Sonnenglut. ... Er wußte es kaum, ob er die Ohnmacht heuchelte, oder ob ſie wirklich über ihn kam, ſo daß er ſich ihrer nicht erwehren konnte. Er betrog ſich ſelbſt vielleicht noch eifriger als andere.

Und nun fiel er auf die Steinflieſen nieder. Erſt ſank er auf die Knie, dann ſeitwärts in die Stellung des ſterbenden Fechters. Er hörte, wie die Leute zuſammenliefen, wie ſie einander zuriefen:

„Was gibt's denn?“

„Es hat ein' der Schlag 'troffen.“

„Lebt er noch?“

„Er iſ' ganz rot im G'ſicht.“

„Das iſ' ja der Buchhalter von Kehlmann und Sohn!“

„Rufen S' den Portier!“

„Schnell einen Doktor!“

„Da iſ' a Waſſer!“

Ehrhardt hörte alles. Und ſein Bewußtſein konnte doch nicht völlig erloſchen ſein — denn während er ohnmächtig auf dem Boden lag, kam er ſich furchtbar erbärmlich vor. Er zitterte bei dem Gedanken, daß jeden Augenblick einer kommen könnte, der ihn durchſchaute. Einer, der ihm plötzlich die Maske vom Antlitz riß und die Wahrheit ſprach: Das iſt ein Simulant. Aber niemand durchſchaute ihn und niemand ſprach es aus, dieſes gefürchtete Wort. Augenſcheinlich befanden ſich alle in der größten Sorge um ihn und fanden keine Zeit zu ſkeptiſchen Betrachtungen.

Der Halbkreis, der ihn umringte, wurde immer dichter. Er fühlte, daß ſich jemand zu ihm niederbeugte. Er ſpürte im Geſicht den Atem eines Mannes, der ihn genau betrachtete.

„Lebt er noch?“

„Mir ſcheint, er atmet.“

„Reißen S' ihm das Hemd auf!“

Gleich darauf zuckte Ehrhardt zuſammen. Sein Antlitz wurde mit Waſſer beſprengt.

Jetzt hielt er es für paſſend, die Augen aufzuſchlagen.

„Er kommt ſchon zu ſich!“ hieß es ringsum.

Ehrhardt richtete ſich auf. „Mein Geld!“ ſtöhnte er mit ſchwacher Stimme.

„Was ſagt er?“

„Sein Geld!“

„Er hat Geld bei ſich g'habt.“

„Es iſt ihm g'ſtohlen worden.“

„Mein Geld!“ ächzte Ehrhardt. „Vierzigtauſend Gulden bar! Ah — hier iſt es!“

Er zog das blaue Papier hervor, das halb unter ſeinem Rockſchoß verborgen lag. Es war leer.

„Mein Geld, mein Geld!“ jammerte der Unglückliche.

Schon hatte er ſich ſo lebhaft in ſeine Rolle hineingedacht, daß er in dieſem Augenblick wirklich und wahrhaftig ſelbſt glaubte, das Geld ſei ihm abhanden gekommen. Er hatte vergeſſen, daß er es in der Bruſttaſche bei ſich trug. Er brauchte ſich gar nicht zu verſtellen; er fühlte ſich aufrichtig unglücklich.

„Wieviel war's denn?“

„Vierzigtauſend Gulden!“

„Jeſſes! Vierzigtauſend Gulden!“

„Marrandjoſef, vierzigtauſend!“

„Das Geld iſ' pfutſch.“

„Sakrament! Vierzigtauſend Gulden!“

„'s iſ' ihm g'ſtohlen worden.“

„Rufen S' ein' Sicherheitswachter!“

„Pfutſch iſ' das Geld.“

„Wem hat's denn g'hört?“

„Was weiß ich? Wahrſcheinlich hat er's einlegen wollen.“

„Das ſieht er auch ſein Lebtag nimmer.“

„Iſ' ihm die Brieftaſchen weg'kommen?“

„Nein, in ei'm blauen Papier hat er's eing'wickelt g'habt und in der Hand g'halten. Das Papier iſ' noch da, aber 's Geld iſ' beim Kuckuck.“

Während die Umſtehenden auf dieſe Weiſe ihre Meinungen austauſchten, hatte Ehrhardt ſich vollends aufgerichtet und war mit Hilfe einiger dienſteifriger Hände, die ſich ihm entgegenſtreckten, wieder auf die Beine gekommen. „Danke, meine Herren, danke beſtens,“ ſtöhnte er mit weinerlicher Stimme.

Wie es ihm jetzt gehe, ob ihm noch unwohl ſei, fragten teilnehmend die Leute, die ihn noch immer untergefaßt hielten. Sie waren jeden Augenblick gewärtig, ein neuer Anfall könnte ihn zu Boden werfen.

Aber er fühlte ſich jetzt leidlich wohl. Es war nur eine vorübergehende Kongeſtion geweſen. Der ganze Vorfall wäre nicht der Rede wert — aber das Geld, das Geld! Er muß ſofort nach Hauſe, ſeinem Chef die Anzeige zu erſtatten.

Der arme Mann! Er ſah bleich aus wie ſein zerknitterter Hemdkragen. Er rang in einemfort die Hände und zitterte am ganzen Körper vor Aufregung. Es war aber auch keine Kleinigkeit: Vierzigtauſend Gulden!

Als er langſam und mit unſicheren Schritten, noch immer von Neugierigen umgeben, dem Thore zuſchritt, gewahrte er den Skontiſten der Firma Kehlmann und Sohn, der ahnungslos eintrat. Unmittelbar hinter ihm kam ein Wachmann gelaufen, den Dienſteifrige herbeigeholt hatten.

Nun galt es, die Polizei auf falſche Fährte zu lenken.

Mit fliegendem Atem gab er ſeine Befehle: Sofort zum Vorſtand des Detektive-Inſtituts . . . ſchnell einen Fiaker . . . die Anzeige erſtattet . . . 40 000 Gulden geſtohlen, während eines Ohnmachtanfalls. Und auch den Wachmann informierte er raſch über das Wichtigſte: Hier, an dieſer Stelle . . . 40000 Gulden in Kaſſenſcheinen — nein, in Bargeld wollt' ich ſagen. 400 Stück Hundertguldennoten, die ich eben von Goldmann und Cie. behoben hatte . . . Ich trug ſie in ein blaues Papier gewickelt in der Hand — das Papier fand ſich vor, das Geld war verſchwunden, als ich zu mir kam . . . alle die Herren ſind Zeugen. Der Dieb muß Eile gehabt haben, denn meine Taſchen unterſuchte er nicht, Beweis deſſen, daß er mir meine Brieftaſche mit baren 2000 Gulden gelaſſen hat, die ich auf Rechnung meiner Firma nachher bei Gebrüder Wollatz bezahlen ſollte."

Das klang alles ſo wahrſcheinlich, ſo natürlich. Niemandem kam es in den Sinn, auch nur den leiſeſten Zweifel zu hegen. Sie glaubten alle an dieſes ſimple Märchen wie an ihr eigenes Daſein.

Und fünf Minuten ſpäter raſſelte Ehrhardt in einem Fiaker über das dröhnende Granitpflaſter dahin, dem Schwarzenbergplatze zu. Er vermochte keinen vernünftigen Gedanken zu faſſen. Die Zähne klapperten ihm. Er wußte nichts, als daß jetzt der tote Punkt kam.

Der Wagen hielt mit einem plötzlichen Ruck.

Ja, wahrhaftig, da war ſchon die altbekannte Eichenthür mit der eleganten kleinen Firmatafel: Kehlmann und Sohn.

Er ſtürzte die Treppe hinan und riß die Thür zum Kaſſenzimmer auf. Beinahe hätte er triumphierend gelächelt. Es war in der That niemand da als Lemminger.

„Lemminger," ſagte er mit unnatürlich tonloſer Stimme, „bitten Sie ſofort Herrn von Kehlmann herüber. Es iſt mir ein Unglück zugeſtoßen."

Er ſank in ſeinen Lehnſeſſel, der vor dem rieſigen Schreibtiſch ſtand, und preßte die Hand aufs Herz, das unter den Kaſſenſcheinen heftig pochte.

Lemminger riß die Augen auf. „Ja, — was iſt denn . . ."

„Den Kehlmann ſollen Sie rufen," herrſchte Ehrhardt ihn an.

Und Lemminger geht.

Jetzt gilt's! Die paar Augenblicke des Alleinſeins müſſen ausgenützt werden. Wenn nur nicht plötzlich jemand eintritt! Die Thür abzuſperren, wäre Wahnwitz; eher mag man ihn an der offenen Kaſſe finden als bei verſchloſſener Thür. Er ſteht an der großen eiſernen Kaſſe, reißt die Schlüſſel aus der Taſche und ſteckt ſie ins Schloß — aber im nächſten Augenblicke erſtarrt er regungslos zu einer Bildſäule, den Blick auf die Thür gerichtet, die ſich langſam öffnet.

„Um Vergebung," ſagt Lemminger, der noch einmal umgekehrt iſt, — „Herrn von Kehlmann ſenior oder junior?"

„Den Alten, natürlich! Sputen Sie ſich."

Jetzt geht Lemminger endgültig. Mit zitternden Händen greift Ehrhardt in ſeine Bruſttaſche nach den Kaſſenſcheinen. Er zerrt und reißt ſo haſtig, daß ein Rockknopf abſpringt — verdammt, den hätte er auch vorher aufmachen können! Die ſchwere Eiſenthür bewegt ſich geräuſchlos in ihren Angeln — und da liegen ſchon die blauen Papiere in der dämmerigen Tiefe bei ihresgleichen. — In dieſem Augenblick vernimmt man das Knarren einer Thür und Schritte auf dem Teppich des Korridors. Die Wertheimſche Kaſſe ſchließt ſich, und mit ein paar Pantherſprüngen iſt Ehrhardt am Schreibtiſch zurück und ſinkt erſchöpft, mit ſtieren Augen und vor Aufregung zitternd in ſeinen Schreibſeſſel, in derſelben Sekunde, in der Ritter von Kehlmann eintritt.

Der gefährliche Punkt iſt glücklich paſſiert.

Der Chef wartete auf eine Erklärung. Wenn er ſeine Augen aufriß, bekamen ſie zur Not die Größe gewöhnlicher Augen. „Na, Ehrhardt, was iſt denn geſchehen?" fragte er. „Du ſiehſt ja aus wie ein notleidend gewordener Wechſel?"

Jetzt galt es ſtandhalten. Nichts ſollſt du herausbringen, alter Schlaumeier! Nicht umſonſt will ich dein langjähriger Mitarbeiter geweſen ſein! Du wirſt dich gehörig wundern, wie gut du mich erzogen haſt: Lange genug hat es gebraucht, bis ich dir deine Rückſichtsloſigkeit, deine Heuchelei und deine Hinterliſt abgeguckt habe! Aber ſchließlich iſt mir's doch gelungen. Laß doch meine Taſchen unterſuchen, hetze mir die Polizei an den Hals, wendet meine Laden und Käſten um — in deiner eigenen Kaſſe wirſt du das vermißte Geld doch nicht ſuchen! Siehſt du, lieber Freund, ich habe endlich dein ewiges Mahnwort beherzigt: Ehrhardt, du mußt findiger werden!

Den Blick ſcheu und ſtarr zu Boden gerichtet, erzählte er das ſchöne Märchen: ſeinen Ohnmachtszuſtand, den Raub der 40000 Gulden.

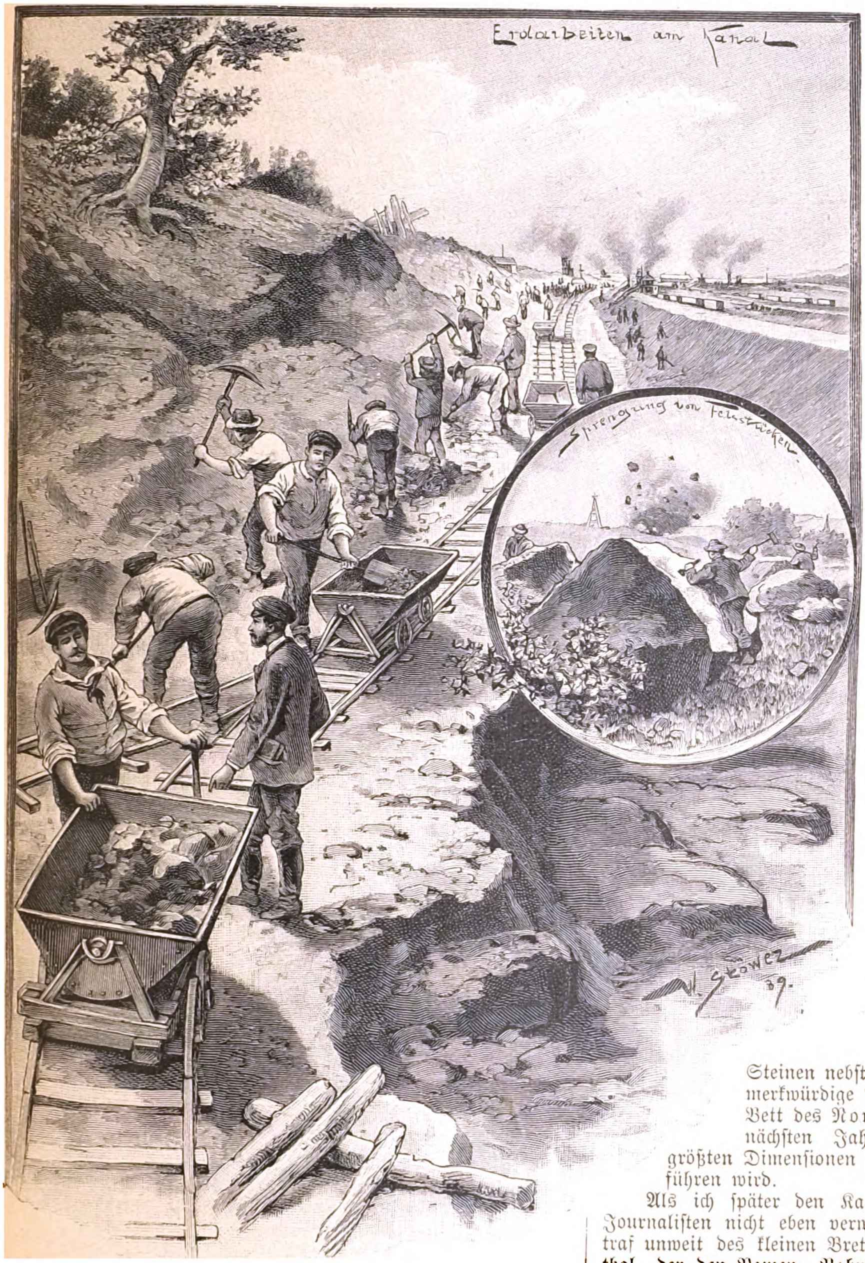
Der Chef hatte ſich auf die Lederbank geſetzt, auf der ſonſt die Parteien zu warten pflegten. Er gab keinen Laut von ſich und ſchien ganz mit der Betrachtung ſeiner Nägel beſchäftigt. Kein äußeres Kennzeichen deutete auf Erregung oder Beſtürzung. Offenbar dachte er über etwas nach.

Schon war Ehrhardt mit ſeinem Bericht zu Ende und Kehlmann ſchwieg noch immer. Das war unnatürlich. Ehrhardt hätte es vorgezogen, wenn er gleich losgefahren wäre. Dieſe Ruhe hatte etwas Beängſtigendes; der dicke, aufgedunſene, kahlköpfige Mann war zweifelsohne die ſeltſamſte und unheimlichſte Sphinx, die man ſich vorſtellen konnte. Einen Augenblick fuhr es ihm durch den Sinn: dieſen Menſchen überliſteſt du nicht! Dem ſtehſt du nicht ebenbürtig gegenüber, was Verſtellungskunſt anlangt.

Endlich, nach einigen peinvollen Minuten entſchloß ſich Kehlmann doch, etwas zu ſagen. „Haſt du denn gleich die Anzeige gemacht?" grunzte er, ohne ſeinen Freund und Untergebenen anzuſehen.

„Natürlich!" Ehrhardt berichtete über die Entſendung des Skontiſten Schwellner aufs Detektive-Inſtitut und die Inſtruierung eines Wachmanns.

(Fortſetzung folgt.)



Zwiſchen zwei Meeren.

Von

Dr. Otto Felſing.

Wiſſen Sie, was eine „Bimmelbahn“ iſt, meine Damen und Herren! Ich will es Ihnen ſagen: eine Bimmelbahn, eine weſtholſteiniſche Bimmelbahn wenigſtens, iſt eine eingeleiſige, ſich durch fette Triften und grüne Wälder hinziehende Bahnſtrecke, auf der tagsüber ein paar ſich ſchneckenhaft langſam fortbewegender, bei einer Anzahl lächerlich kleiner Dörfer haltmachender Züge kurſieren, deren Lokomotive faſt fortwährend eine Glocke etwa ſechzigmal in der Minute mit der Kraft und Tonfarbe eines auf Stahlſtangen niederſchmetternden Eiſenhammers automatiſch erdröhnen läßt. Wenn ich noch hinzufüge, daß der Zug noch langſamer als gewöhnlich zu fahren beginnt, ſobald der Führer ſieht, daß ſich eine der zwiſchen den „Knicks“ weidenden, prächtigen Rinderherden Holſteins oder eins der zu Hunderten frei auf der grünen Weide umherſchweifenden Pferde ſpazierenderweiſe auf den Bahndamm begeben hat, wenn ich ſchließlich noch bemerke, daß der Zug ganz ſtillhält, wenn bei einem einſamen Hauſe eine Bäuerin mit blaubaumwollenem Parapluie, oder auch ein barfüßiger Dreikäſehoch, mitten auf dem Geleiſe neben einem Manne ſteht, der mit einer roten, taſchentuchähnlichen Fahne winkt, ſo wiſſen Sie, denk' ich, jetzt ganz genau, was eine Bimmelbahn iſt!

Eine ſolche Bahn alſo war es, die ich zur Fahrt nach dem alten ſtillen, vom modernen Modetrubel noch nicht um alle Behaglichkeit gebrachten Seebade Büſum benützen mußte.

Da die Fahrt recht hübſch langſam ging, ſo hatte ich Muße, die Landſchaft ganz eingehend in Augenſchein zu nehmen, und da ſah ich plötzlich rechts vom dahinſchleichenden Zuge ein Thal ſich öffnen, das zu meiner Verwunderung des Schmuckes der rotbraunblühenden Heide- und der grünen Wieſenkräuter entbehrte, die doch ſonſt überall das Land üppig wuchernd bedeckten. Ich entdeckte in dieſem ſonderbaren geradlinig ſich hinziehenden Thal, auf deſſen Sohle hier und dort eine Lache den ſtahlblauen Himmel und die goldglänzende Sonne widerſpiegelte, ſtatt des Pflanzenwuchſes nur Sand und Haufen von Steinen nebſt rieſengroßen Felsblöcken. Dieſes merkwürdige Thal war nichts anderes als das Bett des **Nordoſtſeekanals**, der ſchon Mitte nächſten Jahrzehnts ſtolze Kriegsſchiffe der größten Dimenſionen von der Oſtſee nach der Nordſee führen wird.

Als ich ſpäter den Kanal beſuchte, war mir das den Journaliſten nicht eben verwöhnende Glück günſtig, denn ich traf unweit des kleinen Bretterſchuppens der Halteſtelle Grünthal, der den Namen „Bahnhof“ eigentlich bloß zum Vergnügen der Einwohner führt, einen Herrn an, welcher beſſer als jeder andere vermochte, mir über das Werden und Wachſen, die Ziele und Zwecke jenes gewaltigen Werkes Auskunft zu geben. Ich kann es mir nicht verſagen, dieſen Herrn meinen freundlichen Leſerinnen und Leſern vorzuſtellen: denken Sie ſich einen Siebziger, deſſen Geſicht zwar nicht gerade ſchön und überdies verwittert und verwettert iſt, aber ein ſo charakteriſtiſches Gepräge hat, daß man ungeachtet der etwas ſehr ländlich-einfachen Kleidung ſich ſofort ſagt: „Der Mann iſt 'was.“ -- Und in der That, der Mann iſt auch 'was: nämlich ein Erbauer von Eiſenbahnen in Gott weiß wie vielen Ländern, ein Ingenieur von hoher Intelligenz und unermüdlicher Arbeitskraft. Aber das iſt nicht alles; der Mann baut nicht nur Bahnen in Ungarn und gräbt mit ſeinen wunderbaren Maſchinen wie dem ſonſtigen, auf ca zwei Millionen Mark bewerteten Arbeitsmateriale das längſte „Los“ des Nordoſtſeekanals, ſondern er braut auch zur ſelben Zeit eines der beſten Biere, und zwar in ſeinen eigenen Brauereien auf dem Muſtergute, zu welchem in ſeinem Beſitz das ehemalige weltberühmte Kloſter Weſſobrunn geworden iſt. Der Gaſt dieſes Herrn — er nennt ſich Sager —, dem ſeine vielfachen Verdienſte um die Verkehrswege der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie den Orden der eiſernen Krone und damit den Adel eingebracht haben — der Gaſt dieſes Mannes war ich einige Tage lang, und mit mir meine ſehr viel beſſere Hälfte, in einem einſamen Hauſe, das mitten auf der blühenden Heidelandſchaft ſteht, wo die honigſammelnden Bienen ſummen, wo die Vögel in aller Herrgottsfrühe ihr Lied anſtimmen, wo ein Wäſſerlein, die Gieſelau, thalab rauſcht und ihr liebliches Murmeln an unſer Ohr tönen läßt . . ., wenn nämlich für einen Augenblick das Pfeifen der fünfzehn, vor die mit Erde gefüllten Laſtzüge gekuppelten, pruſtenden Lokomotiven ſchweigt, wenn in der Schmiedewerkſtatt einen Augenblick das Hämmern der auf klirrendes Eiſen niederſchmetternden Hämmer ruht.

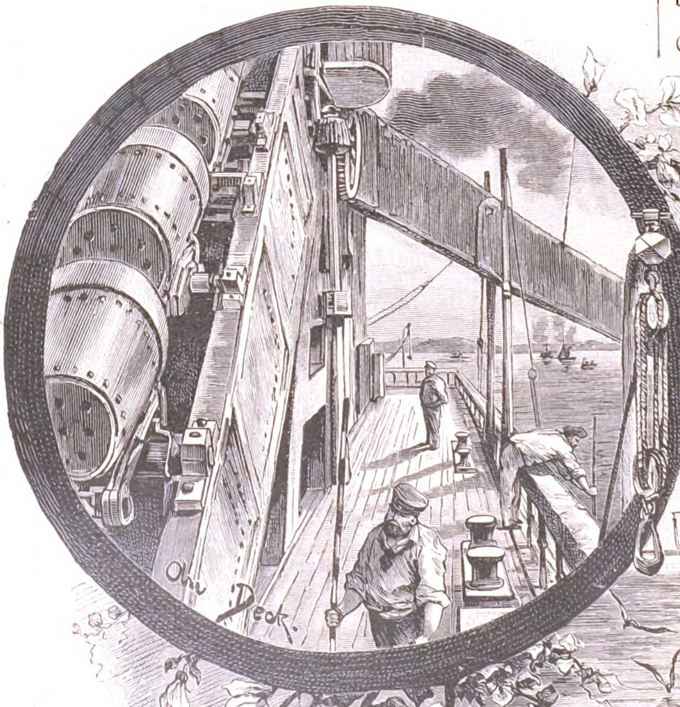
Und jenes Pfeifen der Maſchinen, jenes Hämmern, jenes raſtloſe Arbeiten von etwa 800 Menſchen — es beginnt ſchon früh am Morgen! Schon vor vier Uhr müſſen die acht Ingenieure, welchen Herr v. Sager das einſame Haus auf der Heide erbaut hat, müſſen die ſonſtigen Beamten, Aufſeher ꝛc. draußen im Freien ſein, um die Erdarbeiter zur Pünktlichkeit anzuhalten und ihnen die Stellen der Arbeit zuzuweiſen; ſchon vor vier Uhr heulen die Lokomotiven in lang über die Heide hinziehenden Tönen ihren Morgengruß in die Luft, und pünktlich um vier Uhr hört man auf ſtundenweite Entfernung hin das Quietſchen der rieſigen Erdbagger, wenn ſie über einen Zug von offenen Wagen hinweggleiten und ihn mit dem ausgeſchachteten Sand und den Steinen füllen, die ſich im Sande befinden. — Sehen wir ihnen einmal bei ihrer Arbeit zu!

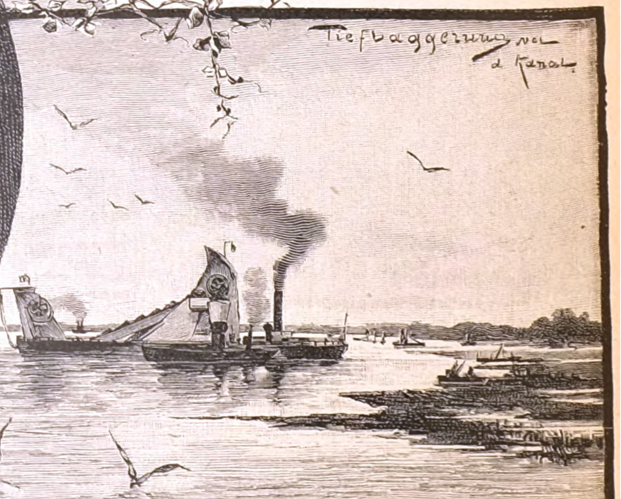
Wir klettern hinunter in die ſchon vor unſerem Kommen gegrabene Thalſchlucht und die jenſeitige Böſchung wieder hinauf. Am Rande der letzteren ſteht einer der gewaltigen „Trockenbagger“, von denen jeder einſchließlich der Transportkoſten auf 53 000 Mark zu ſtehen kommt. Der Bagger hat ungefähr die Form eines eiſernen Hauſes mit einer Längsdurchfahrt. In dieſer Durchfahrt, parallel zum Rande der Böſchung, ſteht der Eiſenbahnzug, deſſen dreißig „Loris“ die vom Bagger loszureißende Erdmaſſe aufzunehmen beſtimmt ſind. Wir klimmen eine ſehr ſchmale, erſichtlich nicht für Damen berechnete eiſerne Wendeltreppe hinauf und ſtehen in einem Maſchinenhauſe, das ſo vom Lärm der arbeitenden Dampfmaſchinen erfüllt iſt, deſſen eiſerne Wände ſo zittern, klappern und klirren, daß man auch ein geſchrieenes Wort kaum verſtehen kann. Wir blicken nun hinunter auf die Stelle, wo der Bagger ſeine Schuldigkeit thun ſoll. Von dieſem Hauſe, das ſich durch die eigene Kraft ſeiner Maſchine von Ort zu Ort bewegen kann, geht eine lange Kette mit 23 kappenförmig gebildeten eiſernen Eimern tief hinunter in die Schlucht. Dieſe Eimer ſind vorn mit mächtig breiten, rund gebogenen ſtählernen Meſſern verſehen, und dieſe faſſen, ſobald der Maſchinenmeiſter neben uns einen Hebel ergreift, tief in das Erdreich hinein, die Eimer füllen ſich mit Sand, Kies und großen Steinen (bis zu 70 Pfund Schwere; die größeren müſſen geſprengt werden), ein Eimer folgt auf den anderen, und alle kommen bis an den Rand gefüllt oben im Hauſe, zwei Schritt weit von uns an, entleeren durch Umkippen ihren Inhalt in den unter ihnen ſtehenden offenen Wagen, bis dieſer gefüllt iſt; dann rückt der Zug um eines Wagens Länge zurück und die inzwiſchen wieder gefüllt oben angekommenen folgenden Eimer beladen nunmehr den nächſten Wagen. Sie brauchen nicht länger als eine Minute für je einen Wagen, und ſo iſt denn der Zug von 30 Wagen gerade in einer halben Stunde gehäuft angefüllt und macht dem hinter ihm angefahrenen leeren Zuge Platz. Auch dieſer wird durch den Bagger binnen 30 Minuten gefüllt, und ſo fort Zug für Zug! — Auf dieſe Weiſe werden täglich nicht weniger als 10 000 Kubikmeter Erde ausgeſchachtet und fortbefördert. Wollte man dieſe ungeheuere Erdmaſſe durch Spaten, regiert von Menſchenhänden, losreißen und forttransportieren — wie lange würde man wohl dazu gebrauchen?

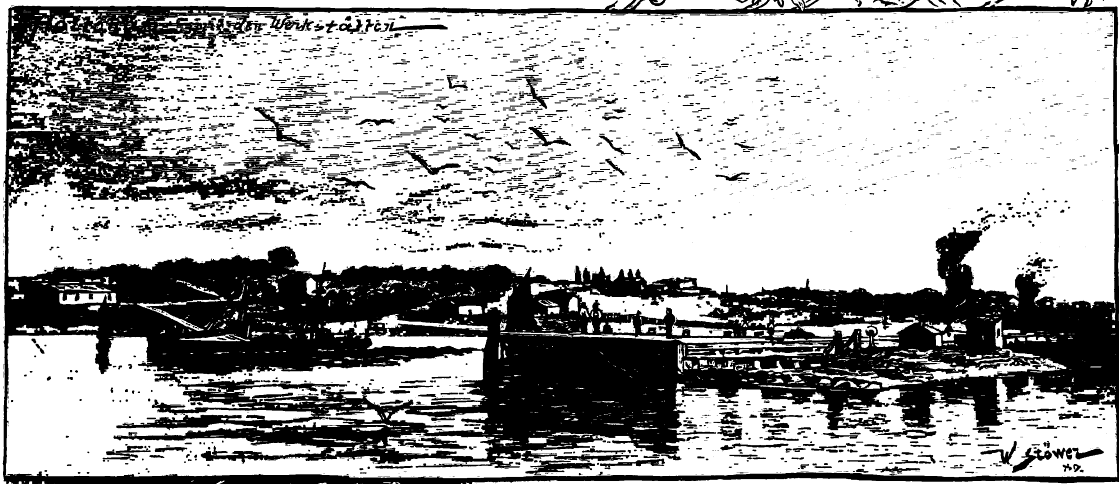
Nicht die kleinſte Sorge für die Kanalbauer iſt es, die ausgeſchachtete Erdmaſſe nun auch wieder irgendwo unterzubringen. Man hat für dieſen Zweck koloſſale Ländereien kaufen müſſen, leitet einen jeden vollgeſchütteten Zug auf leicht verlegbaren, manchmal ſtarke Steigungen zeigenden Schienengeleiſen dorthin, entladet ihn durch Umkippen und führt ſo ein Sand- und Steingebirge von gewaltigem Umfange auf, das ſchon jetzt in der ſonſt flachen Landſchaft auf Stundenweite geſehen werden kann. Die hierfür erforderlich gewordenen Geleiſe der „Arbeitsbahnen“ haben auf dieſer Strecke (Nummer VI des ganzen Kanals) bereits eine Länge von 40 Kilometer; 600 Arbeitswagen und 100 Handmuldenkipper kurſieren auf ihnen. Ein Teil der ausgebaggerten Erde (und zwar 1 700 000 Kubikmeter) wird auch für die Dämme der über den Kanal hinweg zu führenden vier Eiſenbahnen verwendet.

Eine ähnliche Arbeit, wie die „Trockenbagger“, verrichten die an anderer Stelle aufgeſtellten „Naß“- oder „Schwimmbagger“ (jeder im Werte von ca. 130 000 Mark), nur daß dieſe ſtatt trockener Erde Schlamm oder Waſſer aus dem Moor- oder Sumpfwieſengrunde ſchachten.

Nachdem wir die vorhin erwähnte, bergartig aufgeſchüttete Erde überklettert hatten — man nennt ſie hier ſcherzweiſe die „weſtholſteiniſche Schweiz“ — ſahen wir uns einmal danach um, wie denn die mehr als 800 Erdarbeiter, Baggermeiſter, Aufſeher und ſonſtigen Beamten untergebracht und verpflegt werden. Die acht Ingenieure (Ober- und Unteringe-







nieure), welche unter dem Oberbefehl des jetzt in Hanerau lebenden Herrn v. Sager ſtehen, wohnen in dem erwähnten Heidehauſe und werden auch dort von der Wirtſchafterin dieſes „techniſchen Kloſters“ verpflegt. Fehlte es ihnen nicht an jeder Unterhaltung, ſie könnten ſehr zufrieden ſein, denn ihre Zimmer ſind anheimelnd, ja teilweiſe luxuriös eingerichtet und die Verpflegung iſt eine vortreffliche. In betreff der eigentlichen Arbeiter ſieht es freilich ganz anders aus. Dieſe ſind zum größten Teil polniſcher Nationalität; etwa 250 von ihnen wohnen in den kleinen Ortſchaften rings um die vom „Loſe“ VI durchſchnittene Kanalſtrecke, ebenſo wie die Werkführer, Aufſeher, Baggermeiſter u. drgl. Sie müſſen in den Ortſchaften wohnen, wenn ſie verheiratet ſind: denn ein Weib darf — außer der Frau des Verwalters — die Baracken, welche für die übrigen 600 Mann eingerichtet wurden, nicht betreten! Von dem Verwalter dieſer Baracken geführt — die Baracken auf der ganzen Länge des Kanals ſind von der oberſten Behörde dieſes Unternehmens, der „Kaiſerlichen Kanalkommiſſion“ eingerichtet — durchſchritten wir die zwar aus Holz gebauten, ſonſt aber ganz kaſernenmäßig eingerichteten Unterkunfts-, Schlaf- und Speiſeräume. In den Schlafräumen ſtehen die Betten nach Kaſernenweiſe dreifach übereinander. Die großen Speiſeräume ſind luftig und hell, aber von denkbarſter Einfachheit der Einrichtung, und was die Küche anlangt, ſo würde wohl manch eine ſorgliche Hausfrau beim Anblick der ungeheueren ſchiffsküchen- oder „kombüſenartigen“ Keſſel, in welchen mit Dampfheizung gekocht wird, erſchrocken denken: „Gott ſei Dank, daß ich nicht Tag für Tag ſo viele zu füttern habe, wie die Frau Verwalterin!“ — Neben der Küche befindet ſich die „Kantine“, in der die Mannſchaften für lächerlich geringe Preiſe all die kleinen Gebrauchsartikelchen des täglichen Lebens kaufen können. Billig wie dieſe ſind auch Unterkunft und Mahlzeit, denn der Mann hat für ſein Schlaflager und Mittageſſen nur 45 Pf. zu zahlen, und zwar bei einem Tagelohn von 3.25 bis 3.75 Mark. (Die Baggermeiſter erhalten pro Tag 8 Mark.) Das Eſſen iſt gut, aber doch bei den Arbeitern nicht gerade beliebt, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil zu wenig Abwechſelung in den Mahlzeiten vorhanden iſt. — In dem einen Flügel des dreiteiligen Barackenlagers befindet ſich auch ein Betſaal, in dem Gottesdienſt abgehalten werden kann (wo nicht ein Holzkirchlein mit kleinem Turm vorhanden iſt), und in einem anderen Flügel ein Baderaum, der leider zu wenig benützt wird: hauptſächlich deshalb nicht, weil die Badenden das nötige Waſſer ſelber heraufpumpen müſſen.

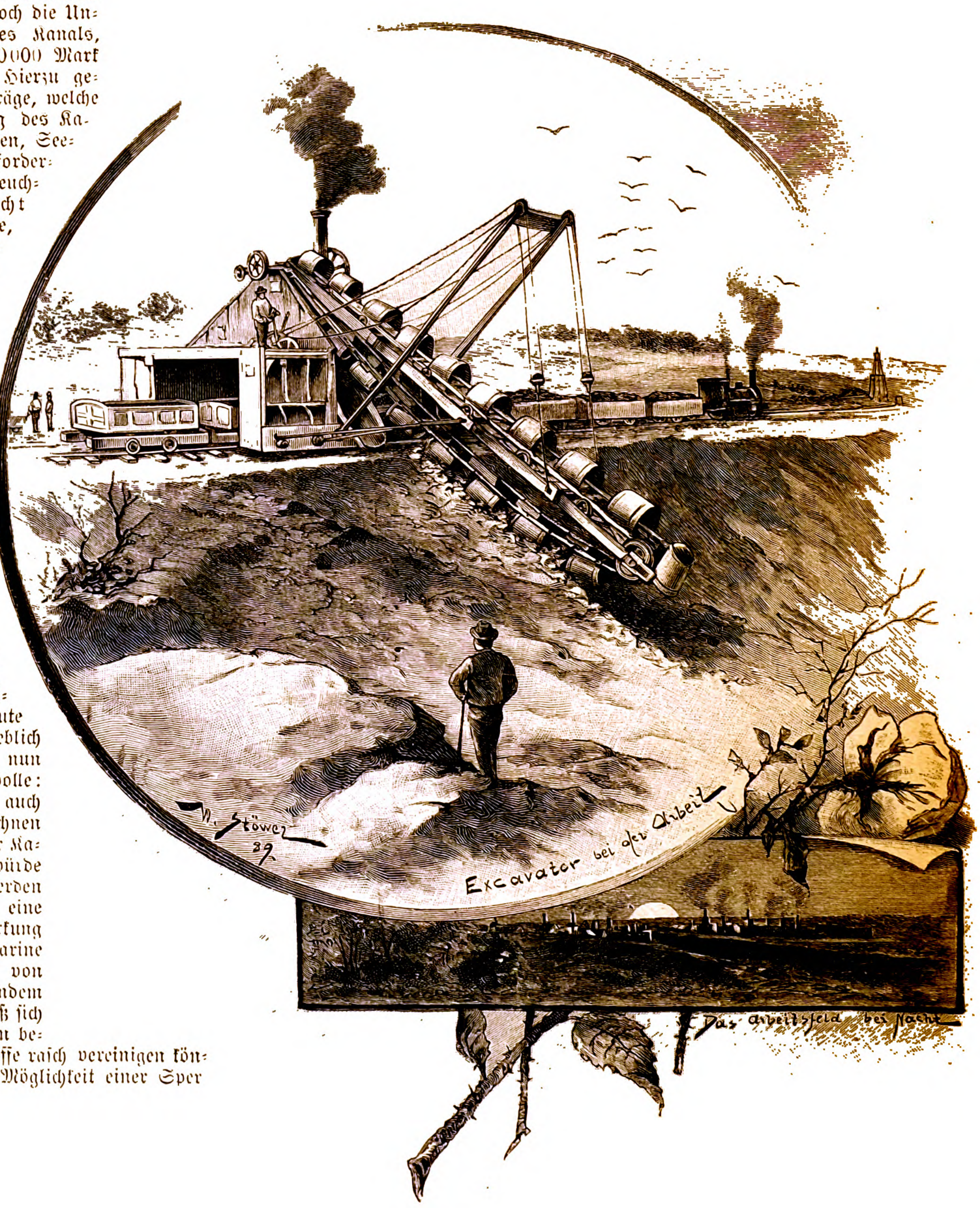
Auf unſerem Rückwege zum Ingenieurhauſe überſchreiten wir die Schlucht des werdenden Kanals auf einem bequemeren Wege als vorhin; wir wandern nämlich über den die Chauſſee tragenden Damm, an der Stelle, wo künftighin eine aus Eiſen konſtruierte Brücke den fertigen Kanal in kühnen Bogen überſpannen wird. Sie wird mit ihren beiden Fußpunkten auf zwei Dämmen ruhen, die, von dem ausgebaggerten Material gebildet, die Kleinigkeit von ca. zwei Millionen Kubikmeter Erde enthalten werden. Dieſe Brücke wird die größte und zugleich die einzige feſte von den ſechs Brücken des Kanals ſein; ſie wird eine Länge von 180 Meter haben und ſich 44 Meter über den Waſſerſpiegel erheben. Die anderen fünf Brücken ſind Drehbrücken. Im übrigen wird der Verkehr über den Kanal in der Nähe von Ortſchaften je nach Bedarf in Kähnen oder Fähren bewerkſtelligt. — Während die Tiefe des Kanals 9½ Meter, die obere Breite an den Randböſchungen 67 Meter, die Waſſerſpiegelbreite 60 Meter, und die Sohlenbreite 26 Meter beträgt, wird er ſich mit geringem, durch die verſchiedene Tiefe der Baggerung ausgeglichenem Gefälle in einer Länge von 98 Kilometer durch die holſteiniſchen Lande von der Oſtſee nach der Nordſee hinziehen. Er beginnt einerſeits bei Holtenau an der Kieler Bucht und mündet andererſeits einige Kilometer oberhalb Brunsbüttel, ziemlich nahe der Mündung der Elbe in die Nordſee.

Es mag an dieſer Stelle nur nebenbei erwähnt ſein, daß hier nicht der erſte Verſuch einer Verbindung der beiden Meere durch einen Kanal vorliegt. Ein ſehr viel ſchmächtigerer Kanal, der nur für ganz kleine Schiffe brauchbar war, wurde ſchon im Jahre 1391 begonnen und 1398 vollendet. Er ging von der in die Oſtſee strömenden Trave in die Elbe unweit ihrer Mündung in die Nordſee. — Beinahe zwei Jahrhunderte ſpäter wurde ein zweiter Nordoſtſeekanal gebaut, der das Flüßchen Beſte, welches in die Trave mündet, mit der Alſter verband, die ſich ja bekanntlich in die Elbe ergießt. Dieſer Kanal hatte das ſonderbare Schickſal, daß er ſchon ein Vierteljahrhundert nach ſeiner Vollendung (1550) von einem über die Städte Hamburg und Lübeck erboſten Gutsbeſitzer, einem der „Anlieger“ des Kanals, einfach zugeſchüttet wurde; ſehr bedeutend kann er alſo wohl nicht geweſen ſein. Ein dritter Kanal wurde im 18. Jahrhundert gebaut. Kein Wunder, daß fort und fort ſolche Kanäle hergeſtellt und öfter noch projektiert wurden, denn ihre Wichtigkeit wurde allerſeits eingeſehen; ſchrieb doch in Bezug auf eines dieſer frühen Projekte Herzog Adolf von Schleswig-Holſtein-Gottorp unterm 16. Auguſt 1571 an Kaiſer Maximilian II.:

> „Vndt wirdt bey meiner Stadt Kiell an der Oſt Sehe belegen die gelegenheit erſpüret vnd befunden, das man einen graben vngefehrlich zweytauſent Rutten lang eine Schiffarth durch etzlichen Sehe vnd Aven bis In den Waſſerfluß, die Eider genandt, kant gemachet werden, Welcher Waſſerfluß, an Im ſelbſt Schiffreich iſt vnd in die Weſt Sehe ſeinen Fall hat.“

Jener dritte wirklich ausgeführte Kanal, welcher 1780 vollendet wurde, iſt der altbekannte, noch heute benützte „Eiderkanal“, der freilich ſo ſchmal und flach iſt, daß er nur ganz kleine Schiffe zu befördern vermag. — Seit der Zeit ſind aufs neue eine Menge von Projekten, namentlich in unſerem Jahrhundert, ausgebrütet worden, von Berufenen und Unberufenen, bis dann endlich der Kaufmann Dahlſtröm aus Hamburg, mit Aufwendung einer rieſenhaften Energie und unter Heranziehung der bedeutendſten fachwiſſenſchaftlichen Autoritäten, jenes Projekt zu ſtande brachte und in einem umfangreichen, aber nur für Ingenieure genießbaren Buche das darlegte, was wir jetzt entſtehen ſehen, nachdem der Reichstag, reſp. Preußen, die Koſten bewilligt hat. Sie betragen nach dem Voranſchlage, der ja bekanntermaßen bei ſolchen Unternehmungen gewöhnlich bedeutend überſchritten wird, nicht weniger als 156 Millionen Mark, zu welchen der Staat Preußen einen à fond perdu geſchriebenen Beitrag von 50 Millionen Mark im voraus gewährt hat. Für 10 Millionen hat man Grund und Boden erwerben und die durch den Kanal geſchädigten anliegenden Beſitzer abfinden müſſen; gerade dieſe Summe aber iſt es, welche wohl noch ſtark anſchwellen wird, denn faſt ſämtliche Anlieger (wenigſtens innerhalb des Loſes VI) haben wegen angeblich viel zu geringer Abfindung gegen die Reichskanalkommiſſion Prozeſſe angeſtrengt. Die Hafen- und Schleuſenanlagen mit den Kais an den beiden Endpunkten des Kanals ſind auf 25¼ Millionen veranſchlagt. Sie würden billiger ſein, wenn nicht natürlicherweiſe die Endpunkte des Kanals militäriſch ſo ſtark befeſtigt werden müßten, daß feindlichen Flotten die Forcierung der Einfahrt unbedingt verwehrt werden kann. Die Brücken koſten nur 7 Millionen; zehnmal ſo viel Geld aber, gerade 70 Millionen, ſind lediglich für jene Erd- und Baggerarbeiten (die wichtigſten aller Arbeiten an dem Kanal) ausgeworfen, denen wir vorhin bei Grünthal im Gieſelauthale, Gemarkung Beldorf, ein wenig zuſahen. Zu dieſen Summen kommen natürlich noch die Unterhaltungskoſten des Kanals, welche jährlich 1900000 Mark betragen werden. Hierzu gehören auch die Beträge, welche für die Beleuchtung des Kanals durch Leuchtbojen, Seelaternen u. ſ. w. erforderlich werden. Die Beleuchtung geſchieht nicht mit elektriſchem Lichte, wie man wohl glauben könnte; es iſt für praktiſcher gehalten worden, die Bezeichnung des Fahrwaſſers durch Fettgas nach dem Syſtem Pintſch herzuſtellen.

Man wird nun fragen: wird der Kanal dieſe ungeheuren Summen auch nur einigermaßen wieder einbringen, wird er ſie auch nur verzinſen? — Die Urheber des Projekts ſind dieſer Meinung; andere Leute zweifeln ganz erheblich daran! Dem mag nun aber ſein wie ihm wolle: ſelbſt wenn wir auch nicht darauf rechnen dürften, daß ſich der Kanal rentiere, er würde doch gebaut werden müſſen, weil er eine gewaltige Verſtärkung unſerer Kriegsmarine ohne Vermehrung von Schiffen bedeutet, indem er es ermöglicht, daß ſich die in beiden Meeren befindlichen Kriegsſchiffe raſch vereinigen können, ohne mit der Möglichkeit einer Sperrung der Durchfahrt zwiſchen Dänemark und Skandinavien rechnen zu müſſen! Außerdem aber — und das iſt ſicher ein nicht hoch genug zu veranſchlagender Vorteil des Kanals — wird ein koloſſaler Geldbetrag an Schiffen geſpart, da nicht mehr ſo viele wie bislang in dem ſtürmevollen Skagerrak ſcheitern werden, weil die Schiffe künftighin, ohne jede Gefährdung, von dem einen Meer ins andere durch den Kanal fahren können; von den Menſchenleben, welche dadurch erhalten werden, gar nicht zu ſprechen! Sind doch nach amtlichen Ausweiſen in den Jahren 1877—1881 auf der Fahrt um die Nordſpitze Dänemarks allein 92 deutſche Schiffe im Wert von 3 bis 4 Millionen Mark (ohne den der Ladung!) verloren gegangen, und ferner eine faſt ebenſogroße Anzahl in jenen Gegenden, unaufgeklärt wo, verſchwunden. An Schiffen aller Nationen gehen jährlich bei der Fahrt um Kap Skagen nicht weniger als rund 200 verloren, wie amtlich feſtgeſtellt iſt. Faſt alle Schiffe, die ſeither die ſo berüchtigte Fahrt um das Kap Skagen machten, werden künftighin durch den Kanal gehen, wenngleich ſie eine ziemlich hohe Durchfahrtsgebühr werden zahlen müſſen, nämlich 75 Pf. pro Regiſtertonne. Man ſchätzt die Zahl der ſpäter den Kanal paſſierenden Schiffe amtlich auf etwa 18000 pro Jahr mit einem Raumgehalt von 5½ Millionen Regiſtertonnen ... ob mit oder ohne die natürlich gebührenfrei paſſierenden Kriegsſchiffe, vermag ich leider nicht zu ſagen. — Der Kanal kürzt den Seeweg für die Schiffe folgendermaßen ab: um



200 Seemeilen für Schiffe von der Themſe nach der Oſtſee und noch mehr — ſo wenig einleuchtend dies auch auf den erſten Blick erſcheinen mag — für Schiffe, die aus der Elbe- und Weſermündung in die Oſtſee wollen; denn dieſe letzteren Schiffe haben jetzt (um das Kap Skagen) in die Oſtſee faſt 300 Meilen mehr zu machen, als Schiffe, welche z. B. von New Caſtle in Schottland nach der Oſtſee ſteuern. Es begreift ſich, daß es unſerem Handel und der Verwertung unſerer Landesprodukte ſehr zu gute kommen muß, wenn die Route aus deutſchen Nordſeehäfen in die Oſtſee kürzer wird, als die Route von engliſch-ſchottiſchen Häfen aus; denn nunmehr werden z. B. Kohlen und Eiſen aus Weſtdeutſchland durch die geringere Frachtgebühr eine Preiserniedrigung erfahren, welche ſie im Oſtſeegebiet, und von da aus landeinwärts, konkurrenzfähig mit dem engliſchen Kohlen-, Stahl- und Eiſenmaterial machen wird. — Der Zeit nach gemeſſen, wird die Fahrt von der deutſchen Nordſeeküſte bis zur deutſchen Oſtſeeküſte für Segelſchiffe um 53—96 Stunden kürzer werden als bisher, und für Dampfſchiffe um 36—64 Stunden.

Schon aus dieſen kurzen Andeutungen über den im Werden begriffenen Nordoſtſeekanal läßt ſich erſehen, daß es ſich hier um ein großes, gewaltiges Werk handelt, um einen Kanalbau, der weit bedeutender iſt, als z. B. der auf dem Wege internationaler Reklame in einen Glorienſchein gehüllte Panama-Kanal, der obenein jämmerlich „verkracht“ iſt und Tauſende von kleinen Rentnern um ihre ſauer erworbenen Erſparniſſe gebracht hat! Denn während der Nordoſtſeekanal, wie wir oben geſehen, eine Breite von 67 Meter und eine Länge von 98 Kilometer hat, wird die Durchſtechung der Landenge von Panama nur eine Breite von 50 Meter und eine Länge von 73 Kilometer haben — wenn ſie jemals vollendet werden ſollte! Das deutſche Werk, auf das Deutſchland mit Recht ſtolz ſein darf, wird aber unter allen Umſtänden vollendet, es wird in wenigen Jahren ſchon der Schiffahrt übergeben werden; dafür ſorgen nicht nur die ſich auf Millionen belaufenden Kautionen, welche die Unternehmer haben ſtellen müſſen, dafür ſorgt vor allem das ihnen ſamt und ſonders innewohnende Gefühl, hier an einem Nationalwerke mitzuſchaffen, deſſen Vollendung dem ganzen Vaterland zur Ehre gereicht.

Das erſte Wild.

Von

Silveſter Frey.

Der Weidmann und der Feinſchmecker haben gemeinſam eine Zeit zu beſtehen, welche für beide manche Aehnlichkeit aufweiſt. Dem einen fehlt der leckere Biſſen in der Schüſſel, dem andern die Möglichkeit, ſich mit dem Rohr die Freuden zu verſchaffen, auf welche ſein Sinn vorzugsweiſe gerichtet iſt. Das dauert ſo ziemlich den ganzen Sommer. Allenfalls kann ſich der Feinſchmecker noch einen Erſatz verſchaffen durch andere Schüſſeln, welche ſeinem Gaumen zuſagen. Aber der Weidmann bleibt immer übel dran, weil es für den Sport, welchem er huldigt, keinen Erſatz gibt. Gerade die Jahreszeit alſo, wo die Luſt dem Leben in der Bruſt des Menſchen am lauteſten erwacht iſt, verurteilt ihn zum Nichtsthun und deshalb zu einer Stimmung, welche mit dem allgemein herrſchenden Frohſinn wenig gemein hat. Er wird vielleicht ſogar um ſo viel mürriſcher und unluſtiger ſein, je tiefer ihm die echte Weidmannsnatur in den Gliedern ſteckt. Erſt die Nähe des Herbſtes läßt ihn zu einem Leben erwachen — jene ſonnigen, heißen Tage, welche ſich zum Abend hin merklich abkühlen, um von einer darin noch geſteigerten Nacht gefolgt zu werden. Dann fällt der Tau reichlich, ein fein gegliederter Regen, deſſen einzelne Tröpfchen beim Gruß der neu erwachenden Sonne wie Diamanten blitzen. Das iſt die Zeit, wo unſer Nimrod aus ſeinem — Sommerſchlaf erwacht. Der Jagdtrieb regt ſich, er wittert Wild. Es iſt dieſelbe Zeit, auf welche ſich auch der Feinſchmecker freut; nunmehr wird ihm endlich das ſo lange und ſehnlichſt erhoffte Gericht wieder auf die Tafel kommen. Inzwiſchen hat der Weidmann bereits zur Büchſe gegriffen. Er legt ſie an, er zielt, und als erſtes Opfer derſelben fällt — das Rebhuhn.

Die Rebhühner ſind ein überaus geſelliges und munteres Völkchen. Dabei ſchauen ſie mit ihrem hübſchen, gedrungenen Körper ſchmuck aus, wie ein Weſen, das gute, geſunde Koſt gehabt hat und dem ſein Futter gut angeſchlagen. Bevor noch der Tag graut, hört man ihr lautes Rufen. Sie erwachen ſchier eher als die übrigen Bewohner von Wald und Hag und eher als dieſe fühlen ſie die Luſt nach Speiſe und Trank in ſich aufſteigen. Jener Ruf gilt denn auch vom Elternpaar aus den Jungen; jenes lockt dieſe, um gemeinſam mit ihnen nach Aeſung aufzuſteigen. Ein abgerodeter Weizenacker in der Nähe iſt das Ziel des Fluges. Sie fallen förmlich auf denſelben ein, ſtillen ihren Hunger und „ſtauben“ ſich auf dem lockeren Boden, indem ſie bald den einen bald den andern Flügel fächerartig ausbreiten, und ſich nach allen Seiten wenden. Das dauert ſo eine Weile, meiſt bis die Sonne aufgeht und im Lichte des Tages die Tautropfen verdunſtet ſind; dann „ſtehen“ die munteren Leutchen haſtig „auf“ und fliegen davon.

Das Zuſammenleben der Rebhühner in ſogen. Völkern oder Ketten dauert fort bis zum Eintritt des Frühjahrs. Eine Störung tritt nur dort ein, wo ſie durch das Rohr oder die Nachſtellungen der Raubvögel herbeigeführt werden ſollte. Wie bei den Haushühnern, gibt es auch hier überwiegend mehr Männchen als Weibchen. Dieſes Mißverhältnis veranlaßt in der Paarungszeit viele oft recht heftige Kämpfe. Dadurch wird das Brutgeſchäft nicht nur verzögert, ſondern ſogar oftmals gänzlich verhindert. Wer ſo glücklich iſt, ein Weibchen zu beſitzen, begibt ſich mit demſelben an einen Ort, wo reichliche Aeſung wächſt, um alsdann hier ungeſtört die Vorbereitung zur Familienbildung zu treffen. In dem jungen Haushalt lebt man ſehr zärtlich und aufmerkſam. Bei zufälliger Abweſenheit der Henne fängt der Hahn an laut zu rufen. Sie folgt dem Ehegatten ſchnell und duckt ſich gehorſam, während jener unter beſtändigem Kopfnicken mit ausgebreiteten Flügeln um ſie herum ſtolziert. Inzwiſchen baut man unter Girren und Gackern ein kunſtloſes Neſt aus Grashalmen. In eine Ackerfurche wird es gelegt oder in den lauſchigen Winkel einer Feldhecke. Gewöhnlich nimmt es 14 bis 18 Eier auf, welche innerhalb dreier Wochen ausgebrütet werden. Sind mehr vorhanden, ſo iſt anzunehmen, daß ein anderes Weibchen, welches durch die Eiferſucht der Hähne am Neſtbau verhindert worden, dieſelben hineingelegt hat. Deshalb iſt es von Wichtigkeit für Jagdeigentümer, dieſe ſchon während der Paarungszeit abzuſchießen. Denn die verwitwete Henne iſt von Freiern ſo umworben, daß ſie ganz gewiß nach Verlauf weniger Tage ein neues Ehebündnis ſchließt.

Das dem Ei entſchlüpfte Junge folgt den Eltern ſo gehorſam, wie dieſe es für ihre treue Pflege verdienen. Gegen Ende Oktober iſt es bereits völlig ausgewachſen, aber die Eltern fahren fort, es mit inniger Zärtlichkeit zu hüten. Sobald eine Gefahr bevorſteht, laſſen ſie vorſichtig den Warnungsruf erſchallen. Der Inſtinkt lehrt die Jungen auch raſch genug, dieſen zu erkennen. Wenn ſie des Fliegens noch nicht kundig ſind, laufen ſie pfeilſchnell unter hohes Gras oder abgemähtes Getreide. Aus dieſem Verſteck kommen ſie nicht eher hervor, als bis ſie wiederum den Ruf der Alten vernehmen. Dabei iſt es charakteriſtiſch, wie dieſe die Aufmerkſamkeit der ſie verfolgenden Tiere abzulenken verſtehen. Bekanntlich haben die Rebhühner eine dem Hunde ſehr angenehme Witterung. Stößt dieſer nun auf eine noch nicht flugbare Kette, ſo ſteht zuerſt der Hahn auf. Er hält aber ſogleich wieder ein, um die Lüſternheit des Hundes zu reizen. Jetzt läuft jener, abwärts von ſeinen Jungen, hin und her, um den Verfolger irre zu leiten. Dieſe Zeit ſoll die Henne benützen, um ihre Brut inzwiſchen in Sicherheit zu bringen. Der geübte Weidmann wird dieſe Situation ſofort erkennen. Augenblicklich ruft er den Hund ab, woſern er nicht „aasjägeriſch“ die Alten ſchießen und die ihrer Führung beraubten Jungen alsdann einem ſicheren Untergang preisgeben will.

Ueberhaupt ſchießt der richtige Weidmann ſtets ſeine Beute mit vorſorglicher Rückſicht auf die Nachzucht und die vorhandenen Ketten. Im allgemeinen treibt man dieſe nicht leicht fort, noch führt man ihren Untergang herbei. Selbſt wenn man ſie im Herbſt dezimiert, behält man ſie in den meiſten Fällen im Revier. Der Inſtinkt gibt ihnen ein, daß ſie ſich durch jede Ueberſiedelung nur noch größeren Gefahren ausſetzen. Dieſe geht keineswegs allein vom Rohr des Weidmanns aus. Raubvögel, zumal der Habicht, verfolgen ſie am Tage, in der Nacht ſind Füchſe, Marder und Katzen die hauptſächlichſten Feinde. Aus Furcht vor dieſen übernachtet das Rebhuhn niemals im Holze; allabendlich verläßt dies dasſelbe, um in das Feld einzufallen. An einer vor dem Winde geſchützten Stelle kratzen ſich die Tierchen die Vertiefung für das Lager aus. Dann reihen ſie ſich kreisförmig, den Kopf gegen innen gerichtet, aneinander und bringen ſo die Nacht zu. Damit kein Raubtier Witterung von ihnen bekommt, laufen ſie nach dem Einfall nicht mehr umher. Zur Verhütung eines Ueberfalles ſtellen ſie jedesmal vorſorglich eine Wache aus, die wider den Wind gerichtet iſt.

In demſelben Maße, wie ſich die Kultur verbreitet, wird den Rebhühnern immer mehr der Schutz entzogen, deſſen ſie bedürfen. Zumal im Winter, wenn ihre Feinde hungriger und deshalb kühner ſind, iſt ihre Lage oftmals gefährdet. Als ob ihnen nun die Nähe des Menſchen eine größere Sicherheit biete, findet man ſie in ſchneereichen Wintern nachbarſchaftlich demſelben zugeſellt. Dann bereiten ſie ſich an Gartenzäunen oder unter Obſtbäumen ihr kreisrundes Lager. Kümmerlich friſten ſie hier von Grasſpitzen oder verſtreuten Samenkörnern ihr Daſein. In dieſer Zeit der Not ſind ſie nichts weniger als ſcheu. Kommt jemand in ihre Nähe, ſo recken ſie neugierig die Köpfchen in die Höhe, drücken ſie jedoch ſogleich nieder, ſobald ſie ſich entdeckt meinen. Wie geſagt, ermöglicht zumal in Deutſchland die fortſchreitende Bodenkultur ihren Feinden den Angriff auf ihre Exiſtenz. Ueberhaupt iſt mit dieſem Wilde allmählich eine bedeutende Veränderung dem Jäger gegenüber vorgegangen. Das Benehmen des Rebhuhnes läßt nämlich den Schluß zu, daß es ſich gewiſſermaßen ziviliſiert habe. Dieſer Fortſchritt, von den Eltern den Jungen jedesmal übermittelt, ſcheint von Generation zu Generation zuzunehmen. Ehedem zahmer und bei ihrer eigentlich urſprünglichen Liebenswürdigkeit für den Menſchen leicht zugänglich, zeichnen ſie ſich jetzt geradezu durch ihre Wildheit aus. Scharfe Beobachter des Tierlebens und der Jagd auf dieſem Gebiete wundern ſich darüber keineswegs. Wenn das Rebhuhn ſeine Taktik der früheren Zeiten beibehalten hätte, wo ſich die Völker buchſtäblich unter den Füßen des Jägers erhoben und nach Empfang der beiden Schüſſe auf kurze Entfernung in die erſtbeſte Deckung niedergingen, ſo iſt es wohl klar, daß bei der heutigen Vollkommenheit der Feuerwaffen und beſonders bei der ungeheuren Vermehrung ſeiner Feinde dieſes Wild ſchon im Ausſterben wäre. Der Weidmann hatte ja am erſten Tage Gelegenheit, ſieben- bis achtmal ſeine Dublette zu machen. So hat das Rebhuhn ſein Verteidigungsſyſtem auf das Niveau unſerer Fortſchritte erhoben: es ſucht heute vielmehr in den Füßen als auf den Flügeln ſein Heil; es verliert ſeine Verfolger niemals aus den Augen; nur der Uebertragung dieſer Manöver auf die junge Brut kann es die Erhaltung ſeiner Art verdanken. Dem immer mehr einreißenden unweidmänniſchen Betrieb der Jagd wäre es ſonſt gar bald möglich geworden, uns dieſes Wildes gänzlich zu berauben.

Das Fleiſch des Rebhuhnes beſitzt eine Zartheit und einen Wohlgeſchmack, die es zu einer Lieblingsſchüſſel auf unſerem Tiſch beſtimmen. Unſere Hausfrauen ſetzen ihren Stolz darein, dieſen Vogel dem Gaumen ſo angenehm wie nur möglich zu machen. Als erſtes Wild bei der Scheide zwiſchen Sommer und Herbſt wird es von den Feinſchmeckern denn auch aufs herzlichſte bewillkommt. Hier mag ein Verslein Platz finden, durch welches die Hausfrau ihre Tochter in die Geheimniſſe der Kochkunſt dieſes koſtbaren Huhnes leicht behaltbar einführen kann:

„Iſt gelb der Tritt des Huhns, gleich der Zitrone,
So iſt's von dieſem Jahre zweifelsohne;
Doch rechne davon zwei auf einen Kopf,
Sie werden dir gar ſehr gering im Topf!
Das Huhn mit Tritten, gelb wie Apfelſine,
Vor allem dir zum ſaft'gen Braten diene.
Bei hellem, grauem Tritte laß dir raten,
Ein halbes Stündchen länger es zu braten.
Scheint dunkel ſchon des Huhnes Trittes Grau,
So kocht's vorm Braten erſt die kluge Frau.
Bleigraue Tritte, Schnabel beinah weiß,
Rings um die Augen ein hellroter Kreis:
Laß ab! Umſonſt ſind Speck und Fett und Butter;
Derart'ge Hühner ſchenk' der — Schwiegermutter!“

Aber ſelbſt der bürgerliche Tiſch braucht auf das Rebhuhn noch immer nicht zu verzichten; es kommt auf die Märkte der großen Städte vorläufig in ſo anſehnlicher Zahl, daß ſein Preis nicht gar zu hoch zu ſteigen pflegt. Allerdings fehlt es nicht an Schwarzſehern, welche behaupten, daß das Rebhuhn bald mehr und mehr von unſerer Tafel verſchwinden dürfte; es wird ſeltener werden und darum im Preiſe ſo ſteigen, daß es nur noch als ein Leckerbiſſen betrachtet und demgemäß bezahlt werden kann. Sie ſtützen ſich mit dieſer Behauptung auf die Gründe, welche wir oben dargelegt haben. Wieder andere wollen das Rebhuhn zähmen und zu der übrigen gackernden Schar unſeres Hühnerhofes geſellen. Zutraulich und zähmbar, wie der Vogel es iſt, würde er hierher paſſen. Verſuche, welche in dieſer Hinſicht angeſtellt wurden, haben auch recht gute Reſultate erzielt. Dabei vergißt man jedoch, daß das Rebhuhn als Haustier bei weitem nicht mehr die Stelle einnehmen würde, welche es augenblicklich inne hat. Vor allem iſt es alsdann kein Wild; dem Rohr des Weidmanns fehlte die Beute, welche ihn hinauslockt in ſein grünes Revier, und das Gericht auf dem Tiſche entbehrte des Wohlgeſchmacks, nach welchem heute die Zunge des Feinſchmeckers ſo lüſtern iſt. Jedoch bis dahin hat es wohl noch eine tüchtige Spanne Zeit! Vorläufig behält das Rebhuhn auf dem Felde und in der Küche die Stelle, welche es den Menſchen ſo wert macht.

Der Nagel des Ali Juſſuf.

Von

Heinrich Landsberger.

Lebte einſt vor vielen Jahren
In Iskanderun ein Derwiſch,
Hieß mit Namen Ali Juſſuf,
Hochberühmt bei allen Gläub'gen
Ob der Frömmigkeit und Weisheit,

Namentlich der Weisheit aber,
Mit der Gott begnadet hatte
Ihn vor allen ſeinesgleichen.
Und von Alis Weisheit will ich
Euch erzählen jetzt ein Stücklein.
Zu den Gönnern Ali Juſſufs
Zählte auch der reiche Mahmud,
Ein hochangeſeh'ner Kaufmann.
Ungezählte Güter bargen
Seine Speicher. Seine Schiffe
Fuhren bis zum Schwarzen Meer,
Kaffee, Spezereien tragend
Und viel andre Koſtbarkeiten,
An der Börſe aber galten
Seine Wechſel prima-prima.
Mahmud hatte vor der Stadt
Sich ein wunderſchönes Landhaus
Hingebaut, wo er am Freitag,
Dieſem heil'gen Sabbatstage
In dem Schoß der lieben Seinen
Von der Woche Müh' und Laſten
Der Erholung pflog zu pflegen.
Wie geſagt, zu Alis Gönnern
Zählte auch der reiche Mahmud,
Denn er lud den armen Derwiſch
Jeden Freitag in ſein Landhaus,
Hieß an ſeinen Tiſch ihn ſitzen,
Sich an Trank und Speiſe laben,
Auch am Tſchibuk und am Mokta,
Bei den Franken nennt man's Freitiſch.
Ali Juſſuf, der als weiſer
Mann zu würdigen verſtand
Einen guten Happenpappen,
War das ein geſund'nes Freſſen.
Um ſich dankbar zu bezeigen
Für die Gunſt des reichen Mahmud,
So erzählte er am Tiſche
Luſt'ge Schnurren, Anekdoten,
Auch manch heiteres Hiſtörchen
Aus der Chronique scandaleuse,
Kitzelte dem reichen Mahmud
Und den Seinen ſo das Zwerchfell,
Bis ſie auf dem Bauche lagen
Und aus vollem Halſe lachten:
„Haha haha haha ha!“
Alſo fand ſich Ali Juſſuf
Jeden Freitag bei dem reichen
Kaufmann Mahmud ein zu Gaſte
Stets mit großem Appetit. —
Wieder war genaht ein Freitag
Und die traute Mittagsſtunde,
Und der weiſe Ali Juſſuf
Pochte an die Thür des Hauſes.
Da — ein ſchreckensbleiches Antlitz,
Das des wohlbekannten Pförtners,
Streckt ſich durch des Thores Spalte:
„Macht, o Juſſuf, daß Ihr fortkommt,
Denn der Herr iſt ſchlechter Laune,
Denkt nur, der Kaſſierer iſt ihm
Durchgegangen über Nacht.
Hört doch, wie er donnerwettert,
Flucht und tobt und raſt und alles
Kurz und klein ſchlägt. Ja, mir ſelber
Schmiß er einen Nelkentopf
An den Schädel. Seht die Beule!
Wollt Ihr vor dem gleichen Schickſal
Euch bewahren, flieht, o flieht!“
Höchſt beſtürzt vernahm dies Ali,
Denn der Magen knurrte ihm
Ganz gewaltig und kein einz'ger
Aſper war in ſeiner Taſche,
Wie bei Dichtern und Gelehrten
Das bekanntlich alter Brauch iſt.
Sollt' er ſich betrogen ſehen
Um die leck're ſchöne Mahlzeit,
Weil ein ſchuftiger Kaſſierer
Durchgegangen über Nacht?
„Nein,“ rief es in Alis Herzen,
„Niemals, niemals, nimmermehr!“
Sprach zum Pförtner dann: „Mein Lieber,
Macht um mich Euch keinen Kummer,
Bin ein guter Freund von Mahmud
Und ſein Grimm wird mir nicht ſchaden,
Laßt mich darum ruhig ein!“
Alſo ſprach der weiſe Ali
Und erklomm die Marmortreppe
Achtend nicht des Pförtners Warnung,
Klopfte an die Stubenthüre,
Wütend brüllt's heraus: „Herein!“
Und ins zornentflammte Antlitz
Mahmuds blickte Ali Juſſuf:
„Du, was willſt du?“ ſchnaubte Mahmud
Ihn mit Donnerſtimme an. —
„Gott, wie aufgeregt, Herr Mahmud,
Nur zum Eſſen wollt' ich kommen,
Weil's doch Freitag iſt.“ — „Zum Eſſen?
'raus, du Freſſer, Säufer, Schlemmer,
Du verdammter Dickwanſt, pack dich,
Du Schmarotzer, du Bacillus,
'raus, du Gauch, 'raus, 'raus, 'raus, 'raus!“
Und erſchreckt prallt Ali rückwärts
Vor dem wutentflammten Mahmud,
Schleicht die Treppe ſich hinunter,
Die ihm Mahmud drohend weiſt;
Höhniſch grinſt ihn an der Pförtner,
Da bleibt Ali plötzlich ſtehen.
„Hört, Herr Mahmud,“ ruft er, „da Ihr
Keine Luſt, mich zu bewirten,
Heute habt, und auch kein Aſper
Blinkt in meiner leeren Taſche,
Daß ich in die Garküch' gehe,
So laßt aus dem Tonnenwagen
In der Ecke dort des Hausflurs
Mich den Deichſelnagel ziehen,
Dieſen mir zum Mahl zu kochen.
Seid ſo gütig und gewährt mir's.“
„Was willſt du?“ — „Den Deichſelnagel
Aus dem Tonnenwagen dorten!“
„Kochen willſt du ihn?“ — „Ja freilich.“
„Biſt verrückt du?“ — „Hungrig bin ich,
Und ein ſolcher Nagel, glaubt mir,
Iſt ein wahrer Leckerbiſſen.“
„Haha“ lachte Mahmud darob,
„Hahaha“ und immer toller
Kitzelt ihn des Derwiſchs Einfall,
Schüttelt ſchließlich ſich vor Lachen,
Daß die Wände ſchier zerberſten.
Alle Hausbewohner eilen
Drauf herbei und ſeh'n verwundert,
Wie ſich des Gebieters Laune
So urplötzlich hat verändert.
„Reicht ihm dieſen Deichſelnagel,“
Ruft er pruſtend noch vor Lachen —
„Ali Juſſuf will ihn kochen!
Kochen! Einen Nagel kochen!
Einen Wagendeichſelnagel!“
Und von neuem bebt durchs Haus
Unermeßliches Gelächter.
„Und das ſage ich dir, Juſſuf,
Wenn es dir gelingt, ich zahle

Dir noch tauſend Para extra.
Alle ſeid ihr meine Zeugen!“ —
„Einen Keſſel, Waſſer, Reiſig!“
Hurtig fliegen ſchon die Diener,
Stellen alles hin vor Ali,
Und ſich ſelbſt, die Seiten haltend,
Ringsherum um ihn im Kreiſe,
Mahmud aber ſchaut von einem
Diwan grinſend, kichernd zu.
Leiſe ſummt bereits das Waſſer
In dem Keſſel. Ali Juſſuf
Nimmt den Wagendeichſelnagel,
Sucht ihn mit der untern Spitze
In dem Keſſel aufzuſtellen,
Aber er fällt immer um,
Was im Grunde ganz natürlich.
„Biſt ein ganz verdammter Nagel!“
So murrt Juſſuf und verſucht es
Fruchtlos immerfort von neuem.
„Muß der Nagel aufrecht ſtehen?“
So fragt ungeduldig Mahmud . . .
„Freilich muß er das. Wie ſollte
Ich ihn anders denn ſonſt kochen?“
„Aber er wird niemals ſtehen!“
„Allerdings, wie dieſer Nagel
Iſt beſchaffen, ſcheint mir's ſelber.
Wenn ich irgend etwas hätte,
Ihn am Boden feſtzuhalten,
Feſtzupappen meine ich.“
„Feſtzupappen? Nun dann braucht es
Etwas Mehl ja nur,“ lacht Mahmud.
„Mehl, ja Mehl! Das wär' vortrefflich!“
Stimmt ihm Ali fröhlich bei.
„Hört ihr denn nicht, Wichte — Mehl!“
Mahmud ruft's, die Sklaven ſtürzen,
Bringen ſchleunigſt das Gewünſchte,
Werfen es dann in den Keſſel,
Daß es ſchmilzt zu dickem Brei;
Ali pflanzt hinein den Nagel,
Aufrecht ſteht der jetzo da,
Ali rührt nun mit dem Löffel,
Rühret emſig, alle gaffen,
Endlich beugt er ſich herab,
Leckt ein wenig an dem Nagel.
„Nun, wie ſchmeckt es denn?“ lacht Mahmud
Und hält ſich den dicken Bauch.
„Ganz vortrefflich ſchon. Ich ließ Euch
Auch ſofort einmal 'von koſten.
Nur — ich muß es Euch geſteh'n,
Schmeckt's noch etwas gar zu trocken.
Wenn Ihr etwas Butter hättet,
Abzuhelfen dieſem Umſtand . . .“
„Butter! Wollt ihr gleich, ihr Schufte!
Keine Ausflucht ſoll ihm bleiben!“
Alſo donnert Mahmud. Hurtig
Springt die Dienerſchar, und ſchon
Rinnt die Butter in dem Keſſel
Mit dem Mehl ſich lieblich bräunend,
Alles ſtarrt geſpannten Auges,
Ali rührt und rührt und rührt.
Endlich beugt er ſich herab,
Koſtet jetzt zum zweiten Male.
„Nun, wie ſchmeckt's?“ ruft wieder Mahmud.
„Delikat ſchon! Delikat!“ —
„Habt nichts mehr dran auszuſetzen?“ —
„Wollte ich ganz offen ſein,
's iſt noch nicht genügend knuſprig.“ —
„Was bedarf's noch?“ — „Ein paar Eier
Würden dem Gericht nicht ſchaden.“ —
„Eier, auf, ihr Kerle, Eier!“
Mahmud wettert, alles ſtiebt,
Und ſchon leert ſich gold'nes Dotter
Aus zwei Dutzend Eierſchalen
Ueber dem gefüllten Keſſel.
Eier, Mehl und Butter brodeln,
Aufrecht mitten ſteht der Nagel.
Ali rührt, zum dritten Male
Beugt er ſich herab und ſchmatzt.
„Nun?“ ruft Mahmud voll Erwartung.
„Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“ —
„Alſo ſeid Ihr endlich fertig?“ —
„Im Vertrauen, faſt ſcheint mir's,
Als könnt' es wohl noch ein bißchen
Subſtantieller ſein . . .“ — „Nun alſo?
Spannt mich doch nicht auf die Folter! —
„Ein paar gute Stücke Fleiſch!“ —
„Fleiſch!“ ſchreit Mahmud. — „Auch ein wenig
Salz und Pfeffer!“ — „Salz und Pfeffer!“
Haſtig ſtürzen hin die Knechte,
Schleppen keuchend drauf herbei
Wildbret, Rindsfilet, Geflügel,
Schleudern alles in den Keſſel,
Ebenſo auch Salz und Pfeffer.
„Nicht zuviel!“ kreiſcht Ali, denn
Allzu eifrig ſind die Diener.
Ali rührt nun, was das Zeug hält,
Und mit offnem Mund und Auge
Stieret Mahmud, ſtier'n die Diener
Ob des Wunders, das ſie ſehen.
Saftig quillt hervor die Sauce,
Bratendüfte wehen. Lüſtern
Schnuppern alle mit der Naſe.
Oben ragt heraus des Nagels
Kopf — und was um ihn herum iſt,
Einer Fleiſchpaſtete gleicht es,
Einer echten Fleiſchpaſtete.
„Fertig!“ ruft jetzt Ali endlich
Und er reicht das Kunſtwerk Mahmud:
„So — nun bitte ich zu koſten!“
Mahmud koſtet, faſt entgeiſtert.
„Deliciös!“ ſo ruft er, „prächtig!
Deliciös! Es iſt unglaublich!
Ein gekochter Deichſelnagel!“
Und mit Ehrfurcht neigt ſich alles
Vor dem weiſen Ali Juſſuf.
Aber Mahmud reicht die Hand ihm:
„Wahrlich, dich hat Gott begnadet.
Einen Deichſelnagel kochen!
Und ſo ſchmackhaft noch dazu!
Traun, ich hätt' es nie geglaubt,
Wenn mich meine eig'nen Augen
Nicht ſo ſichtbar überzeugt.
Gern zahl' ich die tauſend Para
Dir und gern noch weit're tauſend,
Daß du mir auch ferner deine
Tiſchgenoſſenſchaft erhalteſt
Und verzeiheſt meine Grobheit,
Weiſer Ali, Allahs Liebling.“
Alſo ſprach der reiche Mahmud,
Alles ſchrie: „Hoch Ali Juſſuf!“
Ali neigte ſich beſcheiden,
Wie ſich's ziemt dem wahren Weiſen,
Sättigte ſodann ſich an dem
Gargekochten Deichſelnagel,
Nahm auch die zweitauſend Para,
Blieb der Freund des reichen Mahmud.
Und noch weiter drang der Ruhm
Von dem weiſen Ali Juſſuf.

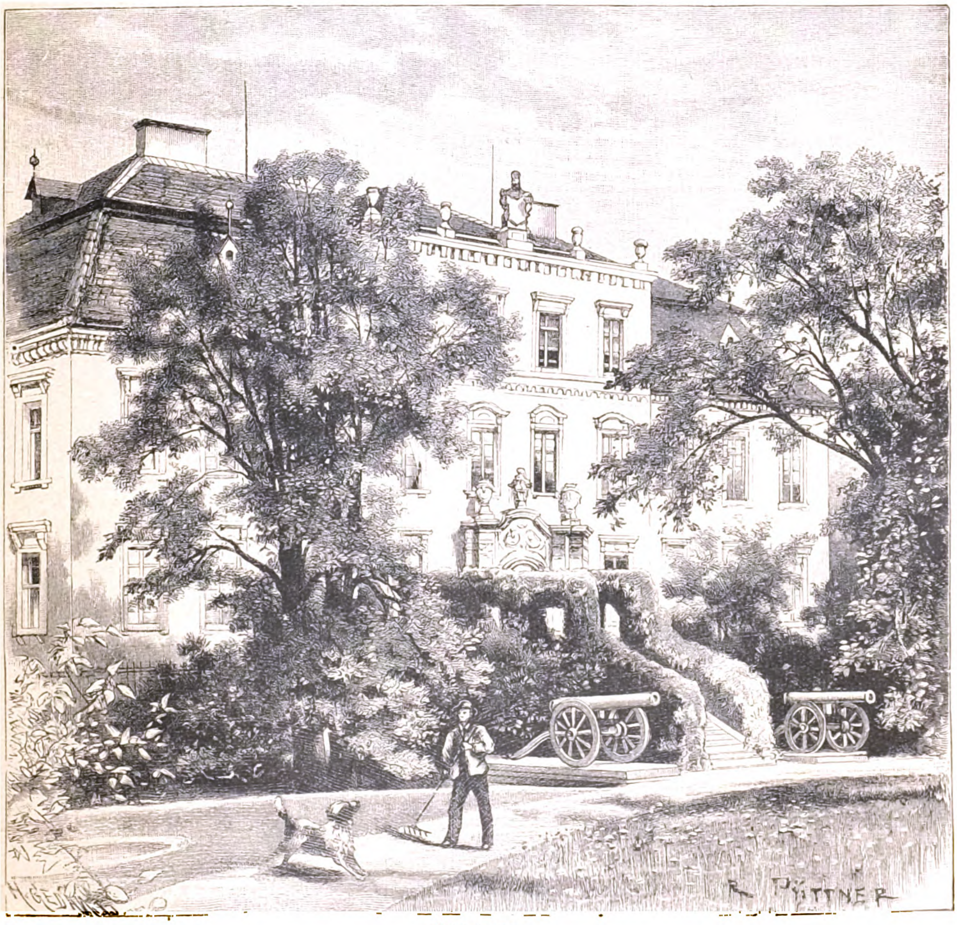
* * *

Der Sammler.

Graf Moltke.

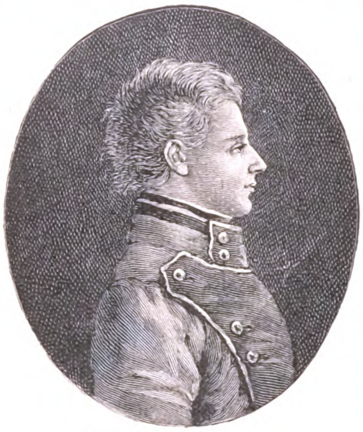
Zu ſeinem neunzigſten Geburtstage.

Am 26. Oktober dieſes Jahres feiert der greiſe Feldherr, dem das deutſche Heer die glänzendſten Siege, das deutſche Volk mit die Gründung ſeiner Einigkeit und das Deutſche Reich ein gut Teil ſeiner heutigen Machtſtellung verdankt, den 90. Geburtstag. Das letzte Jahr des verfloſſenen Jahrhunderts hat uns den Mann geſchenkt, deſſen gewaltiges Genie ſo epochemachend in die Geſtaltung des Militärweſens unſerer Zeit und die auf ihr beruhende Neuordnung der Dinge eingriff. Seit Napoleon I. hat die Kriegsgeſchichte keinen ſo ruhmreichen Namen in ihren Büchern zu verzeichnen gehabt, wie den ſeinigen. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen ihm, der im Dienſte ſeines Königs und Vaterlands für eine heilige Sache das Schwert zog, und jenem Korſen, der, nachdem er eine Welt unterjocht, der eigenen unerſättlichen Ruhmſucht zum Opfer fiel. Nicht wie ein Dämon, ſondern mild und ſchlicht, ernſt und ſchweigſam, ein Weiſer im Kriegsgewand tritt uns die Geſtalt des deutſchen Feldherrn entgegen mit dem ſchlanken Wuchs, dem ſcharfen, feingeſchnittenen Profil, dem tiefen, ſinnenden Blick. Der Mecklenburger Erde iſt Helmut Karl Bernhard von Moltke entſproſſen. Parchim war ſeine Vaterſtadt, die erſten Kinderjahre verbrachte er in Lübeck, und als die Franzoſen im Jahr 1806 dort einzogen und auch ſein Vaterhaus plünderten, da ahnten ſie nicht, daß der zarte Knabe dereinſt zum Rächer ihrer Gewaltthat vom Schickſal beſtimmt ſei. Im Paſtorhaus zu Hohenfelde verbrachte er ſodann ſonnige Jugendtage, deren er in ſeinen ſpäteren Schriften dankbar gedenkt, bis ihn der Vater, der als Generallieutenant in däniſchen Dienſten ſtand, mit ſeinem jüngeren Bruder nach Kopenhagen brachte, um ihn auf der dortigen Landeskadettenakademie zum Offizier ausbilden zu laſſen. So begann er ſeine militäriſche Laufbahn in fremdem Dienſt. Das eine unſerer Bilder zeigt ihn als jungen däniſchen Lieutenant, wozu er 1819 ernannt wurde. Wie glatt und jugendfriſch nimmt es ſich neben jenem anderen aus, das ihn als deutſchen Generalfeldmarſchall darſtellt mit dem welken, durchgeiſtigten Geſicht, darin in Tauſenden von Falten und Fältchen ein ganzer Kriegsplan eingezeichnet ſcheint. Und doch wieviel charakteriſtiſche Beziehungen auch zwiſchen beiden! Wie den Antäus, der aus der Berührung mit der Muttererde neue Kraft ſchöpfte, zog es auch den jungen Moltke zurück in die Dienſte des Landes, das ihn geboren, als ahnte er, daß nur dort ſeinem Wirken das rechte Ziel geſetzt ſei. Im Jahr 1822 unterzog er ſich in Preußen einer neuen Offizier-prüfung, die er, wie die erſte in Dänemark, glänzend beſtand und infolge deren er als Sekondelieutenant im achten Leibregiment zu Frankfurt a. O. angeſtellt wurde. Seitdem iſt er der unſerige. Was er im Krieg und Frieden im Dienſt ſeines Vaterlands geleiſtet, wie er durch raſtloſes Studium, durch Reiſen in ferne Länder ſeinen Geiſt weitergebildet, ſeine Erfahrungen bereichert und auch in verſchiedenen Schriften ſeine Eindrücke in meiſterhafter Weiſe wiedergegeben und dadurch verewigt hat, das iſt zu allgemein ſchon bekannt, als daß wir es hier zu wiederholen brauchten. Zwei Kaiſer, denen er gedient, ſah er vor ſich dahinſcheiden, es war ein harter Stoß für den greiſen Mann, und in demſelben Jahr, in dem der zweite dahinging, erbat er ſich von dem jungen Herrſcher die Ruheſtellung, die ihm auch mit der ſeinem großen Verdienſt gebührenden Auszeichnung gewährt wurde. Aber nicht ganz mochte der junge Monarch den bewährten Rat ſeines älteſten Dieners miſſen und darum ernannte er ihn zum Vorſitzenden der Landesverteidigungskommiſſion, eine Stellung, die vor ihm Kaiſer Friedrich als Kronprinz innegehabt. In dieſem hohen Amt war es ihm vergönnt, 1889



Schloß Kreiſau

ſein ſiebzigjähriges Dienſtjubiläum zu feiern, und möge es ihm vergönnt ſein, wie dieſen ſeinen 90., ſo noch viele Geburtstage zu feiern. Denn nicht ſo raſch, wie bei gewöhnlichen Sterblichen, erliſcht der göttliche Funke im Haupt des Genies, des iſt Graf Moltke heute ein glänzendes Beiſpiel. Seine körperliche und geiſtige Rüſtigkeit ſind ſtaunenerregend. Noch wiegt ſein Name Armeecorps auf, noch iſt es ſein Geiſt, welcher der deutſchen Fahnen Flug beſtimmt, und er wird es noch ſein, wenn der Körper, der ihn barg, längſt dem Los alles Irdiſchen verfallen ſein wird. Möge dieſer Tag noch ferne ſein! Deutſchland braucht ſeinen Helden! Es iſt wohl möglich, daß Graf Moltke, der kein Freund rauſchender Ovationen iſt, auch ſeinen 90. Geburtstag in aller Stille, vielleicht auf ſeinem Landſitz Creiſau, den wir hier gleichfalls im Bild wiedergeben, begeht.


Jugendporträt des Grafen Moltke.

Aber der Liebe und dem Dank der Nation, den heißen Segenswünſchen, die aus allen Gauen Deutſchlands und der Welt an dieſem Tag für ſein Wohl zum Himmel flehen, wird er ſich nicht entziehen können! C. H.

Naphthaboote.

Das farbenprächtige Bild, das die Schweizer und oberitalieniſchen Seen dem Schauenden darbieten, gewinnt nicht geringes Leben durch die zahlreichen Dampfſchiffe, Ruder- und Segelboote, welche die wunderbaren grünen Fluten durchkreuzen. Unter den mannigfaltigen und verſchiedenartigen Fahrzeugen fallen dem Beſchauer wohl am meiſten gewiſſe kleine graziöſe Boote auf, die mit bedeutender Geſchwindigkeit durch die Wellen ſchießen, dabei aber etwas Geſpenſtiſches an ſich haben, da man weder Ruderer erblickt, noch ein lebhafteres Geräuſch und Rauch wahrnimmt, woraus man auf das Vorhandenſein eines Motors ſchließen könnte; — und doch werden dieſe Luſtfahrzeuge durch kleine Dampfmaſchinen in Bewegung geſetzt, bei denen aber nicht die Expanſionskraft des Waſſerdampfes, ſondern die der Dämpfe gewiſſer Kohlenwaſſerſtoffverbindungen, wie Petrol, oder gewiſſer Benzolderivate, wie Naphtha, Benzin ꝛc., zum Antriebe ausgenutzt wird.

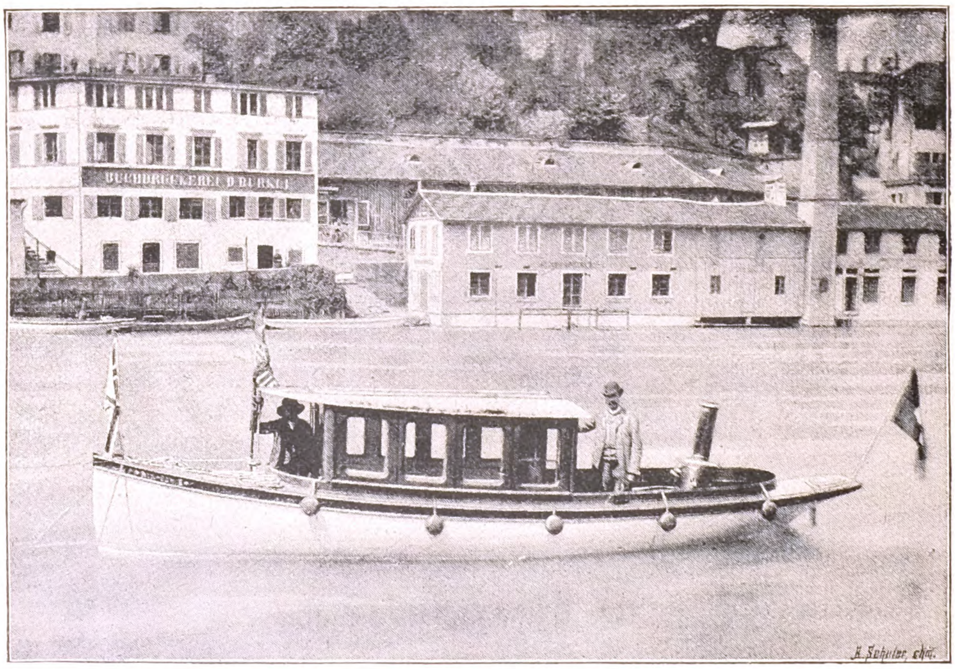
Vor länger denn 20 Jahren war bereits vorgeſchlagen worden, bei den Dampfmaſchinen an der Stelle des Waſſerdampfes die Dämpfe beſagter Stoffe anzuwenden, aber man war über die Vorſchläge nicht hinausgekommen, und techniſche Verwertung fanden die Naphthamotoren — wie wir dieſe Art Maſchinenbewegung nennen wollen — nicht.

Erſt ſeitdem im engen Anſchluß an die Vervollkommnung der Gasmotoren auch Maſchinen nach dem Prinzip dieſer gebaut werden, in deren Arbeitscylinder ein Gemiſch von atmoſphäriſcher Luft und zerſtäubtem Naphtha oder Benzin zur Exploſion gebracht wird, beſchäftigen ſich die Techniker wieder mit dem alten beiſeitegeſchobenen Problem der eigentlichen Naphthadampfmotoren. Und nunmehr liegt auch in der Konſtruktion von Herrn Quillfeld eine techniſch ſehr vollkommene Maſchine vor, die nach dem Prinzip der Dampfmaſchine und nicht dem des Gasmotors mit den Dämpfen von Naphtha oder Petrol arbeitet.

Infolge ihrer einfachen Konſtruktion, des geringen Raumes, den ſie einnehmen, der Leichtigkeit ſie in Betrieb zu ſetzen und im Betrieb zu erhalten, eignen ſich die Naphthamotoren ganz beſonders zum Antriebe von kleinen Luſtbooten, können aber auch unter Vornahme gewiſſer Aenderungen als ſtabile Kleinmotoren benutzt werden, wenngleich in dem letzteren Falle die höheren Betriebskoſten für deren weitere Verbreitung hindernd in den Weg treten dürften.

Als ein beſonderer Vorzug der Naphthamotoren muß ihre gedrängte und kompakte Bauart betrachtet werden. Wegen der Verwendung des leicht flüchtigen Naphthas kann der Keſſel ſehr klein und dabei doch auch leiſtungsfähig ſein, außerdem aber kann der Naphthadampf ſelbſt wieder als Heizmaterial zur Verwendung kommen, was für den Naphthamotor beſonders charakteriſtiſch iſt. Aus der Verwendung des Naphthadampfes gleichzeitig als treibendes Agens und als Heizmaterial reſultiert auch die enge Zuſammengehörigkeit von Keſſel und eigentlicher Maſchine, wie ſie ſonſt bei keiner anderen Maſchine zu finden iſt.

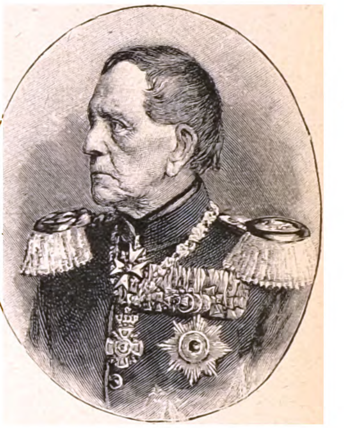
Der Dampferzeuger befindet ſich unmittelbar über der Maſchine, deren Hauptbeſtandteile drei einfach wirkende Dampfcylinder ſind.



Naphthaboot.

Der Naphthaverbrauch der Maſchine beträgt 4,5 bis 6,7 Liter per Stunde für Maſchinen von 2 bis 4 Pferdeſtärken, fällt alſo für den Betrieb eines Luxusbootes kaum ins Gewicht.

Infolge des leichten Verdampfens des Naphthas kann die Heizfläche des Dampferzeugers ſehr klein ſein und dennoch einen bedeutenden Nutzeffekt bewirken; auf der anderen Seite iſt dann auch die leichte Kondenſierbarkeit der Naphthadämpfe ein großer Vorzug, denn hierdurch wird es ermöglicht, ohne großen Vorrat von Naphtha auszukommen.


Graf Moltke in ſeinem neunzigſten Jahre.

Die kompakte Anordnung des Motors geſtattet es, denſelben im Hinterteil des Bootes unterzubringen, ſo daß der ganze Vorderraum für Paſſagiere frei bleiben kann.

Als nicht zu unterſchätzende Vorteile führen wir ſchließlich noch an, daß die Naphthamaſchine weder Rauch noch Lärm macht, und daß bei ihr das läſtige Dampfentweichen gänzlich in Wegfall kommt. Es ſind dies alles Momente, die außerordentlich viel dazu beitragen, dem Naphthaboote die Beliebtheit auch fernerhin zu ſichern, die es ſich ſeit der kurzen Zeit ſeiner Verwendung erworben hat.

Um unſeren Leſern nun auch noch die Boote ſelbſt vorzuführen, geben wir die Abbildungen zweier Fahrzeuge, wie ſie in muſtergültiger Weiſe von der Firma Eſcher, Wyß u. Co. in Zürich gebaut werden. Fig. 1 ſtellt ein Boot dar, das zugleich dem Segelſport dienen kann (im Hintergrunde der Bilder ſind noch einige kleinere Naphthaboote zu ſehen); die leichte Maſchine beeinträchtigt die Manövrierfähigkeit beim Segeln natürlich durchaus nicht, wie es etwa der ſchwere Keſſel und die Maſchine einer Dampfjacht thun würde. Fig. 2 ſtellt ein mit Kabine verſehenes Luxusboot dar, deſſen Maſchine 6 Pferdeſtärken beſitzt.

Die Boote ſind zumeiſt ganz aus Holz gebaut, von leichter und eleganter Konſtruktion. Die äußere Metallausrüſtung, Metallbeſchläge und Schiffsſchraube ſind aus Aluminiumbronze. Demnächſt wird ein ganz aus Aluminiumſtahl gebautes Boot die bekannte Schweizer Maſchinen- und Schiffsbauanſtalt verlaſſen und ſich als ein Kabinettſtück von einem graziöſen Luxusboot darſtellen. Dr. H. L.

Litterariſche Streifzüge.

Unter den Vertretern des Peſſimismus in der neueren Romanlitteratur nehmen neben den Franzoſen bekanntlich die Ruſſen die erſte Stelle ein. Der Einfluß Arthur Schopenhauers iſt hier wie dort unverkennbar, er ſpiegelt ſich in den Werken Zolas und ſeiner Schüler, wie in denen eines Doſtojevzky, Tolſtoi und anderer ruſſiſcher Autoren, und wenn auch in den letzteren nicht ganz mit derſelben unerbittlichen Realiſtik in der Schilderung äußerer Vorgänge, ſo doch um ſo viel düſterer in der Seelenmalerei, als der ruſſiſche Volkscharakter ſich vom franzöſiſchen in dieſer Richtung unterſcheidet. Man mag an dieſer Schule, welche nachgerade die ganze Litteratur Europas beeinflußt und in Deutſchland vielleicht nur aus Mangel an wirklich großen Talenten noch nicht zum ſiegreichen Durchbruch gelangt iſt, denken, wie man will, man mag ihre Wirkungen verabſcheuen oder beklagen, eines, nämlich das Streben nach Wahrheit, nach tiefer pſychologiſcher Durchdringung und Zergliederung bei überaus plaſtiſcher Geſtaltung des dem unmittelbaren Leben entnommenen Stoffs wird man ihr unbedingt einräumen müſſen, und in dieſer Beziehung können wir vielen ihrer Werke, bei allem Abſtoßenden, unſer Gefühl Beleidigenden, das ſie enthalten mögen, unſere Bewunderung nicht verſagen.

Zu dieſen gehört auch Boris von Bielskys Roman aus der guten Geſellſchaft „Erloſchen“, den der Verlag von Karl Ulrich & Co. in Berlin in tadelloſer deutſcher Uebertragung erſcheinen läßt. Der Roman iſt dem Grafen Leo Tolſtoi gewidmet, und ſein Grundmotiv läßt ſich am beſten aus den folgenden, die Widmung einleitenden Worten erkennen: „In der raſtloſen Weltluſt der Großſtädte, in einer, unſerer übertünchten Ziviliſation verſchloſſenen, noch freie und urſprüngliche Charaktere zeitigenden Natur, in den Wirrniſſen, dem Jammer fürchterlicher Kriege, endlich in dem mühſeligen, ſtill vor ſich hin ſchaffenden Leben des Landmanns, haſt du deinen Samen geſammelt: die ernſte, edle Blume, die du daraus gezogen, heißt Weltentſagung.“

Das iſt das Nirwana des Buddha, die Verneinung des Willens zum Leben, die Schopenhauer als das letzte erkennbare Ziel der Schöpfung erklärt und zu der auch der Held dieſes Romans, die Frau, die ihn liebt, mit ſich reißend, ſchließlich gelangt; ein troſtloſes Ziel. Und doch nimmt der Roman mit ſeinen ſcharf gezeichneten Charakteren, ſeiner ſtimmungsvollen Naturmalerei das volle Intereſſe aller vorurteilsfreien Leſer in Anſpruch und weiß es bis ans Ende zu feſſeln, weil es eben ein Stück wirklichen Lebens iſt, das er uns enthüllt. Dieſe Typen aus einer bis ins Mark verdorbenen, überziviliſierten Geſellſchaft, Männer und Frauen, ſind echt, ſie haben Fleiſch und Blut und bis in die geheimſten Falten ihres Seelenlebens läßt uns der Autor blicken. Kindlichen Gemütern, die ſich ihre Illuſionen ſo lange, als eben möglich, bewahren möchten und von dem Schriftſteller verlangen, daß er ſie darin beſtärke, iſt dieſe Lektüre freilich nicht zu empfehlen. Wer ſich jedoch von der Furcht der Anſteckung frei weiß, dem wird das Buch tiefe Einblicke in die Menſchennatur eröffnen und jenen Genuß bereiten, den die Erkenntnis der Wahrheit, mag ſie noch ſo unerfreulich ſein, im Spiegel der Kunſt trotz alledem gewährt.

Ein in hohem Grade intereſſantes Werk, das auf eingehenden Studien beruht, iſt Antoine Watteau von Emil Hannover, aus dem Däniſchen überſetzt von Alice Hannover (Berlin, Oppenheim). Des ſeltſamen Malers Leben und Schaffen wird hier mit feinſtem Verſtändnis den Leſern veranſchaulicht, ſeine Art und die Zeit, in welcher er lebte, erklärt, ſeine Entwicklung an der Hand ſeiner Bilder geſchildert. Das Werkchen iſt nicht etwa eine trockene Gelehrtenſchrift, es iſt mit Geiſt und Tiefſinn geſchrieben, die eingehendſten Studien ſind hier in anmutiger Darſtellung wiedergegeben. Wir ſtehen nicht an, dieſe Monographie zu den beſten und feinſten dieſer Art Kunſthiſtorien zu zählen.

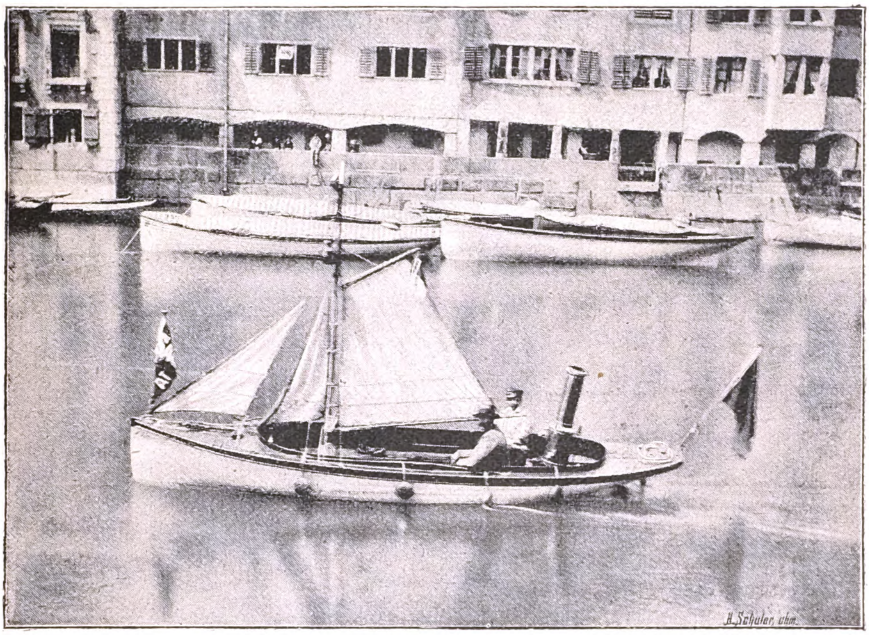
Notizen.

Europäiſche Wanderbilder. Verlag von Orell Füßli & Co., Zürich.

Eine weitere Reihe dieſer hübſch illuſtrierten kleinen Reiſebegleiter oder Erinnerungsbücher, wie man ſie nennen will, liegen uns vor. So: „Nach und durch Ungarn“; Von Wien, Oderberg und Budapeſt in die hohe Tatra. Von Karl Siegwart. Vier Bändchen mit vielen Text- und Vollbildern und ſehr gutem, nach vielen Richtungen hin orientierendem und belehrendem Text.

Univerſallexikon der Kochkunſt für bürgerliche und feinere Haushaltungen. Leipzig. J. J. Weber.

Eines der großartigſten und reichhaltigſten Kochbücher — ein Unikum auf dem Gebiete dieſer Litteratur. Zwei ſtattliche Bände, über zehntauſend Rezepte enthaltend und auch ſonſt Anleitungen zur Herrichtung von Diners, Soupers ꝛc gebend, zugleich ein Wörterbuch aller in der Koch- und Backkunſt vorkommenden Speiſen und Getränke, deren Naturgeſchichte, Zubereitung, Geſundheitswert und Verfälſchung angebend. Ein wertvolles Geſchenkbuch für Mädchen und Frauen und alle ſonſt der Kochkunſt Befliſſenen. Iſt auch lieferungsweiſe zu beziehen.

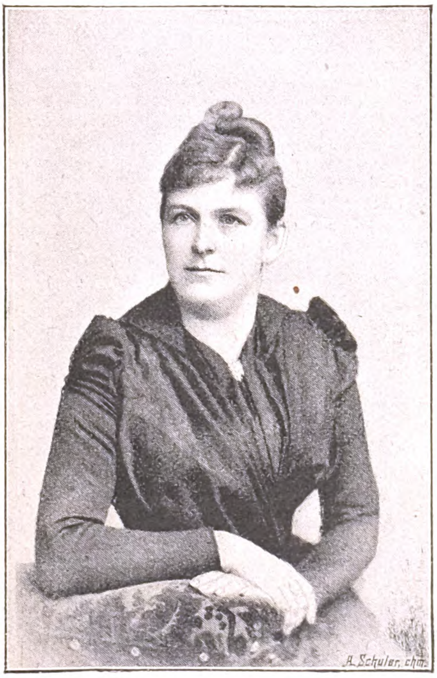


Naphthaboot.

Bibliothek denkwürdiger Forſchungsreiſen, herausgegeben von C. Falkenhorſt. Stuttgart. Union, Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Von dieſem ſehr zeitgemäßen Unternehmen erſchienen bis jetzt 10 Lieferungen, enthaltend: Emin Paſchas Vorläufer im Sudan. Emin Paſcha als Gouverneur von Hatt-el-Eſtiva und Stanleys Forſchungen am Kongo und Nil. Die zehnte Lieferung beginnt mit Deutſch-Oſtafrika. Das Werk, berechnet auf 22 Lieferungen, iſt reich an intereſſantem Stoff, überaus belehrend, unterhaltend und anziehend geſchrieben. Ein beſonderer Vorzug dieſes populären Werkes ſind die vielen guten Bilder von Land und Leuten.

Führer durch die Freiherrlich K. von Rothſchildſche Kunſtſammlung, herausgegeben von Prof. Karl Lüthman. Frankfurt. Jügels Verlag.


A. Schuler, chm.

Bekanntlich wurde nach dem Tode des Beſitzers dieſe einzig daſtehende Sammlung dem großen Publikum zugänglich gemacht. Dieſer Führer orientiert in den Kunſtſchätzen vortrefflich und gibt Kunſtgeſchichtliches, Hinweiſe auf Techniſches, Notizen über Herkunft der Schätze, überhaupt eine Anleitung, mit Genuß und Nutzen die ſeltene, reichhaltige und ſchöne Sammlung zu beſichtigen.

Figuren- und Blumenmalerei von Friedr. Jaennicke. Stuttgart. Paul Neff.

Das Buch unterrichtet techniſch über Pinſel, Farben, Papier, Aquarell, Gouache-Aquarell und Gouache, und behandelt theoretiſch und praktiſch das Malen von Porträts, Genre, Tierſtücken, Blumen-, Jagdſtücken und Stillleben ſorgfältig und kenntnisreich. Der Autor hat durch ein ähnliches Werk, das Landſchaft, See und Architektur in gleicher Weiſe behandelt, ſich als ein vorzüglicher Lehrer erwieſen.

Ulm, ſein Münſter und ſeine Umgebung. Ein Führer für Fremde und Einheimiſche von Dr. W. Oſiander, Dr. R. Pfleiderer und Prof. O. Seuffer. Ulm. J. Ebners Verlag.

Für diejenigen, welche das Münſterfeſt mitgemacht haben, ein hübſches Erinnerungsbuch, eine gute und reichhaltige Schrift über Ulm und Umgegend überhaupt. Sehr zu empfehlen allen Beſuchern der alten Stadt. Eine Anzahl hübſcher Abbildungen des Münſters, origineller Häuſer, typiſcher und hiſtoriſcher Figuren, Wappen, Wahrzeichen, Banner und Bauten aus verſchiedenen Zeitepochen, die Beigabe eines guten Stadt- und Feſtungsplans, ſowie eine Umgegendkarte erhöhen noch den Wert dieſes Werkchens.

Phyſiognomiſcher Briefwechſel.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe das mir überſandte Porträt eingehend ſtudiert und lange darüber nachgeſonnen, auf welche Weiſe ich den ſehr komplizierten Charakter dieſer Frau in wenigen Zeilen klar zeichnen kann. Ich fürchte, es wird eine ganze Anzahl Charakter-Eigentümlichkeiten ungeſagt bleiben, weil man über das Geſicht dieſer ſchönen Dame ein Buch ſchreiben könnte, und dies Buch müßte den Titel führen: „Die Frau“. Beſagte Dame iſt ein weibliches Weib par excellence, in ihm ſind alle Vorzüge der Frauennatur in ungewöhnlich ſtarkem Grade ausgebildet. Die kräftige, ſchön entwickelte Stirn deutet auf ein geſundes Gehirn, in dem Phantaſie und Denkkraft ſich die Wage halten. Die großen ſchönen Augen zeigen ein gutes Herz und Teilnahme für Freud und Leid, überhaupt ein ſtark bewegtes Seelenleben; die kräftige und doch dabei feine Naſe, der Mund mit ſeinen feſten

Empfindungslinien deuten auf Temperament; das ſtarke runde Kinn, die breite Anlage des unteren Geſichtes auf Willensenergie und Schaffensfreude. Dieſe Dame ißt gern und trinkt gern, ſie denkt und phantaſiert gern, ſie arbeitet gern und hält gern Sieſta, ſie lebt ihr Leben voll und ganz, geſund und friſch aus. Ob ſie eine beſondere Liebe für irgend etwas beſitzt — wir bezweifeln es. Alles iſt bei ihr gleich ſtark entwickelt. Möglicherweiſe küßt dieſe Dame ſehr gern — aber welches geſunde liebende Weib thäte das nicht?

Es war mir eine Freude, dieſes Bild charakteriſieren zu können, denn derartige harmoniſch-ſchöne menſchliche Geſichter ſind ſelten — das Porträt hat etwas Goetheſches ſozuſagen. Sie ſehen, verehrter Herr Redakteur, daß ich mich auch begeiſtern kann. Ja richtig, Sie möchten auch einige Schattenſeiten angedeutet haben. Nun, die Dame iſt leicht erzürnt, kann auch ſtark heftig werden, wird aber wiederum ſchnell verſöhnt werden können.

Jetzt, verehrter Herr Redakteur, dürften Sie zufrieden ſein, und wie ich hoffe, die „neugierige“ Dame auch. Möge ich ihre Gunſt durch die „Schattenſeiten“ nicht verſcherzt haben. Dies wünſcht

Ihr Sie hochſchätzender
Prof. Iſenbeck.

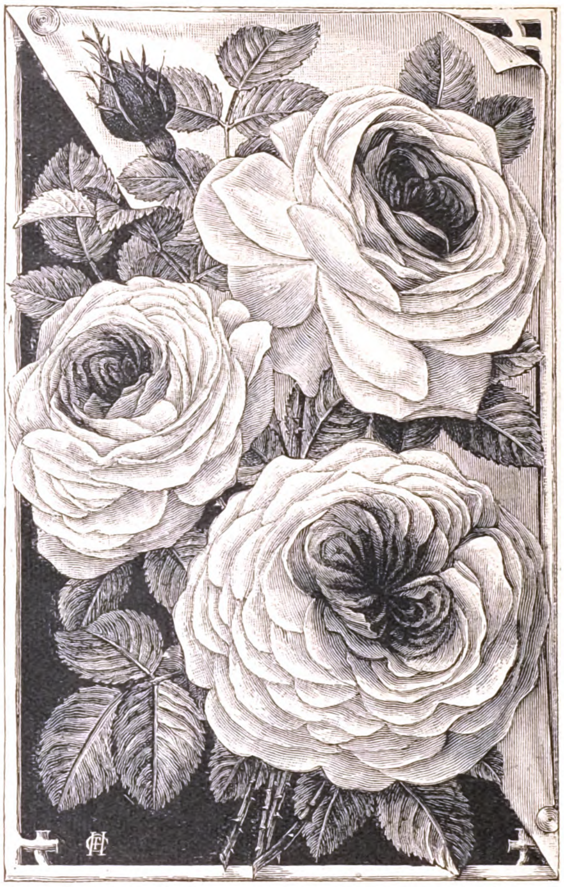
Unſer Hausgarten.

Von

Max Hesdörffer.

Neue Roſen.

Die Roſe, die Königin des Gartens und der Blumen, wie ſie zuerſt Sappho genannt, iſt ſeit undenklichen Zeiten ein Liebling aller Völker. Frau von Strantz ſchreibt in „Die Blumen in Sage und Geſchichte“: „Richtet jemand an die hundertblätterige Roſe die Frage: ‚wie lange ſie ſchon auf der Erde duftet?‘ ſo haucht ſie ihm als Antwort das Geheimnis von Jahrtauſenden zu.“ In allen Erdteilen, mit Ausnahme Auſtraliens, finden wir wildwachſende Roſenarten, doch gilt allgemein Zentralaſien als Mittelpunkt für die geographiſche Ausbreitung derſelben. Von hier aus iſt die Roſe mit den Kulturvölkern nach Griechenland und von da über Italien in das übrige Europa gekommen. Die Roſe iſt durch alle Zeiten, durch Jahrtauſende in des Wortes ganzer Bedeutung eine Blumenkönigin geweſen, und auch heute noch wird ſie in ihrer urſprünglichen Heimat gepflegt wie keine andere Blume mehr. Ritter ſchreibt in ſeiner Erdkunde: „Die Roſe gedeiht in der Gegend von Teheran in einer Vollkommenheit, wie in keiner anderen Gegend der Welt, nirgends wird ſie wie hier gepflegt und hochgeſchätzt; Gärten und Höfe ſind mit Roſen überfüllt, alle Säle mit Roſentöpfen beſetzt, jedes Bad mit Roſen beſtreut, die von den immer wieder ſich füllenden Roſenbüſchen ſtets erſetzt und erneut werden. Selbſt die Rauchtabak-Waſſerflaſche wird mit der hundertblätterigen Roſe für den ärmſten Raucher in Perſien geſchmückt, ſo daß Roſenduft alles umweht. Durch ihren köſtlichen Duft und ihre Schönheit hat ſich die Roſe eine Verbreitung faſt über die ganze bewohnte Erde erobert, ſelbſt an den Ufern des Polarmeeres in eiſiger Kälte und am Rande der Sahara in glühender Hitze iſt ſie noch zu finden.



Immerblühende Polyantharoſe „Clotilde Soupert“.

In unſerem Jahrhundert hat die Roſenkultur einen ungeahnten Aufſchwung genommen, einen Aufſchwung, der eine natürliche Folge der hohen gärtneriſchen Vervollkommnung dieſer Blume iſt. Wenn wir die prächtigen gefüllten Sorten mit ihren Stammeltern, den wildwachſenden Arten, vergleichen, ſo möchten wir daran zweifeln, daß es der gärtneriſchen Züchtungskunſt möglich war, ſolch gewaltige Umgeſtaltungen an den Vertretern einer Pflanzengattung zu bewirken. Wohl die hervorragendſte Eigenſchaft der meiſten unſerer Roſenſorten iſt ihr öfteres, oft geradezu unermüdliches Blühen, und hierin leiſten ſie ſicherlich weit mehr, als die hochberühmten Roſen von Päſtum, „die zweimal blühenden“, von denen Virgil und Ovid ſingen.

Im Jahre 1810 waren mit Ausnahme der Monatsroſen bei uns nur Sorten bekannt, welche einmal im Jahre blühten. Die erſte öfterblühende Sorte kam 1812 aus Frankreich unter dem Namen Rose du Roi in den Handel. Gegenwärtig kennt man über 5000 Roſenſorten; viele Roſenzüchter pflegen 2—3000 davon in ihren Gärtnereien. Und all dieſe Tauſende von Sorten ſind mehr oder weniger auffallend voneinander unterſchieden, viele von ihnen kennt der erfahrene Fachmann oder Liebhaber ſchon am Holze oder Laube, ohne die Blüte geſehen zu haben. Gewiß, es iſt geradezu ſtaunenswert, wie die Natur in ihrer unerſchöpflichen Geſtaltungskraft ſelbſt noch verwandten Gewächſen ein noch ſo verſchiedenartiges Ausſehen verleihen kann. Die Erzeugung der wertvollen Roſenſorten iſt in der Hauptſache ein Verdienſt franzöſiſcher Gärtner. Von Frankreich kamen die meiſten Roſenſorten, viele von ihnen, wie z. B. Maréchal Niel, Gloire de Dijon, Souvenir de La Malmaison u. a. kennt jedermann, ſie ſind überall da zu finden, wo überhaupt Roſen blühen. Auch den Züchtern Englands, Belgiens, Luxemburgs und Amerikas verdanken wir viele wertvolle Sorten. Die Gärtner Deutſchlands und Oeſterreichs haben ſich früher an der Züchtung neuer Roſenſorten ſo gut wie gar nicht beteiligt, aber in den letzten Jahren iſt hierin ein erfreulicher Umſchwung eingetreten.

In jedem Jahr werden von bekannten Roſiſten 100—130 und mehr Neuheiten dem Handel übergeben. Wenn man nun die ſchönen, dieſen Roſen mit auf den Weg gegebenen Anpreiſungen lieſt, dann muß man glauben, daß ſie alle thatſächlich neu, eigenartig und empfehlenswert ſeien. In Wirklichkeit liegt die Sache anders, denn von hundert neuen Sorten verdienen nach genauer Prüfung gewöhnlich kaum zwanzig das Prädikat „kulturwürdig“, ganz wenige ſind von hervorragendem, bleibendem Wert, ſo daß ſie ſich dauernd einzubürgern vermögen. Die neuen Roſen werden, obwohl ſie außer dem Züchter und ſeinen Beamten meiſt noch niemand geſehen hat, zu ſehr hohen Preiſen verkauft, und wenn ſich dann ihr Unwert herausſtellt, hat der Züchter lange ſchon ſeinen guten Gewinn eingeheimſt, denn neben den großen Handelsgeſchäften kaufen auch begeiſterte Roſenfreunde in jedem Jahre alle neuen Züchtungen. Die Roſiſten vermehren die vom Züchter im Herbſt erworbenen Neuheiten während des Winters mit wahrem Feuereifer in ihren Gewächshäuſern durch Veredlung, und die Folge davon iſt, daß der Preis bald erheblich ſinkt; gibt es doch Firmen, die in jedem Winter weit über hunderttauſend neue Roſen in Töpfen vermehren und dann in alle Welt ſchicken.

Meine freundlichen Leſerinnen werden es begreiflich finden, daß ich hier nur die bedeutſamſten Züchtungen beſprechen kann, und da ich dieſelben, um mir ein richtiges Urteil zu bilden, erſt genau beobachten muß, ſo kann ich heute erſt die beſten Roſen des Vorjahres beſchreiben, die Neuheiten dieſes Jahres, von welchen mir über 130 bekannt geworden ſind, bleiben alſo noch unberückſichtigt. Durch dieſe meine Vorſicht will ich die liebenswürdigen Leſerinnen vor unnötigen großen Ausgaben und vor noch größeren Enttäuſchungen bewahren.

Eine Roſenneuheit von hervorragendem und zweifellos auch bleibendem Wert iſt die zur Klaſſe der vielblumigen Bellis oder Tauſendſchönroſen (Rosa polyantha) gehörige großblumige Sorte „Clotilde Soupert“ (ſiehe Abbildung), eine Züchtung der bekannten Roſenfirma, der kaiſerlichen Hoflieferanten Soupert & Notting in Luxemburg. Dieſe Züchtung erhielt auf der Gartenbauausſtellung in Mainz im Frühjahr 1889 den höchſten Preis und erregte berechtigtes Aufſehen. Da dieſer Neuheit ein unermüdliches Blühen nachgerühmt wird, ſo fuhr ich, um mich hiervon zu überzeugen, nachdem mich Herr Soupert dazu eingeladen und mir mitgeteilt hatte, daß ich in ſeinen Glashäuſern zu jeder Zeit blühende Pflanzen finden würde, Ende Januar dieſes Jahres nach Luxemburg. In einem ziemlich kühl gehaltenen Glashauſe fand ich hier viele Hunderte ganz junger Veredlungen, welche, trotzdem ſeit langer Zeit die Sonne nicht mehr zum Durchbruch gekommen war, völlig mit Blüten und Knoſpen überdeckt waren.

„Clotilde Soupert“ iſt aus einer Kreuzung der Polyantharoſe Mignonette mit der Theeroſe Madame Damaizin hervorgegangen. Sie bildet einen kräftigen, aufrechtwachſenden hellgrünbelaubten Strauch von 40—50 cm Höhe. Die gut gefüllten großen, aſterförmigen Blumen ſind in der Mitte lackroſa mit zart pariſerrot, die Umfangsblätter ſind perlweiß. Oft bringt ein und dieſelbe Pflanze gleichzeitig weiße und roſa Blüten hervor. Die Knoſpen ſehen vor dem Erblühen aus, als ſeien ſie mit einer ſtumpfen Schere durchſchnitten und man ahnt es nicht, daß ſich aus ihnen eine ſo edle und wohlduftende Blume entwickelt. Ich habe ſelbſt ſeit vergangenem Winter einige Pflanzen dieſer Neuheit gepflegt und ich kann ſie mit gutem Gewiſſen ſowohl zur Anpflanzung im Garten, als auch zur Kultur am Zimmerfenſter und zur Treiberei im Winter warm empfehlen, denn ſie gehört zu den reichblühendſten und dankbarſten aller Roſenſorten.

Auch von dem Hoflieferanten F. C. Heinemann in Erfurt kann dieſe Roſe bezogen werden.

Von den Neuheiten deutſcher Züchter können wir nach eingehender Prüfung in erſter Linie die auf der großen allgemeinen Gartenbauausſtellung in Berlin im Mai dieſes Jahres mit der großen ſilbernen Staatspreismünze ausgezeichneten Sorten „Moſelblümchen“ und „Rheingold“ der Firma Lambert & Reiter als wertvoll bezeichnen, denn wir haben ſie ſchon vor ihrer Einführung kennen gelernt und ſelbſt gepflegt. Die Hybride-Bengalroſe „Moſelblümchen“ (ſiehe Abbildung) iſt aus einer Kreuzung zwiſchen Mlle. Mathilde Lenärts und Carmoisi supérieur hervorgegangen. Dieſe Roſe bildet einen gedrungenen niederen Strauch, deſſen junge Triebe mit lebhaft rotbraunem, ins Blaugrüne übergehendem Laub geſchmückt ſind. Das Holz iſt nur ſpärlich mit Stacheln beſetzt, oft gänzlich ſtachellos, und bald wäre auf dieſe Neuheit das Sprichwort: „Keine Roſe ohne Dornen“, welches in dem bekannten Liede Scheffels: „Das iſt im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Roſen gleich die Dornen ſtehn“, eine ſo ſchöne Prägung erhalten hat, nicht mehr anzuwenden geweſen. Die mittelgroßen Blumen ſind ſehr gefüllt und zeigen einen ſchönen, faſt kugelförmigen Zentifolienbau, ihre Farbe iſt leuchtend blutrot, zuweilen karmoiſinrot auf durchleuchtendem weißem Grund. Dieſe Roſe blüht ſehr reich vom Frühjahr bis in den Spätherbſt hinein, ſie öffnet ſich bei jeder Witterung leicht und vollkommen. „Moſelblümchen“ iſt eine ausgezeichnete frühe Treib-, niedrige Gruppen- und Topfroſe; was man allenfalls an ihr tadeln könnte, das iſt ihr etwas zu ſchwacher Wuchs.

Die Theeroſe „Rheingold“ ſtammt von „Mme. Caro“ ab, welche ſie in Wuchs, Schönheit und Haltung weit übertrifft. „Rheingold“ bildet einen kräftigen dunkelgrün belaubten Strauch. Die mittelgroße gut gefüllte Blume iſt ſchön gebaut und öffnet ſich immer vollkommen und leicht. Die Grundfarbe iſt dunkelgold-orangegelb, die äußeren Pedalen ſind hellzitronengelb. Dieſe neue Roſe iſt ſehr wohlriechend, ſie blüht wirkungsvoll und reich. Wie wir hören, wird die obengenannte Firma im Oktober wieder eine Theeroſe in den Handel geben, welche das größte Intereſſe Ihrer Majeſtät der deutſchen Kaiſerin, die eine ebenſo begeiſterte wie kenntnisreiche Blumenfreundin iſt, erregt hat und mit deren beſonderer Genehmigung den Namen „Kaiſerin Viktoria Auguſta“ trägt. Auch von dieſer Roſe habe ich hier in Trier ein Exemplar in Händen gehabt und ihre guten Eigenſchaften kennen gelernt. Sie zeichnet ſich durch glänzend-dunkelgrüne

Belaubung aus, hat einen kräftigen Wuchs und die Triebe tragen meiſt je eine, ſeltener zwei bis drei der duftigen, großen hellgrünen gelben Blumen, die ſich bis zum Verblühen völlig aufrecht halten. Auf der großen Gartenbauausſtellung in Berlin führte noch ein anderer deutſcher Züchter, Herr Heydecker, ſeine Erſtlingszüchtung, eine weißliche Roſe vor, der er den Schriftſtellernamen der Königin von Rumänien „Carmen Sylva“ beigelegt hat. Die ausgeſtellten jungen Pflanzen zeigten einen kräftigen Trieb und große leicht gebaute, einzelnſtehende Blumen. Der Züchter ſagt von dieſer Neuheit, daß ſie trefflich zur Treiberei ſei und daß die Blumen namentlich im Herbſt eine herrliche Fleiſchfarbe zeigen, die nach innen in leuchtend Hellkarmin übergeht.

Seit vorigem Jahre machen die Züchtungen eines deutſchen Liebhabers, des Rektors Drögemüller, viel von ſich reden. Der Züchter hat ſeinen neuen Theeroſen die ſtolzen Namen: „Kaiſer Wilhelm“, „Kaiſer Friedrich“, „Kaiſerin Friedrich“, „Fürſt Bismarck“ und „Fürſtin Bismarck“, und ſeiner Theehybride den Namen „Weiße Seeroſe“ beigelegt. Trotz aller Bemühungen konnten wir von dieſen Neuheiten kräftige blühende Pflanzen nicht zu Geſicht bekommen; was wir von jungen Pflanzen blühend ſahen, befriedigte unſere Erwartungen nicht. Sonderbar erſcheint es, daß die Roſenfirma, welche den Vertrieb der genannten Neuheiten übernommen, dieſelben bisher blühend auf keiner deutſchen Ausſtellung gezeigt hat. In Berlin ſahen wir in einer von dem bekannten Roſenzüchter Buntzel ausgeſtellten Gruppe neuer Roſen verſchiedener Züchter eine zwar junge, aber kräftige blühende Pflanze der Neuheit „Kaiſerin Friedrich“. Dieſe Roſe ſoll aus einer Kreuzung der Gloire de Dijon mit Perle des jardins hervorgegangen ſein. Wir haben die Blume der beregten Pflanze eingehend beſichtigt, und mit uns waren tüchtige Roſenkenner der Anſicht, daß ſie einer Gloire de Dijon ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem anderen, eine Beſchreibung erſcheint deshalb überflüſſig. Vielleicht veranlaßt der Züchter, daß ſeine Neuheiten recht bald einmal auf einer großen Ausſtellung in kräftigen Pflanzen gezeigt werden (aber nicht wie in Mainz nur mit Knoſpen), und es würde uns dann freuen, feſtſtellen zu können, daß ſie ihren erhabenen Namen in der Welt Ehre machen und großer Verbreitung würdig ſind.

Manche meiner geſchätzten Leſerinnen werden ſich gewiß wundern, daß ich ihnen jetzt, wo alles Pflanzenleben in der freien Natur dem Winterſchlafe entgegengeht, von Roſen erzählt habe. Wollen wir im Sommer in unſeren Gärten einen üppigen Roſenflor haben, ſo beſchaffen wir uns am beſten nur, wenn „des Sommers letzte Roſe“ verblüht iſt, wenn das letzte Blatt gelb und welk zur Erde gefallen und der ſtolzen Blumenkönigin nur die Dornen geblieben ſind, die erforderlichen Stöcke. Jetzt gepflanzte und vor Winterfroſt durch gute Bedeckung geſchützte Roſen wachſen im nächſten Frühling freudig weiter und beglücken uns dann im Sommer ſchon durch reichen Flor.

Meine freundlichen Leſerinnen, welche nicht ſo glücklich ſind, ein Gärtchen zu beſitzen, und alle, die ſich gern auch im Winter an duftenden Roſenblüten erfreuen möchten, ſeien hier darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich die Neuzüchtungen „Clotilde Soupert“, „Moſelblümchen“ und „Rheingold“ auch vorzüglich in Blumentöpfen ziehen laſſen. Dieſe Roſen, welche jetzt, eingewurzelt in kleinen Töpfchen, auf die Hundsroſe (Rosa canina) veredelt, gleich richtig geſchnitten bezogen werden können, ſind in luftigem Keller oder im Freien eingeſchlagen und gedeckt zu überwintern. Im Frühling in nahrhafte, mit reichlich verrottetem Lehm und entſprechend Sand vermiſchte Miſtbeeterde verpflanzt, blühen ſie unaufhörlich. Anfangs Auguſt verpflanzen wir dieſe Roſen nochmals in gleich große oder nur wenig größere Töpfe und geben ihnen dann, nachdem ſie eingewurzelt, nur noch ſpärlich Waſſer, damit ſie zeitig in den Zuſtand der Ruhe treten und zur Treiberei tauglich werden.

Zum Beginn der Blumentreiberei im nächſten Jahre teile ich dann meinen liebenswürdigen Leſerinnen mit, wie ſie es anzufangen haben, um vom Februar ab blühende Roſen im Zimmer zu ziehen. Die meiſten Roſenſorten laſſen ſich treiben, manche früh, andere erſt gegen das Frühjahr hin. Von älteren Roſenſorten ſeien hier noch zehn der früheſten und ſchönſten Treibſorten verſchiedener Klaſſen zur Anſchaffung und Vorbereitung für die Treiberei empfohlen, es ſind dies: **Hermosa, La France, Souvenir de La Malmaison, Gloire de Dijon, Général Jacqueminot, Marie Baumann, Triomphe de l'Exposition, Jules Margottin, Louise Odier** und **Safrano.**

Zum Schluß will ich meinen geſchätzten Leſerinnen noch ein ſoeben im Pareyſchen Verlag in Berlin erſcheinendes, prächtig ausgeſtattetes Büchlein, die zweite von Straßheim völlig neu bearbeitete Auflage von „Ottos Roſenzüchter“ zur Anſchaffung empfehlen. In trefflicher Weiſe hat der Verfaſſer, ein bekannter Roſenfreund, in dieſem Buch namentlich die Kultur der Roſen im Garten geſchildert.

Der geſtirnte Himmel im November.

Um die Mitte des Monats abends gegen 10 Uhr ſind folgende Sternbilder ſichtbar. Im Meridian ſtehen von Süd nach Nord: Walfiſch, Triangel, Andromeda, Kaſſiopeia (nahe dem Zenith), ein Teil der Deichſel des großen Wagens. Links vom Meridian im Süden: Widder, Stier, Orion, Perſeus. Im Norden vom Meridian: Fuhrmann, Zwillinge, der kleine Löwe, großer Bär. Rechts vom Meridian im Norden: Bootes, Drache, kleiner Bär, Kepheus, Leier, Schwan, Delphin. Südlich: Waſſermann, Fiſche, Pegaſus, Andromeda.

Am 4. November iſt das letzte Viertel, am 5. iſt der Mond in Erdferne, am 12. Neumond, am 18. Mond in Erdnähe, am 19. erſtes Viertel, am 26. tritt Vollmond ein.

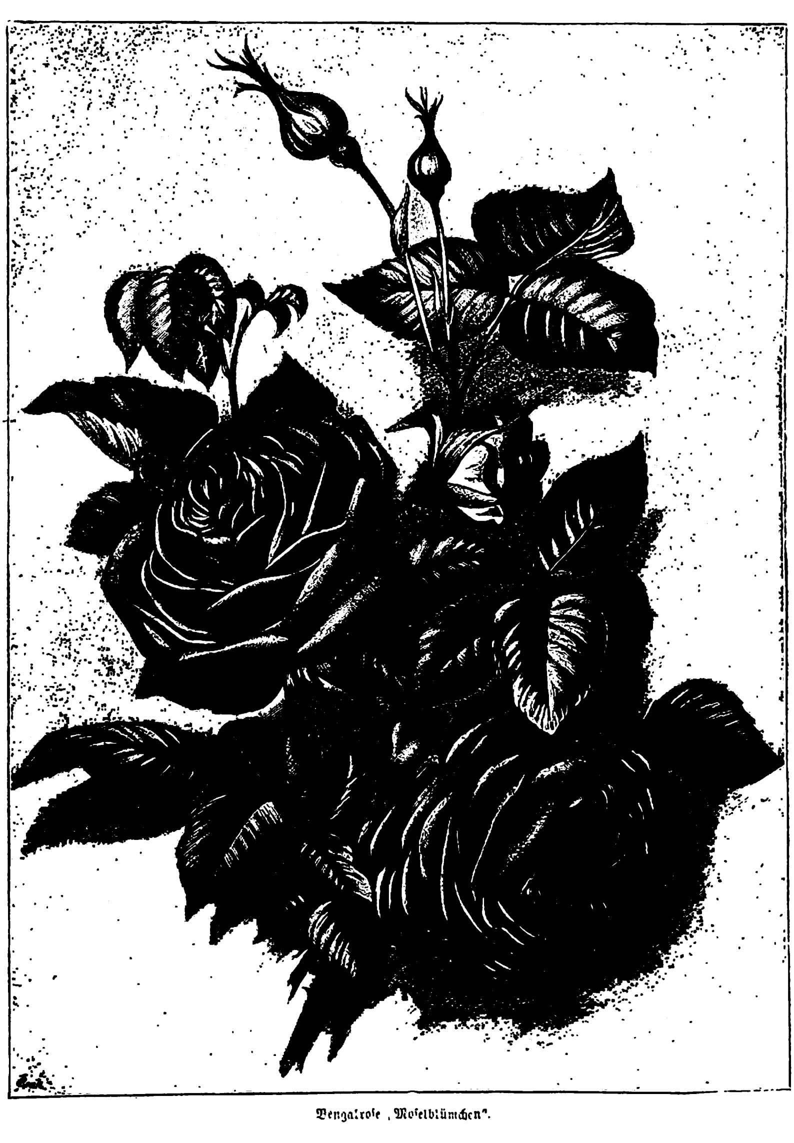
Am 26. findet eine teilweiſe Mondfinſternis ſtatt, die jedoch höchſt unbedeutend iſt und außerdem bei uns nicht ſichtbar iſt. Sie wird im großen Ozean, in Auſtralien und Aſien mit Ausſchluß von Kleinaſien und Arabien ſichtbar werden.

Merkur kann zu Anfang des Monats kurze Zeit als Morgenſtern geſehen werden, Venus bleibt dagegen unſichtbar. Mars geht ſchon um 9 Uhr abends unter, auch Jupiter iſt nur kurze Zeit als Abendſtern zu ſehen. Saturn geht zu Anfang des Monats um 2 Uhr morgens auf, am Ende ſchon um Mitternacht.

Neue Erfindungen.

Ein ſehr empfehlenswertes Möbelſtück bildet der **Kinderſtuhl** von Moorhead und Caldwell in North Eaſtern (V. St. Am.), welcher entweder als Schaukelſtuhl (Fig. 1) oder hoher, feſtſtehender Stuhl (Fig. 2) benutzt werden kann. Der eigentliche Stuhl A kann eine beliebige Geſtalt haben, die vorderen Beine desſelben ſind bei c mit den äußeren Kufen C drehbar und dieſe durch den durchgehenden Stab b drehbar mit den inneren Kufen B verbunden. Die hinteren Füße G ſtützen ſich in der Geſtalt des Schaukelſtuhls auf die Kufen B ebenfalls auf und ſind mit dieſen durch die verſchiebbaren Lenker F im Zuſammenhang. Will man nun den Schaukelſtuhl, auf und mit welchem das Kind geſpielt hat, zum gemeinſchaftlichen Eſſen in einen feſten und erhöhten Stuhl umändern, ſo hat man nur den Stuhl A an dem oberen Verbindungsſtab a hoch zu heben, wobei man einen Fuß auf den die hinteren Enden der Schaukelhölzer C verbindenden Stab e ſetzt. Bei dem Hochheben nehmen die Lenker F die hinteren Enden der Kufen B mit in die Höhe, bis ſie ſich unter die Verbindungsſtäbe d des Stuhlkörpers legen und letzteren unterſtützen. Die vorderen Enden der Schaukelhölzer B ſind durch die Stange g verbunden. Die Verbindungsſtäbe ſind vor die Vorderbeine des Stuhles verlängert und tragen hier ein Trittbrettchen H.

Einen originellen und zweckmäßigen **Apparat,** der den kleinen Patienten das Einnehmen ſchlecht ſchmeckender Arzneien erleichtert, hat Brigot in Iſſoudun (Frankreich) erfunden. Derſelbe iſt in Fig. 3 im Durchſchnitt dargeſtellt. Der Apparat beſteht aus den beiden getrennten Behältern A



Bengalroſe „Moſelblümchen“.

und B. Der Behälter A dient zur Aufnahme der Arznei, während in dem Behälter B Fruchtſaft oder ſonſt eine indifferente wohlſchmeckende Flüſſigkeit eingebracht iſt. Vom Boden des Behälters B ragt das Rohr b herauf, welches oben in das Mundſtück F ausläuft. In dieſes hinein reicht das etwas engere Rohr a, welches durch einen elaſtiſchen Schlauch e mit dem vom Boden des Gefäßes A aufſteigenden Rohre d verbunden iſt Beide Rohre b und d haben unten Oeffnungen f bezw. g. Soll nun der Patient die Arznei einnehmen, ſo bringt man dieſe in den Behälter A ein und läßt den Kranken an dem Mundſtück F anſaugen, wobei man mit den Fingern den Schlauch zuſammendrückt Der kleine Kranke bekommt infolgedeſſen nur die wohlſchmeckende Flüſſigkeit in den Mund und ſaugt tüchtig weiter und erhält ſo mit dieſer nach dem Freigeben des Schlauches e die Arznei aus dem Behälter, wobei der unangenehme Geſchmack der Arznei durch den Wohlgeſchmack der anderen Flüſſigkeit ganz oder zum Teil verdeckt wird. Hat der Kranke das vorgeſchriebene Quantum Arznei genommen, ſo drückt man während des Weiterſaugens den Schlauch e wieder zuſammen, um auch den letzten ſchlechten Beigeſchmack und dadurch die Unluſt, den Apparat ſpäter wieder zu benutzen, zu benehmen. Um die günſtige Wirkung dieſer Vorrichtung noch zu ſteigern kann das Mundſtück F, wie auch in der Abbildung erſichtlich iſt, geriffelt ſein, ſo daß ſich auf demſelben leicht der Ueberzug einer wohlſchmeckenden Paſta anbringen läßt.

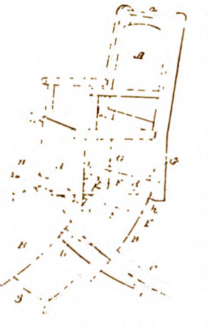


Fig. 1. Kinderſtuhl.

Die Kunſt der Geigenbauer ſteht in Deutſchland jetzt unſtreitig auf der höchſten Stufe in Europa. Im Süden und Norden unſeres Vaterlandes gibt es berühmte Geigenbauateliers. Hervorragendes leiſtet in edlen **Geigen** **A. Sprenger**, Hofinſtrumentenmacher in Stuttgart, aus deſſen Atelier wir hier in photographiſcher Abbildung ein nach dem Modell der berühmten Geige Paganinis hergeſtelltes Inſtrument unſeren Leſern vorführen. Dieſe Violine iſt eine ganz getreue Nachbildung einer Geige des Joſeph Guarnerius von Cremona (geb. 1683). Die ſchönen Formen und der wunderbare Ton dieſes Inſtrumentes erregten auf den Ausſtellungen in München und Bologna bei allen Kennern Aufſehen Der Verfertiger dieſer Geige iſt auch der Erfinder der Tonſchraube, einer überaus einfachen Vorrichtung, beſtehend aus einem gewölbten Stäbchen, welches unter dem oberen Geigendeckel liegt, durch eine Schraube mehr oder minder angeſpannt werden kann und auf überraſchende Weiſe den Ton der Geige gleichmäßig in der Schallwirkung voll, ſchön und rund macht. Selbſt geringere Geigen von mattem Ton erfahren durch Einführung dieſes einfachen Apparates, den der Erfinder neuerdings wieder vervollkommnet hat, eine ganz erhebliche Veredlung.

Fig 2. Kinderſtuhl.

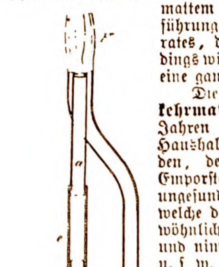
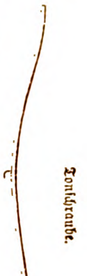


Fig. 3.

Die amerikaniſche **Teppichkehrmaſchine** iſt in wenigen Jahren mit Recht in unſeren Haushaltungen heimiſch geworden, denn ſie verhindert das Emporſteigen und Einatmen der ungeſunden kleinen Staubteile, welche die Reinigung mit dem gewöhnlichen Beſen mit ſich bringt, und nimmt allen Staub, Sand u. ſ. w., durch welchen der Teppich den Tag hindurch verunreinigt wird, im Kaſten, der ſich zu beiden Seiten der Bürſte befindet, auf; der Apparat konſerviert aber auch den Teppich, denn die Bürſte greift denſelben in keiner Weiſe an, ferner wird der Schmutz, der beim Gebrauch der gewöhnlichen Beſen mehr feſt als abgefegt wird, durchaus vom Teppich entfernt, und ermöglicht es, beſonders große feſtliegende Teppiche, die während des Winters faſt niemals hochgenommen werden, täglich gründlich zu reinigen. — Die neueſte, vorſtehend abgebildete amerikaniſche Teppichkehrmaſchine bietet nun den älteren Apparaten gegenüber den Vorzug, daß die Bürſte, je nach der Beſchaffenheit des Teppichs, infolge ſinnreicher Konſtruktion ſich ganz dem Teppich anpaßt, ſo daß er mit gleichem Erfolge für flach gewebte Brüſſeler oder Arminſter Fabrikate wie für ſtark gewebte Smyrna-Teppiche benutzt werden kann; ferner arbeitet dieſe Maſchine durchaus geräuſchlos, ſie geht auf Gummirädern, um jedwedes Geräuſch zu vermeiden und gleichzeitig die Teppiche zu ſchonen, die Bürſte kann behufs Reinigung herausgenommen, und falls dies nach jahrelanger Benutzung erforderlich, auch erneuert werden. Endlich iſt auch die Entleerung der beiden Käſten, in welchen ſich der Staub ꝛc. ſammelt, außerordentlich leicht, man braucht nur auf einen an der rechten Seite angebrachten kleinen Knopf zu drücken, und ſofort drehen ſich die beiden Käſten um ihre eigene Achſe gänzlich um, ſo daß der Staub vollſtändig herausfällt. — Bei der Benutzung halte man den Stiel, ohne ſich zu bücken, ſoweit der Arm es geſtattet, herunter, fege dann ohne aufzudrücken hin und her und entleere die Käſten, die nicht allzuvoll werden ſollen, nach jedesmaliger Beendigung der Teppichreinigung.



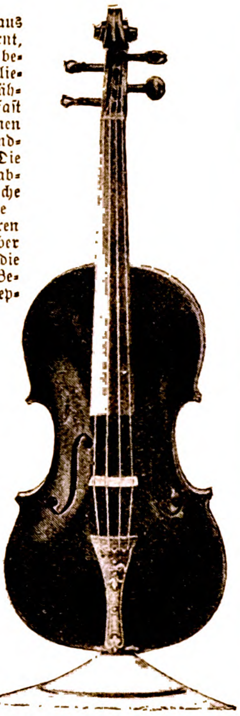


Fig. 4. Geige Paganinis.

Der Preis der verbeſſerten Teppichkehrmaſchine iſt inkl. Stiel, der für den Transport abgeſchraubt werden kann, 18 M. Bezugsquelle **Karl Hirſch & Co.**, Berlin W, Leipzigerſtraße 114.

Graphologiſche Antworten.

P. M. in D. Ihnen gelingt vieles. Erſt ſchrecken Sie zurück vor der Aufgabe, dann faſſen Sie Mut und nehmen die Hinderniſſe mit Leichtigkeit. — So ſcharf und ſtrenge Sie auch ſein können, der Grundton Ihres Weſens iſt doch Wohlmeinenheit. Sie ſind aber verſchloſſen und ſehr zurückhaltend. Ihre Beſchäftigung iſt vorwiegend praktiſcher Art und Ihre Beanlagung, die etwas gewöhnlicher Natur iſt, weiſt Sie auch auf dieſes Gebiet. — Ihre geſelligen Bedürfniſſe ſind gleich null, Ihre Gedankenäußerung knapp.

45° 15′ ſ. L., 45° 40′ n. Br. Nr. 1. Selbſtüberhebung, lebhafteſte Phantaſie, aber ungeordnet, und das Urteil trübend. Sehr wechſelnde Stimmung und großes Anpaſſungsvermögen; Heiterkeit, aber keine Diſtinktion, keine Abgeklärtheit und Charakterſtärke, daher auch nicht immer wahr. Kühles Temperament.

Ditto Nr. 2. Verſchwenderiſch und nicht objektiv im Urteil, gerne widerſprechend und eitel, aber viel weicher als ſcheinen wollen. Es iſt Wohlwollen vorhanden, nur iſt es relativ — je nach der Perſon.

Ditto Nr. 3. Jenes Selbſtbewußtſein, das man oft bei Lehrern und Pfarrern findet und etwas Prätention. Losgelöſtheit von Genußſucht, lebhafte Phantaſie, geiſtige Bedeutung — Takt und Zartgefühl, moraliſche Senſibilität, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Intereſſen. Leicht etwas melancholiſcher Stimmung, trotz eigentlich vorherrſchender Heiterkeit.

Ditto Nr. 4. Ernſtes Streben etwas Tüchtiges zu leiſten und nichts Kleinliches, Engherziges. Dabei ruhiges, beſonnenes, einfaches Weſen, gerade und gerecht, unerfahren, rein, ſittenſtreng, frei von Leidenſchaftlichkeit — falls die Schrift nämlich ungekünſtelt, natürlich iſt.

Ditto Nr. 5. Lebhaft, begeiſterungsfähig, erregbar und den Einflüſſen von außen zugänglich — vernünftig, verſtändig und allen Theorien und Utopien abhold — dabei klug und zurückhaltend und recht ſparſam.

Ditto Nr. 6. Selbſtbewußt und geiſtig eitel — beſtimmtes Wollen, logiſches Denken, gute Begabung — gedämpfte Stimmung, trotz vorhandenem Sinn für Humor. Viel Gefühl, aber wenig Weichheit und Nachſicht.

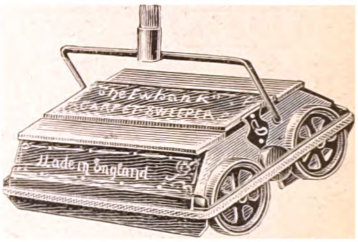


Fig. 5. Teppichkehrmaſchine.

W. M., St. P. Sehr logiſcher Geiſt, verbunden mit Zähigkeit in der Idee, die nicht ſo bald weicht. „Erſt recht,“ ſagen Sie, wenn ſich die Schwierigkeiten häufen. Wahr, ohne ſich in die Karten gucken zu laſſen, energiſch ohne Rückſichtsloſigkeit, ſpöttiſch ohne Bosheit, ſind Sie ſehr von der Stimmung abhängig; im Grunde genommen gut, weich, nachſichtig und doch manchmal ſo ſcharf, ja verletzend. Sind Sie auch oft ſehr heftig, ſo hält Ihr Zorn doch nie lange an — und das Ende vom Liede iſt ſtets: Verſöhnlichkeit und Nachgeben.

Vr ^{2}✕ r a. Geiſtesfrei und originell, lebhaft und begeiſterungsfähig; lebhafte Phantaſie, die zwar das Urteil nicht trübt, aber einer gewiſſen Oberflächlichkeit Vorſchub leiſtet. Die Stimmung iſt meiſt heiter — aber Sie kennen auch traurige Stunden. Scharfe Logik, angeſtrengte Geiſtesarbeit, kluge Verſchwiegenheit, Reſerve, Undurchdringlichkeit, Aufopferungsfähigkeit.

Ditto b. Nichts Hervorragendes von Charakter und Anlagen — aber Anpaſſungsvermögen; ſcharf, eigenſinnig, wenig Nachſicht und Milde, oft traurig geſtimmt, leicht verletzt, viel Gefühl, Offenheit — Gewandtheit.

Ditto c. Schönheitsgefühl und hohe Wertſchätzung des lieben „Ich“. Der Schreiber gefällt ſich in einer gewiſſen „Strammheit“, die forciert iſt, denn eigentlich iſt er ſehr weich. biegſam und empfänglich. Er nimmt das Leben ernſt, iſt ſparſam, dem Genuſſe aber nicht abhold, treuherzig-offen, ohne viel geſellige Bedürfniſſe, von knapper Ausdrucksweiſe. Guter Logiker, keine Theorien.

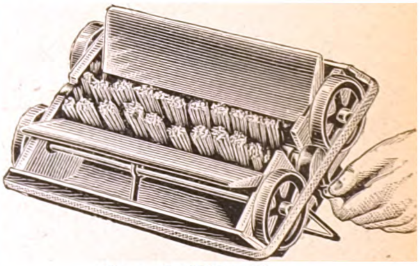


Fig. 6. Teppichkehrmaſchine.

Ditto d. Eitel, ſtolz, anſpruchsvoll, geiſtig ſehr ſelbſtbewußt, lebhaft, intelligent, ſcharf, beſtimmt, energiſch, und ſich nur ſchwer in ungewohnte Verhältniſſe findend. Sehr viel Phantaſie und trotzdem treffendes Urteil. Leidenſchaftlichkeit ohne Sinnlichkeit, nur ſtoßweiſes Genießen.

Ditto e. Kaufmannsſchrift. Vorſicht — Lucidität des Geiſtes, ſoweit nicht die Leidenſchaftlichkeit ihren Einfluß geltend macht. Beſtimmter Wille, Kampfesgeiſt — und daher oft unerträglich, auch oft voreilig und ungeſtüm.

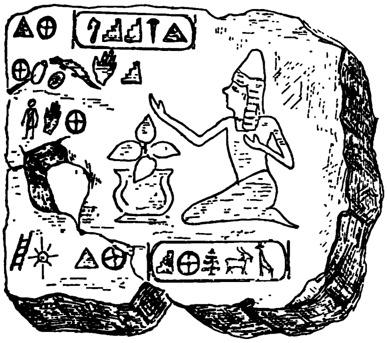
* * *

Des großen Andranges wegen müſſen unſere Urteile im Blatte ſehr kurz gehalten ſein. Dagegen iſt unſer Graphologe (L. Meyer, Grapholog, Ragaz, Schweiz), bereit, direkt per Poſt ausführliche Charakterbilder auszuarbeiten. Honorar 3 Mark.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Hieroglyphen.

Dieſe intereſſanten altägyptiſchen Inſchriften werden auf folgende Weiſe entziffert. Die Hieroglyphen ſind eine Lautſchrift, und zwar ſtellt jedes Bild den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens dar (z. B. Crokodil = c, Wage = w). Es werden nur die Konſonanten und zur Erleichterung die Doppelvokale (au, ei, eu) bezeichnet, während die einfachen Vokale nach dem Sinne zu ergänzen ſind, was manchmal ſehr leicht, manchmal aber auch ſehr ſchwierig und nur aus dem Sinn des ganzen Satzes zu erraten iſt.



Dreiſilbige Charade.

Wenn mit ihren leiſen Schwingen
Sich die *erſte* niederſenkt,
Wird der Wunſch vor allen Dingen
Auf die *Letzten zwei* gelenkt.

Jeder wird das *Ganze* loben,
Ob es unſern Leib erquickt,
Oder poeſieumwoben
Herz und Ohren uns entzückt.

Silbenrätſel.

Mein Erſtes iſt ein halber Jude,
Mein Zweites iſt ein halber Graf.
Miniſter, Freund, kannſt du noch werden,
Studierſt das Ganze du recht brav.

Rätſel.

Wenn du Gelegenheit 'mal haſt,
So laß von elf gegeb'nen Zeichen
Zwei Zeichen fort, die andern ſtelle um,
Dann wirſt das Gegenteil du ſchnell erreichen.

Arithmogriph.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 ein deutſches Herzogtum,
2, 3, 1, 10 ein Vogel,
2, 3, 3, 1 ein Nebenfluß der Donau,
12, 2, 3, 4 eine Farbe,
8, 3, 12, 3, 2 eine altteſtamentliche Perſon,
3, 2, 1, 10, 2 ein Berg,
6, 7, 8, 9, 10, 11, 5 ein Säugetier,
5, 3, 8, 10 ein Fluß,
4, 8, 4 ein Raubvogel,
1, 10, 11 eine Präpoſition,
5, 3, 6, 10 ein Körperteil des Menſchen,
2, 3, 4, 1 ein Verbrechen,
3, 7, 8 ein Ausruf,
6, 7, 8, 2, 3, 4, 1, 10 ein im Maſchinenbau vorkommender Gegenſtand,
9, 3, 12, 10, 5 ein Fahrzeug,
12, 2, 10, 11, 6 ein alter Mann,
6, 3, 12, 10 ein mündlich fortgepflanzter Bericht ohne Urheber,
1, 11, 2, 5, 10 eine Frucht.

Skat-Aufgabe Nr. 53.

A, B, C ſpielen Points-Ramſch. A (Vorhand) hat: Pique-Bube, Treff-10, Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-9, Carreau-8.

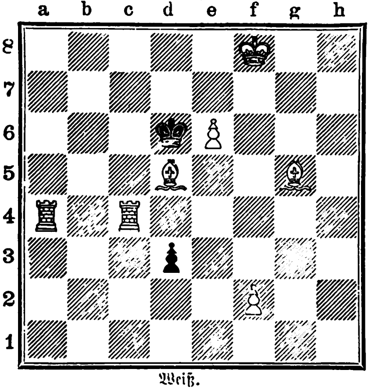
A ſpielt Treff-9 an und verliert den Ramſch. Er hat ſchließlich in ſeinen Stichen 85 Points mehr als der eine der beiden Gegner. Der andere hat gar keinen Stich. Der eine hat in ſeinen zehn Karten 53 Points mehr als der andere.

Wie ſind die Karten verteilt? Wie iſt der Gang des Spiels?

Schachaufgabe Nr. 78.

Von Heinrich F. L. Meyer in Sydenham.

Schwarz.



Weiß.

(7 + 2 = 9.)

Weiß zieht an und ſetzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LXX.

Von Heinrich F. L. Meyer in Sydenham.

Weiß: Kf2. Tb7, c8. Ld6, e2. Sc5. Be4.
Schwarz: Ke3. La1. Ba2, d7, e5.

Weiß zieht an und ſetzt in zwei Zügen matt.

Löſung von Nr. 77.

1. Tg7 — g8	Th5 — h4
2. Df1 — h2 +	Tg2 — h2:
3. Tg7 — g3 ‡.	
1.	Tg2 — g8:
2. Df1 — h2 +	Kh3 — g4
3. Dh2 — g3 ‡.	
1.	Th5 — h7
2. Df1 — f5: +	beliebig
3. Df5 — h7: oder g4: ‡.	

Löſung von Nr. LXIX.

1. Dd3 — h3	Kd5 — e4, Sd6
2. Se8 — f6: ‡.	
1.	Lh1 — g2, f3
2. Dh3 — g2: ‡, f3: ‡.	
1.	Lh1 — e4
2. Dh3 — b3 ‡	
1.	d4 — d3
2. Dh3 — d3: ‡.	
1.	Sh6 — f5:
2. Dh3 — f5: ‡.	
1.	beliebig
2. Dh3 — b1: ‡.	

Eingelaufene Löſungen.

Nr. 73 wurde gelöſt von E. B. in Mühlhauſen in Thür., Ed. Kauert in Elberfeld. Nr. 74 von E. B. in Mühlhauſen in Thür., S. Tichauer in Berlin. Nr. 75 von Dr. Friedrich in Berlin.

LXVI von Eduard Kauert in Elberfeld, S. Tichauer in Berlin, E. B. in Mühlhauſen.

Röſſelſprung.

mand	dich	dich	ſa	dir	wie	es	biſt
wenn	gen	geht's	lich	ert	ſo	ſchlecht	te
ſel	nie	du			ſeh'n	du	auch
ſie	len	der	dau	end	nicht	leu	machſt
machſt	be	daß	al	die	du	du	gern
nichts	iſt	zum			und	ſelbſt	dich
knecht		an	herrn	von	a		bleibſt
dir		keins			zum		der

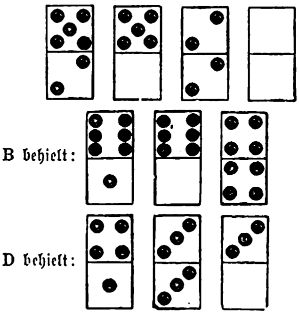
Schach-Briefwechſel.

E. B. in Mühlhauſen. Sie haben ganz recht mit der Variante von Nr. 73, denn es muß nach 1. ....., Kg3 — h4 2. g2 — g3 +, nicht Da7 — f2 + erfolgen. Auch bezüglich Nr. 74 haben Sie richtig getroffen, denn dieſes Problem geſtattet eine einfache Nebenlöſung durch 1. Se6 — c5 + ꝛc. Daß aber auch einem Komponiſten wie S. Loyd eine ſeine Nebenlöſung wie in Nr. LXVI, mit 1. Kg3 — h4 beginnend, untergelaufen, die faſt ausſieht, als ſei ſie abſichtlich hineingedacht, iſt ein Beweis, daß in der Schachkunſt niemand unfehlbar iſt.

S. T. in Berlin O. Das Intereſſe am Schachlöſen variiert; die wenigſten Löſer ſenden die Löſungen ein, aber kein Komponiſt wird verabſäumen, mit ſeinen oft recht geringfügigen Erzeugniſſen die Redaktionen zu beglücken.

Auflöſungen zu Heft 1, S. 93.

Rebus: Amethyſt **Geographiſches Silbenrätſel:** Die Anfangsbuchſtaben ergeben: Unterharz. Die Endbuchſtaben: Roßtrappe. 1. Ulſter, 2. Ringpo, 3. Themſefluß, 4. Euphrat, 5. Ratibor, 6. Himalaya, 7. Angerap, 8. Rauhe Alp, 9. Zellerſee. **Domino-Aufgabe:** Im Talon lagen:



Der Gang der Partie war: I. A $\frac{5}{5}$, B $\frac{5}{6}$, C $\frac{6}{4}$, D $\frac{4}{3}$, II. A $\frac{3}{5}$, B $\frac{5}{4}$, C $\frac{4}{2}$, D $\frac{2}{3}$, III. A $\frac{3}{6}$, B $\frac{6}{6}$, C $\frac{6}{2}$, D $\frac{2}{1}$, IV. A $\frac{1}{5}$ (= 101).

Dreiſilbig: Eiſenach (mit der Wartburg). **Quadraträtſel mit Röſſelſprung:**

Apelles

A	r	n	h	e	i	m
P	l	a	t	e	a	u
E	c	u	a	d	o	r
L	o	r	e	l	e	i
L	i	e	s	t	a	l
E	m	a	n	u	e	l
S	p	a	l	a	t	o

Murillo

Kombinationsaufgabe: 1. Deutſchland, Italien; 2. England, Birmingham; 3. Rotterdam, Arnheim; 4. Ungarn, Temesvar; 5. Venedig, Otranto; 6. Nachtigall, Meiſe; 7. Edelhirſch, Steinbock; 8. Steiermark, Iſtrien; 9. Nachtigal, Afrika. Die Braut von Meſſina. **Kapſelrätſel:** Dr—ucker—ei, Dr—iller—ei **Dechiffrier-Rätſel:** Die im breiten Stirnreif der Krone in Scheibchen befindlichen Perlen geben ihrer Anzahl nach die Reihenfolge an, in welcher die ober und die unter der Mütze ſtehenden Buchſtaben abgeleſen werden ſollen. Richtig zuſammengeſtellt geben ſie den Namen des berühmten Dogen von Venedig: Andrea Doria. **Vierſilbige Charade:** Garderobe.

Auflöſung der Skat-Aufgabe Nr. 52

A (Vorhand) hat: zwei leere (nicht zählende) Karten in Carreau, z. B. 8 und 7, außerdem Coeur-10, Coeur-König, Coeur-Dame, Coeur-9, Coeur-8, Coeur-7, Treff-Aß, Treff-10.

Erſter Stich: Coeur-10, Coeur-Aß, Pique-7.

Zweiter Stich: Pique-8, Carreau-7, Pique-10.

Dritter Stich: Carreau-Dame, Carreau-König, Carreau-8.

Vierter Stich: Carreau-Aß, Treff-Aß, Carreau-10.

Die Gegner haben nun 60 Points.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

November. Jagdmahlzeit.

Sardinenbrötchen. Man ſchneide aus Weißbrot zwei cm breite und acht cm lange Schnitten, ſtumpfe die Ecken ab und röſte ſie; beſtreiche ſie dann 15 Minuten vor dem Anrichten dick mit feſter Remolade und lege auf jedes Schnittchen eine Sardine, garniere ſie mit hartgekochten, gehackten Eidottern, richte ſie auf einer runden Schüſſel an und verziere den Rand mit Peterſilie.

Remolade. Man hacke und blanſchiere einen Eßlöffel Peterſilie, Eſtragon und Kerbel und eine Schalotte, drücke ſie aus und ſtoße es mit 60 g friſcher ungeſalzener Butter, einem Eßlöffel Kapern, drei hartgekochten Eidottern und etwas Senf im Mörſer fein, rühre es dann kräftig, füge $1^1/_2$ Deziliter Olivenöl, Kräutereſſig, Salz und weißen Pfeffer hinzu und ſtreiche es durch ein Sieb.

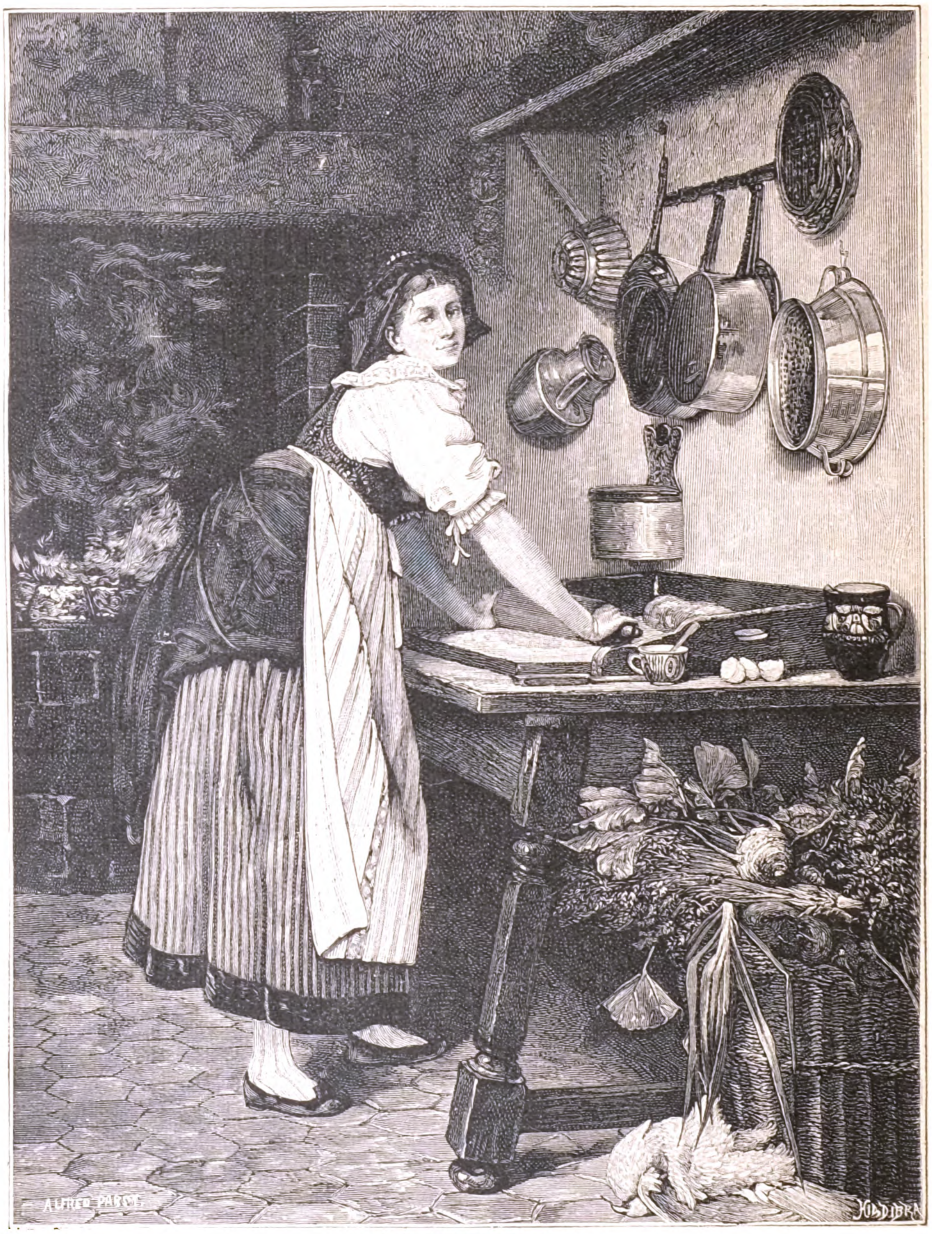
Wildpüreeſuppe mit Champagner. Man koche eine gute Bouillon aus zwei Kilo Rindfleiſch und gebe ſie durch ein Sieb. Brate dann zwei Haſelhühner, zwei Feldhühner, zwei Schnepfen mit den Eingeweiden oder einen Faſan in $^1/_8$ k Butter, zerhacke das Wild und zerſtoße es im Mörſer, füge $^1/_8$ l Bouillon hinzu, treibe es durch ein Sieb und gieße Bouillon daran, bis es die gewünſchte Konſiſtenz hat, laſſe es unter Umrühren heiß werden, aber nicht kochen, und gieße beim Servieren eine halbe Flaſche Champagner hinein.

Lachs mit Hummerſauce. Man ſchneide den Lachs in 6 cm dicke Stücke und gebe ſie in recht viel kochendes Salzwaſſer, laſſe ſie etwa 20 Minuten kochen und ſerviere mit Hummerſauce.

Zu dieſer ſchneide man das Fleiſch eines kleinen Hummers in Würfel und wenn er Eier hat, ſo mache man davon $^1/_8$ k Hummerbutter, indem man die Eier in einem Mörſer fein zerſtößt, mit friſcher Butter gut vermiſcht und durch ein feines Haarſieb treibt. Dann thue man 60 g nicht zu harte, friſche Butter und einen Eßlöffel Mehl in eine Kaſſerolle, menge es zu einem weichen Teige, füge $^1/_4$ l Waſſer, eine Priſe weißen Pfeffer und etwas Muskatnuß hinzu und rühre die Sauce über mäßigem Feuer fortwährend um, bis ſie aufkochen will, gebe nun die Hummerbutter hinein und rühre ſo lange, bis ſie geſchmolzen iſt, wonach man noch etwas Sardelleneſſenz, den Saft einer halben Zitrone und ein wenig Cayennepfeffer dazu gibt.

Aepfelmarmelade. Man ſchäle die Aepfel, entferne das Kernhaus und ſchneide ſie in Viertel; koche ſie mit einem Glas Waſſer, Zucker und etwas Zitronenſchale zu Brei und ſtreiche ſie durch ein Sieb.

Kalt bereiteter Punſch. Man löſe $^1/_2$ k Zucker in etwas Waſſer auf und vermiſche es mit $^1/_4$ l Arrak, einem kleinen Gläschen Maraschino, einer halben Flaſche guten alten Rheinweins und der auf Zucker abgeriebenen Schale einer halben Zitrone, ſtelle es in Eis und gieße unmittelbar vor dem Servieren eine Flaſche frappierten Champagner hinein.



Breisgauerin in der Küche.

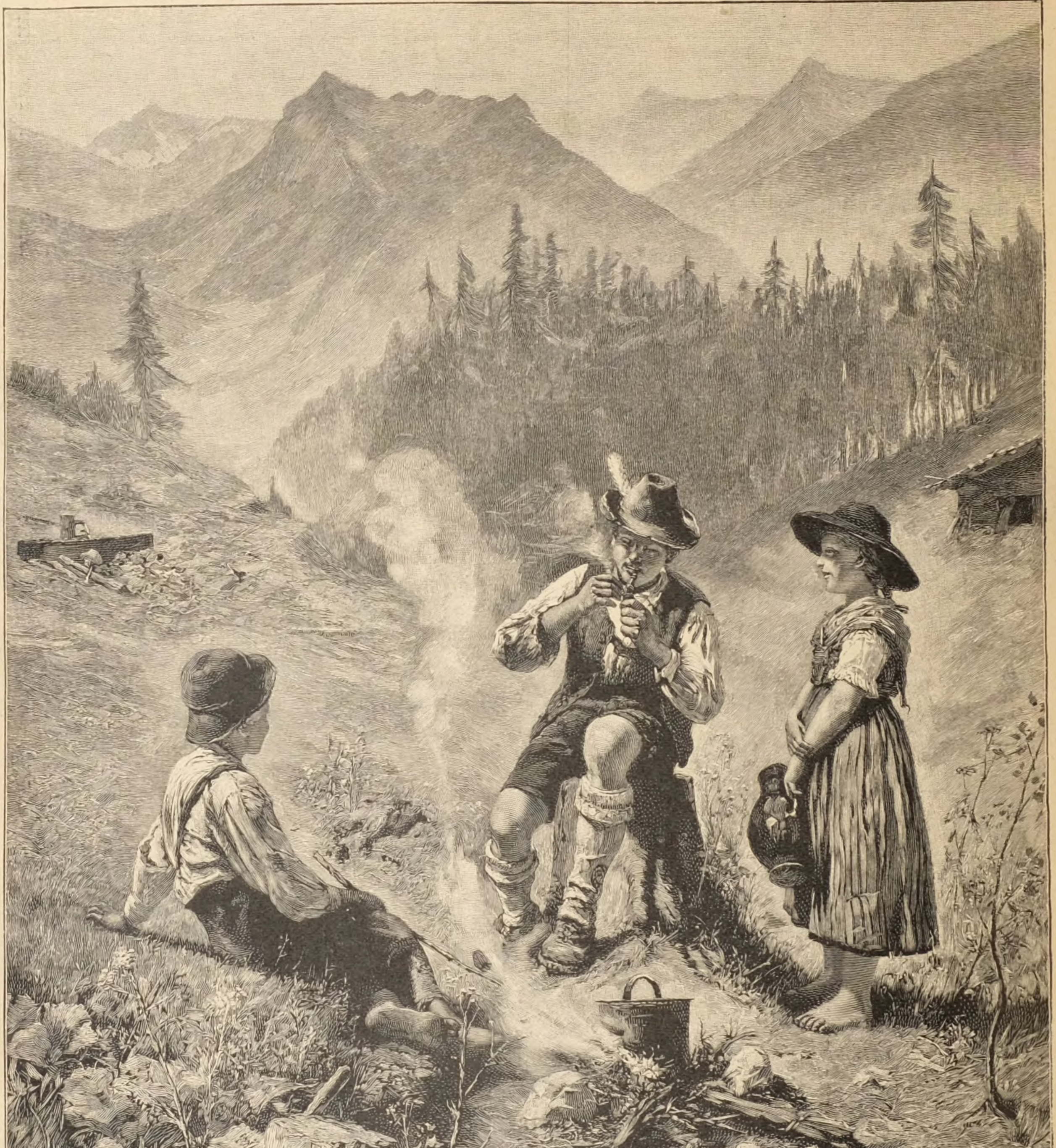
Ferdinand Laſſalle.

Ein Erinnerungsblatt zu ſeinem 25jährigen Todestage.

Am 31. Auguſt iſt der fünfundzwanzigjährige Todestag Ferdinand Laſſalles. Die Bedeutung dieſes Mannes war und iſt noch eine ſolche, daß es ſich wohl geziemt, wenn die deutſche Nation dieſem Geistesheroen an dieſem Tage ein ernſtes Gedenken weiht. Denn Ferdinand Laſſalle ſteht unter den Gelehrten ſowohl wie als Politiker auf einer Stufe, daß ſein Name für ewig in den Annalen deutſchen Geiſtes- und Staatslebens eingeſchrieben ſein wird. Namentlich auf dem Gebiete der ſocialen Politik war Laſſalle ein Schöpfer und Führer. Er iſt der Begründer der Socialdemokratie in Deutſchland. Geboren am 11. April 1825 als Sohn eines reichen israelitiſchen Seidenhändlers in Breslau, ward er für den Handelsſtand beſtimmt, entwich aber, da er für den Kaufmannsſtand keine Neigung empfand, von der Handelsſchule in Leipzig, bereitete ſich mit eiſernem Fleiß auf das Abiturientenexamen vor, überraſchte damit ſeinen Vater und ſtudierte darauf in Breslau und Berlin Philoſophie, Philologie und Archäologie. Seine hohe Begabung und ſeine immenſen Kenntniſſe erregten damals ſchon Aufſehen. Schon als Student begann Laſſalle ſein tiefſinniges und großartiges Werk über Herakleitos den Dunkeln. Seine Studien erlitten jedoch eine Unterbrechung durch die Bekanntſchaft mit der Gräfin Sophie Hatzfeldt, einer ſchönen Frau, die in unglücklichen Verhältniſſen ſchmachtete. Laſſalles Rechtsgefühl empörte ſich gegen die Ungerechtigkeiten, welchen die Gräfin von ſeiten ihrer Familie ausgeſetzt war, und jetzt begann einer der merkwürdigſten Prozeſſe, in dem der ritterliche Laſſalle als Verteidiger der Gräfin ſich den Namen eines edeln Mannes und genialen, unbeſiegbaren Redners und Verteidigers erwarb. Aus der Unterſuchungshaft, wegen Diebſtahls in dieſer Angelegenheit, entlaſſen, warf der nie raſtende Mann der radikalen Politik ſich in die Arme und entfaltete hier eine großartige Thätigkeit. Nun folgten eine Reihe hervorragender Veröffentlichungen. Es ſeien von dieſen tiefwirkenden Werken genannt „Die Philoſophie des Herakleitos“ und „Das Syſtem der erworbenen Rechte, eine Verſöhnung des poſitiven Rechtes mit der Rechtsphiloſophie“, ein Werk voll kühner und genialer Gedanken; ferner die Schriften „Ueber Verfaſſungsweſen“, „Ueber den beſonderen Zuſammenhang der gegenwärtigen Geſchichtsperiode mit der Idee des Arbeiterſtandes“, und das „Arbeiterprogramm“. Dieſen folgten noch eine Fülle von geiſtvollen Agitationsſchriften. Laſſalle war ein großer Patriot, begeiſtert für Deutſchlands Freiheit und Größe. Dem gab er beſonders Ausdruck in dem Werk „Die Philoſophie Fichtes und die Bedeutung des deutſchen Volksgeiſtes“. Laſſalle griff mächtig in das Leben ſeiner Zeit ein und die Wogen, welche er in dem Geiſtesleben der fünfziger und ſechziger Jahre erregte, wallen und wirken noch heute fort. Alles, was der merkwürdige Mann that und ſchrieb, war durchleuchtet und durchglüht von dem Ringen und Kämpfen einer mächtigen Seele, einer ganz ungewöhnlichen Geiſteskraft um Freiheit, Recht und Erlöſung der unterdrückten Menſchheit, um Beſſerung der Lage der Armen und Elenden. Laſſalle ſtarb infolge eines Duells am 31. Auguſt 1861.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.



Auf dem Berge. Gemälde von H. Lindenſchmit.

Vom Fels zum Meer.

Der Mönch von Berchtesgaden.

Novelle von

Richard Voß.

Am erſten Mai des Jahres 1680 wurde ich, der Franziskanermönch Bruder Ambroſius, im einundzwanzigſten Jahre meines Lebens mit zwei andern Brüdern, Aegidius und Romanus, aus der chriſtlichen Stadt Paſſau nach dem Kloſterſtift Berchtesgaden entſendet.

Es liegt dieſes Heiligtum San Franziskus' in einer überaus rauhen und wilden Gegend, inmitten gewaltiger Berge und ſchwarzer, unendlicher Wälder, welche, wie es heißt, von Bären und Unholden wimmeln. Darum waren unſere Herzen ſehr betrübt und wir ſchieden mit Thränen von unſerem hochwürdigen Abte, allen lieben Vätern und Brüdern und dem Hauſe des Heiligen, welches in einem heiteren, fruchtbaren Lande gar anmutig zwiſchen reichen Aeckern über dem hellen Fluß ſich erhebt. Aber wir durften nicht murren, ſondern unterwarfen uns gehorſam dem Willen unſeres hochwürdigen Abtes. In beſagtem Kloſterſtifte Berchtesgaden hatte nämlich im Sommer vergangenen Jahres ein ſchweres Uebel geherrſcht, das viel Volks dahingerafft, darunter etliche Brüder unſeres Ordens, welche, wie ihres Amtes war, die Kranken gepflegt und die Toten begraben hatten. Alſo mußte dem Hauſe unſeres lieben Heiligen in der Wildnis neues Leben zugeführt werden, und man ſchickte in Anbetracht des rauhen Landes von den Brüdern die jüngſten und ſtärkſten, ſowohl an Leib als an Seele. Damit meine ich, daß unſer hochwürdiger Abt uns drei Abgeſendete ſtark im Glauben befunden hat und eifrig im Dienſte unſeres großen Heiligen.

Nachdem wir die Benediktion empfangen und in der Kloſterkirche zum letztenmal gebetet hatten, traten wir mit geſchürzter Kutte und neuen Sohlen unter den Füßen die Wanderung an. Wohl war die Reiſe mühſelig und weit, das Ziel ein unbekanntes und dunkles; aber da Hoffnung nicht allein Anfang und Ende des Chriſtentums, ſondern auch Weſen und Anrecht der Jugend iſt, wurden auch wir ſehr bald frohen Mutes. Zunächſt freilich trauerten wir noch eine gute Weile um die verlaſſene Heimat, beklagten die Trennung von unſeren Brüdern und empfahlen unſere Seelen dem Schutze des Himmels. Dieſer ſtrahlte über uns voll Bläue und Glanzes wie das Gewand unſerer lieben Frau, die Sonne leuchtete, als wäre ſie das goldene Herz des Heilands, daraus über die ganze Menſchheit Licht und Leben niederſtrömte, und die frühlingsgrüne Erde erſchien unſeren Augen gleich einem herrlich geſchmückten Gebethaus, darin jedes Pflänzlein und Würmlein Maienandacht hielt.

Wir erſtaunten über die Weite, über die vielen Städte, Flecken, Dörfer, Höfe, über das Gewimmel von Menſchen und wie die Welt voller Wunder war. Und es geht darin alles zu nach göttlichem Geſetz und Ordnung, es hat darin alles ſeinen Platz und Stand, ſowohl die herrliche Sonne, als die Mücke, die im Sonnenlicht ſpielt.

Was uns gleichfalls herzlich erfreute, das war die Menge von Kirchen und Klöſtern, von Kapellen und ſonſtigen Heiligtümern, mit denen das Land reich geſegnet war und welche von der Gottesfurcht ſeiner Bewohner zeugte. Alle dieſe frommen Anſtalten hatten ein überaus gedeihliches Anſehen: an der guten Beſchaffenheit eines Feldes oder Obſtgartens erkannte man ſogleich das Kloſtergut. Herrlich war es auch, wenn zu den Tageszeiten mit den Glocken geläutet ward, wo alsdann die Luft Ton und Schall zu werden ſchien, ſo viele erzene Himmelszungen erklangen. Allüberall grüßte man die Jünger unſeres lieben Heiligen mit großer Freudigkeit und Demut; Weiber und Kinder liefen herzu, unſere Hände zu küſſen und ſich von uns ſegnen zu laſſen. So ſchienen wir denn wohl die Herren dieſer ſchönen und reichen Gotteswelt zu ſein; aber wir wollen uns deſſen nicht überheben, ſondern uns ſtrenge halten in klöſterlicher Sitte und Zucht und eifrig Herz und Nieren prüfen. Alſo bekenne ich, daß meine Seele ſich auf einem überaus weltlichen und ſündhaften Gedanken ertappte; nämlich mir war, als ob ſich die Weiber mit größerem Eifer zu mir drängten als zu meinen Gefährten, wo ich doch um nichts heiliger bin als jene, im Gegenteil, noch um vieles ungeprüfter und unerfahrener in der Furcht des Herrn und den Geboten unſeres Heiligen. Wenn ich ſo die Blicke der Mädchen und Frauen auf mir haften fühlte, gleichſam mit Wohlgefallen an meiner großen, dem Herrn geweihten Jugend, ſo faßte mich eine jähe Angſt, ob ich die Prüfung wohl beſtehen würde, falls auch an mich die Verſuchung herantreten ſollte. Ich fürchte bisweilen, daß mit Büßen und Beten auf der Welt nicht alles gethan iſt.

Zur Nacht kehrten wir ſtets in einem Hauſe unſeres Heiligen ein. Man hieß uns allerorts mit Freuden willkommen, ſetzte uns reichlich Speiſe und Trank vor, ließ uns berichten und beklagte uns, daß wir in der ſchaurigen Bergwildnis leben ſollten. Man erzählte uns von Eiſesgipfeln und Schneegefilden, von Felſenwüſten und Waldeinſamkeiten, auch von einem See, ſo voller Schrecken, wie ſeinesgleichen auf der Welt nicht iſt. Gott ſei mit uns!

Am fünften Tage unſerer Wanderung ſchritten wir gen Salzburg. Da lag vor uns ein langes, gewaltiges Gewölk mit vielen grauen Spitzen und Zacken und ſchneeweiße Wölbungen darüber ſchwebend. Unbeweglich ragte es in den Himmel hinauf, und als die Sonne niederging, begann es zu leuchten und zu ſtrahlen, daß es anzuſehen war gleich einer feurigen Lohe. Man ſtelle ſich das Wunder vor: was wir für Dunſt und Gewölk gehalten, war Fels und Geſtein! Das alſo ſind die Berge, von denen die Lutheraner meinen, daß ihr Glaube ſie ſoll verſetzen können.

* * *

Beklommenen Gemütes ſtanden wir am nächſten Tage vor dem himmelhohen Thor des Gebirges. Wie ein ſchwarzer Höllenſchlund gähnte es vor uns, indeſſen hinter uns das Paradies der blühenden Frühlingswelt lag, welches wir armen Mönchlein verlaſſen ſollten. An einer Marienſäule aus blutrotem Geſtein ſtärkten wir uns durch ein kräftiges Gebet, raunten auch den Bannſpruch gegen Unholde und böſe Gewalten und ſchritten in Gottesnamen fürbaß.

Nur ein Saumpfad führte in die Wildnis. Tannen mit Stämmen, ſo dick, wie wir ſie zuvor niemals geſehen, verbreiteten tiefes Dunkel, und kaum daß wir über uns das leuchtende Auge des Himmels gewahrten. Wüſtes Raubgevögel horſtete in den Wipfeln, Raben und Falken krächzten über uns, als ſollten wir zum Galgen geführt werden, ließen ſich auch durch unſer lautes Beten und unſern geiſtlichen Geſang nicht ſtille machen. Viele Baumſtämme waren vom Sturm umgeriſſen oder morſch zuſammengebrochen und lagen nun übereinandergehäuft auf dem ſchwarzen Moosgrund, als hätten böſe Geiſter und Unholde ihr Spiel getrieben. Erſchrecklich waren auch die mächtigen Felſentrümmer, durch welche unſer Pfad ſich wand; und was ſollten wir zu dem unaufhörlichen Donnern, Rollen und Poltern ſagen. — Alles dieſes war ſo hölliſch, daß wir jeden Augenblick einen greulichen Teufelsſpuk zu ſehen vermeinten, einen Bären oder ſonſt ein Ungetüm.

Aber nur Rehe, Hirſche und Füchſe kreuzten unſeren Weg.

Wir gelangten an das Ufer eines Baches, deſſen ſilberhelle Wellen dahinfloſſen, woher wir kamen. Zwiſchen den Steinen ſchoſſen bunte Forellen hin und her, darunter etliche ſo groß wie die Karpfen aus unſerem Fiſchteich im lieben Paſſau. Für die Faſttage in der Wildnis hat demnach der Himmel Sorge getragen.

Unter den ſchwarzen Tannen und auf den braunen Felſen blühten unbekannte, ſeltſame Blumen, dunkelblaue und goldgelbe. Bruder Aegidius kannte ſie aus den Herbarien und wußte ihre Namen. Auch hatte er ſeine helle Luſt an den Käfern und Faltern, welche an den Blüten hingen und ſie flatternd umſchwebten. Wir beiden andern halfen unſerem Bruder die Blumen pflücken und die Schmetterlinge und Inſekten haſchen und vergaßen darüber ſowohl unſer Beten und Singen, als unſere Furcht vor Bären und Geiſtern.

Viele Stunden waren wir gewandert und hatten weder eine Hütte noch einen Menſchen erblickt, nichts als Felſen und Wald. Immer tiefer ſchritten wir in die ſchrecklichen Berge hinein und konnten uns nicht vorſtellen, wie wir je wieder herauskommen ſollten. Alsdann ſtanden wir an dem freundlichen Fluſſe, darüber eine hölzerne Brücke gelegt war. Zufällig blickte ich in die Höhe — o Himmel, was mußte ich ſehen!

Eine Wieſe, die mit bunten Blüten bedeckt war, trug einen Galgen, daran ein Gehenkter hing. Er wendete uns ſein Antlitz zu und wir ſtanden dem gräßlichen Platz ſo nahe, daß ich des Menſchen Geſicht ſehen konnte. Es war ein Jüngling, der wohl erſt an dieſem Tag geſtorben ſein mochte.

Gerade wollte ich meinen Gefährten den Galgen weiſen, als etwas Wunderſames geſchah: Auf dem blumigen Grund der Wieſe tauchte eine Geſtalt auf. Es war ein blutjunges Mägdlein in einem ſcharlachfarbenen Rocke, mit langen goldroten Zöpfen und mit einem Kranze von gelben Primeln um die weiße Stirn. Ohne ſich vor dem Toten zu fürchten, glitt ſie mit nackten Füßen durch die Blumen bis dicht unter den Galgen, wo ſie mit lauter Stimme zu ſingen begann, die Aasvögel zu verſcheuchen, von denen ein Schwarm ſich auf dem braunen Holze neben dem Gehenkten niedergelaſſen. Nur ein großer, grauer Geier blieb ſitzen. Da umtanzte das Mägdlein den Galgen, beide Arme über den Kopf geworfen unter tollen Sätzen und Sprüngen, ſingend und jauchzend, bis auch dieſer Aasvogel davonflog. Dann ſtellte ſie ſich ruhig unter den Galgen und ſchaute ſtumm und ernſthaft zu dem Toten hinauf.

Jetzt hatten auch die Brüder das liebliche Kind — denn ein ſolches war es noch — erblickt, und wir ſtanden alle drei und ſchauten zu dem Gehenkten und ſeiner Hüterin in die Höhe. Es geſchah aber, daß mir ein Schauer über den Leib lief, was bedeuten ſoll: Jemand geht über die Stätte, an der wir einſtmals begraben liegen werden. Der Schauer überlief mich, als das holdſelige Mägdlein unter den Galgen trat.

Daran iſt recht zu erkennen, wie der Glaube der Menſchen oftmals eitel Wahn und Aberglaube iſt. Denn wie ſoll ein aufrichtiger Jünger San Franziskus' dazu gelangen, unter einem ſchändlichen Galgen begraben zu werden?

Ich ſagte zu den beiden: „Laſſet uns hingehen und für die Seele des gehenkten Sünders ein Gebet ſprechen.“

Wir fanden ſehr bald den Weg, der zur Richtſtätte hinaufführte und der ſo breit war, daß ein Karren ihn befahren konnte. Auch ſahen wir noch die Spuren auf der ſchwarzen, feuchten Erde und daneben die Schritte des Henkers und derer, die den armen Sünder geleitet hatten. Es mußte viel neugieriges Volk mitgelaufen ſein, denn ringsum war der Grund zertreten.

Nach kurzem Steigen gelangten wir aus der düſtern Tiefe in den Glanz des Tages, der wie eine goldene Welle den ganzen Richtplatz umfloß. Wir ſchritten auf den Galgen zu und begannen, ohne aufzublicken, unſere Gebete zu ſprechen. Ich that dies mit heißer Inbrunſt, denn der junge Sünder erbarmte mich ſehr und ich mußte an das Wort denken, daß wir die Rache dem Herrn überlaſſen ſollen und daß dieſer dem Schuldigen vielleicht Erbarmen erwieſen.

Ich hatte aber des Mägdleins nicht weiter geachtet und nur gewahrt, daß ſich ſelbiges bei unſerem Nahen zurückgezogen hatte, mit einer Miene und mit Gebärden, als flößten wir dem Kinde Furcht ein. Plötzlich, inmitten meiner Andacht, vernahm ich in einiger Entfernung ihre Stimme, die einen überaus hellen und lieblichen Ton hatte, aufs neue. Und ſie rief mit großer Angſt: „Der Geier! Der Geier!“

Ich ſchaute auf und ſah den großen, grauen Vogel langſam über die Tannenwipfel heranſtreichen, gerade auf den Galgen zu, ohne ſich an unſere frommen Geſtalten und geiſtlichen Stimmen zu kehren. Meine Brüder aber waren ungehalten, daß der Ruf des Kindes unſere Andacht geſtört hatte, und ſchalten. Ich ſagte: „Das Mägdlein iſt gewißlich eine Angehörige des Gehenkten, ſeine Schweſter oder Muhme. (Denn um des Toten Liebſte zu ſein, war ſie zu jung.) Nun denkt euch, es kommt der Geier, um ſein Antlitz zu zerhacken und von ſeinem Leibe ſich zu nähren. Da muß ſie wohl in das wilde Geſchrei ausbrechen.“

Die Brüder meinten: „Begib dich zu ihr und heiße ſie ſchweigen, damit wir in Ruhe für die Seele des Gerichteten Fürbitte thun können.“

Ueber die von Blumen leuchtende Flur ging ich zu ihr hin. Sie ſtand vor einem Strauch, der voller lichter Blüten hing, alſo daß die feine Geſtalt wie auf einem ſilbernen Grunde gezeichnet ſchien. Sie war ganz ſtill geworden, that keine Bewegung und ſchaute mir mit großen erſchrockenen Augen entgegen, als ob ſie ſich ein Leides von mir erwartete. Auch da ich ihr bereits ganz nahe war, blieb ſie ſtehen und kam nicht zu mir, mir die Hand zu küſſen, wie ſonſt die Kinder und Frauen zu thun pflegen. Ich redete ſie an: „Wer biſt du und was treibſt du hier ſo mutterſeelenallein auf der Richtſtatt?“

Sie ſchwieg, ſo daß ich die Frage wiederholen mußte: „Sage mir, was du hier thuſt?“

Da ſprach ſie mit leiſer, feiner Stimme: „Geier ſcheuchen.“

„Biſt du die Schweſter des Gehenkten oder ihm ſonſt verwandt?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Du haſt den Jüngling doch gekannt und nimmſt Anteil an ſeinem unchriſtlichen Ende?“

Aber ſie ſchwieg und ich forſchte weiter: „Wie hieß er, und um welchen Verbrechens willen haben ſie ihn gerichtet?“

„Er hieß Nathaniel Alfinger und hat um eines Weibes willen einen erſchlagen.“

Das ſagte das Kind ſo gleichmütig, als ob Morden und Henken eine gewöhnliche Sache wäre, ſo daß ich mich darüber entſetzen mußte. Ich ſpähte nach ihren Augen; aber die waren groß und dunkel und hatten einen ſanften, ſtillen Glanz.

„Du haſt den Nathaniel Alfinger gekannt?“

„Nein.“

„Und kommſt doch her, von ſeinem Leichnam die Geier zu ſcheuchen?“

„Das thue ich immer.“

„Wie —“

„Immer, wenn ſie einen gehenkt haben, komme ich und ſcheuche die Geier, damit ſie ſich einen anderen Fraß ſuchen. — Sieh, da iſt wieder einer.“

Sie ſchrie gräßlich auf, warf den Kopf in den Nacken, hob die Arme und ſprang mit wilden Gebärden über den Raſen, daß ich von neuem denken mußte, es wäre eine Verſtörte.

Als der Geier verſcheucht war, blieb ſie ſtehen, preßte ihre braunen Händlein auf die Bruſt und holte tief Atem. Ich fragte mit großer Sanftmut: „Wie heißeſt du?“

„Benedikte.“

„Und wer ſind deine Eltern?“

„Meine Mutter iſt tot.“

„Aber dein Vater?“

Sie ſchwieg beharrlich. Darauf drang ich in ſie, mir zu ſagen, wo ſie wohne, denn ich wollte das arme Kind zu ſeinem Vater führen und dem Manne Sorgfalt für ſeine Tochter anempfehlen.

„Wo wohnſt du, Benedikte?“

„Hier.“

„Ach, mein Kind, hier iſt ja der Galgen.“

Sie ſtreckte indeſſen ſchweigend ihre Hand aus. Der Richtung mit den Augen folgend, gewahrte ich unter den Tannen eine elende Hütte, eher der Höhle eines Wildes gleichend als der Wohnung eines Menſchen. Da wußte ich, weſſen Vaters Kind das ſchöne Mägdlein war.

Als ich zu meinen Gefährten zurückkehrte, fragten ſie mich: „Wer iſt das Mädchen?“

Ich erwiderte: „Des Henkers Tochter.“

* * *

Nachdem wir die Seele des gerichteten Totſchlägers genugſam der Fürbitte der Gottesmutter und der Heiligen empfohlen, ſchickten wir uns an, die ſchändliche Stätte zu verlaſſen; ich ſchaute aber nochmals zurück nach dem holdſeligen Henkerskind. Dieſes ſtand immer noch auf demſelbigen Fleck, blickte uns nach, und der Primelkranz um ſein Haupt war von einem Glanz, als hätte es ſich Strahlen von der heiligen Sonne um die Stirn geflochten. Die Brüder ſchalten mich, weil ich ſo eifrig nach ihr ſpähte, indem doch die Tochter des Henkers ein ganz unchriſtlicher Anblick wäre. Es betrübte mich ſchwer, daß die liebliche Geſtalt vor allen Menſchen verfemt und verworfen war; denn was konnte das Kind für das ſchreckliche Gewerbe ſeines Vaters? Und war es nicht wahrhaft chriſtliche Nächſtenliebe, die das zarte Mägdlein zu dem Gehenkten trieb, den ſie niemals gekannt hatte, um von ſeinem Leichnam die Geier zu ſcheuchen? Mich däuchte dies eine reinere That der Barmherzigkeit, als wenn ein frommer und gottesfürchtiger Chriſt hingeht und aus ſeinem vollen Säckel den Armen und Bedürftigen Almoſen ſpendet. Im Weiterwandern ſagte ich den Brüdern meine einfältigen Gedanken, erfuhr indeſſen zu meinem Leidweſen heftige Widerreden: Ich wäre ein Träumer und Thor, der alles anders haben wollte, als es in der Welt Brauch und Sitte ſei; der Nachrichter gehöre nun einmal mit ſeinem ganzen Hauſe zu jenem Stamm von Menſchenkindern, die jeder fromme Chriſt zu ſcheuen und zu meiden habe, wie denn auch ein jeder an Leib und Seele befleckt würde und Schaden nähme, der ſich mit ſolchen in Gemeinſchaft brächte. Ich fragte in aller Beſcheidenheit, ob es denn recht wäre, daß ſolche ſelbſt vor dem barmherzigen Gott gleich Verbrechern oder Ausſätzigen gehalten wären denn dem Henker und ſeinem Hauſe gebührt in der Kirche ein dunkler Winkel als Sitz — und ob wir, die Diener des Herrn, deren Amt auf Erden iſt, Wahrheit zu verkündigen und Demut zu üben, nicht allen übrigen vorausgehen ſollten mit dem Beiſpiele der Duldung und des chriſtlichen Menſchentums. Ich erzürnte jedoch die Brüder mit meiner Rede, alſo daß die Wildnis von ihren ſcheltenden Stimmen erſchallte und ich mir ſehr ſündhaft vorkam. So konnte ich nur auf den Himmel hoffen, der gewiß barmherziger mit uns Sündern iſt als wir Menſchenkinder untereinander. Des Mägdleins gedenkend, freute ich mich ihres Namens Benedikte. Vielleicht hatten ihr die Eltern dieſen Namen gegeben, damit die, welche von niemand geſegnet wurde, wenigſtens dem Namen nach eine Geſegnete war. Daß ſie es auch im Geiſte wäre! —

Doch muß ich jetzt von unſerer Wanderung berichten und wie wunderſam die Gegend war, welche wir fortan auf einem etwas breiteren Wege durchſchritten. Wüßte man nicht, daß überall, wo der Herr ſeine Sonne leuchten läßt, des Herrn Schöpfung iſt, ſo hätte man das wilde Land für das Reich des böſen Feindes halten können.

Das Bächlein im Grunde rauſchte und ſchäumte, darüber ſtieg das ſchreckliche Gebirge auf, ſo gewaltig und ungeheuerlich, als wollte es ſeine Zacken und Spitzen in die göttliche Bruſt des Himmels bohren. Zu unſerer Linken erhob ſich ein wahres Ungetüm, den Leib mit den ſpitzen Stacheln der Tannen bedeckt, Felſen aus dem grimmen Rachen ſpeiend. Vor uns aber wälzte ſich erſt der wahre Höllenhund. Dieſer ungeheuerliche Berg lag ſo recht protzig da, oben ſpitz wie eine Narrenkappe und ſo weiß, als hätte ein Schelm ſie in den Mehlſack getaucht. Und das war alles Schnee, mitten im wonnigen Mai. Ich mußte denken, daß, wenn der Unhold ſein Haupt zu ſchütteln begänne, das ganze Thal im tiefen Winter liegen würde. Auch darüber ſtaunten wir: an manchen Stellen war der wilde Wald gerodet und zu einer ſtillen Flur geworden, darauf ſich eine braune Blockhütte erhob. Etliche dieſer Siedlungen lagen hoch oben, wo nur die Adler hauſen mochten. Alſo iſt auf der Welt nichts ſicher vor dem Menſchen, der ſeine begehrliche Hand nach allem ausſtreckt, ſelbſt nach dem, was in den Lüften ſchwebt.

Aber innig bewegt wurden unſere Gemüter, da wir den Tempel und das Haus erblickten, welches dem Herrn und unſerem lieben Heiligen in der Wildnis errichtet worden war. Auf tannenumwachſenem Fels lagerten bräunliche Häuſer und Hütten, gleich einer Herde, die um ihren Hirten ſich drängt. Stattlich erhob ſich das Heiligtum, Kirche und Kloſter aus wohlbehauenen, wohlzuſammengefügten Quadern, ein weiter und wohnlicher Bau.

Möchte der Herr unſern Eingang ſegnen.

* * *

Verweile nun ſchon einige Wochen in dieſer Wildnis; aber auch hier iſt der Herr, wie überall. Es ergeht mir recht wohl. Das Haus unſeres lieben Heiligen iſt eine feſte Burg des Glaubens, ein Hort des Friedens, ein Aſyl für ſolche, die mühſelig und beladen ſind. Dieſes könnte ich von mir nicht berichten. Ich befinde mich noch in großer Jugend, Unerfahrenheit des Lebens und Ruhe des Gemüts, wie denn meine Tage einem Bächlein zu vergleichen ſind, das leiſe und hell durch freundliche Fluren hinfließt. Nicht herbes Leid und Gram haben mich von der Welt abgewendet, dem Himmel zu, ſondern innige Sehnſucht, mit meinem ganzen Herzen dem Herrn und unſerem lieben Heiligen anzugehören, der Kirche nach beſten Kräften Gehorſam zu leiſten und als Diener Gottes den Menſchen, die ich herzlich liebe, Gutes zu erweiſen. Da mir in früher Jugend die Eltern ſtarben und ich auf der weiten Erde ganz verwaiſt ſtand, hat die Kirche ſich des Knaben erbarmt, ihn aufgenommen, geſpeiſt, gekleidet und ihm an Leib und Seele Wohlthaten erwieſen, ſo daß die Kirche in Wahrheit meine liebe Mutter iſt und ich kein anderes Ziel und keinen anderen Zweck habe, als mich ihr dankbar und gehorſam zu erweiſen. Ach, und welch ein heiliges Glück wird mir erblühen, wenn ich — der ich ſchon jetzt als armſeliges Mönchlein ſo vieler Gnaden teilhaftig bin — wenn ich erſt die heilige Ordination zum Prieſter empfangen. Jede Stunde denke ich daran, bereite meine Seele auf die Empfängnis des hohen Gutes vor und flehe den Himmel an, mich ſo Herrliches verdienen zu laſſen. Freilich werde ich des Heils unwürdig ſein und bleiben, kann nur die herzlichſte Sehnſucht hegen, ein wahrer und redlicher Prieſter zu werden. Aber mich will bedünken, als wäre die Sehnſucht nach dem Guten das Beſte an uns ſündhaften Menſchenkindern. Ich flehe oft den Himmel an, mir eine Prüfung zu ſenden, aus der ich lauteren Sinnes hervorgehen könnte. Nun umfängt mich die Einſamkeit warm und ſanft wie mit Mutterarmen, lullt meine Seele in Schlaf, daß alles Leben und alle Verſuchungen des Lebens hinter mir zu liegen ſcheinen.

* * *

Ich muß noch eines weiteren berichten darüber, wie es mir hier ergeht. Unſer Abt Andreas iſt ein milder und wahrhaft frommer Herr, die Brüder leben in Eintracht untereinander, geben ſich keinem Müßiggang und Schlendrian hin, ſind nicht weltlich und hochmütig und es wird im Kloſter kein übergroßes Schwelgen geduldet. Und dieſes iſt um ſo rühmlicher, da ringsum alles Land, Berg und Thal, See und Bach Beſitz des Kloſters iſt. Die finſteren Wälder wimmeln von köſtlichem Wild; Hirſche und Rehe gibt es in Ueberfluß, daß ſie in Rudeln zuſammen äſen, gleich Herden von Schafen, und ſogar bis zum Kloſter vordringen; auf den Halden der Berge pfeift das fette Murmeltier, ſpringt die zierliche Gemſe, brüllt der furchtbare Bär; im Tann balzt der Auerhahn. Es gibt allhier ſchimmernde Schneehühner, Faſanen, wilde Gänſe und Enten, Schnepfen und Wachteln. Alle dieſe herrlichen Speiſen erſcheinen auf unſerem Tiſch, kräftig zubereitet und zierlich aufgetragen, und wir laſſen es uns prächtig ſchmecken. Doch wenn ich an die erſchreckliche Völlerei anderer Kloſtertafeln denke, ſo kann ich uns in dieſer Hinſicht nicht der Gottloſigkeit anklagen, obgleich es immerhin noch ein überaus üppiges Leben iſt. Und die köſtlichen Fiſche! Von den Forellen in den wilden Bergwaſſern habe ich berichtet; da iſt aber jener See, von dem ich bereits im weiten Lande vernommen und der ein überaus ſchauerliches Gewäſſer ſein ſoll. In dieſem See gibt es eine Art von Fiſchen, Saibling geheißen; er gleicht der Forelle, hat aber ein roſiges Fleiſch. Dieſer Fiſch wird in großen Mengen und oft von erſtaunlicher Länge gefangen. Wir Mönche verſpeiſen ihn gebacken, gedünſtet und geröſtet, mit allerlei Kräutern gewürzt und in kräftigen Brühen bereitet; oder wir ſalzen und räuchern ihn. An jenem furchtbaren See ſteht ein Schlößlein, wohin ſich der Abt im Frühjahr und in der Herbſtzeit begibt, um daſelbſt zu fiſchen und zu jagen. Man hat mir noch viel anderes Erſtaunliches von jenem Bergwaſſer berichtet, daß mir grauſt, es zu erblicken.

In unſerem Kloſter befindet ſich ein Bräu, wo aus Malz und Gerſte ein überaus kräftiges Bier bereitet wird. Es mag ein ſehr erfriſchender Trank ſein, nur etwas bitter.

Das Merkwürdigſte in dieſer Gegend ſind die Salze, welche in der Tiefe der Berge lagern und eine ungeheuerliche Ausdehnung haben ſollen; ja es heißt: das ganze gewaltige Gebirge läge in ſeinem Grunde voll Salzes. Herr, wie wunderbar ſind deine Werke! — Der Menſch iſt in den Leib der Berge gedrungen, hat Gänge und Schachte hineingegraben und befördert nun mit großer Mühe und unter Gefahr ſeines Lebens das bittere Mark der dunklen Erde an das Licht der Sonne. Ich habe es in roten, braunen und gelben Kryſtallen der Nacht entſteigen ſehen, um die Speiſe der Menſchen zu würzen und den Herden zur Nahrung zu dienen.

Es arbeiten an dieſem wunderbaren Salzwerk die Bauern und ihre Söhne, auch etliche fremde Knechte. Als ihr Oberer iſt ein Mann eingeſetzt, Salzmeiſter genannt. Derſelbe hat Macht und Anſehen und ſoll ein geſtrenger Herr ſein, auf den unſer Abt und die Brüder wenig gut zu ſprechen ſind — gewiß nicht aus unchriſtlichem Haß, ſondern weil die Thaten des Mannes verwerflich ſind. Er beſitzt einen einzigen Sohn, den jungen Rochus, ein wunderſchöner, aber auch überaus wilder Knabe.

* * *

Das iſt ein ſtarkes und trotziges Volk, welches in dieſem Berglande hauſt. In einer alten Chronika ſoll geſchrieben ſtehen, daß dieſe Thalleute von den Römern ſtammen, welches gewaltige Heidenvolk bereits unendliche Gänge in die Berge geleitet und im Schoße der Erde das köſtliche Salz gefunden hat. Solcher Römerſchachte beſtehen noch heutigestags, denn es ſind dieſe Menſchen gar mächtige Bauleute geweſen. Die Stollen führen tief in die Felſengründe des Berges Göll, welcher gerade vor den Ort gewälzt liegt und in dem auch jetzt noch die Leute das Salz graben. Von meiner Zelle aus ſchaue ich auf die ſchwarzen Wälder und die grauen Felſengipfel jenes Gebirges, und ich ſehe abends die gewaltigen Wölbungen erglühen, als hätte die Sonne den ſtarren Fels entzündet und er lohe nun in einer breiten, herrlichen Flammenſäule zum Himmel empor.

Um von dieſem Volke ein weiteres zu berichten, ſo habe ich gehört, es ſei ſo trotzigen Gemütes, daß es in alten Zeiten länger als anderswo ſeine ſcheußlichen Götzen anbetete und ſich gewaltig ſträubte, das Kreuz unſeres Herrn und Heilands auf ſich zu nehmen. Jetzt indeſſen bücken ſie ihre ſtarren Nacken tief unter das erlöſende Zeichen; ſo mächtig ihre Geſtalt iſt, ſo demütig und gehorſam ſind ſie im Geiſte. Nirgends wo anders wurde mir, obwohl ich noch kein Prieſter bin, ſo inbrünſtig die Hand geküßt als in dieſer hölliſch wilden Gegend, und das ſowohl von den Männern als von den Frauen. Daran iſt recht die Macht und der Sieg meines lieben und herrlichen Glaubens zu erkennen.

Von Leib und Angeſicht iſt es ein überaus ſtattliches Volk, beſonders die Jünglinge ſind von großer Wohlgeſtalt; auch von den Männern ſchreitet mancher ſo ſtolz und gebietend wie ein König daher. Die Frauen ſchmückt prächtiges goldgelbes Haar, das ſie zierlich flechten und um den Kopf ſchlingen; ſie lieben es, ſich mit ſilbernem und goldenem Geſchmeide zu behängen, und wie die Granaten an ihrem Halſe funkeln bei mancher die Augen.

Man erzählte mir, daß die Jünglinge um die Jungfrauen untereinander kämpfen, nicht anders wie ein paar brünſtige Hirſche um die Hirſchin. Was muß es doch für menſchliche Leidenſchaften geben! Aber da ich von dieſen Dingen nichts weiß, noch jemals wiſſen werde, will ich nicht verurteilen noch richten.

Gott, wie heilig iſt der Frieden, mit dem du die Herzen der Deinen erfüllſt. Siehe, Herr, in meiner Bruſt iſt es ſo ſtill wie in der Seele eines Kindleins, welches ſein „Abba, lieber Vater“ lallt. Mein ganzes Leben voll Dienſt und Dank iſt nicht genug für ſolche Gnade.

* * *

Ich habe das holdſelige Töchterlein des Henkers wiedergeſehen: heute, vor der Kloſterkirche, da es zur Meſſe läutete. Als ſie zum Hochamt wollte, kam ich gerade von einem Kranken zurück des Weges daher. Gern hätte ich das liebliche Kind gegrüßt, denn es ging ganz einſam; aber es gewahrte mich nicht und hielt die Augen am Boden.

Der Platz vor der Kirche ſtand voll Volks, auf der einen Seite die Männer und Jünglinge, auf der anderen die Frauen und Jungfrauen in bunter Sonntagstracht mit hohen Mützen und goldenen Ketten. Es war ein großes Drängen; aber da das Kind geſchritten kam, wichen ihm alle aus, als wäre es mit der Peſt behaftet, und alle blickten auf ſie wie auf eine Ausſätzige und Verdammte und flüſterten über ſie. Da packte mich das Mitleid gleich einer himmliſchen Gewalt, alſo, daß ich ihr mit ſchnellen Schritten folgen und vor aller Augen auf ihre Seite treten mußte. Und ich redete ſie an: „Gott zum Gruß, Benedikte.“

Sie erbebte wie in jähem Schreck, ſchaute auf, erkannte mich, ſah mich mit großen, ſtaunenden Kinderaugen an, erglühte über ihr ganzes Geſicht und ſenkte aufs neue das Köpfchen.

Ich fragte: „Scheuſt du dich, mit mir zu reden?“

Ach, wie demütig war das Kind, da es ſtumm und ſtill weiter ſchritt.

Ich ſprach von neuem: „Thue Gutes, fürchte Gott und ſcheue niemand, alsdann wirſt du ſelig ſein.“

Da kam es aus ihrer Bruſt wie ein Seufzer, tief und ſchmerzlich, daß auch mich ein jähes Weh durchzuckte. Ich hörte ſie mit ſüßer Stimme flüſtern: „Danke dir, Herr.“

Da mußte ich ſie mahnen: „Ich bin kein Herr, ſondern ein armer Diener Gottes, der ſeinen ſündigen Menſchenkindern ein gütiger und barmherziger Vater iſt. Zu ihm bete und bitte aus voller Seele, wenn du dein Herz beſchwert fühlſt; und er wird bei dir ſein!“

Sie hatte, während ich ſprach, ihr feines Haupt wiederum erhoben und mich angeſchaut mit einem Blicke wie ein trauriges Kind, das von ſeiner Mutter getröſtet wird.

So führte ich ſie vor allem Volk in die Kirche.

Du aber, lieber heiliger Franziskus, verzeihe mir die Sünde, daß ich während des Hochamts immerfort hinüberſchaute, wo das arme Kind kauerte: in einem dunklen Winkel, einſam und verlaſſen. Sie ſchien eifrig zu beten, und gewiß ließeſt du einen Strahl deiner Gnade in ihre Seele fallen. Denn dadurch eben wurdeſt du ein großer Heiliger, weil du uns elende Menſchenkinder ſo heiß geliebt haſt, und dem Himmel dein blutendes Herz darbrachteſt, blutend über das Leiden der Welt.

* * *

Ach, wie bin ich betrübt. — Der Abt ließ mich rufen und ſchalt mich; er ſagte mir, daß ich den Brüdern und dem Volke ein großes Aergernis gegeben, und fragte mich, welcher Teufel in mich gefahren, indem ich mit der Tochter des ſchändlichen Henkers zugleich in die Kirche getreten.

Was ſollte ich dem hochwürdigen Abt erwidern? —

Ich vermochte nur, ihm mit leiſer Stimme zu bedeuten, daß das Mägdlein mich gedauert und ich nicht anders gekonnt hätte.

Warum gedauert?

Weil alles Volk ihm ausgewichen wie einer Todſünde, und weil das Kind doch gänzlich ſchuldlos ſei. Denn was konnte das Mädchen dafür, daß es von einem unehrlichen Vater erzeugt worden?

Ach, mein lieber heiliger Franz, wie zürnte da dein hochwürdiger Abt mit deinem armen Knechtlein.

Und der Hochwürdige forſchte: „Bereuſt du?"

Wie aber vermochte ich mein Mitleid zu bereuen!

Das ſagte ich dem Hochwürdigen.

Derſelbige wurde überaus traurig ob meiner argen Verſtocktheit, redete mir eifrig und ſtreng ins Gewiſſen und legte mir ſcharfe Pönitenz auf. Dieſe nahm ich ohne Murren in Demut hin und bin jetzt eingeſperrt in meiner engen Zelle, woſelbſt ich faſte und mich kaſteie.

Ich thue es mit großer Freude, daß ich auch ein weniges leiden darf um der ungerechten Welt und des armen unſchuldigen Kindes willen.

Mein lieber großer Heiliger wird mir nicht zürnen, indem doch ſeine eigene himmliſche Seele ganz in Mitleid und Jammer zerſchmolzen iſt.

Was iſt mir geſchehen?

Ich ſtehe an meinem vergitterten Fenſterlein und ſchaue gar betrüblich hinaus auf die wilden Berge, die in der beginnenden Finſternis gleich einer Schar von ſchwarzen Höllengeiſtern aus dem dunklen Grunde emporwachſen. Und weil es ein milder Abend iſt, ſo öffnete ich die trüben Gläſer, damit ich die laue Luft einatmen und auf das Rauſchen des Flüßleins lauſchen konnte, welches gleich einer göttlichen Stimme zu mir redete, lind und tröſtlich.

Ich weiß nicht, ob ich bereits berichtet habe, daß das Kloſter auf einem jähen Abhang liegt, hoch über der Ache; gerade unter den Zellen der Mönche befindet ſich ſpitziges Geſtein und ſchroffer Fels, daran niemand ohne Gefahr ſeines Lebens auf und ab klimmen kann.

Welcher Schrecken erfaßte mich, da ich gewahrte, wie aus der Tiefe eine kleine und feine Geſtalt ſich aufſchwang. Bei der Dämmerung vermochte ich nicht zu erkennen, welch ein Weſen die Erſcheinung war, glaubte eher an einen hölliſchen Spuk, denn an einen himmliſchen Engel, dachte, es wäre wohl eine Verſuchung, bekreuzte mich und begann das Sprüchlein gegen die böſen Geiſter zu murmeln.

Ich ſtehe alſo und ſehe, wie es von Klippe zu Klippe ſich aufwärts ſchwingt; aber dann, ganz nahe über der Mauer, ſchien es am Abgrund hangen zu bleiben. — Ach Gott, auf einmal fährt etwas Lichtes an meinem Antlitz vorüber und fällt in meine Zelle auf den Boden, wo es wie ein matter Sternenglanz liegt. Ich bücke mich, hebe es auf und ſiehe, es iſt ein Sträußlein Blumen, von einer Art, wie ich ſie niemals geſchaut: blattlos, ſchneeig, ſamtweich und ohne Duft. Ich ſtehe noch und halte die wunderſamen Blüten in der Hand, als ich es deutlich vernehme, eine liebliche Stimme, welche mir leiſe zuruft: „Benedikte dankt dir!"

Ach Himmel, es war das Kind, welches, um mich in meiner Gefangenſchaft zu grüßen, unter Gefahr des Lebens den Felſen emporgeklettert. Und ein jähes Entſetzen durchfröſtelte mich. Ich ſah ſie über dem Abgrund ſchweben, mir zuwinken, darauf untertauchen und in der Finſternis verſchwinden. Laut ſchrie ich auf. Wenn ſie herabſtürzte — und wie konnte ſie bei Nacht den ſchrecklichen Weg finden, ohne zu ſtraucheln!

Ich rüttelte in wilder Angſt an den Eiſenſtäben, und da dieſe unter meinen Händen nicht einmal erbebten, warf ich mich nieder und ſchrie die Heiligen an, das Kind auf ſeinem Todesweg zu ſchützen. Ich lag aber noch auf meinen Knieen, als Benedikte mir ein Zeichen gab, daß ſie lebend das Thal erreicht: aus der Tiefe ſtieg ein Jauchzen, ein langer, gellender Ruf, wie dieſes Volk der Berge ihn auszuſtoßen pflegt in unbändiger Lebensluſt. Aber in dem Jauchzen des Kindes war ein Ton, wie ich ihn noch aus keines Menſchen Kehle vernommen, daß ich plötzlich bitterlich weinen mußte. Und meine Thränen fielen auf die weißen Blütenſterne in meiner Hand.

* * *

Da wir nichts beſitzen dürfen, woran unſer Herz hängt, habe ich mein liebſtes Eigentum von mir gethan. Ich habe Benediktes Gruß meinem lieben Heiligen geſchenkt und die Blumen vor ſeinem Bildnis in der Kloſterkirche niedergelegt, und zwar ſo, daß ſie das blutende Herz zieren, welches Sankt Franziskus gleich einer klaffenden Todeswunde mitten auf der Bruſt trägt.

Jetzt weiß ich auch, was für Blumen es ſind, mit denen das holde Kind mich gegrüßt hat. Ihrer leuchtenden Weiße willen und weil ſie ſo überaus lauter und fürnehm ſind, nennt man ſie „Edelweiß". Die ſchönen Blumen wachſen auf den höchſten und wildeſten Felſen, am liebſten an den Klippen und Abgründen, an Stellen, wo jeder falſche Tritt ſicheren, gräßlichen Tod bringt. So ſind denn die ſchimmernden Blumen recht die böſen Geiſter dieſer wilden Welt, welche den Menſchen verlocken, ihn ſeinem Verderben zutreiben und in den Abgrund ſtürzen. Die Brüder erzählten mir, es verginge kein Jahr, daß nicht ein Hirt, Jäger oder ſonſt ein kühner Jüngling von den leuchtenden Blumen in den Tod gezogen würde. Gott ſei den armen Seelen gnädig!

* * *

Ich muß ganz blaß im Antlitz geworden ſein. Bei der Abendzehrung berichtete ein Bruder, daß an dem Bildnis Sankt Franziskus' ein Strauß Edelweiß hänge, Blumen ſo ſchön und ſo groß, wie ſie im ganzen Berglande nur an den Watzmannſchründen zu finden ſeien, an einer ſchrecklichen Stätte, hoch über jenem furchtbaren und unheimlichen See, davon ich bereits ſo viele Greuel vernommen.

Es iſt daher im Kloſter ein großes Wundern über Benediktes Edelweiß, denn es gibt ſelbſt unter den kühnen Jägern nur wenige, welche vermögen, nach jenem Fleck hinaufzuklimmen.

Und das hat das zarte Kind gethan! Mutterſeelenallein iſt es nach dem wilden Gewäſſer gewandert und hat die ungeheuern Wände des gewaltigen Berges erklommen, um auf dem grünen Flecklein die Blumen zu brechen, mit denen ſie mich grüßen wollte.

Ach, Benedikte, du arme Verdammte, daß du geſegnet ſeieſt!

Darum will ich Gott und die Heiligen bitten, Tag für Tag meines Lebens.

Noch eins erfuhr ich über jene leuchtenden Blüten, Edelweiß geheißen: daß es die Blumen ſind, welche hierzulande der Liebende ſeiner Geliebten bringt. Auch die Jungfrau ſchmückt den Hut ihres Jünglings mit ſolchen ſchneeigen Sternen.

* * *

Die wilden Wälder, Schluchten und Höhen beginnen mir vertraut zu werden, dieweil ich die Gegend Tag für Tag durchſtreifen muß. Ich begebe mich nämlich in die Höfe der Bauern, die Hütten der Jäger und Hirten, entweder um einem Kranken Arznei zu bringen, einen Betrübten zu tröſten oder ſonſt eine Botſchaft auszurichten. Letzthin ſagte mir der hochwürdige Abt, daß ich, ſobald ich die Prieſterweihen empfangen, das hochwürdige Gut zu den Sterbenden zu tragen hätte, weil ich von allen Brüdern der jüngſte und ſtärkſte ſei. Denn es iſt gar nicht zu glauben, in welchen Höhen und Einöden die Menſchen hier hauſen und wie beſchwerlich und mühſelig die Pfade ſind, die zu ihren Hütten hinaufführen. Häufig geſchieht es auch, daß ein Jäger oder Hirt an den ſchrecklichen Felſenwänden abfällt und erſt nach einigen Tagen, manchmal wohl noch lebend, aufgefunden wird; alsdann muß der Prieſter hin, um der armen Seele die letzte Tröſtung zu bringen, auf daß der Herr und Heiland ſelber bei dem Sterbenden weile.

Wenn ich ſolcher Gnaden nur würdig ſein werde, im tiefſten Herzensgrunde ihrer würdig. Lieber zehnfachen Tod erleiden, als ein unwerter Verkündiger des Herrn ſein.

* * *

Daß auch die Wildnis ein Tempel des Höchſten, das verſpüre ich recht, wenn ich in tiefſter Einſamkeit meine Bergwanderungen mache. Wie heilig iſt zwiſchen dieſen Felſenwänden die Frühe! Durch den blauen Dunſt der Dämmerung brechen die glühenden Alpengipfel; und ſchlägt der Himmel ſein goldenes Auge auf, ſcheint mir die Erde in Anbetung zu erklingen und zu tönen. Hundert Bächlein rieſeln und rauſchen zur Tiefe, die ſtarren Zweige der Tannen erſchallen vom Vogellied, auf dem Mooſe, auf allen Gebüſchen, in den Kelchen der Blumen funkelt es wie Steine am Gewande der Himmelskönigin, und in der würzigen Luft fühlſt du die Kraft deines Lebens und möchteſt einen Jubelgeſang anheben.

Auch das iſt gar herrlich, aus der Tiefe aufzuſteigen, durch den finſteren Wald höher und höher. Auf dem ſchwarzen Grunde und in dem finſteren Geäſt ſpielen die Sonnenlichter gleich goldigen Faltern; du erblickſt nichts als Stämme und Wipfel, vernimmſt nichts von den Tönen der Erde als Waldesweben, das Rauſchen der Tannen und der Bäche, den Geſang der Vögel, den gellenden Ruf eines Falken und das heiſere Belfern einer Wildkatze. So klimmſt du ſtundenlang. Auf einmal öffnet ſich vor dir der Wald wie ein weites und hohes Thor und du trittſt auf eine ſonnige Matte, die gar lieblich an den braunen Felswänden hängt. Schauſt du alsdann um dich, ſo erſchrickſt du ſchier ob der Pracht und Herrlichkeit. Denn du biſt wie über die Erde gehoben, ſiehſt die Welt unter dir, ſiehſt die ſchimmernden Fernen, ſiehſt den Himmel ſo nahe vor dir auf dem Bergesgipfel aufruhen, daß du vermeinſt, du brauchteſt nur deine Hand auszuſtrecken, um den Herrn an ſeinem Gewande zu faſſen.

Hier bin ich, Herr, Herr!

* * *

Das Kloſter hat ein großes und prächtiges Feſt gefeiert und ich will berichten, was ſich dabei zugetragen.

Schon Tage zuvor begannen wir die Kirche mit Tannenreis und Alpenblumen zu ſchmücken. Wir Brüder gingen mit den Kloſterknechten aus, brachen die Zweige, pflückten große Körbe voll Blumen. Gerade war's die ſchöne Sommerszeit, in welcher die purpurfarbigen Alpenroſen ſich erſchließen — ganze weite Felſenabhänge voll, daß von ihnen leuchtende Ströme niederzufließen ſchienen. Das gab luſtige Arbeit!

Nächſten Tages ſaßen wir in dem Säulengange, der unſer Höflein umſchließt, und banden die Zweige. Sogar die Väter und der hochwürdige Abt hatten Freude an dem heiteren Thun, wandelten unter den Hügeln von Laub und Blumen hin und her, führten fröhliche Geſpräche und ermunterten den Bruder Kellermeiſter, uns aus dem Keller zu ſpenden. Der kühle Trunk that bei den Sonnengluten überaus wohl, wäre er nur nicht gar ſo gallenbitter geweſen!

Darauf haben wir alles bekränzt und umwunden.

Am nächſten Morgen iſt Prozeſſion geweſen; wir ſind ausgezogen mit allen Heiligtümern, Bildniſſen, Kirchenfahnen. Unter ſeidenem Baldachin ſchritt der Abt, von den Vätern umringt und das hochwürdigſte Gut tragend. Wir Brüder folgten mit brennenden Kerzen und Pſalmen ſingend.

Und es folgte viel Volks in Feſttracht.

Die Stolzeſten im Zuge waren die Bergleute. Ihnen voraus ritt der Salzmeiſter, prächtig angethan, das Schwert an der Seite, mit wallenden Federn am Hut, ein ſtattlicher Herr. Neben ihm trabte ſein Sohn, der junge Rochus. Als wir uns vor dem Kloſter zum Zuge aufſtellten, ſah ich den Knaben. Ich glaube wohl, daß es ein wilder Jüngling iſt, denn er hat ein überaus ſtolzes und hoffärtiges Gebaren, trägt den Hut ſchief auf dem Kopf und funkelt mit ſeinen hellen braunen Augen ohne Scheu alles und jedes an — beſonders die hübſchen Jungfrauen. Auf uns Mönche ſchaute er gar ſpöttiſch und verächtlich herab. Aber er iſt der ſchönſte Jüngling, den ich jemals geſehen, ſchlank wie eine Tanne und mit goldigen, langwallenden Locken. Ich fürchte indeſſen, er iſt kein ſonderlich frommer Chriſt und wenig ehrbar.

Ich weiß nicht, ob ich berichtet habe, daß der Salzmeiſter ſchier dieſelbe große Macht hat wie unſer Abt; auch iſt der Mann von dem Herzoge eingeſetzt, Recht zu ſprechen in allen irdiſchen Dingen, wie er denn auch der Herr iſt über Leben und Tod, ſo jemand einen Mord verübt oder ſonſt ein ſcheußliches und fluchwürdiges Verbrechen begangen. Der Herr ſchenke ihm gerechtes Urteil und weiſen Sinn.

Die Prozeſſion zog durch den ganzen Ort bis hinab in das Thal zu den Eingängen der Salzwerke. Vor dieſem ſchwarzen Höllenſchlunde ſtand ein Altar errichtet, an welchem der Abt unter Gottes freiem Himmel Hochamt hielt, wobei alles Volk ringsum auf den Knieen lag. Ich gewahrte indeſſen gar wohl, wie der Salzmeiſter und ſein Sohn dem Herrn nur unwillig Haupt und Kniee neigten. Das bekümmerte mich tief.

Nach dieſem Gottesdienſt ſind alle wiederum in die Höhe geſtiegen, noch über das Kloſter hinaus, auf den Kalvarienberg, von dem aus man alles Land überſieht, Gebirg und Thal. Dieſem wurde das hochwürdige Gut gewieſen, damit die wilden Geiſter und böſen Gewalten, die Unholde und Dämonen beſchwörend, daß ſie weichen von dem Ort, an welchem der ſüße Leib des Herrn blutete. Dazu läuteten die Glocken und es war, als ſchwebte mit den mächtigen Klängen eine göttliche Stimme über der Wildnis.

Lieber Franziskus, verzeih mir die Sünde! Ich habe mich nämlich in aller Heimlichkeit umgeſehen, ob das arme Kind da wäre; aber ich konnte es nicht erſpähen. Nun weiß ich nicht, ſoll ich mich darüber freuen, weil das blöde Volk es nicht beſchimpfen kann, oder darf ich betrübt ſein.

Nachdem wir alſo dem Himmel gedient, wurde das Feſt in ergötzlicher Weltlichkeit weitergeführt. Auf einer dem Kloſter zugehörigen Matte, welche dicht von alten Buchen und Ahornbäumen umſtanden iſt, geſellten ſich Geiſtliche und Volk — der Abt und der Salzmeiſter — zum fröhlichen Schmauſe. Die Buben häuften trockenes Reiſig auf, entzündeten es und über dem lodernden Feuer wurde an hölzernem Spieße der Braten gedreht und in kupfernen Keſſeln Forellen und Saiblinge geſotten, indeſſen in großen Körben helles Weizenbrot und ſüße Kringel herbeigebracht wurden. Was den Trunk anbetraf, ſo hatte ſowohl unſer Abt wie der Salzmeiſter ein mächtiges Faß geſpendet. Die beiden Ungetüme lagerten jedes unter einem Lindenbaum. Unter dem einen ſchenkten die Knaben und Knechte des Salzmeiſters, unter dem andern der Kellermeiſter und wir jüngeren Brüder. Das geiſtliche Faß hatte — zu Ehren San Franziskus' ſei es gemeldet — den größten Umfang; aber das Bier der Salzleute ſchmeckte dafür noch bitterlicher.

Gewiß hatte unſer lieber Heiliger ſelber ſeine Freude daran, ſo vergnügt lagerten Mann und Weib, Mönch und Jäger auf dem grünen Raſen beiſammen, ſchmauſten und tranken und tranken und ſchmauſten. Der Abt und der Salzmeiſter ſaßen auf Schemeln über einem bunten Teppich, unter einem lichten Gezelt, und hatten vor ſich einen ſchön behangenen Tiſch, darauf viele blanke Schüſſeln und Becher ſtanden. Bei ihnen ſaß, wer ſonſt vornehm und angeſehen war, auch die fremden Gäſte, die zu dem Feſte gekommen, darunter viele ritterliche Herren mit ihren Frauen und Töchtern. Ich half an der Tafel die Schüſſeln reichen und die Becher füllen, konnte daher wohl gewahren, wie es den Herren ſchmeckte, wie alle dem braunen Trank zuſprachen und wie des Salzmeiſters Sohn mit den Frauen liebäugelte, was mir ein großes Aergernis gab, indem er doch nicht alle freien konnte, zumal nicht diejenigen, welche bereits ihre Eheherren beſaßen.

Zum Schmauſe ſpielten die Spielleute auf, junge Burſche aus dem Volk, die ſich zu ihrer Luſt an den Inſtrumenten übten. Ach, wie gellten die Flöte und Pfeifen, wie ſchwirrte der Fiedelbogen! Luſtig mochte dieſe Muſika ſein, aber klangvoll war ſie nicht.

Beim Volke war die Freude ſchier ohne Maß, aber es ging alles in Zucht und guter Sitte zu. Himmel, wie die Bergleute freſſen und ſaufen konnten, ſaufen noch mehr als freſſen. Ich glaube, hätte jedermann ſein eigenes Fäßlein gehabt, jeder einzelne würde ſein Fäßlein ausgetrunken haben, es hätte auch ein Faß ſein dürfen. Dafür thaten die Frauen und Jungfrauen um ſo zimperlicher. Bevor ein Burſche trank, reichte er den Becher einem Mädchen hin, das ſchämig daran nippte und darauf ein Geſicht ſchnitt. Das thun aber auch andere Leute.

Nach dem Schmauſe wurden allerlei Spiele getrieben, bei denen die Jünglinge ihre Kräfte üben und zeigen konnten. Heiliger Franziskus, was für Glieder haben ſie, was für Arme und Nacken! Sie ſprangen und rangen miteinander; es war, als ob Bären zuſammen kämpften. Mir ward vom bloßen Zuſehen todesangſt, denn ich dachte nicht anders, als daß ſie ſich erdrückten, erſtickten und erwürgten. Aber die Dirnen ſchauten gleichmütig zu, kicherten und freuten ſich, empfanden weder Grauſen noch Angſt.

Auch das war wunderlich, wie ſie den Kopf in den Nacken warfen und jene wilden Schreie ausſtießen, daß es einen Höllenlärm gab und mir die Ohren davon gellten.

Vor allen that ſich jedoch der junge Rochus hervor. Er lief und ſprang wie ein Hirſch, kämpfte wie ein Unhold, ſchrie wie ein Stier und war unter den Jünglingen gleich einem König. Ich merkte wohl, daß viele ſeine Kraft und Schönheit ihm neideten und ihm feindlich geſinnt waren; doch alle unterwarfen ſich ihm. Auch war es prächtig anzuſchauen, wie ſein ſchlanker Leib bei dem Spiele ſich beugte und neigte, wie er den Kopf warf, die Locken ſchüttelte und mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen im Kreiſe ſtand.

Da es dunkelte, brachen der Abt, der Salzmeiſter, die Väter und die vornehmen Gäſte auf; ich jedoch mußte bei dem Bruder Kellermeiſter ausharren, dieweil ſie noch immer ſoffen, wir alſo noch immer ſchenken mußten.

Es blieb auch der junge Rochus.

Ich weiß nicht, wie es geſchah, doch er ſtand mir plötzlich gegenüber und war niemand ſonſt neben uns. Mit finſteren Blicken und trotziger Miene fragte mich der ſchöne Knabe: „Biſt du der Mönch, der das Aergernis gegeben hat?“

Ich fragte beſcheidentlich: „Wovon redet Ihr?“

Da herrſchte er mich an: „Als ob du es nicht wüßteſt. Indeſſen, das merke dir: Laſſe dir nicht nochmals gelüſten, dich gegen die Jungfrau freundlich zu bezeigen, — ihr Mönche nennt es barmherzig. Ich aber kenne eure Barmherzigkeit und ich werde mit dir kein Erbarmen haben. Das merke dir, du junger Kuttenträger.“

Damit wendete er ſich von mir und ich ſah ihn gleich darauf mitten im dichteſten Gewühl, im wildeſten Spiel, hörte ſeine gebieteriſche Stimme und ſein helles Lachen. Ach, wie war ich erſchrocken, als ich erkannte, daß der kühne und kecke Knabe ſein Auge auf die liebliche Tochter des Henkers geworfen. Aber ſie war ja noch ein vollkommenes Kind.

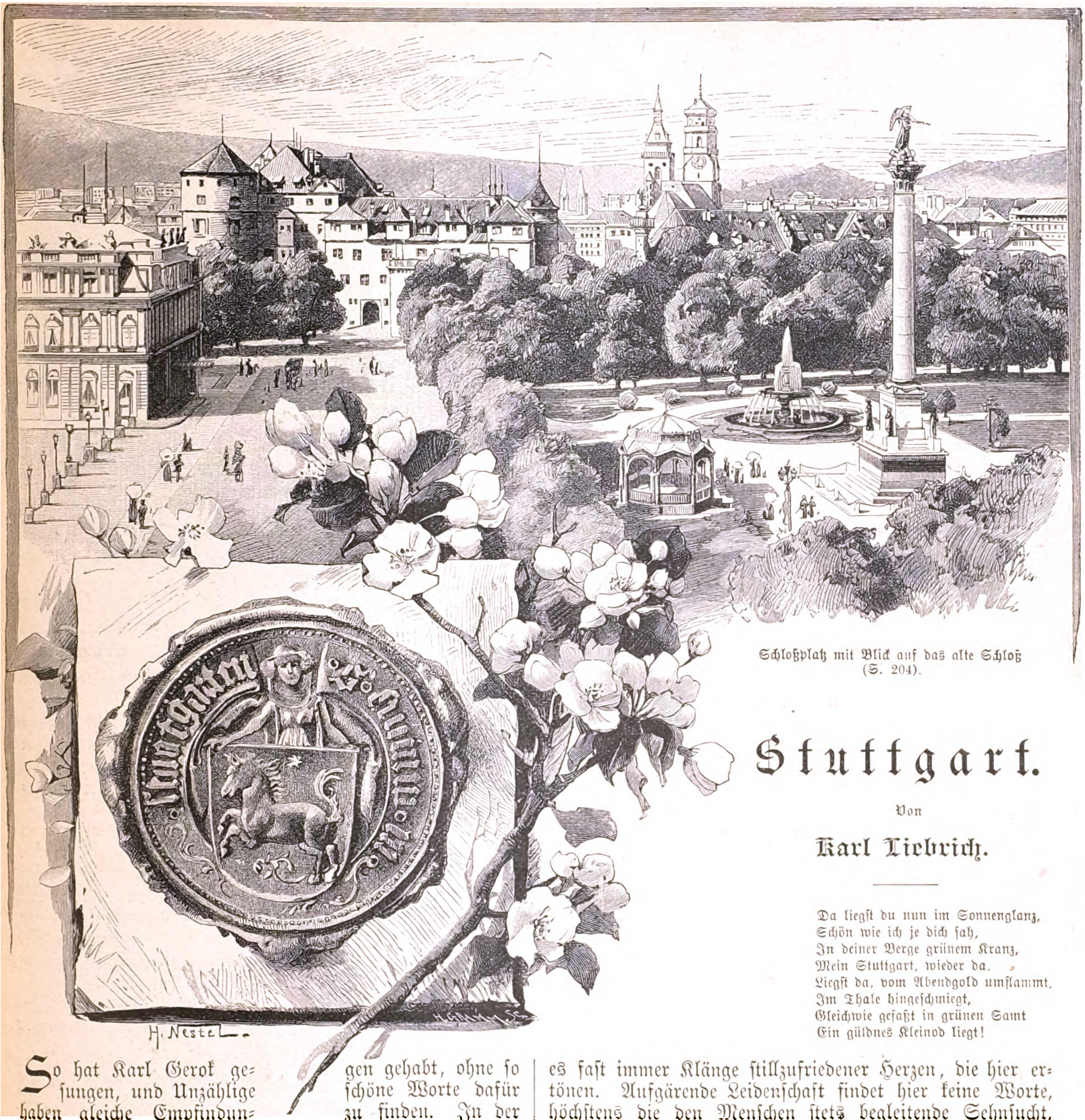
(Fortſetzung folgt.)

Gedankenſplitter.

Von

Alb. Roderich.

Deine Freunde erkennſt du geſchwind,
Wenn dir verſiegen des Glückes Gaben, —
Ob ſie gute Mitgenoſſen ſind,
Oder nur das Gute mitgenoſſen haben.



Schloßplatz mit Blick auf das alte Schloß
(S. 204).

Stuttgart.

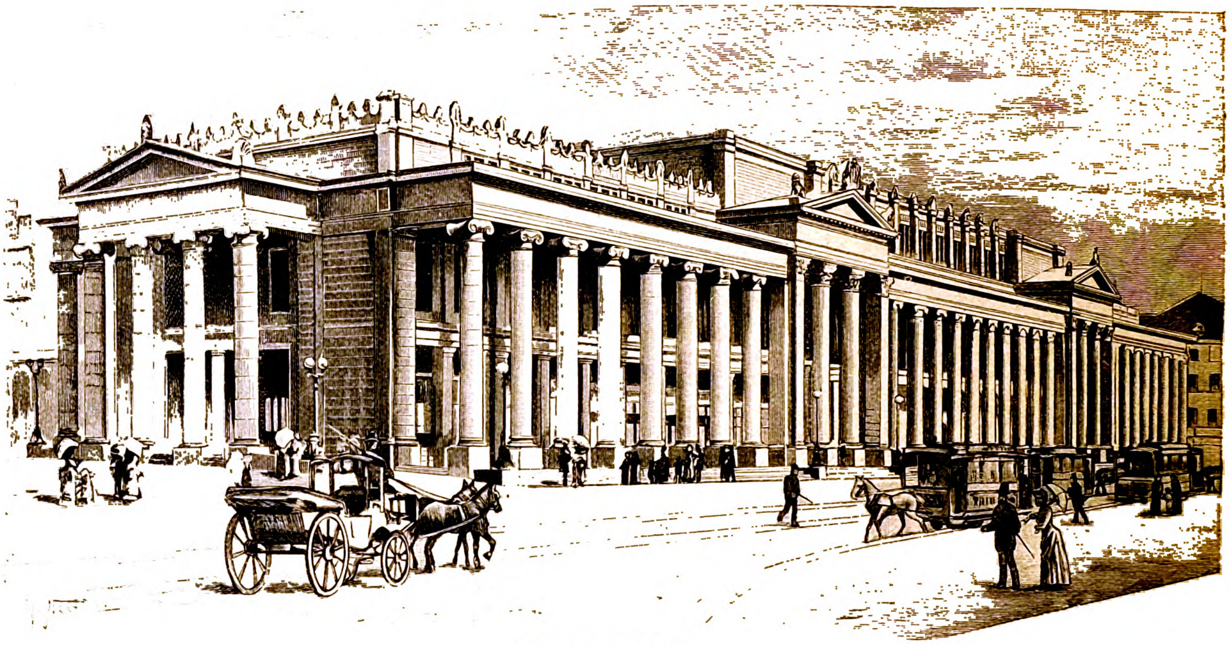
Von

Karl Liebrich.

Da liegſt du nun im Sonnenglanz,
Schön wie ich je dich ſah,
In deiner Berge grünem Kranz,
Mein Stuttgart, wieder da.
Liegſt da, vom Abendgold umflammt,
Im Thale hingeſchmiegt,
Gleichwie gefaßt in grünen Samt
Ein güldnes Kleinod liegt!

So hat Karl Gerok geſungen, und Unzählige haben gleiche Empfindungen gehabt, ohne ſo ſchöne Worte dafür zu finden. In der That hat die ſchwäbiſche Reſidenz etwas an ſich, was dem lyriſchen Element gleicht, etwas Weiches, Schmeichelndes, Rhythmiſches. In alle Straßen ſchaut der Garten der Natur herein, ein Weinhügel, eine Obſthalde oder ein waldiger Rücken; und wie die Natur überall in die Häuſermaſſen einladend hereingrüßt, ſo iſt der Menſch nach allen Höhen hinaufgedrungen und hat ſich mit Wohnungen und Gartenhäuschen inmitten des Grüns ſommerlich angeſiedelt. Dieſe Anſicht gibt ſchon der Seele des am Werktage ſeinem Berufe Nachgehenden die Luſt der höheren Stimmung; hat dann der Abend willkommene Muße gegeben und ſeinen Duft über Berg und Thal gebreitet, ſo geſchieht es dem Wandernden leicht, daß die Gedanken ſich rhythmiſch regen. Vielleicht ſind in keiner deutſchen Stadt mehr Lieder entſtanden, als in dieſer. Uhland, Schwab, Hauff, Albert Knapp, Eduard Mörike, Guſtav Pfizer, Friedrich Viſcher, Karl Gerok — von Aelteren und von den Lebenden zu ſchweigen — ſie alle haben hier, kürzer oder länger, gelebt und gedichtet. Und der Inhalt ihrer Lieder? Der Segen, den man überall gewahrt, gibt ein heiteres Bewußtſein von der Güte der Natur — ſo ſind es faſt immer Klänge ſtillzufriedener Herzen, die hier ertönen. Aufgärende Leidenſchaft findet hier keine Worte, höchſtens die den Menſchen ſtets begleitende Sehnſucht, oder leiſe Klage über das Schwinden alles Irdiſchen.

Was dieſe Stadt mehr als alles vor anderen großen Städten poetiſch auszeichnet, iſt der Umſtand, daß, nach welcher Seite man auch von ihr ſich hinwendet, alsbald die brandende Welt verſinkt und eine friedvolle Waldeinſamkeit den Ruheſuchenden in ihre Schatten aufnimmt. Ja, faſt mitten in die Straßen hinein haben Berg und Buſch ihre beglückende Herrſchaft vorgeſchoben. Vom Haſenberg, der im Süden den Knotenpunkt des die Stadt umſchlingenden Bergkranzes bildet, flattert in ſanften Wellen ein Hügelband in das Thal herab, die ſüdliche Stadt in zwei ungleiche Hälften teilend. Die Mitte dieſes Bandes nimmt die Höhe der Reinsburg ein, auf welcher die Karlslinde ſteht. Von dieſem Punkte, der im vorigen Jahre zum Regierungsjubiläum des Königs Karl mit freundlichen Anlagen geſchmückt worden iſt, hat man, auf einem kleinen Kreiſe ſich bewegend, die ſchönſte Ueberſchau. Man ſteht, nachdem der Anbau der Stadt nach allen Seiten fortgewuchert hat, ganz in ihrem Bereich, aber über ſie hinweggehoben, ſo daß man, wie in dem Wipfel eines Baumes verborgen, auf die unten in ihren ſteinernen Furchen lie-

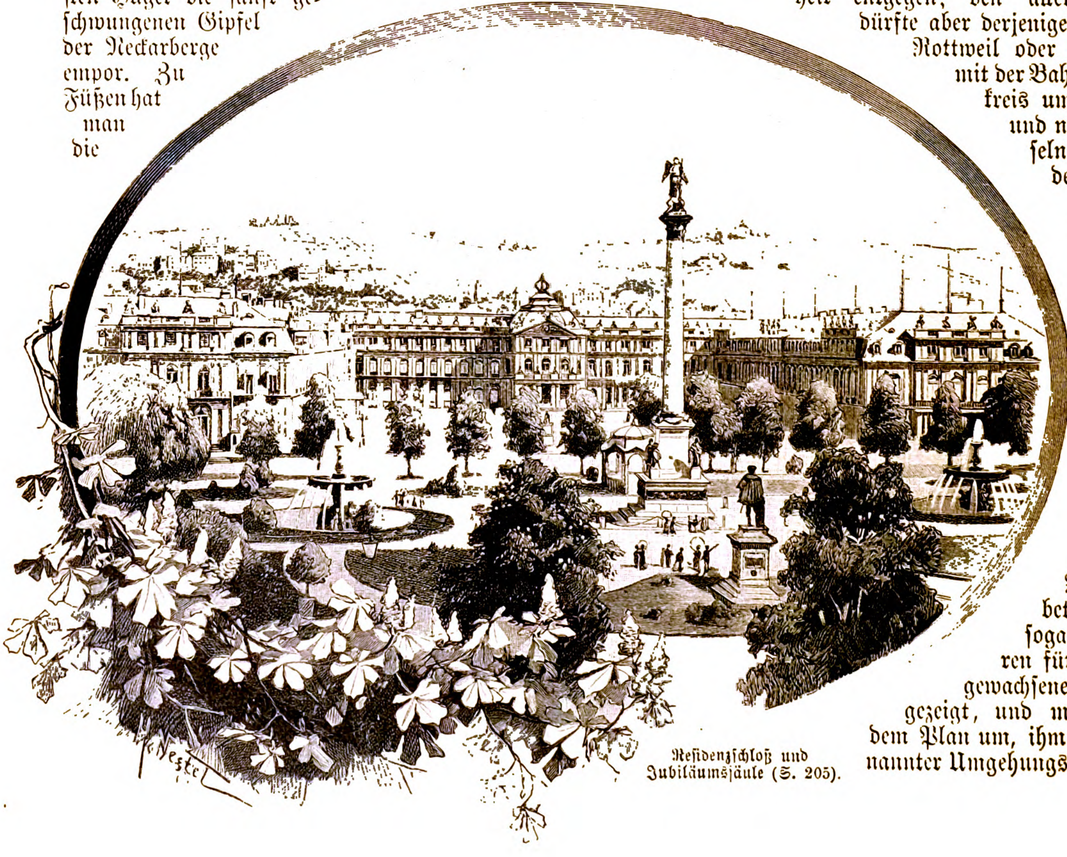


Der Königsbau (S. 204).

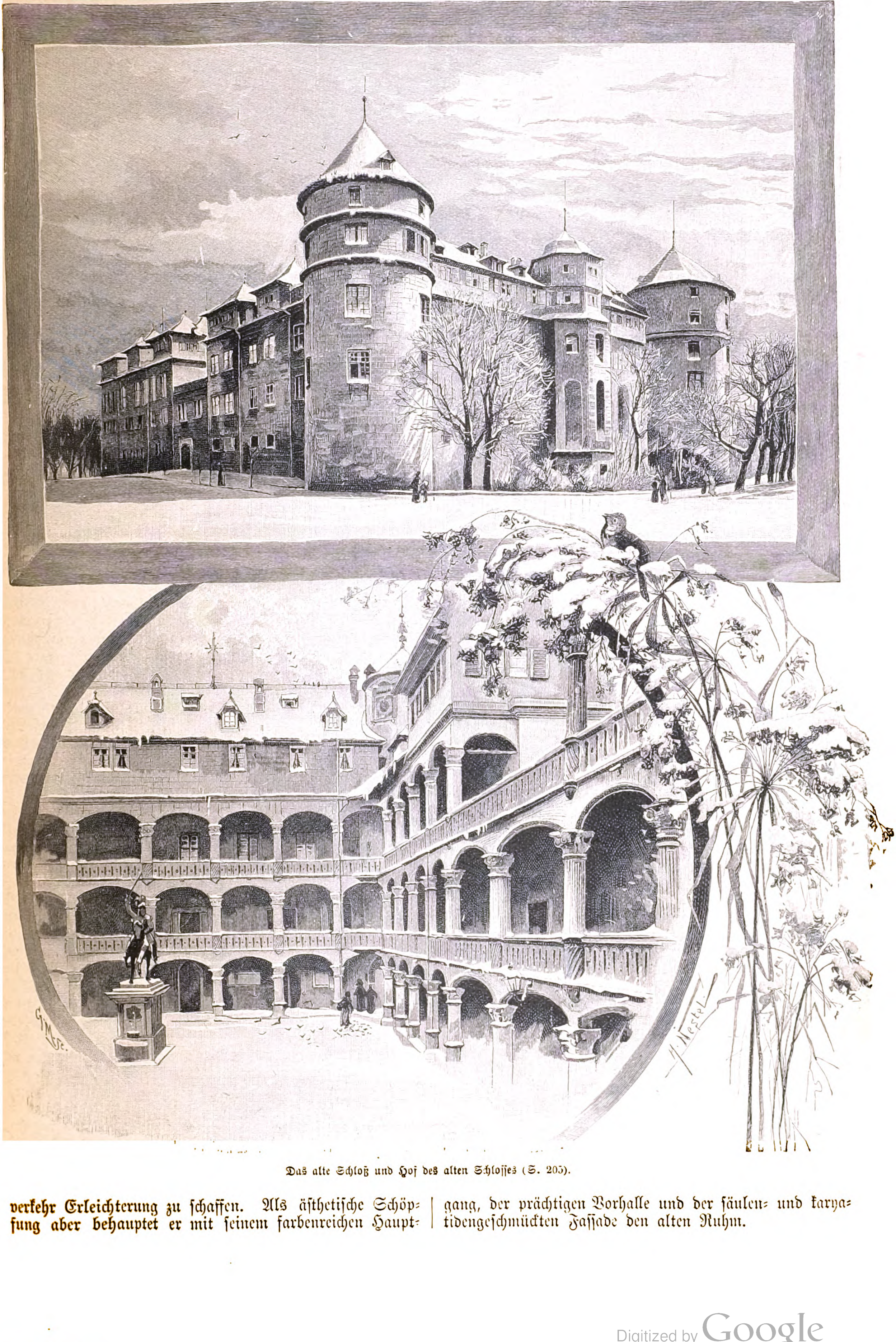
genden Stätten der Menſchen göttlich niederblickt. In ſanften Schwingungen bewegen ſich die Berge um die Stadt und laſſen nur nach Norden eine Lücke in dem Kranze. Doch fehlt auch hier die grüne Umrahmung nicht, denn im Hintergrunde ſteht der maleriſche Sulzerrain von Cannſtatt und noch weiter zurück die Berge der Neckar- und Remsgegend. Der Blick ſchweift, wenn man ſich wendet, von der Filderhochebene hinüber nach den neuen Landhäuschen von Degerloch, die mit dem dort erbauten Ausſichtsturme die nahe Anhöhe lieblich ſchmücken. Weiter nach links ſchauen über die nächſten Hügel die ſanft geſchwungenen Gipfel der Neckarberge empor. Zu Füßen hat man die Karlsvorſtadt (Heslach) mit ihrer ſchönen ſpätromaniſchen Kirche in reizender Umgürtung vor ſich ausgebreitet. Eine ernſte Oaſe in dem luſtigen Bilde iſt der alte Fangelsbachfriedhof, aus deſſen dunklen Büſchen die weißen Trauermale vorleuchten. Schluchten ſchneiden mannigfaltig in das Gebirge, wodurch, entſprechend den geſchwungenen Zügen des Scheitels, den Wangen der Berge ein rhythmiſches Gefüge verliehen wird.

Aehnliche Bilder zeigen ſich dem Auge des Beſchauers von allen hohen Punkten in der Runde. Auch dem von Norden Kommenden tritt die Stadt in voller Schönheit entgegen; den allergünſtigſten Eindruck dürfte aber derjenige empfangen, der, von Rottweil oder Freudenſtadt nahend, mit der Bahn abwärts einen Halbkreis um den Keſſel beſchreibt und nach überraſchend wechſelnden Perſpektiven in der Tiefe anlangt.

Der Stuttgarter Bahnhof, 1863 bis 1867 von Oberbaurat v. Morlok ausgeführt, durfte bis vor kurzem für den ſchönſten in Deutſchland gelten; ſeit zwei Jahren, ſeit der Vollendung des Frankfurter Hauptbahnhofs, hat er jedoch von der erſten Stelle zurücktreten müſſen. Was die Geleiſeanlage betrifft, ſo hat er ſich ſogar in den letzten Jahren für die Bewältigung des gewachſenen Verkehrs als zu eng gezeigt, und man geht ernſtlich mit dem Plan um, ihm durch den Bau ſogenannter Umgehungsbahnen für den Güter-

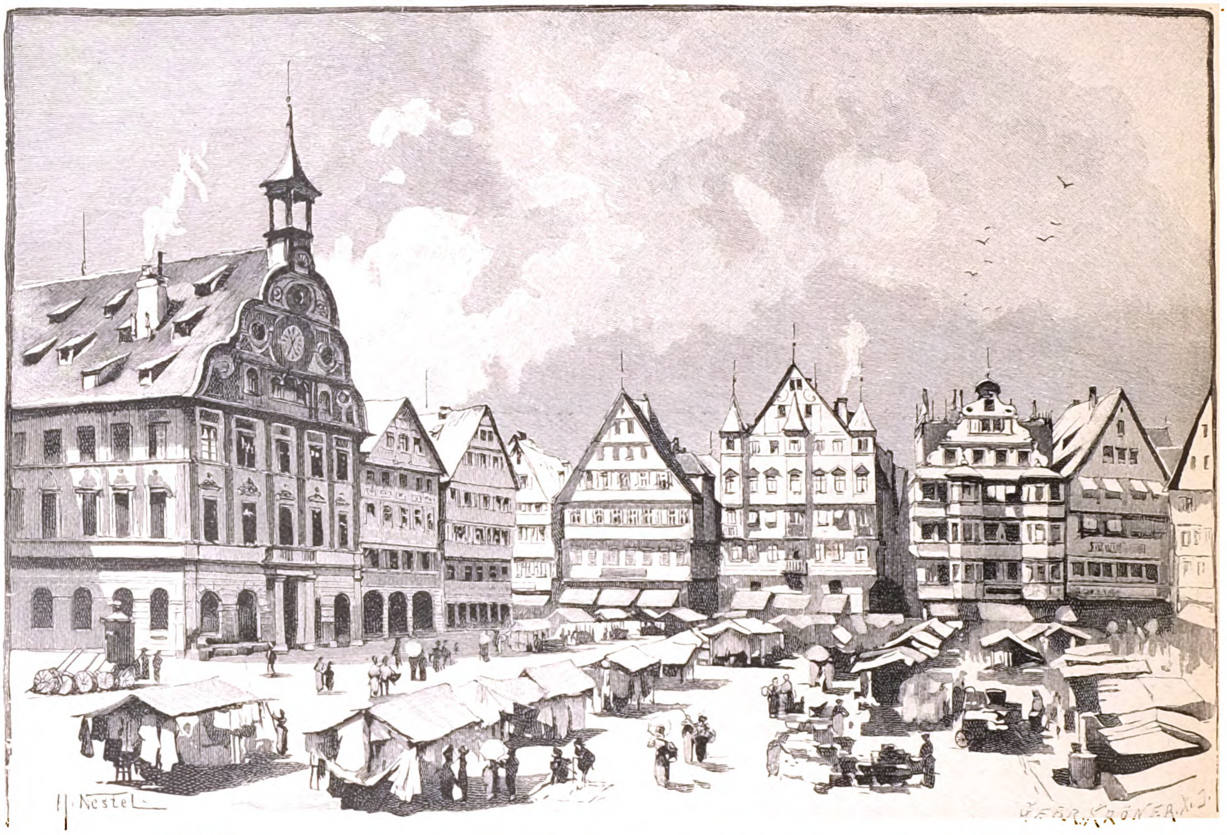


Reſidenzſchloß und Jubiläumsſäule (S. 205).



Das alte Schloß und Hof des alten Schloſſes (S. 205).

verkehr Erleichterung zu ſchaffen. Als äſthetiſche Schöpfung aber behauptet er mit ſeinem farbenreichen Hauptgang, der prächtigen Vorhalle und der ſäulen- und karyatidengeſchmückten Faſſade den alten Ruhm.

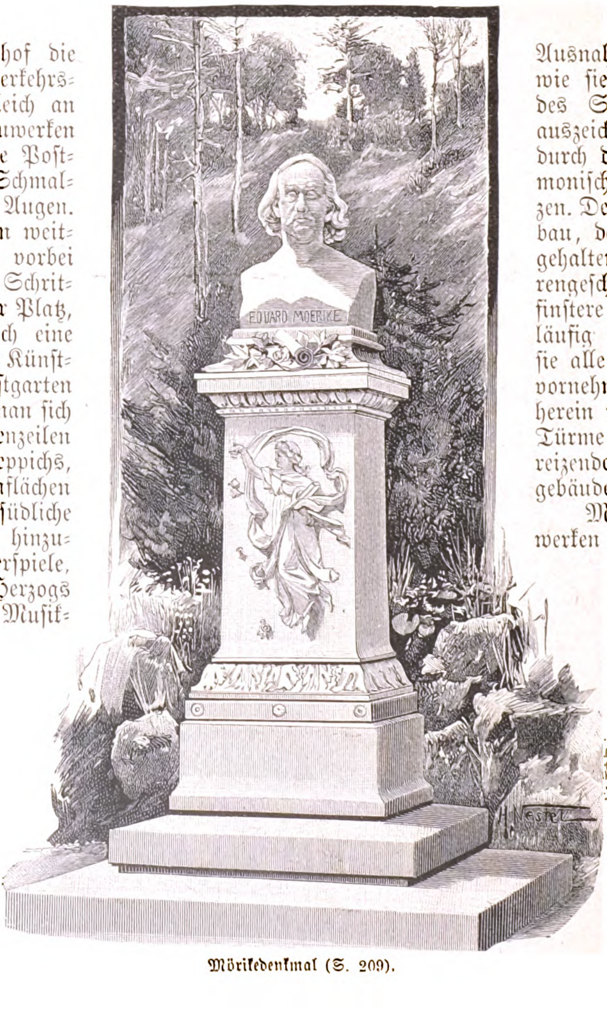


Rathaus.

Marktplatz (S. 208).

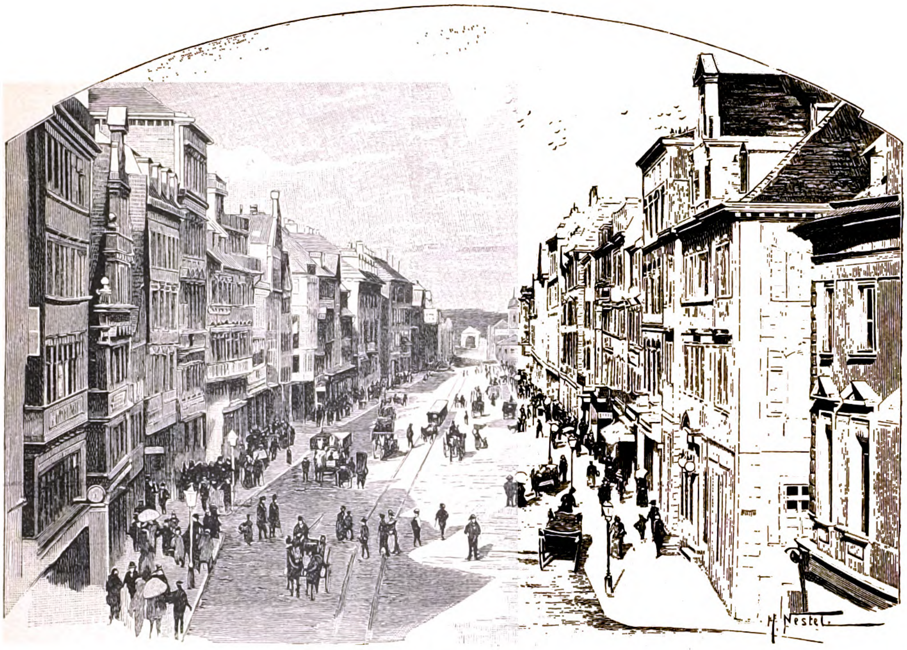
Betritt man vom Bahnhof die Straße, ſo ſteht man im Verkehrszentrum der Stadt und zugleich an ihrem Glanzpunkte. Von Bauwerken fallen uns zuerſt das ſchmucke Poſtgebäude und die vorſpringende Schmalſeite des Königsbaus in die Augen. Wir wandern abwärts an dem weitbekannten Hotel Marquardt vorbei und befinden uns nach hundert Schritten an dem Schloßplatze. Dieſer Platz, vor wenigen Jahrzehnten noch eine ſtaubige Exerzierfläche, iſt durch Künſtler und Gärtner zu einem Luſtgarten umgeſtaltet worden, auf dem man ſich mit Entzücken bewegt. Kaſtanienzeilen bilden den Saum des Teppichs, Cypreſſengebüſche und Raſenflächen ſchließen ſich an, um über ſüdliche Pflanzen- zu Blumenbeeten hinzuführen, welche die beiden Waſſerſpiele, das bronzene Denkmal des Herzogs Chriſtoph und den gefälligen Muſikpavillon reizend umgeben. In der Mitte ſteht die 18 m hohe Jubiläumsſäule mit einer Konkordia, ein Monument, welches zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des verſtorbenen Königs Wilhelm im Jahre 1841 von den württembergiſchen Ständen errichtet worden iſt. Die den weiten Platz begrenzenden Bauten ſind, mit einer Ausnahme, monumentaler Art, und wie ſie ſich durch die Verſchiedenheit des Stils untereinander auffallend auszeichnen, ſo geben ſie gerade dadurch den Eindruck eines höchſt harmoniſchen, künſtleriſch wirkenden Ganzen. Der ſtolze, ſäulengetragene Königsbau, das lichte, in italieniſchem Stil gehaltene Kronprinzenpalais, das figurengeſchmückte Theater, das burgartig finſtere alte Schloß, endlich das weitläufig glänzende moderne Schloß — ſie alle gereichen dieſem Platze zu der vornehmſten Zierde. In das Bild herein ragen noch die ernſten, grauen Türme der Stiftskirche, ſowie der das reizende Ecktürmchen am alten Kanzleigebäude krönende vergoldete Merkur.

Mit den eben genannten Bauwerken iſt ein gut Teil württembergiſcher Geſchichte verknüpft. Neu kann man nur das Kronprinzenpalais (1846 bis 1849 von Gaab erbaut) und den Königsbau nennen, der in den Jahren 1858 bis 1860 unter König Wilhelm von Oberbaurat v. Leins an der Stelle des alten Redoutenſaals errichtet worden iſt. Er enthält Räume für Konzerte, Bälle, Ausſtellungen und in dem unteren Stockwerk eine größere Anzahl von Kaufläden. Das königliche Hoftheater ſteht zwiſchen

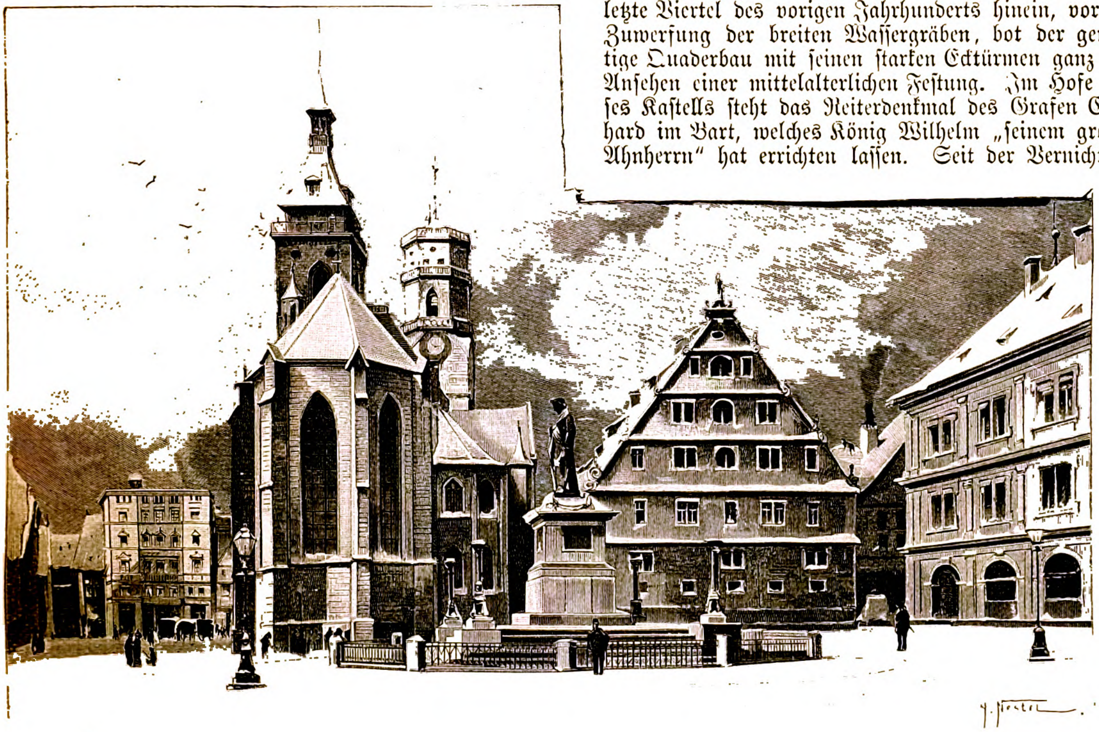


Mörikedenkmal (S. 209).

den Mauern des alten, im 16. Jahrhundert von dem berühmten Georg Beer erbauten Luſthauſes, und hat allerdings bis in die neueſte Zeit, außen und innen, mehrfache Veränderungen erfahren. Das neue Reſidenzſchloß wurde unter Herzog Karl Eugen im Jahre 1746 begonnen und nach langen Unterbrechungen und mancherlei Wechſelfällen, von denen die Zerſtörung eines Flügels durch Brand der ſchlimmſte war, im Jahre 1807 unter König Friedrich beendet. Drei Baumeiſter ſind daran thätig geweſen: Retti, der die Pläne entworfen, v. Leger, der den Grundſtein gelegt, und de la Guepière, der die Entwürfe Rettis vielfach abgeändert und den Bau vollendet hat. Hinter dem Reſidenzſchloſſe liegt das im Jahre 1740 als Kaſerne erbaute Häuſerviertel, in welchem ſich die Karlsſchule, ſeit ihrer Ueberſiedelung von der Solitude nach Stuttgart, befand. Noch heute heißt danach das Gebäude die „Akademie“. Hier hat Schiller ſein Jugenddrama, „Die Räuber“, gedichtet. Bekanntlich war die Krankenſtube ſchon dem jungen Schiller, wenn auch nicht in ſo trauriger Häufigkeit, wie ſpäter, zuweilen Dichterwerkſtatt; die Krankenſtube der Akademie, in welcher einzelne Teile der „Räuber“ entſtanden ſind, liegt an der unteren Ecke gegen die jetzige Reithalle. Die alte Burg der württembergiſchen Herzöge wurde, mit Benutzung der älteſten ſüdöſtlichen Faſſade, 1553 unter Herzog Chriſtoph begonnen und unter ſeinem Sohne, Herzog Ludwig, 1570 vollendet. Bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hinein, vor der Zuwerfung der breiten Waſſergräben, bot der gewaltige Quaderbau mit ſeinen ſtarken Ecktürmen ganz das Anſehen einer mittelalterlichen Feſtung. Im Hofe dieſes Kaſtells ſteht das Reiterdenkmal des Grafen Eberhard im Bart, welches König Wilhelm „ſeinem großen Ahnherrn“ hat errichten laſſen. Seit der Vernichtung

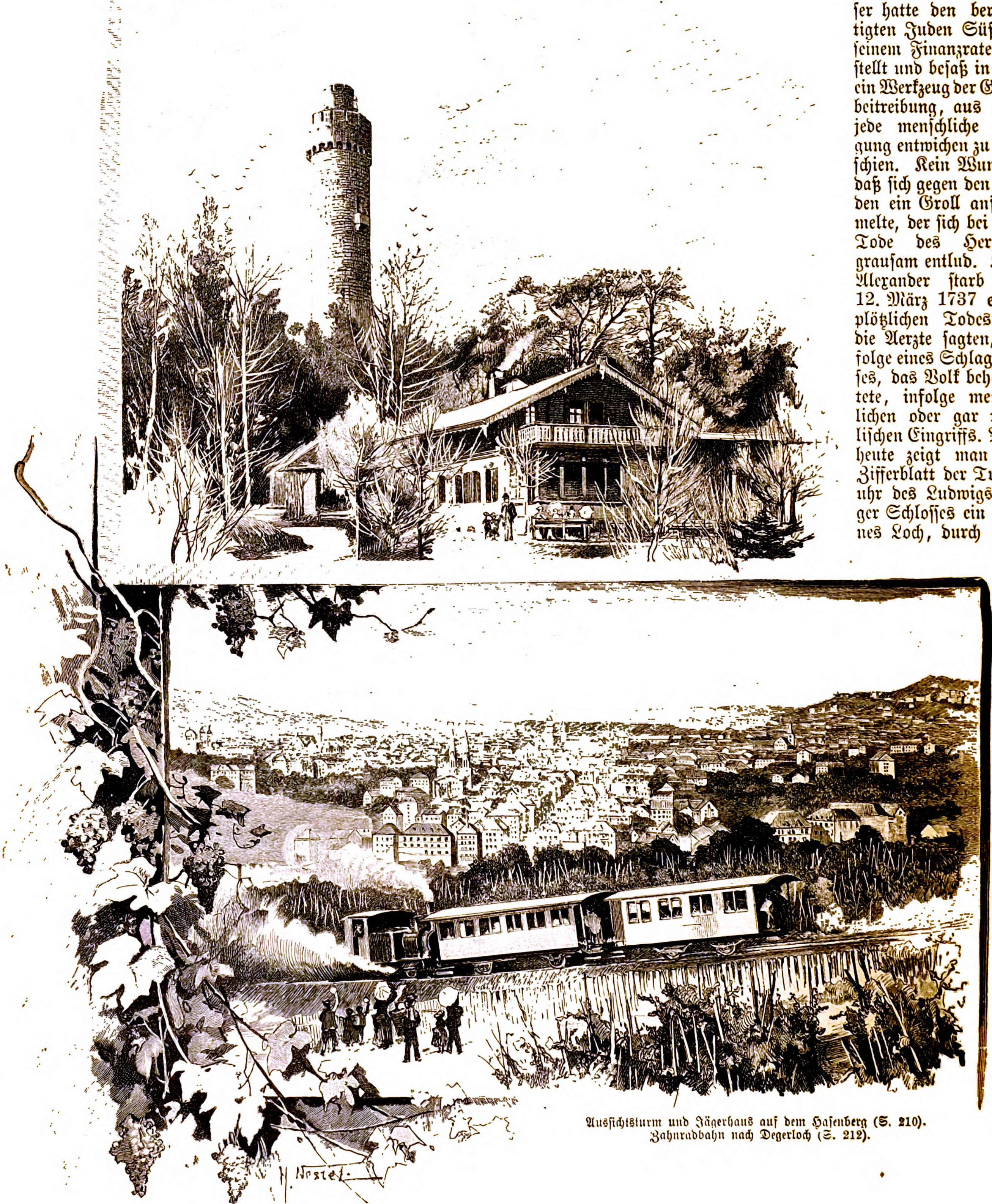


Die Königsſtraße (S. 208).



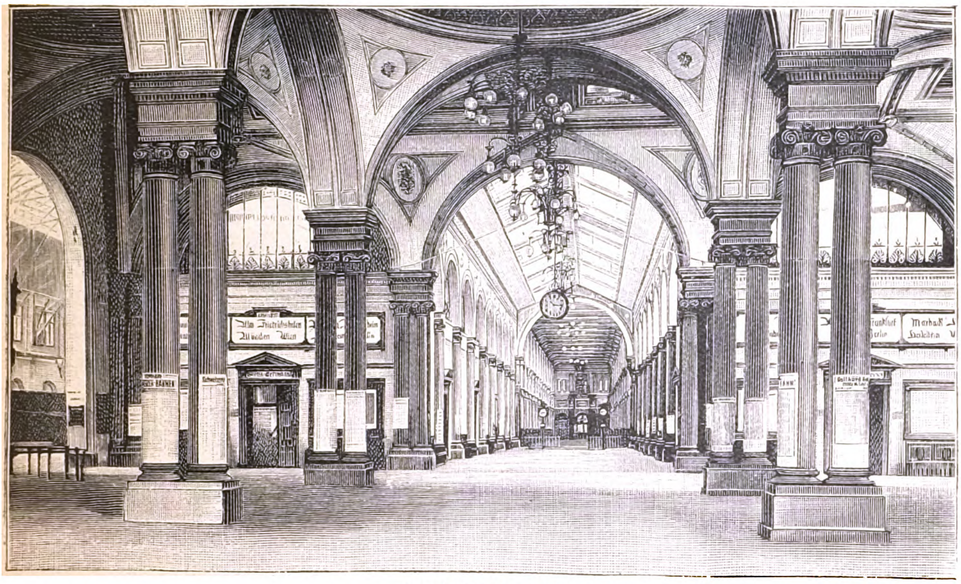
Stiftskirche und Schillerdenkmal (S. 207).

des alten Stammſitzes auf dem Rotenberg iſt das „alte Schloß“ die eigentliche Stammburg der württembergiſchen Herrſcher, die hier ein halbes Jahrtauſend lang ihren Aufenthalt gehabt haben. Im Jahre 1320 war Stuttgart zur Reſidenz der Grafen von Württemberg erhoben worden; zweimal, unter den Herzögen Eberhard Ludwig und Karl Eugen, wurde die Stadt im vorigen Jahrhundert dieſer Ehre beraubt. Die beiden genannten Herrſcher, wie auch Herzog Karl Alexander, konnten nie genug Geld bekommen, und dies war die Urſache ihrer Streitigkeiten mit der Hauptſtadt und deren Vertretern. Die Nebenreſidenz Ludwigsburg iſt in den letzten Jahren des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts angelegt worden, und ihre Blütezeiten waren für Stuttgart Jahre der Verkümmerung. Eberhard Ludwig feierte zu einer Zeit, da deutſche Fürſten in dem Hofe von Verſailles ihr nachahmenswertes Vorbild ſahen, in Ludwigsburg die wildeſten Orgien und nicht beſſer ſtand es während des Nachfolgers Karl Alexander kurzer Regierungszeit, von 1734—1737. Dieſer hatte den berüchtigten Juden Süß zu ſeinem Finanzrate beſtellt und beſaß in ihm ein Werkzeug der Geldbeitreibung, aus dem jede menſchliche Regung entwichen zu ſein ſchien. Kein Wunder, daß ſich gegen den Juden ein Groll anſammelte, der ſich bei dem Tode des Herzogs grauſam entlud. Karl Alexander ſtarb am 12. März 1737 eines plötzlichen Todes — die Aerzte ſagten, infolge eines Schlagfluſſes, das Volk behauptete, infolge menſchlichen oder gar teufliſchen Eingriffs. Noch heute zeigt man am Zifferblatt der Turmuhr des Ludwigsburger Schloſſes ein kleines Loch, durch wel-



Ausſichtsturm und Jägerhaus auf dem Haſenberg (S. 210).
Zahnradbahn nach Degerloch (S. 212).

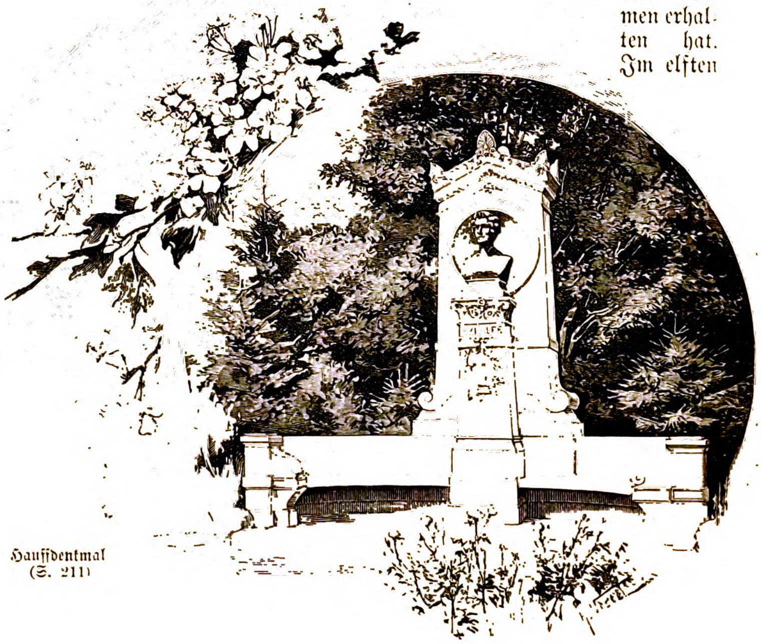
ches der Böſe mit der Seele dieſes Fürſten hinausgefahren ſein ſoll. Die Verhaftung des Juden iſt, nach der Angabe eines gleichzeitigen Chroniſten, in dem „alten Schloß“ zu Stuttgart erfolgt — nicht, wie die auch von Wilhelm Hauff in ſeiner bekannten Novelle benutzte Sage meldet, auf der Straße zwiſchen Ludwigsburg und Stuttgart. Süß war gleich nach der ihn erſchreckenden Kunde von dem Tode des Herzogs mit Poſtpferden gen Stuttgart geeilt, verfolgt von ſeinem grimmigſten Feinde, dem Oberburggrafen v. Röder. Nach dem erwähnten Chroniſten erreichten Röder und Süß um Mitternacht die Hauptſtadt zu gleicher Zeit. Im Schloſſe traten beide in die Gemächer der Herzogin. Röder wollte ihr die Trauerbotſchaft ſchonend beibringen, der Jude aber brach in die Worte aus: „Wozu die Umſtände, der Herzog iſt leider gar tot.“ Der Oberburggraf hatte inzwiſchen mit dem wachthabenden Offizier geflüſtert, der erſt nach einigem Sträuben auf ſeine Befehle einging. Als Süß das Vorgemach verlaſſen wollte, trat ihm der Offizier entgegen, während die Gardereiter ihre Karabiner fällten. Süß rief ihm hochmütig zu: „Was ſoll das ſein? Wer hat das befohlen? Kennt man mich nicht?“ — „Cujon, nur allzuwohl,“ war die Antwort, „aber zwiſchen geſtern und heute iſt ein Unterſchied!“ Damit wurde Süß auf die Hauptwache gebracht. Zehn Monate ſpäter endete er in einem roten eiſernen Käfig auf dem „Alchimiſten-Galgen“ an der Ludwigsburger Straße.

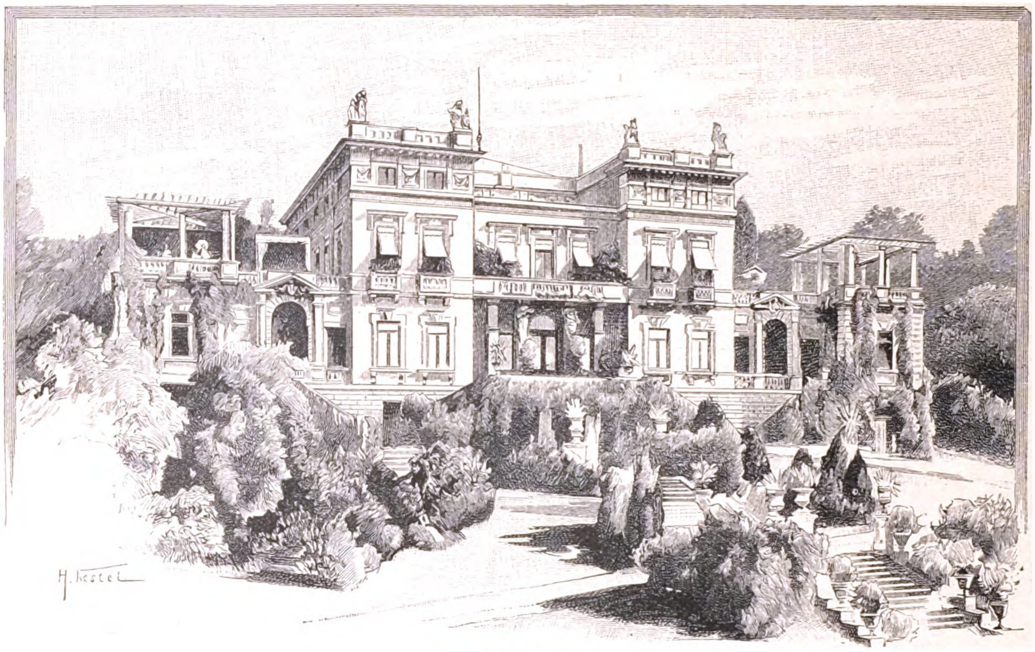

Bahnhofshalle (S. 203).

Wenden wir uns von dem alten Schloſſe nach der nahen Stiftskirche, ſo gelangen wir zunächſt vor das Denkmal Schillers. Wir befinden uns hier auf einem Platze, der noch das gleiche ehrwürdige Anſehen hat, wie zu der Zeit, als der Dichter hier weilte. Den Hintergrund des Denkmals bildet das ſogenannte Prinzenpalais, jetzt die Wohnung der Prinzeſſin Katharina. Das Denkmal ſelbſt, bekanntlich ein Werk Thorwaldſens, wurde am 8. Mai 1839 unter Teilnahme von Familienangehörigen, Freunden und Verehrern des Dichters mit einer erhebenden Feier enthüllt. Sogar ein ehemaliger Lehrer Schillers, der ſechsundneunzigjährige Oberſt von Röſch, befand ſich unter den Teilnehmern. Guſtav Schwab hielt die Feſtrede, Eduard Mörike hatte eine von Lindpaintner in Muſik geſetzte Kantate gedichtet. Hier möge noch erwähnt ſein, daß an einem Hauſe in der Eberhardſtraße, wo Schiller zuletzt als Regimentsarzt gewohnt hat, eine Tafel zur Erinnerung an den Dichter angebracht worden iſt.

Die ehrwürdige Stiftskirche reicht mit ihrem älteſten Teile, den unteren Stockwerken des ſüdlichen romaniſchen Turmes, bis in das 13. Jahrhundert zurück; die neueren Teile ſtammen aus der Zeit nach 1436. Die Türme ſind bis heute unvollendet geblieben. Die Kirche enthält die Ahnengruft der älteren Regenten und im Chor eine Anzahl überlebensgroßer Standbilder der Grafen von Württemberg, als letztes dasjenige Eberhards im Bart, des erſten Herzogs. Am Aeußeren iſt das mit reichem Statuenſchmuck verſehene Portal der Südoſtſeite, das ſogenannte Apoſtelthor, in künſtleriſcher Hinſicht beſonders bemerkenswert.

In nächſter Nähe der Stiftskirche haben wir den erſten Keim zu ſuchen, aus welchem im Laufe der Jahrhunderte die Stadt hervorgewachſen iſt: hier legte Kaiſer Ottos I. Sohn Lindolf den Stuten- oder Fohlengarten an, von dem Stuttgart den Namen erhalten hat. Im elften


Hauffdenkmal (S. 211)

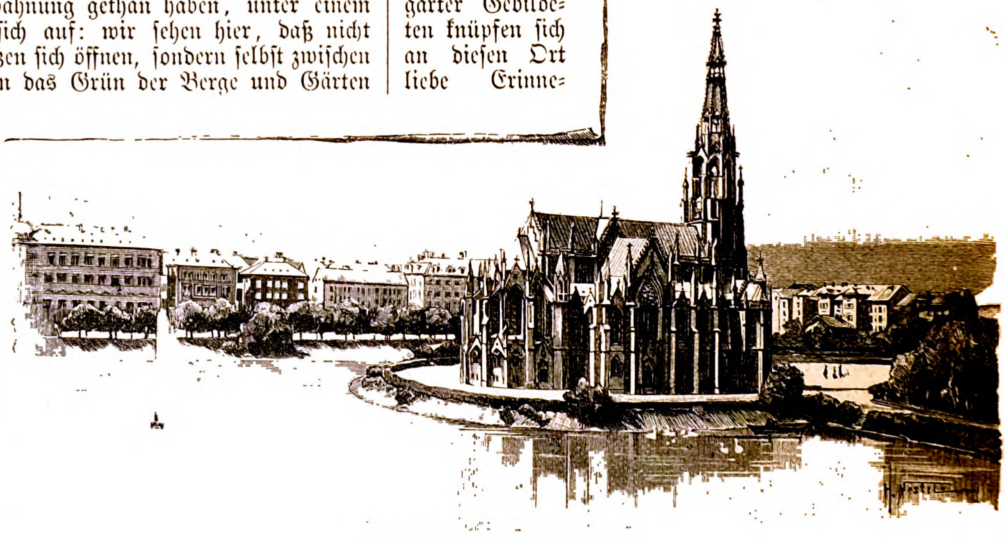


Villa Siegle (S. 210).

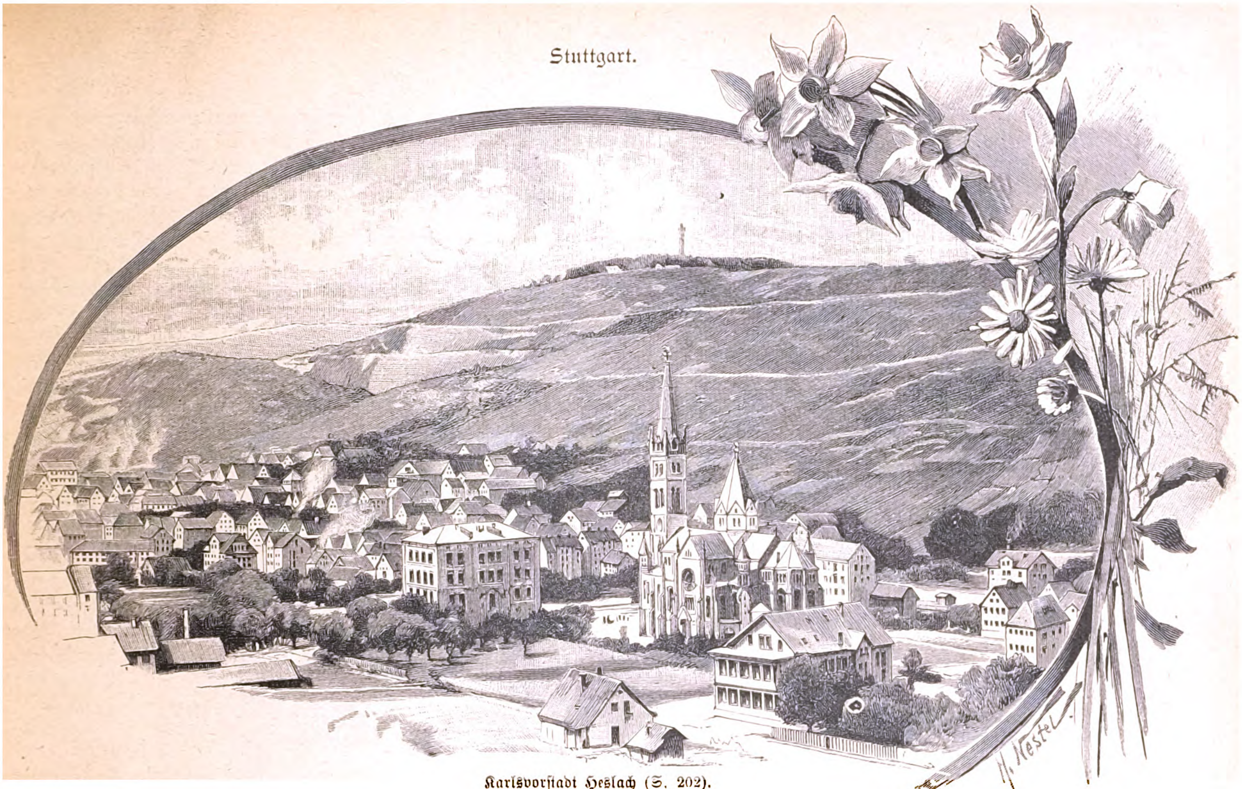
Jahrhundert erbaute dann an der Stelle des jetzigen alten Schloſſes Graf Bruno von Beutelsbach, Domherr zu Speier, Oheim des Grafen Konrad von Württemberg-Beutelsbach, eine Burg zur Beſchützung des Stutengartens. Die Ortſchaft „Stutgarten“ wird zum erſtenmal im Jahre 1229 urkundlich erwähnt. Um Stuttgart herum lagen damals ſieben feſte Burgen, welche im Jahre 1287, als Eberhard der Erlauchte von Württemberg ſich gegen Kaiſer Rudolf auflehnte, von dieſem genommen und zum Teil zerſtört wurden.

Nach dieſer Abſchweifung in die Vorzeit kehren wir in die Gegenwart zurück. Gern verlaſſen wir die dumpfe, winkelige Altſtadt, die zwar auf dem Marktplatze und dem Leonhardsplatze mit der Leonhardskirche kulturhiſtoriſche Betrachtungen zu wecken, aber kaum irgendwo das ſchönheitſuchende Auge anzuziehen weiß. Wir miſchen uns in den Menſchenſtrom, der die breite, mit ſtattlichen Bauten beſetzte Königsſtraße durchwogt, und gelangen an vielen prächtigen Läden vorüber in die Marienſtraße. In dem oberen Teile dieſer Straße drängt eine Beobachtung, deren wir ſchon früher Erwähnung gethan haben, unter einem neuen Geſichtspunkt ſich auf: wir ſehen hier, daß nicht nur da, wo die Straßen ſich öffnen, ſondern ſelbſt zwiſchen einzelnen Häuſerpaaren das Grün der Berge und Gärten erheiternd durchblickt. In den neueren Stadtteilen iſt nämlich, nach dem Geſetz eines vorbildlichen Bauſtatuts, Haus von Haus um einige Meter weggerückt. Soviel wir wiſſen, beſteht in nur wenigen Städten dieſe Einrichtung, die ſich doch ſchon aus Rückſichten für die Geſundheit von ſelbſt zu empfehlen ſcheint. Welche äſthetiſche Vorteile ſie bei günſtiger Lage des Ortes darbieten kann, lehrt am beſten ein Gang durch die obere Marienſtraße in Stuttgart, wo zwiſchen den maleriſchen Häuſern, hinter Aeſten und Zweigen, die ſchlanken Türme der Marienkirche in reizenden Bildern auftauchen, verſchwinden und, wenn man wenige Schritte gemacht hat, wieder erſcheinen. In dieſem Zuſammenhange darf die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß leider das erwähnte Bauſtatut in den letzten Jahren mehr und mehr auch eine Schattenſeite hervortreten läßt. Die Grundeigentümer und Bauherren nehmen ſich dasjenige, was ihnen das Bauſtatut auf der Erde abſpricht, in der Luft zweifach wieder und errichten rieſige Steinhaufen, nicht nur unten im Thale, wo es vielleicht erträglich iſt, ſondern auch an den Höhen, wo nur kleinere, landhausartige Anſiedelungen ſtehen ſollten.

Wir gelangen auf die Silberburg, den der Muſeumsgeſellſchaft gehörigen Garten, der, in welligen Terraſſen anſteigend, überall anmutige Ruheſitze im Grünen bietet und an nicht wenigen Punkten reizende Blicke über die Stadt nach den Bergzügen eröffnet. Die Geſchichte dieſes Gartens weiß von manchem gelungenen Feſte, von glänzenden Reden und weihevollen Geſängen, von Tänzen der Jugend und Spielen der Kinder zu erzählen. Für den größten Teil der Stuttgarter Gebildeten knüpfen ſich an dieſen Ort liebe Erinne-



Johanniskirche mit Feuerſee (S. 211).



Karlsvorſtadt Heslach (S. 202).

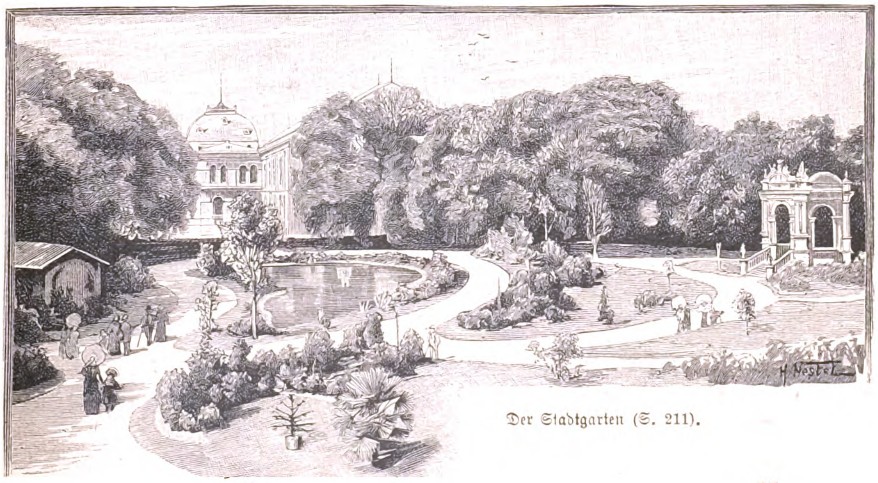
rungen. Hier iſt ehemals, vor dem Beſtehen der Liederhalle und ihres Gartens, jahrelang die Schillerfeier begangen worden, welche noch jetzt das erhebendſte, in jedem Frühling von dem „Liederkranz“ veranſtaltete Feſt der Stadt iſt; hier finden noch immer, wie vor langen Jahren, die von groß und klein beſuchten Mai- und Herbſtfeſte der Muſeumsgeſellſchaft ſtatt.

Mai- und Herbſtfeſte feiert hier heutzutage faſt jeder größere Verein. Ehemals war die Maifeier ein allgemeines Feſt — zunächſt der Kinder —, zu welchem ſich Stuttgarts Einwohnerſchaft vor dem Friedrichsthore verſammelte, wogegen die Herbſtfeier ein mit der Weinleſe verbundenes Feſt der Familien und ihrer Freunde war. Heute iſt alles Sache der Vereine und Geſellſchaften geworden. Die Weinleſe wird auch noch jetzt, ſei nun die Ernte gut oder mittelmäßig oder ſchlecht, in den Weinbergen mit Schießen und Feuerwerk zu einer Luſtbarkeit geſtaltet. Früher ſcheint aber darin viel mehr gethan worden zu ſein. Ein im Jahre 1827 erſchienenes Buch (Stuttgart und ſeine Umgebungen; ein Handbuch für Fremde und Einheimiſche) erzählt nämlich von dem Begehen der Weinleſe folgendes: „Von allen Seiten ſieht man Feuerwerk abbrennen, und keine Koſten werden geſcheut, um dieſen Abend eigentlich brillant zu machen. In allen Richtungen begegnet man Geſellſchaften, die unter Geſang und Spiel nach Hauſe ziehen. Die Weinleſe iſt ein Feſt, zu dem alle Freunde und Anverwandten eingeladen werden, das manchen Weinbergsbeſitzer mehr koſtet, als der Ertrag des Weinbergs zu gewähren vermag. Aber ſo bringt es die Sitte mit ſich.“

In der Nähe des Silberburggartens befinden ſich hübſche Anlagen, in welchen ein Marmordenkmal des trefflichen Eduard Mörike ſteht. Es iſt von dem Bildhauer Wilhelm Röſch geſchaffen und bei der fünften Wiederkehr von Möriles Todestag, am 4. Juni 1880, enthüllt worden. Friedrich Viſcher hielt die Rede. Ein Jahr nach des Dichters Tode, 1876, hatte man im Saale des oberen Muſeums eine Gedächtnisfeier für Mörike veranſtaltet, bei welcher Profeſſor Julius Klaiber die Feſtrede hielt. Viſcher ſprach damals ein Gedicht, deſſen letzte Verſe lauteten:

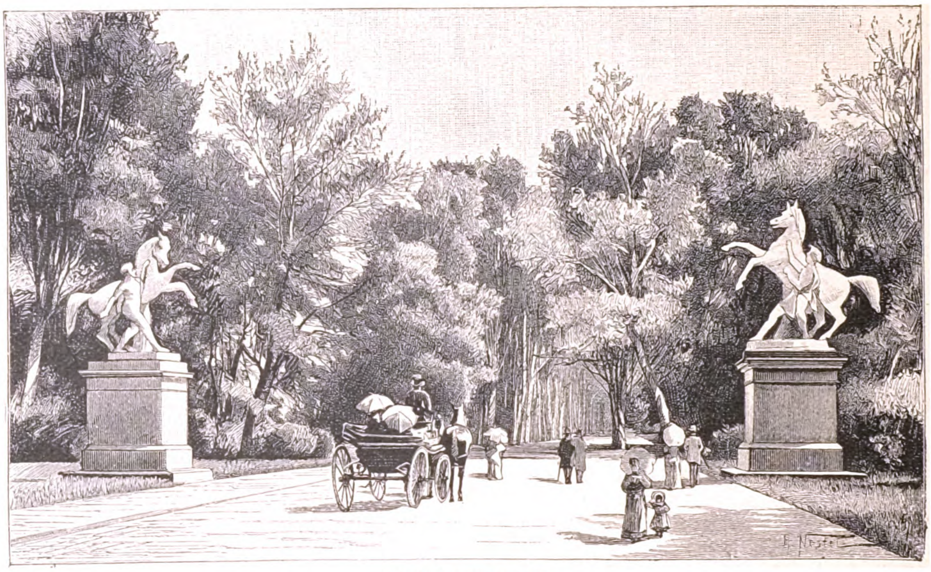
> Auf deiner Stirne ſanfte Geiſterhügel,
> Umweht von fremder Lüfte weichem Flügel,
> Nimm, von Apollos dunklem Blatt belaubt,
> Den ſchlichten Kranz — du trägſt ihn leicht,
> Den Kranz, dem doch kein andrer gleicht — —
> Es grünt dein Ruhm und wächſt dir übers Haupt.

Mörikes Grab befindet ſich auf dem neuen Pragfriedhof. Das Grabmal beſteht aus einem weißlichen Sandſtein, in den das von einem breiten Lorbeerkranz umſchlungene



Der Stadtgarten (S. 211).

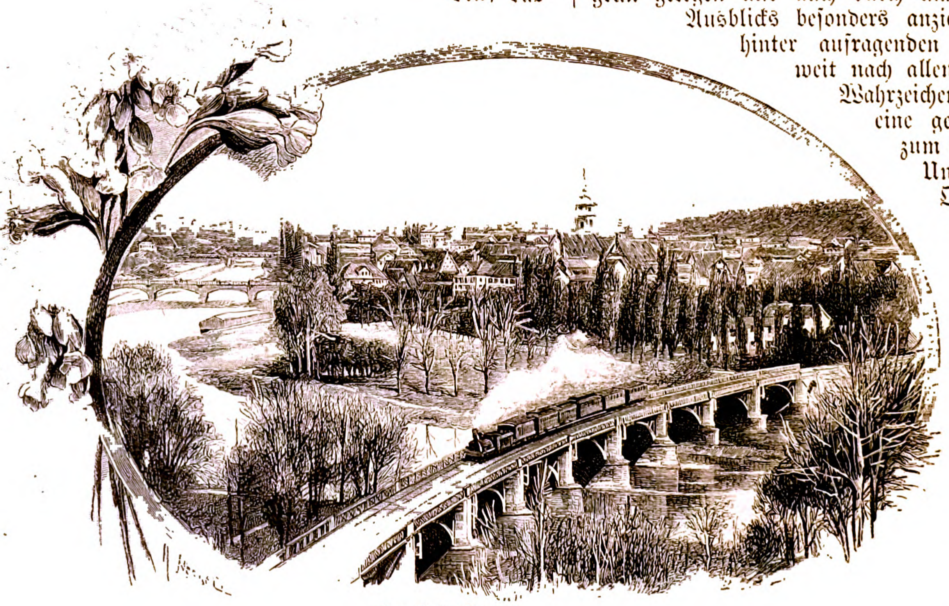
bronzene Medaillonbildnis des Dichters eingelaſſen iſt. Taxusbüſche und blühende Roſen ſchmücken das Grab.



Die Anlagen (S. 211).

Auf dem Pragfriedhof iſt in dieſem Jahre auch Karl Gerok zur letzten Ruhe beſtattet worden. Noch hat die Stätte kein dauerndes Mal, um ſo reicher ſind die vergänglichen Zeichen liebenden Gedenkens. Das Grab iſt ganz mit Blüten und Kränzen bedeckt, inmitten der kunſtreich eingepflanzten Blumen ſteht der einfachſte, aber ſchönſte Schmuck: ein friſcher Strauß von Aſtern in einer kleinen Vaſe, deren Zweck es iſt, von Woche zu Woche eine neue Liebesgabe in ſich aufzunehmen. — Von dem weiten ſtillen Gräberfeld, das zugleich eine entzückende Ausſicht über die Stadt, die Berge und Dörfer des Neckarthals bietet, kehren wir in das bewegte Leben der erſteren zurück. Die Gegend, in der wir uns zuletzt befanden, gehört zu den ſchönſten des Thals. Ein verjüngter Kunſtgeſchmack hat in der oberen Marienſtraße, der Mörike-, der Reinsburgſtraße und ihrer Nachbarſchaft Bauten entſtehen laſſen, die man mit reinem Genuß betrachtet. Die Villa Zorn, in einem hohen Garten halb verſteckt, die Villa Ziegle, in reizvollſtem italieniſchem Renaiſſanceſtil von Gnauth ausgeführt, von prachtvollen Gartenanlagen umgeben, das Haus Spemann, in herrlicher dominierender Lage unter der Karlslinde von den Berliner Architekten Kayßer und von Großheim erbaut, die Villa Knoſp, in anheimelndem engliſchem Stil gehalten, ſind Wohnſitze, wie ſie gefälliger und behaglicher wohl in keiner Stadt gefunden werden. Die neueren Bauten Stuttgarts zeugen überhaupt von dem Vorherrſchen eines ausgebildeten architektoniſchen Sinnes, der den Vorfahren mit ihrer Neigung für „ernſthafte Simplicität“ ganz unbekannt war. Aus der Stuttgarter techniſchen Hochſchule ſind in den letzten Jahrzehnten unter vortrefflichen Meiſtern eine Anzahl tüchtiger Architekten hervorgegangen, die ihren Lehrern alle Ehre machen. Ihre Werke verkünden überall ihr Lob. Als Hauptvillengegend haben wir noch den mit einer Reihe edler, frei angelegter Bauten beſiedelten Herdweg zu nennen, eine ſonnige Straße, zu der man vom Stadtgarten her, an der Gewerbehalle vorbei, ſanft hinanſteigt. Auch an der neuen Weinſteige und an der Haſenbergſteige ſind eine Anzahl einladender Wohnungen aufgewachſen. Alle drei zuletzt genannten Straßen ſind ſehr beliebte Spazierwege, da ſie raſch aus dem Thal empor in den Wald führen.

Einer der beſuchteſten nahen Ausflugsorte iſt auf der Höhe des Haſenbergs das Jägerhaus, mitten im Waldesgrün gelegen und auch durch mannigfaltige Punkte des Ausblicks beſonders anziehend. Von dem dahinter aufragenden Ausſichtsturm, einem weit nach allen Seiten hin ſichtbaren Wahrzeichen der Stadt, bietet ſich eine gewaltige Rundſicht bis zum Schwarzwald, über das Unterland hinweg bis zum Odenwald, über die Filderebene bis zum hohen Zug der Schwäbiſchen Alb. Von allen Wegen, die hier den Wald durchziehen, iſt die tiefſchattige Bürgerallee der erquickendſte. Man braucht nicht allzuweit zu ſchweifen, um nach Abbiegung in einen ſchmalen Pfad und nach Ueberſchreitung der von Heslach nach der Solitude führenden Landſtraße in eine



Cannſtatt (S. 212).

wilde, mächtig eingeriſſene Waldſchlucht zu gelangen, an deren fallendem Waſſer entlang man, nach Ueberſteigung eines die Schlucht durchſchneidenden Bahndamms, einſam wie in einem abgelegenen Gebirgsthal, nach der Vorſtadt Heslach hinunterwandern kann.

Vor dem Jägerhaus dehnen ſich an der Haſenbergſteige freundliche Parkanlagen aus. Hier auf grüner Höhe iſt dem Dichter des „Lichtenſtein“, dem Sänger der allbeliebten volksmäßigen Lieder „Morgenrot“ und „Steh' ich in finſtrer Mitternacht“, Wilhelm Hauff, ein Denkmal errichtet worden, das zugleich einen umfriedeten Ruheplatz bildet. Hauffs weihevolle Grabſtätte befindet ſich auf dem alten Hoppenlaufriedhof, wo auch Guſtav Schwab ruht. Dem letzteren hat man, ebenſo wie ſeinem Freunde Ludwig Uhland, im Garten der Liederhalle ein einfaches, aber würdiges Denkmal aufgeſtellt.

Ehe wir die obere Stadt verlaſſen, müſſen wir noch der Johanniskirche, die uns ſchon von der Höhe des Haſenbergs aus eine Augenweide geweſen iſt, einen Beſuch abſtatten. Sie iſt eine der jüngſten unter ihren Schweſtern im Thal und zweifellos auch eine der ſchönſten. Die Kirche, ein Werk des genialen Oberbaurats von Leins, iſt in den Jahren 1866—1874 in franzöſiſcher Gotik aus weißem Keuperſandſtein erbaut und am 30. April 1876 feierlich eingeweiht worden. So einnehmend der Bau an ſich durch die Zierlichkeit und das Ebenmaß ſeiner Formen uns entgegentritt, ſo gewinnt er doch noch viel durch ſeinen eigenartigen Standort. Da die Kirche auf einer Halbinſel im Feuerſee angelegt iſt, hat man ſie von drei Seiten gleichſam aus dem Waſſer entſtiegen und in ihm ſich ſpiegelnd vor ſich, und da ſchmückendes Grün von rechts und links in Bäumen, von der hinteren Seite als Gebüſch umhegend ſich herandrängt, ſcheint das Gotteshaus von der Welt durchaus abgelöſt zu ſein. Der ganze Platz iſt durch Kaſtanienalleen von den Straßen und den Häuſern geſchieden. Faſt zauberiſch tritt die Johanniskirche mit ihrer Umgebung in leichtbewölkten Mondnächten dem Beſchauer entgegen. Wer je in ſolchen Stunden an dem Teich geſtanden und das hinabgetauchte Bild des ſchmuckvollen Gotteshauſes, der umrahmenden Bäume und die ſchwimmenden Lichter des Himmels und der Erde beſchaut hat, dem wird der Eindruck unvergeßlich bleiben.

Hier iſt wohl der ſchickliche Ort, zu erwähnen, was die übrigen bildenden Künſte, was Plaſtik und Malerei in der ſchwäbiſchen Hauptſtadt geſchaffen haben. Als Goethe im Herbſt 1797 mehrere Wochen in Stuttgart geweilt hatte und mit Dannecker, Scheffauer, Iſopi, Hetſch und anderen in geiſtige Verbindung getreten war, ſagte er beim Abſchied zu Dannecker: „Nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich ſie in Rom lebte.“ Ein ehrendes Wort, welches uns klarer, als lange Abhandlungen dies vermöchten, über die rege Kunſtthätigkeit im damaligen Stuttgart belehrt. Man braucht außerdem nur die mit Stuttgart eng verbundenen Namen Canon, Gegenbauer, Guibal, Neher, Donndorf zu nennen, um anzudeuten, daß die Stadt nicht arm iſt an trefflichen Werken der Bildhauerkunſt und der Malerei. In dem Muſeum der bildenden Künſte, in dem Reſidenzſchloſſe, in der Villa Roſenſtein, wie in anderen königlichen Schlöſſern der Stadt und ihrer Umgebung, in den Schloßgärten und im Privatbeſitz befindet ſich eine große Anzahl vorzüglicher Kunſtwerke. Beſondere Erwähnung verdienen Danneckers Nymphengruppe im oberen Schloßgartenſee, desſelben Meiſters Brunnennymphe am Neckarthor, „Chriſtus“ in der Hoſpitalkirche, „Johannes“ in der Grabkapelle auf dem Rotenberg — alles Muſterwerke ihrer Gattung. Freilich kann Stuttgart mit der Nachbarſtadt München auf dem Gebiete der Kunſt nicht wetteifern, doch fällt eine Vergleichung im allgemeinen nicht völlig zu ſeinen Ungunſten aus. München gibt oft den Eindruck des künſtlich Gemachten, während Stuttgart den des organiſch Gewachſenen erweckt. Wie kalt laſſen dort die Propyläen mit ihrer klaſſiſchen Nachbarſchaft, die in kahle Raſenplätze und eine nordiſche Natur geſtellt ſind — wie ſchön aber harmoniert der gleichfalls antik gehaltene Königsbau mit dem ſüdlichen Pflanzenbild, welches eine verſtändnisvolle Gartenkunſt vor ihm ausgebreitet hat, wie natürlich ſteht der klaſſiſche Roſenſtein auf ſeiner ſonnig-warmen Anhöhe! Daß Natur und Kunſt eine Verbindung eingehen müſſen, wie Text und Melodie, iſt in München gar oft außer acht gelaſſen worden, in Stuttgart faſt niemals.

Vollkommene Harmonie iſt es auch, die alle Parkanlagen in Stuttgart ſo hold macht, ſeien ſie nun dem Verſchönerungsverein an öffentlichen Plätzen, künſtleriſchem Bürgerſinn in dem Stadtgarten, oder königlichem Schönheitsideal in den Schloßgärten zu danken. Der Stadtgarten gehört zu den reizendſten gärtneriſchen Schöpfungen. Die Fülle ſüdlicher und nördlicher Pflanzen und Blüten iſt ringsum auf das ſchönſte gruppiert, in der Mitte durch zwei Teiche mit ſpringendem Strahl und kleinem Waſſerfall auseinandergehalten, überall durch Statuen, Büſten, Vaſen, Pavillons und anderen Kunſtſchmuck mit dem Menſchen geiſtig in Beziehung gebracht. Die Sommerabende in dieſem Garten, wenn die Weiſen der Muſik ertönen, gewähren die erquickendſte Erholung. Elektriſche Lichter werfen ihren bleichen Schein auf das Blätterwerk, und zwiſchen dem phantaſtiſch ausgeſchnittenen Geäſt erſcheint das nachtblaue Firmament, aus dem hie und da ein Stern aufleuchtet. Da die ſchöne Welt ſich allabendlich hier verſammelt und Stuttgart viele ſchöne Frauen, die ſich anmutig zu kleiden wiſſen, beſitzt, ſo ſieht das Auge Schönes, wohin es ſich wendet. Vor allem aber, wenn der Stuttgarter von „Anlagen“ ſpricht, denkt er an den königlichen Schloßgarten, der, wie das Thal in ſeinem Höhenkranze köſtlich eingeniſtet liegt, ſelbſt wieder inmitten der Häuſermaſſe eine paradieſiſche Oaſe bildet. Zu allen Jahreszeiten rettet ſich der ermüdete Großſtädter gern in dieſe wundervolle Ruhe. Die wechſelnden Erſcheinungen des Werdens und Vergehens in der Pflanzenwelt, in welche die weißen Marmorbilder mit Heiterkeit oder Melancholie hineinzublicken ſcheinen, ſtimmen hier allezeit, von der erſten ſich regenden Knoſpe bis zum letzten lautlos fallenden Blatt, zu frohem Genuß oder ſtiller Wehmut, die doch ſchon wieder nach dem nächſten Lenze hoffend ausſchaut. Jeder kann hier nach ſeiner Neigung eine Ruhebank finden, oder weit hinwegwandern auf geraden und krummen, breiten und ſchmalen Wegen, denn der Park zieht ſich eine halbe Meile weit bis nach Cannſtatt hin, und in allen Teilen iſt er mit dem ſorgſamſten Fleiß in freundlichſtem Zuſtand gehalten. Ein Glanzpunkt iſt der vorhin ſchon erwähnte obere See, zumal im Monat Mai. Um das ovale reinliche Becken, aus dem ſilberſchäumend ein mächtiger Waſſerſtrahl aufſpringt, legt ſich ein ſchmaler Raſenſtreifen, den Roſenbüſche beſäumen, und hinter dem Wegring rundet ſich ein wunderbarer Kranz: Blumenbeete zu unſeren Füßen, blühende Syringen darüber und hoch ringsum die mächtigen Kaſtanien in ihrem weißrötlichen Kerzenſchmuck. Acht Marmorſtatuen ſtehen im Kreiſe, und über Danneckers Nymphengruppe, die ſich aus dem Waſſer erhebt, ſchweift der Blick hinüber zu den heiteren Formen des königlichen Schloſſes mit ſeinem zierlichen Balkon und den plaſtiſchen Ornamenten. Das Waſſer des Sees iſt durch allerlei Geflügel luſtig belebt, und aus den Büſchen dringen ſüße Vogellieder hervor.

An das Ende des Schloßgartens ſchließt ſich ein dem Publikum für gewöhnlich nicht zugänglicher Park, der außer dem Landhaus Roſenſtein noch das im mauriſchen Stil gehaltene königliche Luſtſchloß Wilhelma birgt. Hier entfaltet ſich in warmer, geſchützter Lage eine mit der morgenländiſchen Pracht der architektoniſchen Formen harmonierende Ueppigkeit der Flora. Während dieſen beiden Schlöſſern, die mehr Schöpfungen eines eigenartigen Kunſtgeſchmackes als dem Nutzen dienende Bauten ſind, wohnliche Behaglichkeit abgeht, iſt die gegenüberliegende Villa Berg gerade durch dieſen Vorzug ausgezeichnet. Die Villa, 1845 für das damalige württembergiſche Kronprinzenpaar erbaut, iſt ein vielbewundertes Werk von Oberbaurat v. Leins. Lübke in ſeiner Geſchichte der Baukunſt ſagt darüber: „Die Villa von C. v. Leins iſt das einzige unter den modernen Schloßgebäuden, welches neben Sempers Arbeiten als geiſtvolle und originelle Neuſchöpfung im Sinne der beſten Renaiſſance genannt werden darf. Neben einer edlen und anmutenden Raumentwickelung, bei welcher in glücklicher Weiſe die Vorteile der köſtlichen Lage auf einem Hügel inmitten der lieblichſten Landſchaft zur Geltung gebracht ſind, hat der Architekt ſein Werk mit einer von jugendlicher Friſche zeugenden Fülle zierlichen Ornaments ausgeſtattet.“ Wie das Landhaus in ſeinen Bauformen dem Ausſehen eines reichen bürgerlichen Hauſes ſich nähert, ſo enthält auch der Garten neben den Ziergewächſen die früchtetragende gemütliche Rebe. Dem Botaniker und dem Naturfreund bietet er ein reiches Feld des Studiums in ausländiſchen Geſträuchen und Baumarten, darunter viele ſeltene Coniferenarten: die faſt ſchwarze Pinus austriaca, die japaniſche, indiſche und virginiſche Zeder, die Balſam- und Eibentanne, die prachtvolle Norfolkfichte und andere.

Von dem Landhaus Roſenſtein hat man einen herrlichen Blick auf das Neckarthal und die Nachbarſtadt Cannſtatt. Die Lage dieſer uralten Stadt — ſchon die Römer waren hier angeſiedelt — iſt in mancher Hinſicht günſtiger, als die der nahen Hauptſtadt, auch hat ſie vor dieſer in dem belebenden Fluſſe einen nicht geringen landſchaftlichen Vorzug. Cannſtatt war bis vor wenigen Jahrzehnten ein beſuchtes Bad, hat aber in der letzten Zeit unter der Herrſchaft der Mode vor neuaufgekommenen Kurorten in den Hintergrund treten müſſen. An ſchönen Abenden, namentlich ſonntags, verſammelt ſich dort zu den Konzerten der Kurkapelle am ſogenannten Sulzerrain ein zahlreiches Publikum. Der Garten, zu welchem die reizendſten Anlagen, die man ſich denken kann, gehören, hat neuerdings wieder anſehnliche Verſchönerungen erfahren. Auf der Höhe des Sulzerrains befindet ſich ein Arkadenbau, von wo man Cannſtatt, Stuttgart, ſowie die Vorſtadt Berg mit ihrer hochliegenden Kirche, ganz in Grün eingehüllt, von den vielverzweigten Bergäſten umrahmt, zu einem unvergleichlichen Gemälde zuſammengefaßt vor ſich hat. Umgeht man die Arkaden, ſo kommt man an den „Freiligrath-Blick“, von dem ſich die Ausſicht in das Neckarthal bis Eßlingen und weiterhin aufthut. Ferdinand Freiligrath hat in Cannſtatt die letzten Jahre eines ſturmvollen Lebens in ruhiger Poetenarbeit zugebracht; in einem mit einer Gedenktafel verſehenen Hauſe an der Neckarbrücke iſt er im Jahre 1876 geſtorben. Sein Grab müſſen wir auf dem Uffkirchhofe ſuchen. Wir wandern die Waiblinger Straße zwiſchen freundlichen Häuſern und Gärten zur Stadt hinaus. Nach zehn Minuten haben wir den Friedhof, der ſelbſt ein Idyll in ſeiner Art iſt, erreicht, biegen um die alte Kapelle, in deren Wände viele Grabſteine eingemauert ſind, und ſtehen an des Dichters Ruheſtätte. Vor einer mit Lyra, Lorbeer und verſchiedenem Ornament geſchmückten Sandſteinwand erhebt ſich auf einem hohen Syenitſockel die überlebensgroße Bronzebüſte Freiligraths, ein vortreffliches Werk des Meiſters Donndorf. Der Ausdruck des Bildniſſes iſt Kraft und Feuer mit einem Zug erwärmender Milde — ganz die Eigenſchaften, die uns auch in Freiligraths Dichtungen ergreifen.

Zu den vielen beliebten Ausflugsorten der Stuttgarter gehört auch Hohenheim, jenes Schloß, das Herzog Karl einſt ſeiner geliebten Franziska, Reichsgräfin von Hohenheim und ſpäteren Herzogin von Württemberg, ſeinem und ſeines Volks gutem Engel errichten ließ und das heute der Sitz einer berühmten landwirtſchaftlichen Akademie iſt.

Man gelangt dahin, indem man mittels einer Zahnradbahn die Höhe des fruchtbaren Filderplateaus erſteigt, von deſſen Rand die reizende Villenkolonie Degerloch ſo anmutig ins Thal herniederſchaut. Die Bergfahrt ſelbſt bietet eine Reihe perſpektiviſch höchſt eigenartiger Ausblicke auf die Stadt, während auf der Höhe das weite Panorama der Schwäbiſchen Alb mit ihren verwitterten Burgruinen vom Hohenſtaufen bis zum Hohenzollern in blauduftigem Kranz vor dem Auge ſich ausbreitet.

Weiter indeſſen wollen wir unſeren Weg heute nicht fortſetzen, ſondern mit einem letzten Blick von der Höhe dieſe nur flüchtige und ſo manches Schöne unerwähnt laſſende Betrachtung ſchließen.

Das Städtebild, das ſich da im Rahmen grüner, rings vom Walde gekrönter Rebenhänge zu unſeren Füßen ausbreitet, gehört landſchaftlich unſtreitig zu den ſchönſten, die unſer deutſches Vaterland aufzuweiſen hat. Die Aehnlichkeit der Lage mit der von Florenz läßt ſich, obwohl hier das belebende Element des Waſſers fehlt, nicht ableugnen, ſie iſt an einzelnen Punkten geradezu überraſchend. Wer zumal im Frühling oder Herbſt dieſe geſegnete Landſchaft betritt, der wird hier ſchon einen kleinen Vorgeſchmack von dem gelobten Land jenſeits der Alpen empfangen, und es ſollte uns freuen, wenn dieſe Zeilen einen und den andern unſerer Leſer veranlaſſen würden, die Probe mit einem Beſuch des ſchwäbiſchen Florenz zu machen.

Die Nonne.

Von

Dr. Kurt Lampert.

Das maſſenhafte Auftreten der Nonnenraupe in großen Waldbeſtänden in der Nähe Münchens und an andern Orten hat wieder einmal das allgemeine Intereſſe dieſem Waldverderber zugewandt. Die Nonne iſt kein ſeltener Schmetterling und dem Forſtbeamten ſowohl wie dem Schmetterlingsjäger wohlbekannt; immerhin aber iſt ſie keine allgemeine Erſcheinung und da glücklicherweiſe viele Jahre vergehen können, ehe ſie durch Schädigungen größeren Umfangs die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf ſich zieht, ſo dürfte es ſich empfehlen, zunächſt die äußere Erſcheinung und die Lebensgeſchichte des jetzt ſo vielgenannten Schmetterlings dem freundlichen Leſer kurz ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die Nonne, Oeneria monacha *L.*, von vielen auch als Repräſentant einer eigenen Gattung Psilura betrachtet, gehört zu der großen Schmetterlingsgruppe der Spinner, Bombycidae; der plumpe Körper iſt gleich dem Kopf behaart; bei ausgeſpannten Flügeln beträgt die Breite des Männchens 40 mm, die des Weibchens 50 mm. In die Zeichnung der Flügel teilen ſich die Farben Weiß und Schwarz. Die Vorderflügel ſind kreideweiß mit vielen tiefgezackten ſchwarzen Querlinien und ſchwarzgeſcheckten Franſen, die Hinterflügel ſind lichtgrau, am Saume bindenartig dunkler, die Franſen tragen wie bei den Vorderflügeln ſchwarze Flecken; nicht immer übrigens iſt die Zeichnung der Flügel ſo ſcharf ausgeprägt, ſondern häufig ſind die ſchwarzen Zackenbänder des Männchens verwiſchter und bei ſehr häufigem Auftreten des Schmetterlings findet ſich nicht ſelten eine durch dunkle, ſelbſt ſchwarze Färbung auffällige Abart, der man den Namen Ocneria eremita beigelegt hat. Der Hinterleib des Schmetterlings iſt größtenteils roſenrot und ſchwarz gefleckt; Männchen und Weibchen unterſcheiden ſich außer wie ſchon erwähnt durch die Größe ferner noch durch die Bildung des Hinterleibs und der Fühler; während erſterer bei dem Männchen mit einem Afterbüſchel endet, läuft er beim Weibchen in eine weit vorſtreckbare Legröhre aus, mit welcher das Weibchen bei der Eiablage ſeine Eier unter die Rinde ſchiebt; die ſchwarzen Fühler des Weibchens tragen in zwei Reihen kurze Sägezähne, die männlichen Fühler dagegen an grauem Schaft ſehr lange braune Kammzähne. Als Verbreitungsbezirk des Schmetterlings findet ſich die Zone zwiſchen 60 und 42° n. Br. angegeben; in Deutſchland iſt er am häufigſten in den öſtlichen Bezirken; ſeine Flugzeit fällt in die letzte Hälfte des Juli und die erſte des Auguſt. Die Nonne iſt übrigens keineswegs ein gewandter Flieger; bei Tag ſitzen die Schmetterlinge ruhig an den Bäumen, das Weibchen mit dachartig den Hinterleib deckenden Flügeln, das Männchen mit mehr klaffenden Flügeln; letzteres iſt weit beweglicher als das träge Weibchen und fliegt bei Störungen mit taumelndem Flug auf, jedoch nur, um ſich bald wieder niederzulaſſen. Iſt aber die Dunkelheit hereingebrochen, ſo kommt Leben in die träge Geſellſchaft, die Tiere fliegen eifrig auf und ab, um ſich zur Paarung aufzuſuchen. Sehr häufig aber auch beſchränken ſich die Schmetterlinge nicht darauf, in dem Revier ihres Geburtsortes umherzuſtreifen, ſondern ſie treten Wanderungen an, und beſonders wenn bei maſſenhaftem Auftreten der Wald, in dem ſie das Licht der Welt erblickt, durch die verheerende Thätigkeit ihrer Raupen vernichtet iſt, ſuchen ſie andere Wälder auf, deren noch intakte Bäume der kommenden Generation Nahrung bieten können; denn die ganze Thätigkeit des kurzlebigen Schmetterlings beſteht ja einzig in der Sorge um Erhaltung der Art, die beim Weibchen darin gipfelt, ſeine Eier an zweckmäßigem Orte abzulegen, wo ſie möglichſt vor Gefahren geſchützt ſind und die ausſchlüpfenden, winzigen Jungen ſofort die ihnen zuſagende und nötige Nahrung finden. Der vielbewunderte ſogenannte Inſtinkt, die infolge zahlloſer Erfahrungen von vielen Tauſenden aufeinanderfolgender Generationen geſammelte und vererbte Erkentnis des Zweckmäßigen läßt die Tiere triebartig, von einer eigentlichen Verſtandesthätigkeit unabhängig, meiſt das Richtige treffen und führt auch unſere Nonne aus dem verwüſteten Wald auf die Wanderſchaft. Aus eigener Kraft dürfte ſie hierbei nicht allzuweit kommen, allein häufig ergreift der Wind die wandernden Schwärme und führt ſie viele Meilen weit in eine neue Heimat. Mögen auch zahlloſe Tiere hierbei zu Grunde gehen, andere wieder werden ſicher auch Wälder erreichen, die den Eiern und daraus entſtehenden Raupen alle Erforderniſſe zur Erhaltung und Weiterentwicklung bieten. Bei der Eiablage ſucht das Weibchen Plätze auf, die geeignet ſind, die Eier möglichſt vor Näſſe zu ſchützen; Riſſe in den Stämmen, Rindenſchuppen, Moos und Flechten der Baumſtämme erſcheinen ihm als paſſende Verſtecke, ſeine Eier mit der lang vorſtreckbaren Legröhre dahinter zu ſchieben. Selbſtverſtändlich werden zur Eiablage diejenigen nachher zu erwähnenden Nadelbäume gewählt, die den Raupen als Futterpflanzen dienen. Die anfangs roſenroten, ſpäter graubraunen Eier werden in feſt zuſammenhängenden Kuchen von 20—50 Stück abgelegt und überwintern.

Im Frühjahr, etwa in der zweiten und dritten Maiwoche, ſchlüpfen die jungen Räupchen aus. In den erſten 4—6 Tagen bleiben ſie dichtgedrängt beiſammen ſitzen — dieſe Raupenhäufchen werden als Spiegel bezeichnet —, dann aber zerſtreuen ſie ſich und wandern den Stamm und die Aeſte des Baumes, an dem ſie geboren, entlang, um Nahrung zu ſuchen. Entſchieden ſind es Nadelholzbäume, die eigentliche Nahrung der Nonnenraupe bilden, und an welche demgemäß der Schmetterling ſeine Eier ablegt. Ob die Raupe Kiefern oder Fichten vorzieht, dürfte ſchwer zu ſagen ſein, an beiden Bäumen hat ſie ſchon ſchweren Schaden angerichtet und auch Tannen ſind ihr ſchon zum Opfer gefallen; überhaupt aber iſt der Waldverwüſter kein Koſtverächter. In gemiſchten Beſtänden geht er ebenſogern an Eichen, Buchen, Birken, ſelbſt an Apfel- und Pflaumenbäume der Gärten und andere Laubhölzer und bei großen Epidemieen werden ſelbſt die Beerenſträucher und Farnkräuter des Waldes kahl gefreſſen. Was das Ausſehen der Raupen anbelangt, ſo ſind ſie anfänglich ſchmutziggelb mit ſchwarzem Kopf, ſpäter auf dem Rücken bräunlich-grün oder weißgrau und ſchwarz gemiſcht, auf dem zweiten Leibesring ſteht ein vorn ausgeſchnittener, hinten bläulich-, an den Seiten weißgeſäumter ſammetſchwarzer Fleck, von welchem ein bräunlicher, auf dem ſiebenten bis neunten Leibesring ſich teilender Längsſtreifen über den Rücken zieht. Der Körper iſt mit größeren ſchwarzen und weißen oder blauen und mit kleineren roten behaarten Warzen beſetzt; die Länge der erwachſenen Raupe beträgt 40—50 mm. Die Fraßzeit dauert ungefähr acht Wochen: die Raupe frißt außerordentlich verſchwenderiſch, indem ſie die Nadel in der Mitte oder noch tiefer anbeißt und dann das untere Ende derſelben bis zur Scheide aufzehrt oder an den Laubhölzern die Baſis des Blattes ſamt dem Stiele auswählt. Durch die herabfallenden Nadelſpitzen oder am Grunde abgefreſſenen Laubblätter verrät ſie leicht ihre Gegenwart; bei geringer Anzahl der Raupen ſchreiten die Verheerungen meiſt von den untern Aeſten nach oben fort. Die Verpuppung erfolgt an Baumſtämmen, auch zwiſchen Blättern oder Nadeln, wobei die braunrote, bronzeglänzende Puppe nur mit wenigen Fäden befeſtigt iſt. Nach höchſtens dreiwöchentlicher Puppenruhe entſchlüpft der Schmetterling und der die Dauer eines Jahres beanſpruchende Entwicklungscyklus iſt geſchloſſen.

Die Nonne iſt, wie ſchon erwähnt, nicht gerade ein ſeltener Schmetterling, ſie gehört aber auch nicht zu jenen unbedingt ſchädlichen Inſekten, deren Bekämpfung mit den ſchärfſten Maßregeln, wie dies z. B. bei der Reblaus der Fall iſt, jedes Jahr aufs neue aufgenommen werden muß. Jahre-, ſelbſt jahrzehntelang können Waldbeſtände von Nonnen bewohnt ſein, ohne daß ſich dieſe ungebührlich vermehren, ſo daß gar keine oder höchſtens von Zeit zu Zeit leicht durchführbare Maßregeln zu ihrer Vertilgung ſich notwendig erweiſen und die wenigſten Menſchen ſich um die Nonne kümmern. Manchmal aber tritt ganz plötzlich die Nonnenraupe in großer Maſſe auf und erweiſt ſich dann als ein Waldverderber der ärgſten Sorte, deſſen ſchlimmer Ruf ſich raſch weit über die nächſtbeteiligten Kreiſe hinaus verbreitet. Von unzähligen Raupen iſt der Wald bevölkert, der bald ſeines grünen Gewandes beraubt iſt, Legion iſt die Zahl der Schmetterlinge, die dafür ſorgen, daß im nächſten Jahr die Verheerung noch größere Dimenſionen annimmt, und auf Jahre hinaus leidet der Forſtbetrieb an den ſchweren Wunden, die eine ausgedehnte Nonnenepidemie zu ſchlagen imſtande iſt, welche ſich über mehrere Jahre hinziehen kann, bis es dem Menſchen gelingt, des Ungeziefers Herr zu werden oder bis, was in der Mehrzahl der Fälle gilt, die Natur ſelbſt der Verwüſtung Einhalt thut und das durch die übermäßige Vermehrung der Nonnen geſtörte Gleichgewicht wiederherſtellt.

Es iſt ſchwer, die oft geſtellte Frage zu beantworten, wie ſich das Auftreten derartiger Epidemieen erklären laſſe; für die Erhaltung der Eier und Entwicklung der Raupen günſtige Witterungsverhältniſſe an einem beſtimmten, vielleicht nur kleinen Bezirk ſpielen jedenfalls die Hauptrolle dabei. Für die Weiterverbreitung ſorgt dann der Schmetterling. Wir wiſſen es auch von andern Inſekten, daß häufig, ohne daß wir imſtande wären, einen Grund hierfür aufzufinden, eine ganz plötzliche Vermehrung einer beſtimmten Art ſtattfinden kann, und ein bisher unſchädliches Tier ſich auf einmal in einen Schädling verwandelt; ſo gehört es beiſpielsweiſe nicht zu den Seltenheiten, daß der grüne Schildkäfer, ein im übrigen ganz harmloſes Geſchöpf, auf einmal in Maſſen auftritt und dann die Runkelrübenfelder verwüſtet.

Verwüſtungen durch Nonnenfraß ſtehen in der Forſtgeſchichte aller Jahrhunderte verzeichnet; eine hiſtoriſche Zuſammenſtellung bedeutenderer Epidemien aus der Feder eines Fachmanns (Münchener Neueſte Nachrichten Nr. 363) zählt eine ſtattliche Zahl auf; die älteſte daſelbſt angeführte Nonnenplage datiert aus 1449/50, in welchen Jahren in den Nürnberger Waldungen ſtarker Raupenfraß herrſchte. Weitaus der bedeutendſte Nonnenfraß aber fällt in die Mitte unſeres Jahrhunderts, indem in den Jahren 1845 bis 1868 ruſſiſche, polniſche, maſuriſche, litauiſche und oſtpreußiſche Nadelwälder in wahrhaft entſetzlicher, alle früheren derartigen Erfahrungen weit hinter ſich laſſender Art und Weiſe von der Nonne heimgeſucht wurden. Wir können uns nicht verſagen, an der Hand des von Willkomm gegebenen Berichtes einige Einzelheiten dieſer Kataſtrophe hervorzuheben. Nachdem ſchon 1851 und 1852 die ſüdliche Grenze des Regierungsbezirks Königsberg von den Schmetterlingen überſchritten war, erfolgte in der Nacht vom 29. auf 30. Juli 1853 die Invaſion im Regierungsbezirk Gumbinnen und bedeckte daſelbſt ſofort einen Flächenraum von etwa 60 Quadratmeilen. Ein Teil der Nonnenſchmetterlinge wurde damals vom Wind in das Meer getrieben, ſo daß an den Ufern auf eine Länge von 10 Meilen, ſieben Fuß breit und einen halben Fuß hoch die Schmetterlinge durch die Wellen angetrieben und von den Strandbewohnern als Dungmittel verwendet wurden. Es blieben ihrer aber noch genug, um die Wälder wie mit einem dichten Schneegeſtöber zu erfüllen. Im Rothehuder Revier, auf welches ſich Willkomms Bericht ſpeziell bezieht, wurden vom 8. Auguſt 1853 bis 8. Mai des folgenden Jahres 300 Pfund Eier geſammelt, was einer Zahl von 150 Millionen Eier entſprach; außerdem wurden in der Flugzeit ca. 1500000 weibliche Falter vernichtet. Trotzdem waren ſicher kaum die Hälfte der Eier vernichtet, da dieſelben den bisherigen Erfahrungen entgegen bis in die höchſten Wipfel abgelegt waren. So kam 1854 ein gewaltiger Raupenfraß zuſtande und im Juli und Auguſt des gleichen Jahres waren die Beſtände noch maſſenhafter von Schmetterlingen bedeckt als das Jahr zuvor. In dieſem Jahr wurden die Eier nicht nur an Bäume, ſondern auch an Kräuter aller Art, ſelbſt an die Giebel der Häuſer und Bretterzäune gelegt und während man im Jahr vorher 5 Silbergroſchen für ein Lot geſammelter Eier hatte zahlen müſſen, erboten ſich 1854 die Leute, das gleiche Quantum für 4 Pfennig zu liefern. Trotz aller Gegenmaßregeln war eine Verminderung der Plage nicht zu ſpüren und im Jahr 1855 erreichte die Verwüſtung ihren Gipfelpunkt, indem faſt das geſamte Revier durch einen Raupenfraß von unerhörter Ausdehnung der endgültigen Vernichtung entgegengeführt wurde. Von den kahlen Bäumen rieſelten ununterbrochen wie ein ſtarker Regen die Exkremente nieder und bedeckten an manchen Stellen 6 Zoll hoch den Boden. Bis Ende Juli des genannten Jahres waren die meiſten Fichten des ganzen Revieres kahl, auf einer Fläche von 16354 Morgen bereits getötet, auf einer 5841 Morgen haltenden Fläche ſo gut wie tot und nur 4932 Morgen blieben ziemlich verſchont. Die bis zum September trocken gewordene Holzmaſſe wurde in dieſem Revier auf 264240 Maſſenklafter oder auf 16 Klafter für den Morgen geſchätzt. Im ganzen wurden damals während dieſer viele Jahre dauernden Epidemie verwüſtet in Rußland 6400, in Oſtpreußen 600, im ganzen 7000 geographiſche Quadratmeilen und die Maſſe des der Nonne und dem zum Teil auf ſie gefolgten Borkenkäfer zum Opfer gefallenen Holzes wird auf mindeſtens 55 Millionen preußiſche Klafter oder 184 Millionen Ster Holz geſchätzt.

Bei der Möglichkeit einer derartigen Schädigung einer bedeutenden Einnahmsquelle des Landes durch ein einziges Inſekt kann es nicht wunder nehmen, daß alle mit den einſchlägigen Verhältniſſen vertrauten Kreiſe von ernſter Beſorgnis erfüllt wurden, als in dieſem Frühjahr die erſten Nachrichten von einem bedeutenden Auftreten der Nonnenraupe in der Nähe Münchens verlauteten. Auf welche Weiſe die prächtigen Forſte in der Nähe Münchens infiziert wurden, iſt nicht ſicher feſtgeſtellt. Nach einer in der Tagespreſſe zum Ausdruck gekommenen Anſicht (Münchener Neueſte Nachrichten Nr. 308) iſt die Infektion von den nördlich von München gelegenen Föhrenwaldungen in der Umgebung Schleißheims aus erfolgt, wo ſich die Nonne konſtant findet, ohne je beſondere Verheerungen anzurichten. Im Jahr 1889 nun zeigte ſich die Nonne zur größten Ueberraſchung plötzlich auch in den 3—4 Stunden öſtlich und ſüdlich von München gelegenen großen Fichtenwaldungen des Ebersberger Forſtes und der Bezirke Forſtenried, Perlach, Grünwald, Sauerloch, Hofolding u. ſ. w. Man erinnerte ſich hierbei, daß unter den zahlreichen Schmetterlingen, welche das weithinſtrahlende Licht des auf dem Kunſtgewerbe-Ausſtellungsgebäude von 1888 angebrachten Marinereflektors anzog, ſich auch in Menge Nonnen befunden hatten und zwar nicht in einzelnen Exemplaren, ſondern in großen wolkenartigen Schwärmen. So iſt es allerdings nicht unwahrſcheinlich, daß ſolche Schwärme durch die aus Weſten und Nordweſten herrſchende Windſtrömung in die öſtlich und ſüdlich von München gelegenen Waldungen getragen worden ſind. Die Infektion kann aber auch von anderer Seite her erfolgt ſein, ohne daß ſie direkt beobachtet wurde; ſie fand jedenfalls nicht in einem ſo ausgedehnten Maße und einer ſo in die Augen fallenden Art und Weiſe ſtatt, wie dies oben von der Invaſion im Rothehuder Forſt im Jahre 1853 beſchrieben wurde. Selbſtverſtändlich hat man auch nicht gezögert, gegen die Forſtverwaltung ſcharfe Anklage zu erheben, ja womöglich die neue bayeriſche Forſtorganiſation für das Auftreten der Nonne verantwortlich zu machen. Mag es immerhin ſein, daß hie und da das erſte Auftreten des Schmetterlings nicht ſorgfältig genug beobachtet worden iſt, hätte auch vielleicht beſonders in jenen Forſten, in welchen in dieſem Frühjahr die Raupen die ärgſten Verheerungen anrichteten, im vergangenen Jahr die Vertilgung der jedenfalls in auffallend großer Zahl vorhanden geweſenen Schmetterlinge und Eier noch eifriger betrieben werden können — es bleibt trotzdem eine ſchwere Ungerechtigkeit, in der Art und Weiſe, wie es in der Preſſe teilweiſe geſchehen, die Forſtbehörde für ein Naturereignis, für eine Kalamität zur Rechenſchaft ziehen zu wollen, für deren Auftreten wir die Gründe gar nicht kennen, und deren völlig ſiegreiche, ohne jeden Schaden durchzuführende Bekämpfung überhaupt kaum in der Macht des Menſchen liegt.

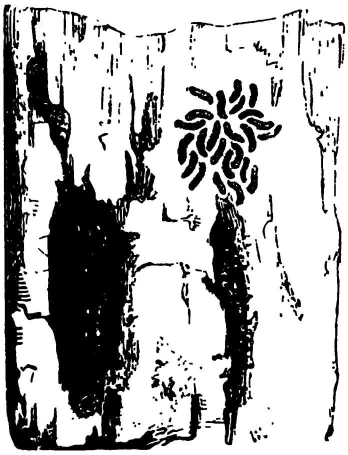
Es läßt ſich bis jetzt kaum ein annähernd richtiges Bild entwerfen, wie groß der durch die Nonne bereits angerichtete Schaden in den bayeriſchen Forſten iſt, da noch keine öffentliche Zuſammenſtellung hierüber vorliegt, vielfach auch noch nicht entſchieden iſt, ob befallene Strecken ſo ſtark geſchädigt ſind, daß ſie zum Abtrieb kommen müſſen oder ſich wieder erholen. Am ſchwerſten befallen iſt der Ebersberger Park, wo in Kürze 3000 Hektar dem Untergang entgegengeführt wurden. Um der Verwüſtung möglichſt Einhalt zu thun, wurde hier das ſofortige Fällen von etwa 800000 Ster Holz angeordnet; auch in zahlreichen anderen Forſtbezirken in der Nähe Münchens wurde bedeutender Nonnenfraß bemerkt und bald folgten auch aus anderen Gegenden Bayerns ähnliche Hiobspoſten, ſo aus Niederbayern, Schwaben und Neuburg, Mittelfranken, und vielfach wurde auch hier der Abtrieb größerer oder kleinerer Strecken nötig. Unterdeſſen iſt nun der Schmetterling ausgeſchlüpft und tagtäglich bringen die Tagesblätter Notizen von dem plötzlichen Auftreten ganzer Wolken von Nonnen an dem oder jenem Orte, ſo daß man ſich nicht verhehlen kann, der diesjährige, immerhin noch lokaliſierte, wenn auch ſchon jedenfalls ſehr bedeutende Schaden möge nur das Vorſpiel einer weit größeren Verheerung im Lauf der nächſten Jahre ſein, falls es nicht der ſtrengſten Aufmerkſamkeit von ſeiten der Forſtverwaltung, unterſtützt von einem hilfreichen Eingreifen der Natur ſelbſt gelingt, des kleinen übermächtigen Gegners Herr zu werden.

Daß hierbei alles geſchehen wird, was in menſchlicher Macht ſteht, dafür bürgt die Energie und Rührigkeit, mit welcher in dieſem Jahr der Krieg gegen die Nonne begonnen wurde. Die Maßregeln, welche gegen die Nonne zu ergreifen ſind, reduzieren ſich auf Vernichtungsmaßregeln; Vorbeugungsmaßregeln gegen eine Infektion können nicht getroffen werden, ſondern es bleibt nichts übrig, als den Schmetterling in allen ſeinen Entwicklungsſtadien, die Eier, Raupen, Puppen und ausgebildete Schmetterlinge, in größtmöglichſter Anzahl zu vernichten. Zum Einſammeln der Eier hat man volle 8 Monate Zeit; die Raupen werden am zweckmäßigſten geſammelt und getötet, während ſie, wie erwähnt, in kleinen Häufchen, den ſogenannten „Spiegeln“ zuſammenſitzen, nach welcher Bezeichnung die Vernichtungsarbeit zu dieſer Zeit „Spiegeln“ genannt wird. Sind die Raupen größer, ſo iſt ihre Vernichtung ſchwieriger, da ſie einzeln abgeleſen werden müſſen. Um ſie von höheren Aeſten herabzubekommen, werden die Bäume „angeprällt“, die Puppen können nur durch Abſammeln gewonnen werden. Iſt die Flugzeit der Schmetterlinge angebrochen, ſo gilt es, dieſelben mit allen Mitteln zu fangen; das ruhige Sitzenbleiben der Schmetterlinge, beſonders der Weibchen, an den Stämmen erleichtert den Fang, zu dem auch Kinder verwendet werden können, bedeutend, außerdem empfiehlt ſich die Anlockung durch Lichtquellen. Dieſe Mittel werden aber nur dann von Erfolg begleitet ſein, wenn es ſich um ein relativ geringfügiges Auftreten des Schädlings handelt. Wird ein Wald von einem plötzlich einfallenden Schwarm Nonnen infiziert, die daſelbſt die Eier ablegen, ſo wird das Abſammeln der Eier und das Spiegeln ſchon deswegen von keinem durchſchlagenden Erfolg ſein können, weil die Bäume bis in die Gipfel hinauf von Eiern und Raupen beſetzt ſind, deren völlige Ableſe ein Ding der Unmöglichkeit iſt. Selbſt wenn derartige Vertilgungsmaßregeln in größerem Maßſtab, mit Aufbietung zahlreicher Arbeitskräfte ausgeführt werden, wie dies bei der geſchilderten Kataſtrophe in Oſtpreußen der Fall war, ſo iſt dies trotz der Unmaſſe der vernichteten Schädlinge nicht genügend zu ihrer völligen Vertilgung und es müſſen Radikalmaßregeln ergriffen werden. Als eine ſolche Maßregel erſcheint in erſter Linie der gänzlich kahle Abtrieb aller in hohem Grad befallenen Beſtände während der Fraßzeit oder zu Ende derſelben während der Puppenruhe. Indem hierbei noch vor der Schwärmzeit des Schmetterlings Zweige und Rinden der geworfenen Bäume und mit ihnen Raupen und Puppen durch Verbrennen an Ort und Stelle vernichtet werden, iſt hiermit die beſte Garantie gegen Weiterverbreitung der Seuche gegeben. Auch das Unterholz und die Bodendecke werden in dieſen Fällen mit Feuer vernichtet. Ob es nötig iſt, einen kahlgefreſſenen Beſtand am Ende einer Epidemie nach der Flugzeit noch zu ſchlagen, darüber ſind die Anſichten geteilt. Da die Nonne erfahrungsgemäß ihre Eier nicht in ſchon vernichtete Beſtände ablegt, ſo hat ein Abtrieb ſolcher Waldparzellen mit der Nonnenvertilgung nichts mehr zu thun, und man könnte abwarten, ob die kahlgefreſſenen Beſtände ſich nicht doch noch erholen; allein hiergegen ſpricht die Sorge, daß in den abgeſtorbenen Waldungen der Borkenkäfer ſich einniſtet, ein weiterer höchſt gefährlicher Feind unſerer Kulturen.

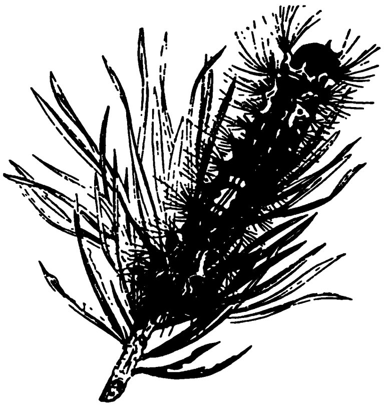
Wie ſchon erwähnt, hat die bayeriſche Forſtverwaltung in den am meiſten von den Nonnen verwüſteten Forſten den kahlen Abtrieb großer Strecken angeordnet, welcher noch während der Fraßzeit thunlichſt beſchleunigt wurde; auf Jahre hinaus werden große Flächen kahl liegen, wo herrlicher Wald grünte. Mit großer Energie wird aber auch dem ausgeſchlüpften Schmetterling zu Leibe gegangen. Alle die hierbei angewandten Methoden laufen darauf hinaus, durch ſtarke Lichtquellen die Schmetterlinge anzulocken und entweder durch die Flammen ſelbſt oder in anderer Weiſe hierbei zu vernichten. Als Lichtquellen werden elektriſches Licht, offene Feuer und von Herrn Gautſch in München erfundene Zinkfackeln („Nonnenfackeln“) angewandt, welch letztere ſich ſehr brauchbar erwieſen. Von beſonderem Intereſſe aber iſt die Verbindung eines Marinereflektors mit einem gewaltigen Exhauſtor, der im Forſtenrieder Park zur Vertilgung der Nonnen in Thätigkeit geſetzt wurde. Die Vorrichtung beſteht in einem von einem Gerüſt umgebenen 32 m hohen und 70 cm im Durchmeſſer haltenden Rohr, welches oben eine 1 m 30 cm weite Oeffnung hat, in welcher der der Feſtung Ingolſtadt gehörende, von der K. Kriegsverwaltung zur Verfügung geſtellte Marinereflektor angebracht iſt. Am Erdboden befindet ſich die entgegengeſetzte Oeffnung des Trichters; von zwei Lokomobilen bedient das eine den Reflektor, das andere beſorgt die Ventilation des Exhauſtors. Der erzeugte Luftſtrom, der auf einige Meter Entfernung in die obere Trichteröffnung hineinziehend wirkt, ſchleudert die hereingezogenen Tiere mit reißender Geſchwindigkeit durch das Rohr hindurch in eine am unteren Ende befindliche verdeckte Grube. Da der Reflektor immer nur eine begrenzte Lichtgarbe ausſtrahlt, ſo hatten einige auf dem Gerüſt aufgeſtellte Bogenlampen die Aufgabe, die Schmetterlinge von allen Seiten anzulocken. Wenn auch bei dieſer Vernichtungsmethode die Erwartungen nicht völlig erfüllt wurden und man ſich überzeugen mußte, daß eine Maſſenvernichtung dieſer Milliarden von Schmetterlingen, die durch das Licht aus dem Dunkel des Waldes hervorgelockt wurden, mit menſchlichem Können nicht zu erreichen ſei, ſo ließ ſich doch die Vernichtungsarbeit einer günſtigen Nacht auf 100000 bis 200000 Stück veranſchlagen. Für den Zoologen von Intereſſe iſt die dem Bericht über die Thätigkeit des Exhauſtors beigefügte Notiz (Münchener Neueſte Nachrichten Nr. 340), daß nicht, wie man bisher annahm, vorwiegend die Männchen der Lichtquelle nachgehen, ſondern daß die Mehrzahl der zum Licht ſchwärmenden Schmetterlinge aus Weibchen beſtand, welche alſo in der Nacht nicht ſo ruhig ſitzen bleiben, wie man vermutete.

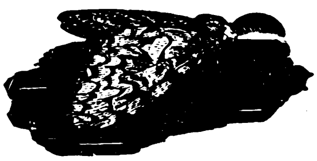
Die Schwärmzeit der Nonne iſt jetzt vorbei; der diesjährige Raupenfraß liegt abgeſchloſſen hinter uns, aber zu Milliarden ruhen ſicher die Eier der Nonne als Keime künftiger Verwüſtung in unſeren Wäldern. Da gilt es, ſchon jetzt den neuen Kampf vorzubereiten und in ausführlicher Weiſe ſind ſchon alle Maßregeln angeordnet, die dem Walde zum Schutze dienen ſollen. Nachdem die verſchiedenen Kreisregierungen und ihre untergeordneten Organe in Erlaſſen und Warnungen auf die Gefährlichkeit der Nonne im allgemeinen aufmerkſam gemacht, hat die Forſtabteilung des bayeriſchen Miniſteriums ſpezielle Weiſungen an ihre Untergebenen hinausgegeben. Für die Campagne des nächſten Jahres wird darin beſtimmt, daß zunächſt im diesjährigen Herbſt ohne Verzug an das Abſuchen der Eier gegangen werden ſoll, wodurch zugleich feſtgeſtellt wird, welche Beſtände im nächſten Jahr beſonders gefährdet ſind und auf welche daher beſonders Bedacht genommen werden muß. Hierbei wäre nach dem angegebenen Erlaß beſonders zu erwägen, ob ſolche Beſtände, in denen völliger baldiger Kahlfraß zu erwarten iſt, nicht etwa ſtehen bleiben ſollen, damit ſich die Raupen gegenſeitig aushungern, ehe ſie zur Entwicklung gelangen; Beſtände, die vorausſichtlich dem

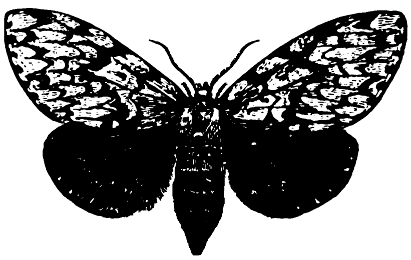
Kahlfraß anheimfallen, in welchen ſich aber die Raupen doch völlig entwickeln, ſollen ſpäteſtens im Juni 1891 zum Abtrieb gelangen, wenn nicht vorher Naturereigniſſe die Raupen vernichten. In allen weniger bedrohten Beſtänden ſollen die Stämme zu Mitte April nächſten Jahres mit 3 cm breiten und 4 mm dicken Ringen beſten Raupenleimes umgeben werden, um den durch Wind und Regen herabgeſchleuderten Raupen den Weg zur Baumkrone zu verlegen. Auch mit Tiefleimen und Hochleimen ſollen Verſuche gemacht werden; unbefallene Beſtände ſind von ſchwer befallenen, beſonders von ausgeſprochenen Fraßherden zu iſolieren entweder durch gänzlichen Kahlhieb oder Aushieb eines Streifens oder durch Anlage von Schutzzonen mittels Leimen der Stämme an den betreffenden Gürteln oder durch Anlage von Raupengräben von etwa 30 cm Breite mit ſcharf abgeſtochenen Rändern. Selbſtverſtändlich muß außer dieſen außerordentlichen Maßregeln auch das Sammeln der Eier, das „Spiegeln", das Vernichten der erwachſenen Raupen, Puppen und Schmetterlinge eifrig fortgeſetzt werden; hierzu können auch leicht Kinder verwendet werden, zu welchem Zweck rechtzeitig mit den Diſtriktsſchulinſpektionen in Verbindung zu treten iſt. Daneben iſt ſtets ſorgfältigſt acht zu geben auf andere Forſtſchädlinge, beſonders auf den Borkenkäfer, zu deſſen Fang von Mitte März nächſten Jahres an in allen über 50 Jahre alten Beſtänden, in denen die Nonne heuer ſchädigend aufgetreten, mindeſtens 10 Fangbäume auf 1 Hektar zu werfen ſind. Zugleich ſind alle Beobachtungen über Vermehrung der natürlichen Feinde des Nonnenſchmetterlings zu notieren.

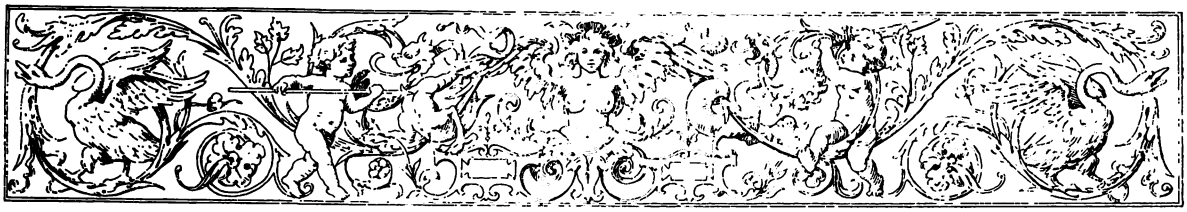

Puppe, Eier und kleine Raupen.

So wartet des geſamten Forſtperſonals angeſtrengte Thätigkeit; glücklicherweiſe aber darf der Forſtmann in ſeinem Kampf gegen die Nonne auf wirkſame Bundesgenoſſen in der Natur ſelbſt rechnen, von denen, wie ſchon öfters angedeutet, die meiſte, vielleicht einzige Hilfe zu erwarten iſt. Eine Eigentümlichkeit der Nonnenraupen ſelbſt führt ſie maſſenhaft zum Verderben. Man hat nämlich beobachtet, daß ſie, wenn ein Baum kahl gefreſſen iſt, nicht weiterwandern, ſondern ſich, ſelbſt wenn ſie noch nicht erwachſen ſind, herabfallen laſſen und dann zu Grunde gehen; ſo kommt es, daß in den meiſtbefallenen Beſtänden, wie auch dieſes Jahr, ſich Tauſende von Raupen gegenſeitig aushungern. Außerdem aber trägt eine ganze Schar verſchiedener Tiere zu ihrer Vernichtung bei. Inſektenfreſſende Vögel, räuberiſche Laufkäfer und ihre Larven, biſſige Ameiſen ſtehen als treue Bundesgenoſſen des Forſtmanns in fortwährendem Krieg mit allen kleinen Feinden des Waldes; einer plötzlichen Invaſion der Nonne gegenüber aber ſind ſie, wenigſtens im erſten Jahr, allerdings machtlos und vermögen unter der Unzahl der Gegner nur einen kaum bemerkbaren Schaden anzurichten. Aber der Wald hat noch andere treue Freunde, die im grünen Revier energiſche Forſtpolizei üben; es ſind vor allen die Schlupfweſpen, die unter den ſchädlichen Raupen enorme Verwüſtungen anzurichten imſtande ſind. Wohl jeder der Leſer hat die eine oder andere der meiſt zierlichen, oft aber auch ſtattlichen, faſt ſtets graziöſen Arten ſchon geſehen, die ſich durch den meiſt weit hervorragenden Legebohrer charakteriſieren. Suchend eilen ſie von Baum zu Baum, von Blatt zu Blatt, von Nadel zu Nadel, bis ſie die unglückliche Raupe gefunden haben, die ihrer Brut zur Nahrung dienen ſoll; flugs ſenkt ſich der Legeſtachel in den weichen Körper und verleibt ihm als todbringendes Geſchenk eine Anzahl Eier ein. Bald entſchlüpfen dieſen die kleinen Larven, die nun ihren Gaſtfreund wider Willen bei lebendigem Leibe aufzehren. Indem ſie zuerſt, ohne wichtige Organe der Raupe zu zerſtören, nur von dem Fettkörper derſelben leben, wächſt die Raupe ſelbſt ruhig weiter und ermöglicht ſo die Heranbildung der Schmarotzerlarven, die mit dem vorzeitigen Tod der Raupe ebenfalls zu Grunde gehen würden. Allmählich werden aber alle Organe der Raupe zerſtört und mit ihrer Vernichtung iſt zugleich das Ende des Wachstums der Schmarotzer erreicht; entweder verpuppen ſie ſich im Innern des leeren Raupenbalges, der dann nach dem Ausſchlüpfen ſeiner Schmarotzer wie ein Sieb durchlöchert erſcheint, oder ſie verlaſſen vor der Verwandlung den Raupenkörper und verpuppen ſich auf deſſen Oberfläche in ihre winzigen Cocons, die dann den trockenen Balg der vernichteten Raupe als ein äußeres Zeichen der Macht des Kleinen wie eine Hülle umgeben. Je nach der Größe des Schmarotzers bergen die Raupen nur wenige oder auch viele, oft 40 und mehr Schmarotzerlarven in ihrem Innern; ihre raſche Vermehrung läßt die Schlupfweſpen bei einem bedeutenden Raupenfraß raſch eine gewaltige Zahl erreichen. Mit den Schlupfweſpen verbinden ſich die ſchmarotzenden Raupenfliegen, die Tachinen, deren Larven ebenfalls im Innern der Schmetterlingsraupen leben und dieſe vernichten; zur Verwandlung verlaſſen ſie ihren Wirt und verpuppen ſich in einem braunen Tönnchen. Als ein noch furchtbarerer Gegner ſchädlicher Raupen aber erſcheinen Schmarotzerpilze; die mikroſkopiſchen Keime dringen in den Körper ein, und bald iſt die ganze Raupe von einem Pilzgewebe durchzogen und getötet. Die rapide Vermehrung der unzählige Sporen produzierenden Pilze kann es ermöglichen, eine weit ausgedehnte, gefahrdrohende Raupenepidemie zum Stillſtand zu bringen und unſchädlich zu machen. Erinnern wir noch an auf Bakterien zurückzuführende Krankheiten der Raupen, unter denen eine Art Durchfall die häufigſte Erſcheinung iſt, ſo ſehen wir, daß die Natur ſelbſt über eine ſtattliche Anzahl von Gegenmitteln zur Bekämpfung ausgedehnter Raupenepidemien verfügt.


Ausgewachſene Raupe.


Sitzendes Männchen.


Fliegendes Weibchen, natürl. Größe.



Martha.

Roman von **Rudolf Lindau.**

(Fortſetzung.)

Im Kurgarten herrſchte dasſelbe Leben wie am vorhergehenden Tage. — Dolores und Martha fehlten; dafür bemerkte Nielßen einige andere hübſche Geſichter, die ihm geſtern nicht aufgefallen waren. — Oswald Melchior zeigte ſich nach einiger Zeit; auch Dimitri Sanin, letzterer in Geſellſchaft der drei Damen Woyersky.

„Wer iſt das reizende Weſen, mit dem Herr Sanin geht?“ fragte Nielßen.

„Sophie Woyersky!“

„Ich meine die mit dem Goldzopf.“

„Daß du nicht von ihrer Schweſter ſprichſt, kann ich mir lebhaft vorſtellen.“

„Kennſt du die Leute?“

„Ganz gut. Es ſind auch Bekannte von Holms und Wichers. Sie wohnen ſeit einiger Zeit in Wiesbaden und haben gute Beziehungen hier und in Frankfurt.“ Und darauf erzählte er, was er von der Familie Woyersky wußte.

Frau Woyersky und ihre Geſellſchaft kamen Nielßen und Decker in der breiten Allee vor dem Kurhauſe, wo ſie langſam auf und ab gingen, entgegen.

„Stelle mich vor,“ ſagte Nielßen, als ſich die beiden Geſellſchaften kreuzten. Decker blickte ſeinen Freund etwas verwundert an, that aber, wie dieſer ihn gebeten hatte. Darauf ſtanden die ſechs Perſonen eine Minute ſtill und gingen ſodann, nachdem die Vorſtellung und Begrüßung ſtattgefunden hatte, zuſammen weiter. Von Zeit zu Zeit zwang ſie das Gewühl vor dem Kurhauſe, die breite Reihe, in der ſie wandelten, zu brechen. Dann ſchritten Frau Woyersky und Nielßen voran, und es folgten ihnen Katharina mit Sanin und Sophie mit Decker. Letzterer gab ſich keine Mühe, ſeine hübſche Nachbarin zu unterhalten; ausnahmsweiſe hatte er ſich nicht in ſie verliebt, und er wußte, daß es nicht leicht ſei, eine Unterhaltung mit ihr zu führen. Sanin dagegen, der Lehren Wichers' eingedenk, war eifrig bemüht, Katharina zu gefallen, was ihm dem Anſchein nach auch gelang, denn die ſchwarzen Augen des häßlichen Mädchens leuchteten freundlicher als gewöhnlich. Frau Woyersky hatte im allgemeinen eine ſtarke Abneigung gegen junge Leute: „C'est donc toujours la même chose.“ pflegte ſie zu ſagen. „Alle, einer wie der andere, haben ſie es auf Sophies Geldſäcke abgeſehen“ — aber der dreiunddreißigjährige Nielßen, der älter ausſah als er war, mit ſeinem ernſten Geſichte und ſeinem zurückhaltenden ruhigen Weſen, ſah dem ſtereotypen „jungen Mann“, wie Sanin einer war, nicht ähnlich, und ſeine Unterhaltung gefiel Frau Woyersky ganz gut; ſie behandelte ihn deshalb auch leutſeliger, als es ihre Gewohnheit war. — Als alle ſechs einmal wieder nebeneinander gingen, ſagte Katharina:

„Mutter! Dimitri Maximowitſch erzählt mir von einer Landpartie, die geſtern bei den Holms verabredet worden iſt, und ſchlägt vor, wir ſollten doch auch eine Spazierfahrt machen. Was meinſt du dazu?“

„Ich habe nichts dagegen,“ ſagte die Alte gleichgültig. — Es war eine Frau, der in der That das meiſte wahrhaft gleichgültig war.

„Kennen Sie den Ort, wo Herr Melchior mit uns frühſtücken wollte?“ fragte Nielßen, ſich an Sanin wendend.

„Ich werde ihn ſogleich fragen,“ antwortete Sanin. „Ich habe ihn ſoeben geſehen.“ Er entfernte ſich und kam nach wenigen Minuten zurück; aber die Gruppe hatte ſich jetzt wieder getrennt, und er geſellte ſich zu Katharina.

„Un pic-nic champêtre!“ rief er. „Wäre das nicht reizend? Ueberreden Sie doch Ihre Frau Mutter, daran teilzunehmen.“

„Das werde ich beſorgen,“ antwortete Katharina, ihrer Sache ganz ſicher.

Die Geſellſchaft ging noch längere Zeit im Kurgarten auf und nieder, dann begab ſie ſich zu der Villa, die Frau Woyersky bewohnte, und die in der Nähe der Eiſenbahn gelegen war. Dort verabſchiedeten ſich die Herren von den drei Damen. Nielßen hatte kein Wort mit den beiden jungen Mädchen gewechſelt, aber er hatte Sophie oftmals aufmerkſam beobachtet, und dies war weder Decker noch Katharina entgangen. — Er ſchien ermüdet.

„Wollen wir nochmals nach dem Kurgarten zurückkehren?“ fragte er, als Decker und Sanin den Rückweg dorthin einſchlugen. „Für meinen Geſchmack habe ich heute genug Muſik gehört und auch genug bunte Kleider geſehen.“

„Ich glaubte, wir wollten im Kurhauſe zu Mittag eſſen,“ meinte Decker.

„Komm lieber nach Frankfurt zurück; dort iſt es ruhiger.“

„Wie du willſt,“ ſagte der gutmütige Decker.

Darauf trennten ſich die beiden von dem eleganten Dimitri Sanin, der, mit ſeinem Stöckchen fuchtelnd, leichten Schritts davonging.

Als Nielßen und Decker im Eiſenbahnwagen ſaßen, drückte Nielßen ſich in eine Ecke und ſagte: „Ich fühle mich gerade ſo abgeſpannt, als ob ich auf einer Bilderausſtellung geweſen wäre. Ich bin nicht mehr daran gewöhnt, viel Menſchen zu ſehen.“

Er ſteckte ſich eine Zigarre an, Decker that ein Gleiches, und die beiden ſaßen ſich längere Zeit ſtumm gegenüber, ein jeder ſeinen eigenen Gedanken nachhängend. In der Nähe von Frankfurt ſagte Nielßen: „Ich werde dich morgen um fünf Uhr abholen.“

„Warum ſo ſpät?“

„Nun, morgen früh ſoll ich mich von Herrn Oswald Melchior kutſchieren laſſen. Ich verſpreche mir nicht viel Vergnügen davon, aber ich habe nun einmal zugeſagt.“

„Du wirſt dich ganz gut amüſieren, dafür wird ſchon Frau Dolores ſorgen -- und vielleicht auch Martha.“

Nielßen antwortete nicht.

Sechſtes Kapitel.

In tiefe Gedanken verſunken ſchritt Nielßen vom Ruſſiſchen Hof der Villa Holm zu.

Während der letzten fünf Jahre hatten Frauen nur einen kleinen Raum in ſeinem Leben eingenommen. Keines der hübſchen braunen und gelben Mädchen, die er in Aſien kennen gelernt, hatte ſein Herz auch nur im geringſten bewegt; von den Europäerinnen, die er daſelbſt angetroffen, und ſpäter von den Amerikanerinnen hatte er ſich gefliſſentlich fern gehalten. -- Der Kultus, den man in den fremden Niederlaſſungen des fernen Oſtens mit den „weißen“ Frauen trieb -- im Gegenſatz zu den eingeborenen farbigen Frauen -- behagte ihm nicht. Jene waren ihm als Typus unberechtigter Anmaßung erſchienen. In Amerika verhielt es ſich nicht viel anders als in Japan und China. Auch dort herrſchte die Frau als Königin. Der in deutſchen Verhältniſſen aufgewachſene Gottfried Nielßen fand dies nicht richtig. Minnedienſt erſchien ihm gut und ſchön — aber bis zu einem gewiſſen Grade und ausſchließlich unter der Bedingung, daß der ſüße Dienſt der „geliebten“ Frau geleiſtet würde. Mit dem Herabwürdigen des Mannes zum Diener einer jeden beliebigen Frau war er ebenſowenig einverſtanden, wie Martha damit, daß ſie für die „niedere Magd“ gelten ſollte. „Wir ſind kein Bienenvolk,“ ſagte er. -- Die große Schönheit einiger Amerikanerinnen, mit denen er zuſammengetroffen war, hatte ihn nicht unbewegt gelaſſen; aber diejenigen unter ihnen, die er etwas näher kennen gelernt, hatten nicht gehalten, was er ſich von ihnen verſprochen haben mochte. Aeltere fremde Bewohner des Landes verſicherten ihn damals, er könne unter den amerikaniſchen Frauen ungewöhnlich vollendete, liebenswürdige Weſen finden: ſchöne, kluge, einfache, gute Frauen. Er antwortete darauf: er müſſe das aufs Wort glauben, er thäte es; aber er ſtelle feſt, daß er perſönlich zu ſeinem Bedauern immer nur mit oberflächlichen hübſchen Dingern zu thun gehabt hätte, deren erſte Sorge Putz und Schein geweſen ſei. -— Und ſo war es gekommen, daß Nielßen ſein Herz in ziemlich derſelben Verfaſſung wieder nach Deutſchland zurückgebracht, wie er es vor fünf Jahren mitgenommen hatte. -- Nicht ganz ſo: der Gedanke an Martha hatte dasſelbe monatelang gefüllt und ihm das Leben verbittert; aber er hatte ſich daran gewöhnen müſſen, mit ſeinem Kummer zu leben, und er hatte ſich auch daran gewöhnt: ſchneller und leichter ſogar, als ihm dies zuerſt möglich erſchienen war. Dann hatte es eine Zeit gegeben, da Marthas Bild beinahe gänzlich aus ſeinen Gedanken verſchwunden war. Wenn er jedoch damals an ſie gedacht hatte, ſo war es immer noch mit großer Bitterkeit geſchehen. „Ich hätte ſie glücklich gemacht und ich wäre glücklich geweſen,“ ſagte er ſich ſodann; „ſie hat mein Leben verdorben, ſie hat mir mein Glück genommen.“ — Aber er mußte ſich gewiſſermaßen künſtlich in ſolche Stimmung verſetzen, indem er Marthas Bild „heraufbeſchwor“. -- Sonſt lag es ſtill und ohne ihn zu kümmern in ſeiner Vergangenheit. — Während der Rückreiſe nach Europa hatte er jedoch wieder viel an ſeine einzige Liebe gedacht, und als er Martha im Kurgarten wiedergeſehen, war er tief bewegt geweſen. Aber damit ſchien er einen Höhepunkt in ſeinem Gefühlsleben überſchritten zu haben, denn ſeitdem war er ruhig geworden, ſo ruhig, daß es ihn überraſchte, ja gewiſſermaßen quälte. — Martha war ſo ſchön wie immer, ſie zeigte ſich ihm gegenüber liebenswürdiger, ſanfter, weiblicher als zuvor. Wie kam es, daß der Gedanke an ſie, daß ihre Gegenwart ihn nicht mehr beunruhigten wie früher? Er fand darauf keine Antwort und ſchritt ſinnend weiter. — Da hörte er Peitſchenknallen hinter ſich und wandte ſich um. — Melchior kam angefahren. Der hatte heute ſeinen guten Tag: ſein etwas verlebtes Geſicht ſah friſch und jung aus. Er war tadellos angezogen, trug einen kleinen Blumenſtrauß im Knopfloch und hielt die Leinen mit der Sicherheit und dem ruhigen Anſtand des engliſchen Gentleman-drivers.

„Guten Morgen, Herr Doktor! Wollen Sie aufſpringen?“ rief er im Vorbeifahren, gleichzeitig die Gangart der Pferde mäßigend.

„Beſten Dank! Ich mache die wenigen Schritte noch zu Fuß!“ gab Nielßen zurück. — „Der Mann gefällt mir ganz gut,“ ſagte er vor ſich hin. Und es war ihm doch keineswegs entgangen, daß Melchior ſich um Marthas Gunſt bewarb.

Nach wenigen Minuten ſtand Nielßen neben Melchiors Wagen vor der Villa Holm. — In demſelben Augenblick wurde dort ein Fenſter geöffnet, und Frau Dolores zeigte ſich an demſelben.

„Guten Morgen, meine Herren! Das nenne ich pünktlich; aber wir ſind es auch, wie Sie ſehen.“

Sie wandte ſich um und man hörte ſie „Martha“ rufen. Gleich darauf entfernte ſie ſich vom Fenſter und eine Minute ſpäter traten Dolores und Martha aus der Thür des Hauſes. Dolores ſchritt ſchnell und freudig voran, reichte Nielßen die Hand und begrüßte den ſich tief verbeugenden Melchior durch ein freundliches Nicken. Martha folgte gemeſſenen Schrittes und ernſten Angeſichts.

„Du ſetzt dich zu Herrn Melchior,“ ordnete Dolores an; „ich würde dort oben ſchwindlig werden; Herr Nielßen muß ſich mit mir begnügen.“

Sie ſaß bereits im Wagen, während Nielßen noch Martha behilflich war, auf dem hohen Kutſcherſitz neben Melchior den ihr angewieſenen Platz einzunehmen.

Melchior wandte ſich um. Dolores und Nielßen ſaßen ſich gegenüber im Wagen; Martha, neben ihm, war damit beſchäftigt, einen langen ſchwediſchen Handſchuh zuzuknöpfen. -— Er verſammelte die Gäule, machte dem Stallknecht, der ſich an den Köpfen der Vorderpferde hielt, ein Zeichen mit den Augen, dieſer trat beiſeite — dann ein großer, runder, weicher Schlag der langen Peitſche in der Luft über den Rücken der vier Pferde — dieſe griffen a tempo aus, und der Wagen rollte davon. — Nach wenigen Minuten ließ Melchior die Tiere wieder im Schritt gehen.

„Nun, was gibt's?“ fragte Frau Dolores.

Melchior wandte ſich um.

„Nichts, gnädige Frau!“ antwortete er lächelnd. „Ich will nur den Zug vorüberlaſſen, damit wir nicht auf der Chauſſee neben ihm her fahren.“

Gleich darauf ſauſte ein Eiſenbahnzug vorüber. Die Stangenpferde ſchienen ſich gar nicht darum zu kümmern; die Vorderpferde wurden etwas ängſtlich, aber beruhigten ſich ſchnell wieder. Sie wurden abermals in Trab geſetzt, und nun ging es luſtig und raſch vorwärts.

Es war ein herrlicher Morgen. Melchior genoß ihn ganz. Volle Befriedigung war auf ſeinem Geſichte zu leſen. Das Geſpann gab ihm wenig zu thun. Die Straße war gerade, breit und in gutem Zuſtande, und die Tiere gingen in der That „wie die Lämmer“, ruhig, ſchnell, unermüdlich, — ſicher, ſich in ſicheren Händen zu fühlen, und kaum behelligt durch das Gewicht des leichten Wagens, den ſie zu ziehen hatten. — Melchior zeigte mit der Peitſche bald nach rechts, bald nach links, ſeine Nachbarin auf die Ortſchaften, an denen ſie vorüberfuhren, und auf die Schönheit der Landſchaft aufmerkſam machend. — Martha gab durch höfliche Worte ihre Aufmerkſamkeit zu erkennen; — aber wenn Melchior ſie nicht anredete und ſie zum Sprechen nötigte, ſaß ſie ſtill und nachdenklich da.

Im Wagen ging es umgekehrt zu. Dort trug Frau Dolores beinahe allein die Koſten der Unterhaltung. Martha vernahm die Stimme ihrer Tante, aber ſie konnte nicht verſtehen, was ſie ſagte. — Nachdem es etwa eine halbe Stunde ſo fortgegangen war, ließ Melchior die Pferde im Schritt gehen, um ſie, da die Straße jetzt einen ziemlich langen und ſteilen Berg hinaufführte, nicht unnütz zu ermüden.

„Von dort oben,“ ſagte Melchior, ſich zu Frau Dolores wendend“, haben wir die herrlichſte Ausſicht auf das ganze Thal. Man ſieht Mainz, Kaſtel, Wiesbaden und noch viele andere kleine und größere Ortſchaften, den Main, die Taunusberge — eine freundliche, hübſche Welt. — Ich kenne das eigentlich nur vom Hörenſagen, da ich kurzſichtig bin, aber es iſt etwas Eigenes um eine hübſche Landſchaft: ich empfinde ihre Freundlichkeit, auch ohne ſie deutlich zu ſehen.

„Wie ſitzt du da oben?“ fragte Frau von Holm ihre Nichte.

„Sehr gut!“

„Iſt es nicht reizend?“

„Sehr hübſch!“

Martha drehte ſich um und ihre Augen begegneten denen Nielßens. — Nein, das waren nicht mehr die Augen, mit denen er ſie früher angeſehen hatte. Und ſie glaubte, er würde die bittere Enttäuſchung, die ſie darüber empfand, in ihren Blicken leſen, und wandte ſich ſchnell wieder ab.

Man war nun oben auf der Höhe angelangt. Die Pferde gingen noch immer im Schritt. Das eine Vorderpferd legte die Ohren zurück und zeigte Unruhe. „Warte nur,“ ſagte Melchior, „du wirſt ſchon müde genug werden, ehe du nach Hauſe kommſt.“

„Wohin fahren Sie uns eigentlich?“ fragte Frau Dolores.

Melchior nannte ein bekanntes Vergnügungslokal in der Nähe von Kaſtel.

„Das iſt aber noch ſehr weit,“ ſagte Martha.

„In einer halben Stunde ſind wir da, mein gnädiges Fräulein,“ antwortete Melchior. „Ich will nur die Pferde verſchnaufen laſſen und dann geht es in einem Zuge bis zum Ziele. Dort frühſtücken wir, und um zwölf Uhr können wir wieder in Frankfurt ſein.“

„Von dem Frühſtück hatte ich gar nicht gehört,“ ſagte Frau von Holm.

„Doch, gnädige Frau! Das haben Sie nur vergeſſen; wir ſprachen bei Tiſch davon. Und dann glaubte ich, die Sache ſei feſt abgemacht, nachdem Herr Sanin mich im Auftrage des Herrn Doktor gefragt hatte, wo wir frühſtücken würden.“

Frau Dolores blickte Nielßen fragend an. — Dieſer wollte erzählen, bei welcher Gelegenheit er die Sache mit Sanin beſprochen, aber noch ehe er darüber vollſtändige Aufklärung gegeben hatte, wurde die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf etwas anderes gelenkt.

Das eine Vorderpferd war immer unruhiger geworden; ſein Nachbar zeigte ſeit einigen Sekunden ebenfalls eine gewiſſe Aufregung, und nun vernahmen auch die Inſaſſen des Wagens das dumpfe Brauſen eines herannahenden Zuges. — Der Fahrweg zog ſich an dieſer Stelle über eine große Strecke dicht neben der Eiſenbahn entlang. Melchior, vollſtändig ruhig, lenkte die Pferde langſam auf die andere, die linke Seite des Weges.

Da brauſte der Zug mit donnerähnlichem Geräuſch und ſchrillem, langem Pfeifen der Lokomotive vorüber.

Die Vorderpferde machten einen wilden Satz. — Glücklicherweiſe hielten die Stränge gut, aber das eine Vorderpferd befand ſich am Rande des Chauſſeegrabens, und Melchior mußte es durch einen kräftigen Zug der Zügel, den er mit einem harten Peitſchenſchlag von links nach rechts begleitete, von der gefährlichen Stelle fortreißen. Der Wagen rollte auch gleich wieder auf der Mitte der Straße, die Stangenpferde ruhig und ſcharf trabend, die Vorderpferde in kurzen, heftigen Sätzen galoppierend. Das ging eine kleine Weile ſo fort. Die Gangart wurde immer ſchneller. Melchior wandte ſeine Aufmerkſamkeit in erſter Linie auf die ſchweren, ruhigen Pferde unmittelbar unter dem Bock, die er mit geſchmeidiger Hand kurz am Zügel hielt; aber das böſe Beiſpiel vor ihnen wirkte anſteckend auf ſie. Die Straße war gut, die Pferde fühlten den Wagen gar nicht, die gutgefütterten, übermütigen, leichtfüßigen Tiere wollten auch einmal ein Vergnügen haben und ordentlich laufen. — Aus dem ſcharfen Trab gingen ſie in Galopp über, und jetzt flog der Wagen den Weg entlang, dem davoneilenden Zuge nach: die Vorderpferde in vollem Durchgehen, die Stangenpferde in geſtrecktem Galopp.

„Gnädiges Fräulein! ſeien Sie ganz ruhig — halten Sie ſich ordentlich feſt. — Ich bitte Sie, verſuchen Sie nicht abzuſpringen. — Es kann nichts paſſieren. — Sagen Sie es auch denen hinter uns.“ — Melchior ſprach dieſe kurzen Sätze ſchnell, aber ohne bemerkbare Erregung. — „Halten Sie ſich nur ordentlich feſt!“

Frau Dolores hatte beſorgt um ſich geblickt und war ſehr blaß geworden. — Aengſtlich klammerte ſie ſich mit beiden Händen am Wagen feſt, aber trotzdem wurde ſie bei der ſtarken Bewegung nach rechts und links geſtoßen. Nielßen nahm darauf an ihrer Seite Platz. Auf dem kurzen Sitze befanden ſich die beiden ganz dicht nebeneinander. Als Martha ſich umwandte, um Melchiors Beſtellung auszurichten, ſah ſie, daß Dolores, die Augen geſchloſſen, ihr Haupt an Nielßens Schulter gelegt hatte. — Sie wandte ſich ſchnell wieder ab, ebenſo bleich, wie die halbohnmächtige Dolores.

„Sagen Sie ihnen, nicht abzuſpringen!“ wiederholte Melchior ſchnell.

„Sie denken gar nicht daran,“ antwortete Martha gelaſſen.

Der Lauf der Pferde wurde immer wütender.

Melchior nahm ſämtliche Zügel zuerſt in die linke, ſodann in die rechte Hand, um ſich mit den Zähnen die weiten engliſchen Fahrhandſchuhe, die er trug, den einen nach dem andern auszuziehen. Dann verteilte er die Zügel wieder zwiſchen den beiden nervigen Händen, und ohne Gewalt anzuwenden, begann er die Pferde kunſtgerecht zu bearbeiten. Aber ſie hatten jede Anlehnung verloren, und Melchiors Bemühungen ſchienen ganz erfolglos. Martha beobachtete ihn. Sie war ebenſo ruhig wie er.

„Gnädiges Fräulein!“ ſagte er, ohne ſie anzuſehen, „können Sie nicht entdecken, ob vor uns ein Weg nach links abbiegt? Wir müſſen uns der Stelle nähern.“

„Ja, ich ſehe es ganz genau.“

In dieſem Augenblick kreuzten ſie ſich mit einer offenen Kutſche, deren Inſaſſen aufgeſtanden waren und ihnen nachſtarrten.

„Frau von Woyersky mit Familie,“ bemerkte Martha.

Melchior, der mit den Pferden beſchäftigt war, hörte dies nicht. „Und wie weit iſt es noch bis dahin?“ fragte er.

„Wir werden bald dort ſein, wenn es ſo fort geht.“ Es klang beinahe wie Scherz aus dem Munde des jungen Mädchens.

„Sagen Sie mir, bitte, wenn wir noch etwa zweihundert Schritt davon ſind!“

„Jetzt! Da iſt der Weg!“ Sie zeigte mit dem Finger vor ſich nach links.

Melchior kniff die ſchwachen Augen zuſammen und ſtrengte ſich an, zu ſehen. „Richtig,“ ſagte er. — „Feſthalten! Feſthalten mit beiden Händen!“

In demſelben Augenblick ſauſte die Peitſche zweimal ſchnell hintereinander durch die Luft und klatſchte laut auf den Seiten der Pferde. Dieſe waren gleichzeitig, durch einen ſcharfen Ruck der Zügel überraſcht, nach links geriſſen worden, und der Wagen befand ſich plötzlich auf einem ſchmaleren Seitenwege.

„So,“ ſagte Melchior befriedigt, „in einer halben Minute iſt alles in ſchönſter Ordnung.“

Es dauerte nicht einmal ſo lange; dann hörte die makadamiſierte Straße plötzlich auf, und man befand ſich in tiefem Sande. — Das war kein Spaß mehr! Die Stangenpferde wollten den Galopp ohne weiteres aufgeben; aber ſie ſollten noch eine Lehre empfangen. Unbarmherzig, aber ohne daß ein Wort über Melchiors Lippen gekommen wäre, traf ſie wie die Vorderpferde die ſcharfe Peitſche des Herrn, bis ſie endlich keuchend, zitternd, im Schweiß gebadet, die Erlaubnis erhielten, Halt zu machen. Darauf ſteckte Melchior die Peitſche feſt, legte die Zügel loſe darum und ſtieg behendig von ſeinem Sitz. Auch Nielßen, der ein Pferdekundiger war, hatte den Wagen verlaſſen, und beide Männer unterwarfen das Fuhrwerk, die Stränge, Zügel und das ganze Fahrzeug einer ſorgfältigen Prüfung — alles war in guter Ordnung. Dann näherte ſich der junge Melchior verlegen lächelnd Frau von Holm und ſagte: „Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, gnädige Frau! Ich hoffe, Sie haben ſich nicht geängſtigt?“

Sie war noch ſehr blaß, aber ſie antwortete lächelnd: „Ein bißchen habe ich mich wohl geängſtigt, aber ich will Ihnen keine Vorwürfe machen; nur möchte ich mich Ihren ‚frommen Lämmern‘ nicht ein zweites Mal anvertrauen.“

„Seien Sie ganz unbeſorgt, gnädige Frau! Sehen Sie nur die Tiere an, wie ſie die Köpfe hängen laſſen; ihnen iſt die Luſt zum Davonrennen für lange Zeit genommen.“

Es handelte ſich nur darum, den Wagen umzuwenden, was keine leichte Sache war, denn der Weg hatte nur geringe Breite, und an beiden Seiten desſelben befanden ſich tiefe Gräben.

„Ich muß die Damen leider behelligen,“ ſagte Melchior; „dürfte ich Sie bitten, einen Augenblick auszuſteigen. — Herr Nielßen, Sie helfen mir wohl!“

Frau Dolores ſtieg aus; aber Marthas Abſteigen von dem hohen Kutſcherſitz ſchien einige Schwierigkeit zu verurſachen. Nielßen trat heran, um ihr behilflich zu ſein. Sie that, als ob ſie dies nicht bemerkte, und ſprang ohne ſeinen Beiſtand, leicht und ſicher zu Boden.

„Sie hätte mir wenigſtens danke' ſagen können,“ murmelte Nielßen vor ſich hin; aber die kleine Unart verdroß ihn nicht weiter.

Es war eine ziemlich langweilige Arbeit, mit dem Wagen im Sande kehrt zu machen. Die Pferde mußten ausgeſpannt, das Fuhrwerk umgedreht und die Pferde ſodann wieder eingeſpannt werden. Nielßen und Melchior gingen dabei ſachverſtändig zu Werke, aber bis die Damen gebeten werden konnten, wieder einzuſteigen, war wohl eine Viertelſtunde vergangen. Während dieſer ganzen Zeit befanden ſich Dolores und Martha nebeneinander am Wege, ohne zu ſprechen, nachdem Frau von Holms erſter Verſuch, eine Unterhaltung anzuknüpfen, geſcheitert war.

„Ich habe eine wahre Todesangſt ausgeſtanden,“ hatte Dolores begonnen.

Keine Antwort.

„Haſt du dich ſehr geängſtigt?“

„Nein.“

Frau Dolores blickte ihre Nichte verwundert an: „Was haſt du denn, Martha?“

„Nichts.“

„Dein Benehmen iſt mir unerklärlich. Fühlſt du dich nicht wohl?“

Martha hatte auf der Zunge zu ſagen, was ſie in dieſem Augenblicke quälte: der Gedanke an das, was ſie geſehen, als ſie ſich von ihrem Sitz nach dem Wagen gewandt hatte, um Melchiors Beſcheid auszurichten; aber ſie hielt ihre Bemerkung zurück, nicht aus Mitleid für Dolores, die ihr verächtlich erſchien, ſondern aus Furcht, ein Wort von ihr könne dieſer einen Einblick in ihre Gefühle geſtatten. — Sie wollte um keinen Preis eiferſüchtig erſcheinen. Was ging Herr Nielßen ſie an? Der Gedanke, daß Dolores ihre Verſtimmung richtig deuten könnte, gab ihr ſogar den Mut, artiger zu ſein und zu heucheln.

„Entſchuldige mich!“ antwortete ſie. „Ich behauptete, ich hätte keine Angſt gehabt, aber die Geſchichte hat mich doch wohl etwas aufgeregt und ich fühle mich etwas angegriffen.“

„Natürlich.“ Und nach einer kleinen Pauſe ſetzte die kluge Frau hinzu: „Ich bin beinahe ohnmächtig vor Angſt geworden, und weiß von dem Augenblicke an, wo der Wagen von der einen Seite des Weges nach der andern geſchleudert wurde, kaum noch, was mit mir vorgegangen iſt.“

Marthas Lippen kräuſelten ſich zu bitterem Spott, aber ſie antwortete kein Wort. Sie ſtand halb abgewandt von Frau von Holm und zeichnete mit ihrem Sonnenſchirm Figuren in den Sand.

Dolores blickte anſcheinend unbefangen um ſich. „Komm!“ ſagte ſie, „dort unter jenem Baum haben wir Schatten, und können uns niederſetzen.“ Sie ſchritt voran, die andere folgte ihr. Beide ließen ſich nieder unter einer ſchönen alten Buche, die am Wege ſtand, und an deren Fuße eine kleine Bank angebracht war. — Nach einer Weile erblickte Dolores, die den Kopf nach rechts und links wendend jetzt die beiden Männer beobachtete, die am Fuhrwerk beſchäftigt waren, dann wieder die Landſchaft betrachtete, einen herrſchaftlichen Wagen, der von der großen Landſtraße kommend ſich langſam und mühſelig durch den Sand fortbewegte und ſich ihnen näherte.

„Dort kommt ein Wagen,“ ſagte ſie, ein langes Schweigen unterbrechend.

Martha blickte auf. „Die Woyerskys,“ bemerkte ſie trocken.

„Wohin mögen die wollen?“

„Nun, wir kreuzten uns doch mit ihnen. — Sie werden nachſehen wollen, ob es hier nicht einige gebrochene Arme und Beine zu reparieren gibt.“

„Ich habe ſie vorhin gar nicht bemerkt.“

„Sie fuhren wohl an uns vorüber, als du einer Ohnmacht nahe die Augen geſchloſſen hieltſt.“

Martha ſprach dies ganz ruhig und anſcheinend harmlos, doch hörte Dolores mehr aus den Worten heraus, als ſie einfach beſagten und empfand ein gewiſſes Unbehagen. „Herr Melchior!“ rief ſie, um ſich Haltung zu geben, „ſehen Sie nur, dort kommt Hilfe in der Not.“

Melchior, der damit beſchäftigt war, die Pferde anzuſpannen, hob den Kopf. Die Hitze und die Anſtrengung hatten ſein Geſicht ſtark gerötet.

„Da muß ich ſchnell abwinken, ehe ſie den ſchmalen Teil der Straße erreichen,“ rief er lachend, „ſonſt haben wir dieſelbe Arbeit noch einmal; denn hier kann der Landauer ebenſowenig umwenden wie der Break. — Bitte, Herr Nielßen, entſchuldigen Sie mich eine Sekunde.“

Er ſprang leichtfüßig davon, dem nahenden Wagen entgegen. — Der Wiesbadener Kutſcher, dem die Fahrt durch den Sand durchaus nicht behagte, verſtand Nielßens Zeichen ſofort und hielt ſtill an einer Stelle, wo der Weg noch breit genug zum Wenden war.

„Warten Sie, wir kommen gleich!“ hörten Dolores und Martha Herrn Melchior dem Kutſcher zurufen.

Dann kam jener zurückgelaufen. Ein Blick nach dem Break zeigte ihm, daß dort alles zur Rückfahrt bereit war. Er ſchwang ſich auf den Bock, war Martha behilflich, ihren alten Platz neben ihm einzunehmen, und da Dolores und Nielßen bereits wieder im Wagen ſaßen, ſo ließ er luſtig die Peitſche knallen, und die edlen, ſtarken Tiere ſetzten ſich in Bewegung, im Schritt, doch weit ausgreifend, ſo daß ſie die von müden Gäulen gezogene Mietskutſche bald eingeholt hatten. Sobald dies geſchehen war, wechſelten die Inſaſſen der beiden Wagen freundliche Grüße aus. Die Damen Woyersky und Herr Sanin erkundigten ſich angelegentlich nach dem Befinden von Frau und Fräulein von Holm, beglückwünſchten ſie, daß alles ſo harmlos verlaufen ſei, und erzählten ſodann, ſie ſelbſt hätten Wiesbaden etwas früh verlaſſen, um ihren Frankfurter Freunden ein Stück Weges entgegen zu fahren. Uebrigens ſei das Frühſtückslokal bereits von ihnen in Augenſchein genommen worden und ſie hätten ſich überzeugt, daß man ſich gleich nach Ankunft daſelbſt zu Tiſche ſetzen könnte. -- Während dieſer Zeit hatten die Wagen die große Landſtraße wieder erreicht und rollten nun nebeneinander in der behaglichen Gangart der Wiesbadener Mietspferde dem Ziele der Fahrt zu.

Dort hatte Melchior umſichtige Veranſtaltungen zu einem ländlichen Frühſtück getroffen. Der Tiſch war im Freien unter einem ſchönen, großen Baum gedeckt und mit allerhand guten Dingen beladen, und die Gäſte nahmen wohlgemut an demſelben Platz. Sogar Frau von Woyersky ſah ganz vergnügt aus. Nur Martha erſchien ernſt, und Sophie Woyersky wie gewöhnlich eingeſchüchtert und in ſich gekehrt. Die Unterhaltung drehte ſich zunächſt um das jüngſte Ereignis auf der Landſtraße. Melchior verſicherte, die Pferde ſeien gar nicht durchgegangen, ſondern auf dem guten Wege nur ein wenig „luſtig“ geworden.

„Es war doch eine gefährliche Sache,“ meinte Sanin.

„Gefährlich? Wieſo?“ unterbrach ihn Melchior.

„Nun, wenn der Wagen in den Graben geraten wäre,“ ſagte Sanin etwas gereizt.

„Aber — verehrter Herr! Wozu hielt ich denn die Leinen, wenn nicht, um das und Aehnliches zu verhindern? Ich berufe mich auf Fräulein von Holm, die neben mir ſaß und alles mit angeſehen hat. — Gnädiges Fräulein, iſt Ihnen auch nur einen Augenblick der Gedanke gekommen, daß wir in Gefahr ſchwebten?“

Aber Martha antwortete nicht. Sie ſchien gar nicht gehört zu haben, wovon die Rede war. Erſt als Melchior die Frage wiederholte, verſtand ſie dieſelbe und antwortete mit einem gedehnten „Nein“, um gleich darauf wieder in ihre frühere Nachdenklichkeit zu verſinken.

„Was mag nur Martha haben?“ fragte Dolores leiſe, ſich an ihren Tiſchnachbar Nielßen wendend.

„Fräulein von Holm iſt mir zu fremd geworden,“ antwortete dieſer ebenſo, „als daß ich ahnen könnte, was in dieſem Augenblick in ihr vorgeht.“ Und nach einer kurzen Pauſe ſetzte er in demſelben leiſen Tone hinzu: „Herr Melchior gefällt mir.“

„Ich möchte, er gefiele Martha ebenfalls. Er iſt ſterblich in ſie verliebt, aber ſie will es nicht ſehen.“

„Das war von jeher ihre Art,“ meinte Nielßen. Er warf einen forſchenden Blick nach ihr, und wieder kamen ihm die Gedanken, die ihn am Morgen auf dem Wege nach der Villa Holm beſchäftigt hatten: Martha, an der ſein Herz jahrelang gehangen hatte, kümmerte ihn nicht mehr. Wie das gekommen war, konnte er ſich nicht erklären, aber die Thatſache, daß ſie ihm gewiſſermaßen gleichgültig geworden, ſtand in ſeinem Geiſte feſt. Was ihn dabei am meiſten überraſchte, war, daß er, der verſchmähte Liebhaber, der ſie im Zorn verlaſſen und jahrelang mit bitterer Wehmut, die trotz allem nicht ganz hoffnungslos geweſen war, an ſie gedacht hatte, jetzt ein ruhiges Wohlwollen für ſie empfand, und daß der Gedanke ihn quälte, ſie leide unter ſeiner Gleichgültigkeit. — Er wollte verſuchen, eine harmloſe Unterhaltung mit ihr anzuknupfen. Es gelang ihm nicht. Sie gab ihm auf das, was er ſagte, kurzen, trockenen Beſcheid und bemühte ſich, für das intereſſiert zu erſcheinen, was der junge Melchior ihr erzählte. „Wie es Euer Gnaden gefällt,“ ſagte Nielßen ſtill lächelnd vor ſich hin. Sie hatte ihn von ſich gewieſen, als er ſich ihr vor Jahren liebend genähert; ſie hatte keinerlei Anrecht auf ihn. Wohl empfand er ſelbſt etwas wie Beſchämung ob ſeiner Untreue; aber Martha kam es nicht zu, ihm daruber einen Vorwurf zu machen, und wenn ſie dies — ſei es auch nicht in klaren Worten --- dennoch that, ſo mochte ſie es damit halten nach Belieben; ihn ſollte das nicht kümmern. „Alles Leid, was ſie mir zufügen konnte, das hat ſie mir vor Jahren angethan. Sie hat keine Macht mehr über mich!“ — Er fühlte ſich frei; doch konnte er ſich ſeiner Freiheit nicht recht freuen. — Er wandte ſich an ſeine andere Nachbarin, die ſchöne Sophie. Dieſe war ebenſo einſilbig wie Martha, aber der ſchüchterne Blick ihrer großen grauen Augen machte Nielßen ſeltſam beredt, und erſt nachdem er längere Zeit mit ihr geſprochen hatte, bemerkte er plötzlich, daß alle andern ſchwiegen und ſeinen Worten lauſchten, die nur für Sophie beſtimmt waren. Er war gerade inmitten einer Erzählung, deren Held er ſelbſt war. Es war ihm ſeit Jahren nicht vorgekommen von ſich zu ſprechen, und trotz ſeiner plötzlichen Befangenheit fiel ihm dies auf. Wie kam er dazu, ſeine Perſon in den Vordergrund zu ſchieben, ſich „intereſſant“ zu machen? Er bemühte ſich, unbefangen zu erſcheinen und ruhig weiter zu erzählen, aber es gelang ihm nicht. Die Geſchichte, die er hubſch und behäbig begonnen hatte, endete kurz und ſchlicht. Als er nicht mehr ſprach, fühlte er, wie ihm das Herz ſchlug, gleichſam als habe er eine Gefahr überſtanden; und wie er ſich bemühte, ganz kaltblutig zu erſcheinen, als er die Karaffe nahm, um ſich ein Glas Wein einzuſchenken, da empfand er ganz deutlich, daß jeder, der ihn in dem Augenblick beobachtete, daß namentlich Dolores und Martha ſeine Verlegenheit bemerkten. Er war darüber böſe, auf ſich und die beiden Frauen. Martha wandte ſich übrigens ſogleich wieder von ihm ab und beugte ſich zu ihrem Nachbar Melchior: „Wenn Sie nicht veranlaſſen,“ ſagte ſie leiſe, „daß wir bald aufbrechen, ſo können wir noch ſtundenlang hier ſitzen. Ich möchte, wir führen nun endlich zurück.“

Der junge Mann war ſtolz auf den vertraulichen Auftrag, der ihm erteilt wurde. „Das werde ich beſorgen,“ ſagte er. — Er gab einem ſeiner Diener, der mit bei Tiſche aufgewartet hatte und jetzt in einiger Entfernung die Geſellſchaft beobachtete, ein Zeichen, das von niemand bemerkt wurde, und flüſterte jenem zu, als er ſich ſeinem Herrn genähert hatte: „Bringen Sie mir ein Glas Waſſer, und dann warten Sie eine Minute und darauf gehen Sie langſam in den Stall und ſagen Sie, mein Wagen ſolle ſofort vorfahren.

Diener, die längere Zeit mit Sportsmännern verkehrt haben, ſind gewandte Leute. Der Auftrag wurde in unauffälliger Weiſe pünktlich ausgeführt. Als das Viergeſpann vorgeführt wurde, warf Martha ihrem Tiſchnachbar einen dankbaren Blick zu.

Die Mahlzeit hatte lange gedauert. Nielßen und Sophie allein war es nicht aufgefallen, aber auch dieſen kam die Unterbrechung jetzt genehm, denn Nielßen hatte die Unterhaltung mit ſeiner Nachbarin nicht wieder aufgenommen, nachdem er mit ſeiner hübſch begonnenen Erzählung ſchlecht abgeſchloſſen hatte, — und ſo erhoben ſich alle wie auf ein verabredetes Zeichen, als ſie die Pferde erblickten und bereiteten ſich zur Rückfahrt vor. Nielßen und Melchior verabſchiedeten ſich von Frau von Woyersky und deren Töchtern, Sanin küßte Dolores die Hand und verbeugte ſich tief vor Martha, und dann blieb die große Geſellſchaft einige Sekunden unſchlüſſig vor dem Viergeſpann ſtehen.

„Gibt es nicht einen anderen Weg nach Frankfurt zurück, als den längs der Eiſenbahn?“ fragte Frau von Holm.

„Sie können ganz unbeſorgt ſein, gnädige Frau,“ antwortete Melchior. „Ich verbürge Ihnen, daß die Pferde ruhig ſein werden.“

„Ich möchte Ihnen gern glauben,“ ſagte Dolores; „aber offen geſtanden: der Vorfall von heute früh hat mich etwas eingeſchüchtert. Sie verſicherten geſtern auch, die Pferde wären fromm wie die Lämmer. Wenn ich die Wahl hätte — ich weiß, was ich thäte.“

„Nun, was würden Sie thun, gnädige Frau?“

„Ich führe mit der Eiſenbahn nach Hauſe. — Was meinſt du dazu, Martha?“

Martha hatte wieder einmal nicht zugehört. Gott weiß, was für Gedanken das junge Mädchen ſo ſehr beſchäftigten. Aber ehe Frau von Holm ihre Frage wiederholen konnte, ſagte Melchior ſchnell:

„Es gibt einen anderen Weg, gnädige Frau. Er iſt etwas länger und nicht ſo gut, wie der auf dem wir hergefahren ſind, aber wir kommen auf demſelben mit der Bahn gar nicht in Berührung. Bitte, ſteigen Sie ein; oder ziehen Sie vor, auf den Bock zu ſitzen?“

„Sie überſchätzen meinen Mut,“ ſagte Dolores. „Hier unten im Wagen iſt es mir ſchon gefährlich genug. Seien Sie recht vorſichtig. Wir haben keine Eile. Fahren Sie lieber etwas langſamer; — nur daß die Pferde nicht wieder durchgehen.“

„Verlaſſen Sie ſich auf mich, gnädige Frau. Wie zu einem Begräbnis werde ich fahren, wenn Sie es befehlen.“

Er half ihr in den Wagen, wo Nielßen ſich, wie bei der Abreiſe, ihr gegenüberſetzte, ſtieg ſelbſt auf den Bock, reichte Martha die Hand, als dieſe ſich anſchickte, neben ihm Platz zu nehmen, grüßte noch einmal die Damen Woyersky, deren Wagen in demſelben Augenblick erſchien, und fuhr gemächlich von dannen.

Sobald die Pferde in Trab geſetzt waren, ſo daß das Geräuſch des Fahrens es unmöglich machte, daß Martha und Melchior vernehmen konnten, was im Wagen geſprochen wurde, wandte Dolores ſich an Nielßen:

„Beabſichtigen Sie, ſich in den Goldzopf zu verlieben, oder haben Sie dies bereits gethan?“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Sie haben ſich ausſchließlich mit Sophie unterhalten. Sie hatten nur Augen für ſie.“

„Ich ſaß neben ihr und habe ihr die kleinen Aufmerkſamkeiten erwieſen, die ein Herr ſeiner Tiſchnachbarin ſchuldig iſt.“

„Verſuchen Sie doch nicht, ſich anders darzuſtellen, als Sie ſind. Hätte die häßliche Katharina ſtatt der hübſchen Sophie neben Ihnen geſeſſen — Sie wären ſtumm wie ein Fiſch geweſen. Aber Sie waren beredt, wie ich Sie nie geſehen habe.“

„Gnädige Frau! — Sie haben mich ſeit fünf Jahren zweimal geſehen: vorgeſtern und heute. Glauben Sie, daß Sie danach bereits ein richtiges Urteil über mich haben können?“

„Ich weiß, was ich ſehe. Sie ſind auf dem beſten Wege, ſich in den Goldzopf zu verlieben. Die Krankheit graſſiert in dieſem Jahre unter unſeren jungen Leuten.“

„Ich rechne mich nicht mehr zu den jungen Leuten.“

„Soll ich Sie einen alten Mann nennen? Sie ſind genau ſo alt wie ich — und ich fühle mich jung — und wieviel mehr habe ich hinter mir als Sie: ich bin verheiratet; meine Lebenswege ſind mir bereits in ganz beſtimmten Linien vorgezeichnet. Ihnen ſteht alles offen. Sie ſind frei! Sie brauchen nur zu wählen . . . Und wie wähleriſch

Sie ſein werden! Und Sie haben recht, denn Sie gehören zu jenen unausſtehlichen Menſchen, die nur Freunde haben, denen jedermann gern gefällig iſt — die von allen Seiten empfangen und nie etwas zurückgeben.“

„Soeben ſagten Sie, ich wäre verliebt. In dem Falle wäre ich es doch, der etwas gäbe; und ich habe nicht bemerkt, daß ich dagegen etwas empfangen oder zu erwarten hätte.“

„Sie wollen von mir hören, daß Sophie Sie liebt; aber den Gefallen thue ich Ihnen nicht. — Sie macht ſich gar nichts aus Ihnen. Sie hat die ſchöne Geſchichte, die Sie mit ſo viel Wärme vortrugen, nicht einmal verſtanden. Ihr geſchniegelter Landsmann Dimitri Sanin erſcheint ihr ungleich liebenswürdiger als Sie!“

Nielßen lächelte, nicht ganz freundlich.

„Das gefällt Ihnen nicht,“ ſpottete Frau Dolores.

„O, heilige Frauenlogik,“ ſagte der Don. „Soeben war ich unausſtehlich, weil ich zu den Leuten gehöre, die von allen Seiten empfangen und nichts zurückgeben, und jetzt bin ich eine komiſche Figur, weil ich mich in ein hübſches Geſicht vergaffe, das nur Augen für einen andern hat.“

Eine kurze Pauſe trat ein, dann ſagte Dolores, in verändertem, herzlichem Tone: „Seien Sie mir nicht böſe.“

Sie reichte ihm die Hand und als er ſie nahm, begegneten ſich ihre Augen: „Seien Sie mir nicht böſe,“ wiederholte ſie bittend, ihm die Hand ſanft drückend. Er ſchüttelte leiſe den Kopf, und dann ſtockte die Unterhaltung im Wagen.

Vorn auf dem Sitz war bis dahin überhaupt nicht viel geſprochen worden. Melchior hatte ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Unterhaltung in Gang zu bringen, — aber es war ihm nicht gelungen. Martha zeigte ſich keineswegs unfreundlich; aber ſie gab auf das, was Melchior ihr ſagte, einſilbigen Beſcheid. Er beobachtete ſie von der Seite. Sie ſchien in tiefe Gedanken verſunken. Vielleicht dachte auch ſie an das, was ſein Herz bewegte. Wenn er ſich darüber nur hätte Gewißheit verſchaffen können! Er wollte es verſuchen.

„Fräulein von Holm,“ begann er leiſe.

Sie blickte ihn fragend an.

„Ich bin nicht neugierig,“ fuhr er fort; „und wenn ich mir jetzt erlaube, eine Frage an Sie zu richten, ſo geſchieht dies, weil von deren Beantwortung unendlich viel für mich abhängt.“

Ihr Antlitz nahm einen ängſtlichen, unruhigen Ausdruck an; aber ſie antwortete nicht.

„Was macht Sie ſo nachdenklich, gnädiges Fräulein?“

Das Herz war ihr voll zum Zerſpringen. Sie hätte ſich gern jemand anvertraut. — Ach, wenn ihr Vater noch gelebt hätte! Bei ihm hätte ſie Troſt gefunden. Nun hatte ſie niemand, niemand auf der Welt!

„Was macht Sie ſo nachdenklich, gnädiges Fräulein?“ wiederholte Melchior.

Sie blickte ihn mit weitgeöffneten Augen befremdlich an. Niemals, ſeit dem Tode ihres Vaters hatte ſie ſich ſo elend, ſo vereinſamt gefühlt; aber als ſie ihren nächſten Anverwandten verloren, da hatte ſie gewußt, was ihr die Bruſt zuſchnürte: ein großer, einfacher Schmerz über einen unerſetzlichen Verluſt. — Was ſie in dieſem Augenblick quälte, das war ungreifbar, unbeſchreiblich. — — War es verſchmähte Liebe? — Sie würde den Gedanken zurückgewieſen haben, wäre er in ihr aufgeſtiegen; aber es bildeten ſich überhaupt keine klaren Gedanken in ihr. Sie empfand nur ein dumpfes, ſchweres ſeeliſches Unbehagen, in engſtem aber unbeſtimmbarem Zuſammenhange mit ihren Gefühlen für den Mann, dem ſie vor Jahren ſchweres Unrecht zugefügt, deſſen Wiedererſcheinen ihr Herz einen kurzen Augenblick — den Augenblick des Wiederſehens — mit wonniger Unruhe erfüllt hatte und der jetzt, von ihr abgelöſt — das fühlte ſie — hinter ihr ſaß, einer heißblütigen, verführeriſchen, rückſichtsloſen Frau gegenüber, die ihre ganze Macht aufbot, um ihn ſich zu erobern. — Und er würde unterliegen! — Wie konnte es anders ſein? Marthas Erfahrungen aus Romanen kamen zu Hilfe, um ihr dies klar zu machen und ſie zu quälen. — Waren ſogenannte „Eroberungen“ nicht das Leichteſte und Verächtlichſte auf der Welt? War nicht jeder Mann unter vierzig Jahren wehrlos einer klugen und ſchönen Frau gegenüber, die ſich ihrer Macht bewußt war und ſie gebrauchen wollte? Dolores und der Don erſchienen Martha in dieſem Augenblick kleinlich, verächtlich; aber ihr Verſtand allein ſagte ihr dies; ihr Herz war mit weniger ſtolzen Gefühlen, war mit bitterem Schmerz gefüllt. —

Der dreißigjährige Melchior war in Männergeſellſchaft alt geworden. Er verſtand ſich auf Pferde und auf Karten, auf Gewinnen und auf Verlieren. Er wußte genau, wie man ſich zu einem Rennen und wie zu einer Promenade anziehen muß, wie ſich ein wohlerzogener Mann im Gewinn und wie im Verluſt benehmen ſoll. In dieſer Beziehung konnte ihn niemand etwas lehren. Sein Wiſſen und ſein Takt machten ihn „ſicher“ auf dem Terrain, auf dem er ſich bis dahin bewegt hatte; — aber das Herz eines jungen Mädchens war ihm ein verſchloſſenes Buch, in dem er nicht einmal buchſtabieren gelernt hatte. Doch ſagten ihm die weitgeöffneten Augen, mit denen ihn Martha auf ſeine Frage, was ihre Gedanken beſchäftige, angeblickt hatte, daß das junge Mädchen leide. — So ſtumm und hilflos blicken auch Tiere, wenn ſie krank ſind. Melchiors Herz war im Augenblick von ſelbſtloſem Mitleiden bewegt.

„Ich möchte, ich könnte Ihnen etwas Gutes erweiſen,“ ſagte er treuherzig.

Das war mehr, als Martha in dem Augenblick ertragen konnte. Ihre großen Augen füllten ſich langſam mit Thränen. „Mir kann niemand helfen,“ ſagte ſie.

Damit war das Eis gebrochen. Die beiden waren auf dem Wege Freunde zu werden. — Melchior antwortete ziemlich wirres Zeug. Er wußte ſelbſt nicht recht, was er ſagen wollte und ſollte. Es war ihm recht, daß ihm die Pferde hie und da etwas zu ſchaffen gaben, ſo daß ſeine Verwirrung nicht ganz klar zu Tage trat. Doch war ſeiner dunkeln Rede Sinn wohl verſtändlich: Martha möge ſich nur auf ihn verlaſſen, möge ganz über ihn verfügen; ſie ahne nicht, weſſen er fähig ſei, um jede Unbill von ihr abzuwenden; ſie möge ihn auf die Probe ſtellen.

Martha ſchüttelte langſam das Haupt und antwortete zuerſt kein Wort. Melchior konnte nicht wiſſen; aber ſie wußte, daß ihr in der That niemand helfen konnte, und gerade Melchior noch weniger als ein anderer. Es lag in keines Menſchen Macht, ihr das Herz zurückzugeben, das ſich ihr einſtens angeboten und mit dem ſie damals geſpielt hatte, ohne zu bedenken, daß ſie es verlieren könnte, und wie groß ein ſolcher Verluſt für ſie ſein würde. — Und doch hatte ſie den Verluſt verſchmerzt gehabt; jahrelang hatte ſie derſelbe nicht mehr gepeinigt. Erſt ſeit dem Augenblick, als ſie empfunden hatte, Nielßen habe ſich von ihr abgewandt, erſt ſeitdem fühlte ſie ſich unbeſchreiblich unglücklich.

Melchior ſprach noch immer leiſe und zutraulich auf ſie ein. Die gemurmelten Worte ſelbſt verſtand ſie kaum.

aber der Sinn derſelben war ihr klar, und die Teilnahme that dem wunden Herzen wohl. Sie wandte ſich mit einem milden Lächeln zu ihm und ſagte freundlich: „Sie ſind ein guter Menſch, Herr Melchior. Ich danke Ihnen. Aber wir wollen von etwas anderem ſprechen.“ Und nach einer kleinen Pauſe ſetzte ſie ängſtlich hinzu: „Herr Melchior, es wäre mir peinlich, wenn irgend jemand etwas davon erführe, was wir geſprochen haben.“

„Aber, gnädiges Fräulein!“ ſagte Melchior traurig und verletzt. „Wie können Sie in der Beziehung die geringſte Beſorgnis haben?“

Und dann gebrauchte ſie dieſelben Worte, die Dolores im Wagen zu Nielßen geſagt hatte: „Seien Sie mir nicht böſe!“ Aber ihre Augen blickten dabei anders als die der Spanierin, und Oswald Melchior fand in deren Ausdruck keine Aufforderung, ſich ihr mehr zu nähern. Er antwortete nur: „Ich kann Ihnen unter keinen Umſtänden böſe ſein,“ und dazu nickte Martha freundlich, und darauf wurden die zwei ebenſo ſtill, wie die beiden im Wagen.

Melchiors Mitleiden mit Marthas Schmerz war ſchnell verflogen. Er fuhlte, daß er in der letzten Viertelſtunde einen großen Schritt vorwärts in der Gunſt der Geliebten gethan hatte, und das machte ihn glücklich. An Marthas Schmerzen dachte er nur als an etwas Nebenſächliches. Sein Glück füllte ihm die Bruſt. — Die Pferde, die nach und nach in eine ſchläfrige Gangart verfallen waren, wurden durch luſtiges Peitſchenknallen aus ihrer Trägheit geweckt. Sie ſpitzten die feinen Ohren und griffen ſchärfer aus.

„Nicht ſo ſchnell, nicht ſo ſchnell!“ rief Frau von Holm aus dem Wagen.

Melchior wandte ſich halb nach ihr um: „Seien Sie unbeſorgt, gnädige Frau!“

Frau Dolores und Herr Nielßen hatten ſich doch zu Anfang der Fahrt gegenübergeſeſſen? Jetzt ſaßen ſie nebeneinander. Der kurzſichtige Melchior hatte ein außerordentlich gutes Gedächtnis für das wenige, was er ſah. Er bemerkte ſofort, daß Nielßen ſeinen alten Platz aufgegeben und ſich zu Frau von Holm geſetzt hatte; aber er machte ſich darüber keine Gedanken. Er hatte in dem Augenblick an viel Wichtigeres zu denken: an ſein Glück, ſich Martha genähert zu haben. — Er lief jetzt in ſeinem großen Rennen, in dem Rennen, deſſen „Preis“ Martha war. Sein ganzes Glück ſtand auf dem Spiel. Da durfte er nicht nach rechts oder links blicken, ſondern nur auf die lange, ſchwere Bahn, damit er nicht an einem unvorhergeſehenen Hindernis zu Falle käme. — „Der erſte Graben iſt gut genommen,“ ſagte er ſich. — Wer ritt denn eigentlich mit ihm um den großen Preis? Er ſah niemand im Felde, vor dem er ſich zu fürchten brauchte, an Nielßen dachte er überhaupt gar nicht; die Geſchichte von deſſen alten Beziehungen zu Martha war ihm unbekannt. Er ging allein über die Bahn; aber das war kein Grund, nicht mit äußerſter Vorſicht zu reiten. — Welches war nun wohl das nächſte Hindernis? Er grübelte darüber nach: Er mußte den Grund von Marthas Traurigkeit erforſchen und denſelben beſeitigen. Ja! das war das zweite Hindernis, das er zu überwinden hatte.

Man hatte eine Anhöhe erreicht.

„Nun müſſen Sie dasſelbe Bild, das ich Ihnen heute früh zeigte, von der andern Seite ſehen,“ ſagte Melchior laut zu Martha. „Da liegt Frankfurt wie auf einem Teller. Iſt ſie nicht ſchön, die alte Reichsſtadt?“

Melchior war in der Stimmung alles ſchön zu finden, aber das Bild, auf das er deutete, war in der That großartig und anmutig zugleich. „In einer kleinen halben Stunde ſind wir zu Hauſe,“ fuhr er fort.

Auch die beiden im Wagen miſchten ſich jetzt in das Geſpräch. Nielßen machte auf verſchiedene Veränderungen aufmerkſam, die ſeit ſeiner Abreiſe ſtattgefunden hatten; Melchior und Frau von Holm gaben ihm darüber Aufklärungen. Nur Martha miſchte ſich nicht in die Unterhaltung, und als Nielßen ſie einmal anredete, antwortete ſie, wenn auch nicht unfreundlich, doch ſo, daß das Geſpräch über den Gegenſtand, den Nielßen angeregt hatte, nicht weiter fortgeſetzt wurde.

Und nun war man in einer der neuen Vorſtädte Frankfurts und bald darauf in der Straße, in der ſich die Holmſche Villa befand. Der Wagen machte Halt.

Frau von Holm und Martha ſtiegen aus. Beide bedankten ſich bei Melchior für die „angenehme Spazierfahrt“.

„Ende gut — alles gut,“ ſagte Frau Dolores heiter. „Der Unfall von heute früh ſei Ihnen vergeben. Ich habe mich ſchließlich köſtlich amüſiert.“

Nielßen hatte Frau von Holm die Hand gedrückt und wollte ſich nun auch von Martha verabſchieden, aber dieſe ſtand bereits in der Thür der Villa, nickte ihm von dort aus zu und verſchwand ſodann. Im Vorzimmer des erſten Stocks traf ſie mit Eduard Wichers zuſammen. Er grüßte flüchtig, indem er den Hut kurz lüftete und ſogleich wieder aufſetzte, und ſagte in verdrießlichem Tone: „Endlich zurück? Ich war bereits zweimal hier.“

Martha hatte ſich Herrn Wichers ſo gezogen, daß er für gewöhnlich keine der Formen der Höflichkeit ihr gegenüber aus den Augen ließ. Sein leichter Gruß und kurzer Ton mißfielen ihr. Sie gab keine Antwort und ging an ihm vorbei durch die offene Thür in den leeren Salon. Wichers folgte ihr; aber noch ehe er eine andere Bemerkung an Martha richten konnte, geſellte ſich Dolores zu den beiden.

„Die Fahrt war reizend!“ rief ſie, ſobald ſie ihren Bruder erblickt hatte. „Großartige Abenteuer! Die Pferde ſind durchgegangen, ich bin in Ohnmacht gefallen, habe darauf vorzüglich gefrühſtückt und befinde mich jetzt in der beſten Laune.“

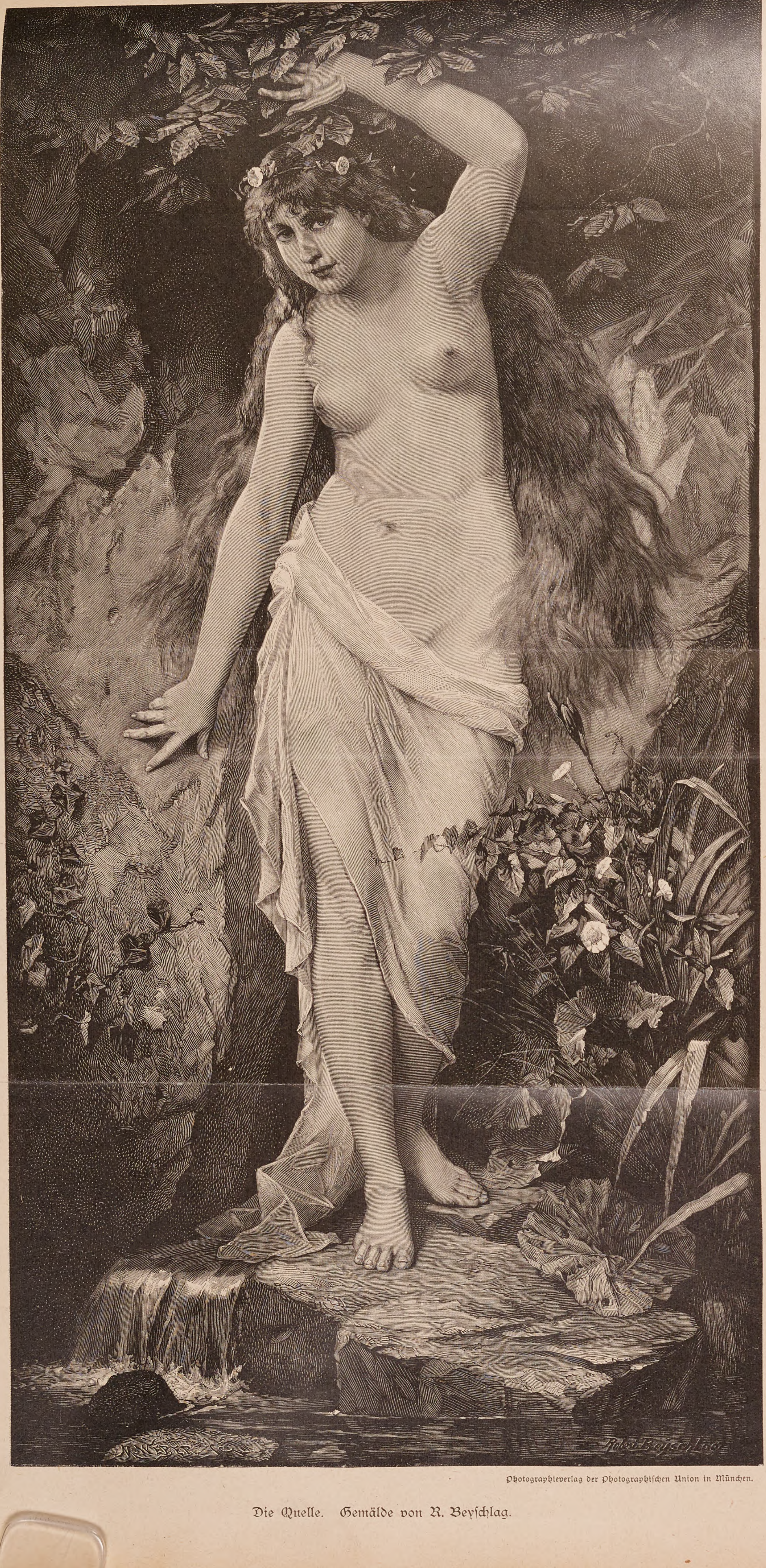
Die unerſchütterliche Zuneigung, die zwiſchen Dolores und Wichers beſtand, verhinderte nicht, daß ſich die Geſchwiſter häufig zankten.

„Du könnteſt auch etwas Vernünftigeres thun, als dich in Geſellſchaft eines Abenteurers von dem verrückten Melchior kutſchieren zu laſſen,“ ſagte Wichers verdrießlich.

„Wer iſt ein Abenteurer? — Doktor Nielßen? Und wen nennſt du verrückt? Oswald Melchior? Du ſcheinſt mir nicht recht bei Sinnen!“ Dolores ſprach mit erregter Stimme, das Blut war ihr zu Kopf geſtiegen und ihre Augen blitzten. Martha hatte ſich, ohne den Hut abzunehmen, auf einen Stuhl geſetzt und beobachtete die beiden.

„Ich bin wohl bei Sinnen!“ antwortete Wichers ebenfalls lebhaft, „aber du denkſt an nichts, wenn es ſich um dein Vergnügen handelt! Was iſt dieſer Doktor Nielßen? Ein Mann, der vor fünf Jahren von hier verſchwunden iſt — Gott weiß warum! — Der ſich ſeitdem in der Welt umhergetrieben hat — Gott weiß wo! — und der plötzlich zurückkommt und den großen Herrn ſpielen will. Ich nenne einen ſolchen Menſchen einen Abenteurer, und es paßt mir nicht, daß meine Schweſter mit ihm umgeht. Es ſchickt ſich nicht — und damit baſta!“

„Ich bin auch mit dem Herrn gefahren,“ ſagte Martha


Robert Beyschlag

Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.

Die Quelle. Gemälde von R. Beyſchlag.

ruhig, „und ich weiß, daß ich damit nichts Unſchickliches begangen habe."

Wichers wandte ſich zu dem jungen Mädchen: „Ich erkenne Ihre Ueberlegenheit auf vielen Gebieten an, liebe Martha!" ſagte er ſpöttiſch, „aber in der Angelegenheit, um die es ſich handelt, bin ich beſſerer Richter als Sie. Glauben Sie mir!"

„Nein! Das glaube ich Ihnen nicht," erwiderte Martha, noch immer vollſtändig ruhig. „Herr Doktor Nielßen war ein Freund meines Vaters, der ihn hoch ſchätzte; er iſt ein Freund meines Onkels; Sie haben kein Recht, ihn einen Abenteurer zu nennen!"

„Es iſt ganz in der Ordnung, daß Sie Nielßen verteidigen wollen," fuhr Wichers fort, noch immer, wenn ſchon mit ſichtlich geringem Erfolge bemüht, den Ueberlegenen zu ſpielen; „Sie erfüllen damit, wenn mein Gedächtnis mich nicht täuſcht, einfach eine Pflicht der Dankbarkeit."

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Pariſer Schreckenszeit.

Von

Franz Walter.

II. „Unſere liebe Frau vom Thermidor."

Unter den der Bergpartei angehörigen Gegnern Robespierres hatte während der letzten Monate der Schreckenszeit ein fünfundzwanzigſter Abgeordneter des Departements Seine et Oiſe, Jean Lambert Tallien, eine hervorragende Rolle geſpielt. Bei Robespierre war der kühne und energiſche, aber charakter- und grundſatzloſe junge Mann aus mehrfachen Gründen ſchlecht angeſchrieben geweſen wegen der maßloſen Ausſchreitungen und Härten, deren er ſich als Konventskommiſſar in Bordeaux (1793) ſchuldig gemacht hatte, wegen ſeiner nahen Beziehungen zu Robespierres gefürchtetem Nebenbuhler Danton (hingerichtet am 5. April 1794) und wegen der plötzlichen Neigung zu gemäßigten und humanen Grundſätzen, die der verrufene Schreckensmann zu Ende ſeines Aufenthalts in Bordeaux und nach ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt (März 1794) gezeigt hatte. Mit Talliens politiſcher Wandlung hatte es in der That eine eigentümliche Bewandtnis gehabt: ſie war die Folge eines für Menſchen und Sitten jener Zeit charakteriſtiſchen, ein Jahrzehnt lang vielbeſprochenen Romans geweſen. Der Inhalt desſelben läßt ſich in Kürze wiedergeben.

Die zur Niederſchlagung aufſtändiſcher Bewegungen in die Departements entſendeten Konventskommiſſare waren mit einer Machtfülle bekleidet, wie ſie ſeit den ſchlimmſten Zeiten perſiſchen Satrapentums und römiſcher Prokonſularwirtſchaft nicht mehr erhört geweſen. Leben, Freiheit und Vermögen der Bewohner „kontrarevolutionärer" Städte und Landſchaften hingen allein von der Willkür dieſer Sendlinge ab, die ſich erlauben durften, was ſie vor ihren grimmigen Vollmachtgebern verantworten zu können glaubten, und denen nachgeſehen wurde, was ſich irgend als Mittel zur Befeſtigung der revolutionären Gewalten darſtellte. Wo immer der Konventskommiſſar erſchien, hing es von ſeinem Ermeſſen ab, ob die beſtehenden Autoritäten beibehalten oder durch Geſchöpfe ſeiner Laune erſetzt wurden. Seiner Gewalt fügten ſich Richter, Militär- und Zivilbehörden ebenſo bedingungslos, wie die Volksgeſellſchaften, Wahl- und Sektionsausſchüſſe. Dabei verſtand ſich von ſelbſt, daß der im Namen des ſouveränen Volks waltende Machthaber die pöbelhaften Elemente der Geſellſchaft für ſeine natürlichen Verbündeten, die Vertreter der Bildung, des Vermögens und der Tradition für Gegner anſah, deren Vernichtung ſo raſch und ſo rückſichtslos wie immer möglich bewerkſtelligt werden mußte. Reichten die gewöhnlichen Hilfsmittel Einkerkerung und Aburteilung durch das örtliche Revolutionstribunal nicht aus, ſo wurde (wie in Nantes) zu Maſſenerſäufungen oder (wie in Lyon) zu Maſſenerſchießungen durch grobes Geſchütz die Zuflucht genommen und erbarmungslos niedergemacht, was den Gewalthabern in den Weg kam. Daß gemeine Naturen von dieſer auf ſie gehäuften Machtfülle den ſchändlichſten Gebrauch machten, lag im Weſen der Sache. Bemerkenswert dagegen war der verwirrende Einfluß dieſer Ausnahmeſtellungen auf beſſer geartete Menſchen. Männer, denen Härte und Grauſamkeit ſonſt nicht eigentümlich geweſen, gebärdeten ſich als Konventskommiſſare wie Unſinnige, denen jedes menſchliche Gefühl, jede vernünftige Beurteilung der Dinge abhanden gekommen zu ſein ſchien: manche derſelben haben ſich wenige Jahre ſpäter ſelbſt nicht mehr verſtehen können. Zu den erbarmungsloſeſten Würgern Lyons gehörte z. B. Fouché, der ſpätere Herzog von Otranto, ein Mann, der als Polizeimeiſter Napoleons Verrat und Intrigue vielfach geübt, aber dabei niemals Neigung zu unnützem Blutvergießen gezeigt, ſondern im Gegenteil zuweilen notoriſche Gegner vom Galgen geſchnitten hatte. „Fouché," ſo bemerkt ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, „wäre wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1795 höchlichſt verwundert geweſen, wenn man ihm geſagt hätte, daß er es war, der zwei Jahre zuvor gemeinſam mit Collot d'Herbois die Ausführung des Konventsbefehls zur Zerſtörung Lyons übernommen hatte."

Dem Schlage der Konventsſendlinge, welche durch ihre Stellung um alles ſittliche Gleichgewicht und alle politiſche Vernunft gebracht wurden, hatte auch Tallien während der erſten Monate ſeiner Miſſion an die Girondemündung angehört. Der mit der Unterwerfung, Beſtrafung und Neueinrichtung von Bordeaux beauftragte, kaum vierundzwanzigjährige, leichtfertige und mangelhaft gebildete Emporkömmling ſchien bei ſeinem Einzug in dieſe reiche und üppige Handelsſtadt alle Beſinnung verloren zu haben und ein vollendeter Wüterich geworden zu ſein. Obgleich Bordeaux ſich freiwillig unterwarf, legte er der Wiege der Girondiſtenpartei ſo unerſchwingliche Kontributionen auf, daß die verzweifelten Einwohner zu abermaligem Widerſtande getrieben und unter ein Strafgericht gebeugt wurden, das in einer eroberten Feſtung nicht unerbittlicher hätte gehandhabt werden können. An einem einzigen Abende ließ Tallien zweitauſend Beſucher des Theaters und ſechsundachtzig bei demſelben beſchäftigte Schauſpieler verhaften und als verdächtig einkerkern, andern Morgens unter den Fenſtern ſeiner Wohnung das Schafott aufſchlagen und das Revolutionsgericht zu raſcher und unerbittlicher Verurteilung der Schuldigen anweiſen. Außerdem wurde eine Militärkommiſſion zur Aburteilung der notoriſchen Rebellen niedergeſetzt und der Vorſitz einem beſtraften Diebe Namens Lacombe übertragen. Auf die Vergewaltigung der Menſchen folgten Konfiskationen zahlreicher Vermögen, Plünderung der öffentlichen Gebäude und insbeſondere der Kirchen. In eigener Perſon beſtieg Tallien die Glockentürme, um von hier aus die Wegnahme alles irgend wertvollen Kircheneigentums und die Verhaftung der Geiſtlichen und Sakriſtane zu leiten. Dabei trieb dieſer Apoſtel der Freiheit, Gleichheit und ſpartaniſchen Bürgertugend den Aufwand eines Fürſten; er ſchlug ſeinen Sitz in einem der prächtigſten Häuſer der Stadt auf, hielt Wagen, Pferde und glänzende Dienerſchaft, nahm im Theater und in allen öffentlichen Verſammlungen einen reichgeſchmückten Ehrenplatz in Anſpruch und veranſtaltete üppige Gelage, deren Koſten die Stadt zu beſtreiten hatte. So gefürchtet war der Name des jugendlichen Deſpoten, daß es für lebensgefährlich galt, von ihm die Schonung und Begnadigung unſchuldig Verhafteter zu erbitten, weil es als Regel galt, daß die Bittſteller ſofort verhaftet und als der Verſchwörung verdächtig eingekerkert wurden. Ein namenloſer Schrecken laſtete über der unglücklichen Stadt, die ihre gefangenen Bürger für unrettbar dem Blutgerüſt verfallen und die Möglichkeit einer Rettung für ausgeſchloſſen hielt.

Zwei Monate lang hatte dieſer Wahnwitz ſein ſcheußliches Weſen getrieben, als ein plötzlicher Umſchlag eintrat. Unerſchüttert durch den Schrecken, den die Perſon des erbarmungsloſen Konventskommiſſars um ſich verbreitete, erſchien eines Tages die achtzehnjährige Frau eines verhafteten ehemaligen Parlamentsrats, des Marquis de Fontenay, vor dem Allgewaltigen, um die Rettung des Mannes zu erbitten, deſſen Namen ſie trug, von dem ſie indeſſen ſeit einiger Zeit geſchieden war. Wenig ſpäter wurde bekannt, daß der Marquis nicht nur aus dem Gefängnis entlaſſen, ſondern mit einem Paſſe ausgerüſtet worden ſei, der ihm die Abreiſe nach Spanien ermöglicht habe; in dem Verhalten des Konventskommiſſars aber zeigte ſich ſeitdem eine Veränderung, die den Jakobinerklub und Vorſtadtpöbel mit höchſtem Staunen, den ehrenhaften und friedlichen Teil der Bürgerſchaft mit neuer Lebenshoffnung erfüllte. Gelöſt wurde das Rätſel dieſer Wandlung erſt, als man einige Zeit darauf den Bürger Tallien an der Seite der Exmarquiſe Therezia von Fontenay durch die Straßen fahren ſah und erfuhr, daß ein Wort von den Lippen dieſer Frau Kerkerthüren zu öffnen und Todesurteile zu zerreißen vermöge.

„Donna Therezia“ galt ſeit lange für eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Frauen von Bordeaux. Als Tochter eines in Spanien zum Grafen und Finanzdirektor erhobenen und zu großem Reichtum gelangten franzöſiſchen Kaufmanns François Cabarrus geboren und als halbes Kind an den Pariſer Parlamentsrat de Fontenay verheiratet, hatte die ebenſo anmutige wie leichtlebige und genußſüchtige junge Frau an der Ehe mit dem ältlichen Juriſten wenig Geſchmack gefunden, ſofort, nachdem die Eheſcheidung in Frankreich rechtlich möglich geworden war, einen Scheidungsprozeß angeſtrengt und ſich ziemlich gleichzeitig in Bordeaux niedergelaſſen, wo einige Zeit darauf auch der Herr Marquis erſchien. Trotz der zwiſchen den beiden ehemaligen Gatten beſtehenden Spannung war die Kunde von der Verhaftung, welcher der Exedelmann und Exparlamentsrat nicht hatte entgehen können, ausreichend geweſen, die bei aller Leichtfertigkeit hochſinnige und beherzte Frau zu dem lebensgefährlichen Verſuche einer Rettung des Bedrohten zu beſtimmen. Das bloße Erſcheinen der von dem dreifachen Reize jugendlicher Schönheit, vollendeter Eleganz und großherziger Selbſtloſigkeit umgebenen Ariſtokratin genügte, um das Erz zu ſchmelzen, das ſich um das Herz des vierundzwanzigjährigen Plebejers gelagert hatte. Bereitwillig geſtand Tallien alles zu, was von ihm erbeten worden war, eine Gegenbitte aber wagte er vorerſt nicht zu verlautbaren, weil die ſchöne Bittſtellerin ihm, ſobald ſie ihrer Sache ſicher geworden, mit einer Kälte begegnete, die ſich von Verachtung kaum unterſcheiden ließ. Um auch nur des Rechts zur Verlautbarung ſeiner Huldigungen teilhaft werden zu können, mußte der rohe und gefürchtete Gewaltherrſcher ſich in einen zugänglichen, verſtändigen Mann verwandeln, und erſt nachdem er wiederholte Proben veränderter Sinnesart abgelegt, fand ſeine Werbung Erhörung. Was Frau von Fontenay von ihrem Liebhaber und ſpäteren Verlobten verlangte, war immer das Nämliche: Gehorſam gegen ihre in die Form von Bitten gekleideten Befehle. Den Gegenſtand dieſer Befehle aber bildeten Begnadigungen über Begnadigungen. Hilfeſuchende, welche die Teilnahme der warmherzigen Frau für ihre verhafteten Angehörigen zu wecken gewußt hatten, konnten ihrer Sache im voraus ſicher ſein: Donna Therezia war als Fürſprecherin ebenſo unermüdlich und unwiderſtehlich, wie als Gebieterin des gebändigten Unholds herriſch und unerbittlich. Ein kalter Blick aus dem dunklen Auge, ein verächtliches „lâche“ oder „misérable“ aus dem liebreizenden Munde der in Zorn und Güte gleich unwiderſtehlichen Frau machte den ſchuldbeladenen Mann zittern, der ſonſt mit Menſchenleben zu ſpielen gewohnt war. Ohne ſich auch nur über die Folgen ſeiner veränderten Haltung Rechenſchaft zu geben, wurde der Herkules des Schreckens zum Herkules am Spinnrocken, der gefürchtete Tribun zum läſſigen Sardanapal. Im Vertrauen auf die eigene Allgewalt und auf diejenige des zu ihren Füßen liegenden Anbeters beging Frau von Fontenay alsbald Unvorſichtigkeiten, die wie als Herausforderungen des Schickſals erſchienen. Von früh bis ſpät ſtanden die glänzenden Gemächer ihres Hauſes Bittſtellern und Beſuchern aller Arten und Gattungen, vornehmlich aber den verfemten Edelleuten und reichen Kaufleuten offen, mit denen ſie von früherer Zeit her zu verkehren gewohnt war. Um gelegentlich Kontrolle üben zu können, hatte ſie Tallien beſtimmt, auch in ihrem Empfangszimmer Bittſteller anzuhören — um ihn völlig zu unterwerfen und von der Beſchäftigung mit unliebſamen Gegenſtänden abzuhalten, ein Bild von ihm beſtellt, das in ihrem Beiſein aufgenommen werden ſollte.

Auf die Dauer konnte die in dem Verhalten Talliens eingetretene Veränderung den Machthabern des Konvents und des Wohlfahrtsausſchuſſes nicht verborgen bleiben. Talliens Kollege Yſabeau war ein bequemer Lebemann, der ſeine Indolenz hinter bluttriefenden Redensarten verſteckte, das Studium der Bordelaiſer Weinkeller ſehr viel gründlicher als ſeine Miſſion betrieb und den Liebenden keine ernſten Hinderniſſe bereitete. Dafür ließ Robespierre, der mißtrauiſchſte aller Sterblichen, beide durch Spione überwachen, die alsbald ungünſtige Berichte zu erſtatten begannen. Die Berichte zweier dieſer Späher, Sénarts und des neunzehnjährigen Jullien, ſind in der Folge gedruckt worden. Wie ſich von ſelbſt verſteht, wimmelten dieſelben von Anklagen und Verdächtigungen der ſchönen und eleganten Frau, die den beiden Schergen des Pöbeldeſpotismus mit dem Hochmut der vornehmen und dabei human denkenden Dame begegnet ſein mag. Das eine Mal heißt es, „die Cabarrus“ ſei im Anzuge einer antiken Göttin, die Jakobinermütze auf den Locken und einen Speer in der Hand, an der Seite Talliens durch die Straßen gefahren, ein anderes Mal, ſie habe ein Bittſchriftenbureau eingerichtet, in welchem Begnadigungen und Zeugniſſe über patriotiſche Geſinnung zu hohen Preiſen an Ariſtokraten und Vaterlandsverräter verkauft würden — Anklagen, die zu dem feinen Geſchmack, der leichtſinnigen Gutmütigkeit und den glänzenden Vermögensverhältniſſen der Tochter des ſpaniſchen Millionärs in zu ausgeſprochenem Gegenſatz ſtanden, um irgendwelchen Glauben finden zu können. Nichtsdeſtoweniger wurde Tallien plötzlich abberufen und durch den ruchloſen jungen Jullien erſetzt, der die Zahl täglicher Hinrichtungen ſofort auf dreißig bis vierzig ſteigern ließ und in ſeinen Berichten feierlich verſprach, „dafür zu ſorgen, daß die Armee und die Sansculotten zur Herrſchaft kämen, auf welche ſie als die Mehrheit das alleinige Recht beſäßen“.

Nach Paris zurückgekehrt (März 1794), war Tallien in ſeiner Sicherheit um ſo ernſthafter bedroht, als ſeinem Freunde Danton eben damals der Prozeß gemacht wurde. Er hatte es lediglich dem Einfluß Fouchés zu danken, daß der tugendhafte Robespierre ihm, dem „laſterhaften“ Sybariten, nicht ſofort mit einer Anklage an den Leib ging. Um dem Haß Julliens zu entgehen, verließ auch Donna Therezia Bordeaux, um ſich auf einem bei Paris belegenen Landhauſe ihres früheren Gemahls, der Villa Fontenay aux Roſes, verborgen zu halten und die Ueberſiedelung in die Hauptſtadt vorzubereiten. Ein von den Reizen der unwiderſtehlichen Frau beſtrickter Freund Robespierres und der Duplayſchen Familie, Herr Taſchernau, hatte ein geeignetes Mittel zu geſicherter Unterkunft ausfindig zu machen geglaubt, indem er vorſchlug, Frau von Fontenay ſolle eines der leerſtehenden Häuſer ſeines ſeit lange nach zahlungsfähigen Mietern ausſchauenden Freundes Duplay mieten, — der Bewohnerin eines Hauſes, das dem künftigen Schwiegervater Robespierres gehöre, werde man nicht wohl den Prozeß zu machen wagen! Aber noch bevor dieſer ingeniöſe Plan in Ausführung gebracht werden konnte, war Donna Therezia den Häſchern des Wohlfahrtsausſchuſſes in die Hände gefallen. In einem vom 12. Prairial II (31. Mai 1794) datierten Rapport berichtete der Bürgergeneral Boulanger (Adjutant Hanriots und zeitweiſe als Sekretär Robespierres thätig) den Ausſchüſſen, er habe in voriger Nacht die Ariſtokratin Therezia geb. Cabarrus, geſchiedene Fontenay, in ihrem Landhauſe verhaftet, ihre Papiere wegnehmen, ſie ſelbſt aber in das Gefängnis des ehemaligen Karmeliterkloſters abführen laſſen.

In den Räumen dieſer unerwünſchten Behauſung fand Donna Therezia eine große Anzahl alter Bekannter, insbeſondere vornehme Damen der konſtitutionellen Adelspartei (die Reihe der eigentlichen Royaliſten war bereits ſtark gelichtet worden) vor, darunter die Herzogin von Aiguillon, Frau von Lameth, Frau von Jarnac, die Gräfin Delphine Cuſtine und die Vicomteſſe Joſephine Beauharnais, die ſpätere Gemahlin Napoleons. „Wer über reichliche Mittel zu verfügen hatte (ſo bemerkt ein zeitgenöſſiſcher Bericht), wurde leidlich gut behandelt, und die Geſellſchaft, die man im Gefängnis vorfand, war beſſer als diejenige außer desſelben. In der Regel wurden je zwei Gefangene in einer Zelle untergebracht. Abends um acht Uhr verſammelte man ſich in einem zum Salon dienenden größeren Raum, in welchem die einen weibliche Arbeiten vornahmen, während andere Muſik machten oder vorlaſen; gelegentlich wurden auch die Stegreifreime (bouts rimés) vorgetragen, zu denen die gute Laune unverwüſtlicher Schickſalsgenoſſen ſich erhoben hatte.“ Für den talentvollſten Improviſator galt der junge Herzog Adrian de Laval-Montmorency, dem mancher über alles Erwarten muntere und gefällige Vers glückte:

Au fond de la prison vit encore le plaisir,
L'amour peut éclairer notre sombre loisir,
Le Dieu toujours enfant et rarement fidèle
D'un seul de ses regards soumet un coeur rebelle u. ſ. w

Dieſe Exiſtenz hätte ſich zur Not ertragen laſſen, wenn ſie nicht von einer furchtbaren Schattenſeite begleitet geweſen wäre: früh morgens pflegte der Gefangenenwagen der Conciergerie (des Hauptgefängniſſes) im Hofe des Kloſters zu erſcheinen und diejenigen „Verdächtigen“ abzuholen, die in dieſe gefürchtete Anſtalt übergeführt werden ſollten, um vor das Revolutionstribunal — und von dort unter die Guillotine befördert zu werden. — Von Tag zu Tag mußte Frau von Fontenay dieſes Loſes gewärtig ſein. Aus den ihr heimlich zugeſtellten Briefen Talliens erfuhr ſie, daß alle Verſuche zu ihrer Befreiung mißglückt ſeien und daß der fürchterliche junge Jullien dem öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville fortwährend in den Ohren liege, damit der Prozeß gegen die „infame Cabarrus“ beſchleunigt werde. Lediglich der geſchäftlichen Ueberhäufung des Anklägers hatte die unglückliche Frau es zu danken, daß ihre Angelegenheit ſich ſieben Wochen hinzog. Nach Ablauf dieſer Friſt ſchien die letzte Hoffnung zu ſchwinden: am Morgen des 8. Thermidor erſchien der Huiſſier des Revolutionstribunals, um den „Bürgerinnen“ Aiguillon, Beauharnais und Fontenay die gegen ſie erhobene Anklage vorzuleſen und hinzuzufügen, die Ueberführung in die Conciergerie werde erſt am Morgen des 10. Thermidor ſtattfinden, da früher keine Zellen verfügbar ſein würden.

Bei dieſer entſetzlichen Kunde brach Frau von Fontenay verzweifelnd zuſammen; ſo waren denn all die Mahnungen vergeblich geblieben, die ſie an Tallien gerichtet hatte, um ihn zu entſchloſſenem Vorgehen gegen den Tugendhelden der Rue St. Honoré zu beſtimmen, der zur Geißel der Menſchheit geworden war! Größer noch als das Entſetzen vor dem ihr drohenden Loſe war aber der Zorn der heißblütigen Spanierin über die Thatenſchen des Mannes, an den ſie ihre Gunſt verſchwendet hatte. Wenige Stunden nachdem der Huiſſier des Revolutionstribunals ſich ſeines fürchterlichen Auftrages entledigt hatte, am Nachmittage des 8. Thermidor, erhielt der Abgeordnete Tallien den nachſtehenden Brief:

„Morgen muß ich vor das Revolutionstribunal. Ich ſterbe mit dem verzweifelnden Bewußtſein, einem Feigling wie Ihnen anzugehören (avec le désespoir d'être à un lache, comme Vous). Therezia.“

Der Ex-Protokonſul von Bordeaux erhielt dieſe Zeilen, als er ſich auf dem Wege zu einer Verſammlung befand, in welcher Robespierres Gegner über das am nächſten Tage zu befolgende Verhalten berieten. Es handelte ſich darum, ob der von Robespierre hingeworfene Handſchuh aufgenommen oder ob der noch immer nicht völlig verſchloſſene Weg zu einem vorläufigen Waffenſtillſtande beſchritten werden ſollte. Die Mehrheit der Verſchworenen ſchien der letzteren Meinung zuzuneigen, als Tallien das Wort ergriff, in dringendem Tone zu ſofortigem Zuſchlagen riet und mit Hilfe ſeiner Freunde Barras und Fréron einen in dieſem Sinne gefaßten Beſchluß durchſetzte. Der Geliebten teilte er durch ein noch an demſelben Abende geſchriebenes Billet mit, der längſt geplante Angriff auf Robespierre ſtehe unmittelbar bevor. „Unterliegen wir, ſo werde ich den Tyrannen vor verſammeltem Konvent mit meinem Dolche niederſtoßen.“

Zu dieſem Aeußerſten kam es nicht. Der von Tallien geplante parlamentariſche Angriff war von glänzendem Erfolge gekrönt, Robespierre am Nachmittage des 9. Thermidor (27. Juli) Staatsgefangener, die Kunde von ſeinem Sturze über die geſamte Stadt verbreitet und ſchließlich auch in die Gefängniſſe gedrungen. Noch war der Jubel über dieſe frohe Kunde aber nicht verklungen, als Frau von Fontenay erfuhr, daß der „Tyrann“ vom Pöbel befreit und im Triumph auf das Stadthaus geführt worden ſei, um an die Spitze eines von den Pariſer Gemeindebehörden vorbereiteten Aufſtandes zu treten. Von Furcht und Hoffnung hin und her geworfen, verbrachten die Gefangenen die auf den ereignisreichen Tag folgende Nacht in atemloſer Spannung: die einzigen Laute, die in die Einſamkeit ihres Kerkers drangen, waren die furchtbaren Schläge des Gewitters, welches ſich während der entſcheidenden Stunden über Paris entladen hatte. Erſt das Ausbleiben des für den Morgen des 10. Thermidor (28. Juli) angekündigten Conciergeriewagens ließ den Gang der Ereigniſſe erraten.

Am Nachmittage erſchien Tallien im Karmelitergefängnis, um der Geliebten die Freiheit anzukündigen und ſie im Triumph in ihr Haus zu führen. Andern Tags zeigte ſich die Frau, die auf die ſtattgehabte Wendung ſo erheblichen Einfluß geübt, unter brauſendem Zuruf auf der Zuſchauertribüne des Konvents, elf Tage ſpäter (am 22. Thermidor) wurde ſie mit Tallien (der inzwiſchen in den Wohlfahrtsausſchuß getreten war) bürgerlich getraut. Daß inzwiſchen Hunderte von Gefangenen auf freien Fuß geſetzt worden waren und daß die Zahl der Entlaſſenen alsbald nach Tauſenden zählte, ſchrieb man vornehmlich dem Einfluß der „ſchönen Tallien“ zu, die im Volksmunde fortan „Unſere liebe Frau vom Thermidor“ (Notre-Dame de Thermidor) hieß und während der folgenden Jahre die gefeiertſte und populärſte Frau der franzöſiſchen Hauptſtadt war.

Dieſe Popularität konnte indeſſen nur ſehr bedingt als eine verdiente bezeichnet werden. Kein Zweifel, daß die Gemahlin Talliens und Freundin der Machthaber des Tages ihren Einfluß im Sinne der Menſchlichkeit und Verſöhnung geltend machte, — in Wahrheit bedurfte es dieſes Einfluſſes aber nicht, damit die Dinge eine für alle Beteiligten unerwartete Richtung einſchlugen. Der Sturz Robespierres war urſprünglich nur das Ergebnis eines Kampfes zweier terroriſtiſcher Parteien geweſen, die einander moraliſch nichts vorzuwerfen hatten und deren keine auf einen Syſtemwechſel ausging. Dieſer Wechſel vollzog ſich, weil Paris und Frankreich der Jakobinerherrſchaft ſeit lange müde waren und weil der Sturz der Triumvirn einen Strom der öffentlichen Meinung entfeſſelte, dem keine menſchliche Macht Halt gebieten konnte. Die ſchamlos unterdrückte und ausgebeutete Mehrheit der anſtändigen und gebildeten Leute verlangte gebieteriſch nach Ruhe, nach Freiheit der wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Bewegung — und nach Genuß des ihr vier Jahre lang verkümmert geweſenen Daſeins. So gebieteriſch äußerte ſich die Volksſtimmung, daß die Geſetze über die Verdächtigen, das Revolutionstribunal, die Vorſchriften über die Lebensmittelpreiſe, die Gewalt der Sektionsausſchüſſe und zahlreiche andere Ausgeburten der Schreckenszeit in Wegfall kamen, bevor der Konvent auch nur die Zeit zur Aufhebung derſelben gehabt hatte. Aehnlich ging es mit der Freilaſſung der Gefangenen zu (von denen manche übrigens noch mehrere Monate lang verhaftet blieben); gegen den Wunſch und Willen der Konventsmehrheit *mußte* zu Maſſenentlaſſungen geſchritten werden, weil das Volk dieſelben andernfalls gewaltſam erzwungen haben würde. Wenige Wochen genügten, daß das Ausſehen von Paris ſich bis zur Unkenntlichkeit veränderte, daß die äußeren Abzeichen des Sansculottismus verpönt, die gefürchteten Jakobiner bei ihrem Erſcheinen an öffentlichen Orten ausgepfiffen und geprügelt, die Weiſen des Ça ira, der Carmagnole, ja ſchließlich der Marſeillaiſe durch die Töne eines Liedes erſetzt wurden, das man das „Volkserwachen“ (Réveil du peuple) nannte und das u. a. die nachſtehenden, vielſagenden Strophen enthielt:

„Alle haben ſie getrunken
Unſrer beſten Bürger Blut!
Sendet alle in die Hölle,
Tod der ganzen Mörderbrut.“

Einen Winter wie denjenigen des Jahres 1794/95 hatte Paris noch nie erlebt. Gepreßt durch einen entſetzlichen Getreidemangel und die Folgen vieljähriger Erwerbsſtockung, wandten die ärmeren und mittleren Klaſſen ſich mit verdoppeltem Eifer der Arbeit zu, — die durch ein Luſtrum von beſtändiger Todesfurcht geängſtigt geweſenen höheren Schichten aber warfen ſich mit fieberhafter Gier auf ein Genuß- und Vergnügungsleben, das alsbald kein Maß und kein Ziel mehr zu kennen ſchien. Es war, als ſolle in wildem Taumel nachgeholt werden, was während der vorhergegangenen Jahre hatte verſäumt werden müſſen.

Die maßgebende Geſellſchaft der letzten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts war in ſittlicher Rückſicht von derjenigen der *alt*-franzöſiſchen Ordnung wenig verſchieden. Sie ſetzte ſich zum einen Teil aus den Siegern des neunten Thermidor (den ſogen. Thermidoriens), zum andern aus neu emporgekommenen Geldleuten und endlich aus denjenigen Ueberbleibſeln des alten Hofadels zuſammen, die den Umſchwung der öffentlichen Meinung dazu benutzt hatten, in das Vaterland zurückzukehren. Innerhalb dieſer Kreiſe ſpielte die „Bürgerin“ Tallien anerkanntermaßen die erſte Rolle. Sie gab den Ton an, ſie beſtimmte die Mode, ſie entſchied über die geſellſchaftliche Zulaſſung derjenigen, die ſich den neuen Machthabern anſchließen wollten. Während wütende Parteikämpfe den Konvent zerriſſen, wiederholte Straßenkämpfe die letzten Zuckungen des Revolutionsgeiſtes bezeugten, die Aſſignaten (das Papiergeld) den Reſt ihres Wertes einbüßten, die Brotpreiſe eine ſchwindelnde Höhe erreichten und die Lebensmittel ſchließlich ſo rar wurden, daß man nachts vor den Bäckerläden Queue ſtand, um morgens früh ein kleines Stück ſchlechten Gebäcks erhaſchen zu können, folgte in der leichtlebigen Geſellſchaftsſchicht, welche durch die jüngſten Ereigniſſe an die Oberfläche gebracht worden war, ein üppiges Feſt auf das andere. Wegen der vorangegangenen Lockerung aller ſittlichen Begriffe, der Leichtigkeit, mit welcher Ehen geſchloſſen und wieder aufgelöſt werden konnten und im Zuſammenhange mit der ſchamloſen Ausbeutung der öffentlichen Mittel, welche die neuen Machthaber und deren finanzielle Helfershelfer ſich angelegen ſein ließen, griff eine Leichtfertigkeit um ſich, die die ſchlimmſten Ausſchweifungen der alten, mindeſtens äußerlich anſtändig gebliebenen Adelswirtſchaft weit übertraf. Es war das die Zeit der dem klaſſiſchen Altertum nachgebildeten Frauentrachten, die nichts mehr verhüllten (costumes de nudité), der mit vollendeter Geſchmackloſigkeit gekleideten, in ein halbes Dutzend Halstücher gewickelten Incroyables, der geckenhaften Muscadins, — die Zeit, wo man das Haar à la victime (d. h. mit freiem Nacken, wie die Guillotineſchlachtopfer) trug und wo man Bälle veranſtaltete, die allein von Verwandten unſchuldig Hingerichteter beſucht werden durften und deren Tänze die Hinrichtungsprozedur in frivolſter Weiſe nachäfften. — Allenthalben glänzte Frau Tallien in der vorderſten Reihe, im Guten wie im Schlechten wurde ihrem Beiſpiel nachgeeifert, von Ehrbaren wie von Gedankenloſen ihre Oberherrſchaft anerkannt, von anſpruchsvollen Männern und Frauen aller Richtungen und Parteien der Salon aufgeſucht, in welchem ſie und ihre beiden Freundinnen, die allezeit muntere und lebensluſtige Witwe Joſephine Beauharnais und die ſchöne Madame Remuſat, Huldigungen entgegennahmen. Auf die Dauer konnten auch ſtrenge Rigoriſten der anmutigen, immer liebenswürdigen und graziöſen und dabei gutmütigen, gefälligen und aufgeweckten Frau nicht zürnen, die für jedermann ein verbindliches Lächeln übrig hatte, gern half, wo ſie helfen konnte und (um eine franzöſiſche Redewendung zu gebrauchen) mit ihrer Perſon ebenſo bereitwillig zahlte wie mit ihrem Geldbeutel. Daß Therezias Führung zu Bedenken ernſthafteſter Art Veranlaſſung gebe, konnte freilich auch da nicht geleugnet werden, wo man die von „tugendhaften“ Jakobinern gegen „unſere liebe Frau vom Thermidor“ erhobenen Anklagen entrüſtet zurückwies und wo man grad heraus erklärte, daß die Leichtfertigkeit dieſer echten Franzöſin eine höhere Stufe der Menſchlichkeit darſtelle, als die kannibaliſche Tugendhaftigkeit gewiſſer Robespierre-Anbeterinnen. Daß die Ehe mit Tallien alsbald nach der Geburt einer Tochter (der ſpäteren Gräfin Thermidor Roſa Thereſia Narbonne) brüchig wurde und daß die beiden Gatten einander nur noch dem Namen nach angehörten, als der in eine Stellung zweiten Ranges herabgedrückte Held des neunten Thermidor ſeinem Freunde, dem General Bonaparte, nach Aegypten folgte, — das konnte der ſchönen, an den unwürdigen Mann halb unfreiwillig verheirateten Sünderin mit Rückſicht auf die Lockerheit der Zeit allenfalls nachgeſehen werden. Schlimmer war, daß ihre drei während der Jahre 1798 bis 1802 geborenen Kinder nicht mehr auf den Namen Tallien, ſondern auf den Namen Cabarrus in die Standesregiſter eingetragen worden waren und daß es dabei auch blieb, nachdem die im Jahre 1794 geſchloſſene Ehe am 8. April 1802 wieder aufgelöſt worden war. Obgleich Tallien längſt die Gnade des nunmehrigen erſten Konſuls verloren hatte, ließ Napoleon doch derſchwer kompromittierten Schickſalsgenoſſin ſeiner Gemahlin den Hof verbieten. Donna Therezias geſellſchaftliche Stellung vermochte aber auch der mächtigſte Mann ſeiner Zeit nicht zu erſchüttern. Sie ſchloß ſich an Frau von Staël und die Partei der royaliſtiſchen Oppoſition an, galt nach wie vor für eine der ſchönſten Frauen Europas und reichte — eben dreißig Jahre alt geworden — im Jahre 1805 einem ahnenberühmten großen Herrn, dem Grafen Joſeph de Caraman-Riquet, Fürſten von Chimay, die vielumworbene Hand. Die bewegte Periode ihres Lebens war jetzt geſchloſſen, die neue Fürſtin beſann ſich darauf, daß eine Frau von Rang ihre Stellung zu wahren habe und daß ſie als geborene Spanierin gut katholiſch ſein müſſe; ſie erzog ihre drei Kinder in „korrekten“ Grundſätzen und ſah es als Glück an, daß ihre dritte Ehe wenigſtens nachträglich (nach dem im Jahre 1814 erfolgten Ableben des erſten, ihr kirchlich verbunden geweſenen Gemahls) auf Befehl des Papſtes katholiſch eingeſegnet werden konnte. Seit der Wiederherſtellung der alten europäiſchen Ordnung brachte das fürſtliche Paar die Sommermonate auf dem in den Niederlanden belegenen Schloſſe Chimay, den Winter in dem geliebten Paris zu, wo das prächtige Palais an der Rue de Babylone viele Jahre lang den Sammelplatz von Künſtlern, Gelehrten — und guten Katholiken der vornehmen Welt bildete. An die bewegten, wahrſcheinlich halbvergeſſenen Jahre der Schreckenszeit ſoll die merkwürdige Frau während dieſer friedlichen Periode wenigſtens einmal erinnert worden ſein. Auf einem Ball der Reſtaurationszeit begegnete der bereits betagten Matrone ein eleganter Mann in mittleren Jahren, deſſen Unterhaltungstalent einen Kreis von Damen verſammelt hatte. „Donna Therezia“ erkannte in dem Herrn, den man ihr als angeſehenen liberalen Journaliſten bezeichnete, ihren knabenhaften Verfolger von 1794, den jungen Jullien wieder! Der Eindruck war ſo überwältigend, daß die vielerfahrene Weltdame wenigſtens für einen Augenblick die Herrſchaft über ſich ſelbſt verlor und mit dem Ausruf: „Dieſer Menſch wollte mich auf die Guillotine ſchicken -- nur der neunte Thermidor hat mich gerettet“, ohnmächtig zu Boden ſank.

„Allgemein verehrt“ verſtarb die Fürſtin Thereſia von Chimay am 15. Januar 1835 zu Brüſſel. Zwiſchen ihren legitimen Erben und den drei in den Jahren 1798 bis 1802 geborenen Kindern kam es zu einem ziemlich ärgerlichen Prozeß, — die Sache wurde indeſſen bald vergeſſen, obgleich die Chimays den Rechtsſtreit verloren. Die Nachkommen der Bürgerin Tallien, der „lieben Frau vom Thermidor“ gehören noch gegenwärtig der Ausleſe des hohen belgiſchen Adels an.

III. Frau von Cuſtine.

Der großen Zahl vornehmer franzöſiſcher Edelleute, welche bei Ausbruch der Revolution konſtitutionellen und liberalen Grundſätzen huldigten, gehörten der Gouverneur von Toulouſe Graf de Cuſtine und deſſen im Jahre 1768 geborener Sohn Philipp an. Der Vater hatte mit vieler Auszeichnung im ſiebenjährigen Kriege, ſpäter an der Seite Lafayettes gegen die Engländer in Amerika gefochten, den Rang eines Maréchal de Camp (Generalmajor) erworben, in der konſtituierenden Verſammlung der freiſinnigen Minderheit des Adels angehört und bei Ausbruch des Krieges ein Kommando übernommen, — der Sohn im Jahre 1792 die diplomatiſche Laufbahn gegen eine Adjutantur im Armeekorps des Vaters ausgetauſcht, nachdem er kurz zuvor mit Delphine, Gräfin von Sabran verheiratet worden war. Zwiſchen dem General und ſeiner jungen, durch Geiſt und Schönheit ausgezeichneten Schwiegertochter beſtand eine gewiſſe Spannung, weil die Familie derſelben ſtrengkonſervativen Grundſätzen huldigte und ihre Mutter bereits im Auguſt 1792 ausgewandert war. Während der Schwiegervater der jungen Frau gegen die verbündeten Oeſterreicher und Preußen zu Felde lag, nach dem Abfall Dumouriez' den Oberbefehl über die Revolutionsarmee antrat und Mainz wegnahm, lebte die Schwiegermutter ſeines Sohnes unter dem beſonderen Schutz des Prinzen Heinrich von Preußen auf deutſchem Gebiet. Frau von Cuſtine hatte ſich mit ihrem neugeborenen Sohn in ein Dorf der Normandie zurückgezogen, um den Ereigniſſen, welche das revolutionäre Paris erſchütterten, fernbleiben und die Rückkehr ihres auf dem Kriegsſchauplatze beſchäftigten Gemahls in Sicherheit abwarten zu können.

So lagen die Verhältniſſe, als die junge Frau im Sommer 1793 von der Nachricht überraſcht wurde, daß der Wohlfahrtsausſchuß ihren Schwiegervater von der Armee abberufen und unter die Anklage geſtellt habe, den Verluſt von Mainz in verräteriſcher Weiſe verſchuldet und unrepublikaniſche Geſinnungen bethätigt zu haben. Unter dem Eindruck dieſer Schreckenskunde waren alle früheren Zwiſtigkeiten vergeſſen. Ohne jede Rückſicht auf die eigene Sicherheit eilte Frau von Cuſtine nach Paris, wo ſie den im Abteigefängnis eingekerkerten General täglich beſuchte, ihm Troſt zuſprach und die Richter des Revolutionstribunals aufſuchte, um zu ſeinen Gunſten zu wirken. Der Mut und die Unerſchrockenheit, welche die ſtrahlend ſchöne Frau bei dieſen Gelegenheiten bewies, wurden alsbald zum Stadtgeſpräch von Paris, — eine Ehre, die unter den damals gegebenen Umſtänden lebensgefährlich werden konnte und Auftritte der entſetzlichſten Art im Gefolge hatte. — Im Auguſt (1793) begann das öffentliche Verhör des Generals und Delphine ließ es ſich nicht nehmen, den Verhandlungen beizuwohnen, eben dadurch aber die Wut des gefürchteten öffentlichen Anklägers Fouquier-Tinville aufs äußerſte zu ſteigern und den Vorſtadtpöbel gegen ſich aufzubringen. Nach einer Gerichtsſitzung, ſo berichtet eine zeitgenöſſiſche Aufzeichnung, wurde der General in ſein Gefängnis zurückgeführt, ſeine Schwiegertochter aber trat auf die Treppe des Juſtizpalaſtes, um zu Fuß und ohne jede Begleitung den Fiaker aufzuſuchen, der ſie in einer Nebenſtraße erwartete. Treppe und Gaſſen waren mit Pöbelmaſſen bedeckt, welche der jungen Frau um ſo größere Furcht einflößten, als dieſelbe durch ein ihr in dieſem Augenblicke zugeſtecktes Billet vor einem Ueberfall gewarnt und in dringendem Tone aufgefordert worden war, die höchſte Vorſicht zu üben ... Bei jedem Schritt, den ſie beim Herabſteigen von der Treppe weiter that, wuchs der drohende Lärm, mit welchem das Erſcheinen der Unglücklichen vom Pöbel begrüßt wurde. „Seht die Cuſtine — die Tochter des Verräters!“ hieß es von allen Seiten, während wilde Drohungen ausgeſtoßen, bloße Säbel und Piken geſchwungen wurden. Wohlbekannt mit der Größe der ſie umgebenden Gefahr und gewärtig, durch ein Zeichen von Schwäche das Aeußerſte über ſich heraufzubeſchwören, biß Frau von Cuſtine ihre Lippen blutig, um die Totenbläſſe zu bekämpfen, die ihr Geſicht überzogen hatte. Verzweiflungsvoll um ſich blickend, wurde ſie, als ſie die Gaſſe erreicht hatte, eines jungen Weibes gewahr, das mit ſeinem Säugling unter der Menge ſtand. Frau von Cuſtine ſchritt auf dasſelbe zu und ſagte der jungen Mutter ein Wort über ihr hübſches Kind. Mit einem Blick hatte die Frau verſtanden, was vorging. „Nehmen Sie das Kind, aber raſch,“ flüſterte ſie der Bedrohten leiſe zu. Frau von Cuſtine nahm den Säugling auf den Arm, herzte denſelben und ſetzte im Geleit dieſes kleinen Beſchützers ihren gefährlichen Weg weiter fort. Jetzt wurden die umſtehenden Frauen aus dem Volke gerührt — die Maſſen traten zurück, das Kind ſchützte ſeine Trägerin und die eben erſt aufs äußerſte gefährdete Frau konnte den Weg bis an den Pont neuf (die bekannte über die Seine führende Brücke) zurücklegen, ohne daß ſie weiter bedroht oder behelligt worden wäre. Hier nahm die Mutter ihr Kind zurück — beide Frauen ſahen ſich einen Augenblick an und ſchieden, ohne ein einziges Wort miteinander gewechſelt zu haben.

Am 27. Auguſt wurde der General zum Tode verurteilt, andern Morgens das Urteil an ihm vollſtreckt. — Der Vater war abgethan, jetzt kam der fünfundzwanzigjährige Sohn an die Reihe, weil er das Verbrechen begangen hatte, des Hingerichteten Adjutant geweſen zu ſein und denſelben nach Kräften verteidigt zu haben. Bereits vor der Hinrichtung ſeines Vaters verhaftet und in das Gefängnis la Force geſperrt, ſah Philipp von Cuſtine voraus, daß jeder Verſuch zur Widerlegung der gegen ihn erhobenen, in Wahrheit völlig nichtigen Anklage zwecklos ſein werde und daß der ſchändliche Präſident Dumas (ein eitler Pedant vom Schlage Robespierres, der bei feierlicher Gelegenheit in blutrotem, mit Spitzen geſchmücktem Rock paradierte) ihm im voraus den Tod geſchworen habe. Die einzige mögliche Rettung war diejenige durch die Flucht und die Mittel zu einer ſolchen hatte die heldenmütige junge Frau beſchafft, die den Gemahl täglich beſuchte. Es war ihr gelungen, die Teilnahme Louiſens, der Tochter des Gefängnisaufſehers, zu erregen. Da der Gefangene jugendlich und mädchenhaft ausſah, ſollte er die Kleider ſeiner Frau anlegen, dieſe aber in den Anzug Louiſens geſteckt werden, in ſolcher Verkleidung ſollten beide das Gefängnis durch das gewöhnliche Ausgangsthor verlaſſen, während Louiſe durch eine andere Thür verſchwinden zu können hoffte. Die Sache erſchien ausführbar, da Frau von Cuſtine ihre Gefängnisbeſuche nachmittags und vor Anzündung der Lampen zu beendigen pflegte und das trübe, neblige Winterwetter (es war Ende Dezember) eine Verwechslung der Perſonen erleichterte. Louiſen war eine ſofort zahlbare Summe von dreißigtauſend Franken in Gold und eine Leibrente von zweitauſend Franken zugeſichert.

Am Vorabende des für die Ausführung der Flucht angeſetzten Tages veröffentlichten die Zeitungen ein Konventsdekret, welches die Begünſtigung des Entweichens von Gefangenen mit Todesſtrafe bedrohte. Ueber den weiteren Verlauf laſſen wir den Bericht folgen, den der Sohn Delphinens, der im Jahre 1857 verſtorbene Marquis Aſtolfe de Cuſtine hinterlaſſen hat:

„Kurz vor der feſtgeſetzten Stunde erſchien meine Mutter im Gefängnis. Auf der Treppe begegnete ihr Louiſe, die in Thränen ſchwamm. „Was iſt dir, mein Kind?“ fragte meine Mutter. „Ach gnädige Frau,“ gab das Mädchen (das in ſeiner Aufregung das vorgeſchriebene Duzen und die Anrede „Bürgerin“ vergeſſen zu haben ſchien) zur Antwort -- „ach ſehen Sie ſelbſt zu -- Sie allein können ihn noch retten — ſeit heute früh will er nichts mehr von Flucht wiſſen . . . Er hat die Zeitung geleſen.“ Meine Mutter erriet das übrige -- ſie war nahe daran in Ohnmacht zu fallen, denn ſie kannte den Edelſinn ihres Mannes und ſah ihn bereits im Geiſte das Schafott beſteigen. „Komm mit, Louiſe,“ ſagte ſie, „du wirſt mehr bei ihm ausrichten können als ich.“ Louiſe trat in die Zelle und jetzt entſpann ſich ein Auftritt, den meine Mutter mir nur ein einziges Mal zu erzählen vermocht hat.

„Du willſt dich nicht retten!“ rief meine Mutter, als ſie einige Augenblicke nach Louiſen in die Zelle trat. „Unſer Sohn wird zur Waiſe werden, — denn ich werde auch ſterben.“

„Das Leben dieſes Mädchens zu opfern, um meines zu retten — das iſt unmöglich.“

„Sie wird nicht geopfert werden, ſie wird mit uns fliehen und ſich mit uns verſtecken.“

„In Frankreich kann ſich niemand mehr verſtecken Dieſes unglückliche Land kann man nicht mehr verlaſſen. Was du von Louiſen verlangſt, geht über alle Pflicht hinaus.“

„Retten Sie ſich, Herr,“ rief das brave Mädchen, „Ihre Rettung iſt zu meiner eigenen Angelegenheit geworden.“

„Kennſt du das eben erlaſſene Geſetz nicht?“ Und mein Vater begann dasſelbe zu verleſen.

„Ich weiß alles,“ unterbricht Louiſe ihn, „aber nochmals -- retten Sie ſich, ich flehe Sie noch einmal darum an, ich bitte Sie auf den Knieen darum. Meine Ehre, mein Leben, mein Glück hängen von Ihrer Rettung ab. Sie haben mir ein Vermögen verſprochen, — vielleicht können Sie Ihr Verſprechen nicht mehr halten, — ich werde Sie dann umſonſt retten. Wir werden uns flüchten und ſpäter auswandern — ich will für Sie arbeiten. Laſſen Sie mich nur gewähren.“

„Wir werden ergriffen werden und du wirſt ſterben.“

„Und wenn ich dazu bereit bin — was ſagen Sie dann?“

„Niemals.“

Bei dieſer Entſchließung des edlen Mannes blieb es. Folgenden Tages (am 1. Januar 1794) wurde Philipp von Cuſtine vor das Revolutionstribunal geſtellt, zwei Tage darauf ſein Todesurteil ausgeſprochen.“

Ueber den am Abend des nämlichen Tages ſtattgehabten letzten Abſchied der beiden jungen Gatten berichtet der Sohn das Folgende: „Schweigend ging meine Mutter auf meinen Vater zu — ſie umarmte ihn ſtill und ſetzte ſich neben ihn, indem ſie ihren Arm um ſeinen Nacken ſchlang. So blieben ſie drei Stunden zuſammen, ſprachen dabei aber nur wenig und zumeiſt von ihrem Sohn. Meine Mutter, die ſich nicht mehr beherrſchen zu können glaubte, ſtand endlich auf, um zu gehen; ſie hatten in einem Zimmer geſeſſen, in welches mehrere Zellen mündeten. Plötzlich ſprang eine Thür auf und aus derſelben trat ein Mann, der eine Blendlaterne in der Hand hielt. Es war ein Gefangener, der einen anderen beſuchen wollte und höchſt wunderlich gekleidet war: er trug einen kurzen mit Schwan beſetzten Schlafrock und weiße Unterkleider, auf ſeinem Kopf ſaß eine große Baumwollnachtmütze mit mächtiger feuerfarbener Schleife am Zipfel. Die Geſtalt trat auf die beiden Gatten zu, um ſie einen Augenblick zu betrachten und ſodann weiter zu gehen — meine Eltern ſahen einen alten Mann, der ſeine Wangen rot geſchminkt hatte. Trotz ſeiner Verzweiflung blickte das totenſtill daſitzende Paar die wunderliche Geſtalt mit höchſtem Erſtaunen an; ohne daran zu denken, daß der Alte ſich wahrſcheinlich geſchminkt hatte, um nicht anderen Tags beim Beſteigen des Blutgerüſts totenbleich auszuſehen, brachen ſie in ein gräßliches Gelächter aus. Das Gelächter ſchlug ſchließlich in konvulſiviſches Schluchzen um und die mitleidigen Wächter trugen meine Mutter, die in einen heftigen Nervenkrampf geriet, halb ohnmächtig aus dem Gefängnis, während mein in dieſelben Konvulſionen geratener Vater allein blieb. — Andern Morgens ſchrieb er — wenige Stunden vor ſeiner auf fünf Uhr nachmittags angeſetzten — Abführung zum Richtplatz die nachfolgenden Abſchiedsworte:

„Neun Uhr morgens.

„Ich kann meinen letzten Lebenstag nicht beſſer beginnen, als durch Wiederholung der zärtlichen und ſchmerzlichen Empfindungen, die Du mir eingeflößt haſt. Das eine Mal ſuche ich dieſe Empfindungen zurückzudrängen — das andere Mal kann ich ſie nicht los werden. Was wird aus Dir werden? Wird man Dir Deine Wohnung, mindeſtens Dein Zimmer laſſen? Traurige Gedanken — traurige Bilder!

„Neun Stunden lang habe ich geſchlafen. Warum hat Deine Nacht nicht ebenſo ruhig ſein können? Denn Deine Zärtlichkeit, nicht Deine Pein iſt es, deren ich bedarf.

„Du weißt von dem Opfer, das ich gebracht habe. Ich habe einem armen Schickſalsgefährten, der Dich in Deiner Kindheit geſehen hat und der ein guter Menſch zu ſein ſcheint, zu helfen verſucht. Wenn man ſeine eigene Leiden beendet, iſt man glücklich diejenigen eines anderen lindern zu können. Laß das Philoctète wiſſen.

„Ich habe vergeſſen Dir zu ſagen, daß ich mich beinahe allein und einzig um der Perſonen willen verteidigt habe, die mich lieben.“

(Der Schickſalsgenoſſe, der Frau von Cuſtine „als Kind geſehen hatte“ und der nicht verurteilt worden war, war ein Herr Bertrand, dem der Verurteilte einen Teil der zu ſeiner Flucht beſtimmt geweſenen Summe ſchenkte; Spender dieſer Summe war ein treuer Freund, Philoctète de Chaumont geweſen.)

„Nachmittags vier Uhr.

„Ich muß Dich verlaſſen — in dieſem Brief ſchick ich Dir mein Haar — die Bürgerin (Louiſe) will Dir beides übergeben. Zeige Dich dafür erkenntlich.

„So iſt denn alles aus, geliebte Delphine, und ich umarme Dich zum letztenmal. Ich kann Dich nicht mehr ſehen und ſelbſt wenn ich es könnte, wollte ich es nicht. Die Trennung iſt zu ſchwer und der Augenblick nicht danach angethan, weich zu werden.

„Doch was ſage ich? Kann ich anders als weich werden, wenn ich mir Dein Bild vergegenwärtige? Es gibt nur ein Mittel dagegen — dieſes Bild gewaltſam von mir zu weiſen. — Mein Ruf wird ſo bleiben, wie er es verdient, und was das Leben anlangt, ſo iſt dasſelbe ſeiner Natur nach ein zerbrechliches Ding. Die einzigen Empfindungen, die meine Ruhe zuweilen ſtören, ſind diejenigen des Bedauerns. Nimm es auf Dich, dieſelben zum Ausdruck zu bringen — Du kennſt meine Empfindungen ja ſo gut. Wende Deine Gedanken von den ſchmerzlichſten meiner Gefühle ab, da dieſe doch nur Dir gelten.

„Abſichtlich habe ich, ſoviel ich weiß, niemand ein Leid zugefügt, wohl aber zuweilen den lebhaften Wunſch gefühlt, Gutes zu thun. Ich wünſchte mehr Gutes gethan zu haben, Gewiſſensbiſſe empfinde ich indeſſen nicht. Warum ſollte ich Angſt empfinden? Sterben muß man einmal und es iſt ebenſo einfach wie Geborenwerden.

„Aber Dein Los betrübt mich — möchte dasſelbe gelindert werden, möchten Dir noch glückliche Tage beſchieden ſein — das iſt mein liebſter, mein innigſter Wunſch.

„Lehre Deinen Sohn ſeinen Vater kennen — halte ihm durch aufgeklärte Sorge das Laſter fern. Möchte er eine energiſche und reine Seele haben, die ihm das Unglück ertragen hilft.

„Lebe wohl! Die Hoffnungen meiner Einbildungskraft und meines Herzens zu Gewißheiten zu erheben, wage ich nicht. Glaube mir aber, daß ich mit dem Wunſche ſcheide, Dich wiederzuſehen.

„Der kleinen Zahl derjenigen, die ſich über meine Verurteilung freuen, vergebe ich. Der Ueberbringerin dieſes Briefs ſollſt du eine Belohnung geben.“

Cuſtine ſchrieb noch, als die Namen der zu den Hinrichtungen dieſes Tages (4. Januar) beſtimmten Opfer im Hof des Gefängniſſes aufgerufen wurden. Im eigentlichſten Sinne des Wortes mußte der Gefängnisaufſeher ihm die Feder entreißen, um ihn in den Karren zu ſetzen, der die Fahrt zum Schafott antrat.“

Eine Stunde ſpäter war die dreiundzwanzigjährige Delphine de Cuſtine Witwe. Da ſie in Frankreich völlig allein daſtand, beſchloß ſie mit ihrem Kinde nach Deutſchland zu fliehen, wo ihre Mutter lebte. Der kleine anderthalbjährige Aſtolfe ſollte von ſeiner getreuen Wärterin Nanette Ebelin durch das Elſaß nach Pyrmont gebracht werden und hier mit ſeiner Mutter zuſammentreffen, die inzwiſchen mit Hilfe eines auf den Namen einer Spitzenhändlerin lautenden falſchen Paſſes nach Brüſſel fliehen wollte. In dem Augenblick, wo ſie ihre Briefſchaften ordnete, um nach Verbrennung der gefährlichſten derſelben auf die Poſt zu gehen und die nach Flandern abgehende Diligence zu beſteigen, vernahm die unglückliche Frau den Eintritt mehrerer Perſonen in ihre beſcheidene Wohnung. Sie hate noch Zeit einige beſonders bedenkliche Schriftſtücke in das Sofa zu ſtecken, als mehrere Mitglieder des Sicherheitsausſchuſſes in Begleitung des Präſidenten des Sektions-(Stadtviertels-)Ausſchuſſes eintraten, um ſie wegen beabſichtigter Auswanderung zu verhaften. Ihre Sachen wurden verſiegelt, ſie ſelbſt aber in das Karmelitergefängnis abgeführt. Sie war von ihrer Kammerfrau denunziert worden, die das zitternd ſelbſt eingeſtand.

Das Gefängnis, in welchem Delphine von Cuſtine die folgenden ſechs Monate (April bis September 1794) verbrachte, war das nämliche, in welchem die ſpätere Frau Tallien, Joſephine Beauharnais, die Herzogin von Aiguillon, die Gräfin Jarnac und andere vornehme Frauen der ihnen drohenden Verurteilung harrten. Frau Delphine wurde die Zellengenoſſin der ſpäteren Kaiſerin Joſephine — monatelang erwieſen beide Frauen ſich beim An- und Auskleiden die kleinen Dienſte, welche ſonſt von ihren Dienerinnen beſorgt worden waren. Wie eine Mitgefangene, Mrs. Elliot, in ihren Denkwürdigkeiten berichtet, erregte die junge Witwe durch ihre Schönheit ſo allgemeine Bewunderung, daß mehrere der mit eingeſperrten und bereits der Guillotine verfallenen Männer ſich ſterblich in ſie verliebten. — Bei ihr ſelbſt überwog die Sorge um ihr Kind (wegen der Verhaftung der Mutter war die Flucht des Sohnes und ſeiner Wärterin aufgegeben worden) jede andere Rückſicht, zumal die verſteckten Papiere aufgefunden und zu einer fulminanten Anklage gegen die unglückliche Beſitzerin verwendet worden waren. Die Anklage auf verſuchte heimliche Auswanderung bedeutete während der Schreckenszeit eine Kapitalanklage und war durch das bei der Verhaftung beſchlagnahmte Reiſebündel ſo gut beglaubigt, daß die Verurteilung unvermeidlich erſchien. Wiederholt mußte Frau von Cuſtine vor dem Wachtausſchuß ihrer Sektion (Stadtviertel) erſcheinen, um über ihre Reiſeausrüſtung Auskunft zu erteilen. Als bedenklichſtes Stück derſelben wurde ein Paar Schuhe angeſehen, das nach Meinung des „Ausſchußpräſidenten“, eines buckligen Schuſters, engliſchen Urſprungs ſein ſollte — jede Beziehung zu England aber galt unter den gegebenen Umſtänden für hochverräteriſch. Die ſchwer bedrohte Frau ließ ſich indeſſen nicht entmutigen und trat dem feindlichen „Präſidenten“ mit dem Aufgebot ihrer vollen Energie entgegen, indem ſie ihm vorwarf, trotz ſeiner „beſſeren Fachkenntnis“ die Natur ihrer Schuhe zu verkennen, die aus der Werkſtatt eines von ihr namhaft gemachten ehemaligen Hofſchuſters ſtammten. Der „Präſident“ gab zur Antwort, daß mindeſtens das Leder engliſchen Urſprungs, der Verfertiger aber ein Ariſtokrat und ſchlechter Bürger ſei. „Aber ein guter Schuhmacher,“ replizierte die Angeklagte, indem ſie die Lacher auf ihre Seite zog und denſelben eine Karikatur des geſamten Auftritts vorhielt, bei welcher der bucklige Präſident beſonders ſchlecht wegkam.

Daß in der Sache ſelbſt nichts für ſie gewonnen ſei, wußte die Angeklagte genau genug, um ſtündlich der Abführung vor das Revolutionstribunal gewärtig zu ſein. Zu ihrer Verwunderung verzögerte dieſe Abführung ſich indeſſen von Woche zu Woche und von Monat zu Monat. Die Erklärung dafür ſollte ſie erſt nach ihrer Befreiung erhalten. Eines der Mitglieder des Sektionsausſchuſſes, der als wütender Jakobiner bekannte Maurergeſelle Gérôme war durch das mutige Verhalten und die blendende Erſcheinung der jungen Frau ſo vollſtändig bezaubert worden, daß er ſich die Rettung derſelben gelobt hatte. Seiner entſchiedenen Geſinnung wegen von dem öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville hochgeſchätzt, hatte Gérôme das Recht, das Arbeitszimmer des gefürchteten Mannes jederzeit und auch während der Abweſenheit desſelben zu betreten. Er wußte daß Fouquier die in ſeinem Aktenſchrank verwahrten Anklagedokumente der Reihe nach zu bearbeiten pflegte und machte ſich das zu nutze, indem er die auf Frau von Cuſtine bezüglichen Akten ſtets zuunterſt des Kartons ſchob, in welchem dieſelben aufgehoben wurden. Bei der ungeheuren Maſſe täglich zu erledigender Fälle konnte der öffentliche Ankläger die einzelnen nicht im Gedächtnis behalten, ſondern er mußte ſich lediglich auf ſeine Aktenordnung verlaſſen. — Auf ſolche Weiſe wurde die Cuſtineſche Angelegenheit vom April bis tief in den Juli hinein verſchleppt: am 24. Juli enthielt der Karton aber nur noch drei unerledigt gebliebene Aktenhefte und mußte Gérôme, da die Wegnahme eines derſelben unzweifelhaft bemerkt worden wäre, ſeinen Schützling für verloren halten.

Das rettende Ereignis, das dieſe Befürchtungen und diejenigen ungezählter anderer Gefangener beſeitigte, war der „neunte Thermidor“, — der am 27. Juli (1794) erfolgte Sturz Robespierres. Wie wir wiſſen, hatten die Urheber dieſer Staatsveränderung ſchlechterdings keinen Syſtemwechſel beabſichtigt, ſondern dieſer war durch die Gewalt der öffentlichen Meinung erzwungen worden. — Zunächſt hatte Fouquier mit der Aburteilung der Partei- und Schickſalsgenoſſen Robespierres alle Hände voll zu thun (binnen dreier Tage fielen mehr als hundert Köpfe, darunter diejenigen von Perſonen, die den geſtürzten Schreckensmann kaum jemals geſehen und ſicher nie mit ihm ein Wort gewechſelt hatten) —, dann aber war an ihn ſelbſt die Reihe gekommen. Nachdem der Urheber ungezählter Juſtizmorde in den erſten Tagen des Auguſt verhaftet worden, veränderten ſich die Dinge ſo, daß von der Anklage, geſchweige denn der Hinrichtung willkürlich verhafteter Frauen nicht mehr die Rede war. Für ihr Leben hatte Delphine de Cuſtine ſeit dem 27. Juli nichts mehr zu fürchten, die gehoffte Entlaſſung aus dem Gefängnis aber zog ſich noch um Wochen und Monate hinaus. Wegen der nach Tauſenden zählenden Maſſe unſchuldig Verhafteter nahmen die Arbeiten der mit Prüfung der Denunziationen und Anklageakte betrauten Kommiſſion längere Zeit in Anſpruch und wurden vorläufig nur diejenigen auf freien Fuß geſetzt, die über gute Verbindungen oder über reichliche Geldmittel zu verfügen hatten. Frau von Cuſtine fehlten die einen wie die anderen. Mit „unſerer lieben Frau vom Thermidor“ war ſie nicht näher bekannt geweſen, von ihren leichtlebigen, längſt entlaſſenen Schickſalsgefährtinnen Joſephine Beauharnais, der Frau von Lameth und der Herzogin von Aiguillon ſchien ſie vergeſſen worden zu ſein, ihre Barſchaft war auf ein Geringes zuſammengeſchmolzen und der getreue Gérôme als Anhänger der beſiegten Partei um allen Einfluß gebracht worden. — Die Rettung kam ihr auch dieſes Mal von unerwarteter Seite. Der Vater der getreuen Wärterin des kleinen Aſtolfe, ein ehrlicher Fabrikarbeiter, der bei der Familie Cuſtine früher in Dienſt geſtanden, ſetzte auf die Bitte ſeiner Tochter ein an die Bittſchriften-Kommiſſion gerichtetes Schreiben auf. Als Präſes des gedachten Ausſchuſſes und Mitglied anderer einflußreicher Behörden fungierte ſeit dem Sturze Robespierres der in der Revolutionsgeſchichte vielgenannte Legendre, ein wohlhabender Fleiſchermeiſter der Antonsvorſtadt, der als Freund Dantons ſeinen Weg gemacht hatte und vom Anhänger zum Gegner des Schreckensſyſtems geworden war. Ein glücklicher Zufall wollte, daß das zu Gunſten der „Bürgerin Cuſtine“ eingereichte Geſuch dem Sekretäre Legendres, Roſſigneux, am Abend des 3. Oktobers (1794) in die Hände fiel, und daß dieſer junge Mann von der ſchönen und mutigen Frau genug gehört hatte, um an dem Schickſal derſelben warmen Anteil zu nehmen. Roſſigneux blieb die halbe Nacht auf dem Bureau, um die Rückkehr ſeines ungewöhnlich lang ausbleibenden Vorgeſetzten abzuwarten. Als Legendre morgens um 1 Uhr in einer an Trunkenheit grenzenden Weinlaune erſchien, ſetzte Roſſigneux dem ermüdeten Staatsmanne ſo nachdrücklich zu, daß dieſer die ſofortige Freilaſſung der „ſchönen Cuſtine“ verfügte. In heller Freude über dieſen Erfolg ſtürmte der enthuſiaſtiſche junge Mann morgens um 3 Uhr in das Karmelitergefängnis, um der ahnungsloſen Frau die Befreiung anzukündigen. Wegen der ſpäten Stunde abgewieſen, konnte der Freudenbote ſich ſeiner Mitteilung erſt anderen Tages entledigen, indem er der Gefangenen die nachſtehende, für die Willkürwirtſchaft des damaligen republikaniſchen Regiments außerordentlich charakteriſtiſche Urkunde überreichte:

„Nationalkonvent.
Sicherheits- und Ueberwachungsausſchuß.

Nach Durchſicht der Papiere betreffend die zur Zeit bei den Karmelitern gefangene Bürgerin Cuſtine beſchließt der Ausſchuß, daß die genannte Cuſtine freigelaſſen und das angelegte Siegel bei Anſicht des vorliegenden Beſchluſſes ſofort abgenommen werden wird.

Die Volksvertreter:
gez. Legendre, Leſage, Senault, Clauzel,
Merlin, Collombaſt, Louis (v. Unterrhein).

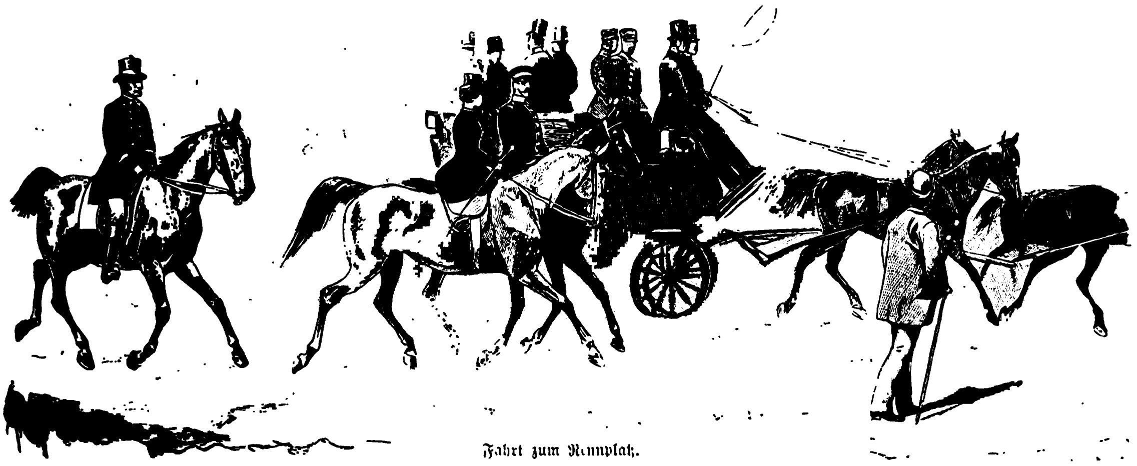
Für die Richtigkeit der Abſchrift: Der Greffier Dumont.“

„Wir die Verwalter der regenerierten Polizei (police régénérée) beſtätigen, daß die obigen Unterſchriften echt und richtig ſind. Zu Paris am 17. Vindemiaire des dritten Jahres der Republik. gez. Gérôme, Albert.“

Die Prüfungszeit Delphine von Cuſtines war aber noch nicht zu Ende. In der Wohnung, die ſie nach ſechsmonatlicher Abweſenheit wieder betrat, fand die junge Witwe ihr dreijähriges krankes Kind und deſſen getreue Pflegerin vor. Ihr Eigentum war verwüſtet oder geſtohlen, ihr Geldvorrat ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie ſich nicht einmal die nötigſten Kleidungsſtücke anſchaffen konnte. Das Vermögen ihrer im Auslande lebenden Mutter und der reiche Beſitz des hingerichteten Schwiegervaters und Gemahls ſchienen für immer verloren zu ſein, da Güter von Emigranten und Staatsverbrechern der Konfiskation zu Gunſten des Staats unterlagen. Um das Maß der Verlegenheiten voll zu machen, erſchien eine vornehme Verwandte, welche 30 000 Franken für die Befreiung der „geliebten Couſine“ aufgewendet haben wollte, dieſe Summe in heftigem Tone zurückforderte und der ſchwergeprüften, durch die lange Haft erſchöpften Frau ſo peinliche Auftritte bereitete, daß dieſelbe in eine fünf Monate andauernde Gelbſucht verfiel.

Kaum wieder hergeſtellt, mußte Delphine einen langwierigen, ſechs Jahre lang hingeſchleppten Prozeß beginnen, um mindeſtens den noch nicht veräußerten Teil der Cuſtineſchen Güter zurückzuerlangen. In ihrer ſchweren Bedrängnis wandte ſie ſich an Frau von Staël und an ihre inzwiſchen dem General Bonaparte verlobte ehemalige Zellengenoſſin Joſephine Beauharnais. Durch die Vermittelung dieſer Damen lernte die von aller Welt verlaſſene Frau zwei einflußreiche Deputierte, Fouché (den ſpäteren Herzog von Otranto) und Boiſſy d’Anglas (ſpäteren Grafen und Pair von Frankreich) kennen, welche ſich ihrer annahmen.

Die ferneren Geſchicke der Heldin dieſer traurigen Geſchichte gehören nicht hierher. Genug, daß ſie das Kaiſertum und die Wiederherſtellung der Bourbonen erlebte, daß ſie wegen ihres Geiſtes, ihrer Schönheit und Charakterfeſtigkeit in allgemeiner Achtung ſtand, daß der gefeierte Chateaubriand viele Jahre lang zu ihren heißeſten Verehrern gehörte und daß ſie in vorgerücktem Alter friedlich verſtarb. Ihr Sohn, der Marquis Aſtolfe de Cuſtine, hat ſich als Schriftſteller, im beſonderen als Verfaſſer des vortrefflichen, ſeiner Zeit viel geleſenen und häufig citierten Buchs „La Russie en 1839“ einen geachteten Namen erworben.

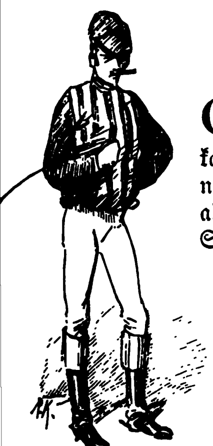


Fahrt zum Rennplatz.

Aus dem Tagebuch eines Sportsman.

Von

Emile Erhard.



Baden-Baden, 23. Auguſt 1890.

Geſtern angekommen. Hotels überfüllt. Famoſes Logis im Klub. Bekannte an allen Ecken und Enden! Heute nachmittag hinausgefahren! Das liebe alte, grüne Feld, auf dem ſo mancher Sprung von mir ſteht!

Es iſt doch ein ſcheußliches Gefühl, nur noch zum „Publikum“ zu gehören.

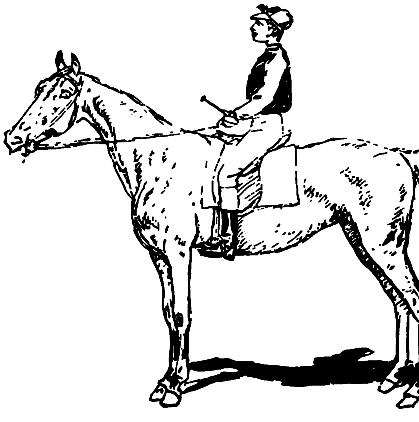
Schäme mich vor mir ſelber. Ich beſuchte die Ställe, ſah das Material durch und fand im ganzen recht viel Gutes. Da iſt vor allem unſer Hauptgeſtüt Graditz mit acht ſuperben Gäulen vertreten. Ich ſprach den Jockey Ballantine, mir lange bekannt, der ſie alle reiten wird (außerdem noch ebenſoviel fremde Pferde), er iſt des Gráditzer Vollbluts ſicher, rechnet auf wenigſtens ſechs Siege mit den acht Pferden! Nun, wer wie Lehndorf im ſtande iſt, das beſte Blut Englands zu erwerben — er zahlte kürzlich erſt für den „St. Gacien“ 280 000 Mark — der ſollte wohl die Mehrzahl hier ſchlagen und Hauptſiege zu verzeichnen haben. Von renommierten Rennſtällen muſterte ich noch folgende:

Kapitän Joë mit zehn Pferden engagiert — Freiherr v. Oppenheim mit ſieben Pferden, Herr v. May mit acht Pferden, meiſt Hahn-Baſedowblut, als Jährlinge angekauft. Als bedeutendſten nannte er mir ſelber den „Balbery“. Ein wundervoll gemachter Gaul, bekannter Sieger. Schon jetzt als Favorit für das Jubiläumsrennen aufgeſtellt. Mir mißfiel die linke Feſſel, der Stallknecht ſchüttelte den Kopf, es habe nichts zu bedeuten; May erklärte, mit „Dalberg“ im Jubiläumsrennen zu ſiegen. Ich ſah den Gaul nur in der Box, kann mich ja täuſchen. Herrn O. Spietermanns Stall mit ſechs Pferden, Herrn Soloſchin ebenfalls mit ſechs Pferden. Von den franzöſiſchen Konkurrenten muſterte ich den Stall des Prinzen d'Arenberg. Er hat fünf Pferde engagiert, darunter den renommierten „Yellow“ vom Dutch Skaten aus der Miß Hannah. Der Fürſt ſelber wird nicht anweſend ſein, ſagte mir ſein Geſchäftsführer. Wenn der Sport nur noch in dieſer Weiſe betrieben wird, können wir ihn nur gleich den Börſenrittern überlaſſen. Bedeutende engliſche Pferde haben wir kaum zu erwarten. „Fitz Hampton“ iſt angemeldet, der „Hamptonſohn“ findet aber wohl drüben lohnendere Arbeit. Ich glaube an ſein Erſcheinen nicht mehr. Oeſterreich-Ungarn bleibt wegen des gleichzeitigen Peſter Meetings aus.

Alſo haben wir vom Auslande nur franzöſiſche Konkurrenten, die dem Badener Meeting die Treue wahren trotz Kriegspolitik. Außer Arenberg ſuchen noch einige namhafte franzöſiſche Rennſtallbeſitzer auf dieſem Felde vorderhand Revanche. Zum Jubiläumsrennen, auf welches ſich alle Aufmerkſamkeit konzentriert, iſt auch franzöſiſcherſeits Monſieur Petit mit ſeinem famoſen „Sucre d'Orges“ und eine unbekannte Größe „Yankee“ im Beſitz des Comte le Marois engagiert.

Beim Zurückfahren fiel mir eine Equipage auf: vier Jucker, von einer Dame gefahren — — wo habe ich doch dies Geſicht ſchon geſehen? Hier nicht, in Berlin? Wüßte nicht wo — hol's der Geier, wer kann die Namen zu all den Geſichtern behalten. — —

Hübſch war ſie übrigens nicht einmal. Mich hält hier eine Stimmung gefangen, die aus Wehmut und Aerger ekelhaft gemiſcht iſt. Alle fünf Minuten werde ich ankrakehlt: „Was Teufel, R . . . Sie hier?“



Zwölfjähriger Jockey, 40 Kilo ſchwer.

Mr. Cox.

oder: „Mein Gott, wie kommen Sie denn hierher?“

Allein die Impertinenz in den Fragen!

„Stall aufgelöſt, weiß ſchon, ſagen Sie doch, wer hat denn Ihren berühmten Hengſt?“ oder: „Nun, alter Freund, wie fühlen Sie ſich denn eigentlich auf zwei Beinen?“

Und dann vermiſſe ich unter dem Geſchlecht von heute — ich will nicht ſagen den alten Schneid, aber die Romantik von ehedem: Lauter Profeſſionels! Der echte Sport bleibt doch nur der: Auf eigenem Gaul die Chancen herauszufordern. Mein Himmel, wenn ich denke, wie es damals vor neun Jahren noch war; nicht weniger als neun von uns in Farben, darunter der kleine Prinz B., der mir Revanche gab und erhielt! Das war noch Romantik, gar nicht zu gedenken an die Epiſode im Frühjahr danach in Nizza. —

Himmelſakerlot — Nizza — Unſinn — ich phantaſiere! Mir wird der Monopole im Klub zu Kopf geſtiegen ſein! Weiß gar nicht, wie mir bei dem Namen Nizza der tolle Gedanke kam, die Dame mit den Juckern könne — iſt ja rein unmöglich!! Ganz undenkbar! Außerdem war dies Geſicht lange nicht ſo brünett, bedeutend heller als jenes! — Wäre ich nur lieber zu Hauſe geblieben! Hätte mir ſollen einen recht dauerhaften Rauſch holen — — der Krätzer im Kaſino iſt nur zu miſerabel — für den gemeinſten Kater zu ſchlecht; wo ſind die Zeiten hin, da man ſeinen Uebermut in anſtändigem Stoff ertrinken konnte!

Hätte ich es nur aushalten können in dem verfl. . . . Neſt! Auf dem Kanapee meiner Wirtin, mich lendenlahm liegend, im „Sporn“ nachleſend, was in der Welt, die ſo lange die meine war, paſſiert iſt — — nein, ſo war's doch beſſer. — Da fuhr ſie eben wieder vorüber — ich erkannte den Trab der Jucker. — Man muß doch erfahren können, wer ſie iſt . . . Jedenfalls keine alltägliche Erſcheinung: Ladylike, chik, das Geſicht konnte ich von oben nicht ſehen. Das Ganze machte einen feſchen — nein, das iſt nicht das rechte Wort, einen durchaus vornehmen Eindruck.

Den 24. Auguſt, abends.

Der erſte Renntag vorüber. Ich betrachte die flüchtigen, während des Rennens gemachten Notizen, bin aber noch ſo erregt, daß es mir ſchwer wird, das Material zu ordnen und zu ſichten.

Alſo — Regen bei der Abfahrt, trotzdem füllten ſich die Tribünen, Unionsklub gut beſetzt, die Wagenreihe impoſant, an fürſtlichen Perſonen die erforderliche Augenweide.

Eine Menge Vierſpänner, den zweiten führte ſie, ſuperb! Von dem Augenblicke — ich ſchäme es mich zu geſtehen, war meine Aufmerkſamkeit geteilt. Oberhalb gab ſie die Zügel ab und ging auf den Sattelplatz. Immer allein! Ich folgte, wagte aber nicht, ſie anzuſprechen. Figur könnte ſtimmen! Es ſind neun Jahre her, wäre doch möglich, daß mich eine Aehnlichkeit täuſchte. Am Totaliſator traf mich ein Blick — der erſte — ſo fremd, ſo ſtreng, abweiſend — nein, ſie könnte gar nicht ſo blicken, auch nach hundert Jahren nicht!

Ich hörte Urteile über ſie im Publikum. Niemand kann ſich ihrer Beachtung rühmen, ſie iſt ſtets allein, Spitznamen hat man hier bald weg, „Centaurin“ nennt ſie der Iffezheimer, weil ſie nur zu Pferde oder kutſchierend geſehen worden iſt.

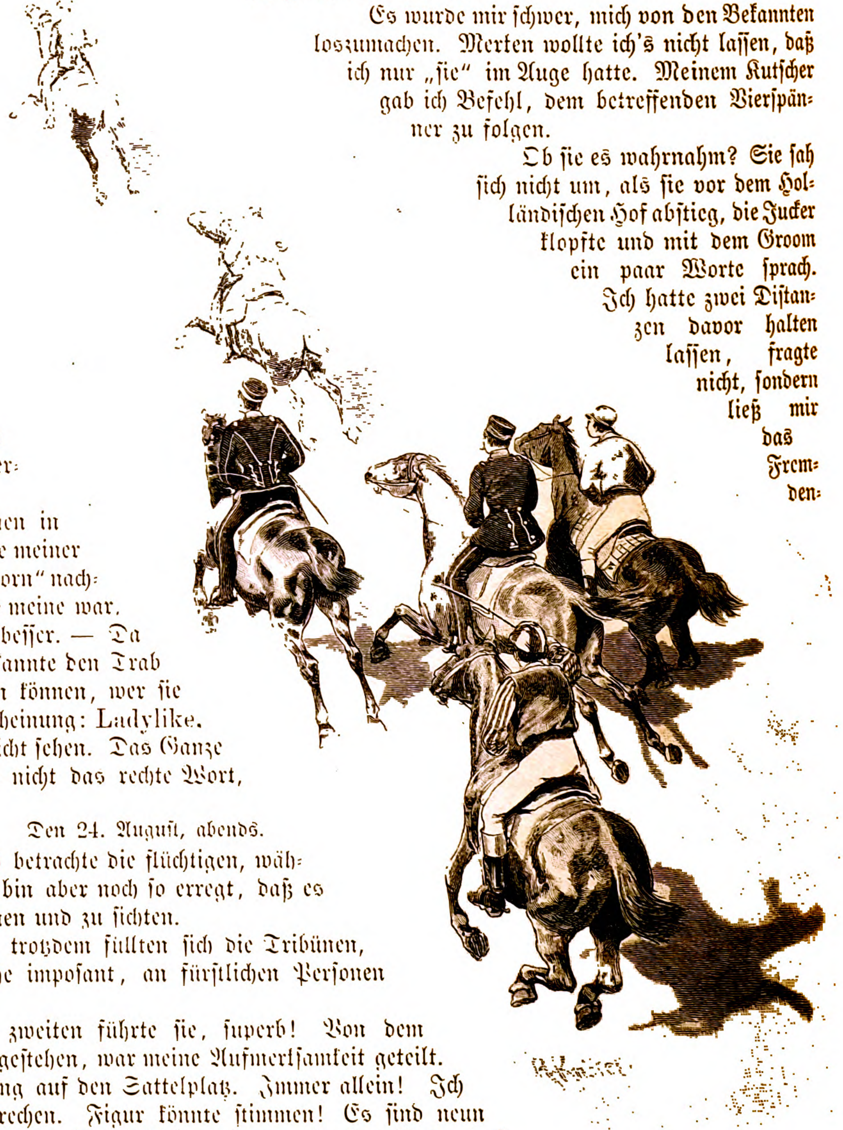
Ehe ſie zu ihrem Wagen zurückkehrte, hatte ich den zügelhaltenden Groom nach den Pferden — und — der Herrin auszufragen verſucht. Der Kerl ſpricht ein Jargon, ſelbſt für den Sport kaum verſtändlich; wahrſcheinlich Schotte, außerdem ein Klotz, kein Name war herauszubekommen, nur eins erfuhr ich, ſie wohnt im Holländiſchen Hof. Das Rennen nahm ſeinen Gang.

Im ganzen ein Sieg der deutſchen über die franzöſiſchen Pferde. Die Favoriten rechtfertigten in keinem Falle das in ſie geſetzte Vertrauen.

Es wurde mir ſchwer, mich von den Bekannten loszumachen. Merken wollte ich's nicht laſſen, daß ich nur „ſie“ im Auge hatte. Meinem Kutſcher gab ich Befehl, dem betreffenden Vierſpänner zu folgen.

Ob ſie es wahrnahm? Sie ſah ſich nicht um, als ſie vor dem Holländiſchen Hof abſtieg, die Jucker klopfte und mit dem Groom ein paar Worte ſprach. Ich hatte zwei Diſtanzen davor halten laſſen, fragte nicht, ſondern ließ mir das Fremden-

Jockey-Type.

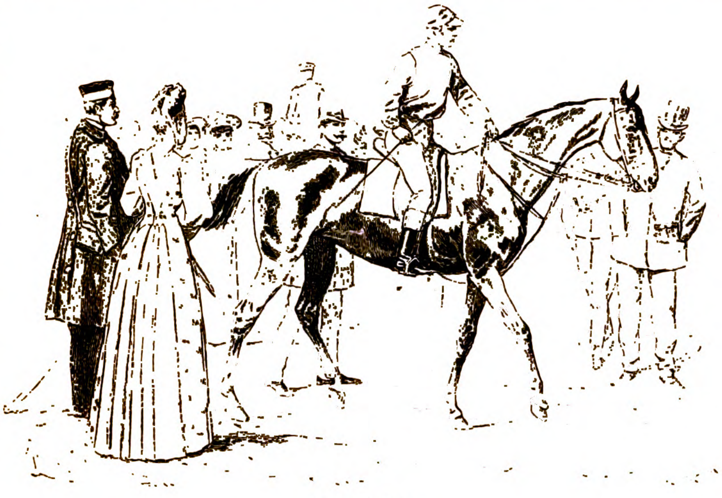


Auf der Bahn.

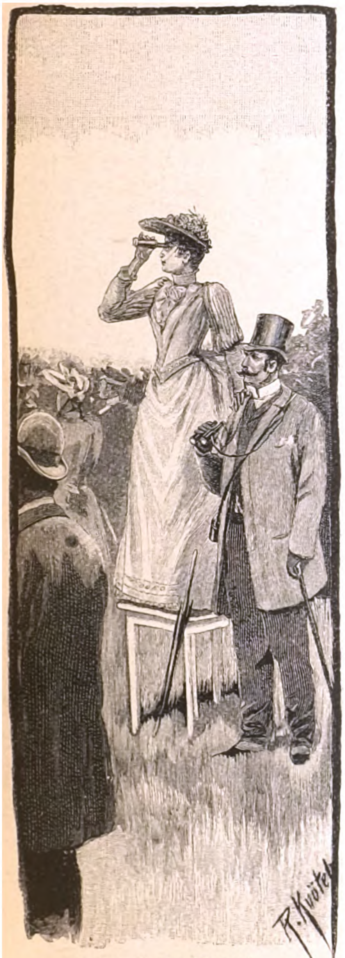
buch geben. — „Miß Jane O'Connor, Belfaſt." — Alſo wirklich!

Damals kam ſie aus England, ich wußte aber aus ihrem Brief, daß ſie in Irland angeſeſſen war. Belfaſt? Außer dem Earl wüßte ich keinen namhaften Geſtütsbeſitzer dort. Wahrſcheinlich iſt der Vater ein kleiner Landgentleman und Sportliebhaber. Ich wartete noch eine Viertelſtunde und ließ mich dann kurz entſchloſſen melden. Es ging mir ähnlich wie in Nizza — man wies mich ab, empfing keine Beſuche.

Aufgeben? Nach neun Jahren? Fällt mir gar nicht ein! Da kennt ſie mich ſchlecht! Jetzt erſt recht nicht. Gerade nicht.


Vor dem Start.

Sie ſoll ſehen, daß immerhin der Mann übrigblieb, wenn auch der Rennſtall verloren ging. Was will ſie nur hier? Keine Sportpaſſion?



Ein intereſſanter Moment.

Dafür ſcheint mir der Train zu groß.

Sie iſt unter den vorübergehend anweſenden Fremden gemeldet. Vielleicht ſind einige der Pferde unter Pſeudonym ihr Eigentum. Im „Sporn" habe ich den Namen öfter geleſen, deutſche Rennplätze hat ſie ſeither nicht beſucht — ich dachte eigentlich, daß ſich für ſie und ihr Geſtüt ſo ein Prinz Conſort gefunden.

Sie muß nahe zu dreißig Jahre alt ſein. Aus der kleinen, wilden Katze ſcheint eine recht ſcheue, ſtolze Tigerin geworden zu ſein. Kurſaal, Konzert, Theater zu beſuchen, wird nichts helfen, ich wette, ſie läßt ſich nirgends ſehen.

Den 25. Auguſt, abends.

Sie war doch im Theater in Begleitung einer ſteifleinenen Geſellſchafterin in der höchſten und engſten Halsbinde, die ich je an jemand aus dem ſchönen Geſchlechte geſehen. Ich habe ſie ſtudiert. Daß ſie es iſt, daran bleibt kein Zweifel, trotz der bedeutend hellern Hautfarbe. Den kleinen Schatten hat die Lippe aber auch heute noch, er kleidet ſie reizend. Der ſittſame engliſche Karton gibt dem Köpfchen einen beſondern Reiz, aber der Ausdruck iſt total verändert. Ernſt und dabei gleichgültig, was viel ſchlimmer iſt. Der ganze Kobold von damals iſt heraus, wohin, armes Mädchen?

Sie ſprach faſt kein Wort mit der Geſellſchafterin, die giraffenhaft über ſie hinausragte.

In den Zwiſchenakten las ſie das Badeblatt. Sie muß es auswendig lernen oder — aber nein — ihr Blick fiel nicht ein einziges Mal nach der Parkettloge, in der ich ſaß. Ich kam erſt zum letzten Akt, hatte bis zuletzt geſchrieben und wurde von einer vagen Hoffnung nach dem Theater getrieben. Mich ihr dort vorzuſtellen, wagte ich nicht. Es mußte ihr unangenehm ſein, mich unter Fremden wiederzuſehen! Vielleicht — ja wahrſcheinlich wird ſie ſogar leugnen, mich je geſprochen zu haben und ſich nur auf früheres Begegnen, wo ſie mich, ich aber ſie nicht geſehen, beziehen. Was dann? Nun, je nach den Umſtänden. Entſchlüpfen laſſe ich ſie nicht. Mein Urlaub lautet auf vierzehn Tage.

Kaiſer Wilhelm brauchte nicht ſo viel Zeit, um Elſaß-Lothringen wiederzugewinnen.

Den 26. Auguſt, abends.

Wie immer zog das Jubiläumsrennen das meiſte Publikum an, die Tribünen waren übervoll, ſtark beſetzte Felder, feſſelnde Chancen und intereſſante Perſonen unter den Zuſchauern zeichneten den Tag aus. Die hohen Rennpreiſe, — der Jubiläumspreis war bis zuletzt noch immer erhöht worden —, die unermüdliche Thätigkeit des hieſigen Komitees und die famoſe Unterſtützung des Berliner Unionklubs machten den 26. Auguſt 1890 zu einem der denkwürdigſten in den Annalen des Iffezheimer Meetings. Heute liefen zwei Pferde von ihr, ich ſah mir die Tiere vor dem Rennen an, ſie war noch nicht da.

Es that mir leid, aber die beiden Gäule hatten den Kanal nicht zu paſſieren brauchen, da gibt es hier denn doch ganz anderes, beſſeres Material, ſowohl unter den deutſchen als auch franzöſiſchen Pferden. Man kann hierbei wieder erſehen, daß im allgemeinen — Neumann Weddern macht eine

Ein berühmter Sieger.

Ausnahme — ein Frauenzimmer, auch eine Jane O'Connor — Geſtüt und Rennſtall nicht auf dem Laufenden halten kann, beſonders nicht, wenn ſie ſelbſtändig ſein will.

Im Jubiläumsrennen ſtarteten: 1) Prinz d'Arenbergs „Yellow“, 2) Mays Schwarzbrauner „Königslieutenant“, 3) deſſen braune Stute „Eintracht“, 4) deſſen berühmter Schwarzbrauner „Dalberg“.

Jedermann wußte, daß May ſich vermeſſen, unter allen Umſtänden mit ihm zu ſiegen. Infolgedeſſen ſtarke Agitation für „Dalberg“, ſelbſt der „Sporn“ hatte ihn zum Favorit erkoren. Geſtern hatte „Dalberg“ die Strecke Probe gelaufen — brillant. Hätte dies meiner Anſicht nach unterlaſſen ſollen.

Das Publikum faßte dies Rennen als ein Duell zwiſchen d'Arenberg und May — Frankreich und Deutſchland — auf. Die beiden andern Pferde ſprachen am Totaliſator gar nicht mit. Ich ſetzte auf „Yellow“. Dieſer nahm im Anfang die Tete, „Dalberg“ dicht auf, ließ aber ſofort nach, fiel an den vierten Platz und — wurde angehalten.

Der arme Gaul war feſſellahm! Würde er geſtern die Strecke nicht gemacht haben, hätte ſein Reiter ihn heute forcieren können, lahm würde er auch geworden ſein, wäre aber ſicher als zweiter angekommen. Es herrſchte enorme Aufregung, ſelbſt ſie ſtand auf, als „Dalberg“ den „Königslieutenant“ vorbeiließ, ihr Geſicht drückte höchſte Spannung aus. Zum Schluß ſah ich ſie lächeln, ihre Nachbarn ſchienen eine Menge Fragen an ſie zu richten. „Yellow“ ſiegte.

Im Favoritenrennen. Elf Pferde ſtarteten. Darunter ihre kleine kitzliche Fuchsſtute. Ich ſah mich um, Jane war von der Tribüne verſchwunden. Ein ſchönes, großes, dichtes Feld. Ich war zerſtreut, ſuchte ſie zu entdecken, vergeblich. Spiekermanns „Wunderblume“ ſiegte, die drei nächſten folgten, je mit einer Kopflänge.

Beim Totaliſatorrennen verließ ich eilends meinen Platz, mir war unten etwas aufgefallen. Im Publikum hatte der Sultan Abu Bakar von Johore in ſeiner indiſchen Tracht Senſation gemacht, alle Blicke folgten ihm, als er, ſowie das Rennen beendet war, ſeinen Platz verließ und auf eine Equipage zuſchritt. Dies waren Janes Jucker, ſie ſtand davor.

Ich drängte mich in ihre Nähe und hörte, wie ſie auf engliſch zu dem Sultan ſagte: „Sehen Sie — den beneide ich, ſolche Lorbeeren würden mich locken, wäre ich ein Mann.“

In dieſem Moment fiel ihr Blick auf mich — ſie errötete tief und wandte ſich ab.

Arme, kleine Wildkatze! Ich zog mich unter das Publikum zurück. Der Sultan, den ich von Indien her recht gut kannte, hatte mich nicht geſehen.

„Famoſes Frauenzimmer,“ hörte ich unter dem Publikum, „eine Hand wie ein Mann.“ — Dann redete mich einer von rückwärts an: „Wie ſie die vier Jucker verſammelt hat; ſehen Sie, wie bekannt ſie mit dem Sultan thut!“ Der fehlte mir gerade. Anekdotenjäger, Schmeißfliege, Rennplatztummler — wenn der Menſch ſich drauf verlegte, ſo war Jane preisgegeben. O . . . . erlöſte mich von dem Quälgeiſt. Er war ſehr deprimiert. Kein Wunder, bisher hatte er wenig Glück gehabt.

„Sie ſind eigentlich zu beneiden, R.,“ ſagte er, den Hut hin und her rückend; „für all die Aufregungen, die monatelange Arbeit, die infamen Koſten habe ich verteufelt wenig Lohn.“

Ich tröſtete ihn auf die letzten Tage.

„Freilich, freilich,“ ſtimmte er zu, „ich habe noch eine Menge Chancen, bin durchaus nicht etwa matt, aber — meine Nerven ſind nicht mehr, was ſie waren. Vor zehn Jahren hätten mich Enttäuſchungen derart nicht ſo alteriert. Es war ein aufregender Tag. Apropos, kennen Sie die Dame, mit welcher der Sultan ſprach? Sie fiel mir ſchon mehrmals auf, d'Arenberg behauptet, es ſei die Vicomteß of Bahuſie, er habe ſie im Hydepark mit denſelben Juckern geſehen.“ Ich mußte verſtohlen lachen, wie ſich doch gleich an eine auffällige Erſcheinung Geſchichten kryſtalliſieren.

„Arenberg irrt ſich,“ erwiderte ich, „es iſt eine ganz einfache Miß So-und-ſo, die ein paar Pferde hier engagiert hat. Ich ſprach ihren Trainer.“

„So — ſo!“ meinte er — und ließ die Sache fallen.

Wozu ſollte ich ihm ihren Namen nennen, wer weiß, ob er ihn nicht vor neun Jahren gehört.

Am 27ſten.

Ich habe ſie geſprochen. Der Zufall war ſtets mein Freund. Seine indiſche Hoheit Sultan Abu Bakar von Johore befand ſich heute um die Mittagszeit im Holländiſchen Hof, um dem Prinzen Hohenlohe ſeine Aufwartung zu machen.

Zu demſelben offiziellen Zweck hatte ich mich auch im Vorzimmer des Prinzen eingefunden. Wir fanden Seine Durchlaucht nicht anweſend, erneuten unſere Bekanntſchaft, dann ſchrieb ſich die indiſche Hoheit in das ausliegende Buch, verabſchiedete ſich von mir und überließ mir Platz und Feder.

Während ich meinen Namen hinſpritzte, hörte ich ihre Stimme auf der Treppe, ſie war dem Sultan begegnet, die Treppe aufſteigend, welche er herabkam. Abu Bakar mußte ein ſehr genauer Bekannter von ihr ſein, denn ich hörte, wie ſie beklagte, ſeinen Beſuch verſäumt zu haben. Er bat, mit ihr umkehren zu dürfen, worauf ſie erwiderte: „Das macht unnützen Aufenthalt; der Speiſeſaal iſt jetzt leer, gehen wir einen Moment dort hinein.“

Plaudernd gingen ſie die Treppe hinab und verſchwanden rechts im Speiſeſaale.

Ich folgte ihnen auf dem Fuße. Kaum ſah mich der Sultan eintreten, ſo fragte er, ob ich der Dame vorgeſtellt ſei. Natürlich ging die Konverſation in Engliſch vor ſich.

„Nein, ich hatte bisher nicht die Ehre,“ antwortete ich feſt.

Die glatte Stirn Janes hatte ſich bei meinem Anblick gefurcht, der coup de sabre und korreſpondierende harte Zug um die Lippen kleideten ſie nicht. Ich nannte mich, ehe der Inder ſich dieſem ſchwierigen Akte unterzog. Sie phraſierte ganz konventionell: „Ich glaube, Sie bereits geſtern beim Rennen geſehen zu haben.“

Nun hielt ſich die Unterhaltung noch ein Weilchen auf dem angeſchlagenen Thema, ſie erzählte unbefangen dem Inder, daß ſie mit ein paar Pferden unter fremdem Namen engagiert ſei, weil ſie unbekannt zu ſein wünſche. Das war richtig, ich hatte aber ſchon geſtern trotzdem ihre Pferde im Stalle ausfindig gemacht. Seine Hoheit empfahlen ſich, um die Viſitenturnee fortzuſetzen. Wir blieben allein.

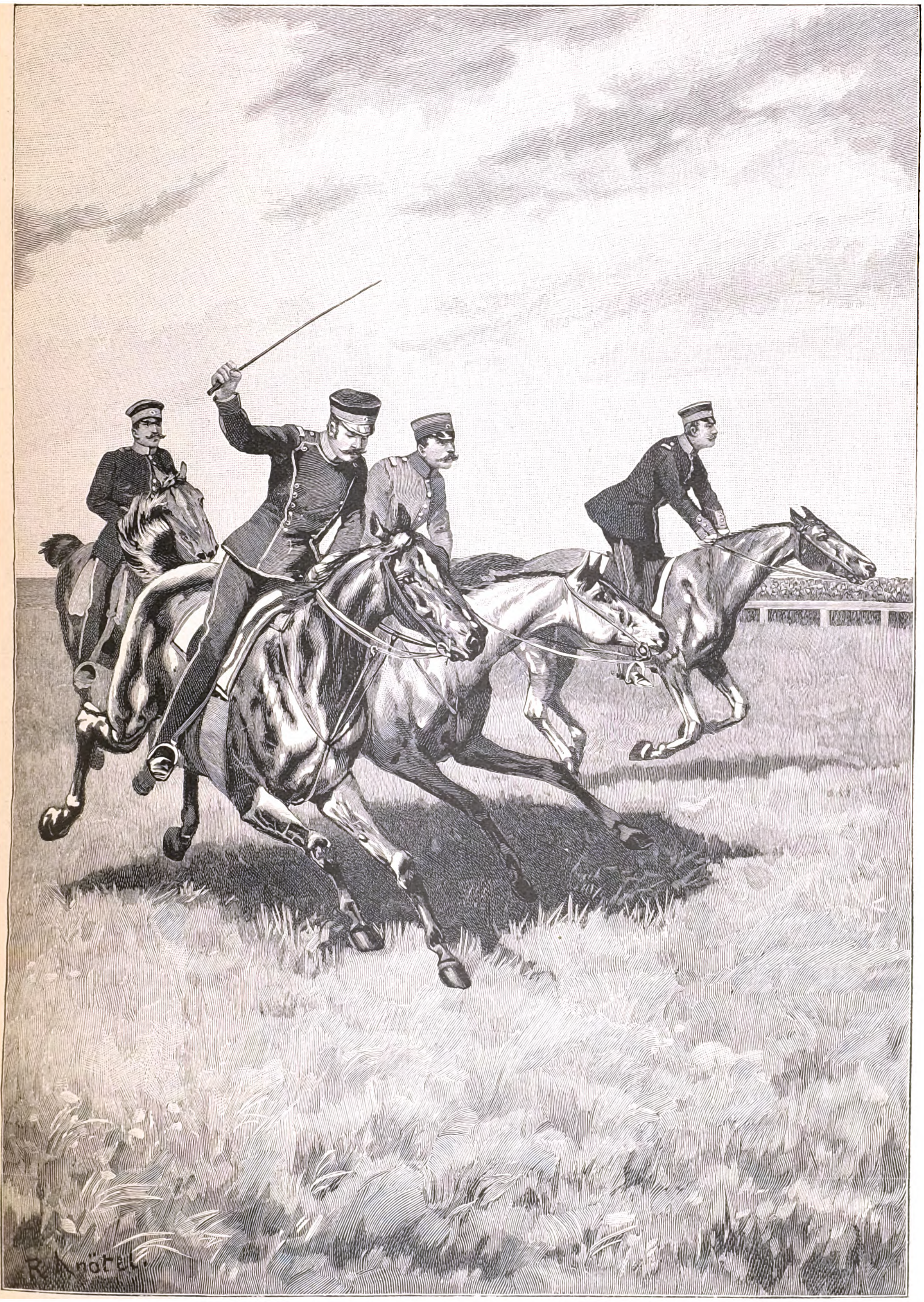
„Sie ſind im Iffezheimer Meeting nicht engagiert?“ begann ſie.

„Nein, leider nicht.“

„Ihr Name iſt in Sportkreiſen ein ſo bekannter, daß er mir ſchon ſeit vielen Jahren nicht fremd iſt.“

„Nur der Name?“ konnte ich nicht umhin zu fragen.

„Natürlich habe ich Sie auch auf der Rennbahn zum öftern geſehen und — bewundert.“



Offiziersrennen.

Ich verbeugte mich, das Kompliment kam mir etwas erzwungen vor. Von meiner Karte ſagte ſie kein Wort. Hatte ſie dieſelbe nicht erhalten oder wollte ſie keine Notiz davon nehmen? Die Unklarheit mußte enden.

„Ich gab mir die Ehre, dem gnädigen Fräulein am 21. meine Aufwartung zu machen,“ ſagte ich gerade heraus.

„Ich empfange keinen Beſuch,“ antwortete ſie kurz.

„Mit Ausnahme von indiſchen Prinzen ſelbſtverſtändlich,“ ſetzte ich ſpöttiſch hinzu.

„Es iſt wahr, er machte eine Ausnahme, aber nicht weil er Sultan von Johore iſt, ſondern weil er ein Freund meines Vaters war. Uebrigens — wie kommen Sie dazu, mir Vorwürfe zu machen?“

Sie hatte das Wort „Sie“ nicht betont; ich hob es hervor, indem ich ruhig fragte: „Ich?“

Den Ausdruck kannte ich ganz genau, er war aus machtloſem Zorn und Befangenheit gemiſcht. Ich ſah ihr feſt in die Augen — es ſchimmerte noch etwas Drittes darin. Sie ſchwankte, konnte ſich aber nicht entſchließen.

„Vielleicht darf ich zu gelegenerer Zeit meinen Beſuch wiederholen?“ fragte ich leiſe.

Ich wartete ein paar Sekunden, verbeugte mich und ging. Sie reichte mir nicht die Hand, bewegte nicht einmal den Kopf!

Und ich gebe es doch nicht auf, es ſoll zwiſchen uns klar werden.

Heute brachte ich den Abend im Klub zu, war nur noch Pferd! „Wenn es keine Pferde gabe, lohnte es nicht, Menſch zu ſein“, mit dieſem klaſſiſchen Ausſpruch meines alten Wachtmeiſters ſchließe ich dieſen Tag.

Den 28. Auguſt.

Der dritte Renntag iſt erſt morgen. Als ich heute die Augen öffnete, dachte ich: Was mit dieſem langen, grauen Tag beginnen?

Es regnete ſachte, ich beſuchte O. und fand ihn noch bei der Toilette.

„Wollen Sie eins meiner Pferde reiten, R.? Sie ſtehen Ihnen ſämtlich zu Dispoſition,“ rief er mir aus der Badewanne zu.

Der Regen konnte mich nicht ſtören, ich ging in den Stall und ließ mir einen von denen geben, die heute bewegt werden ſollten.

Dann ritt ich hinaus auf das ſtille, grüne Feld. Der Boden war köſtlich durch ſeine Friſche und Elaſtizität. Kein Reiter in der Nähe, ich ſchlug den nächſten Reitweg ein und trabte gedankenvoll unter den Baumen hin. Der Regen war ſo mäßig, daß die Bäume wie ein Dach wirkten.

Weicher Hufſchlag hinter mir weckte mich aus meinem Sinnen. Ich ſah mich um, ſie war's, Miß Jane O'Connor. Sie erſchrak, wußte nicht recht, was thun und ſetzte ihr Pferd in Schritt, ſo daß ſie hinter mir blieb. Ich aber zog den Hut, parierte und ließ ſie herankommen. Das erſte Wort mußte von ihr kommen.

„Alſo doch nicht ſo ganz und gar niedergebrochen, wie ich hörte?“

Das war's — und die Abſicht eine beleidigende. Kein Zweifel. Jetzt oder nie — dachte ich, wandte mein Pferd, um ihr die rechte Seite abzugewinnen, und antwortete in derſelben gleichgültigen façonloſen Weiſe: „Nur pekuniär, meine Gnädigſte.“

Sie ſah mich groß an und ſagte nach kurzer Pauſe fragend: „Sie ſind auf keinem Rennplatz mehr erſchienen nach dem entſetzlichen Sturz, bei dem ‚Floreſtan‘ das Genick brach?“

„Ah ſo!“ erwiderte ich, „da dachten Sie wohl, ich hätte ebenfalls das Genick gebrochen! Danke für ſo gütige Vorausſetzung, es lief leider für mich nicht ſo glücklich ab.“

„Daß Ihre Pferde verauktioniert wurden, las ich kurz darauf im ‚Sporn‘,“ ſagte ſie, ohne auf meine Bemerkung zu reagieren. Das gefiel mir — wie ſie, trotz ihrer nichts weniger als liebenswürdigen Manier, vom erſten Sehen bis jetzt mir immer mehr und mehr Terrain abgewann.

„Auf Wunſch meines Alten,“ ich vergaloppierte mich, „pardon — meines Vaters ging ich gleich nach jenem Sturz, angeblich meiner ſtark erſchütterten Geſundheit wegen, auf Reiſen und wurde auf ein Jahr à la suite geſtellt.“

Ich vergaß, daß ſie wohl keine Ahnung hatte, was mit der militäriſchen Floskel gemeint ſei, es war ja auch egal.

„Sind Sie noch ſo — ich meine ohne Beſchäftigung und auf Reiſen?“ fragte ſie.

„Nein,“ erklärte ich ihr, „ich bin wieder aktiv.“

„Auf Ihrer Karte ſteht: Reitmaſter im 6. Regiment.“ Dieſe Worte ſprach ſie deutſch. Ich mußte über den engliſchen Unverſtand lachen.

„Rittmeiſter!“ verbeſſerte ich. „Von der Garde in ein Linien-Kavallerieregiment verſetzt! Ich habe nämlich das Unglück, an maßgebender Stelle einen Vater zu beſitzen.“

Es regnete heftiger, wir ſetzten die Pferde in Trab. Sie antwortete auf meine letzte Bemerkung: „Ich denke mir, daß dieſer Mann wohl wußte, was er that.“

„Wahrſcheinlich teilen Sie ſogar ſeine Meinung, daß es äußerſt wohlthätig für mich ſei, in einem elenden Städtchen von zweitauſend Einwohnern Philiſter zu lernen.“

Sie ſah mich wieder groß an.

„Ehrlich geſtanden,“ ſagte ſie, „habe ich kein Mitleid mit Ihnen, nicht das geringſte, aber Ihre Frau thut mir leid.“

Meine Frau! Sehr gut! Ich räuſperte mich beiſtimmend und äußerte nachläſſig: „Ja, ja! Die arme Perſon! Sie wäre unter allen Umſtänden Ihres Mitleides wert.“ Dabei ſah ich ihr ernſthaft in das Geſicht, in dem eine Frage zuckte, die keine Worte fand. Ich antwortete darauf zuvorkommend: „Ich meine nur, daß ich mich glücklich ſchätzen kann, nicht einmal durch Suggeſtion von Ihrem Mitleid getroffen zu werden.“

Sie ließ ihr Pferd in Schritt fallen und fragte mit leiſer Stimme: „Haben Sie Ihre Frau verloren?“

Wir trieften beide; da es ihr nichts zu machen ſchien — mir war es gleichgültig. Ich ſchüttelte aber das Waſſer recht ſorgfältig aus der Krempe meines Hutes, ehe ich ernſthaft antwortete: „O nein! Soviel ich weiß, beſaß ich bisher gar keine.“

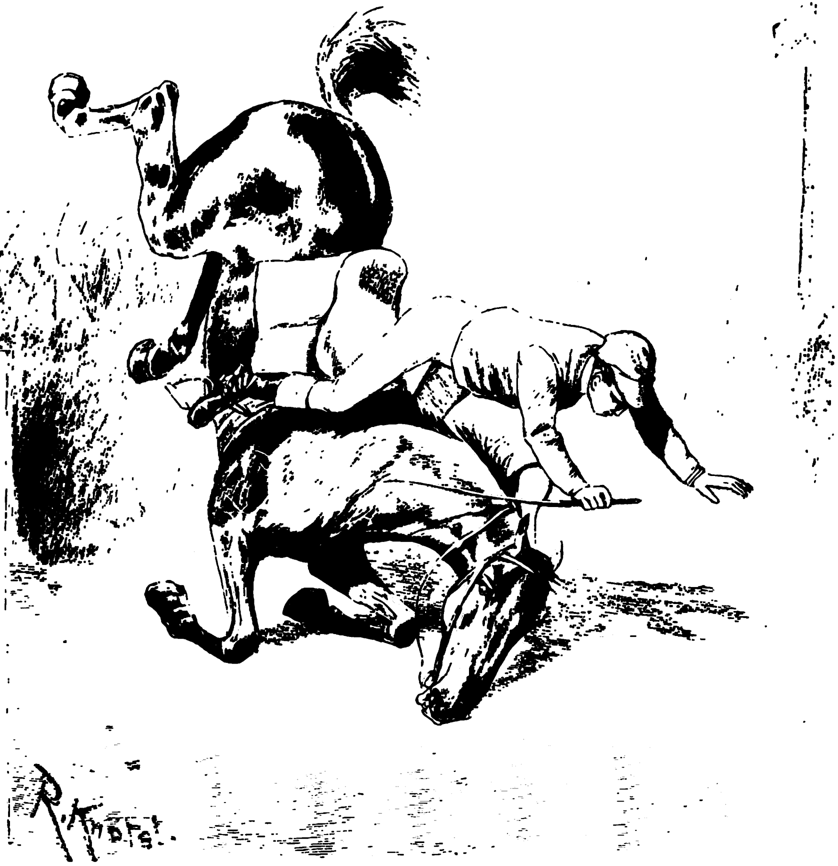
Sie ſchüttelte nun auch das Waſſer aus ihrem Hut, ſtrich es von Bruſt und Schultern, ſchöpfte tief Atem und ſagte: „Iſt Ihnen ein Ritt im Sommerregen nicht auch ein Genuß?“

Ich bejahte.

„Gehört Ihnen das Pferd?“

„Nein, es gehört Herrn v. O. Wäre es mein, ſo würde ich Ihnen jetzt einen flotten Galopp vorſchlagen — ſo aber muß ich mit Rückſicht auf das Pferd die Gangart mäßigen.“

„Es thut nichts — mehr als naß konnten wir nicht werden, ein ruhiger Trab iſt auch nicht zu verachten. Alſo kehrt! — aus Rückſicht für Herrn v. O.“



Ein Sturz.

Wir ritten denſelben Weg zurück. Eine Viertelſtunde lang herrſchte Schweigen. Dann plötzlich, unvermittelt brach ſie los: „Aber damals waren Sie doch verlobt und Ihre Hochzeit ſtand ganz nahe bevor?“

„Wann?“ fragte ich kurz, atemlos vor heimlicher Erregung.

Sie rief ungeduldig: „Nun, vor neun Jahren in Nizza!“

„Wer ſagte Ihnen das?“

„Es war kurz vor dem Rennen, da ſprach jemand mit Ihnen davon.“

Endlich! Weiter wollte ich ja nichts! Ich hätte ſie — naß wie ich war — an das Herz drücken mögen.

„Gott ſegne Sie, Teuerſte.“ Das mußte ich ſagen, ſonſt wäre ich erſtickt. Diesmal ſah ſie mich nicht groß an, ſondern ſenkte den Kopf tief auf den Hals des Pferdes. Ich ſagte noch: „Sie werden es nie bereuen, das ſchwöre ich Ihnen! Was meine Verlobung anbetrifft, ſo ging ſie infolge jener Reiſe nach Nizza zurück.“

Wir waren in die Stadt gekommen, ich begleitete ſie bis vor den Holländiſchen Hof, wo ihr Groom bereits wartete, warf dieſem die Zügel meines Pferdes zu und hob ſie von dem ihren.

Auf der Wage

„Wollen Sie morgen abend den Thee bei mir nehmen?“ fragte ſie dabei leiſe. Ich drückte ihre Hand.

Abends im Klub ſchwuren ſie, ich ſei wieder ganz der alte. War ich es wirklich? Mit Tollheiten gefuttert, wie mein Vater ſtets behauptete? Ich war nicht der alte, ich war ein anderer, aber — mich verlangte nach einer That. „Gebt mir eine Welt zu erobern!“ hatte ich rufen mögen.

Den 29. Auguſt, abends.

Der dritte Renntag, es iſt zehn Uhr und ich komme eben von ihr. Aber es ſoll alles der Reihe nach erzählt werden.

Ein Sprühregen bei ſtark bewölktem Himmel war wohl Veranlaſſung des bedeutend verminderten Beſuchs geweſen; alles in Spannung auf die große Steeplechaſe am Sonntag.

Jane ſaß in meiner Nähe, ihre leuchtenden Augen, ihr lebhaftes Gebärdenſpiel wurden auch von andern beobachtet. Sie war ſo ganz bei der Sache, daß ihr Ausrufe entſchüpften. Der Sultan machte mir Spaß. Er war immer mitten in der Menge. Ich ſprach ihn am Sattelplatz, er fragte mich, wo „Milady“ ſtecke, konnte wohl nur Jane meinen.

Dann folgte das Merkurrennen.

Abu Bakar ſaß neben Jane, die ſehr heiter ſchien.

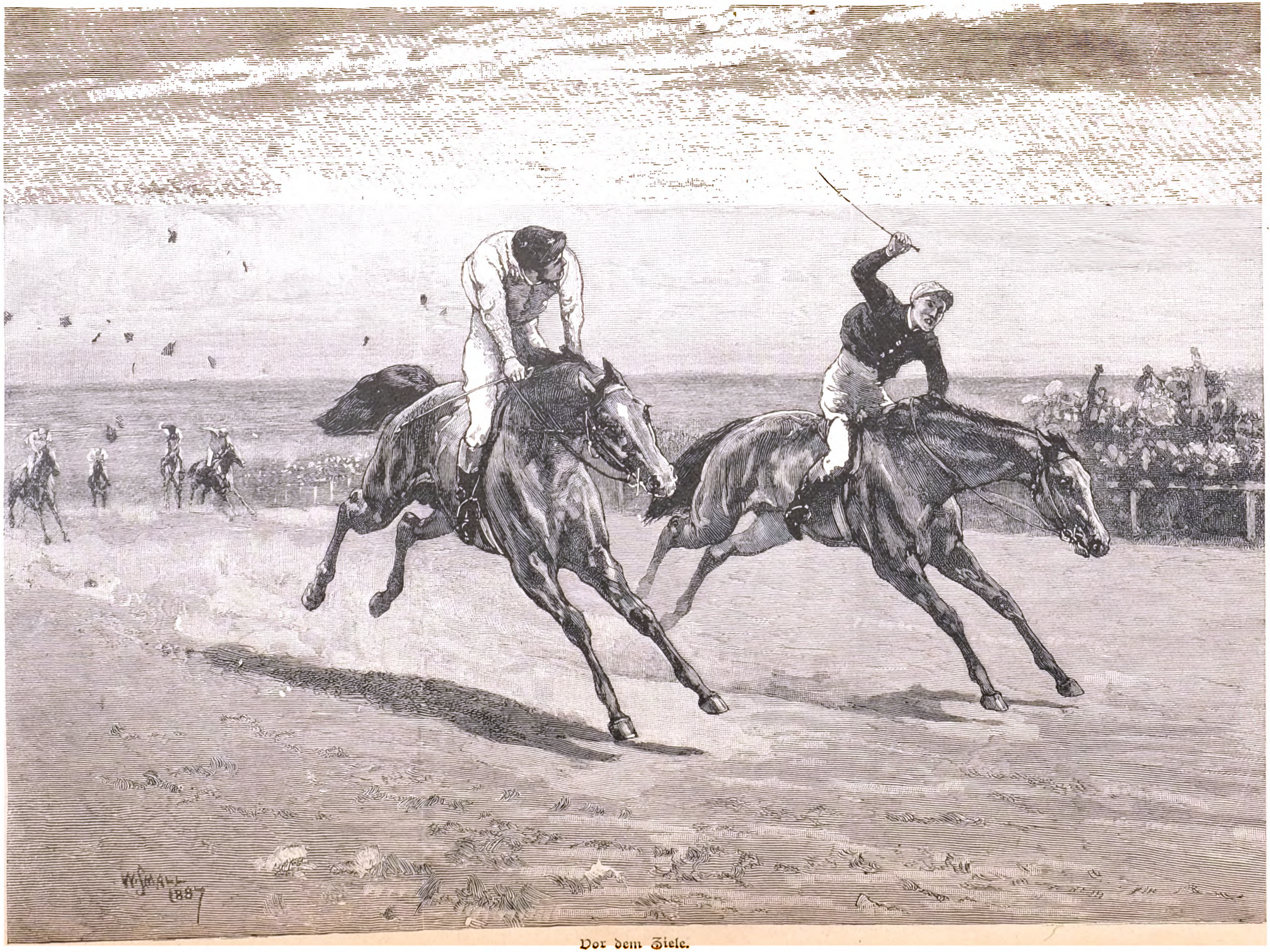
Im kosmopolitiſchen Handicap ſiegte Graditz mit der Fuchsſtute „Faſtnacht“ im Canter. Endlich wieder einmal. Mich ärgerte ſchon, daß ſich unſer Hauptgeſtüt ſo oft ſchlagen ließ. Mich erinnerte „Faſtnacht“ an „Golden Hair.“

Ich ſprach Jane einen Moment. Ihr war auch die Aehnlichkeit aufgefallen.

Es folgte ein Waſſerfall Hurdenrennen, wobei ein Pferd ſtürzte und der Jocken bewußtlos liegen blieb.

„Apropos, fiel Ihnen beim letzten Rennen nicht etwas ein?“ fragte mich D. mitten im Geſpräch.

Schlechte Geſchäfte


W. Small
1887

Vor dem Ziele.

„Nicht daß ich wüßte — etwas Beſonderes jedenfalls nicht.“

„Na, etwas Beſonderes hätte es ſein müſſen. Der Sturz über den Wall erinnerte mich lebhaft an jene Epiſode in Nizza, wobei Sie eine ſo brillante Rolle ſpielten.“

Ich war ſprachlos, hatte keine Ahnung, daß O. damals zugegen geweſen. Um zu erfahren, ob er Jane erkannt, begleitete ich ihn noch zwanzig Minuten, forſchte vorſichtig und beruhigte mich ſchließlich. Er ſchien keine Ahnung von dem Thatbeſtand zu haben. Der Tag wurde mir entſetzlich lang. Um acht Uhr pünktlich war ich vor ihrer Thür.

Mir öffnete die ſteifleinene Perſon, gleich darauf trat Jane aus dem Nebenzimmer, kam mir lebhaft entgegen und reichte mir auf gut engliſch die Hand, die ich auf gut deutſch küßte. Wir ſprachen natürlich vom Rennen, wobei ſie in Feuer geriet. Nachdem ſie mich um Rat gefragt, ſagte ich ihr ehrlich meine Meinung über die von ihr mitgebrachten Rennpferde. Sie wollte nicht recht einſehen, nahm es mir aber nicht übel, als ich ihr ſagte, die vier Zucker ſeien mir das liebſte.

Dann meldete die Giraffe, daß der Thee ſerviert ſei, wir gingen in das Nebenzimmer, einen hübſchen kleinen Salon — die Geſellſchafterin reichte den Thee — blieb am unteren Ende des Tiſches ſitzen und zog eine Häkelei aus der Taſche! Daß mir Jane das anthun konnte! Oder wollte ſie die Vergangenheit hindern aufzuſteigen? Das war vergeblich: die Worte mußten zurückgedrängt werden, aber jeder Blick ſprach davon. Ich fragte nach „Golden Hair“, ob ſie das reizende Tier noch beſäße. Beinahe vorwurfsvoll erwiderte ſie: „Haben Sie mir wirklich zugetraut, daß ich mich von ‚Golden Hair‘ trennen würde?“

„Ich konnte doch nicht wiſſen —“ meinte ich.

„Was denn? Daß mir das Pferd an das Herz gewachſen war? Das mußten Sie wiſſen.“

„Freilich, aber nachdem —“

„Nachdem?“ rief ſie flammend aus und ſetzte hinzu: „Wie ſchlecht Sie mich kennen!“

„Woher ſollte ich Sie denn kennen?“ fragte ich nun ein wenig boshaft.

„Ich meinte — ich dachte — gerade — nachdem —“ ſie ſtockte befangen.

„Ach ſo,“ ſagte ich nun und ſie erzählte:

„‚Golden Hair‘ iſt nicht mehr gegangen, ſie iſt Mutterſtute, hat eine wundervolle Nachzucht, leider aber weder Farbe noch das zierliche Köpfchen, wohl aber die stamina vererbt.“

„Da ich annehme, daß die Väter Vollblut ſind, ſo iſt die Sache ja ganz in Richtigkeit.“

„Die ‚Faſtnacht‘ glich ihr mehr als ihre eigenen Kinder, aber natürlich —“

„Sie iſt doch nur der Schatten der ‚Maria‘!“ fiel ich ſchnell ein.

„Jawohl,“ verſicherte ſie, „‚Golden Hair‘ iſt nun zwölfjährig — Sie ſollten ſie aber ſehen.“

„Wie gerne möchte ich das!“ rief ich aus.

Jane ſchwieg.

Die Giraffe verdarb mir den ganzen Abend! Um zehn Uhr entließ mich Jane! Die kleine Wildkatze — jeder Zoll eine Lady! Morgen darf ich wiederkommen. Es war nicht nur mein guter alter Freund, der Zufall, der mich an die Stätte früherer Triumphe führte, ſondern etwas Höheres. Die nächſte Zukunft wird lehren, ob mich mein Ahnen rechtfertigt oder täuſcht. Noch verſpüre ich keine Nötigung zum Schlaf, merkwürdig genug, daß mich der Schreibtiſch feſſelt, ich kann nicht behaupten, daß er das früher jemals gethan hat.

Es iſt dies auch der erſte Verſuch mit einem Tagebuch. Als Gardekavalleriſt führte ich keins, für die militäriſchen Notizen genügte die Brieftaſche. Mein Gott! Die Ereigniſſe waren für mich damals nicht ſo ſparſam geſät wie heutzutage und die Luſt am Genießen ſo überwiegend, daß jede Reflexion ein Verluſt geweſen wäre.

Wozu auch die ſchöne Zeit mit Tagebuchſchreiben vergeuden? Es iſt nichts von mir vergeſſen worden, was des Genuſſes wert blieb. Mein Stall war berühmt, ich — Sieger auf allen Rennbahnen und im Salon eine Figur, die keinen ſchlechten Schatten warf.

Heiraten lag mir fern, aber die gute Mutter — Gott hab' ſie ſelig — ließ mir keine Ruhe. Der glänzende Sohn war ihr Stolz und ihre Sorge bei Tag und bei Nacht. Sie dachte den Wildling zu zähmen durch die Heirat! Bei meinem Alten ſoll das Mittel famos angeſchlagen haben. Nun kurz — die Erwählte gefiel mir, vornehm, elegant, reich, Schönheit erſten Ranges, ausgezeichnet von den Höchſten und Allerhöchſten des Hofes — ſo weit klappte ja alles!

Aber mit 24 Jahren, im Vollgenuß der ſchönen Welt und der goldnen Freiheit — wer läßt ſich da gerne in Feſſeln ſchlagen, ſeien es auch Roſenfeſſeln! Die Gräfin zeichnete mich aus — in durchaus vornehm-weiblicher Weiſe zeigte ſie mir, daß ich es wagen dürfe. Sie konnte das thun, denn ſie war begehrt wie keine!

Am 28. Januar 1881 fand ein Reiterfeſt ſtatt. Ich machte den Partner und zugleich Lehrer der Gräfin. Sie ſaß anmutig, mit natürlichem Chic zu Pferde, hatte an dem edlen Tier an ſich aber kein Intereſſe. Es war ihr Mittel zum Zweck, Poſtament für ihre Schönheit — weiter nichts. Sobald ſie abgeſeſſen, wandte ſie keinen Blick mehr an das ſchöne Tier! Während der vielen Proben hat das Pferd keine Liebkoſung von ihrer Hand erfahren. Umgekehrt machte ſie mir den Vorwurf, daß ich ſtets mehr Aufmerkſamkeit für das Pferd als für ſeine Reiterin habe. Stimmte vielleicht auch! Trotzdem — nach der Aufführung, bei welcher wir beide das brillanteſte Paar bildeten, waren wir verlobt. Am nächſten Morgen kam ich mir vor wie ein Fremder, dem ich meine Gratulation ſchuldete. Ich hatte den beſten Willen, ſie zu lieben war nicht ſchwer und meine Eltern ſtrahlten, es hagelte Glückwünſche auf mich herab, darunter die meiſten von der grüngelben Farbe.

Die Gräfin war eine edle, aber durchaus ſouveräne Natur, das fühlte ich bald.

Eiferſüchtig war ſie nicht, höchſtens auf meine Pferde, hatte auch ſonſt keine Veranlaſſung.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden auf Wunſch der Eltern und Gegeneltern übereilt, mehr als uns Verlobten recht war, wir kannten uns ja kaum.

Mir war damals zu Mute, als ob das Schickſal mit mir ohne Sattel und Zügel durchginge — wohin egal — nur immer zu — . Da — es war Ende Februar, vier Wochen vor der Hochzeit — erhielt ich einen Brief aus Nizza.

Die Adreſſe lautete lächerlich genug:

An Herrn v. R., Sportsman,
Berlin,

gelangte aber ohne irgend welchen Verzug in meine Hände. Ein Zeichen, daß auch auf der Poſt mein Renommee feſtſtand. Sonderbar, wie die Adreſſe war der Inhalt: Die

Abſenderin, Miß Jane O'Connor, eine mir ganz unbekannte Dame, erſuchte mich, bei einem gemiſchten Rennen, Steeplechaſe, ein Pferd von ihr zu reiten.

Es ſprach eine kindliche Unkenntnis aus dem Verlangen, welches ſie in folgender Weiſe motivierte.

Ihr Vater, wie es ſchien, ein kleiner iriſcher Landedelmann, hatte ſich ein Geſtüt gehalten, war infolge eines Sturzes vor zwei Jahren geſtorben und hatte ſeinem einzigen Kinde das Geſtüt hinterlaſſen. Sie habe mit ihrem Vater alle Rennplätze beſucht und ſei mir ſehr oft begegnet. Von ihrem Vater habe ſie immer gehort: „Wie der R. ſo reitet kein anderer“, und kurz vor ſeinem Tode habe er wiederholt den Wunſch geäußert: „Unter dem möchte ich den ‚Golden Hair‘ gehen ſehen, die beiden wären einander wert.“ ‚Golden Hair‘ -- die Beſitzerin fugte das Pedigree der Stute bei — ſei die ganze Hoffnung und der Stolz ihres Vaters geweſen, der aber ſeinen Liebling nicht mehr eingebrochen erlebt habe.

Jetzt ſei „Golden Hair“ fertig und ſie habe ſich ſeit Jahren in der Hoffnung gewiegt, das Pferd unter mir ſein erſtes Debüt machen zu ſehen. Es ſei nicht ganz leicht zu beherrſchen, ſobald es aber den Meiſter über ſich fühle, liefe es wie kein zweites im In- und Auslande. Einem andern als mir könne und wolle ſie es noch nicht anvertrauen u. ſ. w.

Ich las den langen Brief wohl ein dutzendmal, konnte mir von der Schreiberin aber durchaus kein Bild machen. Ob ſie jung oder alt war, ob nur Sport und Pietät ihr den Brief eingegeben — für die Jugend ſprach die Naivität der Forderung, dagegen eine entſchiedene Fachkenntnis. Trotz der Schmeichelei, die in der Offerte und deren Motivierung lag, hielt ſich das Schreiben ſtreng in geſchäftlichen Grenzen. Die Sache reizte mich; ich entſchloß mich, die Bitte der Unbekannten zu erfüllen unter der Bedingung eines Pſeudonyms und ſtrengſter Diskretion.

Sechs Tage Urlaub konnte ich ſchon erlangen. Man behauptete nicht ganz mit Unrecht, daß unſer ſtrenger Kommandeur einen Narren an mir gefreſſen. Nachdem ich von ihm gehört: „Gehen Sie, liebes Kind, ich will nicht wiſſen wohin,“ fuhr ich zu meiner Braut nach Potsdam. Unter dem Siegel der Verſchwiegenheit teilte ich ihr den amüſanten Sport mit. Was paſſierte! Die Gräfin geriet in helle Entrüſtung! Sie nannte die iriſche Dame eine Abenteuerin und konnte nicht faſſen, daß ich die unverſchämte Bitte einer „ſolchen Perſon“ nicht abgewieſen habe, ohne der Sache die geringſte Beachtung zu widmen. Sie verlangte den Brief der Abenteuerin zu leſen, ebenſo meine ſchon bejahend abgefaßte Antwort. Beide Schreiben zerriß ſie vor meinen Augen. Ich war empört und hätte ſchon damals das Verlöbnis gebrochen, wenn ſich nicht zu meiner großen Ueberraſchung ſo etwas wie Eiferſucht in der faſſungsloſen Erregung geoffenbart hätte.

„Ich bitte,“ ſagte ſie, nachdem ſie die Briefe zerriſſen. Es war keine Bitte um Verzeihung und klang gerade wie „ich befehle“ — indes, die Hochzeit ſtand nahe bevor — meine Eitelkeit und ihre Schönheit, — ich hatte ſie nie ſo ſchön, ſo leidenſchaftlich geſehen — das zuſammen beſchwichtigte mich, ich gab nach, telegraphierte noch in ihrer Gegenwart an Miß O'Connor kurz, daß es mir unmöglich ſei, ihrem Wunſche nachzukommen, und kehrte in tiefer Verſtimmung nach Berlin zurück.

Noch waren vierzehn Tage bis zu dem Rennen in Nizza, den erbetenen Urlaub von ſechs Tagen wollte ich nicht aufgeben, die Schwiegereltern, oberflächlich orientiert, hatten mich für dieſe ſechs Tage nach ihrer Villa in Potsdam eingeladen. Die Gräfin war liebenswürdiger als je, ich las aber Triumph aus jedem Lächeln.

Von der Dame aus Nizza hatte ich nichts weiter gehört.

Paſſion am Sport, am Abenteuerlichen, Aerger und die Scham, ſo vorzeitig unter den Pantoffel geraten zu ſein, nagten an mir. Am Abend vor Antritt meines Urlaubs war ich entſchloſſen, inkognito hinzureiſen, mir den Gaul zu betrachten, ihn eventuell zu kaufen. Ich fuhr zu einem Kameraden nach Spandau, weihte ihn ein und meldete von da aus nach Potsdam, daß ich mir bei einem Sturz den Knöchel verſtaucht und meinen Urlaub liegend bei einem Kameraden in Spandau verbringen müßte. Eine ſchmähliche Lüge! — Dem Wortlaut nach brach ich mein Verſprechen nicht, ich wollte natürlich in Nizza nicht nur nicht reiten, ſondern mich auch ſonſt fern und inkognito halten. Ich ſchäme mich, zu geſtehen, daß ich leichten Herzens abfuhr. Von S., der wegen ſeiner Eleganz in Zivil nicht berühmt, aber von meiner Größe war, hatte ich mir zur Reiſe einen recht beſcheidenen Bummelanzug geborgt. In Nizza traf ich zwei Stunden vor dem Rennen ein, fand zum Glück wenig Bekannte in der Fremdenliſte und forſchte ſogleich nach „Golden Hair“.

Die Rennliſte lag aus — „Golden Hair“ war engagiert, gleich beim erſten Rennen, einer aus Herren und professional Jockeys gemiſchten Steeplechaſe.

Cox war als professional rider für „Golden Hair“ genannt. Alſo hatte Miß Jane O'Connor denn doch ihren koſtbaren Gaul einem ſimpeln Jockey anvertraut. Ich hatte mir feſt vorgenommen, der Dame keinen Beſuch zu machen, bummelte umher und fand mich frühzeitig auf dem Rennplatz ein. Er war noch ziemlich leer; mir fiel ſofort ein alter Trainer auf, der eine Goldfuchsſtute im Trabe bewegte. Ich trat hinzu und vernahm, was ich vermutete, daß ich „Golden Hair“ vor mir hatte. Der Alte war aber nicht Mr. Cox. Der Gaul gefiel mir außerordentlich. Rücken kurz, Schulter lang, Kopf entzückend, klein und edel, Gelenke fein, der Körper wie mit Muskeln übergoſſen, wundervoll im Haar, köſtlich in der Farbe — gut in Condition — aber — hart im Maul, wenigſtens unter der Fauſt des Alten. Ich könnte das Pferd malen — ſo lebhaft ſehe ich es vor mir.

Der Trainer verſicherte, Cox habe eine enorm weiche Hand, ihm ginge „Golden Hair“ ganz anders. Das Pferd ſei nur ſo fabelhaft temperamentvoll, daß er es vorher etwas bewegen müſſe, um es zu beruhigen.

„Iſt Mr. Cox ein gewiegter Jockey?“ fragte ich, worauf der Alte meinte: „Das will ich nicht behaupten, aber die Stute geht ihm nun einmal wie keinem andern.“

Ich blieb unter dem ſich ſammelnden Publikum, ging dann auf den Sattelplatz und kam gerade dazu, als ſich Mr. Cox mit Sattel und Zubehör abwiegen ließ. Ein blutjunges Bürſchchen, dem der erſte Flaum ſproßte. Die Figur nicht überſchlank, aber drahtig. Die blauſeidne Blouſe mit gelben Aermeln und gelber Kappe ſtand dem dunkeln Krauskopf, dem bräunlichen Teint und den luſtigen ſchwarzen Augen vorzüglich.

Ohne mich geſehen zu haben, entfernte er ſich mit dem alten Trainer, den ich vorhin geſprochen.

Der Alte machte alles für den Jungen, hielt auch, wie ich bemerkte, Neugierige ab.

Als Cox im Sattel war, trat ich an ihn heran. Er blickte mich eigentümlich ſtarr an, ich ſah in dem dunkeln Geſicht das Blut aufſteigen.

Vielleicht kannte er mich auch von Anſehen wie ſeine Gebieterin, wußte vielleicht, daß „Golden Hair“ mir beſtimmt geweſen und fürchtete nun, daß er in der letzten Minute noch würde zurücktreten müſſen. Schneidig ſah der Junge aus, ich fragte ihn, wie alt er ſei und wie lange beim Fach.

Darauf nahm Mr. Cox eine impertinente Miene an und antwortete: „Im Stall ungefähr ſeit meiner Geburt und alt genug, um es mit jedem Gegner aufnehmen zu können.“

Es war richtig, der arme Kerl fürchtete, von mir abgeſetzt zu werden. Mir machte dieſe Eiferſucht Spaß und ich fragte: „Miß O'Connor iſt doch anweſend?“

Darauf lachte Mr. Cox übermütig: „Suchen Sie ſie nur — da iſt ſie natürlich.“

„Waren Sie eigentlich von vornherein beſtimmt, ‚Golden Hair‘ heute zu reiten?“ fragte ich boshaft.

Er antwortete höhniſch: „O nein, durchaus nicht. Miß O'Connor wollte nämlich etwas ganz Exquiſites für ‚Golden Hair‘ haben, einen Reiter, wie es keinen zweiten gibt, wiſſen Sie; indes dieſer Reiter hatte keine Luſt, wie es ſcheint. Das Pferd wurde zurückgezogen und erſt geſtern wieder angemeldet, mit mir als Reiter.“

„Nun, Sie ſcheinen ja ganz der rechte zu ſein, haben die Stute natürlich probiert?“

Mr. Cox lachte: „Ach, lieber Herr, ich habe ſchon mehr auf ‚Golden Hair‘ geſeſſen als“ — er unterbrach ſich und fuhr dann ernſt fort — „als vielleicht meiner Herrin recht war.“

Der Junge intereſſierte mich. Seine Stimme war merkwürdig knabenhaft, obwohl ſehr klangvoll, Hände und Füße zierlich, die Hüften rund für ſeine Jahre — ich taxierte ihn auf höchſtens fünfzehn Jahre. Ich erkundigte mich nach ſeinem Gewicht.

„Mit Sattel, Zaumzeug ſechzig Kilo,“ antwortete er ganz ſtolz.

Das war gar nicht wenig.

„Sie haben ſich wohl nicht trainiert?“ fragte ich ihn.

Es blitzte in dem Geſicht, der Junge zeigte zwei Reihen prachtvoller Zähne — ehe er aber antworten konnte, war ihm der Alte mit den Worten zuvorgekommen: „Das hatte Mr. Cox gar nicht nötig!“

Noch einmal redete ich Mr. Cox an, indem ich ihn fragte, ob er bereits viele Bekannte hier habe?

Sein Antlitz ſprühte vor Uebermut, die etwas ſchräg ſtehenden Augen gaben ihm etwas Katzenartiges; er antwortete: „Da ich erſt heute morgen angekommen bin, kenne ich natürlich noch keine Seele.“

Ich wünſchte ihm Glück und er ritt mehrmals um den Platz, beſchäftigte ſich in koſender Weiſe mit ſeinem Pferd und erzielte in kurzem ein weiches Maul. Als Mr. Cox wieder in meine Nähe kam, machte ich ihm ein Kompliment.

„Wollen Sie einmal aufſitzen, Herr?“ fragte er ſchnell und war noch ſchneller abgeſprungen.

Ich blickte nach der Uhr, es war noch Zeit. So ſaß ich denn auf und machte ein paar Schritt.

Die Stute merkte ſofort den fremden Reiter, ſtieß in die Zügel, ſtreckte rechts und links dehnend den Hals nach vorne — ich merkte wohl, daß ſie ihre Tücken hatte. Während ich mich noch mit ihr beſchäftigte, rief mich jemand an.

Es war B. der preußiſchen Geſandtſchaft.

„Ich traute meinen Augen nicht und doch ſagte ich mir: ‚So ſitzt nur R.‘ Und wahrhaftig, er iſt's. Ich denke, Sie haben Hochzeit, Mann, und nun finde ich Sie hier?“

Ich muß ihm etwas von Urlaub oder dergleichen geantwortet haben, denn er fuhr fort: „Der letzte Urlaub jedenfalls, bevor Hymen das Thor ſperrt, was?“

B., früher einer der Intimen bei meinen Eltern in Berlin, korreſpondierte mit Mama, hatte hier hundert Bekannte, wenn der plauderte —

Ich ſprang vom Pferde, um ihn ſo ſchnell als möglich zu beſchwichtigen, und gab „Golden Hair“ ſeinem Reiter zurück, der ſofort aufſaß. Noch hatte ich Zeit zu bemerken, daß Mr. Cox' Geſicht einen total veränderten Ausdruck zeigte, er warf auch keinen Blick mehr auf mich, ſprach eifrig mit dem alten Trainer, der nicht von ſeiner Seite wich.

Ich begleitete B., erklärte ihm mein Hierſein mit meiner ihm genugſam bekannten Sportpaſſion und bat ihn, darüber zu ſchweigen. Er gelobte Verſchwiegenheit und wir trennten uns.

Ich miſchte mich in die Krapüle und nahm meinen Platz dicht an der Barriere, ganz in der Nähe des Haupthinderniſſes.

Es ſtarteten, ſoviel ich mich erinnere, ſechs Pferde. „Golden Hair“ war unruhig, drängte rückwärts, gewann aber, nach einem wuchtigen Hieb, mit fabelhafter Lançade die Tete.

Rechts und links hörte ich Ausrufe der Bewunderung. „Blau mit gelb brillant“, „der Kleine mit der gelben Kappe macht's!“ u. ſ. w. Der Name ſchien nicht bekannt. Die Geſtalt Mr. Cox' gab mir zu denken, er ſaß gut, die Zügelführung war tadellos, aber — worin es lag, weiß ich nicht, es war mir auch ſonſt noch nie paſſiert, ich ängſtigte mich um den Jungen, er ſah ſo — ſo — weich aus — hätte auch nicht von Anfang gleich die Stute ſo ins Zeug gehen laſſen ſollen. -- Die Gräben nahm er fliegend als erſter, ohne im Sattel zu wanken; an der nächſten Hürde ſtutzte „Golden Hair“, ein Zeitverluſt von Sekunden, wurde überholt und kam als zweite hinüber.

Von nun ab ritt Cox in übermäßiger Weiſe gegen das Haupthindernis, Wall und Graben.

Ich ſah, daß die Stute das Maul und der Reiter das Herz verloren hatte und ahnte eine Kataſtrophe. Im nächſten Moment hatten Reiter und Pferd ſich vor mir überkugelt und ich die Barriere überſprungen. Die Stute ſtand ſofort wieder auf den Beinen, der Jockey lag auf dem Geſicht, die Arme von ſich geſtreckt. Mit mir war der alte Trainer vorgeſprungen; mich packte die Paſſion, wie es kam, ich wußte es nachher ſelber nicht, aber ich ſaß auf „Golden Hair“ und brauſte davon. Vor mir jagten zwei Pferde in voller pace. „Golden Hair“ verſuchte meine Hand zu forcieren, ſcheiterte aber an der ehernen Fauſt. Nach vielleicht einer halben Minute rundete ſie den Hals mit feſter Anlehnung. Ein prachtvolles Tier, des beſten Reiters würdig.

Ein Hochſprung war das nächſte Hindernis. In Erinnerung daran, daß ſie vor der Hürde geſtutzt, machte ich ihr beizeiten verſtändlich, was gefordert wurde.

Ich ſetzte mich feſt hinten herunter, mit treibenden Waden und Rechts- und Linksſchieben beider Zügel. Wie ſie mich verſtand! Raſch fuhr ſie mit dem reizenden Köpfchen auf, zeigte durch intelligentes Ohrenſpiel, daß ſie ganz bei der Sache war, rundete ſich von Sprung zu Sprung und flog wie ein Ball über das Hindernis. Noch in der Luft klopfte ich ſie lobend hinter den Sattel. Vor mir hatte ich niemand mehr, ich brachte ſie im canter durchs Ziel. Als ich ihr koſend über den Hals fuhr, wölbte ſie ihn wie ein Schwan und galoppierte gleich einem Schulpferd. Ein ohr betäubender Applaus von ſeiten des Publikums begleitete meinen Erfolg, die fünf andern zählten gar nicht mehr mit. — Sowie ich das Ziel paſſiert hatte, ſah ich mich nach Cox um.

Er war aufgekommen, ſtand neben dem Trainer am Wall und hatte dort offenbar den Verlauf des Rennens abgewartet.

Nun ſchlug er ziemlich raſch in Begleitung des Alten die Richtung nach dem Sattelplatz ein, ohne daß ſich einer von beiden um „Golden Hair“ kümmerte.

Mir blieb nur übrig, ihnen zu folgen, ſchon um mich nachträglich abwiegen zu laſſen. Das Publikum umringte mich, ich wurde faſt vom Pferde gehoben.

Dabei hörte ich von allen Seiten: „Ein Weib“, „Eine Dame“, „Der Alte hat's im Schreck verraten“, „‚Miß Jane‘ hat er geſchrieen, als das Pferd ſtürzte.“ Ich ließ mich wiegen und hatte ein Uebergewicht von acht Kilo, wodurch der Wert des Sieges für „Golden Hair“ ſich ſehr bedeutend erhöhte. Mich beſeelte nur ein Wunſch, Cox zu ſprechen und dann — mich zu drücken, ehe ich erkannt wurde. Ich übergab das Pferd einem Stallknecht und ging hinüber, wo ich den alten Trainer unter einem Baum ſtehen ſah, neben ihm Cox, in einen langen Mantel gehüllt. Der Alte war ſtark alteriert und ſprach in verwirrten Worten Dank und Bewunderung aus.

Mr. Cox blickte wie eine gefangene Wildkatze um ſich, als ob ihn nur eine Kette hindere, ſich auf die gaffende Menge zu ſtürzen. Wieder ſchob der Alte die Unverſchämten zurück, diesmal wirkungsvoll durch unverhohlene Grobheit. Ich wandte mich an Cox. Er hatte keine Worte, aber in ſeinen funkelnden Augen blitzten Thränen der Wut und der Begeiſterung.

„Wie geht es Ihnen, Mr. Cox?“ fragte ich ruhig und abſichtlich recht laut. Die Spannung in den Zügen ließ nach, er ſagte ſtockend: „Was liegt an mir! Ich bin glücklich, daß ſie ſich nichts gethan hat, und entzückt, daß ſie ſiegte, ſo ſiegte — ah, welch ein Anblick das war! Nun — iſt ‚Golden Hair‘ nicht wert, von Ihnen geritten zu werden?“

Das Geſtändnis war unbeabſichtigt, es erſchütterte mich, ich nahm aber keine Notiz davon.

„Sie haben recht, Mr. Cox,“ ſprach ich wieder recht laut, denn man lauſchte auf jedes Wort und jede Miene. „Wiſſen Sie vielleicht, ob Miß O'Connor das Pferd verkaufen würde? In dem Falle —“

„Nein, nein, niemals, das weiß ich ganz genau,“ antwortete er heftig.

„Schade, ich würde jeden Preis für die Stute zahlen — ſoviel ich weiß, geht heute kein Pferd mehr aus Miß O'Connors Stall. Morgen aber — würden Sie wieder im ſtande ſein, Mr. Cox?“

Er ſtammelte: „Sicher, ſicher, mir fehlt nicht das Geringſte —“

Hier miſchte ſich der Trainer mit bittender Gebärde ein: „Miß Jane!“

Blitzſchnell fuhr Mr. Cox' Köpfchen herum und ziſchte dem erſchrockenen Trainer ein paar Worte zu, die ich nicht verſtand. Dann wandte er ſich zu mir und ſagte: „Der Alte hat total den Kopf verloren.“

„Er ſcheint in ſtarkem Reſpekte vor ſeiner Herrin zu ſein,“ erwiderte ich lachend, „hat er doch beim Sturz zuerſt an Miß Jane und deren Zorn gedacht. Vielleicht ſehe ich Sie alſo morgen noch, Mr. Cox.“

Mit dieſen laut geſprochenen Worten hob ich den Hut. Ich wußte ganz genau, daß ich morgen vor dem Rennen abreiſen und daß Mr. Cox dasſelbe nicht mitreiten würde, dachte aber mit meinen für die Neugierigen beſtimmten Worten dem armen, jungen Geſchöpf aus der peinlichen Situation zu helfen.

Da ſtreckte ſich mir plötzlich eine Hand hin, ohne Handſchuh, eine kleine, weiche Kinderhand. Faſt wäre ich um die mühſam gewahrte Faſſung gekommen.

Daß ich dies zitternde Händchen nicht küßte, auf die Entſagung bin ich heute noch ſtolz, obgleich ſie mich ſtets geſchmerzt hat. Ich ließ mich nirgends ſehen und hatte mich in das Fremdenbuch als Meyer jun. eingetragen. Obwohl ich mir in Berlin feſt vorgenommen, Miß O'Connor nicht aufzuſuchen, ſo werden mitfühlende Seelen es vielleicht verzeihlich finden, daß ich abends nun doch noch nach dem Hotel ging, welches ſie mir in ihrem Brief angegeben hatte. In einem Couvert ſchickte ich meine Karte hinauf. Ich hatte darauf mit einigen Worten um die Ehre gebeten, mich perſönlich vorſtellen zu dürfen.

Die unverzügliche Antwort lautete: Miß O'Connor empfinge nur vormittags.

Es lag zwar keine direkte Aufforderung zum Wiederkommen in der Antwort, konnte aber ſo verſtanden werden.

Eigentlich mußte ich am nächſten Morgen mit dem Frühzuge fünf ein halb Uhr abreiſen, beſchloß aber, den nächſten Zug, der um zwölf Uhr ging, abzuwarten. Morgens um neun Uhr ſchickte ich einen Hausdiener mit einem Billet nach ihrer Wohnung. In dem Schreiben entſchuldigte ich die frühe Störung und bat um die Gunſt, um elf Uhr empfangen zu werden.

Der Bote brachte das Billet zurück. Miß O'Connor ſei mit dem Frühzug fünf ein halb Uhr abgereiſt, Pferde, Leute — alles fort! Für Herrn Meyer ſei keine Botſchaft hinterlaſſen.

Da ſaß ich nun, ſchlug mich vor den Kopf und kam mir höchſt blamiert vor.

Von dem Spandauer Kameraden fand ich bei meiner Ankunft in Berlin einen Brief vor, der mir folgendes mitteilte: Mein Herr Schwiegervater war in meiner Wohnung in Berlin geweſen, hatte von meinen Leuten gehört, daß ich nach Spandau gefahren und ihnen von dort mitgeteilt, daß ich in einigen Tagen erſt zurückkommen würde. Auf Wunſch, ſagen wir Befehl meiner Braut war der alte, gutmütige Mann nach Spandau zu meinem Freunde S. gefahren, um mich daſelbſt zu interviewen. S. bat mich um Verzeihung, daß er zugegeben, was nicht zu verhehlen war, nämlich meine Abweſenheit.

Nun blieb nur ein Weg: der der Buße nach Potsdam. Um ihn mir zu verſüßen reſp. zu verlängern, ritt ich hinüber, direkt nach der Villa, machte ein wenig Toilette in dem mir dort eingeräumten Zimmer und ließ mich bei der Gräfin melden.

„Komteß erwarten den Herrn Lieutenant ſchon,“ wurde mir gemeldet. Das ſchien mir ein gutes Zeichen.

Sie empfing mich kalt, winkte mir hoheitsvoll, Platz zu nehmen und entzog mir ihre Hand. Wie einen Schuljungen ſollte ſie mich nicht abkanzeln, das ſtand in jenem Augenblick feſt bei mir.

Ich ſagte ihr kurz die volle Wahrheit und las in den ſchönen, ſtrengen Zügen mein Urteil. Es zerſchmetterte mich nicht. Wäre es meiner als des Schuldigen nicht unwürdig geweſen, ſo hätte ich meine Beichte mit den Worten geſchloſſen: „Gott ſei Dank iſt es noch nicht zu ſpät.“ —

Sie faßte ſich kurz.

„Ich kannte die Wahrheit ſchon,“ — woher, mochte der Teufel wiſſen — „wollte Sie — aber nicht ungehört verurteilen. Daß Sie nichts verhehlten, ſei Ihnen gedankt, es erſpart mir die letzte Beſchämung, hier iſt Ihr Ring.“

Ich hatte mich erhoben, kerzengerade aufgerichtet und meinen Ring aus ihrer Hand in Empfang genommen.

Mein Anblick ſchien ſie zu erſtaunen. Es dauerte einige Sekunden, bis ich den Handſchuh ausgezogen — ihr Blick ruhte unverwandt auf mir — ich ſtreifte ihren Ring ab und präſentierte ihr denſelben in der offenen Hand. Ihre kalten, ſpitzigen Finger berührten meine warme Handfläche wie ein Lanzettenſtich. Ich küßte dieſe ſchlanken, ſchönen Finger und ſagte lächelnd: „Mögen Sie ſtets im Leben ſo präzis Zentrum treffen als eben jetzt.“

Eine tiefe, reſpektvolle Verbeugung und — der beklemmende Traum war aus.

Unangenehme Folgen hatte dieſer Bruch in Maſſe — das kann und will ich nicht leugnen. Meine arme Mutter nahm ihn hochtragiſch, ſie hat den „Skandal“ nie verwunden. Damals ſchon wollte mein Vater mich verſetzen laſſen. Das hätte aber ausgeſehen wie Flucht; ich blieb.

Der Hof zeigte mir offen Ungnade, von meinem Vater hörte ich nichts als Vorwürfe — aus reinem Trotz fing ich damals zu ſpielen an.

„Es läßt ſich nicht anders leugnen“, um mit Tante Marie zu reden, ich verjeute bedeutende Summen! Mein Glück mit Pferden riß mich oft wieder heraus, aber — ich mußte anfangen zu ſpekulieren und damit kehrte mir das Glück den Rücken.

Zwei der beſten Gäule verlor ich hintereinander! Was war zu thun? Das Nächſtliegende ſchien mir das Spiel. Mich packte der Jeuteufel und ritt mich immer tiefer hinein. Jahre vergingen, hin und wieder ſchenkte mir der Alte eine Summe — Tropfen auf heißen Stein —, die Schuldenlaſt wurde erdrückend, ich gelangte an das kritiſche: Entweder — oder, wie alle ſolche armen Teufel dem Entweder vertrauend.

Mit meinem letzten Kredit kaufte ich den „Floreſtan“, ſtürzte, der Gaul brach das Genick — und ich war fertig!

Es brach alles über mir zuſammen, die Reſte meines Stalles kamen unter den Hammer, ich wurde „für ein Jahr à la suite geſtellt aus Geſundheitsrückſichten nach dem lebensgefährlichen Sturz“. Mein Vater brachte ſehr große Opfer, die mir aber in einer ſolchen Brühe von Vorwürfen alle Tage aufgetiſcht wurden, daß mir die ſchuldige Dankbarkeit recht ſauer wurde. Ich trieb mich ein Jahr in der Welt umher, bereiſte Aſien, woher die Bekanntſchaft mit Abu Bakar ſtammt; Paris machte den Schluß. Beim Grand Prix de Paris ſetzte ich auf „Vaſiſtas“, gewann eine erkleckliche Summe und rührte meinen guten Alten tief, als ich ihm die Reſte meines Reiſegeldes zeigte. Dieſer Beweis guter Wirtſchaft verhinderte indes meine Verſetzung nach dem elenden T. in das ſolideſte und entlegenſte Linien-Kavallerieregiment nicht. Der Abſchied von den Kameraden und von der geliebten Waffe und Jacke koſtete mich ein Stück Herz! Ich wurde ein anderer, das iſt wahr, aber auf Koſten des Beſten, was ich in mir hatte!

* * *

Es ſchlägt vier Uhr! Wie weit hat die Erinnerung mich abſchweifen laſſen von meinem Thema, dem Iffezheimer Meeting. Aber es war nicht ganz abſichtslos, daß ich der Vergangenheit die Zügel überließ — der Gedanke an Sie, teure Jane, leitete und begleitete mich. Sie ſollen alles, alles wiſſen, mein verlorenes Leben, meine Schuld, meine Fehler. Sagen konnte ich Ihnen das nicht, vielleicht würde Ihr gutes Herz vergeben haben, ehe alles heraus war.

Dieſes mein Tagebuch werde ich Ihnen morgen früh ſchicken; Sie werden es durchleſen und ſich ein Urteil zu bilden haben, ehe ich abends bei Ihnen erſcheine. Aus Ihrem Blick, Ihrem Händedruck werde ich dann ſchon erfahren, wie Sie dieſe Beichte aufgenommen haben. Sie enthält von Anfang bis zu Ende Wahrheit! Nennen Sie mich einen eingebildeten Narren, aber — Jane — Jane — denken Sie, ich glaube an Ihre Zuneigung, ſonſt ſchickte ich Ihnen dies kleine Buch nicht. Wird es dieſe Zuneigung zerſtört haben?

Vielleicht verlangen Sie eine Liebeserklärung, Jane?

Der Teufel ſoll mich holen — verzeihen Sie — wenn ich die Feder in mein Herzblut tauche. Wiſſen Sie nicht ohnedem, wie es um mich ſteht, dann ſind Sie die nicht, für die ich tauſend Leben — —

Aus Verſehen muß mir die verdammte Feder doch ausgerutſcht ſein. Alſo heute abend um acht Uhr — keine Minute früher und keine ſpäter, bin ich vor Ihrer Thüre. —

Wiſſen Sie was, Jane, laſſen Sie mich nicht wieder durch dieſe ſteifleinene Perſon in der engen hohen Halsbinde empfangen. Seien Sie heute abend überhaupt allein mit mir, wollen Sie? Es ſei mir dies ein Zeichen, daß ich — hoffen darf. Gott im Himmel, daß es noch etwas ſo Süßes wie Hoffnung gibt. —

Mein erſter Blick beim Eintreten wird nicht Jane ſuchen, ſondern die Giraffe, welche Sie neulich als Elefant friſiert hatten.

Den 31. Auguſt 1890. Nachts 2 Uhr.

Ich bin ſoeben nach Hauſe gekommen, ſchlafen kann ich nicht, werde darum — zum letztenmal — den Federfuchſer ſpielen.

Vor achtundvierzig Stunden befand ich mich an derſelben Stelle und tummelte den alten Gaul Vergangenheit — — was iſt ſeitdem geſchehen! Dieſer 30. Auguſt in Baden-Baden! Ich habe die Stadt immer geliebt, ſie hat mir von jeher gut gethan, diesmal aber —.

Alſo geſtern morgen um neun Uhr — anſtatt nämlich um ſechs Uhr noch ſchlafen zu gehen, hatte ich mir ein Pferd von D. ſatteln laſſen und war ein paar Stunden geritten — um neun Uhr, nachdem ich mit prachtvollem Appetit gefrühſtückt, entſandte ich einen unſerer Klubdiener mit dem ſauber verpackten Tagebuch an Miß O'Connor, Holländiſchen Hof. Ich hatte den Mann bedeutet, zu warten, für den Fall einer Antwort. Konnte doch ſein, daß mir das Buch ſogleich zurückgeſandt wurde! Unſinn! Nein, das konnte nicht ſein. Aber irgend etwas anderes konnte doch ſtatthaben! Der Diener kam ſelbſt für meine Ungeduld in kürzeſter Zeit wieder und meldete: Eine ſteife Dame mit langem Hals hätte ihm das Buch abgenommen, ſei damit verſchwunden, nach einer Minute aber ſchon wieder herausgekommen und hätte ihn mit einem „Allright“ entlaſſen.

Nun galt es, den Tag bis um acht Uhr totzuſchlagen. Zuerſt ſchlief ich ſo feſt, ſo köſtlich, wie man eigentlich nur als Kind ſchläft. Im Klub herrſchte die heiterſte Stimmung, man erwartete Großes von dem morgenden Rennen. Der Kaiſer von Braſilien wird morgen, von einem Strahlenkreis von Fürſtlichkeiten umgeben, dem Meeting beiwohnen. „Er hat Glück, denn ſo brillant beſetzte Felder, wie wir morgen zeigen werden, hat Iffezheim noch nie zu verzeichnen gehabt,“ ſagte Graf Taſſilo Feſtetic. Trotz alledem ſchweiften meine Gedanken ab. Die ſehnlichſt erwartete Stunde fand mich vor Janes Salonthür. Ich klopfte, ohne mich melden zu laſſen. Ein deutſches „Herein!“ ertönte von innen — da ſaß ſie in dem niederen Stuhl am Fenſter, von den letzten Strahlen der Abendſonne beſchienen, mein Tagebuch auf dem Schoße. Im nächſten Moment kniete ich vor ihr.

„Und Miß Leans?“ fragte Jane nach einigen Minuten ſtummen Entzückens. „Ich denke, der erſte Blick ſollte ihr gelten?“ Ich triumphierte: „Jetzt können mich weder Giraffen noch Elefanten mehr irritieren, und wenn Sie ein Dutzend aufmarſchieren ließen.“

Wir tranken den Thee allein, meine geliebte Jane und ich, und was ſie mir da erzählte und wie ſie es that — — Thor, Blinder, der ich war, ich verdiene es ja gar nicht, daß ein ſolcher — Engel? — das Wort ſagt ja gar nichts, ich habe von den ſogenannten Engeln nie etwas wiſſen wollen — daß eine Jane neun Jahre ihres koſtbaren Lebens mir Undankbarem nachtrauerte! Jetzt erſt ſprach ſie von jenem Tag in Nizza! Mein unhöfliches Abſagen per Telegramm, dem kein Brief folgte, hatte ſie tief verletzt. Seit ihrem vierzehnten Jahre war ich der Gegenſtand ihrer kindlichen Bewunderung. Bis ihr Vater, den ſie für das Ideal eines Mannes, Reiters und Kavaliers hielt, ihr ſagte: „Mit dem jungen Herrn v. R. kann ich mich nicht meſſen. Das iſt ein Reitergenie ohnegleichen. Ich wollte, Gott hätte mir ſolch einen Sohn geſchenkt.“

Das hat ſie bitter gekränkt und ſie iſt eiferſüchtig in doppelter Beziehung geweſen. Auf den Vater und auf mich. Aber die Eiferſucht ſchwand, je öfter ſie mich ſah — notabene immer nur zu Pferde, was für mich ſehr vorteilhaft war. Jane hatte keine Ahnung, daß ihre Bewunderung für den Sportsman etwas mit jenem anderen Gefühl gemein hatte, von dem ſie nichts wiſſen wollte, welches ſie beinahe verachtete, der Liebe. Sie war wie ein Junge aufgewachſen, liebte den Vater und ſonſt nur das edle Pferd.

Als der Vater ſtarb, war ſie erſt ſechzehn Jahre alt! Ihre Vormünder und Verwandten bedrängten ihre Selbſtändigkeit mit den verſchiedenſten Vorſchlägen. Sie galt für herzlos und halbtoll, weil ſie ſich auf den kleinen Beſitz zurückzog, der das Geſtüt enthielt und fortlebte in den Gewohnheiten und Beſchäftigungen des Verſtorbenen. Ihre ehemalige Bonne, Miß Leans, die Giraffe, erhob Jane zur Anſtandsdame — ſonſt blieb ſie einſam.

„Golden Hair“ war ihr das teuerſte Vermächtnis, ihrer Ausbildung widmete ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit und Liebe.

Sie hielt ſie im Jahre 1881 für fertig, zwei Jahre lang hatte ſie ſich in den Gedanken, „Golden Hair“ von mir reiten zu ſehen, ſo hineingelebt, daß ihr Brief an mich eigentlich keine Bitte mehr, ſondern nur noch eine Benachrichtigung war.

Meine Weigerung kam ihr daher ganz unerwartet und verletzte ſie, wie geſagt, tief.

Sie wollte ſofort abreiſen; es kannte ſie niemand in Nizza, da ſtieg in dem achtzehnjährigen Köpfchen der abenteuerliche Plan auf, das Pferd ſelber zu reiten. Die Sportpaſſion ging mit der Ueberlegung durch, Miß Leans wurde nie gefragt, eher der alte Trainer, welcher ſie als zweijähriges Kind ſchon aufs Pferd gehoben. Der Alte war ſchwer zu gewinnen, ſchließlich befahl ſie als Herrin, er mußte gehorchen. Sie ſchnitt ihre langen Haare ab und ſchminkte ſich braun, um ſich unkenntlich zu machen.

Als ich plötzlich vor ihr erſchien, war ſie wie vom Blitz getroffen. Zorn war die erſte Empfindung, die ihr klar wurde; ſie mußte in meinem Kommen eine Beleidigung ſehen — dann freute ſie ſich, mir „Golden Hair“ zeigen zu können; „möchte es ihn reuen,“ das war ihr ganzes Hoffen. Als der Geſandtſchaftsrat B. mich auf meine bevorſtehende Hochzeit anredete, da mit einem Schlage wurde ihr klar, was ſie in ihrem unerfahrenen Herzen gehegt und gepflegt hatte. Und nun — in ihrem ganzen Sein erſchüttert — hinaus in den Kampf. Das gerade ſei ihr ein Gefühl der Genugthuung und Erleichterung geweſen, ſagte ſie mir. Ein Sieg vor mir und mich dann — nie wieder ſehen. Es kam anders.

Sie hatte ihre Kräfte überſchätzt. „Golden Hair“ ging einfach mit ihr durch, ſie hatte ihn nicht mehr in der Hand. Das war's auch, was ich ſah!

Dann erfolgte die Kataſtrophe. Des alten Trainers lautes Schreien brachte ſie zur Beſinnung, ſie ſprang auf und ſah — mich auf „Golden Hair“.

Was ſie empfunden, konnte ſie nicht ſchildern, das höchſte Entzücken und heißer, wütender Schmerz hätten ſie faſt um die Beſinnung gebracht.

Das Geſpräch mit mir darauf — ſie erinnerte ſich jeder Silbe und hat — mein ſüßes armes Kind — heiße Thränen geweint, als ſie die betreffende Stelle in meinem Tagebuch fand. Dann aber brannte in ihr das Verlangen: fort — fort aus meiner Nähe und ſich verbergen vor der ganzen Welt. Merkwürdigerweiſe blieb dieſe Epiſode in England unbekannt. Jane vergrub ſich in ihr kleines Haus, lebte nur für das Geſtüt, verließ dies jahrelang nicht. Erſt ſeit zwei Jahren iſt ſie öfter in London und auf irgend welchem anderen Beſitztum geweſen; den Kontinent hat ſie erſt in dieſem Jahre wieder beſucht.

Und nun ſage mir noch einer, daß es nicht eine höhere Führung gibt, die in das Geſchick der Menſchen greift.

* * *

Um zehn Uhr entließ mich meine Teure wieder. Sagen muß ich noch, daß ich um acht ein halb Uhr bereits ein Telegramm folgenden Inhalts nach Berlin an meinen Vater abſchickte: „Eben mit Miß Jane O'Connor verlobt, bitte um Deinen Segen. Gerd.“

Ich hatte Jane verſprochen, ſie nicht eher wieder zu beſuchen, bis von meinem Vater eine Nachricht gekommen ſei.

Von Stunde zu Stunde harrte ich vergeblich! Endlich war die Zeit des Rennens gekommen. Es regnete, was vom Himmel konnte; Jane wollte unter allen Umſtänden auf der Tribüne ſein.

Als ich hinkam, fand ich ſie ſo ziemlich als einzige Dame auf der Tribüne; der noch immer ſtrömende Regen hatte die Damenwelt abgehalten hinauszukommen. Der Kaiſer von Braſilien befand ſich en grand cortège in der Fürſtenloge. Auch der Sultan in ſeiner Nationaltracht befand ſich dort. An Sportsmen kein Mangel. Das Rennen verſprach Schönes. Die beiden Ruhetage, in denen es nicht geregnet hatte, waren dem grünen Feld köſtlich bekommen. Mir war ſo jubelnd zu Sinn, daß ich nur beklagte, das herrliche, grüne Feld nicht meſſen zu können, jeden Jockey beneidete ich um den Genuß, der ihm bevorſtand.

Die Rennen waren intereſſanter, als ſie es ſeit Jahren geweſen. Ich hörte dies von allen Seiten behaupten und bejahte es mit Emphaſe, ohne mit der rechten Aufmerkſamkeit und Teilnahme dabei zu ſein. Anders Jane! Sie ließ kein Auge von dem ſpannenden Schauſpiel, ihre Wangen, ihre Augen glühten! Zwei ihrer Pferde waren beteiligt, eines verſagte, das andere kam als zweites ein.

Dem intereſſanten dritten Rennen verdankte ich das Glück, Jane zu ſprechen; Soloſchins Stute Martery hatte geſiegt. Der Jockey war ein Junge von 12 Jahren, 40 k ſchwer! Mit fabelhafter Bravour und Sicherheit ſchlug dieſer kleine Kerl acht namhafte Konkurrenten aus dem Felde! Das Publikum war elektriſiert, der Kaiſer von Braſilien ließ ſich den kleinen Sieger vorführen, der ſportpaſſionierte Sultan Abu Bakar ſchenkte ihm einen Ring – dieſe orientaliſchen Fürſten führen wahrſcheinlich ſtets für vorkommende Fälle Edelſteine und Ringe bei ſich – Jane aber hätte den kleinen, braunen Bengel beinahe umarmt. Vielleicht würde ihm dies das liebſte geweſen ſein!

Es iſt ein eigen Ding um die Sportpaſſion. Sie berauſcht vollkommen. Jane hatte total vergeſſen, daß ſie von mir gefordert hatte, mich nicht eher wieder zu ſprechen, bis Papas Antwort eingetroffen ſei.

Nun kam die große Steeplechaſe, mit einem bedeutenden Preis des Unionklub; nach dem Jubiläumsrennen der Glanzpunkt des diesjährigen Meeting. Ich ging vorher noch einmal nach dem Sattelplatz, um mir die Pferde anzuſehen. Das meiſte Vertrauen flößten mir die Steeplechaſer von Spiekermann und Joë ein. Aber auch die andern alle waren hoffnungsreich. Es wurden hohe Anſprüche an Ausdauer und Schneid gemacht. Große Diſtanz und bedeutende Hinderniſſe ſtanden bevor.

Als ich über den Platz zurückging, ſah ich vor Jane einen Herrn ſtehen –– im Regenmantel — einen Mann, den ich vorher hier nicht geſehen — den Mantel aber, den kannte ich –– — — alle Wetter — — – ſollte –– konnte — ich lief im canter herbei — wahrhaftig –– es war mein Vater!

Er winkte, ſobald er mich ſah, winkte lächelnd, aber energiſch ab — das Rennen begann — Jane winkte auch ab — was ſollte das heißen? –– Es blieb mir gerade Zeit, meinen Platz auf der Unionklubstribüne wieder einzunehmen.

Hier empfing mich O. mit den Worten: „Ihr Alter iſt ja hier –– ſitzt dort — der Sultan brachte ihn dahin und ſtellte ihn vor. Wer mag die Dame ſein?“

Ich hatte keine Zeit, meiner Verwunderung nachzuhängen, war aber nie weniger aufgelegt, ein intereſſantes Rennen zu verfolgen, als in dieſer Viertelſtunde. Es wurde durchſchnittlich brillant geritten; den Start der elf Pferde hatte ich verpaßt. Zwei ſtürzten, zwei wurden angehalten, die andern gingen durchs Ziel; Spiekermanns brauner Hengſt „Rampton“, bis zum Schluß in hartem Kampf mit Joës „Vivacious“, ſiegte mit einer Halslänge.

Eine enorme Aufregung ſoll unter den Zuſchauern geherrſcht haben; vielleicht, obwohl in anderer Weiſe, war ich der aufgeregteſte von allen! Kaum hatte der Sieger das Ziel paſſiert, ſo verließ ich meinen Platz.

Jane und mein Vater ſaßen noch nebeneinander in lebhaftem Geſpräch.

„Erlaube, lieber Sohn, daß ich dir Lady Balhaſie, Tochter des verſtorbenen Earl of Balhaſie, vorſtelle,“ ſagte mein Vater ſcherzend.

Janes glückſtrahlendes Antlitz wehrte meiner Verblüffung. Ebenfalls deutſch erwiderte ich: „Dieſe Dame iſt für mich Miß Jane O'Connor, die ich dir, lieber Papa, als meine Braut vorſtelle.“

Und nun ſprach mein teures Lieb ganz fließend in dem unvergleichlichſten Engliſch Deutſch: „O, ich habe mir der Vater ſchon auf der eigne Rechnung erobert, mein teurer Gerd. Zur Aufklärung aber, ich meine iſt dies nicht die geeignete place. Wollen die Herren mich in meiner Equipage nach dem Holländiſchen Hofe begleiten, ſo ––“

„Meine Allergnadigſte,“ fiel mein Vater ein, „ich ſchlage vor, daß wir uns in einer Stunde in Berck's Hotel, wo ich abgeſtiegen bin, zu einem kleinen family-dinner vereinigen.“

„Ich beklage es ſehr,“ antwortete Jane lächelnd mit reizender Wurde, „Ihre erſte Bitte ausſchlagen zu muſſen, aber ich muß den general, Herr v. R., ſchon bei mir erwarten. Am Ende jedoch ich bin ſehr glücklich über ein family-dinner — aber bei mir. Sie beide begleiten mich in die Stadt, wir trennen uns für die toilette und ſpeiſen in meine kleine Salon.“

Abgemacht.

Als wir zu dreien durch die Sportgeſellſchaft gingen, Jane am Arme meines Vaters, da begegneten uns der fragenden, erſtaunten Blicke viele.

„O du Heuchler,“ flüſterte mir O. zu. Noch war mir die Löſung rätſelhaft; im Wagen konnte meine Neugierde nicht befriedigt werden.

Jane ſaß neben meinem Alten ſo töchterlich, ſeine Courtoiſie fur ſie hatte etwas ſo Zartliches, daß ich abwechſelnd beider Hände kuſſen mußte.

Meine geliebte Kleine fluſterte mir deutſch zu: „O, Gerd, ich bin ganz verliebt in deine Vater. Du haſt mir nicht geſagt, wie ſchön und liebenswürdig er iſt.“

Am Holländiſchen Hof verabſchiedeten wir uns für eine Stunde. Und nun endlich wurde die letzte Lücke in meinem Roman ausgefüllt. Ich laſſe meinen Vater erzählen:

„Die telegraphiſche Mitteilung deiner Verlobung mit Miß O'Connor verwunderte mich einigermaßen; der telegraphiſch geforderte Segen aber ging mir denn doch uber die Hutſchnur. Sollte ich etwa telegraphiſch meinen Segen ſchicken? Wer war Miß O'Connor?

„Daruber klärte mich Tante Marie auf, die gerade meinen einſamen Theetiſch belebte und, ſowie ich ihr das Telegramm gegeben, ‚es nicht anders leugnen konnte‘, daß der Name O'Connor dir im Leben ſchon einmal verhangnisvoll geworden ſei.

„Hier lag nur eine Möglichkeit vor! Sofort nach Baden-Baden reiſen und perſönlich mit einem Machtſpruch dazwiſchen fahren. Getränkt in Regen und Aerger, ohne ein Auge nachts geſchloſſen zu haben, kam ich hier an, erfuhr, daß das Rennen faſt voruber ſein müſſe und dachte mir: Der Bengel (etwas ſtark fur einen Kgl. preuß. Rittmeiſter) iſt mit ihr draußen und im ſtande, ſie zu begleiten, eventuell bei ihr zu bleiben, wodurch mir mein Vorhaben ſehr erſchwert werden mußte.

„Alſo einen Wagen und nach Iffezheim. Ich kam an, als das vorletzte Rennen voruber war und die Tribunen ſich geleert hatten, und ſah mich nach dir um. Ein Herr vom Komitee befand ſich in meiner Nahe, er war mir von früher bekannt und ich dachte, durch ihn etwas über die betreffende Dame zu erfahren. ‚Iſt Miß O'Connor hier beim Rennen gegenwärtig?‘ fragte ich. ‚Miß O'Connor? bedaure, die Dame iſt mir nicht bekannt.‘

„Bei Nennung des Namens hatte ſich eine ſeltſame Figur – Sultan Abu Bakar, wie ich ſpater erfuhr — nach uns umgewandt. Er redete mich ſehr zuvorkommend mit folgenden Worten franzöſiſch an: ‚Miß O'Connor iſt allerdings anweſend, mein Herr. Darf ich vielleicht fragen —‘

„Ich zog dieſen nichtswürdigen Deckel“ — mein Alter wies auf einen recht eleganten Filzhut, der ſein weißes Haupt zierte — „und ſtellte mich vor: General v. N. Darauf erklärte Seine indiſche Hoheit, daß er das Glück habe, dich zu kennen und gab mir die weitgehendſte Auskunft über die Dame, welche ich ſuchte. Mir ſchien ſogar, als ob eine gewiſſe Ideenverbindung ihn leitete. Vor allem teilte er mir mit, daß er ein alter Freund des verſtorbenen Earl of Balhaſie und ein väterlicher Freund von deſſen Tochter ſei. Als ich ihn verſicherte, dieſe Thatſache erhöhe meine Hochachtung für ihn, habe aber in dieſem Moment kein Intereſſe für mich, ſagte er: ‚Pardon, monsieur, Sie wußten nicht, daß der verſtorbene Earl ſtets unter dem Titel eines einfachen Mr. O'Connor reiſte? Der Bequemlichkeit halber, wie er mir ſagte. O'Connor iſt der Name eines kleinen Beſitzes bei Belfaſt, woſelbſt er ſich ſeines nicht unbedeutenden Geſtütes wegen viel aufhielt. Seine Tochter, einzige Erbin, führt den Namen im Auslande fort. Sie iſt Peeress in her own Right. beſitzt Millionen und iſt das beſcheidenſte, liebenswürdigſte, geſcheiteſte, charaktervollſte Mädchen, welches ich in beiden Weltteilen kennen gelernt habe. Sie lebt nur in der Erinnerung an den heißgeliebten Vater, den beſten Mann, den die Sonne beſchien; ihre großen Beſitzungen läßt ſie verwalten, weiſt jeden Bewerber zurück und — züchtet Rennpferde auf O'Connor. Ich gebe zu, eine etwas ſeltſame Paſſion für eine junge, vornehme, reiche Dame, aber, mon général – es ſteckt Charakter in dieſem Mädchen — Charakter, ſage ich Ihnen. Sie iſt hier mit einigen Pferden beim Meeting beteiligt, unter einem Namen, den ich nicht kenne — aber da ſind wir — mon général. geſtatten Sie mir, Sie meiner jungen Freundin vorzuſtellen.‘

„Und ſo geſchah es, daß Jane O'Connor mir entgegenkam wie eine Tochter. Sie konnte nicht anders glauben, als daß ich ihr die Hand küſſen wollte, was in der That geſchah, und ſie — nun, ehrlich geſtanden, Junge — ſie bezauberte mich. Wir haben uns herrlich unterhalten und hatten deine Gegenwart durchaus nicht nötig. Jane wünſchte jedes Aufſehen zu vermeiden.“

⁂

Eine Stunde ſpäter ſaßen wir in ihrem kleinen Salon!

Papa hatte, „naturlich rein zufällig“, ſeine Uniform mit und bemühte ſich, den Sohn auszuſtechen.

Mit ſeiner reckenhaften Höhe und dem vollen weißen Haar mit Sonne, Mond und Sternen um Hals und auf der Bruſt ſah er brillant aus.

Jane ſah ich zum erſtenmal in „Toilette“, wie man zu ſagen pflegt. Sie blendete mich geradezu. Der zierliche, reizende Kopf kam auf dem freien, runden, elfenbeinweißen Hälschen doch ganz anders zur Geltung, als bis an die Ohren verpackt, wie bisher. Daß ſie bis zu ihrem zwölften Jahre ein wilder Junge geweſen, wie ſie beteuerte, das ſah ich zu meinem heimlichen Entzücken mitunter in dem ſchelmiſchen Aufblitzen ihrer köſtlichen Augen und in irgend einer kleinen, energiſchen Handbewegung. Sonſt war ſie ganz weibliche Anmut und ſo ladylike wie möglich.

„Apropos,“ fragte mein Vater plötzlich, „warum haſt du mir denn Janes eigentlichen Namen vorenthalten?“

Jane antwortete: „Einfach, lieber Papa, weil er ihn nicht kannte. Es war doch ganz gleichgültig für ihn und mich, meinſt du nicht, Papa?“

„Erlaube, liebe Tochter, das meine ich durchaus gar nicht, das ändert die Sache gewaltig; zum Beiſpiel, was wird nun aus ihm, dem Schwiegerſohn eines Earl, Peer von England?“

„Ich laſſe mich ſofort wieder in mein altes Regiment zurückverſetzen!“ rief ich animiert aus.

„Aber verzeih, geliebter Gerd, kannſt du nicht lieber wieder — wie ſagteſt du mir doch — à la suite gehen?“

„Noch ein Jahr bummeln — das geht nicht,“ ſagte mein Alter energiſch.

„Ein Jahr, o nein, das geht nicht, ich weiß,“ ſagte Jane ſehr altklug, „aber ich meinte, teurer Papa, à la suite auf immer. Geht das nicht?“

Der liebe, ſüße, kleine Narr konnte es nicht begreifen und — ſchließlich wird ſie recht behalten.

Die Quelle.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Es war ſtets ein dankbarer Vorwurf für die bildenden Künſte, die Quelle zu verkörpern. Das plötzliche Hervorſprudeln des Waſſers aus einer Gebirgsſpalte hat etwas Zauberiſches, Geheimnisvolles, das die Phantaſie mächtig anregt, dazu das Leben der kleinen Flüßchen, ihr Plätſchern und Murmeln, ihr Fortfließen von Stein zu Stein hinab ins Thal. Im Altertum verkörperte man mit Vorliebe die Poeſie der Quelle durch eine Nymphe, ein Wahrzeichen göttlichen Urſprungs. Unſere modernen Maler haben dieſen Grundgedanken modifiziert und ſtellen, wie Robert Beyſchlag, hier die Quelle als ein irdiſches Mädchen dar, in deren Erſcheinung ſie die Poeſie der Jugend zum Ausdruck bringen. Unſerem Maler iſt das hier vorzüglich gelungen. Kräftige, jugendliche Schönheit, volle Linien des Körpers, einfaches und poeſievolles Geſicht zeichnen dieſe Verkörperung der Quelle aus. Die intime Waldpoeſie, das Geheimnisvolle der Gebirgsſchluchten ſpricht ſeltſam ergreifend aus dem ſchönen keuſchen und doch ſo innigen Blick dieſer Mädchengeſtalt. Man darf dieſe Quelle Beyſchlags zu den beſten und durchgeiſtigtſten Schöpfungen dieſes Genres zählen.

Nur heim!

Von

J. G. Fiſcher.

Nur heim! Nur heim, iſt mein Gebet!
Die ihr mich draußen nicht verſteht,
Nur heim! Doch nimmer in mein Haus,
Dort trug mein Liebſtes man heraus.

Nur heim! Sie legten in ein Grab
Dich, beſtes Herz der Welt, hinab;
Dort führt mich hin, wenn ihr es wißt,
Wo meine Welt begraben iſt.

So ſtille ſinkt ein Blatt vom Baum,
Wie du entſchliefſt, wir ſahen's kaum;
So ſtille, Selige, nimm du
Mich ewig heim in deine Ruh.

Der tote Punkt.

Eine Geſchichte aus dem Wiener Leben.

Von

Emil Ertl.

(Fortſetzung.)

Darauf wieder endloſe Stille, in der man nur das Ticken der Pendeluhr hörte. Schon ein paarmal hatte Ehrhardt gedacht: „Aha, jetzt platzt das Gewitter los!“ — Aber nein, Kehlmann ſtudierte ruhig ſeine Nägel; nur zwei-, dreimal ſchoß ein lauernder Blick aus ſeinen grauen, weinſeligen Aeuglein auf den Buchhalter hinüber.

Dieſes laſtende Schweigen war auf die Dauer nicht zu ertragen; es machte den Buchhalter geradezu nervös. Und nur um endlich die peinliche Situation zu enden, fing er ſelbſt zu reden an.

„Kehlmann,“ ſagte er, „wenn ſich dein Verdacht ... vielleicht gegen mich ...“

Das war plump — furchtbar plump und ungeſchickt!

Der Chef aber verzog keine Miene. Die Uebung, etwas anderes zu ſagen, als er dachte, kam ihm jetzt gut zu ſtatten.

Er ließ ihn gar nicht ausreden. „Aber, lieber Ehrhardt,“ rief er in biedermänniſchem Ton, „was fällt dir ein! Wie ſehr verkennſt du mich.“

Er ſtand auf, und mit ſeiner dicken beringten Rechten die Hand ſeines Buchhalters ergreifend, fuhr er vorwurfsvoll fort: „Wie kannſt du mir ſo bitter unrecht thun! Ein Mann, den ich von Jugend auf kenne, ein Freund, deſſen Ehrenhaftigkeit und tadelloſen Charakter ich ſeit zwanzig Jahren zu erproben Gelegenheit hatte!“

Ehrhardt ſtarrte ihn an, Erſtaunen und Mißtrauen in ſeinem Blick. Wenn ſein Bekannter, der Börſenagent Levi Jakobſohn ihm geſagt hätte, er ſei dem „Schulverein für Deutſche“ als gründendes Mitglied beigetreten, ſo hätte er ihn nicht anders angeſchaut.

War das wirklich ſein alter Freund Kehlmann, der ſo warm, ſo herzlich zu ihm ſprach? Der holzgeſchnitzte, brutale Mann, der ſich ſeit Jahrzehnten, ſeit er ſein Chef geworden war, bei jeder Gelegenheit die Stiefel an ihm abputzte? Und gerade heute redete dieſer Menſch ſo freundſchaftlich und vertrauensvoll, da Ehrhardt zum erſtenmal das Bewußtſein hatte, es nicht zu verdienen! ...

Kehlmann ſchaute ſeinem Buchhalter innig in die Augen. „Ich müßte wahrlich aufgehört haben, an irgend etwas zu glauben,“ ſagte er in täuſchendem Gefühlston, „wenn ich dich verdächtigen wollte!“

Der Schäfer! Als ob er jemals an irgend etwas geglaubt hätte als an ſeine große Couponſchere!

„Lieber Kehlmann,“ ſagte der Buchhalter verwirrt, „ich weiß nicht, wie ich dir danken ſoll.“

„Ich wüßte nicht, weshalb du mir danken ſollteſt,“ erwiderte Kehlmann aufrichtig. „Nein, fort mit allen Thorheiten! Laß uns vielmehr gemeinſam überlegen, was jetzt zu thun iſt, ob ſich keine Anhaltspunkte ergeben, die auf die Spur des Gauners leiten könnten.“

„Nichts, nichts!“ rief Ehrhardt mit erheucheltem Schmerz. „Ich habe ſchon hin und her geſonnen!“

Dann wendete er ſich plötzlich an ſeinen Freund und begann ſich in Jeremiaden zu ergehen. Er ſei für ſein Leben unglücklich, ein gebrochener Mann. Er ſehe ein, daß er unfähig ſei, ſeinen Dienſt länger zu verſehen; ſeit Monaten ſchon ſchwer leidend, habe er jetzt dem Hauſe einen Schaden zugefügt, den er nicht gutzumachen vermöge, ſelbſt wenn er alle ſeine Erſparniſſe opferte und der Firma bis an ſein Lebensende diente. Er ſei vollkommen darauf gefaßt, ſeines Poſtens enthoben zu werden, und könne aus ſeiner Entlaſſung niemand einen Vorwurf machen.

Seltſame Eigenheit der menſchlichen Natur! Gegen den peinlichſten Argwohn, gegen die brutalſte Inquiſition wäre er bis an die Zähne bewaffnet geweſen. Aber da wider Erwarten alles ſo glatt und gemächlich ablief wie nur möglich, verlor er ſofort den Boden unter ſeinen Füßen. Er ſehnte ſich förmlich nach Vorwürfen, nach heftigen Worten und Inſulten. Die gröbſten Ungerechtigkeiten, die Kehlmann ihm an den Kopf geworfen hätte, wären ihm wie Balſam erſchienen im Vergleich zu dieſem blinden und rückhaltloſen Vertrauen, das ihm jetzt ganz ungerechtfertigterweiſe von ſeinem ſonſt ſo mißtrauiſchen und illoyalen Chef entgegengebracht wurde.

Kehlmann aber wurde nicht müde, ſeinen Edelmut in allen Farben ſpielen zu laſſen. „Sei nur nicht gleich ſo verzagt,“ begann er wieder in vertraulichem Tone. „Es iſt eine verdammte Geſchichte, ein empfindlicher Verluſt, das iſt ja gewiß. Aber wer weiß, wie bald wir das Geld wieder in der Kaſſe haben! Ich habe entwendete Summen ſchon auf die unglaublichſten Arten zu ihren rechtmäßigen Beſitzern zurückkehren ſehen; auf die unglaublichſten Arten, ſage ich dir.“

Er legte einen eigentümlichen Nachdruck auf dieſe Worte, und Ehrhardt rückte unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her.

„Es liegt oft eine ganz merkwürdige Konſequenz in dem Gewiſſen der Gauner und Spitzbuben,“ ſprach Kehlmann weiter. „Eh' man ſich's verſieht, ſchleppen ſie ſich ſelbſt an einer Kette von unüberlegten und ſcheinbar zufälligen Handlungen vor ihren Richter. Und je größer die entwendete Summe iſt, deſto ſchneller pflegt ſie ihren unrechtmäßigen Herrn zu verraten. Warten wir nur getroſt ab, was die Zukunft bringt. Ich gehe jede Wette ein, daß ich das Geld in ein paar Wochen wieder habe — gilt's?“

Er neigte ſein Nilpferdgeſicht, das durch ein joviales Lächeln noch verbreitert wurde, vertraulich zu ſeinem Freunde vor und hielt ihm die ſchwammige weiche Hand hin. „Gilt's?“ wiederholte er lachend, „ſechs Flaſchen Champagner gegen eine.“

Ehrhardt lächelte gezwungen, indem er eine ablehnende Handbewegung machte. Er war keineswegs aufgelegt, mit ſeinem Chef eine Wette über dieſen Punkt einzugehen.

„Daß dir ſelbſt der Vorfall höchſt peinlich iſt,“ fuhr Kehlmann mit ſeiner fetten, unnatürlich liebenswürdigen Stimme fort, „das finde ich vollkommen begreiflich. Zum Troſt magſt du dir vorhalten, daß es eine force majeur war, die in deine Wege eingriff, und daß dich dabei nicht das geringſte Verſchulden trifft. Mein Gott, das kann jedem paſſieren, daß er unwohl wird. Und die Beutelſchneider lauern ja an allen Ecken und Enden. Es wäre daher ungerecht und grauſam von mir, wollte ich zu den Vorwürfen, die du dir ſelbſt machſt, noch ſolche von meiner Seite hinzufügen. Und dich gar wegen eines Unfalls, der dir zugeſtoßen iſt, entlaſſen — pfui, was muteſt du mir zu! Erſtens brächte mir das keinen Kreuzer von der entwendeten Summe zurück (in dieſem Worte zeigte ſich wieder der echte Kehlmann) und zweitens würfe das auf die Firma Kehlmann und Sohn, deren Ehrenſchild bis heute ſpiegelblank geblieben iſt, ein trübes Licht. Die Firma iſt mit einem jeden ihrer Bedienſteten ſolidariſch. Nicht du biſt von der Ohnmacht befallen worden, ſondern die Firma Kehlmann und Sohn; nicht dir wurde das Geld geſtohlen, ſondern der Firma. Du ſelbſt, der du ſo lange bei uns dienſt, ſollteſt wiſſen, daß wir uns ſtets in unſeren geſchäftlichen Verhältniſſen jeder Kleinlichkeit enthalten haben, daß unſer oberſtes Prinzip, ich darf es wohl ſagen, die echte Vornehmheit iſt. (Ehrhardt hatte bisher ſo viel wie nichts von dieſem „oberſten Prinzip“ gemerkt.) Dadurch ſind wir emporgekommen, ſind wir groß geworden. Und jetzt, da wir über Millionen gebieten und auf dem Wiener Platze einen Faktor ausmachen, mit dem jedermann rechnen muß, jetzt ſollten wir um lumpiger 40000 Gulden willen dieſem Prinzip untreu werden? Nein, ich würde es aufs tiefſte bedauern, wenn du auf dem Wunſche beſtündeſt, deiner Stellung enthoben zu werden, ſchon um der Leute willen, welche glauben könnten, daß wir dich entlaſſen oder dir doch deinen Austritt nahegelegt hätten. Und dazu liegt nicht der geringſte Anlaß vor, ich wiederhole es. Wenn du an derartigen Kongeſtionen leideſt, ſo mußt du dich eben zu deiner eigenen Beruhigung von einem der jüngeren Herren begleiten laſſen, oder einen Teil deiner Geſchäfte, wenn ſie deine Kräfte überſteigen, abtreten. Wenn aber dein Geſundheitszuſtand dich wirklich zwingen ſollte, deine Stelle niederzulegen, ſo wirſt du in Ehren von uns ſcheiden und dein volles Gehalt als Penſion weiterbeziehen, wie es Ehrenſache der Firma iſt bei einem Beamten, der in ihren Dienſten grau und durch ſeine anſtrengende Thätigkeit und die auf ihm laſtende Verantwortung ſchließlich nervös geworden iſt.“

So viel hatte Kehlmann ſchon lange nicht geſprochen. Seine ſchwere Zunge, die geſchickter war, Gänseleberpaſteten am Gaumen zu zerdrücken, als ſchöne Worte zu machen, pflegte ſich nur zu löſen, wenn das Sprachhonorar ſogleich in klingender Münze ausgerechnet werden konnte, d. h. wenn es galt, jemand zu einem Geſchäfte, zu einer Spekulation, zu einer für die Firma lukrativen Handlung oder Unterlaſſung zu bereden und ſich in ein paar Minuten mehrere oder viele Tauſende zu erſchwatzen. Dann vergaß er die Vorſicht und Selbſtbeobachtung, die ihm zur zweiten Natur geworden war, und redete ſo fließend und warm, daß die Leute erſtaunt aufſchauten, und den ſcheinbar befangenen Stotterer kaum wiedererkannten, der die ſchlechte Gewohnheit hatte, während des Sprechens ſeine Hand beſtändig rings um den Mund zu beſchäftigen und die Hälfte von dem, was er ſagte, in der hohlen Hand verhallen zu laſſen.

Sollte er vielleicht auch bei dieſer Rede ſeines Honorars ſchon ſicher ſein? Allerdings hatte er in ſeinem ſchon ziemlich langen Leben ſo ſchöne Worte gratis noch nie geſprochen.

Aber Ehrhardt war weit davon entfernt, in die Aufrichtigkeit ſeines Chefs auch nur den geringſten Zweifel zu ſetzen. Gerade darum erſchütterte ihn dieſe Rede aufs tiefſte. Er ſaß ſeinem Freunde gegenüber wie vernichtet, dieſem Freunde, den er ſo ſehr verkannt hatte. So viele Jahre lang hatte er ihn für einen herzloſen Egoiſten, für einen berechnenden Blutſauger gehalten, und nun warf dieſer Menſch plötzlich in einem Augenblick, da er allen Grund gehabt hätte, in Vorwürfe und Inſulten auszubrechen, die rauhe Hülle ab und zeigte einen edlen, gütigen, von loyalen, freundſchaftlichen, ja großmütigen Gefühlen erfüllten Sinn, den zu erkennen für Ehrhardt um ſo peinlicher war, je klarer er ſich bewußt wurde, welche Niedrigkeit der Geſinnung es zeigte, einen ſolchen Freund hintergangen und in gewinnſüchtiger Abſicht betrogen zu haben. Nichts konnte ihn tiefer ſtürzen als gerade dieſe Wendung der Dinge.

Er hatte ſich auf Anſchuldigungen, auf Verdächtigungen gefaßt gemacht. Statt deſſen gab Kehlmann ſich alle erdenkliche Mühe, ihm Troſt zuzuſprechen und auf die zartfühlendſte Art ſeine Unverantwortlichkeit nachzuweiſen. Dieſer Finanzmann, den er für mißtrauiſch gehalten hatte, war hochherzig genug, trotz der geradezu novelliſtiſchen Anlage des ganzen Ereigniſſes, ihm das blindeſte Vertrauen entgegenzubringen. Dieſer Geldmenſch wollte um „lumpiger“ 40000 Gulden willen ſein „vornehmes“ Geſchäftsprinzip nicht aufgeben. Und er, der ſich ſelbſt bisher für zehnmal gerechter gehalten hatte als dieſen Zöllner, er ſaß ihm gegenüber mit dem Bewußtſein, um dieſer „lumpigen“ 40000 Gulden willen in ſeinen alten Tagen zum Dieb und zum Betrüger geworden zu ſein.

Er war ratlos und wußte nicht, was er thun und was er ſagen ſollte. Mehrere Male war er nahe daran, jenem zu Füßen zu fallen und alles zu geſtehen, oder die Kaſſenſcheine aus der Feuerfeſten zu holen und ſie vor ihn hinzulegen. Aber er brachte es nicht übers Herz, das Vertrauen, das Kehlmann in ihn ſetzte, für ungerechtfertigt zu erklären. Er hatte den Mut gefunden, als Schuft zu handeln, aber er fand nicht den Mut, es demjenigen zu bekennen, der ſo feſt von ſeiner Ehrenhaftigkeit überzeugt ſchien. Und dann — hätte Kehlmann ihn, ſeinen Namen, ſeine drei Mädchen geſchont? — Wer weiß? Vielleicht wäre die Milde plötzlich in ſchäumende Wut umgeſchlagen, und er hätte ihn den Gerichten überliefert.

Es war zu ſpät; noch vor einer Stunde ſtand er vor der Wahl, ein ehrlicher Menſch zu bleiben oder ein Verbrecher zu werden — jetzt war es zu ſpät, und die freiwillig übernommene Rolle mußte wohl oder übel zu Ende geſpielt werden.

III.

Am nächſten Tage gab es in Wien wieder eine neue „Affaire“.

Spaltenlange Berichte, in welchen eine wahrhaft tropiſche Vegetation orientaliſcher Stilblüten wucherte, füllten die Zeitungsblätter. Der Diebſtahl im Kaſſenverein „Albatros“ bildete das Straßengeſpräch. Die „Fratſchlerinnen“ unter ihren hellen Schirmen ergingen ſich in tiefſinnigen Bemerkungen darüber, und die Metzger warfen mit einem zeitgemäßen Witz einen unverhältnismäßig großen Knochen „Zuwag“ den Köchinnen ins „Körbel“. „Aber, Fraln Kathi, fall'n S' net in Ohnmacht, ſonſt wird Ihner des Ban g'ſtohlen!“

Die „Greisler“ hatten einen guten Tag, denn die heiſere Glocke über der Ladenthür tönte von früh bis ſpät. Die ganze Nachbarſchaft wollte nebſt den Frühſtücksſemmeln oder dem bißchen Grünzeug auch die neueſten Neuigkeiten aus dieſer verläßlichen Quelle ſchöpfen. Die Trambahnwagen und Omnibuſſe waren erfüllt von dem intereſſanten Thema, die Hausmeiſterinnen ziſchelten auf allen Treppenabſätzen vom erſten bis in den fünften Stock mit den Dienſtmädchen, und die Fiaker, neben ihrem „Zeugel“ an der Wand lehnend, ſtudierten gemächlich ihr Leibblatt, das eine Abbildung der Spiegelgaſſe mit dem Albatrospalaſt brachte, deren Cliché vor mehreren Jahren mit einigen kleinen Aenderungen als „Brand der komiſchen Oper in Paris“ fungiert hatte.

Auch das Ehrhardtſche Mädchenkleeblatt war in aller Frühe über die Zeitung her. Ob denn der Dieb ſchon erwiſcht iſt? ... Der gemeine Menſch, der dem armen Papa ... ah, hier ſteht etwas!

Nelli mußte vorleſen. Sie kniete auf dem Stuhle vor dem Zeitungsblatt, das auf dem Frühſtückstiſche ausgebreitet war. Bertha lag mit dem Oberkörper über dem Tiſch neben ihr, und Fanny über den beiden Schweſtern, um auch einen Blick auf die Neuigkeiten zu werfen.

Aber die Mädchen waren bitter enttäuſcht. Er war noch nicht gefangen! „Nach dem Thäter wird eifrig gefahndet“; dieſer Satz, mit dem der Artikel ſchloß, war der einzige, gewiß magere Troſt. Sie laſen den Bericht immer wieder und wieder; ſie lernten ihn förmlich auswendig — nach dem Thäter wurde immer nur gefahndet.

Sie bemerkten in ihrem Eifer gar nicht, daß der Papa ins Zimmer getreten war. Er hatte ſeinen mausgrauen, rotverbrämten Schlafrock an. Das angegraute Haar hing wirr und ſtruppig um ſeine Schlafen. In dieſer einzigen Nacht war er um zehn Jahre gealtert.

„Nun, was habt ihr Intereſſantes?“ fragte er. Da flogen die Mädchen wie eine Schar aufgeſcheuchter Sperlinge dem Alten entgegen und hängten ſich alle drei zugleich an ſeinen Hals.

Der arme Papa! wie ſah er aus!

Fröhlich zwitſcherten ihre Stimmen durcheinander. Jede wollte etwas anderes wiſſen, jede ihm irgend etwas Liebes ſagen, ihn in ſeinem ſchweren Kummer tröſten.

„Wie haſt du geſchlafen, Papa?“ ... „Du hätteſt ſollen im Bett bleiben!“ ... „Heute gehſt du aber nicht aus, Papa?“ ...

Während Ehrhardt mechaniſch in der Zeitung blatterte, ohne ſein Frühſtück zu berühren, brach Bertha ihre Semmel und begann große Brocken in ihren Kaffee einzuſtampfen. Dabei erzählte ſie einen „grauslichen“ Traum, den ſie in der Nacht geträumt hatte.

„Wirklich, ein abſcheulicher Traum! Ich ging durch die Teinfaltſtraße, da kam ein verdächtig ausſehender Menſch gegangen und wollte an mir vorüberſchleichen. Mir fiel er ſogleich auf, ich fürchtete mich aber nicht im geringſten vor ihm, ſondern packte ihn, als er knapp an mir vorbeiging, am Handgelenk und ſagte: ‚Bleiben Sie ſtehen, Sie ſind der Dieb‘. Da maß er mich von oben mit einem drohenden Blick, neigte ſich an mein Ohr und flüſterte: ‚Seien Sie ſtill, Sie ſind ja ſelbſt verdächtig!‘ Da ließ ich ihn los und lief, was ich laufen konnte, und ſchluchzte in einemfort; ich lief aber merkwürdigerweiſe nicht in der Stadt oder durch irgend eine mir bekannte Gaſſe, ſondern auf einer langen, öden Landſtraße bei einbrechender Dämmerung.“

„Nein, wie dumm!“ ſagte Nelli mit ſchweſterlicher Aufrichtigkeit. „Wie kann man ſolchen Unſinn träumen? Das bringſt auch nur du zuwege!“ Nelli hatte jetzt ſchon etwas von einer Gouvernante. Sie redete von der „Wiſſenſchaft“ wie ein Profeſſor, glaubte alles aufs Wort, was ſie gedruckt las und außerdem nichts, hielt ihre Schweſter Bertha für ungebildet, weshalb ſie dieſelbe als tief unter ſich ſtehend betrachtete, und that ſich etwas darauf zu gute, daß ſie von der Wirtſchaft „keinen Tau“ hatte, wie ſie ſich burſchikos ausdrückte.

Bertha aber ließ ſich von der „Kleinen“ nichts gefallen. „Du haſt ſchon viel dummere Sachen geträumt,“ behauptete ſie.

Der edle Wettſtreit, wer vernünftigere Träume zu träumen pflege, endete übrigens ſchneller als ähnliche Diſpute, die ſich zwiſchen den beiden oft erhoben. Bertha war diesmal nicht kampfluſtig. Sie ſtand immer noch unter dem Eindruck des Traumes.

Mittlerweile wollte Fanny wiſſen, was der Papa zu dieſer ſonderbaren Bemerkung hier ſage.

„Zu welcher Bemerkung?“ fragte Ehrhardt aufblickend. Er konnte aber ſeiner Tochter nicht in die Augen ſchauen und wendete den Blick unſicher zur Seite.

„Nun, hier!“ rief Fanny, indem ſie mit dem Finger die Zeilen entlang lief. Und nachdem ſie die Stelle gefunden, las ſie mit bebender Stimme: „‚Daß der Buchhalter Ehrhardt ſelbſt an dem Verbrechen beteiligt iſt, erſcheint nach dem Charakter und Vorleben dieſes Mannes ziemlich ausgeſchloſſen.‘ ... Wie man ſo etwas niederſchreiben kann!“ rief ſie empört.

Wie es heute in Ehrhardts Kopf ausſieht, das wiſſen die Götter. Wenn man aus ſeinem Benehmen ſchließen darf ... war er wirklich nicht der Mann, ſo etwas durchzuführen! —

Jetzt nach den Worten ſeiner Tochter lachte er gezwungen auf. Er war ſo ſehr befangen in Gedanken über ſeine That, daß er Fannys Abſicht vollſtändig mißverſtand.

„Wie, du meinſt, daß ich ſelbſt ... daß es nicht ausgeſchloſſen iſt ...“

„Ja freilich!“ erwiderte eifrig das Mädchen, das ihn glücklicherweiſe ebenſowenig verſtand, wie er ſie. „Wie leicht beuten Feinde und Verleumder ſo etwas aus!“

Ehrhardt war womöglich noch bleicher geworden. Ein wirklicher, ungeheuchelter Ohnmachtsanfall drohte ihn heimzuſuchen. Seine Ideen verwirrten ſich immer mehr. Er war wie vernagelt, konnte ſich nicht in den einfachſten Ge dankengang finden. Jedesmal wenn er den Mund aufthat, ſchwebte er in Angſt, etwas recht Dummes zu ſagen oder ſich ſo plump wie möglich zu verſprechen. Es war ihm zu Mute, als hätte er zähes Pech ſtatt des Gehirns in der Schädelhöhle, und beſtändig ſagte er ſich: Das hätt' ich früher wiſſen können! Ich kann mich einmal nicht beherrſchen.

Die Worte Fannys gingen ihm nach. Er hatte nicht herausgebracht, was eigentlich dahinter ſteckte — vielleicht ein aufkeimender Verdacht? Raſch griff er nach dem Zeitungsblatt und ſtarrte hinein mit dem Ausdruck eines nicht ganz Schwindelfreien, der plötzlich vor einem turmhohen Abgrund ſteht. Aber gleich darauf atmete er erleichtert auf.

„Du haſt ja die Stelle ganz mißverſtanden, Fanny,“ ſagte er. „Hier ſteht doch ſchwarz auf weiß, daß ich nicht im Verdacht ſtehe, an dem Verbrechen beteiligt zu ſein.“

„Aber, Papa!“

„Gerade das Gegenteil,“ rief Ehrhardt nervös triumphierend, „das Gegenteil von dem, was du meinſt, ſteht da! Mein Charakter, meine Ehrenhaftigkeit ...“

„Aber, Papa,“ unterbrach ihn Fanny, „das weiß ich ja. Man ſieht wirklich, wie ſehr dieſe Sache dich angreift. Ich meine ja ganz etwas anderes!“

Und nun ſetzte ſie ihm auseinander, was ſie meinte. Sie meinte, das müſſe ſich niemand gefallen laſſen, daß ihm die Zeitung aus irgend einem Anlaß ein Moralitätszeugnis ausſtellt — gerade ſo, als ob es jemand eingefallen wäre, an ſeiner Ehrlichkeit zu zweifeln. Das iſt ja ſelbſtverſtändlich, daß ein ehrlicher Mann an einer Gaunerei keinen Anteil hat; es iſt eine Beleidigung, das ausdrücklich zu konſtatieren ... Wenn aus der Schülerinnenbibliothek ein paar Bände entwendet und beim Antiquar verklopft werden, ſo würde ſie ſich bedanken, am nächſten Morgen in allen Zeitungen zu leſen: Es iſt ziemlich ſicher, daß dieſe Bücher nicht von der Lehrerin Frl. Ehrhardt geſtohlen worden ſind.

Ach, die Qual, die Qual, die in dieſen Worten lag!

Die Folter von geſtern hob wieder von neuem an; wie lange ſollte er das noch ertragen?

Dieſes unſelige Vertrauen, das ihm alle entgegenbrachten! Weshalb ſollte es denn ſo ganz und gar unmöglich ſein, daß er die Schufterei begangen hatte? Es ſind ſchon edlere Menſchen ſtarken Verſuchungen unterlegen.

Wieder ein ſeltſamer Zug des menſchlichen Herzens, der hier zum Vorſchein kam. Er wäre troſtlos geweſen, wenn ſeine eigene Tochter einen Zweifel in ſeine Rechtlichkeit geſetzt hätte. Aber da ſie im Gegenteil ſo feſt an ihn glaubte, daß ſie ſchon durch die Verſicherung ſeiner Schuldloſigkeit verletzt wurde, fühlte er ſich erſt recht unglücklich. Sie entzog ihm dadurch gewiſſermaßen ihre Liebe, daß ſie ihn ſo liebte, wie er nicht war.

Nein, er hält es nicht länger aus! Was er in dieſen 24 Stunden durchgemacht hat, überſteigt menſchliche Kräfte. So hat er ſich die Sache nicht vorgeſtellt. Es iſt um wahnſinnig zu werden! Er hat immer geglaubt, die That ſelbſt ſei das ſchwierige; aber die war ja ein Kinderſpiel im Vergleich zu dem, was folgte! — Dieſe Demütigungen und dieſe beſtändige Angſt! Dieſe Freundſchaft und Liebe, die einem von allen Seiten beſtändig entgegengebracht wird und von der man ſich bewußt iſt, daß ſie erſchlichen und erſchwindelt iſt. Das alles wird nachgerade unerträglich. Es kann nicht lange mehr ſo fortgehen. Das verdammte Geld muß zurück — lieber heute als morgen. Es ekelt ihm geradezu davor; er kann nicht begreifen, wie ihn ein ſolcher Beſitz reizen konnte. Es iſt beſchloſſene Thatſache: Die 40 000 Gulden werden auf irgend eine diskrete Art zurückgeſtellt, und dann — dann iſt er wieder ein — ehrlicher Mann.

Wirklich? Kann er das jemals wieder werden?

Und die Kaſſenſcheine der Verkehrsbank, die er um dieſes Teufelsgeld gekauft hat! Wie ſoll er denn die wieder los werden? Wenn er ſie einfach anonym an Kehlmann zurückſchickt, wird nicht die Polizei nach jener Amalie Normann fahnden? Und wer ſteht dafür, daß ſich nicht einer der Beamten in der Verkehrsbank Berthas Erſcheinung gemerkt hat und ihr Signalement in die Zeitungen einrücken läßt?

Pah — aus ſolchen amtlichen Perſonalbeſchreibungen erkennt eine Mutter ihr eigenes Kind nicht!

Aber Bertha ſelbſt! Wird ſie nicht aufmerkſam werden, wird ſie nicht durchſchauen, zu welchen Zwecken ihr kindlicher Gehorſam mißbraucht wurde? Wird ſich eine Geſchichte erfinden laſſen, die all den verdächtigen Umſtänden einen unverfänglichen Anſtrich gibt?

Warum nicht? Bertha iſt ja ein ſolches Kind! Man muß ſich in ihre Argloſigkeit nur hineindenken. Sie iſt gedankenlos wie ein rechtes Mädchen; ſie wird bei der ganzen Sache gar nichts denken, als was ihr der Papa ſagt ...

Aber noch hatte er dieſen Gedanken nicht vollendet, als Bertha ihn plötzlich überzeugte, daß ſie auch findig war wie ein rechtes Mädchen und in ihrer einfachen und natürlichen Art nicht ſelten auf Dinge kam, die komplizierter denkenden Menſchen entgingen.

„Nein, dieſe Polizei!“ rief ſie plötzlich aus. „Dieſe ‚Schlamperei‘, und dabei wollen ſie den Dieb erwiſchen!“

„Was gibt's? Was haſt du denn?“ fragten Fanny und Nelli zugleich.

Was ſie hatte? Sie bemerkte, daß in der Zeitung ein Druckfehler oder eine falſche Angabe ſtand. Es waren doch die acht Kaſſenſcheine geſtohlen worden, die ſie eine halbe Stunde vorher gelöſt hatte! Und hier ſtand ſchwarz auf weiß: 40 000 Gulden bar! Nun alſo, da ſoll der Gauner ihnen nicht „eine lange Naſe“ machen!

Und ſie bewies haarſcharf, daß es bei Verbreitung eines ſolchen Irrtums durch die Zeitungen nahezu unmöglich ſei, des Thäters habhaft zu werden. Der Papa müſſe ſofort pneumatiſche Karten an alle Redaktionen ſenden mit der Berichtigung: Es war kein Bargeld, es waren die acht Kaſſenſcheine, die ſeine Tochter eine halbe Stunde vorher auf den Namen Amalie Normann in der Verkehrsbank gelöſt hatte. Und zwar noch vor 12 Uhr gelöſt hatte, das muß auch dabei ſtehen, denn es iſt ſehr wichtig. Die vormittags ausgefertigten Scheine tragen nämlich wegen der Zinſenberechnung das Datum des vorhergehenden Tages. Der Beamte hatte ihr das geſagt, als ſie ihn aufmerkſam machte, daß der 24. und nicht der 23. Oktober ſei. Der Vorfall im „Albatros“ hatte ſich nach 12 Uhr ereignet — man denke nun!

Das ganze Kleeblatt war entrüſtet über dieſe Ungenauigkeit der Polizei oder der Preſſe. Wie konnte man den Dieb wirkſamer unterſtützen, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen? Es lag doch auf der Hand, daß, wenn die Zeitungen den Irrtum verbreiteten, das Geld ſei bar in Staatsnoten geſtohlen worden, niemand Kaſſenſcheine der Verkehrsbank beargwöhnen konnte, die einen Tag vor dem geſchehenen Verbrechen datiert waren. Und ſelbſt wer die Uſancen der Verkehrsbank kennt, wird die Scheine anſtandslos acceptieren. Denn der freche Diebſtahl hat am

24. Oktober um ½1 Uhr ſtattgefunden. Wenn nun der Gauner ſofort nach geſchehener That in die Verkehrsbank gefahren wäre und Kaſſenſcheine gekauft hätte, ſo hätten dieſelben dennoch vom 24. Oktober datiert ſein müſſen. Die Scheine der Amalie Normann aber trugen das Datum vom 23. Sie mußten alſo ſpäteſtens einige Minuten vor zwölf gelöſt ſein; möglicherweiſe ſogar 24 Stunden früher, ſchon an dem Tage, deſſen Datum ſie trugen, am 23. ſelbſt. Und ſo wenig die Nürnberger einen hängen können, den ſie nicht haben, ſo wenig konnte der Dieb die 40000 Gulden am Schalter der Verkehrsbank einzahlen, bevor er ſie geſtohlen hatte. So lag die Sache für jeden Unbefangenen, der in der Zeitung las, die Summe von 40000 Gulden ſei bar in 40 Staatsnoten zu 1000 Gulden geſtohlen worden.

Ehrhardt erſah aus dieſen logiſchen Folgerungen, welche einem Detektive Ehre gemacht hätten, daß mit ſeinen Mädchen nicht zu ſpaßen war, und daß er unmöglich das entwendete Geld in der Form von Kaſſenſcheinen zurückſtellen konnte. Auf dem langen Wege, den er von ſeiner Wohnung in Währing bis ins Comptoir von Kehlmann und Sohn zurückzulegen hatte, fand er Muße genug, die Sache hin und her zu drehen, aber es zeigte ſich ihm kein Ausweg aus der Sackgaſſe, in die er ſich verrannt hatte.

Wenn er nur nicht ſo ungeſchickt geweſen wäre, dieſe Kaſſenſcheine zu kaufen! Hätte er das Geld bar in die Kehlmannſche Kaſſe gelegt, ſo wäre es dort am Ende ebenſo ſicher aufgehoben geweſen als die Kaſſenſcheine, zumal da niemand Verdacht geſchöpft, und keinerlei Durchſuchung ſtattgefunden hatte. Durch Ankauf dieſer Scheine wollte er ein Uebriges an Vorſicht und Schlauheit leiſten. Denn wenn man dennoch, wer weiß durch welchen böſen Zufall, die Kaſſenſcheine in ſeiner Taſche oder in der Kehlmannſchen Kaſſe oder ſpäter in ſeiner Wohnung gefunden hätte, ſo wäre er noch immer nicht verloren geweſen, ſondern hätte noch allerlei Ausflüchte gebrauchen können. Der Name Amalie Normann war nämlich nicht einfach aus der Luft gegriffen, ſondern es gab wirklich eine Amalie Normann, eine entfernte Couſine ſeiner Frau, die vor vielen Jahren ihrem exzentriſch angelegten Bruder an den Salzſee gefolgt und die zweite Frau eines Mormonen geworden war. Wenn nun die Sache ſchief gegangen und die Partie Kaſſenſcheine irgendwie ans Tageslicht gekommen wäre, ſo hätte er behauptet, das Geld gehöre jener Amalie Normann, für die er es verwalte. Das wäre allerdings nicht ſehr glaubwürdig geweſen — aber eine Menge Leute hätten doch daran geglaubt, und wenn es zum äußerſten gekommen wäre, hätte dieſer Umſtand vielleicht hingereicht, bei einer Anzahl von Geſchworenen den Eindruck hervorzurufen, daß der Beweis der Schuld nicht voll erbracht ſei. Jedenfalls wurde die Angelegenheit dadurch verwirrt und verdunkelt, und ein wenig Dunkelheit konnte ſie im Fall der Not brauchen.

Wie weit hatte Ehrhardt früher gedacht! Wie reiflich waren alle Gefahren erwogen, wie klug war ihnen vorgebeugt! Wie wußte er ſogar die Geſchworenen durch ſeine Poſe als gekränkte Unſchuld zu täuſchen und wie kühn ſchwindelte er ſich durch freches Leugnen noch von der Anklagebank hinweg — alles in der Phantaſie! Und in der Wirklichkeit hätte er jetzt, noch keine 24 Stunden nach der That, ſeinem Gott inbrünſtig gedankt, wenn er ihm Mittel und Wege gezeigt hätte, die 40000 Gulden mit Anſtand wieder los zu werden.

Wäre es Bargeld geweſen, was er in Händen hatte, ſo hätte er den Betrag einfach in den Brief-Einwurfkaſten der Firma Kehlmann geſteckt, der an der Hausthür angebracht war. Lemminger hätte das Geld gefunden, und niemand wäre auf die Idee gekommen, hinter dem reumütigen, namenloſen Diebe den beſtohlenen Buchhalter zu ſuchen. Mit den Papieren der Verkehrsbank konnte er nicht dasſelbe thun, das war ihm klar. Denn ſeine Mädchen überblickten die Sache viel ſchärfer, als er geahnt hatte, und würden, wenn ſie in der Zeitung von der Zurückſtellung der Kaſſenſcheine laſen, ſofort gewußt haben, wieviel es geſchlagen habe. Wie aber dieſe unſeligen Scheine in Bargeld verwandeln? Die auf den Namen Amalie Normann lautenden Papiere heute, am Tage nach der That, perſönlich einzulöſen, konnte er bei der Anzahl von Bekannten, die er in der Verkehrsbank hatte, nicht wagen. Berthas durfte er ſich diesmal nicht bedienen, da ſie die Scheine für entwendet hielt. Dasſelbe galt von Fanny und Nelli. Den gröbſten Skandal hätte es aber gegeben, wenn er einen Dienſtmann mit den Papieren hingeſchickt hätte; der wäre zweifellos verhaftet worden. Ehrhardt wäre entlarvt geweſen, und die verdächtige Vorſicht beim Einlöſen der Scheine hätte ein ſo zweifelhaftes Licht auf ihn geworfen, daß ſie ſchon für einen halben Beweis ſeiner Schuld gegolten hätte. — Nein, es war im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht daran zu denken, die Papiere in Bargeld umzuſetzen.

Für dieſen Fall war in ſeinem Plane nichts vorgeſehen. Wie hätte er auch ahnen ſollen, daß das Geld ihm ſo bald in der Hand brennen würde! Er dachte immer: wenn einmal Gras über der Sache gewachſen iſt, finde ich ſchon ein Mittel, die Amalie Normann zu ihren Mormonen zurückzuſchicken. Es hätte auch möglicherweiſe in einem halben Jahr oder nach drei Vierteljahren keine erheblichen Schwierigkeiten gemacht, die Scheine einzeln, einen nach dem andern wieder einzuwechſeln. In Wien kommt ja ſeit dem ungeahnten Aufſchwung, den alle Arten von Schlauheitsverbrechen genommen haben, auf jede Woche mindeſtens ein größerer Unterſchleif, eine Defraudation oder Malverſation. Die Bank- und Sparkaſſenbeamten müſſen ſtets auf ihrer Hut ſein und „wie die Haftelmacher“ aufpaſſen. Sie können ihre Aufmerkſamkeit aber nur auf die zuletzt verſchwundenen Hunderttauſende oder Millionen konzentrieren. Was im Lauf der letzten Monate alles verſchuftet und vergaunert worden, das können ſie mit allen näheren Umſtänden des wann und wo unmöglich im Gedächtnis behalten. Wie ſollte nun bei dieſem Reichtum an Novitäten nach einem halben Jahre noch irgend jemand an die Affaire Ehrhardt denken, zumal, da es ſich ja nur um lumpige 40000 Gulden handelte! Aber jetzt, da dieſe „Affaire“ noch „im Vordergrund der Diskuſſion“ ſtand, wie die Zeitungen zu ſagen beliebten, jetzt wäre es geradezu Wahnſinn geweſen, die Verkehrsbank auch nur zu betreten.

Wie er die Sache auch drehen und wenden mochte, das Ergebnis war immer dasſelbe: Es geht nicht. Die Ehrlichkeit muß auf einen ſpäteren Zeitpunkt verſchoben werden.

Ein ſchreckliches Ergebnis! Ein Ergebnis, das ihn verzweifeln machte. Denn er wußte nicht, wie er den gegenwärtigen Zuſtand noch wochen- und monatelang aushalten ſollte.

Im Bureau angelangt, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſtarrte vor ſich hin. Wie er ſo daſaß, erinnerte er an jene Unglücklichen, krankhaft Apathiſchen, die man auf einem Rundgang durch eine Irrenanſtalt abſeits von den übrigen ſitzen ſieht, in ſich ſelbſt verſunken, den ſtieren

Blick auf die leere Wand oder die Tiſchfläche gerichtet. — Er hatte nicht nötig, ſich zu verſtellen; ſein Benehmen hätte ungefähr ebenſo ausſehen müſſen, wenn das Märchen von der Ohnmacht und dem Diebſtahl wahr geweſen wäre. Trotz ſeines Unglücks im großen Ganzen hatte er doch noch Sinn, ſich über ſolche Details zu freuen. Er überließ ſich einer vollkommenen Troſtloſigkeit und Paſſivität, that nur dasjenige, wozu er unmittelbar genötigt war, und ließ im übrigen alles liegen und ſtehen wie es lag und ſtand. Die eingelaufenen Briefe blieben uneröffnet. Lemminger hatte auch die zarte Rückſicht, ſie beſcheiden auf den äußerſten Schreibtiſchrand zu legen; er wollte andeuten, daß Ehrhardt ſich durch dieſelben nicht ſtören zu laſſen brauche. Ueberhaupt war Lemminger ſo taktvoll und feinfühlig, als er es ſeiner Natur nach ſein konnte. Er trat nur mit übertriebener Sorgfalt auf und entſchuldigte ſich, ſo oft ſeine Stiefel knarrten. Die Thür öffnete und ſchloß er, als ob ein Schwerkranker im Hauſe ſei, und wenn jemand kam, ſo redete er mit ihm ſo leiſe, daß man nichts hörte als Ziſchlaute, die wie ſcharfe Meſſerchen die Luft durchſchnitten. Das alles that er ſo oſtentativ und aufdringlich wie möglich, denn ihm war es weniger darum zu thun, Ehrhardt zu ſchonen, als vielmehr darum, ſich ſelbſt als teilnehmende und zartfühlende Seele ins rechte Licht zu ſetzen. Ihm kam es in erſter Linie nicht darauf an, daß im Zimmer kein unnötiges Geräuſch gemacht wurde, ſondern darauf, daß Ehrhardt hörte, wie ſehr Lemminger ſich bemühte, kein unnötiges Geräuſch zu verurſachen. Infolgedeſſen hatte auch dieſes ganze utriert vorſichtige Umherwurmiſieren gar nicht die Wirkung zu beruhigen, ſondern regte den Buchhalter noch mehr auf und machte ihn nur nervöſer, indem es fortwährend ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen ſchien.

Außer dem Zartſinn Lemmingers mußte Ehrhardt auch noch die Liebenswürdigkeit ſeiner Mitangeſtellten über ſich ergehen laſſen. Denn von den Beamten der Firma Kehlmann und Sohn trat einer nach dem andern ein, um dem allverehrten „Herrn Kollega“ die Hand zu drücken und ihm ein paar tröſtende Worte zu ſagen. Jedermann zeigte das Bedürfnis, durch herzliches Entgegenkommen ſeine Teilnahme und durch einen feierlichen Händedruck ſein unverändertes Vertrauen anzudeuten. Und Ehrhardt wußte nichts zu erwidern; er ſtand mechaniſch auf, ergriff die dargebotene Rechte mit ſeiner eigenen kalten Hand und — ſchwieg. Alle beruhigenden, aufmunternden, ergebenen, freundſchaftlichen Worte beantwortete er nur mit einem faſt unmerklichen Kopfnicken, wobei manchmal ein kurzes, thränenloſes Aufſchluchzen ſeine Züge verzerrte. Dann wendete er ſich ab und ſetzte ſich ohne Umſtände nieder. Es war jenes Außerachtlaſſen der herkömmlichen Umgangsformen, das der Schmerz für ſein Recht hält. Und der betreffende liebe „Herr Kollega“ zog dann mit langem Geſicht ab, indem er ſich im Grund ſeines Herzens über dieſes Benehmen ärgerte: „Nun, ich bin doch nicht ſchuld an ſeinem Malheur; warum läßt er denn ſeinen Zorn gerade an mir aus?“ – – Denn wir ſind einmal ſo, daß wir es ſogar einem Sterbenden übelnehmen, wenn er hinübergeht, ohne vorher ein tiefes Kompliment vor uns gemacht zu haben.

Aber im großen Ganzen war der Buchhalter doch zu ſehr beliebt und ſein Unglück allzu augenfällig, als daß ſich nicht aufrichtiges Mitleid unter ſeinen Kollegen geltend gemacht hätte. Der arme Ehrhardt! hieß es im ganzen Hauſe.

Und er war auch wirklich bedauernswert: Ein Kaſſier, der 40000 Gulden zuviel in der Kaſſe hat. Ein im Grunde nicht ſchlechter Menſch, der unrecht Gut in Händen hält und das Schandgeld klebt wie Pech an ſeinen Fingern, ſo daß er ſich vergebens abmüht, es wieder los zu werden.

Zu Hauſe mußte er ebenſo wie im Geſchäft eine Menge von Beſuchen über ſich ergehen laſſen. Viele Neugierige benützten die Bekanntſchaft mit ihm, um in der „Affaire Ehrhardt“ gut orientiert zu ſein. Andere hielten ſich aus Höflichkeit für verpflichtet, ſich um ſein Befinden zu erkundigen. Verwandte, die ſchon ſeit Monaten „nicht dazugekommen“ waren, einen Beſuch zu machen, nahmen nun die Gelegenheit wahr, ſich am Anblick eines unglücklichen Menſchen zu erlaben. Und zwei oder dreien that ſein Mißgeſchick wirklich leid.

Gegen ſechs Uhr, als es zu dämmern begann — im Ehrhardtſchen Wohnzimmer ſaß man noch um den Jauſenkaffee herum — brachte die Magd eine Karte herein, ein gewiſſer Herr Jellinek wolle den Herrn ſprechen. Ehrhardt erbleichte, und die Taſſe, die er in der zitternden Hand hielt, klirrte ſchrill. Er faßte ſich aber raſch und bat den Herrn, der in der Thür erſchien, in ſein Arbeitszimmer einzutreten. Es war ein hochgewachſener eleganter Mann mit blondem Schnurrbart und ſorgfältig friſiertem Haar.

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Hausherr kühl, nachdem er den Gaſt mit einer Handbewegung zum Sitzen eingeladen hatte.

Der Fremde nahm Platz. „Ich bin Detektive . . .“ ſagte er.

Ehrhardt hatte etwas Aehnliches geahnt. Aber trotzdem traf ihn dieſes Wort wie ein Schlag auf die Bruſt, der ihm den Atem nahm. Er fühlte, wie das Blut aus ſeinen Wangen wich.

Detektive —! das Wort hatte für ihn etwas Furchtbares und rief ihm eine Menge ſenſationeller Verhaftungen ins Gedächtnis, wie ſie nach dieſem oder jenem Verbrechen vorgekommen waren. Die Polizei ſchien oft mit dem Scharfſinn und der Kombinationsgabe höher organiſierter Weſen ausgerüſtet zu ſein. Es grenzte geradezu ans Märchenhafte, wie ſie manchesmal die feinſten Winkelzüge durchſchaute. Der Fall Franceſconi war ihm beſonders deutlich. Wie er im Kurierzug dahinfliegt und ſchon das Weite gewonnen hat — wie er ſich bereits geborgen fühlt und nur mehr wenige Kilometer von der italieniſchen Grenze entfernt iſt — da öffnet ſich in irgend einer kleinen Station plötzlich die Coupéthür und herein tritt ein fremder Herr. „Darf ich um Ihren werten Namen bitten?“ ſagt der Fremde.

„Graf ſo und ſo . . .“ ſtammelte der Verbrecher erbleichend.

Und jener darauf mit einem verbindlichen Lächeln, indem er den Rock zurückſchlägt und einen goldenen Doppeladler ſehen läßt: „Herr Franceſconi, Sie ſind verhaftet.“

. . . Aber der Schreck Ehrhardts war gänzlich unbegründet. Es handelte ſich hier nicht um ſeine Verhaftung, ſondern um eine erfreuliche Mitteilung. Herr Jellinek war nämlich gekommen, um ihm zu ſagen, daß der Dieb gefangen ſei.

Das Erſtaunen Ehrhardts mag man ſich vorſtellen. Herr Jellinek erzählte, man ſei ſeiner Sache zwar noch nicht ganz ſicher, aber alles ſpreche dafür, daß man den Gauner ertappt habe.

„Wer es denn ſei?“ fragte Ehrhardt kleinlaut.

„Ein gewiſſer Schlier, Kaſſier bei der Glaswarenfabriksniederlage Högers Neffe.“

Ehrhardt kannte ihn. Es war ein alter, ſchmächtiger Mann mit ſchwarzer altväteriſcher Krawatte, die nach guter vormärzlicher Sitte ein paarmal um den Hals gewickelt war, ein beſcheidener, liebenswürdiger alter Herr, dem man nur gut ſein konnte, wenn er auch gerade kein Kirchenlicht war. — Er wagte den Einwurf, dem Herrn Schlier ſei ſo etwas doch kaum zuzutrauen.

„Wir von der Polizei,“ ſagte der Agent, „trauen jedermann alles zu. Es iſt ſchon oft einer, der ſein ganzes Leben lang wacker aushielt, in ſeinen alten Tagen ein Gauner geworden. Erwieſen iſt, daß Schlier ſich zur Zeit, da Ihnen das Unglück zuſtieß, im Albatrosgebäude befand. Es iſt auch erwieſen, daß er an demſelben Tage 10000 Gulden in der Sparkaſſe deponierte. Bei einer Hausdurchſuchung wurden in Schliers Kaſſe weitere 10000 Gulden aufgefunden und mit Beſchlag belegt. An demſelben Nachmittag hat er ſeiner Tochter, welche Braut iſt, 2000 Gulden ausgefolgt, die ſie ihrem Bräutigam als Beitrag zur Wohnungseinrichtung übergeben ſollte. Es iſt erwieſen, daß Schlier ſeinem zukünftigen Schwiegerſohne wiederholt verſichert hat, er könne ſeiner Tochter nichts geben.“

„Aber Schlier ſelbſt,“ ſtammelte Ehrhardt ganz verwirrt, „... iſt er denn geſtändig?“

„Geſtändig? Nein. Er behauptet, die Summen von einem Oheim ſeiner Frau in New York bekommen zu haben. Denken Sie, die Lächerlichkeit! Der Onkel aus Amerika!“

„Aber das müßte man doch auf der Poſt...“

„Ja, natürlich; er hat allerdings durch die Poſt eine Geldſendung bekommen, d. h. einen Brief aus New York, in welchem ſich angeblich Geld befunden haben ſoll.“

„Sie glauben, daß dieſer Brief kein Geld enthielt?“

„Selbſtverſtändlich! Schlier beabſichtigte offenbar an dem Tage, an dem er den längſt beſtellten Brief bekommen würde, eine von langer Hand vorbereitete und reiflich erwogene Gaunerei auszuführen. Der Zufall wollte, daß gerade an demſelben Tage Sie im Albatrosgebäude von einer Kongeſtion befallen wurden, und er genau in dem Augenblick durch jenen Korridor ging, als Sie, Ihrer Sinne beraubt, ohnmächtig zuſammenſanken. Da ließ er den anfangs beabſichtigten Streich und zog es vor, Sie zu berauben, da er eine bequemere Gelegenheit, ſich fremdes Gut anzueignen, nicht finden konnte, und dieſen gleichſam auf einem Präſentierteller entgegengebrachten Fang noch weit einfacher und gefahrloſer fand, als das beabſichtigte fraudulose Gebaren. Wo er den Reſt des Geldes verſteckt hat, iſt bisher nicht aufgeklärt; aber 22000 Gulden von Ihrem Kapital ſind gerettet. Dieſe freudige Nachricht Ihnen mitzuteilen, beauftragte mich der Herr Polizeirat Hanauſek, da ich einen Gang in der Nähe hatte.“

Der Geheimpoliziſt erhob ſich und griff nach ſeinem eleganten Cylinder.

Ehrhardt aber verſuchte noch einmal das Geſpräch auf die Familie Schlier zu lenken. „Wenn Sie ſich nur nicht täuſchen,“ ſagte er kleinlaut.

„Nein, beruhigen Sie ſich,“ erwiderte jener, „dieſen Betrag von 22000 Gulden dürfen Sie als gerettet betrachten. Ich halte eine Täuſchung für ausgeſchloſſen. Ich hoffe auch, daß die reſtlichen 18000 Gulden in kürzeſter Zeit nachgewieſen und ſaiſiert werden können. Fräulein Schlier, die Tochter des Kaſſiers, hält zwar auch an dem Märchen vom Onkel in Amerika feſt und behauptet, von einer andern Summe nichts zu wiſſen. Es liegen jedoch ſtarke Verdachtsmomente vor, welche vermuten laſſen, daß ſie am Verbrechen ihres Vaters irgendwie beteiligt iſt: Sie wurde daher ebenſo wie ihr Herr Papa in Unterſuchungshaft genommen. Von der Frau erhoffe ich am ſchnellſten ein Geſtändnis, denn ſie iſt nervenſchwach, wird alſo einem Kreuzverhör nicht lange widerſtehen. Gegenwärtig läßt ſich mit ihr nichts anfangen, da ſie bei der Hausſuchung von Nervenkrämpfen befallen wurde und noch nicht wieder zu Bewußtſein gekommen iſt.“ —

Und in Kenntnis dieſer ſchrecklichen Thatſache, daß eine ganze Familie unſchuldig ſtatt ſeiner litt, ſollte Ehrhardt leben! Es ward ihm klarer als je: Das Geld muß doch zurück, geh' es wie es wolle.

Am nächſten Morgen ſtand ſchon von der Verhaftung des Kaſſiers Schlier und ſeiner Tochter in der Zeitung. Die Frau liege faſt hoffnungslos danieder. Die Schuld des Kaſſiers, den frechen Diebſtahl an dem ohnmächtigen Buchhalter Ehrhardt im Korridor des Kaſſenvereins „Albatros“ begangen zu haben, liege klar zu Tage, doch leugne derſelbe noch immer hartnäckig. Auch ſei leider der auf die entwendete Summe von 40000 Gulden fehlende Betrag noch immer nicht eruiert.

Weil er es ſchon einmal ſo gewohnt war, ſchickte Ehrhardt ſich nach dem Frühſtück an, wieder fortzugehen. Noch bevor er das Haus verließ, kam ein Zettel des Polizeirates Hanauſek, ſich heute den 26. im Laufe des Nachmittags beſtimmt im Polizeidirektions-Gebäude behufs Konfrontierung mit Schlier einfinden zu wollen. Mit dieſer unbequemen Einladung in der Taſche trat der Buchhalter ſeinen Weg ins Comptoir an.

Unter einigen der jüngeren Kollegen Ehrhardts, die noch begeiſterungsfähig waren, war inzwiſchen ein hochkollegialer Gedanke aufgetaucht: Man wollte dem „ſchwergeprüften Manne“ ein prachtvolles Album ſpendieren mit den Photographieen aller Angeſtellten der Firma Kehlmann und Sohn. Dieſe ſinnige Gabe ſollte das unwandelbare Vertrauen und die Sympathie ausdrücken, deren ſich Ehrhardt nach wie vor bei ſeinen Geſchäftsgenoſſen erfreute. Sie ſollte ihm auch den innigen Anteil bekunden, den alle an ſeinem Mißgeſchick nahmen. Dies war der angebliche Entſtehungsgrund der Troſtalbumsidee. Der wirkliche aber war der, daß der Offizial Lobinger, von dem die Anregung ausgegangen war, zu jenen Menſchen gehörte, die immer etwas arrangieren müſſen, ſei es eine Wohlthätigkeitslotterie, einen muſikaliſch-deklamatoriſchen Abend oder auch nur eine Quadrille.

Und die jüngeren Herren, welche emporkommen wollten, hofften ſich Kehlmanns oder Ehrhardts oder beider Gunſt zu vermehren, wenn ſie Lobingers geniale Idee kräftig unterſtützten.

Das „Album-Komitee“ hielt eine Sitzung über die Anlage und Ausſtattung des Geſchenks und wurde auch über die Anordnung der Photographieen ſchlüſſig. Auf dem erſten Blatt wird natürlich das „Nilpferd“ prangen — ſo hieß der Chef im Jargon ſeiner Angeſtellten. Dann kommt der junge „Ritter von“ (Spitzname des Herrn v. Kehlmann jun.) mit ſeinem hochariſtokratiſchen Gigerltopf, deſſen ohnehin nur ſchwache Andeutung von Stirne noch durch das ſorgfältig ins Geſicht gekämmte Haar verſteckt wird wie etwas, das offen zur Schau zu tragen man ſich ſchämen muß.

Dieſer Herr von Kehlmann jun. iſt den meiſten Angeſtellten der Firma nur vom Hörenſagen bekannt, obgleich er ebenſogut Chef des Hauſes iſt wie ſein Herr

Papa. Aber vielbeſchäftigt, wie er iſt, läßt er ſich ſogar das Couponherunterſchneiden durch Ritter von Kehlmann ſen. in Wien beſorgen, während er ſelbſt faſt das ganze Jahr hindurch in hochwichtigen geſchäftlichen Miſſionen im Auslande weilt. Am Anfang des Faſchings pflegen ihn ſeine Geſchäfte in Rom zu feſſeln; um die Zeit des Opernballes hat er eine wichtige Transaktion in Paris durchzuführen, und den Derby-Tag ſieht er ſich gezwungen in London zu verbringen. Ein wenig überarbeitet, flüchtet er während der kälteſten Zeit aus Geſundheitsrückſichten nach Monte Carlo, und da er die Wiener Hitze nicht verträgt, iſt er genötigt, in den Siriustagen eine kleine Erholungsreiſe an das Nordkap zu unternehmen. Wenn bei uns die Blumen erfrieren, pflückt er die ſeinen für eine kleine franzöſiſche Excentrique-Sängerin in Nizza, und wenn ſie bei uns verdorren, für eine intereſſante Hotelbekanntſchaft in den duftenden Gärten von Molde.

Nach dem „Nilpferd“ und dem jungen „Ritter von“, die miteinander das Ehrenalbum eröffnen ſollen, kommt der mit der Prokura betraute Marenzeller, alle drei in Kabinettformat, und ihnen folgen dann die übrigen in Viſitenkartengröße bis herunter zum letzten Volontär und zum alten Lemminger.

Niemand freute ſich über die zartempfundene Albumsidee aufrichtiger als gerade Lemminger. Nicht nur, weil er die Apathie Ehrhardts aus nächſter Nähe mit anſehen mußte, ſondern beſonders deshalb, weil etwas los war, und für ihn jeder Tag ein Feſttag war, an dem ſich etwas ereignete, war es nun ein Erdbeben, ein Raubmord oder ein großes Leichenbegängnis mit militäriſchem Gepränge, eine „Militärleich“, wie er es nannte. Ja, ein Ereignis ging ihm über alles; und dazu kam noch, daß er gezwungen war, ſich photographieren zu laſſen. Das freute ihn.

Er ſchwebte in der größten Angſt, das Atelier Weidmann werde mit der Ausführung des Albums nicht ſchnell genug zu ſtande kommen und länger brauchen, als ſeine Neugier es auszuhalten vermochte. Im ganzen Hauſe ſtrich er umher und betonte die Notwendigkeit, auf raſche Ablieferung zu dringen, damit nicht am Ende der Hauptkummer verfliege, bevor das Geſchenk fertig geworden. Und als niemand ihm Audienz erteilte, und er ſah, daß aus keinem der Komiteemitglieder herauszubringen war, wann die Bombe eigentlich platzen ſollte, da hielt er ſich für berechtigt, gekränkt zu ſein und auch ſeinerſeits zu thun, was ihm gut dünkte.

Er ſetzte alſo eine Miene auf wie Kehlmann ſen., wenn er vom Eſſen, oder wie Kehlmann jun., wenn er von einem Weibe ſprach, und begann noch aufdringlicher im Kaſſenzimmer umherzugeiſtern als vorher. Als die gewünſchte Wirkung nicht eintrat, wurde er kühner und drückte ſich ſo lange um Ehrhardts Schreibtiſch herum, bis dieſer endlich aufblickte und unwillig ausrief: „Sagen Sie mir nur, Lemminger, was wollen Sie denn eigentlich?“

Sogar Lemminger trat unwillkürlich zurück, als er dieſe Stimme hörte und in das bleiche, entſtellte, unglaublich veränderte Antlitz des Buchhalters blickte. Der Aermſte zappelte an ſeiner Schuld wie ein Fiſch an der Angel und kam nicht mehr los. In unglaublich kurzer Zeit hatte ſeine Widerſtandskraft ſich verbraucht, und der Augenblick, an dem dieſes Zappeln in völliger Erſchöpfung enden mußte, konnte mit einiger Sicherheit vorhergeſagt werden. Vielleicht hätte er neue Kräfte geſammelt, hätte er nur im entfernteſten ahnen können, wer die Angelrute in Händen hielt. Aber er ſah ſich nur von unverdienter Liebe und Achtung umgeben.

„Der tote Punkt — ah, der tote Punkt — der liegt ganz anderswo, als ich damals meinte!“ Das wiederholte er ſich in jeder Stunde, Tag und Nacht.

Nachdem Lemminger ſich an den Blick dieſer wahnſinnigen Augen gewöhnt hatte, trat er vertraulich näher und ſagte geheimnisvoll: „Herr Ehrhardt . . . wiſſen Sie ſchon . . .?“ Und als Ehrhardt ihn ſtarr anſah, ohne etwas zu erwidern, fuhr er verſchämt fort: „Ich darf eigentlich nichts verraten . . . Sie ſollen nämlich überraſcht werden . . .“ Und nun erzählte er ihm alles, was er im Hauſe aufgeſchnappt hatte, von der Ehrengabe, von der zu dieſem Zwecke aufgebrachten Summe, von der Ausſtattung des Albums und von der herzlichen Anſprache, die Herr Marenzeller bei der Ueberreichung des Geſchenkes halten ſollte.

Wohl ſelten hat die Mitteilung von einer bevorſtehenden Ehrung auf den zu Beglückenden eine ähnlich niederſchmetternde Wirkung ausgeübt, als es hier der Fall war.

Ehrhardt wurde feuerrot im Geſicht.

„Wie beſcheiden er iſt!“ dachte Lemminger, der lächelnd vor ihm ſtand und bereit war, alles Lob und allen Dank auf ſein eigenes Haupt einzuſammeln.

Aber ohne den geſchwätzigen Diener eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, ſprang jener auf, griff nach Rock und Hut und ſtürzte wie wahnſinnig aus dem Bureau, die Treppe hinunter, auf die Straße.

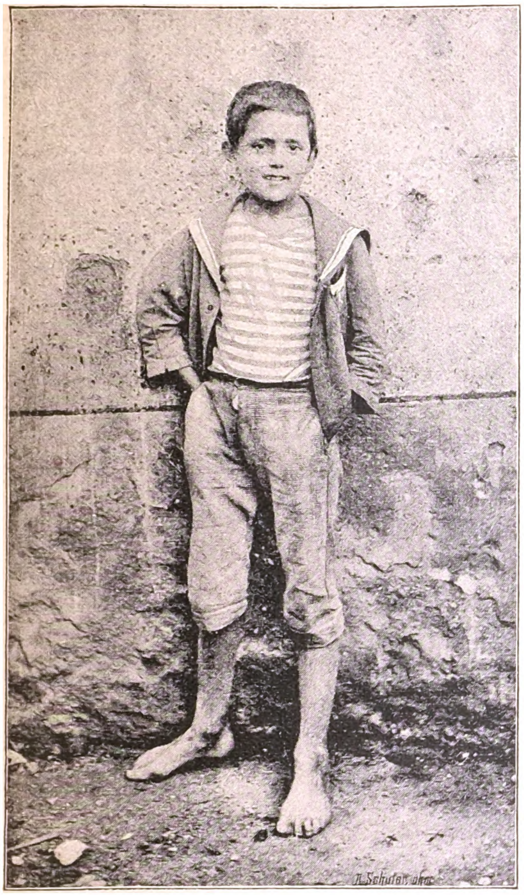
Es war genug. Länger konnte er dieſen Zuſtand nicht ertragen. Es mußte ein Ende gemacht werden.

(Schluß folgt.)

Die Tauben von San Marco.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Die Tauben ſind eine Art lebender Wahrzeichen des wunderbarſten Platzes der Welt, des Markusplatzes in Venedig. In alten Zeiten war es Gebrauch, am Palmfeſte Tauben von der Vorhalle der San Marcokirche unter das Volk zu werfen; einige von dieſen entkamen und fanden Schutz unter den Bleidächern des Dogenpalaſtes. Als ſie in vergrößerter Zahl wieder zum Volke niederflogen, um Speiſe zu ſuchen, unterſtützten Rat und Volk dieſes Zutrauenszeichen; ein Delegierter der Kornſpeicheradminiſtration hatte ihnen geſetzlich zur dritten Stunde Nahrung auf dem Platze zu reichen. Noch jetzt erhalten ſie um zwei Uhr nachmittags ihr offizielles Futter auf Stadtkoſten. Die Tauben ſind ſehr zahm und auf letzteres ſtützt ſich das liebliche Bild von Jacques Wagrez, das wir unſeren Leſern heute vorführen. Wir werden in das 16. Jahrhundert verſetzt. An der Außenſeite der San Marcokirche ſitzen zwei Jungfrauen und füttern die Tauben, während ein junger Mann hinter dem uralten Doppelbild der zwei ſich umarmenden byzantiniſchen Kaiſer ſich vorbeugend die liebliche Scene beobachtet. — Die ſeltſamen Skulpturen der merkwürdigen Kirche geben einen maleriſch höchſt wirkſamen Hintergrund zu den intereſſanten Figuren ab. Das Gewimmel der Tauben, die ſchönen Menſchen aus der üppigen Blütezeit der Republik, die ehrwürdige Kirche, bei welcher jeder Stein ſozuſagen ein halbes Jahrtauſend Weltgeſchichte — damals ſchon — einſchloß, all das hat der Maler mit poetiſchem Sinn zu einem ſo hübſchen, ſtimmungsvollen Genrebild zu verwerten verſtanden, daß wir neben dem hiſtoriſchen Grundton die novelliſtiſch angehauchte Situation — der Jüngling ſcheint ein ſchüchterner Verehrer eines der Mädchen und beneidet die Tauben — vollauf genießen.



Veretianiſcher Knabe.

Die Photographie als Liebhaberkunſt.

Von

Ferd. Luthmer.

Siehſt du jenen Gentleman im tadelloſen Touriſtenkoſtüm, der dort drüben an der Ecke ein leichtes Stativ aufbaut, einen Augenblick unter einem ſchwarzen Tuche unſichtbar wird, und gleich darauf mit ſeinem Inſtrumente weiterzieht, um an der nächſten Ecke das gleiche zu thun? Das iſt ein „Amateurphotograph“, wie der ſelbſtgewählte Name der Lichtbildner „zum Vergnügen“ lautet. Auch ſie ſind eine Erſcheinung „fin de siècle“. gezeitigt durch eine Reihe ſcharfſinniger Erfindungen auf dem Gebiete der Optik und der Chemie. Die Liebhaberphotographie iſt das jüngſte Kind der Lichtbildnerei, die fünfzig Jahre alt werden mußte, bis ihre Hilfsmittel und Handgriffe ſo weit vereinfacht waren, daß jeder mit ein bißchen Handgeſchicklichkeit und einer gewiſſen Doſis Geſchmack Begabte ſich ihr widmen konnte.

Widmen — wohlverſtanden! zu ſeinem eigenen Vergnügen, nicht immer zum Vergnügen der anderen, wenn es auch bei dieſer Liebhaberkunſt im Gegenſatz zum Waldhornblaſen und Pianopauken geräuſchlos zugeht, und höchſtens ein etwas eitles „Ebenbild Gottes“ ſich durch eine allzu grauſam-wahre Wiedergabe ſeiner Geſichtszüge benachteiligt fühlt. Denn darin unterſcheiden ſich, um dies gleich voranzuſtellen, die Dilettanten am meiſten von den Berufsphotographen, daß, wenn ſie ein Porträt machen, ihr Werk ehrlich ſo aus den Kopierrahmen herauskommt, wie es das Licht auf die Negativplatte gezeichnet hat. Der Lichtbildner von Fach aber hat in ſeinem Atelier einen jungen Mann mit langen Haaren und Samtrock ſitzen — die letzten Erinnerungen an die drei Semeſter Kunſtakademie, deren er ſich rühmen kann, — der mit grauſamem Pinſel alles das aus dem Bilde „herausretuſchiert“, was in einem Menſchenantlitz noch Intereſſantes ſitzt. Dieſem jungen Raphael hat Viktor Scheffel vergebens geſungen:

> Die Falten auf der Stirne dein,
> Laß ſie nur heiter ranken!
> Das ſind die Narben, die darein
> Geſchlagen die Gedanken! —

er glättet und glättet, bis eine ſolche Stirne ſo blank und rund ausſieht wie — nun, ſagen wir, wie eine Billardkugel! – Ein wirklich künſtleriſch begabter Photograph, den ich kürzlich auf einer Dilettantenausſtellung — ich komme noch auf dieſelbe zu ſprechen — vor einem ſolchen unretuſchierten Bilde aufs Gewiſſen fragte, ob das denn nun nicht ſchöner ſei, als ſeine Salongeſichter in all ihrer glatten Herrlichkeit, verſicherte mich, daß er und ſeine Kollegen in dieſer Frage lediglich die Sklaven des Publikums ſeien, das ſein liebes Antlitz gar nicht glatt und jugendlich genug ſchauen könne, daß aber dieſe Dilettantenausſtellungen vielleicht berufen ſeien, zur Verbreitung eines beſſeren Geſchmacks beizutragen.

Ja, die Amateurphotographen veranſtalten wirklich öffentliche Ausſtellungen ihrer Arbeiten — zum gegenſeitigen Vergleich, zur Anregung, zum Wetteifer. Und ſie haben bei allen dieſen Veranſtaltungen ſtets die anſehnlichſten Reſultate erzielt – nicht nur in der allgemeinen Teilnahme des Publikums, ſondern auch in der Anerkennung der Fachmänner, welche als Gutachter oder als Juroren bei der Preisverteilung mitwirkten. So hat das vergangene Jahr eine derartige Ausſtellung in Wien, und eine zweite in Verbindung mit der photographiſchen Jubiläumsausſtellung in Berlin zu verzeichnen gehabt, während im laufenden Jahre Budapeſt und Frankfurt a. M. Ausſtellungen von Amateurarbeiten veranſtalteten. Auf der letzteren ſind die Bilder ausgewählt, welche als Illuſtrationen dieſem Aufſatz beigegeben ſind, und die als Beweis von der Vielſeitigkeit dienen mögen, deren die Lichtbildnerei fähig iſt, wenn ſie das enge Atelier verläßt, um als Begleiterin des Touriſten durch Gebirg und Thal, des Forſchers in fernen Erdteilen, oder als Mitarbeiterin des Gelehrten in der ſtillen Studierſtube ſich nützlich zu erweiſen.

Müßte die Amateurphotographie einen Beweis ihrer Berechtigung beibringen — wozu ja die Liebhaberkünſte bekanntlich nicht verpflichtet ſind –, ſo könnte ſie aus der letztgenannten Bethätigung eine ſolche am erſten ableiten. Wir ſahen in Frankfurt Mikrophotographien, anatomiſche und zoologiſche Präparate, in mikroſkopiſcher Vergrößerung aufgenommen von Dr. Albarracin, einem jungen chileniſchen Gelehrten, welcher in Frankfurt phyſiologiſchen Studien obliegt, von Lionel Fleiſchmann und Paul Gans, die in überzeugendſter Weiſe zur Anſchauung brachten, welche Förderung es für die Studien des Gelehrten bedeutet, wenn er die bildliche Darſtellung der mikroſkopiſch erforſchten Gebilde ſich ohne Mühe ſelbſt herſtellen kann — Darſtellungen, die früher, als ſie noch dem Stift und der zeichnenden Hand überlaſſen waren, die mühevollſte und gefährlichſte Arbeit für den Zeichner waren.

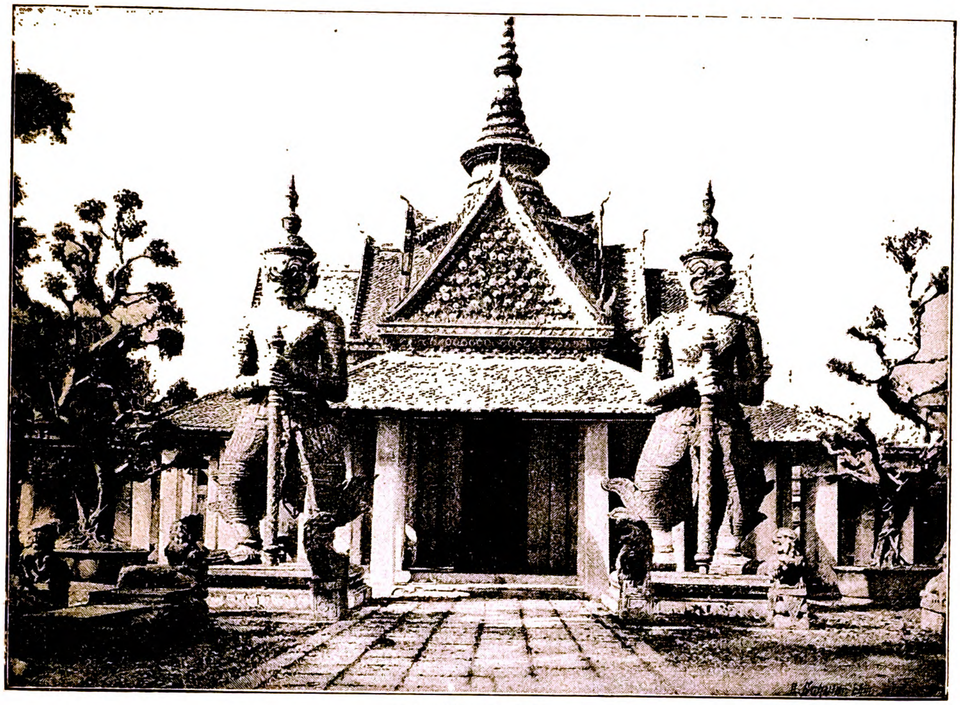
In das Gebiet der wiſſenſchaftlichen Aufnahmen dürfen wir auch die Momentbilder aus dem zoologiſchen Garten rechnen, welche Dr. Lepſius vorführte. Welchen unſchätzbaren Beitrag zur Kenntnis von dem intimen Leben der Tiere dieſe Bilder liefern, die den ahnungsloſen Beſtien in durchaus unbewachten Augenblicken abgeſtohlen ſind, wird dem Zoologen noch mehr einleuchten als uns Laien.

Oſſip Schubin.

Aber nicht bloß dem Tiere, auch dem Geſchlechte homo sapiens gegenüber, beruht ein Vorzug der Amateurphotographie darin, daß ſie imſtande iſt, ihrem Objekt im unbewachten Augenblick, in jedem intereſſanten Moment auf den Leib zu rücken, weil ſie eben täglich und ſtündlich um uns herum, in unſerer nächſten Umgebung weilt und uns nicht erſt den feierlichen Gang ins Atelier antreten läßt. Und wie reich iſt unſer Leben an intereſſanten, an wirklich maleriſchen Momenten! Allerdings iſt die Fähigkeit, ſolche Momente zu erkennen, überhaupt zu ſehen, nicht gleich verteilt, auch bei den Amateurphotographen nicht. Am wenigſten Erfolg haben meiſtens diejenigen, welche ſich bemühen, Genrebilder zu ſtellen, wie „Das ſchmollende und verſöhnte Brautpaar“ und ähnliches. Dem gegenüber aber zeigte die Frankfurter Ausſtellung unbeabſichtigte Genrebilder von ſo überraſchender Wirkung, ſo glücklicher Auffaſſung, daß man ſich ſagen mußte: wer das zu ſehen und feſtzuhalten verſteht, der iſt aus demſelben Holz, aus welchem die Menzels und Chodowieckis geſchnitten werden — nur daß er zufällig nicht malen gelernt hat. Einen beſondern Vorſchub leiſtet dieſem unmittelbaren Belauſchen der intimſten Vorgänge das Magneſiumblitzlicht. Jene Gruppe in der halbdunkeln Niſche des Ballſaals, die ſich dem Vergnügen der „Flirtation“ mit voller Hingabe überläßt — ein Blitz, und der photographiſche Apparat hat uns eine Scene von überwältigender Anmut fixiert — ein Epitheton, welches wir jenem andern Quartett von Skatſpielern kaum erteilen können, auf deren Mienen ſich alle Schattierungen der Gewinn- und Verluſtſtimmung ableſen laſſen. Aber auch ernſtere Vorgänge verrät uns die Momentaufnahme. Nehmen wir auch an, daß jene Auffindung eines Abgeſtürzten im Hochgebirge nur „markiert“ iſt, ſo ſcheint die Scene aus der chirurgiſchen Klinik, da eben der Operateur das Meſſer anſetzt, doch aus der ernſten Wirklichkeit genommen zu ſein. Beiläufig hat der Wiener Alfred Buſchbeck, welcher die letztere Scene aufgenommen hat, eine ſehr intereſſante Probe der Photographie ohne Objektiv in ſeiner Aufnahme der Votivkirche geliefert. Durch den Wegfall des geſchliffenen Glaſes erhält das architektoniſche Bild, welches nur durch die altmodiſche Camera obscura erhalten iſt, jene abſolute perſpektiviſche Richtigkeit, welche ſo viele, mit den berühmteſten Apparaten ausgeführte Architekturaufnahmen vermiſſen laſſen. Schade, daß dieſes Verfahren, welches intenſives Licht und lange Expoſition zur unerläßlichen Bedingung hat, wohl kaum einer ausgedehnteren Anwendung in der Praxis fähig iſt.

Ganz unermeßbar iſt der Vorteil, den die Amateurphotographie mit allen ihren Erleichterungen dem Reiſenden gewährt. Ich meine hierunter weniger den Touriſten, der von der Gebirgswanderung, und gehe ſie über Schnee und Eis, alle die Landſchaftsbilder mit heimbringt, die ihm beſonderen Eindruck gemacht haben. — Vielmehr gab gerade die Frankfurter Ausſtellung vielfache Gelegenheit, die Photographie im Dienſte des ethnologiſchen Forſchers zu würdigen. Wie unerläßlich iſt für den kühnen Mann, der unbekannte Länder durchforſcht, um ſie der Kultur, der Koloniſation zu erſchließen, die Möglichkeit, ſeinem mündlichen und ſchriftlichen Bericht die bildliche Darſtellung beizugeſellen. Und nicht jeder kann ein Eduard Hildebrandt ſein, deſſen unermüdlicher Aquarell-

Zigeunergruppe.



Japaniſcher Tempel.

pinſel uns die Farbenzauber des Orients vor Augen ſtellt. Ich erinnere mich, mit welchem knabenhaft-ſpöttiſchen Bedauern wir junge Burſchen vor Jahren im Atelier des jüngſt verſtorbenen Steffeck die Mühen eines älteren Herrn verfolgten, der, ſeither ein berühmter Reiſender geworden, aber des Stifts und Pinſels ungewohnt, ſich auf eine Weltfahrt vorbereitete, indem er noch in ſeinen alten Tagen ſkizzieren lernte. Wieviel vollkommener ſind die bildlichen Dokumente, die ein heutiger „Semilaſſo“ von ſeinen Wanderungen mitbringt!

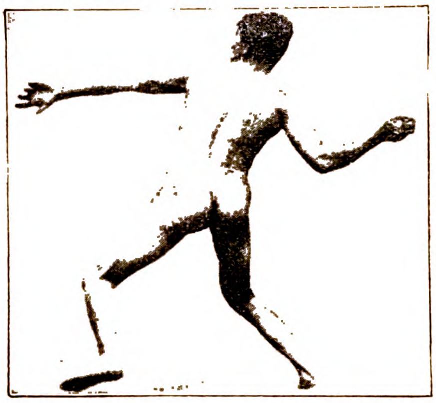
Etwas anders lautet freilich unſer Urteil über den Wert der Liebhaberphotographie, wenn wir ſie vom Standpunkt des ſtudienreiſenden Künſtlers betrachten.

> „Was man Schwarz auf Weiß beſitzt,
> Kann man getroſt nach Hauſe tragen“ —

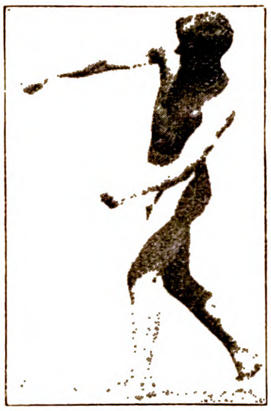
läßt Goethe, die Philiſterweisheit verſpottend, Mephiſto zum Schüler ſagen — allerdings lange vor Erfindung der Photographie! Leider ſcheint ja die Reiſe-Camera das Skizzenbuch erſetzen zu ſollen; haben doch jüngſt erſt die Fliegenden Blätter dem Gegenſatze zwiſchen dem ſchwerbepackten Maler der alten Zeit, der mit Mappe, Staffelei, Schirm und Farbkaſten ausrückte, und dem modernen Malerphotographen eines ihrer witzigen Bilder gewidmet. Aber wir berufen uns auf die Erfahrung eines jeden Künſtlers — ſei er Maler, Architekt, Bildhauer —, ob es je ein mechaniſches Verfahren geben kann, das die lebendige Handſkizze vor der Natur erſetzte. Handelt es ſich doch bei der letzteren weit mehr darum, das Geſchaute dem Gedächtnis einzuprägen, indem man auf dem Papier ſeinen Formen nachgeht, ſein Charakteriſtiſches ſich klar zu machen, indem man es wiedergibt, ſo daß ſelbſt der Verluſt eines Skizzenbuchs den Gewinn, den der Künſtler aus dem Skizzieren gewonnen hat, nicht in Frage ſtellt. Daß ein durch einen phyſikaliſch-chemiſchen Prozeß erhaltenes Bild die gleiche Wirkung für den, welcher es aufnimmt, nicht haben kann, liegt auf der Hand. So bin ich auch weit entfernt, zu glauben (in Parentheſe bemerkt), daß der junge Architekt, der heutzutage ſeine ſechswöchentliche Studienreiſe durch Italien damit beſchließt, daß er den Reſt ſeiner Reiſekaſſe in Nayas Laden in Photographien umſetzt (scarte, 75 centesimi l'una!), dadurch ebenſoviel für ſeine künſtleriſche Ausbildung gewinnt wie unſere Väter, die man noch mit Ernſt und Mühe, oft unter den unbequemſten Umſtänden, vor den Monumenten zeichnend finden konnte.

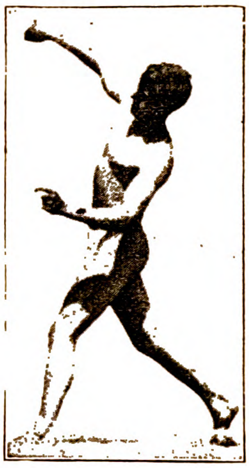
Alter Schiffer in Monaco.

Sehr umſtritten iſt noch die Frage, wie weit die Amateurphotographie dem Maler beim Komponieren eine willkommene und vielleicht unentbehrliche Helferin ſein wird. Zunächſt fehlt ihr noch das Element der Farbe. Und je mehr unſere moderne Malerei der Farbe wieder die Hauptrolle einzuräumen geneigt iſt, um ſo geringfügiger muß die Beihilfe eines Verfahrens angeſchlagen werden, welches dieſelbe nicht kennt. Aber auch für die Zeichnung wird dieſe Beihilfe von manchen Seiten recht gering geſchätzt. Wird doch die eigentliche Thätigkeit des Komponierens, alſo die Intuition eines Vorgangs in der Phantaſie des Künſtlers, ſich nie dadurch erſetzen laſſen, daß man etwa die Handlung durch Modelle ausführen läßt und die geeignete Stellung



Nacheinanderfolgende Bewegung eines Wurfes mit einem Stein.





durch Momentaufnahme feſthält. Schon die Unterſtellung einer ſolchen Möglichkeit erregt das Lächeln jeden Künſtlers und erinnert ihn an die Glanzperiode der Pilotyſchule, welche ihre „Unglücksfälle in Reiterſtiefeln“ als Stillleben aus koſtümierten Modellpuppen und ſo und ſo viel Meter Samt geſtellt haben ſoll. Es blieben alſo, nachdem die Kompoſition frei erfunden iſt, noch gewiſſe Einzelſtudien übrig, für welche man ſich des photographiſchen Apparates bedienen könnte. Aber auch hierfür wird dem Berufsmaler, dem das unerläßliche langjährige Atelierſtudium hinlängliche Fertigkeit gegeben hat, eine freie Handſkizze in den meiſten Fällen bequemer ſein als der Apparat. Wahrſcheinlich wird alſo die Mithilfe des letzteren ihren einzigen Wert für das Illuſtrationsweſen der periodiſchen Preſſe und in gewiſſen Fällen für den Porträtmaler behalten.

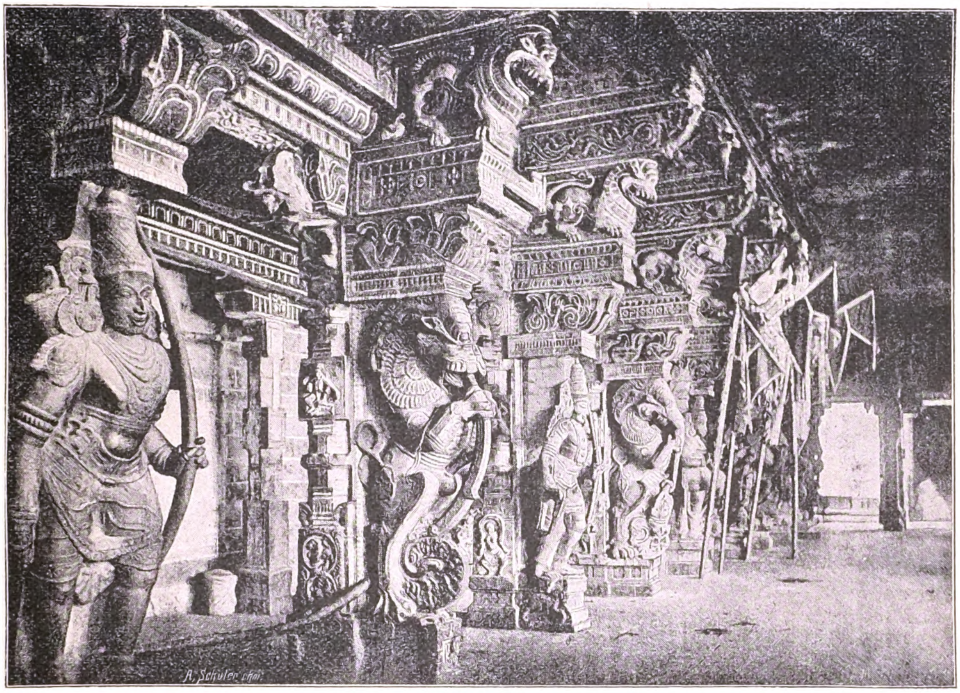
Es heißt den Wert einer allgemein betriebenen und weitbeliebten Beſchäftigung unſeres Erachtens nicht herabſetzen, wenn man die Grenzen feſtſtellt, innerhalb deren ihre Nützlichkeit unbeſtritten iſt. Und das ſoll freudig anerkannt bleiben, daß die Amateurphotographie, als eine Beſchäftigung, welche auf der Grenze zwiſchen Sport und Kunſt ſteht, der letzteren aber verwandt iſt, ihrem Anhänger einen Begriff jener Schöpferfreude gewährt, die das ſelbſtändige Schaffen eines formſchönen Abbildes der Wirklichkeit immer zu begleiten pflegt.

* * *

Wir fügen dieſen vortrefflichen Amateurleiſtungen der Frankfurter Ausſtellung noch eine Anzahl intereſſanter Momentaufnahmen an und laſſen Erläuterungen zu dieſen Bildern aus der Feder eines bewährten Fachmannes folgen. Wie die weite Verbreitung der photographiſchen Kunſt und die Möglichkeit, allüberall ohne lange Vorbereitung der Platten und Anlage einer Dunkelkammer Aufnahmen machen zu können, der Erfindung der Trockenplatten zu verdanken iſt, iſt dem freundlichen Leſer dieſer Zeilen durch mehrere in dieſer Zeitſchrift ſchon erſchienene Aufſätze ebenſogut bekannt, wie das Weſen der Photographie überhaupt und die chemiſch-phyſikaliſchen Vorgänge, auf denen dieſelbe beruht. Es kann auch nicht der Zweck dieſer Zeilen ſein, auf Einzelheiten in Verbeſſerungen und Neuerungen einzugehen, ſondern es ſei uns nur geſtattet, im Anſchluß an die Illuſtrationen unſeres Artikels an einigen Beiſpielen darauf hinzuweiſen, wie die Photographie im allgemeinen immer weiter ausgebildet wird und immer mehr in den Dienſt der verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften tritt.

Sehr hübſche Bilder zeigen uns zwei Momentaufnahmen der brandenden See. Der Apparat hat hier die hochaufſpritzende und beim Niederfallen und Anſchlagen zerſtäubende Woge in ſolch charakteriſtiſcher Treue wiedergegeben, wie es einem Marinemaler kaum gelingen dürfte. Daß die Momentaufnahmen von Anfang an beſonders den Zweck hatten, in raſcher Bewegung befindliche Objekte zu fixieren, iſt allgemein bekannt; Ausſtellungen in Kunſtläden und Reproduktionen in Zeitſchriften haben für weiteſte Verbreitung jener originellen photo-

Im Frühlingsgrün.



Indiſcher Tempel.

graphiſchen Aufnahmen von ſpringenden, laufenden, fliegenden Tieren, fahrenden Eiſenbahnzügen u. dgl. geſorgt, die Ottomar Anſchütz in Liſſa zuerſt in den Handel gebracht, und deren Herſtellung von ihm auf einen hohen Grad der Vervollkommnung gehoben worden iſt. Ebenfalls aus den Ateliers von Anſchütz ſind die Photographien des ſteinwerfenden Mannes hervorgegangen, deſſen in raſcher Aufeinanderfolge ſich aneinander anſchließenden Bewegungen in unſeren Abbildungen wiedergegeben ſind. Mit Staunen ſehen wir in dieſen Momentbildern, wie ſich die Bewegungen ſo ganz anders vollziehen, als wir gewöhnlich annehmen, oder als wir es uns vielleicht nach mechaniſchen Theorien konſtruiert haben. Unſer Auge iſt nicht im ſtande, die blitzſchnell aufeinanderfolgenden Phaſen einer raſchen Bewegung einzeln zu erfaſſen und zu unterſcheiden, ſondern wir kombinieren ſie ſofort zu einem Geſamtbild; anders der photographiſche Apparat; in kurzer, nur Bruchteile von Sekunden dauernder Expoſition fixiert er die Bewegung in jedem einzelnen Moment und zergliedert ſo vor unſeren Augen das, was wir als Ganzes zu ſehen gewohnt ſind. Höchſt ſonderbar erſcheinen uns zum Teil die einzelnen Phaſen der Bewegung z. B. bei einem galoppierenden Pferd, einem jagenden Hund; einzelne dieſer Bewegungen, deren abſolut naturgetreue Wiedergabe wir in der Momentphotographie vor uns haben, ſcheinen uns ſämtlichen Geſetzen der Statik Hohn zu ſprechen und mit Erſtaunen entdecken wir, wie graziöſe Bewegungen, z. B. der Sprung eines edlen Renners, ſich aus einzelnen Bewegungen zuſammenſetzt, die, allein betrachtet, geradezu unſchön ſind. Allerdings umfaſſen alle dieſe Phaſen nur eine ſehr kurze Zeitdauer. Anſchütz zerlegt die Sprung- oder Wurfbewegung bei Tieren oder Menſchen gewöhnlich in die hohe Zahl von 24 Phaſen. Die Aufnahmen geſchehen in der Weiſe, daß 24 Dunkelkammern bei der Aufnahme miteinander in feſtem Zuſammenhang ſtehen und durch elektriſche Leitungen derartig verbunden ſind, daß die Aufnahmen in ſchnellſter Aufeinanderfolge und zugleich in genau gleichen, genau beſtimmten Zeiträumen erfolgen können. Das letztere wird durch ein Metronom bewerkſtelligt, welches auf elektriſchem Weg Oeffnen und Schließen der Apparate bewirkt. Da ſämtliche 24 Aufnahmen innerhalb 0,72 Sekunden vollendet werden können, ſo entfällt auf jede Einzelaufnahme, auf die Dauer der Einzelphaſen der photographierten Bewegung nur 0,03 Sekunden!

Gruppe von Laubholzbäumen am Waſſer.

Es ſei übrigens hier eingeſchaltet, daß neuerdings von Olivier ein geiſtreich erſonnener Apparat konſtruiert wurde, um Bilder von gleicher Lichtſtärke zu erhalten. Da das Tageslicht fortwährend wechſelt, genügt es hierzu nicht, nur die Belichtungsdauer zu meſſen, ſondern es muß auch die Lichtſtärke in Betracht gezogen werden. Olivier erreicht dies durch Verbindung des Crackesſchen Radiameters mit einer elektriſchen Kontaktvorrichtung. Das Radiameter bietet die Eigenſchaft dar, daß ſich ſeine Umdrehungsgeſchwindigkeit allein nach der Stärke der auf dasſelbe wirkenden Lichtſtrahlen richtet, ſo daß die gleiche Zahl von Umdrehungen ſtets der gleichen Lichtwirkung entſpricht. Durch Verbindung eines Radiameters mit einer photographiſchen Camera, welche durch elektriſche Kontaktvorrichtung ermöglicht wird, wird man auf gleichartigen Platten ſtets Bilder von gleicher Intenſität erhalten, ſobald man ſie während der gleichen Zahl von Umdrehungen des Radiameters der chemiſchen Wirkung des Lichtes ausſetzt.

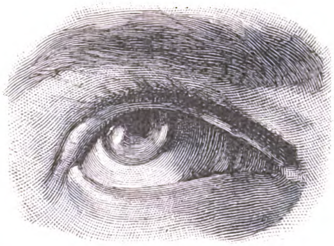
Aufnahme von zehn Sekunden.

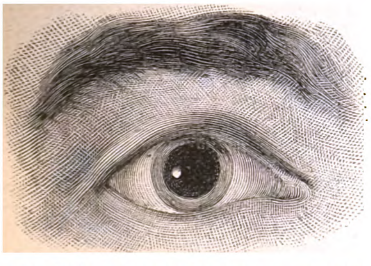
Um wieder auf die geſchilderten Momentaufnahmen zurückzukommen, ſo liegt ihre Hauptbedeutung darin, daß ſie die Mechanik der Bewegung in einer Art und Weiſe zu ſtudieren geſtatten, wie dies bisher in keiner Weiſe möglich war; der phyſiologiſche Anatom hat in dieſen Momentbildern ein Material zum Studium an die Hand bekommen, wie es bisher nicht annähernd zu erlangen geweſen. Dies zeigt ſich hauptſächlich bei der Wiedervereinigung der aufeinanderfolgenden Aufnahmen zu einem lebenden Bild. Es geſchieht dies, wobei wir einer Schilderung von Marſhall folgen, mit Hilfe der ſtroboſkopiſchen Scheibe in folgender Weiſe: „Die Momentaufnahmen, Glandiapoſitive von 10 cm Durchmeſſer, ſind in der Ordnung, in welcher die einzelnen Bewegungsmomente aufeinander folgen, auf der Peripherie einer Scheibe befeſtigt, welche um eine horizontale Achſe mit großer Schnelligkeit gedreht werden kann. Senkrecht über dem Mittelpunkt der vertikalen Scheibe iſt hinter derſelben eine ſpiralfederartig gewundene Geißlerſche Röhre angebracht, welche beim Vorübergang jedes einzelnen Bildes für die Dauer von 0,001--0,0005 Sekunden blitzartig aufleuchtet und dann ſogleich wieder in Dunkelheit ſinkt. Infolge der Fortdauer des Lichteindrucks im Auge verbinden ſich die einzelnen Bewegungsmomente, die, wie wir oben geſehen, in Zeiträumen von 0,03 Sekunden aufeinander folgen, zu einem einzigen, zwar feſtſtehenden, aber kontinuierlich beleuchteten Bilde, an dem ſich die Phaſen der Bewegung, da man jede beliebige Schnelligkeit anwenden kann, mit der größten Bequemlichkeit und Sorgfalt in einer Weiſe ſtudieren laſſen, wie es in der Wirklichkeit vollkommen unmöglich iſt.“ Nach einer anderen Richtung hin liegt die Bedeutung der Anſchützſchen Momentaufnahmen von Tieren darin, daß wir in einer Reihe von Aufnahmen eines Tieres in ſeinem verſchiedenen Thun und Treiben Porträts desſelben von ausgeſprochenſter Naturwahrheit erhalten. Welch prächtigen Einblick in das Familienleben der Tiere, welch köſtliche Genrebilder liefern die lange Leiter von Aufnahmen, die Anſchütz von Rehwild, von Raubtieren, von Hofgetier, Schweinen, Hühnern, Enten u. ſ. w., von einem Storchenpaar, von Affen und noch vielen anderen Tieren in der Freiheit und Gefangenſchaft hergeſtellt hat und, vor allem, in welch vorzüglicher Weiſe geben die Momentaufnahmen die jeweilige Stimmung des Tieres und ſo ſeinen ganzen Charakter wieder! In ſeinem Werk über den Ausdruck der Gemütsbewegungen weiſt Darwin darauf hin, wie notwendig es ſei, auch bei Tieren den Ausdruck der Leidenſchaften zu ſtudieren, um hierdurch, wo wir ſicher ſein dürfen, keinen konventionellen Zug vor uns zu haben, eine Grundlage und Vergleichungsmaterial bei der Beurteilung des menſchlichen Mienenſpiels zu gewinnen. Aber dieſe vergleichende Phyſiognomik, deren Bedeutung wohl allſeitig rückhaltlos anerkannt wird, iſt noch zu ſchaffen; die Momentaufnahmen der Tiere werden an der Entwickelung dieſer Disziplin einen bedeutenden Anteil haben, denn in ihnen haben wir die getreue Wiedergabe der Natur. Auch dem beſten Tiermaler kann es nicht gelingen, völlig objektive Darſtellungen zu entwerfen; ſeine Bilder werden nie einen beſtimmten Augenblick allein feſthalten, ſondern eine der Natur zwar ſehr nahe kommende, aber doch immerhin durch Hineintragen fremder, ſubjektiver Elemente beeinflußte Idealdarſtellung bieten, während der photographiſche Apparat getreue Kopien liefert. Die Tieraufnahmen nach der Natur liefern zugleich den Präparatoren großer Muſeen die beſten Vorlagen und vielleicht iſt zu hoffen, daß ſie mit der Zeit ſich auch in den naturgeſchichtlichen Lehrbüchern und Bilderbüchern einbürgern,

Brennendes Haus. Aufnahme von zehn Sekunden.

in welchen ſich heute noch manche geradezu vorſündflutliche Abbildung findet.

Von der Aufnahme geologiſcher Objekte iſt Anſchütz raſch zu noch größeren Aufgaben vorgeſchritten und hat ſeine Momentphotographie in den Dienſt der verſchiedenſten Wiſſenſchaften geſtellt. Zu den intereſſanteſten Errungenſchaften gehört es, daß es geglückt iſt, im Flug befindliche Projektile zu photographieren; ſo wurde von ihm im Gießwerke zu Buckau eine Kanonenkugel im Flug aufgenommen, wobei die Lichtwirkung bei der Aufnahme, die Expoſitionsdauer 0,000076 Sekunden währte! Durch Kombination dieſer wunderbaren Momentaufnahmen mit einem als Töplers Schlierenapparat bekannten Inſtrument, welches ermöglicht, Verdichtungen und Verdickungen in der Luft zur bildlichen Darſtellung zu bringen, iſt es ſogar gelungen, die durch das Geſchoß hervorgebrachten Veränderungen in der Luftſchicht zu photographieren, indem auf den momentphotographiſchen Bildchen die Luftverdichtungen dunkel auf hellem Grunde und die Verdünnungen hell auf dunklem Grunde erſcheinen. Es muß jedoch zum Gelingen der Aufnahmen die Projektilgeſchwindigkeit eine größere ſein als die Fortpflanzungsgeſchwindigkeit des Schalls, alſo mindeſtens 340 m in der Sekunde betragen. Die Bilder zeigen vor dem Geſchoß eine ſtarke Luftverdichtung, die in ihrer ganzen Geſtaltung viel Aehnlichkeit aufweiſt mit den Figuren auf der Waſſeroberfläche um ein Schiff herum, das ſtark gegen den Strom fährt, oder in der Nähe eines Brückenpfeilers in einem reißenden Strom. Hinter dem Projektil iſt die Luft ſtark verdünnt und in dem Verdünnungsraum zeigt ſich nach der von Reis referierten Unterſuchung Mähs „der Schußkanal mit eigentümlichen Wölkchen erfüllt, die faſt regelmäßig und ſymmetriſch wie Perlen auf die Schußlinie gereiht erſcheinen“; es ſind dies Wirbel, die jedenfalls entſtehen durch die „in den Verdünnungsraum raſch einſtrömende Luft der Umgebung und die vom Geſchoß her einfließende, durch Reibung verlangſamte Luft“.


Menſchliches Auge im Sonnenlichte mit zuſammengezogener Pupille.


Menſchliches Auge im Schatten mit erweiterter Pupille.

Bei dieſen Erfolgen iſt es nicht zu verwundern, wenn die Phyſik bald auch daran ging, den Momentaufnahmeapparat mit dem Telephon in Verbindung zu ſetzen und die Schallwellen zu photographieren. Nach einer von Dr. Frölich angegebenen Methode iſt es möglich, alle Schwingungen feſter Körper als leuchtende Kurven auf einem Schirm zu entwerfen und auf dieſe Weiſe gelang es Siemens und Halske in Berlin ſowie Prof. Blake, die Schwingungskurven der verſchiedenſten Tonquellen zu photographieren. Die Kurvenabbildungen unſeres Artikels zeigen nur die Schwingungen der Membrane eines Telephons an der Endſtation einer Telephonleitung, in welche an einer anderen Station die engliſche Begrüßungsformel „How do You do“? hineingeſprochen worden war. Ein weiteres Bild führt uns zu der Benutzung der Photographie in der Meteorologie, indem es eine der weit bekannten Blitzphotographien darſtellt, welche bei ihrem erſten Auftreten großes berechtigtes Aufſehen erregten; beſonders auch deshalb, weil auf dieſen photographiſchen Abbildungen, in welchen der Blitz ſein eigenes Konterfei auf die lichtempfindliche Platte des photographiſchen Apparates entworfen, ſein Bild ſo ganz anders erſcheint, als es unſer Auge für gewöhnlich zu erblicken vermag. Das iſt nicht die feurige Schlange oder der Zickzackſtreif, durch deren bildliche Darſtellung die frühere Kunſt ein Bild des Blitzes zu geben vermeinte, ſondern wir ſehen den einen uns ſichtbar werdenden Blitz aus einem ganzen Syſtem elektriſcher Entladungen zuſammengeſetzt, welches wir am beſten einem Flußſyſtem vergleichen können, bei welchem in den Hauptſtrom rechts und links ſtärkere und ſchwächere Waſſerläufe einmünden. Doch auch minder gewaltſame Aenderungen in der elektriſchen Spannung der Atmoſphäre vermag der photographiſche Apparat zu fixieren. Durch Verbindung eines Elektrometers, welcher die Schwankung des Elektrizitätsgehalts der Luft notiert, mit einem Spiegel einer Lichtquelle und einem photographiſchen Apparat auf eine Art und Weiſe, deren nähere Erörterung hier zu weit führen würde, iſt es möglich, in automatiſcher Weiſe in Geſtalt einer Kurve das Abbild der elektriſchen Schwankungen der Luft zu erhalten.

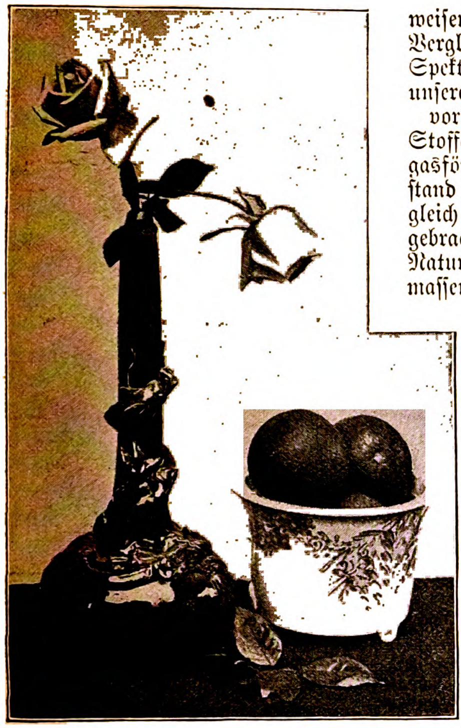
Aufnahme von zwanzig Sekunden.

Von allen Wiſſenſchaften hat aber am meiſten die Aſtronomie die Photographie in ihre Dienſte geſtellt und damit nach verſchiedenen Richtungen hin ganz erſtaunliche Erfolge erzielt. Zunächſt ging man daran, die Sterne zu photographieren, um auf dieſe Weiſe ein Bild ihrer Lage zu erhalten; die damit erzielten Reſultate veranlaßten die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris zu dem großartigen Plan, das ganze Himmelsgewölbe mit ſeinem Sternenreichtum zu photographieren, ſo daß unſere Nachkommen einen Sternenatlas erhalten werden, der ihnen mit unbedingter Sicherheit von der gegenwärtigen Lage ſämtlicher Sterne am Ende des 19. Jahrhunderts berichtet. Die Aufnahme benötigt 6—7000 Platten, wobei die Einrichtung getroffen iſt, daß immer die eine Hälfte einer jeden Platte das gleiche Stück des Himmelsgewölbes wiedergibt, wie die erſte Hälfte der anſchließenden Platte, ſo daß eine Vergleichung der beiden Aufnahmen die Richtigkeit derſelben konſtatiert und es ausgeſchloſſen erſcheint, daß etwa zufällige Verunreinigungen einer Platte zu falſchen Deutungen Veranlaſſung geben könnten. Der ganze ſo gewonnene Atlas wird ca. 1500 Blätter umfaſſen und die genauen Orte von mindeſtens 20 Millionen Sternen bieten. Ein ähnliches Werk auf andere als photographiſche Weiſe herzuſtellen würde, wenn es überhaupt zu bewältigen geweſen wäre, viele, viele Jahrzehnte beanſprucht haben.

Unter dieſer Unzahl von Himmelskörpern befindet ſich mancher Stern, welcher überhaupt erſt durch die Photographie entdeckt wurde, indem er der bisherigen Beobachtung entging, auf der lichtempfindlichen Platte aber erſchien. Beſonders hat auf dieſe Weiſe die Photographie zur Auffindung und zum Studium der eigentümlichen Nebel und Nebelflecken im Weltenraum mitgeholfen, deren Natur und Beziehung zu Sternen neuerdings wieder recht fraglich geworden iſt, nachdem die bisherige Vorſtellung, daß es Sternſyſteme ſeien, ſo weit entfernt, daß das Licht ungezählte Millionen von Jahren gebraucht, um zu uns zu gelangen, aufgegeben werden muß. Um ein markantes Beiſpiel zu erwähnen, ſo hat die Photographie entdeckt, daß in der Plejadengruppe nicht bloß vier der hellſten Sterne von augenſcheinlich mit ihnen zuſammenhängenden Nebeln umhüllt ſind, ſondern daß ſich über die ganze Gruppe ein äußerſt zarter Nebel ausbreitet. All dieſe Aufnahmen ſind übrigens keine Momentaufnahmen, ſondern benötigen eine ziemlich, zum Teil ſehr lange Expoſitionsdauer. In gelungener Weiſe ſind photographiſche Aufnahmen mit langer Expoſitionsdauer von Roberts zur Aufſuchung kleiner Planeten benützt worden, deren Auffindung bei ihrem Wiedererſcheinen aus den Sonnenſtrahlen ſehr weitläufig iſt, da ſie ſich in ihrem Aeußeren in nichts von Fixſternen unterſcheiden und ihre Eigenbewegung, durch welche ſie erkannt werden können, nur bei wiederholter Beobachtung zu konſtatieren iſt; wird dagegen an dem die photographiſche Platte tragenden Fernrohr ein genau gehendes Uhrwerk angebracht, ſo müſſen bei längerer Expoſitionszeit die Fixſterne ſich als Punkte, die Planeten dagegen wegen ihrer Bewegung als Striche abbilden und letztere werden ſo leicht aufgefunden.

Brandung.

Von beinahe noch weittragenderen Folgen iſt für die Aſtronomie die Verbindung der Photographie mit der Spektralanalyſe geworden. Wir wiſſen, daß das gewöhnliche weiße Licht nur ein Gemiſch von verſchiedenfarbigen Lichtſtrahlen iſt, die wir in Geſtalt eines „Spektrums“ zur Darſtellung bringen können, wenn wir das Licht durch ein Glasprisma fallen laſſen und hierdurch brechen. Geht das Licht von glühenden feſten Körpern aus, z. B. glühendem Kalk oder den glühenden Kohlenteilchen einer Kerze, ſo haben wir im Spektrum ein ununterbrochenes Band vom Rot bis zum Violett. Zerlegen wir dagegen Sternenlicht, z. B. das Licht der Sonne, in ſeine Beſtandteile, ſo ſehen wir in dem Farbenband eine Anzahl ſchwarzer Linien. Die wunderbare Wiſſenſchaft der Spektralanalyſe hat uns gelehrt, daß dieſe ſchwarzen Linien das Vorhandenſein glühender Gasmaſſen auf den betreffenden Sternen be-

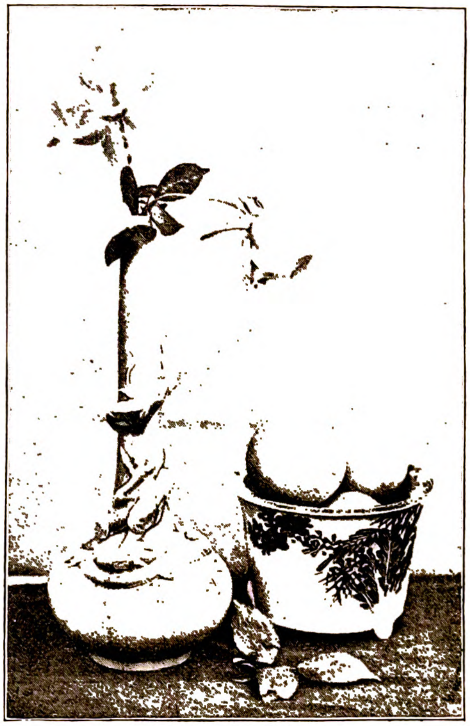


Skalenaufnahme auf einer ungefärbten Platte.

weiſen, und eine Vergleichung der Spektren der auf unſerer Erde ſich vorfindenden Stoffe in glühendgasförmigem Zuſtand hat uns zugleich die Kunde gebracht, welcher Natur jene Gasmaſſen auf den in endloſer Ferne befindlichen Körpern des Weltalls ſind. Die für die exakte Forſchung unerläßliche genaue Beſtimmung der Zahl und Lage der oft nach Hunderten zählenden ſchwarzen Linien erfordert aber große Mühe, lange Zeit und peinliche Geduld des Beobachters; hier kommt der photographiſche Apparat zu Hilfe: in ein paar Sekunden entwirft er ein genaues Bild des Spektrums mit all ſeinen Linien. Ja noch mehr! Unſer Auge vermag nur die Farben Rot bis Violett, die ſogenannten Regenbogenfarben, zu unterſcheiden. Lichtſtrahlen, die von geringerer Brechbarkeit als die roten und von größerer als die violetten Strahlen ſind, vermögen wir nicht zu erkennen; wir haben, ſoweit ſie ſich nicht als Wärme bemerkbar machen, kein Organ für ſie. Was uns die Natur nicht gegeben hat, vermögen wir aber durch die Wiſſenſchaft zu erſetzen; mit Hilfe der Photographie gewinnen wir Kenntnis von dieſen „dunklen Strahlen“ des Spektrums; der photographiſche Apparat bringt uns auch die unſerem Auge unſichtbaren Strahlen des Ultrarot wie des Ultraviolett ſamt ihren hellen und dunklen Linien zur Anſchauung. Aber auch innerhalb des ſichtbaren Spektrums werden bei der photographiſchen Aufnahme eine Maſſe Linien ſichtbar, die dem menſchlichen Auge ſonſt entgehen, und die große Genauigkeit, welcher die Meſſungen ſolcher Photographien fähig ſind, geſtattet ihre Identifizierung und ſicheren Rückſchluß auf ihre Entſtehung. Es würde zu weit gehen, auszuführen, in welch bedeutſamer Weiſe hierdurch unſer Wiſſen über die Natur der Fixſterne, der Nebelflecken und vor allem über die merkwürdigen veränderlichen Sterne gefördert wurde. Erwähnung verdient aber noch, daß die photographiſche Aufnahme von Sternſpektren ein Mittel geworden iſt, an der Hand der durch die Entfernung oder Annäherung der Geſtirne gegen die Erde entſtehenden Verſchiebung der Spektrallinien die Geſchwindigkeit der Bewegungen der Sterne zu meſſen, und zwar iſt die Anwendung dieſer Methode ganz unabhängig von der größeren oder geringeren Entfernung des beobachteten Geſtirns von der Erde und gibt demnach bei den entfernteſten Geſtirnen ebenſo zuverläſſige Reſultate wie bei näher befindlichen. Die Herbeiziehung der Photographie weiſt der Spektralanalyſe ganz neue Bahnen, und es ſcheint nicht ausgeſchloſſen, daß ihr im Studium der chemiſchen Elemente die Löſung mancher Frage vorbehalten iſt, welche die Chemie weiter nicht beantworten konnte. Auch für die Praxis mag dieſe Errungenſchaft der letzten Zeit von Wert ſein, wenn es, wie z. B. beim Beſſemerprozeß, darauf ankommt, an der Hand des Spektrums die chemiſchen Vorgänge zu verfolgen, die ſich bei der Verwandlung des Roheiſens in Stahl vollziehen.

Wir ſind etwas lange bei den Errungenſchaften verweilt, welche die Aſtronomie der Photographie zu verdanken hat; es iſt ſtets von beſonderem Reiz, zu verfolgen, wie es dem menſchlichen Scharfſinn gelingt, bis in ſcheinbar unmeßbare Weltfernen vorzudringen und wie alle Disziplinen zuſammenarbeiten, uns noch von dem Weſen der fernſten Sterne und deren unermeßlicher Schar Kunde zu bringen. Aber wir dürfen nicht vergeſſen, zu erwähnen, wie auch eine weitere Reihe irdiſcher Disziplinen von der Photographie Nutzen gezogen hat.

Erwähnen wir zuerſt die Naturwiſſenſchaften, ſo iſt allerdings hier der Nutzen der Verwendung der Photographie dem Laien vielleicht nicht ſo in die Augen ſpringend, wie bei der Aſtronomie; aber der Zoologe von Fach weiß es wohl zu ſchätzen, wenn er z. B. bei einer vergleichenden Studie an Schädeln nicht das geſamte Material mühſam zeichnen muß, über welcher Beſchäftigung vielleicht Monate ins Land gehen, ſondern die Schädel einfach im Laufe einer Woche photographiert. Relativ geringe Fortſchritte hat in der Zoologie bisher die Verwendung der Photographie bei Reproduktion von mikroſkopiſchen Bildern gemacht, während die Schweſterwiſſenſchaft der Botanik hierin bedeutende Erfolge aufzuweiſen hat. Auf der Berliner Jubiläumsausſtellung erregten außer einem vollſtändigen pflanzenanatomiſchen Atlas beſonders die Photographien der verſchiedenen Bakterien, die unter anderen das Hygieiniſche Inſtitut in Berlin ausgeſtellt hatte, berechtigte Aufmerkſamkeit. Selbſt ſeit dieſer Zeit hat die



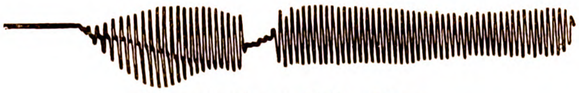
Aufnahme auf einer mit Cyanin behandelten Platte.

Verwendung der Photographie bei der Bakterienkunde bemerkenswerte Fortſchritte zu verzeichnen, indem es z. B. gelungen iſt, die intereſſanten, in den letzten Jahren entdeckten leuchtenden Bakterien in Reinkulturen bei ihrem eigenen Licht zu photographieren.

Eine Brandungswelle.

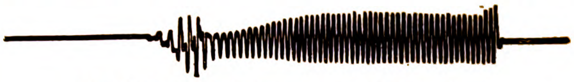
Selbſtverſtändlich hat ſich auch die Medizin der Sache bemächtigt; unſere Abbildungen zeigen uns zwar die Aufnahmen menſchlicher Augen, die eine im Sonnenlicht, die andere mit Hilfe des ſpäter zu erwähnenden Blitzpulvers ausgeführt, um den Unterſchied in der Kontraktion der Optik zu zeigen; die Photographie hat aber auch ſchon zur Aufnahme ganzer Serien von kranken Augen, ſowie anderer Krankheitserſcheinungen des Menſchen gedient, beſonders pſychiſcher Natur. Selbſt in die Dienſte der ſtrengen Jurisprudenz iſt die Photographie getreten, indem die Schärfe der photographiſchen Aufnahme es geſtattet, Schriftunterſchiede, Urkundenfälſchungen, verſchiedene Natur der zur Verwendung gekommenen Tinten, nicht mehr ſichtbare Schriftzüge und ähnliche Fälſchungen nachzuweiſen.

Auf ein ganz neues, unſerem Wiſſen nach zum erſtenmal betretenes Gebiet der Photographie führt uns die Abbildung des Froſches. Man kann die Abbildung nicht gerade ſchön nennen, aber ſie bietet ein beſonderes Intereſſe, da ſie unter Waſſer aufgenommen worden iſt und dieſer erſte Verſuch eine ganz neue Perſpektive eröffnet. Mehrfach ſchon ſind lichtempfindliche Platten dazu benützt worden, um die Tiefe des Eindringens der Lichtſtrahlen in dem Waſſer nachweiſen zu können. Zuerſt verfuhr man in der Weiſe, daß man bei dunkler Nacht photographiſche Platten in die Tiefe verſenkte, um ſie nach Ablauf von 24 Stunden wieder heraufzuziehen; bald aber gelang es, eine beſſere Methode zu finden. Die Apparate wurden bis in eine beliebige Tiefe hinabgelaſſen; durch eine ingeniöſe Vorrichtung wurde in der Tiefe die Platte auf beliebige Zeit exponiert; beim Heraufziehen aber ſchloß ſich ſofort wieder der Kaſten, in deſſen Rahmen die Platte ſich eingeſpannt befand, ſo daß die Garantie geboten war, daß nur in der beſtimmten Tiefe Lichtſtrahlen eine Einwirkung auf die Platte ausgeübt haben konnten. Auf dieſe Weiſe wurde z. B. ermittelt, daß die chemiſch wirkſamen Lichtſtrahlen im Genfer See im Sommer 45 m, im Winter 100 m tief eindringen, im Meer bei Neapel dagegen zeigte die allerdings ungemein empfindliche Bromſilbergelatineplatte noch bei 550 m Tiefe Spuren von Belichtung. Dieſe Verſuche dienen aber natürlich nur dazu, zu meſſen, wie weit Lichtſtrahlen und beſonders wie weit der chemiſch wirkſame Teil des Spektrums in das Waſſer einzudringen vermag. Will man dagegen ein unter Waſſer befindliches Objekt photographieren, ſo iſt es nötig, eine Lichtquelle unter Waſſer zu ſchaffen, die die nötige Beleuchtung dazu liefert.



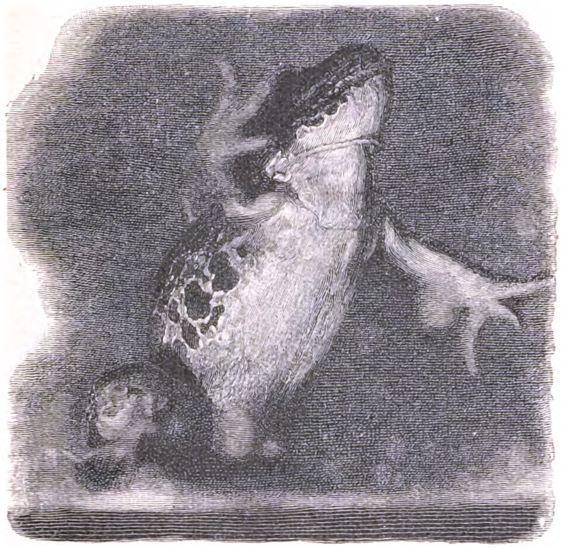
Photogramm der menſchlichen Stimme.

Um ſich vom Tageslicht zu emanzipieren, ſowie auch an Orten, zu denen das Tageslicht nicht dringt, wie z. B. in Höhlen, Aufnahmen machen zu können, werden verſchiedene Lichtquellen benützt, in erſter Linie elektriſches Licht; wo aber ſeine Verwendung wegen der Koſtſpieligkeit der Anlage und der Schwierigkeit des Transports nicht möglich iſt, gewinnt man das nötige hell leuchtende Licht durch Verbrennen von Stoffen, die raſch und grell aufleuchten; beſonders beſitzt dieſe Eigenſchaft Magneſiumpulver. Um die Leuchtfähigkeit des Magneſiums noch zu erhöhen, wird es häufig mit Stoffen gemiſcht, die Sauerſtoff nur loſe gebunden enthalten, z. B. mit chlorſaurem Kali; derartige nicht ungefährliche exploſive Gemenge werden als Blitzpulver bezeichnet, ihr Licht iſt beſonders reich an den chemiſch wirkſamen violetten Strahlen. Auch zu der Photographie des unter Waſſer aufgenommenen Froſches wurde Blitzpulver benützt. Trowbridge, von dem die Aufnahme herrührt, ſenkte zu dieſem Zweck eine hermetiſch verſchloſſene, Blitzpulver enthaltende Glasflaſche in das Waſſer; die Entzündung des Blitzpulvers wurde ermöglicht durch die Verbindung eines die Flaſche durchziehenden Platindrahtes mit den Leitungsdrähten einer galvaniſchen Batterie. Zugleich wurde eine ſpeziell für dieſen Zweck gerichtete photographiſche Camera unter Waſſer gebracht und auf einen Büſchel Waſſerpflanzen, in welchem ein Froſch verſteckt ſaß, eingeſtellt. Bei der Entzündung des Blitzpulvers wurde die Flaſche zerſchmettert, aber es

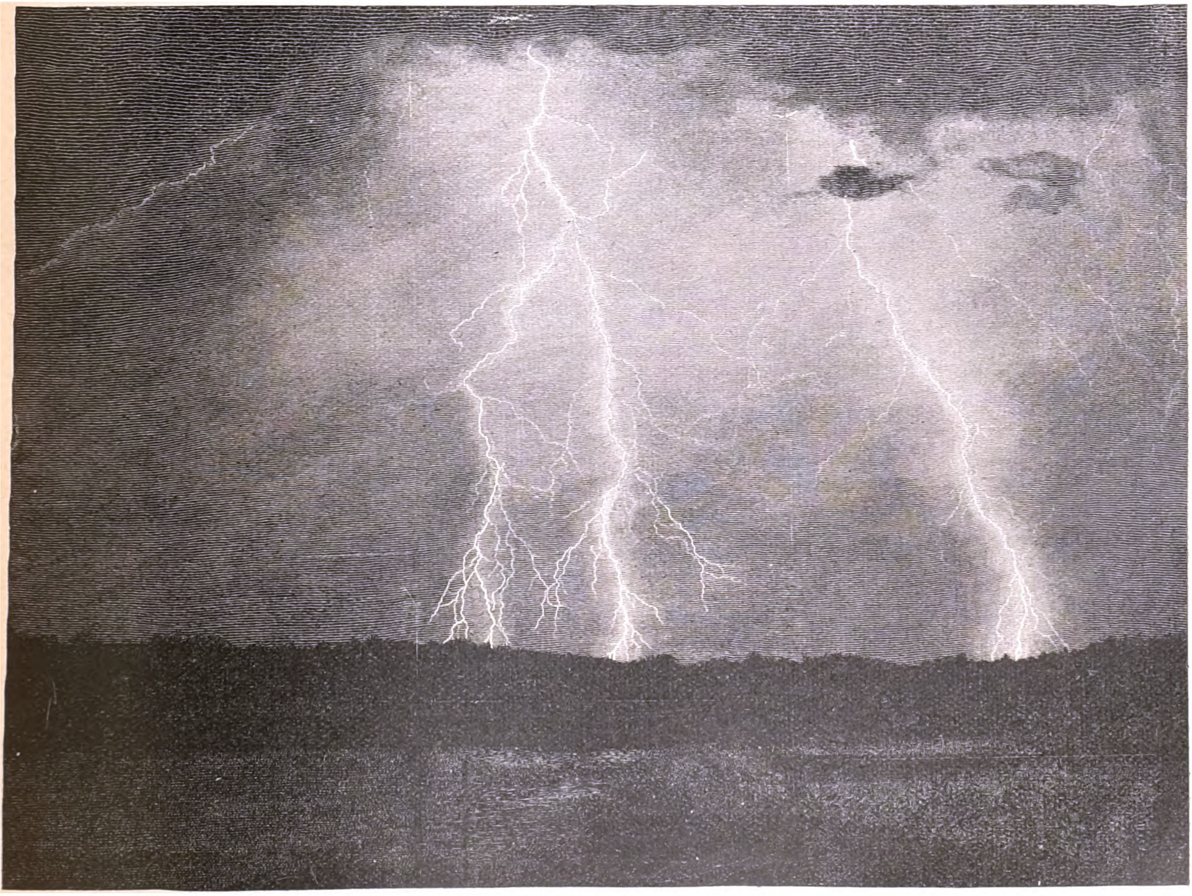


Die photographiſche Vibration der menſchlichen Stimme.

gelang, eine Aufnahme zu erhalten. Es ſcheint uns dieſe Methode einer weiteren Ausarbeitung fähig, ohne daß es nötig wäre, Blitzpulver hierbei zu benützen. Die Anwendung des elektriſchen Lichtes bei Forſchungen in der Tiefe des Meeres gewinnt immer weitere Ausdehnung. Meiſt findet die Anwendung desſelben in der Weiſe ſtatt, daß die Glühlampen, die in Netze eingeſchloſſen hinabgelaſſen werden, vom Deck des Schiffes aus durch Leitungsdrähte glühend erhalten werden. Fürſt Monaco dagegen, der ſich durch mehrere wiſſenſchaftliche Expeditionen und zahlreiche von ihm erfundene Apparate um die Erforſchung des Meeres bereits hochverdient gemacht hat, konſtruierte ein Netz, welches außer der Glühlampe zugleich die zu ihrer Speiſung nötige Batterie enthält; dieſelbe beſteht aus Bunſenelementen und iſt hermetiſch in einen Reiber eingeſchloſſen, auch gegen den Waſſerdruck in genügender Weiſe geſchützt. Auf dieſe Weiſe kann in großen Tiefen das elektriſche Licht zur Anwendung kommen und es unterliegt uns keinem Zweifel, daß eine Verbindung dieſer Methode mit automatiſch arbeitenden photographiſchen Apparaten mit der Zeit in der Aufnahme ſubmariner Objekte, z. B. geſunkener Schiffe, brauchbare Reſultate liefern wird.

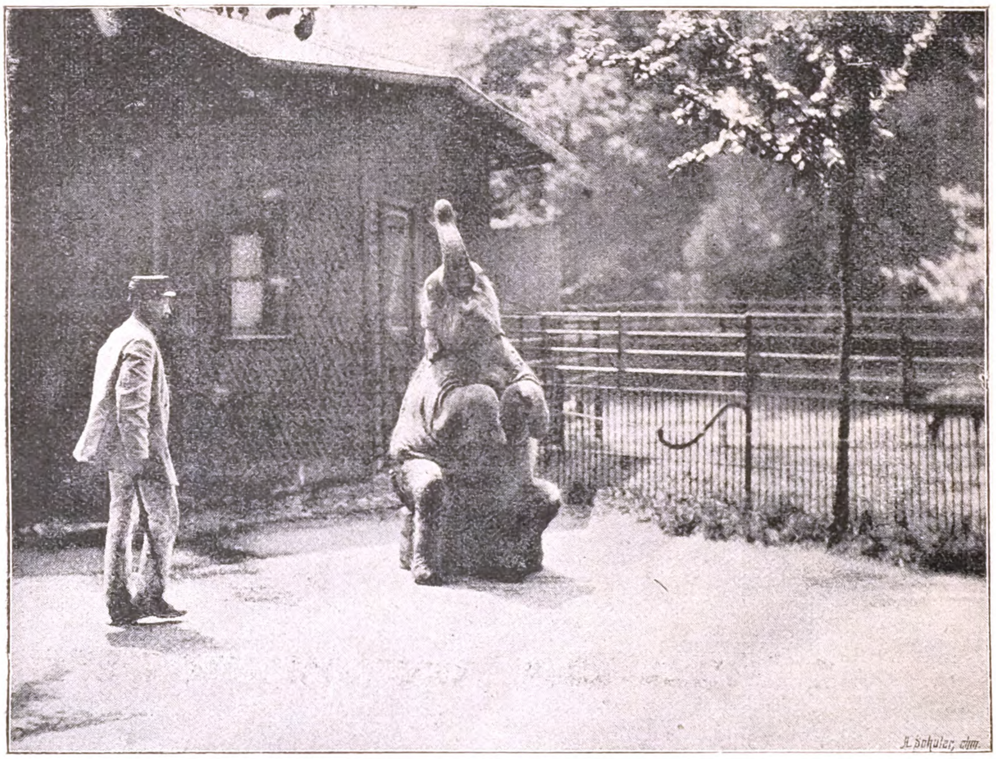

Photographie eines Froſches unter Waſſer.

Während ſo die Photographie zu den verſchiedenſten Zwecken herbeigezogen wurde und in immer weiteren Kreiſen ſich verbreitete, wurde unabläſſig auch an immer weiterer Vervollkommnung der photographiſchen Technik gearbeitet. Es iſt bekannt, daß gewöhnliche photographiſche Platten nur für Blau und Violett empfänglich ſind, nicht aber für die rotgelbgrüne Seite des Spektrums; um die Hebung dieſes von jeher ſchwer empfundenen Mißſtandes hat ſich in erſter Linie Prof. H. W. Vogel verdient gemacht, der verſuchte, durch Zuſatz chemiſcher Zuſätze die Platten auch für andersfarbige Lichtſtrahlen als es Blau und Violett ſind, empfänglich zu machen. Trowbridge gibt als derartige Stoffe das rote Erythrooin, das blaue Cyanin und das grüne Chlorophyll an. Den Erfolg dieſer Bemühungen zeigen uns die beiden Abbildungen des Roſen- und Früchte-


Blitzſchlag-Aufnahmen.

ſtilllebens. Der Hintergrund war bei der Aufnahme ein hellblaues Seidentuch, die Decke des Tiſches dunkelrot, die Blumenvaſe war hellgelb und trug gelbe Roſen, während ſich in dem weißen, mit dunkelblauen Ornamenten verſehenen Topf Orangen befanden. Die Aufnahme mit gewöhnlicher Platte läßt die gelben Objekte dunkel erſcheinen, während eine Platte, welcher Cyanin beigemiſcht iſt, dieſelben in richtigerem Ton wiedergibt.

Mit dieſer Entdeckung hat die Photographie wiederum einen bedeutenden Schritt der Vervollkommnung entgegengethan; der lange Weg von den erſten beſcheidenen Anfängen vor ungefähr 50 Jahren an bis zu ihrer jetzigen Höhe bedeutet einen fortgeſetzten Triumphzug; zu ſkizzieren, wie ſie auf dieſem Weg eine ungeahnte Bedeutung gewonnen und faſt allen Wiſſenſchaften als Helferin zur Seite getreten, war der Zweck dieſer Zeilen. D. C.


A. Schuler, chm.

Momentphotographie aus einem zoologiſchen Garten.

Schlaf und Schlafloſigkeit.

Von

Prof. Dr. Uffelmann.

Ueber die Urſache des Schlafes weichen die Anſichten der Phyſiologen trotz vieler Studien noch immer voneinander ab. Einige behaupten, daß derſelbe durch die Anhäufung ermüdend wirkender Stoffe im Körper entſtehe, wie ſie bei der Muskelthätigkeit ſich bilden, und daß er mit der Vernichtung oder Ausſcheidung dieſer Stoffe wieder aufhöre. Andere ſind der Meinung, daß der Schlaf durch eine Erſchöpfung des Vorrats an Sauerſtoff, d. h. an jenem Gaſe bedingt iſt, welches den Stoffwechſel unſeres Organismus im Gange erhält, namentlich aber zur Erzeugung der Wärme und Muskelkraft verbraucht wird. Noch andere glauben, daß das Ausbleiben von Sinnesreizen oder eine zeitweilige Blutleere des Gehirns den Eintritt von Schlaf zuwege bringe. Auch die entgegengeſetzte Auffaſſung, daß derſelbe durch Anhäufung des Blutes in den Venen des Gehirns und der Gehirnhäute hervorgebracht werde, hat einen Vertreter gefunden.

Sehr wahrſcheinlich kommt der Schlaf nicht immer auf die nämliche Veranlaſſung hin zuſtande. Vielleicht wird er nur der Regel nach durch die Anſammlung von Ermüdungsſtoffen hervorgerufen, während gelegentlich auch das Ausbleiben von Sinnesreizen oder eine Blutleere des Gehirns ihn nach ſich zieht. Doch wird es für den Leſer wohl ohne beſonderes Intereſſe ſein, dies hier erörtert zu ſehen, ſowie dasjenige, was für und wider die eben vorgeführten Theorieen ſpricht, kennen zu lernen. Wertvoller dürfte es für ihn ſein, zu erfahren, wie ſich im Schlafe der Stoffwechſel und die lebenswichtigen Organe verhalten. Ich gehe deshalb auf dieſen Punkt etwas ausführlicher ein.

Zunächſt ſteht es feſt, daß bei dem ruhig ſchlafenden Menſchen das Gehirn, das Organ des Denkens, Empfindens und Wollens, nicht thätig iſt, oder daß wenigſtens ſeine Thätigkeit nicht zum Bewußtſein gelangt. Im Traum treten allerdings Vorſtellungen und Empfindungen auf, werden ſogar Bewegungen ausgeführt und ſehr häufig erinnert der Menſch ſich nach dem Erwachen vieler Einzelheiten jener Bilder recht genau. Aber ſolcher Traum findet nicht im feſten Schlafe ſtatt, beweiſt vielmehr, daß letzterer kein feſter war. Ganz ſicher iſt es ferner, daß im Schlafe das Herz weniger raſch, als im wachen Zuſtande, ſchlägt. Hat der wachende Menſch in der Minute 72 Pulsſchläge, ſo hat der ruhig ſchlafende deren nur 64 bis 66. Der Schlaf bringt alſo jenem Organe des Menſchen, welches niemals ruht, niemals ruhen kann und darf, eine erhebliche Entlaſtung, die für ſein Wohlbefinden, ſeine Leiſtungsfähigkeit von weittragender Bedeutung iſt, und deren Ausbleiben ſehr bald in ungünſtiger Weiſe ſich fühlbar macht.

Wie die Zahl der Herz- und Pulsſchläge, ſo wird diejenige der Atemzüge während des Schlafes vermindert. Auch dies iſt ſehr wichtig; denn die Nerven und Muskeln, welche der Atmung dienen, dürfen ebenfalls ihre Thätigkeit niemals ganz einſtellen, wenn das Leben erhalten bleiben ſoll. Um ſo belangreicher aber iſt es, daß auch ſie regelmäßig entlaſtet werden. Dieſe Entlaſtung tritt wiederum am ſtärkſten hervor, wenn der Menſch ruhig und feſt, aber weniger ſtark, wenn er unruhig ſchläft. — Außer den der Blutzirkulation und Atmung dienenden feiern übrigens im Schlafe nahezu alle Muskeln, wenigſtens die äußeren. Was dies bedeutet, geht am beſten aus der Thatſache hervor, daß am Geſamtgewicht des Körpers das Muskelſyſtem mit 42—43 % Anteil hat.

Ungemein wichtig iſt es, daß während des Schlafes der Haushalt unſeres Organismus viel weniger koſtſpielig ſich geſtaltet, als während des Wachens. Zwar verbraucht der ſchlafende, auch der ganz feſt ſchlafende Menſch nicht weniger von ſeinem Eiweiß, als der wachende und arbeitende, aber erheblich weniger von ſeinem Fett, d. h. von dem Material, welches in hervorragendem Maße zur Erzeugung von Wärme und von Muskelkraft benutzt wird. Dieſen Minderverbrauch von Fett hat man auf 25 % berechnet. Der Schlaf iſt demnach ein ſehr bedeutſames Sparmittel für das wärme- und krafterzeugende Material unſeres Körpers.

Dazu kommt nun noch, daß der ſchlafende Menſch auch viel weniger Sauerſtoff gebraucht, daß er dieſes wichtige Gas ſpart und aufſpeichert für die Zeit des Wachens und der Arbeit. Er gebraucht ihn aber weniger — ebenfalls um etwa 25 % —, weil er ja weniger von dem Heizmaterial Fett verzehrt, deſſen Verbrennung durch den Sauerſtoff eben Wärme und Muskelkraft liefert. Die Aufſpeicherung von Sauerſtoff iſt aber ſo belangreich, weil er im Laufe des Tages für die Leiſtung von Arbeit, d. i. von Muskelkraft unumgänglich nötig iſt.

Endlich verdient die Thatſache erwähnt zu werden, daß im Schlafe die Temperatur des Blutes ſich mäßigt. Mittags und nachmittags am höchſten, fällt ſie allmählich herab, um morgens früh zwiſchen 5 und 6 Uhr ihren niedrigſten Stand zu erreichen. Dies hängt mit dem Minderverbrauch von Fett und von Sauerſtoff zuſammen.

Danach müſſen wir den normalen Schlaf als einen Zuſtand bezeichnen, in welchem das Gehirn von ſeiner Thätigkeit völlig ausruht, andere lebenswichtige Organe erheblich entlaſtet werden, und der Körper durch Ausſcheidung ermüdender Stoffe, durch Sparung von Fett, wie durch Sammlung eines Vorrats von Sauerſtoff zu neuer Leiſtung befähigt wird. Die Erquickung, welche der Schlaf uns bringt und in weit höherem Grade bringt, als ein einfaches Ausruhen, iſt alſo ſehr leicht zu erklären. Wenn die wichtigſten Organe des Körpers geraume Zeit weniger oder gar nicht in Anſpruch genommen werden, wenn der Stoffwechſel mit geringerem Verbrauch an Material abläuft, wenn Subſtanzen aus den Säften verſchwinden, welche das Gefühl der Ermüdung hervorrufen, lähmend auf Nerven und Muskeln wirken, ſo muß eine große Erfriſchung, eine Neubelebung eintreten. Andererſeits erklärt ſich aus dem Geſagten ebenfalls ſehr leicht, weshalb ein unruhiger Schlaf dieſe Erquickung nicht bringt. In ihm fehlt die Entlaſtung der Organe; das Gehirn arbeitet, nicht ſelten fieberhaft-unruhig, oft in vollſtändiger Jagd der Gedanken, das Herz nimmt teil an der Aufregung, und auch die Atmungsorgane funktionieren bei weitem nicht ſo ruhig, wie im feſten Schlaf. Endlich findet, was wohl Beachtung verdient, vielfach das Muskelſyſtem keine völlige Erholung, da der unruhig ſchlafende Menſch ſich hin und her wälzt, die Lage oft wechſelt, Arme und Beine bewegt.

Von großem Belange iſt es nun, das richtige Maß, die richtige Dauer des Schlafes zu kennen, und zwar aus folgenden Gründen. Ein zu langer Schlaf ſetzt den Stoffwechſel über das normale Maß herab, begünſtigt durch Sparung von Fett die Entwickelung von Fettſucht und ſchadet auch dadurch, daß er einen zu langen Aufenthalt in wenig guter Luft mit ſich bringt. Denn faſt immer genügt die Beſchaffenheit der Luft auch in den beſten Schlafräumen gegen Morgen den Anforderungen nicht mehr, welche wir vom geſundheitlichen Standpunkte an ſie ſtellen müſſen. Eine zu kurze Dauer des Schlafes andererſeits gibt dem Körper nicht die für die Arbeit des kommenden Tages nötige Erholung und Erfriſchung. Die Ermüdungsſtoffe werden nicht vollſtändig ausgeſchieden; Herz, Muskeln und Gehirn, nicht ganz von ihnen befreit, können nur mit verminderter Elaſtizität arbeiten, und wiederholt ſich dies unabläſſig, ſo muß der Körper ſchwach, leiſtungs- und widerſtandsunfähig werden.

Welches iſt nun die richtige Dauer des Schlafes? Hierauf läßt ſich keine kurze Antwort geben. Ein neugeborenes Kind ſchläft, bis es durch die Leere des Magens, durch den Hunger wieder wach wird. Dann ſaugt es und ſchläft alsbald, oftmals bereits gegen das Ende des Saugens wieder ein. Ein geſundes Kind von vier Wochen wacht wohl ſchon eine Viertelſtunde, ein ſolches von acht Wochen eine halbe Stunde, ein ſolches von fünf Monaten eine ganze Stunde ohne Unterbrechung außer der Zeit des Saugens. Doch noch im Alter von zwölf Monaten ſchläft es nicht unerheblich mehr, als es wacht. Immer mehr verringert ſich das Schlafbedürfnis, ſo daß das Kind von 2½ Jahren von 24 Stunden meiſt nur 12—13 ſchlafend zubringt, nämlich 10—11 in der Nacht und 2 am Tage. Nach vollendetem dritten Lebensjahre pflegt beim geſunden, kräftigen Kinde das Bedürfnis des Tagesſchlafes ganz aufzuhören. Ein Verſuch, denſelben zu erzwingen oder durch Liſt zu erreichen, bleibt dann in der Regel erfolglos. Im Alter von ſieben Jahren ſchläft das geſunde Kind, wenn es am Tage ſich gehörig tummelte, und geiſtig nicht zu ſehr angeſtrengt wurde, etwa 10—10½ Stunden, im Alter von 10 Jahren etwa 9½—10 Stunden, im Alter von 12 Jahren etwa 9 Stunden, im Alter von 14 Jahren etwa 8½ Stunden.

Im Alter von 15—25 Jahren bedarf der Geſunde eines Schlafes von etwa 8 Stunden; für den Erwachſenen genügen deren 7, im höheren Alter noch etwas weniger.

Die hier angegebenen Maße entſprechen, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, dem Bedürfnis geſunder Individuen. Schwächliche, Blutarme, Bleichſüchtige, durch Krankheiten Heruntergekommene haben ausnahmslos einen längeren Schlaf nötig. Wird ihnen derſelbe nicht zu teil, ſo iſt eine Beſſerung ihres Geſundheitszuſtandes ſchwer oder gar nicht zu erreichen. Dies läßt ſich leicht verſtehen. Schwächliche Perſonen mit ihrem Mindermaß an Kraft bedürfen einer größeren Sparung des Materials für Erzeugung von Kraft. Da nun der Schlaf ſolche Sparung mit ſich bringt, ſo wird ihnen eine Ausdehnung desſelben über das für Geſunde zutreffende Maß in beſonderem Grade heilſam ſein.

Auch magere Menſchen bedürfen im allgemeinen etwas mehr Schlaf, weil ihnen ein Vorrat an Kraftmaterial abgeht, der Schlaf aber letzteres erſpart. Fette Perſonen dagegen ſollten etwas weniger der Ruhe pflegen, weil die Gefahr beſteht, daß dadurch ihr Reichtum an Fett ſich noch vermehrt, während im wachen Zuſtande, zumal bei körperlicher Anſtrengung, mehr von demſelben verbraucht wird.

Für die Auffriſchung unſeres Körpers entſcheidend iſt aber nicht nur die Dauer des Schlafes, ſondern auch, wie ſchon angedeutet, die Feſtigkeit desſelben. Nur der ruhige Schlaf ſetzt uns wieder in den Vollbeſitz der körperlichen und geiſtigen Elaſtizität. Es iſt alſo notwendig, daß wir uns darüber zu belehren ſuchen, wie wir uns einen ruhigen Schlaf ſichern. Dies erſcheint um ſo mehr am Platze, als es Thatſache iſt, daß Schlafloſigkeit und unruhiger Schlaf immer häufiger werden, und als andererſeits feſtſteht, daß beide in hohem Grade dazu beitragen, Nervoſität und Schwäche zu erzeugen oder zu ſteigern. Jene erſtbezeichnete Thatſache wird wohl ſchwerlich beſtritten werden. Die Zahl derer, welche über Schlafloſigkeit klagen, iſt eine außerordentlich große. Man frage die Aerzte oder erkundige ſich bei Freunden und Bekannten, wenn ſie nicht ſchon von ſelbſt über ihr Leiden berichteten. Nur von Kindern, Arbeitern und Landleuten wird man verhältnismäßig ſelten Klagen über Schlafloſigkeit hören. Was ſodann die andere Behauptung betrifft, daß dieſer Zuſtand Nervoſität und Schwäche erzeugt, ſo bedarf ſie hier nicht des Beweiſes und erklärt ſich leicht aus demjenigen, was ſoeben über den Stoffwechſel und das Verhalten der Organe im Schlafe geſagt wurde.

Zur Erzielung eines *ruhigen Schlafes* iſt es nun nötig, *alles das zu vermeiden, was Schlafloſigkeit oder unruhigen Schlaf hervorrufen kann.* Dieſe werden aber ſehr häufig durch *zu ſtarke Anſtrengung* des Geiſtes bedingt. Wer geiſtig zu intenſiv oder zu anhaltend thätig war, keine ausreichenden Pauſen in ſeiner Arbeit ſich gönnte, in den Pauſen vielleicht noch mit letzterer ſich grubelnd und forſchend beſchäftigte, wird nur ausnahmsweiſe ruhig ſchlafen, beſonders aber dann nicht, wenn er noch kurz vor dem Aufſuchen des Bettes ſich anſtrengte. Schwer wird er einſchlafen und, wenn er einſchläft, meiſt durch lebhafte Träume, durch Jagd der Gedanken gequält werden. Ebenſo nachteilig wirkt die zu *ſtarke Erregung der Phantaſie*, ſei es durch Hören, Sehen oder Leſen, wie man dies mitunter ſchon bei Kindern beobachten kann. Aber auch *körperliche Uebermüdung* kann den ruhigen Schlaf fernhalten, wenn ſie ſo hochgradig iſt, daß das Herz in Unruhe und das Nervenſyſtem in Erregung verſetzt wurde. Andererſeits iſt vielfach *mangelhafte Thätigkeit* des Körpers die Veranlaſſung zu Schlafloſigkeit, weil ſie die Bildung der erforderlichen Menge von Ermüdungsſtoffen beeinträchtigt. Es wird alſo nötig ſein, daß man die exzeſſive Anſtrengung des Körpers wie des Geiſtes ebenſo, wie die Unthätigkeit vermeidet, mit einem Worte das richtige Maß hält.

Auch *fehlerhafte Ernährung* kann den Schlaf zu einem unruhigen machen oder ganz verſcheuchen. So beeinträchtigt ihn jede zu *reichliche Mahlzeit*, namentlich ſpät abends. Denn ſie ſtört das ruhige Atmen infolge der ſtarken Anfüllung des Magens und veranlaßt zu kräftige Reflexe von letzterem nach den Zentralorganen des Nervenſyſtems. Ebenſo vermag aber auch eine zu *knappe Mahlzeit* den Schlaf zu ſtören, weil die *Leere des Magens* gleichfalls eine Erregung der Nerven und eine Ausſtrahlung des Reizes nach den Zentralorganen verurſacht, wie wir dies ſo deutlich am Säuglinge erkennen. Derſelbe wacht ſehr bald wieder auf, falls er nicht gehörig ſatt wurde, auch wenn er ſonſt ganz geſund und die Nahrung ihm durchaus zuſagend iſt. Endlich bewirkt ſehr häufig die *Qualität des Genoſſenen* einen ſtörenden Einfluß auf den Schlaf. Bekannt iſt, daß ſtarker Thee und ſtarker Kaffee bei vielen Menſchen den Schlaf ſehr unruhig machen oder ganz fernhalten, bekannt, daß auch Alkoholica bei den an ihren Genuß nicht gewöhnten Individuen eine ähnliche Wirkung haben können, bekannt endlich, daß vielfach blähende Speiſen, ſaure Gerichte durch Erzeugung von Kolikſchmerzen und Blähungen den Schlaf ſtören.

Dieſelbe Wirkung kann ferner eine *unpaſſende Wahl der Zeit* haben. Allein paſſend iſt für den Schlaf die Nacht, weil ſie zugleich die Zeit der größten äußeren Ruhe und der größten Dunkelheit iſt, alſo die wenigſten Sinnesreize aufkommen läßt, welche den Schlaf ſtören können. *Am tiefſten ſchläft der Menſch vor und bis Mitternacht.* Dies lehrt nicht bloß die allgemeine Erfahrung, ſondern auch das Experiment an ſchlafenden Individuen. Es iſt demnach dringend geboten, das Bett nicht erſt um Mitternacht oder gar noch ſpäter, ſondern um zehn Uhr abends aufzuſuchen. *Nachteilig erweiſt ſich namentlich der unregelmäßige Schlaf*, d. h. derjenige, welcher das eine Mal ſpät abends, das andere Mal zur Nachtzeit, das dritte Mal vielleicht frühmorgens begonnen wird. Denn das Wohlbefinden des Menſchen hängt ſehr weſentlich von dem regelmäßigen Ablaufe ſeiner Körperfunktionen ab, und Regelmäßigkeit der Mahlzeiten, der Arbeit und der Ruhe iſt die Grundbedingung des Geſundbleibens. Es trägt uns zwar die Bezeichnung eines Pedanten ein, wenn wir alle Tage zu gleicher Stunde uns erheben, frühſtücken, zu Mittag, zu Abend ſpeiſen, zur Ruhe uns begeben; aber die Geſundheit wird durch eine ſolche Lebensweiſe entſchieden ſehr gefördert, weil dieſe die Harmonie der Funktionen begünſtigt.

Hier, wo von der beſten Zeit des Schlafes die Rede iſt, ſei auch in Kürze der Streitfrage gedacht, *ob man nach der Mittagsmahlzeit ruhen dürfe oder nicht.* Bekanntlich gehen hierüber die Anſichten ſehr auseinander. Die einen geſtatten den Schlaf nach Tiſch, ja einzelne fordern ihn, andere aber verbieten ihn. Ich glaube, daß man jene Frage gar nicht allgemein mit ja oder nein entſcheiden kann. Für den Säugling iſt der Schlaf nach der Mahlzeit durchaus phyſiologiſch, er iſt aber kein Bedürfnis mehr für geſunde größere Kinder, nicht mehr für geſunde jugendliche Individuen. Im vorgerückteren Mannesalter jedoch tritt er als ein ſolches bei ſehr vielen wieder auf, und ſelbſt bei denen, welche diätetiſch ganz rationell leben. Sie ſind verſtimmt, wenn ſie nach dem Mittageſſen nicht eine kurze Zeit ruhen können, und fühlen ſich erfriſcht, wenn ihnen letzteres möglich iſt. Solchen Perſonen ſollte man einen kurzen Mittagsſchlaf ohne Bedenken geſtatten. Wer aber nicht das entſchiedene Bedürfnis desſelben hat, möge ihn ſich nicht angewöhnen.

Gar nicht ſelten iſt eine fehlerhafte *Einrichtung des Schlafzimmers und des Bettes* die Urſache des unruhigen Schlafes. Hat erſteres keine ruhige Lage, kann es nicht genug verdunkelt werden, iſt es zu kalt, zu heiß, zu niedrig, ſo vermag es ſehr wohl die Feſtigkeit des Schlafes zu beeinträchtigen, das baldige Einſchlafen zu verhindern. Zum Schlafraum wähle man deshalb kein zu enges, im Gegenteil ein geräumiges, nicht zu niedriges Zimmer, welches gegen das Licht des Mondes und der Sonne hinreichend abgeſchloſſen werden kann, kühle es im heißen Sommer dadurch ab, daß man es erſt ſpät abends durch Oeffnung von Fenſter und Thür lüftet, und erwärme es im Winter ſo weit, daß die Temperatur nicht unter 10 ° C. herabſinkt. Um dem Zimmer auch während der Nacht dauernd gute Luft zu ſichern, ſorge man für Vorhandenſein einer oder zweier fein durchlöcherter Lüftungsſcheiben und für Oeffnung der Ofenthür. Dies iſt entſchieden, wenigſtens in unſerem Klima, dem Schlafen bei offenem Fenſter vorzuziehen. Die Glasinduſtrie ſtellt jetzt ſolche feindurchlöcherte Scheiben aus völlig durchſichtigem, etwas dickerem Glaſe her. Statt ihrer kann man auch Einſätze von Drahtgaze nehmen. Das *Bett* muß derartig geſtellt ſein, daß der Schlafende nicht auf das Fenſter hin blickt. Es ſoll ihm geſtatten, ſich bequem auszuſtrecken, ſoll ihn nirgends in läſtiger Weiſe drücken, ihn genügend, doch auch nicht zu ſehr erwärmen, und darf weder ſeine Atmung, noch ſeine Hautausdünſtung (Perſpiration) irgendwie beeinträchtigen. Am zweckmäßigſten beſteht es aus Roßhaarmatratze, Roßhaarkopfkiſſen, Wolldecken und dem nötigen Leinenzeug; die Matratze ſoll auf Drahtgeflecht oder Gurten, nicht auf Brettern ruhen, damit das Bett auch von unten her ventiliert wird. Welchen Einfluß die Einrichtung des Schlafzimmers und die Beſchaffenheit des Bettes auf die Ruhe des Schlafes ausübt, erfährt beſonders der *Reiſende* ſo oft zum Schaden ſeines Wohlbefindens. Daß man in einem *Hotel* nicht die Ruhe des eigenen Hauſes erwarten darf, liegt auf der Hand. Was man aber erwarten kann, ja fordern muß, iſt die größtmögliche Sicherung des Schlafgemaches gegen ſtarke Geräuſche, gegen Störung der Nachtruhe durch Inſaſſen der

Nachbarzimmer, durch den Verkehr auf den Korridoren. Dieſe Sicherung wird nur erreicht, wenn die Thüren nach den Nachbarzimmern und den Korridoren als Doppelthüren hergerichtet werden. Schließt auch die innere Thüre gut, ſo läßt ſich jedes nicht allzu ſtarke Geräuſch fernhalten oder derartig abſchwächen, daß es nicht mehr beläſtigt. Ebenſo ſollte man in den Schlafräumen der Hotels eine beſſere Fürſorge gegen das Eindringen von Licht treffen, und dies um ſo mehr, als die meiſten Reiſen in der Jahreszeit unternommen werden, in welcher das Nachtdunkel ſchon frühmorgens aufhört. Daß die Betten in vielen Gaſthöfen, ſowohl was Länge und Breite als was Beſchaffenheit der Matratze anbetrifft, den eben beſprochenen fundamentalen Forderungen nicht genügen und deshalb den Schlaf nicht, wie ſie doch ſollen, fördern, vielmehr ſtark beeinträchtigen, wird jeder Reiſende gewiß beſtätigen.

Außer den bis jetzt genannten Faktoren beeinflußt auch noch die Lage des Ruhenden den Schlaf. Am leichteſten erfolgt das Einſchlafen und am wenigſten geſtört iſt der Schlaf, wenn man mit ſchwach erhöhtem Kopfe ein wenig zur Seite geneigt ſich hinlegt. Dieſe Lagerung empfiehlt ſich auch aus anderen hygieiniſchen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Für Aſthmatiker und Individuen, welche zu Kongeſtionen nach dem Kopfe neigen, eignet ſich eine Lage mit ſtärkerer Erhöhung des Kopfes. Dagegen ſollen Perſonen, welche an Wadenkrämpfen leiden, mit etwas erhöhten Unterſchenkeln dem Schlafe ſich hingeben, ohne den Kopf niedriger zu lagern. Für die Beſeitigung dieſes ſchmerzhaften Leidens gibt es in der That kein beſſeres Mittel, als das eben angegebene. Meuli-Hilty hat jüngſthin vorgeſchlagen, man ſolle mit tiefer liegendem Kopfe, höher liegenden Füßen ſchlafen, und behauptet nach Erfahrungen an ſich ſelbſt, daß eine derartige Lagerung das allgemeine Wohlbefinden, die Leiſtungsfähigkeit des Menſchen erheblich fördere, ein frühes Erwachen ſichere und auch keinerlei Gefahren, insbeſondere keinen Blutandrang zum Kopfe im Gefolge habe. Doch kann man ihm hierin nicht beiſtimmen. Die Tieflage des Kopfes im Schlafe iſt eine völlig unnatürliche und erzeugt thatſächlich ſehr leicht Stauung des Blutes in den Venen des Kopfes, deshalb auch ſehr leicht Kopfſchmerzen, von denen jener Autor ſagt, daß ſie durch die von ihm empfohlene Lagerung ferngehalten werden oder verſchwinden. Unbedingt richtig iſt aber ſein Rat, nach dem Erwachen langſam ſich aus dem Bette zu erheben, da raſches Aufſpringen nicht bloß den Herzſchlag ſtark beſchleunigt, ſondern auch die während des Schlafes zuſtande gekommene Verteilung des Blutes in den Organen des Körpers allzu plötzlich abändert und insbeſondere die Blutmenge im Gehirn allzu plötzlich vermindert.

Endlich iſt noch die Bekleidung des Ruhenden von Einfluß auf die Feſtigkeit ſeines Schlafes. Wer ſich beim Aufſuchen des Bettes nicht aller beengenden und drückenden Kleidungsſtücke entledigt, wird ſchwerlich eine ſanfte Ruhe finden. Nicht beſſer aber wird es demjenigen ergehen, welcher zu warm gekleidet bleibt. Im erſteren Falle wirken die Beengung und der Druck ſtörend auf die Atmung ſowie auf die Blutzirkulation, damit aber ſelbſtverſtändlich auch auf die Feſtigkeit des Schlafes. Im zweiten Falle tritt infolge der warmhaltenden Wirkung von Kleidung und von Bett eine Aufſpeicherung von Wärme nahe der Oberfläche der Haut und in der Haut ſelbſt, dadurch aber ſehr leicht ein Unbehaglichkeitszuſtand ein, welcher unter allen Umſtänden die Ruhe des Schlafes beeinträchtigen muß und, wie die Erfahrung lehrt, oft genug ſtark beeinträchtigt. Für den geſunden Erwachſenen iſt es immer das Richtigſte, lediglich im Nachthemde zu ſchlafen. Mit dieſer Bekleidung wird er am wenigſten in ſeiner Atmung und Hautausdünſtung behindert, während er doch andererſeits durch das Bett, wenn es nur zweckmäßig eingerichtet iſt, hinreichende Wärme erhält. Kinder, welche ſich während des Schlafes bekanntlich ſehr oft der wärmenden Decke entledigen, indem ſie dieſelbe mit den Füßen wegſtampfen oder mit den Händen zur Seite ſchieben, tragen am beſten über dem Nachthemde einen Nachtrock mit nicht zu engen Aermeln und nicht zu engen, bis zum Knöchel abwärts reichenden Beinlingen. Dies iſt ungleich angemeſſener, als die Bettdecke an ihren vier Enden feſtzubinden. Halstuch oder Strümpfe im Bette nicht abzulegen, iſt entſchieden unzuläſſig, weil es eine Verweichlichung zur Folge hat. Selbſt zur Beſeitigung der Kälte der Füße, welche ſo ſehr oft das Einſchlafen verhindert, empfiehlt es ſich keineswegs, die Strümpfe beizubehalten, dagegen vielmehr, die kalten Füße jeden Abend unmittelbar vor dem Aufſuchen des Bettes oder im Bette ſelbſt mit einem weichen Flanelllappen oder einer weichen Bürſte gehörig zu reiben. Dadurch wird der Zufluß von Blut zu dieſem Körperteile befördert und ſo eine größere Wärme derſelben erzielt. Nachthauben während des Schlafes zu tragen, iſt nur denen zu geſtatten, welche infolge ſpärlichen Haarwuchſes durch den Einfluß kalter Luft auf die zu wenig geſchützte Kopfhaut in ihrem Wohlbefinden geſtört werden.

So müſſen Schlafloſigkeit und unruhiger Schlaf ſtets ihren Urſachen entſprechend bekämpft werden. Es würde ein ſehr großer Fehler ſein, wollte man gegen ſie beſondere Mittel anwenden, ehe man ihre eigentliche Veranlaſſung erforſcht hat. Es gibt ja ſchlafmachende Arzneimittel in großer Zahl, in größerer, als vielleicht gut iſt, nervenberuhigende, betäubende und ſolche, welche Schlaf erzeugen, ohne zu betäuben. Ich nenne Antifebrin, Bromkali und Bromnatron, ferner Opium, Morphium, Codeïn, ſtarke Alkoholica, Haſchiſch, endlich Urethan, Sulfonal, Somnal, Chloralhydrat und Chloralamid. Aber man hüte ſich wohl, dieſe Mittel anzuwenden, wenn ſie nicht vom Arzte verordnet wurden, wenn nicht ärztlicherſeits die beſtimmte Notwendigkeit ihres Gebrauches feſtgeſtellt iſt. Am gefährlichſten ſind die betäubenden Schlafmittel Opium und Morphium, ſowie das neuerdings in Aufnahme kommende Codeïn und das im Oriente, auch in Afrika ſo viel angewandte Haſchiſch, am wenigſten nachteilig ſind die nervenberuhigenden Brompräparate. Das Bedenkliche bei der Anwendung aller dieſer Mittel liegt, abgeſehen davon, daß jeder künſtliche Schlaf nur mangelhafte Erquickung gibt, darin, daß der an Schlafloſigkeit Leidende nur allzuleicht an dieſelben ſich gewöhnt, ſie lebhaft entbehrt, wenn er ſie nicht haben kann, ſie bald in ſteigender Menge einnehmen muß, um die gewünſchte Wirkung zu erzielen und ſchließlich durch den Genuß des Giftes — denn das iſt und bleibt es ohne jede Frage — den ganzen Organismus, insbeſondere ſein Nervenſyſtem, ſein Denk- und Urteilsvermögen, ſein Gedächtnis, ſeine Willenskraft, ſeine Luſt zu ſchaffen zerrüttet und untergräbt. Von beſonders großem Nachteil, ja geradezu mit Lebensgefahr verbunden iſt die Darreichung der ſchlafmachenden Arzneimittel, ſo des Opium, Morphium im Kindesalter. Leider hat die nichtärztliche Anwendung ſolcher Medikamente in der jüngſten Zeit eine ſehr große Verbreitung gefunden. Da ſie ſo überaus bedenklich iſt, da ſie das Glück des Einzelnen und ganzer Familien bedroht, da ferner über dieſe Gefahr gar keine Verſchiedenheit der Meinungen herrſcht, ſo erſcheint es dringend notwendig, die Verabfolgung der vorhin erwähnten und anderer ſchlafmachender Arzneimittel ohne jedesmal erneuertes Rezept eines approbierten Arztes zu verbieten. Sache der Hausärzte aber und nicht minder der Preſſe iſt es, immer erneut auf die ſchweren Folgen des gewohnheitlichen Gebrauches ſchlafmachender Medikamente hinzuweiſen und die Notwendigkeit zu betonen, daß die Bekämpfung der Schlafloſigkeit in allererſter Linie durch Verhütung ihrer Urſachen, diätetiſch-hygieiniſch zu erſtreben iſt. Maßhalten in der körperlichen und geiſtigen Arbeit, Maßhalten im Eſſen und Trinken, Maßhalten namentlich im Genuſſe von Spirituoſen, von Kaffee und Thee, Vermeiden jeder Ueberhaſtung im Arbeiten, im Streben ſelbſt nach erſtrebenswerten Dingen, richtige Einteilung des Tages und richtige Wahl der Zeit zum Schlafen werden die Grundlagen der Verhütung wie der Bekämpfung von Schlafloſigkeit und unruhigem Schlafe bilden müſſen. Dazu ſoll dann die angemeſſene Einrichtung des Schlafgemaches und des Bettes, entſprechende Bekleidung und verſtändige Lagerung beim Schlafen hinzukommen. Gewiß wird die Befolgung dieſer Ratſchläge nicht immer den gewünſchten Erfolg haben. Denn leider oft genug im Leben ſind es Sorge um die Geſundheit der Angehörigen, Sorge um die Exiſtenz, um das tägliche Brot, ſind es Kummer und Aerger, Furcht und Zorn, gekränkter Ehrgeiz, verſchmähte Liebe, getäuſchte Hoffnung, welche die Ruhe des Schlafes ſtören, ihn ganz verſcheuchen; gegen ſolche Störung werden allerdings die vorhin genannten Maßregeln nichts ausrichten. Dagegen werden ſie zweifellos zum Ziele führen, wenn dieſe pſychiſchen Urſachen fehlen, die Maßnahmen ſelbſt aber mit Konſequenz zur Ausführung gelangen. Letzteres iſt allerdings eine unerläßliche Bedingung. Wer das vorhin Angegebene nur gelegentlich und nur halb zur Anwendung bringt, darf ſich nicht wundern, wenn er das Ziel nicht erreicht. Helfen aber die diätetiſch-hygieiniſchen Maßnahmen nicht, ſo liegt ein Leiden vor, welches unter allen Umſtänden das Einſchreiten des Arztes verlangt.

Zur Beförderung leichten Einſchlafens dient es auch, wenn man ſich beſtimmt vornimmt, ſchlafen zu wollen und wenn man dann an ganz gleichgültige Dinge zu denken ſich zwingt. Zu gleichem Zwecke Lektüre zu benutzen, darf vom geſundheitlichen Standpunkte aus nicht gebilligt werden. Viele Menſchen haben ſich zwar ſo ſehr hieran gewöhnt, daß ſie behaupten, leichte, das heißt das Denkvermögen nicht ſonderlich in Anſpruch nehmende Lektüre ſei ihnen zum Einſchlafen unentbehrlich, ſchaffe ihnen erſt den für letzteres notwendigen Behaglichkeitszuſtand. Aber es ſteht feſt, daß ſehr häufig das Geleſene, auch wenn es an ſich nicht gerade ſtark zum Denken anregt, während des Schlafes weiter verarbeitet wird, zu Träumen Anlaß gibt und damit die Ruhe des Schlafes ſtört. Außerdem iſt das Leſen im Bett für die Augen entſchieden angreifend, erzeugt auch ſehr leicht Kopfſchmerzen.

Eher kann demjenigen, welcher an Schlafloſigkeit leidet, geſtattet werden, ſich, wenn er ſich eben hingelegt hat, eine Viertel- bis halbe Stunde hindurch kalte Kompreſſen auf Stirn und Schläfen zu legen, oder noch beſſer legen zu laſſen. Dies empfiehlt ſich namentlich dann, wenn die betreffende Perſon an Kongeſtionen zum Kopfe leidet. Auch warme Bäder von 28–30° R. ſind oft von großem Nutzen, wenn ſie abends genommen werden. Viel weniger empfehlenswert ſind kalte Uebergießungen und kalte Wickelungen; jedenfalls iſt es nicht ratſam, ſie kurz vor dem Schlafengehen vorzunehmen. Auch paſſen ſie nicht für blutarme, bleichſüchtige, hochgradig nervöſe Individuen.

Zur Beförderung des Einſchlafens der Säuglinge pflegen Mütter, Ammen und Pflegerinnen ſich der überwiegenden Mehrzahl nach des Schaukelns in der Wiege zu bedienen. Soll man dies verbieten oder nicht? Sicher iſt, daß in einem feſtſtehenden Bettchen das geſunde, nicht verwöhnte Kind ebenſogut wie in der ſchaukelnden Wiege einſchläft. Daraus folgt, daß letztere für geſunde Säuglinge jedenfalls überflüſſig, aber noch nicht, daß ſie unbedingt zu verbieten iſt. Dies würde geſchehen müſſen, wenn ihr Gebrauch geſundheitliche Gefahren mit ſich brächte. Viele Aerzte behaupten nun allerdings, daß das Hin- und Herſchwanken eine ſtetige Veränderung der Blutverteilung, dadurch aber Taumel, Schwindel, bei längerer Dauer Betäubung hervorrufe, welche nach und nach in künſtlichen Schlaf übergehe. Aber andere ſind der Meinung, daß nicht das Wiegen an ſich, ſondern nur das ungeſtüme, ungleichmäßige und zu ſtarke Wiegen Schaden bringe, und dies ſcheint mir die richtigere Anſicht zu ſein. Noch niemals hat jemand behauptet, daß das leiſe Schaukeln eines Säuglings auf dem Arme, eine Bewegung, welche die Mutter ganz inſtinktiv vornimmt, wenn ihr unruhig gewordenes Kind nicht einſchlafen will, irgend welchen Nachteil bringe. Dann kann aber auch die vorſichtige Bewegung einer ſchaukelnden Wiege nicht ſchädlich ſein. Ein ungleichmäßiges, ſtarkes Schaukeln wird allerdings oft dieſe Wirkung haben, wird die Verdauung des Kindes ſtören, auch Betäubung hervorrufen können und iſt deshalb entſchieden zu vermeiden.

So ließe ſich über Schlaf und unruhigen Schlaf noch mancherlei ſchreiben. Doch ſchließe ich hier, weil ich glaube, die für den Laien wichtigſten Punkte erörtert zu haben. Es ſollte mich freuen, wenn es meiner Darſtellung gelungen wäre, den Leſer über die Urſachen des ſo unendlich häufig gewordenen Leidens der Schlafloſigkeit aufzuklären, ihn über die Grundlagen der Bekämpfung desſelben zu belehren und von der großen Gefahr des Gebrauches der ſchlafmachenden Arzneimittel zu überzeugen.

Die wirtſchaftliche Sicherſtellung der Arbeiter und die Poſtſparkaſſen.

Von

Marquardt.

Spare in der Zeit,
ſo haſt du in der Not!

In der neueren Geſetzgebung für das Deutſche Reich bekundet ſich eine anerkennenswerte Fürſorge für die breiten Schichten der Arbeiterbevölkerung. Neben der bereits beſtehenden Krankheits- und Unfallverſicherung wird vorausſichtlich ſchon im nächſten Jahre das Geſetz über die Invaliditäts- und Altersverſicherung in Wirkſamkeit treten und die Einführung eines beſonderen Arbeiterſchutzgeſetzes ſteht in Ausſicht. Die unermeßlichen Vorteile, welche dem Arbeiterſtande durch die Krankheits- und Unfallverſicherung, ſowie durch die Invaliditäts- und Altersverſicherung erwachſen, ſcheinen indes in den beteiligten Kreiſen noch nicht überall volles Verſtändnis gefunden zu haben.

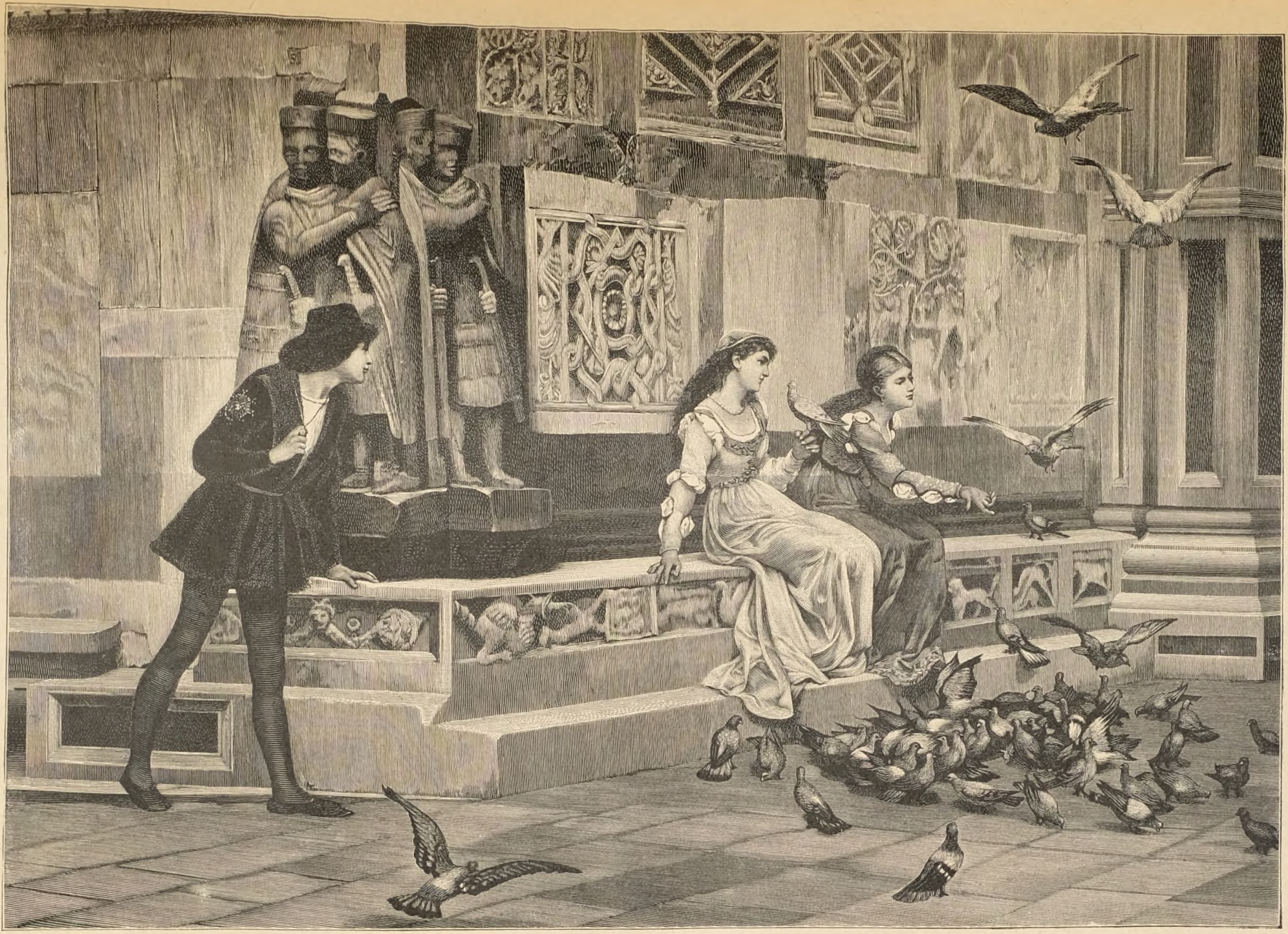
Die Entſchädigung bei Erkrankungen und bei Betriebsunfällen[1]) wird als ſelbſtverſtändlich hingenommen, und die Rentenbeträge, welche der Einzelne auf Grund des Geſetzes über die Invaliditäts- und Altersverſicherung zu erwarten hat, werden, zumal dafür Beiträge zu leiſten ſind, ungeachtet der Geringfügigkeit dieſer Beiträge[2]) für unzulänglich erklärt. Auch der Umſtand, daß für dieſe Verſicherungen aus der Reichskaſſe und von den Arbeitgebern zuſammen erheblich mehr, als vom Verſicherten ſelbſt, gezahlt werden muß[3]), findet keine Würdigung. Man betrachtet die Rente, obgleich dieſelbe ſchon für einen 21jährigen Invaliden mindeſtens 110 Mark jährlich beträgt, nur als eine geringe Abſchlagszahlung und hat ſie ſogar mit Hohn als „ein Butterbrot“ bezeichnet, von dem der Arbeiter nicht leben könne, und mit dem er ſich nicht „abſpeiſen“ laſſen dürfe. Ueberhaupt ſcheint man in gewiſſen Arbeiterkreiſen anzunehmen, daß es Aufgabe des Staates ſei, die Höhe der Renten ſo zu bemeſſen, daß die Rentenempfänger lediglich aus dieſer Einnahmequelle ein behagliches Daſein friſten können. So weit kann aber, ſelbſt wenn die Verſicherungs-

---

[1]) Im Jahre 1888 ſind 61561484 Mark gezahlt worden.

[2]) 7 bis 15 Pf. wöchentlich für einen Verſicherten.

[3]) Das Kruppſche Werk in Eſſen hat beiſpielsweiſe mehr als eine Million Mark jährlich beizuſteuern, und der Reichszuſchuß beträgt 50 Mark jährlich für jede Rente.



Photographieverlag von Ad. Braun & Cie. in Dornach.

Die Tauben von San Marco. Gemälde von J. Wagrez.

beiträge der Arbeiter erheblich höher gehalten würden, die ſtaatliche Fürſorge ſelbſtverſtändlich niemals gehen. Die Rentenbeträge erreichen ſchon jetzt die äußerſte Grenze deſſen, was ohne Gefährdung der wichtigſten volkswirtſchaftlichen Intereſſen gewährt werden kann, und ſie ſollen nicht ein Ruhegehalt, ſondern lediglich den Grundſtock für das Einkommen bilden, deſſen der invalide Arbeiter bedarf, um ſich und ſeine Angehörigen vor Not und Armenunterſtützung zu ſchützen. Was für dieſen Zweck über die Höhe der Renten hinaus erforderlich iſt, das richtet ſich nach den perſönlichen Bedürfniſſen und Lebensanſprüchen des Einzelnen und das muß durch rechtzeitige Sparſamkeit erübrigt und zurückgelegt werden. Der Einwand, daß es bei den jetzigen Lohnverhältniſſen und Lebensmittelpreiſen dem Arbeiter unmöglich ſei, noch etwas zu ſparen, iſt nicht ſtichhaltig; wer Gelegenheit hat, zu beobachten, welche Unſummen von der Arbeiterbevölkerung, beſonders in den größeren Städten, jahraus jahrein dem Luxus geopfert werden, muß ſich vom Gegenteil überzeugen.

Welche Beträge werden — vielfach von ganz jugendlichen Arbeitern — nur für Zigarren und geiſtige Getränke unnötigerweiſe und ſogar zum Schaden der Geſundheit vergeudet! Und in wie vielen Fällen geht der Aufwand für den Lebensunterhalt und für Vergnügungen aller Art weit über Arbeiterverhältniſſe und über ein vernünftiges Maß hinaus! An den ſogenannten blauen Montagen wird nicht allein viel verbraucht, ſondern obendrein nichts verdient. Es wird keineswegs verkannt, daß ein Arbeiter mit zahlreicher Familie in der Regel nicht viel erſparen kann; die Möglichkeit hierzu beſitzt der Arbeiter aber, wenn ihm am Sparen gelegen iſt, entſchieden in jüngeren Jahren und während der erſten Zeit ſeiner Ehe. Niemand wird es dem Arbeiter verdenken, wenn er nach vollbrachter Tages- und Wochenarbeit ſich erholen und ſich ein Vergnügen machen will; dies kann aber auch ohne erhebliche Ausgaben und in den Grenzen ſeiner Verhältniſſe geſchehen. Auch in früheren Zeiten hatte der Arbeiter das Bedürfnis, ſich ſonntags zu erholen; nachdem der Vormittag zum Gottesdienſt benutzt worden war, erfolgte nachmittags ein gemeinſamer Familienſpaziergang, wobei Geiſt und Körper gleichmäßige Berückſichtigung fanden und die mancherlei Ausgaben, welche heutzutage durch Wirtshausbeſuch und Vergnügungsfahrten ꝛc. verſchleudert werden, erſpart blieben.

Die Segnungen der Krankheits- und Unfallverſicherung, ſowie der Invaliditäts- und Altersverſicherung können erſt dann voll zur Geltung kommen, wenn der Luxus vermieden, und wenn auch der Arbeiter ſich der eigenen Verantwortlichkeit und damit der Notwendigkeit des Sparens mehr bewußt wird. Dieſes Bewußtſein ſcheint der deutſchen Arbeiterbevölkerung unter dem Eindruck der neueren ſozialpolitiſchen Geſetzgebung teilweiſe verloren gegangen zu ſein und muß derſelben angeſichts des großartigſten Geſetzes, welches jemals zur Sicherſtellung invalider und altgedienter Arbeiter ergangen iſt, nachdrücklich ins Gedächtnis gerufen werden. Fällt dieſe Aufgabe auch in erſter Linie den zur Volkserziehung beſonders berufenen Organen, der Schule und Kirche zu, ſo wird ſie doch auch in weiteren Kreiſen, namentlich durch die Preſſe, gefördert werden können. Ueber die Wichtigkeit des Sparens in ſittlicher, wirtſchaftlicher und ſozialer Beziehung kann es einen Zweifel nicht geben. Ebenſowenig darüber, daß diejenigen, welchen die Krankheits-, Unfall-, Invaliden- und Altersverſicherung zu gute kommt, jene Wohlthaten in demſelben Maße verſtärken oder abſchwächen, in welchem ſie mehr oder weniger ſparſam ſind.

Es kommt aber nicht allein darauf an, den Sparſinn zu wecken, ſondern es muß auch Gelegenheit geſchaffen werden, daß derſelbe ſich überall bethätigen kann. Daß dieſe Gelegenheit in Deutſchland in ausreichendem Maße vorhanden ſei, kann, man mag die Verhältniſſe an ſich, oder im Vergleich mit anderen Ländern betrachten, leider nicht behauptet werden.

Nach einer im Jahre 1887 aufgenommenen Statiſtik ſind im Deutſchen Reiche (ausſchließlich Bayerns und Württembergs)

1952 öffentliche Sparkaſſen in 1767 Orten mit
813 Zweigſtellen und
789 ſonſtigen Annahmeſtellen, mithin
zuſammen 3554 Spargelegenheiten vorhanden geweſen.

Eine Sparſtelle kommt ſomit (bei 445 220,64 qkm Flächeninhalt und 39 429 558 Einwohner) auf 125,27 qkm und 11 095 Einwohner.

Dabei waren 667 Orte mit 2 000 bis 5 000 Einwohner,
72 „ „ 5 000 bis 10 000 „
und 17 „ „ 10 000 bis 20 000 „

noch ohne jede Spargelegenheit. In Bayern beſtanden 302 und in Württemberg 255 Sparſtellen. Hiernach entfällt

in Bayern (bei 75 863 qkm und 5 416 180 Einwohnern)
eine Sparſtelle auf 251,2 qkm und 17 934 Einwohner und
in Württemberg (bei 19 504 qkm und 1 995 168 Einwohnern)
eine Sparſtelle auf 76,49 qkm und 7 824 Einwohner.

Am dünnſten ſind die Sparſtellen in den öſtlichen preußiſchen Provinzen geſät, wo

im Regierungsbezirke Gumbinnen 1 Sparſtelle auf 661,37 qkm,
„ „ Cöslin 1 „ „ 467 qkm,
„ „ Bromberg 1 „ „ 415 qkm,
„ „ Poſen 1 „ „ 350 qkm,
„ „ Danzig 1 „ „ 328 qkm,
„ „ Königsberg 1 „ „ 310 qkm

entfällt; am dichteſten dagegen in den Hohenzollernſchen Landen, ſowie in der Rheinprovinz, in Sachſen und in Württemberg.

Im Regierungsbezirke Bromberg waren 115 Orte mit 2000 und mehr Einwohnern noch ohne eine Spargelegenheit; aber auch in den ſächſiſchen Kreishauptmannſchaften Leipzig und Zwickau, ſowie im Großherzogtum Heſſen haben noch 78 bezw. 52 ſolcher größerer Orte keine Sparkaſſe. Man hat zum Teil Wege von 10 und mehr Kilometer Länge zurückzulegen, um zur nächſten Annahmeſtelle für Spargelder zu gelangen. Dabei unterliegt bei vielen Sparkaſſen der Geſchäftsverkehr einer erheblichen Beſchränkung. Nur 58 Prozent derſelben ſind täglich, bezw. wochentäglich, die übrigen nur ein- oder mehrmal wöchentlich, verſchiedene ſogar nur ein-, zwei- oder dreimal monatlich, oder gar jährlich auf einige Stunden für den Verkehr mit dem Publikum geöffnet. Anſtalten, welche dem Sparbedürftigen weite Wege zumuten und nur zu beſchränkten Zeiten den Zugang geſtatten, ſind nicht geeignet, den Arbeiter und kleinen Mann zur Anlegung ſeiner geringen Erſparniſſe zu veranlaſſen, wegen derer er weder ſeine Arbeitszeit unterbrechen, noch einen Teil ſeiner Freiſtunden opfern will. Denn bevor der Sparer, der einen weiten Weg zur Sparkaſſe gemacht und daſelbſt verſchloſſene Thüren gefunden hat, ſich entſchließt, noch einmal zur Sparkaſſe zu gehen, iſt häufig der Entſchluß zum Sparen wieder wankend geworden und der Sparbetrag zu anderen Zwecken ausgegeben. Wandel kann hier nur durch eine durchgreifende Erweiterung der geſamten deutſchen Sparkaſſeneinrichtung geſchaffen werden. Die Verbeſſerungsbedürftigkeit derſelben wird von niemand ernſtlich beſtritten werden können, zumal durch die Erfahrungen anderer Länder ſtatiſtiſch nachzuweiſen iſt, daß die Vermehrung der Spargelegenheiten regelmäßig eine entſprechende Vermehrung des Sparens zur Folge hat.

Daß die beſtehenden Gemeindeſparkaſſen die Initiative in der Sache ergreifen werden, iſt bei deren vorwiegend lokalem Charakter nicht zu erwarten; ſie haben ſelbſt beim beſten Willen nicht die Macht und die Mittel, um die notwendigen Erweiterungen gleichmäßig durchzuführen. Es iſt ihnen nicht einmal gelungen, eine allgemeine Uebertragbarkeit der bei ihnen gemachten Spareinlagen innerhalb beſtimmter Sparkaſſenverbände herbeizuführen, obgleich kein Zweifel darüber beſteht, daß dieſe Maßnahmen unter dem Syſtem der beſtehenden Freizügigkeit dringend notwendig iſt, wenn die Sparkaſſen für den Arbeiterſtand in vollem Maße nutzbar gemacht werden und als Hebel einer verſöhnenden Sozialpolitik dienen ſollen. -- Die Einrichtung beſonderer Sparkaſſen für jede Gemeinde würde einen zu koſtſpieligen Verwaltungsapparat (Kaſſenlokale, Rendanten, Kontrollen ꝛc.) erfordern, welcher nicht überall in richtigem Verhältniſſe zu der Bedeutung und dem Geſchäftsumfange der Sparkaſſe ſtünde. Die notwendige Sparkaſſenreform, von welcher das Wohl von Millionen deutſcher Staatsangehöriger abhängt, braucht aber hieran keineswegs zu ſcheitern. Dem Deutſchen Reiche ſteht in der Heranziehung der Poſtanſtalten zur Wahrnehmung des Sparkaſſendienſtes ein vorzügliches Mittel zu Gebot, um die erforderliche Abhilfe zu ſchaffen. Dieſes Auskunftsmittel iſt der deutſchen Volksvertretung dank der Initiative des verdienſtvollen und weitblickenden Reichspoſtmeiſters Dr. v. Stephan ſchon vor mehreren Jahren durch den Geſetzentwurf, betreffend die Einführung von Reichspoſtſparkaſſen, angeboten worden, damals aber leider unbenutzt geblieben. v. Stephan war auf Grund der Erfahrungen, welche mit den Poſtſparkaſſen nach dem Vorgange Englands in Belgien, Italien, Niederland, Frankreich, Oeſterreich, Schweden ꝛc. gemacht worden ſind, längſt zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Vorteile dieſer Einrichtung dem deutſchen Volke nicht vorenthalten bleiben dürfen. Thatſächlich iſt die Poſt mit ihrem gleichmaſchig über das ganze Reich ausgebreiteten Netze von Verkehrsanſtalten, deren jede ohnehin Kaſſengelder führen und von Beamten, welche dem Reiche Kaution geſtellt haben, verwaltet werden muß, in der Lage, den Sparkaſſendienſt unter ſo günſtigen und ſicheren Bedingungen, überhaupt in einer Weiſe, wie es keiner anderen Organiſation möglich wäre, mit zu verwalten. Sie braucht hierzu weder beſondere Geſchäftslokale und Kaſſenſchränke, noch beſondere Beamte und Kontrolleeinrichtungen; vielmehr wird der Sparkaſſendienſt ſich, wenigſtens bei der großen Zahl ländlicher Poſtanſtalten, in derſelben Weiſe dem Poſtdienſtbetriebe einreihen laſſen, wie dies mit dem Vertrieb der Wechſelſtempelmarken und der zollſtatiſtiſchen Wertzeichen für Rechnung der Reichsfinanzverwaltung geſchehen iſt. Die Einzahlungen würden in den denkbar bequemſten und einfachſten Formen ſtattfinden können. Der Sparer kauft ſich Sparmarken, ſobald er den Betrag für eine oder für mehrere derſelben erübrigt hat und klebt davon eine beſtimmte Zahl 10, 20, 30 auf eine Sparkarte, welche dann eine, zwei oder drei Münzeinheiten (Mark) darſtellt. Der Wert der Marken einer vollbeklebten Sparkarte bildet die Spareinlage, welche auf Grund der Karte in einem auf Namen lautenden Sparbuche gegen Kaſſierung von Karte und Marken gutgeſchrieben wird. Am ſchwerwiegendſten erſcheint der Vorteil, daß die Zahl der Sparſtellen durch die 10373 Reichspoſtanſtalten — ohne die 2140 Poſtanſtalten in Bayern und Württemberg — mit einem Schlag von 3554 auf 13927, bei Hinzunahme der Poſthilfsſtellen ſogar auf 24275 vermehrt werden würde, welche täglich im Durchſchnitt acht Stunden und ſelbſt ſonntags einige Stunden für den Verkehr mit dem Publikum geöffnet ſind. Außerdem könnten mehr als 30000 Landbriefträger, welche ſelbſt die entlegenſten Orte täglich, die größeren Landorte aber wochentäglich zweimal begehen, zur Empfangnahme von Spareinlagen herangezogen werden.

Während jetzt im Reichspoſtgebiet eine Sparſtelle auf 125,27 qkm und 11095 Einwohner kommt, würde nach Hinzutritt der Poſtſparkaſſen — ſelbſt wenn von den wandernden Annahmeſtellen, den Landbriefträgern, abgeſehen wird — eine Sparſtelle auf 18,34 qkm und 1624 Einwohner entfallen. Von beſonderer Wichtigkeit iſt der Umſtand, daß die Poſtſparkaſſenſtellen ſich nicht, wie die Geſchäftsſtellen der beſtehenden Sparkaſſen, nur auf die Städte und auf die Hauptorte kommunaler Verbände beſchränken, ſondern ſich gleichmäßig auch auf Landorte erſtrecken würden. Und wenn jetzt mancher kleine Mann Bedenken trägt, ſeine Erſparniſſe der örtlichen Gemeindeſparkaſſe anzuvertrauen, weil er befürchtet, daß der Bürgermeiſter, oder ein Beigeordneter Einblick in ſeine Vermögensverhältniſſe erlangen, und er dadurch zu einer höheren Steuer veranlagt werden könnte, ſo fällt bei der Poſtſparkaſſe, welche alle Vorkommniſſe ihres Geſchäftsverkehrs geheim zu halten hat, auch dieſes Bedenken gegen das Sparen weg. In welchem Umfange in anderen Ländern, die uns mit Einrichtung der Poſtſparkaſſen vorangegangen ſind, von den letzteren Gebrauch gemacht wird, läßt die folgende Aufzählung aus den Jahren 1887 bezw. 1888 erkennen. Es beſtehen Poſtſparkaſſen in: Großbritannien und Irland, Belgien, Italien, Niederland, Frankreich, Oeſterreich, Schweden, Ungarn, Viktoria, Neu-Seeland, Queensland, Südauſtralien, Canada, Neu-Südwales, Tasmanien, Indien, Kapland.

Außerdem beſtehen Poſtſparkaſſen in Japan ſeit 1875, in Rumänien ſeit 1880, in Helgoland ſeit 1883, in Gibraltar ſeit 1882, in Sierra-Leone ſeit 1882, und in Ceylon ſeit 1885.

Annahmeſtellen für Sparkaſſengelder, und zwar für die Poſtſparkaſſen und für die neben denſelben fortbeſtehenden Privat- ꝛc. Sparkaſſen zuſammen, hatte:

im Jahre 1887:			Einwohner
Großbritannien und Irland	9120,	d. i. 1 Sparſtelle auf	4063
Frankreich	8131,	d. i. 1 „ „	4700
Italien	4796,	d. i. 1 „ „	6037
Oeſterreich	4736,	d. i. 1 „ „	4863
Schweden	2658,	d. i. 1 „ „	1775

In Deutſchland, woſelbſt (einſchließlich Bayerns und Württembergs) im ganzen 4111 Sparſtellen (3551 + 302 + 255) vorhanden ſind, entfällt n. a. O. eine ſolche erſt auf 11394 Einwohner. Gleichwohl waren im Deutſchen Reiche im Jahre 1885 7718756 Sparbücher mit einem Guthaben von 3615136440 Mk., d. i. für ein Buch 468 Mark, und in Preußen allein im Jahre 1887/88 4742009 Sparbücher mit einem Guthaben von 2672597422 Mark, d. i. für ein Buch 563 Mark vorhanden. Wenn Deutſchland hiernach ungeachtet des ungünſtigen Verhältniſſes zwiſchen der Zahl ſeiner Sparſtellen und derjenigen anderer Länder in Bezug auf die Höhe der Spareinlagen den Vergleich mit fremden Ländern (von denen allerdings nur die bei den Poſtſparkaſſen erfolgten Einlagen genau bekannt ſind) nicht zu ſcheuen braucht, ſo beweiſt dies nur, daß in unſerem Volke ein geſunder, natürlicher Spartrieb vorhanden iſt, der ſich ſelbſt durch die Mangelhaftigkeit der vorhandenen Spargelegenheiten nicht zurückhalten läßt. Die Höhe des auf das einzelne Sparbuch entfallenden Durchſchnittsbetrages läßt dagegen erkennen, daß die deutſchen Sparkaſſen mehr zur Anlage größerer Beträge, alſo von Kapitalien, benutzt werden, und daß ihre Hauptaufgabe, als Sparſtelle für den kleinen Mann zu wirken, unerfüllt bleibt. Dieſer Aufgabe werden die Poſtſparkaſſen in ganz anderer Weiſe gerecht. Beiſpielsweiſe entfielen auf 1 Buch der Poſtſparkaſſe in

Italien	im Jahre	1877:	56	Lire	65	Ct.
„	„ „	1885:	146	„	68	„
Frankreich	„ „	1882:	224	Frank	97	Ct.
„	„ „	1888:	236	„	08	„
Großbritannien u. Irland	„ „	1879:	16	Pfd.St.	2	Sch.
„ „ „	„ „	1888:	12	„	17	„

Der bereits oben erwähnte Geſetzentwurf, durch welchen die Vorteile der Poſtſparkaſſen ſchon im Jahre 1885 auch dem deutſchen Volke gewährt werden ſollten, hatte bei dem damaligen Reichstage Widerſtand gefunden, und iſt daher unerledigt geblieben. Die großen ſozialen Ziele, zu deren Erreichung das Poſtſparkaſſengeſetz beitragen ſollte, wurden bei den Reichstagsverhandlungen durch die Betonung einer Reihe kleiner Intereſſen, welche ſich durch die Poſtſparkaſſen gefährdet glaubten, verdeckt. Neben der Rückſicht auf die vorhandenen Sparkaſſen wirkte ausſchlaggebend die grundſätzliche Gegnerſchaft eines Teiles der Abgeordneten gegen jedes ſchöpferiſche Vorgehen der verbündeten Regierungen, eine Gegnerſchaft, welche man im vorliegenden Falle hinter der Abneigung gegen das ſtaatliche Eingreifen bei Löſung der ſozialen Fragen zu verbergen ſuchte. Eine weitere Gegenſtrömung war offenbar auf partikulariſtiſche Intereſſen, insbeſondere auf die Befürchtung zurückzuführen, daß die Poſtſparkaſſeneinrichtung die Reichsgewalt in unerwünſchter Weiſe ſtärken könnte; auf anderer Seite wollte man nicht, daß der Arbeiter durch Sparen ein Intereſſe an der beſtehenden Wirtſchaftsordnung erhält, und erklärte ihn rundweg außer ſtande, etwas zu erübrigen. Die Abneigung dieſer letzteren Partei gegen die Sparkaſſeneinrichtung iſt leicht erklärlich. Der Arbeiter, der auch nur wenige Erſparniſſe erübrigt hat, wird, abgeſehen von der Verbeſſerung ſeiner Lage, durch die Hebung ſeines ſittlichen Bewußtſeins den Verſprechungen der Sozialdemokratie von einem traumhaften Zukunftsſtaate ꝛc. viel weniger zugänglich ſein, als derjenige, der in den Tag hinein lebt und eine Verbeſſerung ſeiner Verhältniſſe nicht von der eigenen Tüchtigkeit und Enthaltſamkeit, ſondern von einem allgemeinen Umſturz der beſtehenden Geſellſchaftsordnung erwartet. Von ſo verſchiedenen Tendenzen die Gegner des Poſtſparkaſſenentwurfs ausgingen, ſo trafen ihre Einwendungen in zwei Hauptpunkten zuſammen. Es war dies erſtens die Behauptung, daß von der Poſtſparkaſſe eine Beeinträchtigung der vorhandenen ſtädtiſchen, Gemeinde- und Kreisſparkaſſen zu erwarten ſei, und infolgedeſſen nicht nur das den letzteren zur örtlichen Kreditgewährung dienende Kapital vermindert, ſondern auch die den Kommunalverbänden aus den Ueberſchüſſen der Sparkaſſenverwaltung zufließende Einnahme geſchmälert werden würde. Der zweite Einwand ſtützte ſich auf die Beſorgnis, daß durch die Anſammlung der Gelder bei der Zentralverwaltung die Spareinlagen aus dem ganzen Reiche in der Reichshauptſtadt nicht nur zuſammenfließen, ſondern auch bleiben, und demzufolge, ſtatt den wirtſchaftlichen Intereſſen der Landesteile, denen ſie entfloſſen, vielmehr der ökonomiſchen und politiſchen Macht der Zentralſtelle dienen würden. Die zur Verhütung dieſer Zentraliſierung in dem Geſetzentwurf vorgeſehene Ueberweiſung der Mittel an die Landesregierungen zu Zwecken der Kreditgewährung wurde ohne nähere Begründung für unzureichend erklärt und der Beſchluß gefaßt: die verbündeten Regierungen zu erſuchen, die als notwendig erkannte Vermehrung der Spargelegenheiten in der Weiſe herbeizuführen, daß die Poſtverwaltung geſetzlich verpflichtet werde, als Hilfsorgan der beſtehenden Sparkaſſen zu dienen und lediglich die Vermittelung des Verkehrs zwiſchen den letzteren und den Sparern zu übernehmen.

Die ablehnende Haltung der Reichsregierung gegen dieſen

Vorſchlag erſcheint durchaus gerechtfertigt. Abgeſehen davon, daß es der Stellung des Reichs wenig entſprechen würde, ſich in einem derartigen Geſchäftszweige lediglich als Handlanger kommunaler Körperſchaften gebrauchen zu laſſen, iſt auch die Verwaltung der beſtehenden Sparkaſſen nicht immer einwandfrei geweſen. Bei einer Reihe von Sparkaſſen ſind teils durch Veruntreuungen, teils durch mangelhafte Geſchäftsführung und ungenügende Aufſicht, oder durch ſonſtige Nachläſſigkeiten empfindliche Verluſte vorgekommen, welche ſich in einem Falle auf 2¾ Millionen Mark belaufen, an denen die betreffende Gemeinde noch heute durch hohe Kommunalſteuerzuſchläge zu zahlen hat, und es kann nicht Aufgabe des Reiches ſein, das Geld der kleinen Leute für Anſtalten zu ſammeln, welche für ſichere Verwaltung nicht in allen Fällen die vollſte Garantie zu bieten vermögen. Von dieſem Wege muß beſonders im Hinblick auf die traurigen Erfahrungen, welche in England mit der Einrichtung ſtaatlicher Sammelſtellen für Sparkaſſen ohne Staatskontrolle gemacht worden ſind, dringend abgeraten werden. Das Reich würde, ſofern es durch ſeine Poſtanſtalten den beſtehenden Sparkaſſen Vorſchub leiſtete, im Rechtsbewußtſein des Volkes für die Zahlungsunfähigkeit der empfohlenen Anſtalten verantwortlich bleiben. Und wenn eine Sparkaſſe durch unvorſichtige Vermögensverwaltung ꝛc. außer ſtand geſetzt würde, ihren Verpflichtungen gegen die Sparer nachzukommen, ſo würden die letzteren ſchwerlich zu überzeugen ſein, daß die Poſt nur die Einlage für jene Kaſſe anzunehmen habe und daß die Prüfung der Zuverläſſigkeit der Sparkaſſe Sache der Sparer geweſen ſei. Zur Vermeidung derartiger Unzuträglichkeiten müßten die Sparkaſſen einer umfaſſenden Kontrolle unterworfen werden, welche eine Arbeitslaſt erfordern würde, die der geſamten Sparkaſſenverwaltung faſt gleich käme. Auch in Oeſterreich, in Frankreich und in Niederland ſind ſeiner Zeit Verſuche gemacht worden, die Poſtanſtalten als Annahme- und Auszahlungsſtellen in den Dienſt der Privatſparkaſſen zu ſtellen. Dieſe Verſuche ſind jedoch, nachdem man eingeſehen hatte, daß die Einrichtung erhebliche Weiterungen und vielfach doppelte Arbeit verurſachte, bald wieder aufgegeben worden.

Die deutſchen Sparkaſſen in Rheinland und in Weſtfalen, ſowie in Berlin und in Bremen, denen früher eine entſprechende Mitwirkung der Reichspoſtverwaltung angeboten worden war, haben dieſelbe abgelehnt, weil ſie kein Intereſſe an einer ſolchen Erweiterung ihrer geſchäftlichen Einrichtungen empfanden.

Was ſodann die im Reichstage gegen die Poſtſparkaſſen erhobenen Bedenken betrifft, ſo können dieſelben für gerechtfertigt nicht erachtet werden.

Nach den Erfahrungen aller Länder, in denen Poſtſparkaſſen beſtehen, entziehen dieſelben den vorhandenen Sparkaſſen ihr Publikum nicht, ſondern ſie regen zum Sparen hauptſächlich ſolche Elemente an, welche dasſelbe zuvor wegen Mangels hinreichend bequemer Gelegenheiten wenig oder gar nicht übten, und ſie haben gerade die ärmeren Bevölkerungsſchichten zum Sparſinn erzogen. Schon der Umſtand, daß die Poſtſparkaſſen ½—1 Prozent weniger Zins geben als die Gemeinde- ꝛc. Sparkaſſen (dies war auch im deutſchen Poſtſparkaſſengeſetzentwurf vorgeſehen), genügt, um die letzteren konkurrenzfähig zu erhalten. Und die Einleger größerer Beträge aus den beſſer ſituierten Klaſſen werden ſich ſicherlich nicht durch den Gang nach dieſen Sparkaſſen mit dem niedrigeren Zinsfuße der Poſtſparkaſſen begnügen, vielmehr die Gemeinde- ꝛc. Sparkaſſen nach wie vor benutzen. Dies erhellt am beſten aus einem Berichte über das Sparkaſſenweſen Italiens, woſelbſt die ſtaatlichen Poſtſparkaſſen ſeit dem Jahre 1876 neben den aus früherer Zeit vorhandenen Privatſparkaſſen und den Sparkaſſen der Kreditgenoſſenſchaften, Volksbanken und Darlehenskaſſen beſtehen.

Danach hat betragen:

		Die Zahl der Sparbücher	die Sparſumme	der Durchſchnittsbetrag für ein Sparbuch
bei den gewöhnlichen Privatſparkaſſen:	1877	880022	574049818 Lire	652,31 Lire
	1885	1189167	954457808 „	802,62 „
bei den Kreditgenoſſenſchaften, Volksbanken und Darlehenskaſſen:	1877	120637	119549644 „	990,99 „
	1885	323108	288916610 „	894,18 „
bei den Poſtſparkaſſen:	1877	114291	6474916 „	56,65 „
	1885	1206101	176909187 „	146,68 „

Der Bericht fährt wörtlich fort:

„Dieſe Ergebniſſe ſind in mehr als einer Beziehung lehrreich. Sie zeigen zunächſt, wie die Poſtſparkaſſen die gedeihliche Entwickelung der Privatſparkaſſen in keiner Weiſe gehemmt haben, daß bei den letzteren vielmehr ungeachtet der Einführung der Poſtſparkaſſen die Zahl der Sparer ſich vom Jahre 1877 von 1000659 mit 693599462 Lire, bis 1885 auf 1512275 mit 1243374418 Lire gehoben, und daß mithin die Zahl der Sparer einen Zuwachs von 511616 mit 549774956 Lire erhalten hat. Eine nähere Betrachtung der Durchſchnittsbeträge, welche bei den drei verſchiedenartigen Sparkaſſen auf je ein Sparbuch entfallen, läßt ferner erkennen, daß die Einrichtung der ſtaatlichen Poſtſparkaſſen eine ganz neue Klaſſe von Sparern herangezogen hat, nämlich kleine Leute aus dem Arbeiterſtande, wohl auch vom Lande und aus ſolchen Provinzialſtädten, welche über andere Spareinrichtungen nicht verfügen -- Leute, die groſchenweiſe ſparen, aber kaum ſparen würden, wenn ihnen nicht auf ihren gelegentlichen Poſtgängen die bequeme Gelegenheit geboten würde, ohne Zeitverluſt durch einen beſonderen Gang und ohne Erfüllung von Förmlichkeiten ihre Erſparniſſe an ſichern Ort niederzulegen, wozu noch die für hin und her ziehende Arbeiter ſchwer ins Gewicht fallende Leichtigkeit der Ueberweiſung der Sparbeträge von einer Poſtanſtalt nach der andern tritt.“

Aehnliche Erfahrungen ſind in anderen Ländern gemacht worden.

In Oeſterreich, wo die Poſtſparkaſſen im Jahre 1883 ins Leben getreten ſind, hat das Guthaben der Sparer bei den Privatſparkaſſen im Jahre 1882 826334557 Gulden, Ende 1887 1091201620 Gulden betragen; es entfielen daſelbſt

	auf ein Sparkaſſenbuch:	auf einen Einwohner:
im Jahre 1882	488 Gulden 80 Kr.	36 Gulden 77 Kr.
„ „ 1887	522 Gulden 18 Kr.	46 Gulden 54 Kr.

Das öſterreichiſche „Journal für Sparkaſſen“ bemerkte hierzu unter anderem:

„Jedenfalls war es nicht die Konkurrenz der Poſtſparkaſſen, welche die Errichtung neuer Sparkaſſen verhinderte; denn man kann nunmehr auf Grund der gemachten Erfahrungen wohl mit aller Beſtimmtheit behaupten, daß die Konkurrenz der Poſtſparkaſſe den Privatſparkaſſen gar nicht gefährlich iſt und wohl auch nie gefährlich werden wird, eine Wahrnehmung, welche um ſo erfreulicher iſt, als man vor der Errichtung der Poſtſparkaſſen das Gegenteil glaubte.“

In Frankreich, das ſeit 1882 Poſtſparkaſſen beſitzt, hat das Guthaben der Sparer bei den Privatſparkaſſen Ende 1885 2213 Millionen Frank, Ende 1888 2493 Millionen Frank betragen, alſo mehr 280 Millionen oder 12,7 Prozent.

In Niederland, wo Poſtſparkaſſen 1881 eingerichtet wurden, haben die Einzahlungen bei den Privat- ꝛc. Sparkaſſen im Jahre 1881 12565000 Gulden, im Jahre 1885 13845000 Gulden betragen; die Zahl der Sparer hat ſich von 1881 bis 1885 um 35828, und die Summe der Spareinlagen um 1280000 Gulden vermehrt.

Die ſchwediſchen Privatſparkaſſen hatten im Jahre 1883 891352 Sparer, 51687503 Kronen Spareinlagen (die Poſtſparkaſſen wurden daſelbſt 1884 eingeführt); Ende 1886 990476 Sparer, 56710251 Kronen Spareinlagen; d. h. mehr 99124 Sparer, 5022748 Kronen Spareinlagen.

Was den ferneren Einwand betrifft, daß durch Anſammlung der Poſtſpareinlagen bei einer Zentralverwaltung die Gelder in der Reichshauptſtadt zuſammenfließen und bleiben würden, ſtatt dem Kreditbedürfniſſe derjenigen Landesteile zu dienen, aus welchen ſie herrühren, ſo iſt derſelbe eigentlich ſchon durch den in dem deutſchen Poſtſparkaſſengeſetzentwurf vorgeſehenen, wohlüberlegten Anlageplan für das Sparkaſſenkapital erledigt. Es ſollten danach unter anderem den Landesregierungen auf deren Antrag Poſtſparkaſſengelder überwieſen werden, um dieſelben als Darlehen 1) gegen Beſtellung von Hypotheken oder Grundſchuldverſchreibungen auf inländiſche Grundſtücke, 2) an inländiſche kommunale Verbände oder andere Körperſchaften, insbeſondere zur Förderung allgemeiner Zwecke der Landeskultur, und 3) an ſolche Sparkaſſen inländiſcher Kommunalverbände weiter zu verleihen, welche unter ſtaatlicher Aufſicht ſtehen.

Wird gleichwohl eine weitergehende Gewähr dafür verlangt, daß die Anlegung der entbehrlichen Sparkaſſengelder gleichmäßig über alle Teile des Reiches erfolge, ſo werden ſich entſprechende Beſtimmungen unſchwer in das Geſetz aufnehmen laſſen. Beiſpielsweiſe könnten die Gelder ſtatt an die Landesregierungen den geldbedürftigen Kommunal- ꝛc. Verbänden unmittelbar nach dem Verhältniſſe der Spareinlagen überwieſen werden. Da indes die letzteren ſich mit dem vorhandenen Kreditbedürfniſſe nur in den ſeltenſten Fällen decken werden, ſo möchte es ſich empfehlen, die Sparkaſſenverwaltung nicht durch zu viele Einzelvorſchriften zu binden, ſondern ihr nur allgemein vorzuſchreiben, daß das Sparkaſſenkapital in erſter Linie zur Befriedigung des Realkreditbedürfniſſes und vorwiegend zu Darlehen auf ländlichen Grundbeſitz zu verwenden iſt. Durch dieſe Maßnahme kann gleichzeitig einem anderen dringenden Bedürfniſſe: nämlich den Kleingrundbeſitzern Geld zu Bedingungen zu gewähren, welche über den landesüblichen Zinsfuß nicht hinausgehen und welche die Abtragung der Schuld thunlichſt begünſtigen, genügt werden. Dem Kleingrundbeſitzer ſtehen viel weniger öffentliche und private Kreditquellen offen, als dem Großgrundbeſitzer und es iſt notwendig, der Ausbeutung und Uebervorteilung entgegenzuwirken, in welche die wirtſchaftlich ſchwächeren Klaſſen der Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, bei Geld- und Kreditgeſchäften vielfach verfallen. Soweit es zu derartigen Kapitalanlagen im eigenen Regierungsbezirke und demnächſt in anderen Landesteilen an ſicheren Gelegenheiten fehlt, würden die Sparkaſſengelder in Schuldverſchreibungen des Reichs und der Bundesſtaaten, ferner in Schuldverſchreibungen deutſcher Gemeindekorporationen, ſowie in Pfandbriefen landſchaftlicher oder kommunaler Bodenkreditinſtitute, und endlich — um bei Kriſen, die das Reich betreffen könnten, anderweit Mittel zur Verfügung zu haben — zum Teil auch in ausländiſchen auf Gold lautenden Staatspapieren anzulegen ſein. Unter dieſen Bedingungen würde das Sparkaſſenkapital, ſoweit erforderlich, in erſter Linie dem Kreditbedürfniſſe der eigenen Provinz erhalten bleiben und erſt in zweiter Linie demjenigen anderer Provinzen und weiterer Kreiſe ꝛc. zu gute kommen.

Die Kreditgewährung, wie überhaupt die geſamte Sparkaſſenverwaltung muß, um jeden unnötigen Zeit- und Koſtenaufwand fernzuhalten, in thunlichſt einfachen Formen ſtattfinden. In dieſer Beziehung würde ſich vielleicht eine Abweichung von dem deutſchen Poſtſparkaſſengeſetzentwurf, welcher neben der Zentralpoſtbehörde auch die Regierungsbehörden und die Verwaltung des Reichsinvalidenfonds zu den Kapitalanlagen in Anſpruch nahm, in der Weiſe empfehlen, daß die ganze Sparkaſſenverwaltung einfach in die Hand der oberſten Poſtbehörde gelegt wird. Dieſelbe beſitzt in ihrer organiſchen Gliederung (dem Reichspoſtamt in Berlin und den Oberpoſtdirektionen nebſt Oberpoſtkaſſen in den Regierungsbezirks-Hauptorten, ſowie den Poſtanſtalten) allerorts ausreichende Mittel dazu. Auch an Erfahrungen auf dieſem Gebiete wird es ihr nicht fehlen, da ſie ſchon ſeit langer Zeit die mehr als 20 Millionen betragenden Fonds der Poſt-Spar- und Vorſchußvereine, welche der Generalpoſtmeiſter Dr. v. Stephan im Jahre 1872 für die Angehörigen ſeiner Verwaltung geſchaffen hat, im allgemeinen nach den für Sparkaſſengelder in Betracht kommenden Grundſätzen in erfolgreicher und muſtergültiger Weiſe verwaltet.

Das letzte Bedenken, welches gegen die Poſtſparkaſſeneinrichtung angeführt werden könnte: daß in kriegeriſchen Zeiten, wo der Staatskredit ohnehin beſonders in Anſpruch genommen wird, ein zu großer Andrang bezüglich der Rückzahlungen zu befürchten ſei, iſt völlig hinfällig. Nach der Statistique internationale des caisses d'épargne des Dr. Luigi Bodio iſt weder bei den Kriegsereigniſſen im Jahre 1866, noch im Jahre 1870 ein weſentlicher Rückgang im Geſamtguthaben der Sparkaſſen eingetreten; der Einfluß des Kriegs hatte ſich nur darin gezeigt, daß die Vermehrung der Einlagen während der Kriegszeit eine geringere geweſen iſt. In Berlin wurden 1866 von der Sparkaſſe 567113 Thaler ein- und 939463 Thaler ausgezahlt. Im Jahre 1870 betrugen die Einzahlungen 721020 Thaler und die Auszahlungen 780386 Thaler. In Frankfurt a. M. waren ungeachtet der für die Stadt ungünſtigen Kriegsereigniſſe im Jahre 1866 die Auszahlungen der Sparkaſſe nur um 9 Prozent größer als die Einzahlungen und in Wien wurden in jenem Jahre ſogar 2 Millionen Gulden mehr eingelegt als ausgezahlt. Auch bei der Pariſer Sparkaſſe iſt während der Belagerung 1870/71 der Andrang zu Auszahlungen nicht beſonders groß geweſen; im Gegenteil, es wurden täglich noch 20--25000 Frank Spareinlagen gemacht und 413 neue Sparkontis eröffnet.

Wenn ſchon die gewöhnlichen Sparkaſſen derartige Kriſen unſchwer überwunden haben, um wie viel mehr würde dies von einem großen Reichsinſtitut, wie die Poſt, zu erwarten ſein! Dazu kommt, daß derjenige Teil des Publikums, welcher ſich der Poſtſparkaſſen vorzugsweiſe zu bedienen pflegt, nämlich Arbeiter und Dienſtboten, viel eher geneigt iſt, die Gelder in kritiſchen Zeiten ſtehen zu laſſen, als die Beſitzer größerer Spareinlagen. Wie man nun auch über die Einzelheiten in Bezug auf Organiſation und Verwaltung der Poſtſparkaſſen, einſchließlich des Meiſtbetrags der Einlagen, Zinsfuß ꝛc. denken mag: ſo viel ſteht feſt, daß die Einrichtung ein wichtiges Glied in der Kette der zur Hebung des Wohls der arbeitenden Klaſſen beſtimmten Maßnahmen bildet, und daß deshalb ihre Einführung im Deutſchen Reiche nicht länger verſchoben werden darf.

Die Poſtſparkaſſe würde durch die jedermann leicht zugängliche Gelegenheit zur Anſammlung kleiner Erſparniſſe eine empfindliche Lücke ausfüllen. Indem ſie nicht bloß kleine Erſparniſſe anſammelt und verzinſt, ſondern auch mit den geſammelten Beträgen den Bedürfniſſen des Realkredits zu Hilfe kommt, würde ſie unter den minder bemittelten Klaſſen der Bevölkerung ein unmittelbares Intereſſe an der beſtehenden Staatsordnung erwecken, hierdurch zur Bekämpfung der ſozialdemokratiſchen Beſtrebungen durch poſitive Maßregeln beitragen und zugleich die wirtſchaftlich ſchwächeren Teile des Landes, namentlich die vorwiegend Landwirtſchaft treibenden Provinzen kräftigen. Und je mehr die Erkenntnis von der Bedeutung des Sparens gefördert, je mehr die Gelegenheit zur Bethätigung dieſer wirtſchaftlichen Tugend geboten wird, auf deſto ſicherer Grundlage ruht das Staatsweſen. Der Mann, der ſeinen Verhältniſſen angemeſſen für die Sicherheit ſeiner und ſeiner Angehörigen Exiſtenz durch Spareinlagen und ſonſtige, die ehrliche Erlangung eines gewiſſen Beſitzſtandes bezweckende Maßnahmen ſorgt, darf unſtreitig zu den ſtaatserhaltenden Elementen gezählt werden.

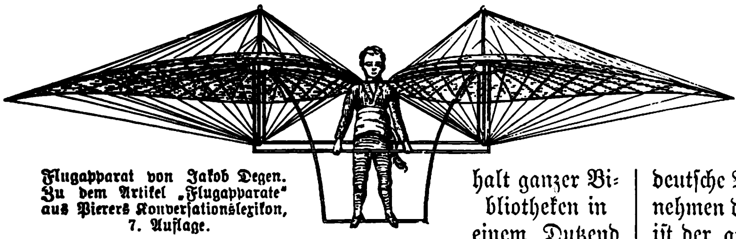
Es iſt nicht bloß Zufall, daß unter den in den Julitagen des Jahres 1848 nach Auflöſung der Nationalwerkſtätten in Paris gefangenen und gefallenen zahlreichen Arbeitern kein einziger ſich im Beſitze eines Sparkaſſenbuchs befand! Arbeitſame und ſparſame Arbeiter können ſich der Einſicht nicht verſchließen, daß das Wohl des Staatsweſens dadurch nicht gefördert wird, daß man es zerſtört.

Der im Beſitz eines Poſtſparbuchs befindliche Arbeiter würde bei jeder Poſtanſtalt Einzahlungen machen können, er würde alſo, ohne den ſonſt mit der Uebertragung der Einlagen auf eine andere Sparkaſſe verbundenen Weiterungen und Zinsverluſten ausgeſetzt zu ſein, nach beendigter Arbeit in der Nähe ſeiner Arbeitsſtelle Gelegenheit finden, den entbehrlichen Teil ſeines Verdienſtes anzulegen, bevor die Verſuchung zu anderweitigem Verbrauch an ihn herantritt. Ebenſo könnten auf das Poſtſparbuch bei jeder inländiſchen Poſtanſtalt Rückzahlungen verlangt und geleiſtet werden. Auch der entfernt von der Heimat lebende Arbeiter bliebe hierdurch überall für das Sparen im Vaterlande heimiſch und könnte überall fortfahren, die Grundlagen für Fleiß, Ordnung und Sittlichkeit zu befeſtigen und durch ſein Sparkaſſenbuch Beweiſe für Geſinnung und Thätigkeit erbringen, welche zuverläſſiger ſind, als die von anderer Seite empfohlenen Arbeitsbücher. Wir ſchließen mit dem bemerkenswerten Reſumé des Berichts, welchen der vor einigen Jahren zum Studium des Sparkaſſenweſens nach Deutſchland entſendete italieniſche Gelehrte Dr. Codazzi-Piſanelli ſeiner Regierung erſtattete: „Das Land, welches in der langen und glorreichen Geſchichte der für die unteren Klaſſen geübten Fürſorge den Ruhm zu verzeichnen hat, zuerſt der Sparkaſſe das Leben gegeben zu haben, hat noch nicht die Poſtſparkaſſen angenommen, welche ſich in Europa, Amerika und Aſien als die bequemſte und wirkſamſte Form des Sparſyſtems ausgedehnt haben. Warum hat der Staat, welcher allen anderen auf dem Wege ſozialer Reformen, die nach vielen dazu beſtimmt ſind, die Grundlagen der Geſellſchaft und der Volkswirtſchaft zu ändern, jene Einrichtung ſich noch nicht angeeignet, von der ein liberaler Volkswirt geſagt hat, ſie ſei die einzige, welche proſperiert habe unter allen Einrichtungen, welche der Staat zu Gunſten der unteren Klaſſen ſchaffen will?"

Möge das deutſche Volk dieſe Mahnung beherzigen und durch ſeine Vertreter beim Reichstage nachdrücklich auf alsbaldige Wiedereinbringung des Poſtſparkaſſengeſetzes dringen, damit das thatkräftige Eingreifen unſeres hochherzigen Kaiſers zur Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Klaſſen auch auf dem Gebiete des Sparweſens die gebührende Unterſtützung und Ergänzung finde!

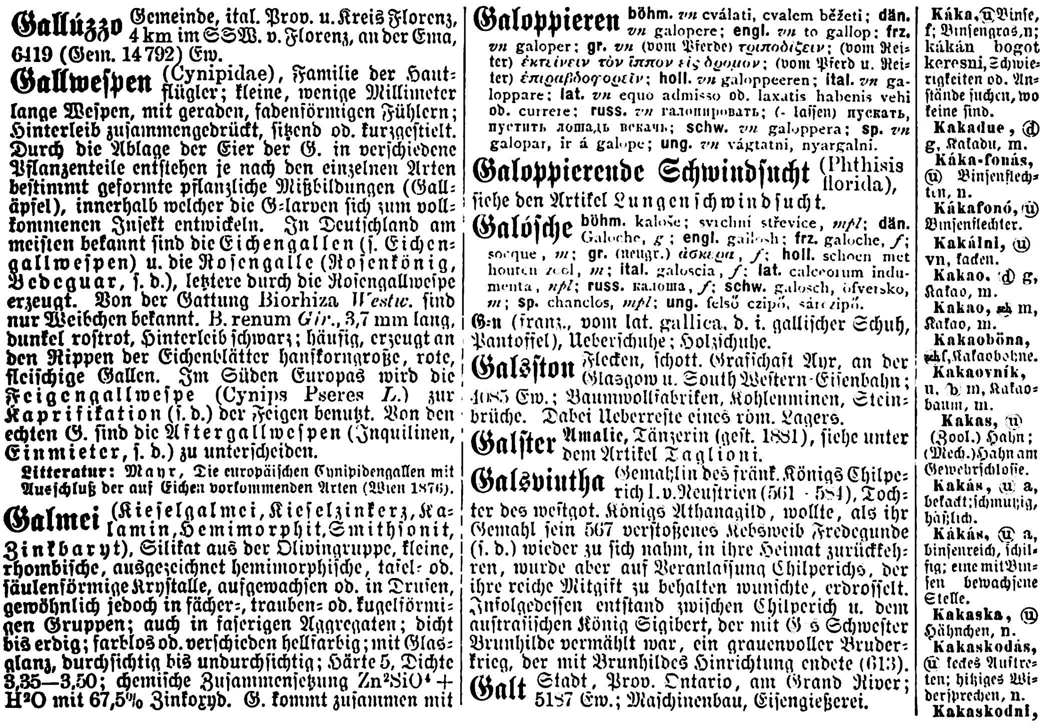
Ein Unentbehrlicher.

Das Konverſationslexikon iſt heute eine Macht geworden wie die Bildung ſelbſt, ohne welche man im Kampfe um das Daſein weit dahinten bleibt. Die Konverſationslexika haben heute eine Stufe der Vollendung erreicht, daß ſie große reichhaltige Bibliotheken erſetzen, denn ſie bringen den Inhalt ganzer Bibliotheken in einem Dutzend von Bänden etwa und ſie gewähren noch mehr — ſie machen Tauſende von Einzelſchriften, namentlich Biographien entbehrlich. Der weſentlichſte Vorzug eines guten Konverſationslexikons bleibt aber immer die Gemeinverſtändlichkeit. In einem derartigen Werke ſoll durch einen kurzen knappgefaßten Artikel der Nachſchlagende ſofort Einſicht bekommen in Künſte, Wiſſenſchaften, in Leben und Technik; es darf kein Gebiet menſchlicher Kenntnis ausgeſchloſſen ſein, keine Errungenſchaft der ſeit Jahrtauſenden aufgeſpeicherten Kultur übergangen werden, und zwar der Kultur nach der idealen Seite hin wie nach der praktiſchen Richtung, den Gewerben und Hilfsmitteln des materiellen Lebens. Ein ſolches Werk iſt eine Schatzkammer, in welcher eine ungeheure Summe von Wiſſen, von Erfahrungen, Erfindungen, Geſchehniſſen jeder Art niedergelegt iſt — es ſtellt, ſozuſagen, in komprimierter Form dar, was von der Geiſtesarbeit, dem Streben und Ringen der Menſchheit nach Erkenntnis und materieller Beſſergeſtaltung des Lebens, ſich einſt bewährt hat, noch weiter wirkt und in hunderttauſend Verzweigungen des Lebens unſerer Tage noch in raſtlos ſchaffender Thätigkeit iſt.



Flugapparat von Jakob Degen. Zu dem Artikel „Flugapparate“ aus Pierers Konverſationslexikon, 7. Auflage.

Daher iſt ein gutes Konverſationslexikon für die Familie, für alle Stände, für alle Berufsarten, auch für die Gelehrten eine Art Grundbeſitz, auf dem ein hunderttauſendfältiges Wiſſen ruht, ein Rieſenſpeicher mit Hunderten von Thüren, die man nur zu öffnen braucht, um in wenige Worte oft zuſammengedrängt zu erfahren, woran jahrzehntelang der emſigſte Fleiß, mit dem eindringendſten Wiſſen verbunden, geſammelt. Es gibt manche deutſche Werke dieſer Gattung und auch gute. Einem Unternehmen dieſer Art gebührt jedoch unſtreitig der Preis und das iſt der aus dem alten Pierer entſtandene neue Pierer — Pierers Konverſationslexikon, ſiebente Auflage, herausgegeben von Joſeph Kürſchner, mit Univerſalſprachenlexikon nach Profeſſor Joſeph Kürſchners Syſtem (Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart). Dieſes Werk hat ſich ſchon deswegen die Palme errungen, weil es das vollſtändigſte Konverſationslexikon der Welt iſt, denn dieſes großartige, genial erdachte Unternehmen vereinigt mit den Vorzügen des reichhaltigſten, gründlichſten, beſten Konverſationslexikons, das völlig auf der Höhe der Gegenwart ſteht und in jeder Richtung dahin viſiert iſt — ein Sprachenlexikon in zwölf Sprachen, in zehn lebenden und zwei toten — die klaſſiſchen, griechiſch und lateiniſch, ſind die letzteren, u. böhmiſch, däniſch, engliſch, franzöſiſch, holländiſch, italieniſch, norwegiſch, ſchwediſch, ſpaniſch und ungariſch die wichtigſten lebenden, deren Gebrauch in dem ausgereiften Weltverkehr unſerer Tage nötig geworden. Zwölf Wörterbücher erſetzt alſo dieſer Pierer noch neben allem Uebrigen. Klar, überſichtlich und einfach iſt das Syſtem und mit leichter Mühe jedes Wort in jeder dieſer Sprachen zu finden. Eine kühne That des deutſchen Buchhandels, ein Unternehmen, das dem deutſchen Fleiße, der



Gallúzzo Gemeinde, ital. Prov. u. Kreis Florenz, 4 km im SSW. v. Florenz, an der Ema, 6419 (Gem. 14792) Ew.

Gallweſpen (Cynipidae), Familie der Hautflügler; kleine, wenige Millimeter lange Weſpen, mit geraden, fadenförmigen Fühlern; Hinterleib zuſammengedrückt, ſitzend od. kurzgeſtielt. Durch die Ablage der Eier der G. in verſchiedene Pflanzenteile entſtehen je nach den einzelnen Arten beſtimmt geformte pflanzliche Mißbildungen (Galläpfel), innerhalb welcher die G-larven ſich zum vollkommenen Inſekt entwickeln. In Deutſchland am meiſten bekannt ſind die Eichengallen (ſ. Eichengallweſpen) u. die Roſengalle (Roſenkönig, Bedeguar, ſ. d.), letztere durch die Roſengallweſpe erzeugt. Von der Gattung Biorhiza *Westw.* ſind nur Weibchen bekannt. B. renum *Gir.*, 3,7 mm lang, dunkel roſtrot, Hinterleib ſchwarz; häufig, erzeugt an den Rippen der Eichenblätter hanfkorngroße, rote, fleiſchige Gallen. Im Süden Europas wird die Feigengallweſpe (Cynips Pseres *L.*) zur Kaprifikation (ſ. d.) der Feigen benutzt. Von den echten G. ſind die Aftergallweſpen (Inquilinen, Einmieter, ſ. d.) zu unterſcheiden.

Litteratur: Mayr, Die europäiſchen Cynipidengallen mit Ausſchluß der auf Eichen vorkommenden Arten (Wien 1876).

Galmei (Kieſelgalmei, Kieſelzinkerz, Kalamin, Hemimorphit, Smithſonit, Zinkbaryt), Silikat aus der Olivingruppe, kleine, rhombiſche, ausgezeichnet hemimorphiſche, tafel- od. ſäulenförmige Kryſtalle, aufgewachſen od. in Druſen, gewöhnlich jedoch in fächer-, trauben- od. kugelförmigen Gruppen; auch in faſerigen Aggregaten; dicht bis erdig; farblos od. verſchieden hellfarbig; mit Glasglanz, durchſichtig bis undurchſichtig; Härte 5, Dichte 3,35—3,50; chemiſche Zuſammenſetzung $Zn^2SiO^4 + H^2O$ mit 67,5% Zinkoxyd. G. kommt zuſammen mit

Galoppieren **böhm.** *vn* cválati, cvalem běžeti; **dän.** *vn* galopere; **engl.** *vn* to gallop; **frz.** *vn* galoper; **gr.** *vn* (vom Pferde) *τριποδίζειν*; (vom Reiter) *ἐκτείνειν τὸν ἵππον εἰς δρόμον*; (vom Pferd u. Reiter) *ἐπιραβδοφορεῖν*; **holl.** *vn* galoppeeren; **ital.** *vn* galoppare; **lat.** *vn* equo admisso od. laxatis habenis vehi od. currere; **russ.** *vn* галопировать; (- laſſen) пускать, пустить лошадь вскачь; **schw.** *vn* galoppera; **sp.** *vn* galopar, ir á galope; **ung.** *vn* vágtatni, nyargalni.

Galoppierende Schwindſucht (Phthisis florida), ſiehe den Artikel Lungenſchwindſucht.

Galóſche **böhm.** kaloše; svrchní střevice, *mpl*; **dän.** Galoche, *g*; **engl.** galosh; **frz.** galoche, *f*; socque, *m*; **gr.** (neugr.) *ἀσκέρα*, *f*; **holl.** schoen met houten zool, *m*; **ital.** galoscia, *f*; **lat.** calceorum indumenta, *npl*; **russ.** калоша, *f*; **schw.** galosch, öfversko, *m*; **sp.** chanclos, *mpl*; **ung.** felső czipő, sárczipő.
G-n (franz., vom lat. gallica, d. i. galliſcher Schuh, Pantoffel), Ueberſchuhe; Holzſchuhe.

Galsſton Flecken, ſchott. Grafſchaft Ayr, an der Glasgow u. South Weſtern-Eiſenbahn; 4085 Ew.; Baumwollfabriken, Kohlenminen, Steinbrüche. Dabei Ueberreſte eines röm. Lagers.

Galſter Amalie, Tänzerin (geſt. 1881), ſiehe unter dem Artikel Taglioni.

Galsvintha (Gemahlin des fränk. Königs Chilperich I. v. Neuſtrien (561 - 584), Tochter des weſtgot. Königs Athanagild, wollte, als ihr Gemahl ſein 567 verſtoßenes Kebsweib Fredegunde (ſ. d.) wieder zu ſich nahm, in ihre Heimat zurückkehren, wurde aber auf Veranlaſſung Chilperichs, der ihre reiche Mitgift zu behalten wünſchte, erdroſſelt. Infolgedeſſen entſtand zwiſchen Chilperich u. dem auſtraſiſchen König Sigibert, der mit G's Schweſter Brunhilde vermählt war, ein grauenvoller Bruderkrieg, der mit Brunhildes Hinrichtung endete (613).

Galt Stadt, Prov. Ontario, am Grand River; 5187 Ew.; Maſchinenbau, Eiſengießerei.

Káka, ⓤ Binſe, f; Binſengras, n; kákán bogot keresni, Schwierigkeiten od. Anſtände ſuchen, wo keine ſind.

Kakadue, ⓓ g, Kakadu, m.

Káka-fonás, ⓤ Binſenflechten, n.

Kákafonó, ⓤ Binſenflechter.

Kakálni, ⓤ vn, kacken.

Kakao, ⓓ g, Kakao, m.

Kakao, (sch) m, Kakao, m.

Kakaoböna, (sch) f, Kakaobohne.

Kakaovník, u. ⓑ m, Kakaobaum, m.

Kakas, ⓤ (Zool.) Hahn; (Mech.) Hahn am Gewehrſchloſſe.

Kakás, ⓤ a, bekackt; ſchmutzig, häßlich.

Kákás, ⓤ a, binſenreich, ſchilfig; eine mit Binſen bewachſene Stelle.

Kakaska, ⓤ Hähnchen, n.

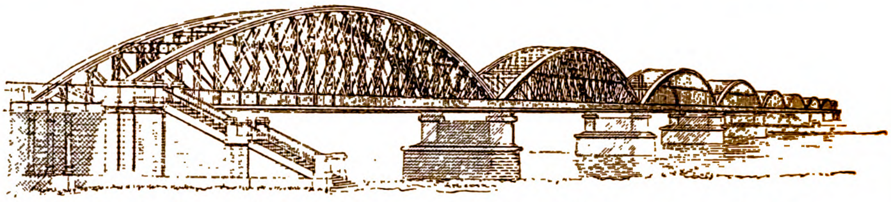
Kakaskodás, ⓤ keckes Auftreten; hitziges Widerſprechen, n.

Kakaskodni,

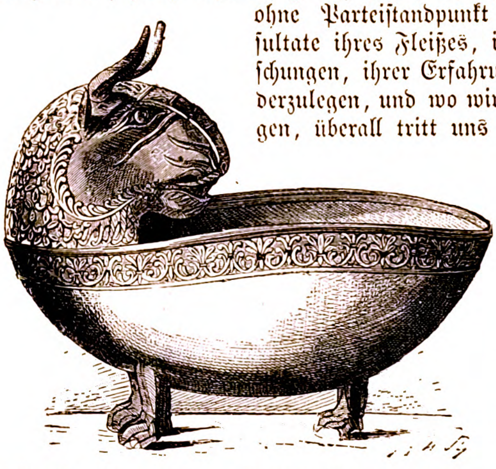
Eine halbe Seite aus Pierers Konverſationslexikon, 7. Auflage.

deutſchen Gründlichkeit, dem deutſchen Geiſte zur Ehre gereicht, iſt dieſer neue Pierer und der Erfolg ſtand ihm verdientermaßen zur Seite.

Bei ſeinem Erſcheinen ſogleich mit Freuden begrüßt, iſt dies Werk auf dem beſten Wege, Gemeingut der deutſchen Familie, ein weſentliches Beſitztum jeder guten Haushaltung zu werden. Das wäre nicht geſchehen, wenn dieſer neue Pierer nicht einem Bedürfnis entſprochen und nicht ſeine großen Vorzüge beſeſſen hätte; denn was ſeinen Wert nicht in ſich trägt, wird trotz aller Kunſtmittel der Anpreiſung auch nicht beſtehen. — Was war der alte Pierer, einſt ein vortreffliches, auf der Höhe der Zeit ſtehendes Werk, für ein einfaches, kleines, dürftiges Buch und welch eine koloſſale Reichhaltigkeit, welch einen großen Stil zeigt dieſe Neugeſtaltung! — Da finden wir mehr als zweihundert Mitarbeiter, lauter Namen von gutem Klange, viele davon Autoritäten erſten Ranges in ihrem Fache, unter Leitung des bewährten Herausgebers ſichtlich beſtrebt, gewiſſenhaft, erſchöpfend und ohne Parteiſtandpunkt die Reſultate ihres Fleißes, ihrer Forſchungen, ihrer Erfahrungen niederzulegen, und wo wir aufſchlagen, überall tritt uns die ernſte Wiſſenſchaftlichkeit und der gewaltige Reichtum an ſorgfältig geſichtetem und geordnetem, thatſächlichem, vortrefflich, klar und eindrucksvoll bearbeitetem Material entgegen. Die techniſche Ausſtattung des Werkes iſt reich, elegant, echt, gediegen. Es bildet ein Schmuckſtück, wo nur immer es aufgeſtellt wird. — Der Verlag hat bei dieſem großen Unternehmen nichts geſpart, das Papier iſt holzfrei, weiß und ſchön, der Druck groß, ſcharf und deutlich, eine Fülle farbiger und ſchwarzer illuſtrativer Extrabeilagen (320 Seiten Bildertafeln, 74 Seiten Karten) treten dem Text veranſchaulichend zur Seite, und was ja von größter Wichtigkeit für die Anſchaffung von Familien iſt, der Preis für die Erwerbung dieſes Werkes iſt ſo niedrig geſtellt, daß ſich der kaufmänniſche Erfolg das Unternehmens nur auf die große Verbreitung und Beliebtheit dieſes Konverſationslexikons, auf die überaus lebhafte Teilnahme, die das Publikum für dieſes Unternehmen an den Tag legt, gründet, denn der Kreis der Abnehmer dieſes Werkes in allen Ständen und in allen Gauen des deutſchen Landes, ja ſogar weit über die Grenzen unſeres Vaterlandes, iſt ein ganz gewaltiger.



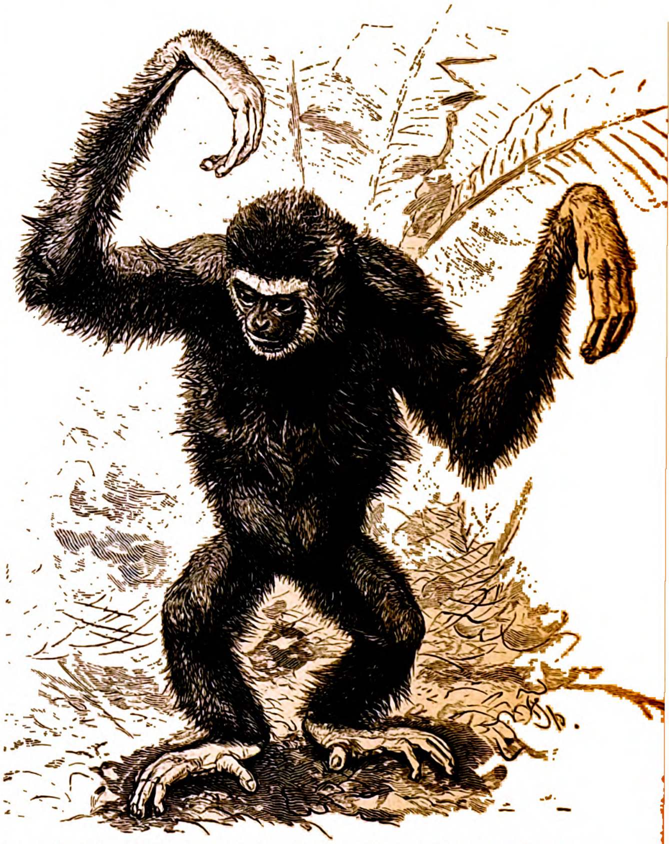
Donaubrücke bei Wien (1873 erbaut). Zu dem Artikel „Brücken“, Tafel I, aus Pierers Konverſationslexikon, 7. Auflage.



Goldgefäß aus dem Funde von Groß-St. Miklos. Aus dem Artikel „Goldſchmiedekunſt“, Tafel I, aus Pierers Konverſationslexikon, 7. Auflage.

Daß ein ſo groß angelegtes Werk nicht, wie einſt die Minerva dem Haupt des Zeus entſprang, ſogleich fix und fertig aus der ſehr komplizierten Werkſtatt hervorgeht und dem Publikum als ein abgeſchloſſenes Ganzes von der Verlagsanſtalt angeboten werden kann, liegt auf der Hand. Das „novum praematur in annum“ gilt wie für alle guten Bücher, ſo insbeſondere auch für Konverſationslexika, zumal wenn ſie ſich eine ſolche Aufgabe ſtellen, wie dieſer Pierer. Aber ganz abgeſehen davon, daß ſich das Werk ſelbſt noch im fortſchreitenden Entſtehen erweitert, vertieft und verbeſſert, hat die Ausgabe in Lieferungen für die Mehrzahl der Käufer einen entſchiedenen Vorzug, den wir hier nicht näher zu begründen brauchen. Immerhin iſt es überraſchend, welche Fortſchritte das Unternehmen in verhältnismäßig kurzer Zeit gemacht hat, ſo daß der Zeitpunkt des Abſchluſſes dieſes großen Werkes ſicherlich nicht lange auf ſich warten laſſen wird.

Erſchienen ſind jetzt von dieſem merkwürdigen Werk ſechs große Bände, gerade die Hälfte des Werkes. Man kann auch dieſen neuen Pierer, der in 230 Lieferungen abgeſchloſſen ſein wird, in 24 Halbbänden à Mark 3,25 oder in 12 Halbfranzbänden à Mark 8,50 beziehen. Als Feſtgeſchenk, ſpeziell als Weihnachtsgabe, dürfte dieſes Konverſationslexikon eine Spende erſten Ranges ſein. P. G.



Der weißhändige Gibbon (Lar, Hylobates Lar *Kuhl.*). Zu dem Artikel „Affen“, Tafel II, aus Pierers Konverſationslexikon, 7. Auflage.

Schluß der Saiſon.

Von

Carl Hecker.

Es war eine glänzende Saiſon in dem kleinen Luftkurort im Gebirg und ich habe ſie mitgemacht von Anfang bis zum Ende.

Im wunderſchönen Monat Mai war's, als ich mich nach mehrſtündiger Eiſenbahnfahrt in den Poſtwagen ſetzte. Ich und noch ein Herr, wir waren die einzigen Paſſagiere, und hätten wir uns nicht krampfhaft an die Sitzlehnen geklammert, ſo wären wir uns gleich beim Beginn der Fahrt und ſpäter noch zu verſchiedenen Malen in die Arme gefallen. Es war ja Mai!

Der Poſtillon blies ſo ſchauerlich ſchön:

„Das Schiff ſtreicht durch die Wellen, Fridolin!
Vom Land die Segel ſchwellen, Fridolin! —
Haſt mich wie ein Bruder beſchützet,
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir beide haben niemals gebebt"

und dann fing er die Melodie oder vielmehr die vereinigten Melodien von vorne an, ſo lange, bis ihm mein Fahrtgenoſſe — ich ſelbſt rauche nicht — ein paar Zigarren ſchenkte.

Wenn der Biedere übrigens ſeinen Wagen für ein Schiff hielt, ſo mußte die Poſtſtraße eine ſturmgepeitſchte See darſtellen, denn wir beide bebten nicht nur, wir ſchwankten, und nicht beſſer erging es unſeren Koffern und Hutſchachteln. Die Segel aber, ſofern darunter die beiden Poſtgäule verſtanden ſein ſollten, entbehrten der Schwellung ganz und gar.

Ueber die Zigarren will ich mir als Nichtſachverſtändiger kein Urteil anmaßen, doch ſchien mir's, als ſei ihr Rauch den Tönen, die der Mann auf dem Bock vorher von ſich geblaſen hatte, kaum vorzuziehen.

Aber es war Mai!

Der Poſtwagen war, wie die meiſten neueren Strafanſtalten, nach dem Zellenſyſtem eingerichtet; mein Fahrtgenoſſe ſaß in Zelle Nummer 1, ich hatte die Nummer 2 inne, und ſoweit es ſich mit der Bewegung des rollenden Schiffes vertrug, unterhielten wir uns vortrefflich. Er war ein feiner Herr in tadelloſer dunkler Kleidung und gewiß ſehr vielſeitig gebildet, ſeiner Mundart nach ein Wiener. Den Kurort beſuchte er zum erſtenmal, und da konnte ich ihm manchen wertvollen Aufſchluß über Land und Leute geben.

Unſere Ankunft erregte das höchſte Aufſehen unter Gänſen, Hühnern und Enten, die mein neuer Freund — es war Mai, gemeinſam überſtandenes Leiden verknüpft raſch und die Fahrt hatte drei Stunden gedauert — mit Kennerblick muſterte, während ſie entſetzt mit lautem Geſchrei vor ihm flohen. Geringeres Wohlgefallen ſchienen ihm die Menſchen, große und kleine, zu erwecken, die ſich in ſtummer Andacht um uns ſcharten, und auch ihre Wohnungen, obwohl großenteils als Villen bezeichnet, machten nur einen ſehr mäßigen Eindruck auf ihn. Ich mußte ihm wiederholt beteuern, daß der Ort eine Stadt ſei, zu welchem Rang er vor wenigen Jahren erhoben worden. Der Herr Stadtvorſtand, dem dieſe Rangerhöhung in erſter Linie zu danken war, empfing uns denn auch am Poſtamt, das er, nebſt vielen anderen Aemtern, verwaltete, mit einer Anſprache, die den Exparlamentarier deutlich erkennen und den Volksbeſchluß, der ihn erſt kürzlich ſeines Mandats beraubt hatte, ganz unbegreiflich erſcheinen ließ. Ich drückte ihm mein Bedauern über dieſen fatalen Beſchluß aus, er lächelte wehmütig wie ein Märtyrer.

Er bot uns ſofort Wohnungen unter ſeinem Dache an, allein mein Freund ſtieg natürlich in der vornehmſten und teuerſten Penſion ab und ich mietete mich privatim in einer beſcheidenen Villa ein.

Das erſte, was mir oblag, war, daß ich meine nicht mehr wegzuleugnende Anweſenheit in dem Kurort ſchriftlich zu beſcheinigen hatte. Hierauf empfing ich den Beſuch verſchiedener Aerzte, die ſich nach meinem Befinden erkundigten und über deſſen Vortrefflichkeit ſchwer zu beruhigen waren, und ſchließlich meldete ſich der Ortsſchneider mit der Anfrage, um welche Stunde ich von ihm raſiert zu ſein wünſche.

In den Gaſthöfen ſah es noch öde aus, Küche und Keller ließen noch manches zu wünſchen übrig, die Wirtsleute bedienten ſelbſt und waren von erdrückender Höflichkeit; im Leſezimmer fand ich ſämtliche Journale vom Vorjahr.

Aber es war ja Mai, und was für ein Mai! Ueber der Natur lag noch der erſte, verklärende Schimmer der Jugend. Wochen vergingen, bis ich auf all den ſchönen, mir von früherem Beſuch liebgewordenen Punkten der Umgegend herumgeſtiegen war. Dann aber regte ſich der Trieb nach Menſchen in mir, den weder die Schönheit der Natur, noch die Weisheit der vorjährigen Journale, noch die Höflichkeit der Wirte ganz zu erſticken vermocht hatte.

Unter den Honoratioren der Stadt hatte die jüngſte Landtagswahl einen im Keim längſt vorhandenen Konflikt zu jähem Ausbruch gebracht, der den Verkehr mit ihnen, ohne daß man ſelbſt Partei nahm, unmöglich machte. Meinem Freund und Fahrtgenoſſen war ich ſeit unſerer Ankunft nicht wieder begegnet. War er, der Verwöhnte, vielleicht ſchon wieder abgereiſt? —

So blieb mir nichts übrig, als auf der Straße herumzulungern und den Poſtwägen aufzulauern. Ach, wie oft noch ſtrich das Schiff durch die Wellen, ohne daß ein Menſch drinſaß! Aber da, eines Tages, es war ſchon im Anfang des Juni, ſah ich ein paar mächtige Koffer auf dem Verdeck ſchwanken und auch im Innern rührte ſich etwas, und — es war eine Dame.

Eine Dame! Mein Herz jauchzte. Höflich öffnete ich ſelbſt den Wagenſchlag und half ihr heraus. Eine elegante Dame, vornehm, ſtattlich, nicht mehr in der erſten Jugend, aber — unter ſolchen Umſtänden — doch ſehr annehmbar. Nur ließ ſie natürlich leider ihre Koffer in dieſelbe vornehme Penſion tragen, wo ſchon mein Freund abgeſtiegen war, und ich ſah ſie zunächſt nicht wieder. Es war zum Verzweifeln. Schon überlegte ich, ob ich nicht meinen beſcheidenen Mitteln zum Trotz in dieſelbe Penſion überſiedeln ſollte, da traf ein neuer Gaſt ein, ein reizender junger Menſch mit kühn geſcheiteltem Lockenhaar. Ich empfing ihn, der mir gegenüber faſt noch ein Kind war, mit herzlichem Händedruck, wie einen alten Bekannten. Er war erſtaunt, aber freudig erſtaunt, als ich mich ihm vorſtellte.

Sofort zog er ſeine Karte, aber ehe ich noch die meinige dem Portefeuille entnommen hatte, ſagte er höflich: „Bitte, laſſen Sie's nur. Wir können das ſpäter abmachen, ich habe Eile. Schenken Sie mir recht bald die Ehre." Sprach's und entſchwand meinen Blicken.

Da ſtand ich mit ſeiner Karte in der Hand. Was war das für eine ſonderbare Karte, ſo groß und ganz vollbedruckt mit Titeln und Würden! Ich las, und was las ich? — „Heribert Meier, Herren- und Damenfriſeur, geprüfter Zahntechniker; Salon pour la coupe des cheveux; Feinſte Parfums; Ganze und Teilgebiſſe, künſtliche Haararbeiten jeder Art werden aufs beſte, pünktlichſte und diskreteſte beſorgt. Ueber die Saiſon hier in X."

Rings um den Rand aber, zum Abſchneiden beſtimmt, ſtanden die Zahlen 1 bis 12. Kein Zweifel, ich hielt eine Abonnementskarte in der Hand, die mich zu mindeſtens zwölf Sitzungen verpflichtete. Was würde der Ortsſchneider dazu ſagen, der mich täglich raſieren kam! Kopfhaare hatte ich nur mehr wenige und zwölf Zähne konnte ich mir doch auch nicht wohl ausziehen laſſen.

O Meier, du haſt mir den Glauben an alle übrigen Träger deines Namens ohne Rückſicht auf die Orthographie gründlich zerſtört, und ſie tauchten in der Folge ſo zahlreich in den Kurliſten auf.

Denn nunmehr begann ſich der Ort langſam, aber ſtetig zu füllen und es dauerte nicht mehr allzulang, da wurde ich mir mit Wehmut des Dichterwortes bewußt: „Was man in der Jugend ſich wünſcht, das hat man im Alter die Fülle.“

Die erſte Jugend des Jahres war vorüber und im Juli ergoß ſich eine Hochflut von Gäſten über den Kurort. Das Poſtſchiff konnte ſie gar nicht mehr alle bergen, in buntbewimpelten Jachten und Barken und Booten, worunter in dieſem Fall ſtolze Landauer und andere Fuhrwerke zu verſtehen ſind, kamen ſie angefahren, und nicht wenige kamen auch, den Torniſter auf dem Rücken, zu Fuß. Es kam eine Zeit, wo der kleine Ort übervoll war, wo ſich die leichtgezimmerten Balkone unter der Laſt ſchwerer Börſenmatadore und ihrer Ehehälften förmlich bogen, wo die neueſten Journale nicht nur auf dem Leſezimmer, ſondern auch überall in der freien Natur herumlagen, wo im Wald keine Bank mehr frei und an den Gaſthoftiſchen nur mit großer Mühe und Unterwürfigkeit noch ein Platz zu erringen war.

Ja, nun hatte ich die Fülle deſſen, wonach ich mich im Mai vergebens geſehnt. Die Hirſche, die ich im Wald vermißt hatte, begegneten mir nun ſcharenweiſe auf der Promenade, und hatte ich mich dort über die vielen getauften Ruhebänke geärgert, ſo ſah ich hier des Ungetauften ſo viel, daß mein erſter Aerger dahinſchwand. Die Höflichkeit der Wirte war, weit über mein Erwarten, in Grobheit umgeſchlagen, den Aerzten ſchien mein Befinden nicht das geringſte Intereſſe mehr einzuflößen, und Heribert Meier ſogar, deſſen unbenützte Karte ich noch immer in der Taſche herumtrug, hatte nur gleichgültige Blicke für mich. Der Stadtvorſtand aber behandelte mich mit kühler, gnädiger Herablaſſung, ſein Martyrtum hatte einen triumphalen Charakter angenommen.

Vergebens ſuchte ich in dem bunten Menſchengewühl meine erſten Bekannten, den Herrn und die Dame. Sie ſchienen verſchollen.

Und doch eines Abends, da mich der Mondſchein noch ſpät hinausgelockt hatte, glaubte ich, ſie zu erkennen. Auf der Bank am Waldſaum ſaß ein ſchäkerndes Pärchen, das ſich durch mein Näherkommen nicht im mindeſten ſtören ließ, ſondern nur kichernd die Köpfe abwandte. Sie waren beide in helle Farben, der Herr ſogar ganz, von den Stiefeln bis zur Kopfbedeckung herauf, wie dies in Seebädern Mode iſt, in Weiß gekleidet, aber die Stimmen klangen mir ſo bekannt. Die Diskretion verbot mir, mich des genaueren zu überzeugen, trotzdem blieb ein Stachel von Eiferſucht in meiner Seele zurück.

Und es kam der Auguſt, da hatte ich überreichlich Gelegenheit, die künftige Generation in ihren kindlichen Spielen zu beobachten, mich an dem hellen Klang ihrer Stimmen zu ergötzen. Gegen Ende dieſes Monats jedoch trat ein Umſchlag in der Witterung ein, der allen meinen Beobachtungen ein Ziel ſetzte; grauer Nebel ſenkte ſich ins Thal und der Regen floß in Strömen. Wenig half es, daß die Barometerverkäufer ihre Inſtrumente vergewaltigten, ſo daß der böſe Mann mit dem Regenſchirm ſtets im Dunkel blieb und nur das ſchön Wetter kündende Weibchen mit dem Blumenſtrauß zum Vorſchein kam, wenig, daß ich vor der holdſeligen Erſcheinung, ſo oft ich vorüberkam, den Hut zog. Auch die andern ließen ſich dadurch nicht lange täuſchen, denn als der Regen endlich verſiegt war und der Nebel ſich verzogen hatte, da ſah ich erſt die Lücken, die ſie geſchlagen. Die Hochflut der Gäſte war ſchon in ſtarkem Rückgang zur Ebbe begriffen.

Und nun trat plötzlich eine Abkühlung der Temperatur ein, daß man glauben konnte, die aus Holz geſchnitzten Gemſen und Renntiere kämen hier wirklich auch in natura vor und das von älteren Blumenmädchen in fremder Nationaltracht feilgebotene Edelweiß ſei auf den Felſen der Umgegend gewachſen und gepflückt.

„Und mählich verlor ſich dieſer und der“, wie es in Goethes Totentanz heißt, „und dieſe und jene, die ſah man nicht mehr“, wie ich frei dazu dichte und jeden Mittag und jeden Abend verminderte ſich das Häufchen derer, die vor Kälte zitternd um die Wirtstiſche ſaßen. Die Wirte wurden von Tag zu Tag höflicher, die Aerzte grüßten mich wieder mit beſorgten Mienen, Heribert Meier ſchickte mir ſeine Rechnung, und das Stadthaupt lächelte wieder ſchier ſo wehmütig wie bei meiner Ankunft. Das Schiff ſtrich durch die Wellen, die Privatjachten und Mietboote desgleichen, alle voll von abreiſenden Gäſten, aber auch dieſe Flotte ſchmolz allmählich zuſammen, bald war es nur noch das große Poſtſchiff, das, ſchlecht genug beſetzt, ſeinen regelmäßigen Kurs einhielt und alle die andern Fahrzeuge blieben unbenützt im Hafen. Ich ſah Heribert abreiſen, er winkte mir noch mit dem Taſchentuch und dann noch ein paar Aerzte und viel Dienſtperſonal.

Was aber war aus dem Herrn und der Dame geworden? — Vergebens umſtrich ich täglich die vornehme, teure Penſion, wo ſie abgeſtiegen waren. Sollten ſie bis zuletzt dort ausgehalten haben? — Ja, eines Morgens ſtand ein Landauer dort vor der Thüre, ich erkannte die mächtigen Koffer, und doch traute ich mich nicht heran, ich erwartete den Wagen etwas abſeits auf der Straße.

Und da kam er an mir auch richtig vorbeigerollt, im flotten Trab, ein ſtolzes Fuhrwerk. Im Fond ſaß die Dame, den Rembrandthut auf dem blonden Gelock, in der Hand ein Rieſenbouquet und auf dem Rückſitz der Herr, tadellos, dunkel gekleidet. Sie nickte und lächelte und winkte mir gnädig mit dem Rieſenſtrauß und der Herr zog höflich grüßend den Cylinder.

Nun wollte ich aber doch wiſſen, wer ſie waren, ſo lange hatte ich vergeblich unter den Komteſſen und Baroneſſen, Miniſtern und Geheimräten der Fremdenliſten herumgeraten. Gewißheit wollte ich haben. Schnurſtracks lief ich in die vornehme Penſion und fragte den Wirt, der mir ganz entzückt entgegenkam: „Wer waren die Herrſchaften, die da eben abgefahren ſind?“ —

„Herrſchaften?“ ſtutzte der, dann brach er in ein Gelächter aus. — „Das war mein Koch und meine Kellnerin.“

Oh! oh! daher alſo das weiße Gewand, in dem er jüngſt auf der Bank ſaß und ſie in der Schürze! Der Inſtinkt des unvernünftigen Federviehs hatte ſich alſo klüger erwieſen als mein geſchulter Verſtand? Das aber ſoll meine letzte Enttäuſchung geweſen ſein. Ich reiſe.

Das Wetter iſt wieder herrlich, es gemahnt mich an den Mai, die Höflichkeit der Wirte überſchreitet jedes vernünftige Maß, ihre Speiſen und Getränke laſſen ſehr zu wünſchen übrig, von den noch vorhandenen Aerzten habe ich demnächſt eine gewaltſame Behandlung zu beſorgen, der Stadtvorſtand nennt mich ſeinen lieben Freund und morgen läuft das Quartalabonnement für die Journale des Leſezimmers ab. Horch, dieſe Töne! Der Poſtillon bläſt:

„Das Schiff ſtreicht durch die Wellen, Fridolin!“

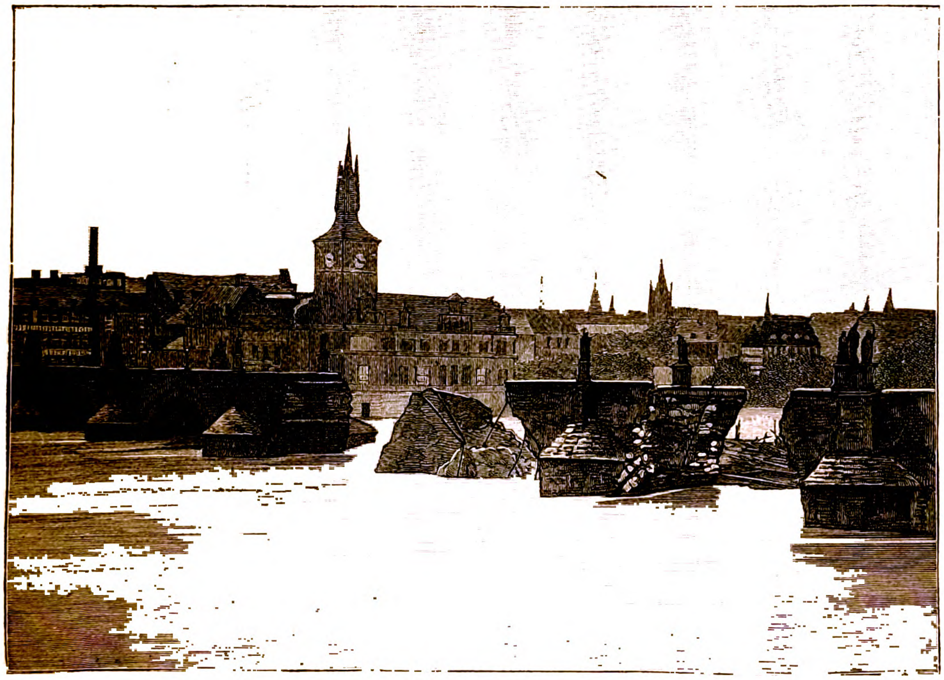
Es iſt alles wie im Mai. Herbſt und Frühling, Kindheit und Greiſenalter, Anfang und Ende, wie ähnlich ſind ſie ſich doch! Ich reiſe, aber „doch ſag ich’s noch einmal“: Es war eine glänzende Saiſon!

Der Sammler.

Die Ueberſchwemmung in Prag.

Dringende Arbeiten veranlaßten mich, aus meiner Sommerfriſche im Erzgebirge ſchon am 30. Auguſt nach Prag zurückzukehren. Es hatte beinahe 24 Stunden anhaltend und ſtark geregnet, als ich am Mittag jenes Tages die Rückreiſe antrat, doch hörte der Regen bald auf und klärte ſich der Himmel, ſo daß ich bei freundlichem Sonnenſchein in Smichow, dem am rechten Moldauufer gelegenen Vororte Prags eintraf, woſelbſt ſich auch der meiner Obhut anvertraute botaniſche Garten, leider an einer der tiefſten Stellen und in unmittelbarer Nähe der Moldau, befindet. Auf die große Hitze der vergangenen Wochen, unter der die Hauptſtadt Böhmens geſchmachtet und welche anderwärts — ſo in der Saazer Ebene und den Egergegenden — ſchwere, von Wolkenbrüchen begleitete Gewitter verurſacht hatte, war eine angenehme Kühle gefolgt. Hell ſtrahlte der Vollmond an jenem Abend von dem wolkenloſen Himmel, die Baumgruppen und Raſenplätze des botaniſchen Gartens, die dank den vorangegangenen Regentagen noch im friſcheſten Grün prangten, mit ſilbernem Licht übergießend, und lange luſtwandelte ich in den ſauber gepflegten Gängen, mich freuend über die überall herrſchende Ordnung und das üppige Gedeihen der Pflanzen, von denen Hunderte noch in voller Blüte ſtanden und Tauſende eine reiche Samenernte verſprachen. Auch am folgenden Tage, einem Sonntag, ſchien die Sonne warm von dem teilweiſe bewölkten Himmel hernieder und lockte in den Nachmittagsſtunden Tauſende fröhlicher Menſchen hinaus ins Freie, ſei es nach Kuchelbad und andern an der oberen Moldau gelegenen Vergnügungsorten, mit denen die Dampfer verkehren, ſei es nach dem herrlichen Baumgarten, dem Stolz der Prager, deſſen ſchattige Haine, prächtige Alleen, ausgedehnte Wieſenflächen, elegante Teppichbeete und üppige Blumenbosketts ſich noch frühlingsartiger Friſche und Schönheit erfreuten. Ach! es ſollte das letzte Mal in dieſem Sommer ſein, daß hier und anderwärts um Prag die Sonne auf fröhliche Menſchen herablächelte! —

Noch an demſelben Abend begann es zu regnen und regnete es faſt ununterbrochen, bald ſtärker, bald ſchwächer die ganze Nacht hindurch, ſowie den folgenden Montag und Dienstag, ja bis zum Donnerstag nachmittag. Dabei herrſchte völlige Windſtille. Einfarbig grau, ohne Wolkenbildung und bleiſchwer hing der Himmel über der Stadt und dem Moldauthale und bald ſank die Temperatur bis zu einer ſo empfindlichen Kühle, daß man ſich in den November verſetzt wähnen konnte.



Ueberſchwemmungskataſtrophe in Prag. Die Karlsbrücke.

Schon am Montage brachten die Abendblätter beunruhigende Nachrichten aus den oberen Moldaugegenden über das Anſchwellen aller aus dem Böhmerwalde und den Quellgebieten der Nebenflüſſe der Moldau kommenden Gewäſſer infolge unaufhörlichen Regens in jenen Gebirgen, und allgemein bedauerte man Dienstags, wo noch ſchlimmere Nachrichten anlangten, die Bewohner der von den ausgetretenen Fluten der Moldau und Maltſch hart bedrängten Stadt Budweis. In Prag ſelbſt zeigte die Moldau am Abend des 2. September zwar bereits einen hohen, doch noch keineswegs beſorgniserregenden Waſſerſtand. Aber es regnete unabläſſig fort und aus allen Gegenden des Moldaugebietes kam dieſelbe Kunde. Hatte doch in und um Wittingau der Regen volle 11 Stunden gewährt! Aber noch immer fürchtete man kein irgend erhebliches Austreten des Stromes. Da — in der Nacht zum 3. September zwiſchen 3 und 4 Uhr morgens weckten Kanonenſchüſſe vom Wyſchehrad, ſich in kurzen Abſtänden wiederholend, die Prager Bevölkerung aus ihrem friedlichen Schlummer, das Herannahen jenes unheilſchwangeren und unwiderſtehlichen Feindes verkündigend, welcher in den letzten Tagen blühende Fluren und Thäler der oberen Moldaugegenden bereits in Seen verwandelt, den Verkehr unterbrochen und die Wohn- und Arbeitsſtätten von Tauſenden von Menſchen verwüſtet hatte. Bei Tagesanbruch verbreitete ſich eine düſtere Kunde, die nach wenigen Stunden leider ihre volle Beſtätigung fand. Es hieß, daß eine Pionierabteilung infolge des Kenterns eines Pontons bei Karolinenthal in den Fluten der angeſchwollenen Moldau umgekommen ſei. Später erfuhr man, daß die Zahl der bei der Bergung von Eigentum des hier garniſonierenden 4. Pionierbataillons Verunglückten, von deren Leichen mehrere erſt in den letzten Tagen an den Ufern der Elbe in Nordböhmen, ja in Sachſen aufgefiſcht worden ſind, ſich auf 20 belaufe. Nach 9 Uhr erdröhnten abermals die Alarmkanonen von zwei Baſtionen, das Heranſtürmen neuer Waſſermaſſen anzeigend. Auf dem bereits hoch angeſchwollenen, jedoch am Smichower Ufer, wenigſtens in der Nähe des botaniſchen Gartens noch nicht ausgetretenen Strome, deſſen ſchmutziggelbe Wogen pfeilſchnell bei meinem nur durch eine Straße vom Moldauufer getrennten Wohnhauſe vorbeiſchoſſen, begannen ſich einzelne ſchwimmende Balken und Baumſtämme zu zeigen, denen bald ganze oder halbe Tafeln losgeriſſener und zertrümmerter Flöße folgten. Nicht lange und es ſchwammen ganze Haufen durch- und übereinander geſchobener Floßtrümmer vorüber. Das Waſſer ſtieg langſam aber ſtetig. Um Mittag trieben immer mehr Holzmaſſen, Balken, Stämme, Tauſende von Eiſenbahnſchwellen und Brettern, Brennholz und neue Floßtrümmer in wirren, ungeheuren, ſtockwerkhohen Haufen vorüber. Dazwiſchen erblickte man Dachſparren, losgeriſſene Badekabinen, weggeſchwemmte Holzbarrieren, Hausgeräte, Thüren, Maſſen von Heu und Stroh, Getreidegarben. Es war ein ſchauerlich-großartiges Schauſpiel!

Gegen 3 Uhr, um welche Zeit die Moldau bereits große Strecken ebenen Landes (die Kaiſerwieſen,

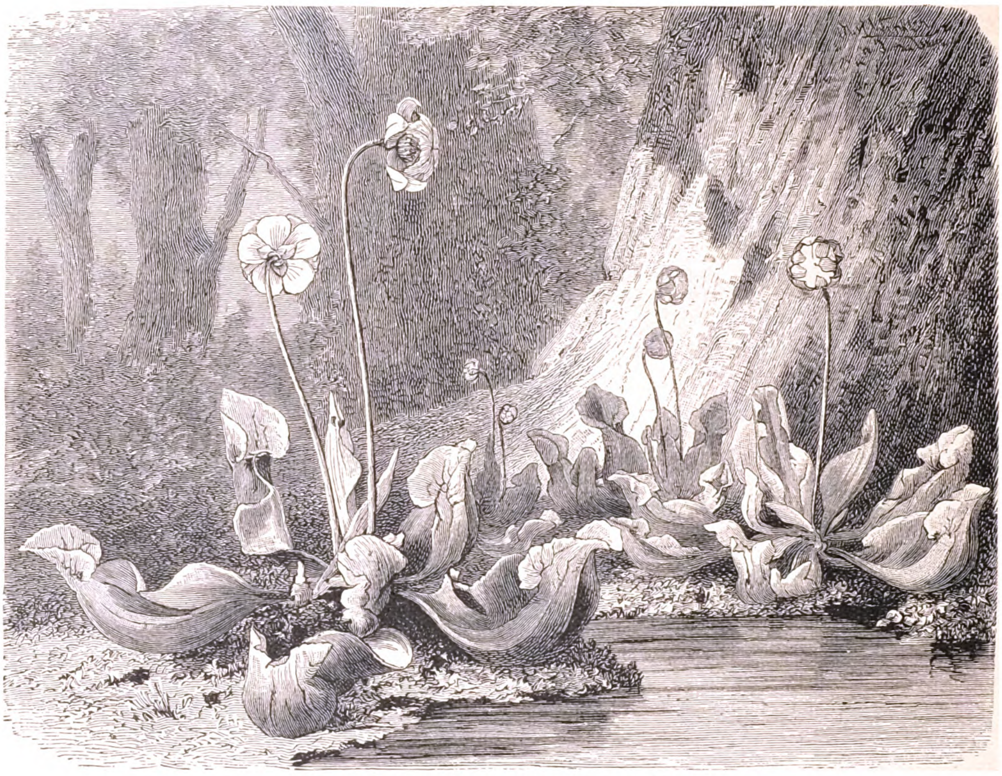


Fig. 2. Saracenia purpurea. (Aus Kerners Pflanzenleben.)

Kaiſerinſel, den Baumgarten), ſowie die am tiefſten gelegenen Gaſſen der Alt- und Joſefsſtadt, der Neuſtadt und Kleinſeite, die Inſel Kampa und die tieferen Stellen des Smichower Ufers überflutet hatte, forderte mich ein Polizeimann auf, das Erdgeſchoß meiner Wohnung ſchleunigſt ausräumen zu laſſen, da laut von oben herabgelangten Telegrammen die Moldau, deren Waſſerſtand bereits 3 m über Normale betrug, noch um 2 m ſteigen dürfte. Nachdem die Räumung vollzogen war, verließ ich, da der Regen etwas nachgelaſſen hatte, den Garten, um mich auf einem Gange über die Brücken und durch die Neuſtadt, Altſtadt und Kleinſeite über die Ausdehnung und die Wirkung der Ueberſchwemmung zu orientieren. Große Maſſen zertrümmerter Flöße und anderen Holzes lagen hoch aufgetürmt vor den mittleren Pfeilern der neuen ſteinernen (Podskaler oder Palacky-) Brücke, doch waren dieſelben noch eine Kleinigkeit im Vergleich mit den rieſigen, zu haushohen Bergen zuſammengeſchwemmten Anhäufungen, welche ſich vor den Pfeilern der Karlsbrücke geſtaut und bereits ſechs Bogen derſelben verlegt hatten. Tauſende von Menſchen ſtanden der ganzen Länge der Brücke nach auf deren beiden breiten Trottoirs, um das furchtbar-großartige Bild des breiten, hoch wogenden Stromes anzuſchauen, auf deſſen ſchäumenden Wellen fortwährend neue Stämme und Balken herantrieben, welche beim Anprallen an die bereits aufgehäufte Maſſe, aus der einzelne Balken oder Stangen gleich Spießen oder geſenkten Maſten weit in die Luft hinausragten, dieſe in wogende Bewegung ſetzten, wobei häufig fußdicke Stämme wie Strohhalme knickten oder zerbrachen und die ganze Brücke erzitterte. Die Fahrbahn der Brücke war bedeckt mit Wagen aller Art, da der Verkehr von Wagen über die Kettenbrücke, an deren beiden Enden ein Militärkordon nur Fußgänger paſſieren ließ, geſperrt worden war, ſo daß die Waggons der Pferdebahn nur ſehr langſam fahren konnten. Ich vermochte mich bei dieſem Anblick eines gelinden Schauders nicht zu erwehren, indem mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf ſchoß: „Wenn jetzt dieſe Brücke zuſammenbräche!“ und beſchleunigte meine Schritte, um nach der Kleinſeite zu gelangen. Da die der Kleinſeite vorliegende Inſel Kampa, über welche von der Karlsbrücke aus der nächſte Weg nach Smichow führt, bereits unter Waſſer ſtand, ſo mußte ich einen großen Umweg machen, um durch die Kleinſeite, deren Ufergaſſen auch ſchon überſchwemmt wurden, und die Smichower Hauptſtraße nach dem botaniſchen Garten zu kommen. Ich fand hier die vor meinem Wohnhauſe vorüberführende Uferſtraße bereits fußhoch überflutet und ſchon drang das Waſſer durch die Fugen unter und neben der verſchloſſenen und verrammelten Hausthür in die 1 m tiefer als die Straße gelegene Hausflur, wie auch durch die Mauerſpalten, durch die Aborte und aus dem Boden heraus in den Garten, immer größer werdende Pfützen bildend. Um 5 Uhr überſandte mir die Polizei ein Telegramm aus Beraun, demzufolge dort der gleichnamige Fluß, der ſtärkſte Zufluß der Moldau, um 4,50 m über Normale geſtiegen war. Ich erkannte nun, daß eine große Ueberſchwemmung bevorſtand und es höchſte Zeit ſei, ſich mit Lebensmitteln für die nächſten Tage zu verproviantieren. Doch lange bevor dieſe in genügender Menge herbeigeſchafft werden konnten, war mein Haus vom Waſſer umgeben, und als in der neunten Stunde vorüberſchwimmende Balken die ebenerdigen, an der Moldauſeite befindlichen Fenſter zertrümmert hatten, ergoß ſich das Waſſer in förmlichen Katarakten in das Erdgeſchoß und durch dasſelbe in den Garten. Die Nacht vom 3. zum 4. September war eine Nacht des Entſetzens, welche den Anwohnern des Moldauſtromes unvergeßlich bleiben wird. Das gewaltige Brauſen des immer höher anſchwellenden Stromes, das unheimliche Rauſchen des in die Häuſer und Kellerräume eindringenden Waſſers, das Rieſeln des unaufhörlich herabſtrömenden Regens, das Poltern und Krachen der ſich ſtoßenden Balken und Stämme, welche der entfeſſelte Strom noch immer herbeitrug, das Rufen und Schreien von Menſchen aus der Nähe und Ferne und die von Zeit zu Zeit durch die pechſchwarze Nacht donnernden Alarmſchüſſe bildeten ein ſchauerliches Enſemble.

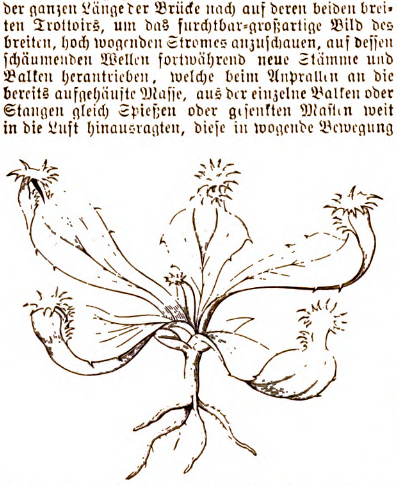


Fig. 1a. Junge Nepenthespflanzen (Aus Kerners Pflanzenleben.)

Als der Tag anbrach, ſtand mein Wohnhaus bereits 2 m hoch im Waſſer und war faſt der ganze über ſechs Joch große Garten überflutet. Um 7 Uhr kam ein Polizeimann auf einem Kahn durch den Garten zu meinem Hauſe gerudert, um mir anzuraten, mit den Meinigen das Haus zu verlaſſen, da ein noch weiteres und bedeutendes Steigen der Moldau von obenher telegraphiſch gemeldet worden ſei. Ich beſchloß jedoch, im Vertrauen auf die ungemein ſolide Bauart meines 1735 vom Jeſuitenorden errichteten Hauſes, welches alle ſeitdem eingetretenen Hochwäſſer der Moldau ausgehalten hat, auf meinem Poſten zu bleiben, kehrte aber mit dem Poliziſten zu der allein intakt gebliebenen, weil am höchſten gelegenen Gärtnerwohnung zurück, um mit dem Obergärtner die weiter zu ergreifenden Maßregeln zu beraten. Hier erfuhr ich, daß um halb 6 Uhr zwei Bogen der altehrwürdigen monumentalen Karlsbrücke mit furchtbarem Gekrach eingeſtürzt und dabei eine Anzahl Menſchen (bisher haben nur vier mit Sicherheit ermittelt werden können, es ſollen aber gegen 30 Paſſanten unmittelbar vor dem Einſturz auf jenem Teil der Brücke geſehen worden ſein) ums Leben gekommen ſeien. Es regnete noch immer und das Waſſer ſtieg zwar nicht mehr mit der Schnelligkeit wie während der vergangenen Nacht, aber ſtetig, bis es nachmittags die größte Höhe (an und in meinem Hauſe 2,37, die Moldau ſelbſt bei Karolinenthal 5,80 m über Normale) erreichte. Um halb 10 Uhr erfolgte der Einſturz eines dritten Bogens der Karlsbrücke. Da nachmittags der Regen endlich aufhörte, beſchloß ich mir das Ueberſchwemmungsgebiet anzuſehen. Doch konnte ich nicht anders als mit einer Leiter von dem Fenſter des erſten Stockwerkes meiner Wohnung in den Kahn hinabgelangen, da mittlerweile das Waſſer zu hoch geſtiegen war, als daß der Kahn wie am Morgen noch hätte in die Hausflur und das Treppenhaus hereinfahren können. Von der Franzenskettenbrücke aus, deren Paſſage am Morgen gänzlich geſperrt, nachmittags aber wieder freigegeben worden war, erblickte ich zuerſt die Ruinen der Karlsbrücke, ein trauriger tieferſchütternder Anblick! War und iſt doch dieſes ſtolze Werk Karls IV. mit ſeinen Monumenten das Hauptwahrzeichen Prags, die größte Zierde der alten Königsſtadt, welche die Bewunderung jedes Fremden erregt, ein Bauwerk, über welches mehr als fünf Jahrhunderte böhmiſcher Geſchichte hinweggezogen ſind und das ſelbſt ein wichtiges Stück in der Geſchichte Prags und Böhmens bildet, mit welchem das Herz jeden Pragers, welcher Nationalität er auch angehören möge, von Jugend auf verwachſen iſt, die Hauptpulsader, welche die beiden Stadthälften ſeit länger als einem halben Jahrtauſend verband, die nunmehr jäh auseinander geriſſen erſcheinen! — Die Schützeninſel, über welche hinweg die Franzenskettenbrücke führt, war gänzlich überflutet, bis an die auf hohen gußeiſernen Ständern befeſtigten Gaslaternen unter Waſſer geſetzt, ebenſo die Judeninſel und — minder hoch — die Sophieninſel. Die Souterrains des der letzteren gegenüber ſtehenden böhmiſchen Landestheaters, wo am Abend des 3. September das aufgeführte Stück mitten in der Vorſtellung unterbrochen werden mußte, weil das Waſſer in die Räume der elektriſchen Dynamomaſchine eingebrochen war, befanden ſich ebenfalls völlig unter Waſſer. Am Franzensquai ſtanden Tauſende von Menſchen, welche ſchweigend, neugierig und wehmütig, viele weinend, die Trümmer der Karlsbrücke betrachteten, vor deren Bogen die ungeheuren Holzmaſſen, welche durch Aufſtauung des Waſſers die Unterwaſchung und Verſchiebung der Pfeiler und dadurch den Bogeneinſturz veranlaßt hatten, noch immer lagen. Da die Mauer des Franzensquai — wie auch die des unterhalb der Karlsbrücke auf der Altſtädter Seite beginnenden Kronprinz-Rudolfsquai — Sprünge zeigte und daher ein Einſturz derſelben zu befürchten war (welcher nicht erfolgt iſt), ſo war das breite, längs der Eiſenbaluſtrade hinziehende Trottoir polizeilich abgeſperrt und durften die Menſchen nur auf der Fahrbahn verkehren. Es würde zu weit führen und dürfte diejenigen Leſer dieſes Blattes, welche Prag nicht genau kennen, wenig

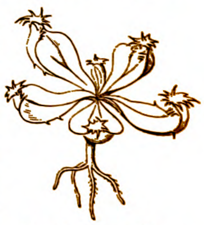


Fig. 1b. Junge Nepenthespflanzen. (Aus Kerners Pflanzenleben.)

intereſſieren, wenn ich alle Gaſſen und Plätze hier namhaft machen wollte, welche — zum Teil 1—2 m hoch — unter Waſſer ſtanden; es genügt zu bemerken, daß die ganze Joſefs(Juden)ſtadt überſchwemmt war, und daß nach polizeilichen Erhebungen die Wohnräume von ca. 45 000 Menſchen in Prag allein (ohne die Vororte Karolinenthal, Bubna, Holleſchowitz und Smichow) überflutet worden ſind! Da die Inundierten größtenteils arme, in Keller- und Parterrewohnungen lebende Perſonen und Familien ſind, die bei der ſo plötzlich eingetretenen Hochflut faſt alle ihre Habe eingebüßt, ſo kann man ſich einen Begriff von dem Elend und Jammer machen, welche durch dieſe Ueberſchwemmung verurſacht worden ſind. Die Kommunikation in den überſchwemmten Stadtteilen wurde durch alle verfügbaren Kähne, deren Anzahl ſich aber als ungenügend erwieſen hat, ſowie durch Notbrücken, Stege und gelegte Bretter notdürftig aufrecht erhalten. Erſchütternd-großartig war der Anblick der empörten Wogen des Moldauſtromes von der Franz-Joſefskettenbrücke aus, indem dort ein hohes Wehr in ſchiefer Richtung die ganze Breite des Fluſſes durchzieht. Von hier aus gewahrte man, daß die große unterhalb jener Brücke liegende Hetzinſel, über welche die Moldaubrücke der Staatseiſenbahn hinweg führt, ebenfalls gänzlich und hoch überflutet war. Von der Höhe des Belvedere aus glich das ganze weite Moldauthal, ſoweit man es von dort auf- und abwärts überblicken kann, einem ungeheuren See, aus dem die Dächer der Häuſer und die Kronen der Bäume hervorragten. Auch der herrliche Baumgarten war in einen See verwandelt, welcher ſich nordwärts bis an das enge Felſenthal von Podbaba, durch das ſich die Moldau hindurch drängt, in einer Breite von mindeſtens einer Stunde ausdehnte. — Bis in die Abendſtunden des 4. September erhielt ſich der Waſſerſtand auf gleicher Höhe, dann begann er langſam zu fallen. Am Morgen des 5. brach die Sonne ſiegreich durch das Gewölk, das erſte Mal ſeit dem vergangenen Sonntag, und bald ſtrahlte ſie von einem wolkenloſen Himmel auf den Schauplatz der beiſpielloſen Verwüſtung hernieder und den kalten feuchten Tagen folgte ein warmer herrlicher Sommertag! Aber kein Dampfer, keine Zille, kein Kahn belebte den breiten majeſtätiſch dahinwogenden Strom und ſtundenweit waren die nach Prag führenden Eiſenbahnen, deren Dämme ſtellenweiſe ſtark gelitten hatten, überflutet, weshalb die Züge auf ihnen entweder gar nicht oder nur höchſt langſam und vorſichtig verkehren konnten. Trotzdem war der Zuzug von Fremden an dieſem und an den folgenden Tagen ſehr groß.

Prag hat ſchon viele Ueberſchwemmungen durch die Moldau erlebt — es ſind ſeit dem Jahre 961 amtlich deren 35 verzeichnet —, aber noch keine, welche ſo fürchterliche Verheerungen angerichtet hat, wie dieſe. Selbſt die beiden größten Hochfluten der neuern und neueſten Zeit, die vom 28. Februar 1784 und vom 29. März 1845, wo das Waſſer ſtellenweiſe, ſo im botaniſchen Garten, noch um 1 m höher ſtand, haben ſolche Zerſtörungen nicht herbeigeführt, weil damals das Waſſer ebenſo raſch fiel, als es geſtiegen war, während ſich diesmal die Moldau vom Abend des 3. bis zum Morgen des 6. September unausgeſetzt 1 m über Normale erhielt, abgeſehen von der enormen Höhe, die der Strom am 4. erreicht hatte. Der Anblick und das Ausſehen der inundiert geweſenen Häuſer, Gaſſen, Plätze und Gärten nach dem Zurücktreten des Waſſers ſpottet jeder Beſchreibung. Um nur einiges anzuführen, iſt der botaniſche Garten zur Hälfte in einen Schlammpfuhl verwandelt, worin die im freien Land kultivierten Kräuter und Stauden zu erſticken drohen, und die ganze diesjährige Samenernte vernichtet. Faſt alle Gewächshäuſer wurden 1—2 m hoch inundiert, eins iſt gänzlich zuſammengebrochen, eine höchſt wertvolle im Hörſaale aufgeſtellte Modellſammlung zerſtört. Ebenſo erſcheint der Baumgarten vollſtändig von Schlamm bedeckt, ſind die dortigen prächtigen Gartenanlagen vernichtet, in dem eleganten Reſtaurationsgebäude, dem Sammelpunkt der feinen Welt, die Parkette des ſchönen Saales in die Höhe gehoben, Oefen, Wirtſchaftsgeräte und Gläſer zertrümmert, in den Kellern große Weinvorräte vernichtet. Nicht beſſer iſt es den Reſtaurants auf der Schützen-, Sophien- und Hetzinſel ergangen. Auf letzterer hat die Flut Hunderte von Bäumen entwurzelt oder zerbrochen und weite Strecken des Bodens metertief aufgewühlt. Alle Schwimmſchulen und Badeanſtalten ſind losgeriſſen, fortgeſchwemmt, die meiſten zertrümmert, in allen inundierten Wohnungen, ſo auch im Erdgeſchoß meines Hauſes, alle Oefen zerſtört worden. Das Auspumpen der inundierten Keller, wobei drei Dampfſpritzen thätig ſind, wird Wochen erfordern. Die Verluſte ſind ungeheuer und unberechenbar, ganze Vermögen verloren gegangen. Beläuft ſich doch allein der Schaden, den die Prager Holzhändler durch das Wegſchwemmen des Holzes erlitten haben, auf rund 100 000 Gulden. Der Geſamtſchaden der Stadt Prag und ihrer Vororte, ſowie ihrer Bevölkerung dürfte aber mehrere Millionen betragen. Und doch ſind dieſe ungeheuren pekuniären Verluſte noch nicht das Schlimmſte; noch verderblicher können die Folgen dieſer Ueberſchwemmung in ſanitärer Beziehung ſich geſtalten, denn allgemein befürchtet man den Ausbruch des Typhus in den inundiert geweſenen Stadtteilen, teils wegen der Feuchtigkeit der Häuſer, teils weil alle Brunnen von dem Schmutzwaſſer der Moldau verunreinigt worden ſind.

M. Willkomm.

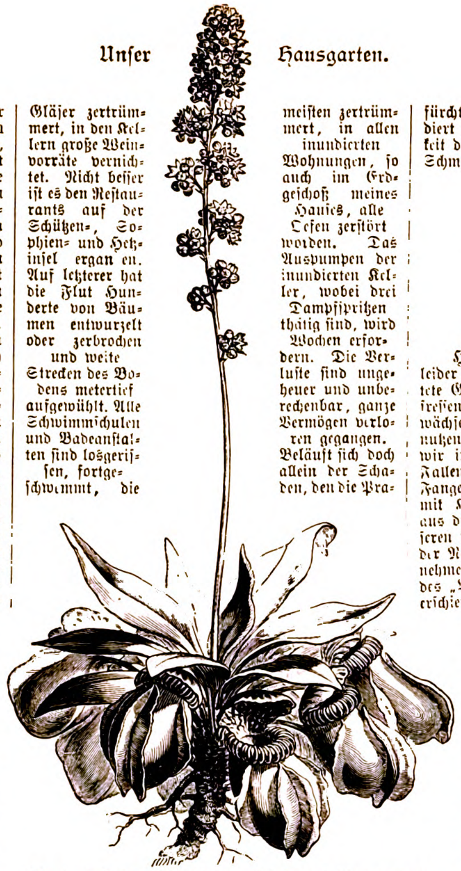


Fig. 3. Cephalotus follicularis. (Aus Kerners Pflanzenleben.)

Unſer Hausgarten.

Von

Max Hesdörffer.

Inſektenfreſſende Pflanzen.

Hochintereſſante, vielfach gärtneriſch wertvolle, leider aber im großen und ganzen nur wenig beachtete Gewächſe ſind die ſogen. inſekten- oder fleiſchfreſſenden Pflanzen. Die Artenzahl derjenigen Gewächſe, welche Tiere fangen und als Nahrung ausnutzen, wird auf etwa 500 veranſchlagt. Dieſe können wir in drei Gruppen einteilen, 1. in Pflanzen mit Fallen und Fanggruben, 2. in ſolche, welche beim Fangen Bewegungen ausführen und 3. in Tierfänger mit Klebevorrichtungen. Charakteriſtiſche Vertreter aus dieſen drei verſchiedenen Klaſſen führen wir unſeren ſehr geſchätzten Leſerinnen in lebensvollen, nach der Natur gezeichneten Abbildungen vor. Wir entnehmen dieſe Bilder mit freundlicher Genehmigung des „Bibliographiſchen Inſtituts“ in Leipzig dem neu erſchienenen Prachtwerke „Pflanzenleben“ von Anton Kerner von Marilaun, welches ebenſo wie die unter dem Titel „Vom Nordpol zum Aequator“ im Verlage der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart erſchienenen populären Vorträge Brehms, als Ergänzung bezw. Fortführung von Brehms Tierleben zu betrachten iſt. Beide Werke ſind unſerer vollen Ueberzeugung nach weiteſter Verbreitung würdig; ſie ſollten im Bücherſchrank jeder gebildeten Familie zu finden ſein.

Am bekannteſten ſind die Vertreter der erſten Gruppe inſektenfreſſender Pflanzen und von dieſen erfreuen ſich wieder die ſogen. Kannenträger (Nepenthes) einer ganz beſonderen Beliebtheit. Die Kannenträger ſind ja allbekannt, überall räumt man ihnen ein Plätzchen in warmen Glashäuſern ein und immer erwecken ſie durch ihr fremdartiges Ausſehen das Intereſſe ſelbſt des unkundigen Beſchauers. Die Nepenthes ſind ſtrauchartige Gewächſe mit kriechenden oder an anderen Pflanzen emporklimmenden Zweigen, ſie ſind ſämtlich in den Tropen heimiſch und gedeihen dort im Sumpfe der Urwälder. In ſeichtem Waſſer keimen hier die Samen und unſere Abbildung (Fig. 1) veranſchaulicht zwei ſolcher Samenpflänzchen. In ihrer weiteren Entwickelung verändern

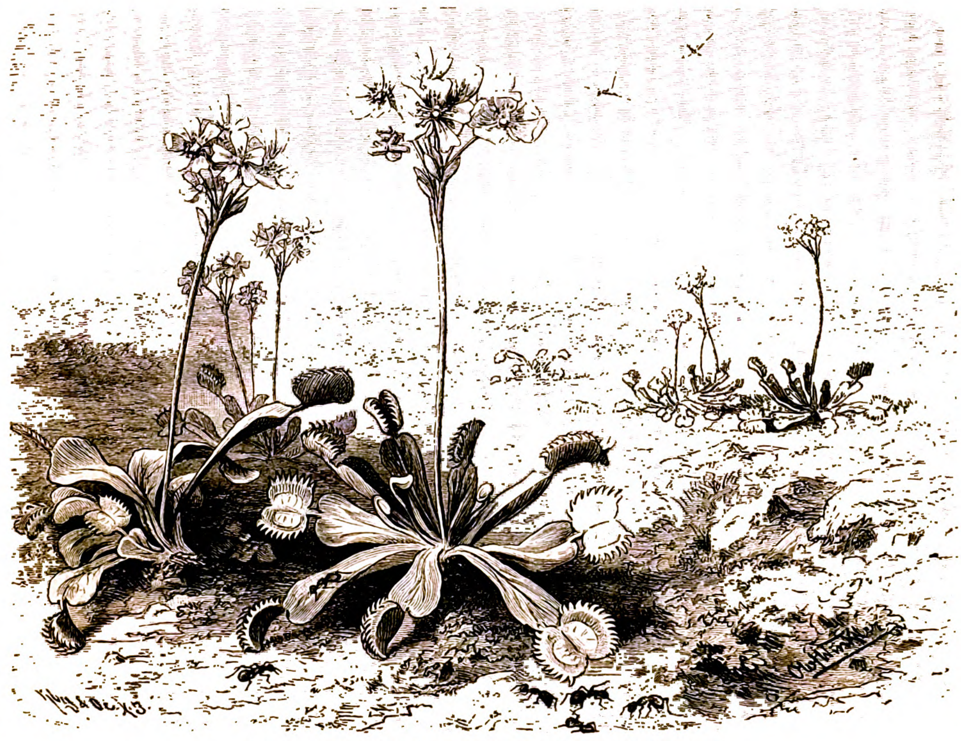


Fig 1. Venusfliegenfalle (Dionaea muscipula) (Aus Kerners Pflanzenleben)

nun dieſe Sämlinge ihr Ausſehen völlig, ſie bilden dann ſitzende oder kurzgeſtielte Blätter, deren unterer Teil einem Dracänenblatt mit dicker gedachter Mittelrippe ähnlich ſieht. Dieſer Blattteil geht in einen runden, ſchlangenförmig gewundenen, rankenartigen Stiel über, welcher die Pflanze zu ſelbſtändigem Emporklettern befähigt. Nach Ausbildung des breiten Blattteiles verdickt ſich das Ende der Ranke mehr und mehr, bis im Verlauf einiger Wochen aus dieſer Verdickung die aufrechthängende ſogen. Kanne entſteht. Wiſſenſchaftlich betrachtet ſind dieſe Kannen ein ausgehöhltes Stück des Blattſtieles. Sobald die Kannen ziemlich ausgewachſen, öffnet ſich der Deckel und wir ſehen nun, daß ſie in ihrem Grunde mit einer zähen Flüſſigkeit angefüllt ſind. Dieſe Kannen, oft herrlich gezeichnet, verleihen der ganzen Pflanze ihren hohen Schmuckwert, ſie ſind bei den zierlichſten Arten 4—6, bei den meiſten aber 10—15 cm hoch, ja eine Art (Nepenthes Rajah) ſoll Kannen beſitzen, welche bei einer Höhe von 50 cm eine Mündung von 10 cm Durchmeſſer zeigen und ſich unterhalb dieſer Mündung bis zu 16 cm erweitern, ſo daß eine Taube in ſolcher Kanne völlig geborgen wäre. Die untere Seite des Deckels und der Mundrand dieſer Kannen ſcheiden reichlich Honig aus. Die Inſekten, welche von dieſem Honigſafte naſchen, geraten nur zu leicht in das Innere der Kanne und da dies durch Wachsüberzug ſchlüpfrig iſt, ſo fallen ſie in die auf dem Grunde angeſammelte Flüſſigkeit. Während kleine Tierchen hier raſch ertrinken, ſuchen ſich ſtärkere zu retten, rutſchen aber immer wieder ab und wenn ſie wirklich bis an die Oeffnung gelangen ſollten, dann ſtarren ihnen hier am einwärts gebogenen Mundrand ſpitze, nach abwärts gerichtete Zähne entgegen, welche in jedem Falle ein Entkommen unmöglich machen. In der ſäuerlichen Flüſſigkeit, welche aus Drüſen abgeſondert wird und nicht ſelten die Kannen bis zur Hälfte füllt, werden die Opfer zerſetzt, ja geradezu verdaut und dann von den Zellen als Nahrung aufgeſaugt. Neben fliegenden Inſekten aller Art fand ich häufig in den Kannen der von mir in Gewächshäuſern gezogenen Nepenthes auch Tauſendfüßler, Kelleraſſeln u. a. kriechende Tiere; ſie hatten ſich ſtets in der Nacht gefangen und konnten ſicherlich nur mit Anſtrengung zu den Kannen emporkriechen. Schade, ſehr ſchade iſt es, daß ich die Kannenträger als Tropenbewohner meiner geſchätzten Leſerin nicht bedingungslos zur Zimmerkultur empfehlen kann. Verlangen dieſe Pflanzen auch keine ungewöhnlich hohe Temperatur — 15 Grad R. im Winter genügt ihnen völlig — ſo erfordern ſie doch eine mit Feuchtigkeit geſättigte Luft; frei im Zimmer gepflegt werden ſie von Ungeziefer befallen und gehen raſch zu Grunde, auch kommen bei ſchlechter Pflege die Kannen niemals zur Entwickelung. Die erfahrene, an ſorgſame und gewiſſenhafte Pflege ihrer Pflanzen gewöhnte Blumenfreundin kann indeſſen zierliche Arten mit Erfolg im Zimmergewächshäuschen pflegen. Ein ſolches Treibhäuschen muß, wenn es im warmen Zimmer ſteht, keineswegs geheizt werden, es iſt in ihm nur eine gedrückte, feuchte Luft zu erhalten. Dieſe erzeugt man einerſeits durch reiches Beſchatten des Häuschens bei Sonnenſchein — die Sonne wird den Nepenthes verderblich —, andererſeits durch Spritzen mit dem Zerſtäuber, welches an warmen Sommertagen täglich 3—5mal, im Winter 1—2mal täglich mit überſchlagenem Waſſer ausgeführt wird, auch werden die Töpfe bis an den Rand in lebendes, feuchtzuhaltendes Sumpfmoos eingefüttert. Zu freudigem Gedeihen erfordern die Kannenträger ferner poröſe Töpfe und einen aus gleichen Teilen Torfſtückchen, grobfaſeriger Heideerde, gehacktem Sumpfmoos, ſowie etwas Holzkohlen- und Ziegelſtückchen hergeſtellten Nährboden, der ſtets feucht ſein muß. Bei ſolcher Behandlung und jährlichem Verpflanzen im Frühling finden die Kannenträger alle Bedingungen zu üppigem Gedeihen; ſie bilden dann in einem Sommer 3—5 wohlentwickelte Blätter und brauchen durchaus nicht mit Inſekten „gefüttert“ zu werden.

Im Gegenſatz zu den Kannenträgern ſehen wir in Saracenia purpurea (Fig. 2), einem im öſtlichen Nordamerika weitverbreiteten, ſchön blühenden Sumpfgewächſe, eine inſektenfangende Pflanze, welche ſich nicht nur durch Schönheit, ſondern auch durch große Dauerhaftigkeit auszeichnet. Unſere Saracenia iſt eine ſogen. Schlauchpflanze, bei ihr ſind die Blätter in Schläuche umgewandelt. Dieſe Blattſchläuche liegen mit ihrer Baſis auf der Erde und krümmen ſich bogenförmig empor, ſie ſtehen in roſettenartiger Anordnung, ſind in der Mitte am dickſten und endigen in die kleine muſchelförmige Blattſpreite. Dieſe Blattſpreite fängt die Regentropfen auf, welche von ihr aus in den Schlauch gelangen, ſie iſt ferner mit Drüſenhaaren bewachſen, welche Honig ausſcheiden, der Inſekten aller Art anlockt. Die kleinen Näſcher gelangen nun leicht in die ſchlauchförmige Kanne, und da dieſe oben mit glatten nach abwärts gerichteten Zellen, unten mit nach abwärts ſtarrenden nadelförmigen Spitzen ausgekleidet ſind, ſo iſt ihnen ein Entkommen unmöglich gemacht; ſie müſſen in der mit Waſſer gefüllten Tiefe ertrinken. Während die Flüſſigkeit in den Röhren der Saracenia purpurea wenigſtens zum größten Teil aus Regenwaſſer beſteht, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ſie bei S. laciniata und bei den nahverwandten in Kalifornien heimiſchen Darlingtonien nur von der Pflanze ſelbſt abgeſondert wird, denn die Blattſpreite iſt bei der erſteren in einen die Schlauchmündung überdachenden, bei den letzteren in einen fiſchſchwanzartig über die Schlauchmündung herabhängenden Lappen verwandelt und es iſt deshalb nicht möglich, daß auch nur ein Tropfen Regen in den Schlauch gelangen kann. Eine hübſche, intereſſante und dauerhafte Schlauchpflanze iſt auch der auf Moorboden im öſtlichen Neuholland heimiſche Cephalotus follicularis, welchen Fig. 3 in halber Größe darſtellt. Wie aus unſerer Abbildung erſichtlich, hat dieſe Pflanze zweierlei Blätter, die roſettenartig um den Blütenſtengel ſtehen. Nur die untern dieſer Blätter ſind in Tierfallen verwandelt, ſie ruhen auf der Erde und ſind ſo eingerichtet, daß kriechende Tiere leicht an ihnen empor kommen und zur Oeffnung gelangen können. Fliegende Inſekten werden durch die ſchöne Färbung und Zeichnung des halb aufgeſchlagenen Deckels, der von fern einer Blüte nicht unähnlich ſieht, angelockt bezw. darauf aufmerkſam gemacht, daß hier Honig zu finden iſt.

Ganz beſonders intereſſant ſind die Vertreter jener inſektenfreſſenden Pflanzen, welche beim Fange Bewegungen ausführen. Von den hierher gehörigen Arten verdient zuerſt der rundblätterige Sonnentau (Drosera rotundifolia) unſere volle Beachtung. Dieſes zierliche Pflänzchen wächſt bei uns allenthalben in ſumpfigen Wieſen und auf Torfmooren, beſonders häufig habe ich ſie in Gemeinſchaft mit Sumpfmoos an torfigen Stellen im Grunewalde bei Berlin gefunden. Die Blätter ſind kreisrund und die kleinen weißen Blümchen werden auf etwa 20 cm hohen Schäften getragen. Die Blättchen liegen mit der Unterſeite auf dem feuchten Boden, die Oberſeite iſt mit purpurroten Drüſenhaaren beſetzt und an jedem Haar befindet ſich ein glänzendes Tröpſchen. Kommt nun ein Inſekt angeflogen, welches die Tröpſchen für Honig hält, dann bleibt es an der klebrigen Maſſe hängen; bei den Bemühungen ſich zu befreien kommt es nur noch tiefer hinein und nach verhältnismäßig kurzer Zeit iſt es den Erſtickungstod geſtorben, das Blatt ſchließt ſich zuſammen und bleibt geſchloſſen, bis das Inſekt zerſtört iſt.

Eine reizende hierher gehörige Pflanze mit zierlichen weißen Blüten iſt die Venusfliegenfalle (Dionaea muscipula), welche nach Kerner nur in einem beſchränkten Landſtriche Nordamerikas (von Long Island bis Florida) am Rande der Torfmoore vorkommt. Unſere Abbildung (Fig. 4) zeigt die ebenſo ſchöne als intereſſante Pflanze naturgetreu in halber Größe und überhebt uns ausführlicher Beſchreibung. Werden von einem Inſekt nur die mit purpurnen Drüſen beſetzten Stellen des Blattes berührt, dann ſchließt es ſich langſam, wurde aber eine der ſechs Stacheln, von welchen auf jeder Blatthälfte drei emporgerichtet ſind, nur leiſe betaſtet, dann klappt das Blatt innerhalb 10—30 Sekunden zuſammen, die Zähne der beiderſeitigen Blätterränder greifen ineinander und das gefangene Tier iſt verloren, es erſtickt und wird dann bis auf die harten Teile von der aus den Drüſen ausſcheidenden Flüſſigkeit ſozuſagen verdaut. Nach 8—14, oft ſogar erſt nach 20 Tagen öffnet ſich das Blatt wieder. Alle die vorbeſprochenen Inſektenfänger ſind keineswegs anſpruchsvoll oder ſchwer zu

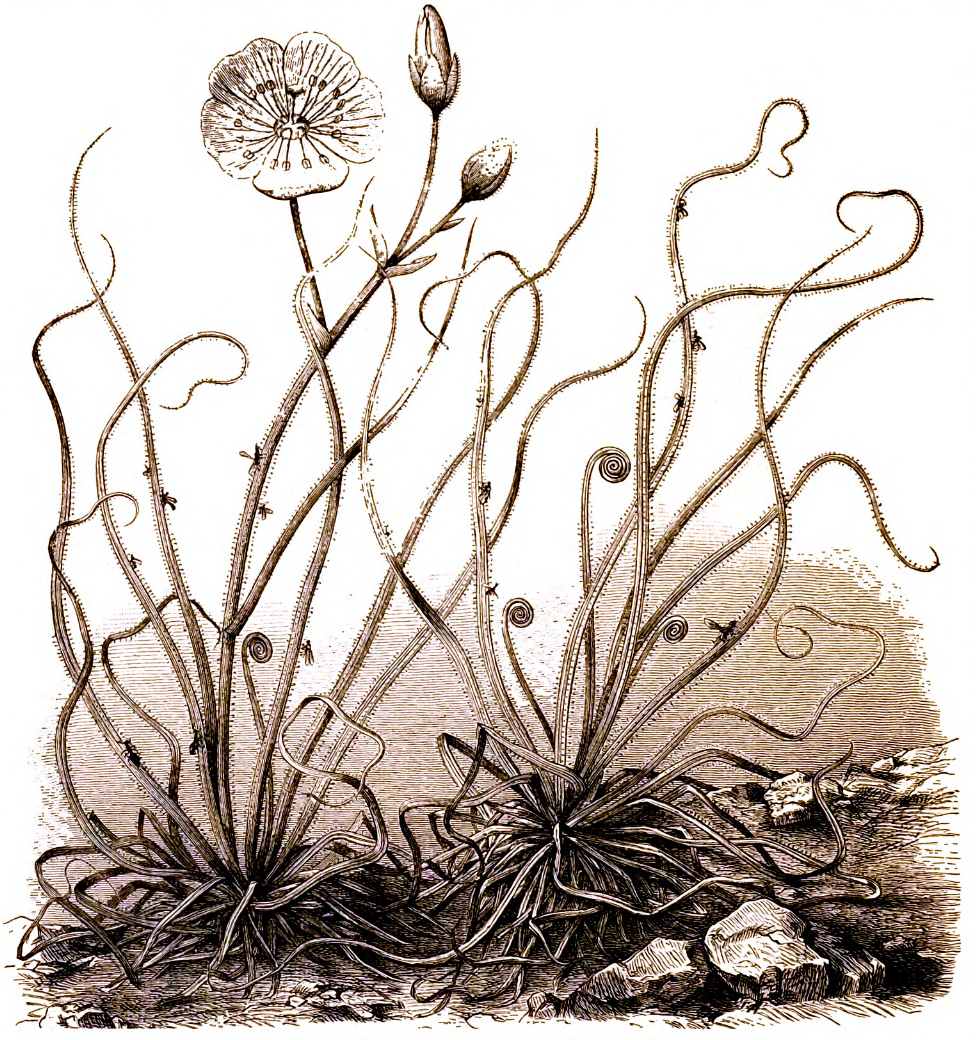


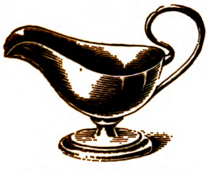
Fig. 5. Taublatt (Drosophyllum lusitanicum). (Aus Kerners Pflanzenleben.)

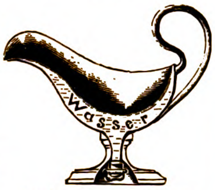
ziehen und dieſer Umſtand wird jenen meiner geſchätzten Leſerinnen, welche dieſe intereſſanten Gewächſe einmal näher beobachten wollen, ſicherlich beſonders angenehm ſein. Neben dem bei uns heimiſchen Sonnentau haben ſich die Venusfliegenfalle und Saracenia purpurea ganz beſonders dauerhaft gezeigt. Die beiden letztgenannten Arten wurden vor Jahren von einem Handelsgärtner auf dem Schneekopf des Thüringer Waldes zwiſchen Sumpfmoos ausgepflanzt und haben jeden Winter ausgehalten, ohne vom Froſt zu leiden. Am beſten gedeihen all die genannten Pflanzen während des Sommers in ſumpfigem Boden am Rande eines Teiches in Gemeinſchaft mit Sumpfmoos, einen ſolchen Standort können aber nur verhältnismäßig wenige meiner geſchätzten Leſerinnen bieten. Die zur Kultur im Topfe beſtimmten Pflanzen ſetzen wir in eine lockere, mit gehacktem Torfmoos vermiſchte, leicht Waſſer durchlaſſende Erde und bekleiden dann noch die Oberfläche des Topfes mit lebendem Moos. Unſere Pflanzen können volle Sonne ertragen, ſind aber empfindlich gegen trockene Luft. Aus dieſem Grunde ſtellen wir die Töpfe in ein kaltes Miſtbeet oder in einen lüftbaren Glaskaſten. Solchem Glaskaſten gibt man einen Platz auf dem Blumenbrette oder im Garten. In Verbindung mit ſchönen Steinen und Moos läßt ſich ſo in einem Glaskaſten aus dieſen intereſſanten Pflanzen eine eigenartig-ſchöne Gruppe zuſammenſtellen, welche die Aufmerkſamkeit eines jeden Beſchauers erregen wird. Alle genannten Gewächſe verlangen reichliche Bewäſſerung und ſollen auch an warmen Tagen mehrmals mit Waſſer beſprengt werden. Jetzt im Spätherbſt und Winter gibt man dem Glaskaſten einen Platz in froſtfreiem, nur im Notfalle geheiztem Zimmer.

Von denjenigen Tierfängern, welche weder Fallgruben haben, noch beim Fange Bewegungen ausführen, ſondern deren Blätter klebrige Subſtanzen zum Fange und Säfte zum Verdauen der gefangenen Tiere ausſcheiden, wollen wir unſeren geſchätzten Leſerinnen heute nur noch den intereſſanteſten Vertreter, das in Portugal und in Marokko heimiſche Taublatt (Drosophyllum lusitanicum) vorführen, das unſere Abbildung (Fig. 5) darſtellt. Während alle vorbeſprochenen, inſektenfreſſenden Pflanzen im Sumpfe gedeihen, wächſt das Taublatt nur auf trockenen Bergen, in ſandigem und ſteinigem Boden. Ich habe das immerhin ſchöne, ſehr intereſſante Pflänzchen, deſſen ganzes Ausſehen unſere Abbildung deutlich wiedergibt, mit Erfolg im Blumentopf gezogen, da es aber in Handelsgärtnereien unſeres Wiſſens nirgends käuflich zu erhalten, erſcheint mir eine Beſprechung der Kultur überflüſſig. Allen meinen freundlichen Leſerinnen, welche auch einer hochintereſſanten Pflanze, wenn ſie ein beſcheidenes Ausſehen zur Schau trägt, Geſchmack abgewinnen können, ſeien die inſektenfreſſenden Gewächſe zur Kultur und Beobachtung warm empfohlen.

Neues für unſere Hausfrauen.

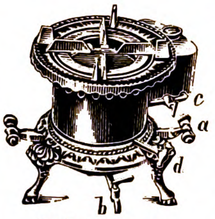
Vernickelte Sauciere mit Waſſerfüllung. Saucen müſſen unter allen Umſtänden warm ſein und bleiben, wenn wir den richtigen Genuß davon haben ſollen, doch leider erkaltet dieſe ſehr häufig bei Tiſche oder gar ſchon beim Auftragen, wenn die Küche vom Speiſezimmer etwas entfernt liegt; wir machen deshalb zur bevorſtehenden kälteren Jahreszeit auf eine neue vernickelte Sauciere aufmerkſam, durch deren Anſchaffung Saucen ſtundenlang warm erhalten werden können. Abgeſehen davon, daß Metall an und für ſich ein guter Wärmeleiter iſt, daß ferner Nickelgeſchirr jetzt zu den beliebteſten Tafelgeräten gehört — wir erinnern dabei an Nickel-Bratenſchüſſeln, Suppenterrinen, Kartoffel- und Ragoutſchüſſeln ꝛc. — iſt die hier abgebildete Sauciere doppelwandig gearbeitet; unter dem Fuß befindet ſich eine Schraube, die geöffnet wird, und dort kann dann kochend heißes Waſſer eingefüllt werden, um auf dieſe Weiſe die Sauce gerade wie im Bain Marie warm zu erhalten. Die Schraube iſt abſolut dicht, es kann kein Tropfen Waſſer heraus. Der Preis dieſer Sauciere iſt 12 Mark pro Stück.


Sauciere mit Waſſerfüllung.



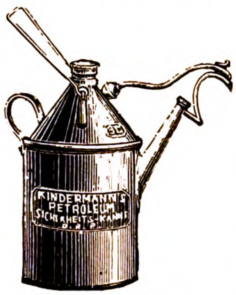
Sauciere mit Waſſerfüllung.

Ottos regulierbarer Spiritus-Kochapparat. (Patentiert in faſt ſämtlichen Staaten.) Kochvorrichtungen, die wir mit Ausſchluß der in jeder Wohnung vorhandenen Kochmaſchine benutzen, erfordern fortwährend eine Verbeſſerung, es iſt unbedingt notwendig, daß wir derartige Apparate bekommen, die ohne jedwede Befürchtung hinſichtlich des Geruchs oder in betreff der Feuergefährlichkeit oder auch des Brennmaterialverbrauchs in jeder Häuslichkeit nicht nur in der Küche, ſondern auch in Wohnräumen benutzt werden können. — Ottos regulierbarer Spiritus-Kochapparat bietet nun alle erdenklichen Vorteile und kann ohne Zweifel als das Beſte und Vollkommenſte dieſer Art bezeichnet werden. Bei allen bisher exiſtierenden Spirituskochern iſt durch Verdunſten eine erſtaunliche Spiritusverſchwendung feſtgeſtellt; dies iſt bei Ottos nachſtehend abgebildetem Apparat dadurch vermieden, daß der Spiritus, welcher heiß geworden und unverbrannt geblieben iſt, ſelbſtthätig in einen kühl bleibenden Behälter abfließt und wieder verwandt werden kann; die Spirituserſparnis iſt dadurch ca. 50 %. — Ferner iſt das Kochen mittels dieſer Apparate infolge billigen Heizeffektes durch die bedeutende Erſparnis an Spiritus allen anderen Kochern gegenüber, Gas und Petroleum inbegriffen, vorzuziehen; bekannt iſt außerdem, daß das Kochen auf Spiritus am reinlichſten, ſchnellſten und bequemſten iſt, ganz beſonders aber auf Ottos Patent-Spirituskochern, weil im Innern ein Asbeſtdocht, der gänzlich unverbrennbar iſt, angebracht iſt, der Spiritus alſo niemals flüſſig im Apparat brennt, ſondern nur am Asbeſtdocht, der den Spiritus aufſaugt, eine Exploſion iſt demnach gänzlich ausgeſchloſſen. — Die Handhabung iſt folgende: Der Spiritus wird in den ſeitlich am Oberteil angebrachten Behälter gegoſſen, bei Bedarf öffnet man nun das bei c angebrachte Ventil und fließt durch dieſes der Spiritus in den Brennraum; die Flamme wird dann durch die Schraube bei d reguliert, und nach der Benutzung ebenfalls durch d gelöſcht, der übriggebliebene Spiritus fließt dann in den unteren Behälter des Apparates und kann nach Belieben am Ventil c abgelaſſen werden. Bemerkt ſei noch, daß jedes beliebige Gefäß auf dem Apparat benutzt werden kann. Derſelbe wird mit einer Kochöffnung zum Preiſe von M. 6,50 und mit zwei Kochöffnungen, alſo um zwei Gefäße zu gleicher Zeit darauf ſetzen zu können, zum Preiſe von 15 M. gefertigt.

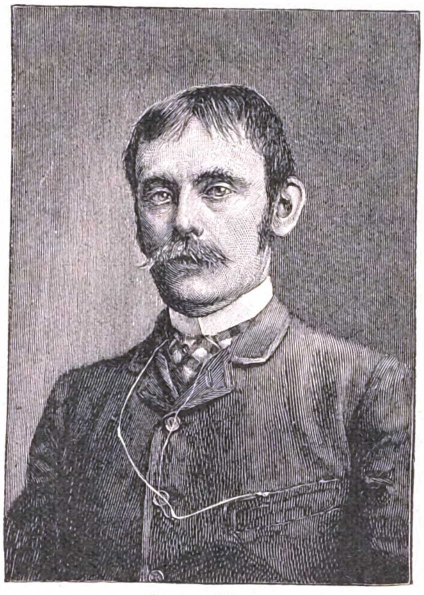


Spiritus-Kochapparat.

Patentierte Petroleum-Sicherheitskanne. Die faſt täglich ſich wiederholenden Unglücksfälle, welche durch Unvorſichtigkeit beim Gebrauch der bisher vorhandenen Petroleumkannen ſich ereignen, haben vielfach zu Bedenken Veranlaſſung gegeben, und iſt es nicht ohne Bedeutung, unvernünftiges Dienſtperſonal mit derartigen Kannen hantieren zu laſſen, weiß man doch aus Erfahrung, wie leicht eine in Brand geratene Petroleumkanne eine ganze Wohnung in Feuer bringen und Menſchenleben gefährden kann. Es kann deshalb die Herſtellung einer neuen Petroleumkanne, bei welcher jede Gefahr abſolut ausgeſchloſſen, als geradezu epochemachend bezeichnet werden und iſt es beinahe Pflicht einer jeden Hausfrau, dieſes unumgänglich notwendige Hausgerät zur eigenen Sicherheit anzuſchaffen. Eine ſinnreich am Ausguß der Kanne angebrachte patentierte Vorrichtung ermöglicht es, daß das Petroleum direkt aus der Kanne in die hell lodernde Flamme gegoſſen werden kann, ohne eine Exploſion herbeizuführen; durch den an der Tülle auf der Abbildung ſichtbaren Bogen, ſowie infolge des kleinen Kniees ſtößt ſich das ausfließende Petroleum und kann von einer hineinſchlagenden Flamme nicht erfaßt werden. Ebenſo iſt ein Ueberfüllen des Petroleums beim Eingießen, ſobald der Ausguß bis an das vorſtehende Häkchen in den zu füllenden Behälter geſenkt wird, unmöglich, was beſonders für beſſere Tiſch- oder Hängelampen, die ein undurchſichtiges Baſſin haben, von großer Wichtigkeit iſt. Es iſt ſomit hier ein Hausgerät geſchaffen, welches durch das Abwenden jeglicher Gefahr ſelbſt bei unvorſichtigſter Behandlung ſich gewiß bald in jedem Haushalte als unentbehrlich einbürgern wird; beim Gebrauch der Kanne iſt nur darauf zu achten, daß nach dem Füllen der Verſchluß feſt aufgeſchraubt wird. — Die patentierte Petroleum-Sicherheitskanne wird in drei Größen gefertigt und zwar von ca. 2 Liter zu 2,75 Mark, 3 Liter zu 3,50 Mark und 5 Liter zu 4 Mark pro Stück. Bezugsquelle ſämtlicher drei Neuheiten **Karl Hirſch & Co**, Etabliſſement für Kücheneinrichtung, Berlin W, Leipzigerſtraße 114.



Petroleum Sicherheitskanne.


Dr. Karl Peters.
(Nach einer Photographie von Carl Günther in Berlin.)

Dr. Karl Peters.

Doktor Karl Peters iſt jetzt wieder nach Deutſchland zurückgekehrt und der energiſche, mutige Mann, der in glühendem Patriotismus Leben und Vermögen daran ſetzte, Deutſchland ein großes Kolonialreich in Oſtafrika zu erwerben, wird mit Recht als Sieger gefeiert, wenn auch das deutſch-engliſche Abkommen den größten Teil ſeiner Eroberungen zunichte machte. Es iſt ein tragiſches Geſchick, das dieſen Mann verfolgt, aber nichtsdeſtoweniger gebühren ihm die Ehren, welche Deutſchland ihm jetzt erweiſt, und eine große Zukunft thut ſich für den tapferen Gelehrten und Reiſenden auf. Eine ausführliche Würdigung der Reiſen, Kämpfe, Forſchungen dieſes Mannes ſoll einem umfangreicheren Artikel vorbehalten bleiben. Für heute wollen wir unſeren Leſern nur ein ſehr naturgetreues Bild des berühmten Reiſenden vorführen und dies Porträt mit einigen Worten umrahmen. Es iſt jetzt knapp ein Jahr vergangen, ſeit Doktor Peters von Witu aufgebrochen, nachdem er die Ränke und Hinderniſſe der Engländer, die ſeine Expedition verhindern wollten, durch Schlauheit und Entſchloſſenheit wenigſtens teilweiſe überwunden hatte. Seine Reiſe ging durch das Land der wilden Maſſai auf einem Wege, der Stanley zu gefährlich ſchien, als es ſich um die Wahl des Marſches zu Emin Paſcha handelte. Es gelang Peters, wenn auch mit ſchweren Opfern, an den Viktoria Nyanza zu gelangen und dort griff er thatkräftig ein, als König Mwanga von Uganda ſeine Hilfe gegen die Araber erbat. Es gelang Doktor Peters, Ordnung und Ruhe in dem furchtbar verwüſteten Lande zu ſtiften und mit dem Könige Verträge zu ſchließen, die Handelsfreiheit und ſicheren Verkehr für die europäiſchen Kaufleute zugeſtanden. Doktor Peters hatte ſicherlich den Plan, die fruchtbaren Gebiete am Nordufer des Viktoria Nyanza durch ſeine raſtloſe Thätigkeit für Deutſchland zu gewinnen. Er ſtand am Ziele ſeiner Beſtrebungen — da entriß ihm der deutſch-engliſche Vertrag den Erfolg. Trotz dieſes Fehlſchlages müſſen wir in Doktor Peters den Schöpfer des deutſchen oſtafrikaniſchen Kolonialbeſitzes verehren. Im Jahre 1856 geboren, iſt der kühne Reiſende jetzt erſt 34 Jahre alt und ſteht demnach noch im beſten Mannesalter. Es iſt noch viel von ihm für unſere kolonialen Angelegenheiten zu erwarten.

Der geſtirnte Himmel im Dezember.

Um die Mitte des Monats gegen 10 Uhr abends ſind folgende Sternbilder ſichtbar. Im Meridian ſtehen von Nord nach Süd: Stier, Perſeus um

Zenith), der kleine Bär, ein Teil des Drachens. Links vom Meridian im Süden: Haſe, großer und kleiner Hund, Orion, Stier, Fuhrmann, Zwillinge. Im Norden: Krebs, großer und kleiner Löwe, großer Bär, oberer Teil des Bootes. Rechts vom Meridian nördlich: Leier, Schwan, Drache, Kepheus, Kaſſiopeia, Pegaſus. Im Süden: Pegaſus, Fiſche, Walfiſch, Widder, Andromeda, Perſeus.

Am 3. Dezember ſteht der Mond in ſeiner Erdferne, am 4. tritt das letzte Viertel ein, am 12. iſt Neumond, am 14. Mond in Erdnähe, am 18. erſtes Viertel, am 26. Vollmond, am 31. ſteht der Mond in Erdferne.

Am 11. ereignet ſich eine totale Sonnenfinſternis, von der jedoch bei uns nichts zu ſehen iſt, da die Sonne ſich hier unter dem Horizont befindet. Sie wird dagegen in Neu-Seeland, auf dem größeren ſüdlichen Teile Auſtraliens, im Indiſchen Ozean und in den ſüdlichen Polargegenden, bei ihrem Beginn auch teilweiſe auf Madagaskar zu ſehen ſein.

Merkur kann nur am Schluſſe des Monats als Abendſtern geſehen werden, am 28. ſteht er in größter öſtlicher Elongation der Sonne. Venus wird Morgenſtern und kann am Schluſſe des Monats kurze Zeit vor Sonnenaufgang geſehen werden. Mars geht ſchon vor ½9 Uhr abends unter. Jupiter iſt auch nicht gut mehr zu ſehen, denn er geht anfangs um 8, ſchließlich ſchon um 7 Uhr abends unter. Saturn wird allmählich beſſer ſichtbar, geht zu Ende des Monats um 10 Uhr abends auf.

Am 21. tritt die Sonne in das Zeichen des Steinbocks, es beginnt für die nördliche Erdhälfte der Winter. Am 31. um 8 Uhr abends erreicht die Erde ihren Sonnennähepunkt.

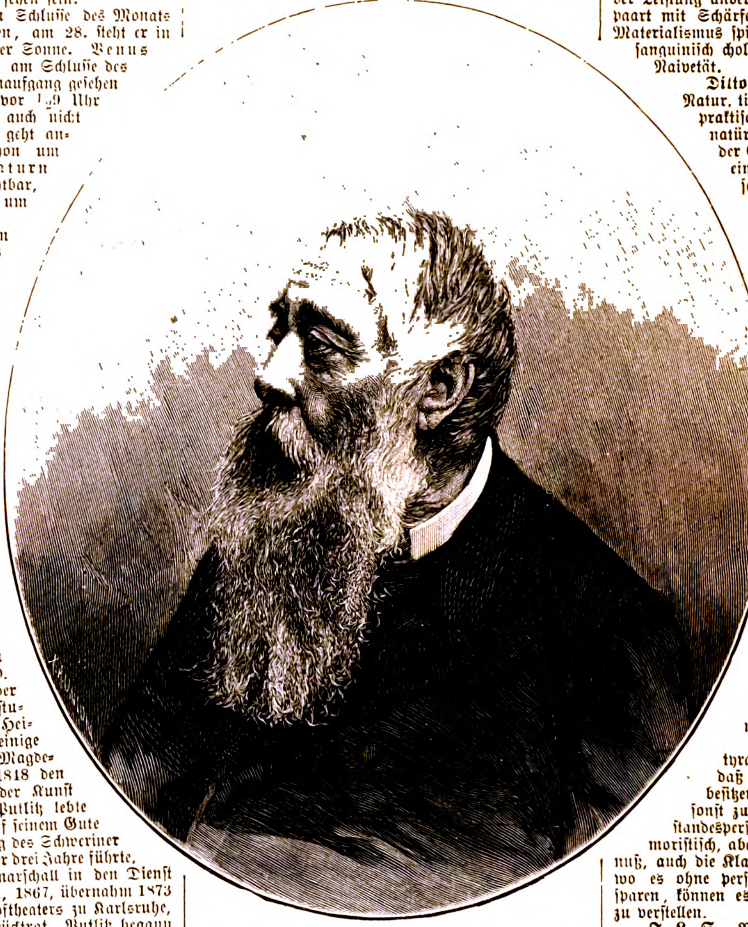
Guſtav, Edler zu Putlitz.

Am 3. September ſtarb zu Retzien Guſtav, Edler zu Putlitz, der, wenn auch nicht zu den großen weltbewegenden Geiſtern gehörend, doch ein Dichter geweſen, welcher Tauſende durch ſeine geiſtreichen, feinen Luſtſpiele erheitert, durch poetiſche Erzählungswerke erfreut und erhoben hat. Guſtav Heinrich Gans, Edler zu Putlitz ward geboren am 20. März 1821 auf Retzien in der Weſtpriegnitz (Mecklenburg), ſtudierte ſeit 1844 in Berlin und Heidelberg die Rechte, war darauf einige Zeit bei der Regierung in Magdeburg beſchäftigt und verließ 1848 den Staatsdienſt, um ſich ganz der Kunſt und Litteratur zu widmen. Putlitz lebte abwechſelnd auf Reiſen und auf ſeinem Gute Retzien, bis er 1863 die Leitung des Schweriner Hoftheaters übernahm, welche er drei Jahre führte, und darauf trat er als Hofmarſchall in den Dienſt des Kronprinzen von Preußen, 1867, übernahm 1873 die Generalintendantur des Hoftheaters zu Karlsruhe, von welchem Amt er 1888 zurücktrat. Putlitz begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit kleinen einaktigen Luſtſpielen, er wählte zu dieſen Stoffe aus den hohen Geſellſchaftskreiſen und die reizvollen Stücke dieſer Periode, wie „Das Herz vergeſſen“, „Badekuren“, „Familienzwiſt und Frieden“, „Der Salzdirektor“, erlebten viele Aufführungen und ſind noch heute beliebt. Großen Erfolg hatte auch des Autors Märchenſtrauß „Was ſich der Wald erzählt“. Aehnliche Schöpfungen ſind „Vergißmeinnicht“, „Lona“. In der Tragödie wollten Putlitz keine rechte Lorbeeren erblühen. Dagegen fanden die Luſtſpiele „Das Teſtament des Großen Kurfürſten“, ſowie „Spielt nicht mit dem Feuer“ glänzende Aufnahme. Der Dichter war ſehr fruchtbar. Er ſchuf eine ganze Reihe von Schauſpielen, unter denen „Don Juan von Auſtria“ und „Waldemar“ die bekannteſten geworden. Dann verdanken wir dem Dahingeſchiedenen viele anmutige und ſtimmungsvolle Novellen, die wie „Das Frölenhaus“, „Eiſen“, „Die Alpenbraut“ und „Walpurgis“ durch Erfindung und edle Ausführung intereſſieren und befriedigen; auch Romane ſchrieb Putlitz und eine vortreffliche Selbſtbiographie: „Mein Heim“, die kulturgeſchichtlich wertvoll iſt. Ueberblickt man die Thätigkeit dieſes Schriftſtellers, ſo tritt überall eine edel angelegte, feingeiſtige Natur uns entgegen, formgewandt, farbenfriſch den Lichtſeiten des Lebens zugewandt und beſeelt von dem Streben, nur Gutes, Echtes, Wahres zu geben. Ein liebenswürdiger Dichter, deſſen reiner Seele und gutem Herzen nur Produkte ſolcher Grundſtimmung entſtammten, die unterhalten, erheitern, emporheben wollten, Tauſenden Freude und Genuß bereiteten und das Andenken an dieſen feinſinnigen Poeten lange wach erhalten werden.

Auf dem Berge.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Der Hauch der Friſche, des Friedens, der Ruhe, fern von den Leidenſchaften der jagenden, ringenden, kämpfenden Menſchheit, weht aus dieſem Bilde Lindenſchmits uns wohlthuend an. Wir befinden uns an einem Hochſommertage hoch oben in den Bergen der Alpen. Während unten ſchwüle Hitze laſtet, iſt hier die Luft leicht, klar, ſonnendurchwärmt und ab und zu von einem kühlen Winde, der aus ſchneeerfüllten Thalmulden kommt, bewegt. Zwei Hirtenbuben haben ein Feuer angezündet, um ein paar Handvoll Kartoffeln ſich zu kochen, neben einer Schale Milch ihre einzige Tagesmahlzeit. Der ältere Bube macht einen Rauchverſuch aus einem kleinen Pfeifchen und ſein junger Kollege und deſſen Schweſter ſchauen eifrig und mit Spannung dem kühnen Beginnen zu. Die tiefſte Stille herrſcht ringsum. Kein Laut am Himmel und auf Erden iſt hier vernehmbar, nur das Bächlein vom Brunnen ſprudelt klingend über das Geröll und ein Zweig des brennenden Feuers kniſtert mitunter. — Köſtlicher ſonniger Frieden des Hochgebirges, erquickend Leib und Seele. — Wer von uns möchte nicht dort hinauf fliehen aus dem dumpfen, aufreibenden Treiben der Städte und bei der kleinen, ſtillen Geſellſchaft dort oben um das Feuer liegen und abſtreifen allen Wuſt und alle Pein unſeres raffinierten Luxuslebens. — Nun, im Bilde wenigſtens können wir durch die Zaubermacht der Kunſt dieſe Idylle hier mitgenießen.



Guſtav, Edler zu Putlitz.
(Nach einer Photographie von Oskar Suck, Kunſtverlag in Karlsruhe.)

Graphologiſche Antworten.

Luiſe Z., W. So ſchwer es der Dame fällt, aus ſich herauszutreten, ſo lebt ſie doch mehr für andere als für ſich, hat einen feinen Sinn, iſt meiſt ſehr ſparſam, hat Freude am Widerſpruch und iſt ſcharf und ohne Milde im Urteil. Das Naturell iſt gereizt und lebhaft, der Verſtand klar, zwiſchen beiden gibt es oft Kampf, der die Dame ſchroffer erſcheinen läßt, als ſie eigentlich iſt.

Demonſtrator. Schönheitsgefühl, Verſtändnis für Kunſt und Wiſſenſchaft — guter Blick für Details, viel Lucidität des Geiſtes, kühler, aber ſtarker Charakter und dennoch hie und da Vorſichtigkeit. Stolz, auch etwas ſelbſtbewußt — nicht ohne Geldliebe. Wohlmeinenheit und Herzensgüte, ſcharfes Denkvermögen.

B. H. in Hamburg I. (Tante Bertha.) Etwas Widerſpruchsgeiſt und Mißtrauen infolge gemachter Erfahrungen. Es iſt ein wenig Selbſtbewußtſein in dieſer Schrift, Empfindlichkeit und Aengſtlichkeit, Träumerei. Doch iſt die Stimmung wechſelnd und die Dame kann ſehr heiter ſein. Ihrem übrigens klaren Urteile fehlen Milde und Weichheit.

Ditto II. (Männe und Alma.) Stolz vergleichender Art, recht beſtimmter Wille, Anerkennung der Leiſtung anderer und viel Gerechtigkeitsſinn, gepaart mit Schärfe und Feinheit des Geiſtes. Der Materialismus ſpielt da keine Rolle, dafür aber das ſanguiniſch choleriſche Temperament. Wahr, ſelbſt Naivetät.

Ditto III. (Th. H.) Ruhige, überlegte Natur, tiefes, inniges Gemüt, lauteres Herz; praktiſches, verſtändiges Weſen, einfaches natürliches Benehmen, Zuverläſſigkeit der Gefühle in Liebe und Freundſchaft, einfache Bildung, Ehrlichkeit, Beſcheidenheit.

A. E. in Sachſen. Krankhafte Empfindlichkeit, heftig aufbrauſend, leidenſchaftlich, ohne Selbſtüberwindung. Unzufriedenheit, ohne klares Urteil und grenzenlos lebhafte Phantaſie. Wütender Haß, auch leidenſchaftliche Liebe, aber keine Sinnlichkeit; auch keine Energie. Recht und Vernunft kommen nicht zur Geltung.

Ditto Nr. 2 (Damenſchrift). Taktvoll, feinfühlig, von tiefem Gemüt und logiſchem Denkvermögen. Fügſam, geſchmeidig, mehr Zart- als Kraftgefühl. Da und dort eigenſinnig.

L. Sch. in Nürnberg. Ein ſtolzer, ſtarker Charakter, ſehr wohlmeinend, auch milde, aber nicht ſehr geſelliger Natur. Es iſt große Wahrheitsliebe und Loyalität vorhanden, aber das Schweigen verſteht der Schreiber doch. Er iſt den Stimmungen unterworfen, an weite Verhältniſſe gewöhnt aber ſparſam, etwas mißtrauiſch, ehrgeizig ꝛc. ꝛc.

Mina aus **F.** Kleine Haustyrannin! Ihnen kommt es zu gute, daß Sie mehr Zart- als Kraftgefühl beſitzen, das Pantoffelſchwingen könnte ſonſt zu energiſch ausfallen. Sie ſind Verſtandesperſon, ehrgeizig, klug, gewandt, humoriſtiſch, aber ſehr wahr. Sie lieben den Genuß, auch die Klarheit, Sie geben gerne, namentlich wo es ohne perſönliche Opfer geht, Sie möchten ſparen, können es nicht und Sie ſind unfähig, ſich zu verſtellen.

J. L. S. Manchmal nehmen Sie den Mund etwas voll. Sie haben guten Geſchmack, ſind verſchwenderiſch, haben vornehme Liebhabereien. Milde und Weichheit fehlen ſowohl als auch weitgreifende Handlungen und Energie. Zwar wiſſen Sie gut, was Sie wollen, ſind auch eigenſinnig, aber ein Kind des Augenblickes. Sie lieben eine gute Tafel und können ſehr heftig, doch nie brutal ſein.

N. Gaderipolu in **Gorkau.** Sie lieben Neckereien, ohne eine Spur von Böswilligkeit, und bleiben gerne an Details hängen; auch iſt Entſchloſſenheit nicht Ihre Sache. Die Freuden dieſer Welt wiſſen Sie zu ſchätzen, haben aber einen ausgeſprochenen Familienſinn und dabei eine große Doſis von Egoismus für ſich und die Ihren. Nach außen ſind Sie ziemlich mißtrauiſch und zurückhaltend. Sie haben Erwerbsſinn, guten Geſchmack, lieben den Komfort, ſind praktiſch verſtändig, liebenswürdig, etwas eitel und ſelbſtbewußt — wahr, ſelbſt naiv, etwas originell — auch lebhaft.

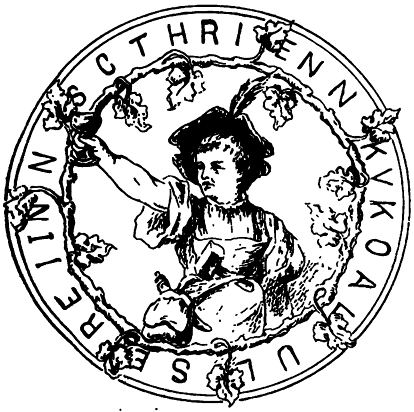
⁂

Des großen Andranges wegen müſſen unſere Urteile im Blatte ſehr kurz gehalten ſein. Dagegen iſt unſer Graphologe (L. Meyer, Grapholog, Ragaz, Schweiz) bereit, direkt per Poſt ausführliche Charakterbilder auszuarbeiten. Honorar 3 Mark.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Bilderrätſel.

Trinkerſpruch.


S C T H R I E N N K V K O A L U S E R E I I N I N

Dechiffrier-Aufgabe.

Tafoti popefo Pafopepi gafotifegugotefoku tapegugu,
Pogokiki kipefo tegoti pafi getifake gafotitigofekokepi:
Pofoti gafotifegugotefo kipekoke kufiti kifogutokipi.
Pogokiki foti kipefo kupekokepi tifokokepi tefototigofikokepi.
Guputegofi.

Buchſtabenrätſel.

Zwei Konſonanten nimm einmal
Und füge ſie zu einer Zahl,
Doch ſo indes, ich möchte bitten,
Daß letzt're ſtehet in der Mitten,
Alsdann mit Mauern, Turm und Thor
Steigt vor dir eine Stadt empor.

Durch hohen Kunſtfleiß weit und breit
Iſt ſie berühmt ſeit alter Zeit,
Auch weiß von einem werten Helden
Sie ſchaurig-düſt're Mär zu melden:
Der fiel, wie alt und jung bekannt,
Allhier dereinſt durch Mörderhand.

Rätſel.

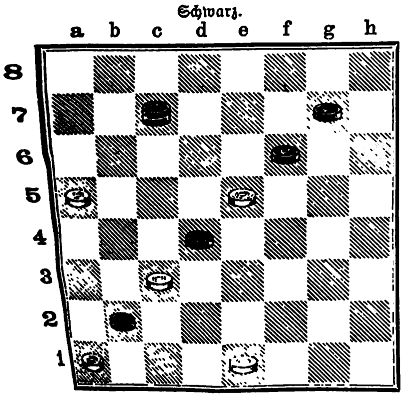
Ein Götze, den Aegyptenland
Anbetend einſt verehrt;
Längſt hat die Zeit mit ſtarker Hand
Sein Heiligtum zerſtört.

Ein Götze auch, doch andrer Art,
Erſcheint das Wort uns jetzt,
Wenn ſich mit ihm ein Zeichen paart,
Das klug voran man ſetzt.

Ihm dient ſo mancher ſchlechte Mann,
Von ſchnödem Geiz bethört,
Und manches Herz ſein Klang gewann,
Das ſich von Gott gekehrt.

Damespiel-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Rätſel.

Das erſte iſt ein Feind der letzten beiden,
Denn ſeine Näh' bewirket ihren Tod,
Jedoch den Menſchen bringt es Winterfreuden,
In mancher ſchweren Krankheit thut es not.
Das zweite Silbenpaar freut ſich des Lebens
Im Sommer in dem Wald, auf grüner Flur,
Im Winter aber ſucht ihr es vergebens,
Da könnt ihr ſehen es im Zimmer nur.
Zum Ganzen alle Silben nun vereinet,
Siehſt du's an Fenſterſcheiben ſchnell entſteh'n
Im Winter, — wenn jedoch die Sonne ſcheinet,
Muß ebenſo ſchnell wieder es vergeh'n.

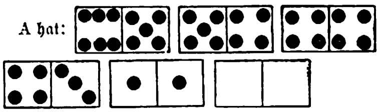
Charade.

Die beiden erſten ſenken ſtumm herab
Ihr ſchwank' Geäſt auf manches ſtille Grab;
Die dritte lenkt durch Töne himmelwärts
Noch mächtig heute aller Hörer Herz.
Das Ganze aber zog durchs weite Land,
Ein Mann, dem Kreuz und Minne wohlbekannt,
Des Harfe laut des Herzens Sehnſucht pries
Nach Erdenluſt — und Himmelsfrieden ſüß.

Domino-Aufgabe.

A, B, C und D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine mit zuſammen 36 Augen bleiben verdeckt im Talon. D hat auf ſeinen Steinen 11 Augen mehr als B und 4 Augen weniger als C.

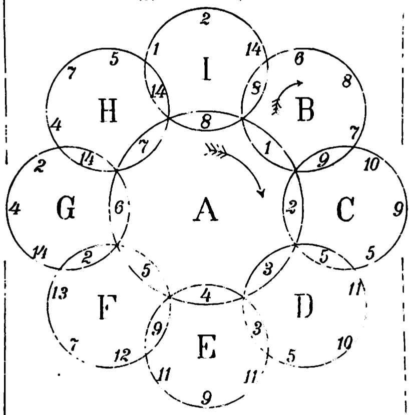
A hat:



A ſetzt Doppel-Vier aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der vierten Runde mit Fünf-Vier an Fünf ſperrt. D muß bei der zweiten Runde paſſen, die andern Spieler können ſtets anſetzen. B behält auf ſeinen Steinen 6, C 19 und D 17 Augen übrig.

Die zwölf Steine der Partie zählen 88 Augen. Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielten B und C übrig? Wie war der Gang der Partie?

Kreisrätſel.



Die Ziffern ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß in den Kreiſen bekannte Wörter entſtehen. Dieſelben bedeuten: A: Rolle aus Shakeſpeares „König Lear“, B: Seeſtadt in Frankreich, C: ein europäiſches Gewäſſer, D: einen deutſchen Dichter, E: einen römiſchen Feldherrn, F: Bewohner der amerikaniſchen Polarländer, G: große Stadt in Europa, H: Land in Aſien, I: Stadt in Italien. — Die Anfangsbuchſtaben zu den Wörtern der äußeren acht Kreiſe enthält der mittlere Kreis A.

Whiſt-Aufgabe.

A ſpielt mit dem Strohmann (C). Noch acht Karten in der Hand

A hat: Pique-Bube, Pique-7, Pique-6, Pique-5, Pique-4, Carreau-Dame, Carreau-10, Carreau-8.

B hat: Treff-10, Treff-9, Treff-8, Treff-6, Pique-10, Pique-9, Pique-8, Carreau-4.

C hat: Treff-5, Treff-3, Treff-2, Pique-Aß, Pique-König, Pique-Dame, Carreau-6, Carreau-5.

D hat: Treff-König, Treff-7, Pique-3, Pique-2, Coeur-8, Carreau-Bube, Carreau 9, Carreau-7.

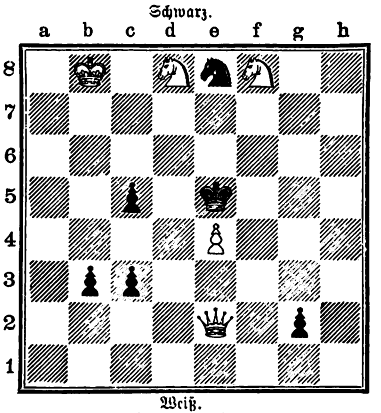
Carreau iſt Atout. Den erſten Stich hat B genommen, die nächſten vier Stiche A.

Wie muß A ſpielen, um Klein-Schlemm zu machen?

Schachaufgabe Nr. 79.

Von Karl Fiala in Prag.

Schwarz.



Weiß.
(5 + 6 = 11.)
Weiß zieht an und ſetzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LXXI.

Von C. Hill in London.

Weiß: Kf1. Dg5. Th4. Sa3, g2. Bf3, f4.
Schwarz: Kd1. Td8. La7. Sb2, e8. Bc3, c7.
Weiß zieht an und ſetzt in zwei Zügen matt.

Löſung von Nr. 78.

1. Tc4 — c5	Kd6 — c5:
2. Ta4 — a5 +	K beliebig
3. Lg5 — d2, d8, f4 oder f6 ≠.	
1.	Kd6 — e5
2. Ta4 — e4 +	nebſt
3. Lg5 — e7 ≠.	
1.	d3 — d2
2. Lg5 — e7 +	Kd6 — e5
3. Ta4 — e4 ≠.	

Löſung von Nr. LXX.

1. Tb7 — b2	Kc3 — b2:
2. Sc5 — d3 ≠.	
1.	La1 — b2:
2. Sc5 — b3 ≠.	
1.	Kc3 — d2
2. Sc5 — b3 ≠.	
1	Kc3 — c4
2. Ebenſo.	

Rätſel.

Mein erſtes ruht, geborgen gut,
Im Schoß der blauen Meeresflut;
Mein zweites, oft bedeckt mit Schnee,
Steigt ſtolz empor zur Wolkenhöh'.
Das Ganze iſt, willſt du's ergründen,
Als Städtlein in der Mark zu finden.

Auflöſungen zu Heft 2, S. 191.

Hieroglyphen: Die Bittende erreicht mehr als die Stolze **Dreiſilbige Charade:** Nachtlager. **Silbenrätſel:** Jura (**Jude, Graf**). **Rätſel:** Gelegenheit — Gegenteil **Arithmogriph:** Braunſchweig, Rabe, Raab, Grau, Hagar, Arbor, Schwein, Nahe, Ubu, bei, Naſe, Raub, Ach, Schraube, Wagen, Greis, Sage, Birne. **Röſſelſprung:**

Keins von allen.

Wenn du dich ſelber machſt zum Knecht,
Bedauert dich niemand, geht's dir ſchlecht;
Machſt du dich aber ſelbſt zum Herrn,
Die Leute ſeh'n es auch nicht gern;
Und bleibſt du endlich wie du biſt,
So ſagen ſie, daß nichts an dir iſt.

Auflöſung der Skataufgabe Nr. 53.

Im Skat liegen Treff-Aß, Treff-7.

B hat den Treff-Buben und noch einen andern, z. B. den Coeur-Buben, außerdem Carreau-Aß und entweder in Pique oder in Coeur Aß, 10, König, Dame (in der andern Aß, 10, König), z. B. Pique-Aß, 10, König, Dame, Coeur-Aß, 10, König.

Erſter Stich: Treff-9, Carreau-Aß, Carreau-10.

Zweiter Stich: Carreau-8, Coeur-Aß, Carreau-7.

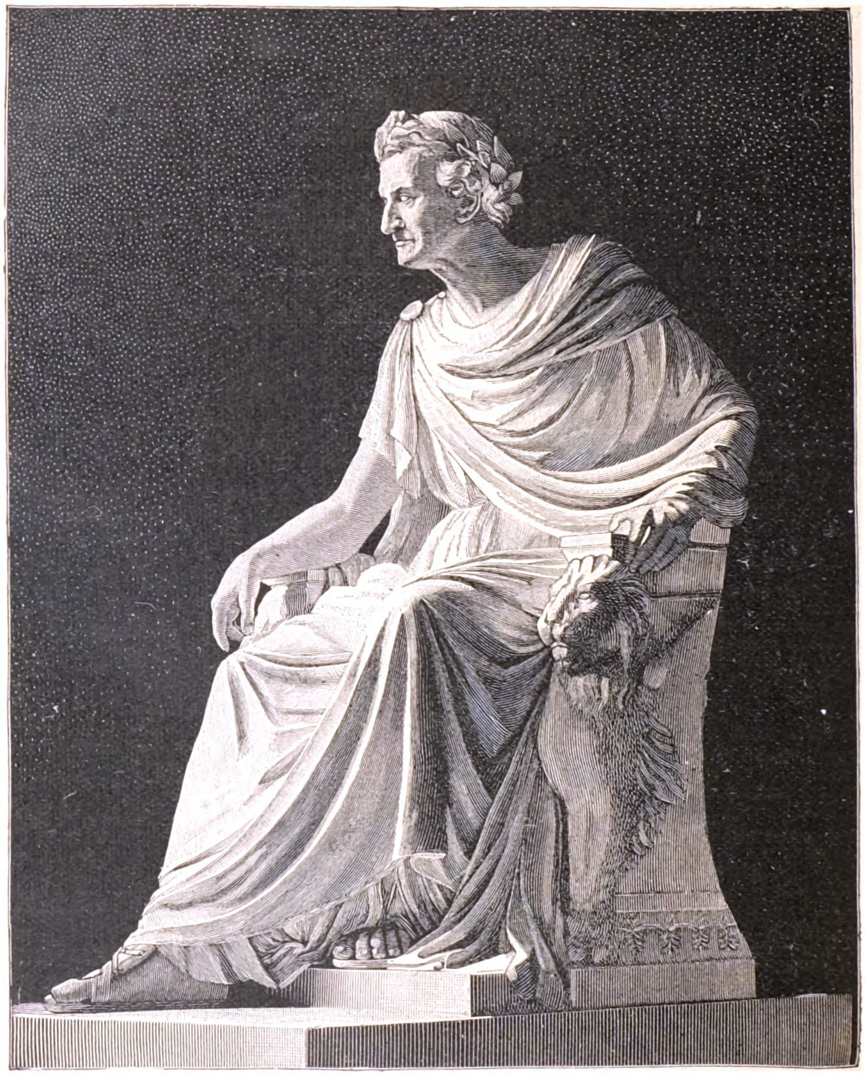
Dritter Stich: Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Bube.

A macht alle übrigen Stiche bis auf den letzten. Im zehnten Stich hat B Treff-10, Treff-Bube und eine leere Karte von C.

A hat nun 97, B 12 Points.

Das Denkmal König Ludwigs I. von Bayern.

Im Anſchluß an die hundertjährige Geburtstagsfeier König Ludwig I. von Bayern beſchloß die bayriſche Volksvertretung dem kunſtſinnigen Monarchen ein Denkmal in der von ihm ſelbſt geſchaffenen Walhalla bei Regensburg zu ſetzen. Dieſes Denkmal, das wir hier im Bilde wiedergeben, iſt am 25. Auguſt 1890 in Gegenwart des Prinzregenten Luitpold und des ganzen königlichen Hofes feierlich enthüllt worden. Ludwig I. hatte ſchon als Kronprinz zur Zeit der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands den Plan gefaßt, einen Tempel deutſcher Ehren zu errichten und darin in Marmor die Bildniſſe berühmter Deutſcher aufzuſtellen und am 18. Oktober 1812 wurde dann auch auf einem Berge an der Donau bei Regensburg der herrliche in ſchönſtem griechiſchem Stil erbaute Tempel eingeweiht. Es haben bis jetzt 102 Marmorbilder in der Ruhmeshalle Platz gefunden, als letztes das Kaiſer Wilhelms I. als Begründer des Deutſchen Reiches. Jetzt hat nun König Ludwig I. ebenfalls in dem Tempel Einzug gehalten und dieſer Monarch verdient dieſen Ehrenplatz, als ein echt deutſcher Fürſt, der durch Beförderung von Kunſt und Wiſſenſchaft unſterblichen Ruhm ſich erworben. Verdankt doch München als erſte deutſche Kunſtſtadt dieſe Stellung einzig dem energiſchen unermüdlichen Wirken Ludwigs I. Das eigenartige ſchöne Denkmal iſt von Ferdinand v. Miller in München ausgeführt und darf als ein Meiſterwerk der Plaſtik bezeichnet werden. Der Künſtler hat als Knabe häufig Gelegenheit gehabt, den König, der im Hauſe ſeines Großvaters, des berühmten Erzgießers, viel verkehrte, zu ſehen und daher gelang es F. v. Miller, eine ſo feine und geiſtvolle Charakteriſtik des Monarchen zu ſchaffen. Beharrlichkeit, fürſtliche Hoheit und ernſte Freundlichkeit waren das Ideale und Romantiſche im Weſen des Fürſten, all das iſt in den Geſichtszügen und der Haltung des Marmorbildes vortrefflich zum Ausdruck gebracht. Wir ſehen den König auf einem Thronſeſſel, den zwei Löwen ſtützen, dem Eingange der Walhalla gegenüber leicht vorgebeugt daſitzen, gewiſſermaßen den Eigentümer des Hauſes und Vorſitzenden dieſer erlauchten Verſammlung verſinnbildlichend. Dem griechiſchen Stil des Erbauers entſprechend trägt der König eine ideale antike Gewandung, um die fein ausgearbeitete, durchgeiſtigte Stirn ſchlingt ſich der Lorbeer.


Das Denkmal König Ludwigs I. von Bayern in der Walhalla bei Regensburg.

Belgiſche Maas-Befeſtigungen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Frage der Maasbefeſtigungen für den Fall eines franzöſiſchen Angriffs von dieſer Seite her auch für die deutſche Heeresleitung hat, dürften die folgenden Notizen nicht unwillkommen ſein.

Die Leitung der Befeſtigungsarbeiten iſt in die Hände des Generals Brialmont gelegt. Die entſprechende Zahl von Genieoffizieren aber, die ihm beizugeben wäre, iſt noch nicht gefunden, trotzdem die ſonſtigen Dienſtleiſtungen des Geniewesens auf ein Minimum beſchränkt wurden; für den Bau ſehr wichtiger Forts hat man teilweiſe auf die jüngſten Lieutenants zurückgreifen müſſen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man ſich ſchließlich genötigt ſieht, auch Zivilingenieure zu den Arbeiten heranzuziehen.

Nach den erſten Studien hat das Geniekorps indes doch ſchon definitiv die Plätze für jene Forts beſtimmt, welche der Generalſtab ſchon früher als von hervorragend ſtrategiſcher Bedeutung erkannt hatte, und es iſt das von General Brialmont entworfene horizontale Muſterfort dem bezüglichen Terrain angepaßt. Zu derſelben Zeit aber, wo an dem Bau des ideellen (noch von dem Kriegsminiſter in letzter Inſtanz zu genehmigenden) Forts gearbeitet wird, haben, von Genieſoldaten unterſtützt, die Staatsgeologen das Terrain rekognosziert, und dieſe Vorarbeiten werden, trotzdem das felſige Terrain ihnen große Schwierigkeiten bereitet, thunlichſt beſchleunigt. Sobald alle betreffenden Vorarbeiten erledigt ſind, wird zur Expropriation des bezüglichen Terrains geſchritten und werden die Bauobjekte den einzelnen Unternehmern zugeſchlagen werden; wenn beides geſchehen, kann der eigentliche Bau beginnen.

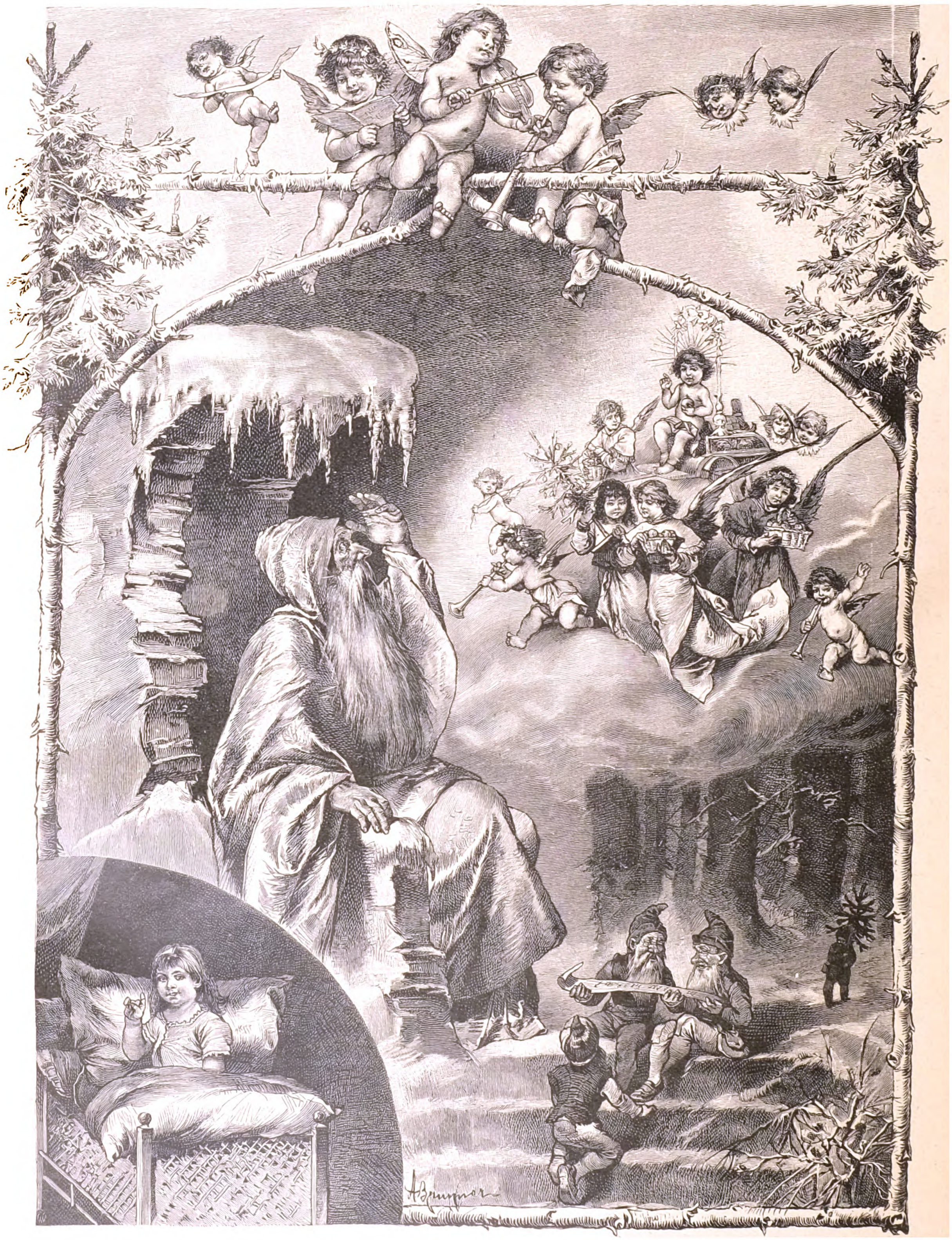
Zwei Typen werden an der Maas in Verwendung kommen, das große und das kleine Fort. Die Form wird ein Dreieck ſein und in der Mitte wird eine Fläche geſtampfter Erde die Kuppeln tragen, die, der Bedeutung des Werkes entſprechend, hier zahlreicher, dort weniger zahlreich ſind; bei Lüttich und Namur beiſpielsweiſe werden ſich Forts bis zu neun Kuppeln erheben und in dem maſſiven Teile des Betonbaues werden die Pulvermagazine und die Kommunikationen zum Kehlwerk liegen, wo die Garniſon untergebracht wird.

Die Seele der Verteidigung ſind die Kuppeln. Eine beſondere Kommiſſion von Genie- und Artillerieoffizieren, wieder mit dem General Brialmont an der Spitze, hat den Typus für ſie zu finden; in Belgien, Deutſchland und Frankreich iſt eine beſchränkte Konkurrenz ausgeſchrieben und die von den Induſtriellen eingereichten Projekte werden ſchon in der nächſten Zeit geprüft werden. Jede Kuppel ſetzt ſich aus dem den vorderen Teil deckenden Küraß, aus der Kappe für den oberen Teil und aus dem Mechanismus zuſammen; Geſtalt und Herſtellung dieſer Teile, ſowie das Syſtem für den Mechanismus ſind dem Ermeſſen der Konkurrenten anheimgegeben, die jedoch ein Werk herzuſtellen haben, welches den furchtbarſten Angriffswaffen der Gegenwart Widerſtand zu leiſten vermag. Nachdem man genau weiß, bis zu welcher Dichte das Metall von einer mit einer gegebenen Kraft geſchleuderten Kugel durchſchlagen wird und daß dieſe Dichte oft dem Kaliber des Geſchoſſes gleichkommt, wird das Metall des Vorderteils der Kuppel aus hartem Eiſenguß, das der Kappe wahrſcheinlich ebenfalls harter Eiſenguß oder gehämmertes Eiſen ſein. Alle Kanonen lagern unter der Kuppel, ihr Kaliber aber wird nach der von ihnen zu ſpielenden Rolle verſchieden ſein, verſchieden, je nachdem ſie für die Verteidigung aus der Ferne, oder für die Abwehr aus der Nähe beſtimmt ſind. Die der Verteidigung aus der Ferne dienenden Geſchütze ſind entweder lange Kanonen mit einem Kaliber von 10—15 cm und einer Tragweite bis zu 7000 m, oder Haubitzen, die teils auf 2500, teils auf 4000 m wirkſam ſchießen. Zur Verteidigung aus der Nähe werden ſchnellfeuernde Kanonen, thatſächlich Repetierkanonen, mit dem Kaliber der Feldgeſchütze verwendet. Ob die Lieferung der Geſchütze an Krupp, de Bange oder Cockervill vergeben wird, iſt noch unbeſtimmt, der Zielpunkt aber wird ein direkter ſein. Jedes Fort erhält einen elektriſchen Leuchtturm, um auch in der Nacht mit Sicherheit zielen zu können, und wenn freilich ſelbſtverſtändlich auch der Feind dadurch in den Stand geſetzt wird, ſeine Kugeln nach dem vom Beleuchtungsapparat erhellten Objekt zu ſenden, ſo iſt doch dieſer nicht gedeckt wie der Verteidiger. — Mauerwerk wird gar nicht in Verwendung kommen, ſondern nur große Maſſen ſehr harten Betons. Müſſen die Gräben in den Fels gehauen werden, ſo erhalten ſie nur eine Verkleidung von Zement, damit der Stein unter der Berührung mit dem Regen und der Luft nicht leide; werden ſie aber in beweglicher Erde gegraben, ſo haben ſie nur bis zum gedeckten Weg, weiter hinaus aber keine Verkleidung. Flankiert werden die Gräben von vertieften Seitengängen mit Rückbatterien, vom feindlichen Feuer nicht zu zerſtörenden Kaſematten.

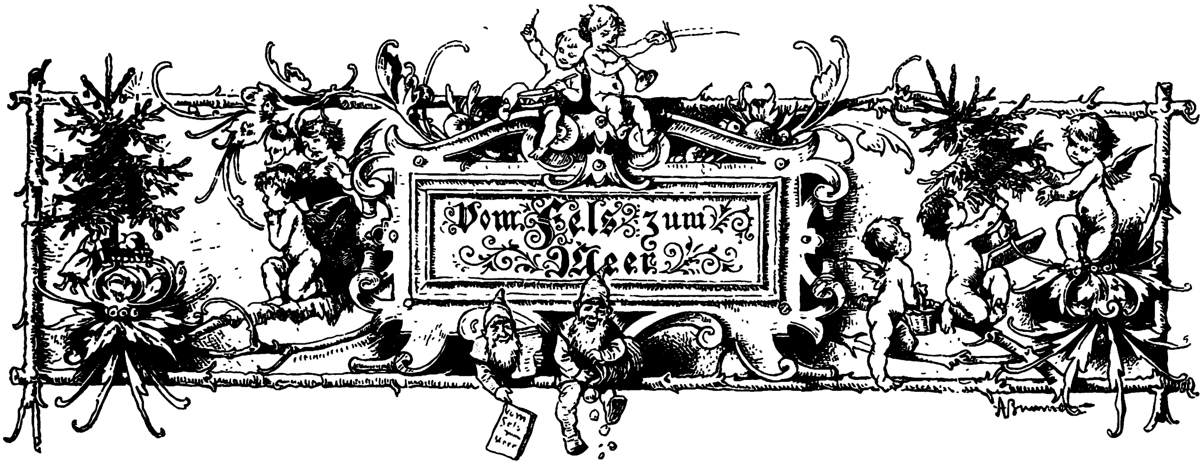
Für die Flankierung in den Forts von Lüttich und Namur ſind ſchnellfeuernde Kanonen in Ausſicht genommen, da ihre Tragweite nicht über den Umfang des Grabens hinauszureichen braucht, auch werden dort Mitrailleuſen zur Verwendung kommen, die in der Stunde 1005 Kugeln ſchleudern. Die Böſchung entfällt hier ganz und ebenſo die Rückſchanze.

Fügen wir noch hinzu, daß die ſämtlichen zu errichtenden Forts auch im Frieden ſich jederzeit in vollkommenem Verteidigungszuſtand befinden werden.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.



Weihnachtsmärchen. Von A. Brunner.



Weihnachtsſtimmen.

Von

H. Roſenthal-Bonin.

Die Bäume ſind entlaubt, das Feld iſt kahl. Ein grauer Himmel liegt trüb über der farbloſen Erde und ein ſeltſames ahnendes, erwartungsvolles Schweigen herrſcht in der ganzen Natur, als ob dieſe auf etwas lauſchte, als ob ein Ereignis bevorſtünde, das dieſem unbeſtimmten Dämmerleben plötzlich ein Ende machte. Einzelne Schneeflocken ſchweben ſtill, beinahe geiſterhaft vom Himmel, ſie vergehen in der Nähe der Erde. Es werden der Flocken mehrere, ſie kommen größer herab und ſetzen ſich auf die Ackerkrume. Es ſchneit, wirbelnd kommen die weißen Kryſtalle vom Himmel und ein weißer Schleier beginnt die Erde zu bedecken. — Grau und ſtill liegt der Himmel wieder über der Erde. — Dieſe hat ihr Angeſicht verändert und lauſcht nicht mehr, nicht mehr ſteht Feld und Wald wie in Erwartung da. Unter der weißen Schneedecke ſchläft friedenerfüllt das Gefilde, es ruht aus von der Schöpfungsperiode des Sommers, um im Frühling zu neuem Leben und neuem Schaffen zu erwachen. In der Luft aber hört man ein eigentümliches Klingen — es ſind die Eisnadeln, welche im Forſt aneinanderſchweben. Dem poetiſchen Gemüt und dem Kindesgeiſt ſcheint dieſes feine Tönen jedoch wie heiterer, feſttäglicher Klang, der vom Himmel kommend das nahende Weihnachtsfeſt kündet. In ſeinem Bettchen ſitzt das kleine Gretchen — die Sonne iſt durch graue Nebel gebrochen, dieſe ſchimmern jetzt weiß und kryſtallen, blitzend verſchwinden ſie und das Kind hört feine überirdiſche Muſik. Es ſieht den Winter ſitzen unter einem tiefverſchneiten Hang voll Eiszapfen. Er iſt ein großer alter Mann in grauer Kapuze mit weißem Bart, ſtill träumt er unter ſeinem Eisbaldachin und lauſcht auf die Muſik im Himmel wie Gretchen. Da öffnen ſich plötzlich die Wolken. Roſenrot ſchweben ſie jetzt am lichtblauen Firmament und auf ihnen ſitzen Engelein, die blaſen und geigen. Auf einem Wagen, hoch beladen mit geheimnisvollen Schachteln und Päckchen, thront das Chriſtkind. Jubelnd laſſen die Engel ihre Flöten und Trompeten ertönen, ſie umſchwärmen den Wagen und herunter geht deſſen Reiſe zur Erde. Dort hinten, wo ſchleierweiße Nebel Himmel und Erde zuſammenfließen laſſen, wird das Chriſtkind ankommen und empfangen werden von den Gnomen und Wichtelmännchen, die aus Felslöchern, Grotten und hohlen Bäumen hervorgeſchlüpft ſind und mit Geſang und Freudenrufen das Chriſtkind begrüßen und ihm helfen die Geſchenke im Wagen zu verteilen. Was das für ſeltſame kleine alte Kerle ſind mit ihren Lederwämschen und ihren Zipfelmützen, braun, grau und gelb wie die Erde und wie hell, luftig bekleidet, roſig und licht die Engelchen dagegen ausſchauen, welche jetzt in den Himmel wieder zurückkehren. So träumt das Kind und malt ſich die geheimnisvolle Ankunft der Geſchenke aus. — Tief in Schnee gehüllt liegt der Wald da. Kein Laut weit umher. Kein Vogel hüpft, kein Blatt ſchwebt hernieder. Die düſtere Tanne hat die Aeſte ſchwer niedergebeugt unter der Schneelaſt. Moos und Geſtein bildet einen weißen Sammetteppich mit kleinen Hügeln und Thälchen. Ein Fuchs ſchleicht jetzt lautlos und ſcheu am Felſen vorbei, er ſteht ſtill, ſpitzt die Ohren, lauſcht und wittert. Ein Geräuſch läßt ſich vernehmen. Es knarrt wie von ſchweren Tritten. Verſchwunden iſt der ſchlaue Räuber des Waldes und ein Mann wird unter dem Schneedach der Tannen ſichtbar, der ſuchend umherſpäht. Er geht auf einen Schneehügel am Rande des Waldes zu, zieht ein Beil aus dem Gürtel, man hört raſcheln und ſchlagen — der Schnee des Hügelchens ſtürzt klingend zuſammen und ein Tannenbäumchen breitet nun ſeine grünen Arme frei aus. Axtſchläge durchhallen den ſtillen Wald. Von manchem Buſch und manchem Zweige fällt jetzt klirrend die weiße Laſt und es iſt als ob in dem tiefen Schweigen die Erſchütterung der Luft hingereicht hätte, den Schnee zum Herabſinken zu bringen. Das Schlagen hat aufgehört, ſtampfende Schritte laſſen ſich wieder vernehmen und der Mann, den Tannenbaum auf den Schultern, wandert aus dem Walde dorthin, wo aus bräunlichem Dunſt drei Kirchtürme über die weiße niedere Hügelkette ſchauen.

* * *

Das Wort Ferien hat Zauberklang. Es iſt erſtaunlich, daß ſich noch kein Dichter gefunden hat, der dieſe höchſte Freude der Schuljugendzeit würdig beſungen. Wie werden die Wochen, die Tage gezählt — auch von den tugendhaften Schülern, den fleißigen Muſterknaben — wenn die Stunde naht, an welcher die Pforten der Schulen ſich hinter dem herausſtrömenden Zuge der Weisheitsbefliſſenen ſchließen. Lernen iſt ſüß, aber nicht zu lernen brauchen ſüßer. Das Süßeſte jedoch, namentlich im Winter, morgens früh nicht aufſtehen zu müſſen um in die Schule zu gehen, ſeinen Kaffee gemächlich trinken zu können und nun keine Sorge zu haben wegen Proloco, Argument, Aufſatz, Sprüchen, Gedichten, Rechenaufgaben. Nun Herr zu ſein ſeiner Zeit, die Glieder behaglich dehnen und recken zu können im Vollgefühl der Freiheit. Wie das Herz ruhig iſt und der Kopf klar. — Ein einziger Sonnenſtrahl iſt jetzt das Leben. Ein Licht ohne Schatten, eine Roſe ohne Dornen. Ein erreichtes Ideal des Lebens, hinter dem ſich alles Weh und aller Kampf der vergangenen Wochen birgt. — Es iſt fraglich, ob im ſpäteren Leben je ſolch eine Zeit wiederkehrt. Es iſt ja herrlich, das Weib ſeiner Wahl errungen zu haben — ſind aber die glückſeligſten Flitterwochen mit den beginnenden Ferien zu vergleichen? Ich werfe dieſe ketzeriſche Frage auf — mögen alle glücklichen Ehemänner ſie dahin beantworten, daß die erſte Zeit der jungen Ehe weit das Ferienglück des Knaben übertrifft — und ich als Ketzer verbrannt werden müſſe. Ich fürchte nur, daß ich in Erwartung dieſes Feuertodes ein hohes Alter erreichen werde. Welch ein jubilierendes Stimmengewirr, wenn kurz vor Weihnachten die Schülerſchar vom Lehrer entlaſſen wird. Wie ſie nach Hauſe ſpringen mit roten Backen und leuchtenden Augen. Eilig trabt alles durch den Schnee und ſelbſt das Schneeballwerfen wird vergeſſen. Denn noch ein, zwei, drei Tage — und dann ertönt die Glocke, der Weihnachtsbaum ſtrahlt, die roten Aepfel, die vergoldeten Nüſſe winken und auf dem Tiſche liegt was das Herz begehrt. Und nun beginnt die üppige Woche der Weihnachtsſtollen, der Lebkuchen, der Quittenwürſte, der Schaukelpferde, Trommeln und Trompeten, der Baukaſten, Druckereien, des Bücherleſens, der Schlittſchuhe, neuer Fauſthandſchuhe und Pelzmützen. O ſelig, o ſelig, ein Kind noch zu ſein!

Der Wind pfeift, es iſt grimmig kalt, aber das hält den jugendlichen Pilger, der ſeine Weihnachtsferien ſoeben angetreten und den Weg nach ſeiner Heimatsſtadt unter die Füße genommen hat, nicht ab, das richtige Dezemberwetter maienwarm zu finden. Das Grau am Himmel ſcheint ihm Goldwolken, der tiefe Schnee, in dem er trabt, Flaumfedern, die beſchneiten Baumſtämme grüßen ihn, jeder mit erneutem Zuruf: du biſt bald zu Hauſe, bald zu Hauſe und dann findeſt du die Deinen alle luſtig und vergnügt und Gugelhopf, Dampfnudeln mit Pflaumen, Wein — und Feld und Wald, Eisbahn und Schlittſchuhe, dir unterthan zu jeder Zeit wenn du willſt. Goldene Weihnachtszeit und freie Zeit der Weihnachtsferien ... Iſt ſolch ein Pilger in der Weihnachtsvakanz nicht zu beneiden?

* * *

Während wir im lichterfüllten, traulich warmen Zimmer ſitzen und die Wohnräume wiederhallen von fröhlichen Stimmen der Beſchenkten und Schenkenden, von jung und alt, das ſich freut, geht weit draußen auf dem Bergeskamm, der die Grenze unſeres Reiches und jener des Nachbarlandes bildet, der Zollwächter ſeinen Pflichtgang. Ein eiſiger Wind ſucht ihn zu erſtarren, unaufhörlich herabfallende Schneeflocken ihn zu umhüllen, ſie benehmen ihm die Ausſicht, ſie verdecken ihm den Umkreis, ſo daß er kaum zehn Schritt weit ſehen kann, ſie verſchütten und verwiſchen Weg und Steg, daß er nach kurzer Zeit nicht mehr weiß, wo er ſich befindet. In dem Hochwalde ſieht ein Baumſtamm wie der andere aus, gleichmäßig ſind alle bedeckt mit weichem, flaumigem, ſchaumartigem Schnee. Jeder Unterſchied hat aufgehört, kein Merkmal iſt geblieben, Bäume und Schnee, Schnee und Bäume, grauer Nebel, Flocken — und weiter ſtürmt es und es häufen ſich die lautlos herniederſinkenden Flocken zu einem Rieſenteppich, der alle Spuren menſchlichen Wirkens verſchleiert und tief unter ſich begräbt. Der Grenzwächter geht ſeinen Pflichtgang. Gerade die heutige Nacht iſt wie ihm bekannt eine Zeit, die gerne von den Schmugglern benutzt wird zu ihren lichtſcheuen, gewagten Unternehmungen; das Wetter heute iſt ihnen günſtig. Es macht ſie unſichtbar und verweht im Augenblick ihre Spur. Sie kennen Wald und Weg im Dunkeln, ſie fürchten Schneeſtürme, Nebel und Finſternis nicht. Hier im Walde geboren, würden ſie mit geſchloſſenen Augen den Weg über Felſen, durch Schluchten finden, Pfade, die kein Menſch geht, wo die Grenzwache nur durch Verrat hinkommt. Aus der fernen großen Stadt iſt der Zollwächter hierher verſetzt. Er hat in treuer Erfüllung ſeines Dienſtes und begabt mit ſcharfem Verſtande und ſcharfen Sinnen ſchnell das Terrain durchkundſchaftet und weiß Beſcheid. Er geht ſicher ſeinen Pflichtgang, trotz Sturm und Schneetreiben — aber länger ſcheint ihm die Strecke heute. Er ſollte ſchon ſeit einer Stunde an der unerklimmbaren Schlucht angelangt ſein, wo er kehrt machen kann — jedoch die Schlucht will nicht kommen. Allerdings hat er mehrmals Halt machen müſſen, um den Schnee, der ſich auf ihm angehäuft, ſo daß er ihn drückte, abzuſchütteln und um Luft zu ſchöpfen — trotzdem müßte der jähe Abſturz des Gebirges ſchon erreicht ſein. Weiter ſtampft der Mann. Er zieht ſeine Uhr. Es iſt halb acht. Um dieſe Zeit pflegte in ſeiner Heimat, dort fern im großen Berlin, der alte Vater, ein Soldat wie er, aus dem Montierungsmagazin, wo er ſeine „Zivilverſorgung“ hat, nach Hauſe zu kommen, einige Pakete unter dem Mantel hervorzuholen und unter den Tannenbaum zu legen, den die Mutter gekauft und den er, der älteſte Bruder, mit ſeinen beiden Schweſtern und dem jüngeren Bruder ausgeputzt. Das war noch im vorigen Jahre ſo geweſen und wird auch wohl heute ohne ihn ſo ſein. Jetzt werden ſie von ihm reden und die Mutter wird ſagen: wie es wohl dem Otto gehen mag, wenn ihm nur nichts paſſiert — er iſt Grenzwächter geworden und das ſoll manchmal gefährlich ſein. Ach was — hört er im Geiſte ſeinen Vater erwidern und ſieht dieſen ſich die lange Pfeife anzünden — der Otto iſt ein fixer Kerl und die Paſcher gehen einem flinken Grenzjäger und einer guten Flinte gern im weiten Bogen aus dem Wege. Nur keine Ahnungen, Mutter!

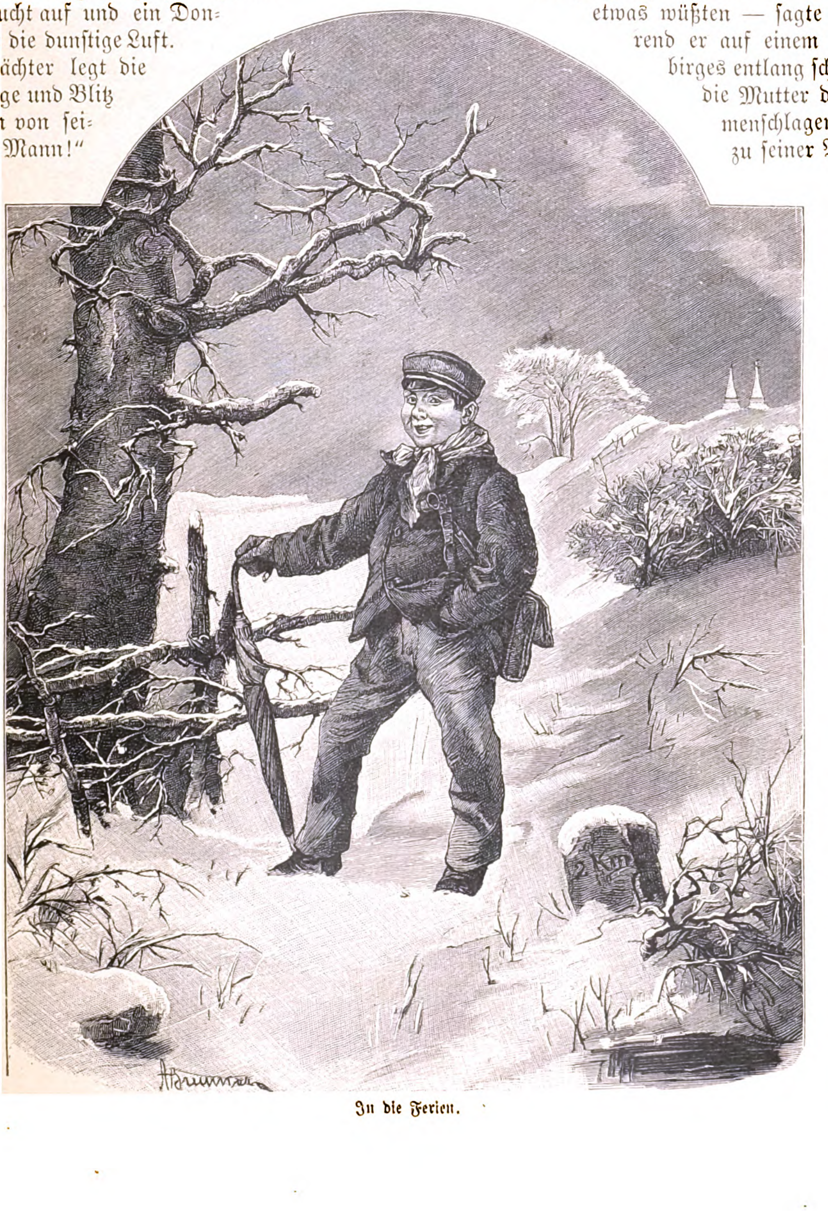
Klang wirklich das Wort ſeines Vaters in ſeinen Ohren oder ſprach da irgend jemand in der Nähe. Er ſteht ſtill und lauſcht: der Wind brauſt heulend und die Flocken fallen und doch tönt durch dieſe Stimmen der Natur menſchliches Reden, hört er deutlich menſchliche Laute in dieſer Einſamkeit, in dieſem Unwetter. Wer kann um dieſe Stunde bei dieſem Wetter hierher kommen, es können nur Schmuggler ſein. Aber ſollten dieſe Vorſichtigen, Schlauen hierher ſich wagen und ihm direkt auf ſeinem Vigilanzgang in die Arme laufen. Wo können dieſe denn herkommen? überlegte der Grenzwächter ſich. Die Schlucht hinauf, das iſt unmöglich und ein anderer Weg führt hier nicht auf den Kamm — oder ſollte er ſich verlaufen haben und dorthin gelangt ſein, wo noch kein Grenzwächter hingeraten, der Zufall ihn den Schmugglern entgegengebracht haben? Er hält im Schreiten inne und horcht. Die Stimmen laſſen ſich wieder hören, ſie ſind nahe. Es ſind halblaute Zurufe und ebenſo gegebene Antworten von der Höhe zur Tiefe. Der Schmuggler mußten viele ſein, denn wohl zehn Stimmen unterſchied der Wächter. Einen Moment ſchlägt das Herz dem jungen Manne bis zum Halſe — ſollte er es wagen die Leute anzuhalten, er ein einzelner ſich entgegenſtellen zehn und vielleicht noch mehr waghalſigen, kühnen, gewiſſenloſen, in dieſem Falle zu allem fähigen Leuten — das war ja ein ſicherer Tod. Jedoch nur eine Minute bangt und überlegt der Wächter ſo — dann ſchreitet er auf die Richtung, wo er das Sprechen gehört, zu. Er ſieht dunkle Geſtalten vor ſich, die aus einer weißen Schlucht im halben Dämmerlicht eines nebelbedeckten Mondhimmels langſam emporſteigen. Das Schneien hat aufgehört, der Wind iſt hier nicht zu vernehmen. Dichter Dunſt lagert in den Falten und auf den Höhen des Gebirges und läßt die emporklimmenden Männer in dunkeln, unſichern Umriſſen gigantiſch groß erſcheinen.

„Halt!“ ruft der Wächter mit überlauter Stimme in die unheimliche Stille.

Die Geſtalten ſtehen ſtill. Man hört, wie ſie einzelne Laſten fallen laſſen. Da blitzt plötzlich ein Feuerſchein aus der Schlucht auf und ein Donnerſchall erſchüttert die dunſtige Luft.

Der Grenzwächter legt die Büchſe an die Wange und Blitz und Knall erfolgen von ſeiner Seite. — „Halt, Mann!“ ertönt da eine Stimme dicht an ſeiner Seite. „Laßt es ſein,“ ruft dieſelbe Stimme zur Tiefe. „Es iſt nur einer — es iſt der Berliner, der hat ſich ſicher hierher verirrt.“

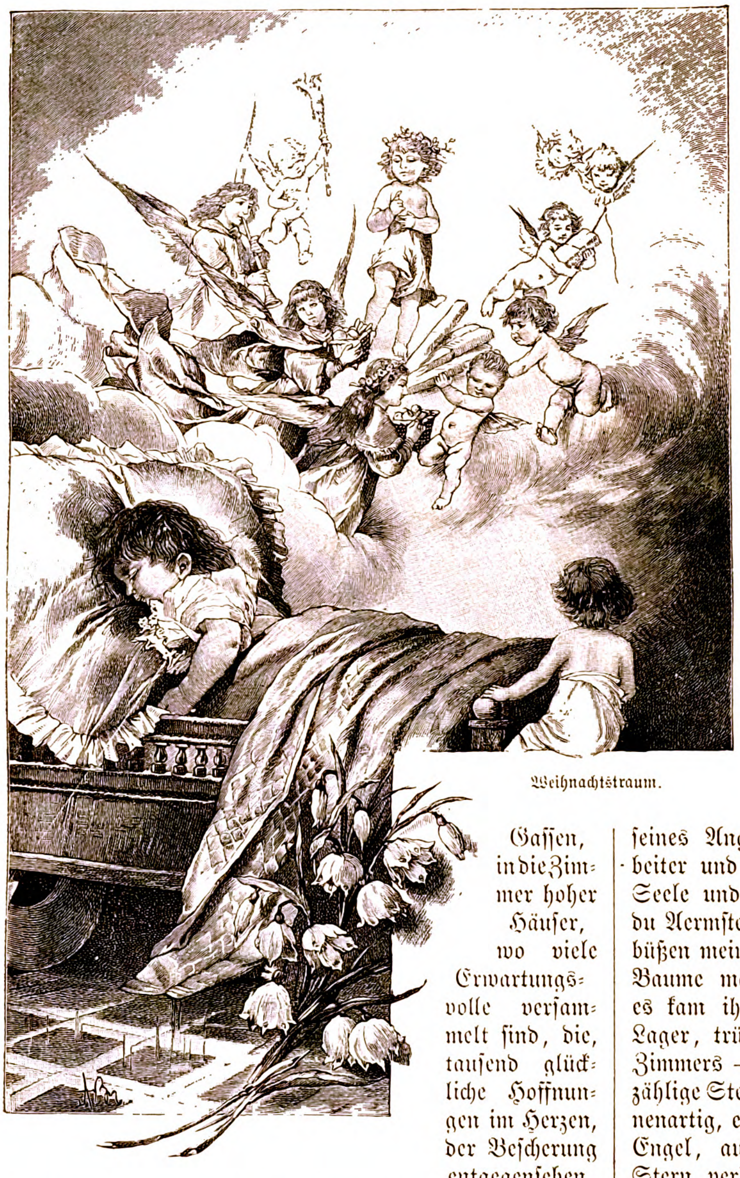
„Freund,“ wandte ſich darauf der Sprecher, ein gewaltig großer, ſtarker Mann in enganliegenden Köhlerkleidern und das Geſicht vom Shawl und einer Kapuze bedeckt, zu dem Grenzwächter, „laß das Geſchieße. Wir ſind zwanzig und nur ein Pfiff von mir und du biſt zwanzigmal totgeſchoſſen, bevor du nur gezielt haſt. Alſo ſtelle das Gewehr ab. Du haſt deine Pflicht gethan. Wir ſind euch natürlich nicht grün und wenn ihr ſchießt, ſchießen wir wieder und das gibt Dummheiten und Unglück. Es iſt heute auch Weihnachtsabend und da möchte ich nicht gern jemand auf dem Gewiſſen haben und wäre es auch ein Grenzwächter. Uebrigens möchte ich dir noch etwas ſagen. Du haſt hier weder zu ſchießen, noch zu ſuchen, noch anzuhalten, denn du biſt mehr als eine halbe Stunde ſchon jenſeits der Grenze und wenn die von hier dich bekommen, haſt du Unannehmlichkeiten. Alſo gib dich zufrieden und mach daß du wieder in dein Land kommſt.“ Der Weg geht dort an dem großen Steine direkt hinauf und dann linksum — und bevor der Grenzwächter es ſich verſah, hatte er einen Stoß bekommen, daß er wohl zwanzig Meter tief in dem weichen Schnee den Abhang hinabkollerte, und bevor er ſich von ſeiner Ueberraſchung erholt und ſeine fünf Sinne wieder beiſammen hatte, waren die Schmuggler verſchwunden und von dieſen nicht eine Spur, kein Laut, kein Ton mehr zu entdecken. Der Wächter überzeugte ſich bald, daß der Anführer der Schmuggler die Wahrheit geſprochen; er hatte die Grenze überſchritten und eilig folgte er der ihm angedeuteten Richtung. Wenn die zu Hauſe von meinem Weihnachten heute etwas wüßten — ſagte er bei ſich, während er auf einem Kamm des Gebirges entlang ſchritt — da würde die Mutter die Hände zuſammenſchlagen und der Vater zu ſeiner Pfeife noch heftig ſchnupfen, was ſtets das Zeichen einer großen Aufregung bei ihm iſt. — Na, es iſt man gut, daß Ediſon ſo weit zu hören und zu ſehen noch nicht erfunden hat — murmelte der Berliner. Es gibt ungemütliche Weihnachten und ſolche habe ich heute durchgemacht.



In die Ferien.

* * *

Die Sterne glitzern vom tiefblauen Nachthimmel und die Glocken der Kirchen tönen durch ſtille eiskalte Luft und die Glockenklänge fliegen über die Hausdächer und dringen in die hellerleuchteten Straßen und



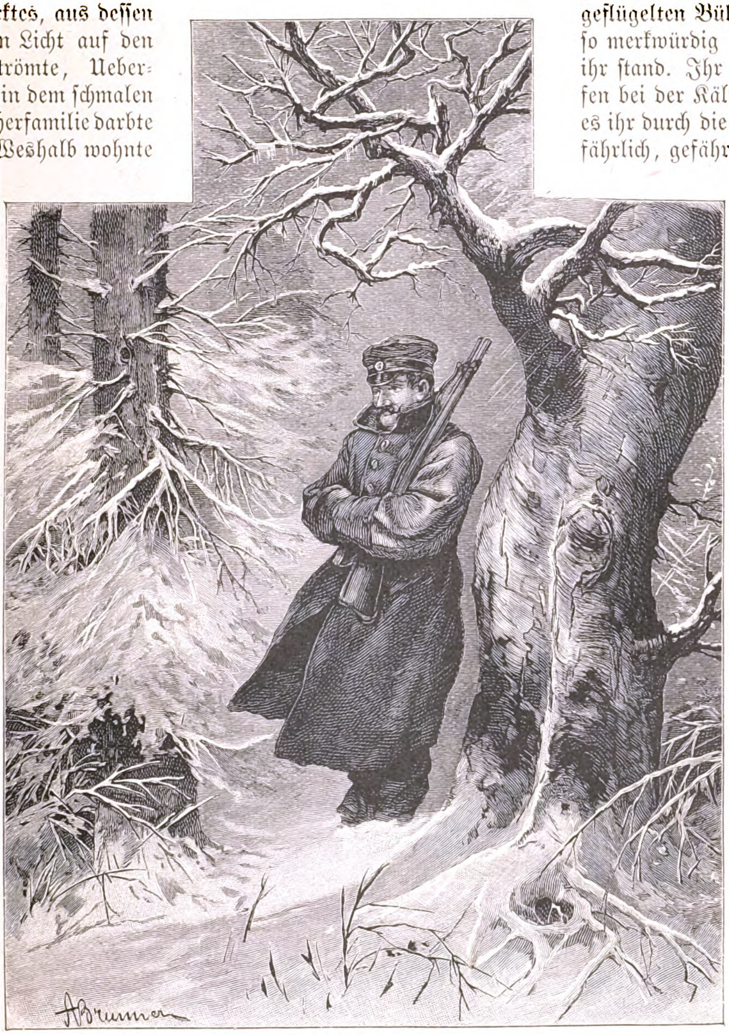
Weihnachtstraum.

Gaſſen, in die Zimmer hoher Häuſer, wo viele Erwartungsvolle verſammelt ſind, die, tauſend glückliche Hoffnungen im Herzen, der Beſcherung entgegenſehen. Ganz dunkel ſtand am Ende einer ſolchen langen Straße, die an das freie Feld grenzte, ein kleines Haus, in ihm herrſchte eine dumpfe Ruhe, denn hier lag einſam eine kranke Frau, die, von ihrem Manne verlaſſen, die letzten Monate dort ſtill und abgeſchloſſen für ſich gelebt hatte und ſich danach ſehnte nichts mehr zu hören und nichts mehr zu ſehen, nichts mehr zu wiſſen von dieſer Welt, und Ruhe und Frieden, ſeliges Vergeſſen dort zu finden, von wo die Sterne in ihr kahles Zimmer ihren milden geheimnisvoll blinkenden Schein ſandten. In der letzten Zeit war die düſtere in ſich gekehrte Hausbewohnerin immer bleicher und ſchweigſamer geworden, man ſah ſie noch ſeltener als früher — und nun lag ſie in ihrer Kammer, von ſchwerer Krankheit gefeſſelt die Glieder, und in ihrem Herzen und ihrem Hirn glühte ein Feuer, das den Mann haßte, das den Mann verdammte, das dem Manne fluchte, der ſie betrogen, der ihr die Treue gebrochen, der ſie ins Elend geſtürzt, ſie verlaſſen hatte und der daran ſchuld war, daß ſie jetzt hier arm und einſam krank lag, krank auf den Tod, gepflegt von niemand, betrauert von niemand, einſam und ungetröſtet wie ein Tier des Waldes, das im tiefen Forſt verendet. — Der Schall der Weihnachtsglocken drang jetzt zu der Elenden und Unglücklichen in das Zimmer. Und was war das! Mit einemmal ward die Stube licht. Es pochte draußen ſeltſam. Die Zimmerthür ſprang auf und herein ſchwebte ein großer Engel, der einen kleinen an der Hand führte. Das kleine roſige Himmelsweſen trug einen Weihnachtsbaum in der Hand und ſtellte dieſen auf den Tiſch, der große Engel zündete jetzt die Lichter an und indem er den kleinen zur Spitze des Baumes emporhob, ging plötzlich von dieſem ein Strahlenſchein aus, der die Kranke umfloß mit einem herrlichen Gefühl der Ruhe, des Friedens, der Heiterkeit. Der große Engel legte die Hand leiſe auf die Augen der armen Unglücklichen und plötzlich ſah ſie fern von hier über dem weiten Ozean ihren Mann in einem dürftigen Stübchen ſitzen, den Kopf in die Hände geſtützt, mit gramdurchfurchten Zügen, aus denen nur zu deutlich Kummer und Entbehrungen ſprachen. Ein herber Schmerz durchzog plötzlich das Herz der armen Frau, aber es war nicht mehr der Schmerz ihretwegen, daß ſie treulos verlaſſen, ſondern ihr Herz zog ſich zuſammen als ſie ſah wie ihr Mann, einſt eine glänzende, berückende, vornehme Erſcheinung, nun herabgeſunken war zu einem im Schweiße ſeines Angeſichts um das tägliche Brot kämpfenden Arbeiter und ein tiefes Mitgefühl mit jenem erfüllte ihre Seele und ihre bebenden Lippen flüſterten: Du Armer, du Aermſter. Es ſei dir alles vergeben. Du ſollſt nicht büßen meinetwegen! — Und der Strahlenſchein von dem Baume machte ihre Seele licht und leicht und fröhlich, es kam ihr vor, als höbe ſie der Lichtſtrom leiſe vom Lager, trüge ſie empor ſanft ſelig durch die Decke des Zimmers — die wich wie Nebel — zum Himmel, wo unzählige Sterne funkelten, groß, immer größer werdend, ſonnenartig, erdenartig groß, zu dem ſie jetzt mit dem kleinen Engel, auf deſſen goldigem Haupte ein hellſtrahlender Stern verheißungsvoll leuchtete, flog. Der große Engel aber ſchwebte weiter und hatte noch an manche Thüre des Unglückes zu pochen und Troſt zu bringen, und Liebe in kummererſtarrten Herzen wieder zu erwecken, und Verzweifelten Hoffnung in die Seele zu gießen. Heute am Feſte der Menſchenliebe den Armen, Verbitterten, Gedrückten den Geiſt Jeſu Chriſti einzuhauchen, der da ſpricht: Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel.

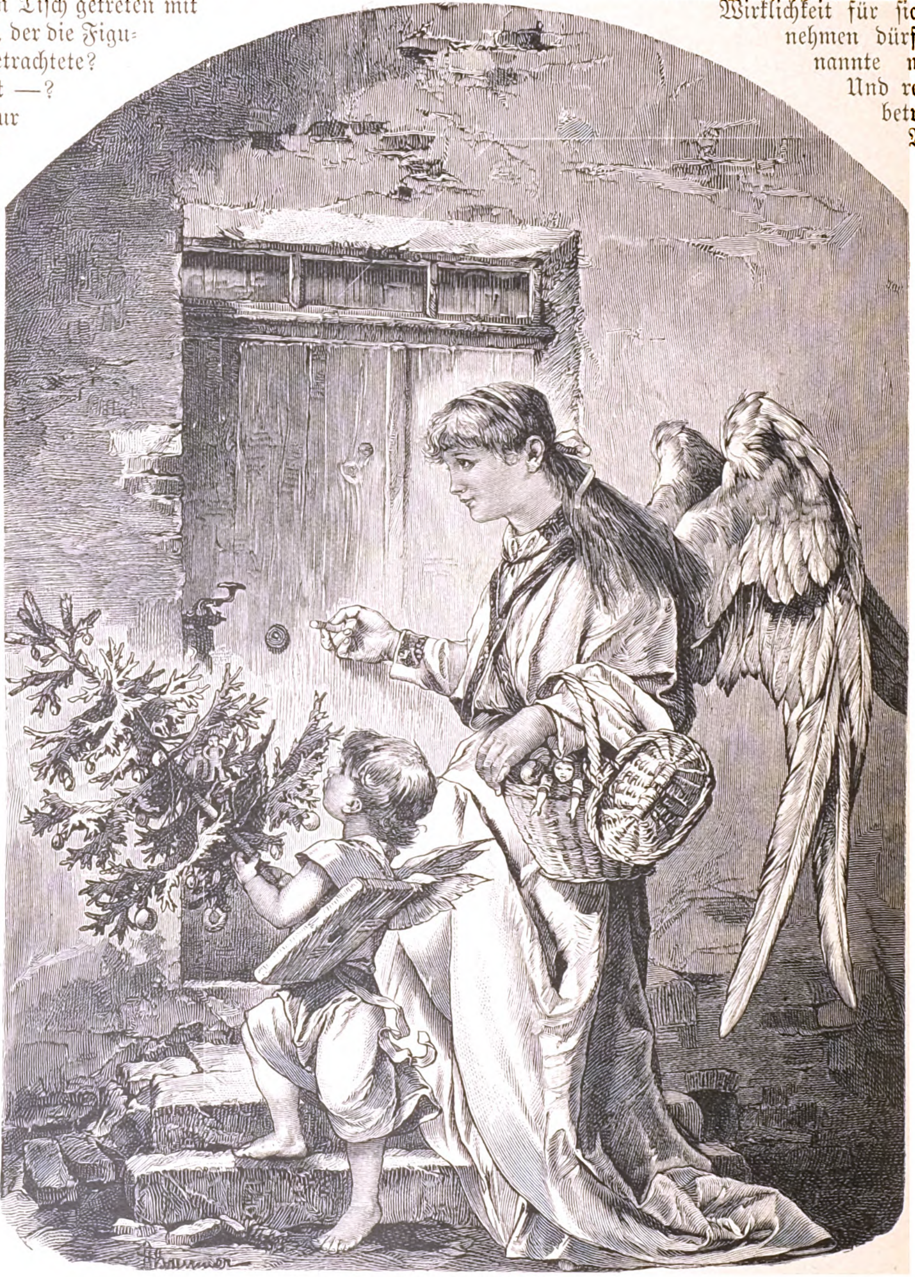
Die arme Frau in dem einſamen Zimmer des kleinen Hauſes war in der Weihnachtsnacht verſchieden. Ihr durchgeiſtigtes Geſicht zeigt den Ausdruck ſeligſten Friedens. Auf dem Tiſche des auffallenderweiſe unverſchloſſenen Zimmers ſtand ein kleiner Tannenbaum. Nachbarn wollen, als die Chriſtabendglocken läuteten, in dem Zimmer der Verſchiedenen einen ungewöhnlich hellen Schein wahrgenommen haben.

* * *

Die Turmuhr hatte neun geſchlagen. In den Buden des Weihnachtsmarktes war der Lärm verſtummt, und bald darauf waren die Lichter erloſchen. Der Schnee glitzerte feierlich ſtill unter dem Lichte der Sterne, die am klaren Winterhimmel funkelten. Die Stille hier draußen hatte etwas Geheimnisvolles und das dunkle mit goldenen Lichtern beſtickte Firmament ſpannte ſich als erhabenes Rätſel über das beſchneite Städtchen und die weiß und wie im tiefſten Schlummer daliegenden Felder und Auen. Aber nicht nur der Himmel wies ſeine Millionen Rätſel, in den Häuſern des Städtchens wohnte ſo manches Unlösbare, gab es ſo viele Fragen, auf die kein Menſch eine Antwort hätte ſagen können. Weshalb hatte jene Familie in dem großen Hauſe des Marktes, aus deſſen Fenſtern eine Flut von Licht auf den ſtillen Platz hinausſtrömte, Ueberfluß, während daneben in dem ſchmalen Gäßchen eine Schuhmacherfamilie darbte und bittere Not litt? Weshalb wohnte in jenem reichen Hauſe Krankheit und in dem armen Geſundheit, trotz der dumpfen Stuben und der kärglichen Nahrung; weshalb in jenen goldſchimmernden Zimmern Unfriede und Streit, indeſſen Behagen, Zufriedenheit und Glück jenes kahle Dachkämmerchen erfüllte, deſſen Beſitzer oft Mühe hatte ein paar Kohlen für die Erwärmung der dürftigen Kammer zu ſchaffen? Das ſind Lebensrätſel, deren Löſung dort über den Sternen zu finden ſein mag . . . So ſann die arme Witwe, welche mit einigen ſelbſtverfertigten Flittergoldengeln auf dem Markte ſaß und ſehnſüchtig barmherzige Menſchen erwartete, die den dürftigen Kram ihr abkauften. Wenn ſie nur einige Groſchen erlöſte, konnte ſie ſich heute am Heiligabend eine warme Stube und ihrem Kinde eine kräftige Suppe verſchaffen. Aber abſeits von dem großen Strome des Marktgebietes mußte ſie feilhalten. Sie konnte kein Geld für einen guten Stand aufwenden; ſo kam auch niemand. Es wurde ſpäter und ſpäter. Die Frau weinte. Das Kind war längſt eingeſchlafen. Schlafen bei der Kälte iſt gefährlich. --- Dieſer Gedanke zog der Armen durch den Kopf und ſie drückte das Kind feſter an ſich. Ihr ward ſchwer, dumpf und trüb zu Mute. Sie hörte ſingen und klingen, ſeltſame Stimmen und Laute. Aus Summen und fernem Brauſen ward eine Sphärenmuſik, als ob Engelchöre ſängen und auf heiteren Inſtrumenten ſpielten. Wie mächtig ihre Lämpchen leuchteten, wie der Schein ſich auf ihre Augen legte. Wenn ſie dieſe nur aufmachen könnte, wenn ſie die Töne nur deutlicher hören und die ſchönen Weiſen behalten könnte. Aber es lag etwas Unbegreifliches auf ihr, wie eine ſchwere Decke, die ſie in den Boden drücken, in die Erde hinabſenken wollte. Wer faßte ſie da an der Schulter, wer rüttelte ſie ſo ſachte und doch ſo entſchieden? Das war keine irdiſche Hand. Nein, es war ein Engel des Himmels mit ſtrahlendem Angeſichte, der mit einem geflügelten Bübchen, das ihrer Tochter ſo merkwürdig ähnlich ſah, jetzt neben ihr ſtand. Ihr Kind regte ſich. Schlafen bei der Kälte iſt gefährlich — flog es ihr durch die ſchweren Sinne — gefährlich, gefährlich! Schlief nicht ihr Kind, ja es ſchlief — es konnte ja erfrieren, ſie drückte die Kleine heftig an ſich, ſie taumelte, ſtieß an den Tiſch und erwachte. Erſchreckt wollte die Arme in die Höhe fahren — ſie war ja ſelbſt eingeſchlafen, das ſah ſie jetzt ein — ihre Glieder waren zentnerſchwer und ſtarr und ſie brauchte lange Zeit, bis ſie völlig klar im Kopfe und fähig war ſich zu erheben. Sie rüttelte ihr Kind wach. Sie hätte hier auf dem Platze mit ihrem Töchterchen erfrieren können. Man hatte ſie in dem Weihnachtstreiben vergeſſen und die Marktleute ſie überſehen. Mit ängſtlicher Eile räumte ſie die Figuren in den Korb, um ſchnell ſich nach Hauſe zu begeben -- da ſah ſie unter der letzten Figur etwas blinken. Gott im Himmel, was war das? Sie mußte genau hinſehen, ſie hielt es in der erſtarrten Hand — es war kein Traum, es war ſchwer und wirklich - - ein Zwanzigmarkſtück. Wie kam das unter den Flitterengel? Es waren manche flüchtig an ihrem Stand vorbeigegangen, niemand ſtehen geblieben, man hatte ſie kaum angeſehen. Wer konnte das Geld dorthin gebracht haben --? Da erinnerte ſie ſich, daß ſie, als die Glocken das Zeichen gaben den Markt zu ſchließen, vor Schwäche einige Minuten geſchlummert hatte, und nun tauchte es dunkel vor ihr auf, als ob zu dieſer Zeit ein Herr im Pelzrock einige Augenblicke an ihrem Stand Halt gemacht, ſie


Grenzwächters Weihnachten.

betrachtet hätte — er nahm auch einen Engel in die Hand — ja, ja das that er und ging dann langſam fort — das wußte ſie nun genau. — Nur von dieſem konnte das Geld ſtammen. Sie küßte es und gedachte dabei des Gebers, dem ſie alles menſchliche Glück wünſchte. Dann nahm ſie ihren Korb, drückte das Kind feſter an das Tuch und ging heim. Wer ſie nur geweckt und vor einem ſicheren Tode bewahrt haben mag, ſie und das Kind —? War nicht ein Engel an ihren Tiſch getreten mit einem kleineren, der die Figuren ſo heiter betrachtete? In Wirklichkeit —? oder hatte ſie nur geträumt. Sie hatte es ſo deutlich geſehen im Traum, die Hand ſo ſeltſam auf ihrer Schulter gefühlt und ſah das Engelbübchen ihrem Mädchen nicht ſo ähnlich —? Hatte ſie das geträumt oder hatte der Schöpfer im Himmel ſie mit ihrem Kinde in der Kälte nicht wollen umkommen laſſen — er hatte auch ſicher die Schritte des Mannes zu ihr gelenkt, der ihr das Goldſtück unter die kleine Figur ſteckte. War das ein Zeichen, daß es ihr von nun an beſſer gehen ſollte, ein Anfang deſſen, daß ſie nun genug des Kummers und des Elendes ertragen, genug geduldet — daß beſſere, glücklichere Zeiten für ſie und vor allem für das kleine Weſen, an dem ihr Herz, ja ihr ganzes Leben hing, anbrechen ſollten —? und der Blick der Armen wandte ſich zum rätſelvollen Sternenhimmel voll Dankbarkeit und hoffnungsfreudiger Zuverſicht.


Der geheimnisvolle Beſuch.

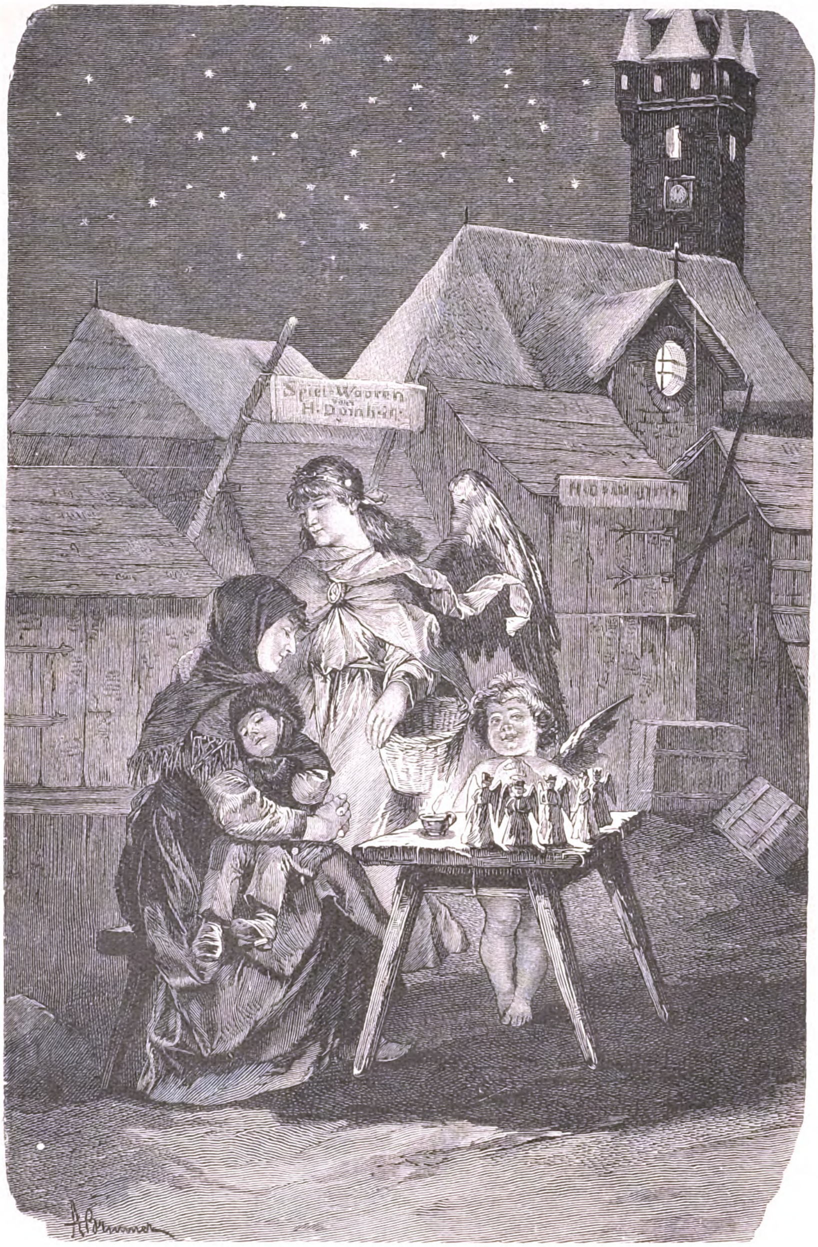
Weihnachten bei unſeren Klaſſikern.

Von

Dr. Alex. Tille.

Es iſt ſchon manchmal im Ernſt darüber geſtritten worden, ob das Leben, welches ſich in der Litteratur eines Volkes dargeſtellt findet, nicht eine höhere Wirklichkeit für ſich in Anſpruch nehmen dürfe als die ſogenannte wirkliche Welt. Und rein pſychologiſch betrachtet liegen die Verhältniſſe allerdings ſo. Für uns iſt wirklich einzig das, was in unſer Bewußtſein tritt, und alle die milliardenfachen Auslöſungen von Spannkräften und Kraftverwandlungen, die ſich in jedem Augenblicke vollziehen, haben keine Wirklichkeit, ſolange ſie nicht wahrgenommen werden oder in irgend einem Weſen über der Schwelle des Bewußtſeins auftauchen. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt es durchaus nicht gleichgültig, in welchem Zeitraum ein Vorkommnis in die Litteratur eingeführt wird und ſomit über die Schwelle des Bewußtſeins ganzer Völker emportaucht, während es vorher rein gewohnheitsmäßig geübt worden iſt. Mit dem Eintritt in das Reich des Geiſtes wird es erſt zum bewußten Objekt der Betrachtung, und erſt von da an hat es eine Stelle im Geſamtbewußtſein der Nation.

Seit dem ſechzehnten Jahrhundert, aber auch erſt ſeitdem, kommt die Weihnachtsfeier in deutſchen Schriftdenkmalen vor. 1571 iſt das merkwürdige Jahr, wo ſie zuerſt genannt wird, und die Stelle, wo dies geſchieht, iſt eine



Vergeſſen.

Predigt. Aber faſt volle zwei Jahrhunderte noch hat es gewährt, ehe ſie ſich auch in der Litteratur im engeren Sinne eine Stätte eroberte.

Erſt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als das deutſche Volk ſich in ſeiner Litteratur auf ſich ſelbſt zu beſinnen begann und nicht mehr in die Weite ſchweifte in Stoffen und Formen, ſondern in die eigene Bruſt griff, und als die Dichter darzuſtellen begannen, was ihnen ſelbſt nahe ging, da wurde auch das deutſche Weihnachtsfeſt litteraturfähig.

Es iſt noch ganz ein Lied im alten Stil, das zuerſt das Feſt in die Litteratur einführte. Es heißt: „Bibliotartarus, Ein Heldengedichte“, und findet ſich in den „Freundſchaftlichen Liedern“ von J. J. Pyra und S. G. Lange, die dieſe beiden Herren als Thirſis und Damon ſangen. Das Buch erſchien 1745 in Zürich. An den Reim gewandt, den er bekämpft, ſagt der Dichter:

„Sie alle ſehen dir, bloß deines Klimperns wegen,
Mit Klatſchen, Ruhm und Lob und gantz entzückt entgegen!“

und dann fährt er fort:

„So freudig können kaum die frommen Kinder ſeyn;
Wenn ſie am Weynachtsfeſt und bey der Lichter Schein,
Den Engel, der beſchert, von ferne klingeln hören,
Und Kleinigkeiten dann noch ihre Freude mehren.“

Ein Vergleich alſo iſt es, dem das Weihnachtsfeſt auf der erſten Stufe zu neuen Ehren dienen muß. — —

Zwanzig Jahre waren ſeitdem ins Land gegangen, da trat eine prächtige ungewohnte Weihnachtsfeier an Goethe heran. 1765 war der junge Dichter in Leipzig. Er verkehrte im Hauſe des Kupferſtechers Stock, des Großvaters von Theodor Körner. Auch den Weihnachtsabend brachte er hier zu, und da ſoll es geweſen ſein, wo er zuerſt einen Chriſtbaum aufgeſtellt gefunden hat, behängt mit allerlei Süßigkeiten, darunter Lamm und Krippe mit zuckernem Chriſtuskinde, Mutter Maria und Joſeph nebſt Ochs und Eſelein, davor aber ein Tiſchchen mit braunem Pfefferkuchen für die Kinder. So berichtet wenigſtens das Buch: „Kunſt und Leben aus Friedrich Förſters Nachlaß“. In Goethes Briefen an ſeine Schweſter kommt davon keine Silbe vor. Dafür haben wir aber aus dem Jahre 1767 noch einen weiteren Beleg dafür. In Goethes Geſprächen, herausgegeben von Biedermann, Bd. I, S. 10, erzählt nämlich Frau Appellationsrätin Körner in Loſchwitz über ihre erſte Bekanntſchaft mit Goethe: „Goethe und der Vater trieben ihren Mutwillen ſo weit, daß ſie an dem Weihnachtsabend ein Chriſtbäumchen für Jolly, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufſtellten.“ Hier iſt das Aufrichten des Weihnachtsbaumes ein Beweis des Mutwillens! Betrachtete man es vielleicht als einen volksmäßigen Brauch, deſſen Anwendung ſich in guter Geſellſchaft eigentlich nicht ſchicke?

Sonſt iſt der Weihnachtsbaum in Leipzig erſt vierzig Jahre ſpäter nachzuweiſen. Aber ſollten beide Nachrichten auf einem Irrtum beruhen? — Aber wie dem auch ſei, wenige Jahre darauf lernte Goethe den Chriſtbaum ſicher kennen. 1770—71 weilte er in Straßburg, und hier war der Baum nebſt der Weihnachtsbeſcherung längſt üblich. Iſt er doch ſchon 1605 dort bezeugt. Daß er noch fortlebte, beweiſt eine Stelle in den Memoiren der Baronin von Oberkirch, die 1785 aus Straßburg erzählt: „Nous passâmes l’hiver à Strasbourg, et à l’époque de Noël nous allâmes, comme de coutume, au Christkindelsmarkt. Cette foire, qui est destinée aux enfants, se tient pendans la semaine qui précède Noël et dure jusqu’à minuit . . . Le grand jour arrive, on prépare dans chaque maison le Tannenbaum, le sapin couvert de bougies et de bonbons. avec une grande illumination: on attend la visite du Christkindel (le petit Jésus) qui doit récompenser les bons petits enfants; mais on craint aussi le Hanstrapp, qui doit chercher et punir les enfants désobéissants et méchants."

Daß Goethe hier den Weihnachtsbaum kennen lernte, wenn er ihn bis dahin noch nicht kannte, unterliegt keinem Zweifel.

Noch iſt kaum ein Jahr vergangen, ſo gibt uns Goethe in einem Briefe an Keſtner aus Frankfurt kurz vor Weihnachten ſelbſt Nachrichten über ſein Weihnachten. Kurz vor dem Feſte ſandte er an Keſtner ein Paket, zu dem er ſchreibt: „Es iſt Tamis für meine zween kleine Buben zu Wamms und Pumphoſen, ſonſt Maletot genanndt. Laſſts ihnen den Abend vor Chriſtag beſcheeren, wie ſichs gehört. Stellt ihnen ein Wachsſtöckgen dazu und küſſt ſie von mir." Und am Weihnachtsmorgen ſchreibt er dann weiter: „Ich will euch ſchreiben, biſſ es Tag iſt. Der Türner hat ſein Lied ſchon geblaſen, ich wachte drüber auf. Gelobet ſeyſt du Jeſu Chriſt. Ich hab dieſe Zeit des Jahrs gar lieb, die Lieder die man ſingt . . . Als ich geſtern über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielſachen ſah, dacht' ich an euch und meine Bubens wie ihr ihnen kommen würdet, dieſen Augenblick ein himmliſcher Bote mit dem blauen Evangelio, und wie aufgerollt ſie das Buch erbauen werde. Hätt' ich bey euch ſeyn können, ich hätte wollen ſo ein Feſt Wachsſtöcke illuminiren, daſſ es in den kleinen Köpfen ein Widerſchein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte."

Ein Jahr ſpäter ſchreibt er abermals an Keſtner und ſchickt „ſeinen Buben" „was aus der Meſſ".

Vielleicht hatte Goethe ſchon in Lottes Nähe den Chriſtbaum lieben gelernt. Wenigſtens führte er ihn 1774 im Werther neben ihr und unter ihren eigenen Händen in die deutſche Litteratur ein: Das Verhängnis naht bereits heran, am 20. Dezember abends, am Sonntag vor Weihnachten, kommt Werther zu Lotte. Er findet ſie allein. „Sie beſchäftigte ſich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte." Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erſcheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradieſiſche Entzückung ſetzte. „Sie ſollen," ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, „Sie ſollen auch beſchert kriegen, wenn Sie recht geſchickt ſind; ein Wachsſtöckchen und noch was."

Als Goethe nachmals in Weimar weilte, ſandte ihm Frau Rat alljährlich zu Weihnachten Frankfurter Marzipan, und er teilte davon regelmäßig Frau von Stein einen Teil mit. So am 30. Dezember 1780 und am 24. Dezember 1781. Damals ſchrieb er: „Ich muß dir einen guten Morgen ſagen und dir ein Stück Feiertagskuchen ſchicken, damit mein Verlangen, Dich zu ſprechen, mir einigermaßen befriedigt werde." Am 24. Dezember 1785 ſandte er dieſelbe Gabe: „Hier was du Fritzen zu ſeinem heiligen Chriſte beilegen wirſt. Erſt wird bei der H(erzogin) beſcheert und dann komme ich zu Dir." Nur ſelten verlebte er das Feſt ſelbſt in Weimar; meiſtens zog er, ſobald der Schnee gefallen war und es ihm weihnachtlich zu Mute wurde, zu Fuß hinaus in die Berge. Poetiſch ausgeſtattet aber hat er nach jener erſten Jugendſkizze nie wieder einen Weihnachtsabend, ſo viele ſchöne Weihnachten er auch erleben mochte, die ihn ergriffen wie das Weihnachten 1796 bei Frau von Stein mit Chriſtbaumlichtern und Beſcherung.

Schiller hat niemals in ſeinen Werken eine Weihnachtsſcene geſchildert; aber er liebte das Feſt und den Lichterbaum. Weihnachten 1789, alſo vor hundert Jahren, bereits im ſtillen verlobt mit Lotte von Lengefeld, die ſich damals mit ihrer Schweſter Karoline in Weimar befand, während die Mutter in Rudolſtadt weilte, war er in die Griesbachſche Familie eingeladen, um dort Weihnachten unter dem Lichterbaume zu verbringen. Schon hatte er die Einladung angenommen, da ſagte er wieder ab, denn ſeine Lotte rief ihn nach Weimar. Und er ſchrieb an ſie: Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar — — daß Ihr Euch ja nicht von irgend einem heiligen Chriſt engagieren laßt! Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbachſchen komme."

Eben hatte er bei Frau von Lengefeld um die Hand ihrer Tochter angehalten. In Weimar erhielt er ihre Antwort: „Ja, ich will Ihnen das Beſte und Liebſte, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben."

Ein Jahr ſpäter flammte der Weihnachtsbaum in Schillers eigenem Heim, und darunter ſtand er mit ſeinem Weibe[1]. - - - -

Auch Jung Stilling gedenkt in ſeinen Werken des Weihnachtsfeſtes, wenn auch nur mit flüchtigen Worten. In ſeinem „Heimweh" ſchreibt er[2]: „Mir war bei dieſen Worten zu Mut, wie einem Kinde bei den apogryphiſchen Sprüchen ſeiner Mutter am Tage vor dem Chriſtfeſte; es ahnt etwas Herrliches, verſteht aber nichts, bis es früh erwacht, und nun zum hellerleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüſſen und zu den Schäfchen, Chriſtkindchen, Puppen, Schüſſeln mit Obſt und Konfekt geführt wird."

Das „Heimweh" erſchien 1793.

1805 ſchrieb Johann Peter Hebel in ſeinen Allemanniſchen Gedichten:

„Die Mutter am Chriſtabend.

Er ſchloft, er ſchloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieber Engel, was i bitt,
By Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts me'm Chind im Schlof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Di Muetter goht mit ſtillem Tritt,
Sie goht mit zartem Mutterſinn,
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henk i der denn dra?
Ne ſchöne Lebchueche-Ma,
Ne Gitzeli, ne Mummeli
Und Blüemli weiß und roth und gel,
Vom allerfinſte Zuckermehl."

Damit war Weihnachten auch zum ſelbſtändigen Gegenſtand der litterariſchen Behandlung geworden. In demſelben Jahre noch ſchrieb Schleiermacher ſeine „Weihnachtsfeier". Bald folgte Tieck mit ſeiner „Weihnachtsnovelle". Beide kannten den Lichterbaum noch nicht. In dem Märchen vom „Nußknacker", von Fouqué und Hoffmann, das 1886 erſchien, ſteht er mit ſeinen goldenen Aepfeln bereits in der Mitte des Feſtglanzes, und ſeitdem gehört er zu den notwendigen Beſtandteilen eines deutſchen Weihnachtsfeſtes auch in der Litteratur.

---

[1] Charlotte von Schiller 2, 276.
[2] Bd. IV, S. 8 der Geſamtausg.

Gedankenſplitter.

So viel du auch an Macht und Ruhm erreichſt,
Das Glück, das dir's gewährt, wird übertroffen
Von einem Kleinen, Winzigen vielleicht, —
Von dem, was dir noch übrigblieb zu hoffen.

Alb. Roderich.

Der Mönch von Berchtesgaden.

Novelle von

Richard Voß.

(Fortſetzung.)

Nun will ich weiter berichten.

Die Knaben warfen trockenes Reiſig in die Feuer, daß dieſe hoch auflohten und ringsum die Schatten der Nacht vertrieben. Darauf umfaßten ſie die Dirnen und begannen ſich mit ſelbigen herumzuſchwingen. Heiliger Franziskus, ſie ſtampften den Boden, drehten ſich, warfen die Hüte in die Luft, ſtießen mit den Füßen an die Hände, hoben die Dirnen empor, ſchier bis über ihre Köpfe, als ob die Mägdlein Federbälle wären, ſchrieen und tobten und gebärdeten ſich, als ſeien ſie vom böſen Geiſt beſeſſen, alſo, daß ich inbrünſtig eine Herde von Säuen herbeiwünſchte, damit der Höllengeiſt aus den menſchlichen Beſtien in jene anderen fahren könnte. Aus dem allem war recht zu merken, daß die Knaben des braunen Gerſtenſaftes voll waren, was mir bei der Bitterkeit jenen Trunkes wahrhaft beſtialiſch erſcheint.

Es währte auch nicht lange, ſo brach die Tollheit aus, und ſie fuhren aufeinander mit Fäuſten und Meſſern, packten ſich und thaten, als ob ſie ſich umbringen wollten. Der junge Rochus befand ſich nicht unter den Streitenden, ſondern ſtand zur Seite und ſah dem wüſten Gethue gelaſſen zu, wie auch zu meinem Entſetzen alle die Dirnen thaten. Auf einmal aber ſprang er mitten unter die wütenden Ungetüme, packte zwei bei den Haaren und ſtieß ſie mit den Köpfen aneinander, daß ihnen ſogleich das Blut aus Mund und Naſe ſchoß. Sie mußten indeſſen ſehr dicke Schädel haben, indem dieſe wunderbarerweiſe ganz und heil blieben.

Nach vielem Geſchrei hatte des Salzmeiſters Sohn die Streitenden getrennt und Frieden geſtiftet, was mir armem bebendem Wurm eine große Heldenthat dünkte. Sogleich fing die Muſika wieder zu pfeifen, zu quiken und zu heulen an, und ſogleich fuhren die Burſchen mit zerriſſenen Kleidern, zerkratzten, zerſchlagenen und blutenden Geſichtern im Tanze fort. Dieſes iſt in Wahrheit ein Volk, an dem ein Bramarbas und Holofernes ſeine Herzensfreude haben könnten.

Eben hatte ich mich von meinem Schrecken erholt, als ich in noch ärgere Angſt geraten ſollte. Der junge Rochus ſchwang ſich gerade mit einer überaus ſchönen und hochgewachſenen Dirne, die wie die Königin dieſes Königs erſchien. Das Paar that ſeine Sätze und Sprünge ſo mächtig und zugleich ſo anmutiglich, daß ich mit großem Wohlgefallen zuſchaute. Aber auf einmal ließ der Jüngling die Maid, die ein üppiges Lächeln und einen kecken Blick hatte, wie von jähem Ueberdruß ergriffen, fahren, ſprang aus dem Kreis und rief ſeinen Freunden und Geſellen zu: „Ich gehe und hole mir meine Tänzerin. Wer kommt mit?“

Indeſſen die braune Dirne mit dem Antlitz einer Unholdin daſtand und mit ihren großen ſchwarzen Augen den treuloſen Knaben anblitzte, huben die trunkenen Burſchen ein Geſchrei und Gelächter an; Rochus aber riß aus einem der Feuer einen brennenden Span, ſchwang ihn laut jauchzend um ſein Haupt, daß die Funken ſeine ganze Geſtalt umſprühten, rief nochmals: „Wer kommt mit?“ und tauchte mit ſeiner Lohe in die Finſternis. Da liefen auch andere herzu, nahmen ſich Fackeln und folgten ihrem Anführer unter trunkenem Jubel in die Nacht hinein.

Ich ſtehe noch und blicke den Wilden nach, die im roten Flammenſchein wie eine Schar von Dämonen das Dunkel durchzogen; weiß nicht, was ich davon denken ſoll und welches ihre Abſicht ſein mag; da tritt jenes braune Weib vor mich hin, mir ſo nahe, daß ihr heißer Atem an meine Wange ſchlägt, ſchaut mich ſteif an und ziſchelt mir zu: „Wenn dir die Tugend der Henkersdirne lieb iſt, ſo rette ſie vor jenem trunkenen Knaben, denn wiſſe: ihm widerſteht keine.“

Herr, Herr, welches Entſetzen packte mich bei der Rede des wilden Weibes. Als wäre das Kind nicht bereits verdammt und unſelig genug! Es kam mir gar nicht in den Sinn, die Worte der Dirne anzuzweifeln, ſondern ich ſtammelte in meiner Angſt um das ärmſte Kind: „Wie könnte ich ſie vor ſolchem Unheil bewahren?“

Die Dirne erwiderte: „Lauf, Mönch, und warne ſie. Auf dich wird ſie hören.“

Ich rief: „Sie werden früher bei ihr ſein.“

Aber die Braune meinte: „Sie ſind trunken und werden mehr ſchwanken, denn ſchreiten. Auch weiß ich einen näheren Pfad.“

„Weiſe ihn mir, aber ſei eilig.“

Sie winkte mir und glitt vor mir her. Bald befanden wir uns weit vom Feſtplatz und in völliger Finſternis; aber die Dirne durchdrang ſie, als wandle ſie im Lichte der Sonne, und ich mußte mich dicht an ihre Ferſen halten, um die Fuhrerin nicht zu verlieren. Zum Glück für unſere Eile lief der Pfad ziemlich eben durch den Wald. Ueber uns ſahen wir an den ſchroffen Wänden die Gluten der Fackeln hingleiten und vernahmen von droben die Stimmen der wüſten Schar.

Nachdem wir eine Zeitlang eiligſt dahingegangen und

Lichter und Stimmen hinter uns gelaſſen hatten, begann die Dirne zu ſeufzen, zu murmeln und zu reden: „Er ſoll ſie nicht haben! Zum Henker mit der Henkersdirne! Alle ſpeien aus vor ihr, denn ſie iſt eine Gezeichnete. Aber ſo iſt er: er kehrt ſich nicht daran, was die anderen thun. Allen iſt ſie verhaßt, darum iſt ſie ihm lieb. Ueberdies iſt ſie jung und hat ein hübſches Geſichtchen, ich will es ihr hübſch machen! Zeichnen will ich es ihr mit rotem Blut. Aber wäre ſie die Tochter der Hölle ſelber, er würde nicht raſten noch ruhen, bis er ſie in ſeinen Armen hielte. Er ſoll nicht!“

Sie hob den Arm, ſchüttelte ihn über ihrem Haupte und lachte auf, ſo wild und grimmig, daß ein Schauer mich überlief. Und wiederum mußte ich denken, welche finſteren Mächte in Menſchenherzen wohnen, von denen wir ſo wenig wiſſen wie ein Kind von den göttlichen Wundern von Sonne, Mond und Sternen. Und wiederum dankte ich dem Himmel aus tiefſtem Grund meiner Seele, daß er mir den Frieden geſpendet. Aber ich will mich ſolcher Gnade nicht überheben, ſondern demütig bleiben und voller Mitleid um mich ſchauen auf die Leidenſchaften der Menſchen, die ich nicht verſtehe.

Nach einem halben Stündlein haſtigen Wanderns hatten wir den Galgenberg erreicht, woſelbſt die Hütte des Henkers ſteht. Wir ſtiegen hinauf und ſahen alsbald ein Lichtlein aufleuchten. Nun blieb meine Führerin ſtehen, deutete auf den matten Glanz und ſagte: „Dort hauſt ſie bei Gehenkten und Galgenvögeln. Gehe hin, poche an und warne das Mägdlein. Der Henker iſt ſeit den letzten Wochen ein ſiecher Mann, der ſeine Tochter nicht ſchützen kann; auch fürchtet er wohl den Sohn des Salzmeiſters. Am beſten iſt, du führſt ſie mit dir hinweg, dann finden ſie, wenn ſie kommen, den Vogel ausgeflogen. Du magſt ſie auf das Alpfeld am Göll bringen, woſelbſt mein Vater für die Sommerhut eine Hütte beſitzt.“

Damit ließ ſie mich allein weiter gehen.

* * *

Ich ſtand am Fenſter und ſchaute in das Kämmerlein der verfemten Leute, darin ein trübſeliges Lämplein brannte. Der Henker wachte noch und ſein Kind ſaß bei ihm. Ich ſah nun wohl, daß der Mann ein mildes, ſtilles Antlitz hatte und von einem ſchmerzlichen Leiden heimgeſucht ſein mußte, denn er ſaß zuſammengekrümmt in einem hohen Stuhl, in ſchlechte Decken gehüllt, und ich hörte ſeinen quälenden Huſten. Währenddem blickte ſeine Tochter, die auf einem niedrigen Schemel mit der Spindel bei ihm hockte, auf ihn. O Gott, welche Angſt und welche Liebe malte ſich auf des Kindes Antlitz!

Auch das gewahrte ich, wie gut gehalten das ärmliche Kämmerlein war, gar nicht gleich der Höhle von wilden Beſtien, wie dieſer Mann und ſeine Tochter doch ſein ſollten. Und was mich über die Maßen erfreute, das war das Gnadenbild der göttlichen Mutter, welches in der Hütte der Verfemten wohnte, die heilige Geſtalt mit friſchen Blüten umkränzt.

Aber nun pochte ich und rief zugleich, ſie ſollten ſich nicht fürchten, der Bruder Ambroſius ſtünde draußen.

Ich ſah, wie Schrecken und Freude über die Mienen des Kindes fuhren. Sie raunte ihrem Vater, der ſich hatte erheben wollen, etwas zu, ſprang auf, lief ans Fenſter und öffnete es. Ich ſagte: „Ach, Benedikte, wilde Knaben haben ſich auf den Weg gemacht, dich zum Reigen zu holen; ſie ſind trunken und der junge Rochus iſt bei ihnen. Ich hörte ihre kecken Reden und bin ihnen mit einer Führerin vorausgeeilt. Gleich werden ſie da ſein.“

Ihre feine Geſtalt erbebte wie eine Blume, über die der Wind fährt, und der Name, den ich nannte, trieb ihr alles Blut ins Geſicht. Ach, da erkannte ich, wie meine wilde Führerin recht hatte und daß jenem Jüngling keine zu widerſtehen vermag. Auch dieſe eine nicht, auch nicht das fromme, liebliche Kind.

Ihr Vater war aufgeſtanden und neben ſeine Tochter getreten. Da er ſeine Hand nach ihr ausſtreckte, ſah ich die unſäglichſte Liebe in der Seele dieſes verfemten Mannes. Und ich bat ihn: „Laßt mich Eure Tochter von dannen führen, denn die Knaben ſind trunken, wiſſen nicht, was ſie thun, und ein böſer Engel iſt mit ihnen. Alſo würdet auch Ihr Eure Tochter nicht ſchützen können. — Ach ſeht! Dort flammen ſchon ihre Fackeln auf und man hört bereits ihre tobenden Stimmen.“

Der Henker erwiderte: „Wir ſind wahrlich hilflos und ſchutzlos. So nehmt ſie denn hin und entweicht mit ihr und ſeid geſegnet darum.“

Aber Benedikte umfaßte ihren Vater mit beiden Armen und flehte, bei ihm bleiben zu dürfen. Der ſieche Mann begann zu weinen. Da ließ ſie von ihm, eilte aus dem Hauſe zu mir hin, ergriff meine Hand, bedeckte ſie mit Küſſen, deutete auf ihren Vater, der noch immer am Fenſter ſtand, ſchlüpfte fort und verſchwand in der Finſternis. Ich verſtand aus ihrer Gebärde, daß ſie mich bat, bei ihrem Vater zu bleiben und ſelbigen vor den Trunkenen zu ſchützen.

Aber dieſe kamen nicht. Ich ging in die Hütte, ließ den Mann ſich ſetzen, ſpähte hinaus in die Finſternis und wartete. Mir wurde ſeltſam zu Mute, da ich in geringer Entfernung von der Hütte lautes Getöſe vernahm, Jubel und Rufe, und darauf den Lichtſchein von dem Galgenberge ſich abwenden und den Weg wieder zurückgleiten ſah. Wir ſprachen davon, welch ein Wunder die Gemüter der Unholde gewendet haben mochte, wußten es nicht, waren indeſſen voller Freude und Dankes. Da die Nacht völlig dunkel und ſtill geworden, ſchied ich von dem Vater Benediktus und kehrte nach dem Kloſter zurück.

* * *

Unterwegs trat mir die braune Dirne entgegen und ſchrie mich an: weshalb ich mit der Henkerstochter nicht auf das Alpfeld geſtiegen? Ich erwiderte dem wüſten Weibe, daß das Mägdlein ohne mich entwichen und die trunkenen Knaben von ihrem Vorhaben Abſtand genommen. Doch ſie zeterte: Das hätten ſie nie und nimmer gethan und die Henkersdirne wäre ihnen entgegengelaufen, dem Rochus in die Arme. Und ſie verwünſchte ſich ſelbſt, weil ſie die Maid nicht eher getötet hatte, als ſie dem ſchönen Jüngling zu laſſen.

Ach, wie ward mir zu Mute. Denn ich erkannte plötzlich, daß es ſich ſo verhielt. Und es kann das Herz kein ärgerer Schmerz treffen und es ſo gänzlich zerreißen, als wenn darin Mißtrauen und Argwohn ſich einſchleichen, welche das Engelsbild, das in unſerer Seele gleich wie in einem Tempel ſteht, verzerren und ſchimpfieren. Und ich hatte die holde Geſtalt des Kindes licht und rein geſehen, ohne jeglichen Makel. Zu dem Geſchrei der Dirne ſchweigend, eilte ich den Pfad entlang, der nach dem Feſtplatz zurückführte. Ach, und da war ſie, an der Seite des

Sohnes des Salzmeiſters, den Reigen mit ihm tanzend, mitten unter der trunkenen Schar, die ſich nur noch allein auf der Wieſe befand, denn auch die Muſikanten und die Knechte waren gegangen. Aber die Feuer brannten hell und die Muſik vollführten die Burſchen mit Gejohl und Händeklatſchen.

Kein Auge wendete während des Tanzes Rochus von dem Kinde ab, welches auch mich ſo lieblich dünkte, wie ich noch niemals ähnliches geſehen. Gleich einem Gewebe aus Purpur und Gold lag um die ſchlanke Geſtalt der Schein der Flammen. Sie ſchaute ſittſam zu Boden, bewegte ſich langſam, langſam, und es war, als ob ſie mit ihrer ganzen Seele bei dem Tanze wäre — mochte es doch zum erſtenmal ſein, daß ſie die Freuden der Jugend teilte.

Das wilde Weib, welches dicht an meiner Seite ſtand, wollte hinſtürzen und ſie aus dem Kreiſe reißen, aber ich hielt ſie zurück, trat vor und rief Benedikte bei ihrem Namen. Sie fuhr zuſammen, hielt das Köpfchen tief geſenkt, unterbrach aber ihren Tanz nicht. Da bändigte ſich die Braune nicht länger und es entſtand ein großes Aergernis, indem die Trunkenen unter Gelächter und Geſchrei das Weib in den Kreis nicht hineinließen und ſie endlich davonjagten. Ich erblickte ſie noch, wie ſie daſtand und ihren Arm drohend gegen die beiden erhob.

Auch ich hätte füglich gehen ſollen; allein ich blieb, ſchaute hin und vermochte nicht, mich von der Stelle zu rühren, ſondern mußte unabläſſig denken, was geſchehen würde, wenn der Tanz zu Ende. Man hatte mir nämlich berichtet, es ſei im Lande allgemeiner Brauch, daß nach dem Reigen der Burſche ſeine Tänzerin zu ihrer Hütte begleite — die beiden ganz allein in der dunklen, verſchwiegenen Nacht. Aber wie ward mir, als Benedikte plötzlich den Kopf erhob, ſtillſtand, den Jüngling freundlich anblickte und mit ihrer holden Stimme ſagte: „Habt Dank, edler Herr, daß Ihr mich ſo ritterlich zum Tanze führtet.“

Darauf neigte ſie ſich gar zierlich vor des Salzmeiſters Sohn, und ehe dieſer ein Wort erwidern oder den Arm nach ihr ausſtrecken konnte, war ſie wie ein Eidechslein davongeſchlüpft, über die Matte und in den finſteren Wald hinein. Ueber dieſe Flucht, die zugleich eine Rettung ſein mochte, gebärdete ſich der junge Rochus wie ein Raſender. Er rief Benediktus' Namen in die Nacht hinein, eilte ihr nach und wollte ſie mit Fackeln ſuchen. Aber ſeine Geſellen hinderten ihn daran. Als er mich ſtehen ſah, wendete er ſeinen Zorn gegen mich, hätte mich am liebſten geſteinigt und ſchrie mir zu: das wolle er mir gedenken!

Ich fürchte mich indeſſen nicht, danke vielmehr dem Herrn, daß es ſo gekommen iſt, und bin glücklich über das Kind, welches ich nach wie vor hoch halten kann, obſchon es vor den Menſchen eine Verworfene iſt. Aber ich zittere, wie ſich die Jungfrau fürderhin des ſchönen Ruchloſen erwehren ſoll. Könnte ich wachen über ſie. Das mußt du, o Herr!

* * *

Ach, wie ergeht es mir doch! Bin wiederum in Strafe gefallen und vermag mich wiederum nicht ſchuldig zu fühlen.

Wegen der Benedikte und des Salzmeiſters Sohn iſt großes Geſchrei geweſen; das braune Weib hat es angezettelt. Sie iſt von Hütte zu Hütte gelaufen und hat erzählt, daß der junge Rochus ſich vom Galgen eine Tänzerin geholt, und daß ſich dieſe unter den trunkenen Knaben überaus ſchamlos gebärdet. Dagegen nun habe ich, wie das meine Pflicht war, geredet; ich habe überall der Wahrheit gemäß ausgeſagt, wie alles ſich zugetragen. Um dieſer meiner wahrhaftigen Zeugenſchaft willen ſoll ich nun aufs neue dem Kloſter Aergernis gegeben haben, und iſt der Salzmeiſter zu unſerem hochwürdigen Abt gekommen, Beſchwerde gegen mich und meine Ausſage zu führen; ich mußte vor dem Abt erſcheinen und Schlimmes über mich anhören. Als ich in aller Demut fragte, was ich hätte thun, ob ich das ſchutzloſe Kind hätte verleumden laſſen ſollen, wurde mir erwidert: Was kümmert dich die Henkerstochter? Ueberdies iſt ſie ja dem Berauſchten in die Arme gelaufen. Ich entgegnete: „Aus Liebe zu ihrem Vater; denn hätten die Trunkenen das Mägdlein nicht gefunden, ſo würden ſie ihren Grimm an dem Vater ausgelaſſen haben, der ein Verfemter und ein ſiecher Mann iſt. Das wußte die Tochter und darum ging ſie mit dem jungen Rochus zum Tanz. So hat es ſich zugetragen und ſo habe ich ausgeſagt.“

Aber der Hochwürdige verharrte in ſeinem Zorn, ſchalt mich ſehr und legte mir eine ſtrenge Pönitenz auf, der ich mich gern unterwerfe, indem der Abt mein Herr iſt, gegen welchen auch nur im Geiſte mich aufzulehnen ich mich nicht unterfangen will. Iſt doch Gehorſam zu leiſten das vornehmſte Gebot, welches unſer hoher Heiliger ſeinen Jüngern eingeſetzt hat.

O wie ſehne ich mich, daß mein Haupt die Weihen des Prieſters empfange, danach ich ſicherlich tiefen Frieden in meiner Bruſt tragen und dem Himmel beſſer und würdiger dienen werde.

* * *

Während meiner Buße mußte ich unaufhörlich Benediktes gedenken. Es verhält ſich gewiß ſo, daß ſie lediglich um ihres Vaters willen den Knaben entgegengelaufen iſt. Und ſolche heilige Tochterliebe ſollte ſchamlos ſein?

Daneben trage ich Sorge, wie es ihr ergehen mag. Müßte ich nicht in meiner Zelle haften, würde ich nach dem Galgenberg zu ihrer Hütte ſchleichen und nach dem holden Kinde ausſpähen, um das ich mich kränke, als ob es meine leibliche Schweſter wäre.

Doch da ich dem Herrn gehöre, darf ich nur allein ihn lieben, der für unſere Sünden am Kreuz geſtorben iſt. Alle andere Liebe iſt vom Uebel. Daß wir ſo menſchlich ſind!

* * *

Da ſtehe ich abends an meinem Fenſterlein, ſchaue zu, wie das Licht des Tages erliſcht, die Schatten aufſteigen und endlich Finſternis Himmel und Erde bedeckt. Meine Augen haften an der jähen Felswand, an der einſtmals eine feine Geſtalt aufwärts ſchwebte; ich lauſche, ob ich wiederum das Rollen der Steine höre, die in den Abgrund niederſtürzen. Aber Nacht für Nacht vernehme ich nur das Rauſchen der Ache in der Tiefe, das Säuſeln des Windes in den Baumwipfeln und den Traumgeſang einſchlummernder Vögel; ſchaue Abend für Abend nur bleiche Nebel aufſteigen. Sie wachſen und wachſen, bis ſie, ein finſteres und mächtiges Gewölk, den Gipfel der Berge umhüllen und den Glanz der Sterne auslöſchen. Alsdann iſt es auch in meiner Seele ſchwarze Nacht.

Auch heute, am heiligen Sonntag, iſt ſie nicht zur Meſſe gekommen und der dunkle Winkel der Henkersleute iſt leer geblieben. Ich ſaß im Chor und konnte mein Herz nicht bei dem göttlichen Dienſt halten, worüber ich tief zerknirſcht bin und freiwillig Buße thue. Aber die braune Hexe war da und der junge Rochus. Dieſer ſah mit ſeinem hellen Antlitz und dem lichten Gelock ſo ſchön aus wie ein Cherubim und zugleich ſo trotzig wie ein rechter Raufbold und Weiberfreſſer. Der Himmel erbarme ſich des Mägdleins, deſſen Seele in dieſes Satans Klauen fällt.

Die Braune ſtand unter den Weibern, ſtierte mit ihren ſchwarzen Augen den Goldlockigen an und ich mußte denken, daß dieſe Augen zwei gute Wächter ſeien, Benedikte vor jenem zu ſchutzen. Da ward ich faſt froh, um hernach in eine wahrhaft ſchreckliche Traurigkeit zu verfallen.

Dieſes fand ſtatt nach dem Hochamt, wo ſich etwas begab, woran ich noch in der Stunde meines Todes denken will, als einer ungerechten und argen That, die der Himmel geſchehen ließ. Da der Gottesdienſt zu Ende war, drängte das Volk aus der Kirche, indes wir Väter und Brüder in gewohnter Weiſe durch die Sakriſtei ins Kloſter zogen; es befindet ſich aber daſelbſt eine offene Galerie aus Stein gebaut, mit der Ausſicht auf den Platz und die Gaſſe. In dieſer Galerie blieben wir ſtehen und war's, als ſollten wir ein Schauſpiel erwarten.

Es währte auch nicht lange, da vernahmen wir aus der Ferne wüſtes Getöſe, Getreiſch von Weiberſtimmen, auch Gelächter und Geheul, als wäre die Hölle losgekommen. Ich fragte den Bruder, der neben mir ſtand: „Sage mir, Lieber, iſt dir bekannt, was das Lärmen bedeutet?“

„Sie führen eine Prangerin daher.“

„Wer iſt's?“

„Eine Dirne.“

„Was hat ſie gethan?“

„Ei, wie frägſt du thöricht. Weswegen gibt es Pranger und Schandſäulen?“

Nun wußte ich auch eine, die ſolchen ſchrecklichen Schimpf verdient hätte: die braune Hexe!

Während ich dieſes dachte, kam der Zug um die Kirche. Voraus hüpften Buben, welche Schandlieder ſangen; ſie ſprangen in die Höhe und hatten ihre helle Luſt an der Schmach ihres Nächſten. Ebenſo die Dirnen, von denen eine jede denken mochte: „Was bin ich für eine Tugend! Pfui, die Schändliche, pfui, die Sünderin! O wie freue ich mich, daß ich ſo ſittſam bin.“ Darauf, mitten unter den ſchreienden, heulenden Weibern, mitten unter den johlenden Buben, ach Gott, mitten unter den Erbarmungsloſen die Prangerin — ſie, die Liebliche, Holde, ſie, die Arme, Reine, Keuſche, ſie, Benedikte. Gleich nachdem ich ſie erkannt hatte, erblickte ich ſie nicht mehr, alſo elend ward mir zu Mute an Leib und an Seele. Ich wähnte zu Boden zu ſinken, ſah und hörte nichts mehr. Als ich dann meine Beſinnung wiedergewonnen, ſchaute ich aufs neue hin.

Man hatte ihr ein langes, graues Gewand angezogen und es mit einem Stricke gegürtet, ihr einen Strohkranz aufgeſetzt und um den Hals eine ſchwarze Tafel gebunden. Dieſe hing ihr gleich einem Schild über der Bruſt, und darauf ſtand geſchrieben: „Buhlerin!“

Auch das ſah ich, daß ein Mann ſie an einem Stricke leitete. Ich blickte auf den Mann — heilige Mutter Gottes, was ſind wir Menſchen für Henker und Schinder! Es war ihr Vater, der ſeine Tochter an den Pranger führen mußte.

Ich vernahm ſpäter, daß der Henker den Salzmeiſter auf ſeinen Knieen angefleht, nicht ihn ſein unſchuldiges Kind führen zu laſſen. Auch unſeren hochwürdigen Abt hatte der Mann voller Verzweiflung angegangen.

Ach Gott, wie ſchauten Vater und Kind aus. Welche Mienen, welche Blicke! Der Henker ließ ſeine Augen nicht von ſeiner Tochter, und ſie wendete ſich häufig nach ihm um, nickte ihm zu, lächelte — bei der Gnade Gottes, das Kind lächelte.

Neben ihr her ſchritten die Bauern, beſchimpften ſie, gaben ihr ruchloſe Namen, ſpieen aus vor ihr. Da ſie von dieſen Läſterungen nichts zu gewahren ſchien, bückte ſich das wüſte Weib zur Erde und bewarf das Mädchen mit Staub und Schmutz. Als das ihr Vater ſah, ſtürzte er mit einem Schrei zu Boden.

Das Volk wollte ihn in die Höhe reißen, aber Benedikte ſtreckte mit einer unausſprechlichen Miene des Flehens ihre Arme aus, daß die Beſtien vor dem ohnmächtigen Henker zurückwichen. Nun kauerte ſich das Kind hin, legte ſeines Vaters Haupt in ihren Schoß und begann, wie in jener Nacht, über ihm zu flüſtern und zu raunen, ſo lange bis der Henker ſeine Augen aufſchlug. Sie half ihm liebreich in die Höhe und gab ihm ſelbſt den Strick in die Hand. Der Mann führte ſie weiter.

* * *

Da ich wieder in meiner Zelle war, warf ich mich auf die Erde und ſchrie zu Gott um der Ungerechtigkeit ſeiner Menſchen willen und um des Jammers, den das Kind erlitt. Solches zu ſehen kann an der Allgüte des Himmels zweifeln machen. Herr, Herr, was ſind das für Gedanken in deines Knechtes Herzen!

Ich ſtellte mir vor, wie der ärmſte Vater ſeine Tochter weiterleitet durch die Gaſſe hin, zum Brunnen, woſelbſt die Schandſäule aufgerichtet iſt, wie er Benedikte an den ſchmachvollen Pfahl bindet, wie das Volk die Prangerin umheult und das braune Weib der Reinen und Holden ins Antlitz ſpeit. Ach, daß ſie ſtark bleibe unter ihrem ſchimpflichen Strohkranze, der in meinen Augen ihr Haupt gleich einer Strahlenkrone umleuchtet.

Alsdann habe ich gewartet, daß der Tag ſich neige, daß das Dunkel hereinbreche, zu welcher Zeit die Büßerin von der Säule losgebunden ward. Ach, wie habe ich nach der Sonne geſpäht, die heute gar nicht weichen wollte, als wäre die Welt ſo voller Wonne, daß ſie ſie nicht genug beſcheinen könnte. Endlich iſt es Abend geworden und ich habe in heißem Dank meine Hände erhoben.

Was mögen die beiden miteinander geſprochen haben, da ſie in ihre Hütte am Galgenberge zurückgekehrt ſind? Gewiß hat das Kind den Mann liebreich getröſtet, und zu Hauſe hat es ſich an ſeines Vaters Kniee geſchmiegt und hat mit ſeiner ſüßen Stimme leiſe zu ihm geſprochen. Ob es auch unter dem Bildniſſe der gnadenreichen Gottesmutter gebetet hat? Und welches mögen ſeine Bitten geweſen ſein? „Vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“

Daß des Salzmeiſters Sohn es hat geſchehen laſſen? Er mochte denken: je tiefer ſie in Schmach gerät, um ſo leichter gewinne ich ſie. O, ihr Menſchen, ihr Menſchen!

Ach, lieber heiliger Frieden, wo biſt du hin? Vom

Himmel kamſt du mir und von der Erde biſt du mir entriſſen worden.

* * *

Ich habe in ſchwerer Krankheit gelegen, aber die Brüder haben mich liebevoll gepflegt, alſo daß ich geneſen bin. Es iſt Gottes Wille geweſen, daß ich weiter leben und ihm weiter dienen ſoll, der ich doch noch nichts gethan habe, was dem Himmel wohlgefällig ſein kann. Aber meine Sehnſucht nach Gott wächſt und wächſt, ich möchte ihn umfaſſen und mich gänzlich in ihn verlieren. Das wird mir wohl erſt geſchehen, wenn das Oel mich geſalbt hat. Darauf harre ich.

Ich bin ſehr ſchwach geweſen, gleich einem Kindlein, welches ſeine Füße noch nicht tragen. Die Brüder haben mich auf den Hof hinausgeleitet, woſelbſt ich viele Stunden geſeſſen bin, in den Glanz des Tages ſchauend und der Sonnenwärme mich freuend, alles beſtaunend und auf jeden Grashalm blickend, als wenn er ein Wunder wäre. So ſchwach ich mich fühle, würde ich mich doch nach dem Hüttlein auf dem Galgenberg ſchleppen, um zu erfahren, was aus dem armen Kinde geworden; aber ich darf das Kloſter nicht verlaſſen und es iſt keiner, den ich fragen könnte; alle ſehen auf mich, wie wenn ich nicht einer von den Ihren wäre. Und ich wünſche mir doch nichts Beſſeres, denn im Geiſte und im Herzen in Gemeinſchaft mit ihnen zu leben. Es iſt, als hafte etwas an mir, das die Brüder fern von mir hält und das ich nicht kenne.

Da ich zu Kräften gekommen, ließ der Abt mich zu ſich rufen, ſprach von meiner wunderſamen Rettung vom Tode, mahnte mich, des Heiles würdig zu ſein, und beſtimmte über mich, ich ſollte, um völlig zu geſunden und zugleich tiefe Einkehr in mich zu halten, für eine Weile aus dem Kloſter fort, hinauf in die Einſamkeit und die Wildnis der Berge — gänzlich allein! Der Abt meinte, da würde ich wohl zur Erkenntnis meiner Sündhaftigkeit gelangen und mich am beſten auf eines Prieſters und Verkündigers Amt vorbereiten können.

Ohne jegliches Murren unterwarf ich mich dem Ausſpruche unſeres hochwürdigen Abtes, obgleich die Wildnis von Bären und böſen Geiſtern wimmeln ſoll. Aber ſicherlich hat Abt Andreas recht, und die Zeit der Einſamkeit wird für mich eine Zeit der Prüfung, Läuterung und Heilung ſein, welche himmliſchen Dinge mir wohl not thun. Denn ſo weit bin ich in der Sünde bereits gediehen, daß ich in der Beichte manches verſchwiegen habe, wahrlich nicht aus Furcht vor der Strafe, ſondern weil ich in meinem Bekenntnis hätte von dem Mägdlein reden müſſen. Das thue ich lieber vor dem heiligen Franziskus, welcher mit ſeinem blutenden Herzen ſich zu mir neigt, milde mich anhört und mir die chriſtliche Schuld des Mitleids ſicher vergibt.

Es wird aber im Kloſter ein Saft gebraut, deſſen Ruhm durch das ganze Land geht. Dieſer Trank iſt mächtig ſtark und dermaßen ſcharf gewürzt, daß, wer ihn genießt, ſich ſchütteln muß und ihn das Waſſer in der Kehle brennt gleich hölliſchem Feuer. Er ſteht indeſſen in hohem Anſehen, weil er gegen allerlei Uebel, Schäden und Gebreſten dienlich ſein ſoll, daher das Kloſter einen großen Handel damit betreibt und der Trank in alle Welt geſendet wird, ſogar, wie man mir ſagte, bis in die gewaltige Stadt München.

Dieſe köſtliche und einträgliche Arznei wird aus der Wurzel einer ſchön blühenden Alpenpflanze, Genziana mit Namen, gewonnen. Sie wächſt in großer Anzahl auf den Halden und Wieſen der Alpen; im hohen Sommer gräbt man die Wurzeln aus, trägt ſie in die Berghütten, woſelbſt ſie mit aller Sorgfalt gebrannt werden. Die Art der Bereitung des Trankes iſt Kloſtergeheimnis, welches eiferſüchtig gehütet wird, wie denn auch das Kloſter allein das Recht beſitzt, die Wurzel zu graben und zu brauen.

Mir wurde vom hochwürdigen Abt geboten, mich auf eines jener Alpenfelder zu begeben und daſelbſt nach meinen zunehmenden Kräften Wurzeln zu ſuchen. Ein junger Knecht des Kloſters ſoll mir den Ort zeigen und die nötigen Vorräte hinauftragen. Danach ſoll er jedoch zurückkehren und nur jede Woche einmal hinaufſteigen, mir Brot zu bringen und die gegrabenen Wurzeln zur Brennerhütte zu tragen.

Abends verabſchiedete ich mich vom Abt, grüßte die Brüder und rüſtete mich in der Zelle zur Bergfahrt. Ich packte die heiligen Bücher, das Agnus und die Geſchichte des heiligen Franziskus zuſammen, vergaß auch nicht meine Schriften, Papier, Schreibeſtift und den köſtlichen Tintenſaft und ſtärkte alsdann meine Seele durch inbrünſtiges Gebet. Ach, lieber Heiliger, indem ich dich anflehte, dachte ich, daß ich in die Einſamkeit ſollte, ohne zu wiſſen, was mit Benedikte geſchehen und daß ich gar zu gern nach dem Galgenberge gelaufen wäre, um in der Hütte des Henkers nach dem Lämplein zu ſpähen. Herzlieber Franz, rechne es mir nicht allzu ſtreng an.

* * *

In aller Frühe zog ich mit dem Buben aus dem Kloſter. Des jähen und beſchwerlichen Pfades halber hatte ich meine Kutte hoch gegürtet und ſtützte mich auf einen kräftigen Stecken, in deſſen Spitze ein Eiſenzinken eingetrieben war, alſo daß man zur Not damit gegen einen Bären hätte kämpfen können.

Der Knabe war ein hübſcher Burſch, freundlichen Angeſichts, mit krauſem Haar und hellen Augen. Es iſt gar nicht zu ſagen, was für eine Luſt dieſer junge Alpenſohn am Klettern hatte und welch ein Jauchzen er anhub, da es hinauf in die wilden Höhen gehen ſollte. Dabei ſchritt er überaus bedächtig aus, langſam und gleichmütig, mit gebogenen Knieen. Er erzählte mir allerlei Seltſames und Geheimnisvolles: wie jeder Berg ſeinen Geiſt habe, von Hexen und Kobolden, von den Untersbergmännlein und den wilden Frauen. Dieſes waren Feien in leuchtenden Gewändern, mit ſchimmerndem Haar, und wenn ein Erdenſohn eine ſolche erblickte, war er dem Zauber verfallen, daß die heilige Jungfrau ſelber ihn nicht zu erlöſen vermochte. Aus allem dieſem iſt zu erſehen, wie die dunklen Gewalten Macht haben über die Seelen der Menſchen, und ſchützt dagegen weder Gebet noch Zauberſpruch, ſondern einzig und allein ein lauteres Herz. Selig der Mann, dem dieſes beſchieden.

Während der Knabe ſang, ſchrie und ſchwatzte, ſchritten wir durch das Gebirge bergauf, bergab, durch Schlucht und Waldung, über Matte und Lichtung. Von allen Seiten ſtrömten die Bächlein zu Thal, daß es war, als ob Berg und Wald Stimmen hätten, ſängen und ſchwatzten. Bisweilen führte der Pfad an einer braunen Hütte vorüber. Gelbhaarige Kinder ſprangen hervor, liefen bei dem Anblick der Fremdlinge wieder davon und ſpähten hinter den Büſchen nach dem Mönch; die Weiber wollten geſegnet ſein, brachten ihre Säuglinge und boten mir Milch, Butter, grünlichen Käſe und ſchwarzes Brot. Wer von den Männern daheim war, der ſaß vor der Hütte und ſchnitzte aus hellem Tannenholz mit kindlicher Kunſt den gekreuzigten Leib unſeres Herrn. Auch dieſe Bildniſſe werden, gleichwie der heilſame Wurzelſaft, jedes Jahr auf Maultieren nach der Stadt München geſendet, und ſie bringen dem Bergvolk Ehren und Geld, dieſe beiden Dinge, nach denen die Welt nun einmal ſtrebt, mehr als nach dem Himmel.

Alsdann gelangten wir an das Ufer eines Gewäſſers, von dem aber vor Nebel nichts zu erblicken war. Da wir in dem groben Nachen vom Lande ſtießen, war's, wie wenn wir am Himmel in grauem Gewolke dahinſchifften. Es lag auch über unſeren Häuptern feſt und ſchwer, gleich einer Decke, ſo daß ich ſchier von Grauſen ergriffen ward. Auch hörten wir keinen Laut, als an den Planken des Schiffes das Gluckſen und Schluchzen des Waſſers, davon ab und zu durch das Getreibe des Nebels ein ſchwarzer Fleck zu ſehen war. So glitten wir hin wie in der Unendlichkeit.

Ich merkte wohl, wie der Knabe ſich immerfort zunächſt dem Geſtade hielt; denn wo die Nebelflut auseinander wogte, erblickte ich leichenfarbenes ödes Geſtein, und lehnte ich über den Rand des Fahrzeugs, ſo ſchaute ich im Waſſer bleiche Felſenrippen und die Zweige niedergeſtürzter Tannen, gleich vermoderndem Totengebein. Es lag ein ſolches Grauſen über der Stätte, daß ſelbſt mein fröhlicher Knabe verſtummte und unermüdlich mit der langen Ruderſtange in den Abgrund der Wogen fuhr. Ich wußte aber längſt, daß ich mich auf jenem dämoniſchen See befand und empfahl meine Seele Gott.

Doch es gibt kein hölliſches Uebel und keine Finſternis, darüber der Herr nicht den Sieg erränge. Beſchreiben kann ich armes Menſchenkind ſie nicht — nämlich die Herrlichkeit, die auf einmal einbrach. Wir ſchifften noch durch düſteres Nebelgebräu auf dem ſchrecklichen Waſſer, als die Nacht über unſeren Häuptern zerriß und es in dem goldenen Licht über uns wie eine gewaltige Feuerroſe erblühte. Gleich Flocken im Winde zerſtob das Gewölk, hing ſich an die Gipfel, verkroch ſich in die Schluchten und ſchwand. Ach, lieber Himmel, wie blau ſtrahlteſt du nieder! Und über den Zacken des Gebirges ſtieg die Sonne höher und höher, warf heiliges Licht auf die wilden Wände und holden Glanz in die furchtbare Tiefe. Da gewahrte ich denn, wie der See ein ſchmales und längliches Becken ſei; die Berge ſtanden da, mit ſchwarzen Tannen gegürtet, einen ſchimmernden Felſenmantel übergeworfen und die Häupter ſtrahlend von Eisgeſchmeid. Aber vor uns erblickte ich ein überaus liebliches Gelände, wie vorgeſchoben in den See, und darauf ein helles Gebäude: Sankt Bartholomä, jenen frommen Luſtort, dem Kloſter gehörig. Unſäglich furchtbar ſtiegen über dem grünen Lande die Wände empor, als hätte nicht der Herr ſie geſchaffen, ſondern der böſe Feind ſelber, voll Zorns ob der göttlichen Schöpfung, ſie aus dem Leibe der Erde geriſſen. Hoch oben, gleich einem Juwel am Mantel des Berges, erglänzte eine Matte, ein grüner Fleck inmitten ſtarrer Felſengeſchiebe, jene Stätte, von der Benedikte für mich die weißen Blumen geholt. Ach Gott, wie ward mir bei dem Anblick zu Mute! Ich ſchaute immerfort hinauf und lange Zeit hörte ich gar nicht, daß der Knabe wiederum jauchzte und ſang.

* * *

Wir ſind weiter geſchifft bis zu der abſchließenden Felſenwand. Da ſprangen wir aus dem Boot und ſtiegen aufwärts. O lieber Himmelsherr, es iſt aus deiner Hand nichts hervorgegangen ohne Ziel und Zweck, warum du aber ſo eifrig die Berge aufgetürmt und mit allerlei Geſtein und Geröll beſtreut haſt, das bleibt meinen armen Sinnen verborgen. Ich bin in meiner Kutte geklettert, als ob ich ein Gemslein wäre, habe geſtöhnt und gekeucht und bin endlich nach vielen Stunden der Mühſal an einem Quell niedergeſunken, halbtot, mit zerſchlagenen Gliedmaßen und mit zerriſſenen Sohlen. Der Knabe aber war nach wie vor in ſeinem beſtändigen und bedächtigen Schritt gegangen, hat auch nach wie vor gejubelt und geſchrieen.

Nun erkannte ich erſt, was Einſamkeit und Wüſtenei beſagen wollen. Rings graues, kahles Geſtein, Gipfel und Grate, zerriſſen und durchſchluchtet, bald mit gelben und braunen, bald mit roten und blauen Streifen darin. Und die traurigen Steinfelder, auf denen kein Pflänzlein wächſt, die ſchrecklichen Schlünde, mit grauem Eiſe angefüllt, die weiten leuchtenden Schneegefilde — —

Mitunter war es, als ſei es dem Schöpfer ſelber zu wüſt und ſcheußlich erſchienen; da hatte er auf die blühende Erde hinabgelangt, eine Handvoll Blüten aufgerafft und über das Felſenfeld geſtreut, und die von göttlicher Hand geworfenen Blumen leuchten nun in himmliſcher Schöne, wie die Erde unten keine trägt. Der Knabe zeigte mir die Pflanze, deren Wurzel ich graben ſoll, und allerlei kräftige und heilſame Kräuter, darunter die goldgelbe Arnitablume.

Endlich — ich konnte mich faſt nicht mehr weiterſchleppen — gelangten wir auf einer Felſenöde zu einer elenden Hütte, aus Steinen aufgeſchichtet, mit einer niedrigen Oeffnung als Thür, drinnen nichts als eine Lagerſtatt aus trockenen Alpenkräutern und auf dem felſigen Boden die Feuerſtätte. In einem Kämmerlein befand ſich Holz und darunter verſteckt einige Gerätſchaften. Der Knabe, nachdem er alles hervorgekramt, nahm einen Topf und lief damit fort.

Wohl eine Stunde blieb er aus, ſo daß ich gar nicht wußte, wohin er gelaufen und was ihm geſchehen ſein konnte. Ich hatte mich vor der Hütte niedergeworfen und mein Geiſt verſuchte, die ſtarre Oede und Wildnis als einen Teil der Schöpfung zu faſſen.

Als der Knabe zurückkehrte, hielt er den Topf in beiden Händen und kam bedächtig dahergeſchritten. Da er mich gewahrte, ſtieß er einen hellen Jauchzer aus, und auch ich war ſo froh, in der Steinwüſte wieder eines Menſchen Antlitz zu erblicken, daß ich dem Buben am liebſten mit einem Jubelrufe geantwortet hätte. Doch dergleichen Aeußerungen einer fröhlichen Lebensluſt geziemt keinem, welchen ein Gewand kleidet, wie ich es trage.

In dem Topf befand ſich Milch, darauf das fette Obers gleich einer goldgelben Kruſte ſchwamm; der Knabe brachte auch ein Stück leuchtender Butter, gar lieblich mit Alpenblumen verziert, und unter würzigen Kräutern verſteckte ſich ein Laib ſchneeigen Käſes. Dieſer Anblick erfreute mich hungriges Menſchenkind herzlich und ich fragte ſcherzend den Knaben: „Wächſt hier Butter und Käſe auf dem Geſtein und haſt du die Milch aus einem Quell geſchöpft?“

Der junge Menſch erwiderte: „Dergleichen Wunder magſt du hier vollbringen; ich aber bin ſchnell zu der Alm am Funtenſee geſprungen und habe mir die Speiſen von der Sennerin für uns geben laſſen. Denn mich quält ein ſchier unmenſchlicher Hunger, und ich denke, auch dir wird nicht unlieb ſein, wenn ich uns aus Milch, Butter und Mehl, davon in der Hütte ein Säcklein verſteckt liegt, ein fettes Almengericht bereite. Du magſt zuſchauen und es mir ablernen, indem es die beſte Faſtenſpeiſe iſt, welche du dir hier vorſetzen kannſt; ich gebe dafür all das Wildbret, die Fiſchgerichte, das Geflügel und die Paſteten, welche im Kloſter der Bruder Koch auftragen läßt."

Damit ging er in die Hütte und ſchickte ſich an, ein Feuer anzuzünden. Ich rief: „Alſo befinden wir uns nicht mutterſeelenallein in der Oede? Wo iſt der See, an dem freundliche Menſchen wohnen, die uns mit ſo köſtlichen Gaben beſchenkt haben?"

Der Knabe mühte ſich eifrig mit dem Feuer, welches ihm allen Rauch ins Geſicht ſchlug, ſo daß er mir nicht gleich zu antworten vermochte. Nach heftigem Blaſen und Pruſten berichtete er: „Der Funtenſee liegt dort drüben hinter dem Kogel und die Alm ſteht hart an ſeinem Rande. Es iſt ein übler Platz, denn der See reicht bis herab zur Hölle, deren Flammen man durch einen Felſenſpalt ſauſen und brauſen hört. Auch gibt es ſonſt nirgends ſo viele Unholde und böſe Geiſter als an dieſer Stätte. Hüte dich vor dem Ort. Trotz deiner Heiligkeit könnte es dir daſelbſt ſchlecht ergehen. Milch und Butter und Käſe kannſt du von den Almen am grünen See holen, die freilich viel tiefer und weiter liegen. Wenn ich niederſteige, nehme ich den Weg über die Hütten und ſage den Dirnen, daß hier oben wieder ein Bruder hauſt, dann bringen ſie dir alles, deſſen du bedarfſt, herauf. Die werden froh ſein. Du mußt ihnen aber des Sonntags eine Predigt halten. Dann werden ſie ſich mit dem böſen Feinde ſelber für dich raufen."

Da das kräftig gebräunte, köſtlich duftende Gericht gebacken war, brachte der Knabe alle unſere Vorräte herbei; ich ſprach über die Speiſen ein Gebet und ſank, halb gelähmt wie ich war, von neuem auf das ſteinige Lager. Dann aßen wir, und ſo hatte mir in meinem Leben keine Kloſterkoſt gemundet als dieſer fette, dicke, braune Kuchen, dazu die kühle Milch, das kräftige Brot, der friſche Käſe. Lieber heiliger Franziskus, verzeih mir die Sünde, aber nur mit heimlichem Schrecken dachte ich daran, daß ein chriſtliches Jahr für deinen rechten Jünger viele Faſttage hat.

Gleich nach dem herrlichen Schmauſe reinigte der Knabe das Geſchirr an einem in der Nähe entſpringenden Quell, warf ſich alsdann mitten im Sonnenſchein nieder und ſchnarchte alsbald, daß es ſich anhörte, als ob ein gewaltiges Sägewerk ſchnurrte und raſſelte. Trotz dieſes Lärmens bin auch ich eingeſchlafen.

* * *

Da ich erwachte, richtete ich mich in die Höhe, ſchaute um mich und wähnte, dies alles nur im Traum zu thun, indem ich mich nicht gleich beſinnen konnte, wo ich mich befand. Auch waren vor mir die wilden Gipfel, das große Schneegefild, ſowie die mächtigen Halden mit feurigen Gluten bedeckt, daß es rings wie Flammen auflohte zu dem gelben Himmel hinan. Aber dann hörte ich in der Ferne das Jauchzen des Knaben, verſpürte meine ſteifen Gliedmaßen und wußte nun, daß ich mich allein in der Oede befand. Gewiß hatte der Knabe Mitleid mit meinem matten Leib gehabt, hatte mich ſchlummern laſſen und war, da er vor Anbruch der Nacht die Hütten am grünen See erreicht haben mußte, ohne Abſchied davongegangen. Als ich in die Hütte trat, fand ich am Boden ein Feuer brennen, daneben Holz geſchichtet und Milch und Brot zum Nachtmahl hingeſtellt. Auch das Lager hatte der Sorgliche aufgeſchüttelt und mit einem weichen Tuche bedeckt.

Da ich mich durch den langen Schlummer überaus geſtärkt fühlte, blieb ich vor der Hütte und verrichtete meine Andacht angeſichts der grauen Felſenwüſte unter dem dunkelnden Himmel, an dem die Sterne aufblitzten. Gleich Funken Silbers ſprühten ſie aus den Häuptern der Alpen hervor und ſtiegen alsdann ſchnell aufwärts. Sie däuchten mir hier oben um vieles ſtrahlender als unten in der Tiefe, und mir ſchien, wer droben auf dem Gipfel ſtände, müßte ſie mit Händen greifen können.

Viele Stunden der Nacht brachte ich wachend im Freien zu, hielt Einkehr in mein Gemüt und reinigte mein Herz, als befände ich mich in einer Kirche und kniete am Altare vor dem hochwürdigſten Gut und fühlte die Nähe des Herrn. In meiner Seele ward es ſtill und friedlich, und wiederum war mir's wie einem Kinde, das ſein müdes Haupt am Herzen der Mutter bettet, an deiner göttlichen Bruſt, o Natur.

* * *

Eine ſolche heilige Frühe habe ich noch niemals erlebt. Das graue Gebirge ſtand da, gleichſam durchleuchtet von der Himmelsfackel des Tages. Ein ſilberheller Aether war's und die Luft friſch und rein, daß jeder Atemzug neues Leben einhauchte. An den Gräſern hing der Tau, ſchwer und weiß wie Reif.

Während ich die Morgengebete ſprach, ſiehe, da lernte ich meine Gefährten in der Einſamkeit kennen. Die Murmeltiere, welche die ganze Nacht in den Höhlungen der Felſen gepfiffen und mich in Schrecken geſetzt hatten, liefen hin und her und machten Männchen wie die Haſen, braune Falken kreiſten in der Höhe, bunte Bergfinken umflatterten die Büſche, und eine Schar von Gemſen, zahlreich wie eine Herde Schafe, lief dicht an meiner Hütte vorüber, die Klippen hinauf, daß die Steine niederpolterten und es ausſah, als flögen ſie an den wilden Wänden empor. Auch ein Adlerpaar gewahrte ich. Das ſtieg hoch in die Lüfte, ſchwebte hin und her, ſchwang ſich höher und höher, wie eine von der Welt erlöſte, entſündigte Seele dem Himmel zueilen mag.

Noch kniete ich in herzlichem Flehen, als ich einen hellen, mehrſtimmigen Geſang vernahm, vermochte aber niemand zu gewahren. Es war, wie wenn der Fels zu tönen begänne, und ich mußte an die wilden Bergfrauen denken. Langſam ſchwebte der Sang aus der Tiefe aufwärts, und endlich ſah ich der Kluft drei bunte Geſtalten entſteigen. Es waren drei Jungfrauen, die gerade auf mich zuſchritten. Als ſie mich erblickten, brachen ſie ihren Geſang ab und ſtießen gellende Jauchzer aus. Daran erkannte ich die Erdentöchter und erwartete ſie nun ohne Furcht.

Die drei kamen zu mir und eine jede brachte mir etwas, Milch, Butter, Käſe. Sie grüßten mich demütig und küßten mir die Hand. Sie zeigten ſich als anſehnliche Dirnen mit hellen Flechten um den Kopf, braunen Geſichtern und dunklen Augen. Es waren die Sennerinnen vom grünen See und ſie meinten, ſie ſeien froh, daß ſie wieder einen Bergbruder hätten, und es taugte ihnen auch, daß es ein ſo junger ſei.

Ich fragte, ob ſie in der Wildnis ſich nicht fürchteten. Da lachten ſie und berichteten, daß ſie gegen die Unholde, die in der Wildnis ihr Weſen treiben, kräftige Sprüche beſäßen und ſollte es etwa einem Bären in den Sinn kommen, ihre Herde zu beſchleichen, ſo hätten ſie in der Hütte ein Schießgewehr ſo gut wie ein Jäger. Auch kämen am letzten Tage jeder Woche die Burſchen heraufgeſtiegen und ſpürten den Untieren nach. Ich vernahm ferner, wie überall zwiſchen den wilden Felſen ſich grüne Matten befinden; auf jeder Flur liegt eine braune Holzhütte, in der zur fröhlichen Sommerzeit Sennerinnen und Hirten hauſen. Sie wieſen mir die Felſen, hinter denen die Matten des Kloſters lagen, die überaus fett und ſaftig ſein ſollen.

Darauf ſchieden ſie, wie ſie gekommen waren, ſingend und jauchzend. Das habe ich nun auch ſchon gemerkt, daß der Menſch auf dieſen einſamen Höhen ein viel friſcheres und freudigeres Leben führt, alſo reineren Herzens ſein muß, als in den dumpfigen Tiefen. Es mag dieſes ſeinen Grund wohl in der größeren Nähe des Himmels haben.

Nachdem die Dirnen mich verlaſſen, nahm ich das kurze ſpitzige Grabſcheit, Bergſtock und Sack und ging aus, Wurzeln zu ſuchen. Es gab der Pflanzen eine große Menge, ſo daß mein Rücken vom eifrigen Bücken bald zu ſchmerzen begann, wie denn von dem heilloſen Klettern mein ganzer Leib noch ſteif war. Suchend und grabend und mit auf den Boden gehefteten Augen gewahrte ich nicht, wohin ich ſchritt. Auf einmal that es ſich dicht vor meinen Füßen auf, daß ich vor Entſetzen aufſchrie und zurückwich.

Aber in der Tiefe des grauſen Felſenkeſſels lag ein kleiner, runder See, ſchwarz und finſter gleich dem Auge des böſen Feindes, und dicht am Rande des Gewäſſers ſtand eine Hütte, aus deren mit Steinen belaſtetem Dach ein feiner Rauch aufſtieg. Auf dem ſpärlichen Gras umher weideten einige Kühe und Schafe.

Ich ſtand noch, ſchaute hinab und ſpähte nach einer Menſchengeſtalt, als ich hinter mir rufen hörte, ſchmeichelnd und lockend und mit ſo lieblichem und ſüßem Ton, daß ich ſicherlich ein Kreuz geſchlagen, hätte ich die Stimme nicht alsbald erkannt.

Gleich einer Flamme durchfuhr es mich, und ich wußte nicht, wie mir geſchah: in der Wildnis war Benedikte! In der Oede war ich mit Benedikte allein!

Ich hatte mich jäh gewendet und ſchaute ihr entgegen. Immerfort einen wunderlich klingenden, mir unbekannten Namen rufend, kam ſie herangeſchritten, ſchwang ſich von Fels zu Fels, erblickte mich, verſtummte und blieb ſtehen. Da ging ich zu ihr und grüßte ſie im Namen des barmherzigen Gottes.

Ach, Herr des Lebens – – wie ſchaute das Kind aus! Das liebliche Antlitz weiß wie Marmelſtein, die Augen groß und mächtig und todtraurig; von ihrem Scheitel floß ihr lichtes Haar gleich einem Schleier. Stumm blickte ich auf ſie, die auch nichts ſagte; nach einer Weile rief ich ſie an: „Du biſt es, Benedikte, die in der Hütte an dem ſchwarzen Bergwaſſer wohnt? Iſt dein Vater bei dir?“

Sie erwiderte nichts, aber um ihren kleinen, feinen Mund begann es zu zucken, wie bei einem Kindlein, welches ſich das Weinen verhält. Ich fragte nochmals: „Iſt dein Vater bei dir?“

Leiſe antwortete ſie: „Mein Vater iſt tot.“

Darüber war ich dermaßen erſchrocken, daß ich nichts zu reden vermochte. Sie wendete ſich ab und ich hörte, wie ſie ein jähes Schluchzen erſtickte. Da trat ich zu ihr und redete eindringlich hinein in ſie, die mit geſenktem Köpfchen ſtill zuhörte.

„Mein Kind, dein Vater iſt von dir gegangen, aber ein Vater iſt bei dir geblieben. Dieſer gütige und barmherzige Vater wird dich nicht verlaſſen. Bei dieſem weilt bald auch der, den du heiß geliebt haſt.“

Jetzt brach das Kind in Thränen und Schluchzen aus, und ſie wurde ſo heftig von ihrem Leid gepackt, daß es ihre zarten Glieder gleich wie in einem Krampfe ſchüttelte und ihr Weh ſie zu Boden warf. Da kauerte ſie vor mir in ihrer hilfloſen Not, und ich ſtand daneben, ſah das Schwert, welches ihr im Herzen ſteckte, fühlte aber meine lebendigen Hände wie mit Ketten und Stricken gefeſſelt. Nach einer Weile begann Benedikte zu reden; es war aber, als ſpräche ſie zu ſich ſelbſt.

„Ach, mein Vater! Meine Mutter iſt darum geſtorben, weil ſie ſah, wie es an ſeinem Herzen nagte: der Jammer, daß ſein Weib eine Verfemte war und ſein Kind gleich einer Ausſätzigen und er ſelber geächtet. Er hatte ein Herz, damit er keinem Tier etwas zuleide thun konnte, und er mußte Menſchen töten. Aber ſein Vater hatte in der Hütte am Galgenberg gewohnt, und ſeines Vaters Vater, und auch deſſen Ahn. Daher mußte auch er ein Henker ſein, denn er war ſeines Vaters einziger Sohn. Es brach ihm ſchier das Herz, aber Henker mußte er werden. Da er zum erſtenmal einem armen Sünder die Schlinge um den Hals legte, war's ihm, als würde ſein Herz mit einem eiſernen Bande umſpannt.

„Er hat es mir oft erzählt: wie er ſich am liebſten ſelber an einem Baume gehenkt hätte, oder wie er gern davongelaufen wäre in die weite, weite Welt hinein. Aber er hatte meine Mutter lieb, die auch eines Nachrichters Kind war, und darum blieb er leben, lief auch nicht fort, ſondern wartete ſeines Amtes, immerfort mit dem eiſernen Bande um ſeine Bruſt.

„Oft hat er es mir erzählt, wie er voller Wonne geweſen, als meine Mutter ihm ein Mädchen geboren, wie er mich in ſeine Arme genommen und dem Himmel wieder und wieder gedankt in Worten und in Thränen. Da ich aber eines Henkers Tochter geweſen, haben meine Eltern mich nicht zur Taufe tragen können, und da mich niemand ſegnen gewollt, ſo haben ſie mich geſegnet, wieder und wieder und wieder.

„Ich war noch ein ganz kleines Ding, da iſt meine Mutter bereits von uns gegangen: nicht zum himmliſchen Vater, ſondern in ein ungeweihtes Grab und in die Flammen des Fegefeuers. Als meine Mutter unter großen Qualen mit dem Tode rang, iſt mein Vater zu dem Abt gelaufen, hat gefleht und geweint und ſeine Hände aufgehoben; aber kein Prieſter iſt mit ihm zu der Sterbenden gegangen, und mein Vater hat der Toten das Grab graben müſſen, nicht weit davon, wo ſeine Gehenkten eingeſcharrt wurden, hat auch für meiner Mutter Seele keine Meſſen leſen laſſen können.

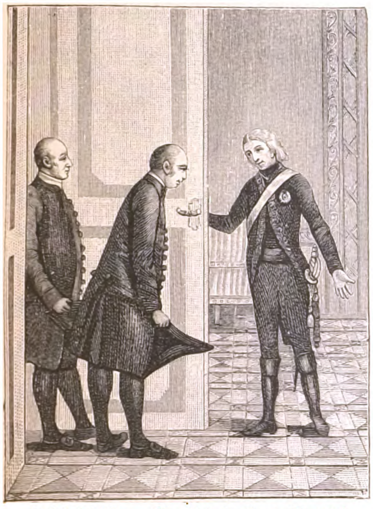
„Da nahm mich mein Vater, trat mit mir vor das Bildnis der göttlichen Mutter, fiel davor auf die Kniee, fügte meine Händlein zuſammen und ſagte: Bitte für deine liebe Mutter! Das habe ich gethan jeden Morgen, jeden Abend bis heute, wo ich auch noch für meinen Vater bitten muß.

(Schluß folgt.)

Die Halloren.

Von

Dr. Büttner Pfänner zu Thal.



Friedrich II. empfängt die Halloren (S. 309).

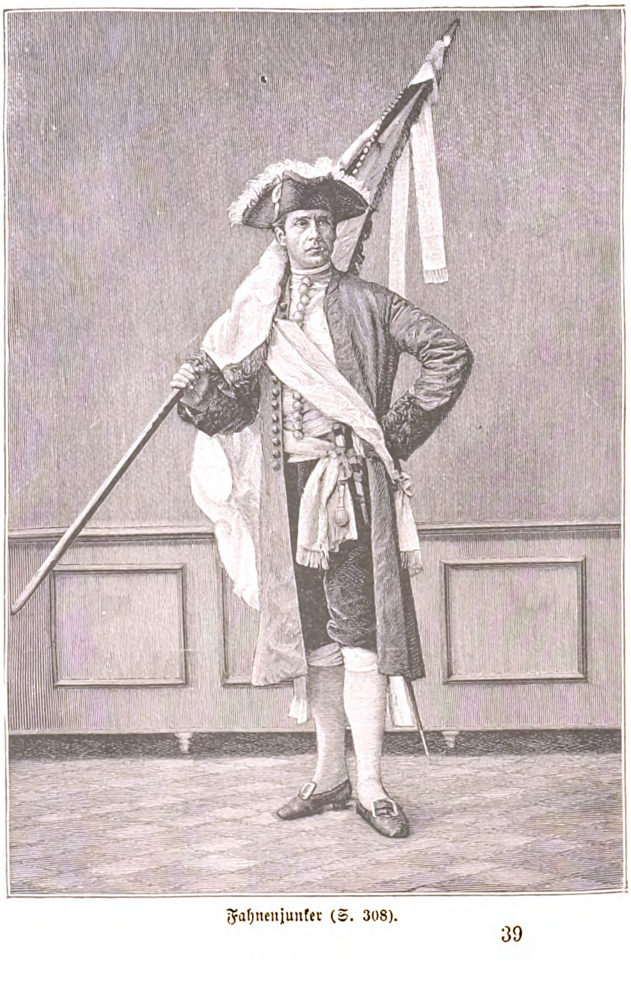
Alljährlich am Neujahrstage, wenn die Großen und Fürſten aus den deutſchen Landen zur Beglückwünſchung an die Stufen des deutſchen Kaiſerthrons treten, klopfen auch drei ſchlichte, biedere Männer aus dem Volke an die Thore des Palaſtes, um ihrem Kaiſer und Herrſcher in tiefſter Ehrfurcht die heißen Glück- und Segenswünſche gleichſam als Vertreter des ganzen deutſchen Volkes zu Füßen zu legen. Jedermann, nicht allein in Berlin, in allen Gauen des Reiches kennt ſie in ihrer altehrwürdigen Tracht, mit ihren verwitterten ernſten, aber treuen ehrlichen Geſichtern; die Halloren ſind es, Mitglieder jener uralten, jetzt noch einzig beſtehenden Brüderſchaft im Thal zu Halle. In langen bunten Röcken, hellſeidenen Weſten mit großen, ſilbernen Knöpfen, ſchwarzen Kniehoſen von Samt, bunten Strümpfen und Schuhen mit ſilbernen, teils mit Steinen beſetzten Schnallen, auf dem Haupte den großen Dreimaſter, ſo treten ſie ein und bringen dem hehren Herrſcher ihre Neujahrsgratulation dar, indem ſie ihm bei der Tafel den fünften Gang mit Halleſcher Wurſt, Soleiern und Salz aufwarten und dabei ein gedrucktes Neujahrsgedicht überreichen. In den folgenden Tagen gratulieren ſie dann ſämtlichen Mitgliedern des kaiſerlichen Hauſes, wobei ſie faſt ausnahmslos perſönlich empfangen werden und ſich die hohen Herrſchaften oft eine Stunde lang mit ihnen unterhalten. Speiſe und Trank wird ihnen während ihres Aufenthaltes aus der kaiſerlichen Küche gewährt, reich beladen kehren ſie dann heim, und noch wochenlang erzählen ſie im Kreiſe der Ihrigen von den Herrlichkeiten, die ſie geſchaut, von dem herzlichen Empfang, der ihnen zu teil geworden iſt, und von der Leutſeligkeit und Liebe ihres erhabenen, geliebten Herrſchers, der ihnen bis an des Lebens Ende die ſchönſte freudigſte Erinnerung ſein wird.

So haben ſie es gehalten ſchon ſeit Jahrhunderten, niemand weiß, wer ihnen zuerſt dies und die anderen Privilegien verliehen hat und die Geſchichte erzählt uns nur das eine, daß ſie ſeit uralten Zeiten mit unerſchütterlicher Treue und unverbrüchlichem Glauben zu ihrem Herrſcher geſtanden haben in traurigen und glücklichen Zeiten und daß ſie durch ihre feſte, vaterländiſche Geſinnung und ihre hochherzige Liebe zu Kaiſer und Reich ſich jene Vorzüge wohl verdient haben.

Alle bis jetzt veranſtalteten Bemühungen, ihre Herkunft zu ergründen, ſind vergebens geweſen und die bis zu unſeren Tagen gebliebenen Sitten, Sagen und Sprachreſte ſind ſo verſchieden und unklar, daß ſelbſt daraus ſich bis jetzt noch nichts Näheres feſtſtellen ließ. Gewöhnlich ſind ſie für ein Ueberbleibſel der Wenden gehalten und wären demnach alſo von den Franken beſiegt und zu Leibeigenen der Pfänner, der Beſitzer der Salinen gemacht worden. Das iſt jedoch aus dem einfachen Grunde unwahrſcheinlich, weil ſie ſich dann nicht wieder zu ſo hohen Privilegien hätten aufſchwingen können. Vielmehr ſcheinen die Salzquellen thatſächlich von den Franken genommen und ausgenutzt und gegen die Wenden befeſtigt worden zu ſein, wobei es doch nicht ausgeſchloſſen iſt, daß in ſpäteren Jahrhunderten der Reſt der Wenden zu den Arbeiten hinzugezogen wurde und ſich ſo durch das Zuſammenſchmelzen jene abſonderliche Menſchenkaſte gebildet hat.

Ihre Sagen nämlich beſchäftigen ſich viel mit Karl dem Großen und zwar als ihrem erſten Kaiſer, auf den ſie ihre Privilegien zurückführen. Wenn nun auch manches davon geſchichtlich ſpäter zu ſetzen iſt, ſo würde ſich doch kaum bei einem Volksſtamme der Name ihres Beſiegers ſo ſehr ins Gegenteil verwandeln, daß er ihnen ſpäter als Wohlthäter erſcheint, und da uns außerdem die Gründungsſage der Stadt Halle ſo direkt in das Syſtem des Landerwerbs und Landſchutzes Karls des Großen einführt, iſt eher darauf zu ſchließen, daß einem erprobten Häuflein dieſe reiche Gegend zum Entgelt ſowohl wie beſonders zur eigenen Garantie, daß ſie auch ſtandhalten, als feſtes Grenzbollwerk überantwortet wurde.

Vor vielen tauſend Jahren, ſo erzählt nämlich die Sage, ehe noch in jener Gegend ein Haus oder eine Hütte ſtand, breiteten ſich dort prächtige Wieſen und Wälder aus



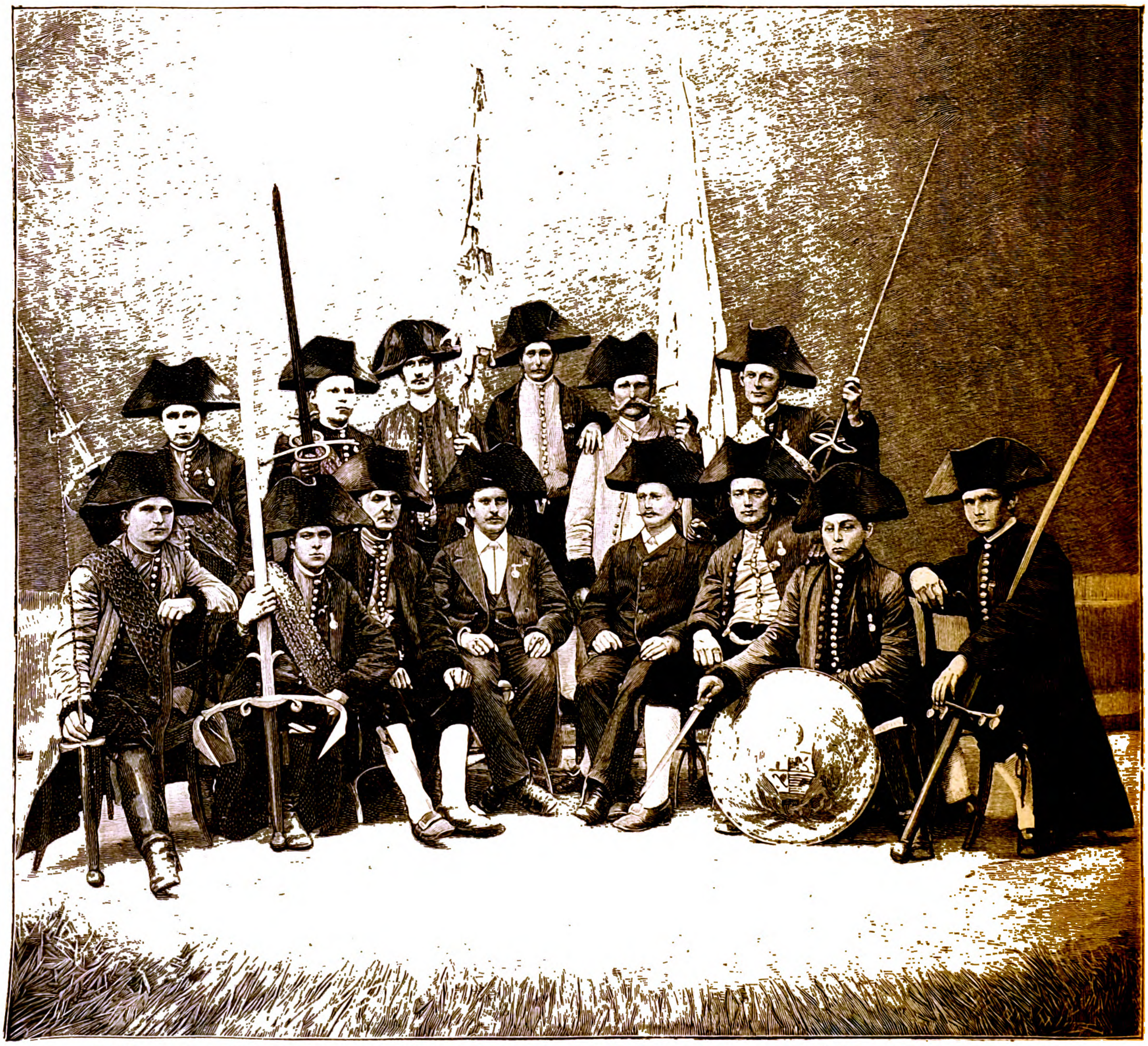
Fahnenjunker (S. 308).

und jedes Frühjahr erſchienen Hirten mit ihren Herden, die da weideten und im Herbſt wieder in wärmere Gegenden zogen. Einem derſelben erſchien einſt ein wunderbares Traumbild. Er ſah, wie dichte weiße Flocken vom Himmel herniederfielen und die ganze Erde um ihn bedeckten, nur die Stelle, auf der er lag, blieb grün und eine Stimme erſcholl aus der Tiefe: „Erlöſe mich!“ Als er ſich die Augen ausgerieben hatte, war alles wie zuvor um ihn herum grün; er erzählte ſeinen Genoſſen den Traum und dieſe beratſchlagten, was zu thun ſei. Man kam auf den Gedanken, die heiligen Männer zu fragen, die aus dem Rauſchen der Eichen den Willen der Götter verſtanden und dieſe antworteten, man ſolle an der Stelle, wo der Hirt gelegen hatte, eine Quelle ſuchen, die ihnen viel Reichtum bringen werde. So thaten ſie denn auch und als ſie kaum drei Schuh tief gegraben, brodelte eine herrliche Quelle hervor, deren Wert ſie allerdings nicht gleich erkannten. Als ſie aber nach einigen Tagen wieder kamen und zuſahen, war alles ringsherum um die Quelle weiß und die köſtlichſten Salzkryſtalle hingen an den Grashalmen und Sträuchern. Seitdem ſiedelten ſie ſich an und gewannen aus der Sole Salz.

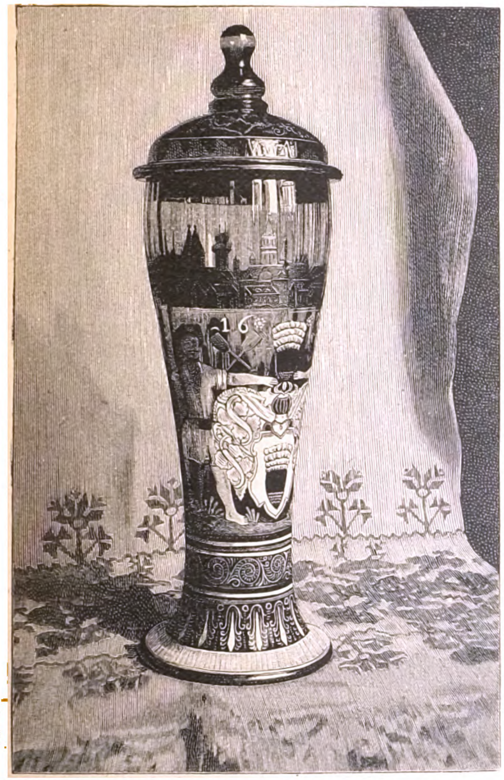
Nach vielen, vielen Jahren drang aus ihrer Heimat die Kunde von einem großmächtigen König zu ihnen, der in ihre Gegend hinabkommen werde, und die fremden Völker ſich unterthan machen wolle. Sie machten ſich daher auf zu ihm und nahmen mit drei Wagen vom reinſten, beſten Salz und kamen nach Aachen vor die Kaiſerpfalz Karls des Großen. Dieſer nahm ſie freundlich auf und ſie baten ihn, ob ſie ihm dürften huldigen und ob er ihr Herr und Beſchützer ſein wolle. Er ſagte es ihnen zu und verſprach im nächſten Jahre ſelbſt zu ihnen hinabzukommen und die Huldigung zu empfangen. Da er aber ſelbſt nicht konnte, ſandte er ſeinen Sohn Karl im folgenden Frühjahr wider die Wenden und als dieſer an die Saale kam, traf er die Halloren gerade, wie ſie ihre Hütten wieder aufbauten, denn die Feinde waren ins Land eingebrochen und hatten alles verbrannt und verwüſtet. Und ſie traten vor ihn und ſprachen: „Großer, gnädiger Herre, laß uns eine Stadt bauen, damit wir Schutz und Schirm han vor unſeren Feinden.“

Er aber lachte und ſagte: „Wovon wollt ihr denn eine Stadt bauen, aus Waſſer und Holtz?“ Sie aber antworteten:

„Han mer hüte Water und holt
Han mer morne silber unde gold.“



Die Kompagnie der Schlachtſchwerter mit der Fahne Guſtav Adolfs und Friedrichs des Großen, mit Zweihändern und Rundtaſche (S. 310).



Aelteſte Pfingſtbierhumpe vom 23. Juni 1673 (S. 308).

„Na, meinetwegen," gab der König zurück, „Sonne, Mond und Sterne mögen euch dazu leuchten."

Als er im folgenden Jahre wiederkam, da ſtaunte er über die Pracht und Stärke der neuen Stadt und man hatte ihm einen herrlichen Empfang bereitet. In der großen Halle, wo das Salz zum Trocknen aufgeſpeichert wurde, hatte man einen hohen Thron gebaut; als er davor angekommen war und abgeſeſſen, drangen die Salzknechte von den Koten heran, nahmen ſein Leibroß beim Zügel, ſetzten einen aus ihrer Mitte darauf und führten es dreimal um die Salzbrunnen mit lautem Geſchrei und Jubel. Davon als der König die Urſach' zu wiſſen gewünſchet, thaten ſie ihm Beſcheid und ſprachen: „Um darzuthun, daß Ew. Majeſtät des Thals ein Herr ſei!" Darauf ließ es der König ruhig geſchehen und gab ihnen ſein Leibroß zum Geſchenk. Denen acht Pfännergeſchlechtern aber verlieh er Stadtrecht und gab jedem ein Schwert und Schild, der ganzen Bevölkerung ein Heerzeichen und ſo zogen ſie mit ihm in den Krieg und ſind ihm allezeit getreue Vaſallen und Unterthanen geweſen.

Es waren nun Pfänner, das heißt Beſitzer der Pfannen in der Saline, zur Zeit Karoli magni im Thale zu Halle erſtens die Bornemanns oder Börner, die am Salzborne ſtanden und die Sole ſchöpften, dann die Bornträger, die Sole von den Bornen zu den Koten trugen, die Büttner, die die Butten fertigten, in denen das Salzwaſſer geſchöpft und in die Pfannen getragen wurde, die Pfanneſchmidt, die die Pfannen zum Sieden ſchmiedeten, die Holzheuer, die das Holz fällten und das Feuer unterhielten, die Seifährte, die die Fährte, das heißt das ſchmutzige Salz, ſeieten und reinigten, die Stißer, die das Salz ſiedeten und rührten und zerſtießen und die Bäcker, die das Salz buken und in Würfel ſchnitten, damit es ſich beſſer transportieren ließ.

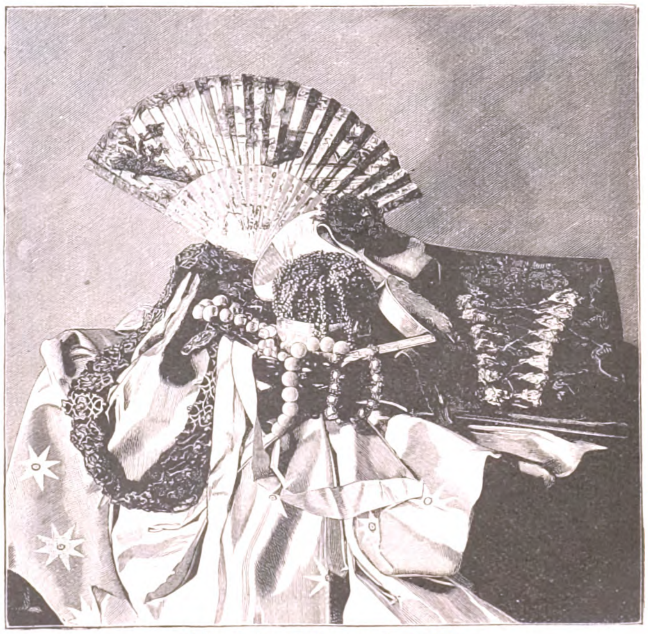
Die Halloren waren ihre Arbeiter in den Salinen und Salzknechte, ſo die niedere Arbeit verrichten mußten.

Da ſie aber kein Oberhaupt hatten, entſtand bald Zank und Streit unter ihnen und die Parteiung ward ſo groß, daß der Kaiſer davon Kunde erhielt. Er ſandte daher ſeinen Paladin Roland hinab, um Frieden zu ſtiften. Der zog durch alle Städte und Gaue bis hinauf an die Saale und ließ Standbilder errichten vom Kaiſer Karl, zum Zeichen, daß ein kaiſerlich Gericht ſei und ſprach Recht für jedermann. So kam er auch gen Halle und ſchlichtete den Streit. Danach hieß er ſie zuſammentreten um einen Grafen zu wählen aus ihrer Mitte, der richten ſolle viermal im Jahre vor dem Bilde des Kaiſers an ſeiner Statt.

Nachdem er dieſen mit dem Richtſchwert belehnt hatte, zog er von dannen, denn die Saracenen waren in die Lande eingefallen. Nicht lange danach kam die Kunde von ſeinem Tode. Weil er aber ein ſo ſtattlicher Ritter geweſen war und ihnen ſo gar gefallen, ſo nannte man ihm zu Gedächtnis das vor Gericht gehen „vor den Roland treten" und iſt von da der Name auf die Statue übergegangen.

Dies ſind in kurzem die Sagen, auf welche ſich die noch heutzutage beſtehenden Privilegien und Einrichtungen beziehen.

In früheren Jahrhunderten unterſtand nämlich die Stadt Halle zwei vollkommen voneinander getrennten Regierungen, die ſich natürlich ſtets feindlich gegenüberſtanden. Es war dies einerſeits der Magiſtrat, andererſeits der Thalgraf oder, wie er anfangs ſpottweiſe, ſpäter aber immer auch in den Urkunden benamſet iſt, der Salzgraf. Dieſer ſtand an der Spitze der Pfänner und Halloren, ſaß dem Thalgericht vor, hatte eigene Münzgerechtigkeit und war überhaupt unumſchränkter Herr in den Grenzen des Thals. Ihm gegenüber ſtand der Ratsmeiſter an der Spitze des Magiſtrats, welcher auch ſeine eigene Gerichtsbarkeit, das Berggericht, beſaß. Der Streit zwiſchen beiden Parteien endete ſchließlich damit, daß 1412 die Städter den Thalgrafen Hans von Hedersleben gefangen nahmen und verbrannten, dafür ſie in Acht und Bann gethan wurden. Damit hatte die Macht des Thalgrafen ein Ende und als zur Reformationszeit das Thalgericht mit dem Berggericht vereinigt wurde, blieb ihm nur noch eine gewiſſe Oberhoheit über die Salzwürkerbrüderſchaft, die noch bis zum heutigen Tag beſteht. Alle drei Jahre nämlich wird vom König von Preußen ein



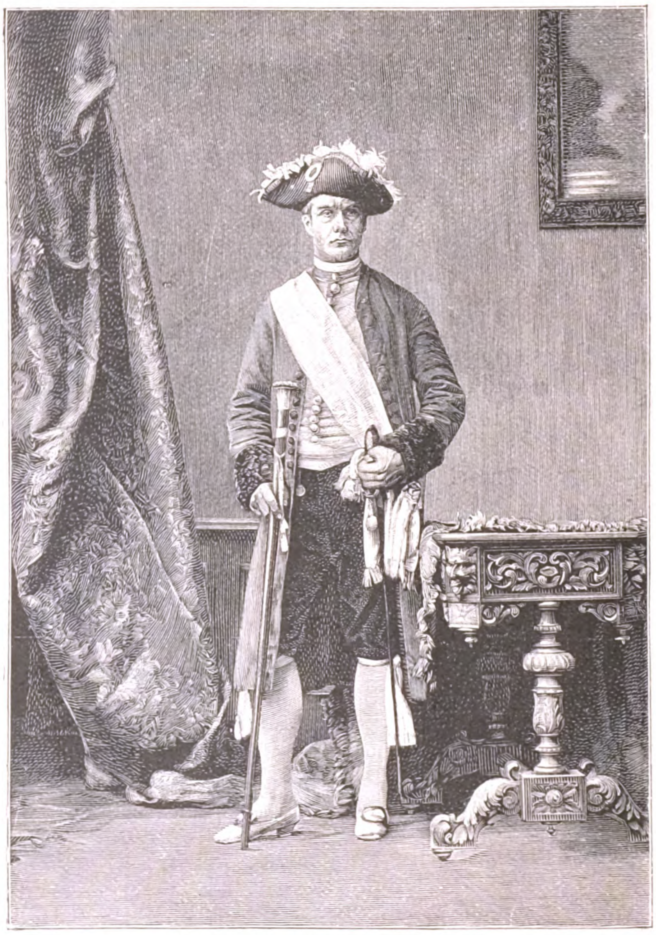
Schmuck einer Hallorenbraut (S. 308).

neuer Salzgraf ernannt, der die Angelegenheiten der Halloren zu vertreten hat und zwiſchen ihnen und ihren Arbeitgebern Schiedsrichterſtelle vertritt. Auch hat er die jedes zweite Jahr ſtattfindende Wahl des regierenden und der drei anderen Vorſteher zu beſtätigen und muß bei ihren Feſten den Frieden würken, das heißt, ſie ermahnen, allen Streit und Hader vom Feſt fernzuhalten.

Wie ſie nun alljährlich ihrem Herrſcher zum Neujahr gratulieren dürfen, ſo ſenden ſie auch drei Abgeordnete zur Huldigung bei jedem Thronwechſel und erhalten dafür das Leibroß des Herrſchers, eine Fahne und einen ſilbernen Pokal. Schon in der älteſten Chronik des Olearius (1673) wird dieſe Schenkung beim Einzug des Erzbiſchofs Friedrich von Beuchlingen 1446 als uralte Sitte erwähnt und Hohndorff gibt in ſeiner 1670 beſchriebenen Thalordnung an:

„Wann der Neue Landesfürſt auffs Rathhaus zur Huldigung geritten, kommen zu ihm die Salzwürker und redet einer unter ihnen alſo: ‚Gnädigſter Fürſt und Herr! Wir erkennen Ew. Fürſtl. Durchlauchtigkeit vor unſern Natürlichen Herren, bitten unterthänigſt, unſere Privilegia zu verneuen, und zu verſtatten, daß Ew. Fürſtl. Durchlauchtigkeit Leib-Roß wir nehmen, und dermit umb die Brunnen im Thal ziehen mögen, dadurch anzuzeichen, daß Ew. Fürſtl. Durchlauchtigkeit des Thals ein Herr ſei.‘ Worauf dann der gehuldigte Fürſt ihnen das Leib-Roß genädigſt zu Geſchenk machet.“

Als nun die ſpäteren Herrſcher die Huldigung nicht mehr perſönlich empfingen, ſondern Kommiſſarien ſandten, iſt hinter dem Wagen, darinnen ſelbige zur Einnehmung der Huldigung nach dem Rathaus gefahren, ein Schimmelpferd nachgeführt worden, welches den Salzwürkern nachher zum Geſchenk gelaſſen worden. Als dann die Huldigung zur Krönungsfeier in Königsberg ſtattfand, haben ſie dorthin Vertreter geſandt, die Pferd und Fahne mitgebracht haben. Das Pferd wird dann verkauft und aus dem Erlös werden die Feſtkoſten gedeckt, ſowie ein ſilberner Pokal mit dem Bildniſſe des Königs angeſchafft.

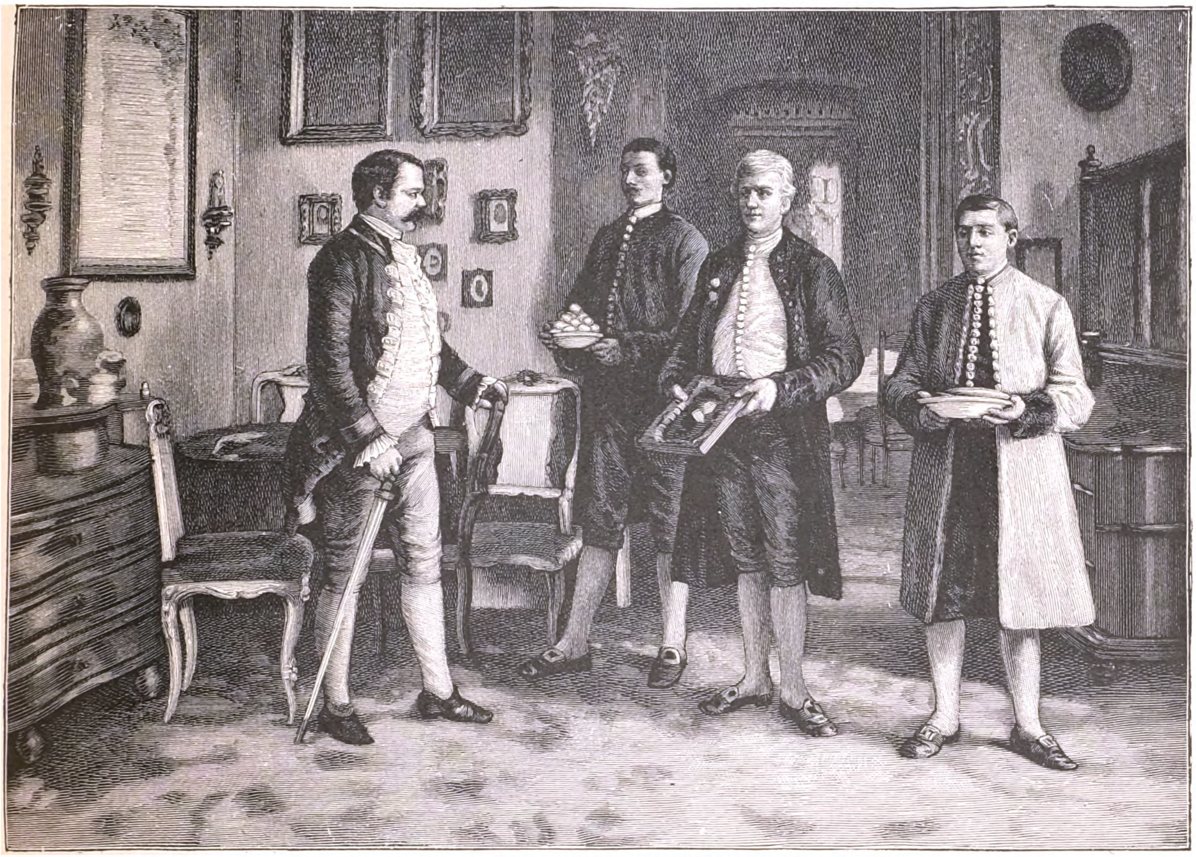


Regierender Vorſteher (S. 308)

Außer freiem Fiſch- und Vogelfang, wofür ſie jährlich im Oktober neun Schock Lerchen an die kaiſerliche Küche abliefern, beſitzen ſie noch das Privileg des Pfingſtbieres. Damit ſie nämlich bei ihrer ſchweren Arbeit eine Ergötzlichkeit haben, wird ihnen alljährlich ein Gnadengeſchenk zum Pfingſtfeſte verabreicht, das mit einer Tafel und luſtigem Tanz gefeiert wird. Gewöhnlich geſchieht dies jetzt noch alle zwei Jahre in der Woche nach Pfingſten und zwar bleibt die Tafel meiſt dabei fort, da die Unkoſten zu groß ſind und es gibt nur Bier und Tanz. Wenn aber durch das Geſchenk eines Pfänners oder ſonſtwie der Thalsbeutel etwas reicher gefüllt iſt, begehen ſie das Feſt wie in uralten Zeiten.

Des Morgens um ſieben Uhr ſchlagen die Trommler Reveille, ziehen vor die Wohnungen der Vorſteher, wo ſich die Brüderſchaft allmählich verſammelt. Von dort werden die Fahnen aus der Moritzkirche abgeholt und um zehn Uhr geht es in die Halle zu den vier Salzbornen, wo ſie der Salzgraf erwartet. Nachdem dieſer ihnen den Frieden gewürkt hat, werden die Kranzjungfern abgeholt, und der Umzug durch die Stadt beginnt. Trommler und Pfeifer voran, dann kommen die Platzknechte, die für die Ordnung zu ſorgen haben, mit der Rundtaſche, einem großen Schilde, auf dem ſich das Wappen befindet. Hinter dieſen die Kranzjungfern, dann die Fahnenjunker mit den Fahnen und die übrigen Halloren. Um zwölf Uhr beginnt die Tafel, wozu der Salzgraf geladen wird. Derſelbe eröffnet danach mit der Tochter des regierenden Vorſtehers den Tanz und nachdem er ſich ein wenig ergötzt hat, geht er nach Hauſe, wohin ihm der Thalsbote einen Hallorenkuchen und ein großes gemaltes Glas, das man eine Humpe nennt, voll Bier nachträgt. Sobald der Salzgraf nun den Garten, in dem getanzt wird, verlaſſen, beginnen ſie ihren eigentlichen Hallorentanz. Die Kranzjungfern nämlich werden in die Mitte genommen, darum ſtellt ſich eine Kette junger Burſchen, die ſich feſt aneinander halten, und auf das Zeichen der Muſik ſtürmen andere Halloren gegen ſie an, ſuchen die Kette zu durchbrechen und die Kranzjungfern zu erobern. Letztere unterſcheiden ſich durch ihre beſondere Tracht von den übrigen Hallorenmädchen, ſie ſind ebenſo wie die Hallorenbräute gekleidet und tragen einen blauſeidenen, dicht in Falten gelegten Rock, blaues Mieder mit ſilbernen Schnallen und eine Nelkenkrone auf dem Haupte. Der Rock iſt auf einer Seite mit einem ſilbernen Gürtel etwas in die Höhe gerafft. Nach dieſem Tanz beginnt das Zechgelage. Dabei bedienen ſie ſich der alten ſilbernen Humpen und Pokale, die ihnen von den Landesfürſten zum Geſchenk gemacht ſind.

In ähnlicher Weiſe feiern ſie nun auch ihr höchſtes Feſt, die Huldigung ihrer Landesfürſten, welche nur ſelten bei der jedesmaligen Thronbeſteigung eines neuen Herrſchers ſtattfindet. Wie wir oben ſchon erwähnten, ſind dieſe Gerechtſame uralten Urſprunges, haben aber im Laufe der Jahrhunderte manche verſchiedene und intereſſante Regelungen erfahren. Zuerſt werden ſie in den Akten und Chroniken



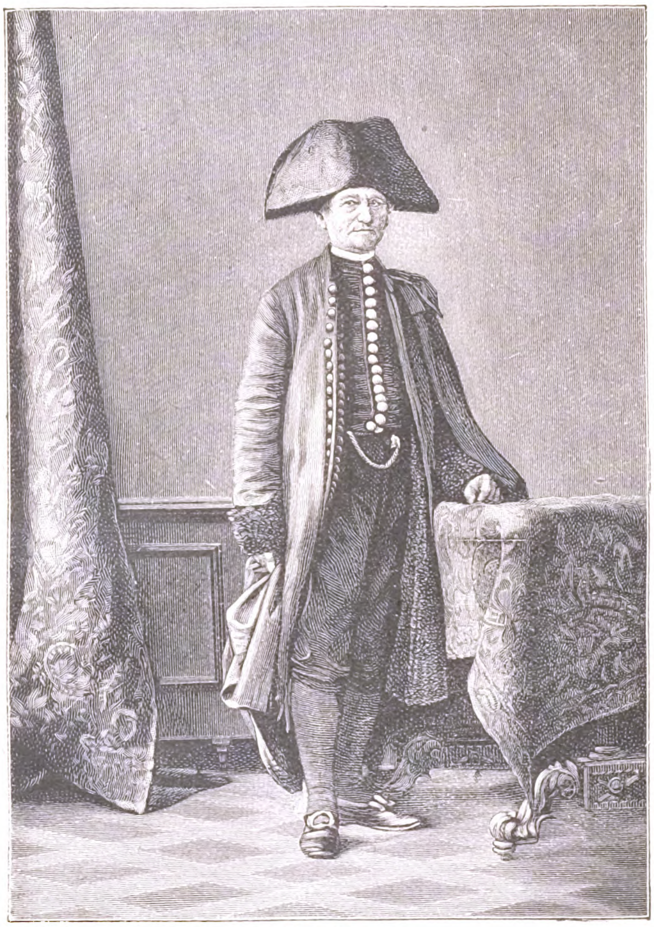
Die Halloren bringen ihrem Pfänner Eier, Wurſt und Salz zu Neujahr (S. 308).

ſtets bei einem derartigen Ereignis mit aufgeführt und heißt es z. B. bei der am 21. Auguſt 1446 ſtattgehabten **Huldigung des Erzbiſchofs Friedrich III. von Magdeburg, wie folgt:** „Und der Ertzbiſchoff ſaß vor der Kirchen zu Sanct Mauricio abe, do drungen de Buſen (Buben) uß der Halle mit einem großen Hauffen, und mit eynem Banner und warthen des Pferdes, und namen das, und furten es in die Halle uff die Holtzwarth um die Borne, und darnach vor den Bierkeller und vorſatzten es, das loſete der Biſchoff und gab yn (ihnen) vier Reiniſche gulden zu vortrinken.“ Hundert Jahre ſpäter, am 25. Mai 1546, heißt es bei der Huldigung des Erzbiſchofs Johann Albrecht (Markgraf von Brandenburg): „Und nachdem es vorzeiten, bei der Huldigung, je und allweg gebräuchlich geweſt und dermaßen gehalten worden daß die Salzwürter des Ertzbiſchoffs Leibhengſt alzbald zu ſich nähmen . . . ꝛc. alſo den Würler Hanß Froer drauf geſatzt und denſelben alſo alten Gebrauch nach mit uffgerichteten Fähnlein in das Thal geleitet und daſelbſt dreymahl um die Saltzborne laſſen herumreiten. Darfür yhnen der Ertzbiſchoff eine Verehrung gethan von 20 gulden an Münz und 1 Centner Karpen ſo ſie uff den Bierkeller vorzecht und vorzehret, auch ihr Fähnlein oben uffn Tanzboden zum Fenſter herausgeſtackt. Auch beim Einzug des letzten Adminiſtrators des Erzbistums Magdeburg Herzogs Auguſt (Sohn des Kurfürſten Johann Georg I. von Sachſen) heißt es: Hierbey iſt zu gedenken daß ſobald Ihre Fürſtlich Genaden vom Roſſe abgeſtiegen, die Brüder im Thale daſſelbe genommen, altem Herkomm nach einen Meiſter, Martin Stangen, darauf geſetzt und um die Salz bronnen gezogen.“

Pingſtbierhumpe von 1673 mit Fähnrich (S. 308).

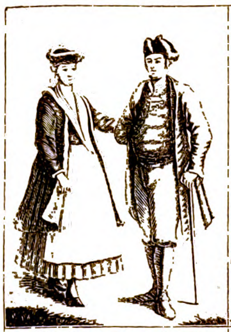
Als nun das Erzſtift Magdeburg in ein weltlich Herzogtum verwandelt wurde und ſomit, wie im Weſtfäliſchen Frieden feſtgeſetzt, an das Haus Hohenzollern fiel, wurde dem Großen Kurfürſten bei der am 4. Juni 1681 ſtattgehabten Erbhuldigung ein Einzug mit allen nur erdentlichen Feſtlichkeiten bereitet, wobei die Halloren mit dem Pferd in gleicher Weiſe wie ſonſt verfahren und der Kurfürſt ihnen „vor das Pferd zwey vergüldete Becher 50 Thaler werth und darinnen 50 Thaler gelegen“ gegeben.

Friedrich der Große ſandte ihnen bei der 1740 geſchehenen Erbhuldigung ein Pferd aus dem kgl. Marſtall mit Zaum und Sattelzeug und iſt es ſeither ſtets ſo von ſeinen königlichen Nachfolgern gehalten. Selbſt Jerôme Napoleon,

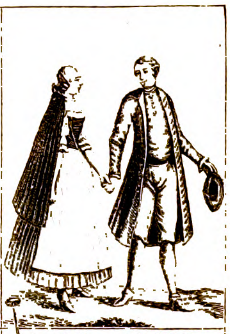


Leichenträger.

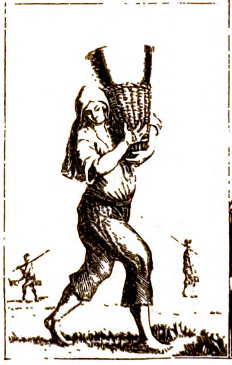
König von Weſtfalen, hat den Halloren dieſelbe Gerechtſame angedeihen laſſen.



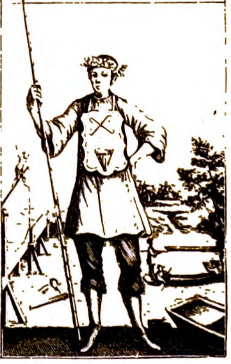
Ein Hallorum mit ſeiner Frau.



Ein Hallorum mit ſeiner Braut.



Ein Hallorum mit Saltze.



Ein Hallorum auf dem Waſſer.

So haben nun auch in dieſem Jahre am 25. Juli 1890 die Halloren von des Kaiſers Majeſtät nach altem Recht ihre Privilegia erneuert erhalten und das Gnadengeſchenk bekommen, und zwar in doppelter Weiſe. Da es ihnen nämlich nicht vergönnt geweſen, des hochſeligen Kaiſers Friedrich Majeſtät zu huldigen, aber durch das Fehlen ſeiner Fahne und Bechers eine ſchmerzliche Lücke in der Reihe der Hohenzollern-Gnadengeſchenke entſtanden wäre, ſo hat ihnen Kaiſer Wilhelm II. allergnädigſt neben höchſtſeiner Fahne und Pferd noch eine Fahne mit dem Namenszug Kaiſer Friedrichs III. und einen Becher mit dem Bildnis desſelben, in Silber getrieben, 2500 Mark an Wert, überreichen laſſen. Das Feſt ſelbſt wurde in glänzender Weiſe mit all den hergebrachten Gebräuchen begangen und bot beſonders das Fahnenſchwenken nach alter Landsknechtsart und das Hoch auf den Kaiſer am Salzborne einen intereſſanten Anblick dar.

Unter ihren Schätzen aber, die ſie in einer Kapelle der Moritzkirche aufbewahren, befindet ſich noch manch ſeltenes und intereſſantes Stück, Fahnen und Becher von allen Herrſchern, darunter auch ein Banner von Guſtav Adolf, alte Schlachtſchwerter und Partiſanen und dergleichen mehr[1]). Auch beſitzt die Brüderſchaft die goldene Verdienſtmedaille, die ihr 1815 in Anerkennung ihrer unverbrüchlichen Treue zum Herrſcherhauſe verliehen wurde. Ihr größter Schatz aber iſt und bleibt die Anhänglichkeit und Liebe der Hohenzollern, der unſer hochſeliger Kaiſer Wilhelm der Große wohl das ſchönſte Denkmal beim letzten Neujahrsglückwunſch geſetzt hat, indem er die Halloren an ſein (hiſtoriſches) Fenſter führte, ihnen die ihm zujauchzende und jubelnde Menge zeigte und ſagte: „Nicht immer ſah es hier ſo aus — ihr aber ſeid allezeit meine Getreueſten geweſen.“

---

[1]) Die Illuſtrationen ſind nach Photographien von C. Höpfner Nachfolger, Fritz Möller, in Halle a. S. angefertigt.

Der Voranſchlag im Haushalt.

Von

Mathilde Lammers.

Wer möchte nicht gern ſein gutes Auskommen haben? Alle Hausväter, die da ſeufzen, wenn die Neujahrsrechnungen eingehen; alle Hausmütter, die ob beſagter Neujahrsrechnungen unliebſame eheliche Erörterungen fürchten; alle ehrlichen Schuldner dringender Gläubiger, und viele Gläubiger unehrlicher Schuldner fühlen das unbequeme Joch der Nahrungsſorgen auf ihren Schultern und denken mit Neid an die Leute, welche dieſes Joch nicht kennen. Und doch iſt, theoretiſch betrachtet, das Auskommen eine kinderleichte Sache: man muß nur nicht mehr ausgeben, als man einnimmt!

Jetzt wirft der geneigte Leſer das Monatsheft entrüſtet hin und ſagt: „Das wiſſen wir allein!“ und nun will er von allem, was ich noch zu ſagen habe, nichts mehr hören. — Deſto beſſer! ſo wende ich mich an die etwas geduldigere geneigte Leſerin und verſtändige mich zunächſt mit ihr allein über denjenigen Teil der Vermögensverwaltung, der faſt ausſchließlich die Frauen angeht und über den ich eigentlich allein auch ſprechen wollte. Sie mag dann nachher, ſoweit es nötig iſt, zuſehen, daß ſie ihre Weisheit wieder an den Mann bringt.

Das Nichtauskommen, eine nicht ſelten auftretende wirtſchaftliche Krankheit, kann ſehr verſchiedene Gründe haben, und nicht für alle iſt ein Kraut gewachſen. Es kann daran liegen, daß beſtimmte Einnahmen, auf die man gerechnet hatte, nicht eingehen, oder daß beſtimmte Ausgaben, auf die man nicht gerechnet hatte, unabweislich nötig werden, oder daß gar beides zugleich eintritt. Ein Kaufmann macht bei einem Geſchäft ſtatt des erhofften Nutzens von 5000 Mark einen Schaden von 500: das iſt der erſte Fall. Eine Krankheit, ein Naturereignis, die man nicht vorherſehen konnte, verſchlingen Hunderte von Mark: das iſt der zweite Fall. Ein Landmann hat eine Mißernte und in demſelben Jahr brennt ihm eine nicht verſicherte Scheune mit Getreide ab: das iſt der dritte Fall. Wir werden vielleicht nachher ſehen, ob ein guter Wirt ſich auch für dieſe Möglichkeiten ſicherſtellen kann. In ſehr vielen Fällen liegt aber das Nichtauskommen daran, daß man keinen Voranſchlag macht — und dann iſt nur deswegen jene einfache Regel unmöglich geworden, die den geehrten Leſer ſo ſehr erzürnt hat.

Halloren-Brautpaar (S. 308).

Wer nicht mehr ausgeben will, als er einnimmt, der muß natürlich zuerſt wiſſen, wieviel er in einem gegebenen Zeitraum einzunehmen haben wird. Sonſt gleicht er einem Kinde, das ein paar Bauſteine aufeinander legt, und dann wieder ein paar, und noch ein paar, und erwartet, aus dieſer plan- und zielloſen Thätigkeit werde ein hübſches, ſolides Haus von ganz beſtimmter Größe und Form entſtehen. Nun werden viele Hausfrauen, die von ihren Männern ein feſtſtehendes Wochen- oder Monatsgeld bekommen, denken, dieſe Berechnung der Einnahme ſei alſo für ſie nicht nötig, denn es ſei ja von vornherein ausgemacht, wieviel ſie für den Haushalt und ihre perſönlichen Bedürfniſſe zu verwenden hätten. Das ließe ſich hören, wenn der Wille des Mannes, immer genau zu derſelben Zeit dieſelbe Summe in ihre Hände zu legen, und die Möglichkeit, daß er es thue, alſo die Einnahmen, die ihm zufließen, immer unerſchütterlich feſtſtänden. Von ſeinem Willen ganz abgeſehen, ſo gibt es aber kaum ſolche nie ſchwankende Einnahmen. Ob das Geld, welches einkommt, durch die Arbeit des Mannes erworben wird, ob es aus Kapitalbeſitz, ob es aus Grundbeſitz ſtammt, ob es gar ganz oder teilweiſe durch den guten Willen dritter beſchafft wird: Schwankungen in der Geſamteinnahme von einem Jahr zum andern dürften wohl faſt in jeder Wirtſchaft vorkommen. Je größer der ſichere Teil der Einnahme iſt, deſto leichter läßt ſich wirtſchaften, deſto weniger Entſchuldigung gibt es daher nach dieſer Seite hin für das Nichtauskommen. Aber eben der unvermeidlichen Schwankungen wegen — und freilich noch aus höheren Gründen — iſt es beſſer, daß die Frau nicht nur die Höhe ihres Wirtſchaftsgeldes voraus wiſſe oder gar ohne weiteres annehme, es müſſe immer ſo weiter gehen, ſondern daß ihr der Mann jederzeit einen Einblick in die wirtſchaftliche Geſamtlage des Hausweſens gewähre. Das iſt nicht nur gut für den Fall, wo ſie ſich im Haushalt wegen verringerter Einnahmen einzuſchränken hat, ſondern auch für den Fall, daß zeitweilig verſtärkte Einnahmen zeitweilig einen größeren Verbrauch rechtfertigen. Es iſt z. B. wirtſchaftlich ein ſehr großer Unterſchied, ob eine zufällige Mehreinnahme zu einer einzigen Anſchaffung oder zur allgemeinen Aufbeſſerung täglicher Bedürfniſſe verwendet wird. Jenes kann völlig berechtigt ſein; dies iſt höchſt gefährlich. Denn es iſt leicht, ein Bedürfnis zu ſteigern, aber ſchwer, ſich ein gewohntes Bedürfnis wieder abzugewöhnen. Die Frau möge alſo wiſſen, wieviel von der Geſamteinnahme ſie höchſtens im Haushalt verbrauchen darf, wenn ſie ſich innerhalb des ſicheren Einkommens halten will; ſie möge auch wiſſen, daß möglicherweiſe ſo und ſo viel mehr zur Verfügung ſein wird, um ſich's zu überlegen, welche von den Anſchaffungen, die ſie gern machen möchte, aber im Notfall auch unterlaſſen könnte, am dringlichſten ſind.

Alſo müſſen im Voranſchlag zunächſt die Einnahmen nach Maßgabe ihrer Sicherheit berechnet, die unerläßlichen Ausgaben des Mannes: Geſchäftskoſten, Steuern, Schulgeld, Wohnungsmiete u. ſ. f., ſowie ſein perſönlicher Verbrauch abgezogen werden, und der Reſt ergibt, durch zwölf geteilt, das Monatsgeld der Hausfrau.

Iſt ſie nun ſicher, auszukommen, wenn es ihr gelingt, den letzten Groſchen jedesmal erſt am letzten Tage des Monats auszugeben?

Das möchte ſo ſein, wenn es ſich um vorher nach Höhe und Zeitpunkt genau beſtimmte Ausgaben allein handelte. Soll ich in vier Wochen für 28 Mark Brot kaufen und jede Woche nicht mehr und nicht weniger als 7 Mark verbrauchen, ſo iſt die Aufgabe kinderleicht. Aber nun hat die Hausfrau für den Kalendermonat, der nur einmal im Jahr genau 4 Wochen lang zu ſein pflegt, etwa 250 Mark zu verwalten, und ſoll davon Brot und Seife, Stecknadeln und Küchenhandtücher, Fleiſch und Nelkenpfeffer, Petroleum und friſche Blumen und Hunderte von andern Dingen anſchaffen, nicht zu vorherbeſtimmten Zeiten, nicht in ein für allemal beſtimmten Mengen, ſondern — ſcheinbar wenigſtens — nach Maßgabe des Bedarfs, nach Gutdünken, aufs Geratewohl. Es iſt eigentlich mehr ein Wunder, wenn ſie dann auskommt, als wenn ſie nicht auskommt. Am Ende handelt es ſich aber doch auch nicht bloß darum, daß der letzte Groſchen in der Kaſſe bis zum letzten Tage des Monats reiche, ſondern daß für alle notwendigen Dinge immer genug Geld da ſei. Denn das wäre keine vernünftige Wirtſchaft, wo man bei voller Kaſſe alle Tage Braten und Salat ißt und ſich bei leerer Kaſſe entweder mit Waſſerſuppen behilft oder bei Fleiſcher und Bäcker Schulden macht. Das heißt beim Genießen verſchwenden, beim Sparen entbehren — beides will eine ſorgfältige Wirtſchaftsführung gerade vermeiden.

Daher muß man ſich zu Anfang einer Rechnungsperiode, nach Feſtſtellung der ſicheren und der unſicheren Einnahmen und daraus folgend des Wochengeldes für den Haushalt, zu zweit klarmachen, welche Ausgaben überhaupt zu erwarten ſind. Wie für unſeren Zweck alle Einnahmen in ſichere und unſichere, ſo zerfallen alle Ausgaben in unerläßliche und vermeidbare. Es wäre ganz falſch, die Grenze zwiſchen dieſen beiden Arten von Ausgaben für jede Haushaltung oder auch nur für jede Klaſſe von Haushaltungen an derſelben Stelle ziehen zu wollen. Wahrſcheinlich ſtimmen darin nicht zwei Haushaltungen im ganzen Deutſchen Reich, auch bei einer bis auf den Pfennig gleichen Ziffer des Einkommens, völlig überein. Aber das iſt klar: je niedriger das Einkommen, deſto bedächtiger muß man die Bezeichnung „unerläßlich“ verwenden, und deſto ſtrenger muß man ſich gegen alles mit dem Worte „vermeidbar“ Gezeichnete verhalten. In Hamburg erzählt der Volksmund, um die verſchiedenartige Anſicht über dieſen Unterſchied zu kennzeichnen: „‚Wat weſen mött, mött weſen!‘ ſä de Jung, da köp he ſick 'ne Multrummel“. Der Mann, der jährlich 12000 Mark zu verzehren hat, mag zu erwägen haben, ob er ſich nicht etwa Wagen und Pferde halten kann oder halten muß. Wer 1200 Mark einzunehmen hat, dem kommt dieſe Erwägung nicht; er überlegt ſich ſtatt deſſen, ob und wie oft er auf der Pferdebahn fahren darf. Geſellſchaftliche Stellung, Lebensalter, Geſundheit, Kopfzahl der Familie, Ortsſitte, Beruf, individuelles Behagen wirken hier ein, und daher kann niemand dem anderen ins einzelne hinein vorſchreiben, welche Ausgaben für unerläßlich und welche für vermeidbar gelten ſollen. Man kann nur im allgemeinen daran erinnern, daß die Geſundheit des Leibes und der Seele wichtiger iſt als das äußere Anſehen, die Arbeitskraft wichtiger als das äſthetiſche Gefühl, das Auskommen wichtiger als das Gerede der Leute, das Ausruhen wichtiger als das Vergnügen. Aber die Scheidung muß jeder für ſich vornehmen, und wenn ſie nicht glatt durchführbar erſcheint — wie es ja auch unter den Einnahmen zwiſchen ganz ſicheren und ganz unerwarteten halbſichere geben kann — ſo ordne man die Dinge, für welche man Geld ausgeben wird, in notwendige, nützliche und angenehme. Danach ergibt ſich die Hauptregel für das Auskommen dann von ſelbſt. Von den ſicheren Einnahmen ſind die notwendigen Ausgaben zu decken. Was darüber iſt, muß zunächſt für nützliche, zuletzt erſt für bloß angenehme Dinge verwandt werden.

Ganz unerwartete Einnahmen, auf deren Wiederholung nicht zu rechnen iſt, ſollten von einem vernünftigen Hauswirt überhaupt nicht für den laufenden Verbrauch beſtimmt werden. Ein Beiſpiel mag zeigen, was gemeint iſt. Einer älteren Dame, die von ihren Zinſen lebte, und zwar knapp zu leben hatte, fiel ein kleines Vermächtnis von 300 Mark zu. Das bedeutete nach dem damaligen Zinsfuß eine Erhöhung ihres Einkommens um 15 Mark jährlich. Ausgekommen war ſie bis jetzt auch. Sie beriet ſich alſo mit einer Bekannten, ob ſie die kleine Summe mit auf Zinſen geben oder aber allmählich mit aufzehren ſollte, und die Bekannte riet zu dem letzteren, was mit ihrer eigenen Meinung übereinſtimmte und folglich geſchah. Die gute Dame ſchaffte ſich einen etwas teureren Mantel an, als ſie ſonſt gethan haben würde; ſie machte eine kleine Reiſe, die ſie ſonſt unterlaſſen hätte, und da ſie eine große Blumenfreundin war, ſo wendete ſie ſo lange, bis die 300 Mark verbraucht waren, dem Gärtner mehr Verdienſt zu als ſonſt. Gewiß lauter unſchuldige, erlaubte Dinge, von denen ſie wirklich Freude hatte! Aber das Jahr darauf wurde ſie krank und die Krankheit koſtete ſie gegen 400 Mark. Ein Viertel der Summe vermochte ſie von ihren laufenden Einnahmen zu beſtreiten; der Reſt mußte vom Kapital genommen werden, und da es ſich bei ihr überhaupt nur um kleine Summen handelte, ſo merkte ſie auch den Ausfall von 15 Mark Zinſen, die nun weniger einkamen. „Hätte ich doch meine 300 Mark noch!“ ſeufzte ſie. — Eine unerwartete Einnahme ſollte in ſicher begründeter Wirtſchaft alſo nicht dem laufenden Verbrauch zufließen, auch nicht einmal ihr Zinsertrag, ſondern ſie ſollte immer nur als Notpfennig dienen, zur Deckung von Ausgaben, die man nicht vorherſehen, alſo auch bei dem ſorgfältigſten Voranſchlage nicht mitberechnen konnte. Sonſt erſchüttert jede ſolche Ausgabe die Wirtſchaftsführung. Es müſſen Schulden gemacht, es muß, um ſie wieder abzutragen, die Erwerbskraft ſtärker als bisher angeſpannt oder aber der Verbrauch eingeſchränkt werden: lauter Dinge, die in der Ausführung recht ſchwierig zu ſein pflegen und deren Veranlaſſung daher ſehr oft die oberſte Kante einer ſchiefen Ebene bildet, auf welcher das häusliche Glück unaufhaltſam in den Abgrund rollt.

Nun iſt das klar: wer ſeine Ausgaben für einen beſtimmten Zeitraum vorher berechnen will, der muß aus Erfahrung ſeine ſämtlichen Bedürfniſſe nach ihrer Art und Höhe kennen. Und da kein gewöhnliches menſchliches Gedächtnis ausreicht, zu behalten, was alles im einzelnen ein Haushalt unſerer Stände in Jahresfriſt oder in einer gegebenen Woche bedarf, ſo muß man anſchreiben. Nicht dann und wann einmal, nicht die großen Ausgaben allein, ſondern täglich und bis ins kleinſte und einzelnſte; ſonſt hätte das Anſchreibebuch nicht mehr Wert als eine phyſikaliſche Wandkarte von Europa für den, der den Fußweg von hier nach dem nächſten Dorfe ſucht. Ein Pfennig täglich ſind 3 Mark 65 Pfennig im Jahr: eine ſehr kleine Summe — aber wer ſie nicht hat, kann ſie nicht ausgeben, und ſie zu vergeuden hat kein Menſch das Recht, ſolange es noch hungernde Menſchen auf der Welt gibt. 50 Pfennig im Laufe der Woche ausgegeben und nicht gebucht: das macht am Ende des Jahres einen Fehlbetrag von 26 Mark, ſo viel wie hingereicht haben würde, in den meiſten deutſchen Haushaltungen ſämtliche Ausgaben mehrerer Tage zu beſtreiten. Das gewiſſenhaft geführte Anſchreibebuch ſoll keineswegs bloß zeigen, wo das Geld geblieben iſt; es ſoll auch nicht bloß jeden Augenblick nachweiſen können, wann eine beſtimmte Anſchaffung zum letztenmal gemacht iſt, wieviel ſie gekoſtet, wie lange ſie vorgehalten hat, obgleich das alles für eine ſorgfältige Wirtſchaftsführung wichtige Dinge ſind: ſondern ſie ſoll vor allem nach Jahresſchluß das Material für einen überſichtlichen Abſchluß liefern, der da ganz genau nachweiſt, welche Bedürfniſſe überhaupt aufgetreten ſind, und in welcher Höhe man ſie nach Menge und Preis befriedigt hat. Indem man dieſen Abſchluß ſtudiert, vollzieht man leicht die oben angeratene Sonderung in unerläßliche und vermeidbare Ausgaben und gewinnt daraus Fingerzeige für die Gelegenheiten, wo man ſparen kann, und wo nicht, falls Sparen nötig iſt; Fingerzeige auch für die Gelegenheiten, wo man ohne Schaden mehr ausgeben darf, falls einmal mehr Mittel zu Gebote ſtehen.

Wer ſeinen Verbrauch nicht auf dieſe Weiſe kontrolliert, wird faſt immer einer wirtſchaftlichen Kriſe zuſteuern, es ſei denn, daß ſeine regelmäßigen Einnahmen in fortwährender Steigerung begriffen wären. Denn unkontrollierte Ausgaben ſteigern ſich im Haushalt fortwährend und ganz ohne daß man es merkt. Das iſt ein viel zu wenig beobachtetes wirtſchaftliches Geſetz. Erſtlich leben wir in einer Zeit fortwährender Preisſteigerung auf allen Gebieten, hauptſächlich deswegen, weil alle Klaſſen der

Bevölkerung in einer fortwährenden Steigerung ihres Lebenszuſchnittes begriffen ſind, und zweitens macht der Einzelne, der ſich nicht dagegen wehrt, dieſe allmähliche Steigerung ſeiner Anſprüche mit, einmal weil er hinter ſeinen Standesgenoſſen nicht zurückſtehen will, dann aber auch wegen einiger Grundanlagen der menſchlichen Natur. Wir ſind von Haus aus Verehrer des Wechſels und der Gewohnheit zu gleicher Zeit. Bei der Befriedigung jedes Lebensbedürfniſſes gefällt uns zunächſt der Wechſel. Wir wollen nicht immer dasſelbe Brot eſſen, denſelben Wein trinken. Wir verſuchen es mit einer etwas billigeren, mit einer etwas teureren Sorte. Die teurere ſchmeckt beſſer; es handelt ſich meinetwegen nur um 5 Pfennig mehr bei einem Einkauf; man muß ſchon ſehr arm oder ſehr haushälteriſch ſein, um nicht zu ſagen: „Nun, auf die 5 Pfennig kann's nicht ankommen; es ſchmeckt doch auch ſo viel beſſer.“ Nun tritt die Gewohnheit in ihr Recht, und nachdem wir ein halbes Jahr lang den beſſeren Wein getrunken haben, mundet der geringere nicht mehr. Ja, bliebe es nun bei der Steigerung an dieſem einen Punkte, ſo wäre eine Störung des wirtſchaftlichen Gleichgewichts vielleicht nicht zu fürchten. Ich habe Brot und Wein genannt; ich müßte noch Zigarren und Bier und Wohnung und Hauseinrichtung und einige Hundert oder Tauſend andere Poſten nennen, bei welchen ein an Wert oder Menge geſteigerter Verbrauch, zuerſt wie eine Annehmlichkeit empfunden, in kurzer Zeit durch die Gewohnheit zum Bedürfnis wird. Dem kann man ſich nur entgegenſtemmen, wenn man die Folgen des Nachgebens klar überſieht. Und nun kommt noch dazu, daß in den meiſten Familien ſchon deswegen die Ausgaben wachſen, weil heranwachſende Kinder mehr koſten als kleine, und weil das höhere Lebensalter mancher Bequemlichkeiten und Erleichterungen bedarf, deren die Jugend entbehren kann.

In einem Aufſatz des vorigen Jahrgangs („Vermögensverwaltung“) iſt dargelegt worden, daß jeder, der nicht von der Unterſtützung anderer lebt, ſittlich verpflichtet iſt, außer ſeinem Verbrauch einen Teil ſeines Einkommens der Sorge für die Zukunft, einen weiteren der Verſorgung der Notleidenden zu widmen. Hier hat es ſich nur um den Verbrauch gehandelt. Es wird aber ſchwerlich den beiden anderen Verpflichtungen Genüge geſchehen, wenn man ſich im Verbrauch vom Gutdünken oder von der Meinung des Augenblicks leiten läßt und ihn nicht durch Vorausberechnung, Buchung und Abſchluß in ſorgfältig erwogene Grenzen einſchließt.

Neue Welt.

Eine Weihnachtsgeſchichte von

Gabriele Reuter.

Jedermann ſeufzte unter dem Einfluß der heißen, mit heftigen Gewittern und jähen Regengüſſen heimgeſuchten Sommerzeit.

Aber trotzdem das Thermometer 35 Grad Celſius im Schatten zeigte, rafften ſich alle Deutſchen von Tucuman auf, um energiſche Vorbereitungen für eine gemeinſame Weihnachtsfeier zu treffen.

Eine Araukarie ſollte als Chriſtbaum geſchmückt — es ſollte eine Lotterie kleiner Geſchenke veranſtaltet werden — ja, man wollte auch tanzen!

Germaniſcher Charaktereigentümlichkeit gemäß ging es bei den Vorbereitungen zu dem Feſt der Liebe und des Friedens nicht ohne heftige Streitigkeiten ab.

Das Komitee ſah ſich vor die ſchwierige Aufgabe geſtellt — um die Feier zu einer würdigen und auch für andere Menſchen als Rauf- und Trunkenbolde erfreulichen zu geſtalten —, eine moraliſche Sonderung unter den Landsleuten vorzunehmen. Da die von den Einladungen Ausgeſchloſſenen Männer mit ebenſo kräftigen Lungen wie gewaltthätigen Fäuſten waren, ſo gehörte kein kleiner Mut unter der Elite der Ehrenhaften dazu, die Maßregel erfolgreich durchzuführen.

Doktor Flierich, der aus etwas dunklen Urſachen ſeinem Vaterlande entfremdete, aber wegen ſeines heiteren Temperamentes allgemein beliebte rührige Feſtordner, ließ ſich vorſichtigerweiſe einige Tage lang nicht auf der Plazza und in den Confitiéras blicken. Denn er war es, der die ſtrenge Prüfung des Lebenswandels der Weihnachtsgäſte in einer ſeiner fulminanten Reden begründet und empfohlen hatte.

Dann entbrannte der Kampf erbittert über die Wahl der Speiſen zum Feſtmahl. Jeder hielt die volkstümlichen Weihnachtsgerichte ſeiner engeren und engſten Heimat für unerläßlich zu einer gemütlichen Feier. Beinahe wäre an der zähen Vorliebe eines Schwaben für ſein „Hutzelbrot“, eines Berliners für ſeine „Mohnpielen“ und ſeine „polniſchen Karpfen“ alles geſcheitert. Die Schwierigkeit, dieſe herzerquickenden Dinge hier, in dem fernſten Winkel der Argentiniſchen Republik, überhaupt herſtellen zu können, brachte endlich die erhitzten Gemüter zur Ruhe. Sehr viel Bier war von den meiſten genehmigt worden. Auf dieſem Grunde kam unter dem heftigen Proteſte einiger, dem unzufriedenen Austritt anderer die deutſche Einigkeit denn auch in Tucuman glücklich zu ſtande.

Der reiche Fabrikbeſitzer Schaper hatte eine bedeutende Summe gezeichnet, um das Klublokal mit Draperien in den deutſchen und den argentiniſchen Farben auszuputzen zu laſſen. Der Gouverneur bewilligte die Mitwirkung der Militärkapelle.

Doktor Flierich borgte ſich einen Frack, ließ ſich ſein rotes Haar zu niedlichen kleinen Löckchen brennen und war überall und nirgends — die Seele des Ganzen. Unerſchöpflich, von ſtaunenswerter Vielſeitigkeit waren die ſcherzhaften Redensarten, mit denen er die herbeiſtrömenden Landsleute begrüßte.

Sie kamen alle: die Gebrüder Hartmeier, Mr. und Mrs. Black, ein gutes deutſches Ehepaar, an dem nur die gediegenen goldenen Ketten engliſchen Urſprungs waren, und der galante junge Fabrikdirektor Röver, welchen unzählige kleine ſpaniſche Senoritas herzlich bedauerten, daß er einmal im Fegefeuer der Ketzer enden müßte. Fritze Bömel galoppierte mit ſeiner Gattin Donna Amelia Eſtadillo und vier unverheirateten Schwägerinnen auf wilden Pferden eigener Zucht von ihrer Eſtancia hoch droben in den Bergen der Sierra herab. Auch Auguſt Schaper ſtellte ſich ein — Auguſt Schaper, der im Laufe ſeines langen Koloniſtenlebens öfter ſeinen Beruf gewechſelt hatte, als ſein Leben Jahre zählte. Man übertreibt gern ein wenig in jenen heißen Ländern, denn ſechzig Lenze hatte Auguſt Schaper unter verſchiedenen Himmelsſtrichen gewiß ſchon erblühen ſehen.

Dann war da noch der ſchlanke Herr von Tann, welcher in dem Rufe ſtand, eine unglückliche Liebe zu pflegen. Andere meinten jedoch, ungenügende Nahrungsaufnahme verleihe ihm den ſehnſüchtigen Ausdruck.

Erwieſen war es, daß er dichtete. Er hatte ſich, trotz ſeines exkluſiven Hochmutes, herabgelaſſen, zu den Rundgeſängen, die das Feſtmahl verherrlichen ſollten, ein Lied beizuſteuern, welches die Arbeit pries. Vielleicht war mehr Kraft in den Verſen als in den Axtſchlägen, mit denen Herr von Tann die mächtigen Cedrobäume in den Gebirgsſchluchten für die Holzhandlung der Gebrüder Hartmeier fällte.

... Sie kamen alle — auf Maultieren und Pferden — manche Stunde weit geritten sie kamen aus ſchmutzigen Ranchos — von fernen Fabriken — aus ihren Gerbereien und Sägemühlen. Sie kamen von harter Arbeit — aus Not und Hunger — oft aus tiefer Einſamkeit — harte rauhe Männer und ſorglos Lärmende, denen der morgende Tag ſo gleichgültig war wie der geſtrige. Sie kamen mit ihren Frauen und Töchtern, die ihre ſeidenen Feſtkleider in die Satteltaſchen geſtopft mitbrachten, die Revolver und Fächer mit gleicher Anmut zu benutzen verſtanden.

Von Argentiniern waren nur wenige, durch engere Bande mit den Deutſchen verknüpfte Perſonen zugezogen worden. Fritze Bömel zum Beiſpiel zählte mehrere in verſchiedenen Revolutionen abgeſetzte Gouverneure zu den Mitgliedern ſeiner ausgebreiteten Verwandtſchaft.

Was deutſch hieß, ſprach, fühlte und trank im Staate Tucuman, das war mit Ausnahme der früher erwähnten ſtreitbaren Elemente an dieſem Chriſtabend unter der lichtfunkelnden Araukarie verſammelt. Das begrüßte ſich, lachte, ſchwatzte durcheinander. Und die laute Fröhlichkeit übertönte alle hin und wieder auftauchenden Erinnerungen an dies und das — Vergangene Ferne ...

Herr von Tann machte indeſſen die Erfahrung — die oft gemachte Erfahrung, die jedesmal wieder überraſcht —, wie klein und enge die große weite Welt doch eigentlich iſt. Auch empfand er wieder, daß niemand ſeine Vergangenheit abthun und vergeſſen kann und wenn er es noch ſo energiſch will.

Zuerſt ſprach ihn der Sägemüller Ottenhauſen, in der Kolonie der Freiherr genannt, auf eine früher zwiſchen den Vätern beſtandene Freundſchaft an. Herr von Tann mußte die Unterhaltung ſchroff abbrechen — trotz ſeiner liebenswürdigen Höflichkeit, und trotzdem ihm eine Bekanntſchaft mit Ottenhauſen von Nutzen geweſen wäre. Er redete nicht gern von ſeinem Vater.

Die Paare ordneten ſich zum Feſtmahl. Mit einer Schwägerin Fritze Bömels am Arm hatte auch Tann ſeinen Platz gefunden. Und als er die Augen hob und zwiſchen zwei rieſigen Bouquets aus roten Kaktusblüten und Geranienbüſcheln hindurch ſein Gegenüber betrachtete, da war es mit ſeiner guten Laune für dieſen Abend gänzlich vorüber. Wie konnte man ſich länger gegen die Geſpenſter der Vergangenheit wehren, wenn es ſo unglaubliche, ſo fatale Aehnlichkeiten gab, wie ihn hier eine erſchreckte?

Ulrich Tann verſuchte ein Geſpräch mit ſeiner zierlichen brünetten Nachbarin. Kichernd fragte ihn dieſe, ob es wahr ſei, daß der Kaiſer von Deutſchland es nicht erlauben wolle, daß ſie und ihre Freundinnen ihre Toiletten aus Paris bezögen, und um dies zu verhindern, alle Grenzen von Frankreich durch ſeine Heere bewachen laſſe?

Tann beſtätigte die Thatſache und verteidigte ſeinen verehrten Landesherrn in keiner Weiſe gegen den ungerechten Vorwurf. So zerſtreut wurde er durch das Hinüberſchauen auf den glatten, glänzenden, blonden Scheitel der ſtattlichen Dame, die auf der entgegengeſetzten Seite der Tafel mit zuſammengezogenen Brauen ernſt auf ihren Teller niederblickte.

Ein ſchmerzlich-ſüßes Gefühl überſchlich ihn in dem lärmvollen Saal. Wie oft hatten ſeine Lippen auf der weißen Stirn — an jener Stelle, wo das Haar ſich teilte — ſtill trunken geruht! ...

Unſinn! Was ging ihn die Frau oder das Mädchen da drüben an, ſamt ihrer einfachen Haartracht und ihrer übertrieben koſtbaren Atlasſchleppe, die ſich in blauen Wellen neben ihrem Stuhle bäumte und die aufwartenden Diener zwang, jedesmal einen Umweg mit den Schüſſeln zu beſchreiben? Hätte er ſeine Lorgnette bei ſich gehabt, würde er ja gleich die trügeriſche Aehnlichkeit, die ſeine kurzſichtigen Augen ihm vorſpiegelten, auf ihr richtiges Maß haben zurückführen können. Aber deren Gläſer waren längſt zerbrochen. Du lieber Gott, wer hatte wohl Geld, ſich eine neue Lorgnette zu kaufen? Ulrich von Tann jedenfalls nicht!

Donna Florita an ſeiner Seite fand das bittere Lächeln ihres Tiſchherrn keine galante Antwort auf ihre Gewiſſensfrage: ob er ſchwarze oder blaue Augen bei einer Dame vorziehe? Sie ſchmollte. Ihren Fächer als trennende Wand zwiſchen ſich und ihn haltend, lächelte ſie vor Aerger dem alten kahlköpfigen Schaper zu. Viel Manieren hatte dieſer ja auch nicht. Aber er war doch ein reicher Mann. Sein Zucker galt für den beſten der Gegend. Und ſie waren auch Gutsnachbarn. Es wußte lange niemand, daß der Alte Familie beſaß, bis er ſich plötzlich aus Deutſchland eine Tochter holte.

Schon beim Fiſch hatte man verſchiedene Toaſte ausgebracht. Die Rundgeſänge wurden mit allen überzähligen Versfüßen nach bekannten Melodien gebrüllt. Einige Anweſende fanden, es ſei eine hübſche Begleitung dazu, im Takt auf die Erde zu ſtampfen und mit den Fäuſten auf die klirrenden Tiſche zu ſchlagen.

Das Lied von der Arbeit erntete viel Beifall.

Doktor Flierich ſchlüpfte, gewandt wie eine lebensluſtige Forelle, um die lange Tafel. Er wollte ſich von der Dame in dem hellblauen Atlaskleide eine Blume ausbitten, um ſie dem Dichter zu überreichen.

Sie zupfte nicht kokett und wähleriſch an dem Blumenſtrauß herum, ſondern ergriff die ſchwere Vaſe und hielt ſie hocherhoben über ihre Schulter dem kleinen Doktor entgegen.

Ulrich Tann hatte Meſſer und Gabel niedergelegt. Es war ihm heiß geworden, als er die kühne Bewegung dieſes muskelſtarken, ſchön gerundeten Frauenarmes ſah und das bewundernde „Donnerwetter“ der Männer dazu hörte.

Für einen Augenblick war er nicht mehr in Argentinien — nicht mehr beim Weihnachtsdiner im Deutſchen Klub von Tucuman.... Er ſtand — noch ein ſehr grüner Eleve — am Thor der Oberförſterei und ſah ſeitwärts in die kühle dämmerige Milchſtube, wo die junge Wirtſchafterin auf einem Holzſchemel ſtand und, die Aermel ihres Gingankleides zurückgeſtreift, die ſchweren Milchſchüſſeln, welche ihr die Mägde reichten, mit erhobenen Armen auf die Wandbretter ſtellte.

Das ſchöne, gute, liebe Mädchen! . . . Eine kurze Zeit lang hatte ſie ihn ganz glücklich gemacht — bis er ſelbſt gefunden, das ſei nicht die rechte Art von Glück und er müſſe es wo anders ſuchen als in der Liebe zu einem kaum über den Dienſtboten ſtehenden Geſchöpf, welches von allen Leuten mit dem abſcheulichen Namen „Mamſell“ tituliert wurde. Herr von Tann war zu jener Zeit viel von äſthetiſchen Anſchauungen und Skrupeln heimgeſucht. Die hatten ſich ſpäter beim Holzfällen und Hungern verloren.

Friederike war ihm natürlich ſchon längſt ganz gleichgültig. Er hatte ihr ſelbſt den Abſchiedsbrief geſchrieben und hatte ſo viel Wichtigeres und Schreckliches ſeitdem durchlebt.

Der Strauß ſtand wieder an ſeinem Platz und ein kleines rotes Geranium ſteckte in Ulrichs Knopfloch. Er hatte es von Flierich in Empfang genommen und ſich gegen die Spenderin verbeugt. Dieſe antwortete nur mit einer flüchtigen Kopfbewegung.

Es war doch Friederike! Ulrich fühlte ſich ſeiner Sache jetzt ganz ſicher.

Sie ſtützte beide Arme auf den Tiſch und hielt das blonde Haupt, wieder ſtill vor ſich niederſchauend, mit den Händen. So pflegte ſie jeden Sonntagabend an dem Familientiſch in der Oberförſterei zu ſitzen und wurde von den Eleven geneckt, daß ſie ſchliefe. Es wäre kein Wunder geweſen, denn ſie ſchaffte für zwei.

Eine grauſame Neugier trieb Ulrich, zu ergründen, ob auch ſie ihn wiedererkenne.

Er beugte ſich vor, ſo weit es ging, ohne allzuſehr aufzufallen, und ſah ſie feſt an, ſo feſt, daß ein Unbefangener den Blick inſtinktiv erwidert hätte. Sie that es nicht. Ulrich bemerkte, wie eine ſanfte Röte über ihr Geſicht kam und ſich über ihren vollen Hals verbreitete, bis hinab an den Ausſchnitt ihres Kleides. Die goldene Kette, die ſie trug, und das blitzende Gehänge daran lagen auf weicher, warmer Roſenglut.

Endlich hob ſie doch die Augen und Ulrich erfuhr, was er wiſſen wollte. Aber er hätte nun gern ſeinen Platz gewechſelt.

Als Doktor Flierich mit kreiſchender Stimme ſiegreich das brauſende Vergnügen ſeiner Landsleute überſchrie, um ſie daran zu mahnen, was ſie der Republica Argentina ſchuldeten, und daß er ſie erſuche, dieſen Dank trotz des berechtigten Sehnſuchtsgefühles, welches den Teutonen an dieſem heiligen Abend mit Kindheits-Paradieserinnerungen ſo begreiflicherweiſe heimſuche – in einem Hoch auf den anweſenden Gouverneur zum Ausdruck zu bringen — da ſprang von Tann auf, ſtürzte dem Doktor entgegen, ſchlug ihm beifällig auf die Schulter und beglückwünſchte ihn warm zu ſeiner Rede.

Ulrich pflegte ſonſt das verwünſchte Land, wo er trotz Fleiß und Entbehrung gar nichts erreichte, täglich zu verfluchen. —

Vorwürfe über ſeine Handlungsweiſe gegen Friederike Schaper brauchte ſich Ulrich übrigens nicht mehr zu machen. Es ging ihr beſſer als ihm, das ſah er wohl. Das Schickſal war einmal gerecht geweſen. Wer hatte gedacht, daß dieſe geheimnisvolle Macht ſich ſo energiſch einer verlaſſenen — aus vernünftigen Gründen verlaſſenen — Wirtſchaftsmamſell annehmen würde? Daß es ihr einen jener ſeltenen Väter übers Meer ſenden werde, der den vielgeſuchten Reichtum der Neuen Welt wirklich erlangt und, nachdem er Frau und Kinder viele Jahre lang dem Elend preisgegeben, ſich noch rechtzeitig ihrer erinnert hatte, um wenigſtens Friederike ein ſchönes Los bereiten zu können. Während Ulrich Tanns Vater . . . Er mochte gar nicht an ſeinen Vater denken; Scham und Bitterkeit ſchnürten ihm ſofort den Hals zuſammen.

Mr. Black zwängte ſeine rieſigen roten Hände in ein Paar gelbe Handſchuhe, deren Knöpfe er offen ließ, und holte Fräulein Schaper zur Polonaiſe. Er wurde von vielen um dieſe Ehre beneidet. Anbeter und Bewerber hatte das Mädchen mehr, als die Orangenbäume von Tucuman Früchte trugen. So wurde Ulrich Tann verſichert. An Sentimentalität hatte Friederike niemals gekränkelt. Augenſcheinlich erfreute ſie ſich noch immer der guten Geſundheit und der ungebrochenen Lebensfreudigkeit, die ihn einſt ſo mächtig angezogen, daß er ſich in allem Ernſte und mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſie zu heiraten, mit ihr verlobt hatte.

Gewiſſe ſchwärmeriſche Jugendideale, eine übertriebene Anbetung der reinen Natur verleiteten den adligen Forſteleven mit der brillanten Karriere vor Augen, zu dem tollen Streich. Heute . . . Wehmütig lächelnd beteuerte Ulrich dem alten Schaper, daß er nicht rauche, weil er keine Zigarre von ihm geſchenkt nehmen mochte.

Was galt ſein Adel, ſeine Bildung unter dieſen Männern? Was galt ihm ſelbſt noch beides?

Das Tanzen hatte begonnen. Direktor Röver wirbelte unermüdlich die hübſcheſten Spanierinnen in dem glühenden Saal umher. Mrs. Black galoppierte im Schweiße ihres Angeſichtes mit dem jüngeren der Gebrüder Hartmeier; er ſtand in wichtigen Geſchäftsverbindungen mit ihrem Manne. Doktor Flierich ſuchte, bis zur Tobſucht aufgeregt, mit wehendem Taſchentuch nach den verlegten Kotillonorden.

Die Glocken der Kathedrale dröhnten und alle die anderen Glocken und Glöckchen der unzähligen Kirchen und Kapellchen einer ſpaniſchen Stadt läuteten und ſummten und klingelten zur Ehre der heiligen Weihnacht.

An einem der geöffneten Fenſter ſtand ein junger ſtämmiger Burſche und dachte an ſeine Mutter, die er heimlich verlaſſen. Es ging ihm gut und er hatte ihr doch nicht geſchrieben. Er hatte es ſo oft thun wollen, es war ja für ihn nur eine Kleinigkeit! Die Thränen liefen ihm über die roten Backen. Er wiſchte ſie ſchnell fort, damit niemand ſie ſehen ſollte. Morgen wollte er der alten Frau ſchreiben — oder übermorgen — in der nächſten Zeit . . .

Nebenan am Biertiſch, während die Billardbälle klapperten und der Zigarrendunſt alles in blauen Nebel hüllte, erzählte Auguſt Schaper von einer Fahrt, die er in einer Weihnacht auf der Andenbahn in Chile gemacht habe: „Es ging einen ſteilen Bergabhang hinunter — mit voller Dampfkraft — als zwei Wagen in Brand gerieten. Kein Halten möglich. Die Paſſagiere wurden, hinter ſich die praſſelnden Flammen, vor ſich die zum Springen überheizte Maſchine, an wilden Abgründen vorüber, um jähe Kurven herum, in raſender Haſt die gefährliche Senkung hinabgeführt, um ebenes Terrain zu gewinnen, ehe alles in Flammen aufging. Die Männer ſchoſſen in ihrer Todesangſt mit Revolvern aus den Fenſtern, die Frauen verfielen in Krämpfe.“ — Auguſt Schaper berichtete das Erlebnis mit mürriſcher, gleichgültiger Stimme, ſeine kurzen grauen Bartſtoppeln krauend und hin und wieder ausſpuckend.

Seine Tochter kam herein, beide Hände beladen mit Bouquets, Schleifen und Bonbons, die ſie dem Alten lachend entgegenhielt. Er ſtapelte die Trophäen ihrer Siege behaglich um ſein Bierſeidel her, ſteckte die Hände in die Taſchen ſeiner weiten Hoſen und betrachtete das von der Bewegung des Tanzes und von dem Gefühl ihrer Schönheit und der ihr entgegengebrachten Bewunderung glühende Mädchen mit einem glücklichen Schmunzeln auf dem verwitterten Geſicht.

Tann beobachtete, wie Friederike ihrem Vater mütterlich-freundlich auf beide Schultern klopfte, wie ſie aus ſeinem Glaſe trank, trotzdem alles in die Höhe flog und ein halbes Dutzend Herren mit ſchäumenden Bierkrügen, mit Wein und Limonade zu ſpät ankamen. Er ſah, wie ihre großen offenen Augen im Zimmer umherblickten und fremd über ihn hinſtreiften, wie ſie noch einige Sekunden in dem blauen Zigarrendunſt zwiſchen den Männern ſtand und dann ihre Schleppe aufnahm und wieder hinausging.

So viel urſprüngliche, natürliche Schönheit und Güte hatte ihm gehört und er hatte ſie aufgegeben, aus freiem Willen aufgegeben. Freilich nicht, während er unter dem Banne ihrer Gegenwart ſtand. Da wünſchte er nichts anderes, als irgendwo im Walde eine Förſterei zu übernehmen und mit Friederike dort einſam und glücklich zu hauſen. Statt deſſen wurde er Jagdjunker und Vortänzer an einem kleinen Hofe. Sein Vater ſorgte für dieſe Stellung, als er von der Verlobung ſeines Sohnes hörte. Er wußte, daß hier eine Luft wehte, welche die Anſteckungskeime der herrſchenden Denkungsart auf jeden übertrug, der ſich unter ihren Einfluß begab.

Die Prinzeſſin zeichnete Ulrich aus. Sie war eigentlich häßlich, aber als Prinzeſſin natürlich ſehr fein gebildet.

Als Tann von einem Balle und einem Walzer mit der Prinzeſſin nach Hauſe kam, fand er den erſten Brief von Friederike Schaper — nicht ſeinem Liebchen, ſondern ſeiner Braut!

Er war beſtürzt über ihre kindiſche Schrift. Und noch ſchlimmer: es zeigte ſich in dem Schreiben ein Mangel jeglichen Gefühles für richtige Orthographie. Ein Liebesbrief mit klein geſchriebenen Hauptworten, mit mangelnden h und e! Nein, es ging nicht. Ulrich fühlte während des Leſens förmlich, wie ſeine Liebe zuſammenſchrumpfte und ſchließlich nur noch ein ſo beſcheidenes Plätzchen in ſeinem Herzen einnahm, daß er beinahe mitleidig über ſie dachte.

Fürſtendienſt war das ihm von ſeinem Geſchlecht überkommene Erbe. Wie konnte er es mit einer Frau antreten, die ſo lächerliche Briefe ſchrieb? Er ſah nun ſeine Pflicht in einem ganz anderen Licht. Und er teilte Friederike ſeine Gründe, die Verlobung zu brechen, offen mit. Sie war ein verſtändiges Mädchen und hatte dieſen Ausgang der Sache vielleicht ſchon vorausgeſehen.

Bald darauf kam der Tod ſeines Vaters. Er hinterließ ſeinem Sohne wichtige Verbindungen mit vornehmen Leuten und andere mit Wucherern und Gläubigern jeder Art. Wie Berge erhoben ſich die dummen Luxusſchulden ſeiner Eltern um ihn, jeden freien Atemzug, jede Hoffnung auf eine unabhängige Zukunft erſtickend. Und wie ſie ihm die Erinnerung an die Toten vergällten!

Er ſah, daß er mit dieſer Bürde auf dem Rücken in den alten Verhältniſſen keine frohe Stunde wieder haben würde. Eine Weile kämpfte er, dann machte er ſich plötzlich rückſichtslos frei und floh in die Neue Welt. Aber er litt noch immer an dem Schmerz, den ihm das Losreißen von allen Traditionen ſeines Lebens bereitet hatte.

Die Manie der Selbſtpeinigung, mit der der arme Ulrich zu all ſeinem wirklichen Unglück obenein behaftet war, ließ ihm keine Ruhe, bis er wieder in den Tanzſaal ging, um die Demütigung, die ihm der Anblick von Friederikes Vergnügen verurſachte, ganz durchzukoſten. Er fand das Mädchen nicht. Mehrere junge Männer beſtürmten ihn mit Fragen, ob der alte Schaper mit ſeiner Tochter den Ball verlaſſen habe. Ulrich antwortete, er werde das Fräulein ſuchen. Es reizte ihn, ſie auf irgend eine Weiſe anreden zu können.

Der innere Hof des Gebäudes war aus Anlaß des Feſtes durch einige Papierlaternen ſpärlich erleuchtet und mit etwas Grünem geſchmückt worden. Hierher hatte man, um Raum zum Tanzen zu ſchaffen, die Araukarie gebracht, welche nun mit herabgebrannten Lichtern und abgeriſſenen bunten Fäden und Papiertüten trübſelig im Purpurdämmern der herrlichen Sommernacht ſtand. Verborgen von den breiten Nadelzweigen des Baumes ſaß das große, ſchöne Mädchen in ihrem hellen Atlaskleide auf einer Treppenſtufe und weinte.

Tann befiel ein heftiger Schrecken, als er ſie ſo erblickte. In hoffnungsloſer Rührung und Verlegenheit ſtand er neben ihr. Er wollte ſie gern tröſten und konnte ſich doch auf nichts beſinnen, was in dieſem Falle taktvoll und gut zu ſagen geweſen wäre.

Sie hatte aufgeſehen, ließ ſich aber von ſeiner Gegenwart nicht ſtören, ſondern weinte mit leiſem Schluchzen weiter. Wahrſcheinlich konnte ſie ihre Thränen nicht ſo ſchnell ſtillen, denn was ſie that, that ſie mit ganzer Seele.

Bewegte ſie die Begegnung mit ihm ſo ſehr? — dann — ja dann . . .

„Fräulein Friederike,“ ſagte Tann leiſe und beugte ſich zu ihr hinab, wagte es jedoch nicht, ihren entblößten Arm zu berühren, „Fräulein Friederike, kann ich etwas für Sie thun?“

Dabei fühlte er peinlich, daß er gar nicht in der Lage war, ihr in irgend etwas zu helfen. Zu gleicher Zeit aber überkam ihn ein entzückender Schwindel, in dem ſich ihm eine Fülle von Möglichkeiten, die ſich in der nächſten Sekunde ereignen konnten, zeigte.

Friederike nahm ihr Tuch von den Augen, hob das feuchte, heiße Geſicht zu ihm auf und antwortete mit einem leiſe verhallenden letzten Schluchzen in ihrer ſchönen, tiefen Stimme: „Laſſen Sie mich hier allein. Was geht es Sie an, ob ich traurig oder luſtig bin?“

* * *

Ein Jahr war vergangen. Zeit genug, um in Amerika ein Vermögen zu gewinnen oder zu verlieren. Ulrich Tann hatte keins von beiden gethan. Er befand ſich noch ziemlich auf dem alten Fleck in ſeinen Verhältniſſen. Das Holzfällen hatte er aufgegeben und pflanzte jetzt Zuckerrohr. Sein unter den mühſeligſten Entbehrungen zuſammengeſpartes Kapital hatte endlich gereicht, um von einem ſpaniſchen Grundbeſitzer einige Quadras Acker zu pachten und zu verſuchen, ob es mit dem Rohr etwas zu verdienen gäbe.

Tann hatte auch bereits einen Kontrakt abgeſchloſſen, dem alten Schaper das Rohr für ſeine große Zuckerfabrik zu liefern. Auguſt Schaper hatte ihm ſelbſt bei Gelegenheit den Vorſchlag gemacht. Tann wäre von ſeinem Zartgefühl jedenfalls gehindert worden, gerade mit Auguſt Schaper in Geſchäftsverbindung zu treten. Von dem Alten aufgefordert, wäre es indeſſen kindiſch geweſen, ſich zu weigern.

Fräulein Friederike hatte Ulrich noch an demſelben Weihnachtsabend, an welchem ſie ihn wiedergeſehen und den rätſelhaften Weinanfall gehabt, tapfer die Hand gereicht. Im Beiſein ihres Vaters, umringt von zahlreichen Verehrern, nahm ſie am Schluß jenes Feſtes von ihm Abſchied wie von einem guten alten Bekannten, an deſſen Begrüßung im fremden Lande man ſeine Freude gehabt hat.

Er traf ſie im Laufe der Zeit zwei- oder dreimal in Tucuman. Und einmal hatte er in Rohrangelegenheiten ihren Vater beſucht. Darauf beſchränkten ſich die Zerſtreuungen, die ihm die verfloſſenen zwölf Monate geboten hatten.

War es ein Wunder, wenn es Ulrich verlangte, einmal Menſchen zu ſehen, einmal etwas anderes zu hören als das eintönige „quién sabe“ [1]), welches ihm ſein argentiniſcher Arbeiter auf alle Fragen zur Antwort gab. Er wohnte mit dieſem in einer Bretterhütte auf ſeinem Felde. — Pflügen, hacken, jäten — Waſſergräben ziehen und auf Regen warten, der nicht kam, oder wenn er kam, in ſo jähen Strömen niederſtürzte, daß er die kaum angewachſenen Pflänzchen mit den Wurzeln wieder herausriß — und wieder Dürre und Hitze, und Schweigen dabei — ſtetes, ſtumpfſinniges Schweigen!

Ulrich fühlte förmlich, wie er bei dieſem Leben verdummte, wie der Menſch in ihm zu einer Art von tieriſchem Zuſtande zurückkehrte, in dem er ſich endlich ganz wohl fühlte, vor dem er aber in anderen Stunden wieder erſchrak.

Darum ſattelte er ſeinen mageren Klepper und ritt nach der Stadt, um ſich als Teilnehmer bei der Weihnachtsfeier anzumelden und ſich eine Mitgliedskarte zu kaufen. Einmal im Jahre kann man ſchon unverſtändig ſein. Tann hatte das Bedürfnis, ſich um jeden Preis einen ſchönen Abend zu verſchaffen. Er ſtachelte ſein Selbſtgefühl künſtlich wieder auf und fragte Flierich nebenbei, ob auch Schaper mit ſeiner Tochter kommen werde.

Fräulein Schaper war längſt vom Komitee eingeladen worden. Ja — und hier war auch ihre zuſagende Antwort.

„Immer nobel!“ fügte Flierich bewundernd hinzu und übergab Tann eine gelbliche Karte mit goldenem Monogramm. Fräulein Schaper ſprach darauf dem Herrn Doktor Flierich ihre herzliche Freude aus, an dem Feſte teilnehmen zu können. Zugleich erſuchte ſie ihn im Namen ihres Vaters, dieſem mitteilen zu wollen, ob Herr von Tann zu den Geladenen gehöre. Ihr Vater habe Geſchäfte mit ihm zu beſprechen, die ſich bei dieſer Gelegenheit leicht zum Abſchluß bringen ließen.

Ulrich von Tann ſah auf das Briefchen nieder und wurde rot und blaß. (Er wechſelte leicht die Farbe.)

Friederike ſchrieb jetzt eine feſte, klare Kaufmannshand und an den Sätzen war kein Tadel zu finden. Brachte Reichtum auch Bildung?

Oder ſtammte die energiſche Arbeit, die ſolche Veränderung hervorrufen konnte, noch aus einer früheren Zeit?

Herr von Tann verübte an dieſem Nachmittag einen Diebſtahl.

Als er ſpäter im weißen Sonnenglanz auf der ſtaubigen Landſtraße durch die Zuckerrohrfelder heimritt, zog er die entwendete Karte hervor und ſtudierte ſo lange daran, als ſei noch ein beſonderer Sinn in den Schriftzügen verborgen und er müſſe ihn entziffern. Aber er fand denſelben nicht und ſtand ſeufzend von der zu ſchweren Aufgabe ab.

Ulrich Tann zog, nachdem er in dem heimatlichen Rancho angelangt war, ſorgſam ſeinen ſchwarzen Anzug aus. Er klopfte und bürſtete denſelben, um auf dieſe Weiſe ſeine Toilette für das Feſt am nächſten Tage wohl vorzubereiten. Dabei begann er leiſe vor ſich hin zu pfeifen, einen dummen Gaſſenhauer, der vor Jahren einmal modern war, als Tann noch auf die Mode zu achten pflegte. Es war immer ein Zeichen von guter Laune, wenn er bei der Arbeit pfiff, und er hatte es lange nicht gethan. Plötzlich aber gab der Rock unter ſeinen eifrigen Reinigungsbemühungen einen hörbaren zerknirſchten Seufzer von ſich.

Ulrich hielt erſchrocken inne. Er machte die traurige Bemerkung, daß nach Entfernung des Staubes ein Glanz auf Rücken und Ellbogen — der einzige Glanz in ſeiner armen Hütte — eigentlich noch ſichtbarer geworden war. Das ließ ſich nun nicht ändern. Einige ſchadhafte Stellen konnten mit Tinte aufgefriſcht werden. Er mußte noch Tinte haben! Nun begann, wieder von den leiſen Flötentönen begleitet, ein eifriges Suchen unter Kochgeſchirren, Sattelzeug, Speiſereſten und Ackergeräten nach einem beſtaubten Fläſchchen, in welchem ſich wirklich ein mit zartfarbigem Schimmel überzogener Reſt der ſchwarzen Flüſſigkeit befand. Sie that ihre Dienſte. Der junge Mann wurde immer vergnügter. Es war doch gut für dieſen Fall, an ein Mädchen denken zu können, dem es wahrhaftig einerlei war, ob die Kleidungsſtücke ihrer Anbeter den Anforderungen ſtrenger Kritik ſtandhielten oder nicht. Ulrich erinnerte ſich nicht, ſelbſt zu den Zeiten ſeiner heftigſten Verliebtheit eine ſolche Hochachtung vor Friederikes Charakter empfunden zu haben wie heute.

Er kehrte mit einem Reisbeſen den wirren Haufen undeutlicher, ſtaubiger Gegenſtände von ſeinem Tiſche herunter und legte Rock, Hoſe und Weſte darauf, ſie gegen den rußigen Qualm, welcher von dem offenen Herdfeuer her den niederen Raum durchzog, mit einer darüber gebreiteten Decke ſchützend.

Dann übernahm Herr Ulrich von Tann in eigenem Intereſſe die Dienſte einer Waſchfrau. Das war die dunkelſte Seite der ganzen Feſtvorbereitungen — und honny soit qui mal y pense!

Sein argentiniſcher Arbeiter ſah ihm finſter und verdroſſen zu. Er war ein unleidlicher Menſch. Doch verließ er Herrn von Tann, ſo fand dieſer ſchwerlich eine andere Hilfe. Deshalb hatte er ſich gewöhnt, vorſichtig auf ſeine Wünſche zu achten.

Am folgenden Morgen erſuchte er ihn mit ſanftem, ſchonendem Ton, gegen Mittag etwas Fleiſch für ſie beide zu braten. Tann wollte die kühlen Stunden benutzen, um einen Ritt durch ſeine Felder zu machen. Die hübſchen braunen Augen des jungen Mannes ſahen den wüſten Kerl bittend an und ſenkten ſich dann ſcheu zu Boden. Ulrich hatte ein böſes Gewiſſen. Der Arbeiter hatte ſchon mehreremal ſeinen Lohn gefordert — und Ulrich hatte den Reſt des kürzlich für die erſte Rohrlieferung eingenommenen Geldes leichtſinnig zu einem Platz für das Diner und einem Paar neuer Handſchuhe verwendet —, denn er wollte tanzen! Er wollte Friederike noch einmal in den Armen halten und ſich an ihrer vollen, warmen Schönheit berauſchen! Wenn er ja auch nicht im entfernteſten daran denken durfte, ihr jemals wieder näher zu treten. Dieſe Beleidigung würde er ihr und ſich niemals anthun. . . .

Nur einmal ein paar Stunden lang leichtſinnig ſein! Er wollte auch ſeine Weihnachtsfreude haben, zum Kuckuck nicht nochmal!

---

[1]) Wer weiß es?

Und er begann wieder zu pfeifen. Es klang ſchriller und lauter, nicht ſo innig zufrieden wie geſtern.

Ulrich ſah ſorgenvoll nach dem Himmel. Blaugrau und einförmig ſpannte er ſich über die weiten Felder, auf denen die hohen Rohrſchäfte ſich im Morgenwind rauſchend bewegten. Alles baute jetzt Zuckerrohr in dieſer Gegend. Kam nicht bald Regen --- und es war keine Ausſicht dazu vorhanden, denn die weißen Schneeberge, die wilden Felſenmaſſen der Cordilleren fern am Horizont waren von roſigem und violettem Dufte umſchleiert --- dann ſah es ſchlimm mit der Ernte aus. Schlank ſtanden die Schäfte, ſie reichten auf dem ſchmalen Pfade dem Reiter bis über die Kniee. Aber in der nun ſchon ſeit Wochen anhaltenden Dürre wurden ſie holzig und hart --- unbrauchbar für die Zuckerſiedereien.

An der Grenze ſeines Beſitztums traf Tann ſeinen Nachbar, einen deutſchen Landsmann. Sie tauſchten einige Worte über die gleichen Befürchtungen. Der andere hatte auch die Abſicht, am Abend nach der Stadt zu kommen, und machte Tann zum Vertrauten ſeiner Pläne, denn gemeinſame Sorgen öffnen die Herzen.

Da er mit dem Rohr doch nichts verdienen werde, wolle er die Sache mit Fräulein Schaper in Richtigkeit bringen. Sie ſei nun einmal das reichſte Mädchen, deſſen man habhaft werden könne, und ihr Alter müſſe doch einen beſonderen Reſpekt vor Leuten haben, die das Glück beim Schopfe zu packen verſtänden.

Dagegen war nicht viel zu ſagen. Vielleicht hatte der von ſeinem Erfolg ſo überzeugte Mann in Bezug auf den alten Schaper recht.

Doppelt lieb war es Tann, in der Nähe zu ſein, wenn der Bewerber auftrat. Er verglich ſich doch nicht ohne Eitelkeit mit dem rohen, ſtruppigen Geſellen vor ſich.

Tann kehrte zurück und mußte ſich vor allen Dingen ſein Mittageſſen bereiten. Der Argentiner war fortgegangen. Das that er oft, und Tann hatte jedesmal eine unverhoffte Freude, wenn er wiederkam.

Er wollte ſich fertig machen und dann reiten. Das Pferd knupperte noch geſattelt in ſeiner Umzäunung an gelbem, hartem Graſe.

Tann nahm mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Decke, welche ſeine Feſtkleider geſchützt hatte, herunter. Der Tiſch war leer!

Tann ſah ſich beſtürzt in der Hütte um. Wo hatte der verfluchte Kerl die Kleider hingethan? — Er ſuchte.

Er wühlte mit heißem Kopf all ſein wertloſes Beſitztum drei- bis viermal durcheinander. Sein ſchwarzer Anzug blieb verſchwunden.

Das war lächerlich -- heimtückiſch -- ſchlecht vom Schickſal. Er konnte es noch nicht glauben und überlegte verzweifelt, was mit den Sachen geſchehen ſein könne. Da machte er eine andere Bemerkung. Seine Flinte fehlte ebenfalls.

So war es denn gewiß. Auch der Arbeiter wollte mit ſeinem Mädchen tanzen, und ihm, dem Argentiner, gehörte zum vollendeten Ballanzug natürlich die Waffe. Er war mit Ulrichs Feſtkleidern auf und davon gegangen.

Tann fühlte ſich völlig zerſchlagen von dieſem Mißgeſchick. Er mußte ſich auf ſein Lager ſetzen, weil er vor Wut und Schmerz zitterte.

Lange ſtarrte er trübſelig auf ſein Beinkleid nieder, welches am Knie einen großen Flicken von Segeltuch aufwies und Franſen um die Knöchel beſaß. Langſam wendete er erſt den rechten, dann den linken Aermel ſeines wollenen Hemdes hin und her, wie um ſein ſtumpfes Hirn zu überzeugen, daß er ſich in dieſem Aufzug auch mit Hintanſetzung jeder Eitelkeit und aller vermeſſenen Wünſche nicht zu der Weihnachtsfeier in den Deutſchen Klub begeben konnte.

Ingrimmig dachte er an ſeinen Nachbar Zuckerbauer, der jetzt gewiß auf dem Wege war, um „die Sache in Richtigkeit zu bringen“. Er würde auch in Tanns Lage nicht verlegen geworden ſein. Er würde einfach von einem guten Freunde zum anderen gegangen ſein, bis er paſſend ausgeſtattet geweſen wäre. Hilfbereit waren die deutſchen Landsleute untereinander. Aber etwas, was dem einen als Nächſtliegendes erſcheint, iſt dem anderen unmöglich, auszuführen, und gälte es das Leben zu retten. Wie wenig paßte Ulrich zum unerſchrockenen Glücksjäger, zum Pfadfinder in dieſer neuen, rohen Welt! Wie rat- und hilflos brütete er über ſeine Lage!

Es war auch für die glänzendſten Verſprechungen ſo unendlich ſchwer, einen Arbeiter zu bekommen. Wie ſollte er die Ernte ohne jede Hilfe zur rechten Zeit beenden?

Bei ſolchen Ueberlegungen verging ihm ſchon alle Luſt zum Tanze. Die Entſagung, die ihm durch ſeine allzudürftige Toilette auferlegt war, that ihm kaum noch weh.

So kam der heilige Weihnachtsabend für Ulrich Tann.

Er machte noch einen Verſuch zur Wiedererlangung ſeines Eigentums. Er beſtieg ſeine alte Mähre und ritt aufs Geratewohl eine Stunde weit die Landſtraße hinab. Dann überlegte er, daß der Räuber auch die entgegengeſetzte Richtung eingeſchlagen haben könne. Wenn er den Staubwirbel des kommenden Reiters erblickte, konnte er ſich auch gleich in den hohen Rohrfeldern unauffindbar verbergen.

Tann kehrte darum heim. Als Zerſtreuung begab er ſich an einige häusliche Beſchäftigungen. Er fachte ein Reiſigfeuerchen an und hing den Waſſerkeſſel darüber, um ſich einen Mate zu kochen. Bei dem Herumwirtſchaften fiel ihm die Feſtkarte, welche er geſtern mit Friederikes Brief beiſeite gethan hatte, wieder in die Hände. Gedankenlos ſah er ſie an, legte ſie auf den Tiſch und dann auf ein Brett an der Wand, als ſei ſie nicht ſchon ganz wertlos.

Jetzt würden die Gäſte ſich verſammeln. Ob Friederike ihn erwartete? Ob ſie enttäuſcht ſein würde, wenn er nicht erſchien?

Der junge Mann wollte ihren Brief noch einmal leſen, und da es inzwiſchen faſt dunkel geworden war, ſchob er das Maisſtroh des Daches über ſeinem Kopfe etwas zur Seite, damit der letzte Tagesſchein auf die Schriftzüge falle.

Der Hinweis auf eine geſchäftliche Unterredung, die der alte Schaper mit ihm zu haben wünſchte, hatte Ulrich die ganze Zeit über beunruhigt. Jetzt war ihm der Sinn dieſer Bemerkung plötzlich klar. Der Alte wollte ihm einfach ſagen, daß ſein Zuckerrohr nicht zu brauchen ſei und daß aus dieſem Grunde der eingegangene Kontrakt von Schapers Seite nicht gehalten werden könne. Nun — um das zu hören, brauchte er wahrhaftig nicht nach der Stadt zu kommen. Menſchenfreundlich war es nicht, ihm dieſe Nachricht gleichſam als Weihnachtsgeſchenk zu überreichen. Aber mit Menſchenfreundlichkeit wird man auch kein reicher Mann in Amerika, wie es Auguſt Schaper doch geworden war.... Mochte er nun auch den Gemahl für ſein Rikchen nach ſeinem Sinne wählen. Tann ſollte es gleich ſein.

Die roten Flämmchen auf dem Herde züngelten nur noch müde um das verkohlte Dorngeäſt und flüchteten vor dem mit lautem Ziſchen aus dem Keſſel überkochenden Waſſer.

Durch die Oeffnung im Dach glänzten große, unbekannte Sterne.

Tann ſaß im Dunkel. . . . In ſeiner Heimat funkelten nun Tauſende von Lichterbäumen. Er dachte an die Weihnachtsfeier im Elternhauſe: die Unruhe, das Haſten und Sorgen, alle Verpflichtungen zu erfüllen, das ſeine Mutter gequält — die gereizte Stimmung zwiſchen den Eltern — die verdroſſene Erſchöpfung, als der heilige Abend nun kam — die Ueberfülle unnützer Geſchenke, die nicht bezahlt waren — das eitle Wohlthun — die Habgier, der Neid der Armut. Und bei dem allen die lügenhafte Feſtfreude! — Ulrich erinnerte ſich, wie er und ſeine Mitſchüler es ſich heimlich untereinander geſtanden: Bis auf den Kuchen und die Ferien und das Schlittſchuhlaufen ſei Weihnachten eine Qual für jeden Menſchen über fünf Jahren.

Von den Jungen hatten einige ſchon Familie, als er Deutſchland verließ. Und ſie feierten das Chriſtfeſt genau wieder in derſelben Weiſe, wie ihre Eltern es gethan — weil es einmal Sitte war. Ulrich Tann war wohl der einzige von ihnen, der heute grübelte und träumte — dem der Mann von Galiläa in ſeiner klaren, herben Einfalt vor das Auge des Geiſtes trat — dem die Frage kam: wie weit jener ſich heute an dem Ehrenfeſte ſeiner Kirche erbauen dürfte!

Auch Ulrich von Tann würde keine Zeit gefunden haben zu ſo galliger Kritik an dem ſchönen, von Gefühl und Poeſie mit undurchdringlicher Roſenhecke umgebenen deutſchen Weihnachtsfeſte, wäre ihm nicht ſein letzter Anzug geſtohlen worden. Aber ſolche Umſtände ziehen Peſſimiſten groß!

Und hatte er — Ulrich Tann — denn anders gehandelt als ſeine Schulgefährten, unter denen er ſich mit glühenden Backen für eine ideale Wahrheit begeiſterte?

Er hatte die lebendig gewordene reine und ſchöne Wahrheit kennen und lieben gelernt und ſie doch verachtet, weil ſie nicht ſalonfähig war. Wahrheit und Kraft hätten ihm können zur Seite ſtehen, ihn ſtützen und tröſten, als das widerwärtige Kämpfen mit dem Schuldenerbe ſeines Vaters begann. — Eine Frau wie Friederike, die wäre fröhlich mit ihm gegangen, ſie hätte Mut und Friſche bei keiner Arbeit verloren, ſie hätte . . .

Ja — er trug doch allein die Schuld daran, daß er ſie verloren — er Thor — er Thor. . . .

Ulrich ſtützte endlich den Kopf in beide Hände und weinte bitterlich.

Er war ja allein, ſicher, daß kein Menſch auf der Welt ſeine unmännlichen Thränen ſehen würde. Der nächſte Rancho lag eine Stunde weit von dem ſeinen entfernt und den Bewohner wußte er in der Stadt an Friederikes Seite. Nur ſtille, große Einſamkeit umgab ihn — nur das leiſe, ſchlaftrunkene Gurren der wilden Tauben, die in dem Maisſtroh über ſeinem Kopfe niſteten, und das Rauſchen in den Rohrfeldern, das dem Wellengemurmel des Meeres glich. Schweigend huſchten die Feuerkäfer im Flimmertanz darüber. Schweigend glühten die Sterne am weiten Himmel.

Ein ferner Hufſchlag, ein verlorener Klang aus der Welt der Lebendigen erhöhte nur das Gefühl gänzlicher Abgeſchiedenheit, in das Ulrich Tann mit ſchmerzlicher Luſt bis auf den Grund hinabtauchte.

Vielleicht war er darüber eingeſchlafen, denn er fuhr plötzlich erſchrocken in die Höhe und ſtarrte verſtört in das Dunkel ſeiner Hütte. Er hatte vor der Rinderhaut, die ſeine Thür bildete, eine mürriſche Stimme ſagen hören: „Dummes Mädel, ſchlafen wird er, das iſt alles!“

Dann antwortete Friederike Schaper ihrem Vater: „Geh doch hinein und frage ihn nach dem Wege. Iſt ihm nichts geſchehen, ſo reiten wir weiter.“

Tann ſchob das Leder beiſeite und ſteckte den Kopf heraus. Der alte Schaper und das Mädchen hielten zu Pferde vor dem Rancho.

Wie wunderlich das alles war! Wie ein Traum, nicht wie Wirklichkeit.

Er hatte die beiden gleich darauf als Gäſte in ſeiner Hütte. Friederike ſagte etwas ungeduldig: „So ſtecken Sie doch die Lampe an!“ Der Alte brummte: Als Tann nicht gekommen ſei, habe man im Klub gefürchtet, er ſei erdolcht, das käme ja vor. — Oder ob er Streit gehabt habe und verwundet ſei? Zum beſten ſehe er nicht aus.

Das letzte wurde ſchon im Lampenlicht geſprochen und in dieſer Beleuchtung bekam die Sachlage für den traurigen und beſtürzten jungen Mann etwas mehr innere Wahrſcheinlichkeit.

„Fieber — he?“ brummte der Alte fort und ſetzte ſich breitbeinig und ſchwer auf Ulrichs Schemel. „Schlechte Nahrung — Sorgen —? Kenne das!“

Draußen wieherten die Pferde und die angepflockte alte Mähre wurde aufgeregt und antwortete hinter dem Rancho.

Hoch und groß ſtand Friederike in der dumpfigen Hütte.

„Warum kamen Sie nicht?“ fragte ſie kurz.

„Es ereignete ſich etwas — etwas ſehr Unangenehmes,“ murmelte Tann verlegen. „Ich — ich hatte über einem Diebſtahl, der bei mir begangen, die Luſt verloren.“

„Beſtohlen?“ wiederholte der Alte, vergnügt mit den Augen zwinkernd, „das kommt vor.“ Dergleichen Unglücksfälle erregten ſtets ſeine Heiterkeit.

Friederike drehte ſich um und ſah Tann mit ihren großen, klaren, klugen Augen von oben bis unten an. Mit dieſem Blick ſenkten ſich Mitleid und Güte wie ein warmer Mantel auf ihn nieder. Sie lächelte auch, aber es war das Lächeln einer Mutter, die damit den Schmerz ihres Kindes beſänftigen will.

Sie ſchüttelte leiſe den Kopf. „Rikchen,“ ſagte der Alte, „ein Mate mit Rum wäre jetzt 'ne ſchöne Sache für uns alle. Dann können wir ja weiterreiten. Umkehren willſt du doch wohl nicht?“

„Vater,“ mahnte Friederike ruhig.

Schaper zündete ſich über dem Petroleumlämpchen eine große Zigarre an. Er fühlte ſich überall zu Hauſe.

„Es gefiel ihr nicht,“ fuhr er, die Zigarre im Munde, fort. „Es war da einer, der ſozuſagen rückſichtslos wurde. Na — das kommt ja vor — aber meine Tochter kann das nun nicht vertragen. Hat mich gefreut. Es ſoll nicht jeder Lump denken, er könne das Mädel ſo haben!“

Auguſt Schaper kratzte befriedigt ſeinen grauen Stachelbart. „Die Geſichter, das Gethue — na — wir machten aber weiter keine Umſtände. Das Tanzen hatte ihr der Kerl ohnehin verleidet. Auf dem Wege ſagt das Mädchen zu mir: ‚Vater,‘ ſagt ſie, ‚bei dem Herrn von Tann wird doch kein Unglück geſchehen ſein — er wollte kommen und ich habe ihn nicht geſehen. Ich dachte auch, das könnte ſein. Es kommt ja vor. Darum machten wir den Umweg. Habe auch 'mal vierundzwanzig Stunden in meinem Blute gelegen. Rikchen, hilf dem jungen Herrn Feuer machen, daß wir 'was Warmes kriegen und weiter kommen.“

Friederike hatte bereits den Hut abgenommen, ſteckte ſich mit raſchem Griff ihr Reitkleid in die Höhe (der Alte hielt darauf, daß ſie ein Reitkleid trug, wie es nur die vornehmeren Spanierinnen zu thun pflegten) und hatte bald das Feuer mit trockenem Mimoſengeſtrüpp zu hellem, fröhlichem Praſſeln gebracht.

Der alte Glücksjäger beobachtete aus ſcharfen kleinen Aeugelchen den jungen Mann, der verwirrt ſeine Theebüchſe ſuchte und ſeine zarte, elegante Geſtalt in dem blauen Flanellhemd und den geflickten Beinkleidern zwiſchen dem Arbeitsgerät und dem Gerümpel hin und her bewegte.

Friederike nahm Ulrich zuletzt ruhig bei der Hand, führte ihn an den Tiſch und ließ ihn auf einem Schemel bei ihrem Vater niederſitzen. Er blickte ſie dabei mit ſtiller Verehrung an.

„Sie ſind immer noch der Alte,“ bemerkte ſie. „So richteten Sie Ihr Zimmer ſchon in der Oberförſterei zu. Wie kann man nur mit ſo wenig Sachen eine ſo große Unordnung herſtellen.“

Bei der erſten Anſpielung auf die Vergangenheit errötete Herr von Tann erſchrocken. Dann entſchuldigte er ſich, indem er zu lächeln begann, über ſeine mangelhafte praktiſche Begabung.

„Es iſt ein Unglück, daß Sie allein ſind,“ ſagte ſie ſchweſterlich.

Unter ihren Händen, während ſie, ohne weiter zu fragen, von einigen Speiſevorräten, die ſie fand, ein Abendbrot zubereitete, erhielt der Rancho in rätſelhafter Weiſe ein größeres und behaglicheres Anſehen. Tann war erſtaunt über die Schätze von Geſchirr, die ſie, um den Tiſch zu decken, aus unbegreiflicher Verborgenheit hervorholte.

Sie wurden beide immer luſtiger bei dieſen Entdeckungen. Beſonders einmal brach Friederike in ihr vollſtes, herzlichſtes Lachen aus. Aber ſie wollte nicht ſagen, was ſie in dieſem Augenblick ſo fröhlich machte.

Der Alte rauchte ſtill und müde. Friederike ſorgte, daß auch ihr Wirt ein wenig Fleiſch und Brot zu ſich nahm. Sie meinte, er werde über dem Diebſtahl wohl das Eſſen verſäumt haben.

Dann redeten die drei von der Ernte und von der Zuckerſiederei und von den Schwierigkeiten, die jeder Anfänger zu überwinden habe. Der alte Schaper ſah den jungen Mann wieder an und fragte: „Warum ſind Sie herüber gekommen? Hätten Sie nicht zu Hauſe eine Beſchäftigung gefunden?“

Da ergriff Ulrich Tann plötzlich wieder ſein alter Wahrheitsmut aus den Jugendjahren. „Ja, das hätte ich,“ antwortete er. „Man hat mir ein paar ſtandesgemäße Stellen angeboten. Aber nachdem ich einmal eingeſehen hatte, daß alles, woran mein Herz von Kindheit an feſter hing, als ich wußte, unechter Glanz und heuchleriſche Thorheit geweſen war, ſuchte ich mir eine neue Welt zu neuem Leben.“

Mittlerweile hatte ſich der Raum vollſtändig mit Rauch angefüllt.

„Es iſt ein Schornſtein da,“ bemerkte Herr von Tann höflich zu ſeinen Gäſten, „aber der Qualm will nicht hindurch.“

Friederike ſchlug das Leder von der Thüröffnung zurück und trat in die laue Nachtluft hinaus. Tann folgte ihr ſchnell.

„Verzeihen Sie mir,“ ſagte er unvermittelt, im Innerſten bewegt.

Friederike antwortete nicht. Er konnte auch den Ausdruck auf ihrem Geſicht nicht leſen, er ſah nur die Umriſſe ihrer königlichen Geſtalt.

„Sie können es nicht,“ murmelte er verzweifelt. „Das hätte ich mir denken ſollen.“

Er ſtand dann ſchweigend und wartete auf einen Laut, auf eine Bewegung von ihr.

Das Rohr flüſterte, raſchelte und rauſchte beſtändig um ſie her. — Die Pferde ſtampften.

„Als Sie Jagdjunker wurden, hatte ich nur noch geringe Hoffnung, daß wir beide zuſammenkommen würden,“ ſagte ſie gelaſſen. „Die Oberförſterin warnte mich auch von allem Anfang an. Ich wollte nicht hören und mußte dann den Kummer auf mich nehmen.“

„Es war erbärmlich,“ murmelte Tann.

„Nein, Sie konnten nicht anders — damals. Sie haben ehrlich gehandelt. Ich weiß es,“ fuhr ſie ein wenig heftiger fort. „Ihr Vater war ja auch am Hof und fragte danach, was für ein Geſicht der Herzog ihm machte, und Ihre Mutter und deren Vater — wie ſollten Sie anders denken? Die kleinen Enten ſchwimmen, wie die alten geſchwommen haben.“

„Aber jetzt ſchwimme ich nicht mehr in dem heimiſchen Ententeich,“ warf er leiſe ein.

Sie wandte raſch den Kopf nach ihm. „Der liebe Gott hat eingeſehen, daß Sie zu gut dazu waren.“

Er ſeufzte.

„Möchten Sie wieder zurück?“ fragte ſie ſchnell.

„Nein, nein, Friederike — Fräulein Friederike,“ verbeſſerte er ſich eilig.

„Nennen Sie mich nur Friederike. — Sie werden mich doch niemals bitten, Ihnen zu helfen . . . aber wie wollen Sie denn allein hier draußen weiter kommen . . .?“

Er griff nach ihrer Hand und drückte ſtumm ſein Antlitz darauf.

Sie legte ihm die Rechte auf den Kopf und ſtrich ihm ſanft über das Haar.

„Wenn es nicht Weihnachten wäre,“ begann ſie langſam, innig und ſcheu, „— und wenn — wenn du mich nicht ſo ſehr nötig hätteſt . . .“

Sein Umfangen, ſeine Küſſe gaben ihr Antwort.

Der Alte drinnen ſaß behaglich in dem Rauch und kraute ſich nachdenklich das Kinn. Er bot einem imaginären Gegner immer höhere Wetten an, daß da draußen etwas vor ſich gehe.

„Sie ſoll ihn haben, die Rike,“ brummte er. „Sie kann ſich einen vornehmen Mann erlauben. Er gefällt mir, der feine, ſtille Kerl. Na — na — na — —“

Schwerfällig ſtand er auf und ſchlich mit ſchlauem Augenzwinkern auf den Zehen an der Bretterwand entlang nach der Thüröffnung.

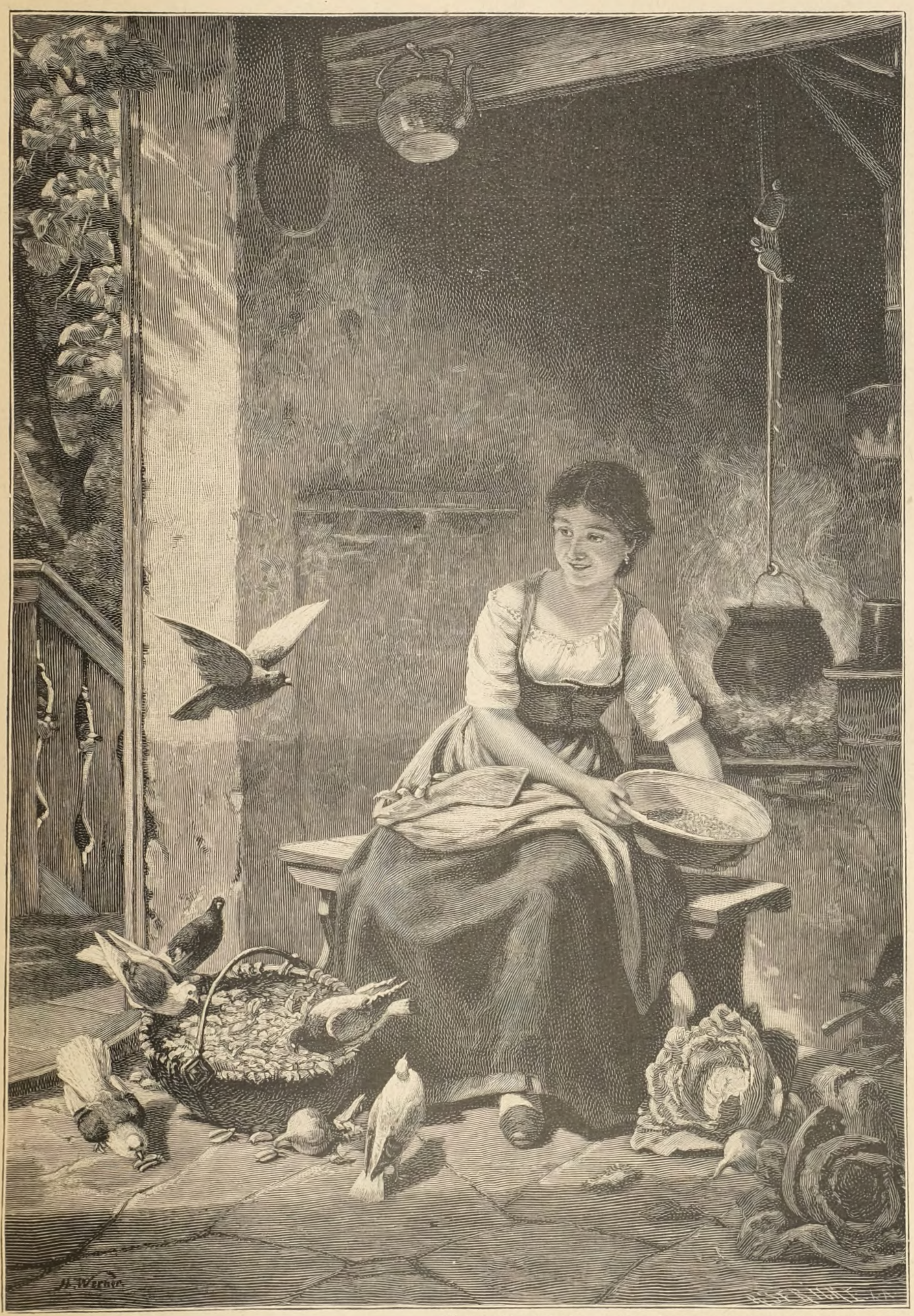
Sie hörten ihn doch und kamen herein.

„Sieh, Vater, was ich bei Herrn von Tann gefunden habe!“ ſagte Friederike ſchelmiſch und hielt dem Alten ihre Karte an Doktor Flierich entgegen. „Welche Strafe ſoll er für den Diebſtahl bekommen?“

Sie legte ihre Arme um den Hals des alten verwitterten Kahlkopfs, drückte ihre Wange an ſeine harten Bartſtacheln und flüſterte ihm ins Ohr.

Er kicherte und nickte und klopfte ihr das helle Haar.

Und dann begann Herr von Tann eine längere, verlegene und etwas unlogiſche Rede, in der ihn der alte Schaper zu ſeiner unausſprechlichen Erleichterung bald unterbrach, um auf ſeine kurze und praktiſche Weiſe an dieſem Abend die Sache mit ſeiner Tochter in Richtigkeit zu bringen.



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl Kunſtverlag A.-G. in München.

Tägliche Gäſte. Gemälde von H. Werner.

Ueber die Entwickelung der Seele des Kindes.

Von

Prof. W. Preyer.

Schon einmal habe ich, und zwar vor mehr als zehn Jahren, einen Aufſatz über die geiſtige Entwickelung des Menſchen in den erſten Lebensjahren veröffentlicht unter der Ueberſchrift: „Pſychogeneſis“ 1)). In meinem Buche: „Die Seele des Kindes“, welches gegen Ende des Jahres 1881 in erſter und im März 1890 in dritter umgearbeiteter und vermehrter Auflage erſchien, wurden dann die in jenem Aufſatze angedeuteten Aufgaben ausführlich behandelt und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, dieſer neue Zweig der phyſiologiſchen Pſychologie ſei nunmehr feſt begründet. Immer mehr wenden ſich Forſcher verſchiedenſter Fachthätigkeit, Mediziner, Linguiſten, Pädagogen, der Beobachtung ihrer eigenen Kinder gerade in den Jahren, da ſie die Sprache erlernen, zu und es läßt ſich vorausſehen, daß in nicht ſehr ferner Zeit beſondere Lehrbücher über die Phyſiologie und Pſychologie des Kindes vom erſten bis zum fünften Lebensjahr erſcheinen werden. Aber ehe es dahin kommt, muß noch ſehr viel gearbeitet, muß namentlich das Intereſſe an dieſem Gegenſtande in weiteren Kreiſen wachgerufen und, wo es ſchon beſteht, geſteigert werden.

Denn ſchließlich iſt die Beobachtung der Seelenentwickelung in den erſten Lebensjahren weit mehr der Mutter natürlicherweiſe anheimgegeben, als irgend welcher anderen Perſönlichkeit. Um aber die Mütter in eine ſolche komplizierte Wiſſenſchaft, wie die Lehre von der Pſychogeneſis es iſt, einzuführen, müſſen ihnen die ſchon vorhandenen Ergebniſſe derſelben in einer möglichſt aſſimilierbaren Form dargeboten werden. Es müſſen auch andere, Lehrer beiderlei Geſchlechts, Väter, ältere Geſchwiſter, aufmerkſam gemacht werden auf die Wichtigkeit der Thatſachen dieſes Jahrtauſende offen ſtehenden und doch wenig betretenen, alſo neuen Gebietes.

Die meiſten kennen den wiſſenſchaftlichen Wert derſelben für die Erforſchung der Seele des Menſchen nicht und beachten nicht den praktiſchen Nutzen des Studiums der Kindesſeele für die höchſte und ſchwierigſte Aufgabe, die es gibt, die Erziehung. Selbſt das Aufſchreiben einfacher Beobachtungen iſt vielen zu läſtig, weil ſie deren Bedeutung unterſchätzen.

Aus dieſen Gründen will ich, häufig wiederholten Anfragen und Bitten nachgebend, verſuchen, in folgendem einige der wichtigeren Punkte zuſammenzufaſſen, um welche es ſich bei der Entwickelung der Seele des Kindes handelt. Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß nicht von allem, was in wiſſenſchaftlicher oder praktiſcher Hinſicht im Vordergrunde ſteht, Notiz genommen werden konnte, z. B. nicht von der Entwickelung des religiöſen Gefühles, der Ausbildung des Gewiſſens, dem Hervortreten der Leidenſchaften, weil es noch zu ſehr an zuverläſſigen und zuſammenhängenden Beobachtungen darüber fehlt. Aus dem bereits ziemlich umfangreichen, ſicher feſtgeſtellten Material iſt aber im folgenden eine für die praktiſche Verwertung beſonders geeignete Auswahl getroffen worden.

Jedermanns Sache wird es allerdings nicht ſein, alle meine thatſächlichen Angaben durch eigene Wahrnehmung zu beſtätigen; denn es iſt nicht leicht, an einem einzelnen Kinde, das ſich lebhaft bewegt, jeden Augenblick die Richtung ſeiner Aufmerkſamkeit, ſeine Mienen ändert und unverſtändliche Laute lallt, das Geſetzmäßige herauszufinden. Nur wer ſich mit der größten Geduld und nach gehörigen phyſiologiſchen und pſychologiſchen Vorſtudien mit mehreren Kindern im gleichen Sinne anhaltend beſchäftigt, kann zum Ziele kommen. Menſchenkenntnis erwirbt nicht der Theoretiker, ſondern nur im Verkehr mit Menſchen, wer ein gereiftes Urteil und einige Erfahrung ſchon hat. Wenn auch das kleine Kind ohne die geringſte Spur von Verſtellung ſich dem Beobachter allezeit unverhüllt zeigt (im buchſtäblichen und übertragenen Sinne des Wortes), ſo iſt doch die Gefahr, ihm viel mehr zuzuſchreiben, als es thatſächlich hat, bei der anthropomorphoſierenden Betrachtungsweiſe der meiſten Menſchen, groß. Außerdem hilft Menſchenkenntnis hier fürs erſte wenig, weil alles erſt im Keime da iſt, was ſpäter teils verdeckt, teils offenkundig hervortritt. Ich habe dagegen die Beobachtung nicht dreſſierter, namentlich junger Tiere und die Vergleichung der an dieſen gemachten Wahrnehmungen mit den an kleinen Kindern gewonnenen für das Verſtändnis der letzteren oft ſehr nützlich gefunden und erhoffe von dem Ausbau einer vergleichenden Pſychologie mit Zugrundlegung pſychogenetiſcher Beobachtungen mehr Erfolg, als von der Fortführung früherer, mehr ſpekulativer Pſychologien.

Bezüglich der Begründung meiner Angaben im einzelnen verweiſe ich auf das eingangs erwähnte Werk „Die Seele des Kindes“.

I.

Die Sinne des Neugeborenen.

Nur durch das Thor der Sinne zieht die Welt in das Gemüt des Menſchen ein. Iſt es verſchloſſen, ſo ſteht er nicht in ihr, nicht im Zuſammenhang mit ihr; die Welt exiſtiert für ihn nicht, wie im traumloſen Schlafe. Ja es wird ſchon durch die Entziehung nur eines Sinnes notwendig die ganze Weltanſchauung eines Menſchen geändert. Blinde oder taube Menſchen, denen von Geburt an einer der beiden höchſten Sinne fehlt, können nicht auf die Höhe geiſtiger Entwickelung emporſteigen, welche dem normalen Menſchenkinde geradezu ſpielend zu erreichen ſelbſtverſtändlich erſcheint. Denn dem einen fehlen nicht allein die Lichteindrücke und die Farben, ſondern auch die Formen, ſofern ſie außer Greifweite ſind, in ſeiner Anſchauung gänzlich und die Buchſtaben, die gedruckten Bücher, gleichſam das Gedächtnis der ganzen gebildeten Menſchheit, ſind ihm nur zum allerkleinſten Teile zugänglich. Er gleicht dem Streber, welcher nicht emporkommen kann, weil es ihm an Mitteln dazu fehlt. Und der andere? Nicht allein die Töne, das ganze Reich der Muſik und des Geſanges fehlt in ſeiner Anſchauung gänzlich, ſondern auch die Sprache, das lebendige Wort, gerade das, was Menſchen an Menſchen feſſelt und durch das geiſtige Leben alle Höhergebildeten zuſammenhält. Nur ſehr unvollkommen iſt ſelbſt bei der größten Bemühung der Erſatz, den der Taſtſinn und der Sehſinn gewähren.

Alſo kommt es vor allem darauf an, die beiden höheren Sinne ſchon in der früheſten Jugend offen zu halten. Das Neugeborene tritt in eine helle und laute Welt, es kann aber noch nicht ſehen und noch nicht hören. Es fühlt noch nicht, wie es ſpäter fühlen wird; einzelne Nadelſtiche bewirken oft nicht die geringſte Schmerzensäußerung bei ihm und es kann im erſten Augenblicke ſeines Daſeins weder richtig riechen noch ſchmecken. Alles das will erſt gelernt ſein.

Dabei iſt es merkwürdig genug, daß gerade das zuletzt Erwähnte, das Schmecken, allgemein zuerſt erlernt wird; wenigſtens dauert es nur wenige Tage, bis neugeborene Kinder Saures, Bitteres, Salziges von Süßem unterſcheiden. Der Geſchmack des Süßen iſt gleich anfangs offenbar bevorzugt. Die Phyſiognomie des kleinen Ge-

---

1) „Deutſche Rundſchau“, Bd. 23, S. 198–221. 1880.

ſichtes iſt nach Benetzung der Zunge mit Glycerin oder einer konzentrierten Zuckerlöſung faſt jedesmal eine befriedigte. Nach dem Pinſeln der Zunge aber mit einer warmen, nicht zu verdünnten Chinin- oder Kochſalzlöſung oder nach dem Beſtreichen derſelben mit einem Weinſäurekryſtall treten ſehr leicht Abwehrbewegungen mit Würgen, Schreien und dem Ausdruck der höchſten Unluſt im Antlitz ein. Freilich ſind Verwechſelungen der mimiſchen Ausdrücke in der allererſten Lebenszeit häufig, ſo daß der gewiſſenhafte Beobachter manchmal zweifeln muß, ob wirklich die verſchiedenen Geſchmacksarten richtig geſondert werden. Es iſt eben der ganze nervöſe Apparat des Geſchmackſinnes noch nicht vollſtändig ausgebildet. Den Nervenendigungen in den zierlichen Schmeckbechern der Zunge, den Geſchmacksnervenfaſern, der Schmeckſphäre im Gehirn fehlt noch die Uebung; daß dieſe Teile aber früher als alle anderen Sinnesorgane vollkommen richtig arbeiten, iſt jedenfalls von großem Nutzen für das junge Menſchenkind wie für das neugeborene Säugetier, weil dadurch die Unterſcheidung der zuträglichen Nahrung von der ſchädlichen frühzeitig ermöglicht und bald in ausgedehntem Maße verfeinert wird.

Aus demſelben Grunde muß auch die auffallend ſchnelle Ausbildung des Geruchsvermögens beim neugeborenen Menſchen ihm von Nutzen ſein. Obgleich unmittelbar nach der Geburt und oft noch viele Tage nach derſelben das Kind außer ſtande iſt, bei jeder Probe angenehm und unangenehm riechende Stoffe voneinander ſicher zu unterſcheiden, allzuoft Riechbares für Eßbares hält, z. B. an der wohlriechenden Hyacinthe beharrlich ſaugt, ſo iſt doch wahrſcheinlich die Unterſcheidung der Ammenbruſt von der Mutterbruſt, der Kuhmilch von der Frauenmilch nur am Geruche, vor der Berührung mit den Lippen, ihm ſchon einen Tag nach ſeinem Eintritt in die Welt möglich, jedenfalls kann das normale Kind wenige Stunden, ſpäteſtens Tage, nach ſeiner Geburt vieles richtig riechen. Denn es verändert ſein Geſicht in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe, wenn man ihm ſchlecht riechende Stoffe darbietet und an eine unangenehme Ammenbruſt anlegt, zeigt hingegen einen befriedigten Ausdruck beim Riechen guter Milch und reiner Haut.

Viel weniger raſch bildet ſich der dritte von den ſogenannten niederen Sinnen, der Hautſinn aus, obgleich die Hautnerven gleich anfangs ſehr erregbar ſind. Die Unterſcheidung von Kälte und Wärme und von Berührungen verſchiedener Art iſt in den erſten Tagen des Lebens höchſt unvollkommen. Das Schreien im zu kühlen Bade beweiſt nicht, daß dieſes als kalt empfunden wird, ſondern nur, daß es Unluſt erregt, wie das warme den Ausdruck der größten Befriedigung ſchon ſehr früh nach ſich zieht. Aber die konſequente Unterſcheidung beider mittels des Temperaturſinnes, das Bevorzugen der angenehmes Wärmegefühl verurſachenden Berührungen, die Abneigung gegen die unangenehmes Kältegefühl herbeiführenden Waſchungen kann ſich erſt ausbilden durch Uebung, durch Wechſel der beiden entgegengeſetzten Eindrücke, welche allein die Vergleichung zu ſtande kommen läßt. Ohne dieſe aber iſt es nicht möglich, Kälte und Wärme zu unterſcheiden. Auch bei der Berührung aller möglichen Stellen der ganzen Körperoberfläche zeigt ſich, wie wenig anfangs das Menſchenkind im ſtande iſt, den ſtarken Druck von dem ſchwachen, den ſchmerzerregenden Eingriff von dem indifferenten, die kalte, naſſe Hand von der warmen, trockenen zu unterſcheiden. Denn es wehrt ſich nicht, es macht nicht einmal die gewöhnlichſten Abwehrbewegungen reflektoriſcher Art bei den unangenehmen Eindrücken, und es lächelt noch nicht befriedigt bei den angenehmen. Alle dieſe Unterſcheidungen im Gebiete des Hautſinnes kommen erſt zu ſtande durch ſehr häufige Wiederholung der äußeren wechſelnden Eindrücke während des wachen Zuſtandes. Da nun der Menſch in der erſten Zeit ſeines Lebens viel mehr ſchläft als wach iſt, ſo iſt die Zeit, welche ihm für das Erlernen der Unterſchiede jener Eindrücke täglich bleibt, etwas kurz, alſo die Lernzeit lang. Ganz beſonders gilt dieſes für die höheren Sinne, das Gehör und das Geſicht, auf deren Entwickelung am meiſten ankommt.

Jedes eben geborene Menſchenkind iſt vollſtändig taub und es dauert bisweilen mehrere Tage, ehe das Trommelfell mit den Gehörknöchelchen im ſtande iſt, äußere Schalleindrücke richtig dem zum Hören noch lange nicht genügend entwickelten Gehirn zuzuführen. Aber auch dann noch muß man das Gehör ein ſehr ſchlechtes nennen. Eine Schwerhörigkeit bleibt normalerweiſe lange beſtehen und dieſe Eigenſchaft iſt dem Kinde von großem Nutzen, denn wenn es ſo gut zu hören vermöchte wie ein Erwachſener, würde es gerade in der erſten Lebenszeit, wo es am meiſten ruhen muß, um die Ernährung, die Fettbildung, die Feſtigung der Knochen, die Regulierung der Atmung und der Herzthätigkeit zu fördern, viel zu viel geſtört, im Schlafe aufgeſchreckt und zu heftigen, ſogar krampfhaften Bewegungen veranlaßt werden. Es gibt jedoch Kinder, die bereits ſechs Stunden nach ihrer Geburt bei ungewöhnlich ſtarken Geräuſchen dicht am Ohr durch eine Bewegung der Augenlider ein gewiſſes Hörvermögen kundthun. Ob dabei freilich der Lidſchlag mit aller Sicherheit nur auf den Schall und nicht etwa auf den Luftſtrom zu beziehen iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Letzteres wäre unwahrſcheinlich, da alle erwachſenen Menſchen zwar bei einem Knall oder ſonſtigen plötzlichen Geräuſch mit den Augen ausnahmslos, ohne es zu wiſſen, zwinkern, aber bei einem geräuſchloſen Luftſtrom nur wenn er ſehr ſtark iſt. Jedenfalls iſt kein Kind im ſtande, von den vielen tauſend liebevollen Worten ſeiner Mutter in den erſten Wochen des Lebens mehr als einzelne lauter geſprochene zu hören und von Verſtehen iſt natürlich keine Rede. Aber es gewöhnt ſich dadurch früh an die Stimme ſeiner Mutter und erkennt ſie darum ſpäter leichter wieder als andere Stimmen.

In mancher Beziehung dem Gehör ähnlich verhält ſich der Geſichtſinn des neugeborenen Kindes. Denn wenn auch dasſelbe nicht wie die Hündchen und Kätzchen mit feſt verbundenen Augenlidern zur Welt kommt und auch nicht im eigentlichen Wortſinn blind genannt werden kann, ſo iſt es doch völlig außer ſtande zu ſehen. Weitaus den größten Teil des Tages über ſind die Augen thatſächlich geſchloſſen oder die Lidſpalte ſehr klein. Indes genauere Beobachtung zeigt, daß ſchon einige Minuten nach der Geburt beim Eindringen mäßig hellen Lichtes eine Pupillenverengerung eintritt, was ſchon die Lichtempfindlichkeit beweiſt. Die Durchgängigkeit der ganzen Nervenbahn von der Netzhaut an, den Sehnerven hindurch bis in die Zentralteile, von dieſen durch den Bewegungsnerven des Auges, den Oculomotorius zurück, wird mittels einer ſo einfachen Beobachtung unwiderleglich dargethan. Auch iſt es leicht, ſich davon zu überzeugen, daß blendend helle Lichter bei offenem Auge ſchon am erſten Tage feſten Lidſchluß, andererſeits mäßig helle Flächen ein Erweitern der Lidſpalte um ein Millimeter bewirken. Durch ſolche Thatſachen iſt nachgewieſen, daß die Lichtempfindlichkeit vom Anfang an beim Menſchen im Gegenſatz zu vielen Säugetieren da iſt.

Aber weder kann irgendwelche Farbe von einer anderen unterſchieden werden, noch werden Grenzen, Abſtände, Geſtalten wahrgenommen. Das ganze Geſichtsfeld bildet eine verſchwommene Maſſe von hellen und weniger hellen Stellen, in denen überhaupt nur gröbere Verſchiedenheiten der Lichtſtärke erkannt werden.

Das Geſichtsfeld gleicht zu Anfang des Lebens einer dicht vor den Augen befindlichen Tafel, auf welcher die farbigen, hellen und dunkeln Felder ineinander übergehen, ſo daß nichts deutlich erkannt wird. Es hat daher keinen Sinn, darüber zu ſtreiten, ob das Neugeborene ſchon mit beiden Augen einen Gegenſtand einfach und nicht doppelt ſehe, oder ob es ihn aufrecht ſtehend ſtatt umgekehrt ſehe und links und rechts im Sehfelde verwechſle. Es ſieht überhaupt noch keine Gegenſtände und lernt ſehr langſam oben und unten, links und rechts, nah und fern unterſcheiden durch die Bewegung der Dinge und die eigenen Augenbewegungen und die Greifverſuche. Aber der Wechſel des Helleren und Dunkleren wird zuerſt nur, wenn er größere Flächen betrifft und mit einer gewiſſen, nicht zu großen und nicht zu geringen Geſchwindigkeit ſtattfindet, bemerkt, es ſei denn das Helle, wie etwa die Lampenflamme, blendend hell. Dann wird es ſogleich empfunden, denn es bewirkt ſchnellen Schluß der Augen. Wo der letztere nicht in der allererſten Zeit ſchon eintritt, iſt ſogar ein Zweifel an der normalen Beſchaffenheit des Auges und der zugehörigen Teile des Nervenſyſtems berechtigt.

Man muß nämlich bei jeder Lichtempfindung, alſo auch der erſten des Neugeborenen, ſtets dreierlei phyſiologiſch voneinander trennen: erſtens die Erregung des äußerſten Endteiles des Sehnerven, der Netzhaut im Augenhintergrunde, zweitens die Fortpflanzung der Erregung durch die Sehnervenfaſern in die ſehr komplizierten zentralen Teile, drittens die Umſetzung der Nervenerregung in Lichtempfindung in dieſen Teilen. Alle drei Abſchnitte der die Lichtempfindung mit ſich bringenden Nervenerregung — der periphere im Auge, der leitende im Nerven, der zentrale im Gehirn — können zu Anfang des Lebens verſagen, und es iſt klar, daß diejenigen Kinder, welche auf ſtarkes Licht durchaus nicht reagieren, in den Verdacht kommen müſſen, entweder nicht normale Netzhäute zu haben, oder in betreff der leitenden Sehnervenfaſern oder der zugehörigen Gehirnteile ungenügend entwickelt zu ſein. Bei vier bis ſechs Wochen zu früh geborenen Kindern iſt in der That die Entwickelung allgemein im Rückſtande und die außerordentliche Trägheit, mit welcher ſie auf die verſchiedenſten äußeren Eindrücke antworten, die Langſamkeit, mit der ſie ſehen, das heißt ihre Lichtempfindungen deuten lernen, läßt ſchon vermuten, daß namentlich ihre Sehſphäre, die hintere obere Partie der Rinde des großen Gehirns, am meiſten zurückgeblieben ſei. Das Gehirn des Neugeborenen unterſcheidet ſich von dem des Erwachſenen ſchon auf den erſten Blick, abgeſehen von ſeiner Kleinheit, durch die Glätte ſeiner Oberfläche. Es fehlen ihm zwar nicht die Hauptfurchen und die Hauptwindungen, aber ſie ſind ſeicht, zum Teil nur eben kenntlich und die ſekundären und tertiären Furchen fehlen noch faſt gänzlich. Erſt in der fünften Woche des Lebens ſind nach Sernoffs Unterſuchungen die Nebenfurchen und Windungen da. Das Gehirn des Neugeborenen ſtellt gleichſam ein unvollendetes Modell eines Menſchengehirns im verkleinerten Maßſtab vor, an dem noch viel nachgemeißelt, ziſeliert und gefeilt werden muß und die mikroſkopiſche Unterſuchung lehrt große Unterſchiede beider gerade in betreff der als materielle Unterlage aller höheren Seelenthätigkeit anzuſehenden Rindenſchicht des großen Gehirns, der ſogenannten grauen Subſtanz, kennen. Grau heißt ſie, weil ſie im Vergleich zu der leitenden weißen oder Markſubſtanz thatſächlich grau ausſieht, wegen des Ueberwiegens der Ganglienzellen in ihr. Dieſe ſind es, welche mit ihren Verbindungsfaſern dem Neugeborenen noch fehlen oder nur in ſehr geringer Menge zukommen, während ſie ſchon nach ſechs Wochen leichter nachweisbar ſind; ſpäter, wenn das Gehirn ganz ausgewachſen iſt, beträgt ihre Zahl wahrſcheinlich mehrere hundert Millionen.

Ich will durchaus nicht behaupten, daß die Ganglienzellen die einzigen oder nur die Hauptträger aller höheren geiſtigen Vorgänge ſeien, weil ſchon ſehr früh ohne dieſelben die Kinder gewiſſe Zeichen von „Seele“ kundthun und viel „Intelligenz“ bei Tieren mit ſehr wenigen Ganglienzellen gefunden wird; daß aber beim Menſchen die Ganglienzellen mit zunehmender geiſtiger Entwickelung ebenfalls an Zahl außerordentlich ſchnell zunehmen, iſt gewiß, und man wird nicht umhin können, ihnen bei allen Gehirnfunktionen eine wichtige Rolle, wie etwa eine die Ernährung fördernde, zuzuerkennen. Wohl iſt es möglich, daß ſie es ſind, welche die Neubildung des in außerordentlich feinen Faſern ſich im Laufe der geiſtigen Entwickelung immer mehr netzförmig ausbreitenden Protoplasmas in der grauen Subſtanz vermitteln und daß dieſes das wahre Subſtrat des Geiſtes, alſo der „Sitz der Seele“ iſt.

Wie dem auch ſei, eine denkende Unterſcheidung der Empfindungen iſt auf jedem Sinnesgebiete ohne die Ausbildung der Großhirnrinde ausgeſchloſſen, und es bedarf großer Uebung, um ſelbſt bei vorzüglicher Beſchaffenheit derſelben und unter den günſtigſten äußeren Umſtänden auf jedem Sinnesgebiete auch nur in annähernd gleicher Schärfe, wie es für das Ohr des Muſikers erreicht iſt, die Empfindungsunterſcheidung herbeizuführen. Wer kann die vielen verſchiedenen Geruchsempfindungen, welche in der Jugend, wie im ſpäteren Leben, in einer nicht zu bewältigenden Menge auf uns eindringen, voneinander unterſcheiden? Man kann ſie nicht ſprachlich bezeichnen, das Kind lernt es nicht, niemand intereſſiert ſich dafür, ihm ebenſo genau wie die Töne beim Klavierunterricht ſo die Wohlgerüche und die üblen Gerüche zu benennen. Und gerade ſo verhält es ſich mit dem Geſchmackſinn, deſſen einzelne Empfindungen das ganze Leben hindurch, wie in der Kindheit, ſehr häufig mit denen des Geruchſinnes verwechſelt werden. Wie oft ſpricht man von gutſchmeckenden Speiſen und Weinen, welche in Wahrheit gar keinen Geſchmack haben, ſondern nur angenehm duften!

Und vollends der Hautſinn. Für die Temperaturen, in deren Unterſcheidung wir nicht durch irgendwelchen beſonderen Unterricht unterwieſen werden, gibt es nur die paar Worte: heiß, warm, lau, kühl, kalt, dann muß ſchon das Thermometer herhalten. Für die verſchiedenen Berührungsempfindungen und Muskelgefühle aber haben wir kein Thermometer und eine Reihe von recht kritiklos durcheinander geworfenen Bezeichnungen wie rauh und glatt, hart und weich, naß und trocken, ſpitz und ſtumpf bezieht ſich vielmehr auf kombinierte Empfindungen des Haut- und Muskelſinnes, als auf Berührung allein. Auch in betreff der Töne und Farben iſt in den erſten Lebensjahren die Anleitung zur Unterſcheidung und genauen Benennung in weitaus den meiſten Familien bisher arg vernachläſſigt worden.

Viele Kinder in engliſchen Schulen wurden auf ihren Farbenſinn geprüft und es ſtellte ſich heraus, daß ein unerwartet großer Bruchteil derſelben gar nicht im ſtande war, die Grundfarben, welche untereinander am verſchiedenſten ſind, alſo Rot, Grün, Blau und Gelb nebſt den Helligkeitsbezeichnungen Weiß, Grau und Schwarz richtig anzugeben, wenn ihnen leicht kenntliche Proben vorgelegt wurden. Daraus ſchließen zu wollen, jene Kinder ſeien farbenblind, wäre ganz unzuläſſig. Ungeübt ſind ſie, ihre Netzhaut iſt normal, ihr Sehnerv normal, aber ihre Sehſphäre ungeübt, ſie kennen die Wörter, die Farbenbenennungen, haben auch die Farbenempfindungen richtig, aber ſie wiſſen nicht, welche Wörter und Farben zuſammengehören. Sie verſtehen ihre eigenen Farbenempfindungen nicht. So auch das kleine Kind. Ich habe jahrelang dem meinigen Farbenproben vorgelegt. Ehe es ſprechen konnte, war es außer ſtande, Grün und Blau ebenſo ſicher wie Rot und Gelb und Weiß und Schwarz zu erkennen und verwechſelte Grün und Blau mit Grau. Und ſpäter verwechſelte es die Benennungen.

Alle Kinder zeigen bezüglich ihres Farbenſinnes ohne eine eigens darauf gerichtete Erziehung desſelben vor Ablauf des zweiten Jahres eine große Unſicherheit und auch im dritten oft noch ſolche Schwankungen im Urteil, daß man ſie für farbenblind halten könnte. Aber es handelt ſich in Wahrheit ſehr oft nicht um einen organiſchen Mangel, ſondern nur um ein Verſäumnis der Eltern, wenn dieſe Farbenunkenntnis ſich in das ſpätere Leben fortſetzt.

In mancher Beziehung ähnlich verhält es ſich mit den Tönen. Abſolut unmuſikaliſch kommt kein Kind zur Welt, welches ein normal gebautes Gehörorgan hat. Auch hier kann aber der Mangel im Unterſcheiden der Töne und der Schallempfindungen überhaupt beruhen auf einer mangelhaften Uebung des zentralen Teils im Gehirn, nämlich der Hörſphäre, welche die von dem Ohre durch den Hörnerven kommenden, die Schallempfindungen mit ſich bringenden Erregungen aufnimmt. Man kann niemals wiſſen, ob ein Kind vollkommen unmuſikaliſch iſt, wenn man ihm nicht Gelegenheit und zwar frühzeitige, häufige Gelegenheit gibt, Töne zu unterſcheiden. Dann zeigt ſich ſehr bald, ob es ein muſikaliſches Gehör haben wird, welches hauptſächlich Sache der Uebung iſt, und ob es Sinn für Melodien hat, alſo Gedächtnis für Tonfolgen. Denn es wird ſehr früh ſelbſt anfangen zu ſingen, oft viel früher als zu ſprechen, wenn dieſe Anlagen etwa durch Erblichkeit begünſtigt, ſtark ausgeprägt ſind. Fehlt aber die Gelegenheit in frühеſter Jugend, Töne zu unterſcheiden, fehlt, abgeſehen von den Lallmonologen, die eigene Uebung der Stimmbänder des Kindes, achtet man nicht ſehr frühzeitig ſchon auf ſein Gehör, ſo geht es ihm leicht wie jenen für farbenblind erklärten Kindern, die niemals im Farbenunterſcheiden unterrichtet wurden. Es wird für talentlos und völlig unmuſikaliſch erklärt, ohne es zu ſein.

Ein gänzliches Fehlen des muſikaliſchen Gehörs, alſo des Vermögens, gewiſſe Tonhöhen zu unterſcheiden, iſt jedenfalls eine Anomalie, eine Art Taubheit, ſei es eine angeborene, ſei es eine erworbene, ſo gut wie das Unvermögen, gewiſſe Farben voneinander zu unterſcheiden eine Anomalie iſt. Daher muß man verlangen, daß in den Kleinkinderſchulen ohne zwingende Gründe äußerer Art kein Kind vom Geſang- und Muſikunterricht von vornherein ausgeſchloſſen werde, ſondern erſt dann, wenn es nach längerer Probezeit durchaus keine Fortſchritte macht. Man darf freilich ſo weit nicht gehen wie der große engliſche Naturforſcher Thomas Young, welcher zu Anfang des Jahrhunderts behauptete, jeder geſunde Menſch könne alles das lernen, was irgend einmal ein Menſch gelernt habe. Daß aber in dieſer Hinſicht bezüglich der Entwickelung der Sinne des neugeborenen Menſchen nach der entgegengeſetzten Richtung zu viel verſäumt wird, iſt gewiß.

II.

Gefühle, Emotionen und Temperamente im Säuglingsalter.

Außer den fünf Spezialſinnen, welche die äußeren Eindrücke verarbeiten, gibt es bekanntlich beim erwachſenen Menſchen noch generelle Sinne, welche die körperlichen Gefühle, zum Beiſpiel des Schmerzes und der Luſt, des Unbehagens und des Wohlbehagens, kurz die Gemeingefühle vermitteln. Es kann nicht zweifelhaft ſein, daß auch das Neugeborene die für das Zuſtandekommen ſolcher durch innere Reize erweckten Gefühle unerläßlichen Nerven bereits ausgebildet mit zur Welt bringt. Denn wer wollte leugnen, daß es durch den enormen Verluſt von Waſſer beim Ausatmen und durch die Haut hindurch durſtig wird und das Schreien, welches nach Darreichung geeigneter Milch augenblicklich aufhört, ein Zeichen der Unluſt iſt und zwar der durch das Nahrungsbedürfnis entſtandenen Unluſt? Die Stimme des kleinen Kindes iſt ſchon ſehr früh eine andere, wenn es vor Hunger ſchreit, als wenn es vor Schmerz ſchreit. Wenn aber auch ſolche Unterſchiede der körperlichen Gefühle ſchon zu Anfang des Lebens ſich geltend machen, ſo iſt doch beſtimmt eine Trennung derſelben wie beim Erwachſenen nur ganz unvollkommen, und während des ſpäteren Lebens bringt es ſchließlich kein Menſch dahin, alle ſeine Gemeingefühle ebenſo ſcharf voneinander zu trennen und mit Worten oder Zeichen — wie Noten und Nummern — zu benennen, wie die Farben und Töne und ebenſo genau an einen beſtimmten Ort ſeines Körpers zu verlegen wie die Taſteindrücke.

Ich denke hierbei nicht allein an Kopfweh, Geſichtsſchmerzen, Entzündungen, Magendruck, Seitenſtechen, Uebelkeit, woran ſonſt geſunde kleine Kinder ebenſo leiden können wie Erwachſene, obſchon ſie es nicht auszuſprechen vermögen, ſondern auch von ganz und gar nicht an krankhafte Zuſtände gebundenen Gefühlen wie Ueberſättigung und Ekel, Hunger und Durſt, Ermüdung und Schläfrigkeit. Wie ſchwer ſind die Glieder dieſer Paare beim Erwachſenen voneinander zu trennen! Beim kleinen Kinde wogen dieſe Gefühle noch mehr durcheinander und niemand bemüht ſich, ſie ihm iſoliert zum Bewußtſein zu bringen, weil niemand, und wäre es ein unverbeſſerlicher Hypochonder, auf dieſem Gebiete der Gemeingefühle wirklich orientiert iſt.

Indeſſen es iſt beſonders anziehend für den Beobachter, zu verfolgen, wie die in ungeheurer Fülle auf das kleine Kind eindringenden Sinneseindrücke nach und nach zu beſtimmten Empfindungen und daran ſich knüpfenden höheren Gefühlen innerhalb des Bereichs der Spezialſinne führen.

Man bemerkt ſehr bald, daß im Vordergrunde hierbei die Nahrung ſteht. Dem hungrigen Kinde iſt alles andere gleichgültig, bis der Hunger geſtillt wird. Alle Bemühungen, ſeine erſt ſpät überhaupt lenkbare Aufmerkſamkeit während des gierigen Saugens von der Befriedigung des Nahrungsbedürfniſſes abzulenken, ſcheitern zunächſt faſt vollſtändig. Und da die erſten Monate hindurch Hunger und Durſt ſtets gleichzeitig natürlicherweiſe immer nur durch Milch geſtillt werden, iſt es begreiflich, daß hier ſich zuerſt das ſinnliche Unterſcheidungsvermögen ſcharf ausbildet. Verſchiedenheiten des Geſchmacks der erſten Speiſen nach Beginn der Entwöhnung von der ausſchließlichen Milchdiät werden auffallend ſicher wahrgenommen. Freilich kann daraus, daß eine Spur von Salz, ein wenig Ingwer oder Citronenſaft ſchon genügt, Abwehrbewegungen als Zeichen der Ablehnung zu bewirken, nicht geſchloſſen werden auf das Vorhandenſein von Gemütsbewegungen, etwa Abſchen, Enttäuſchung, Zorn, weil auch das hirnloſe Neugeborene unter denſelben Umſtänden mit ebenſo wunderlichen Grimaſſen dieſelben Abwehrbewegungen macht und ebenfalls die Zunge hervorſchiebt und die Augen zukneift. Aber es bilden doch dieſe Geſchmacksreflexe immerhin die notwendige Grundlage für das ſpätere Hervortreten von Emotionen auf dem Gebiete des Geſchmackſinns, man könnte ſagen von Geſchmacksgefühlen, welche ſich auch im Leben des Erwachſenen bekanntlich leicht im Geſichte ſtark ausprägen und ſchwer beherrſcht werden. Aehnlich verhält es ſich mit den durch die Sprache nicht ausdrückbaren Verſchiedenheiten des Geruchs der Speiſen, beim Säugling des Milchgeruchs in erſter Linie. In dieſer Hinſicht bleibt der erwachſene Menſch in der That meiſtens auf der Stufe des letzteren ſein ganzes Leben hindurch ſtehen, obgleich die durch den Geruchſinn zu ſtande kommenden Gefühle der Sympathie und Antipathie häufig unüberwindlich ſind und eine wichtige Rolle ſpielen können. Der Riechlappen iſt im menſchlichen Gehirn im Vergleiche zu dem der meiſten Säugetiere verhältnismäßig klein und bleibt zurück, weil das Intereſſe an Geruchsgefühlen in der Menſchenwelt viel geringer iſt, als in der Tierwelt. Blinde und taube Kinder haben jedoch vermutlich einen feineren Riechſinn als Vollſinnige, weil, wenn ein Sinn fehlt, die Organe der übrigen ſich wegen öfterer Verwendung derſelben beſſer ausbilden.

Die durch die Haut dem kleinen Kinde zu teil werdenden Gefühle zerfallen zweifellos ſchon ſehr bald beſtimmt in zwei Gruppen, Berührungsgefühle und Temperaturgefühle. In der erſteren Abteilung ſind es hauptſächlich die Hände, welche eine ungleich größere Mannigfaltigkeit von Eindrücken zu bewältigen haben als alle anderen Teile des Körpers, namentlich aber die Füße. Nur die Lippen und die Zunge können den Fingerſpitzen in dieſer Hinſicht den Rang ſtreitig machen. Denn beim Saugen, der Hauptbeſchäftigung jedes Menſchen in ſeinem erſten Lebenshalbjahre, die ihm ja den Namen gab, werden die Gefühlsnerven der Lippen und der Zunge außerordentlich lange und eingehend geübt. Hier iſt die Quelle des größten Genuſſes, gleichviel ob das Kind an die Mutterbruſt gelegt oder mit der Saugflaſche verſehen wird; hierauf konzentriert ſich der ganze Inhalt des anfänglichen Geiſteslebens und deshalb erſcheint es natürlich, daß neue, kleine, bewegliche Gegenſtände, ſowie nach Ablauf des erſten Vierteljahres endlich eine ſichere Greifbewegung ausgeführt werden kann, in den Mund oder wenigſtens an den Mund gebracht werden. Dabei hat aber die Temperatur des Berührten eine große Bedeutung. Iſt die Milch auch nur um ein weniges zu kühl oder zu warm, ſo wird ſie verweigert. Hat das Bad nur einen Grad kühleres Waſſer als gewöhnlich, oder iſt es erheblich wärmer als ſonſt, ſo ſchreit das in dieſer Hinſicht leider in Deutſchland allzu verwöhnte Kind, als wenn ihm Unrecht geſchehen wäre, oder als wenn es ſich fürchtete, und kann ſehr bald verlangende Bewegungen machen, die an dem Vorhandenſein von Unluſtgefühlen infolge von Abkühlung oder zu ſtarker Erwärmung keinen Zweifel laſſen.

Jedoch iſt es nicht möglich, den Zeitpunkt der erſten reinen Emotionen des Kindes mit Sicherheit zu erkennen. Verhältnismäßig am leichteſten läßt ſich die *Furcht* in ihren beiden Formen, der Angſt und dem Erſchrecktſein, und das *Erſtaunen* mit Rückſicht auf ihre phyſiognomiſche Aeußerung und pſychogenetiſche Bedeutung bei kleinen Kindern unterſuchen. Es iſt lehrreich, die entſprechenden Zuſtände bei Tieren damit zu vergleichen. Wenn z. B. der Hühnerhund über die Flammen erſtaunt bei der erſten Kaminfeuerung im Zimmer ſeines Herrn, oder wenn er über das Zerplatzen einer kugeligen, freiſchwebenden Seifenblaſe erſchrickt oder ſich über die Bewegung eines Fächers wundert, der beim Zuſammenklappen zu verſchwinden ſcheint und beim Aufklappen wieder da iſt, ſo verhält er ſich ähnlich wie das kleine Kind, dem das im buchſtäblichen Sinne Unbegreifliche, das Ungreifbare, Staunen erregt, aber der Unterſchied zwiſchen Menſch und Tier iſt ſchon auf dieſer frühen Stufe ein unermeßlicher. Denn das erſte Erſtaunen des Kindes führt weiter zur Würdigung einer unüberſehbaren Anzahl von Sinneseindrücken, die gleichſam ſein kleines Gehirn mit je einem beſonderen Stempel verſehen und nachher als Erinnerungsbilder ſich miteinander zu neuen Gedanken verbinden, während beim Tier es bei dem einfachen Erſtaunen verbleibt und dieſes ſogar ſehr bald durch Wiederholung desſelben Eindrucks ſich vermindert. Auch das ganz normal ſich entwickelnde Kind wird allerdings abgeſtumpft bei Wiederholung ähnlicher Wahrnehmungen. Dieſelben verlieren den Reiz des ſtaunenerregenden Neuen, aber nicht ohne jene Erinnerungseindrücke, die *wirkſam bleiben*, zu hinterlaſſen, und je älter das Kind wird, um ſo mehr werden Eindrücke anderer Art, welche viel zu ſubtil ſind, als daß ſie ein Tier nur bemerkte, von den nachhaltigſten Folgen dadurch, daß ſie das kindliche Erſtaunen erregen. Zum Beiſpiel der Anblick eines im Schnee hingefallenen lahmen Bettlers, dem ein Fremder Hilfe leiſtet, oder das Füttern eines Tieres bewirken Verwunderung. Wenn durch ſolche Erfahrungen bei einigen nicht allein das Mitleid geweckt, ſondern auch die Grundlage zur einen oder andern Tugend, wie Wohlthätigkeit, Freigebigkeit, Uneigennützigkeit, nach Ueberwindung des erſten Erſtaunens gelegt wird, ſo muß andererſeits die Verwunderung über einfache, aber dem Kinde noch unverſtändliche Vorgänge, wie über das Fliegen des Vogels, das Kriechen der Schnecke, das Fallen eines Spielzeugs vom Tiſche und das Steigen des Balles beim Werfen desſelben gegen die Wand, die Verſtandesthätigkeit wachrufen. Das Suchen nach der Urſache des unbegreiflichen Fallens, wenn der Ball vom Tiſche rollt, des ebenſo unbegreiflichen Steigens, wenn die Hand ihn ſchleudert, dauert bei manchen Kindern viele Wochen, ja Monate.

Dieſe *Schule des Erſtaunens* muß jeder Menſch aufs neue an ſich ſelbſt durchmachen. Ein Kind, welches nicht im ſtande iſt, ſich zu wundern, welches aber nicht, obwohl oberflächliche Beurteilung es ſo auffaßt, abgeſtumpft iſt, ſondern von Haus aus die gewöhnliche, der Jugend eigene Empfänglichkeit nicht beſitzt, kann unter keinen Umſtänden eine normale, intellektuelle und ethiſche Entwickelung erwarten laſſen. Denn ſchließlich kommt es beim Erſtaunen darauf an, daß ein neuer Geſichts- oder Schalleindruck, weniger ſchon ein Taſt-, Temperatur-, Geruchs- oder Geſchmackseindruck, ſehr ſtark auf das betreffende Sinneswerkzeug wirkt. Die dazugehörige Empfindung zieht dann außerordentlich lebhafte Gefühle nach ſich. Dieſe äußern ſich körperlich beim Erſtaunen durch weites Oeffnen der unbewegten Augen, ſpäter auch Heben der Augenbrauen, oft mit Stirnrunzeln, Oeffnen des Mundes, völlige Bewegungsloſigkeit des ganzen Körpers, Anhalten der Arme in gerade der Stellung, in der ſie ſich vorher, ehe der Eindruck wirkte, befanden, und Stillſein, man würde, wenn ſchon Worte geäußert werden könnten, ſagen „Sprachloſigkeit“. Wenn ein Kind dieſes Bild des Erſtaunens über ganz unſcheinbare, Erwachſenen längſt gleichgültige Dinge und Vorgänge zeigt, ſo haben die Eltern Urſache, ſich darüber zu freuen.

Im zweiten Vierteljahr, ſpäteſtens gegen Ende desſelben, muß dieſe Phaſe der Pſychogeneſis erreicht ſein. Tritt ſie ſehr viel ſpäter oder gar nicht ein, dann wird auch die übrige geiſtige Entwickelung eine abnorme ſein müſſen, weil alles, was wir wiſſen, durch unſere Sinneseindrücke gezeitigt wird und ebenſo, wenn dieſe fehlen, als wenn die Erregbarkeit der Sinnesnerven herabgeſetzt iſt oder fehlt, ein unerſetzbarer Mangel vorliegt.

Auch die Furcht gehört zu den mächtigſten Lehrmeiſtern in der Kindheit, und wenn ſie nicht allzuoft von ungebildeten Ammen und Wärterinnen ganz ohne Not, unverantwortlicherweiſe ſogar nur der Abwechſelung halber ohne erziehliche Gründe beim Kinde durch Vorſpiegelungen vom ſchwarzen Mann, durch Einſperren in eine dunkle Kammer, durch plötzliches Ergreifen von hinten u. ſ. w. hervorgerufen würde, dann würde jedenfalls ein viel größerer Bruchteil der Menſchen, und zwar beſonders der Frauen, ſpäter ſich durch unbedeutende Begebenheiten nicht ſo leicht in Schrecken ſetzen laſſen, wie es jetzt der Fall iſt. Es muß eine erbliche und eine erworbene Furcht unterſchieden werden, welche beide äußerlich durch dieſelben Zeichen beim Kinde ſich zu erkennen geben. Denn wenn eine unüberwindliche Abneigung gegen gewiſſe Tiere, wie z. B. Schweine, Katzen, auch Hunde, ſogar Tauben, ſich beim erſtmaligen Anblick ſchon im vierten Lebensmonate bei einzelnen Kindern kundthut, ſo läßt ſich nicht leicht eine Urſache für die Erwerbung dieſer Angſt angeben. Das Kind kennt die Gefahr nicht und fürchtet ſich doch, kann ſogar wenig ſpäter zittern, erblaſſen, die Mundwinkel ſtark nach abwärts bewegen, ſich zuſammenkauern, ſchreien oder Fluchtbewegungen machen beim Sehen und Hören einer Dampfmaſchine, deren gellender Pfiff auch für ſich allein ſchon manchen Säugling zum heftigſten Schreien veranlaßt. Anerzogen kann dieſe Wirkung nicht ſein, ebenſowenig wie die Furcht zu fallen bei den erſten Verſuchen des Kindes, aufrecht für ſich allein zu gehen, oder die anhaltende Furcht vor dem Meere, wenn es glatt und faſt geräuſchlos zur Zeit der Ebbe ſich darbietet.

Furchtſame und zimperliche Mütter haben furchtſame und zimperliche Kinder deshalb, weil ihr Verhalten, ihr häufiges Zuſammenfahren, Aufſchreien, Flüchten, nachgeahmt wird. Ebenſo aber haben mutige Mütter mutige Kinder, weil ſie durch ihr Verhalten erziehlich auf ſie wirken und hier wie auf allen Gebieten der Erziehung Muſter-ſein ungleich wertvoller iſt als Gute-Lehren-geben und als Belohnen oder Beſtrafen. Aber es gibt Kinder, welche von ſich aus ſchon ohne den guten oder ſchädlichen Einfluß der nächſten Angehörigen leicht erſchrecken und ſchwer erſchrecken. Die Schreckhaftigkeit iſt vom Temperament abhängig und das Temperament weſentlich durch die Erregbarkeit der Sinnesnerven und die Fähigkeit der nervöſen Zentralorgane bedingt die Eindrücke von den Sinnesorganen her kurze oder lange Zeit intenſiv oder weniger zähe feſtzuhalten.

Durch dieſe Verſchiedenheiten der Anſpruchsfähigkeit und des organiſchen Gedächtniſſes unterſcheiden ſich, wie ich an anderer Stelle (in meinen Univerſitätsvorleſungen) ausführlich darlegte, die vier ſeit faſt zwei Jahrtauſenden voneinander geſonderten Temperamente, welche man als ſanguiniſch, choleriſch, melancholiſch und phlegmatiſch bezeichnet. Sie laſſen ſich ſchon ſehr früh bei weitaus den meiſten Kindern, zweifellos im zweiten Vierteljahr, ſicher erkennen. Aber durch die äußeren Umſtände kann viel leichter als ſpäter beim Erwachſenen das eine Temperament mit dem andern gleichſam verquickt, das eine durch ein anderes mehr oder weniger erſetzt werden, ſo daß das ſchließliche Weſen des gereiften Mannes niemals aus dem Verhalten des Kindes in den erſten drei Jahren erkannt werden kann. „Was ein guter Haken werden will, krümmt ſich beizeiten," iſt allerdings richtig, aber hier handelt es ſich gerade um die Periode vor der Krümmung, und da iſt es wiederum in praktiſcher Hinſicht wichtig zu wiſſen, daß von vornherein ſich die vier Temperamente durchaus natürlich auf phyſiologiſcher Grundlage charakteriſieren laſſen, welche längſt allgemein angenommen werden, ohne daß man hätte angeben können weshalb? Bei zweien iſt die Erregbarkeit, alſo die Empfänglichkeit für Eindrücke der verſchiedenſten Art eine große, bei zweien eine geringe, erſteres bei Sanguinikern und Cholerikern, letzteres bei Melancholikern und Phlegmatikern. Die Dauer der Nachwirkung jedes Eindrucks, die Zähigkeit, mit der das Erinnerungsbild feſtgehalten wird, oder die Tiefe des Eindrucks iſt wiederum bei zwei Temperamenten, dem melancholiſchen und dem choleriſchen, auffallend, wahrſcheinlich die organiſche Veränderung im Gehirn, welche er mit ſich bringt, erheblich, bei den beiden andern, dem ſanguiniſchen und dem phlegmatiſchen, gering. So ergibt ſich folgende, für die Beurteilung des Kindes nicht weniger als für die des Heranwachſenden bei der Erziehung, zumal bei der Charakterbildung und bei dem Unterricht, dem körperlichen wie dem geiſtigen, beſonders zu beachtende Einteilung.

	Erregbarkeit:	Nachwirkung:
Sanguiniker:	groß	gering
Phlegmatiker:	gering	gering
Choleriker:	groß	groß
Melancholiker:	gering	groß.

Angeſichts der vielen Uebergänge von einem Temperamente zum andern, der Zuſammenſetzung derſelben und der Schwierigkeit, hier trotz aller Vervollkommnung phyſiologiſcher Experimentierkunſt durch Maß und Zahl, quantitative oder graduelle Unterſchiede zu ſtatuieren, iſt natürlich dieſe Auffaſſung noch nicht phyſiologiſch im einzelnen zu begründen. Ich habe ſie vielmehr durch die Beobachtung der Menſchen in der Welt und der Kleinen in der Kinderſtube gewonnen. Und ſie iſt jedenfalls von Wert bei der Beurteilung des Naturells eines Kindes und ſeiner vorausſichtlichen geiſtigen Entwickelung.

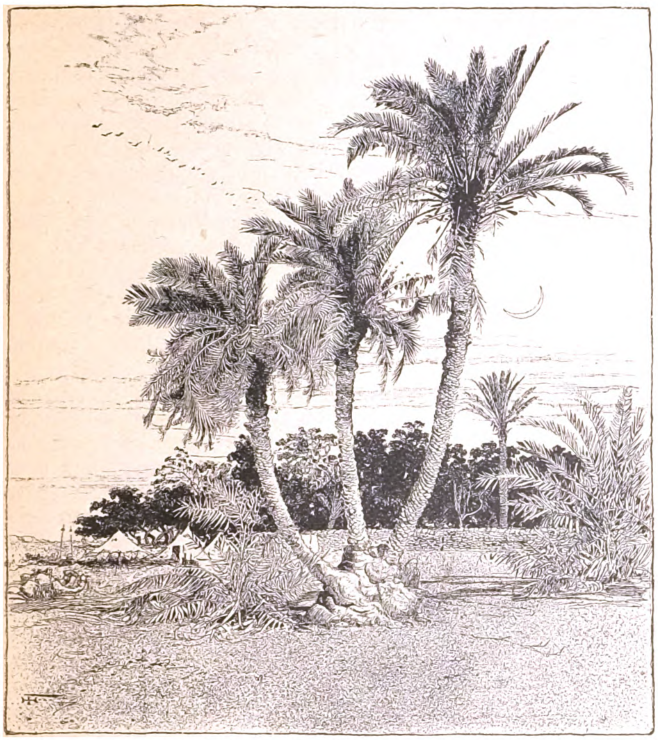
Ein ungewöhnlich lebhaftes Kind, welches auf jedes Geräuſch hin den Kopf wendet, in größter Unruhe die Augen bewegt, bald dahin, bald dorthin die Aufmerkſamkeit richtet, viel ſchreit und zur Zeit des Gehenlernens nicht länger als einige Augenblicke an derſelben Stelle verweilt, alſo ein Kind von entſchieden ſanguiniſchem Temperament, muß ſorgfältig behütet werden vor unnötiger Reizung. Es muß an mäßiges Licht, an Geräuſchloſigkeit ſich gewöhnen lernen und darf vom Anfang an durch Verwandte und dann andere Kinder nicht entfernt ſo in Anſpruch genommen werden, wie ſein Gegenbild, der träge, wenig oder gar nicht auf ſeine Umgebung achtende, ſehr viel und lange ohne Unterbrechung ſchlafende kleine Phlegmatiker. Was bei dem erſteren leicht zu einer Steigerung ſeiner Motilität, zu Krämpfen und anderen Entwickelungsſtörungen führt, iſt gerade hier angebracht: die häufige Abwechſelung kindlicher Spiele, die Anregung durch Licht und Schall, viel kalte Luft und Waſſer, ſo daß die natürliche Schwerfälligkeit einigermaßen bekämpft wird.

Und nun das choleriſche Kind. Wie wichtig iſt es für die Mutter zu wiſſen, daß ein Knabe, der ſchon ſehr früh ohne zureichende Gründe in heftige Wutanfälle gerät, wobei er mit den Armen und Beinen um ſich ſchlägt oder in hartnäckiger Unbeugſamkeit ſich ſteif ſtreckt und mit einer durch beängſtigende Röte der ganzen Kopfhaut ſich kundgebenden Kongeſtion die Mutter erſchreckt, nicht mit Gewalt oder Schlägen behandelt werden darf. Ein ſolches Kind muß man im Augenblick der höchſten Wut allein laſſen und es vom Nebenzimmer aus unbemerkt beobachten. Wenn ein ſo aufgeregtes Kind mit zugekniffenen Augen, mit viereckigem Munde und einer ſehr unangenehmen Schreiſtimme ſeine Anfälle ankündigt, iſt es am beſten. es ſogleich auf einer Decke am Boden des Zimmers ſich ſelbſt zu überlaſſen. Es beruhigt ſich oft auffallend ſchnell in Abweſenheit anderer, während jede noch ſo wohlgemeinte Zuſprache einen neuen Zornesausbruch leicht hervorruft. Ich kenne viele Fälle von ſolchen Schreikindern mit echt choleriſchem Temperament, welche durch rationelle Erziehung vollſtändig von dieſem Fehler befreit wurden.

Andere Male wird leider ein durchaus nicht zu ſolchen Anomalien diſponiertes Kind durch unverantwortliche Fehler ſeitens der Angehörigen und Ammen erſt künſtlich in ungünſtiger Weiſe verwandelt, wenn z. B. behufs der Nahrungsaufnahme ein ruhig ſchlafender Säugling geweckt wird, oder wenn man ihn ununterbrochen ohne ein einzigesmal nachzuſehen, was ihm denn fehlt, nachts ſchreien läßt, oder wenn man ihn feſt einwickelt. Nicht allein die körperliche Ausbildung wird durch ſolche Verkehrtheiten erheblich geſtört, ſondern auch der ſchon ſehr früh ſich entfaltende Charakter verdorben. Ich halte namentlich das Wecken kleiner Kinder für außerordentlich ſchädlich nach beiden Richtungen. Sie werden ſchon nach gehöriger Ruhe durch den Hunger wach und kündigen faſt immer denſelben durch ihre Stimme an, gleichviel welches Temperament ſie haben.

Es iſt nicht ſchwierig, eine ganze Anzahl von einfachen Erziehungsgrundſätzen für das erſte Lebensjahr auf Grund der Unterſcheidung der Temperamente, wie ich ſie hier andeutete, aufzuſtellen. Ich habe aber die Entwickelung der kindlichen Seele nach einer anderen Richtung zu verfolgen und breche deshalb hier damit ab.

(Fortſetzung folgt.)



Die Moſesquellen (S. 331).

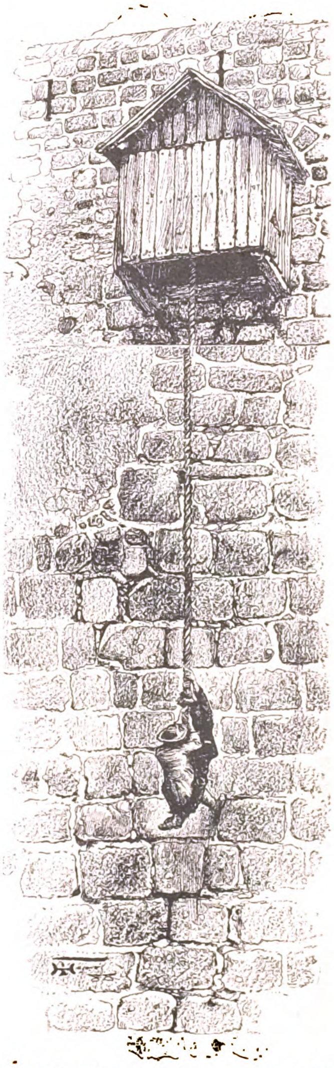
Zum Sinai.

Von

Heinrich Brugſch-Paſcha.

Wenn in der winterlichen Jahreszeit „der Vater des Goldes“, um mit den Arabern zu reden, ſeine europäiſche Heimat verläßt und nach mehrtägiger Seefahrt über das große mittelländiſche Waſſerbecken an den ſonnigen Küſten des Morgenlandes ſeinen Fuß auf das Land ſetzt: da iſt tauſend gegen eins zu wetten, daß Aegypten das Ziel ſeiner Wanderung bildet. Frühlingsluft und Roſenduft erquicken die Nerven des europamüden Reiſenden und verſetzen ihn gleichſam in ein Land der Träume, deſſen Bauten und Trachten, deſſen Sitten und Gebräuche die Erinnerungen an die anmutigen Erzählungen der arabiſchen Märchenwelt auf das lebendigſte in ſeiner Seele wachrufen. Und wie ſie zuſammenſtrömen die goldenen Wandervögel, um an den Ufern des heiligen Nilſtromes in der Kalifenſtadt Kairo auf Monate ihr Heim aufzuſchlagen oder im Oberlande unter den Schatten uralter Denkmäler aus der geſchichtlichen Vorzeit, auf den Gräbern der Ahnen des Menſchengeſchlechtes ſich ihres Lebens zu freuen und auf den Trümmerhaufen der Vergangenheit ſich die eigene Vergänglichkeit aus dem Sinn zu ſchlagen! Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die Kalifenſtadt im Laufe der Wintermonate und während der Tage des hohen Niles eine Zunahme von dreißig- bis vierzigtauſend eingewanderter Fremden zu verzeichnen hat, eine Zahl, groß genug, um für die gehobene Stimmung der Hotelbeſitzer, der Dragomane und der Verkäufer den Schlüſſel des Rätſels zu liefern. Selbſt von Perſien und Indien her langen in dieſer Zeit die Kaufleute mit ihren bunten Schätzen aus dem fernen Morgenlande ein, um in den engen Buden der Bazare des Kairenſer Chan-el-Chalili das Geſchäft mit ungeſchwächten Kräften zu eröffnen und für teures Geld die blendende Ware an den unvorſichtigen Mann zu bringen.

Mitten im Gedränge des öffentlichen Marktes mit ſeiner bunten, dichten Menſchenmenge, die ſelbſt in der Weltſtadt London zu den Unmöglichkeiten gehören dürfte, begegnet der europäiſche Reiſende häufig genug ärmlich gekleideten, barfüßigen und von der Sonnenglut verbrannten Beduinengeſtalten, deren Anblick und Tracht ſofort den Nichtägypter erkennen läßt. Trübſelig und beſcheiden, wie es den Bewohnern der Wüſte in der bevölkertſten Stadt des ganzen Morgenlandes gebührt, ſtehlen ſie ſich durch das Menſchengedränge, um Käufer für ihre Waren zu finden, die freilich nicht zu den Schätzen des Orients gezählt werden dürfen. Es ſind Beduinen vom Sinai, Tawara, wie ſie ſich ſelber nennen, armes Volk, das im Sommer Mühlſteine und Holzkohlen auf Kamelsrücken aus den Steinbrüchen und den Oaſen ihrer Halbinſel den fröhlichen Aegyptern zuführt und im Winter, zur Zeit der ſogenannten Saiſon, die Anweſenheit der zuſtrömenden europäiſchen Wandergeſellſchaft benutzt, um für Liebhaber des ſinaitiſchen Steinbocks, Dattelwurſt, Manna und Muſcheln vom Roten Meere gegen eine geringfügige Entſchädigung an Geld willige Käufer zu finden. Die Tawara haben den Ruf, nicht nur beſcheidene, ſondern auch ehrliche und ruhige Leute zu ſein, mit denen man gern verkehrt und bald handelseinig zu werden pflegt.

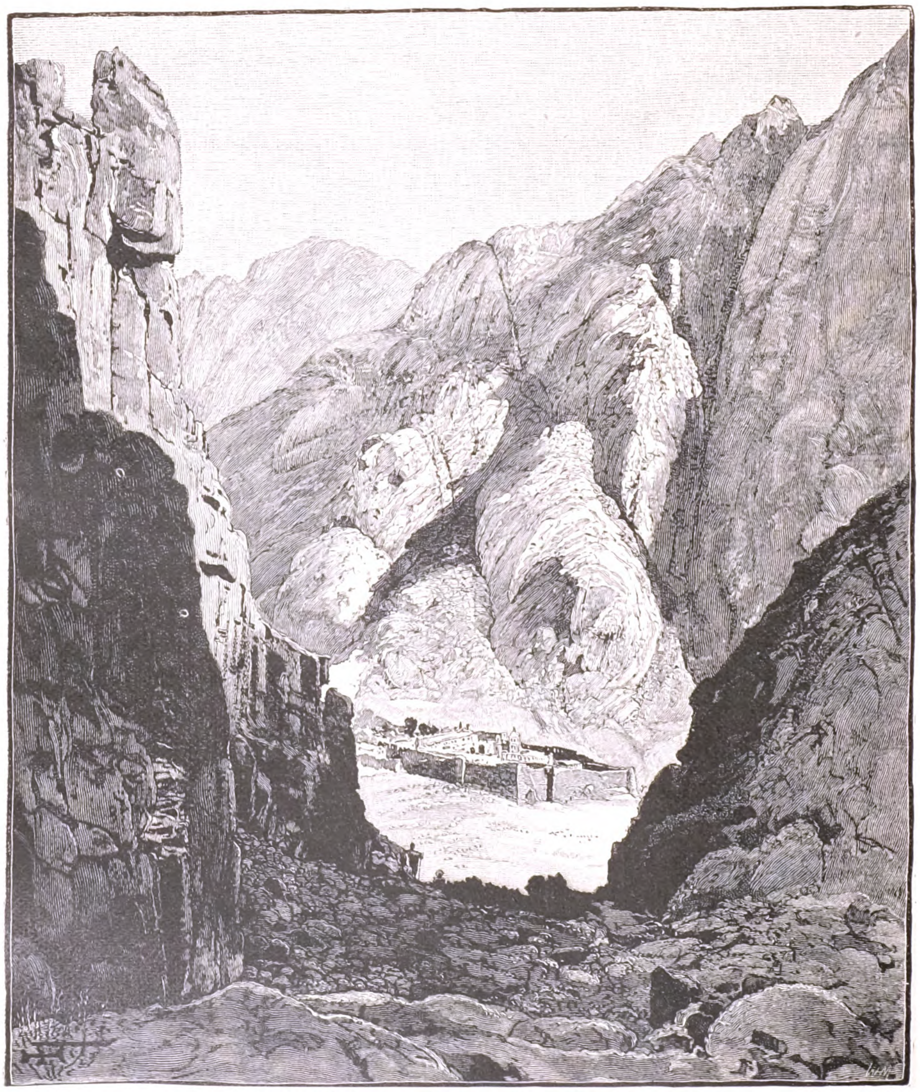


In unruhigen Zeiten der Weg zum Kloſter S. 334)

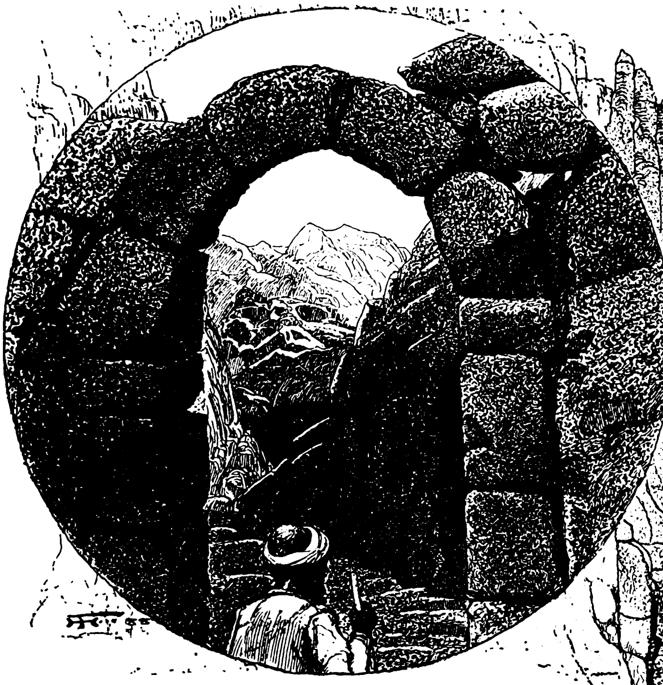
Je ernſter die Männer erſcheinen, um ſo fröhlicher treten ihre Knaben auf, welche die Alten auf der langen Wanderfahrt durch die Wüſten der Sinaihalbinſel nach Kairo begleiten. Das Glück der Jugend ſtrahlt aus ihren Augen und der lachende Mund weiſt jeden Gedanken an das kümmerliche Daſein der Alten mit aller Entſchiedenheit zurück.

Wie der Beduine den morgenländiſchen Stadtbewohner bewundert und in ſeiner Nähe eine ängſtliche Scheu empfindet, ſo ſehr erſcheint ihm der Feldarbeiter im Nilthale verächtlich, und die Bezeichnung Bauer wird von ihm als ein beſonderes Schimpfwort aufgefaßt. Sein Stolz iſt die Wüſte, ſeine Heimat und das Reich der Tawara die öde, traurige Gebirgswelt der Sinaihalbinſel. Haben es auch manche Beduinen zuwege gebracht in den bewäſſerten Oaſen Felder und Gärten zu ſchaffen und ſelbſt beſcheidene Häuſer aufzuführen, ſo zieht es der bei weitem größere Teil der Tawara vor, Höhlenwohnungen anzulegen oder unter ihren dunklen Zeltdecken das Familienlager zu gründen. Die Trägerin der häuslichen Arbeiten iſt die Frau; keine beduinenhafte Schönheit, aber wie die ſtammverwandte Städterin und Bäuerin im Nilthale begierig, Kopf und Hals, Arme und Füße mit Gegenſtänden des weiblichen Aufputzes zu behängen. Metallene Ketten ſchmücken ihre Stirn, Glasperlenſchnüre den Hals, ſilberne oder kupferne Spangen ihre gebräunten Arme und Füße. Ein wunderlicher Kopfputz iſt das künſtlich gedrehte Horn als Aufſatz unmittelbar über der Stirn. Im übrigen beſteht ihre Kleidung aus groben Stoffſtücken, die aus Kamelhaar gewebt ſind und ſich zur Seide wie eine Diſtel zum Roſenblatt verhalten.

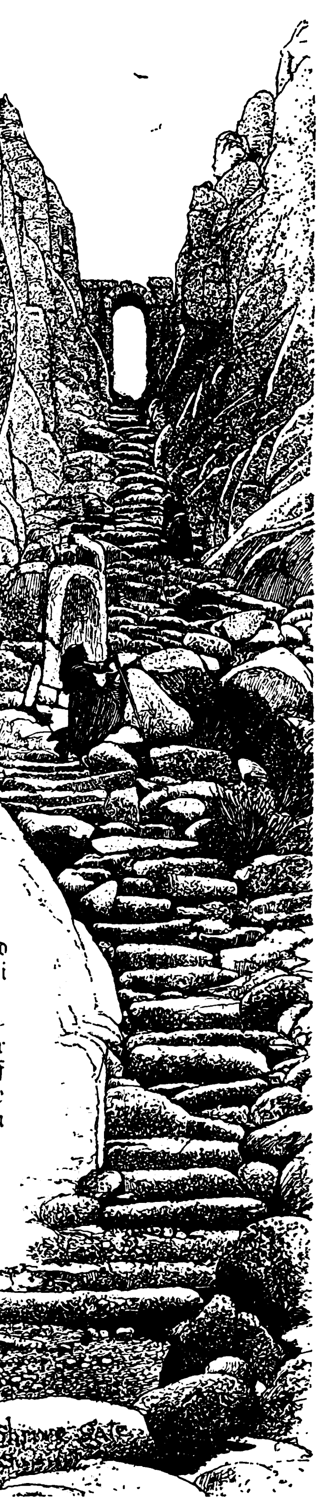
Das Hauptbekleidungsſtück des Beduinen gibt ein Mantel oder Burnus aus demſelben Stoffe ab. Ein verſchoſſener, einſt roter Tarbuſch, welchen die Alten gern mit einem weißen Stoffe turbanartig umwickeln, liefert die Kopfbedeckung. Im übrigen iſt die Reinlichkeit durchaus keine Haupteigenſchaft der Wüſtenſöhne; ſie läßt im Gegenteil alles zu wünſchen übrig. Ihre ſonſtige Ausrüſtung ſcheint kriegeriſche Neigungen zu verraten. Ein Säbel, ein Meſſer, eine ungewöhnlich lange Flinte mit Steinſchloß, eine Pulver- und Kugeltaſche aus Leder, ein höchſt urſprünglicher Apparat zum Funkenſchlagen geben den Tawara-Beduinen einigermaßen ein martialiſches Ausſehen. Die Waffen vererben ſich vom Vater auf den Sohn. Der kurze Kamelſtock, roh aus Holz geſchnitzt und mit einem tierkopfähnlichen Anſatz am Oberende verſehen, iſt gleichſam das Geſchäftszeichen des Beduinen als Kamelzüchter und -treiber, da jenes Inſtrument die Stelle des Zügels bei unſeren Pferden vertritt. Nur wenn das Höckertier einen widerwilligen Charakter beſitzt, wird ihm ein eiſerner Ring durch die Naſe gezogen, an welchem eine Schnur befeſtigt iſt, um als Leitſeil zu dienen. Die loſe Kopfhalfter des Kamels mit ihrem langen Strickende erfüllt einen beſonderen Zweck. Da oft zwanzig und mehr Tiere nur von einem einzigen Beduinen durch die Wüſte geführt werden, wobei der Gänſemarſch auf den Karawanenſpuren eingeſchlagen wird, ſo wird der Halfterſtrick eines jeden einzelnen an dem Schwanze ſeines Vorgängers befeſtigt. Das Leitkamel an der Spitze des ganzen Zuges iſt allein von der ſonderbaren Verſtrickung mit ſeinem Vorgänger befreit.


Das Kloſter vom Sinai aus geſehen (S. 331).

Das Schiff der Wüſte bildet noch in der Gegenwart den Reichtum des Beduinen auf der Sinaihalbinſel und, wenn auch einſtmals Abbas-Paſcha, der dritte Vorgänger des augenblicklich in Aegypten herrſchenden Chediwe, auf den tollen Einfall gekommen war, ſeines ſchweren Körpers Laſt von Tor aus, am Ufer des Roten Meeres, bis nach der Sinaihalbinſel in einem vierräderigen Wagen befördern zu laſſen, ſo iſt dieſer Verſuch doch nur der einzige in ſeiner Art geblieben, denn er wurde von niemand wiederholt. So wird es wohl für alle Zukunft hin bei dem vierbeinigen Schiffe der Wüſte nach wie vor ſein Bewenden haben müſſen. Und das darf als ein Glück für die Tawara-Beduinen bezeichnet werden, die aus dem Karawanenverkehr und dem Vermieten von Kamelen die notwendigen Mittel zu ihrem beſcheidenen Lebensunterhalt gewinnen. Denn die Zeiten ſind längſt vorüber, in welchen der Magger ſeine Hand offen hielt, um den Söhnen der nordweſtlichen Sinaihalbinſel einen guten Anteil von dem Goldregen zu ſpenden, welcher ſich eine Zeitlang infolge eines wunderlichen Zufalles mitten in der einſamen Gebirgswelt über ſein Haupt ergoſſen hatte.



Blick auf den Sinai.



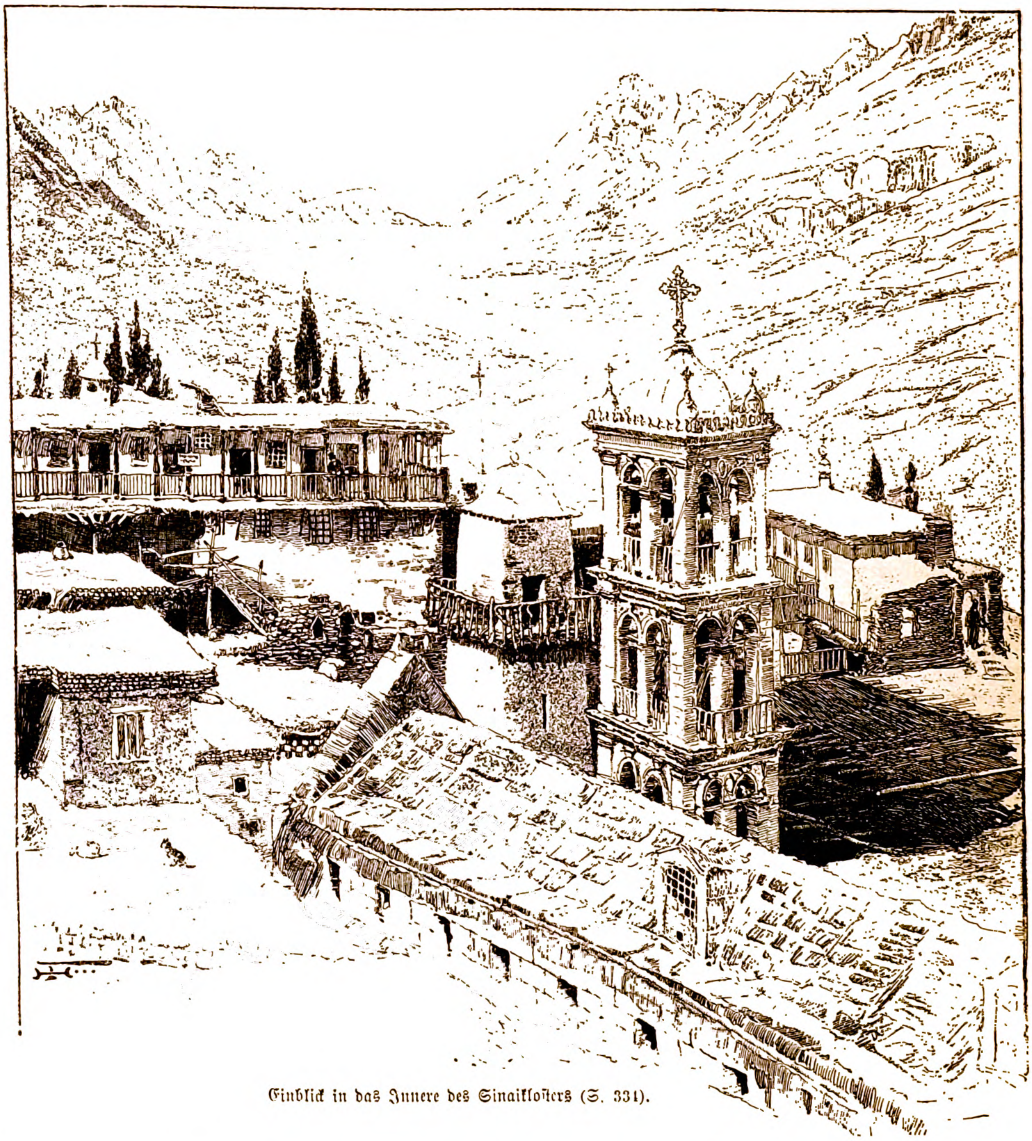
Abſtieg vom Sinai (S. 333).

Der Magger, wie die Beduinen ihren damaligen Schutzheiligen nannten und den ich vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren an Ort und Stelle perſönlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, dankte dieſe Bezeichnung ſeinem engliſchen Titel als Major. Der eigentliche Name des ſeelenguten Mannes war Macdonald und ſeine Heimat Schottland. Bei einem gelegentlichen Beſuche der Sinaigegend hatte er im Wadi Maghara oder „dem Höhlenthal“ eine Reihe von Grotten entdeckt, neben deren Eingängen ſich altägyptiſche Inſchriften und Darſtellungen an der offenen Felswand befanden. Die hieroglyphiſchen Inſchriften, wie man es heute genau weiß, nennen die Titel und Namen von Königen, die mit Pharao Snofru der dritten Dynaſtie beginnen und mit Ramſes II., dem Adoptivvater des jüdiſchen Geſetzgebers Moſes, ſchließen. Es geht daraus die merkwürdige Thatſache hervor, daß etwa vom Jahre 4000 an bis zum Jahre 1300 hin, alſo während eines Zeitraumes von mindeſtens 2700 Jahren, von den alten Aegyptern in dieſem Thale Montaninduſtrie, vielleicht die älteſte der Welt, betrieben wurde. Das konnte natürlich nur unter militäriſcher Bedeckung geſchehen, deren Spuren ſich bis in unſere Gegenwart hinein erhalten haben. Auf dem Rücken des iſoliert ſtehenden Felſenhügels, der ſich im Weſten des Thales erhebt, ſind deutlich die letzten Trümmer einer alten Feſtung wahrzunehmen, zu welcher ein in das Geſtein eingehauener Weg von der Oſtſeite her hinaufführte. Auf der Höhe hatte ich ſelber die gute Gelegenheit, eine kleine Sammlung von unfehlbaren Pfeilſpitzen aus Silex anzulegen, die zu den Bewaffnungsgegenſtänden der uralten ägyptiſchen Garniſon gehörten.

In den mit Schutt und Geröll angelegten Grotten, welche Macdonald mit aller Aufmerkſamkeit unterſuchte und welche ich mit ihm gemeinſchaftlich zu prufen nicht unterließ, zeigt ſich eine merkwürdige Erſcheinung.

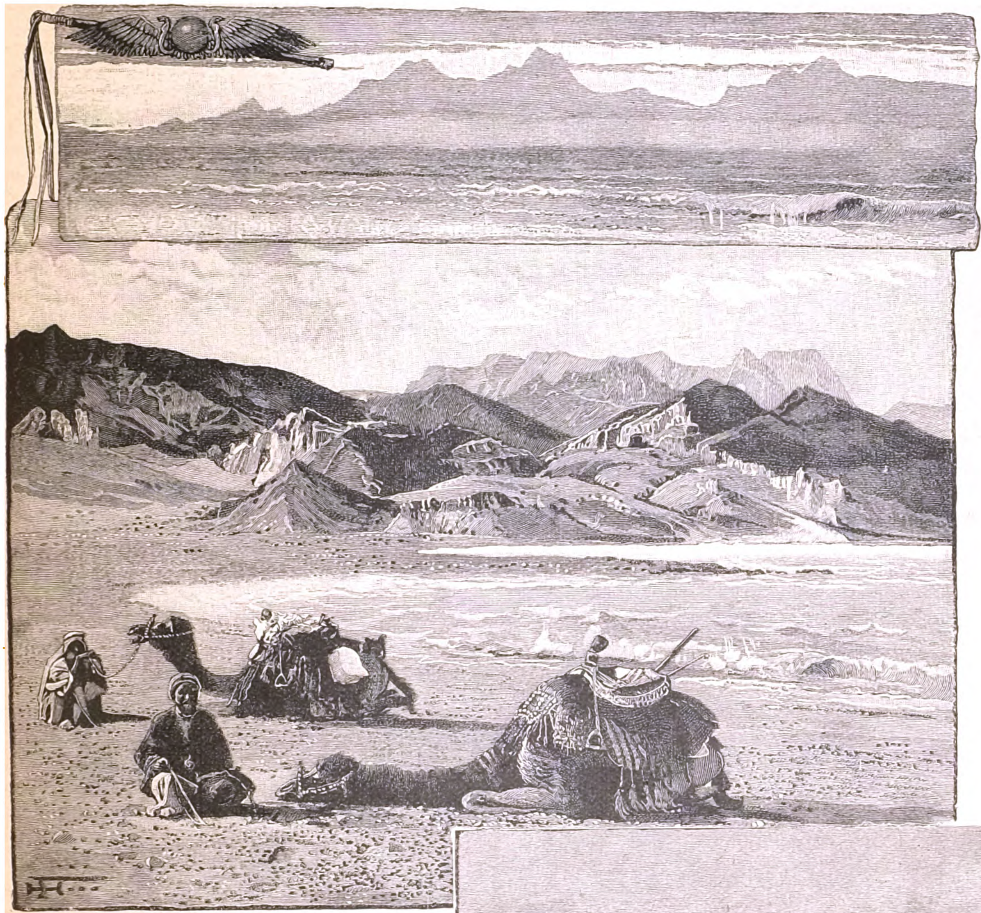
An den Sandſteinwänden der einzelnen Grotten zogen ſich wie Perlenſchnüre in gewundenen Linien himmelblaue glänzende Kügelchen entlang, welche durchaus an den Türkis erinnerten und in Macdonald ſofort den Gedanken erweckten, in dieſen Minen der Sinaihalbinſel von alters her ausgebeutete Fundgruben dieſes wertvollen Halbedelſteines erkennen zu müſſen. Er machte ſich ſofort an die Arbeit, ſprengte an geeigneten Stellen durch Pulverladungen das Geſtein auseinander und gelangte in den Beſitz von fauſtgroßen Stücken des vermeintlichen Türkis, die ihm unvermutet zu einer Quelle reicher Geldeinnahmen wurden. Die nach Europa, meiſt nach London verſandten Proben fanden ihrer Farbe und Größe halber einen reißenden Abſatz und wurden ausgezeichnet gut bezahlt. Der Minenbeſitzer Macdonald gewann dadurch die Mittel, ſich am Fuße des Feſtungsberges häuslich niederzulaſſen und die in ſeinem Dienſte ſtehenden Beduinen auf das glänzendſte zu beſolden. Sendung folgte auf Sendung und ein förmlicher Türkis-Karawanenverkehr verband das ſonſt ſo einſame Wadi Maghara mit der Kalifenſtadt Kairo. Zur Erleichterung der Transporte war es dem Major nicht darauf angekommen, ſogar eine nähere Straße durch ein ſonſt unwegſames Felſengebirge zu ſprengen. Die Freude und Wonne unter den Beduinen ſollte indes von keiner langen Dauer ſein. Die europäiſchen Käufer der Sinaitürkiſe machten die bittere Erfahrung, daß die Steine nach kaum Jahresfriſt ihre himmelblaue Farbe allmählich einbüßten, weiße Flecke zeigten und ſchließlich das Ausſehen wertloſer milchblauer Steinſtücke gewannen. Macdonald, wie die ſpätere wiſſenſchaftliche Analyſe es herausſtellte, hatte die Kupferglaſur, auch Bergblau genannt, die ſich in Kryſtallen oder in mehr erdiger Form in der Nahe von Kupfererzen vorzufinden pflegt, für echtes Türkisgeſtein gehalten und unwiſſentlich ſeine Käufer und Abnehmer getäuſcht. Bald genug verließ er die Stätte ſeiner bisherigen gewinnreichen Thätigkeit, geriet in die größte Armut, das Wadi erhielt ſeine alte Einſamkeit wieder, und die Beduinen der Umgegend beklagten bitterlich den Verluſt ihrer laufenden Einnahmen.

Daß auf der Sinaihalbinſel im Altertume thatſächlich Kupferminen ausgebeutet wurden, dafür ſprechen nicht nur die altägyptiſchen Steininſchriften in mehreren Felſenthälern, ſondern die gleichfalls wiederentdeckten Kupferminen in dem Wadi Namens Sarbut-el-chadem, mit einem Tempel der ägyptiſchen Venus in der Nähe. Man ſchmolz an Ort und Stelle die gewonnenen Erze, wofür die bis auf den heutigen Tag vorhandenen Schlacken den beſten Beweis liefern.


Einblick in das Innere des Sinaikloſters (S. 331).

In den Inſchriften der altägyptiſchen Denkmälerwelt heißt die Sinaihalbinſel „das Land des Mafkat-Steines“ d. h. des Malachits, deſſen grüne Farbe bei den Aegyptern beſonders beliebt war und das, zerrieben, wie das Kupfergrün zum Goldlöten verwendet ward. Grün war die Farbe der Freude und Wonne — das Pflanzengrün des Erdbodens mochte dazu den erſten Grund abgegeben haben — und das Geſicht der himmliſchen Hathor, jener eben erwähnten altägyptiſchen Venus, „der Herrin des Malachitlandes“, erſcheint deshalb in buntfarbigen Darſtellungen mit einem ſaftgrünen Anſtrich verſehen. Der Name des Steines Malachit, oder wie die Alten ihn zu bezeichnen pflegten, des Molochites, hat außerdem einen hiſtoriſch-geographiſchen Hintergrund. In den Keilinſchriften der alten Babylonier und Aſſyrer, deren entzifferter Inhalt ſo unerwartet wichtige Aufſchlüſſe über die Geſchichte des höchſten Altertumes liefert und für den Weltverkehr jener Zeiten die merkwürdigſten Aufſchlüſſe bietet, findet ſich ein Eigenname Melucha zur Bezeichnung eines Berglandes vor, aus dem man eine beſondere Steinart gewann und das bisher mit Aethiopien verglichen wurde. Die neueſten Forſcher neigen dagegen der Anſicht zu, daß der Name die babyloniſche Bezeichnung der Sinaihalbinſel geweſen ſei, und daß Melucha im engſten Zuſammenhange mit dem Worte Molochites, unſerem modernen Malachit, ſtehe. Schon im grauen Altertume war die Sinaihalbinſel mit den beiden älteſten Kulturſtaaten Aegypten und Babylonien durch Schiffsverkehr verbunden und Kupfer neben dem Malachit bildeten die Hauptartikel der Minenausbeutungen ihrer Wadis. Auf Aegypten übte ſelbſt der Granit, Diorit und Porphyr der Sinaiberggruppen eine anziehende Wirkung aus, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die Statuen, Säulen und ſonſtige Werkſtücke des jüngſt von dem Schweizer Gelehrten Dr. Naville ausgegrabenen Tempels von Bubaſtis, in der Nähe der heutigen unterägyptiſchen Stadt Zagazig, von den ſogenannten Hirtenkönigen zur Zeit ihrer Fremdherrſchaft über das Unterland aus den Thälern des Sinai herangeſchleppt wurden. Denn Oberägypten und die Granitſteinbrüche in der Nähe von Aſſuan blieben ihnen verſchloſſen und das nächſte Gebirgsland, das ihnen ſo hartes Material zu liefern allein im ſtande war, blieb eben nur die ſinaitiſche Halbinſel.

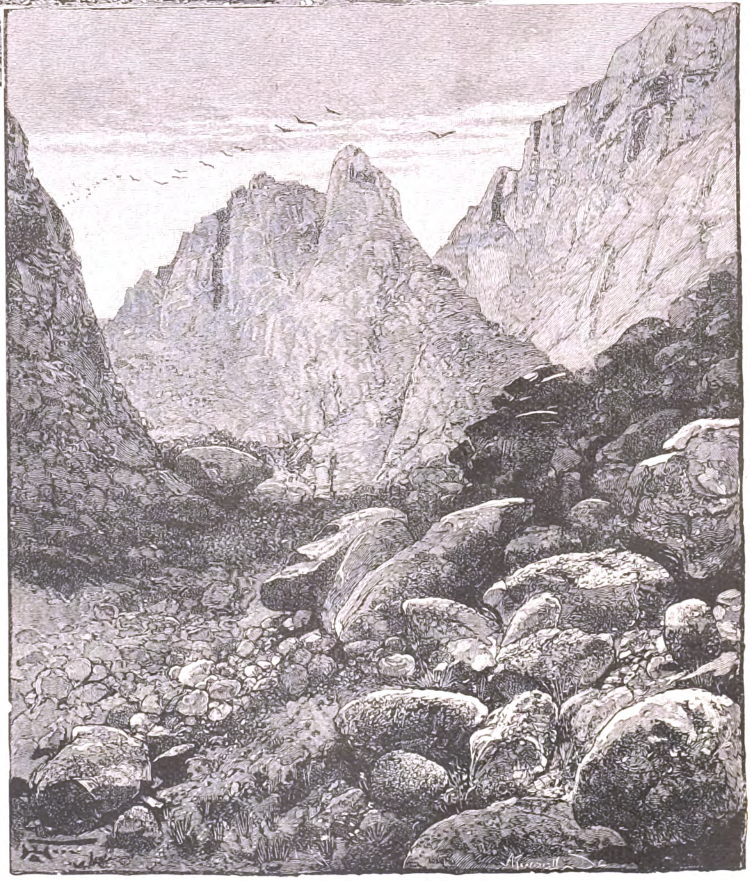
Als Moſes nach dem Tode Ramſes II. ſein Ebräervolk aus Aegypten führte und den Weg zunächſt an der Küſte des Roten Meeres einſchlug, um den Berg Sinai



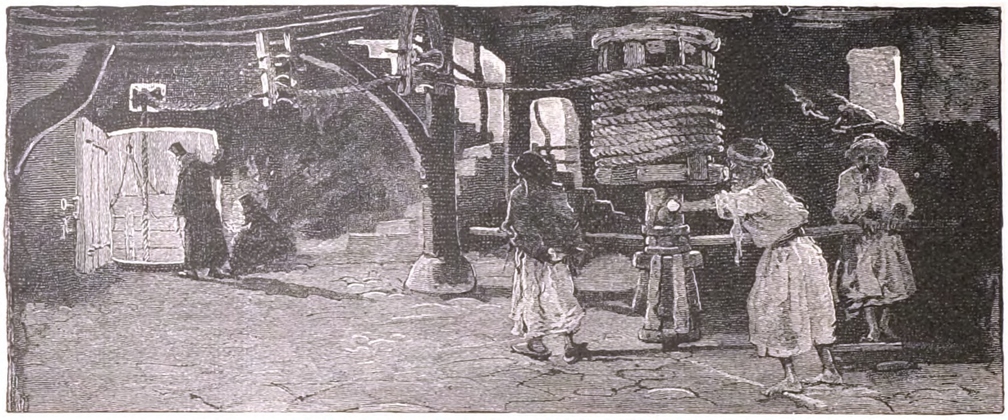
Am Strand des Roten Meeres (S. 332).

zu erreichen, war für Aegypten infolge feindlicher Angriffe von Weſten und Oſten des Deltalandes her eine ſchwere Zeit hereingebrochen. Die ägyptiſchen Beſatzungen waren aus ihren Stationen in den Gebirgsthälern herausgezogen und die eingeborenen Stämme, an ihrer Spitze die kriegeriſchen Amalekiter, hatten das Recht der Herrſchaft für ſich in Anſpruch genommen. Die bibliſche Geſchichte, welche des Zuges Moſes gedenkt, entwickelt ein hinreichend klares Bild der damaligen Zuſtände auf der Halbinſel, wenn auch die geographiſchen Namen, welche die Schrift erwähnt, weder auf den ägyptiſchen noch auf den aſſyriſchen Schriftdenkmälern die ebräiſchen Bezeichnungen wieder erkennen laſſen. Die Beſtimmung der Lage der aufgeführten einzelnen Oertlichkeiten unterliegt deshalb beſonderen Schwierigkeiten und noch heutigestags ſtreitet ſich die gelehrte Welt um die Entſcheidung der Frage, ob nicht der Sinai der moſaiſchen Ueberlieferung vielmehr in dem gegenwärtig Serbal genannten Berge zu ſuchen ſei. Die gründlichſten und ernſthafteſten Forſcher haben ſich dieſer Anſicht zugewandt und durch gewichtige Gründe ihre Anſicht verfochten. Das eine ſteht ſicherlich feſt, daß der Serbal, nach den neueſten Auslegungen ſo viel als „Palmenhain des Gottes Baal" bedeutend und mit Spuren ehemaliger menſchlicher Thätigkeit bis zu den Inſchriften hin verſehen, ein uralter Götterberg geweſen ſein muß, deſſen Lage zu dem Sinai der jüdiſchen Ueberlieferung vor allem paßt.

Wer von Sues aus den Weg zu Lande nach dem Sinai einſchlägt, gelangt nach einer Wanderung von etwa einer deutſchen Meile durch tiefen Wüſtenſand nach den ſogenannten Moſesquellen (Ayun Muſa), bei welchen vielleicht, folgen wir den Worten der Schrift, der jüdiſche Geſetzgeber und ſein Volk den herrlichen Lobgeſang 2 Mo-



Ras Safſaf (S. 333).

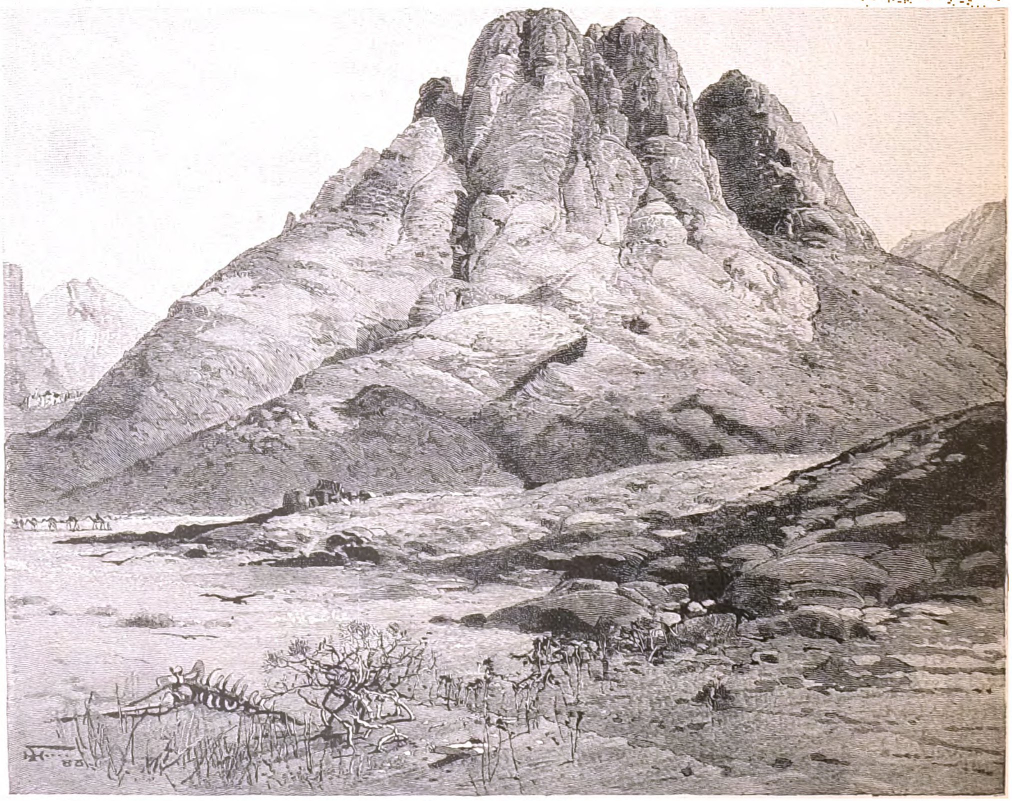


Die Seilwinde des Aufzuges am Sinaikloſter (S. 331).

ſes 15 nach ihrem Durchzug durch das Rote Meer angeſtimmt hatten. Im Angeſichte des maleriſchen Atakagebirges und der gegenüberliegenden afrikaniſchen Seite des Roten Meeres hat dieſe Vorſtellung etwas Hochpoetiſches; leider beſteht ſie nicht vor der nüchternen Kritik unſerer Gegenwart, welche auf Grund der redenden Denkmälerſprache die eigentliche Stelle des Durchzugs durch das Rote Meer mehr als zwölf Meilen nordwärts bis in die Nähe des Krokodilſees verlegt hat. Palmengebüſch, Akazien, Tamarisken umrahmen die Quellen Ayun Muſa mit ihrem ſalzig-bitteren Waſſer, rieſige Cactus Opuntia-Pflanzungen ſchließen die beſcheidenen Gärten armſeliger Araber beduiniſcher Abkunft ein, und nur die Erinnerung verleiht der dürftigen Oaſe in der Sandwüſte in unmittelbarer Nähe des grünlich ſchimmernden Meeres die Weihe des Augenblickes.

Mühſam und widerwillig vorwärts ſchreitend verfolgen die belaſteten Kamele mit ihrem Reiter und Gepäck die ſandigen Wegſpuren in der Richtung nach dem Sinai, deſſen Kloſter am ſiebenten Reiſetage zu erreichen iſt. Am zweiten Tage nach dem Aufbruch von den Moſesquellen raſtet die Karawane zwiſchen dem Meere und dem vorſpringenden Wadi Gharandel, von welcher Stelle aus der eigentliche Aufſtieg bis zum Reiſeziele führt. Eine von den Regengüſſen gebildete und genährte Waſſerlache, trotz ihres geringen Salzgehaltes trinkbares Naß enthaltend, wird von den Auslegern für die bibliſche Station Elim gehalten, an welcher ſich zur Zeit Moſes' zwölf Brunnen und ſiebzig Palmen befunden haben ſollen. Es gehört einige Einbildungskraft dazu, ſich mit der Wahrheit zurechtzufinden, denn ein paar kräftige Palmen und ſonſtiges Baumwerk des ſinaitiſchen Bodens bilden den heutigen Vegetationsbeſtand des ehemaligen kleinen Palmenwaldes. Immerhin erfriſcht der Anblick des grünen Blattwerks das vom Sonnenglanz und dem eintönigen Boden der Wüſte ermüdete Auge, und die kleine Oaſe gewinnt dadurch die Anmut des Lebens dem ſtarren toten Geſtein gegenüber.

Der Abend des nächſten Tages führt nach dem Kap von Abu-Zenime, wenn der weſtliche Weg in der Nähe des Meeres eingeſchlagen wird. Bis zur Karawanenſtraße reichen die buchtartigen Einſchnitte der See heran, und bei ſonniger Tageszeit kann es geſchehen, daß kaum auf fünf Schritt Entfernung vom Schiffe der Wüſte die Hyäne des Meeres, der Hai, ihren Cylinderleib gegen das Ufer rollt, um die Beute in Sicht zu erhaſchen. Freilich gehört ein ſchwieriger Luftſprung dazu und ein Kamel iſt kein Biſſen, den man im Fluge erhaſcht. Erlebt habe ich die Scene ſelber, d. h. den Hai mit eigenen Augen geſehen, und nur



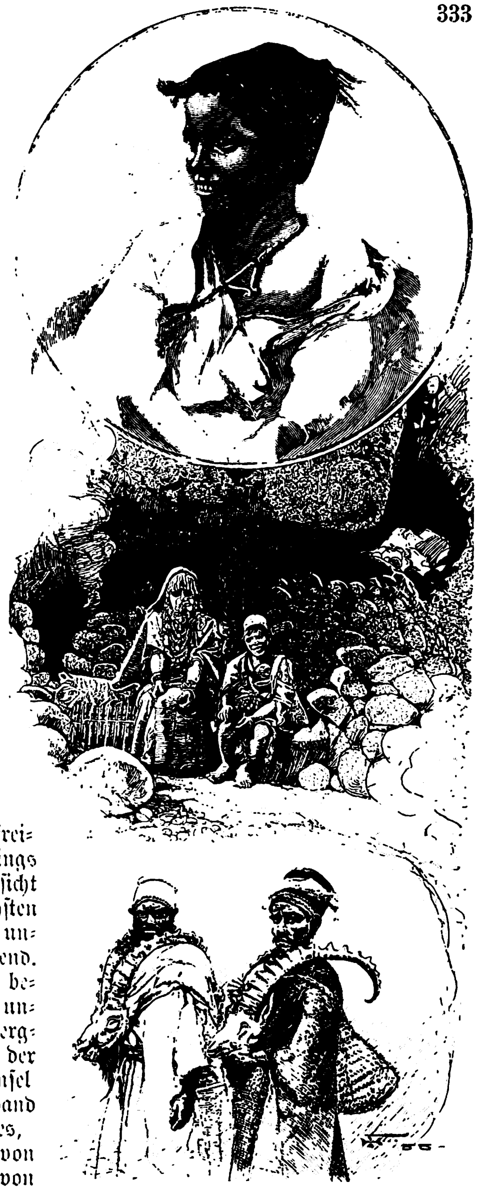
Ras Safſaf (S. 333).

das Geſchrei der mich begleitenden Beduinen bannte mich von der gefährlichen Nähe fort. Zumal bei Sonnenuntergang iſt der Anblick der langgeſtreckten, in duftige Abendnebel eingehüllten Bergzüge auf der gegenüberliegenden afrikaniſch-ägyptiſchen Küſte mit ihren rotſchimmernden Kuppen und Spitzen von wunderbarer Schönheit. Oft habe ich am Fuße des Kap Abu-Zenime dieſes Schauſpiels mich erfreut, und in vollen Zügen ſog mein Auge die entzückenden Farbenbilder jener fremden Welt an den Küſten des Roten Meeres ein.

Das Ras Abu-Zenime iſt nach einem Heiligen dieſes Namens benannt, deſſen einfaches Grabmal ſich daſelbſt befindet. Das offene Meer, an deſſen Ufern die Ebräer auf ihrem Zuge nach dem Sinai ihre Lagerſtätte aufgeſchlagen hatten (ſ. 4 Moſ. 33, 10), bildete einſtmals hier einen Hafen, in welchem die ägyptiſchen Schiffe im Altertum die in den Bergwerken gewonnenen Kupfermaſſen und Malachitſtücke empfingen, um ſie auf dem Seewege nach Aegypten zu transportieren.

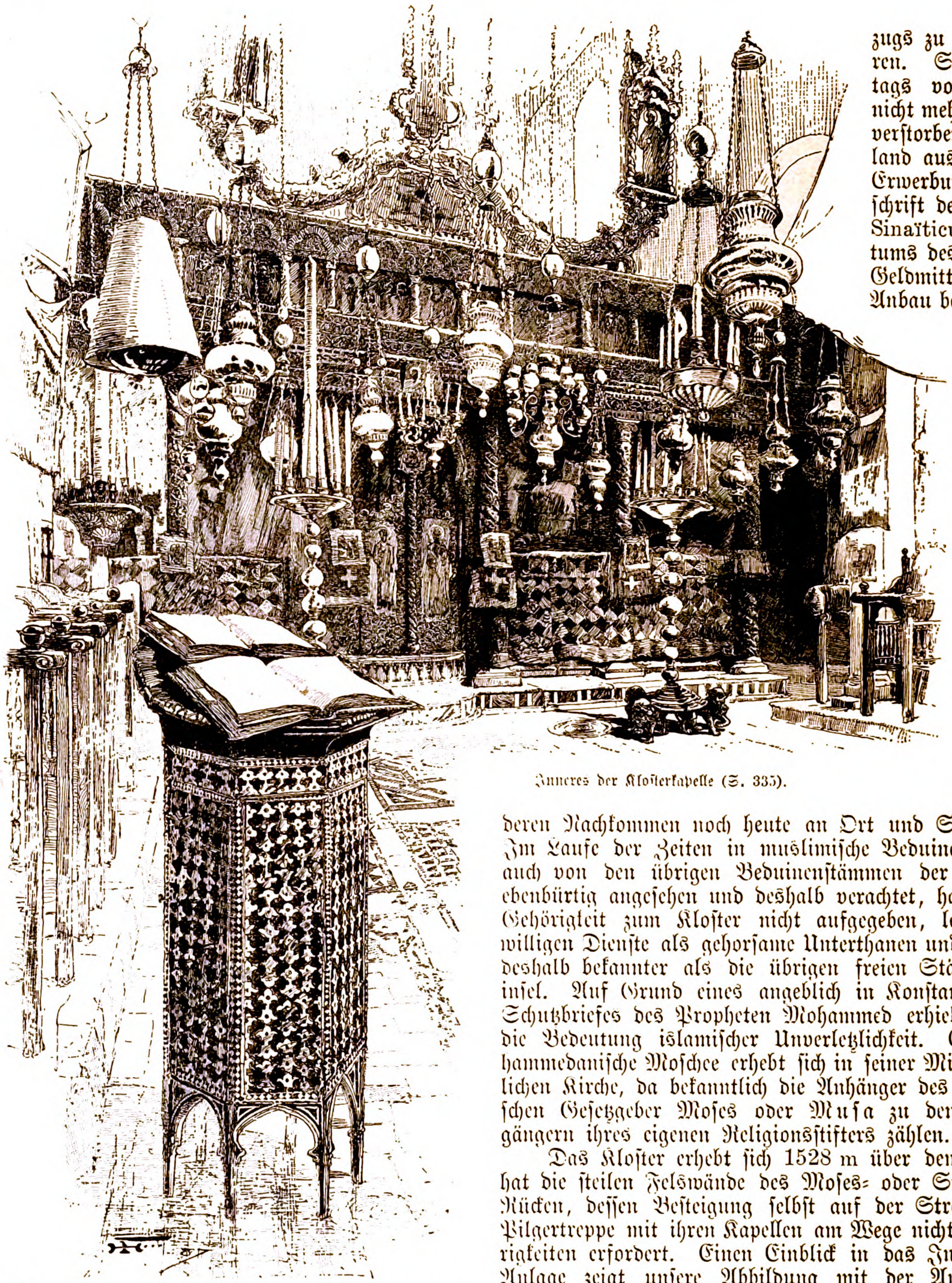
Von dem vorſpringenden Ras oder Kopf aus führt die gewöhnliche Karawanenſtraße eine ganze Zeit hindurch die Küſte entlang, um ſchließlich in eines der ausmündenden Wadis einzubiegen. Das Thal der Inſchriften (Wadi Mokatteb) und das Thal der Höhlen (Wadi Maghara), von welchem oben bereits die Rede war, werden durchzogen, bis am Abend des zweiten Reiſetages die anmutige Oaſe von Firan den Reiſenden zwiſchen ihren ſteilen Granitfelswegen einſchließt. In einer Ausdehnung von über anderthalb Stunden murmelt ein Bach in gewundener Waſſerlinie durch das Felſenthal, er ſpringt über Stock und Stein, aber er erweckt den Zauber des üppigſten Pflanzenlebens inmitten des Wadi, des längſten vielleicht, welches die ſinaitiſche Halbinſel aufzuweiſen hat. Ein reicher Palmenwuchs, deſſen Dattelfrüchte den Vorzug beſonderer Güte beſitzen, Tamarisken-, Seyal- und Nebkbäume beleben die ſonſt herrſchende Einöde, in welcher ſich im Altertum bis in die chriſtlichen Zeiten hinein ſo manche geſchichtliche Begebenheit fern vom Getriebe der übrigen großen Welt abgeſpielt hatte. Hier, am Fuße des Serbal, deſſen zackige Himmelsſpitze ſich zu einer Höhe von 2052 m erhebt, hatten ſich im Thalgrunde und auf den Felſenhügeln in der Nähe Einheimiſche und fremde Wanderer in feſten Häuſern angeſiedelt, Kirchen und Klöſter waren aufgeführt worden und eine eigene Senatsverwaltung unter römiſcher Oberhoheit ſorgte für die Verwaltung der Stadt Pharan, deren älterer Name, wenigſtens aus der Zeit des zweiten Jahrhunderts, in der heutigen Bezeichnung Firan leicht wiederzuerkennen iſt. Von den heidniſchen Sarazenen und Blemmyern vielfach beunruhigt, blühte, unter einem Erzbiſchofe ſtehend, in dem anmutigen Thale eine chriſtliche Gemeinde. Was die erſten Chriſten veranlaſſen konnte, gerade im Wadi Firan ihren Sitz aufzuſchlagen, war neben der Fruchtbarkeit des Wadi ſicherlich die überlieferte Heiligkeit der Oertlichkeit ſelbſt. Hier hatte Moſes, auf einem Hügel zum Herrn betend, die Schlacht gegen die feindlichen Amelikiter gewonnen, denn das Raphidim der Bibel wird nach alten Ueberlieferungen an dieſer Stelle gefunden und es iſt oben bereits darauf hingewieſen worden, daß alles dafür ſpricht, in dem gewaltigen Bergkoloß des Serbal den eigentlichen Sinai zu vermuten. Der Berg ſtreckt ſich in wundervoller Schönheit aus den Felſenthälern zum blauen Himmel empor und eine gewaltige Ebene eignet ſich vorzüglich zu einem Lager für ein großes wanderndes Volk. Wer es, wie der Schreiber dieſer Zeilen, mit eigenen Augen geſehen und mit eigenen Ohren gehört hat, wie aus den dunklen Waſſerwolken, welche bisweilen die Spitze des Serbal umhüllen, die Blitze niederzucken und der Donner mit gewaltigem Getöſe rollt, kann ſich die Großartigkeit des Naturgemäldes vorſtellen, das der bibliſche Bericht uns in der Schilderung erraten läßt, als Gott unter Blitz und Donner von der Bergeshöhe aus zu ſeinem getreuen Diener Moſes redete.

Die Beſteigung des Serbal, welche einen vollen Tag in Anſpruch zu nehmen pflegt, iſt ein ſchweres Stück Arbeit, denn ſie erfordert Kraft, Ausdauer und auch Schwindelfreiheit. Allerdings iſt die Ausſicht von der höchſten Spitze aus ungemein lohnend. Das Auge beherrſcht die ungeheure Berglandſchaft der Sinaihalbinſel und das Band des Meeres, welches ſie von dem Buſen von Sues und von Akaba aus bis über die Südſpitze hinaus umſchließt. Faſt bis zur Höhe des Bergrieſen hinauf laſſen ſich ſelbſt einſchichtig die Spuren der Anweſenheit älterer Menſchengeſchlechter verfolgen und dadurch die Zeugniſſe für die beſondere Heiligkeit des Serbal in den vergangenen Zeiten nachweiſen.



Beduinenknabe. — Beduinen im Felſenhaus. Beduinen vom Sinai (S. 327).

Weitere zwei Tage, die letzten der Reiſe, führen endlich zur Sinaigruppe, deren Bedeutung erſt in der chriſtlichen Epoche des erſten Mönchtums zu Tage tritt. An Großartigkeit wetteifert ſie mit dem Serbal, und ihre höchſte Spitze, der Katharinaberg (2602 m), überhaupt der höchſte Punkt der Sinaihalbinſel, überragt jenen außerdem um volle 550 m. Steile Päſſe und ſchwierige Steinwege, zum Teil von den frommen Mönchen des Kloſters angelegt, geleiten zur breiten, ausgedehnten Ebene Raha, welche den freien Blick über ein gewaltiges Bergpanorama öffnet. Wird von beſonders gläubigen Gelehrten, an ihrer Spitze die engliſchen Bibelforſcher, der rechter Hand liegende kahle Felshügel Ras-es-Saſſaf für den wahren und unbeſtreitbaren Berg der Geſetzgebung gehalten, ſo erſcheint ihnen ebenſo die Ebene Raha als die eigentliche Stätte des Lagerplatzes der Kinder Iſraels, während im



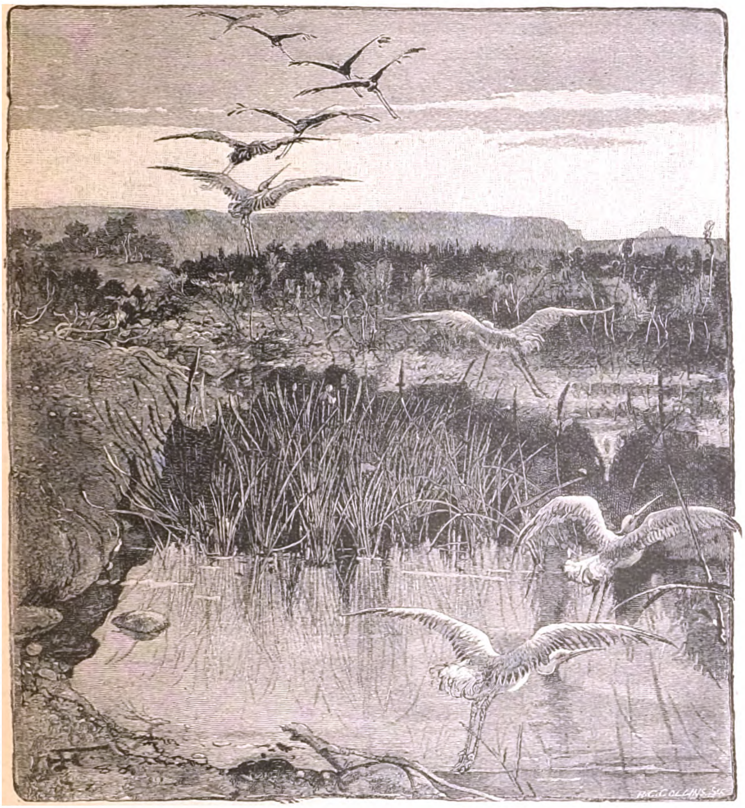
Inneres der Kloſterkapelle (S. 335).

Hintergrunde der Katharinaberg ſeinen maſſigen Granitleib himmelwärts reckt.

Zu den Füßen des Moſes- oder Sinaiberges im Hintergrunde liegt in einem ſchmalen Thale das vielbeſuchte Sinaikloſter, eher einer mauerumwallten Feſtung, als einem Aufenthalte frommer Mönche ähnlich. Nur der cypreſſenreiche Garten an der ſüdöſtlichen Wand der Kloſterfeſtung liegt außerhalb derſelben. Einer Ueberlieferung zufolge hatte Kaiſer Juſtinian das Kloſter im Jahre 530 anlegen und befeſtigen laſſen, um die Inſaſſen vor den häufigen Angriffen und Ueberfällen der räuberiſchen Sarazenen zu ſchützen. Aus demſelben Grunde wurde, nach dem Beiſpiel der Klöſter in dem Natronthale auf der weſtlichen Seite des ägyptiſchen Deltalandes, die eigentliche Eingangsthür zum Kaſtell nach der Höhe verlegt, ſo daß die Mönche und die Beſucher desſelben ihren Weg aus und nach dem Kloſter mit Hilfe eines Seilaufzugs zu nehmen genötigt waren. Sie iſt noch heutigestags vorhanden, wird aber nicht mehr benutzt, ſeitdem der verſtorbene Kaiſer von Rußland aus Dankbarkeit für die Erwerbung der koſtbaren Handſchrift des ſogenannten Codex Sinaïticus. eines alten Beſitztums des Kloſters, die nötigen Geldmittel zu einem modernen Anbau bewilligt hatte, an welchem ſich die Eingänge zu dem Bau auf ebener Erde befinden. Derſelbe Kaiſer und ſeine Gemahlin, die fromme Theodora, waren es, welche die Verklärungskirche angelegt und dem Kloſter beſondere Privilegien und Geſchenke verliehen hatten. Zu den letzteren gehörten hundert römiſche und hundert ägyptiſche Sklaven ſamt ihrem Familienreichtum, welche dem Kloſter als Eigentum überwieſen wurden und deren Nachkommen noch heute an Ort und Stelle vorhanden ſind. Im Laufe der Zeiten in muslimiſche Beduinen verwandelt, wenn auch von den übrigen Beduinenſtämmen der Halbinſel als nicht ebenbürtig angeſehen und deshalb verachtet, haben ſie dennoch ihre Gehörigkeit zum Kloſter nicht aufgegeben, leiſten demſelben ihre willigen Dienſte als gehorſame Unterthanen und ſind dem Reiſenden deshalb bekannter als die übrigen freien Stämme der Sinaihalbinſel. Auf Grund eines angeblich in Konſtantinopel vorhandenen Schutzbriefes des Propheten Mohammed erhielt ſpäter das Kloſter die Bedeutung islamiſcher Unverletzlichkeit. Eine beſcheidene mohammedaniſche Moſchee erhebt ſich in ſeiner Mitte neben einer chriſtlichen Kirche, da bekanntlich die Anhänger des Propheten den jüdiſchen Geſetzgeber Moſes oder Muſa zu den prophetiſchen Vorgängern ihres eigenen Religionsſtifters zählen.

Das Kloſter erhebt ſich 1528 m über dem Meeresſpiegel und hat die ſteilen Felswände des Moſes- oder Sinaiberges in ſeinem Rücken, deſſen Beſteigung ſelbſt auf der Strecke der ſogenannten Pilgertreppe mit ihren Kapellen am Wege nicht übermäßige Schwierigkeiten erfordert. Einen Einblick in das Innere der klöſterlichen Anlage zeigt unſere Abbildung mit der Ausſicht nach der im Hintergrunde nach Nordweſt hin gelegenen Ebene Raha. Die Bauten aus älterer und jüngerer Zeit mit ihren Kirchen, Kapellen, Zellen, Zimmern für die Reiſenden, Vorratsräumen, Brunnen u. ſ. w. erwecken die Vorſtellung einer kleinen Feſtungsſtadt, der ſelbſt die eiſernen Böller zur Begrüßung vornehmer Reiſender auf den Zinnen nicht fehlen. Im übrigen iſt der nächtliche Aufenthalt in der Kloſterſtadt einem europäiſchen Reiſenden nicht anzuraten, denn Mönche und Ungeziefer ſind im Morgenlande unzertrennlich voneinander und die Chronika erzählt, daß einſtmals die nahen Beziehungen zwiſchen beiden eine ſo läſtige Form angenommen hatten, daß die Mönche ſich bewogen fühlten, lieber auszuwandern. Nur auf das Verſprechen der Jungfrau Maria hin, künftig von ihren Blutſaugern verſchont zu bleiben, kehrten ſie in ihr altes Heim zurück.

Wie in allen orthodox-griechiſchen Kirchen leidet auch


R.C.COLLINS. Sc.

Die Elimquelle (S. 332).

die Verklärungskirche des Sinaikloſters an überladener Fülle. Ampeln, Schmuckwerk und Heiligenbilder ſind in unglaublicher Menge vorhanden. Sehenswert iſt noch heute die Bibliothek, eine reiche Sammlung von Handſchriften älteren Urſprungs auf Pergament und Papier. Die früher ordnungslos und haufenweiſe aufeinander geſchichteten Bücher ſind gegenwärtig in Holzſpinden mit Glasthüren ordnungsmäßig aufgeſtellt. Unter den wirklichen Schätzen derſelben ſei das berühmte Evangelienbuch aus der Zeit Kaiſer Theodoſius III. (Mitte des 8. Jahrhunderts) erwähnt. Die Schrift iſt in Gold auf die einzelnen Pergamentblätter aufgetragen und Titelblätter in Miniaturmalerei ſtellen den Heiland, ſeine Mutter und die vier Apoſtel nebſt Petrus dar. Die über tauſend Jahre alte Handſchrift hat darum einen wohlverdienten Ruf und jeder Beſucher des Kloſters ſollte es nicht verſäumen, dem koſtbaren Werke ſeine Aufmerkſamkeit zu weihen.

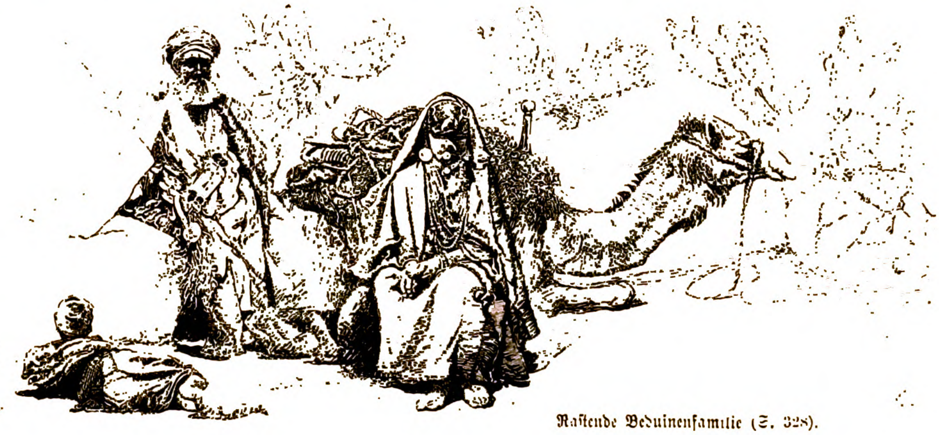
Die fünfundzwanzig bis dreißig Mönche im Kloſter betrachten ihren längeren oder kürzeren Aufenthalt im Sinaithale als eine Art von Verbannung, und die Mehrzahl derſelben ſehnt ſich nach möglichſter Abkürzung desſelben. Immerhin iſt ſeit der Vollendung der Eiſenbahn von Kairo nach Sues ihr Verkehr mit der Mutterkirche in Kairo reger als je geworden. Die Verbindung zwiſchen den beiden Punkten wird durch die Kloſterbeduinen hergeſtellt, wobei vom Sinai aus der kürzere Weg über Tor (das alte Raithu) eingeſchlagen wird. Tor, welches den Tawarabeduinen den Namen gegeben hat, iſt gegenwärtig ein kleiner Hafenort am Roten Meere im Angeſicht reicher Korallenriffe, durch welche eine ſchmale Fahrſtraße zu Waſſer führt. Ein griechiſcher Prieſter vermittelt an dieſer einſamen Stelle den brieflichen Verkehr und die Transporte zwiſchen der Gemeinde in Aſien und Afrika. Wer den Mut hat, ſich einem arabiſchen Segelboote anzuvertrauen, kann den Weg von Sues nach Tor bei günſtigem Winde in zehn bis fünfzehn Stunden zurücklegen und von da aus das Kloſter in zwei Tagen erreichen, das heißt bereits am vierten Tage nach ſeiner Abreiſe von Kairo am Fuße des Sinai ſtehen. Daß ich einmal es verſucht hatte, ſogar ein ägyptiſches Kriegsſchiff mit einundzwanzig Armſtrongkanonen durch die Korallenriffe von Sues nach Tor zu führen, gehört zu den verhängnisvollen Ereigniſſen meines Lebens. Zwanzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, aber noch heutigestags ſteht mir die wenn auch glücklich überwundene Gefahr noch lebendig vor Augen.

Die Goldſtickerinnen in der Wiener Hofburg.

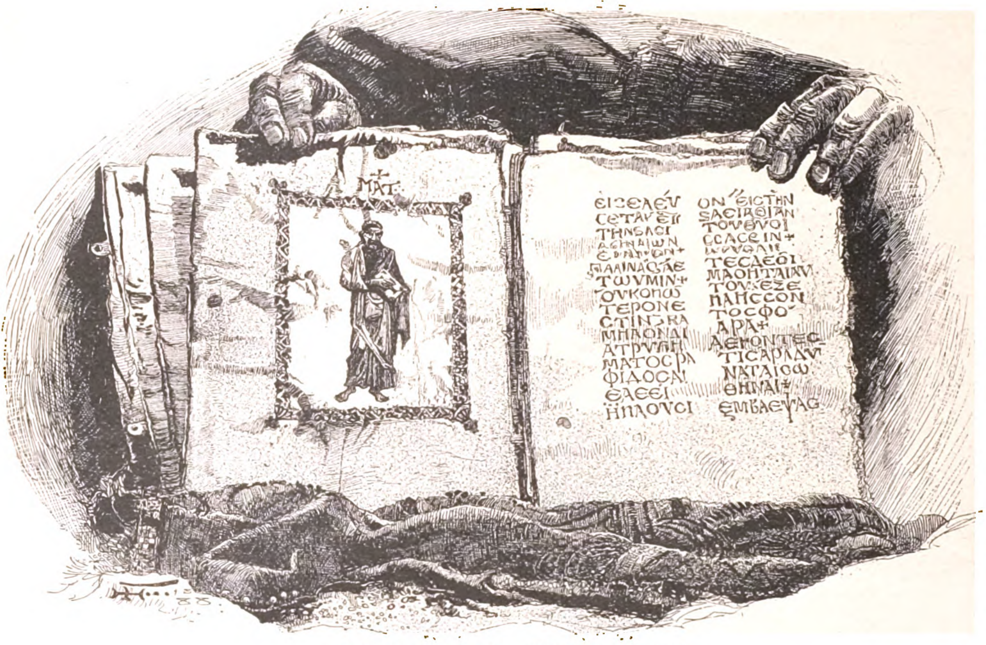
Von

Regine Ulmann.

Die Fertigkeit des Stickens iſt bekanntlich ſeit alten Zeiten an den Höfen heimiſch; die vornehmſte unter ihren Schweſtern von der Nadel, dient ſie nur der Zier, nicht der Notwendigkeit, und konnte daher früher nur in jenen Kreiſen geübt werden, die nicht „gebeugt von dem Joche der Notdurft" waren. In den Klöſtern wurde die Handarbeit ſorglich gepflegt, und in den Schlöſſern, an den Sitzen der Fürſten und Vornehmen ward manch koſtbares Meßgewand, manch herrliche Altardecke mit frommem Sinn und fleißiger Hand zu Tage gefördert. Denn vorerſt diente



Raſtende Beduinenfamilie (S. 328).



Das Evangelienbuch im Sinaikloſter (S. 335).

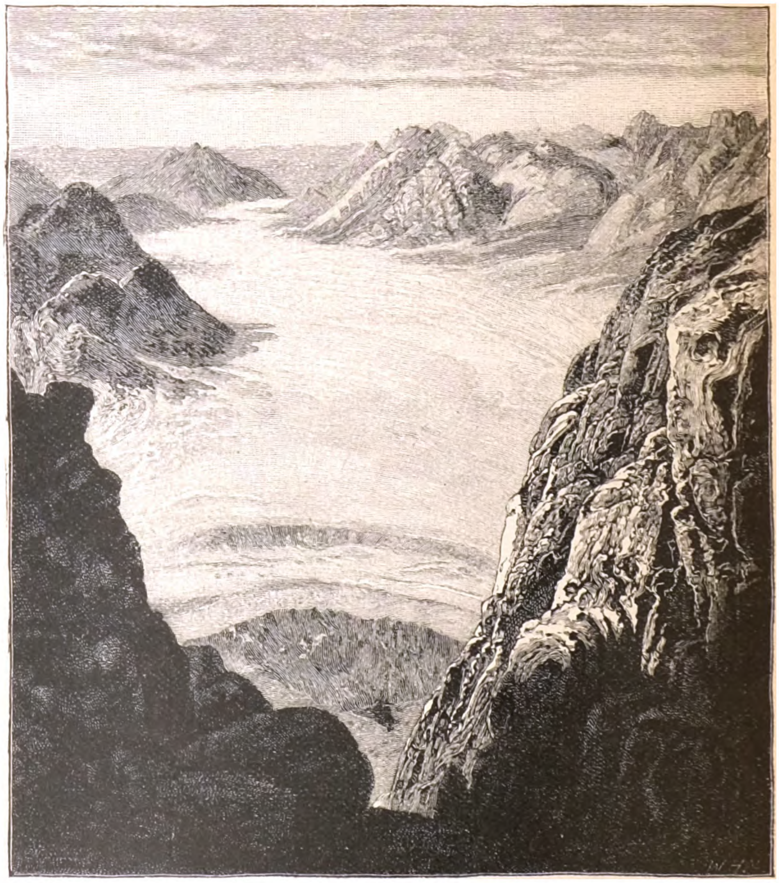
die Kunſt des Stickens kirchlichen Zwecken; erſt ſpäter ward ſie der Gewandung, der Ausſchmückung der Wohnung nutzbar gemacht, und nachdem ſie im 18. Jahrhundert, namentlich an der Kleidung des ſtarken Geſchlechtes, zu hohen Ehren gelangte, ſehen wir ſie jetzt von dort zwar völlig verbannt, aber in ſo reicherem Maße an der Frauentoilette, an allem, was uns umgibt, zur Geltung gelangen. Der Aufſchwung datiert von der Weltausſtellung her, welche zu Wien im Jahre 1873 ſtattgefunden hat. Wie es unſerer Zeit beſtimmt war, die ſorgfältig gepflegte und hochgehaltene Kunſt in die weiteſten Kreiſe zu tragen, ganze Schichten der Bevölkerung für ihr Verſtändnis, ihre Ausübung zu gewinnen und dieſen ſomit einen neuen und ergiebigen Erwerbszweig zu erſchließen, war es ihr andererſeits auch vorbehalten, die Kunſtfertigkeit längſt verfloſſener Zeiten neu zu beleben und die Technik des Stickens auf eine hohe Stufe der Vollendung zu bringen.

Und wie ein Bild aus vergangenen Tagen muten uns auch die weiten Räume an, welche in der Hofburg zu Wien der Stickkunſt gewidmet ſind.

* * *

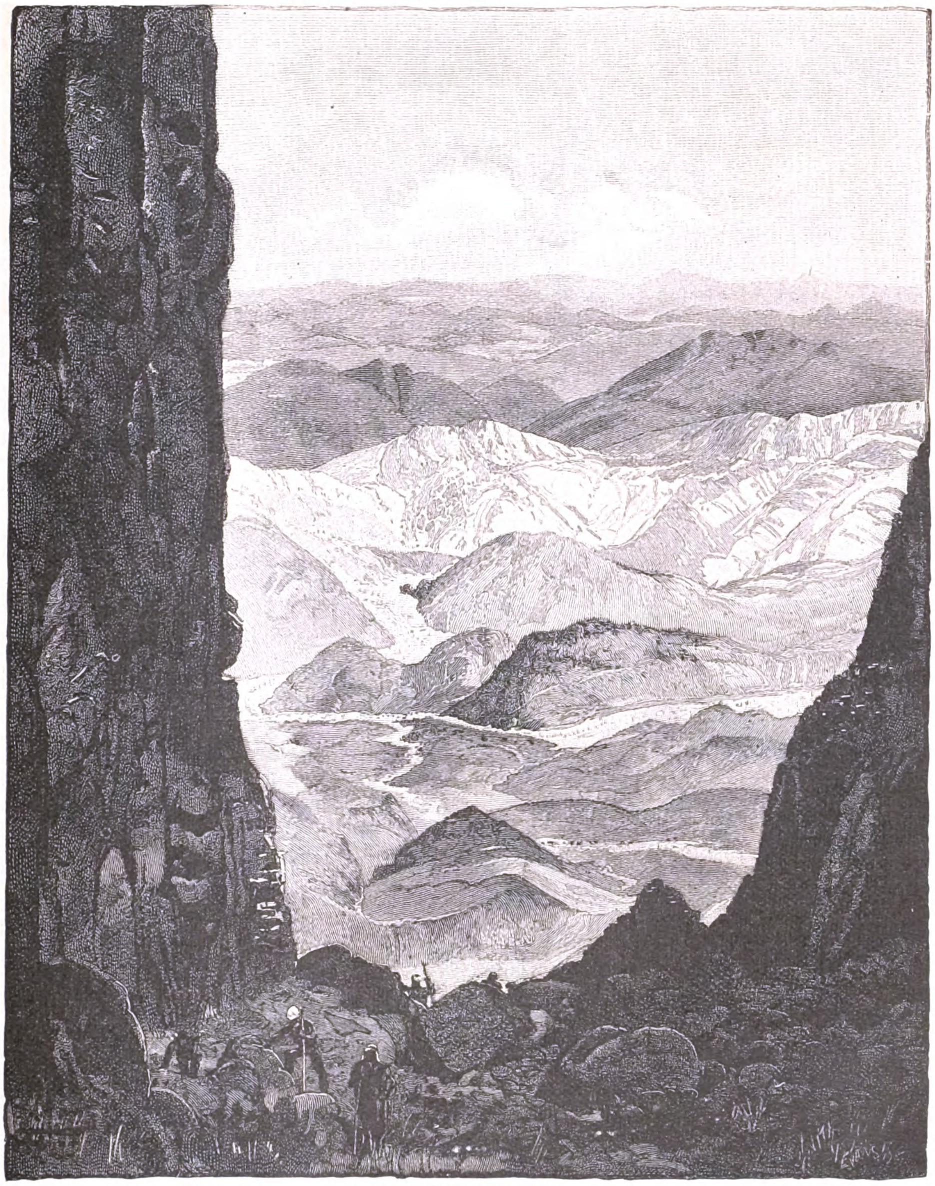
Vorüber an dem Burggraben, welcher noch an die mittelalterliche Beſtimmung der „Burg“ erinnert, treten wir durch ein maſſives Thor in den Schweizerhof, den älteſten Teil des Herrſcherſitzes, zu welchem noch ein Fürſt aus dem Hauſe der Babenberger, Leopold der Glorreiche, den Grund gelegt. Burg-Gendarmen, durchweg Reckengeſtalten, jedem Wiener Kinde an der kleidſamen Uniform, dem lang herabwallenden weißen Helmbuſch kenntlich (das Ideal der kleinen Jungen, die ſich täglich um die Mittagszeit im weiten Schloßhofe zur „Burgmuſik“ einfinden), weiſen uns mit höflichem Entgegenkommen den Weg, der über breite Treppen, durch lange, hallende Gänge führt. Hohe Säle, wahrhaft fürſtliche Arbeitszimmer beherbergen zahlreiche junge Mädchen, die an großen Rahmen, ihr koſtbares Material an Gold und Perlen zur Seite, ſich in die Arbeit vertiefen, welche ihnen hier anvertraut iſt. Kein Laut aus der Außenwelt ſtört in der Abgelegenheit der weiten Räume die fleißigen Goldſtickerinnen; im ſtillen Frieden liegt die Albrechtsrampe da, auf welche die Fenſter des Saales den Ausblick gewähren.

In der Nähe eines derſelben ſitzt an ihrem Zeichentiſche die jugendliche Leiterin des Ateliers, die Tochter jener unvergeßlichen Frau, welche der Stickkunſt in Oeſterreich eine Heimſtätte bereitet hat. Auf langen Tafeln ſind hier die Kartons ausgeſpannt, welche ihre kunſtgeübte Hand mit mühſamen Zeichnungen bedeckt hat. Es iſt eine würdige Aufgabe, welche dem Hofburg-Atelier geſtellt ward, denn hier gilt es, einen halbverſunkenen Schatz zu heben: Ein Prunkbett aus dem Beſitze Maria Thereſias, dem Verfalle nahe und ſeines kunſtvollen Schmuckes faſt ganz entblößt, erſteht hier zu



Die Ebene Raha (S. 333).

neuer Pracht und Herrlichkeit. — Die Sitte der vornehmen Damen, Empfänge im Bette oder vielmehr auf dem Bette liegend abzuhalten, die ſich im 17. Jahrhundert von Paris aus über den Kontinent verbreitete, mag wohl zur Entſtehung manch fürſtlichen Prunkbettes Veranlaſſung gegeben haben. Dasjenige, deſſen Reſtaurierung gegenwärtig in der Hofburg zu Wien vorgenommen wird, eignet ſich allerdings ſeinen Dimenſionen, ſeinem reichen künſtleriſchen Schmucke nach nur für den Zeremonienſaal eines Herrſcherſchloſſes. Thatſächlich ſteht dasſelbe in einem der Zeremonienſäle der Hofburg, in welchem an Empfangsabenden die Spieltiſche aufgeſchlagen ſind. Von rotem Samt und mit Goldſtickerei derart bedeckt, daß der Grundſtoff in einzelnen Partien kaum mehr zum Vorſcheine kommt, iſt es ein echtes Kind des Barocco, unter deſſen Herrſchaft es wohl auch entſtanden iſt. Die große Kaiſerin erwarb das Bett von einer Gräfin Harrach um die für die damaligen Verhältniſſe keineswegs unbeträchtliche Summe von 80000 Dukaten. Dasſelbe beſteht aus dem ganz mit Goldſtickerei bedeckten Baldachin, welches zwei, gleichfalls mit Stickerei verkleidete Pilaſter tragen, der Rückwand, der hochragenden Lehne am Kopfende des Bettes und der mächtigen Decke, von welcher an drei Seiten ein Behang hinabfällt.



Zur Höhe des Serbal (S. 333).

Im Laufe der Jahre iſt das Gold altersſchwach geworden, der Samt verwittert, die Perlen haben ſich gelöſt, und an einzelnen Stellen iſt die Stickerei mit ihrem koſtbaren Materiale an Goldfaden, -ſchnüren und -plaſch vollſtändig verſchwunden. Dienſtbereite Hände ſcheinen hier der Allverwüſterin Zeit hilfreich beigeſtanden zu haben.

Die Stickerei war ſomit nur mehr in Bruchſtücken vorhanden; hier waren ganze Stellen bloßgelegt, dort fehlten weſentliche Einzelheiten, und das Deſſin war in der Geſamtheit kaum mehr kenntlich. Man muß die Trümmer geſehen haben, um zu ermeſſen, mit welchem Kunſtverſtändniſſe hier vorgegangen, welche Arbeit geleiſtet wurde, ehe auch nur das alte Muſter rein und klar in ſeiner Schöne wieder ans Licht gebracht war.

Mit der Zeichnung allein war erſt ein geringer Teil der Aufgabe gelöſt; es galt auch noch, das entſprechende Material herbeizuſchaffen, das Gold in alter Färbung herſtellen zu laſſen, damit die neue Arbeit ſich mit der noch vorhandenen alten edlen Goldſtickerei zu einem Ganzen innig verbinde.

Aber auch die Techniken, welche zu Tage traten, als die noch erhaltenen Bruchſtücke durch ſorgſame Behandlung in ihrem alten Glanze wiederhergeſtellt waren, boten den Epigonen Stoff zu eingehendem Studium. Mit liebevoller Beachtung ward jede Einzelheit unterſucht, jeder Kunſtgriff der alten Stickweiſe klargelegt, und die Behelfe, welche moderne Errungenſchaften der Frauenhand bieten, fanden hier Anwendung, um die Kunſt der Goldſtickerei neu zu beleben. Was uns jetzt von der bereits fertig geſtellten Lehne des Bettes, dem Kopfende, in blendender Pracht entgegenblickt, iſt Kunſt, und hat mit dem Handwerk nichts mehr gemein, zu welchem die Goldſtickerei in der nüchternen erſten Hälfte des Jahrhunderts herabgeſunken war. — Um die Starre der Einzelfiguren zu vermeiden, wird beiſpielsweiſe von der bisher üblichen Holz- oder Kartonunterlage vollſtändig abgeſehen; ihre Stelle vertritt teilweiſe das biegſame Leder. Meiſt aber iſt die reliefartige Form nach Art der Weißſtickerei durch Wollunterlage bewerkſtelligt, über welche der Goldfaden in verſchiedenartiger Anordnung gelegt und durch Ueberfangſtiche befeſtigt wird. An kleineren Partien wird das Gold ſelbſt zum Ueberſticken verwendet, oder — namentlich dort, wo breitere glatte Streifen zu ſtande gebracht werden ſollen — quer über die hohe Unterlage gelegt und an beiden Seiten durch kleine Stiche feſtgehalten, eine Technik, für welche ſich der Ausdruck „ſprengen“ eingebürgert hat. Die verwendbaren Reſte der alten koſtbaren Applikation werden auf neues Leinen übertragen, ausgebeſſert, ergänzt, und die Verſchmelzung derſelben mit den neu hergeſtellten Teilen iſt auf das glücklichſte gelungen.

Ein Beſtandteil des mächtigen Prunkſtückes nach dem anderen wird derart reſtauriert und wieder an ſeine Stelle gebracht; gänzlich konnte das Bett nicht entfernt werden, da der Saal, in dem es ſich befindet, inmitten einer Flucht von Gemächern liegt und daher nicht außer ſtand geſetzt werden darf.

Vorausſichtlich wird die große Arbeit, um derentwillen das Atelier in der Hofburg eingerichtet wurde — gegenwärtig ſind 28 Mädchen daſelbſt beſchäftigt —, noch Jahre in Anſpruch nehmen. Es werden demſelben zudem auch noch andere Aufgaben geſtellt. So wurden, und zwar in fliegender Eile, Fahnenbänder geſtickt, welche der Kaiſer ſeinem ruſſiſchen Regimente zur Erinnerung an die vor vierzig Jahren erfolgte Verleihung der Inhaberſchaft desſelben zum Geſchenke machte. Ihnen folgte ein anderes kaiſerliches Geſchenk, gleichfalls Fahnenbänder, dem preußiſchen Franz-Garderegiment beſtimmt. Die reiche Goldſtickerei der Bänder war über Lederformen ausgeführt, deren Biegſamkeit die edle Zeichnung lebendig hervortreten läßt; der Kaiſeradler mit Scepter und Schwert, in allen vorerwähnten Sticharten mit Zuhilfenahme von Plaſch, Kantille und Perlen gearbeitet, iſt ein kleines Meiſterſtück, reizvoll und köſtlich in ſeiner Art. Dem Beſchauer wird die Anerkennung begreiflich, welche kaiſerliche Huld der Leiterin, Fräulein Hermine Bach, in funkelnden Brillanten zum Ausdrucke gebracht und welche dem Atelier immer wieder neue Aufträge zugehen läßt. Die letzte Arbeit, welche daſelbſt ausgeführt wurde, ruft traurige Erinnerungen wach. Es wurden Vorhänge für Meyerling geſtickt, für jenes unglückſelige Jagdſchlößchen, in welchem ein edles Fürſtenleben vorzeitig zu Ende ging, und das der trauernde Vater in ein Kloſter der Karmeliterinnen verwandelt hat. Die Vorhänge zeigen auf granatroter ſchwerer Seide eine breite Randbordüre, deren romaniſches Muſter mit goldgelber Seide in arabiſcher Technik ausgeführt war. Zu den Querſtichen, welche die Stickerei niederhalten, wurde Goldfaden ſtatt der ſonſt üblichen Seide verwendet; das gleiche Material diente zur Umrandung der Muſterfiguren.

Das ſchöne würdige Heim, das durch die Huld des Kaiſerpaares der edlen Kunſt des Stickens mit dem koſtbarſten Materiale in der „Burg“ zu Wien bereitet wurde, es wird noch auf lange Zeit, vielleicht auf Jahrzehnte hinaus vielen armen Mädchen dauernde Beſchäftigung, lohnende und ehrende Arbeit bieten. Wahrlich, nicht leicht konnte der Renaiſſance, der glänzenden Auferſtehung in der Frauenarbeit eine wirkſamere Ermunterung, ein ſchönerer Erfolg werden, als an der Stätte, welche ſich in der ſtolzen Herrſcherburg aufgethan hat für die Kunſt in der Handarbeit.

Aus der Pariſer Schreckenszeit.

Von

Franz Walter.

IV. Die Familie Danton.

Keine der Schreckensgeſtalten des Revolutionszeitalters iſt bei der Nachwelt ſo gut weggekommen wie diejenige Georges Dantons. Sich zu den Grundſätzen Robespierres und St. Juſts, geſchweige denn zu denjenigen Marats oder Chaumettes zu bekennen, haben nur einzelne überſpannte Vertreter des neufranzöſiſchen Radikalismus gewagt: Danton hat man in ſeiner Geburtsſtadt Arcis ſur Aube ein Denkmal errichtet, deſſen Enthüllung durch die Anweſenheit zweier noch gegenwärtig amtierender franzöſiſcher Miniſter gefeiert worden iſt. Den bürgerlichen Tugenden Robespierres und dem außergewöhnlichen Talent St. Juſts Gerechtigkeit zu teil werden zu laſſen, haben nur die ausgezeichneteren unter den Geſchichts- und Memoirenſchreibern der Gegenparteien über ſich gewonnen, — Danton gönnt man wohl auch da ein gutes Wort, wo man die Geſchichte der Revolution als eine Kette von verbrecheriſchen Thorheiten und thörichten Verbrechen bezeichnen zu können glaubt. An und für ſich betrachtet, erſcheint dieſe dem Juſtizminiſter von 1792 erwieſene Gunſt als Parteilichkeit. Robespierre war in ſeinem Privatleben ein ehrenhafter Mann, deſſen Unbeſtechlichkeit, Sittenſtrenge und bürgerlich anſtändige Führung außer Zweifel ſteht und dem direkter Anteil an den ſcheußlichſten der revolutionären Verbrechen, den Gefängnismorden vom September 1792, der Errichtung des Revolutionstribunals und den Pariſer Kirchenſchändungen, nicht hat nachgewieſen werden können. St. Juſts Unthaten ſtellen ſich als Ausflüſſe eines bis zum Wahnſinn überhitzten Fanatismus dar, Marat und Chaumette kann mindeſtens nachgerühmt werden, daß ſie als die armen Teufel geſtorben ſind, die ſie vor der Revolution geweſen waren. Anders ſteht es um Danton, der das Septemberverbrechen als „Nachgeburt des Sturzes der Monarchie“ entſchuldigen zu können geglaubt, die Urheberſchaft des Tribunals nicht geleugnet, Teilnahme an dem ſogen. Vernunftkultus ſeinen Anhängern mindeſtens nicht unterſagt hat. Ebenſo ſtehen rückſichtlich ſeines Privatlebens Dinge höchſt bedenklicher Art feſt. Als obſkurer Advokat ſtand er im Rufe eines zügel- und grundſatzloſen Wüſtlings, als demagogiſcher Anfänger im Verdacht der Beſtechlichkeit, als allmächtiger Volkstribun befand er ſich im Beſitz eines Vermögens, über deſſen Erwerb er ſich nicht auszuweiſen vermochte. Einen „Giganten des Laſters und Verbrechens“ haben den rieſengroßen Mann mit der mächtigen Stimme, der wilden Gebärde und dem blatternarbigen Löwenkopf auch diejenigen Zeitgenoſſen genannt, die Danton unter die Retter ihres Vaterlandes zählten. Wenn man ihm trotzdem viel und mehr als anderen verziehen hat, ſo iſt das geſchehen, weil er im Böſen wie im Guten eine gewiſſe Größe zeigte und weil er verſöhnende Schwächen beſaß, die ſeinem „tugendhaften“ Nebenbuhler fehlten. Danton war, was die Franzoſen ein „bon enfant“, die Deutſchen einen „guten Kerl“ nennen, ein Menſch, der zu lieben und zu verzeihen verſtand, ein anhänglicher Kamerad und opferwilliger Genoſſe, ein Lebemann, der fünf gerade ſein ließ und die Maſſen ebenſo durch gebietendes Weſen wie durch guten Humor und angeborene Leutſeligkeit zu feſſeln wußte. Robespierres zähe Konſequenz und eiſerne Willensſtärke waren mit phyſiſcher Feigheit und krankhafter Pöbelſcheu gepaart, Dantons Entſchließungen dem Wechſel der Stimmung und augenblicklichen Eindrücken unterworfen, dafür aber von einem Löwenmut begleitet, den die Gefahr nicht abſchreckte, ſondern reizte. Aus demſelben Munde, der eben den wildeſten Lärm überſchrieen, die tollkühnſten Kommandoworte hervorgedonnert hatte, konnten einen Augenblick ſpäter cyniſche Scherze und Worte der zarteſten menſchlichen Teilnahme fallen. Danton konnte gegen ſeine Gegner wüten, zu haſſen verſtand er nicht. Im Affekt zu raſen lag ihm ebenſo nahe, wie bei wiederkehrender Beſinnung Schonung und Großmut zu üben. Robespierre war zu konſequent und methodiſch, um vergeben zu können, zu kalt und zu ſelbſtiſch, um empfangene Beleidigungen ungerächt zu laſſen — Danton hat ſeinen ſchlimmſten Feinden bei Gelegenheit die Mittel zur Rettung geboten und viel zu raſch, — ich möchte ſagen zu ſummariſch gelebt, um ſich auf Kränkungen vergangener Tage beſinnen oder kleinlichen Eitelkeiten nachgehen zu können.

Robespierre, der frühverwaiſte Sohn einer angeſehenen, aber vermögensloſen Gelehrtenfamilie, hatte bis zum Beginn der politiſchen Bewegung als geachteter, wenn auch nur mäßig beſchäftigter Advokat und als gelegentlicher Schöngeiſt in den Honoratiorenkreiſen ſeiner Vaterſtadt Arras eine Rolle geſpielt und von dieſer das Mandat zur Nationalverſammlung erhalten. Wie wir wiſſen, blieb der genaue, pedantiſch-ordentliche und bürgerlich-anſtändige Mann Junggeſelle und ſelbſt auf dem Gipfel ſeiner Macht der beſcheidene Koſtgänger einer wohlhabenden Pariſer Handwerkerfamilie. Dantons Vorleben war ein durchaus anderes geweſen. In einer Pächterfamilie der Provence geboren, mangelhaft gebildet und frühe in das liederliche Paris des ancien régime verſchlagen, ſtellte der baumlange junge Advokat den Typus eines verlumpten Genies dar. Mit allen Waſſern großſtädtiſcher Liederlichkeit gewaſchen, beſtändig von Gläubigern verfolgt, im Kaffeehauſe und in der Kneipe heimiſcher als im Gerichtsſaal, trotz bedeutender Anlagen unwiſſend, dabei nachläſſig in der äußeren Erſcheinung und nie mit andern als zweifelhaften Rechtshändeln befaßt, hatte der vermögensloſe Winkeladvokat ſich in die anmutige Tochter eines Kaffeewirts am Pont neuf verliebt, den er mit ſeiner Kundſchaft beehrte, ohne ihn jemals bezahlt zu haben. Wider Erwarten erwiderte das gut beleumundete, ernſthafte und wohlerzogene Mädchen die Neigung des häßlichen, uneleganten und als Schreier verrufenen jungen Mannes ſo entſchieden, daß der Vater ſeine Einwilligung geben mußte. Der wilde Geſelle zeigte ſich als zärtlicher, aber unzuverläſſiger Ehemann und als noch unzuverläſſigerer Hausvater. Seinen üblen Gewohnheiten blieb er unentwegt treu; von der Heranziehung einer lohnenden und achtbaren Praxis war nicht die Rede, die Beſtreitung der Hausſtandskoſten konnte nur mit Hilfe des Schwiegervaters ermöglicht werden und die Geſellſchaft, in welcher Danton ſich bewegte, erregte das entſchiedene Mißfallen der in den Ueberlieferungen kleinbürgerlicher Sitte und Ehrbarkeit aufgewachſenen jungen Frau. Trotz aller Verſchuldungen des Ehemanns war die Ehe indeſſen keine unglückliche. Im häuslichen Kreiſe konnte der vielgeſcholtene Nachtſchwärmer und Wirtshausredner ſo unwiderſtehlich liebenswürdig und gutartig ſein, daß die Frau nicht von ihm ließ und daß der Schwiegervater unermüdlich mit dem Zuſchuß von einem Louisdor wöchentlich herausrückte, der den einzigen feſten Punkt des Einnahmebudgets bildete. Da brachen die Wirren der Revolution aus, die Herrn Georges Danton das goldene Zeitalter beſchäftigungsloſer Advokaten zu ſein dünkten und in deren Strudel er ſich kopfüber ſtürzte. Zur Verzweiflung der Frau, die inſtinktiv an den überkommenen Heiligtümern des Throns und Altars feſthielt, entwickelte der Mann einen Eifer für die extreme Sache, den er bei ſeinen Berufsobliegenheiten niemals gezeigt hatte. Unermüdlich als Volks- und Klubheld, dem ehemaligen Tierarzt Marat, dem liederlichen Journaliſten Desmoulins und anderen Demagogen eng verbunden, als Mitglied des berüchtigten Klubs der Cordeliers zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangt, entwickelte der anfänglich wenig beachtete Rabuliſt alsbald oratoriſche und agitatoriſche Fähigkeiten, die die Aufmerkſamkeit der bedeutendſten und angeſehenſten Männer der Zeit auf ihn zogen. Mirabeau, der in dem ungeſtümen Plebejer eine verwandte Natur entdeckt haben mochte, ließ ſich herbei, mit demſelben in Verbindung zu treten, ſeine Meinung anzuhören und ihm unter der Hand Ratſchläge und Anweiſungen zu erteilen. Das Beiſpiel des gefeierten Parlamentariers ahmten alsbald Männer von noch hervorragenderer geſellſchaftlicher Stellung und noch ſchlimmerem Ruf, insbeſondere der Herzog von Orleans nach. Während der Jahre 1790 und 1791 wurde Danton in den Empfangszimmern des berühmten Grafen und des königlichen Herzogs ebenſo häufig geſehen, wie im Cordelierklub und im Pariſer Gemeinderat, der ſeinen gefährlichen Ratſchlägen bedingungslos folgte. Daß Danton während dieſer Periode aus dem Palais Royal erhebliche Summen bezogen, kann für ausgemacht gelten, daß er Beſtechungen des Hofs entgegengenommen, iſt mindeſtens in hohem Grade wahrſcheinlich gemacht worden, desgleichen, daß er ſich bei Niederlegung ſeiner Advokatur die darauf entfallende Entſchädigung zweimal auszahlen ließ. Seinem Einfluß und populären Anſehen that das indeſſen ebenſowenig Eintrag, wie demjenigen ſeines — in dem gleichen Falle befindlichen Meiſters Mirabeau. Beide Männer wußten nicht nur den Schein der Unabhängigkeit zu wahren, ſondern auch durch die That zu beweiſen, daß ſie wohl beſtechlich, aber nicht verkäuflich ſeien. (On m'achette, mais je ne me vends pas.) Nach Mirabeaus Tode (2. April 1791) trat Danton aus der zweiten in die erſte Reihe der politiſchen Tonangeber, obgleich er weder der erſten (konſtituierenden), noch der zweiten (geſetzgebenden) Verſammlung der Volksvertreter angehörte und obgleich das erſte öffentliche Amt (dasjenige eines Gehilfen des Pariſer Gemeindeprokurators) ihm erſt im November 1791 (fünf Monate nach dem Fluchtverſuch des Königs) zufiel. Man zählte ihn bereits damals zu den Männern, in deren Händen das Geſchick der Nation ruhte und die zur Uebernahme der höchſten Staatsämter berufen ſeien.

Wenige Monate ſpäter hatte Danton die höchſte für einen Privatmann erreichbare Stufe erſtiegen: unmittelbar nach dem — von ihm geleiteten — Sturm auf die Tuilerien und noch bevor das Königtum auch der Form nach beſeitigt worden, am 10. Auguſt 1792 verließ er ſeine beſcheidene in der Passage du commerce belegene kleine Wohnung, um als Juſtizminiſter ein prächtiges Palais zu beziehen. Frau Danton ſoll dieſen Schickſalswechſel mit Zittern begrüßt, die neue glänzende Behauſung mit ſchwerem Herzen betreten haben und nach den — drei Wochen ſpäter ausgebrochenen — Septembermorden in eine Niedergeſchlagenheit verfallen ſein, die ſie ſich während der Tage der Armut und der Entbehrung ſtets vom Leibe zu halten gewußt hatte. Das Gewicht des ſchweren Verdachtes, der ſeit dem 2. September an dem Namen des geliebten Mannes haftete, ließ keine Freude an den neuen glänzenden Verhältniſſen in ihr aufkommen, die Teilnahme an dem Geſchick der unglücklichen Königin wog ſchwerer als die Befriedigung darüber, daß Dantons Führung regelmäßiger und würdiger zu werden begann. Dazu kamen unerquickliche Verhältniſſe in der näheren Umgebung. Danton, der den Gegenſatz zwiſchen Girondiſten und Jakobinern beſtändig zunehmen ſah, wünſchte ſich den erſteren zu nähern, begegnete indeſſen ſchroffer Abweiſung, die mit der Blutſchuld motiviert wurde, die ſeit den Septembertagen an ihm haftete. Der „einflußreichſte Mann" der Girondiſtenpartei war eine Frau, die Gattin des Miniſters Roland, und dieſe hatte gegen den plebejiſchen Kollegen ihres Gemahls eine tiefgehende Abneigung gefaßt. Ein Zufall wollte, daß dieſer von Danton lebhaft bedauerte Zwiſt ſchließlich in ſeine friedliche Familie getragen und dadurch verſchärft wurde. Frau Danton war eine einfache, kleinbürgerlich erzogene Frau, die die Gewohnheiten ihrer beſcheidenen Vergangenheit ſo wenig verleugnete, daß ſie als Frau des Miniſters mit niemand inniger verkehrte als mit der Familie eines Subalternbeamten der Juſtizverwaltung, des Huiſſiers Gély, — während Frau Roland für eine der gebildetſten Frauen ihrer Zeit galt und als Tochter eines angeſehenen Künſtlers, des Kupferſtechers Phlipon an höhere geſellſchaftliche Anſprüche gewöhnt war. Eine Gelegenheit zur Annäherung, die ſich im Spätherbſt 1792 bot, wurde von ihr in auffälliger Weiſe zurückgewieſen: Danton, ſeine Frau und Mutter ſaßen in der Miniſterloge des Theaters, als Frau Roland in dieſelbe treten wollte, ſich jedoch — wie ſie ſelbſt berichtet — „beim Anblick von der dicken Figur Dantons und einiger Damen von ſchlechter Haltung“ ſchleunig wieder zurückzog und das Haus verließ. So verging der Herbſt in unerquicklicher Weiſe — zu Anfang des Winters aber erkrankte Frau Danton ſo ſchwer, daß für ihr Aufkommen wenig Hoffnung übrigblieb. Danton, der Anfang Januar 1794 nach Belgien gegangen war, um an der Neueinrichtung dieſes der Republik eingefügten Landes teilzunehmen, kehrte auf die Kunde von der Erkrankung ſeiner Frau nach Paris zurück und — fand eine Sterbende. Kaum drei Wochen nach der Hinrichtung des Königs ſchloß die von der Wucht der Ereigniſſe gebrochene Frau die müden Augen. Kurz vor ihrem Tode hatte ſie ihrem verzweifelnden Manne die Rettung der Königin und der unſchuldigen Tochter Eliſabeth ans Herz gelegt, ihr letztes Wort aber war der dringende Wunſch geweſen, Danton ſolle ſeinen verwaiſten Kindern in der Tochter ihrer Freundin Gély ſo bald wie möglich eine Mutter geben.

Dantons Verzweiflung über dieſen Verluſt kannte keine Grenzen. Zehn Tage nach dem Begräbnis ließ er die Leiche wieder ausgraben, um die geliebten Züge der Verſtorbenen noch einmal zu ſehen, — dann aber mußte er ſich aufs neue in den immer wilder gärenden Strudel der Politik ſtürzen. Der Gegenſatz zwiſchen Jakobinern und Girondiſten ſpitzte ſich zu offener Feindſchaft und ſchließlich zum Kampf auf Tod und Leben zu, und Danton mußte in demſelben Partei ergreifen, wenn er nicht die eigene Exiſtenz aufs Spiel ſetzen wollte. Von denen zurückgewieſen, die er nur allzugern zu Freunden und Verbündeten gemacht hätte, ſchloß er ſich abermals Robespierre und der Partei der Gewalt an. Längſt des Blutvergießens müde, konnte er nicht umhin, für die Ausſtoßung und Verhaftung der zweiundzwanzig Girondiſtenführer zu ſtimmen, deren Köpfe der wütende Pariſer Pöbel forderte. Daß den Verhafteten dasſelbe Los drohe, wie der unglücklichen Königin, mochte Danton ſchon damals wiſſen — zur Ergreifung energiſcher Rettungsmaßregeln aber fehlte ihm die Macht und — was noch ſchlimmer war, die Kraft. Die furchtbaren Aufregungen der letzten Jahre und der Tod ſeiner Frau hatten ihn moraliſch erſchöpft, — an einer Umkehr aber hinderte ihn das Geſpenſt der Septemberopfer, das ſich an ſeine Ferſen geheftet hatte. Wie Macbeth, war auch er

„— — ſo tief hineingewallt in Blut,
Daß, — wollt' er ab nunmehr vom Morden ſtehen,
Umkehr ſo ſchwierig war wie durchzugehen.“

Während der allgemeinen Ermattung, die auf den Sturz der Girondiſtenpartei folgte, im Juni 1793, ſchritt Danton zu der Heirat mit der ſechzehnjährigen Louiſe Gély, zu der ihn, abgeſehen von dem Verſprechen, das er ſeiner erſten Frau gegeben, ſeine heiße, ruhe- und liebebedürftige Natur trieb. Die dabei zu überwindenden Hinderniſſe waren ſehr erhebliche. Von einer Neigung des ſchüchternen und jungen Bürgermädchens zu dem unſchönen und verwilderten Exminiſter, der ihren Vater vom Huiſſier zum höheren Beamten gemacht hatte, war natürlich nicht die Rede. Die ſchöne Louiſe hätte ſich indeſſen unweigerlich gefügt, wenn ihre Mutter es gewollt hätte — dieſe Mutter aber wollte nicht. Frau Gély war Royaliſtin und Katholikin und rückte dem Freier ſeine Vergehungen gegen Thron und Altar ſo nachdrücklich vor, daß derſelbe ſich förmlich entſchuldigen und Beſſerung für die Zukunft geloben mußte. Damit war etwas, aber noch nicht alles gewonnen, denn Frau Gély rückte mit ferneren Bedenken heraus: ſie verlangte, daß der notoriſche Kirchenverächter und Materialiſt ſich kirchlich trauen laſſe. Als Danton dieſer Bedingung nachzukommen verſprochen hatte, machte die geſtrenge Schwiegermutter ſofort eine neue Schwierigkeit ausfindig. Sie verlangte die Trauung durch einen unbeeidigten Prieſter, denn gegen die Geiſtlichen, welche trotz des päpſtlichen Verbots die Verfaſſung beſchworen hatten, hegte die ſtrenge Katholikin tiefſte Verachtung. Dem ungeduldigen Liebhaber blieb nichts übrig, als auch dieſes Mal „ja“ zu ſagen und in eine Verletzung des Geſetzes zu willigen, die allen Beteiligten ans Leben gehen konnte. Die wenigen dem Todes- und Verbannungsedikt entgangenen unbeeidigten Geiſtlichen, die in Frankreich zu bleiben gewagt hatten, waren insgeſamt unerbittlich ſtrenge Fanatiker, die den Anſprüchen ihrer Kirche nicht ein Tüttelchen vergaben. Dieſem Schlage gehörte auch der Beichtvater der Familie Gély an. Nach Beendigung der bürgerlichen Zeremonie mußte der gefürchtete Revolutionsmann ſeiner Braut in die Bodenkammer folgen, welche das Verſteck des verfemten Prieſters bildete, knieend die Beichte ablegen und die Abſolution empfangen und ſich dann nach dem ſtrengen Ritus der alten Kirche trauen laſſen! — Dieſer eigentümlichen, im tiefſten Geheimnis vollzogenen Hochzeitsfeier folgte ein längerer Aufenthalt in Dantons Heimatsort Arcis ſur Aube. Mit der ihm eigentümlichen Leidenſchaftlichkeit genoß der fünfunddreißigjährige Witwer die Flitterwochen wie ein verliebter Schäfer. Das Glück der ländlichen Idylle dünkte ihm das einzige menſchenwürdige, die Politik eine Hölle zu ſein, in welche er nur auf das dringende Verlangen ſeiner Freunde zurückkehrte, denen Sorgen um die eigene Sicherheit und um diejenige ihres Meiſters aufgeſtiegen waren.

Dantons Rückkehr nach Paris fiel in die Zeit der Hinrichtung der Königin, der Girondiſten, des Herzogs von Orleans, der Madame Roland, des ehemaligen Maire Bailly, der Generale Brunet, Houchnad, Biron und Lamarlière und ungezählter anderer Schlachtopfer des in der Perſon Robespierres verkörperten Schreckensſyſtems. Noch war das Verhältnis der beiden vornehmſten Revolutionsmänner (Marats Leben hatte der Dolch Charlotte Cordays im Juli ein Ende gemacht) ein freundliches, noch ſtanden ſie zuſammen im Kampf gegen die Tollhäusler der Gemeinderatspartei und die kommuniſtiſch gerichteten Ultrarevolutionäre vom Schlage der Roux und Duclerc. — Der Gegenſatz ihrer Naturen aber bedingte eine Verſchiedenheit der Anſchauungen, die ſeit dem Herbſt des Jahres 1793 mehr und mehr zu Tage trat. Während Robespierre die ſeinem Syſteme entgegenſtehenden Hinderniſſe auf die Perſon ſeiner Gegner zurückführte und dieſe vernichten wollte, um auf ihren Gräbern ein Reich des Friedens und der Bruderliebe aufzurichten, wollte Danton von der Fortführung des Vernichtungskrieges und des Blutvergießens überhaupt nichts mehr wiſſen. Gleich der Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen war er müde und ruhebedürftig geworden und wollte er ſich daran genügen laſſen, daß der Gegenſatz gegen die neue Ordnung der franzöſiſchen Dinge und die republikaniſche Staatsform äußerlich beſeitigt erſchien. Barères um jene Zeit gethaner Ausſpruch „Ich bin von Menſchen — betrunken“, deckte ſich mit der Stimmung Dantons, der in den verſchiedenſten Wendungen wiederholte, „daß es für die geſicherte Republik an der Zeit ſei, das Beiſpiel Heinrichs IV. nachzuahmen und Gnade gegen die Feinde zu üben,“ und daß er „lieber ſelbſt guillotiniert werden, als weiter guillotinieren wolle“. So leidenſchaftlich war ſein Ruhebedürfnis, daß er jede freie Stunde in ſeinem Landhauſe bei Sèvres, jeden freien Tag in Arcis zubrachte, wo ſeine Mutter mit ſeinen beiden kleinen Kindern lebte. Halbe Nächte lang konnte er, die Schlafmütze auf dem Kopf, am offenen Fenſter verträumen, ſich an Vogelſang und Waldesrauſchen erquicken und über Spaziergängen an der Seite ſeiner ſchönen jungen Frau die ganze Welt vergeſſen.

Aber die Welt vergaß ihn nicht. Robespierre, der die Menſchen nach ſich beurteilte, konnte und wollte nicht glauben, daß der gewaltige Mann, deſſen überlegene Eigenſchaften er nur zu genau kannte, mit der Abwendung von den Geſchäften Ernſt mache, und daß ſein Ausſpruch „lieber ein armer Fiſcher ſein, als die Menſchen regieren“ aufrichtig gemeint ſei. Hätte Robespierre in der Seele ſeines Nebenbuhlers leſen können, ſo hätte er gewußt, daß derſelbe nicht nur aus Urſachen phyſiſcher Natur nach Ruhe verlangte, ſondern daß er von dem Bewußtſein erfüllt war, ſein Beſtes längſt gethan zu haben. Danton, der nie las, nur höchſt ungern zur Feder griff und der ſich trotz außerordentlicher Begabung und angeborenen Talents für die Behandlung von Menſchen einer exemplariſchen Unwiſſenheit erfreute, — Danton war Revolutionär aus Temperament und weil er eine Zerſtörungskraft erſten Ranges beſaß; beſtimmte Ziele hatte er niemals verfolgt, Pläne für den Neubau des Staates niemals entworfen und niemals entwerfen können, weil es ihm dazu an der nötigen Vorbildung gebrach. Seiner Thatkraft hatte er Genüge gethan, ſeine Genußfähigkeit war ihm geblieben und ſein Reichtum befähigte ihn, auf den erworbenen blutigen Lorbeeren auszuruhen. Robespierres dürftige, aller gemütlichen Wärme entbehrende Natur kannte nur eine Leidenſchaft, diejenige der Herrſchſucht, keine anderen Inſtinkte als diejenigen des Mißtrauens und der Eiferſucht. Was ihn ſelbſt erfüllte, ſchob er andern in die Seele und gerade wegen der Befliſſenheit, mit welcher Danton ſich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog, glaubte er den ehemaligen Verbündeten fürchten und (was damit gleichbedeutend erſchien) ihn vernichten zu müſſen.

Dantons Freunde wußten das und weil ſie das wußten und die eigene Sicherheit durch diejenige ihres Führers bedingt glaubten, zogen ſie ihn immer wieder nach Paris zurück und hielten ſie ihm unaufhörlich vor, daß die Schrankenloſigkeit der Herrſchaft und Herrſchſucht des Wohlfahrtsausſchuſſes eine beſtändige Bedrohung ſeines Lebens bedeute. Rühriger als die übrigen Dantoniſten zeigte ſich der Journaliſt Camille Desmoulins, ein ehemaliger Schulgefährte und Freund Robespierres, dem die kaltblütige Grauſamkeit der Schreckensherrſchaft einen Schauder eingeflößt hatte, dem er in ſeiner Zeitſchrift „Vieux Cordelier“ verhüllten, aber unmißverſtändlichen Ausdruck gab. Robespierre direkt anzugreifen hatte Desmoulins nicht gewagt. Trotz ſeiner vieljährigen Freundſchaft für den Mann, der ſein Trauzeuge und einſtmals Bewerber um die Hand ſeiner Schwiegermutter geweſen war, konnte der heißblütige Schriftſteller aber nicht zu dem entſetzlichen Druck ſchweigen, der die Preßfreiheit illuſoriſch gemacht, die Verlautbarung einer ſelbſtändigen Meinung mit Gefahren umgeben hatte, wie ſie ſelbſt zur Zeit der abſoluten Monarchie nicht vorhanden geweſen waren. Eine Anſpielung auf die Aehnlichkeit zwiſchen den Pariſer Zuſtänden des zweiten Jahres der Republik und denjenigen des kaiſerlichen Rom genügte, um den mißtrauiſchten aller Menſchen gegen ſeinen Jugendfreund aufzubringen. Danton legte ſich ins Mittel und brachte einen Ausgleich zu ſtande, auf Grund deſſen Desmoulins in die Vernichtung der anſtößigen Nummer ſeines „Vieux Cordelier“ willigte; die ſpöttiſche Bemerkung „Verbrennen heißt nicht widerlegen“ konnte der gereizte Journaliſt indeſſen nicht unterdrücken und durch dieſe hatte er es mit dem „großen und geliebten“ Maximilian für immer verdorben. Vergebens ſuchte Danton das Mißtrauen Robespierres zu beſchwichtigen, vergeblich willigte er in die Opferung Héberts, Chaumettes und anderer Häupter der Gemeinderatspartei, die er trotz perſönlichen Grolls gern geſchont hätte, — je nachgiebiger er ſich zeigte, deſto feindſeliger und mißtrauiſcher zog Robespierre ſich von ihm und Desmoulins zurück. Danton wiegte ſich trotzdem in dem unerſchütterlichen Sicherheitsgefühl eines von ſeinen Erfolgen verwöhnten Volkslieblings. Selbſt die Verhaftung ſeines Freundes Fabre d'Eglantine (12. Januar 1794) und die wiederholten ihm zugetragenen Warnungen vor Anſchlägen des Wohlfahrtsausſchuſſes vermochten ſeinen ſtolzen Gleichmut nicht zu ſtören. „Sie werden es nicht wagen“ ſagte er das eine Mal — „Wenn ich glaubte, daß Robespierre auch nur daran dächte, mich verhaften zu wollen, ſo würde ich ihm die Eingeweide mit den Zähnen zerreißen“, donnerte er bei einer ſpäteren Gelegenheit heraus — „man kann das Vaterland nicht an den Schuhſohlen mitnehmen“ erwiderte er, als beſorgte Vertraute zu rechtzeitiger Flucht mahnten. So rückte das Unheil unaufhaltſam heran. Im Januar war Dantons Verhaftung bereits von Billaud — dem blutdürſtigſten Manne des Wohlfahrtsausſchuſſes — in Vorſchlag gebracht, damals aber von dem vorſichtig zaudernden Robespierre abgelehnt worden. Sieben Wochen ſpäter glaubte der kalte Rechner den gefährlichen Schlag wagen zu können. Er übergab ſeinem Freunde St. Juſt eine lange Liſte zu den verſchiedenſten Zeiten geſammelter Anklagen gegen Danton, Desmoulins und deren Freunde, ließ die Verhaftung derſelben in der Nacht vom 31. März auf den 1. April (1794) vornehmen und ſchrie in einer Tags darauf gehaltenen drohenden Konventsrede die Stimmen nieder, die ſich zu Gunſten des gewaltigen Mitbegründers der Republik erhoben.

Die Einzelheiten der drei Tage lang (vom 2. bis zum 4. April) vor den Schranken des Revolutionsgerichts geführten Verhandlungen gegen die „Verſchwörer“ Danton, Desmoulins, General Weſtermann und Genoſſen können hier nicht wiedergegeben werden; an dramatiſchem Leben übertreffen dieſelben alles, was in dieſer Zeit täglicher grandioſer Trauerſpiele geſehen und gehört worden. Als Danton die Stimme zur Verteidigung erhob, bebte vor der Wucht derſelben der Gerichtsſaal — erblaßten Richter und Geſchworne und drangen die Drohworte, die er hervordonnerte, bis an das jenſeitige Ufer der Seine. Der Präſident Zurman und der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville ſandten Boten über Boten in den Wohlfahrtsausſchuß, um Inſtruktionen zu erbitten und die Bedenklichkeit der Lage zu ſchildern. Nur dadurch, daß man den Angeklagten in gewaltſamſter Weiſe die fernere Verteidigung abſchnitt, konnte die Verhandlung am Nachmittage des 4. April zum Abſchluß gebracht werden. Bei Abgabe des Wahrſpruchs der Geſchwornen ergaben ſich abermalige Schwierigkeiten: als vier Mitglieder der Jury erklärten, daß ſie an den Angeklagten keine Schuld zu finden vermöchten, mußten die Stimmführer des Sicherheitsausſchuſſes (darunter der berühmte Maler David) zu Hilfe gerufen werden und den Widerſpenſtigen das „Schuldig“ durch Todesdrohungen abpreſſen.

Danton blieb ſich und ſeiner Art während der letzten Nacht ſeines Lebens unentwegt treu. Den unglücklichen Desmoulins, der bis zuletzt auf Rettung hoffte und deſſen junge Frau ſich vergeblich in einem verzweifelten Brief an den vieljährigen Hausfreund Robespierre gewendet hatte, wußte er liebevoll zu tröſten; von ſich ſelbſt verſicherte er, daß er das Leben reichlich genug genoſſen habe, um desſelben überdrüſſig zu ſein. Nur bei dem Gedanken an ſeine Frau brach er einmal weinend zuſammen. Einige Augenblicke ſpäter hatte er die gewohnte Haltung vollſtändig genug wiedergewonnen, um ſich über die Urheber ſeines Todes mit cyniſcher Verachtung ausſprechen zu können: „Wenn ich Robespierre meine Schenkel und dem lahmen Couthon meine Beine hinterlaſſen könnte, ſo würde die Sache wohl noch eine Weile gehen — ſo ſind ſie verloren! . . . Ich reiße Robespierre mit mir fort, — ich hätte ihn retten können, — ich allein.“

Andern Morgens, als der Henkerskarren an dem dichtverſchloſſenen Hauſe Meiſter Duplays vorüberrollte, wiederholte Desmoulins die Vorherſagung, daß Robespierres Tage gezählt ſeien. „Ja, ich reiße ihn mit mir fort!“ brüllte Danton noch einmal mit ſeiner Löwenſtimme, deren Laute bis in die Stube des „großen Maximilian“ drangen und dem Lauſchenden jähes Entſetzen einflößten. — Eine halbe Stunde ſpäter ſtanden Georges Danton, Camille Desmoulins, der ehemalige Parlamentsrat Herault des Séchelles, der Exkapuziner Chabot und zehn andere Verurteilte auf dem von dichtgedrängten Volksmaſſen umgebenen Schafott. Desmoulins übergab, ehe er das Haupt auf den Block legte, dem Henker eine Locke, die ſeiner Schwiegermutter übergeben werden ſollte, — auch Dantons Gedanken waren auf Weib und Kind gerichtet. Ein ſchmerzliches „O Louiſe“ entrang ſich ſeiner Bruſt. Dann aber nahm er die volle Kraft ſeines Willens zuſammen. „Danton, keine Schwäche!“ rief er ſich ſelbſt mit erhobener Stimme zu, — dem Henker aber gebot er, ſein abgeſchlagenes Haupt dem Volke zu zeigen. „Es lohnt der Mühe“ fügte er hinzu.

Acht Tage ſpäter krönte Robespierre ſein Werk, indem er die junge Witwe Desmoulins', die ſchöne Lucile, als angebliche Verſchwörerin auf das Blutgerüſt ſandte — eine Schandthat, die das allgemeinſte Entſetzen hervorrief und zur Beſchleunigung des über den Urheber hereinbrechenden Strafgerichts weſentlich beitrug.

Louiſe Danton, die ſiebenzehnjährige Witwe des großen Schreckensmanns, ſtand dem politiſchen Getriebe zu fern, als daß es möglich geweſen wäre, ſie in einen Prozeß zu verwickeln. Sie zog ſich nach Arcis ſur Aube zurück, wo ihre Schwiegermutter lebte, um an der Erziehung der verwaiſten Stiefkinder teilzunehmen und den Reſt ihrer Tage in der ſtillen Verborgenheit zu leben, die dem Anfange derſelben gegönnt geweſen war. Das beſcheidene Haus, das ſie bewohnte, befindet ſich noch gegenwärtig im Beſitz der Enkel Georges Dantons.

V. Die Tollhäusler der Kommunepartei.

Der Gedanke, Paris von dem übrigen Frankreich unabhängig zu machen und gleichzeitig für dieſe Stadt die Stellung einer Beherrſcherin des geſamten Landes in Anſpruch zu nehmen, gehört keineswegs der revolutionären Kommune von 1870 an. Mit verwandten, dem Beiſpiel des weltbeherrſchenden Rom entnommenen Anſprüchen hatte man ſich bereits während der erſten Revolution getragen — um damals wie ſpäter Wünſche der Hauptſtadt und ihres Pöbels für Forderungen Frankreichs auszugeben und unter dieſem Titel durchzuſetzen. Mindeſtens zur Hälfte ſind die Thorheiten und Verbrechen der großen Revolution der Hauptſtadt auf die Rechnung zu ſetzen. An den ſchlimmſten Dingen, dem Sturz der konſtitutionellen Monarchie, der Einführung der Republik, der Ausſchließung der Girondiſten, der Ermöglichung der Schreckensherrſchaft, und an den Freveln der Vernunftreligion hat Paris größeren Anteil gehabt, als das geſamte übrige, der hauptſtädtiſchen Wirtſchaft nach Kräften widerſtrebende, aber führerloſe Provinzial-Frankreich!

Die Entwickelungen, welche Paris während der Jahre 1789—1794 durchzumachen gehabt, werden am einfachſten mit den Namen der hauptſtädtiſchen Maires (Bürgermeiſter) dieſes Zeitabſchnitts bezeichnet. Sogleich nach der Erſtürmung der Baſtille war der Aſtronom Bailly zu dieſem Amte erwählt worden, ein würdiger, wohlgeſinnter, aber ſchwacher und weltunkundiger Gelehrter, der ſich nie zu energiſchen Maßregeln entſchließen konnte, der Pöbelfrechheit zwei Jahre die Zügel ſchießen ließ und den Abſchied nahm, als die Dinge ihm über den Kopf wuchſen. Baillys Nachfolger Pétion iſt als ins Bürgerliche überſetzter Lafayette zu bezeichnen, als Schönredner, der die Maſſen durch liberale Phraſen leiten zu können glaubte, während er ſich zum Werkzeuge derſelben entwürdigte, und der beiſeite geſchoben wurde, nachdem er der Pöbelherrſchaft Thür und Thor geöffnet hatte. Auf Pétion folgte der ehemalige Kriegsminiſter Pache, ein von den Girondiſten zu den Jakobinern übergegangener Schwächling, der ſich zum Spielball der Tollhäusler des Gemeinderats hergab, allen Tollheiten derſelben das Wort redete und ſich als Mitbeförderer der Kirchenſchändungen und des Vernunftsgottesdienſtes von 1793 für alle Zeiten an den Pranger geſtellt hat. Seine Erbſchaft übernahm (1794) der Architekt Fleuriot, ein Genoſſe Robespierres, der als Hauptſchuldiger des Kommuneaufſtandes vom neunten Thermidor zuſamt ſeinem Meiſter und deſſen Genoſſen am 29. Juli 1794 das Schafott beſteigen mußte. Keiner dieſer Männer iſt Haupt der Körperſchaft geweſen, zu deren Leitung er berufen worden; diejenigen von ihnen, die überhaupt eine Rolle geſpielt, waren Werkzeuge der Pöbelpartei, des von dieſer eingeſetzten Gemeinderats und — der alles beherrſchenden Pariſer Pöbelpreſſe.

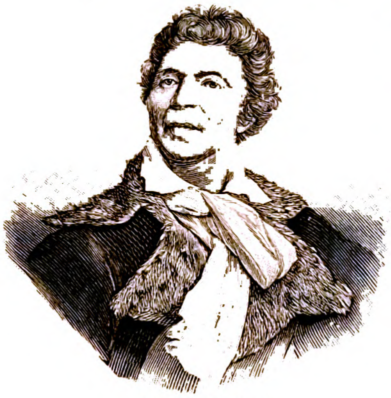
Der bekannteſte und einflußreichſte Vertreter dieſer Preſſe war der Herausgeber des „Ami du peuple“ (Volksfreund), der Arzt und Naturforſcher Jean Paul Marat aus Neuchâtel. Die herkömmliche Meinung, nach welcher dieſer Menſch neben Robespierre und Danton Haupturheber der Revolution, Verbündeter dieſer Männer und einer der größten Verbrecher aller Zeiten geweſen, hält genauerer Prüfung nicht Stich. Marat hat niemals ein beſtimmtes politiſches Programm verfolgt, er iſt der Reihe nach Konſtitutioneller, Republikaner und Worthalter der Pariſer Stadtpartei und während aller dieſer Phaſen nicht ſowohl Verbrecher als Tollhäusler geweſen — Tollhäusler aus Fanatismus, gekränkter Eitelkeit und phyſiſcher Ueberreizung. Mit Robespierre hat Marat nie in näherer Beziehung geſtanden; dem „reſpektablen“ und geſetzten Advokaten von Arras war der ſchmutzige, beſtändig ſchreiende und geſtikulierende Journaliſt ein Gegenſtand des Ekels, den er nach Möglichkeit mied, den er lediglich aus Klugheitsrückſichten gewähren ließ, dem er aber ſelbſt zur Zeit der politiſchen Bundesgenoſſenſchaft „ſeine argen Stilfehler“, d. h. die Roheiten ſeiner Ausdrucksweiſe, nicht verzeihen konnte. Danton ſah den ſchrecklichen „Volksfreund“ als wildes Tier an, deſſen man ſich zuzeiten bedienen müſſe. Unter den hervorragenderen Staats- und Parteimännern war er der einzige, der mit dieſem Unhold in nähere Beziehung trat und der denſelben durch richtige Behandlung ſo weit zu bändigen wußte, daß er von ihm nicht behelligt wurde.

Robespierre, Danton und die meiſten übrigen Figuranten des Revolutionszeitalters hatten bis zum Ausbruch der Bewegung ſo vollſtändig im Schatten der Unbedeutendheit und im Banne engen Verſtändniſſes geſtanden, daß weiteren Kreiſen weder ihre Perſonen noch ihre Namen bekannt geworden waren. Anders Marat, der nicht nur die Welt geſehen, ſondern in derſelben einen gewiſſen Ruf erworben hatte, freilich einen Ruf der traurigſten und unerwünſchteſten Art. Der kenntnisreiche, aber überſpannte junge Arzt hatte ſich mit einer langen Reihe naturwiſſenſchaftlicher Schriften verſucht und mit allen in England (ſeinem früheren Aufenthaltsort) wie in Frankreich Fiasko gemacht, mit Voltaire Händel angefangen, Lavoiſier auf dem Gebiete der Chemie, Volta auf demjenigen der Elektricitätslehre meiſtern wollen, von dem erſteren vernichtenden Spott, von den beiden letzteren Abweiſung erfahren, und ſchließlich von dem berühmten Phyſiker Charles, den er bei einem Experiment betrügen gewollt, Prügel bekommen. Schließlich war er, der (nach eigenem Geſtändnis) „mit fünf Jahren Lehrer, mit fünfzehn Jahren Profeſſor, mit achtzehn Jahren Schriftſteller und Univerſalgenie ſein gewollt“, froh geweſen, als Vierziger die Stellung eines Arztes der Stallbedienten des Grafen von Provence zu erhalten, ſeine neuentdeckten Heilmittel in eigener Perſon feilbieten zu dürfen und durch ein Buch über „galante Medizin“ die Gunſt vornehmer Taugenichtſe zu erwerben.

Die Wirkung der Ereigniſſe des franzöſiſchen Staatsumſturzes auf einen durch ſolche Erlebniſſe gegangenen, reizbaren und innerlich haltloſen Menſchen wird man ſich unſchwer vorſtellen können. Wie Marat zur Zeit allgemeiner Beſchäftigung mit naturwiſſenſchaftlichen Problemen dem Wahn gelebt hatte, zum Reformator der Phyſik, Chemie und Phyſiologie berufen zu ſein, ſo wähnte er jetzt das letzte Wort in Sachen der Staats- und Geſellſchaftseinrichtung ſprechen zu können. Dieſes Mal aber hatte er es nicht mit einer kleinen Zahl überlegener und widerſtandsfähiger Männer zu thun, ſondern mit den Maſſen, auf welche die Entſcheidung über die Zukunft Frankreichs übergegangen war. An dieſe wandte er ſich bereits in ſeinen erſten, vom Standpunkt der konſtitutionellen Monarchie geſchriebenen Schriften, indem er es von Hauſe aus auf die Schürung der ſchlimmſten Pöbelinſtinkte abſah und indem er ſeine Lehren im Tone ungebändigter Leidenſchaft und maßloſer Erbitterung gegen die herrſchende Ordnung vortrug. Um Marats Zurechnungsfähigkeit ſcheint es ſchon zu Anfang der Revolutionszeit höchſt eigentümlich beſtellt geweſen zu ſein: er bildete ſich allen Ernſtes ein, am Tage der Erſtürmung der Baſtille als zweiter Horatius Cocles auf einer Brücke geſtanden und eine heranrückende Huſarenſchwadron von der Ueberſchreitung derſelben abgehalten zu haben, während dieſe Reiterſchar in Wahrheit über die Brücke geſtürmt war, ohne auf Marats Reden irgend welche Acht gegeben zu haben. Nach der nämlichen Methode und mit der nämlichen Unverſchämtheit gebärdete ſich der Schriftſteller, indem er alles, was geſchehen und nicht geſchehen war, auf die Befolgung oder Nichtbefolgung ſeiner unfehlbaren Ratſchläge zurückführte. Dem Publikum, an welches Marats Schriften ſich wendete, machte aber gerade dieſe ſelbſtgewiſſe Art des Vorgehens Eindruck, noch größeren freilich die Wildheit, mit welcher der radikale Staatskünſtler die Köpfe derjenigen forderte, die er als Feinde des Volks bezeichnete — und die er als perſönlicher Gegner haßte. Der bekannte Erfahrungsſatz, nach welchem Wiederholung die wirkſamſte aller redneriſchen Formeln iſt, erhielt auch dieſes Mal Beſtätigung. Unmerklich von konſtitutionellen zu republikaniſchen Ideen übergehend und die bekannteſten Gemeinplätze Rouſſeaus über das unbeſchränkte Verfügungsrecht des Volks und deſſen natürliche Vortrefflichkeit alltäglich wiederholend, gewann ſeine Zeitſchrift, der „Ami du peuple“, raſche Verbreitung und weitgehenden Einfluß. Eigentlich kommuniſtiſche Grundſätze hat dieſes pöbelhafte Blatt nicht gepredigt, ſondern nur gelegentlich angedeutet, daß der Hungernde „nach Naturrecht“ befugt ſei, ſich mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln Nahrung zu verſchaffen. Ebenſowenig iſt Marat der tiefſinnige Sozialiſt geweſen, zu welchem neuere Verehrer ihn machen wollen, -- wenn er in kindiſcher Weiſe allgemeine Erhöhung der Arbeitslöhne und Kapitalvorſchüſſe an neu etablierte Handwerker verlangte, ohne nach dem Woher der dazu erforderlichen Geldmittel zu fragen, ſo geſchah das mit derſelben Gedankenloſigkeit, welche von dem Abſchlagen einiger Tauſend Köpfe (zuerſt 500, dann 800, dann 20 000 und ſchließlich 27 000) die Begründung eines Reichs der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe erwartete. Was aber fragte das aus hungrigen, überſpannten und begehrlichen Pariſer Arbeitern zuſammengeſetzte Publikum des „Ami du peuple“ nach Gedanken und Syſtemen? Ihm genügte, daß der von der Polizei verfolgte, von Keller zu Keller flüchtende und ſchließlich in der Bodenkammer des Legendreſchen Hauſes verſteckte Journaliſt das einfache und bequeme Mittel des Totſchlagens und Aufhängens als ſicheren Weg zur Glückſeligkeit empfahl und daß er in einer Sprache redete, die anſtrengungslos von jedermann verſtanden werden konnte. Zeigte ſich der vielbeſprochene, aber nur höchſt ſelten geſehene Mann — den manche Leute für kein wirkliches Weſen, ſondern für einen bloßen Mythus hielten -- einmal öffentlich, ſo machte er den Eindruck eines Verrückten. Aus den wilden Augen blitzte fieberhafte Wut, dem großen, vor Leidenſchaftlichkeit ſchäumenden Munde entſtrömten Aufforderungen zu Mord und Brand; um das ungeordnete Haar war ein rotes Tuch geſchlungen, der magere, kleine Körper ſtak in einer weißen oder grellbunten Atlasweſte, aus welcher ein ſchmutziges, an der Bruſt aufgeriſſenes Hemd guckte, und die Stelle des Oberrocks vertrat ein fettglänzendes Kamiſol, das in den verſchiedenſten Farben ſchimmerte. -- Die Abenteuerlichkeit ſeiner Erſcheinung und der Umſtand, daß Marat bis zu ſeinem Eintritt in den Konvent (September 1792) nur ſelten als Redner auftrat, trugen weſentlich dazu bei, den von Danton und Genoſſen als Werkzeug benutzten Skribenten zu einem Lieblingsgegenſtande der Volksphantaſie zu machen. Dieſe Vorteile wußte er mit vielem Geſchick zu benutzen. Auch nachdem aus dem verfolgten Flüchtling ein Revolutionsheld, aus dem armen Teufel ein wohlhabender Journaliſt geworden war, blieb der unheimliche Geſelle ſeiner Vorliebe für Kellerwohnungen und dunkle Verſtecke treu. Im buchſtäblichen Sinne des Wortes ſaß er Tag und Nacht hinter dem Schreibtiſch, um Anklage über Anklage, Aufruf über Aufruf, Phraſe über Phraſe zu ſchmieden. Den acht Seiten umfaſſenden „Ami du peuple“ ſchrieb Marat allein und zwar mit ſo ungezügelter Produktionsluſt, daß beinahe regelmäßig Beilagen von gleichem Umfange zugegeben und daß auf den letzten Seiten die Spatien (Zwiſchenräume) häufig herausgenommen werden mußten, um für den überquellenden Stoff Raum zu ſchaffen. Der Sieg der Republik war längſt entſchieden, die Girondiſtenpartei geſtürzt, die uneingeſchränkte Gewalt des Wohlfahrtsausſchuſſes aufgerichtet und der rettende „Schrecken“ in aller Form verkündigt worden, und immer noch blieb Marats bluttriefendes Programm das nämliche. Im Konvent gefürchtet und von den eigenen Genoſſen ſcheu angeſehen, hatte der mächtige Journaliſt den Pariſer Gemeinderat zum Haupttummelplatz ſeiner Thätigkeit gemacht, um in wütenden Reden zu wiederholen, was er in pöbelhaften Zeitungsartikeln bereits hundertmal geſagt hatte: daß nur die unbarmherzige Ausrottung der Ariſtokraten, der Laſterhaften und der Lauen das Vaterland retten, nur die Diktatur zur Freiheit führen könne.

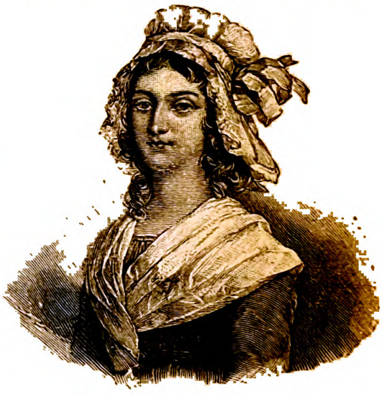
Marats Privatleben war ein ſchmutziges, aber kein laſterhaftes -- Gewinnſucht lag ihm fern, die Mäßigkeit ſeiner Exiſtenzweiſe wird auch von Gegnern anerkannt und hinzugefügt, daß der Prediger des Blutvergießens perſönlich an ihn gerichteten Bitten in vielen Fällen zugänglich geweſen ſei, direkt an ihn gebrachte Gnaden- und Rettungsgeſuche nur ſelten unberückſichtigt gelaſſen habe. Die Triebfedern ſeines wahnwitzigen Gebarens waren verletzte Eitelkeit, Neid gegen Begünſtigte und ein Mißtrauen, das ſeine ausſchweifende Phantaſie zur Tollheit ſteigerte. Er wollte der mächtigſte, gefürchtetſte und populärſte Mann ſeiner Zeit und ſeines Landes ſein, keine Nebenbuhler dulden und diejenigen vernichten, die ſeinen Erfolgen im Wege ſtanden. Daher die teufliſche Wut, mit welcher er die Zeugen ſeiner würdeloſen Vergangenheit verfolgte, überlegene Talente verleumdete und denen nach dem Leben trachtete, die — wie der große Chemiker Lavoiſier — ſeine wiſſenſchaftlichen Verſuche unbeachtet gelaſſen oder in Schatten geſtellt hatten. In jedem hervorragenden, durch Charakter und Geiſtesgaben hervorragenden Mann witterte er einen Feind, einen Sünder gegen das Prinzip der Gleichheit — Ueberlegenheit als ſolche dünkte ihm ein Verbrechen, wenn ſie ſich nicht in den Dienſt ſeiner Ideen ſtellte. So weit war es mit dem Größenwahnſinn Marats gekommen, daß er ſich in Briefen an den Konvent über mangelnde Beachtung der Ratſchläge beklagte, die er, der größte Staatsmann Europas, der Regierung erteile. Körperlich und geiſtig krank, rieb er ſich im Kampfe gegen die Schreckbilder einer Phantaſie auf, mit welcher er die ungeſunden Elemente der Pariſer Bevölkerung angeſteckt und zu den entſetzlichſten Verbrechen geſtachelt hatte.

So unglaublich es klingt — dieſer in jeder Rückſicht ekelhafte Dämon der Zerſtörung beſaß unter den Frauen ſeiner Zeit noch ſchwärmeriſchere Anbeterinnen als unter den Männern. In ſeiner Jugend hatte Marat eine überſpannte Marquiſe zur Geliebten gehabt, während der Jahre ſeiner journaliſtiſchen Keller- und Flüchtlingsexiſtenz der Frau ſeines Buchdruckers eine ſo heftige Leidenſchaft eingeflößt, daß dieſe bis dahin unbeſcholtene Dame Mann und Kinder verließ, um hierdurch ſeine Zigeunerexiſtenz zu teilen und die Sorge für ſeine Bedürfniſſe zu übernehmen. In dieſem Beruf wurde die Unglückliche durch eine Nachfolgerin abgelöſt, die noch günſtigeren Verhältniſſen entſtammte. „Marat," ſo berichtet ſeine Schweſter Albertine, „lebte nicht auf eigene Koſten. Als er von Keller zu Keller flüchtete, hatte eine göttliche (divine), von ſeinem Schickſal gerührte Frau, Katharine Evrard, ihn zu ſich genommen, ihm ihr Vermögen und ihre Ruhe geopfert." Seit Ende des Jahres 1792 wohnte das ungleiche Paar in dem erſten Stockwerk der Nummer 20 der Rue des cordeliers (ſpäter Rue de l'école de médecine). Die von Marat ſelbſt bewohnten zwei Stuben ſahen auf den Hof hinaus und waren mit großen, ſchmutzſtarrenden Tiſchen und rohen Stühlen ausgeſtattet. An einem dieſer Tiſche ſchrieb er ſeine Artikel, an den übrigen Tiſchen wimmelte es von Korrektoren, Zeitungsfalzern und Setzerlehrlingen, die die gedruckten Blätter ordneten und an die unaufhörlich ab- und zugehenden Kolporteure, Ausrufer u. ſ. w. verteilten.


Jean Paul Marat

Trat man aus dieſen ärmlichen Räumen in das Nebenzimmer, ſo glaubte man in eine andere Welt verſetzt worden zu ſein. Man hatte ein freundliches, ſonniges Gemach vor ſich, das mit feinſtem Geſchmack und ausgeſuchtem Luxus eingerichtet war. Die zierlich geſchnitzten Möbel waren mit blauem und weißem Damaſt überzogen, die Vorhänge von feiner Seide gefertigt, friſche Tapeten glänzten in fein abgeſtimmten Farben, auf den Tiſchen ſtanden koſtbare Vaſen, an den Fenſtern friſche Blumen. Hier hauſte die „göttliche" Katharine Evrard, eine früh gealterte, von beſtändiger Sorge um die Sicherheit ihres Freundes gequälte Frau, der Marat die Ehe verſprochen und die er einſtweilen im Angeſicht der Sonne und der Natur zu ſeiner Gattin gemacht hatte.

Marats Ermordung durch die vierundzwanzigjährige Charlotte Corday d'Armont (13. Juli 1793) gehört zu den bekannteſten Epiſoden der Revolutionsgeſchichte. Daß das ſchöne, über dem Studium Plutarchs zur Schwärmerin gewordene Mädchen nicht aus romanhaften, ſondern aus patriotiſchen Beweggründen gehandelt hat, iſt längſt ebenſo allgemein anerkannt, wie daß dasſelbe ſich in ſeinem Opfer vergriffen. Seit der Vernichtung der Girondiſtenpartei hatte Marat den Höhepunkt ſeiner Bedeutung überſchritten und aufgehört, den Superlativ revolutionären Unſinns zu repräſentieren. Jenſeits der Grenzen, zu denen das Jakobinertum vorgedrungen war, that ſich eben damals eine neue Partei auf — diejenige der Kommuniſten, welche die politiſche Umwälzung durch den wirtſchaftlichen Umſturz vervollſtändigen wollte, und den Beſitzenden als ſolchen den Tod ſchwor. Den Hauptvertreter dieſer Richtung, Grachus Baboef (der damals zu Aisne lebte), ſcheint Marat nicht perſönlich gekannt zu haben; gegen einen Pariſer Apoſtel der neuen Lehre, Jacques Roux, war er dagegen öffentlich aufgetreten. Ob das aus Gründen perſönlicher Natur oder auf Veranlaſſung Dantons geſchehen war, wiſſen wir nicht: genug, daß der „Ami du peuple" die „Ultrarevolutionäre" Roux und Leclerc heftig angegriffen und vor ihren Lehren gewarnt hatte. — Gefährlicher noch als dieſer Konkurrent war aber ein anderer Mitbewerber um die Pöbelgunſt geworden. In den Kreiſen des Pariſer Gemeinderats hatte ſeit den letzten Wochen Hébert, der Herausgeber des vielgeleſenen „Père Duchesne", die wichtigſte Rolle geſpielt und einen Ton angeſchlagen, der denjenigen Marats übertrumpfte.


Charlotte Corday d'Armont.

Ueber den „Père Duchesne" iſt längſt das letzte Wort geſprochen.

Während die meiſten übrigen Mitſpieler des großen Pariſer Trauerſpiels von 1794 unter den ſpäteren Radikalen eifrige Verteidiger gefunden haben, war Jacques Hébert auch von den fanatiſchten Gläubigern der revolutionären Legende preisgegeben. Daß ein Menſch ſeines Schlages jemals die Rolle einer Pariſer Autorität hat ſpielen können, kann überhaupt nicht anders denn als Schmach Frankreichs bezeichnet werden. Ihn mit Marat in ein und dieſelbe Ordnung zu ſtellen, hieße den letzteren verunglimpfen und verleumden. Marat war ein aus Eitelkeit verrückt gewordener Gelehrter von umfaſſender, wenngleich verworrener Bildung, ein Mann, der an ſich ſelbſt glaubte und der ehrlich verfuhr, ſoweit dieſe Bezeichnung auf einen Menſchen ſeiner ſittlichen und geiſtigen Beſchaffenheit nach überhaupt angewendet werden kann, — Hébert ein gemeiner Ignorant, der die Spekulation auf die niedrigſten Pöbelinſtinkte als Geſchäft betrieb. Marats Vorleben hatte aus einer Kette litterariſcher Thorheiten, dasjenige Héberts aus gemeinen Verbrechen beſtanden. Unter die revolutionären Journaliſten war Hébert erſt gegangen, nachdem er ſich als diebiſcher Bedienter eines vornehmen Herrn und als betrügeriſcher Billeteur eines Vorſtadttheaters innerhalb ſeiner urſprünglichen Sphäre unmöglich gemacht hatte. Gefälliges Ausſehen, flüſſige Suade und angeborne Unverſchämtheit ließen ihn während des Jahres 1789 ſein Glück als Volks- und Gaſſenredner verſuchen und finden, d. h. die Gunſt des Jakobinerklubs erwerben. Von dieſem wurden die Mittel zur Begründung eines Volksblatts vorgeſchoſſen, welches den Namen eines von dem Poſtbeamten Lemaire herausgegebenen populären Journals gemäßigter Richtung (Père Duchesne) annahm und unter der Leitung Héberts zu einem der verbreitetſten Organe der Umſturzpartei gemacht wurde. Mit dem Inſtinkt der Gemeinheit wußte der Redakteur den Ton allertiefſter Leutſeligkeit anzuſchlagen, der bei Ungebildeten nur ſelten ſeinen Zweck verfehlt. Marat redete in der Sprache eines verrückt gewordenen Gelehrten, der durch die Wildheit ſeiner Vorſchläge zum Pöbelhelden wird, — Hébert ſuchte durch die Pöbelhaftigkeit als ſolche zu wirken, indem er mit Zoten, Schimpf- und Ekelworten um ſich warf, die vor ihm niemand drucken zu laſſen gewagt hatte. Die ſchändlichſten und niederträchtigſten Dinge wurden in der denkbar unflätigſten Weiſe vorgetragen, mit Flüchen und Läſterungen gewürzt — ein Verfahren, das zu öffentlichem Bekenntnis von Dingen einlud, zu denen ſich bis dahin ſelbſt die verkommenſten Schichten der großſtädtiſchen Bevölkerung nur insgeheim bekannt hatten. In der Kunſt, die Leidenſchaften und Haß gegen die Opfer ſeiner Wut zu wecken, blieb der „Ami du peuple“ unübertroffen, dem „Père Duchesne“ aber blieb als Spezialität vorbehalten, die Beſiegten zu beſchimpfen und den Reſt des dem Volke gebliebenen Anſtands- und Sittlichkeitsgefühls zu zerſtören. Als geeignetſte Mittel dazu empfahlen ſich — neben „unzweideutigen Zweideutigkeiten“ — Verſpottungen der Kirche, der Religion und des Gottesglaubens. Trotz ſeiner Hinneigung zu materialiſtiſchen Anſchauungen hatte der Rouſſeauſchwärmer Marat ſich dem „höchſten Weſen“ gegenüber reſpektvoll gezeigt, trotz energiſchen Kirchen- und Prieſterhaſſes die Gottes- und Religionsidee unangetaſtet gelaſſen. Hébert predigte die Gottloſigkeit als Prinzip, und zwar in einem Tone, der zweifelhaft ließ, ob der lebendige Gott geleugnet, oder ob er verſpottet werden ſollte. Und das alles geſchah bei kaltem Blut und mit Rechnung auf den dadurch zu erzielenden buchhändleriſchen Gewinn. Während die Kolporteure ihr: „Vater Duchesne iſt heute wieder fürchterlich böſe“ durch die Straßen riefen und die Leſer ſich einbildeten, der große Patriot ſei in Raſerei über den der heiligen Volksſache zugefügten Schaden geraten, ſaß der rotwangige, glattraſierte und ſtutzerhaft gekleidete Journaliſt in ſeinem elegant ausgeſtatteten Kabinett, um mit wohlgepflegten, in Spitzenmanſchetten ſteckenden weißen Händen die Ergebniſſe des letzten Straßenverkaufs durchzuzählen, ſeine beiden in den Obertaſchen der modiſchen Culotte (Kniehoſe) ſteckenden Uhren nach der Stunde für Diner und Spazierfahrt zu fragen, oder ſeiner hochgeputzten Gemahlin ſchmunzelnd über das Kaſſenreſultat der Wutausbrüche des „Père Duchesne“ zu berichten. Der von rationeller Ausnutzung pöbelhaften Unrats lebende Emporkömmling hatte ſich die Gewohnheiten eines vornehmen Herrn zugelegt; er hielt Wagen und Pferde und verkehrte hauptſächlich mit üppigen Geldleuten, die Papiergeldwucher und Ausbeutung der Finanznot des Staats im großen Stil betrieben. Seine freien Stunden pflegte Hébert in der Geſellſchaft ausländiſcher Bankiers, der Brüder Kock und des Spaniers Guzman, zu verbringen, ſeine Arbeitszeit zwiſchen dem Redaktionstiſch und dem Verſammlungszimmer des Gemeinderats zu teilen. Unter den Männern, die als Schutzpatrone und zugleich als Schützlinge des „Père Duchesne“ fungierten, nahmen der Kriegsminiſter Bouchotte, der Maire Pache und der Gemeindeprokurator Chaumette die oberſten Stellen ein. Das elendeſte aller Schandblätter wurde in Zehntauſenden von Exemplaren unter der Armee verteilt, mußte in allen Kneipen aufliegen und von Wirten, die ſich als gute Patrioten empfehlen wollten, verbreitet werden. Unter Robespierres nachgelaſſenen Papieren iſt ein Bericht Growiers darüber aufgefunden worden, daß in einem einzigen Gaſthauſe 400 Exemplare des „Père Duchesne“ gelagert hätten! -- Der beſonderen Gunſt Héberts hatte ſich der platte Schwätzer Chaumette zu erfreuen, der zuſamt ihm und dem halbverrückten preußiſchen Baron Klotz (Anacharſis Clootz) unter die großen Propheten des Vernunftgottesdienſtes von 1793 zählte.

Von Chaumette entwirft ſein Verteidiger Michelet in der „Geſchichte der Revolution“ die folgende Charakteriſtik: „Ein kleiner Kerl mit angenehmem, aber höchſt gewöhnlichem Geſicht und munteren, ſchwarzen Augen.... Der genau auf dem Bildungsniveau der Maſſen ſtand und dabei einen Mutterwitz und eine Gutartigkeit beſaß, von denen bei Hébert keine Spur zu finden war. Zwiſchen beiden beſtand häufig Meinungsverſchiedenheit, namentlich rückſichtlich einer Gattung von Frauenzimmern, die der tugendhafte Procureur ausgerottet zu ſehen wünſchte, während ſein Freund für dieſelben eintrat, und weiter rückſichtlich der Behandlung der Vendee, die Hébert ‚ausrotten‘, Chaumette aber durch revolutionäre Miſſionsprediger zu republikaniſchen Anſchauungen bekehren wollte. Chaumette war ein ſchwacher, außerordentlich ängſtlicher, aber ehrlicher Burſche, ein Mann, der ſeine Stellung nie im eigenen Intereſſe mißbraucht hat; der Sohn dieſes Procureurs der Gemeinde von Paris iſt als Arbeiter, ſein Enkel als Gärtner geſtorben. Eben weil das Volk ihn als ehrlichen Mann kannte, wurde dasſelbe niemals müde, ihm zuzuhören. Hatte ein Arbeiter nichts zu thun, ſo ging er (aufs Rathaus), um ſich an einer Rede Chaumettes und an dem Anblick ſeiner banalen Figur zu erbauen. -- Niemals (ſo heißt es am Schluß dieſer wunderlichen Lobrede) hat ein populärer öffentlicher Beamter wohlwollende und gemeinnützige Abſichten in ſo großer Anzahl entwickelt, wie Anaxagoras Chaumette.“

Dieſer Anaxagoras (der eigentlich Pierre Gaspard hieß und den wohlklingenden griechiſchen Namen als Verehrer der modiſchen Klaſſizität angenommen hatte) war durch den Läſterer Hébert und den „Redner des Menſchengeſchlechts“ Clootz für den Gedanken begeiſtert worden, das Volk von der Laſt ſeiner religiöſen Vorſtellungen zu befreien, für die Stadt Paris alles Kirchen- und Chriſtentum zu beſeitigen und an die Stelle der Gottesverehrung den Kultus der Vernunft zu ſetzen. Was bei Hébert Ausfluß der Niedertracht und ſchmutziger Freude an der Beſudelung aller idealen Mächte des Lebens war, erſchien bei Anacharſis (eigentlich Johann Baptiſta) Clootz als Fanatismus für die materialiſtiſchen Grundſätze, welche der geborene Rheinländer bereits als Knabe eingeſogen hatte — bei dem albernen Chaumette als gedankenloſe Großſprecherei und Großmannsſucht. Drei Monate nach der Ermordung Marats, am 7. November 1793, erſchienen die drei Geſellen im Geleit des elenden Biſchofs Gobel, des Buchdruckers und Gemeinderats Momoro, des Maires Pache und anderer Geſinnungsgenoſſen vor den Schranken des Konvents, um namens der Gemeinde und der Geiſtlichkeit von Paris für dieſe Stadt die Abſchaffung der Religion, des Aberglaubens zu verkündigen, die Verehrung von Freiheit, Gleichheit und Wahrheit für den einzigen menſchenwürdigen Kultus zu erklären und (durch den Mund Chaumettes) die Feſtſetzung eines „Feſtes der Vernunft“ zu beantragen. Obgleich der Konvent ſich durch die Annahme dieſes Vorſchlages entwürdigte und nur ein Mitglied desſelben, der Biſchof Grégoire von Blois, mutig den heiligen Glauben der Väter bekannte und namens der Kultusfreiheit Verwahrung einlegte, war der Eindruck dieſer ſchändlichen Poſſe ein höchſt peinlicher und für ſeine Urheber ungünſtiger. Als der halbverrückte

Clootz abends im Wohlfahrtsausſchuß erſchien, um mit ſeinem „ſchönen Erfolge“ großzuthun, konnte Robespierre nicht mehr an ſich halten. Mit an Wut grenzender Heftigkeit warf er dem „Redner des Menſchengeſchlechts“ vor, die Sache der Revolution vor den katholiſchen Nachbarvölkern, insbeſondere den zu Frankreich neigenden Belgiern, ſchwer geſchädigt zu haben. Obgleich Clootz ſich in äußerſter Beſtürzung zurückzog, wurde drei Tage ſpäter das „Feſt der Vernunft“ in der Notre Dame-Kirche feierlich begangen. Im Mittelſchiff des ehrwürdigen Baues erhob ſich der „Tempel der Philoſophie“, zu deſſen Seiten die Throne der „Vernunft“ und der „Freiheit“ aufgeſtellt waren. Als Vertreterin der letzteren fungierte die Schauſpielerin Maillard, eine gedankenloſe Modepuppe, die ſich der Gelegenheit zur Schauſtellung ihrer ſchlanken Geſtalt und ihres langen, blonden Haares ſo kindiſch freute, als handle es ſich um eine gewöhnliche Theatervorſtellung. Die „hübſchen Verdammten der Oper“ trugen einen von Chénier gedichteten, von Goſſec (dem Komponiſten eines Requiems und Begründer der Concerts spirituels) in Muſik geſetzten Lobgeſang vor. Chaumette hielt eine ſeiner Plattheit würdige Weiherede und ſtellte nach Schluß des ſchandbaren Mummenſchanzes die neue Göttin dem Konvente vor, der dieſelbe zur Teilnahme an ſeiner Sitzung einlud. Als der Präſident dieſer Entwürdigung die Krone aufſetzte und der Theaterprinzeſſin einen Platz an ſeiner Seite anwies, ſchien Robespierre ſeine Entruſtung abermals nicht mehr bemeiſtern zu können. Wutknirſchend verließ er die Verſammlung, die — nach des Deputierten Levaſſeur treffender Bemerkung — „der aufrühreriſchen Vendee einen größeren Dienſt erwies, als wenn ſie derſelben zehntauſend Mann Hilfstruppen zugeführt hätte“. Robespierres Zorn galt übrigens nicht nur der verbrecheriſchen Herausforderung von Millionen aufrichtiger Chriſten des franzöſiſchen Volkes, ſondern ebenſo dem Frevel gegen die Gottesidee, zu welcher der Verehrer Rouſſeaus ſich aufrichtig bekannte und die er für eine unentbehrliche Säule der ſtaatlichen Ordnung anſah.

Deſto größer war die Befriedigung der um Hébert und Genoſſen geſcharten Rotte. Der „Pere Duchesne“ ließ ſich's nicht nehmen, das große Ereignis in einem von Gottesläſterungen ſtrotzenden Artikel (Nr. 309 des Jahrgangs 1793 — J. II. des republikaniſchen Kalenders) zu feiern und u. a. das folgende zu ſagen: „O über das ſchöne Feſt, das wir gefeiert haben! Welcher Anblick war es für die Kinder der Freiheit, ſich in die ehemalige Kathedrale zu begeben, um den Tempel der Dummheit für die Wahrheit und Vernunft zu reinigen“ (das weitere iſt nicht mitteilbar). — Eine zweite Feier ähnlicher Art fand einige Zeit darauf in der Kirche St. André des Arts ſtatt, wo der Vizepräſident der Gemeinde Momoro „die Honneurs des Feſtes“ machte und ſeiner ſchönen jungen Gattin, einer ehrbaren Bürgerstochter, trotz leidenſchaftlichen Widerſtrebens, die Rolle der Göttin der Vernunft aufnötigte.

Das geſamte tolle Weſen war von nur kurzer Dauer. Den Beſchlüſſen des Gemeinderats wegen Zerſtörung der Thore St. Denis und St. Martin und Chaumettes Anträgen auf Abtragung der Waſſerwerke von Marly, ſowie der „die Gleichheit ſtörenden“ Türme von Notre Dame ſetzte der Konvent ein nachdrückliches Verbot entgegen, — wenige Monate ſpäter aber brach über die Urheber des empörendſten Frevels, von dem die neuere Geſchichte weiß, das Strafgericht des Himmels herein, welches Hébert in dem oben angezogenen Aufſatz ausdrücklich herausgefordert hatte. Robespierre, der nie vergaß und nie vergab, hatte den Tempelſchändern den Tod geſchworen und hielt mit gewohnter Püntlichkeit Wort. Bereits am 12. Dezember wurde Clootz auf des unerbittlichen Diktators Antrag als Fremder, reicher Mann und Exadliger aus dem Jakobinerklub ausgeſchloſſen; und obgleich Hébert und Chaumette ihren Genoſſen ſofort verleugneten, ja nach dem Bekanntwerden von Robespierres Rede gegen den Atheismus den Père Duchesne Hymnen auf die Gottesidee und den „Sansculotten“ Jeſus halten ließen, brach auch gegen ſie das Unwetter los. Am 15. März (1794) wurden die drei Frevler, die ſich gegen die Allgewalt des Wohlfahrtsausſchuſſes ausgeſprochen und auf die Notwendigkeit einer Erhebung des Volks von Paris hingewieſen haben ſollten, als Verſchwörer verhaftet und vor das Revolutionstribunal geſtellt. Obgleich die wider ſie erhobene Anklage jeder Grundlage entbehrte, wurden Hébert, Momoro und Clootz bereits am 24. März (1794) zum Tode geführt; der erſtere ſtarb als der erbärmliche Wicht, der er ſein Leben lang geweſen, Clootz predigte den Materialismus noch auf dem Henkerkarren. Gegen den unglücklichen Chaumette hatte die Verhandlung gar nichts ergeben — es mußte eine neue vollendet abſurde Anklage erhoben werden, und auf Grund dieſer wurde er und der abtrünnige Biſchof Gobel drei Wochen ſpäter (15. April) enthauptet.

Von den untergeordneten Teilnehmern an dem Vernunftgottesdienſt haben die meiſten noch viele Jahre gelebt — die unſchuldige Frau Momoro war ihrem Manne freilich ſchon bald in den Tod gefolgt. Ueber den Ausgang der „Göttin der Vernunft“ Mademoiſelle Maillard liegen keine Nachrichten vor, die (nirgends mit Namen bezeichnete) „Göttin der Freiheit“ iſt noch als alte Frau von dem Liederdichter Beranger beſungen worden.

Bedenklich ähnlich!

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

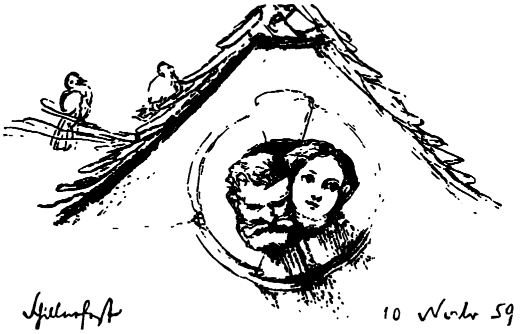
Durch Zufall kam folgender Brief anläßlich des Artikels über Eduard Grützner (in Heft 2 dieſes Jahrgangs von „Vom Fels zum Meer“) in unſere Hände. Wir glauben keinen Vertrauensbruch zu begehen, wenn wir unſeren Leſern das harmloſe Schreiben hier mitteilen:

Lieber Hieronymus!

Vorgeſtern las ich in der Zeitſchrift „Vom Fels zum Meer“ einen Aufſatz über den Maler Grützner, der unſere Leute immer zum Gegenſtand ſeiner Bilder wählt und uns ſehr wohlgenährt, behaglich und vergnügt darſtellt, als ob wir unſere Sorgen, Plagen, Aengſten und Nöten nicht auch hätten, und zu gleicher Zeit faſt trifft das Bild von Grützner von Dir ein, in welchem Du mich ſpaßhafterweiſe aufforderſt, Dich herauszuerkennen. Nun, geliebter Bruder, wenn Du ſo wohl und rotbäckig jetzt ausſiehſt, wie auf der „Weinprobe“ gemalt iſt — und der Kapuziner ſieht Dir aufs Härchen gleich — ſo freue ich mich Deines Wohlſeins und wünſche mir das gleiche. — Du ſcheinſt aber einen kleinen Pokal ſchon zum Frühſtück zur Stärkung genommen zu haben, denn Deine Aeuglein ſchwimmen ſo ſelig und Dein Mund iſt ſo nett geſpitzt. — Ich möchte Dir jedoch bei Deiner Wohlbeleibtheit raten, auch einmal etwas Ungariſches zu trinken, z. B. Saxlehner, wie ich jetzt. — Das ſcheint mir recht angebracht für Deine augenblickliche Konſtitution, die der Grützner Dir ſo klug abgeſehen zu haben ſcheint. — Schlage meinen Rat nicht in den Wind. Nimm den beſten Dank für die Ueberſendung Deines ſchönen Konterfeis und vergiß das Ungariſche nicht und auch nicht

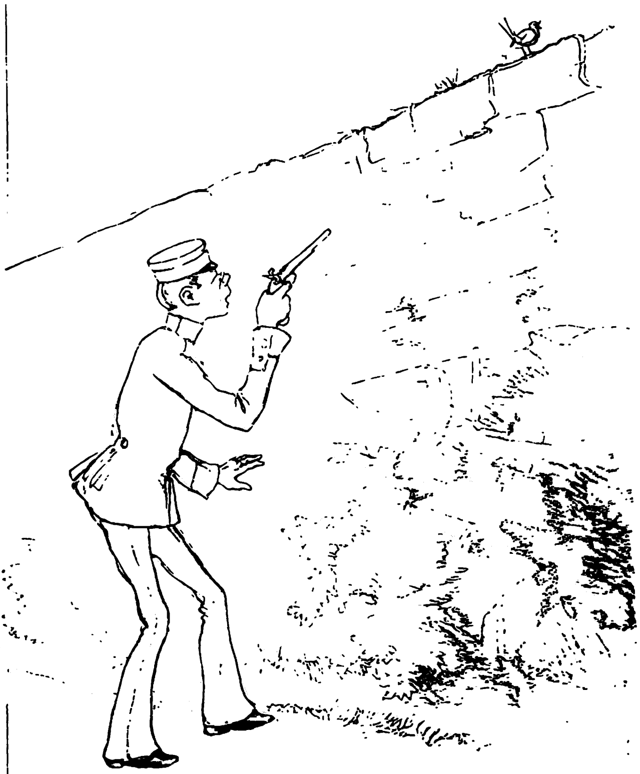
Deinen

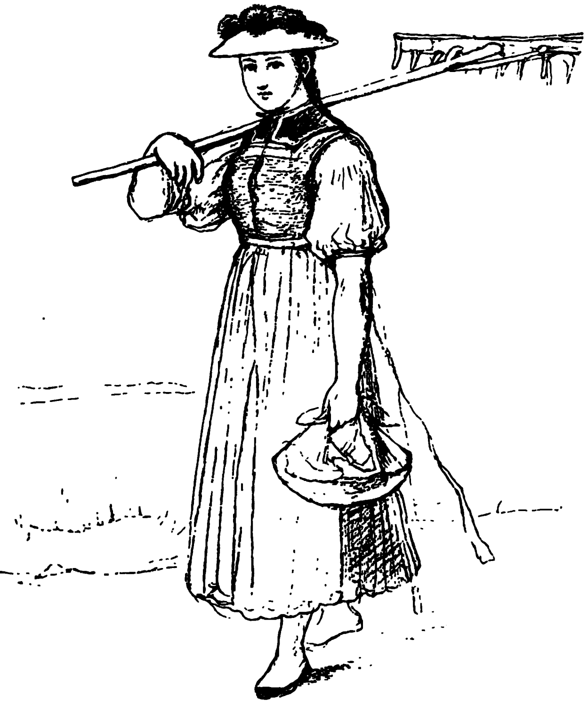
Bruder Polykarpus.

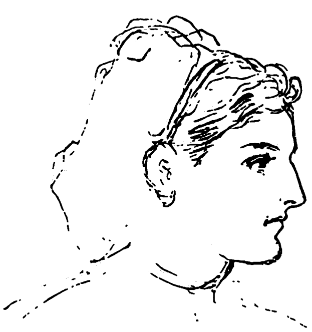


Ein neues Skizzenbuch von Albert Hendſchel.

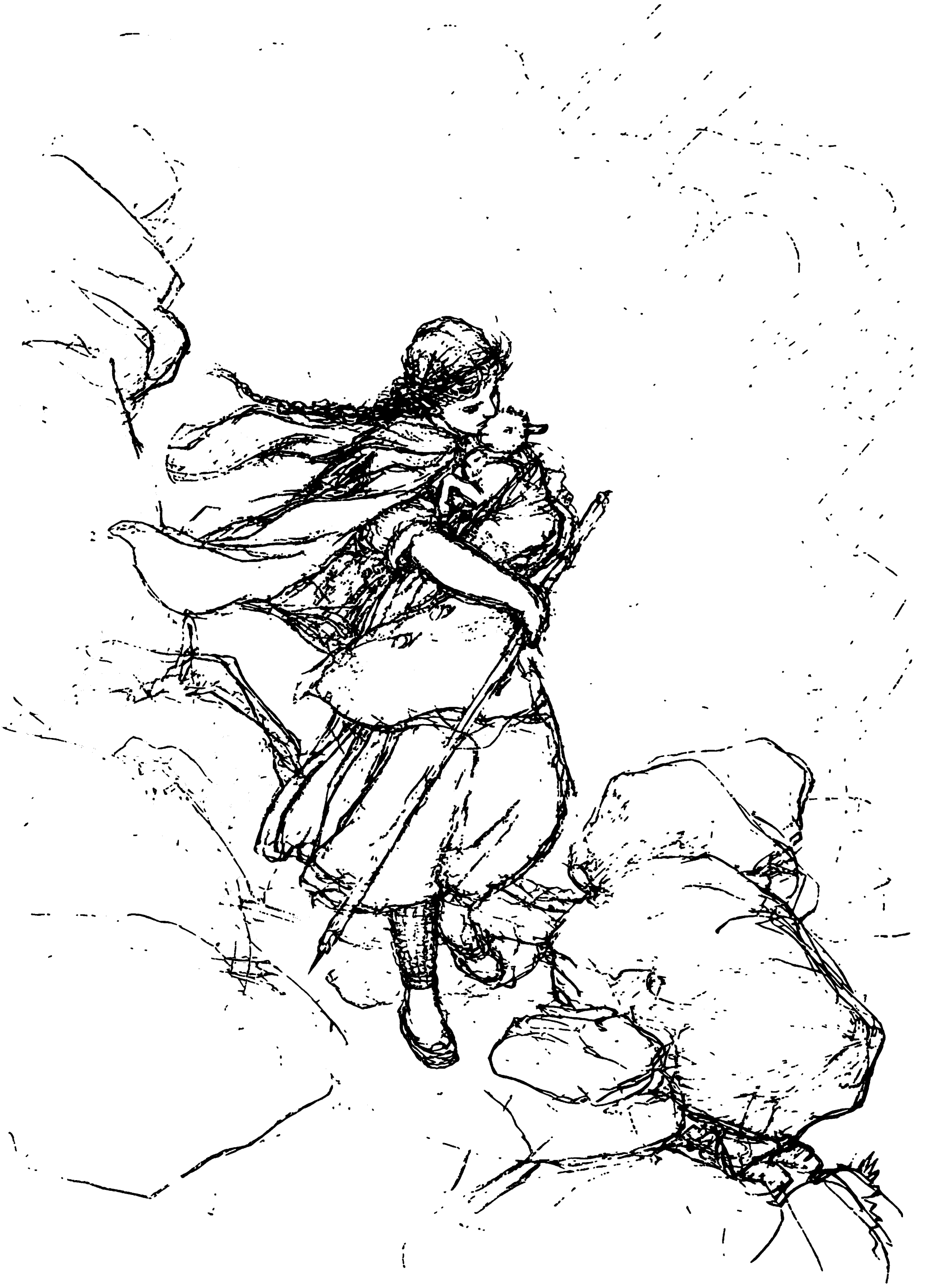
Kurz vor Weihnachten 1871 ſtellte ein Frankfurter Verleger in ſeinem Schaufenſter eine Anzahl Blätter eines Skizzenbuches aus, die ſofort eine große Zahl von Neugierigen und Bewunderern heranzogen. Die Schaufenſter des Buchladens waren bald von Leuten umlagert, welche ſich drängten, dieſe Zeichnungen zu ſehen. Die Blätter machten großes Aufſehen und in wenigen Tagen war das Werk, aus dem ſie ſtammten, ſo vollſtändig ausverkauft und die Nachfrage auch aus der Ferne, von Berlin und Leipzig, ſo ſtark, daß in aller Eile neue Platten hergeſtellt und Neudrucke gemacht werden mußten. Dieſen außerordentlichen Erfolg hatte ein Skizzenbuch von Albert Hendſchel — „Aus A. Hendſchels Skizzenbuch" lautete eigentlich der Titel —. Niemand hatte von dem Zeichner bisher etwas gewußt, keine Reklame war dem Werke vorausgegangen, mit einem Schlage ward dieſer Mann ein hochgeſchätzter Künſtler, ein Liebling der Nation. Und wodurch hatte Hendſchel das erreicht? Durch die Wahrheit ſeiner Zeichnungen, die eine überraſchende Fülle von ſcharfen Beobachtungen nach der Natur, wirkliche Szenen und Vorgänge des Lebens auf der Straße und in der Häuslichkeit brachten, welche mit größter Liebenswürdigkeit und ergötzlichſtem Humor wiedergegeben waren. In dieſen Blättern war nichts Zuſammengeſuchtes, nichts Weithergeholtes, nichts Gemachtes und Komponiertes. Die Zeichnungen ſtellten Szenen dar, wie jeder ſie hundertmal im Leben ſchon geſehen hatte, ohne darüber viel zu denken. Hier waren dieſe mit ſolcher Genialität erfaßt, ſo ſchlagend naturwahr, intereſſant, poetiſch und komiſch durch den Zeichenſtift feſtgehalten, daß niemand ſich dem Zauber dieſer genialen Abſpiegelung des täglichen Lebens entziehen konnte. Man begann nach dieſem Künſtler zu forſchen, erfuhr aber nur wenig, da der ſtille, beſcheidene junge Mann eigentlich von niemand gekannt war. Albert Hendſchel iſt im Jahre 1834 zu Frankfurt a. M. geboren, aus einer Familie, deren Name allerdings weithin bekannt war durch das vom Vater des Künſtlers begründete und herausgegebene Eiſenbahnbuch „Hendſchels Telegraph". Hendſchel erhielt eine ſorgfältige Erziehung und zeigte ein hervorragendes Zeichentalent. Einſt fertigte er von einer bekannten Perſönlichkeit eine ſo lächerlich wahre Karikatur, daß die Eltern des Jünglings jetzt ſich entſchloſſen, den Sohn Maler werden zu laſſen. Albert Hendſchel trat 1847 in das Städelſche Kunſtinſtitut ein, wo er zuerſt den Unterricht der Profeſſoren J. Becker, Paſſavant und Steinles genoß. In die Malſchule trat er unter Profeſſor J. Becker ein







und blieb deſſen ſpezieller Schüler dort bis 1865. In dieſer Zeit war dem Künſtler ein ſchönes und reiches Leben aufgegangen. Jeden akademiſchen Zopf warf Hendſchel weit hinter ſich. Die größte Natürlichkeit, durchhaucht von Poeſie, ward ſeine Loſung. Begabt mit einer außerordentlichen Fähigkeit, das Charakteriſtiſche zu erſchauen und ſofort wiederzugeben, im Beſitze eines ungewöhnlich treuen Gedächtniſſes für alle Einzelheiten des einmal Geſehenen, geſtaltete Hendſchel nun in reichſter Schöpferkraft, was er erblickte, und unter ſeiner Künſtlerhand wuchſen die trivialſten Vorkommniſſe voll intereſſanten Lebens und wurden Charakterbilder erſten Ranges. Was jedoch die Hendſchelſchen Zeichnungen beſonders anziehend macht, das iſt in erſter Linie die Gemütstiefe, die aus allen ſeinen Schöpfungen ſpricht, und dann der feine Humor, die gute Laune, welche über dieſe Zeichnungen ausgegoſſen iſt, dies iſt das Zaubermittel, durch welches Hendſchel die ſcheinbar gewöhnlichſten nüchternſten Vorgänge in das Reich des Künſtleriſchen erhebt und das Kleinſte und Geringſte reizvoll macht. Unübertrefflich iſt Hendſchel als Kinderzeichner. Hier erreicht der Künſtler in der Darſtellung des Kinderlebens die ſinnige Schönheit des Dresdener Richter, des größten Meiſters auf dieſem Gebiete, übertrifft aber dieſen Klaſſiker an Humor. Vom Jahre 1872 bis 1874 erſchienen Bereicherungen der Skizzenbücher. Leider ſtarb Hendſchel, kaum 40 Jahre alt, 1884 ſchon. Nach ſeinem Tode erſchien noch eine Sammlung aus dem reichen künſtleriſchen Nachlaß des Meiſters, dem ſich jetzt eine neue Sammlung „Allerlei aus A. Hendſchels Skizzenmappen" (Verlag von M. Hendſchel in Frankfurt a. M.) anſchließt. Wir erhalten hier in einem eleganten Band (Quartband von 40 Blatt) vereinigt über hundert bisher noch nicht veröffentlichte Zeichnungen und Skizzen des Meiſters, koſtbare Szenen, Reiſeeindrücke, Porträts, Tier- und andere Studien, Humoriſtiſches und Ernſtes in bunteſter Abwechslung in photographiſch treuer Wiedergabe der Zeichnung. — Wir halten dieſe Veröffentlichung für ein koſtbares Vermächtnis des heimgegangenen genialen Künſtlers, für ein Weihnachtsgeſchenk erſten Ranges für alt und jung und ſind ſicher, daß der Erfolg auch dieſer Sammlung gleich ſein wird dem der früheren Schöpfungen Albert Hendſchels. — Durch die Liebenswürdigkeit des Verlegers ſind wir im ſtande, unſeren Leſern einige charakteriſtiſche Bilder aus dieſem Werke hier vorzulegen.



Martha.

Roman von Rudolf Lindau.

(Fortſetzung.)

Martha erhob ſich. Sie war kreideweiß geworden. „Da Sie mich augenſcheinlich beleidigen wollen," ſagte ſie mit leiſer, zitternder Stimme, „und ich nicht in der Lage bin, Sie daran zu verhindern, ſo ziehe ich vor, die Unterredung abzubrechen."

Sie ſchritt langſam der nahen Thür zu.

„Aber liebe Martha! Woran denken Sie? Ich bitte Sie, hören Sie mich!"

Das junge Mädchen hatte jedoch bereits die Thür geöffnet und war verſchwunden.

„Was bedeutet das?" fragte Dolores verwundert. — Der Zorn, der ſchnell aufgelodert war, hatte ſich bereits wieder gelegt. Sobald ſie einen dritten als Gegner ihres Bruders auftreten ſah, ſtand ſie ſofort auf deſſen Seite.

„Was das bedeutet!" ſagte Wichers verdrießlich; „Martha iſt noch immer in Nielßen verliebt und ärgert ſich, daß ich dies erkannt und ihr geſagt habe."

„Martha in Nielßen verliebt?" fragte Dolores aufmerkſam. — Die Vorwürfe, die ihr Bruder ihr kurz vorher gemacht hatte, waren vergeſſen. — „Bitte, lieber Eduard, erzähle mir alles!"

Aber der „liebe Eduard" war ſchlechter Laune. „Ein anderes Mal," ſagte er. „Ich bin heute nur zu dir gekommen, um dich zu bitten, den Verkehr mit Nielßen abzubrechen."

„Weshalb?"

Wichers erzählte darauf, was am vorhergehenden Tage zwiſchen ihm und Nielßen beim Frühſtück vorgefallen war. Aber der ſtark gefärbte Bericht, der Nielßen als einen händelſüchtigen, unhöflichen Menſchen darſtellen ſollte, ſchien trotzdem nur geringen Eindruck auf Dolores zu machen. Sie hörte zerſtreut zu, was Wichers jedoch nicht bemerkte, denn nachdem er ſeine Erzählung beendet hatte, ſagte er: „Du biſt nun hoffentlich mit mir einverſtanden, daß an einen Verkehr mit dem ungeſchliffenen Menſchen nicht zu denken iſt. Ich wünſche nie wieder mit ihm zuſammenzutreffen. Sicherlich wirſt du ihn mir nicht in den Weg ſtellen wollen."

Dolores überließ es ſpäterer Sorge, ihren Bruder wieder verſöhnlich zu ſtimmen. Für den Augenblick lag ihr nur daran, über das Verhältnis zwiſchen Nielßen und Martha Aufklärung zu erlangen. Um ihren Bruder jedoch in dieſer Beziehung mitteilſam zu machen, mußte er zunächſt beruhigt werden.

„Sobald Dr. Nielßens Geſellſchaft dir unangenehm iſt, kann ſie mir nicht angenehm ſein," ſagte ſie, „das iſt ſelbſtverſtändlich; aber bei ſeinen alten Beziehungen zu Marthas Vater wird es ſchwer fallen, ihm das Haus zu verbieten. Du weißt, wie ſehr Wilhelm wünſcht, Martha möge ſich verheiraten. Nach der Art und Weiſe, wie er Nielßen neulich bewillkommnete, vermute ich, daß ihm dieſer als Freier ganz genehm ſein würde."

„Wilhelm wird doch nicht ein ſolcher Thor ſein, auch nur eine Sekunde Zweifel darüber zu hegen, ob in Marthas Intereſſe die Bewerbung des jungen Melchior oder die jenes hergelaufenen Doktors zu begünſtigen iſt. Melchior iſt ein Sportsnarr, ein Spieler, aber er iſt wenigſtens ein artiger Menſch, und er kommt aus einer Familie, die in hohem Anſehen ſteht — außerdem iſt er vollſtändig in Martha verliebt. — Nielßen dagegen iſt eine Null, ein Niemand. Er mag ſich da draußen ein paar Thaler verdient haben, aber das, was man ein Vermögen nennt, beſitzt er nicht. Darauf kannſt du dich verlaſſen; davon hätte ich gehört. Marthas Mitgift wird ihn wohl reizen. Glücklicherweiſe hängen ihm die Trauben zu hoch, und nachdem er vor Jahren ſchon klug genug geweſen iſt, ſie ſauer zu finden, hat er jetzt nicht mehr den Mut, die Hand danach auszuſtrecken. Ich habe ihn neulich bei Tiſch genau beobachtet und ich müßte mich ſehr irren, oder Martha iſt ihm gleichgültig geworden. Trachtet er noch nach ihr, ſo wäre das ein Grund mehr, ihn fern zu halten, denn er iſt Martha nicht gleichgültig, und ſie wäre imſtande, ihn dem tauſendmal beſſeren Melchior vorzuziehen."

Nachdem die Unterhaltung ſo weit gediehen war, wurde es Frau Dolores nicht ſchwer, ſich von ihrem Bruder die Geſchichte der alten Beziehungen zwiſchen Nielßen und Martha erzählen zu laſſen. Wichers hatte über dieſe Angelegenheit ſeine eigene Auffaſſung, die von der Zeit datierte, als er ſelbſt, gleichzeitig mit Nielßen und Teder, Martha den Hof gemacht hatte.

„Martha intereſſierte ſich damals lebhaft für Nielßen," erzählte er, „aber ſie merkte wohl, wie wir alle es wußten, daß der Mann es auf ihre Mitgift abgeſehen hatte, und ſie gab ihm einen wohlverdienten Korb. Darauf machte er ſich mit der Miene eines unſchuldig Gekränkten aus dem Staube. Sie ließ ſich dadurch bethören und trauerte um ihn. Ich habe gute Augen und ſah es, obgleich ſie bemüht war, es vor aller Welt zu verbergen. Dann ſtarb der alte Holm und über den Verluſt des Vaters ſchien der des Liebhabers vergeſſen zu werden. Mir wenigſtens kam es damals ſo vor. — Aber wer kann klar in ein Mädchenherz ſehen! — Ich glaube ſeit einigen Tagen, daß ich mich geirrt habe und daß Martha aus Liebe zur Originalität dem einmal abgewieſenen Mitgiftjäger ein liebendes Andenken bewahrt hat.

Ihr erſtes Wiederzuſammentreffen mit ihm im Kurgarten war ſehr charakteriſtiſch. Sie wurde rot und weiß vor Aufregung.“

Es war Dolores, als würde ihr eine Binde von den Augen genommen. Wichers konnte nicht in einem Mädchenherzen leſen. Frau Dolores verſtand ſich darauf. Es unterlag für ſie keinem Zweifel: Martha liebte Nielßen; das junge Mädchen war eiferſüchtig auf ſie, Dolores — daher die üble Laune während der ganzen Fahrt und nach dem Unfalle und auch während des Frühſtücks. Martha hatte ſich ſo wenig beherrſchen können, daß dies ſogar Nielßen aufgefallen war. — Dolores lächelte böſe vor ſich hin: „Jungfer Martha als Nebenbuhlerin!“ Dolores fürchtete ſie nicht.

„Du haſt recht,“ ſagte ſie zu ihrem Bruder, „unter dieſen Umſtänden geſchieht es nur im Intereſſe Marthas, wenn der Verkehr zwiſchen ihr und Dr. Nielßen möglichſt eingeſchränkt wird. Ich werde das Nötige beſorgen; verlaß dich auf mich!“

Darauf küßte ſie ihren Bruder auf die Wange, und dieſer entfernte ſich, befriedigt in dem Gedanken, Nielßen, der es gewagt hatte, ihn zu beleidigen, das Haus ſeiner Schweſter verſchloſſen zu haben; Dolores aber begab ſich auf ihr Zimmer, wo ſie, nachdem ſie Hut und Mantel abgelegt hatte, lange Zeit nachdenklich ſitzen blieb. — Wie würde ſie es anfangen, um Nielßen auch in Zukunft zu ſehen, ohne ſich deswegen mit ihrem Bruder zu entzweien? Der Gedanke, auf Nielßen zu verzichten, kam ihr nicht eine Sekunde; aber noch weniger wollte ſie die Möglichkeit erwägen, den Bruder ernſtlich zu erzürnen. Die beiden, Nielßen und Eduard, mußten wieder miteinander verſöhnt werden, wenigſtens zum Schein. — Dann beſchäftigte ſich Dolores mit Martha. Jetzt, nachdem ſie eine Erklärung für den Verdruß des jungen Mädchens gefunden hatte, beunruhigte ſie dieſer nicht mehr. Sie hatte ſofort erkannt, daß ihr Benehmen, Nielßen gegenüber, Martha mißfallen, aber im erſten Augenblicke hatte ſie geglaubt, dieſer Unwille rühre von Marthas Liebe zu ihrem Onkel her; Martha ſei gewiſſermaßen für dieſen eiferſüchtig. Das war ihr etwas peinlich geweſen, wennſchon ihr im Grunde an Marthas guter oder ſchlechter Meinung nicht viel gelegen war. Wie kindiſch erſchien ihr nun dieſer Gedanke, der Martha für uneigennützig erzürnt hielt. — Die Kleine war „für eigene Rechnung“ eiferſüchtig. — Das war höchſt amüſant. Nun erſt recht ſollte Nielßen für niemand mehr Augen haben als für ſie, Dolores; und wenn Martha ihren Aerger darüber wieder zeigte, ſo ſollte ihr zu verſtehen gegeben werden, daß es doch nicht Dolores' Schuld war, wenn Dr. Nielßen von der blonden Schönheit nun einmal nichts wiſſen wollte.

Sie trat vor den Spiegel und ordnete ihr ſchwarzes Haar, ſtrich die feinen Brauen glatt, die ſich in ſchönem Bogen auf der mattweißen glatten Stirn wölbten und vertiefte ſich in den Anblick ihrer großen dunkeln Augen. Sie verſuchte den Blick wiederzufinden, mit dem ſie Nielßen geſagt hatte: „Seien Sie mir nicht böſe!“ — War es dieſer Ausdruck? — Nein, ich ſah trauriger aus. — So, ja, ſo war es! — Kein Wunder, daß Nielßen darauf ſeinen Platz ihr gegenüber verlaſſen und ſich an ihre Seite geſetzt hatte.

⁂

Die Sonne ſtand hoch am Himmel. Es war ſehr heiß. Nielßen war ſeit frühem Morgen in der freien Luft und hatte während der Zeit mehr geſprochen, als ſeine Gewohnheit war. Er fühlte ſich ermüdet. Er erinnerte ſich, Decker verſprochen zu haben, ihn um fünf Uhr abzuholen; aber bis dahin hatte er noch mehrere Stunden Zeit. Er wollte ſich nach ſeiner Wohnung begeben und dort etwas ruhen. In dem hohen, kühlen Zimmer angelangt, in das nur wenig Licht durch die herabgelaſſenen Stabvorhänge und geſchloſſenen Gardinen drang, warf er ſich, nachdem er ſich halb entkleidet hatte, auf ein bequemes, altertümliches Sofa, das in der Stube ſtand. Es lag ihm wie Blei auf den Lidern und er meinte, er werde ſogleich einſchlafen; aber ſobald er die Augen geſchloſſen hatte, fühlte er, daß ſein Gehirn aufgeregt arbeitete und ihm Bilder vorgaukelte, die ſo lebhaft vor ihm ſtanden, daß er ſich nicht von ihnen losreißen konnte. Es waren drei Frauengeſtalten, die vor ſeinem Geiſte auftauchten: Dolores, Sophie, Martha! Sie neigten ſich zu ihm, ſie ſprachen zu ihm. Es war ihm, als fühle er die weiche kleine Hand der Spanierin in der ſeinen. Er riß die Augen auf. „Was iſt denn in mich gefahren?“ fragte er ſich unmutig. Er warf ſich auf die andere Seite und ſchloß die Augen von neuem, und ſogleich erſchienen auch die drei ſchönen Frauengeſtalten wieder; aber die Formen hatten bereits etwas traumhaft Unbeſtimmtes angenommen. Er bemühte ſich, ſie voneinander zu trennen, ſie zu unterſcheiden, ſie zu erkennen. — War das Sophie? War es Martha? — Nein, ſie hatte dunkle Augen. — Alſo Dolores? — Aber wie kam dieſe zu dem goldenen Haar, das aufgelöſt, wie ein wunderbarer Schleier, die weißen, jungen Schultern bedeckte? — Er ſeufzte leiſe. — Sein müder Geiſt gab es auf, die Geliebte zu ſuchen. Er nahm das Glück, wie es ſich ihm ſüß verlockend darbot. Sein Odem kam und ging fliegend und unregelmäßig. Dann hob und ſenkte ſich die Bruſt in Atemzügen, die tief und regelmäßig wurden. Er war feſt eingeſchlafen.

Ein Klopfen, das er zunächſt undeutlich vernahm, weckte ihn. „Herein!“

Decker trat in das Zimmer.

„Nun, das laſſe ich mir gefallen,“ ſagte er gemütlich. „Hier liegſt du ganz ruhig und ſchläfſt und läßt mich warten. Du haſt vergeſſen, daß wir uns treffen wollten.“

„Um fünf Uhr.“

„Ja . . . Und jetzt iſt es ſechs. Eine volle Stunde habe ich auf dich gewartet.“

„Da bitte ich um Entſchuldigung. Ich habe während der heißen Stunden etwas ruhen wollen. Eine ſchlechte Gewohnheit, die ich aus den Tropen mitgebracht habe. Ich wache ſonſt immer nach kurzem Schlaf wieder auf. Diesmal bin ich feſt eingeſchlafen. Noch einmal: entſchuldige mich. In fünf Minuten bin ich zu deiner Verfügung. Was wollen wir thun?“

„Immer dasſelbe: wir fahren nach Wiesbaden, eſſen im Kurhauſe, ſehen uns die Spieltafeln an, laſſen uns etwas vormuſizieren, machen hübſchen Frauen den Hof und begeben uns ſodann nach des Tages ſchwerer Mühe und Laſt zur wohlverdienten Ruhe.“

„Nein! Da möchte ich danken,“ ſagte der Don. „Ich bin heute genug ſpazieren gegangen und gefahren und habe über meinen Bedarf ſchöne Frauen geſehen und mich mit ihnen unterhalten. — Wir eſſen ganz gemütlich hier unten, im leeren, großen, kühlen Speiſeſaal, trinken eine Flaſche beſſeren Weines, als man ihn uns im Kurhauſe vorſetzen würde, rauchen dann eine Zigarre hier oder bei dir und ſchlagen den Abend auf dieſe Weiſe tot. Behagt dir dies männliche Programm nicht, ſo nimmſt du es mir nicht übel, wenn ich dich deinem Schickſal überlaſſe. Ich fühle mich heute gar nicht dazu aufgelegt, noch mehr fremde Leute zu ſehen."

„Ich ſchlug Wiesbaden vor," antwortete Decker, „weil ich mich als Fremdenführer für verpflichtet hielt, dir die Honneurs dieſes Landes zu machen. Mir ſelbſt behagt ein ruhiger Abend mit dir allein weit beſſer, als das laute Treiben im Kurgarten und Spielſaal. Alſo vorwärts! Ich fange an, Hunger zu verſpüren."

Das Mahl, welches der Wirt vom Ruſſiſchen Hof den Freunden vorſetzte, war gut, und der Wein vorzüglich. Die gewöhnliche Speiſeſtunde war längſt vorüber; der ausnahmsweiſe diskrete Kellner hatte das Geſpräch der beiden ſpäten Gäſte auch während der Mahlzeit nur wenig geſtört und ſich, als der Nachtiſch aufgetragen worden war, in die äußerſte Ecke des geräumigen Saales zurückgezogen. Decker und Nielßen hatten den großen, ſtillen Raum für ſich ganz allein und fühlten ſich in der behaglichſten Stimmung von der Welt.

„Ich habe einmal," ſagte Nielßen, „in irgend einem engliſchen Romane geleſen, es ſei ſchade, daß nur ſo kurze Zeit im Leben „nach gutem Eſſen und altem Wein" ſei. Die Wahrheit dieſes weiſen Spruches iſt mir noch niemals ſo anſchaulich geworden, wie in dieſem Augenblick. Ich kann ja nicht ſagen, daß ich vor Freude außer mir ſei, mich vor Glück nicht zu halten wiſſe — aber mir iſt wohl . . . wohl!"

„Ja, Don! Das Leben iſt doch ſchön! Das war auch ſchon meine unmaßgebliche Meinung, als du mich durch deine Rückkehr ſo angenehm überraſchteſt; aber an jenem Abend hätte ich nicht gewagt, es dir zu ſagen . . . Du ſahſt aus wie der verkörperte Peſſimismus, als hätteſt du all deine Rechnungen abgeſchloſſen und wärſt ganz und gar fertig mit dem Leben. Es freut mich, daß dieſer erſte Eindruck ein falſcher war. Weißt du wohl, daß ich dich heute friſcher finde, als vor fünf Jahren! — Und jetzt, nachdem ich dich genauer betrachtet habe: die Malaria ſteht dir eigentlich ganz gut. Wie mancher ſchmachtende Jüngling, mit einer Haut wie ein Pfirſich, gäbe etwas um deine blaſſe Geſichtsfarbe. — Wie gemütlich, mit Gott und der Welt zufrieden, du dabei ausſehen kannſt, das bemerke ich jetzt erſt — zu meiner nicht geringen Befriedigung. Denn offen geſagt: traurige Freunde ſind mir ein Elend, das ertragen werden muß — aber ein ſchweres Elend!"

„Ja . . . Ich war am Tage meiner Ankunft etwas verdrießlich und verzagt."

„Woher kam das?"

„Das läßt ſich nicht in wenigen Worten ſagen, und es verlohnt heute kaum noch der Mühe, eine lange Geſchichte darum zu machen. — Weißt du eigentlich, weshalb ich vor fünf Jahren auf und davon gegangen bin?"

„Du haſt mir nie darüber geſprochen; aber ich habe mir mein Teil darüber gedacht . . . Martha . . ."

„Richtig . . . Ich kann dir gar nicht ſagen, wie bitter — nein, das iſt nicht das richtige Wort — wie wehmütig es mich ſtimmte, als ich Frankfurt wieder ſah, und der eine Gedanke Beſitz von mir nahm, daß mir fünf volle Jahre Glück genommen worden ſeien."

„Wie kannſt du ſo ſprechen! Wer verbürgt dir, daß du mit Martha nicht unglücklich geweſen wärſt."

„Du haſt dich nie in ähnlicher Lage befunden, lieber Freund. So ſcharf denkt man nicht, wenn man traurig iſt. Man iſt eben traurig, und es macht das Herz nicht leicht, daß man ſich über das ‚Wie' und ‚Warum' Rechenſchaft ablegt, kurz und gut: als ich hier ankam, war ich niedergeſchlagen und mutlos."

„Und jetzt biſt du vergnügt . . . Kein Wunder!"

„Ich wette, du weißt nicht warum; ſintemal ich es doch ſelbſt nicht weiß."

„Dann will ich dir die notwendige Aufklärung geben: du biſt vergnügt und hoffnungsvoll, weil du ſo klar ſiehſt wie ich es ſehe, daß Martha zur Vernunft gekommen iſt und daß du nur die Arme zu öffnen brauchſt, damit dir dein Glück hineinfällt."

„Irrtum, mein Lieber! Ich will Martha herzlich wohl . . . aber ohne Befangenheit und ohne Wünſche. Ueber mein Glück oder mein Unglück hat ſie keine Macht mehr."

„Das iſt ja meine ſchöne Theorie von der Flüchtigkeit der unglücklichen Liebe, die du neulich noch überlegen belächelteſt. Aber es macht mir, nach Lage der Dinge, keine Freude, dich zu derſelben bekehrt zu ſehen."

„Weshalb?"

„Wenn Martha dich nicht froh macht, ſo iſt es eine andere Frau. Und das flößt mir Beſorgnis ein . . . Lieber Gottfried, ich brauche dir hoffentlich heute, nachdem wir an die dreißig Jahre nebeneinander her gehen, nicht mehr zu ſagen, daß ich es nicht für mein Recht oder meine Pflicht halte, mich in deine Herzensangelegenheiten einzudrängen . . . Ich denke, du haſt mich in dieſer Beziehung ſtets genügend zurückhaltend gefunden."

„Das habe ich . . . Aber was ſoll dieſe vorſichtige Einleitung?"

„Ich möchte dich warnen . . . ehe du weiter gehſt."

„Weiter? Auf welchem Wege?"

„Nimm dich vor Dolores in acht!"

„Ich habe dir bereits geſagt: Du irrſt dich, wenn du wähnſt, ſie ſei mir gefährlich."

„Sie iſt jedermann gefährlich. — Du kennſt Dolores nicht, wie ich ſie kenne. Ich wiederhole dir, ſie iſt eine gefährliche Frau, eine ganz gefährliche Frau. Vor fünf Jahren hatte ſie ſich noch nicht ſo entwickelt, wie es ſeitdem geſchehen iſt; außerdem hatteſt du damals nur Augen für Martha und beobachteteſt ſie nicht. Ich kenne ſie ziemlich genau. Sie kommt von einem ſchlechten Stamm. Die Wichers taugen alle nichts. Sie ſind hartherzig, gewiſſenlos, ſelbſtiſch."

„Du biſt ſtreng in deinem Urteil gegen die Leute. Sprichſt du aus Erfahrung?"

„Ein klein wenig auch aus eigener Erfahrung; hauptſächlich aus Beobachtung, keinesfalls aus Verdruß, davon ſei überzeugt. — Dolores hatte es vor Jahr und Tag einmal darauf abgeſehen, mich ihr dienſtbar zu machen. Ich bin nicht eitel genug, um mir heute noch zu ſagen, daß ich ihr gefiel. Nein, ich gehöre nicht zu der Klaſſe, in der Dolores ſich ihre Verehrer zu ſuchen pflegt. Ich bin zu ſehr ein Alltagsmenſch, als daß es ihr ſchmeichelte, mich zu ihren Füßen zu ſehen. Ich ſollte ihr über einige langweilige Stunden hinweghelfen, Frankfurt war verödet. Ich war ihr der Beſte, weil ich der einzige war. Sie begann mit mir zu kokettieren, und ich würde ſicherlich ſofort Feuer gefangen haben, wenn ich nicht zunächſt vollſtändig überraſcht worden wäre, denn wir kannten uns ſchon ſeit langen Jahren und waren bis dahin ſtets kühl nebeneinander her gegangen. Zu meinem Glück wurde ich nicht lange Zeit auf die Probe geſtellt. Es erſchien ein Beſſerer als ich, und ich wurde ſofort, wie ein zu billiges Spielzeug, beiſeite gelegt. — Ein paar Tage lang kränkte mich das ein bißchen; dann ſah ich, welcher Gefahr ich entronnen war und dankte meinem Schöpfer dafür. — Dolores hat ſpäter noch verſchiedene Male verſucht mit mir anzubändeln. Gebranntes Kind ſcheut das Feuer! Ich bin gefeit. Jetzt hat ſie mich aufgegeben, betrachtet mich wahrſcheinlich als einen geſchmackloſen ungeſchickten Thoren — aber läßt mich in Ruh'. Das iſt für mich die Hauptſache. — Ich bin mit den Holms durch zu viele Bande verbunden, als daß ich mit ihnen brechen könnte. Ich gehe in dem Hauſe aus und ein — aber ſie ſieht mich nicht mehr und benutzt mich nur hie und da, um einen kleinen Auftrag für ſie auszuführen. Denn zu irgend etwas muß ihr jedermann dienlich ſein, der in ihre Nähe kommt. Ganz umſonſt darf niemand das Glück haben, ſich ihr zu nahen. Der Preis, den ich jetzt dafür zahle, iſt gering."

Nielßen hatte zuletzt nur noch zerſtreut zugehört.

„Woran denkſt du?" fragte Decker, der dies bemerkte.

„Ich dachte über das nach, was du ſagteſt. — Ja, ich glaube auch, Frau Dolores iſt eine gefährliche Frau: aber es würde mir anmaßend erſcheinen, wenn ich ſagte, daß ich mich vor ihr zu fürchten habe. Es iſt ganz gut möglich, daß ſie ſich mit mir die Zeit vertreiben will — wie ſie es mit dir gethan hat. Das Vergnügen mag ſie haben. Ich bin ſicher, daß die Geſchichte nicht zu weit, ja, nicht einmal weit gehen wird."

„Die Sachen gehen überhaupt — ſoviel ich weiß — nie zu weit mit ihr, ſondern immer nur bis zu einer gewiſſen Grenze, die ſie ſich vorgezeichnet zu haben ſcheint und bisher noch nicht überſchritten hat. Ihr Ruf iſt gut, obwohl ich meiner Frau, wenn ich eine hätte, einen andern wünſchte. Gleichviel: Nimm dich vor ihr in acht!"

„Sei unbeſorgt. Ich fühle mich ganz ſicher."

„Was macht dich ſo ſicher?"

Da lächelte der Don freundlich, aber etwas verlegen und ſagte: „Ich könnte es ſelbſt nicht genau erklären; aber ich fühle es. Und eines weiß ich ganz gewiß und darauf kannſt du dich verlaſſen: Frau von Holm hat keine Macht über mich."

Eine Pauſe trat ein. Decker ſteckte ſich eine Zigarre an.

„Was haſt du denn ſo verſchmitzt zu lächeln?" fragte Nielßen.

„Lächelte ich? Ich wußte es nicht einmal."

„Keine Ausflüchte! Was haſt du noch auf dem Herzen?"

„Ich kann nicht umhin, nach dem beliebten und guten Rezept die Frau zu ſuchen. — Martha iſt es nicht — Dolores iſt es nicht . . . bleibt . . ."

„Nun?"

„Bleibt der Goldzopf! Darauf wäre ich im Leben nicht gekommen, wenn ich nicht ſyſtematiſch zu Werke gegangen wäre und zunächſt das Unweſentliche ausgeſchieden hätte."

„Fräulein von Woyersky iſt ein liebes Kind."

„Von achtzehn Jahren! Sag' nur dreiſt, ein reizendes Mädchen. Da ſympathiſiere ich ganz und gar mit dir und wünſche dir Erfolg. Ich geſtehe übrigens, daß mich deine Wahl überraſcht."

„Du biſt unglaublich. Du ſprichſt gerade, als ob ich morgen um ſie anhalten wollte."

„Das würde ich dir bei meiner Ortskenntnis nicht anraten. Morgen bekommſt du ſie nicht; auch nicht übermorgen oder nächſte Woche; vielleicht in drei Jahren, wenn du Glück haſt." Und harmlos plaudernd erzählte er Nielßen über Sophies Verhältniſſe das, was Wichers vor einigen Tagen dem wißbegierigen Sanin mitgeteilt hatte. — Der Don ließ ſich kein Wort entgehen, obgleich er ſich den Anſchein gab, als ob ihn die Sache nichts angehe und nur wenig intereſſiere.

Und nun war es ſpät geworden. Die beiden Freunde machten noch, ganz langſam gehend, ruhig rauchend, ein jeder ſeinen eigenen Gedanken nachhängend, einen Spaziergang durch die neuen Anlagen, wobei ſie zufällig an der Holmſchen Villa vorbeikamen. Aber Nielßen, der am Tage ſeiner Ankunft ſo lange vor dem dunkeln Hauſe geſtanden hatte, blickte jetzt nicht einmal nach den matt erleuchteten Fenſtern, die wohl zu erkennen gaben, daß die Inſaſſen zu Hauſe und allein waren.

„Vergänglichkeit der unglücklichen Liebe" murmelte Decker vor ſich hin.

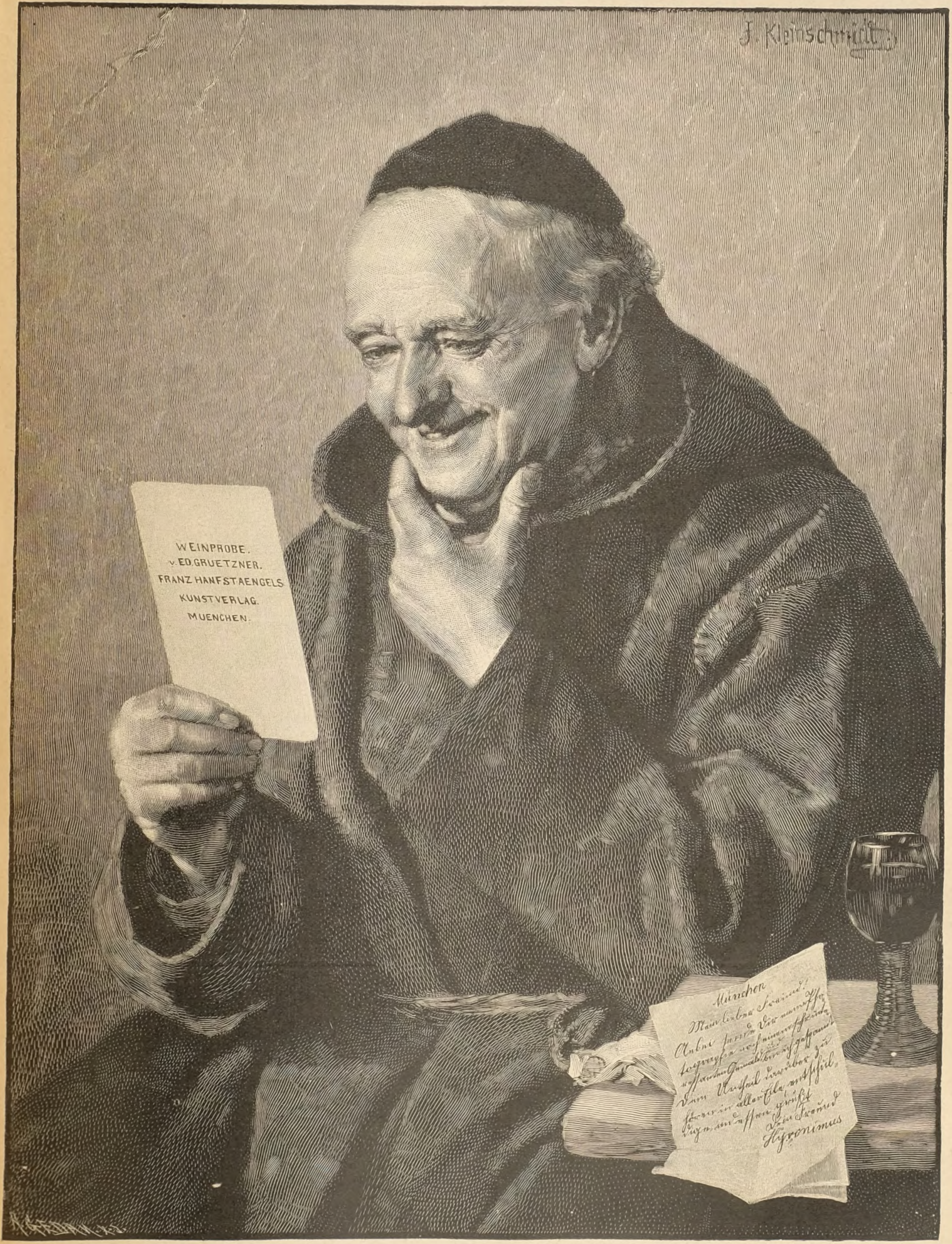
Siebentes Kapitel.

Die Villa, in der ſich die Familie Woyerski in Wiesbaden niedergelaſſen hatte, beſtand aus drei hübſchen Wohnungen, von denen die größere das ganze erſte Stockwerk einnahm, während die beiden andern im Erdgeſchoß gelegen waren. Eine dieſer letzteren hatte Baron Roos bezogen; die andere diente Frau von Woyerski zum Empfangs- und zum Muſikzimmer. — Die Familie war nämlich muſikaliſch, namentlich ſpielten die Mutter und Katharina recht fertig Klavier. Sophie hatte es als ausübende Künſtlerin nicht weit gebracht, obgleich ſie von ihrer Mutter täglich zu fleißigem „Ueben" angehalten wurde, einmal ſchon, weil die gute, liebenswürdige Dame wußte, daß dies die Tochter langweilte, ſodann aber auch, weil es eine bequeme Art war, Sophie beiſeite zu ſchieben, wenn dieſe die vertraulichen Unterhaltungen zwiſchen Frau von Woyerski und Katharina ſtörte.

Es war zwei Uhr nachmittags. Sophie ſaß allein im Muſikzimmer und quälte ſich mit einem einſchläfernden Nokturne ab. Draußen war es warm und ſtill. In dem kleinen Garten vor dem Hauſe zwitſcherten die Vögel. Die Stabvorhänge vor den geöffneten Fenſtern des Muſikzimmers waren niedergelaſſen, um der Hitze und dem grellen Sonnenlicht den Eingang zu wehren. Ein kühles, ruhiges Halbdunkel herrſchte in dem Gemach, wo Sophie einige beſonders ſchwierige Takte der traurigen Weiſe immer und immer wiederholte. Sie ſaß auf einem unbequemen Klavierſtuhl ohne Lehne, auf dem ſie, infolge der oftmals gegebenen Mahnungen der Mutter und Schweſter, gewohnt war, ſich gerade und ſteif zu halten. Aber jetzt, daß ſie ſich unbeobachtet wußte, wurde ihre Haltung eine nachläſſige; der ſchmiegſame, junge Körper beugte ſich nach vorn, das hübſche Köpfchen mit den ſchweren Goldzöpfen ſank auf die Bruſt, die Finger glitten leiſer und unregelmäßig über die Taſten und lagen endlich ganz ſtill, und Sophie ſchlief auf unbequemſtem Lager — wenn man einen Stuhl überhaupt ein Lager nennen kann — den ſüßen, erquickenden Schlaf der Jugend.

Die Freude ſollte aber nicht lange dauern.

Ueber dem Muſikzimmer befand ſich Frau von Woyerskis ſogenanntes „Boudoir", zu dem Sophie der Eintritt nur mit beſonderer Erlaubnis geſtattet war, und in das ſich die Mutter mit Katharina zurückzuziehen pflegte, wenn die beiden ungeſtört ſein wollten. Dies war häufig der Fall, nicht etwa, daß ſich Mutter und Tochter fortwährend


J. Kleinschmidt
WEINPROBE.
v. ED. GRUETZNER.
FRANZ HANFSTAENGELS
KUNSTVERLAG.
MUENCHEN.
München
Mein lieber Freund!
Dein Freund
Hyronimus

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl Kunſtverlag A.-G. in München.

Bedenklich ähnlich! Gemälde von J. Kleinſchmidt.

beſondere Geheimniſſe anzuvertrauen gehabt hätten; aber Sophies Geſellſchaft ſtörte ſie, ſelbſt wenn ſie ſich nichts Beſonderes zu ſagen hatten. Sie ſaßen ſich jetzt gegenüber, nicht weit von dem geöffneten Fenſter, auf niedrigen, bequemen Seſſeln, die kleinen Füße weit von ſich geſtreckt. Solche Füßchen waren den Damen Woyerski eigen, und Katharina hatte die zierlichſten von den dreien. Dieſe erfreuten ſich ſogar einer gewiſſen Berühmtheit, auf die das häßliche Mädchen ſtolz war. Der unhöfliche Roos ſpottete oftmals darüber, daß ſie dieſelben zu gern und zu oft zeigte. Er hatte ſogar ein ſehr derbes Wort gefunden, um Katharinas Kokettieren mit ihren Füßen zu charakteriſieren, und wandte dieſe Redensart häufig an, bis die empfindliche junge Dame ſich das eines Tages allen Ernſtes verbat. — Seitdem kamen ihre Füße, ſobald Roos zugegen war, weniger zum Vorſchein; aber wenn dieſer ſie nicht ſtörte, ſo nahmen ſie unwillkürlich zwangloſe Stellungen ein, welche dieſelben in ihrer ganzen Zierlichkeit ſichtbar machten. Hände und Füße ſpielten auch eine hervorragende Rolle in Katharinas Perſonalbeſchreibungen, und ſie glaubte eine Frau vernichtet zu haben, wenn ſie von ihr ſagen konnte, ſie habe plebejiſche Hände und Füße. Sie hatte dafür den mehr bezeichnenden als eleganten Ausdruck: „des extrémités canaille“. Ihre eigenen Hände waren klein, hager, weiß und ſorgfältig gepflegt, und wenn ſie ſich die Handſchuhe auszog, ſo geſchah dies in einer gewiſſen Weiſe, die unwillkürlich die Blicke auf ihre Hände mit den langen, feinen, beweglichen Fingern zog.

Katharina gähnte laut und ungezwungen. Auf ihren Knieen lag, die aufgeſchlagenen Seiten nach unten gekehrt, ein Buch, in dem ſie kurz vorher geleſen hatte. — Frau von Woyerski hatte einen großen chineſiſchen Fächer in der Hand, den ſie, nach Art der Aſiaten, ganz langſam, regelmäßig, mechaniſch hin und her bewegte.

„Wie gefällt dir Dimitri Maximowitſch?“ fragte Katharina.

„Er iſt aus guter Familie und er ſoll reich ſein,“ antwortete Frau von Woyerski. „Ich erinnere mich jetzt, daß ich ſeine Mutter gekannt habe: eine alberne Gans, aber eine ganz leidliche und ſehr ſchöne Frau. — Der Vater war ein Taugenichts.“

„Ich frage dich nicht nach ſeinem Vater und ſeiner Mutter, die mir vollkommen gleichgültig ſind; ich frage, wie er ſelbſt dir gefällt?“

Katharina und ihre Mutter waren treue Freunde, zuverläſſige Verbündete, aber dies zeigte ſich wenig im äußern Verkehr. Frau von Woyerski fürchtete die Zornesausbrüche ihrer Tochter und behandelte dieſe rückſichtsvoll; Katharina dagegen legte ihren Gefühlen der Mutter gegenüber niemals den geringſten Zwang an; ſie ſagte, was ihr gerade in den Sinn kam, und erſchien oftmals unhöflich und lieblos.

„Darauf habe ich ihn mir noch gar nicht angeſehen,“ erwiderte Frau von Woyerski. „Was geht mich Dimitri Maximowitſch an?“

„Mich intereſſiert es zu wiſſen, was du von ihm denkſt?“

„Schön, mein Kind! Ich werde es dir in den nächſten Tagen ſagen. Er erſcheint mir noch ſehr jung.“

„Er iſt ſechsundzwanzig Jahre alt.“

„Ja ... Und du biſt einundzwanzig.“

„Weshalb bemerkſt du das?“

„Der Gedanke kam mir ſo.“

Eine Pauſe. — Frau von Woyerski fächelte ſich ruhig weiter und blickte dabei gleichgültig im Zimmer umher; Katharina betrachtete ihre Nägel. — Vom Erdgeſchoß herauf klangen Sophies Klagetöne.

„Das Mädchen hat keine Spur von Gehör! cis-e-g! Fünfzigmal hatte ſie denſelben Fehler gemacht. Es iſt unerträglich.“ Frau von Woyerski ſagte dies jedoch ohne jede Erregung und fächelte ſich ruhig weiter. „Wieder cis-e-g! Man würde es nicht glauben, wenn man es nicht hörte. Und dabei hat ſie die erſten Muſiklehrer der Welt gehabt. Unausſtehlich!“

„Ach, laß doch Sophie und ärgere dich nicht über ſie.“

„Ich ärgere mich gar nicht über Sophie. Dieſe Beharrlichkeit im Falſchſpielen fällt mir auf. — Woher ſie dieſe Eigentümlichkeiten nur haben mag? Ihr Vater hatte eine hübſche Stimme und ſang richtig und geſchmackvoll. Sie hat weder von ihm noch von mir geerbt.“

Frau von Woyerski ſprach den Namen ihrer jüngſten Tochter nicht Sophie aus, ſondern er klang in ihrem Munde wie Soophie.

Katharine ließ die Bemerkungen ihrer Mutter über Sophies Eigentümlichkeiten unberückſichtigt. „Wie gefällt dir Doktor Nielßen?“ fragte ſie.

„Wer iſt das?“

„Nun, der geſtern mit den Holms zuſammen war.“

„Ich glaubte, er hieß Melchior.“

Katharine zog die hohen Schultern noch mehr in die Höhe und ſchüttelte ungeduldig den Kopf: „Du biſt unglaublich, Mama! Wir kennen Herrn Melchior ſeit Jahr und Tag, und Doktor Nielßen iſt dir vorgeſtern im Kurgarten vorgeſtellt worden, und du haſt dich eine Stunde lang angelegentlich mit ihm unterhalten.“

„Ach ſo! Den meinſt du; den großen, hagern Mann. — Ja, Kind, du erwarteſt aber wirklich zu viel von mir, wenn du denkſt, ich werde mir all die jungen Leute anſehen, die ſich mir im Laufe des Jahres vorſtellen laſſen. Daß ſie dich intereſſieren, iſt ganz in der Ordnung, und ich finde dagegen nichts einzuwenden; aber was kümmern ſie mich ... Doktor Michels ...“

„Nielßen.“

„Wie?“

„Nielßen heißt der Mann.“

„Meinetwegen! Doktor Nielßen alſo hat mir, ſoviel ich mich erinnern kann, nicht weiter mißfallen.“

„Martha Holm iſt in ihn verliebt, und er ſieht ſie nicht an; und Oswald Melchior iſt in Martha Holm verliebt, und ſie ſieht dieſen nicht an; und Nielßen möchte ſich in Sophie verlieben, und die läßt ſich das, wie gewöhnlich, ruhig gefallen.“

„Sophie iſt ein albernes Ding, und dein Doktor Michels ein Unverſchämter!“

„Er iſt nicht mein Doktor, und er heißt nicht Michels, und weshalb er unverſchämt ſein ſoll, begreife ich auch nicht. Aber du verlangſt wahrſcheinlich einen Großfürſten zum Schwiegerſohn, wenn es ſich um Sophie handelt.“

Das war ein Kapitel, über das Frau von Woyerski keinen Spaß verſtand. Sie fuhr zwar ruhig fort, den Fächer hin und her zu bewegen, aber der Blick ihrer dunkeln Augen war böſe, als ſie antwortete: „Weshalb verſuchſt du, mich zu ärgern? Da du dich ſo viel klüger wähnſt als deine Mutter, und ſo manches ſiehſt, was dieſer entgeht, ſo ſollteſt du wenigſtens ebenſogut wie ſie wiſſen, daß Sophies Verheiratung unſer Ruin ſein würde.“

Frau von Woyerski fühlte ſich durch die Liebloſigkeit ihrer verzogenen Tochter verletzt. Ihrerſeits wollte ſie dieſelbe nun auch kränken. „Uebrigens glaube ich, daß du dich irrſt,“ fuhr ſie gelaſſen fort. „Doktor Michels“ — ſie hatte ſich nun darauf erpicht, ihn nicht Nielßen zu nennen — „iſt bereits unter dem Zauber von Frau von Holms ſchwarzen Augen; und was Sophie angeht, ſo beunruhigt mich der hübſche Dimitri Maximowitſch weit mehr als jener hergelaufene Doktor.“

Katharina fühlte den Stich ſchmerzlich, aber ſie wollte ihrer Mutter nicht den Gefallen thun, dies zu zeigen. „Was treibt denn Sophie eigentlich?“ fragte ſie.

Mutter und Tochter ſchwiegen einen Augenblick. — Im Muſikzimmer war es ſtill geworden. Das falſche cis-e-g war endlich verſtummt. Sophie ſchlummerte.

Frau von Woyerski klopfte mit dem Fuß auf den Boden. Es war dies ein gewöhnliches Zeichen, wodurch ſie ſich mit ihren Töchtern, wenn dieſe im Erdgeſchoß waren, in Verbindung ſetzte, und das dieſe durch ihr Erſcheinen im Boudoir der Mutter zu beantworten pflegten. Aber obgleich Frau von Woyerski ungeduldig und laut geklopft hatte, ſo regte ſich unten nichts.

„Sie iſt ſicherlich wieder eingeſchlafen,“ ſagte Katharina; „ich werde ſie wecken.“

Sie würde dies ſchwerlich in ſchonender Weiſe ausgeführt haben, wäre ihr nicht Sanin unten an der Treppe entgegengekommen. Er war ſoeben in das Haus getreten und gab nun ſeine Abſicht zu erkennen, den Damen Woyerski einen Beſuch abzuſtatten.

Katharina war freudig überraſcht und vergaß darüber, welches Aufwecken ſie ihrer Schweſter zugedacht hatte. Dieſe fuhr verwirrt in die Höhe, als die Thür zum Muſikzimmer geräuſchvoll geöffnet wurde und Katharina, von Sanin gefolgt, laut ſprechend hineintrat.

„Ich bin entzückt, Sie zu Hauſe zu treffen,“ ſagte der junge Ruſſe. „Ja, ich bin entzückt.“ Und da Katharina ihm nicht gleich zu Hilfe kam, wiederholte er ein drittes Mal: „Wahrhaft entzückt!“

„Nun, dann nehmen Sie einen Stuhl,“ ſagte Katharina trocken. „Du haſt geſchlafen,“ fuhr ſie fort, ſich an ihre Schweſter wendend. „Es iſt unglaublich, was du in dieſer Beziehung leiſten kannſt: des Nachts zehn Stunden, und außerdem am Tage noch ſo viel Stunden, wie Mama dir erlaubt.“

Sophie fand auf dieſe Freundlichkeiten nichts zu erwidern, und Sanin benutzte die Gelegenheit, um weitſchweifig zu erzählen, daß er eines Tages infolge großer Strapazen, die er erduldet, achtundzwanzig Stunden hintereinander geſchlafen hätte.

„Nun, das waren dann ſchon an zwei Tage,“ ſagte Katharina in derſelben wenig ermutigenden Weiſe, in der ſie Sanin vorher einen Stuhl angeboten hatte.

„Ja, eigentlich waren es ſchon an zwei Tage,“ wiederholte Sanin kleinlaut, der für ſeine Mitteilung eine wärmere Aufnahme gehofft haben mochte.

Katharina war noch unter dem Einfluß der letzten Worte, welche ihre Mutter geſprochen hatte, und zürnte Sanin. Aber ſeine ſchüchterne, unterwürfige Artigkeit gewann ihr Herz bald wieder. Sie wurde freundlicher und nach einer kleinen Pauſe fand der junge Ruſſe, daß er ſich ganz ausgezeichnet mit ſeiner klugen Landsmännin unterhalte.

Sophie ſprach kein Wort.

„Spiele doch etwas,“ ſagte Katharina. „Es amüſiert Dimitri Maximowitſch vielleicht.“

„Ich vergöttere die Muſik,“ beteuerte Sanin.

„Was ſoll ich ſpielen?“ fragte die eingeſchüchterte Sophie.

„Was du kannſt. Viel iſt es nicht. Spiele dein Nokturne, an dem du ſeit drei Wochen übſt.“

Sophie hatte nicht den Mut, ſich bitten zu laſſen. Sie war an ſchnelles Gehorchen gewöhnt. — Klagend, ermüdend ſchleppte ſich die traurige Weiſe dahin. — „Cis-e-g.“ Richtig! Da kam der Fehler. Aber Katharinas muſikaliſches Ohr vernahm ihn nicht. Sie war vollſtändig durch ihre Unterhaltung mit Sanin in Anſpruch genommen.

Da öffnete ſich die Thür. Ein Diener trat herein, ſchloß die Thür hinter ſich und überreichte Katharina eine Karte: „Dr. G. Nielßen.“ — Ihr Geſicht nahm einen verdrießlichen Ausdruck an. „Nach wem hat der Herr gefragt?“

„Nach der gnädigen Frau.“

„Nun, dann melden Sie ihn meiner Mutter.“

„Das habe ich gethan. Die gnädige Frau haben darauf geſagt, das gnädige Fräulein würden den Herrn empfangen.“

„Unausſtehlich,“ murmelte Katharina vor ſich hin. „Ich laſſe den Herrn bitten, einzutreten,“ ſetzte ſie laut hinzu.

Sophie hatte gerade den Schlußaccord des Nokturne angeſchlagen und ſtand nun verlegen auf, um Nielßen zu begrüßen. Dieſer ſeinerſeits war ſichtlich befangen, als er nach einer leichten Verbeugung und auf einen Wink Katharinas Platz genommen hatte und nun fragte, wie den Damen die geſtrige Landpartie bekommen ſei.

Nielßen ſchämte ſich nämlich ein bißchen. Er wußte ſehr wohl, daß er das Recht hatte, Frau von Woyerski einen Beſuch zu machen, nachdem er dieſer vorgeſtellt worden und ſeitdem bei dem ländlichen Mahle mit ihr zuſammengetroffen war; aber gleichzeitig verhehlte er ſich nicht, daß ihm das Recht nicht etwa eine Verpflichtung auferlegte, und daß er es wohl hätte unterlaſſen können, ohne gegen die freien Gebräuche des Badeortes zu verſtoßen, ſich in dem Hauſe perſönlich vorzuſtellen. Er würde ſicherlich gar nicht daran gedacht haben, hätte nicht der Wunſch, Sophie wiederzuſehen, ihn nach Wiesbaden gezogen. Er war für gewöhnlich ein zurückhaltender Menſch; unberechtigte Zutraulichkeit, geſchweige denn Aufdringlichkeit, waren ihm zuwider; und jetzt fragte er ſich, ob er nicht aufdringlich ſei, und ob nicht die andern den Grund ſeines Eifers, eine neue Bekanntſchaft zu pflegen, erkennen möchten. — Das ließ ihn linkiſch erſcheinen, in ſeiner gezwungenen Haltung und in ſeinen geſuchten Worten — aber bald hatte er ſeine gewöhnliche ruhige Unbefangenheit, wenigſtens dem Anſchein nach, wiedergewonnen.

Katharina war übler Laune, in der angenehmen Unterhaltung mit Sanin geſtört worden zu ſein. Ohne beſonderes Nachdenken, und nur um etwas zu ſagen, wandte ſie ſich an ihren Landsmann.

„Herr Wichers ſagte mir, Sie ſeien muſikaliſch. Singen oder ſpielen Sie?“

„Ich ſinge etwas.“

„Nun, dann erfreuen Sie uns durch ein Lied.“

Sanin ließ ſich eine ganze Weile nötigen. — Er ſei heute gerade nicht bei Stimme; er habe ſich geſtern erkältet; und dann: was ſollte er ſingen? er habe keine Noten mitgebracht; er gehöre nicht zu denen, die, ſtets mit einem Liede geladen, gemeingefährlich umherſchlichen. — Dieſe letzte Phraſe hatte er vor Jahr und Tag gehört; ſie war ihm ſehr witzig erſchienen und er machte häufig Gebrauch davon. Aber Katharina wollte ihn hören und ſchließlich erhob er ſich.

„Dann bitte ich die verehrten Herrſchaften mit einem kleinen ruſſiſchen Liede fürlieb zu nehmen, zu dem ich die Begleitung zufällig ſelbſt ſpielen kann."

Er ſetzte ſich und begann mit Geſchmack und mit großer Fertigkeit zur Einleitung zu ſpielen. — Und dann ſang er. — Ja, das war eine Ueberraſchung! Er ſang mit ſchöner einſchmeichelnder Stimme, und wie ein Künſtler: richtig, mit Gefühl und Verſtändnis, ohne jede Ziererei. Das Lied, das er vortrug, war ein trauriges Lied, das in einem hohen, langgezogenen Klageton endete.

Alle ſaßen ſtumm. Katharinas bleiche Wangen hatten ſich gerötet und ihre Augen glänzten in Freude und Bewunderung. „Und Sie hatten uns kein Wort davon geſagt, daß Sie ein großer Künſtler ſind!" rief ſie endlich. „O, wie herrlich! Niemals hat mich Muſik ſo erfreut, ſo ergriffen! Noch ein Lied, bitte, noch ein Lied!"

Auch Nielßen hatte ſich erhoben, und Sophie ſtand nun ebenfalls auf, um Sanin zu danken. Dieſer lächelte ſelbſtbefriedigt: „Wie hätte ich Ihnen ſagen können, daß ich ein bißchen ſinge? Habe ich doch erſt ſeit wenigen Tagen das Glück, Sie zu kennen; und glauben Sie, daß ich Sie gleich erſchrecken wollte, indem ich Ihnen damit drohte, daß man in meiner Gegenwart ſeiner Ohren nie ganz ſicher iſt?"

„Ach, läſtern Sie nicht," unterbrach ihn Katharina. „Sie wiſſen ſehr wohl, welch köſtliches Talent Sie beſitzen. Aber nun ſchnell ein anderes Lied, Dimitri Maximowitſch!"

Sanin, der überall wo er ſang, großen und wohlverdienten Erfolg hatte, aber niemals müde wurde, ſich loben zu hören, ſang, ohne ſich viel bitten zu laſſen, ein zweites Lied, und ein drittes und viertes, und würde noch lange fortgefahren haben, da er ein reichhaltiges „Repertoire" beſaß, und da Katharina, welche in der kleinen Geſellſchaft den Ton angab, nicht müde wurde, ihm zuzuhören, wenn die muſikaliſche Unterhaltung nicht mitten in einem Liede durch das ungenierte, laute Eintreten des alten Baron Roos unterbrochen worden wäre.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören," ſagte er gemütlich. Aber er hatte geſtört. Sanin konnte nur durch vieles Zureden noch bewogen werden, das begonnene Lied bis zu Ende zu ſingen, und nachdem er dies gethan hatte, ſtand er auf und ſagte entſchieden: „Nun iſt es aber des Uebeln genug!" Er wurde auch nicht weiter zum Singen genötigt, und die Anweſenden beſchränkten ſich darauf, ihm zu danken: Nielßen durch einige kurze, verbindliche Worte; Sophie durch eine unverſtändliche Aeußerung, bei der ſie errötete. — Katharina drückte Sanin die Hand und blickte ihn dabei ſtumm und liebevoll und bewundernd an, und der alte Baron ſagte ſchnell dreimal hintereinander im gleichgültigſten Tone von der Welt: „Sehr hübſch!"

Nielßen überlegte ſich ſeit einer Weile, ob ſein erſter Beſuch nicht bereits zu lange gedauert hätte. Nun erhob er ſich, um ſich ſchnell zu empfehlen. In demſelben Augenblick trat der Diener wieder in das Zimmer und meldete dem Baron Roos leiſe, Herr von Holm aus Frankfurt wünſche dem Herrn Baron ſeine Aufwartung zu machen. Roos folgte dem Diener ohne weiteres, und als Nielßen gleich darauf ebenfalls in den Hausflur trat, traf er dort mit Holm zuſammen, als dieſer gerade bei Roos eintreten wollte.

„Sie hier?" fragte Holm freundlich.

„Ich habe Frau von Woyerski einen Beſuch abgeſtattet," antwortete Nielßen verlegen.

„Paßt es Ihnen, daß wir zuſammen nach Frankfurt zurückfahren?" fragte Holm weiter.

„Mit Vergnügen!"

„Wann wollen Sie fahren?"

„Ich bin ganz frei."

Holm ſah nach der Uhr. „Es iſt jetzt vier," ſagte er. „Sind Sie mit ſechs Uhr einverſtanden?"

„Um ſechs Uhr finden Sie mich an der Bahn," antwortete Nielßen.

Darauf drückte der Don Herrn von Holm und Baron Roos die Hände und verließ das Haus, während die beiden älteren Herren in Roos' Wohnung traten.

Nielßen war nicht in der Stimmung, ſich zwei Stunden lang im Kurgarten umherzutreiben. Er wollte Ruhe haben und machte ſich auf den Weg nach dem ſchönen, alten Walde, der ſich auf den Höhen, hinter Wiesbaden, meilenweit dahinſtreckt.

Holm und Roos waren inzwiſchen in ein ruhiges Geſpräch gekommen. Die beiden kannten ſich ſeit vielen Jahren, ſchätzten ſich gegenſeitig und beſuchten ſich gelegentlich zu keinem anderen Zwecke, als um die alten, zwiſchen ihnen beſtehenden guten Beziehungen aufrecht zu erhalten.

In der Nebenwohnung fing Sanin plötzlich wieder an, zu ſingen. Holm lauſchte. „Eine ſchöne Stimme," ſagte er. „Wer ſingt da?"

„Ein junger Landsmann von mir, Sanin, ein vierundzwanzigkarätiger Geck, wenn ich ihn nach kurzer Bekanntſchaft nicht unterſchätze."

„Er ſingt ſehr hübſch."

„Das thut er; aber das ſtört mich nicht. — Wollen Sie ihn in der Nähe hören, und ſehen, wie er die Augen verdreht? Dann kommen Sie mit mir hinüber."

„Nein, ich danke," erwiderte Holm; „aber ich habe Sie vorhin vielleicht geſtört. Wenn Sie ſich wieder zu Ihren Freunden geſellen wollen, ſo laſſen Sie ſich davon durch mich nicht abhalten. Ich gehe noch etwas ſpazieren und fahre dann nach Frankfurt zurück."

„Ich begleite Sie, wenn ich Sie nicht ſtöre?"

„Nicht im geringſten; aber Sie ſollten nicht meinetwegen auf Herrn Sanins ſchönen Geſang verzichten."

„Daraus mache ich mir gar nichts," ſagte Roos. „Beſſer als Rubini, Mario, Roger und Tamberlick ſingt er doch nicht — und die habe ich hundertmal gehört."

Nielßen war in den Wald gelangt. Dort war es feierlich ſtill, und unter den alten Bäumen, die kühlen Schatten verbreiteten, wandelte ſich's wie unter den hohen Bogen einer alten Kirche. Kein Lüftchen regte ſich; auch die Vögel hielten Ruhe. Ein dichtes Bett von rötlichem Laub bedeckte den Boden und dämpfte das Geräuſch der Schritte des einſamen Wanderers. — Nielßen ging langſam, in Träumereien verſunken vorwärts. — Da hörte er von Wiesbaden her die Glocken ſchlagen. Er ſah nach der Uhr. Es war Zeit, den Rückweg anzutreten. Dort unten mußte die Landſtraße ſein, die ihn auf kürzeſtem Wege wieder nach der Stadt zurückführen ſollte. — Er hörte das Rollen eines Wagens. — Nur wenige Schritt, ein dichtes Gebüſch trennten ihn vom Fahrwege. — Er blieb auf der Stelle ſtehen, wo er ſich gerade befand. Da fuhr ein Wagen vorüber. Drei Damen und ein Herr ſaßen darin: die Woyerskis und Sanin. Keiner von ihnen bemerkte Nielßen.

Dieſem ſchlug das Herz. Er wartete einen Augenblick, bis ſich der Wagen entfernt hatte, dann betrat er die große Straße und ging, ohne ſich weiter aufzuhalten, ſchnellen Schrittes nach der Bahn. Dort fand er Holm und Roos, die ihn bereits erwarteten.

Auf dem Wege von Wiesbaden nach Frankfurt war Nielßen bemüht, Holm zu unterhalten. Dieſer lauſchte zwar den Erzählungen Nielßens von ſeinen Reiſen in Japan, China und Amerika mit artiger Aufmerkſamkeit; aber Nielßen ſah wohl, daß Holm dazu eine Anſtrengung zu machen hatte, und daß ſeine Gedanken nicht bei der Unterhaltung waren. — Nielßen verſank darauf auch in Schweigen; und die beiden erreichten Frankfurt, ohne während der letzten halben Stunde noch ein Wort miteinander gewechſelt zu haben. — Nielßen machte ſich darüber Vorwürfe; er hätte nicht ſo ſchnell ermüden, ſondern verſuchen ſollen, den traurigen Mann von den Gedanken, die ihn quälten, abzulenken. Um ihm noch eine kleine Artigkeit zu erweiſen, begleitete er ihn auf dem Weg nach ſeiner Wohnung und verabſchiedete ſich erſt vor der Thür der Villa Holm von ihm.

„War das Doktor Nielßen, der dich ſoeben verließ?" fragte Dolores, als Herr von Holm in den Salon trat.

„Ja."

„Wo hattet ihr euch getroffen?"

„Bei Roos."

„Kennt er denn Roos?"

„O ja, von früher her; aber eigentlich traf ich ihn nicht bei Roos, ſondern vor deſſen Thür: er hatte Frau von Woyerski einen Beſuch gemacht."

Frau Dolores erkundigte ſich nicht, was ihren Mann zu Roos geführt hatte: das intereſſierte ſie nicht; aber ſie hätte gern noch mehr über Nielßens Beſuch bei Frau von Woyerski gehört. Darüber wußte Holm nichts zu erzählen, und Dolores hielt ihn nicht weiter zurück, nachdem ſie dies feſtgeſtellt hatte. Darauf begab ſich Holm auf ſein Zimmer.

Ein alternder Mann, der mit dem Streben der Jugend abgeſchloſſen hat, ohne das große Ruhebedürfnis des hohen Alters zu empfinden, führt ein trauriges leeres Leben. Holm war ſich deſſen bewußt. Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, trat an das Fenſter, dann wieder in das Zimmer zurück, ſetzte ſich, ſchlug ein Buch auf und verſuchte zu leſen und beugte ſich endlich, da das, was er las, ihn nicht feſſelte, in den Lehnſtuhl zurück, auf den er ſich niedergelaſſen hatte, und blickte ſtarr und gedankenlos vor ſich hin. — Leer und öde war alles um ihn her. Er fühlte ſich müde: ohne Kraft, ohne Wünſche und ohne Hoffnungen. — Es wurde dunkel. Er bemerkte es erſt nach geraumer Zeit. „Ich möchte, es würde gar nicht wieder Tag," ſagte er leiſe vor ſich hin.

„Biſt du hier, Onkel?" Es war Martha, welche die Thür geöffnet hatte. Aus dem erleuchteten Vorſaal drang Licht in das Zimmer und zeigte die ſchlanke Geſtalt des jungen Mädchens zwiſchen den Thürpfoſten wie ein großes Schattenbild in einem dunkeln Rahmen.

An Martha hatte Holm in ſeiner ſtillen Traurigkeit nicht gedacht; doch war er ihr in treuer, gleichſam väterlicher Liebe zugethan und wußte ſich von ihr geliebt; aber ſie ſchien ſeiner nicht zu bedürfen. Sie lebte in ruhiger Selbſtändigkeit anſpruchslos neben ihm und würde auch ohne ihn ſo weiter gelebt haben. Er war niemand mehr nützlich.

„Ja, ich bin hier," antwortete er auf Marthas Frage.

„Im Dunkeln? Was machſt du? Du biſt doch nicht krank?" fragte Martha zärtlich beſorgt.

„Nein, ich bin nicht krank," antwortete Holm. „Ich war etwas müde und bin eingeſchlafen." Er zündete ein Licht an. „Aber was fehlt dir?" fuhr er fort. „Du ſiehſt angegriffen aus, oder ſcheint das nur ſo bei dem Licht der einen Kerze?"

„Das ſcheint nur ſo. Ich bin ganz wohl."

„Nein, du biſt nicht ganz wohl . . . Martha, was fehlt dir?"

Sie hatte ſich zu ihm geſetzt und ihr Haupt an ſeine Schulter gelegt. „Ach, Onkel!" ſagte ſie. „Das Leben iſt recht traurig."

„Was fehlt dir?"

Sie begann leiſe zu weinen. Holm wußte, daß bei ſeiner Nichte die Thränen feſt ſaßen und nicht bei leichter Veranlaſſung floſſen. „Was fehlt dir?" wiederholte er zärtlich.

„Ich kann es dir nicht ſagen; ich kann es niemand ſagen; niemand darf es wiſſen."

Er lächelte milde. „Trockne deine Thränen," ſagte er. „Es wird alles wieder gut werden."

„Nein! Nein!" rief ſie leidenſchaftlich, und ihre Thränen floſſen nun reichlich. „Ich wollte, ich wäre tot! Und ich bin noch ſo jung und ſtark und werde ſo lange unglücklich ſein."

„Beruhige dich, mein Kind," tröſtete Holm die Jammernde. „Vielleicht kann ich dir doch helfen. Willſt du mir nicht anvertrauen, was dich quält?"

Sie ſchüttelte das Haupt, aber ſie beruhigte ſich nun ſchnell wieder. Sie trocknete ihre Thränen und ſagte: „Onkel, du verrätſt mich nicht. Du ſagſt niemand, beſonders du ſagſt Tante Dolores nicht, daß ich hier geweint habe. Ich wollte es nicht, Onkel. Ich kam nur zu dir, weil ich mich nach jemand ſehnte, von dem ich weiß, daß er mich lieb hat. Und da biſt du der einzige, den ich auf der Welt habe, ſeitdem Vater . . ."

Ihre Stimme wurde wieder heiſer, und die Thränen ſtiegen ihr wieder in die Augen; aber ſie bemühte ſich, feſt zu bleiben und es gelang ihr. Sie ſeufzte tief und dann wiederholte ſie: „Onkel, du verrätſt mich nicht!"

„Dein Geheimnis iſt bei mir ſicher." Er rieb ſich langſam die Hände und blickte gebeugten Hauptes ſtarr vor ſich hin. Was war der Schmerz des Kindes, der bald geheilt ſein würde, im Vergleich zu dem dunkeln Elende, das ihn umgab? Er wiederholte zerſtreut: „Dein Geheimnis iſt bei mir ſicher."

„Wir wollen jetzt recht viel zuſammen ſein, Onkel," fuhr Martha fort. „Morgen hole ich dich wieder zur Promenade ab. Es iſt ſo gut mit jemand zuſammen zu ſein, den man lieb hat."

„Jawohl," antwortete Holm noch immer zerſtreut.

Darauf küßte Martha ihren Onkel in kindlicher Weiſe und entfernte ſich vorſichtig, denn ſie wollte vermeiden, mit ihrer Tante zuſammenzutreffen.

Das Verhältnis zwiſchen dieſen beiden war nie ein herzliches geweſen. Dolores' Durſt nach Bewunderung, das Bedürfnis von Anbetern umringt zu ſein, welches ſie in dem Maße beherrſchte, daß jede Geſellſchaft ſie ermüdete, wo ſie ſich nicht von irgend jemand mit geheimem Sehnen verfolgt wußte, ihre Gleichgültigkeit für die Schickſale anderer — auch derer, die ihr nahe ſtanden und die ſie ihre Freunde nannte — dies und Aehnliches machte eine vertrauliche Annäherung zwiſchen ihr und Martha zu einem Dinge der Unmöglichkeit. Aber nach außen hin war das Verhältnis zwiſchen der jungen Frau und dem jungen Mädchen bis dahin ein freundliches geweſen. Der verſtorbene Peter von Holm hatte gewünſcht und es ſogar in ſeinem Teſtamente ausgeſprochen, daß Martha bis zu ihrer Verheiratung bei ſeinem Bruder wohnen ſollte; und Dolores konnte ſich aus Rückſicht auf ihre geſellſchaftliche Stellung den Pflichten nicht entziehen, die ihr dieſer Wunſch dem jungen Mädchen gegenüber auferlegte. Sie ſowohl wie ihre Nichte waren klug, und beide hatten ſich von Anfang an bemüht, das gezwungene Zuſammenſein zu einem möglichſt angenehmen zu machen. Hie und da hatte Dolores, in ein Zwiegeſpräch mit einem ihrer Verehrer vertieft, wohl einen ſtrengen Blick Marthas überraſcht, in dem ſie einen ſtillen Tadel geleſen hatte, während Martha ihrerſeits das überlegene Lächeln nicht entgangen war, mit dem ihre Anſchauungen und Handlungen gelegentlich von Dolores bekrittelt wurden; aber derartige Vorkommniſſe waren immer ſchnell und anſcheinend ſpurlos vorübergegangen. Zu einer Auseinanderſetzung darüber war es nie gekommen. Die Tante und die Nichte ſahen und hörten ſo wenig wie möglich voneinander; es fiel der einen nie ein, die andere auf deren Zimmer zu beſuchen; ſie trafen ſich bei Tiſche, im Salon — ſelten unter vier Augen — und ſie verkehrten untereinander auf dem Fuße förmlicher Höflichkeit. Weder Martha noch Dolores hatten je den Wunſch gehegt, dieſe Beziehungen inniger zu geſtalten; es war beiden bequemer, daß ſie ſich gewiſſermaßen fremd blieben.

Seit zwei Tagen war nun aber in dieſem Verhältnis eine Veränderung vorgegangen. Während der Spazierfahrt nach Kaſtel war Marthas Haltung Dolores gegenüber eine bemerkbar unfreundliche geweſen; und ſeit dem Wortwechſel, den Martha nach jener Fahrt mit Eduard Wichers gehabt, trug nun auch Dolores eine gewiſſe Feindſeligkeit ihrer Nichte gegenüber zur Schau, die ſich aber bis jetzt noch nicht in Worten geäußert hatte.

Die Thür zu Frau von Holms Schlafzimmer ſtand weit offen, und als Martha, nachdem ſie ihren Onkel verlaſſen hatte, daran vorübergehen wollte, wurde ſie von Dolores, die augenſcheinlich auf ſie gewartet hatte, angeredet.

„Wo warſt du? Ich habe dich im ganzen Hauſe geſucht."

„Ich war bei Onkel Wilhelm," antwortete Martha ruhig.

„Was habt ihr denn ſo Wichtiges zu verhandeln? Du biſt über eine Stunde bei ihm geblieben."

„Ich habe nicht nach der Uhr geſehen."

Martha wollte ſich mit dieſem Beſcheide entfernen, aber Dolores war jetzt in die Thür getreten, und ſtand dicht vor ihr.

„Du haſt ja geweint? Was fehlt dir?"

Der Gedanke, daß Dolores aus Teilnahme frage, war ausgeſchloſſen; ihre Neugierde zu befriedigen, dazu hatte Martha keine Luſt.

„Die Sache iſt ohne Intereſſe für dich," ſagte ſie und wieder wandte ſie ſich zum Gehen.

So leicht ließ ſich Donna Dolores jedoch nicht abfertigen. Sie befand ſich in gereizter Stimmung. Es fiel ihr plötzlich ein, wohl zum erſtenmal ſeit vier Jahren, daß ſie als Tante „Reſpekt" beanſpruchen dürfe, und daß Martha ihr etwas Aehnliches nie gezollt hatte.

„Es iſt mein Recht und meine Pflicht, mich um deine Angelegenheiten zu bekümmern," antwortete ſie, „und ich bitte dich deshalb, mir zu ſagen, weshalb du geweint haſt — oder ziehſt du vor, daß ich Wilhelm danach frage?"

Martha war entrüſtet, aber trotzdem noch ruhig genug, um ſich klar zu machen, daß ein offener Streit mit Dolores peinliche Folgen für ſie ſelbſt haben werde. Sie ſagte deshalb mit äußerer Gelaſſenheit: „Es intereſſiert dich in der That nicht; aber wenn du es wiſſen willſt, ſo ſprich mit Onkel Wilhelm."

Dolores ſuchte Streit. „Du kannſt nicht wiſſen, was mich intereſſiert," ſagte ſie; „ich vermute, es handelt ſich um deine Herzensangelegenheiten, und die flößen mir berechtigte und größere Teilnahme ein, als du zu meinen ſcheinſt."

Martha trat ſchnell an Dolores vorbei, in das Zimmer. „Derartige Unterhaltung ziehe ich vor, nicht gerade auf dem Hausflur zu führen," ſagte ſie, und als Dolores ihr jetzt folgte, ſchloß ſie die Stubenthür und fuhr fort: „Nun ſtehe ich zu deiner Verfügung! Alſo was wünſcheſt du zu wiſſen?" Ihr Ton war drohend geworden, und ihre Augen funkelten.

Dolores war dadurch keineswegs eingeſchüchtert. „Ruhig Blut, ruhig Blut!" ſprach ſie, wohl wiſſend, daß ſie die andere dadurch nur noch mehr reizen würde, „ſei doch nicht ſo aufgeregt."

Martha hatte keinen Tropfen Blut mehr im Geſicht, aber ſie hielt ihren Zorn zurück. „Was willſt du von mir?" wiederholte ſie.

„Setz dich, liebe Martha!" ſagte Dolores, der es Freude machte, der Aufregung des jungen Mädchens gegenüber vollkommene Ruhe zu bewahren und dies zu zeigen. „Ich will es dir erzählen. — Ich bin nicht wie du, ich bin keineswegs ängſtlich bemüht, das, was in meinem Herzen vorgeht, den Augen der Welt zu verbergen; du darfſt dreiſt in mein Innerſtes blicken; — und als Martha mechaniſch den angebotenen Stuhl angenommen hatte, fuhr Dolores fort: „Ich habe geſtern bemerkt, daß es dich verdroß, nicht neben Doktor Nielßen zu ſitzen, und an der Lebhaftigkeit, mit der du ihn ſpäter Eduard gegenüber verteidigteſt, die Natur deiner Gefühle für ihn erkannt. — Du liebſt ihn. — Das iſt deine Sache; — aber da deine Liebe augenſcheinlich nicht erwidert wird, ſo möchte ich dir als die Aeltere und Erfahrenere den Rat geben, deine Gefühle beſſer zu überwachen, ſie weniger zur Schau zu tragen, als du es thuſt . . . dein Benehmen könnte dir in den Augen der Leute ſchaden und . . . dich in einem falſchen Lichte zeigen." Sie hatte zuerſt ſagen wollen: „und könnte dich lächerlich machen", aber das hatten die zornflammenden Augen Marthas verboten und ſie hatte eine mildere Form gewählt, um ihre verletzenden Aeußerungen zu ſchließen.

Martha glaubte vor Scham in den Boden verſinken zu müſſen. Das, was ſie in ihrem innerſten Herzen ſo verborgen gehalten hatte, daß ſie ſelbſt es nicht zu betrachten gewagt, ihre Nebenbuhlerin deckte es ſchonungslos auf. Es war ihr, als würde ihr die Bruſt zerfleiſcht, ſie fühlte ſich keines Wortes mächtig. Dann aber kam ihr der Gedanke, daß Dolores ihr Schweigen wie ein Zugeſtändnis deuten und vielleicht ausbeuten werde. Sie mußte der boshaften Anklägerin etwas erwidern. Aber was? Dolores hatte ja nur die Wahrheit geſagt. Das war das Schreckliche! Aber Martha konnte dieſe Wahrheit unmöglich zugeſtehen. — Lieber ſterben als ſich das Geſtändnis ihrer Liebe abringen laſſen. Dolores' triumphierende Bosheit kam ihr zu Hilfe, um eine Ausflucht zu finden.

Die Frau hatte das leidende Mädchen kaltblütig beobachtet und ſagte jetzt: „Du würdeſt beſſer gethan haben, dich mir anzuvertrauen; manches Mißverſtändnis wäre dann vermieden worden.“

Martha nahm all ihre Kraft zuſammen, und ſie war ſtark. „Ich habe dir nichts anzuvertrauen,“ ſtieß ſie hervor. „Ich habe keine Geheimniſſe. — Herr Nielßen iſt mir gleichgültig. — Ich habe ihn gegen die Angriffe deines Bruders verteidigt, weil er ein Freund meines Vaters war. — Mit Onkel Wilhelm habe ich geſprochen, weil mich ſeine Traurigkeit betrübt und ich ihn tröſten wollte. Und nun hoffe ich, haſt du alles erfahren, was du zu wiſſen wünſchteſt. Jedenfalls habe ich dir nichts mehr zu ſagen.“ Und ohne Dolores Zeit zu geben, ein Wort zu erwidern, erhob ſie ſich und verließ das Gemach.

Sobald ſie in ihrem eigenen Schlafzimmer allein war, verriegelte ſie die Thür von innen, und dann brachen die Gefühle des Zornes und der mädchenhaften Scham, die ſie bis dahin mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte zurückgehalten hatte, mächtig hervor. Sie warf ſich auf das Bett, drückte das Geſicht in das Kiſſen, und die zuckenden Bewegungen ihrer Schultern zeigten, daß ſie heftig ſchluchzte. Das Kiſſen erſtickte den lauten Ausdruck ihres Schmerzes; in dem kleinen Zimmer blieb es ſtill. Nach wenigen Minuten erhob Martha ſich wieder. Ihre fliegende Bruſt zeugte noch von ihrer großen inneren Aufregung, aber die Thränen floſſen nicht mehr. Dann wurden die Atemzüge länger und weniger zitternd, und endlich beruhigte ſie ſich. Ein Gedanke tröſtete ſie: Sie war unglücklich, elend, verzweifelt — aber ſie hatte es niemand bekannt. Dolores würde Nielßen erzählen, daß er von ihr, Martha, geliebt werde. Ihre Haltung ſollte dieſe Behauptung Lügen ſtrafen. Ruhig, höflich, kalt wollte ſie ihm entgegentreten, wenn ſie ihn ſah, und hoffentlich ließ ſich das Zuſammentreffen mit ihm bis auf weniges einſchränken, wenn auch nicht ganz vermeiden. Was in ihrem innerſten Herzen vorging, was ſie litt, das konnte und wollte ſie ertragen — ohne Murren und Klagen; — aber die namenloſe Beſchämung ihr Elend zu zeigen, die ſollte ihr erſpart bleiben. Dolores gegenüber empfand ſie machtloſen Zorn. Wie war es möglich, ſich vor der abſcheulichen Gegenwart dieſer Frau zu retten? — Oswald Melchior! — Der Gedanke an dieſen Befreier kam ihr — aber nur auf eine Sekunde. — Das Blut ſtieg ihr in das bleiche Antlitz, und ſie errötete in Scham und Scheu. — Nein! Der Preis, um den Oswald Melchior ſie befreit haben würde, war zu groß; das Opfer konnte ſie ſelbſt ihrem Stolze nicht bringen! — Sie fühlte ſich jetzt wieder ſtark genug, um allein ohne fremde Hilfe ihre Würde Dolores und Nielßen gegenüber zu verteidigen.

Dolores hatte der dahinſchreitenden Martha mit einem höhniſchen Lächeln nachgeblickt. Sie war mit ſich zufrieden. Die junge Dame, die ſoeben noch bleich und zornig vor ihr geſtanden, hatte endlich eine Lehre empfangen, die ihr ſchon ſeit geraumer Zeit zugedacht war. — Aber Dolores' Freude darüber dauerte nicht lange. Sie war gereizt geweſen, als ſie Streit mit Martha geſucht hatte, nicht jedoch, weil das junge Mädchen ſich herausnehmen zu wollen ſchien, Gottfried Nielßen zu lieben, ſondern — weil dieſer die Woyerslis aufgeſucht hatte. Was konnte ihn dazu veranlaſſen? — Höflichkeit? — Die kam dabei gar nicht in Frage. Er hätte, ohne unhöflich zu ſein, den Beſuch unterlaſſen können. Alſo? — Sophie zog ihn nach Wiesbaden! — Der Gedanke war es, der Dolores quälte, und ſie hatte an Martha nur die Erbitterung ausgelaſſen, die durch Nielßens Benehmen erregt worden war.

Dolores war an ſchnelle Triumphe gewöhnt und hatte ſolche ſtets errungen, ohne daß ihr Herz während der kurzen Kämpfe, aus denen ſie als Siegerin hervorzugehen gewohnt war, je ſchneller geſchlagen hätte. — Aber Nielßen beugte ſich noch nicht vor ihrer Gewalt. Sie ſah wohl, daß ſie ihn nur beherrſchte, ſolange er unter dem Bann ihrer Blicke war. Sobald er ſich daraus befreite, verlor ſie ihre Macht über ihn. Und zum erſtenmal in ihrem Leben war es etwas anderes als Eitelkeit, das ſie reizte, ſich ein Herz erobern zu wollen. Was dieſes „andere“ war, darüber konnte und wollte ſie nicht nachdenken. Aber es nagte an ihr, es peinigte ſie. — Was hatte Nielßen bei den Woyerskis zu ſuchen gehabt?

Bei dieſen fand an demſelben Abend noch eine kurze Auseinanderſetzung zwiſchen der Mutter und der älteſten Tochter ſtatt. — Die beiden ſaßen wieder im „Boudoir“ zuſammen. Sie waren vor einer halben Stunde vom Kurſaal zurückgekehrt, hatten Sophie, „die im Schlafen Unglaubliches leiſtete,“ zu Bette geſchickt und ſaßen ſich jetzt in derſelben Stellung wie am Morgen, ſchläfrig gegenüber.

„Nun, ich habe mir Dimitri Maximowitſch alſo ordentlich angeſehen,“ begann Frau von Woyerski.

Katharina blickte ihre Mutter aufmerkſam fragend an.

„Ich wüßte nicht viel von ihm zu ſagen: er hat gute Manieren und ſieht überhaupt gut aus. Gefällt er dir?“

„Ja, er gefällt mir,“ antwortete Katharina entſchieden, aber mit einer gewiſſen Gereiztheit über die rückſichtsloſe Art, in der die Mutter ihr dies Geſtändnis entriß.

Frau von Woyerski hatte im Kurhauſe gewonnen, — ſie ſpielte jeden Abend — und war verſöhnlich und wohlwollend geſtimmt. „Das genügt, mein Kind,“ ſagte ſie, „um ihn zu einem gern geſehenen Gaſte des Hauſes zu machen.“

„Mutter,“ fuhr Katharina fort, „willſt du mir einen Gefallen thun?“

„Gern, liebes Kind.“

„Laß uns morgen zum Rennen fahren.“

Das war gar nicht nach Frau von Woyerskis Geſchmack. Sie war nicht Freundin des Sports und erwartete keinen Vorteil davon, ſich und ihre Töchter einer zahlreichen internationalen Menge zu zeigen. „Welche Idee!“ rief ſie. „Was haben wir auf dem Rennplatz zu ſuchen? Wer ein Rennen geſehen hat, hat alle geſehen, es iſt immer dasſelbe.“

„Du thuſt mir einen Gefallen, wenn du uns morgen begleiteſt.“

„Es iſt wirklich zu viel von mir verlangt,“ ſagte Frau von Woyerski verdrießlich.

„Nun, dann bleibe zu Hauſe. Roos kann uns ganz gut chaperonnieren — und er thut es gern.“

Das behagte aber Frau von Woyerski noch weniger. Roos war in ihren Augen durchaus nicht der geeignete Mann, um zwei junge Mädchen, namentlich Sophie, der er alles nachſah, zu überwachen.

„Das würde kaum ſchicklich ſein,“ ſagte ſie trocken.

Aber Katharina hatte Sanin verſprochen, morgen auf dem Rennplatz zu ſein, und ihre Mutter ſollte ſie nicht daran verhindern. „Aber Mutter,“ ſagte ſie, „das kannſt du doch nicht ernſtlich meinen! Wer kann es unſchicklich finden, wenn wir mit unſerm Vormund zum Rennen fahren? Uebrigens können wir uns in die Melchiorſche Loge ſetzen. Frau von Holm hat ſie mir angeboten.“

Frau von Woyerski war ihrer Lieblingstochter nicht gewachſen. Sie mußte ihr ſchließlich ſtets nachgeben und ſie that dies auch heute wieder. Sie murmelte noch Verſchiedenes über die ſchlechte Geſellſchaft, die Hitze, die Langeweile, den Staub, den ſie auf dem Rennplatz finden würden, ſie wiederholte noch ein halbes Dutzend Mal, daß ein Rennen allen Rennen gleiche, daß ſie nicht begreife, wie vernünftige Leute Vergnügen daran finden könnten, magere Gäule galoppieren zu ſehen, mit Menſchen darauf in den lächerlichſten Anzügen — aber ſchließlich gab ſie die verlangte Zuſtimmung. — Darauf umarmte Katharina ihre Mutter mit größerer Herzlichkeit als gewöhnlich und zog ſich in ihr Schlafgemach zurück.

Der Held ihrer Gedanken, Sanin, ging um dieſelbe Zeit noch nachdenklich in ſeinem Zimmer auf und ab. Er ſagte ſich, daß ihm Sophie in der That beſſer gefalle, als alle andern jungen Mädchen, mit denen er ſeither zuſammengetroffen war, aber er verhehlte ſich nicht, daß er noch heute, ihr gegenüber, genau auf demſelben Punkte ſtände, wie an dem Abend, als er ihre Bekanntſchaft gemacht hatte. Einen einzigen Blick hatte er mit ihr gewechſelt, ganz zufällig, während jenes Morgenſpazierganges, der ihrem erſten Zuſammentreffen gefolgt war, und als Wichers Katharina fern gehalten hatte; ſeitdem war Sophies Blick, ſoviel er wußte, nicht wieder auf ihn gefallen. Sie hatte ihn auch nicht ein einziges Mal angeſprochen und ſeine eigenen Anreden befangen und kurz beantwortet. „Sie iſt wohl eingeſchüchtert,“ ſagte ſich Sanin; „aber Wichers hat doch recht: es hält ſchwer, ſich mit ihr zu unterhalten; es iſt kaum möglich, mit ihr vertrauter zu werden, vorwärts zu kommen.“ — Ganz anders ſtand es mit Katharina. — Ja, die konnte ſprechen! „Um ſo zu ſingen, wie Sie ſingen,“ hatte ſie ihm vor einigen Stunden geſagt, „um einem großen, unglücklichen Muſiker nachzuempfinden, wie Sie es können, müßte man, ſo meine ich, ſelbſt unglücklich geweſen ſein. Aber das verſtehe ich bei Ihnen nicht, denn Ihnen ſcheint ja alles zu lächeln.“ — Katharina hatte dies mit dem Ausdruck innigſter Ueberzeugung geſagt und hatte Sanin dabei aufmerkſam angeſehen, als ſuche ſie in ſeinem glatten, hübſchen Geſichte die Spuren alter Leiden und Leidenſchaften. Sanin hatte ſich dies mit innigem Wohlbehagen gefallen laſſen und melancholiſche Augen dazu gemacht. Es war ihm bis dahin noch niemals zu Ohren gekommen, daß er „intereſſant“ ausſähe; aber er hatte es gern gehört, und ihn verlangte nach „mehr“ von ſolchen Reden. — Ja, Katharina Paulowna war ein kluges Mädchen; die verſtand es, ihn zu würdigen. „Wichers hat ſie verleumdet,“ ſagte er vor ſich hin. „Sie iſt ein liebenswürdiges Geſchöpf. Sie hat beredte, ſchöne Augen, die zierlichſten Hände und Füße, Zähne wie die Perlen und wunderbares Haar. Die Farbe iſt nicht ſo ſchön wie von Sophies Haaren; aber es iſt feiner, weniger auffallend, vornehmer ſozuſagen. Schade, daß Katharina Paulowna keine hübſchere Figur hat.“

(Fortſetzung folgt.)

Lebensdeviſe.

Den ernſten Weg der Pflicht,
Geh' ihn nur immerzu;
Führt er zum Glücke nicht,
So führt er dich zur Ruh.

Amalie von Felbinger.

Ueber Schnellfeuergeſchütze.

Von

N. von Engelnſtedt.

Schon ſeit einer Reihe von Jahren hat die Ausbildung des Schnellfeuers bei der Infanterie der Waffentechnik Veranlaſſung gegeben, ſich mit der Erfindung geſchützähnlicher Maſchinen zu beſchäftigen. Die Mitrailleuſe und die verſchiedenen Syſteme von Revolverkanonen, von Hotchkiß, Palmkrantz und Nordenfeld ꝛc. verdanken dieſen Bemühungen ihren Urſprung. Später ſuchte man den techniſchen und taktiſchen Nachteilen dieſer, zum Teil auf Drehung der Läufe beruhenden Geſchützſyſteme durch die Konſtruktion einläufiger Schnellfeuergeſchütze aus dem Wege zu gehen. Im Laufe der Zeit iſt ſolches nun in dem Maße gelungen, daß die Feuergeſchwindigkeit der heutigen Schnellfeuergeſchütze den weitgehendſten Anforderungen genügt, während die, vermöge ihrer Konſtruktion zuläſſige Kaliberſteigerung ihnen die Ausſicht auf vielſeitigſte Verwendung eröffnet.

Beſonders hervorgethan haben ſich auf dieſem Felde die Kruppſchen und Gruſonſchen Fabriken in Eſſen reſp. Buckau bei Magdeburg. Der Verſchiedenartigkeit der taktiſchen Forderungen zu genügen, fertigen ſie Schnellfeuergeſchütze der Kaliber von 37—84 mm mit Rohrlängen von 23—40 Kaliber, doch haben wir uns in unſerer Arbeit lediglich mit den Geſchütz- und Panzerkonſtruktionen der letztgenannten Fabrik und ſpezieller nur mit denjenigen der Kaliber von 37 und 53 mm zu beſchäftigen, von denen erſtere, in Verbindung mit den nach den Angaben des verſtorbenen Oberſtlieutenants Schumann konſtruierten fahrbaren Panzertürmen, im Vorjahr bei den Kaiſermanövern bei Elze in Hannover Verwendung gefunden haben. Nachdem man bisher nur für den Feſtungskrieg und ſpeziell bei der Armierung der Feſtungen auf dieſe Kriegsmaſchinen gerückſichtigt hatte, verfehlte das Auftreten derſelben im Feldkriege nicht, das größte Aufſehen in der europäiſchen militäriſchen Preſſe zu erregen.

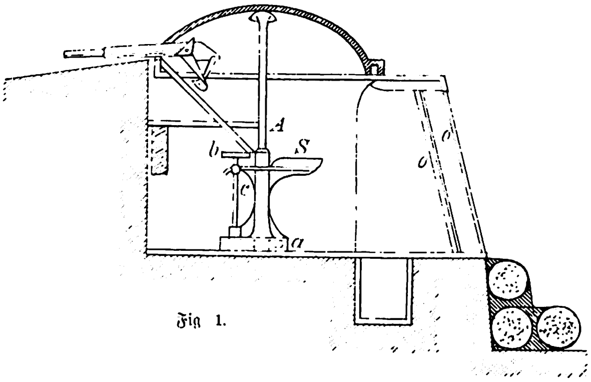


Fig 1.

Dort hatte das an dieſem Tage von Sr. Majeſtät dem Kaiſer perſönlich kommandierte X. Armeecorps am 21. September eine ſtarke Höhenſtellung zu verteidigen, zu deren Verſtärkung alle Hilfsmittel der Neuzeit, ſelbſt Drahtzäune Verwendung gefunden hatten und an einzelnen ſteileren Hängen Schützengräben in 2 und 3 Linien übereinander angelegt waren. In beſonders gefährdeten Abſchnitten der Schützenlinie waren dann auch 8 Schumannſche Panzertürme, mit 37 mm-Schnellfeuergeſchützen armiert, aufgeſtellt worden.

Das Rohr dieſer Geſchütze iſt wie bei den übrigen Konſtruktionen aus Tiegelſtahl geſchmiedet, es beſteht aus dem runden Kernrohr und dem vierkantigen Bodenſtück, welches das erſtere auf eine gewiſſe Länge als Mantel umgibt. Das Kernrohr iſt in das Bodenſtück verſchraubt. Zum Richten dient ein Aufſatz und ein Korn, welche ſeitwärts am Rohr angebracht ſind. Im hinteren Teil des Bodenſtücks befindet ſich das vertikale rechteckige Keilloch, in dem der Verſchlußkeil mittelſt eines auf der rechten Seite des Geſchützrohres angebrachten Handhebels ſenkrecht auf und nieder bewegt werden kann. Um den

Verſchluß zu öffnen, wird der Hebel von unten nach oben gehoben, worauf ſich der Keil ſenkt, die leere Patronenhülſe ausgeworfen und der Eingang zum Ladungsraum frei wird, ſo daß ein neues Geſchoß eingeſetzt werden kann. Durch Senken des Hebels wird der Keil in ſeine normale Stellung zurückgeführt, der Verſchluß geſchloſſen und abgefeuert, indem die Bedienungsnummer mit der Hand oder mittelſt einer Abzugsſchnur an dem Abzug zieht, welcher unter dem Verſchlußſtück angebracht iſt. Das Abfeuern beruht auf einer Schloßkonſtruktion, deren Spannen ſelbſtthätig erfolgt, ebenſo wie das Entfernen der Patronenhülſe nach dem Schuſſe. Für das Schnellfeuer wird eine beſondere Vorrichtung eingeſchaltet, welche die Handhabung des Abzuges gleichfalls zu einer ſelbſtthätigen umgeſtaltet.

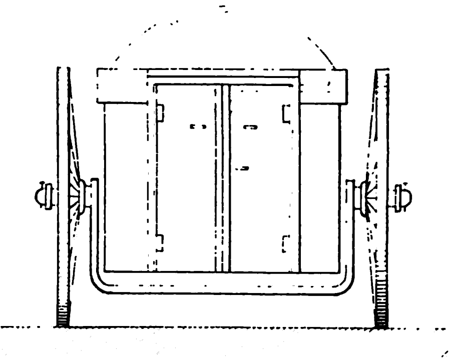


Fig. 2.

Die Bedienung des Gruſonſchen Schnellfeuergeſchützes erfordert nur 2 Mann, einen der richtet, ladet und abfeuert, und einen zweiten zum Zureichen der Munition. Die bequeme Handhabung des Verſchluſſes ermöglicht eine Feuerſchnelligkeit von 30 - 40 Schuß in der Minute; bei den vorjährigen Manövern wurden indeſſen nicht mehr als 30 Schuß in der Minute erzielt.

Gefertigt werden bei Gruſon:

1.	Die 37 mm-Schnellfeuerkanone	von	23	Kaliber Länge	für fahrb. Panzerſtände.
2.	„ 53 mm	„	24	„ „	„ „
3.	„ 53 mm	„	30	„ „	„ den Feldgebrauch.
4.	„ 53 mm		39		„ Marinezwecke.
5.	„ 57 mm		25	„ „	„ Feld- und Feſtungsgebrauch.

Die Konſtruktion iſt mit geringen Abweichungen bei allen vorgenannten Geſchützrohren die gleiche: Nr. 3 und 5 werden für den Feld- und Feſtungsgebrauch in denen der Feldgeſchütze ähnlichen Lafetten verwandt, Nr. 1 ſoll vorzugsweiſe auf dem Schiffsdeck zur Abwehr von Torpedobooten dienen.

Das Gewicht der 37 mm-Schnellfeuerkanone mit Verſchluß beträgt nur 37 kg. Sie ſchießt 2 Geſchoßarten: eine gewöhnliche Granate von 450 g Gewicht mit Perkuſſionszünder und einer Sprengladung von 25 g und eine Kartätſche von 500 g Gewicht mit 21 Hartbleikugeln. Die Pulverladung — 80 g feinkörniges Pulver — iſt in eine Patronenhülſe von Meſſing eingeſchloſſen, welche, wie die Gewehrpatrone, Geſchoß, Ladung und Zündung aufnimmt, was für die Feuerſchnelligkeit wichtig iſt.

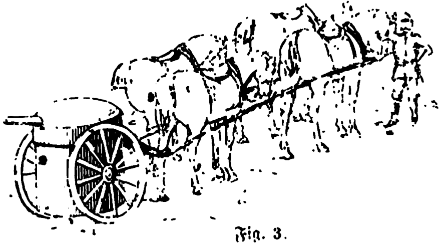


Fig. 3.

Das 53 mm-Geſchütz Nr. 2 wiegt 142 kg. Die Ladung beträgt 365 g grobkörnigen Geſchützpulvers, iſt ebenfalls in eine Metallhülſe eingeſchloſſen und mit dem Geſchoß verbunden. Von letzterem ſind 4 Arten vorhanden. 1. Die Granate — 1,630 kg ſchwer — kommt in 2 verſchiedenen Konſtruktionen, als einfache Wandgranate und als Ringgranate vor, beide mit der gleichen Sprengladung von 70 g und Perkuſſionszünder verſehen. Die erſtere gibt gegen 24, die letztere gegen 60 wirkungsfähige Sprengſtücke. 2. Das Schrapnell — 1,630 kg ſchwer — enthält 56 Bleikugeln und iſt mit Doppelzünder ausgeſtattet. 3. Die Kartätſche — 1,880 kg ſchwer — enthält 78 Bleikugeln.

Die Feuergeſchwindigkeit des 53 mm-Geſchützes iſt im weſentlichen dieſelbe wie beim 37 mm-Geſchütz.

Das letztgenannte iſt ganz beſonders für den Panzerſtand des Oberſtlieutenant Schumann konſtruiert. Derſelbe hat die Geſtalt eines cylindriſchen Turmes von Eiſenblech und iſt unterhalb mit einem Metallfußboden geſchloſſen, überdies mit einer Eingangsthür verſehen (Fig. 1).

Die Bedachung wird durch eine aus 25 mm ſtarkem Stahlblech gefertigte drehbare Decke in Geſtalt einer Kugelkalotte gebildet, welche auf den Armen der Säule A ruht, deren unteres in einem Zapfen auslaufendes Ende in der mit dem Fußboden feſt verbundenen Pfanne a ruht und drehbar iſt. Das Getriebe b, deſſen Achſe in dem auf die Säule genieteten Arme c läuft, greift mit einem der gezahnten Oberfläche der Säule in der Pfanne a entſprechenden Zahnrad in die Zahnung derſelben und dient dazu, das Dach in drehende Bewegung zu verſetzen.

Die Schildzapfenlager für das Rohr ſind zu beiden Seiten der Schießſcharte angebracht und mit dem Panzerdach feſt verbunden. In dem Augenblick der Abgabe des Schuſſes gerät die Bedachung allerdings in leichte Schwankungen, der Schwerpunkt iſt aber derartig gelegt, daß ſie ſehr bald in die richtige Lage zurückkehrt.

Die Bedienungsnummer ſitzt auf dem Sitz S und richtet durch die Scharte, entzieht dieſelbe aber während der Feuerpauſen den direkten feindlichen Schüſſen durch eine Drehung um 120°. Zur Beobachtung des Vorterrains benutzt ſie dann ein kleines in das Dach eingeſchnittenes Fenſter. Im Innern des Panzerſtandes befinden ſich Munitionskaſten zur Aufnahme von 160 Schuß.

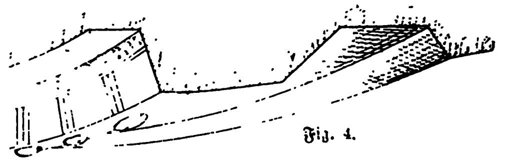


Fig. 4.

Die cylindriſche Seitenwand des Panzerſtandes iſt in ihrem oberen Teile durch einen 25 mm ſtarken Ring von Schmiedeiſen verſtärkt.

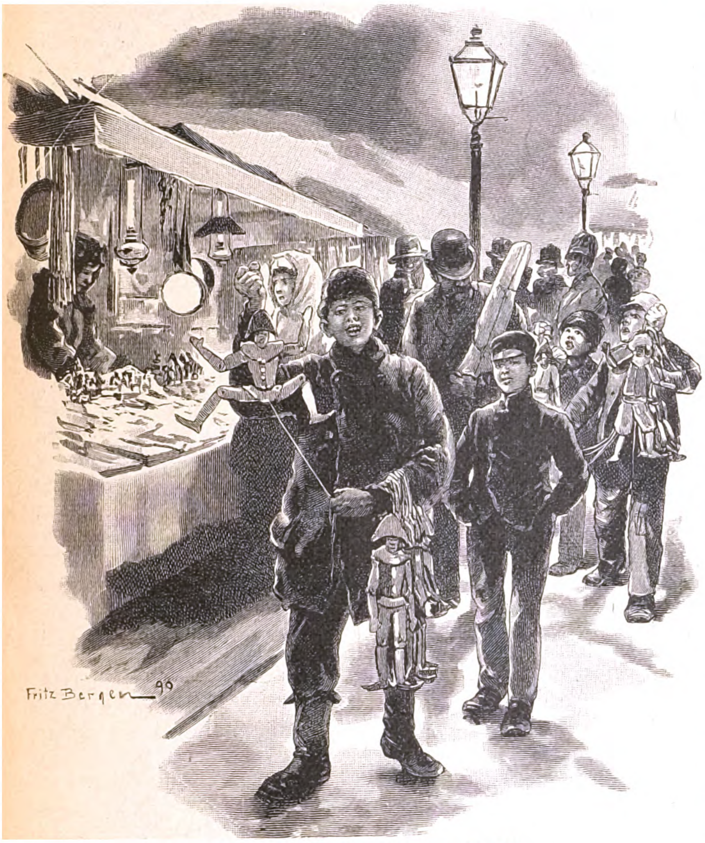
Der Panzerſtand für das 53 mm-Geſchütz iſt, bis auf die Abmeſſungen, derſelbe wie der beſchriebene. Seine Munitionsausrüſtung beträgt nur 130 Schuß.

Für den Transport werden die Panzerſtände auf ein für dieſen Zweck beſonders konſtruiertes Fahrzeug mit einer Beſpannung von 6 Pferden geſetzt. Das Totalgewicht des ganzen Fahrzeuges beträgt ungefähr 1500 kg für das 37 mm-, 2600 kg für das 53 mm Geſchütz (Fig. 2 u. 3).

Wenn der Panzerſtand in der Nähe der Stellung, welche er einnehmen ſoll, angelangt iſt, wird er von dem Transportfahrzeuge abgehoben und vermittelſt einer Gleitbahn von Eiſenbahnſchienen, welche auf den Boden gelegt wird, in die Feuerſtellung eingeführt. Schließlich wird der Panzerſtand in die Erde verſenkt, über deren Oberfläche nur das Dach und die Mündung des Geſchützrohres ſichtbar bleiben. Selbſtverſtändlich bleibt die Eingangsthür frei. Zu der ganzen Arbeit ſind nicht mehr als 20—30 Mann erforderlich (Fig. 4).

Das Dach iſt für Gewehrkugeln, Schrapnellkugeln und Sprengſtücke der Granaten undurchdringbar, würde dagegen von Geſchoſſen der feindlichen Artillerie, welche es direkt treffen, durchſchlagen werden. Da es deren Geſchützen indeſſen nur ein Ziel von ſehr geringen Abmeſſungen bietet, ſo iſt nur geringe Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß dieſer Fall eintrifft.

Ob dieſen Kriegsmaſchinen eine Zukunft im Feldkriege bevorſteht, wir möchten es bezweifeln, weil ſie für deſſen Aufgaben nach Konſtruktion und Art der Verwendung nicht einfach genug ſind, dagegen dürfte nicht zu beſtreiten ſein, daß ihnen im Poſitionskriege, für die Verteidigung, den Angriff und die Armierung von Feſtungen eine große Rolle zu ſpielen, vorbehalten iſt.



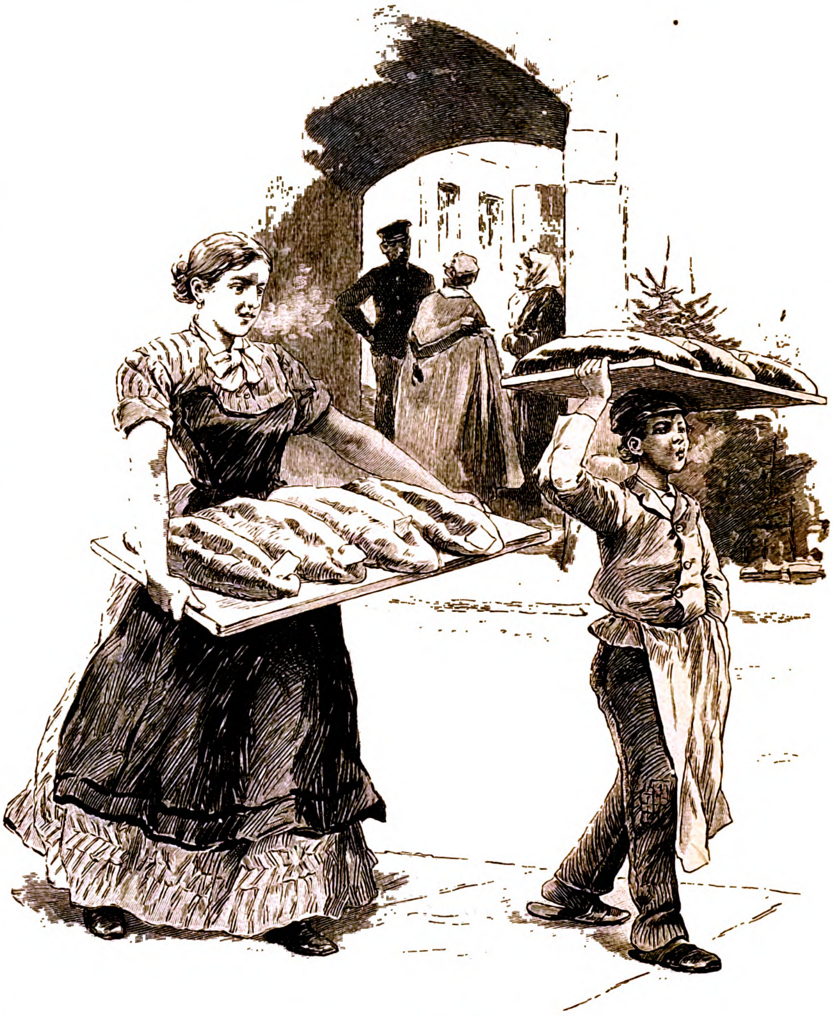
Zappelmänner! Zappelmänner! (S. 362).

Der Weihnachtsmarkt in Leipzig.

Von

Hermann Pilz.

Der Marktplatz in Leipzig iſt ein ehrwürdiger Veteran unter ſeinesgleichen! An dieſen vielhundertjährigen Zentralpunkt des Leipziger Kleinhandels knüpfen ſich große Erinnerungen, und die alten Häuſer, die auf ihn herniederſchauen, können gar wichtige Kapitel aus der deutſchen Geſchichte erzählen. Da ſteht das altväteriſche, von dem Ratsherrn und Baumeiſter Hieronymus Lotter erbaute Rathaus mit ſeinen Bühnengewölben, und ihm gegenüber das geräumige „Königshaus“, in welchem Auguſt der Starke ſeine Meßwohnung nahm und ſeine berüchtigten Meßfeſte feierte. In dieſem Königshaus wohnte auch der Zar Peter der Große, Karl XII. von Schweden und Friedrich der Große, als er ſeine denkwürdige Unterredung mit Gellert hatte. Auf der nördlichen Seite ſteht die alte „Ratswage“ mit ihrem eigenartigen Renaiſſancegiebel, in der ſich vorzeiten das „Trinkſtübel der Herren“, wo bloß Ratsherren, Gelehrte und Kaufherren zechen durften, befand. Kurz, er erinnert noch an die „gute, alte Zeit“, der Leipziger Marktplatz, ob ſich auch mancher moderne Bau jetzt in ſeinen Kreis gedrängt hat. Und welches Leben entwickelt ſich auf dem Platze, wenn Leipzigs Meſſen, vornehmlich die Oſter- und Michaelismeſſe, die Markgraf Otto der Reiche der Stadt geſtiftet hat, kaufluſtige Fremde und Einheimiſche nach den Budenreihen locken, die der Rat der Stadt Leipzig um dieſe Zeit auf dem Leipziger Forum aufſtellen läßt! Das ſchönſte Bild aber bietet der Marktplatz, wenn das Feſt der ewigen Liebe herannaht und in den zahlreichen Budenreihen die Gaben zum ſchönſten Feſte dieſer Erde ausgebreitet werden. Der Leipziger Chriſtmarkt, deſſen Mittelpunkt der Marktplatz iſt, gehört zu den Lebenseigentümlichkeiten der alten Handelsſtadt, und nur in wenigen großen Städten Deutſchlands, z. B. in Hamburg und Breslau, befindet ſich eine ähnliche „Weihnachtsmeſſe“. Zum Leipziger Chriſtmarkt dürfen nur Leipziger Geſchäftsleute in den Buden ihre Waren feilbieten. Er bildet, im Gegenſatz zu dem internationalen Charakter der Meſſen, einen Markt der Leipziger Groß- und Kleininduſtrie. Wenn der Winter ſeine Herrſchaft angetreten hat und die Schneeflocken in luſtigem Tanze ſo dicht herunterwirbeln, daß der alte Rathausturm eine weiße Kapuze über das Haupt zieht, dann muß man einen Gang durch die hellerleuchteten Buden, die ſich auf dem Chriſtmarkt dicht aneinander reihen, wagen. Eine raſtloſe, eilige Menge flutet durch die Gänge. Das ſchwirrt und ſummt um die Buden, wie um einen Bienenkorb. Und wie ein Bienenkorb ſind die Buden auch ausgerüſtet mit allem Süßen, was das menſchliche Herz von der Wiege bis zu der Bahre begehrt. Man könnte ſtundenlang zwiſchen den glänzenden Budenreihen luſtwandeln, um zu bewundern, was die menſchliche Induſtrie zu des Menſchen Ergötzlichkeit, Bequemlichkeit und — Notwendigkeit erſinnt und erſchafft. Gibt es doch in Leipzig etwa 4000 ſelbſtändige Handelsgeſchäfte, die 270 verſchiedenen Branchen angehören. Sie können den Chriſtmarkt mit allem verſorgen, was er bedarf. Da finden wir Buden, in denen die Wintergarderobe für Männlein und Weiblein aufgeſtapelt liegt, in denen das koſtbare Pelzwerk zum Kaufen anlockt, und daneben preiſen uns wieder die Möbelhändler, Klempner, Töpfer, Meſſerſchmiede, Buchbinder, Bijouterie- und Lederwarenfabrikanten und wie ſie alle heißen, ihre Erzeugniſſe an, von denen ſie das Beſte zum Chriſtmarkt bringen. Welch ein bunter Menſchenſchwarm um die „Puppenläden“, die das Ebenbild der Gottheit in mehr oder minder zweifelhaften Kopieen zum Verkauf ausbieten! Wie ſtrahlend die geputzten Salondamen in ihren glitzernden Roben Parade halten, wie blaſiert der buntſcheckige Harlekin in die Welt ſchaut, angeſtaunt von der Kinderwelt, die der Beherrſcher der Bude kaum in Feſſeln zu halten vermag. Und in der nächſten Nähe winkt der verlockende Bazar irdiſcher Süßigkeiten! Wie wird hier gehandelt um Marzipanherzen, um Pfefferkuchengebilde, die zuweilen verzweifelte Aehnlichkeit mit den ägyptiſchen Hieroglyphen einer grauen Vorzeit haben, und um ſogenannte „Pfennigſtückchen“, die den Chriſtbaum der minder Begüterten, aber gleich Zufriedenen ſchmücken ſollen. Und nun gar die zahlreichen Spielwarenhändler mit ihren Soldaten, die dem Militärfiskus keine Kopfſchmerzen bereiten, mit ihren Schaukelpferden und der nie aus der Mode kommenden „Arche Noäh“, in der der Ochſe gewöhnlich ſo groß wie der Elefant iſt. In dieſe Buden zieht ein unſichtbarer Magnet die kaufluſtige Menge, und auch die Erwachſenen laſſen gern ihr Auge über das bunte Spielwerk gleiten, das ſie an den ſeligen Traum ihrer goldenen Kindheit gemahnt. Und ſo iſt es überall, wo eine große, herrliche Auswahl im ſtrahlenden Lichterglanze, im bunten Weihnachtsflitter ſich präſentiert. Aber zwiſchen den lichterhellten Buden, in den kleinen, engen Gängen und Winkeln wohnt auch eine Induſtrie! Freilich ihrer hat niemand acht! Man rauſcht vorüber, man hat zuweilen ein gnädiges Lächeln für dieſe Winkelinduſtrie, die ſich auf dem Leipziger Chriſtmarkt mehr als anderswo in den großen Konkurrenzkampf des Warenmarktes wagt. Sie tritt uns freilich nicht im Strahlenkranze der Pracht entgegen. Sie muß ihr Licht von den großen Nachbarn borgen, wie der Mond das ſeine von der glücklichen Sonne. Dieſe kleinſte deutſche Kleininduſtrie iſt die — Induſtrie der Kleinen. In den Schlupfwinkeln zwiſchen den ſchimmernden Buden haben die kleinen Buben und Mägdlein ihre Herrlichkeiten aufgebaut. Da ſteht er kerzengerade wie ein Grenadier aus des großen Friedrichs Zeit, der „Pflaumentoffel“, ein aus Pflaumen und Rauſchgold gefertigtes Ebenbild des Schornſteinfegers, das ſich hier neben den zierlichen Modepuppen, der jeunesse dorée des Puppenſtaates, ſtolz präſentiert. Und neben ihm prangen, weiß wie friſchgefallener Schnee, die wattierten Schäfchen, die an das Lamm Gottes erinnern ſollen. „Einen Dreier das Schäfchen!“ ſchallte es ſchon vor Jahrzehnten in den Weihnachtsjubel hinein. Die Kleininduſtrie der Kleinen iſt vielſeitig genug. Blumenſtöckchen, Roſen, Hyazinthen und andere Gewächſe, die der Botaniker weder nach Linné noch de Candolle beſtimmen kann, haben kleine Hände aus Seidenpapier gefertigt; goldene und ſilberne Sterne und Guirlanden zum Schmuck für den Chriſtbaum, Raritäten für die Puppenſtube, ſelbſtgeflochtene Buchzeichen und Zappelmänner in allen Größen und Farben, das ſind die Gaben, mit denen die Induſtrie der kleinen Welt auf den Warenmarkt tritt. Ihre Gaben ſind von ſchlichtem Wert, aber ſie ſind von den emſigen Händchen mit der ſtillen Hoffnung geſchaffen worden, ſich ein Scherflein für die goldene Weihnachtszeit zu verdienen. Möge man deshalb nicht achtlos vorübergehen, wenn unter den Buden oder vor dem Rathauſe ein lockiger Bube ſein wohlaſſortiertes Lager in Zappelmännern empfiehlt.



Weihnachtsſtollen (S. 362).

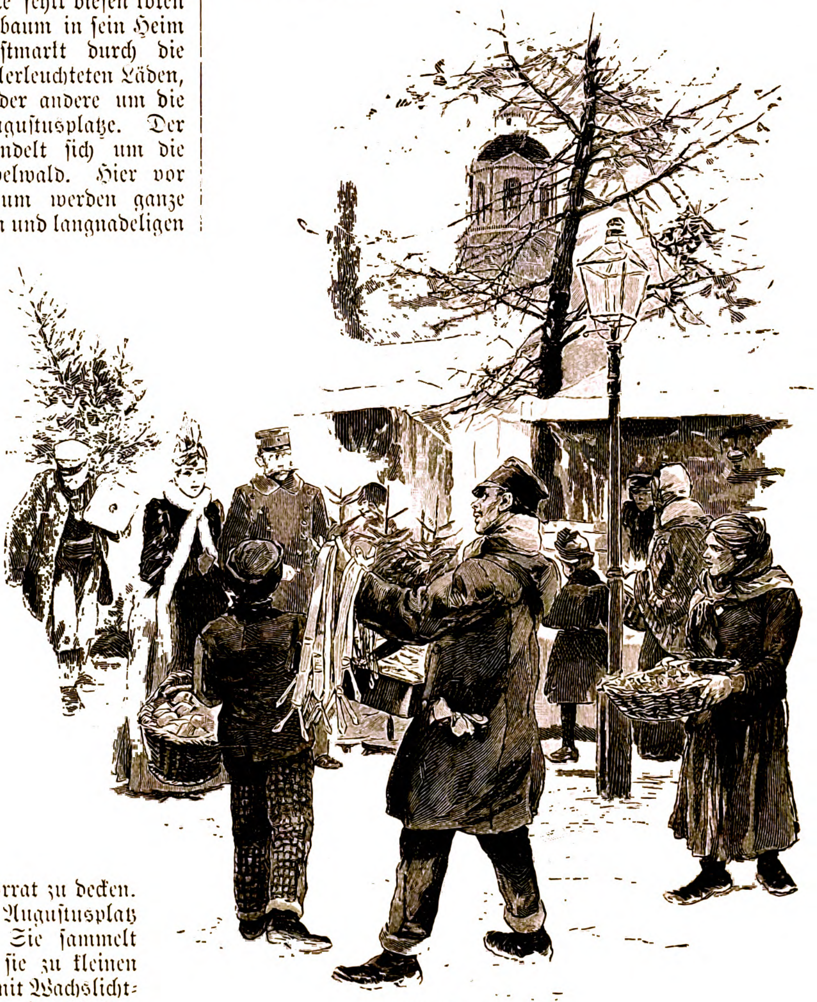
Mitten durch das bunte Gewühl und Stimmengewirr des Weihnachtsmarktes bricht ſich jetzt eine breite, knarrende Stimme Bahn. Der Fremde vermag nicht gleich das Leipziger Zauberwort zu verſtehen, das ihm hier wie auf allen belebten Straßen, in allen beſuchten Reſtaurationen entgegentönt, das: „Warme, weeche Brezeln, warme, weeche!“ Die Leipziger Brezelfrau iſt eine Spezialität der Pleißathener. Im ſtrengſten Winter wandelt ſie mit ihrem Korb, in eine dicke Pelzjacke und ein wollenes Kopftuch eingehüllt, von Straße zu Straße, um ihre Salzbrezeln, die aus Mehl, Waſſer und etwas Salz bereitet und zum Teil mit Kümmelkörnern oder Mohn beſtreut werden, auszubieten. Die Brezel war der „Gebetkuchen“ des Mittelalters und wurde von den Geiſtlichen „als Preislein für die Kinder“, welche ihre Gebete gut geſprochen hatten, in der Taſche geführt. In der oben genannten Teigzuſammenſetzung ſind die Brezeln übrigens ebenſoſehr als Leipziger Lokalgebäck anzuſehen, wie die „Leipziger Wetzſteine“ und „Strumpfſohlen“. Das Gebäck aber, was zur Weihnachtszeit alle übrigen verdrängt, iſt die — Stolle. Schon eine Woche vor Weihnachten gibt es in den Leipziger Familien arbeitsvolle Stunden. Es gilt, die Vorbereitungen zum Stollenbacken zu treffen. Da werden Roſinen geleſen, Mandeln geſchält, Citronat geſchnitten, und was ſonſt noch alles zum Stollenteige gehört. Die Auswahl des Stollenmehles iſt eine wichtige That der Hausfrau. Sind die Stollen ſchlecht geraten, ſo klingt ein Mißton in das fröhliche Weihnachtsfeſt hinein. Auf allen Straßen ſieht man die Bäckerjungen und Dienſtmädchen auf großen Kuchenbrettern die länglichen Roſinen- und Mandelſtollen nach den Häuſern ſchleppen. Sie ſollen mit ihrer Form an die Krippe oder an ein Wickelbettchen und damit an das Chriſtkindlein ſelbſt erinnern. Und mit den Stollen wandert auch die fette „Weihnachtsgans“ in die Häuſer. Sie ſpielt eine ebenſogroße Rolle wie die „Martinsgans“, und wer es irgend erübrigen kann, läßt ſie gewiß den erſten Weihnachtsfeiertag braun gebraten und mit Weihnachtsäpfeln gefüllt auf den Tiſch tragen. Was wären aber alle die Liebesgaben, die in den Familien fleißige Hände wochenlang für ihre Angehörigen und Freunde bereiten, was wären alle Herrlichkeiten des Chriſtmarktes, alle Brezeln und Stollen, wenn er nicht im Hauſe prangte, der oft beſungene und von uns allen in der Kindheit umtanzte „Chriſtbaum“? Der Chriſtbaum iſt für uns das Symbol der Liebe und ewigen Treue, wie er urſprünglich das Wahrzeichen für das unaufhörliche Walten der Gottheit in der ſcheinbar toten Natur geweſen iſt. Die Tanne galt bei unſeren heidniſchen Ahnen als das Wahrzeichen der fort und fort ſchaffenden, gottgeſegneten Natur, und als das Chriſtentum die heidniſchen Gebräuche verbannte, ließ es doch den alten Gebrauch des lichtergeſchmückten Tannenbaumes beſtehen. Es gab ihm nur eine andere Deutung. Der Baum ſollte den Kindern jenen fruchtbringenden Zweig Iſai oder den Baum des Kreuzes vergegenwärtigen, von dem alle Gnade ausgefloſſen, die brennenden Lichter ſollten auf das Licht der Welt hindeuten, das an dieſem Tage aufgegangen, und die Geſchenke jene größte aller Gaben verſinnlichen, welche den Menſchen durch die Geburt Chriſti geworden iſt.

Zwar hat die moderne Induſtrie auch den Tannenbaum von ſeiner Herrſchaft verdrängen wollen. Der „Leipziger Chriſtmarkt“ bringt die ſogenannten „Pyramiden“ zum Verkauf. Es ſind das künſtlich aus Holz und grünem Papier hergeſtellte Tannenbäume, die mit Papierroſetten und Goldflitter beklebt werden. Auch in Form von Ampeln und ſchwebenden Engeln kommen ſie auf den Markt. Sie werden namentlich im Gebirge, Voigtland und Erzgebirge, angefertigt, und bilden dort einen weſentlichen Faktor der ſächſiſchen Hausinduſtrie. Freilich die echte, holde Weihnachtspoeſie fehlt dieſen toten Gebilden. Wer den rechten Weihnachtsbaum in ſein Heim holen will, der wandert vom Chriſtmarkt durch die Grimmaiſche Straße, vorüber an den hellerleuchteten Läden, deren ſich einer immer glänzender als der andere um die Weihnachtszeit ausrüſtet, nach dem Auguſtusplatze. Der Auguſtusplatz, Leipzigs Stolz, verwandelt ſich um die Weihnachtszeit in einen duftenden Nadelwald. Hier vor der alten Univerſität und dem Muſeum werden ganze Wagenladungen von Edeltannen, Fichten und langnadeligen Kiefern abgeladen, um mit Füßen und Brettern verſehen für den Weihnachtstiſch feilgeboten zu werden. Neuerlich haben ſich auch Filialen zu dieſem Chriſtbaummarkt auf dem Auguſtusplatze in einzelnen Gehöften der Vorſtädte gebildet, als Zentralpunkt für den Chriſtbaumhandel kommt er jedoch allein in Frage. Hier am Muſeum werden die Wagenladungen im ganzen an die Detailliſten von den Großhändlern losgeſchlagen, und wer das Höchſtgebot thut, darf die Beute nach ſeinem Stande führen. Das iſt ein Unterſuchen und Prüfen, ein Feilſchen und Handeln um die grünen Waldbewohner, als gelte es die größten Schätze der Welt hier in Umlauf zu ſetzen. Der Preis für die Chriſtbäume wechſelt mit den Jahren, je nachdem die Herren Förſter viel oder wenig auf den Markt gelangen laſſen. Ja es hat Jahre gegeben, wo am heiligen Abend kein Tannen- und Fichtenzweig mehr aufzutreiben war, weil ſich jeder beeilt hatte, ſeinen Bedarf von dem kleinen Vorrat zu decken. Uebrigens macht ſich auch auf dem Auguſtusplatz wieder die kleine Welt zu ſchaffen. Sie ſammelt die abgehauenen grünen Zweige, um ſie zu kleinen Chriſtbäumchen zuſammenzubinden und mit Wachslichtchen zu beſtecken, oder ſie bietet ſich den Herrſchaften dienſtbereit zum Tragen der erſtandenen Nadelbäumchen an, um ſich einen Obolus für die Weihnachtstage zu erwerben. Ueberall herrſcht eben ein geſchäftiges, raſtloſes Leben und Treiben, um das alte Feſt der ewig jungen Liebe würdig zu bereiten. Raſch aber eilt die Liebe über die Gabenfelder. Auch der Weihnachtsmarkt gibt heute nicht mehr Raum zu ſtillen Betrachtungen. Im Fluge eilt alles aneinander vorbei. Den kurzen Traum des beſeligenden Weihnachtsglückes hat die Macht der Zeit mit ihrem Kampfe um das Daſein uns allzuſehr verkürzt, und unerbittlich heiſcht noch die Arbeit in allen Straßen, auf allen Plätzen ihr Recht, bis die Glocken des großen Morgens ihre erſten Töne über die winterliche Flur klingen laſſen: „Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!“ — — —

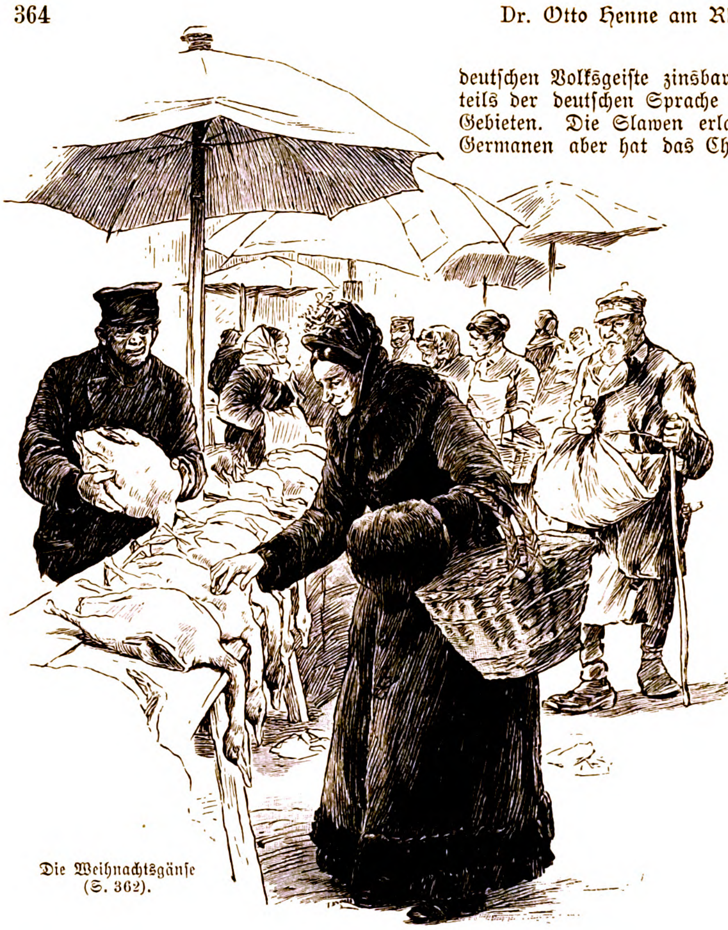
Seelen und Geiſter im deutſchen Volksglauben.

Von Dr. Otto Henne am Rhyn.

Ein untrügliches Kennzeichen der Kultur eines Volkes iſt die Art und Weiſe, wie ſich dasſelbe die abgeſchiedenen Seelen ſeiner Angehörigen und andere mit denſelben das geahnte und



Kleine Geſchenke (S 361)

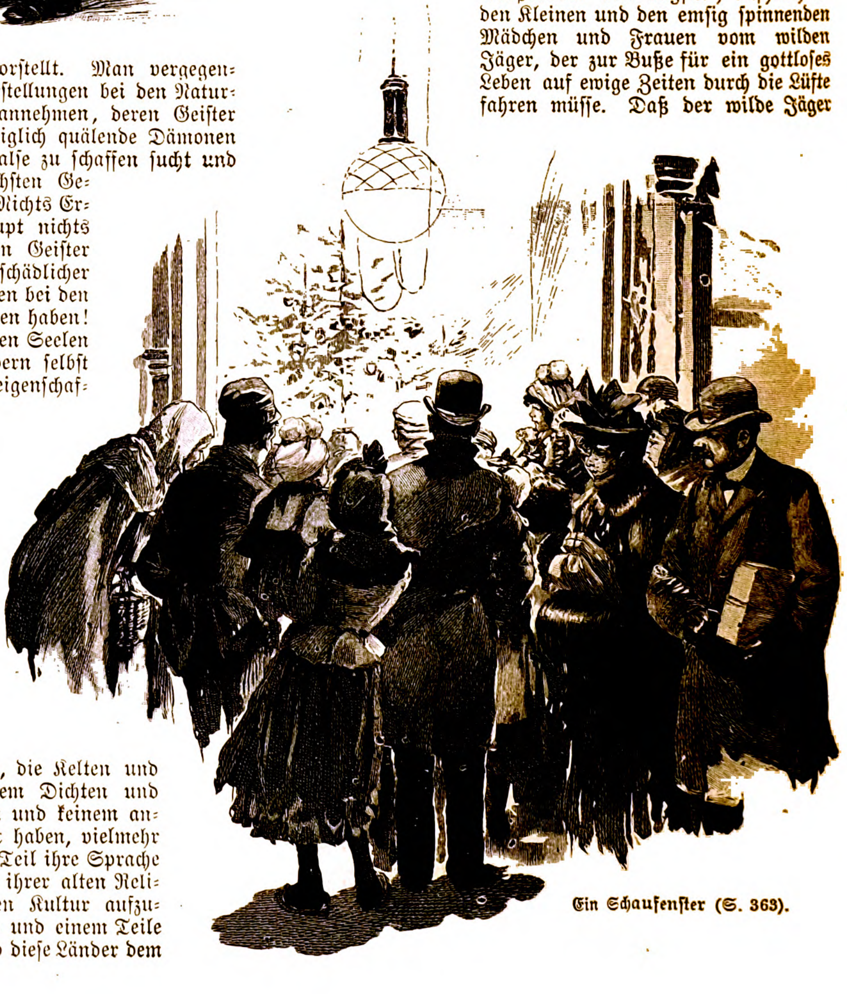


Die Weihnachtsgänſe (S. 362).

erhoffte „Jenſeits“ erfüllende Geiſter vorſtellt. Man vergegenwärtige ſich nur, welche Geſtalt dieſe Vorſtellungen bei den Naturvölkern oder den ſogenannten Wilden annehmen, deren Geiſter unheimliche, bösartige, den Menſchen lediglich quälende Dämonen ſind, die er ſich um jeden Preis vom Halſe zu ſchaffen ſucht und die zu vertreiben eines der hauptſächlichſten Geſchäfte der „Zauberer“ jener Völker iſt. Nichts Erhebendes, nichts Rührendes, ja überhaupt nichts Menſchenähnliches zeichnet dieſe ſtumpfen Geiſter aus, die durchaus auf dem Standpunkte ſchädlicher Tiere gedacht werden. Wie anders dagegen bei den Völkern, welche eine höhere Kultur errungen haben! Da erfreuen ſich die im Jenſeits weilenden Seelen und Geiſter nicht nur menſchlicher, ſondern ſelbſt die des Menſchen übertreffender Charaktereigenſchaften; es ſind Perſönlichkeiten, deren Weſen uns ergreift; denn es ſteht uns nahe, es berührt ſich mit uns, der Schmerz dieſer Seelen über ihre Trennung vom warm pulſierenden Menſchenleben geht uns zum Herzen. Nirgends tritt dieſer Zug mehr hervor, als in der deutſchen Volksſage.

Was in Südaſien die Inder und in Südeuropa die Griechen, das ſind in Nordeuropa die Germanen, d. h. ein durch geiſtige Anlagen, rege Einbildungskraft und großartigen Schaffenstrieb ausgezeichneter und von der Kulturentwickelung der Menſchheit bevorzugter Volksſtamm. Während die Nachbarn der Germanen in Nordeuropa, die Kelten und Slawen, wie auch die Finnen, in ihrem Dichten und Trachten auf ſich ſelbſt beſchränkt blieben und keinem anderen Volke Schätze der Kultur mitgeteilt haben, vielmehr ihre alte Eigentümlichkeit, ja ſogar zum Teil ihre Sprache verloren, ſind die Germanen, ohne außer ihrer alten Religion etwas Weſentliches von ihrer alten Kultur aufzugeben, dazu gelangt, ganz Mittel-, Weſt- und einem Teile von Südeuropa neue Geſetze zu geben und dieſe Länder dem deutſchen Volksgeiſte zinsbar zu machen. Die Kelten erlagen teils der römiſchen, teils der deutſchen Sprache und behielten die ihrige nur in kleinen, abgelegenen Gebieten. Die Slawen erlagen größtenteils der byzantiniſchen Kultur; durch die Germanen aber hat das Chriſtentum geradezu für die genannten Teile Europas ſeinen jüdiſch-griechiſchen Charakter zu gunſten eines germaniſchen verloren. „Chriſtlich-germaniſch“ iſt mit Unrecht zu einem reaktionären Schlagworte geworden; es bezeichnet das gegenſeitige Durchdringen einer weltbürgerlichen, von nationalen Schranken freien Religion und eines tüchtigen, kräftigen Volksſtammes. Die Tüchtigkeit des letzteren erhellt ſchon aus zwei den Glauben der Germanen durchdringenden Thatſachen: erſtens ſind ſie zur Zeit ihres Heidentums das einzige Volk der Erde, welches, obſchon mit Prieſtern verſehen, doch ſolchen keine Herrſchaft über die Geiſter und ſelbſt keine bevorzugte Stellung zu den Göttern einräumte, ein Volk von Freigeiſtern, das ſeine göttlichen Ideale ohne Vermittlung angeſtaunter „Medien“ zu verfolgen unternahm, und zweitens ſind ſie zur Zeit der tiefſten Entwürdigung des Chriſtentums oder vielmehr der römiſchen Kirche die geweſen, welche den unvermeidlich gewordenen Bruch mit dieſer entarteten Völkerſtiefmutter wagten. Die Kelten dagegen hatten ſchon in ihren Druiden Jeſuiten und an ihrer Spitze eine Art von Papſt (den Oberdruiden) und verharrten ſogar mit aufgegebenem und großenteils ſelbſt verhöhntem Glauben im Papſttum.

Wenn in unheimlich finſteren Herbſt- und Winternächten in abgelegener Gebirgsgegend die Stürme heulen und phantaſtiſch geſtaltete Wolken vor ſich her jagen, wenn die Bäume der Wälder ächzen und die Aeſte krachen, wenn die Tiere ſich ſcheu verkriechen und die auf dem Wege verſpäteten Menſchen ſich beeilen, den heimiſchen Herd, das ſchützende Dach zu erreichen, dann erzählt die Großmutter den ängſtlich aufhorchenden Kleinen und den emſig ſpinnenden Mädchen und Frauen vom wilden Jäger, der zur Buße für ein gottloſes Leben auf ewige Zeiten durch die Lüfte fahren müſſe. Daß der wilde Jäger



Ein Schaufenſter (S. 363).

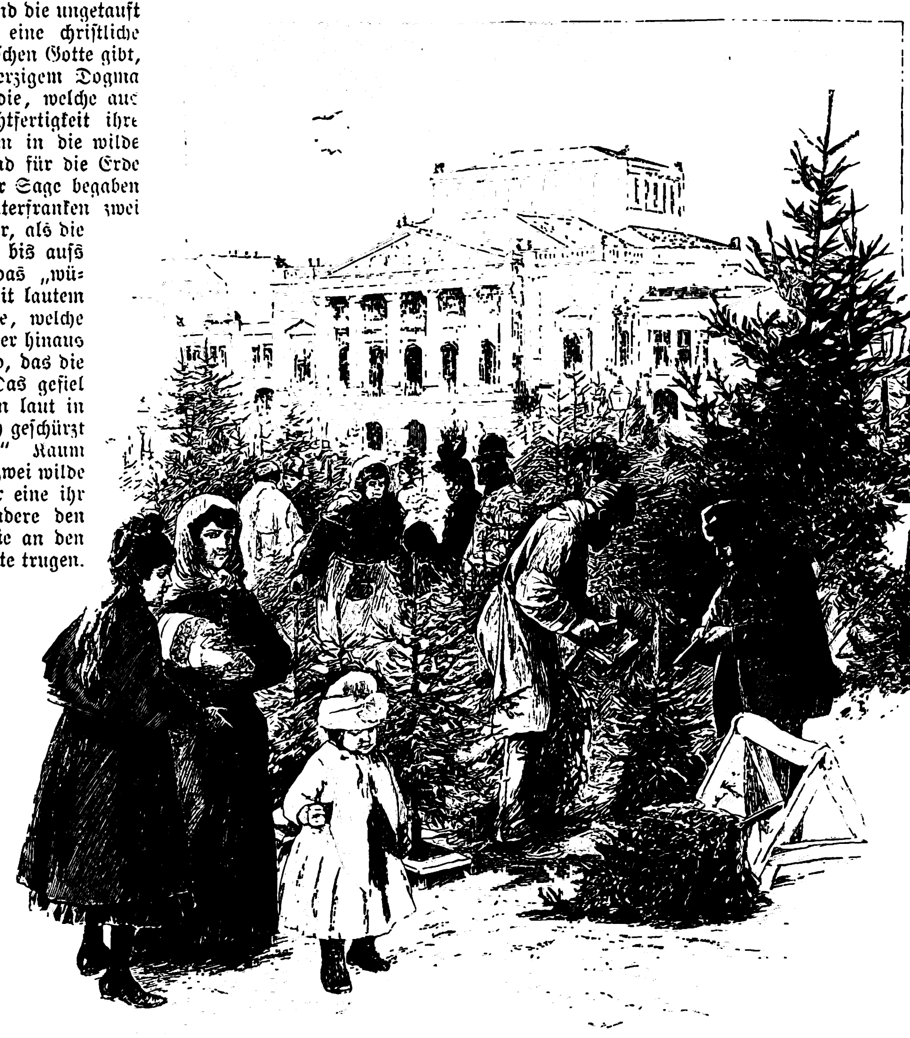
dieſer oder jener Baron oder Vogt oder Graf ſei, iſt wohl allem Volke in deutſchen Gauen, je nach der Gegend, geläufig; aber aus gelehrten Kreiſen nach auswärts iſt die Erkenntnis noch wenig gedrungen, daß wir es hier mit einem Reſte der heidniſchen Religion unſerer Voreltern zu thun haben. Niemand geringerer als der einſtige höchſte Gott der Germanen iſt es, der nach dem Siege des Kreuzes zum ſpukenden Nachtgeſpenſt herabgewürdigt worden. Wodan, der Himmelsgott mit ſeinem weiten Hut und Mantel (dem Nachthimmel) und mit dem einen Auge (dem Monde) iſt es, deſſen Name in der Bezeichnung der wilden Jagd als „wütendes Heer“ noch ſtets fortlebt.

Das Gefolge, das mit dem abgeſetzten Gotte in dieſer Weiſe durch die Welt jagt, bilden die gewaltſamen Todes Umgekommenen und die ungetauft geſtorbenen Kinder, natürlich eine chriſtliche Vorſtellung, welche dem heidniſchen Gotte gibt, was der chriſtliche nach engherzigem Dogma verſchmäht, ebenſo aber auch die, welche aus ſträflicher Neugier oder Leichtfertigkeit ihre Chriſtenpflicht vergeſſen, darum in die wilde Jagd aufgenommen werden und für die Erde verſchollen bleiben. Nach einer Sage begaben ſich zu Sommerhauſen in Unterfranken zwei Dienſtmägde zu Bette. Da fuhr, als die eine ſchon lag und die andere bis aufs Hemd ſich eben entkleidete, das „wütende Heer“ übers Dorf hin mit lautem Rufen und Hörnerklang. Die, welche noch auf war, ſchaute zum Fenſter hinaus und horchte auf das ſchöne Lied, das die wilden Jäger eben blieſen. Das gefiel ihr ſo gut, daß ſie unbeſonnen laut in den Zug hinausrief: „Wäre ich geſchürzt und gegürtet, ich ginge mit!“ Kaum hatte ſie es ausgeſprochen, als zwei wilde Geſellen neben ihr ſtanden, der eine ihr die Schürze umband, der andere den Gürtel befeſtigte, dann beide ſie an den Armen erfaßten und in die Lüfte trugen. Niemand hat ferner von ihr etwas gehört.

Die Erinnerung an Wodan als den wilden Jäger hat ſich ſogar an Orten erhalten, wo die Nachkommen der Burgunder die deutſche Sprache verloren haben. Ein Mann aus dem Traversthale in der Weſtſchweiz ging mit ſeinem Hund auf die Jagd. Als er oben auf dem Creux du Vent (ein Halbkreis ſenkrechter Felſen) anlangte, ſah er einen großen Mann an einen Stein gelehnt, gehüllt in einen weiten grauen Mantel, auf dem Kopfe einen großen breitkrempigen Hut, der das Geſicht völlig verdeckte. Der Mann, neugierig, trat grüßend näher, hatte aber kaum den Mund geöffnet, als ihn ein Wirbelwind wohl zwölfmal im Kreiſe herumdrehte, und als er zur Beſinnung kam, er ſich unten im Thale befand, wo er gefrühſtückt. Den Hund ſah er nie wieder. Dagegen wollte er zur Weihnachtszeit, wenn der „wilde Jäger“ mit Peitſchenknallen, Jagdruf und Hundebellen über das Traversthal hinbrauſte, den Hund ſtets aus dem Lärmen heraus erkannt haben, weil das treue Tier jedesmal ob dem Hauſe hinter dem Zuge etwas zurückblieb.

Nach ſeinem Namen aber geriet Wodan unter dem Volke überall in Vergeſſenheit, und ſo wollte man in Niederſachſen z. B. wiſſen, Hans von Hakelnberg ſei im ſechzehnten Jahrhundert braunſchweigiſcher Oberjägermeiſter und ein leidenſchaftlicher Jäger geweſen; er habe einſt nachts geträumt, einem wilden Eber zu erliegen, habe bald darauf das Tier getroffen, es erlegt und in der Freude darüber es ſo mit dem Fuße geſtoßen, daß des Ebers Hauer ihn tödlich verwundete. Seither fahre er durch den Thüringerwald, den Harz, am liebſten den Hakel zwiſchen Halberſtadt und Dornburg, ihm voran eine Eule (Tut-Oſel, Tut-Urſel), eine geweſene Nonne, die ſich nach ihrem Tode an ihn ſchloß. Wer dem Zuge begegne, werfe ſich ſtill auf den Bauch, bis das Hundebellen, Peitſchen und der Huhuruf über ihn hinaus ſei. Nach anderen lebte er fromm unweit Uslar, liebte aber das Weidwerk ſo ſehr, daß er auf dem Totenbette flehte, für ſeinen Teil Himmel bis zum jüngſten Tag am Solling jagen zu dürfen.

An die wilde Jagd erinnert in den Volksſagen zunächſt der dieſelbe oft vertretende Wagen Wodans (welchen Namen auch das Sternbild des Großen Bären führt), der aber in der verchriſtlichten Sage zur „Geiſterkutſche“ geworden iſt. Dieſer Wagen mag das Rollen des Donners oder den Wagen, auf dem die Toten in die andere Welt fahren, bedeuten.



Chriſtbaummarkt auf dem Auguſtusplatz (S. 363)

In einer Schweizerſage heißt es mit deutlicher Beziehung auf den Himmel und ſeine Sterne und mit ergreifendem Hervortreten tiefer Sehnſucht nach dem Unendlichen: Wenn am Himmel ſich Wolken auftürmen und Gott das Land bewäſſern will, ſo fahren aus den Trümmern der Burg Reifenſtein (Baſel-Landſchaft) hoch zum Sternenzelt Fräulein und Ritter in feurigen ſechsſpännigen Wagen. Da glänzt und glitzert und funkelt alles wie Edelgeſtein. Aber ſie ziehen nicht in die Gefilde des Himmels. Eine Zeitlang fahren ſie um das unbegrenzte Himmelsgewölbe und kehren dann wieder in die Burgruine zurück.

Aehnlich lautet die Sage im Elſaß: Im „Feengarten“, eine Maſſe unbehauener Felsſtücke beim Kromlech (ſo heißen die rätſelhaften vorgeſchichtlichen Steinkreiſe) auf dem Langenberg im Breuſchthal, erſcheint zuweilen nachts eine Schar weißgekleideter Jungfrauen, Feen, die einen Reigen tanzen. Manchmal kommt vom entgegengeſetzten Berge ein Wagen mit feurigen Roſſen durch die Luft und alſobald verſchwinden die Jungfrauen. Eine von ihnen ſteigt ins Thal hinab, in der Kirche zu Haslach zu beten. Sobald ſie ihren Weg zum Berge wieder antritt, verſchwindet der Wagen bei ihrem Anblick, der indeſſen den Ort im Kreiſe umfahren hatte, und die weißen Jungfrauen erſcheinen wieder.

Daß die Sterne die Seelen oder auch die Wohnſitze der Verſtorbenen ſind, iſt eine alte volkstümliche und ſinnige Vorſtellung[1], aus welcher von ſelbſt die ſagenhafte Ausſchmückung und Weiterführung hervorgeht, die nächtliche Verſammlung und Bewegung der Sterne auch wie eine ſolche der als Geiſter belebten Toten aufzufaſſen. Daß dieſe ſchauerliche, markerſchütternde Phantaſie in vielem mit der wilden Jagd, dem Geiſterwagen und dem Zuge der Nachtfrau (Holle oder Berchta), ſowie mit den nächtlichen Hexenmahlzeiten, Hexentänzen und Hexenfahrten des Volksglaubens zuſammenfallen und vermengt werden mußte, iſt ſehr natürlich. Die Vorſtellung wirkte auch ſo tief auf die Gemüter, daß es ſehr nahe lag, ruchloſem Zuſehen oder gar Einmiſchen in das nächtliche geiſterhafte Treiben eine Beſtrafung des Schuldigen folgen zu laſſen, welche bald in einer Verwundung oder Verletzung, in Blendung, in Entführung durch das Geiſterheer oder gar in grauſenhaftem Tode, ſogar durch Zerreißen in Stücke beſtand. Dahin gehört auch die bekannte Lenorenſage, von deren einfacher Geſtalt folgendes ein Beiſpiel iſt: Eine junge ſchmucke Dirne hatte einen Freier, den ſie, wie er ſie, äußerſt liebte. Da mußte es kommen, daß der Geliebte krank wurde und ſtarb. Sie wollte ſich gar nicht zufrieden geben, weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Abend wurde, ſetzte ſie ſich auf ſein Grab und trauerte die liebe lange Nacht. Als es nun die dritte Nacht war und ſie wieder ſo am Grabe jammerte, kam ein Reiter auf einem Schimmel daher und fragte, ob ſie mit ihm reiten wolle. Sie kannte ihn wohl und war bereit, wohin er auch wolle. Damit ſtieg ſie auf ſein Perd und fort ging es wie der Wind in die weite Welt. Nach einer Weile fragte er:

Der Mond, der ſcheint ſo hell,
Der Tod, der reitet ſo ſchnell,
Mein Gretchen, graut dir nicht?

So fragte er allmählich dreimal und dreimal antwortete ſie: „Nein, mein Hans, wie ſollte mir grauen? Ich bin ja bei dir.“ So ging's wieder weiter und weiter und immer toller als früher, und nach der dritten Frage wurde er geiſterbleich und drehte ſich das Pferd dreimal im Kreiſe mit ihnen herum und weg waren ſie.

Noch vielerlei andere, wenn auch ähnliche Formen nimmt in der Volksſage die Vorſtellung vom Treiben der Toten an. An unzähligen Orten im deutſchen Sprachgebiete hält ein verſtorbener Pfarrer den Toten ſeiner Gemeinde eine „ewige Predigt“; ſowie auf den Klang der Glocken die Lebendigen ankommen, ſchwinden die geſpenſtigen Zuhörer wieder in ihre Gräber hinab. Wer ein Totengebein auf die linke Achſel nimmt und rückwärts in die Kirche geht, kann ſie wahrnehmen. Auf Island glaubt man, daß zu beſtimmten Zeiten ein ganzer Kirchhof aufſtehen könne; die Toten halten dann in der Kirche Gottesdienſt, deſſen Anblick jedoch, wenn er etwa Vorübergehenden zu teil wird, gar gräßlich ſein ſoll. Manche, die um Mitternacht am Friedhofe zu Neuſtadt in der Oberpfalz vorbeigingen, fanden die Kirche erleuchtet und erblickten, wenn ſie eintraten, die Verſtorbenen der Gemeinde. Auf dem Altare brannten Lichter, welche die noch lebende Gemeinde andeuteten; welches Licht nun zunächſt erloſch, ſo ſtarb der, den es andeutete, zunächſt. Ein Toter nannte an der Thüre, entgegenkommend, die Namen. Auch im Dorfe Gefrees ſtehen während der Metten die Toten aus den Gräbern auf und halten das Hochamt in der Kirche. Eine fromme Tochter, die ihre verſtorbene Mutter ſehr liebte, ging einſt hin, ſie zu ſehen, und ſetzte ſich in ihren Stuhl. Da klopfte es ihr hinterrücks auf die Schulter, ſie ſah die Mutter daſtehen, welche ſie mahnte, beim Verlaſſen der Kirche ja ihr Tuch wegzuwerfen. Sie that es und am Morgen fand man das Tuch in tauſend Fetzen zerriſſen vor der Kirchenthüre, was der Tochter Schickſal geweſen wäre. In der Landſchaft Sargans (Oſtſchweiz) iſt die ſchauerliche Sage des Nachtvolkes, d. h. eines die Dörfer durchwandernden Zuges aller Verſtorbenen und bald Sterbenden der Kirchengemeinde, allgemein verbreitet. Ein Schullehrer in Flums hörte einſt, ehe er einſchlief, gegen Mitternacht den Zug und vernahm deutlich aus dem ſogenannten ſchmerzhaften Roſenkranze, d. h. dem von Jeſu Leiden, die Stellen: „Der du für uns Blut geſchwitzt haſt — der du biſt gegeißelt — der du biſt mit Dornen gekrönt worden u. ſ. w.“ Staunend und neugierig ſtürzte er aus dem Bette, ſchlüpfte ſchnell in das eine Hoſenbein und war ſchnell am Fenſter, wo ihn der Anblick beinahe verſteinte. Es war ein unüberſehbarer Leichenzug, dabei vorne viele ſeiner verſtorbenen Bekannten, und je weiter hinten, deſto fremder; aber auch welche, die noch lebten. Vorne die bekannte ſchwarze Kirchenfahne, das Kreuz, der Geiſtliche, der Mesner, und bei dieſem er ſelbſt, nur in einem Hoſenbeine und den einen Fenſterflügel am Halſe. Die Menge betete, ohne umzublicken, ernſt fort und verſchwand ſeinem Auge. Nach einer anderen Erzählung hatte er vom Gebete nichts verſtehen können, als nach Zwiſchenräumen die Worte: „Erlös uns von dem Uebel. Amen.“ Er erzählte das Geſchehene, erkrankte bald und ſtarb, wie alle, die er erblickt hatte.

Auch auf dem Waſſer ſpukt dasſelbe Treiben der abgeſchiedenen Seelen. Nach mancher Sage weckt eine Mönchsgeſtalt den Schiffer, legt ihm den Fährlohn in die Hand und verlangt über den Strom geſetzt zu werden. Der Nachen füllt ſich ſo, daß der Mann kaum Platz findet; er fährt, landet, wird wie im Sturme zurückgeworfen und findet neue Ladung. In einer anderen Sage heißt es: Zu einer beſtimmten Zeit im Jahre, juſt um die Mittagsſtunde, wo der Fiſcher eben mit ſeiner Familie zu Tiſche ſitzt, ruft ihn ein Fremder in Holländertracht auf die Seite und verhandelt mit ihm über die Ueberfahrt von Seelen nach der „weißen Inſel“, die auch Brea und Britinia heißt, was Britannien ſein ſoll. Der Holländer

Warme, weeche Brezeln — warme weeche — —! (S. 362.)

---

[1] Ein alter Hirt zu Brodewin in der Ukermark erzählte dem Sagenforſcher Kuhn Jeder Menſch habe ſein Licht am Himmel und wenn er ſterbe, ſo gehe es aus; es kommen aber ſtatt der alten immer gleich wieder neue zum Vorſchein, weil immer wieder Menſchen geboren werden.

bezahlt in ganz kleinen Silberpfennigen, und gegen Mitternacht, wenn der Mond aus den Wolken tritt, ſteht der Schiffer bereit. Wie der Mond erſcheint, bemerkt dieſer, daß das Schiff ſich befrachtet und bis Handbreite ins Waſſer ſinkt, ohne daß er irgendwie Sichtbares wahrnimmt, etwas wie Nebel ausgenommen, oder mehr hört als leiſes Zirpen und Kniſtern, bis er an der weißen Inſel landet, wo der Holländer ſchon wartet und einen Appell ablieſt, während der Kahn immer leichter wird. Der Schiffer aber fährt wieder heim.

Ganz beſonders ergreifend ſind aber die deutſchen Volksſagen, in denen ſich die alte Erdgöttin der Germanen, die Gattin des Himmelsgottes Wodan, im Süden mehr als Berchta, im Norden mehr als Hulda oder Frau Holle erhalten hat. Sie iſt auf ihren nächtlichen Zügen von den Heimchen, kleinen Kinderweſen, begleitet, welche nach manchen Sagen ungeborne Kinder ſind, weil die Kinder vom Himmel, von den Sternen geſandt werden. „Heimchen“ iſt übrigens (wie Heinzelmännchen) ein Name der Zwerge oder Kobolde. Damit ſteht wohl der Umſtand in Verbindung, daß die Kinder nach dem Volks- und Kinderglauben aus der Unterwelt (dem „hohlen Berg“), der Heimat der Zwerge, geholt werden, wohin der Menſch nach dem Tode wieder zurückkehrt. Oft ſind daher die Heimchen der Frau Berchta auch geſtorbene Kinder in einem wandelnden Jenſeits. Einer Spinnerin kam in der Dreikönigsnacht Berchta mit großem Zuge des Heimchenvolkes entgegen, alle Kinder von gleicher Art und Größe, eine Schar davon einen ſchweren Ackerpflug, eine andere Wirtſchaftsgeräte ſchleppend, alle laut klagend, daß ſie keine Heimat mehr hätten. Darüber mußte die Spinnerin laut lachen. Berchta aber trat auf ſie zu und blies ſie an, und auf der Stelle erblindete ſie. Jetzt mußte ſie betteln und ſaß nach einem Jahre am Wege, als Berchta wieder vorüberzog. Diesmal ſprach ſie: Voriges Jahr blies ich hier ein paar Lichtlein aus, heuer will ich ſie wieder anblaſen. Sie blies der Magd wieder in die Augen und dieſe ſah nun wieder. Es liegt eine ganze Welt rührender Poeſie in dieſen Schilderungen des tiefſinnigen deutſchen Berchtaglaubens.

Am Schalter.

Von

Sylveſter Frey.

Die Freunde des Staubes und der Vergilbtheit ſuchen gern die Originale für Einrichtungen des modernen Lebens im entlegenſten Altertum; aber in Bezug auf den Schalter werden ſie das bei aller Gefliſſenheit ſchwerlich zu ſtande bringen. Er iſt gewiß aus dem Bedürfnis der neueſten Zeit herausgewachſen: weder berichten die klaſſiſchen Autoren, daß ſich die Athener bei der Erſtvorſtellung der Antigone des Sophokles am Schalter um die Eintrittskarten gerauft haben, noch daß ein ſolcher für die Fahrgelegenheit auf dem erſten Schienenwege der Welt, dem ſogenannten Diolkos bei Korinth, beſtand. Noch viel weniger waren die Schönen des Altertums in der Lage, dem Beamten hinter dem kleinen Fenſter die Chiffre zuzuraunen, unter welcher ſie ihre „poſtlagernden“ Einſendungen in Empfang nehmen möchten. Gewiß, der Schalter iſt ſo nur uns originell wie eine Erſcheinung im Zeitalter der Fixigkeit und der Nervoſität. Bei aller Weisheit, welche die Zeitgenoſſen des Sophokles oder Ciceros beſaßen, verfielen ſie gleichwohl nicht auf eine Einrichtung, welche den Wünſchen des Publikums damals nicht minder als heute entſprochen haben würde. Wir zweifeln auch, daß die Beamten, welche man in Rom oder Sparta angeſtellt hätte, die Ruhe beſeſſen haben würden, welche augenblicklich hinter dem kleinen Schiebfenſter ihr Heim aufgeſchlagen hat. Vielleicht wäre ſelbſt ein Sokrates in Harniſch geraten, wenn er die vielfachen Plackereien über ſich ergehen laſſen mußte, welche durch den modernen Schalter flattern. „Der Brief iſt zu ſchwer,“ ſagt der Poſtbeamte auf dem Lande zu einer Bäuerin, welche eben das Produkt ihrer geiſtigen Befähigung gewichtlich aburteilen läßt; „da müſſen Sie noch eine Marke draufkleben.“ — „Aber dann wird er ja noch ſchwerer!“ ſchallt es zurück ... Welche Beredſamkeit muß unſer Beamter beſitzen, um das geiſtige Vermögen dieſer biedern Landbewohnerin genügend aufzuhellen! ... Oder der kleine Burſche aus einem Vorſtadtviertel, welchem am Schalter gleichfalls die Weiſung gegeben wird, er müſſe noch eine Marke draufkleben, bedeckt mit rührender Naivetät die eine ganz genau durch die andre ... Welche Langmut muß der arme geplagte Beamte aufweiſen, wie weiſe muß er ſeine Zeit einteilen, um bei den Pflichten, welche er wider ſeine Vorgeſetzten, das Publikum und doch auch ein wenig ſich ſelbſt hat, nicht hier oder dort zu fehlen!

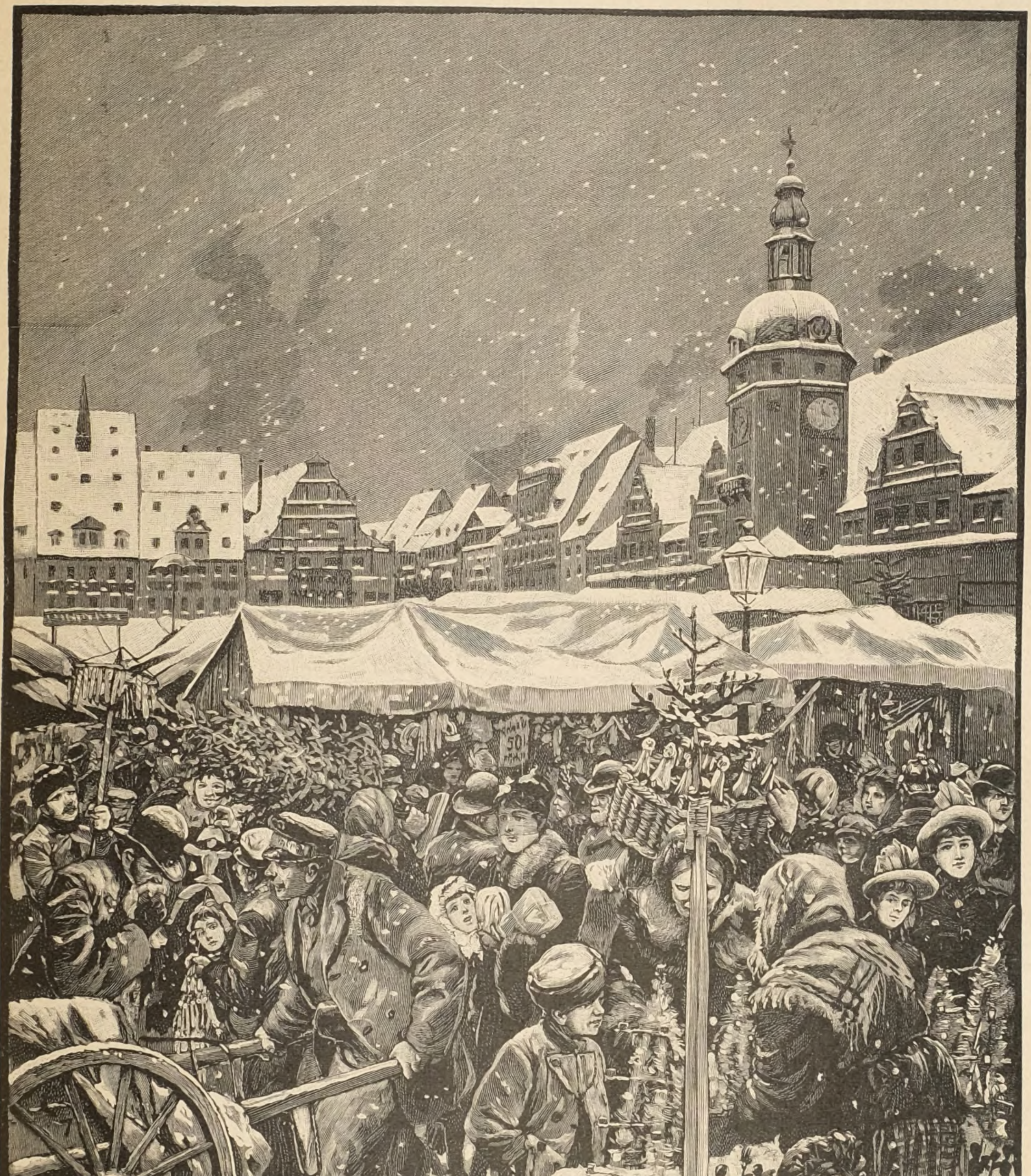
Vielleicht ſetzt ihn der Humor über ſolche Mißlichkeiten hinweg. Denn wenn irgendwo bei einer Einrichtung des modernen Lebens, hat er am Schalter ſeine Stätte. Man könnte einen artigen Strauß winden allein aus den heiteren Vorfällen und luſtig ſchlagenden Antworten, welche das kleine Schiebfenſter erlebt hat. So entſpann ſich auf einer Station der Anhalter Bahn zwiſchen dem Schalterbeamten und einem Reiſenden kürzlich folgender Dialog. Dieſer tritt hinzu und ſagt: „Eens.“ — Beamter: „Was für eins?“ — Reiſender: „Na, eens vierter.“ — Beamter: „Nun, wollen Sie denn nicht angeben, wohin Sie zu fahren wünſchen?“ — Reiſender: „Na, Männeken, nach Trebbin, wohin denn ſonſt?“ — Beamter: „Sie ſcheinen vorauszuſetzen, daß ich Sie kenne oder mindeſtens das Ziel Ihrer Reiſe erraten müſſe.“ — Reiſender: „Natürlich müſſen Se dett! Sone olle Kunden wie mir hat de Anhalter Bahne nich ville, dett kann ick Ihnen man ſagen!“ Sprach's und zog ſich ſeitwärts in die Büſche ... Oder ein Vorfall, welcher ſich auf einer andern Station abgeſpielt. „Zwei Karten für zwei Schweine nach Küſtrin,“ rechnet der Beamte: „macht zwei Mark.“ — „Was, zwei Mark,“ entgegnet das Bäuerlein entrüſtet. „Es ſind ja nur Spanferkeln! Können Sie mir da nicht Kinderbillets geben!“ ... Auch der Theaterſchalter weiß von ähnlichen Erlebniſſen zu erzählen ... „Herr Kaſſierer, wir möchten zwei Stehplätze! Aber ja unmittelbar nebeneinander!“ ... Aber zeitweiſe ſcheint der Humor neben dem Schiebfenſterchen zu wohnen, an welchem die Möglichkeit zur Teilnahme an den großen Verkehrsſtrömungen unſerer Zeit gewährt wird. Ein Paſſagier erkundigt ſich daſelbſt nach den Fahrverhältniſſen auf der betreffenden Strecke. Er erhält die gewünſchte Auskunft, indem man ihm liebenswürdigſt den Rat erteilt, er möge ſich, um den nächſten Schnellzug benützen zu dürfen, ein Zuſchlagsbillet kaufen. Was thut aber unſer Bäuerlein? Kaum hat es im Coupé Platz genommen, als es auch ſchon mit den übrigen Inſaſſen desſelben eine regelrechte Rauferei beginnt. Der Schaffner ſtürmt herein, indem er ausruft: „Wie können Sie ſich denn die Roheit erlauben und hier im Waggon thätlich werden?“ — „Ja, ſchaun S',“ erwidert unſer Landbewohner, „man hat mir ja am Schalter geſagt, ich könne für das Geld ein Zuſchlagsbillet bekommen!“

Unter den verſchiedenen Schalterbeamten aber hat derjenige, welcher die Obliegenheiten der Poſt gegenüber dem Publikum vertreten muß, wohl die ſchwierigſte Stellung. Da kommen ſeine Kollegen, welche nur Fahrkarten für den Verkehr oder Billets für ein Theater verkaufen, immer noch leidlich gut fort. Ihr Beruf iſt einfacher, gebundener, indem er ſich meiſtens nur auf das Einſtreichen des dargereichten Geldes erſtreckt, wofür ſie ſchlechtweg die gedruckten

Eintritts- oder Fahrkarten hingeben. Sogar der Betrag dafür ſoll vom Publikum immer abgezählt bereit gehalten werden; zu einer Auskunft haben ſie ebenſowenig Zeit wie Verpflichtung. All das und noch vieles andere fällt in die Befugniſſe eines Schalterbeamten der Poſt. Wenn dieſer alſo wirklich einmal kurze Antwort gibt, weil er ermüdet oder durch eine andere Obliegenheit in Anſpruch genommen iſt, ſo ſoll man ihm das nicht allzuſehr verargen. Ueberdies iſt er ja auch nur ein Menſch, welcher neben den Sorgen ſeines Berufes auch von denjenigen ſeines eigenen Daſeins beſchäftigt wird. Da ſteht hinter der Menge, welche ſich herandrängt, um abgefertigt zu werden, ein Freund, der ihm eine wichtige Botſchaft zu überbringen hat. Nur ein Wort möchte er ihm zuflüſtern, von welchem vielleicht die Ruhe für den ganzen Tag abhängt. Aber die Vorſchrift verbietet, daß der Schalterbeamte ſich mit Privatangelegenheiten beſchäftigt, ſolange das Publikum ſeiner bedarf. Das Recht der Allgemeinheit, der Oeffentlichkeit befiehlt, daß derjenige, welcher im Dienſte derſelben ſteht, ſeine eigenen Wünſche zum Schweigen bringt. Dabei werden gewiß Fälle unterlaufen, wo auch am Schalter gegen die Pflicht oder ſelbſt gegen den guten Ton verſtoßen wird. Wir wollen einige mitteilen, wo ſich ein ſolches Verhalten dem Publikum gegenüber ſchwer genug gerächt hat. Es kauft jemand mehrere Poſtwertzeichen, indem er zur Bezahlung ein Goldſtück hinlegt. Als er das zurückerhaltene Geld einſtreicht, macht er den Beamten darauf aufmerkſam, daß es nicht ſtimmt. — „Ja,“ entgegnet dieſer barſch, ohne ſich viel an ihn zu kehren, „das hätten Sie früher ſagen ſollen! Hinterher kann ein jeder Narr damit kommen!“ — „Nun,“ erwidert ihm der Herr, indem er nunmehr das Geld einſtreicht, „die fünf Mark, welche Sie mir zu viel gegeben haben, werden mich auch nicht unglücklich machen ...“ Einen andern Fall teilte jüngſt eine engliſche Zeitung mit. Der Beamte an einem Poſtſchalter weigerte ſich in ziemlich brutaler Weiſe, einer alten Dame, welche vor Gicht kaum die Hand rühren konnte, eine Briefmarke anzufeuchten und auf das Couvert zu kleben. Kurz darauf erfuhr er, daß ſie eine weitläufige Verwandte von ihm geweſen, welche infolge dieſer Unhöflichkeit die 10000 Dollar, welche ſie ihm im Teſtament bereits vermacht hatte, anderen zuwendete. „Jetzt natürlich,“ erzählt das betreffende Blatt ziemlich boshaft weiter, „ſtreckt der Beamte ſogleich die Zunge zum Schalter heraus, ſobald er nur von weitem eine Dame mit einem Briefe kommen ſieht, aber zu ſpät, mein Herr, zu ſpät!“

Bei den Deutſchen hat der Schalterbeamte neben den ohnehin vielfachen Obliegenheiten, welche mit ſeinem Beruf verbunden ſind, noch die fernere zu erfüllen, daß er für die Reinheit der Sprache ſorgen ſoll. Du darfſt dir kein Billet fordern, ſondern eine Fahrkarte. Höflich, wie er ſein muß, wird dich der Beamte deswegen natürlich nicht maßregeln. Aber in der Antwort, wofern er eine ſolche zu erteilen hat, im Blick, welchen er auf dich wirft, liegt oft genug eine Lektion. Uebrigens kommſt du in dieſer Hinſicht am Schalter des Bahnhofs immer noch glimpflicher fort als an demjenigen der Poſt, wo die Jünger Stephans darüber zu wachen haben, daß die Sprache Schillers und Goethes nicht von einem Geranke von Fremdwörtern überwuchert werde. Wenn du einen „rekommandierten“ Brief aufgibſt, ſo erinnert er dich daran, daß man im jungen Deutſchen Reich nur noch „eingeſchriebene“ kennt; dem hübſchen Dinge, welches verſchämt anfragt, ob etwas für ſie „Poste restante“ hier ſei, legt er ſchon in die Antwort die Lehre, daß der fremdſprachige Ausdruck heute von „poſtlagernd“ abgelöſt iſt. Das iſt eine wichtige Miſſion, welche weder in ihrer Schwierigkeit noch gar in ihrem Werte unterſchätzt werden ſoll. Wenn heute die deutſche Sprache in den Ausdrücken, welche ſich auf den Verkehr beziehen, das ehedem geradezu kauderwelſche Gepräge glücklich verloren hat, ſo iſt das nicht zum mindeſten dem emſigen und eindringlichen Wirken zu danken, mit welchem die Schalterbeamten den an ſie ergangenen Weiſungen nachkamen. Daß von reformwütigen Eiferern gleichwohl des Guten oftmals zu viel geſchieht, iſt leider ebenſowenig zu leugnen wie zu vermeiden. So tritt einmal ein alter ſilberhaariger Herr an den Schalter, um einen Brief hineinzureichen. „Das iſt eine grobe Ungebührlichkeit“, ſo hallt es ihm zurück, „daß Sie es wagen, mir etwas vorzureichen, das die ſprachſchänderiſche Aufſchrift trägt: „Herrn Legationsſekretär von Aſpen, Villa Brindiſi, Konſtantinopel!“ — Der Gemaßregelte fuhr erſchreckt zurück. „Pardon“, ſagte er, „aber ſeit Jahren habe ich nie anders adreſſiert.“ — „Herr, jedes Wort faſt, das Sie ſprechen, iſt ein Schlag in das Antlitz des deutſchen Volkes“, entgegnete wild die Stimme aus dem Schalter. „Der Brief hätte die Aufſchrift tragen müſſen: Herrn Geſandtſchaftsheimlicher von Aſpen. Landhaus Brinds. Konſtantinsſtadt. Uebrigens iſt es unverzeihlich, daß Sie von ‚Pardon‘ und ‚adreſſieren‘ ſprechen. ‚Pardon‘ heißt auf deutſch ‚Verzeihung‘, ‚adreſſieren‘ heißt ‚anrichten‘. Sie hätten alſo ſagen müſſen: ‚Verzeihung, ich habe meine Briefe nie anders angerichtet!‘“ — „Verzeihen Sie,“ bat der alte Herr, „ich wußte das nicht! Das Porto beträgt aber wohl noch ebenſoviel wie früher?“ — „Sie erwarten doch,“ klang es zurück, „keine Antwort, wenn Sie von ‚Porto‘ reden? ‚Porto‘ kenne ich nicht, wohl aber ‚Traggebühr!‘ Richten Sie ſich danach!“ — „Wieviel beträgt die Traggebühr?“ fragte der alte Herr kleinlaut. — „Genau ſo viel wie früher,“ war die Antwort. — „Dann iſt der Brief richtig frankiert“, ſagte zuverſichtlich der Unverbeſſerliche. — „Herr“, wetterte es aus dem Schalter, „wie können Sie ſich erdreiſten, von ‚frankiert‘ zu reden? Sie ſind ein Reichsverräter! Kein guter Deutſcher nimmt ein ſolches Wort in den Mund, denn es erinnert an das Land jenſeits des Rheines. Reiſt Ihr Brief etwa unter der Obhut desſelben? ... ‚Frankiert‘ lächerlich! ... ‚Freigemacht‘ heißt es! Und nun können Sie gehen!“ — „Adieu“ ſagte erleichtert der alte Herr, indem er ſich umwandte, um dem Wunſche nachzukommen. „Sie, Herr, Sie,“ ſchallte es ihm vom Schalter nach, „hol' Sie doch der Teufel mit Ihrem ‚Adieu‘! Ich verlange, daß Sie ‚mit Gott‘ ſagen! — Der Angerufene murmelte etwas vor ſich hin und warf ſogleich darauf mit großer Befriedigung die Ausgangsthür des Poſtgebäudes hinter ſich zu. Draußen ſchöpfte er erleichtert Atem, ſchüttelte den Kopf und ging dann wie in tiefen Gedanken die Straße entlang ...

Man ſieht, ein wie vielgeſtaltiges Leben an dem kleinen Schiebfenſterlein wohnt! Verdruß und Freude haben hier ebenſogut ihre Stätte wie überall, wo ein Zuſammenſtrömen der großen Menge ſtattfindet. Ueber alle Mißlichkeiten jedoch hilft der Humor hinweg, dies köſtliche Erbteil, welches den Germanen mitgegeben wurde für ihre Wanderung durch Länder und Zeiten. Dabei räumen wir gern ein, daß die kleinen launigen und luſtigen Vorkommniſſe, welche wir mitteilten, hin und wieder übertrieben oder gar erdichtet ſein mögen. Aber es erſcheint immerhin bedeutſam, daß man ſie an einen Platz verlegte, welcher ſo volkstümlich und für die Vorſtellung geläufig iſt wie kaum ein anderer in unſerem großen, vielgeſchäftigen Verkehrsleben. Sogar die Idylle blühte oft genug neben dem kleinen Schiebfenſterchen auf. Umtobt von dem Wirrwarr Kommender und Gehender, zwiſchen dem Kling-klang der Geldſtücke und dem Tick-tack der elektriſchen Werkzeuge blühte auch das Blümlein Liebe auf. Hüben und drüben keimte ſie hervor, und wenn gar das Schiebfenſterlein einmal geöffnet wurde, konnte der Kobold ungehindert ein- oder ausſchlüpfen, um die Herzen gegenſeitig ſo zu verwirren, wie er es für nötig findet. Seine Thätigkeit


50
Fritz Bergen
90

Auf dem Leipziger Marktplatz zur Weihnachtszeit. Von Fritz Bergen.

nimmt übrigens zu. Seit nämlich der Schalterdienſt in den Bereich der Frauenthätigkeit gehört und hinter dem kleinen Schiebfenſterlein immer häufiger ein liebliches Mädchenantlitz ſichtbar wird, während die kleine Hand die Wünſche befriedigt, welche wir vorbringen — ſeit dieſer Zeit rankt ſich auch das Idyll wie eine holde Pflanze, welche aus geheimnisvollem Boden aufſprießt, in demſelben Maße um die Glaswand. Am Schalter hat trotz des wogenden Getriebes, welches hier entfeſſelt iſt, Frau Minne ebenſogut ihr Reich, wie überall, wo Männlein und Fräulein, ſei es in geſchäftlicher Thätigkeit, ſei es in behaglicher Muße, ſich einander begegnen.

Der tote Punkt.

Eine Geſchichte aus dem Wiener Leben.

Von

Emil Ertl.

(Schluß.)

IV.

An dieſem unglückſeligen 26. Oktober geſchah das Unerhörte: Papa Ehrhardt fand ſich um die gewohnte Stunde nicht zum Mittageſſen ein. Statt ſeiner erſchien ein Dienſtmann mit einer Viſitenkarte von ihm, auf die mit Bleiſtift ein paar Worte gekritzelt waren, er ſei in dringenden Geſchäften verhindert, zur Mahlzeit zu kommen und werde ſich erſt abends einfinden. Die drei Schweſtern aßen alſo allein, zum erſtenmal ſo lange ſie zurückdenken konnten.

Ihre Stimmung war keineswegs gedrückt. Im Gegenteil: Sie hielten die Verhinderung Papas für ein gutes Zeichen, da ſie der Meinung waren, ſie bedeute ſeine Berufung auf die Sicherheitsbehörde, wo eine vollſtändige Aufklärung des Falles und die gänzliche Zurückſtellung des Geldes möglicherweiſe ſchon erfolgt ſei. Von der Miſſion des Agenten Jellinek hatte ihnen Ehrhardt zwar nichts geſagt; aber ſie hatten in der Morgenzeitung von der Verhaftung Schliers und ſeiner Tochter geleſen und befanden ſich ſeither in gehobener Stimmung.

Wie erwähnt, war auch der Buchhalter wirklich vom Polizeirat Hanauſek erſucht worden, ſich im Laufe des Nachmittags im Polizeiagenteninſtitute einzufinden, um dem Schlier, der noch immer kein Geſtändnis abgelegt hatte, gegenübergeſtellt zu werden. Er war aber, wie ſich ſpäter herausſtellte, dieſem Erſuchen nicht nachgekommen und hatte ſich den ganzen Tag über bei der Sicherheitsbehörde nicht gezeigt.

Es iſt unaufgeklärt geblieben, wo er eigentlich dieſen Nachmittag zubrachte. Ein Bekannter der Familie behauptete ſpäter, ihn am 26. Oktober nachmittags aus dem botaniſchen Garten auf den Rennweg heraustreten geſehen zu haben. Ein anderer will ihn beobachtet haben, wie er auf der Aſpernbrücke über das Geländer gebeugt in den Donaukanal hinunterſchaute und ſich dann in der Richtung gegen die Praterſtraße entfernte. Erſt nachträglich wurde dieſen unſcheinbaren Umſtänden Bedeutung beigelegt; man wollte allerlei Schlußfolgerungen daraus ableiten, und hinterher, wie es immer in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, redete ſich ein jeder ein, ſchon damals ſein Benehmen ſonderbar gefunden und wer weiß was alles vorausgeahnt zu haben. Erſt nachdem es längſt dunkel geworden war, gegen halb neun Uhr abends, kam Ehrhardt nach Hauſe. Seine Stiefel waren beſtäubt, von der Stirn trocknete er ſich den Schweiß; er ſchien ermüdet, ja erſchöpft. Im ganzen aber zeigte er ſich zum erſtenmal ſeit jener Unglücksſtunde wieder heiterer und ſetzte ſich mit einem gewiſſen Behagen in ſeinem Lehnſtuhl zurecht. Auf den Anſturm der Mädchen, ob er bei der Polizeidirektion geweſen, ob Schlier ſchon geſtändig, ob das fehlende Geld ausgeforſcht ſei, antwortete er kurz abweiſend. Die Mädchen drangen daher nicht weiter in ihn und hüteten ſich, die günſtige Stimmung des Vaters zu verſcheuchen. Wie auf Verabredung ließen ſie das verhängnisvolle Thema fallen, berührten es mit keiner Silbe mehr und beeilten ſich, unter der freieren und leichteren Gemütsverfaſſung, die ſich in dem kleinen Familienkreiſe zu verbreiten ſchien, wieder aufzuatmen.

Während des Abendeſſens wurde ein heiter neckendes Geſpräch geführt, ganz ſo wie ſonſt. Mit einem gewiſſen breiten Behagen ſchien der Papa all die gewohnten kleinen Familienfreuden durchzukoſten. Nach der zweiten Taſſe Thee wurde er ganz aufgeräumt und erzählte allerlei kleine Streiche aus der Kinderzeit ſeiner Mädchen und Erlebniſſe aus den erſten Eheglücksjahren, die er mit der „ſeligen Mama“ verlebte, was er nur alle „heilige Zeiten“ zu thun pflegte, wenn er ſich und ſeinem Kleeblatt ein rechtes Vergnügen gönnen wollte. Bertha war ſtill vergnügt, ihren Papa wieder lächeln zu ſehen, und wendete kein Auge von ihm. Für ſie hätte er die ganze Nacht ſo forterzählen können, ſie wäre nicht müde geworden, ihm zuzuhören. Aber er brach plötzlich ab, blickte nach der Uhr und erklärte, jetzt müſſe er aufhören zu plaudern.

Er hatte noch einige wichtige Briefe zu ſchreiben.

Auch die Mädchen wendeten ſich alſo ihrer eigenen Thätigkeit zu. Der kreisrunde Lichtſchein der Familienlampe vereinte friedlich die vier ſtillbeſchäftigten Menſchen. Nelli arbeitete an einem Aufſatz über Goethes „Iphigenie“, Fanny beſſerte die Schulhefte ihrer Schülerinnen aus, Bertha hantierte mit Nadel und Stopfholz und ſtopfte die Strümpfe ihrer gelehrten Schweſtern. Der Papa aber war am allereifrigſten. Er ſchrieb Briefe, die von ſeltener Wichtigkeit zu ſein ſchienen, revidierte Rechnungen und verſiegelte einige große Couverts, die er in ſeine eiſerne Handkaſſette hineinlegte.

Am nächſten Morgen entfernte ſich Ehrhardt, nachdem er Bertha mit Innigkeit geküßt hatte, um die gewöhnliche Stunde von Hauſe und ging ins Bureau; wenigſtens ſchien es ſo, und die Mädchen glaubten es.

Um die beſtimmte Eſſenszeit kam er nicht nach Hauſe, gerade ſo wie am vorhergehenden Tage. Sie warteten lange auf ihn; denn wenn er verhindert ſei, zu kommen, würde er wieder Nachricht ſagen laſſen, dachten ſie. Aber es kam keine Nachricht.

Endlich mußten ſie ſich doch entſchließen, abermals allein zu eſſen. Nelli erklärte, ſie halte es nicht länger aus, ſie habe vormittags die conjugaison von venir, déchoir und falloir gelernt und vergäße alles wieder, wenn ſie nicht bald etwas Kompaktes in den Magen bekomme.

Sie aß auch wie ein rechtes Inſtitutsmädel. Auch Fanny ließ es ſich ſchmecken. Sie erklarte das Ausbleiben des Vaters ganz einfach: er hatte wieder auf der Polizei zu thun, und da geſtern der gleiche Fall eingetreten war, hielt er es heute für uberflüſſig, abermals ausdrücklich Nachricht zu ſenden.

Bertha aber brachte keinen Biſſen über die Lippen. Sie weinte nur immer vor ſich hin. Kein Zureden half. „Ich weiß ja,“ ſagte ſie, „daß es dumm von mir iſt; aber mir iſt ſo — ich kann mir nicht helfen — ich hab’ halt ſo eine Angſt!“

Vergebens bemühte ſich Fanny, ſie zu beruhigen. Er war doch geſtern abend ſo heiter. Wenn er auch über dieſe unglückliche Geſchichte nichts redete, man ſah ihm doch an, daß er voll Hoffnung war und ſeine Erlöſung in kürzeſter Zeit erwartete. Schlier wird endlich ein umfaſſendes Geſtändnis abgelegt und das Verſteck der noch fehlenden 18000 Gulden verraten haben. Der Papa wird glückſtrahlend nach Hauſe kommen und aus ſeinen Taſchen Ingredienzien zu einem kleinen Freudenfeſteſſen auspacken. So ſtand nach Fannys Meinung die Sache für jeden vernünftigen Menſchen.

Aber was halfen Vernunftgründe bei einem Madchen wie Bertha!

Sie antwortete auf alles nur mit einem jener weiblichen Argumente, die durch nichts widerlegt werden können. „Ich weiß nicht . . . ich kann mich nicht ausdrücken . . . aber mir iſt ſo . . . ich hab’ ſo ein Gefühl . . .“

Nachdem die Mahlzeit beendet und der Tiſch abgeräumt war, ſtand ſie unverſehens in Hut und Jacke da.

Sie halte es nicht langer aus, ſie müſſe in die Stadt fahren, um ſich im Comptoir nach Papa zu erkundigen. Fanny entſchloß ſich, ſie zu begleiten. Nelli hatte ſich ſogleich hingeſetzt. Ein ganzer Haufen von Gleichungen mit einer Unbekannten harrte ſeiner Auflöſung.

Von Währing, wo Ehrhardts wohnten, bis zum Comptoir der Firma Kehlmann und Sohn brauchte man zu Fuß eine gute Stunde Weges. Die Mädchen benützten daher einen jener vormärzlichen gelb und rot lackierten Rumpelkäſten, in welchen man bei einer einzigen Fahrt ſeine ſämtlichen Sünden abbüßt, wenn man deren nicht gar zu ſchwere hat. Die alten „Zeiſelwägen“, die ihrerzeit an Sonntagen vor der Mariahilferlinie ſtapelten, können kaum ärgere Folterkammern geweſen ſein als dieſe noch heute auf manchen Strecken üblichen großſtädtiſchen Fuhrwerke. Zwar blieb jenen ſogenannten „Brettlhupfern“ der Luxus von Wagenfedern unbekannt, weshalb ſie ihren Paſſagieren die Seelen gehörig durchrüttelt haben mögen. Aber ſie waren offen, man atmete die freie Luft, man wußte damals noch nicht, was Lärm iſt. Dagegen jetzt —!

Ein Leder- und Lackgeruch, von den roten Sitzpolſtern aufſteigend, erfüllt das enge Coupé, und es iſt noch gut, wenn dieſer Duft vorherrſcht. Die Räder dröhnen auf dem harten Granitpflaſter, die wackligen Fenſterſcheiben klirren, daß man ſein eigen Wort nicht hört. Langſam ſchleichen die Häuſerfronten, die Auslagefenſter, die Straßenlaternen vorüber, während die Fußgänger, die den Bürgerſteig beleben, mit dem fingierten Trab der lendenlahmen Gäule Schritt halten. Plötzlich zieht der „Kondukteur“, der von der Warte ſeines Trittbretts nach Paſſagieren ausſpäht, die Glocke, und der Kaſten hält nach einigen betäubenden Stößen. Gleich ſtoßkräftigen Falken überflügeln die Fußgänger mit ihrem ſtetigen Schritt unſern „Stellwagen“. Ein Marktweib, das eigentlich zwei Sitze bezahlen ſollte, ſchiebt ſich als ſechſte in den engen Raum. In einem Arm hält ſie ein ungewaſchenes Kind, das durch ſein beängſtigendes Bellen verrät, daß es den Keuchhuſten hat, im andern Arm ein rieſiges „Körbel mit Grünzeug“, das ſie ihrem Gegenüber auf den Schoß ſtellt. Es dauert geraume Zeit, bis ſie ſich hereingezwängt und häuslich eingerichtet hat. Dann abermals ein Glockenſignal — der Omnibus ſteht noch immer ſtill. Kutſcher und Pferde brauchen eine Weile, aus dieſem Glockenzeichen die nötigen Konſequenzen zu ziehen. Endlich faßt der „Handige“ den Entſchluß, ſich in die Stränge zu legen, und zieht den erſchöpften „Sattligen“ mit ſich fort. Der Wagen gerät allgemach wieder ins Rollen, die Räder dröhnen, als ging’ es im Galopp dahin und die Fenſter klirren und klirren . . .

Wie ſchön und unterhaltend, wenn man im Omnibus Bekannte trifft, daß man ſich die Zeit ein wenig vertreiben kann! Der neu Eingeſtiegenen iſt es geglückt, die beiden Frauen unterhalten ſich miteinander, indem ſie ſich gegenſeitig in die Ohren ſchreien, um ſich verſtändlich zu machen.

„Haben S’ nix g’leſen, Frau von Zapletal, ob ſ’ den 40000 Gulden-Dieb vom Albatros no’ net derwiſcht hab’n?“

„Den wer’n ſ’ ihrer Lebtag net derwiſchen, ſag’ i’, Frau von Wittmann; und wiſſen S’ warum?“

„’leicht weil unſer’ Polizei z’dalkert iſ’?“

„A belei’! Weil die ganze G’ſchicht derlogen iſ’! Des Geld iſ’ ſei’ Lebtag net g’ſtohl’n wor’n; das hat der Ehrhardt unterſchlag’n.“

„A gengen S’, hör’n S’ auf! Iſ’ des wahr? Wo ſteht’s denn?“

„Stehn thut’s ninderſcht. Aber i hab’s glei’ zu mein’ Alten g’ſagt. Zapletal, ſag’ i’, wirſt es ſeg’n, ſag’ i’, die ganze G’ſchicht iſ’ derlog’n. Dem Ehrhardt iſ’ ſei’ Lebtag net übel g’weſen. A guter Schauſpieler iſ’ er und ſonſt nix, ſag’ i’. Waßt wo er hing’hört, ſag’ i’? In die Burg (Burgtheater) g’hört er, aber ſei’ Lebtag net zu anerer Wertheimiſchen.“

Mit einer plötzlichen, unwillkürlichen Bewegung ſtreckte Bertha die Hand aus und riß am Glockenring, der an der weißlackierten Decke baumelte. Sie riß ſo heftig, daß er ihr beinahe in der Hand geblieben wäre. Der Omnibus that noch ein paar Stöße und blieb ſtehen.

Erſtaunt ſchaute Fanny ſie an. „Aber was haſt du denn, warum läßt du denn anhalten? Wir ſind doch erſt beim Verſorgungshaus?“

Bertha erklärte ſich nicht näher. Fanny konnte das abſcheuliche Geſpräch nicht gehört haben, da ſie auf der andern Seite ſaß. Sie wollte ihr's lieber nicht wiederholen.

„Es iſt zu langweilig," ſagte ſie, nachdem ſie ausgeſtiegen war und die widerſtrebende Schweſter mit ſich gezogen hatte. „Ich ſterbe vor Ungeduld. . . . Hier ſind wir ja an der Pferdebahn; die können wir weiter benützen."

Sie ſetzten alſo ihre Reiſe in einem überfüllten Trambahnwagen fort. Sie mußten ſtehen und ſich an einem der Lederriemen feſthalten, die von der Decke herabhingen. Zwiſchen den nächſtſtehenden Perſonen waren ſie geradezu eingekeilt. Rechts von Bertha befand ſich ein polniſcher Jude mit Ohrlocken, die unter dem ſchäbigen Cylinder hervorquollen; links ſtand eine Hökerin — ſo muß die berühmte Frau Sopherl vom Naſchmarkt ausſehen. Ein Student mit himmelblauer Mütze trennte ſie von Fanny. Und eine ziemlich kokette Theaterelevin wollte durchaus über ihn hinweg ein Geſpräch mit Bertha anknüpfen. Man hätte meinen ſollen, kein Apfel könne mehr zu Boden fallen. Trotzdem zwängte ſich alle halbe Minute der Kondukteur zwiſchen den zuſammengepferchten Fahrgäſten hindurch — und es mußte gehen.

Als ſie am Schwarzenbergplatz ausſtiegen, empfing ſie ein durchdringender, eiſiger, pfeifender Wind, der ihnen alle paar Schritt eine Handvoll Staub und Kehricht ins Geſicht warf. Sie mußten die Augen ſchließen und mit vorgeneigtem Oberkörper Schritt für Schritt das Terrain erkämpfen. Erſchöpft, zerſchlagen, beſtäubt langten ſie endlich am Kehlmannſchen Palazzo an.

Das ganze Haus erſchien wie ausgeſtorben. Die Comptoirs waren geſperrt. Die Schritte hallten auf den leeren Gängen. Im Korridor vor dem Kaſſenzimmer ſaß der alte Lemminger auf einer Lederbank. Er hatte den Kopf an die Wand zurückgelehnt und ſchlief den Schlaf des Gerechten. Röchelnd atmete er durch den weit offenſtehenden Mund und nickte mit dem Haupt, wenn es ihm zu ſchwer wurde und auf die Bruſt zu ſinken drohte. Ueber ihm brannte eine Gasflamme, die nur halb aufgedreht war; ſie warf ihr flackerndes Licht über dieſes Bild des Friedens.

Unentſchieden ſtanden die Mädchen und flüſterten leiſe miteinander. Papa konnte nicht mehr da ſein. Es begann bereits zu dunkeln. Nirgends in den Bureaus brannte Licht.

Plötzlich fuhr Lemminger in die Höhe; mit einem ſchnurrenden Grunzton hatte er ſich ſelbſt aufgeweckt. Was der Menſch für Geſichter ſchnitt! Wie hätte Bertha unter anderen Verhältniſſen gelacht!

Jetzt war ſie nicht zum Lachen aufgelegt. Wo der Papa ſei, wollte ſie wiſſen.

Er hatte ihn ſeit 10 Uhr morgens nicht geſehen.

Seit 10 Uhr morgens!

Bertha trocknete die Thränen, die ihr fortwährend in den Augen geſtanden hatten. Jetzt war es entſchieden: Ein großes Unglück muß geſchehen ſein!

Ihre Weichheit war plötzlich verſchwunden. Ein Zug von Strenge, von kalter Selbſtbeherrſchung ſprach ſich auf ihrem Antlitz aus. Und während Fanny nun den Kopf verlor und moraliſch zuſammenbrach, hielt ſie klar und feſt ihre fünf Sinne in Ordnung und beeilte ſich - alles was in dieſem Falle zu thun war — aus Lemminger herauszufragen, ſoviel er wußte.

Das war nun freilich nicht viel. Ehrhardt hatte ſich kurz vor 10 Uhr im Comptoir eingefunden, trat ſogleich an die Kaſſe und machte ſich dort eine Zeitlang zu ſchaffen. Dann ſetzte er ſich, ohne auch nur Hut und Rock abzulegen, an ſeinen Schreibtiſch und ſchien einen Brief oder ſonſt etwas zu ſchreiben. Gleich darauf entfernte er ſich ohne zu grüßen und war ſeither nicht wiedergekommen.

„Er wird jedenfalls nach Hauſe gegangen ſein," meinte Lemminger. Und als er erfuhr, daß der Buchhalter ſeit morgens früh nicht heimgekehrt war, nahm ſein Geſicht den Ausdruck höchſter Wichtigkeit und überlegener Schlauheit an. Einer der glücklichſten Momente ſeines Lebens. Er konnte eine Neuigkeit erzählen und zwar eine hochbedeutſame. „Ja, hm, ſo -- da wiſſen am Ende die Fräuleins noch gar nicht . . ."

Wovon --? Was ſollten ſie wiſſen?

„Na, raten die Damen einmal," ſagte er neckiſch.

„Um Gottes willen, foltern Sie uns nicht!"

Lemminger aber war grauſam wie der Knuſperbär, von dem man behauptet, daß er ſeine Beute bei lebendigem Leibe auffrißt und die edelſten Organe ſo lange als möglich ſchont, um die Qual ſeines Opfers zu verlängern.

„So ſprechen Sie doch," rief Fanny; „ſagen Sie uns, was iſt Schreckliches geſchehen?"

„Iſt gar nichts Schreckliches," erwiderte er blinzelnd. — „Das Geld iſt da!"

„Ah — das Geld —? Weiß es der Papa ſchon? Nein —? Auf der Polizei wird er es gehört haben, meinen Sie? Vielleicht auch nicht —? Gott, wie wird er ſich freuen . . . Er muß es ja ſogleich erfahren . . . Wie fangen wir es an . . . Gott, o Gott, er iſt wieder rein, ſeine Ehre . . . ſeine Ehre . . ."

Und Berthas Thränen, die im Augenblick der größten Angſt verſiegt waren, brachen neuerdings hervor in der Freude. Aber dieſes Glück konnte nur von kurzer Dauer ſein. Was nützte die Zurückſtellung des Geldes, wenn das rätſelhafte Ausbleiben Papas nicht erklärt war? Wo mochte er ſich aufhalten, was konnte er vorhaben?

Nur mit halber Aufmerkſamkeit folgte ſie dem Berichte Lemmingers, der den Hergang ſchilderte. Ein neues unerwartetes Rätſel that ſich hier auf, und mit Staunen erfuhren die Mädchen, daß es ſich nicht um die rückſtändigen 18000 Gulden handelte, ſondern die ganze Summe von 40000 Gulden zurückgeſtellt worden, der Verdacht gegen Schlier alſo höchſt wahrſcheinlich unbegründet war. Die 40000 Gulden hatten ſich, eingewickelt in vier große graue Couverts, in dem Briefeinwurfkaſten der Firma vorgefunden. Auf einem der Enveloppes ſtand mit großen unbeholfenen Lettern, als ob ein Kind es geſchrieben hätte, der Name Kehlmann. Offenbar war es dem Schreiber darum zu thun geweſen, ſeine Handſchrift zu verſtellen. Einem bloßen Zufall mußte es zugeſchrieben werden, daß Lemminger einen Blick auf den Briefkaſten warf, der eigentlich nie benutzt wurde, da Briefboten, Austräger u. ſ. f. ihre Sendungen perſönlich zu übergeben pflegten. Die 40000 Gulden hätten möglicherweiſe ein paar Wochen lang unbemerkt in dem Kaſten liegen bleiben können, wenn nicht, wie geſagt, Lemminger ſie zufällig entdeckt hätte. Aus den ſeltſamen Umſtänden, unter denen die Zurückſtellung des Geldes erfolgt war, ging faſt mit Gewißheit hervor, daß der Gauner im Hauſe Kehlmann nicht ganz unbekannt war, ſonſt hätte er es nicht für nötig gehalten, die Aufſchrift auf ein einziges Wort zu beſchränken und auch bei dieſem einzigen Wort noch ſeine Hand zu verſtellen. Es ſchien aber, daß er ein gutes Herz hatte. Wenigſtens meinte Lemminger, der arme Herr Ehrhardt in ſeinem Kummer habe ihm offenbar „derbarmt" . . . da packte ihn die Reue … und er ſchmiß den ganzen „Krempel“ dem alten Kehlmann vor die Füße.

Wie lange hätte Lemminger noch forterzählen, was hätte er noch für Details einflechten können, ohne ſich zu erſchöpfen! Er war ein Meiſter der Darſtellungskunſt und verſtand es, da, wo die Wirklichkeit ihn im Stiche ließ, die Phantaſie walten zu laſſen. Aber die beiden Mädchen drängten fort. Nachdem ſie das Weſentliche erfahren hatten, ſchien es nur noch dringender geboten, den Papa aufzufinden, ihm die erfreulichen Thatſachen mitzuteilen, wenn er ſie nicht ſchon auf der Polizeidirektion erfahren hatte, und ihn rechtzeitig von einem verzweifelten Schritte, den er in ſeiner tiefen Niedergeſchlagenheit unternommen haben konnte, zurückzuhalten. Auf dem Wege nach dem Schottenring beſchloſſen ſie auch, im Namen ihres Vaters um die Enthaftung Schliers und ſeiner Tochter zu bitten, falls ſie noch nicht erfolgt war. Daß die bei Schlier gefundenen Summen eine andere Provenienz hatten als von dem an Ehrhardt verübten Verbrechen, war offenkundig, und die Familie Schlier ſchien einem außerordentlich bedauernswerten und peinlichen Mißverſtändnis zum Opfer gefallen zu ſein.

Auf der Polizeidirektion angelangt, brachten ſie in Erfahrung, daß bereits Vorkehrungen getroffen ſeien, Schliers, Vater und Tochter, ihrer Haft zu entlaſſen; der Enthaftungsbefehl ſei ſoeben ins Polizeigefangenhaus in der Theobaldgaſſe abgegangen. Ueber das Verbleiben Ehrhardts aber wiſſe man nichts; er ſei nicht auf der Polizeidirektion geweſen, und habe, obgleich er für den 26., alſo geſtern, zu ſeiner Einvernahme ins Polizeiagenteninſtitut vorgeladen worden ſei, ſich auch geſtern daſelbſt nicht eingefunden.

Fanny rang in einem fort die Hände. Sie wollte wiſſen, was man vermute; ſie wollte dem Polizeirat ein tröſtendes Wort entlocken; ſie hätte ſo gern von ihm gehört: Aber bitte, beruhigen Sie ſich — was ſollte denn geſchehen ſein? — Bertha bemühte ſich nicht um dieſen etwas zweifelhaften Troſtbalſam. Sie berichtete kurz, Papa ſei ſeit morgens nicht wieder nach Hauſe gekommen und auch ſeit zehn Uhr nicht in ſeinem Comptoir geweſen. Sie bemerkte, wie der Polizeirat mit dem zweiten Beamten, der anweſend war, einen bedeutſamen Blick wechſelte, worauf der Jüngere ſeine Dienſtkappe nahm und ſich entfernte. Es war ihr deutlich, daß die beiden Organe der öffentlichen Sicherheit in dieſem Augenblick dasſelbe dachten wie Frau „von“ Zapletal. Und mit wahnſinnigem Schmerz wurde ihr bewußt, daß noch in derſelben Stunde eine kleine Armee von Detektives aufgeboten werden würde, um den Papa in allen Himmelsgegenden zu ſuchen, ihn zu ſuchen in einem anderen Sinne als ſie ihn ſuchte, und ihn womöglich lebend aufzufinden, aus einem andern Grunde, als ſie ihn am Leben wiſſen wollte. Fanny entgingen alle dieſe grauſamen Thatſachen, ſie blieb ahnungslos und nahm es mit einer gewiſſen Beruhigung zur Kenntnis, als der Beamte verſicherte, man werde umfaſſende Nachforſchungen einleiten, den Vermißten ſo bald wie möglich aufzufinden.

Auf dem Heimwege nährte jede der beiden Schweſtern im ſtillen die Hoffnung, Papa könnte inzwiſchen nach Hauſe gekommen ſein und auf ſie warten. Vielleicht ſaß er glückſtrahlend wegen der Zurückſtellung des Geldes in ſeinem Lehnſtuhl, ſchmauchte gemächlich ſeine Pfeife und lachte die übermäßig beſorgten Töchter weidlich aus, die in ganz Wien umherliefen, um ihn zu ſuchen, wenn er einmal verhindert war, zum Mittagstiſch nach Hauſe zu kommen. Wie würden ſie ſelbſt über ihre thörichte Angſt, über dieſe ganze ſonderbare Entdeckungsreiſe gelacht haben! — Wir ſind ja immer bereit, das Komiſche knapp neben dem Tragiſchen zu finden, und wenn wir am Rande eines Abgrundes ſtraucheln, aber uns noch rechtzeitig aufraffen und unerwarteterweiſe nicht hinunterſtürzen, ſo lachen wir nachträglich über unſer Gezappel in der Todesangſt.

Die beiden Mädchen teilten einander nichts von ihren Hoffnungen mit. Sie hatten eine inſtinktive Scheu, angeſichts der Gefahr, die über ihnen hing, von der Möglichkeit eines banalen Mißverſtändniſſes zu ſprechen. Außerdem fühlte eine jede, auf wie ſchwachen Füßen dieſe letzte Hoffnung ſtand, und obgleich keine dieſe Hoffnung gänzlich aufgeben mochte, wollte ſie doch die andere nicht einer bitteren Enttäuſchung ausſetzen.

Der Papa war wirklich nicht nach Hauſe gekommen.

Welch ein Abend! Welch eine Nacht! Wer ſchildert dieſe Qualen des Wartens, Fürchtens und Hoffens? Dieſes Bangen und Lauſchen, Wiederhoffen und Wiederenttäuſchtwerden! Dieſe Begierde, nach dem Abgängigen zu ſuchen und die Unmöglichkeit, es zu thun. Den ſchlummerloſen Schleppgang der Stunden, die marternde Ungewißheit, im Vergleich zu welcher ſelbſt die ſchrecklichſte Gewißheit ſchließlich wie eine Erlöſung herbeigeſehnt wird … Es war eine jener traurigen Situationen, wie ſie in der Großſtadt nicht allzu ſelten vorkommen. Faſt ein jeder von uns hat an einem Verwandten oder Freunde oder entfernten Bekannten etwas ähnliches erlebt. Er wird plötzlich vermißt, kehrt nicht nach Hauſe zurück. Ein marternder Gedanke beginnt bei ſeinen Angehörigen aufzuſteigen. Dieſes und jenes Wort, irgend welche kleine, unbeachtet gebliebene Umſtände der letzten Tage werden in Zuſammenhang miteinander gebracht, gewinnen plötzlich eine fürchterliche Bedeutung. Man iſt auf das Schrecklichſte gefaßt; aber es kommt in der Regel noch ſchrecklicher, als die gepeinigte Phantaſie es zu erfinden vermochte. Der Zuſtand, in dem der Selbſtmörder aufgefunden, die näheren Umſtände, unter denen die That vollbracht wurde, die zu Tage kommenden Motive derſelben, die zurückbleibende moraliſche Oedigkeit und materielle Not — übertreffen an Grauſamkeit alles, was tragiſche Dichter je erſonnen haben; denn durch das Impoſante und Heldenhafte wird dem Unglück ſein ſchärfſter Stachel abgebrochen, durch den Hauch der Banalität oder gar durch öffentliche Schmach und Schande wird er vergrößert und drückt ſich dann erſt recht empfindlich ins Fleiſch … Die Gier nach Genuß und Reichtum fordert Jahr für Jahr auf dieſem alten, einſt ſo kindlich-lebensfrohen Wiener Boden Hunderte und Hunderte von Opfern, denen nichts mehr zu thun übrigbleibt, als ſich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen oder ihr verfehltes Daſein in den Fluten der „ſchönen blauen Donau“ zu enden. Leider Gottes ſind aber diejenigen, welche auf ſolche Weiſe den Kampf aufgeben, zwar meiſt die ſchwächſten, aber nicht immer die ſchlechteſten. Und was der kranke geſellſchaftliche Organismus auf dieſe grauſame Art ausſtößt, ſind oft relativ geſunde Stoffe, während er andererſeits die gefährlichſten Kontagien nicht nur duldet, ſondern noch obendrein hegt und ſorgfältig behütet.

Die drei Mädchen blieben die ganze Nacht hindurch in Ungewißheit, und auch der nächſte Morgen brachte keine Nachricht über den Vermißten. Aber eine lakoniſche Bemerkung, die ſie in der Zeitung laſen, machte ſie erbeben. Ein bartloſer Mann von etwa 60 Jahren, hieß es, habe ſich geſtern, am 27. Oktober, nachmittags fünf Uhr auf dem alten Ortsfriedhof von Mauer ſelbſt entleibt. Es ſei noch nicht gelungen, ſeine Identität feſtzuſtellen, da man nichts bei ihm gefunden habe als einige Photographieen.

Dieſe Zeitungsnotiz erfüllte ſie mit bangen Ahnungen.

Auf dem Friedhof von Mauer lagen ihre Großeltern väterlicherſeits und ihre vor mehr als zehn Jahren verſtorbene Mutter begraben.

Die armen Mädchen waren auf das Schlimmſte gefaßt. Und ſie hatten Urſache, auf das Schlimmſte gefaßt zu ſein.

Ihr Vater hatte ſich wirklich am vorhergehenden Tage in Mauer entleibt, gerade um die Zeit, als Fanny und Bertha ihn im Comptoir ſuchten und von Lemminger über die ſeltſamen Ereigniſſe des letzten Tages unterrichtet wurden. Und in derſelben verhängnisreichen Stunde fand auch in Kehlmanns Privatarbeitszimmer eine Unterredung ſtatt, die würdig iſt, hier wiedergegeben zu werden.

Der nach „Jockeyklub“ duftende „Gigerl“, der dem prächtigen Ebenholzſchreibtiſch Kehlmanns gegenüber in ein chaudronfarbiges Plüſchmöbel zurückgelehnt ſaß, war der junge „Ritter von“, der kürzlich zu vorübergehendem Aufenthalt in Wien eingetroffen war. Natürlicherweiſe handelte es ſich bei dieſer Unterredung um Geld und ebenſo ſelbſtverſtändlich iſt es, daß heftig gezankt wurde. Denn diejenigen, welche viel zu viel von dieſem ſeltſamen Artikel beſitzen, laſſen ſich das Leben dadurch gerade ſo verbittern wie jene, die viel zu wenig davon haben. Während der Alte ſchnell in Hitze geraten war und ſich aufrichtig ärgerte, verlor der andere als echt moderner Jüngling nicht einen Augenblick ſeine Contenance, und ſein vornehm-gelangweilter Geſichtsausdruck ſchien zu fragen: Wer bezahlt mir etwas dafür, wenn ich mich echauffiere? Er benutzte dieſe unvermeidliche Auseinanderſetzung mit ſeinem cher papa dazu, ſeine glatten, mandelförmigen Nägel zu feilen, und blickte von dieſer hochwichtigen Thätigkeit auch dann nicht auf, wenn er ſich herabließ, dem Alten in näſelnd-ariſtokratiſchem Tone einige Erklärungen über ſeine Geldgebarung hinzuwerfen, gleichſam wie man einem knurrigen Kettenhund ein paar Brocken vorwirft.

„Und was iſt denn zum Kuckuck aus den 10000 Franken geworden, die ich dir auf Ducher frères anwies?“ inquirierte der alte Kehlmann gereizt. Seine Wangen glühten, der Gleichmut ſeines Sohnes verſetzte ihn in immer größere Aufregung. Er konnte nicht begreifen, wie ein junger Menſch es zuwege brachte, ſo phlegmatiſch zu ſein. Er bedachte nicht, daß wir zu Ende des 19. Jahrhunderts leben, und daß hoffentlich noch vor Schluß dieſes großen Jahrhunderts es der Wiſſenſchaft gelingen wird, Menſchen in Retorten zu erzeugen, die überhaupt durch nichts mehr in eine wie immer geartete Gemütsbewegung geraten.

Der junge von Kehlmann, der eigentlich trotz ſeiner 28 Jahre nicht viel jünger ausſah als ſein Herr Papa, würdigte dieſe kindiſche Frage keiner Antwort. Er gab ſich überhaupt ſo wenig als möglich mit ſeinem Papa ab; er hatte Hochſchulſtudien zurückgelegt, war ein gebildeter Menſch, verkehrte in ariſtokratiſchen Häuſern, der billionäre Kohlenbaron G. Woniger machte ihm ſeit einiger Zeit den Hof und wollte ihm ſeine älteſte Tochter anhängen. Dagegen der alte Kehlmann — er war ja ein ſehr tüchtiger Geſchäftsmann, aber etwas ungebildet — er brachte einen in den feinen Kreiſen oft in Verlegenheit. — „A la fin“, ſagte er, „laß dich nicht lumpen wegen dieſer Bagatelle; du brauchſt ja nur die Hand auszuſtrecken — iſt dir ja heute ohnedem eine gebratene Taube in den Mund geflogen!“

„Ei, wieſo —?“ grunzte Kehlmann ſen. ärgerlich.

„Nun, die 40000 Gulden, über die du doch das Kreuz machen mußteſt, und die du heute rein gefunden haſt.“

Der Alte ärgerte ſich und begann ſeinen Sohn zu ironiſieren. „Du haſt wirklich einen weiten Blick,“ ſagte er. „Wirklich eine unglaubliche Naivetät in geſchäftlichen Dingen, die du auf Schritt und Tritt an den Tag legſt! Erſtens macht ein Geſchäftsmann nie und nimmer das Kreuz über etwas, das rechtmäßigerweiſe ihm gehört, und wären es auch nur fünf Gulden; merk dir das. Und zweitens biſt du ſehr im Irrtum, wenn du glaubſt, daß die Zurückſtellung dieſer Summe ein Zufall iſt, oder daß ſie mich überraſcht hat.“

Jetzt unterbrach der junge Greis ſeine Thätigkeit und ſtarrte ſeinen Papa mit aufgeriſſenem Munde an. Ein Gemiſch von Staunen und Bewunderung ſprach ſich in ſeinen Zügen aus.

„Du biſt auch im Irrtum,“ fuhr Kehlmann ſen. triumphierend fort, „wenn du die Zurückſtellung dieſes Kapitals gewiſſermaßen für ein dummes Glück hältſt. Ich kann dir vielmehr im Vertrauen mitteilen, daß ich mir dieſe 40000 Gulden neuerdings verdient habe durch meine Ruhe und Kaltblütigkeit, Umſicht und Menſchenkenntnis. Die Summe war nicht geſtohlen, ſondern von Ehrhardt, der den Ohnmachtsanfall im „Albatros“ nur heuchelte, unterſchlagen worden. Ich wußte es vom erſten Augenblick an; ich wußte auch, daß Ehrhardt ſo etwas nicht unternommen hatte, ohne für das Geld ein einigermaßen ſicheres Verſteck ausfindig gemacht zu haben. Mir war es daher vom erſten Augenblick an klar, daß alle Leibes- und Hausdurchſuchungen nutzlos ſein würden, und daß die Wahrſcheinlichkeit, zu meinem Gelde zu gelangen, eine ſehr geringe ſein mußte, wenn ich nicht mit äußerſter Vorſicht zu Werke ging. Ich hütete mich daher weislich, irgend eine ohnmächtige Maßregel gegen Ehrhardt anzuwenden, die ihn nur reizen und zu einem geharniſchten Widerſtand treiben konnte. Ich rief mir als kluger Diplomat keinen zweckloſen Bundesgenoſſen, wie es in vielen Fällen die Polizei iſt, zu Hilfe, ſondern verbündete mich mit dem beſſeren Menſchen in Ehrhardt gegen den ſchlechteren. Am 24. hat der angebliche Diebſtahl ſtattgefunden; heute, am 27., fand ſich das Geld in unſerem Briefkaſten mit verſtellter Handſchrift an mich adreſſiert.“

Der junge „Ritter von“ war ganz gegen ſeine Gewohnheit dieſen unerwarteten Eröffnungen gegenüber in eine Art von Erregung geraten. Er ging mit großen Schritten in der vornehm-modiſchen Haltung eines Marabus auf dem dicken Smyrnateppich hin und her und wiegte ungläubig den ſorgfältig friſierten Kopf, welcher auf dem Wirbel ſchon den zarten roſenroten Ton zu bekommen anfing, der wieder an einen Marabuſchädel erinnerte.

„Ehrhardt . . . Ehrhardt!“ ſagte er — „es iſt undenkbar, unmöglich — wer hätte ſo etwas ahnen können! . . . Aber es iſt ja nur eine Vermutung,“ fuhr er fort, indem er ſtehen blieb und ſich an ſeinen Vater wendete. „Du haſt keinen Beweis dafür, nicht den geringſten Anhalt . . . nicht einmal die Handſchrift, da die Adreſſe mit verſtellter Hand geſchrieben iſt!“

Herr von Kehlmann ſen. lächelte, wie wenn ihm jemand geſagt hätte, morgen werden Kreditaktien ſteigen, und er wußte doch, daß ſie fallen würden. „Ich wollte dir eigentlich nichts davon mitteilen,“ erwiderte er. „Niemand ſoll es erfahren, hörſt du? Es muß ein Geheimnis bleiben. In den Augen des Publikums ſchadet ſo etwas immer der Firma.“

Und er hielt ihm einen Brief hin, den der junge Kehlmann neugierig ergriff.

„Lieber Kehlmann!

Du empfängſt hier acht Kaſſenſcheine der Verkehrsbank lautend auf zuſammen 40000 Gulden; wir ſind einander alſo nichts mehr ſchuldig.

Wenn ich Dich nach allem, was geſchehen iſt, noch um etwas bitten darf, ſo iſt es dies, den Zeitungen und der Sicherheitsbehörde zu verſchweigen, daß Du das Geld in Kaſſenſcheinen zurückerhalten haſt, und nach jener Amalie Normann, auf welche die Scheine lauten, nicht zu forſchen. Du haſt Dein Geld wieder, der Schuldige wird gerichtet werden, und alles andere kann Dir ja gleichgiltig ſein.

Ich flehe Dich an: Erfülle mir dieſen letzten Wunſch und laß meinen armen Kindern ihren unbefleckten Namen.

Ehrhardt.“

Der junge Kehlmann neigte ſich bewundernd vor der Schlauheit und dem Scharfblick ſeines Vaters. Sein Inſtinkt ſagte ihm, daß es ſein Schaden nicht ſein würde, wenn er dieſer Anerkennung recht beredten Ausdruck gab.

Und der Alte ſchmunzelte wohlgefällig, als er ſein eigen Fleiſch und Blut in Bewunderung vor ſich erſterben ſah. Die acht Kaſſenſcheine à 5000 Gulden lagen noch vor ihm auf dem Schreibtiſch. Er fühlte, wie er milder und milder geſtimmt wurde. Sein Sohn war eben von Natur aus ein eleganter Menſch, der etwas auf feinen Lebensſtil hielt. Das koſtete natürlicherweiſe Geld. Schließlich kam es ja wieder der Firma zu gute, wenn die Leute ſahen, daß der junge von Kehlmann ſich etwas leiſten konnte. Und den Manichäern konnte er ja doch ſeinen einzigen Sohn nicht überlaſſen. . . . Die jungen Leute ſind heutzutage gleich dabei, ſich wegen einer geringfügigen Geldverlegenheit eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen. . . . Und in gewiſſem Sinne war es ja richtig, daß dieſe 40000 Gulden ein gefundenes Geld waren. — — — — — — — — — — — —

Ueber das Ende des Buchhalters Ehrhardt brachten die Wiener Abendblätter vom 28. Oktober folgenden Bericht:

„Die Affaire Ehrhardt hat eine neue, unerwartete Wendung genommen. Der Buchhalter hat ſich geſtern nachmittag auf dem alten Ortsfriedhofe von Mauer ſelbſt entleibt. Wenn der Unglückliche mit der Ausführung ſeines Entſchluſſes nur noch kurze Zeit gezögert hätte, ſo wäre er glänzend rehabilitiert worden. Das entwendete Geld iſt nämlich unerwarteterweiſe wieder zum Vorſchein gekommen. Seit dem 21. d. M., an welchem Tage ihm bei einem Ohnmachtsanfall im ‚Albatros‘ aus einem Paket, das er in der Hand trug, 40000 Gulden geſtohlen worden waren, befand Ehrhardt ſich begreiflicherweiſe in gedrückter Stimmung. Herr Karl Ritter von Kehlmann, der Chef und perſönliche Freund des Buchhalters, machte ſeinem langjährigen Beamten, der ſich ſtets als treu und pflichteifrig bewährt hatte, keinerlei Vorwürfe und weigerte ſich, überzeugt von deſſen Ehrenhaftigkeit, trotz ſeines eigenen Anſuchens, ihn ſeiner Stellung zu entheben. Ehrhardt kam in dieſen letzten Tagen ſeinen Obliegenheiten, ſoweit es ſein nervöſes Leiden und die begreifliche Depreſſion ſeines Gemütes erlaubten, pünktlich nach. Geſtern, den 27., morgens kam er wie gewöhnlich ins Comptoir, hielt ſich aber nur kurze Zeit daſelbſt auf und verriet eine hochgradige Aufregung und Zerſtreutheit. Ganz gegen ſeine Gewohnheit entfernte er ſich ſchon nach zehn Uhr und wurde ſeither nicht wieder, weder im Bureau noch in ſeiner Wohnung in Währing geſehen.

„Erſt heute morgen traf die Nachricht hier ein, daß die Leiche jenes Mannes, der ſich geſtern nachmittag in Mauer durch einen Schuß in die rechte Schläfe getötet hatte, mit dem vermißten Buchhalter Franz Ehrhardt identiſch iſt. Ehrhardt war am 27. um 11 ½ Uhr mit dem Lokalzug der Südbahn nach Atzgersdorf gefahren und hatte ſich vom Bahnhof zu Fuß nach Mauer begeben. In Mauer ging er längere Zeit planlos durch die Gaſſen und hielt ſich dann eine Weile in der dortigen Kirche auf, wo er durch ſein ſcheues Benehmen auffiel. Am Nachmittag wurde er auf der Speiſinger Landſtraße geſehen; es hatte den Anſchein, als ob er im Begriffe ſtehe, nach Wien zurückzukehren. Gegen fünf Uhr fand er ſich aber wieder in Mauer ein, ſuchte den dortigen Ortsfriedhof auf und zwar den alten, auf welchem ſeit Jahren nicht mehr beerdigt wird, und ſetzte ſich, da das Gitterthor des Friedhofes verſperrt war, auf eine Bank nächſt der Friedhofsmauer. Schulkinder, welche an der Stelle vorbeikamen, hielten den bartloſen Mann für einen Prieſter und wollten ihm die Hand küſſen. Als Einwohner des Ortes ſich der Bank näherten, auf welcher der ſchwarzgekleidete Fremde ſaß, ſtand er ſchnell auf, bog um die Ecke und verſchwand hinter der Umfriedung des Gottesackers. Gegen 5 ½ Uhr abends hörten zwei Fleiſchhauerlehrlinge und ein Taglöhner, der in der Nähe auf dem Felde beſchäftigt war, plötzlich einen Schuß fallen; ſie eilten zur Stelle und fanden dort den unbekannten Herrn mit durchſchoſſener rechter Schläfe vor dem Gitterthore des Friedhofes als Leiche. Ein ſechsläufiger neuer Revolver lag auf dem Boden neben dem Toten. Man verſtändigte ſofort das Bürgermeiſteramt, welches den Thatbeſtand aufnahm. Im Beſitze Ehrhardts wurde eine Geldbörſe mit dem Inhalt von 3 Gulden 25 Kreuzer ſowie eine geſtickte Brieftaſche mit den Photographieen der drei Töchter des Verewigten gefunden. Die Leiche wurde in die Totenkammer des neuen Ortsfriedhofes übertragen.

„Ein tragiſches Geſchick hat es gefügt, daß einige Stunden, bevor Ehrhardt in Mauer die Mordwaffe gegen ſeine Schläfe richtete, der Dieb der 40000 Gulden das Geld an ſeinen rechtmäßigen Eigentümer zurückſtellte. Der bedeutende Betrag fand ſich bar in einem grauen Couvert, das, nur mit dem Namen Kehlmann verſehen, in den Briefeinwurfkaſten der Firma Kehlmann und Sohn geworfen worden war. Kaum an die Möglichkeit denkend, daß der Dieb ſich jemals freiwillig zur Zurückſtellung des Geldes entſchließen könnte, und traurigen Sinnes mit dem Schickſale des unglücklichen Ehrhardt beſchäftigt, deſſen Selbſtmord zwar noch nicht bekannt war, der aber ſeit jenem Unglück, das ihn betroffen hatte, trotz aller liebevollen Zuſprache eine beängſtigende Schwermut bekundete, öffnete Herr Karl Ritter von Kehlmann das große graue Couvert, das ihm vom Diener auf den Schreibtiſch gelegt worden war, und fand zu ſeiner größten Ueberraſchung die am 21. d. M. ſeinem Buchhalter im Albatrosgebäude entwendeten 40000 Gulden in Bargeld.

„Nach dem Diebe, welcher nun auch ein Menſchenleben auf dem Gewiſſen hat, wird eifrig gefahndet.

„Herr Franz Ehrhardt, ein Mann von tadelloſem Charakter, der im 58. Lebensjahre ſtand, war ſeit mehr als zehn Jahren verwitwet und hinterläßt drei blühende Töchter, von welchen die älteſte Lehrerin iſt. Seit mehr als zwanzig Jahren war er bei der Firma Kehlmann und Sohn als erſter Buchhalter angeſtellt, in welcher Verwendung er nicht nur das vollſte Vertrauen der beiden Herren von Kehlmann genoß, ſondern ſich auch der langjährigen intimen

Freundſchaft des älteren der beiden Chefs, des Begründers der allbekannten Firma, Herrn Karl Ritters von Kehlmann erfreute. Seit dem Sommer vorigen Jahres litt Ehrhardt an Kongeſtionen und an Schwermut, die ſeit dem Unglück, das ihn betroffen, einen krankhaften Charakter annahm. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß er in einem Anfall von Geiſtesverwirrung handelte, als er ſelbſt Hand an ſich legte. . . .“

So ſchrieben die Zeitungen, und damit war Franz Ehrhardt für die Oeffentlichkeit begraben und abgethan. Der Name, der eine kurze Spanne Zeit das Tagesgeſpräch beherrſcht hatte, ſank für immer in die wohlthuende Dunkelheit zurück, aus der er zum Unglück ſeines Trägers ſo plötzlich emporgetaucht war. . . .

Die Nacht nach dieſem 28. Oktober, an dem die Nachricht von dem Tode Ehrhardts in Wien eintraf, war eine rauhe, troſtloſe, regentriefende Herbſtnacht. Das nicht ſehr ſtarke Nachtleben wurde wieder einmal von den Fluten, die vom Himmel goſſen, grauſam erſäuft, und ſogar das elektriſche Licht, das den Rothberger-Schaufenſtern auf dem Stefansplatz entſtrömte, vermochte keinen Hund auf die Straße zu locken.

Aber es gibt Gemütszuſtände, in welchen die äußerlichen Unbilden der Witterung uns nichts anzuhaben vermögen, ja in welchen es eine Art von Troſt und Linderung gewährt, ſich ihnen auszuſetzen; Seelenqualen, die den Betroffenen wie einen Wahnſinnigen durch die Straßen jagen, ſelbſt wenn dieſe, öd und verlaſſen, die Reize großſtädtiſchen „Nachtlebens“ vermiſſen laſſen; wühlende Schmerzen, die uns ſogar einer Wieneriſchen Herbſtnacht zum Trotz hinaustreiben aus unſerer engen Behauſung in die freiere Luft der einſamſten und unwirtlichſten Gegenden. . . .

Da, wo die Großſtadt zu Ende iſt, am äußerſten Saume ihres Rieſenkleides, der im Schmutz der Armut und des Elends ſchleift, weit draußen an der breiten, trägen, traurigen Donau ſtand in dieſer gottvergeſſenen Nacht ein unglücklicher Menſch und ſtarrte in die ſchwarzen Fluten hinab, die, vom Sturme gepeitſcht, klatſchend gegen die Ufer ſchlugen. Die Verzweiflung hatte ihn herausgetrieben auf die hohe lange Brücke, in deren eiſernem Spreizwerk der Wind wimmerte wie in den Maſten und Rahen eines Schiffes. Aber ſo verzweifelt war er doch nicht, daß er vergeſſen hätte, ſeinen Hut feſtzuhalten, an dem eine unſichtbare Hand zu zerren ſchien, um ihn vom Haupte zu reißen und in den Strom zu ſchleudern. Das Leben hatte für ihn ſeinen Wert verloren; aber ſeine Kopfbedeckung mochte er darum nicht miſſen. Als ob man zum Sterben einen Hut brauchte!

Der junge Mann wollte nämlich ſterben. Aber ein genauer Seelenkenner hätte ihn über ſeine Zukunft beruhigen können; er hätte ihm’s ſchwarz auf weiß geben können, daß im letzten Augenblick der Sprung ins ſchwarze Waſſer ihm doch etwas zu unheimlich ſcheinen, und daß er ſich die Sache noch einmal überlegen würde. Er ſelbſt glaubte freilich noch feſt an ſeinen Tod. Sein Kummer war keineswegs anempfunden oder aus romantiſchen Gründen erdichtet, ſondern durchaus aufrichtig; aber — man ſtirbt nicht an dieſer Art von Unglück. Er hatte geliebt natürlich auf ewig; und jetzt war es aus — das war alles.

Er hatte eine Unwürdige geliebt.

Woran ſollte er jetzt noch glauben, wenn dieſes engelreine Antlitz log, wenn ein ſolches Mädchen ſich zur Mitwiſſerin eines Unterſchleifes entwürdigte, teil hatte an einem Verbrechen? . . . Und ſelbſt wenn ſie unſchuldig wäre — ſie war die Tochter eines Defraudanten.

Ach, er wußte manches, was niemand wußte, er wußte zu viel — und das war ſein Unglück. Er wußte, wer die Amalie Normann war . . . wußte, daß in der ganzen „Affaire“ betrügeriſch verſchwiegen wurde, daß Kaſſenſcheine und nicht Bargeld im „Albatros“ abhanden gekommen waren . . . und von heute ab wußte er auch, daß nicht Bargeld an Kehlmann zurückgeſtellt worden war, wie in allen Zeitungen zu leſen ſtand, ſondern die Kaſſenſcheine der Verkehrsbank, die Bertha Ehrhardt eigenhändig in Empfang genommen und der junge Ritter von Kehlmann heute morgen wieder eingelöſt hatte. Wie konnte hier noch ein Zweifel möglich ſein?

Der Regen hatte ſeine Kleider durchnäßt — der Sturm durchkaltete ihn bis aufs Gebein — die Situation fing an herzlich unerquicklich zu werden. Noch eine Zeitlang hielt er auf ſeinem Poſten aus; aber immer mehr und mehr wurde er aufmerkſam auf die äußeren Unannehmlichkeiten ſeiner Lage und der Seelenſchmerz trat allgemach in den Hintergrund zurück.

Er ſagte ſich, daß der Buchhalter Ehrhardt eine Malverſation begangen, und daß er mit ihm nicht das Geringſte gemein hatte. Warum ſollte er dafür büßen? Warum ſollte er ſich deswegen einen Schnupfen holen oder gar — ſich umbringen?

Freilich ſo wie Bertha wird er keine mehr lieben. Er wird überhaupt niemals wieder lieben. Und das iſt auch das Vernünftigere. Dieſe ideale, ausſchließende Liebe gehört mehr oder weniger in Novellen und Romane — im Leben macht man ſich nur lächerlich damit.

Und auf ſein Avancement wird er ohnedies noch eine gute Weile warten müſſen. . . . Am Ende war es ſo übel nicht, daß er wieder frei wurde ſtreng genommen kannte er Bertha Ehrhardt nur ſehr flüchtig; wie leicht kann man ſich täuſchen! Ein wahres Glück, daß ihm rechtzeitig die Augen geöffnet worden waren! . . . Das Bewußtſein der wiedererlangten Freiheit that ihm wohl. Als ob Berthas Ketten ihn hart bedrückt hätten! Er dachte daran, daß er ſich neuerdings umſehen konnte. Nur mit einem raſchen, halben Gedanken ſtreifte er dieſe Idee; aber er ſtreifte ſie. . . . Es gibt ja eine Menge hübſcher und — viel wohlhabenderer Mädchen!

So war er denn plötzlich ein echtes Kind ſeiner Zeit geworden: Die tragiſche Stimmung war durch eine banale erſetzt; der romantiſche Aufſchwung durch ein praktiſches Raiſonnement verdrängt. Er kam ſich auf einmal höchſt thöricht vor hier draußen in Nacht und Unwetter auf der endloſen Reichsbrücke und begriff nicht, weshalb er nicht lieber auf ſeinem Diwan lag, eine Zigarre rauchte und eine Taſſe Thee dazu ſchlürfte.

Und die Sache hatte wirklich ihre humoriſtiſche Seite. Es war nicht nur traurig, ſondern auch komiſch, daß er in einer naßkalten Nacht bis ans Ende der Welt gewandert war, um an dieſem wenig einladenden Ort jene bekannte Wandlung von der naiven zur kritiſchen Betrachtung der Dinge durchzumachen, die einem modernen Menſchen nur ſelten erſpart bleibt.

Er bewerkſtelligte dieſe Wandlung unter dem Einfluß ſeiner ſonderbaren und lächerlichen Lage raſcher, als dies gemeiniglich zu geſchehen pflegt, und indem er die erſte Liebe und mit ihr die himmliſche Schwärmerei und Sentimentalität der Jugend in den tiefen Strom verſenkte, wies er zugleich mit einer kühnen Handbewegung alles bisher Erſehnte und Erſtrebte ins Gebiet der Jugendeſelei hinüber. Und ohne daß er ſich deſſen bewußt geworden wäre, warf er in dieſem Augenblicke leichten Herzens, wie man ſich eines altmodiſch gewordenen Kleidungsſtückes entledigt, auch den feſten Menſchheitsglauben und jenen jugendlichen Gefühlsüberſchwang unverdorbener und unerfahrener Gemüter über das eiſerne Brückengeländer, an deſſen Stelle nur allzu häufig der reinſte Cynismus, der Zweifel am Weibe, die Geringſchätzung des anderen Geſchlechtes und die nervöſe Ausſchweifung eingetauſcht zu werden pflegen. . . .

Und in derſelben regneriſchen Herbſtnacht kniete diejenige, die hier ihren Abſchied erhielt, ſchlaflos an ihrem Bette und vergrub ihr fieberglühendes Antlitz in die Kiſſen. Die beiden Schweſtern waren unter Thränen eingeſchlummert — ſie aber konnte kein Auge ſchließen. Sie wußte mehr als die anderen, ſie wußte zu viel. Allein wäre ſie vielleicht nie auf den Gedanken gekommen; aber jenes Geſpräch, das ſie mit angehört hatte, war ihr wie Gift ins Ohr gedrungen. Sie konnte nicht mehr aufhören zu denken und zu grübeln — und alles war ſo klar, ſo ſchrecklich klar. . . . Sie wenigſtens dürfte ihren Kummer nicht ſo leicht verwinden können wie der lebende Selbſtmörder von der Reichsbrücke; dieſer Schmerz war vielleicht von der Sorte, die tödlich werden kann. Wie gerne hätte ſie ihre Augen zugedrückt, um nicht zu ſehen, wovor ihr ſo ſehr bangte; aber ſie ſah dennoch ſcharf und deutlich, ſo ſehr ſie ſich auch ſträuben mochte. Die Wahrheit dringt zu den menſchlichen Herzen, unbekümmert ob ſie dieſelben erhebt und beglückt — oder vernichtet.

Und wiederum in derſelben troſtloſen Nacht lag in der Totenkammer des neuen Ortsfriedhofes von Mauer ein Mann mit entſtellten Zügen und einem kleinen runden Bohrloch in der rechten Schläfe. Die Trauerweiden und Cypreſſen über den Gräbern ächzten, und der blecherne Hahn auf dem Dachfirſt der Friedhofskapelle drehte ſich ſchnarrend um ſich ſelbſt wie ein Hund, der ſich in den Schwanz beißen will. Aber niemand hörte dieſe eintönigen Totengeräuſche, und niemand war in der Nähe, der ſich hätte fürchten können. Denn der neue Friedhof von Mauer liegt weit außerhalb des Dorfes mitten im freien Felde. Keine Seele wohnt in der Nahe, und ſelbſt das Haus des Totengräbers ſteht fern davon mitten im Orte und nahe bei der Kirche.

Wer richtet über einen Menſchen, der ſich ſelbſt gerichtet?

Das bezeichnendſte Wort, das über dieſen Mann ſo recht zutiefſt aus dem Geiſte der öffentlichen Meinung heraus geſprochen wurde, war das Wort Kehlmanns, das er zu ſeinem Sohne ſprach, als ſie am nächſten Tage von der Beerdigung heimkehrten: „Dieſer Menſch — — es iſt unbegreiflich —! Ich bin überzeugt, wir hätten ihm nicht das Geringſte nachweiſen können!“

Nicht das Geringſte! — Und auf ſolche Weiſe zu enden! Da doch alles ſo ſchön und glatt abgelaufen wäre. Die Ohnmacht zu heucheln war ihm meiſterlich gelungen. Das Geld hatte zweifelsohne am denkbar ſicherſten Platz gelegen. Kehlmann und die Polizei hätten lange ſuchen können, eh' ſie es gefunden hätten. Die öffentliche Meinung bedauerte ihn, ſtatt ihn zu beargwöhnen: ſeine Kollegen bereiteten ſogar eine Art von Ovation für ihn vor. Kurz, alles war ſo gut gegangen, als es gehen konnte. Und Ehrhardt beſaß überdies ein nettes Sümmchen, deſſen Verluſt ſeinem rechtmäßigen Eigentümer thatſächlich weniger empfindlich war, als ihm ein Zehner abgegangen wäre, den er verloren hätte. Eine Summe, die ſeine ganze Lage verändern konnte, ihn aller Sorgen für die Zukunft enthob und ihm ein gemächliches Alter ſicherte. Und dennoch warf er das Geld hin und ſein Leben noch obendrein und wollte für ſich und ſeine Kinder nichts behalten als den Schein einer unbefleckten Vergangenheit — der Narr!

Das ungefähr war das Raiſonnement Karl Ritters von Kehlmann, Chef des Hauſes Kehlmann und Sohn, Präſidenten, Vizepräſidenten und Verwaltungsrates vieler Aktien- und anderer Geſellſchaften, Großkreuz dieſes und Ritters jenes Ordens u. ſ. w. u. ſ. w.

Für Leute von der Art Ehrhardts aber haben ſolche Erwägungen keinerlei Gültigkeit. Er war über alle äußerlichen Fährlichkeiten leicht hinweggeglitten, viel leichter, als er jemals ſelbſt vermutet hätte. Aber jene geheimnisvolle Gefahr, die er immer den toten Punkt genannt hatte, an welchem der ſchöne Lügenmechanismus plötzlich ſtocken konnte, die lag nicht da, wo er ſie geſucht hatte, in irgendwelchen äußeren Umſtänden, ſondern zutiefſt in ſeiner eigenen Natur.

Und ſo bewährte ſich wieder einmal eine jener unverrückbaren Thatſachen, mit welchen der nach Wahrheit ſtrebende Sittenſchilderer ſich tröſten muß. Eines der erhabenen Geſetze, die zuſammengenommen jenen Teil des Unerforſchlichen und Ewigen ausmachen, den ſelbſt der Kriticismus unſerer Tage noch nicht hinweg zu disputieren vermochte. Es offenbarte ſich in dieſem Falle jene unfaßbare und ungreifbare, unbeirrt durch menſchliche Täuſchung waltende Gerechtigkeit, die wenn ſchon andere belogen werden, nicht zuläßt, daß wir ſelber uns belügen, und der zufolge, wenn die Welt, getäuſcht durch unſere meiſterhaft geſpielte Rolle, uns nicht richtet, wir ſchließlich vor Begierde brennen, uns ſelbſt zu richten.

Der ſtete Troſt.

Von

August Silberstein.

Zu End' das Glück im Paradieſesgarten!
Noch einmal wollten die Verbannten warten

Erbebend vor dem Schritt zur harten Scholle,
Worauf ihr Schickſal ſich erfüllen ſolle.

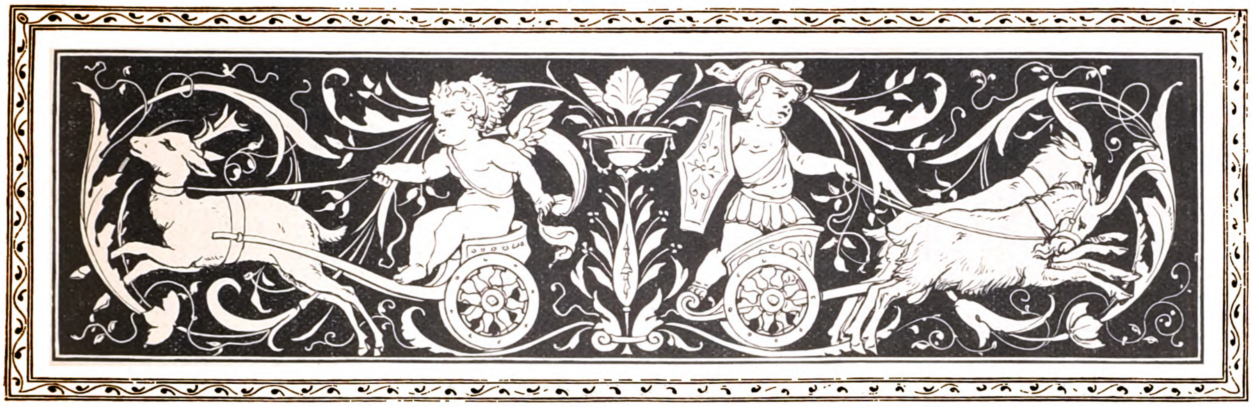
Das Herz war ſchwül, ſo Aug' wie Wange brannten,
Doch ſiehe, eines Sturzquell's Tropfen ſandten

So milde Labung, daß die ſanft Ergötzten
Aufatmend da, ſich Aug' und Wange netzten,

Und auch das Herz empfand's wie eine Gnade —
Dann ſchritten mutig ſie zum Dornenpfade!

Da ſprach der Herr voll güt'gem Sinne:
Euch bleib der Tropfen Gabe zum Gewinne,

Ihr werdet Freud wie Leid ſtets beſſer tragen,
Der Thränen Troſt komm euch zu allen Tagen!



Der Sammler.

Die biologiſche Station am großen Plöner See.

Im Jahre 1870 entwarf der Jenenſer Privatdozent Dr. Anton Dohrn den Plan, zu Neapel an der Meeresküſte eine wiſſenſchaftliche Station einzurichten, um in derſelben ungeſtört die Organe, die Lebensbedingungen und die Entwicklung der Meertiere ſtudieren zu können. Die Idee, an deren Ausführung der junge Gelehrte ſofort mit raſtloſem Eifer heranging, fand anfangs wenig Anhänger, ſtieß ſogar bei vielen auf Widerſtand und erwarb ſich erſt langſam einige unterſtützungsbereite Gönner. Im Jahre 1872 war mit Hilfe der letzteren ſo viel erreicht, daß der Bau des großen Stationshauſes begonnen werden konnte, und 1874 wurden die erſten wiſſenſchaftlichen Arbeiten in demſelben vorgenommen. Jetzt iſt die Anſtalt ein weltberühmtes Inſtitut geworden, zu welchem die Zoologen aller Länder wallfahren und welches das Deutſche Reich ſeiner mächtigen Förderung und Unterſtützung für würdig hält.

Als der Zoologe Dr. Otto Zacharias in Hirſchberg 1888 zum erſtenmal den Vorſchlag machte und begründete (Zoologiſch. Anzeiger Nr. 269), in gleicher Weiſe wie zu Neapel, an einem Binnenſee eine biologiſche Station für das Studium der Süßwaſſertiere zu ſchaffen, da fand dieſe Anregung ſchon gleich lebhaften Anklang bei den Fachgenoſſen innerhalb und außerhalb Deutſchlands. Alle namhaften Zoologen waren ſich ohne Bedenken darin einig, daß eine ſolche Station der Wiſſenſchaft außerordentliche Dienſte leiſten werde und geeignet ſei, eine große Lücke in der Kenntnis von den Bewohnern unſerer Landſeen auszufüllen. Aber die meiſten wagten im Hinblick auf die finanziellen Schwierigkeiten es nicht, Hoffnungen auf Realiſierung des Planes auszuſprechen.

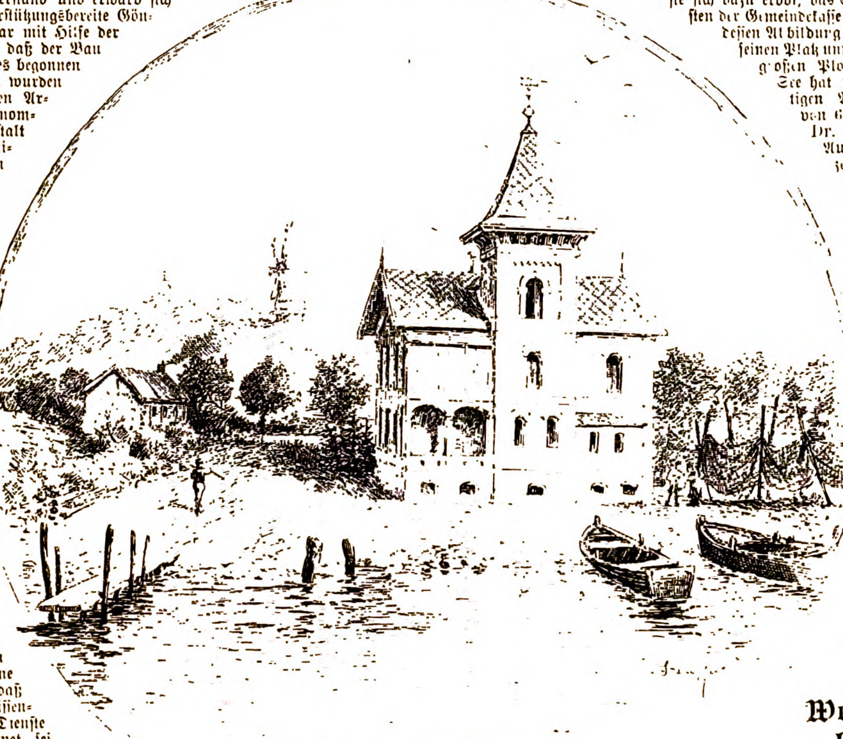
Deſſenungeachtet iſt es der unermüdlichen Thätigkeit des Dr. Zacharias gelungen, alle Hinderniſſe zu beſeitigen und die Eröffnung der biologiſchen Station am großen Plöner See für das Jahr 1891 in ſichere Ausſicht zu ſtellen.

Nicht nur Männer der Wiſſenſchaft, ſondern in hervorragender Weiſe auch Laien haben durch freiwillige Spendung von Geldmitteln eine Summe zuſammengebracht, welche hinreicht, um ein Stationsgebäude mit denjenigen Einrichtungen zu verſehen, die den Beginn der wiſſenſchaftlichen Arbeiten bedingen. Die königlich preußiſchen Miniſter für den Kultus und die Landwirtſchaft haben Unterſtützungen aus der Staatskaſſe auf fünf Jahre zugeſagt. Die weitbekannte optiſche Werkſtätte von Dr. Roderich Zeiß in Jena hat ſich bereit erklärt, eine Reihe von Apparaten herzugeben.

Das Entgegenkommen der Laien dürfte hauptſächlich durch die praktiſche Seite des Unternehmens gewonnen worden ſein. Schon in ſeinem erſten Vorſchlage zur Gründung von zoologiſchen Stationen führte Dr. Zacharias an: „Wir haben eine ſehr ungenügende Kenntnis der Ernährungs- und ſonſtigen Lebensbedingungen der Fiſche. In einer vorzüglichen Abhandlung von Dr. C. Weigelt iſt dieſer für die Praxis ſehr wichtige Punkt einer gründlichen Erörterung unterzogen und zugleich darauf hingewieſen worden, daß die chroniſchen Schädigungen, welche die Fiſchfauna durch die Verunreinigung der Flußläufe erfährt, in ihrer Tragweite nur abgeſchätzt werden können unter Zuhilfenahme relativ großartiger Einrichtungen mit verhältnismäßig reichen Mitteln und in lebhaftem Zuſammenwirken von Anatomie, Phyſiologie und Pathologie, von Zoologie und Botanik.“

Wenn die Plöner Station nun auch nicht gleich ſo reich ausgeſtattet werden kann, um dieſes Feld in großem Umfange zu bearbeiten, ſo darf doch mit Sicherheit erwartet werden, daß hier höchſt ſchätzbare Aufklärungen über die Lebensverhältniſſe, die natürliche Fortpflanzung, die Züchtung der nutzbaren Süßwaſſerfiſche, deren Paraſiten, Krankheiten u. ſ. w. gegeben werden und damit eine weſentliche Förderung des bisher etwas vernachläſſigten aber wichtigen Zweiges unſerer Volkswirtſchaft, des Fiſchereiweſens, erwachſen wird. (Es iſt der Wunſch ausgeſprochen worden, daß die Plöner Station mit der Zeit ebendaſſelbe werden möge für das Fiſchereiweſen, was die landwirtſchaftlichen Verſuchsſtationen für die Landwirtſchaft ſind.) Von ſolchem Geſichtspunkte iſt denn auch die Vertretung der Stadt Plön ausgegangen, als ſie ſich dazu erbot, das Stationsgebäude auf Koſten der Gemeindekaſſe zu erbauen. Das Haus, deſſen Abbildung wir heute bringen, wird ſeinen Platz unmittelbar an dem 44 qkm großen Plöner See erhalten. Der See hat nach den letzten ſorgfältigen Auslotungen eine Tiefe von 61 m. Der Privatdozent Dr. Williker zählte bei der Auslotung in dem ſchwarzen Schlick, welcher vom Seegrunde heraufgeholt wurde, gegen 50 Arten von Kieſelalgen und dazwiſchen zahlloſe Kieſelnadeln von Spongillen. An den Plöner See ſchließt ſich im öſtlichen Holſtein eine lange Kette von Binnengewäſſern mit ungleichen Tiefen an. Die Wahl des Stationsortes darf alſo ſchon deshalb als eine glückliche bezeichnet werden, weil hier ein ſchier unerſchöpfliches Arbeitsfeld vorhanden iſt.

Somit erſcheint die Hoffnung gerechtfertigt, daß auch dieſes Inſtitut ſich geſund entwickeln wird zur Ehre der deutſchen Wiſſenſchaft. **Kinder.**



Die biologiſche Station am großen Plöner See.

Weihnachtsblumen.

Von

Max Hesdörffer.

Im tiefſten Winterſchlaf liegt die ganze freie Natur, ſcheinbar erſtorben iſt alles Pflanzenleben, das Waſſer iſt zu Eis erſtarrt und eine weiße Schneedecke breitet ſich ſchützend über Berg und Thal aus. Auch in unſerem ſonſt wohlgepflegten Garten ſieht es öde und traurig aus. Der rauhe Nordwind fegt durch die kahlen Bäume und ſelbſt die immergrünen Nadelhölzer laſſen unter der ſchweren Laſt des Schnees ihre Aeſte matt herniederhängen. Wenn uns allenthalben Eis und Schnee entgegenſtarren, wenn ſelbſt die Fenſter mit buntglitzernden Kryſtallen dicht bedeckt ſind, wenn uns dann die unfreundliche Witterung mehr denn ſonſt an die traute Häuslichkeit bannt, dann

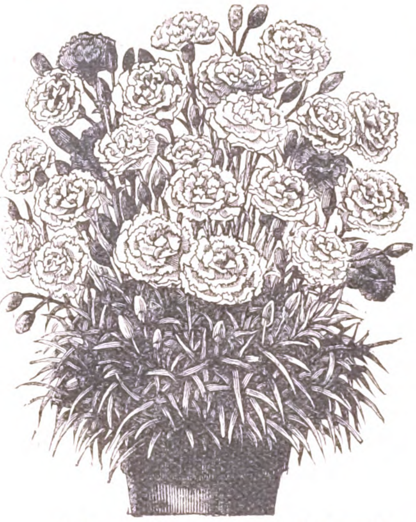


Fig. 8. Dianthus Caryophyllus fl. pl. Margaritae.

bieten die Zimmerblumen einen willkommenen Erſatz für den verlorenen Garten. Mit freudigem Hoffen bereitet ſich nun alt und jung auf die fröhliche Weihnachtszeit vor. Bald prangt in feſtlichem Schmucke die ſtolze Tanne im behaglich erwärmten Zimmer und die ganze Familie vereint ſich um ſie in freudiger Stimmung. – In den letzten Jahrzehnten hat die Blumenliebhaberei einen mächtigen Aufſchwung genommen. Bei jeder feſtlichen Gelegenheit finden Blumen Verwendung und ganz beſonders zum Weihnachtsfeſte ſollen und dürfen ſie nicht fehlen. Mit der Ausdehnung der Blumenliebhaberei haben aber auch die gärtneriſchen Kulturerfolge gleichen Schritt gehalten. Deshalb iſt es auch heute der Blumenfreundin ein Leichtes, zu jeder Friſt im Jahre ihre Wohnräume mit mannigfaltig geſtalteten und duftigen Blütenpflanzen zu ſchmücken. Von weittragender Bedeutung für die Liebhaberei ſind die Erfolge auf dem Gebiet der Blumentreiberei. Bei geringer Mühe iſt es möglich, von Weihnachten ab eine ganze Anzahl der lieblichſten Frühlingsblüher, bei gewöhnlicher Zimmerwärme zur Entfaltung ihrer Blumen zu veranlaſſen. Von all den zierlichen Frühlingsblumen, die der wiedererwachten Natur den erſten Schmuck verleihen und die Luft mit ihren aromatiſchen Wohlgerüchen erfüllen, zeigen ſich ſonderbarerweiſe diejenigen, welche am zeitigſten im Jahre erblühen, im Winter der künſtlichen Wärme am wenigſten zugänglich. Von den ſchönſten Frühlingsblühern erwacht das Schneeglöckchen am früheſten, dann folgen Safran und Scilla, dann Tulpe und Hyazinthe und zuletzt das allerliebſte Maiglöckchen. Die letzten der genannten Frühlingsblumen ſind in ihren vielen durch gärtneriſche Züchtungskunſt entſtandenen Formen beſonders wertvolle Treibpflanzen, die wertvollſte von allen iſt die Maiblume. Die Maiblumentreiberei hat eine ſtaunenswerte Bedeutung erlangt, eine einzige Berliner Firma ſoll gegen zwei Millionen in jedem Winter treiben, und die Zahl der Maiblumen, welche in den deutſchen Gärtnereien überhaupt getrieben werden, iſt eine ganz enorme, ſie läßt ſich auch nicht annähernd berechnen. Unſere gewöhnliche Waldmaiblume wird nicht zur Treiberei verwendet, ſondern nur die Formen der Gartenmaiblume (Fig. 1), die ſchöner und ſtattlicher iſt; über ihre Abſtammung, bezw. Herkunft iſt man heute noch nicht einig. Dieſe Treibmaiblumen erfordern bis zur Blühbarkeit eine ſorgfältige Kultur und auch das Treiben derſelben iſt durchaus nicht ſo einfach. Die Treibkeime haben etwa die Dicke eines Bleiſtiftes und in ihnen ſind ſchon alle jene Reſervſtoffe aufgeſpeichert, welche zur Blütenbildung erforderlich ſind. Aus dieſem Grunde können die Keime auch mit gleichem Erfolg in Erde, Moos oder Sand gepflanzt werden, ſie bilden keine neue Wurzel und werden nach der Blüte wertlos. Die im Dezember und in der erſten Hälfte des Januar zu treibenden Maiblumen erfordern eine gleichmäßige Temperatur von 25—30 Grad R. und feuchte Luft, ſpäterhin begnügen ſie ſich mit geringerer Wärme und ſie können dann erſt im Zimmer getrieben werden, aber nur die ganz gewiſſenhafte Blumenfreundin wird Erfolge erzielen. Wenn auch immerhin nur die ſelbſtgetriebene Pflanze meiner liebenswürdigen Leſerin die höchſte Freude, den höchſten Genuß bieten kann, ſo ſollte man doch auch den in Blüte gekauften Maiblumen zu Weihnachten ein Plätzchen unter den ſelbſtgetriebenen Kindern Floras gönnen. Welch reizenden Anblick gewährt nicht ſo ein Maiblumentöpfchen mit ſeinen ſaftigen Blättern und den ſchmucken leicht gebogenen mit allerliebſten weißen Glöckchen beſetzten Stielen! Der milde, das ganze Zimmer durchſtrömende Duft macht den Aufenthalt ſo recht behaglich und läßt uns leicht vergeſſen, daß draußen der rauhe Winter ſeine ganze Macht entfaltet hat.

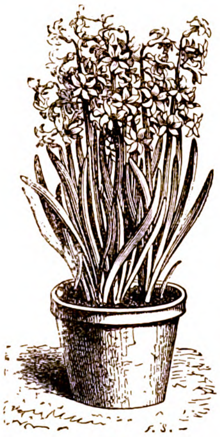


Fig. 2. Hyacinthe Romaine blanche.

Eine ſtolze und dankbare Treibpflanze iſt die Tulpe. Wie bei allen Treibpflanzen überhaupt, ſo iſt auch hier von der Wahl der richtigen Sorten der gute Treiberfolg abhängig. Zu Weihnachten laſſen ſich im Zimmer nur die früheſten Sorten in Blüte bringen, dies ſind die Duc van Tholl-Tulpen. Wohl gibt es Sorten, welche ſtattlicher ſind als dieſe, aber im zarten Duft der Blüte kommt ihnen keine zweite gleich. Die früheſten Duc van Tholl-Tulpen ſind die einfachen und von dieſen iſt wieder die allerliebſte rot- und gelbblühende für künſtliche Wärme am dankbarſten; ſie öffnet bei richtiger Behandlung ſchon vor Weihnachten die erſten Blumen im Zimmer. Auch die ſtattlichſte und ſchönſte, die ſcharlachblühende Duc van Tholl, dann die weiß-, gelb- und roſablühenden Formen zeigen ſich uns ſchon gegen Weihnachten im Hochzeitskleide. All dieſen zierlichen Tulpen gegenüber iſt die römiſche Hyazinthe (Fig. 2) eine ſtolze Erſcheinung, wenn ſie auch von anderen ihrer Schweſtern an Schönheit weit übertroffen wird. Die römiſche Hyazinthe iſt das früheſte aller treibbaren Zwiebelgewächſe und ſchon in den erſten Novembertagen ſchmückt ſie die Schaufenſter der Blumenhandlungen in den Großſtädten. Die einzelnen Blütenſchäfte der römiſchen Hyazinthe ſind nur mit verhältnismäßig wenig und kleinen weißen Blumen beſetzt, dafür aber bringt eine jede Zwiebel mehrere ſolcher Schäfte hervor, und wenn wir 3 bis 5 Zwiebeln in einen Topf von entſprechender Größe pflanzen, dann bietet er uns zur Weihnachtszeit einen nicht zu unterſchätzenden duftigen Zimmerſchmuck. Die römiſche Hyazinthe hat noch einige frühe Schweſtern mit ſtolzeren Blumendolden, welche ſich uns zwar noch nicht im November, aber doch von Mitte Dezember ab im Hochzeitskleide zeigen; es ſind dies die Sorten: Latour d'Auvergne, weiß gefüllt; Homerus und Emilius, beide einfach rot und Wilhelm I., einfach glänzend dunkelblau. Dieſen früheſten aller Hyazinthen gibt die großglockige, zart roſa gefärbte Sorte Norma in der frühen Blütezeit nur wenig nach, ich ſchätze ſie von allen Sorten am höchſten und ſie wird gewiß auch ein ausgeſprochener Liebling vieler meiner geſchätzten Leſerinnen ſein. Wenn wir die Hyazinthen auf Gläſern in Waſſer treiben, ein Verfahren, welches gegenwärtig überaus populär iſt, ſo dürfen wir ſie nicht zu hoher Wärme ausſetzen, denn ſie entwickeln ſich dann nur langſam, am ſchönſten zwiſchen Doppelfenſtern, und kommen erſt im Februar oder März zur Blüte. Hochintereſſant iſt das Treiben in einer Hyazinthenvaſe, wie ſie unſere Abbildung (Fig. 3) darſtellt. Der obere, tulpenförmige Teil der Vaſe wird abgenommen, hierauf eine Zwiebel mit der Spitze nach unten in denſelben gelegt, dann Erde eingefüllt und in dieſe eine zweite Zwiebel richtig, alſo mit der Spitze nach oben gepflanzt. Nachdem der flaſchenförmige Teil der Vaſe mit Waſſer gefüllt, ſetzt man den anderen, bepflanzten Teil wieder auf. Während ſich nun die obere Zwiebel in durchaus natürlicher Weiſe entwickeln kann, muß die untere ins Waſſer wachſen und ſie bringt dann auch merkwürdigerweiſe im naſſen Element ihre Blumen zur Entfaltung. Häufig mißlingt natürlich das eigentümliche, aber gewiß ſehr intereſſante Verfahren, außerdem trifft es ſich auch dann nicht immer, daß beide Zwiebeln gleichzeitig blühen, wenn man gleichfrühe Sorten wählt. Die rote Homerus bildet ſich meiſt gut im Waſſer aus, oben pflanzt man dann die blaue Sorte Wilhelm I. und ſollte ſie zu frühe kommen, ſo kann ja zur richtigen Zeit eine andere blühende Zwiebel nachgepflanzt werden. Eine lieblich blühende und dankbare Zwiebelpflanze iſt auch der Safran (Crocus). Wir unterſcheiden Frühlings- und Herbſtſafran. Während der letztere zu den ſchönſten Blütenpflanzen des Spätherbſtes gehört und dem Garten einen ſchönen Schmuck verleiht, wenn ſich ſchon allenthalben an Baum und Strauch deutliche Spuren der Vergänglichkeit zeigen, iſt der Frühlingsſafran einer der erſten Verkünder des nahenden Lenzes, er iſt die ſchmuckvollſte der erſten Frühlingsblumen und nicht nur als Garten-, ſondern auch als Treibpflanze von hohem Wert. Der Frühlingsſafran freilich, welchen wir heute in den Gärten und an Zimmerfenſtern pflegen, iſt nicht mehr die echte, in den Gebirgswieſen der Schweiz und Oeſterreichs wildwachſende Art (Crocus vernus), ſondern es ſind die weit ſchöneren in der Kultur entſtandenen Sorten mit doppelt, ja faſt dreifach ſo großen weißen, gelben, verſchiedenartig blau- und buntgefärbten Blumen, wie ſie unſere Abbildung (Fig. 4) ſtark verkleinert darſtellt. Jede Crocuszwiebel bringt viele Blumen hervor, die ſich ſehr lange erhalten, in der Sonne öffnen und dann ſtets wieder bis zum Verblühen ſchließen; ſie ſind in geſchloſſenem Zuſtande am ſchmuckvollſten. In Töpfchen von 10 bis 12 cm oberer Weite pflanzen wir fünf bis ſechs Zwiebeln, denn die Blüten ſollen durch die Maſſe wirken. Iſt nun der Frühlingsſafran auch einer der erſten Blüher im Garten, ſo hat er es doch im Winter mit der Entfaltung ſeiner Blumen gar nicht ſo eilig; ja er iſt für hohe Wärmegrade gar nicht einmal dankbar und fühlt ſich am wohlſten, wenn wir ihm im mäßig warmen, ſonnig gelegenen Zimmer Muße zu langſamer Entwicklung geben.

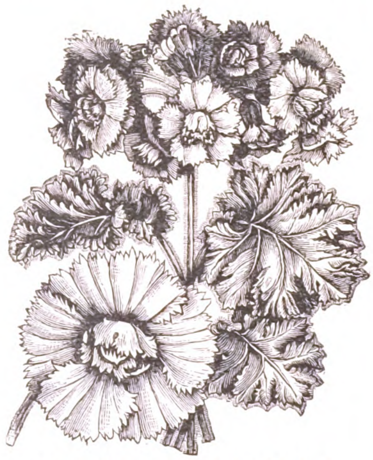


Fig. 7. Primula chinensis fimbriata fl. pl.

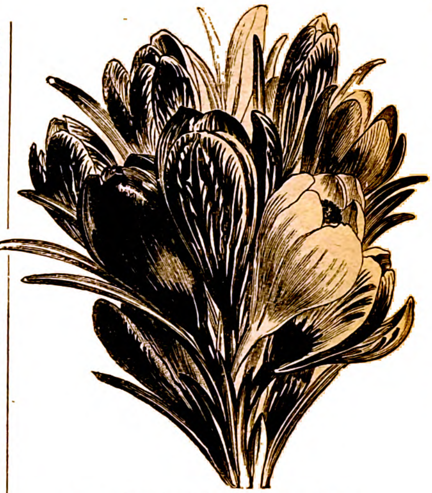


Fig. 4. Frühlingsſafran, verſchiedene Sorten.

Wenn frühe Treibzwiebelſorten auch früh im Winter blühen ſollen, ſo iſt es eine Hauptſache, daß ſie auch ſo zeitig als möglich, alſo im September oder gar ſchon Ende Auguſt, gepflanzt wurden, denn nur eine gut vorgebildete und reich bewurzelte Zwiebel läßt ſich ſicher treiben. Diejenigen meiner liebenswürdigen Leſerinnen, welche Vorbereitungen zur Treiberei nicht getroffen haben, können ſich jetzt noch die rechtzeitig eingepflanzten

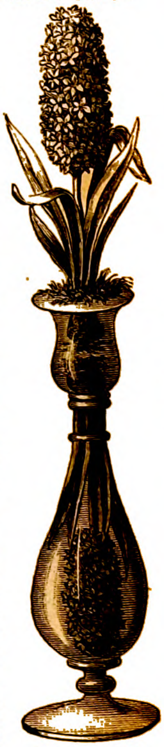


Fig. 3. Doppelte Hyazinthenvaſe.

Zwiebeln kommen laſſen, ſie kommen ja im Zimmer raſch zur Blüte. Einige Kältegrade ſchaden allen genannten Zwiebelgewächſen nichts, man darf nur nicht die etwa gefroren eintreffenden Töpfe gleich in das warme Zimmer bringen, ſondern muß ſie erſt in kalter Stube allmählich auftauen laſſen.

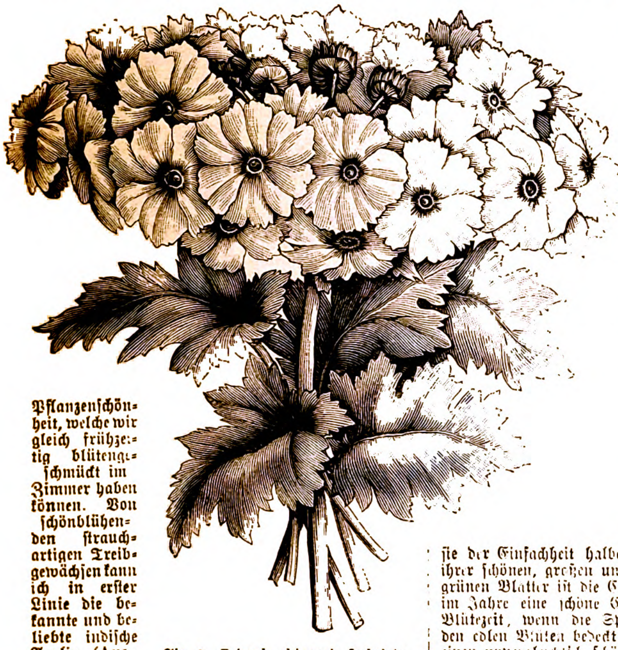


Fig. 6. Primula chinensis fimbriata.

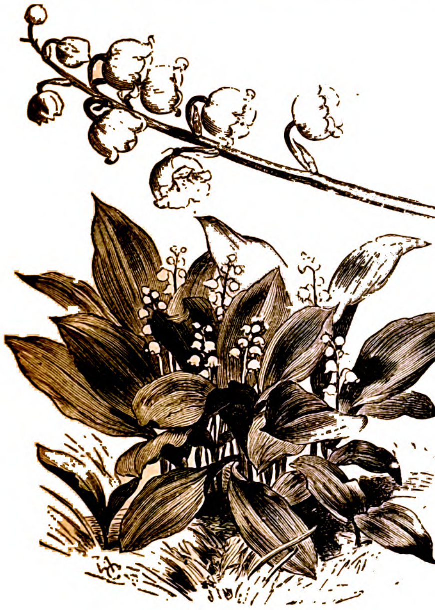


Fig. 1. Treibmaiblumen.

Wenn auch die Zwiebelgewächſe zu den wichtigſten zur Weihnachtszeit blühenden Treibpflanzen gehören, ſo gibt es doch außer ihnen noch manche andere Pflanzenſchönheit, welche wir gleich frühzeitig blütengeſchmückt im Zimmer haben können. Von ſchönblühenden ſtrauchartigen Treibgewächſen kann ich in erſter Linie die bekannte und beliebte indiſche Azalie (Azalea indica, deutſch Felſenſtrauch) warm empfehlen. Die natürliche Blütezeit der Azalien fällt in die hoffnungsvollen Tage des wiedererwachenden Frühlings, aber eine ganze Anzahl der in den Gärten entſtandenen Formen laſſen ſich bei erhöhter Wärme ſchon im Dezember und Januar zur Blüte bringen. Zu naturgemäßer Entwicklung verlangt die Azalie nur geringe Wärmegrade und gegen erhöhte Wärme im Wohnzimmer ſind viele Sorten ſo undankbar, daß ſie die Knoſpen und Blätter abwerfen und ſchließlich gar ganz eingehen. Wollen wir alſo Azalien mit Erfolg treiben, dann müſſen wir in erſter Linie die treibbaren Sorten kennen. Ich könnte nun meiner geſchätzten Leſerin eine ganze Anzahl von Sorten namhaft machen, die ich im Lauf der Jahre mit gutem Erfolg getrieben habe, dennoch beſchränke ich mich auf zwei Sorten, welche meiner Anſicht nach allein zur Zimmertreiberei ſchon im Dezember geeignet ſind. Beide Sorten ſind deutſche Züchtungen, ſie führen die Namen „Deutſche Perle“ und „Sigismund Rucker“. Deutſche Perle halten wir für eine der ſchönſten Azaleen und für die beſte Treibſorte überhaupt; ſie hat edle regelmäßig gebaute und gefüllte reinweiße Blumen und was manche Gärtner an ihr tadeln, daß ſie die Blumen nicht gleichzeitig, ſondern nur nach und nach öffnet, dürften die meiſten Blumenfreundinnen gewiß ſchätzenswert finden. Sigismund Rucker blüht einfach roſa. Als ſtolze und ſchmuckvolle Winterblume tritt uns neben der Azalie auch die Camelie entgegen; ſie iſt eine nahe Verwandte des ebenſo ſchönen als nützlichen Theeſtrauchs und wurde von dem berühmten Botaniker Linné dem Jeſuiten G. J. Camelus, welcher 1639 auf den Philippineninſeln Pflanzen ſammelte, zu Ehren benannt. Man iſt nun nicht ganz einig darüber, ob genannter Mönch ſeinen Namen mit einem oder mit zwei l ſchrieb und deshalb iſt auch die Schreibweiſe des Namens unſerer Pflanze verſchieden; wir nennen ſie der Einfachheit halber Camelia. Infolge ihrer ſchönen, großen und glänzenden immergrünen Blätter iſt die Camelie zu jeder Friſt im Jahre eine ſchöne Erſcheinung, und zur Blütezeit, wenn die Spitzen der Triebe mit den edlen Blüten bedeckt ſind, dann bietet ſie einen unvergleichlich ſchönen Anblick. Die Camelie iſt gleich der Azalie eine Pflanze, welche ſich für gärtneriſche Züchtungskunſt überaus dankbar gezeigt hat, und ſo haben denn ihre urſprünglich wenig ſtattlichen Blumen im Lauf der Jahre gewaltige Umgeſtaltungen erfahren. Von den Sorten mit zierlichen, eine Miniaturroſe an Größe nicht übertreffenden Blumen bis zu den rieſenblumigen Formen, von welchen einzelne Blüten aufweiſen, die einen Deſſertteller völlig bedecken, finden wir eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit in ihrer Geſtaltung. Die Blütenfarben ſind weiß und rot in allen erdenklichen Schattierungen; auch mehrfarbige, namentlich geſtreifte und getuſchte Blüten kommen häufig vor. Es waren Dresdener Gärtner, welche den hohen Wert der Camelien und Azalien zuerſt erkannt; ihnen verdanken wir auch eine Reihe der wertvollſten Züchtungen. Im Lauf der Jahre hat die Kultur der genannten Pflanzen in Dresden einen gewaltigen Umfang angenommen; viele dortige Spezialzüchter haben ſich Weltruf erworben und eine Beſichtigung ihrer ausgedehnten modernen Kulturanlagen wird namentlich im Frühjahre jeder Blumenfreundin hohen Genuß gewähren. Wollen wir Camelien zur Weihnachtszeit zum Blühen veranlaſſen, ſo hängt wieder der Erfolg in der Hauptſache von richtiger Sortenwahl ab. Als zur frühen Treiberei im Zimmer vorzüglich geeignet empfehle ich meinen geſchätzten Leſerinnen drei Sorten: es ſind dies eine ſchöne alte reinweiße gefüllte Form, welche man kurzweg alba plena nennt, Chandleri mit großen anemonenförmigen Blumen in verſchiedenen Farbenvarietäten und Lady Campbell dunkelroſa, zwar nicht großblumig aber dankbar blühend. Die Camelie hat nun bei unrichtiger Behandlung eine Untugend, durch die ſie vielfach unbeliebt geworden: ſie beſteht im Abwerfen der oft ſchon weit vorgeſchrittenen Knoſpen. Wollen wir nun dieſe Untugend erfolgreich bekämpfen, ſo dürfen wir nur ſolche Pflanzen zum Treiben ins warme Zimmer bringen, welche geſund ſind und gut vorgebildete Knoſpen haben; wir müſſen die Pflanze an ein und derſelben Stelle unverändert ſtehen laſſen, müſſen ſie vor Zugluft und ſtarken Wärmeſchwankungen ſchützen, immer nur mit überſchlagenem Waſſer gießen und beſprengen und dürfen ferner die Erde nie austrocknen laſſen.

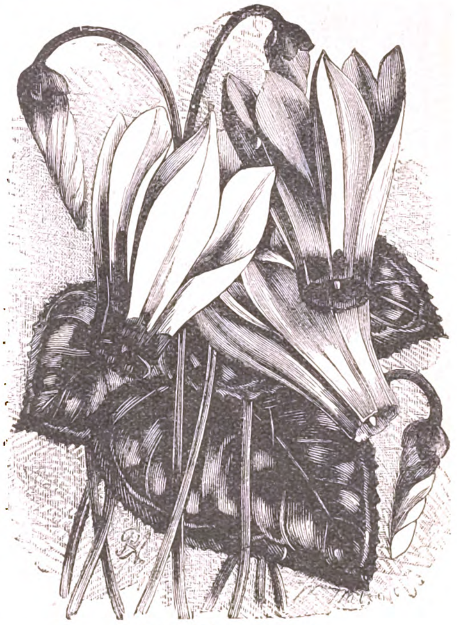


Fig. 5. Cyclamen giganteum.

Von den zierlichen Pflanzen, welche während des ganzen Winters in mäßig warmem Zimmer bei hellem Standort ihre lieblichen Blumen ununterbrochen hervorbringen, ſind es namentlich zwei Gattungen aus der Familie der ſchlüſſelblumenartigen Gewächſe, das Alpenveilchen und die chineſiſche Schlüſſelblume, welche ſich liebevoller Pflege überaus dankbar zeigen und ſo recht geeignet ſind, unſere Wohnräume zur Weihnachtszeit zu ſchmücken. Die ſchönſten und großblumigſten Alpenveilchen ſind die Formen von Cyclamen persicum splendens, einer deutſchen Züchtung, und unſere Abbildung (Fig. 5) zeigt einige Blumen von Cyclamen spl. giganteum. Auch die chineſiſche Schlüſſelblume wird in zahlreichen Sorten gezogen, von welchen diejenigen mit gefranſten Blumen am wertvollſten ſind. Fig. 6 veranſchaulicht eine Blumendolde der einfachen gefranſten Primel oder Schlüſſelblume (Primula chinensis fimbriata) und Fig. 7 eine Dolde mit leicht gefüllten Blumen. Die Blumen der neuen Sorten einfacher und gefüllter gefranſter Primeln erlangen bei guter Kultur eine ſolche Größe, daß man mit jeder einzelnen Blüte ein Fünfmarkſtück reichlich bedecken kann. Von beſonders hohem Zierwerte ſind die großblumigen dichtgefüllten Primeln, welche infolge ihrer dichten Füllung unfruchtbar und nur in den Gärtnereien auf künſtlichem Weg, durch Stecklinge, vermehrt werden können. Von dieſen gefüllten Sorten ſchätzen wir Primula chin. fimbr. Ferronia und die gedrungen wachſende gefranſte großblumige Form, welche den langen lateiniſchen Namen Primula chinensis compacta fimbriata grandiflora fl. pl. führt, am höchſten. Zum Schluſſe will ich meine liebenswürdige Leſerin noch mit einer neuen Nelkenſorte, der Margaretennelke (Dianthus Caryophyllus fl. pl. Margaritae, Fig. 8) bekannt machen, welche von einer deutſchen Firma in Italien gezüchtet wurde. Dieſe Nelke hat in der kurzen Zeit von zwei Jahren eine große Verbreitung und allgemeine Beliebtheit erlangt. Alle Pflanzen welche ich davon in Kultur hatte, blühten ungemein reich; ſie überdeckten ſich völlig mit wohlriechenden Blumen, die zwar nicht ſehr groß, aber überaus ſchön durch die ſtarke Franſung aller Blätter ſind. Die Blumen wechſeln in der Färbung vom dunkelſten Rot bis zum reinſten Weiß; es gibt auch geſtreifte und punktierte darunter, am beliebteſten ſind aber die reinweißen.

Ein beſonderer Vorzug dieſer Nelke den ſich immer größerer Beliebtheit erfreuenden Remontantnelken gegenüber beſteht darin, daß ſie ſchon im vierten Monat nach der Ausſaat zu blühen beginnt und aus Samen gezogen 80 Prozent gefülltblühender Pflanzen bringt. Ganz beſonders wertvoll ſind die Margaretennelken als edle und duftige Winterblüher, denn ſie bringen in einem hellen und luftigen Zimmer bei ganz geringen Wärmegraden ihre ſchönen Blüten während der kalten Jahreszeit unausgeſetzt hervor. Wo die beſprochenen Pflanzen nicht erhältlich, können ſich meine Leſerinnen an die Firma Chr. Lorenz, Hoflieferant in Erfurt wenden.

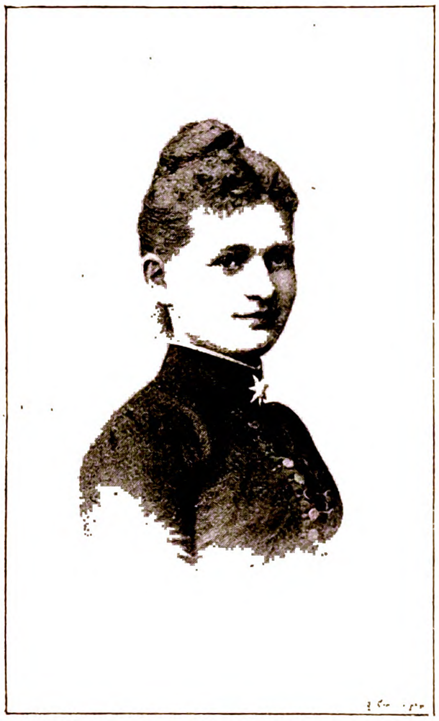
Physiognomiſcher Briefwechſel.

Sehr geehrter Herr!

Das Porträt zweiundzwanzig der blonden jungen Dame iſt leichter zu entziffern, als manches andere.

weil der Charakter ſo ſtark ausgeprägt ſich zeigt. Das Wort ſeelenvoll ſagt eigentlich alles. Bei der Dame wiegt das Gemüt vor. Sie iſt umgänglich, liebenswürdig, hilfsbereit und auffallend wenig egoiſtiſch. Trotz der Weichheit der Gemütsanlagen beſitzt die Dame dennoch Feſtigkeit. Sie wechſelt nicht leicht ihre Anſicht und hat auch Beharrlichkeit im Verfolgen ihrer Ziele. All dies aber in guter ſanfter Weiſe, rückſichtsvoll gegen andere, ja ſich ſelbſt aufopfernd. Die Anlage zur Melancholie wird eingedämmt werden durch ein ſehr ausgeſprochenes Pflichtgefühl, ſo daß ſie nie merkbar ſich kundgeben dürfte.

Sie bitten mich, heute auch das Bild des jungen Mannes zu charakteriſieren, der ſehnſüchtig auf meine Offenbarungen wartet. Ich glaube, daß dieſer junge Mann überhaupt kein Meiſter von langer Geduld iſt. Ein Zug von kühnem, keckem Vordringen liegt in ſeinem Geſicht, deshalb wird der junge Mann ſehr ſchnell entſchloſſen und thatkräftig ſein. Der empfindungsfeine Mund und die Form der Naſe deuten auf ſchnell emporſchießende Leidenſchaftlichkeit, doch dürfte ein ſcharfer Verſtand und Lebensklugheit (ſiehe Auge und Stirn) hier als Regulatoren wirken. Die Mundbildung deutet auf Beredſamkeit und auf die Luſt gern zu ſprechen. Das zurückliegende Kinn iſt bei dieſer Geſichtsbildung etwas auffallend. Das würde darauf hinweiſen, daß dem Mann keine große Beharrlichkeit zur Seite ſtände, wenn nicht der obere Teil des Geſichts ſo außerordentlich ſtark ausgeprägt von Mut und Willenskraft ſpräche. Nach Rundung der Wangenlinien beſitzt der Einſender ein gutes Herz und ein fröhliches Gemüt. Die Stirn deutet außerdem auf Phantaſie, und lebhafte Vorſtellung könnte den jungen Mann leicht irreführen. Wir wollen aber hoffen, daß er aus unſeren Zeilen ſchnell herausfindet, wo er ſich den Zaum anzulegen hat. Klugheit befähigt ihn dazu.



Möge der Himmel bei dieſem naſſen Herbſt Sie, verehrter Herr Redakteur, beſonders unter ſeinen Schutz nehmen und auch alle Leſer der phyſiognomiſchen Briefe vor naſenentſtellendem Schnupfen bewahren.

Dies wünſcht aufrichtigſt

Ihr Prof. Iſenbeck.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

Weihnachtsmahlzeit.

Schildkrötenſuppe. Dieſe vortreffliche Suppe wird, wenn man nicht gerade Lordmayor von London iſt, meiſtens aus in Büchſen einmariniertem Schildkrötenfleiſch bereitet, welches England in alle Welt verſendet und vortrefflich iſt, denn eine lebende gute Schildkröte iſt ſelten, teuer und die Zubereitung umſtändlich und unangenehm.

Man habe alſo eine Büchſe mariniertes Schildkrötenfleiſch, ein Kilo etwa, röſte vier Eßlöffel Mehl in 125 g Butter braun, rühre es mit Bouillon an und koche es mit einer halben Flaſche Madeira und einer Meſſerſpitze Cayennepfeffer unter fleißigem Abſchäumen und Abfetten zu einer klaren, gebundenen Suppe, wozu man etwa eine Stunde gebrauchen wird und in der man das zu Stückchen geſchnittene Schildkrötenfleiſch einmal aufkochen läßt und mit den Schildkröteneiern nachgeahmten Eierklößchen anrichtet. Zu dieſer treibt man fünf hartgekochte Eidotter durch ein Haarſieb, rührt ſie mit drei rohen Eidottern, Salz und Muskatnuß ab, formt mit der Hand, die man öfters mit Mehl beſtäubt, haſelnußgroße Eierchen und kocht ſie ein paar Minuten in geſalzenem Waſſer.

Auſternpaſtetchen. Man thue die Auſtern, nachdem die Bärte entfernt worden, nebſt ihrem Waſſer in kochend heißen, weißen Wein, bis ſie ſteif ſind, laſſe aber ja nicht kochen und nehme ſie mit dem Schaumlöffel heraus; gebe dann zu dem Wein etwas kräftige Bouillon, Citronenſaft und Salz, bringe es zum Kochen und legiere es mit einigen, mit etwas Mehl verquirlten Eidottern, ſo daß es eine recht ſeimige Sauce gibt, welche man nun vom Feuer ſchiebt, die Auſtern und Kapern darunter miſcht und kurz vor dem Anrichten in kleine Blätterteigpaſtetchen füllt. Eine große oder zwei kleine Auſtern genügen für ein Paſtetchen.

Abgekochter Zander. Man ſchuppe einen ſchönen Zander, nehme ihn aus, ſtutze die Floſſen und ſalze ihn einige Stunden lang ein, indem man ihn mit Salz beſtreut oder in ſtarkes Salzwaſſer legt, denn dieſer feine Fiſch iſt ſo zart, daß er ſich ſonſt leicht verkocht. Eine Stunde vor dem Anrichten ſtelle man ihn dann in geſalzenem Waſſer mit etwas Milch kalt über das Feuer, ziehe ihn, wenn er kochen will, an die Seite und laſſe ihn dort ſo lange bis er gar iſt, richte ihn nun auf einer langen, erwärmten Schüſſel an, ſtecke ihm die ebenfalls abgekochte Leber und ein Peterſilienſträußchen in den Rachen und reiche geſchmolzene Butter und Gelb und Weiß von hartgekochten Eiern und Peterſilie dazu, gehackt und auf einem Teller zum Kranz gelegt, in die Mitte einen gelben Kranz, dann einen weißen und den Schlußkranz von Peterſilie.

Rindsfilet auf engliſche Art. Man brate ein ſchön geſpicktes Rindsfilet in Butter und gieße, wenn es Farbe genommen hat, nach und nach etwas kochendes Waſſer daran; mache dann etwas braune Einbrenne (Mehlſchwitze), rühre ſie mit dem vorher abgefetteten Bratenſafte des Filets an, gebe es durch ein Sieb und koche es etwas dicklich ein; fette nochmals ab und vermiſche die Sauce mit der doppelten Menge Johannisbeergelee; laſſe damit einigemal aufkochen, füge ein Stück ſehr friſcher Butter hinzu, wonach ſie nicht mehr kochen darf und, gieße ſie in eine Sauciere. Den Braten umlege man mit geſchabtem rohem Meerrettich und eingemachtem Ingwer und ſerviere ſehr heiß.

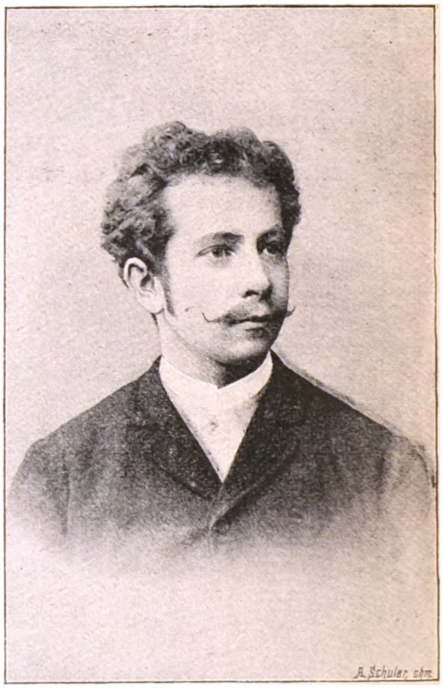
Blumenkohl mit Wiener Schnitzeln. Man nehme recht ſchöne, feſte, weiße Blumenkohlroſen, laſſe ſie ganz und koche ſie in geſalzenem, kochendem Waſſer ab, thue ſie in einen Seiher und ſtelle dieſen über heißes Waſſer, damit der Blumenkohl warm bleibe. Dann rühre man einen halben Eßlöffel Mehl mit kaltem Waſſer fein ab und füge 60 g recht friſche, in Stückchen zerbröckelte Butter und drei Eidotter hinzu, gieße von dem Blumenkohlwaſſer daran und rühre es auf gelindem Feuer zu einer cremeartigen Sauce, richte nun die Blumenkohlroſen dicht aneinander liegend an, daß ſie nur eine einzige Roſe bilden, gebe die Sauce darüber und ſerviere die Schnitzel dazu.

Wiener Schnitzel. Man ſchneide aus der Kalbsnuß handgroße und halbfingerdicke Scheiben, lege ſie auf ein Brett und ſchlage ſie mit einem hölzernen Fleiſchhammer ſo ſtark, daß die Scheibe durchſichtig dünn wird, wobei man den Hammer immer mit etwas Waſſer benetzen muß, welches man ſich in einem flachen Teller zur Seite ſtellt. Hierauf beſtreue man die Scheiben mit ein wenig feinem Salz und brate ſie in ſteigender Butter in höchſtens zwei Minuten auf beiden Seiten. Beim Zerſchneiden muß der Saft herauslaufen und ſie müſſen ganz zart ſein.

Wildſchweinskopf auf ruſſiſche Art. Man weiche den Kopf einige Stunden lang in kaltem Waſſer, übergieße ihn dann mit kochendem Waſſer, putze ihn rein und nehme dabei die Zunge heraus; binde ihn nun in eine Serviette, koche ihn in Waſſer mit einer Flaſche voll Eſſig, Salz, einer Handvoll Lorbeerblätter, einer Handvoll Pfefferkörner, ſechs Zwiebeln und drei Knoblauchzehen und ſerviere ihn, erkaltet, mit Peterſilienſträußchen und Citronenſcheiben verziert und mit folgender Sauce dabei: Man verrühre fünf rohe Eidotter mit zwei Eßlöffeln Zucker, $^1/_4$ k ſehr fein geriebenem Meerrettich, anderthalb Eßlöffeln Provenceröl und $^1/_8$ l Eſſig.

Schneepunſch. Man koche 1 k Zucker mit 1 l Waſſer zum kurzen Faden (kleine Perle), gieße es über die aufs feinſte abgeſchälte Schale und den Saft von drei Orangen und laſſe es, feſt zugedeckt, eine Stunde ſtehen; gebe es dann, mit dem Safte von vier Citronen, durch ein Sieb in die Gefrierbüchſe und ſtelle es auf Eis; füge kurz vor dem Servieren noch das Weiße von ſechs ſehr friſchen Eiern hinzu und ſchlage nun das Ganze mit einer Schneerute recht kräftig, bis es durchweg ſchaumig iſt, thue zuletzt unter fortwährendem Schlagen ſechs Liqueurgläschen feinſten Rum hinein und ſerviere ſofort in gehäuft angefüllten Champagnergläſern.

Farcierter Truthahn. Man hacke $^1/_2$ k zartes Schweinefleiſch mit $^1/_8$ k Speck ſehr fein, füge die gehackte und durch ein Sieb getriebene Leber des Truthahns, ſechs gehackte Sardellen, einen Eßlöffel Kapern, zwei verklopfte Eier, vier Eßlöffel ſauren Rahm, den Saft einer Citrone und $^1/_8$ bis $^1/_4$ k in Fleiſchbrühe gedämpfte Trüffeln hinzu, verrühre es gut mit dem Trüffelſude und fülle dieſe Farce in den Truthahn, brate ihn mit Butter unter fleißigem Begießen zwei bis drei Stunden langſam und ſerviere die abgefettete und durch ein Sieb gegebene Sauce in einer Sauciere dazu.


A. Schuler, chm.

Aepfelſcharlotte. Man ſchäle ein paar Dutzend kleine Aepfel, ſchneide ſie in vier Teile und nachdem das Kernhaus entfernt worden, jeden Teil der Quere nach in ſechs Teile und dämpfe ſie mit 125 g ſehr friſcher Butter, 180 g Zucker und 180 g Aprikoſenmarmelade, bis ſie von der Hitze ganz durchdrungen ſind, und ſtelle ſie dann kalt. Beſtreiche nun eine etwa handhohe, runde, glatte Form ſtark mit Butter und lege ſie mit dünnen, langviereckigen Weißbrotſchnitten ohne Kruſte und in zerlaſſene Butter getaucht, ſorgfältig aus, fülle ſie mit den Aepfeln und belege ſie oben auch mit Weißbrotſchnitten, beſpritze mit zerlaſſener Butter und laſſe bei guter Hitze im Backofen (Röhre) eine halbe Stunde lang backen, wo dann das Weißbrot ſchön gelb und ſpröde ſein muß und die Scharlotte nun geſtürzt und gleich ſerviert wird.

Zwiebacktorte. Man rühre 20 Eidotter mit $^1/_2$ k geſiebtem Zucker, 180 g abgezogenen und fein geſtoßenen Mandeln, worunter einige bittere, 8 g Zimmet, einem Theelöffel feingeſtoßenen Gewürznelken, 60 g kleingeſchnittener Succade, der abgeriebenen Schale einer Citrone und deren Saft eine Viertelſtunde ohne Unterlaß, worauf man das zu Schnee geſchlagene Weiße der Eier durchrührt und danach 300 g geſtoßenen und durchgeſiebten Zwieback recht ſchnell durch die Maſſe gibt, dieſe in die Form gießt und eine Stunde backt. — Ganz vorzüglich und hält ſich ſechs Wochen.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Anagramm.

Zwei Silben ſollſt du jetzt mir ſagen,
Die zeigen an ein Kleidungsſtück,
Das Frauen und auch Fräulein tragen,
Und des Beſitz oft ſcheint ein Glück.

Du magſt die letzte Silbe wenden,
t rücken in die Mitte ein,
Dann kürzer wird's der Kaufmann ſenden,
Obwohl es ſoll dasſelbe ſein.

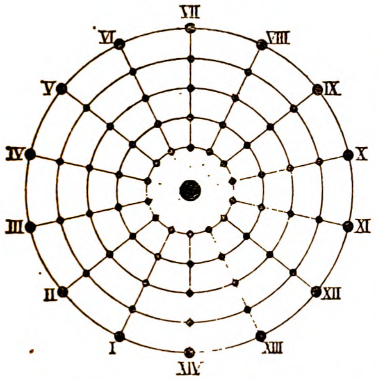
Logogriph.

Mit Gl liegt's im Glatzer Land,
Mit Pl offen oder feſt,
Mit Sch oft halten ſeine Bande
Den Geizhalz bei ſich zitternd feſt,
Mit N iſt es ein kurzer Name,
Mit Schm tauſcht's die Freundſchaft aus,
Mit H kann's treiben nicht der Lahme,
Mit R dringt es ins Hühnerhaus,
Mit S muß ſtets es was ausſagen,
Mit L wird's auf der Bruſt getragen.

Homonym.

Der Wächter trägt's auf ſeiner Runde,
Es ragt als Spitze in das Meer,
Von den Befehlen gibt es Kunde
Zuweilen einem ganzen Heer;
Der Mond hat's doppelt oft zu zeigen,
Gerade wie das Nashorn auch;
Sogar dem Rindvieh iſt es eigen,
Der Drechsler nimmt es in Gebrauch.

Kreisrätſel.

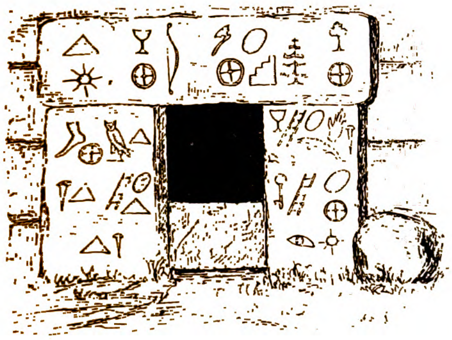


Mit Hilfe der folgenden Angaben ſind die Punkte der Figur ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß man 14 Wörter von je ſechs Buchſtaben mit einem gemeinſamen Endlaut erhält. — Die 14 Wörter bezeichnen:

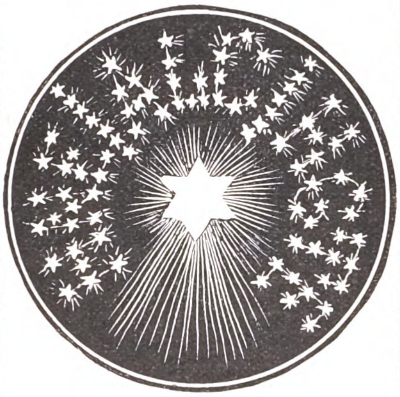
1. einen römiſchen Feldherrn, 2. einen berühmten Maler, 3. eine ägyptiſche Gottheit, 4. einen Gott der Griechen, 5. einen Namen für die Unterwelt, 6. das Haupt einer bekannten Verſchwörung, 7. einen Ort in Paläſtina, 8. einen Namen, bekannt aus der griechiſchen Sage, 9. eine Landſchaft Griechenlands, 10. einen ägyptiſchen König, 11. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 12. einen Vornamen, 13. einen Schweizer Kanton, 14. einen Ort in dem preußiſchen Regierungsbezirk Coblenz.

Sind die richtigen 14 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben einen Feſtgruß an unſere Leſer.

Hieroglyphen.



Stern-Buchſtabenrätſel.



Skat-Aufgabe Nr. 54.

C (Hinterhand) ſpielt Grand mit den folgenden Karten: Pique-Bube, Treff-10, Treff-König, Pique-Aß, Pique-10, Pique-König, Coeur-Aß, Coeur-König, Carreau-Aß, Carreau-Dame.

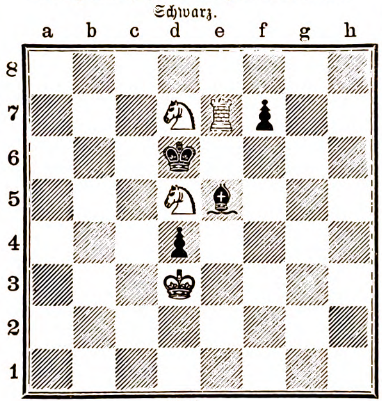
Die Karten ſitzen für C ſo ungünſtig, daß er Schneider wird, obwohl 7 Points im Skat liegen.

Wie ſind die Karten verteilt? Wie iſt der Gang des Spiels?

Schachaufgabe Nr. 80.

Von Heinrich F. L. Meyer in London.

Schwarz.



Weiß.
(4+4=8.)
Weiß zieht an und ſetzt in vier Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LXXII.

Von Anonymus.

Weiß: Kf8. Te8. Le1, f5. Sf2. Ba4, c3, e5, g3.
Schwarz: Kd5. Be5.

Weiß zieht an und ſetzt in drei Zügen matt.

Löſung von Nr. 79.

1. De2 — f3 g2 — g1D
2. Sd8 — e6 + Ke5 — d6
3. e4 — e5 ≠.

1. .... Ke5 — d6
2. Df3 — f4 + Kd6 — e7
3. Sd8 — c6 ≠.

1. .... Ke5 — d4
2. Sd8 — e6 + Kd4 — c4
3. Df3 — e2 ≠.

1. .... e5 — e4
2. Sd8 — f7 + Ke5 — d4
3. Sf8 — e6 ≠

Löſung von Nr. LXXI.

1. Sg2 — e1 Kd4 — e3
2. f3 — f4 ≠.

1. .... Td8 — d5
2. Dg5 — g1 ≠.

1. .... Sb2 — c4
2. Sa3 — c2 ≠.

1. .... Sb2 — d3
2. Se1 — c2 ≠.

1. .... beliebig
2. Dg5 — e5 ≠.

Rätſel.

Trifft's deinen Blick, wie's lichtumfloſſen ruht,
Als Eiland hold in blauer Meeresflut,
Strahlt hell dein Aug', was dir im Herzen lebt:
Entzücken, das dein Innerſtes durchbebt.

Doch trifft's dein Ohr als Tadel, der dich kränkt,
Seh' ich zu Boden deinen Blick geſenkt.
Doch richte auf nur den geſunknen Mut,
Ein ernſtlich Streben macht ja alles gut.

Logogriph.

Es ſpricht die Natur:
Du ſollſt mich lieben!
Kopflos
Zerteil' ich die Waſſer,
Die klaren, die trüben!

Auflöſungen zu Heft 3, S. 287.

Bilderrätſel: Lieſt man von den im Kreiſe ſtehenden Buchſtaben vorerſt alle Buchſtaben, die bei oder ober einem Weinblatte ſtehen, und zwar beim Glaſe des Trinkers angefangen, in der Runde rechts herum und dann erſt die bei dieſer Leſart noch übrig bleibenden Buchſtaben in derſelben Runde, ſo erhält man den Vers: Schenk voll ein, trink aus rein!

Dechiffrier-Aufgabe:
Wer die Zeit verklagen will,
Daß ſie gar zu früh verraucht,
Der verklage ſich nur ſelbſt,
Daß er ſie nicht recht gebraucht.

Schlüſſel hierzu:

	g	t	k	p	f
o	a	b	c	d	e
e	f	g	h	i	k
u	l	m	n	o	p
i	q	r	ſ	t	u
a	v	w	x	z	ü

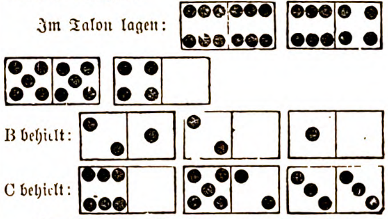
Buchſtabenrätſel: Delft.

Rätſel: Ammon, Mammon.

Dameſpiel-Aufgabe:
1. e1 — f2 Dc7 — b1 + + +
2. a1 — c5 + + f6 — d4 +
3. a5 — e5 + + g7 — h6
4. e5 — f6 gewinnt.

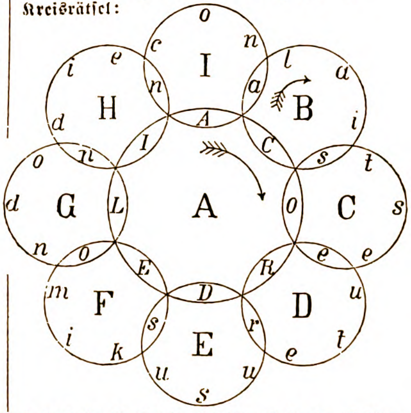
Rätſel: Eisblumen. **Charade:** Eſchenbach.

Domino-Aufgabe:



Der Gang der Partie war: A 4—4, B 4—1, C 1—6, D 6—3; A 3—4, B 4—2, C 2—6, D —; A 6—5, B 5—1, C 1—3, D 3—5; A 5—4.

Kreisrätſel:



A Cordelia, B Calais, C Oſtſee, D Reuter, E Druſus, F Eskimo, G London, H Indien, I Ancona.

Whiſt-Aufgabe:

Auflöſung der Whiſtaufgabe.

Sechſter Stich: Pique-4, Pique-8, Pique-Dame, Pique-2.

Siebenter Stich: Carreau-5, Carreau-7, Carreau-8, Carreau-4.

Achter Stich: Pique-5, Pique-9, Pique-König, Pique-3.

Neunter Stich: Carreau-6, Carreau-9, Carreau-10, Treff-8

Zehnter Stich: Carreau-Dame, Treff-8, Pique-Aß, Carreau-Bube.

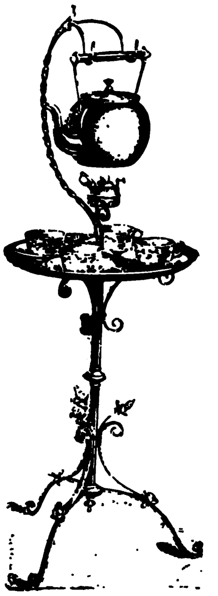
Elfter Stich: Pique-Bube, Pique-10, Treff-2, Coeur-8.

A macht auch die beiden letzten Stiche, daher Klein-Schlemm.

Rätſel: Perle — Berg — Perleberg.

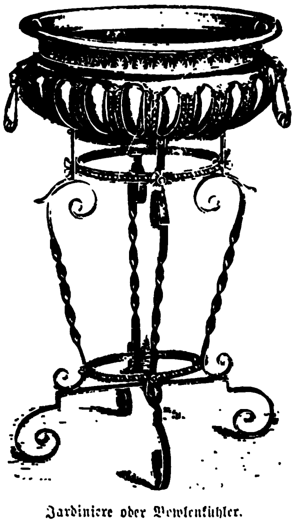
Für den Weihnachtstiſch.

Die vielfach an uns ergangenen Zuſchriften betreffs paſſender empfehlenswerter Geſchenke für Weihnachten, welche in dieſem Jahre zahlreicher und weſentlich früher als ſonſt eingetroffen ſind, veranlaſſen uns jetzt ſchon mit der Veröffentlichung der reichhaltigen und geſchmackvollen Kollektion einſchlägiger Neuheiten zu beginnen und hoffen wir diesmal ganz beſonders den Beifall unſeres geſchätzten Leſerkreiſes zu erhalten, zumal wir in der Lage ſind, für jeden etwas bringen zu können. — Wir beginnen mit einem neuen nebenſtehend ſkizzierten **ruſſiſchen Theeſerviteur**, der in Form und Ausführung bisher noch nicht annähernd ſo vollendet hergeſtellt worden iſt; an einem äußerſt ſoliden und fein ausgearbeiteten Ständer von geſchmiedetem Eiſen mit Kupfer garniert hängt ein Theekeſſel aus poliertem Kupfer (ca. 15 Taſſen Inhalt), unter welchem ſich eine Spiritus-lampe aus gleichem Metall befindet. Die letztere hält das im Keſſel befindliche Waſſer vollſtändig warm und ermöglicht dadurch der Tiſchgeſellſchaft ſtets heißen Thee trinken zu können. In der Mitte des Ständers iſt eine Platte von Schmiedeeiſen mit kupferner Tablette belegt, auf welcher die Theeſchalen Platz finden, ſo daß man alle Taſſen [illegible] immer bei der Hand hat und zu jeder Zeit den Thee verabreichen kann. Man muß für größere Geſellſchaften in einer beſonderen Kanne Extrakt bereiten und dann vom Keſſel je nach Geſchmack kochendes Waſſer zugießen, für kleinere Geſellſchaften kann man natürlich im Keſſel ſelbſt gleich den fertigen Thee halten. — Der ruſſiſche Theeſerviteur koſtet 50 Mark, paſſende Theeſchalen dazu 18 Mark per Dutzend. Wir bemerken noch, daß man dieſen Theetiſch — wie wir ihn der Kürze halber nennen wollen — bequem in jedes beliebige Zimmer tragen kann, er wird ſich deshalb beim Abendtiſch im Speiſezimmer ſowie vor oder nach dem Abendtiſch im Wohnzimmer oder Salon, wo gerade der Thee verabreicht wird, benutzen laſſen.



Ruſſiſcher Theeſerviteur.

Jardiniere oder Bowlenkühler. Ein neues Zimmerdekorationsſtück, das einen doppelten Zweck erfüllt, zeigt die nebenſtehende Abbildung, eine Piece, die ſowohl als Jardiniere wie als Bowlenkühler benutzt werden kann, beides für unſere Häuslichkeit von Bedeutung, nach der einen Seite angenehm, nach der anderen nützlich; wir ſind gewöhnt, in beſſeren Wohnräumen Blumen in größerer Anzahl zu halten und diente hierfür bisher der unvermeidliche Blumentiſch, der nur für Topfgewächſe zu verwenden iſt. Ein voller Erſatz für dieſes Möbel iſt nun die hier abgebildete Jardiniere, in der außer Topfgewächſen auch ſonſtige Blumen direkt gehalten reſp. gepflanzt werden können; die obere ovale Vaſe iſt von getriebenem Kupfer, innen mit ſtarkem Zinkeinſatz verſehen, das Untergeſtell iſt von Schmiedeeiſen gearbeitet und mit kupfernen Beſchlägen verziert, das Ganze hat ungefähr die Höhe eines Tiſches, während die Vaſe ca. 60 cm lang iſt. Als Bowlenkühler findet dieſe Piece ſehr gut Verwendung, der Zinkeinſatz iſt reichlich groß, er wird mit Eis gefüllt und die Bowle dann hineingeſetzt; man kann es neben dem Tiſche ſtehen haben, ſpart alſo auf letzterem erheblich an Raum und genießt außerdem die große Bequemlichkeit, beim Einſchenken die Bowle neben ſich zu haben und dadurch die Tiſchgäſte leichter bedienen zu können. Der Preis dieſer Piece iſt 90 Mark. Bezugsquelle beider Neuheiten: **Karl Hirſch u. Cie., Berlin W, Leipzigerſtr. 114.**



Jardiniere oder Bowlenkühler.

* * *

Neue Erfindungen.

Von

H. Grundke.

Futterbehälter für Stubenvögel von **Samuel Arnold in London** (Fig. 1). So angenehm und unterhaltend die Stubenvögel ſind, ſo mühevoll iſt ihre Wartung, wenigſtens wenn die kleinen Bewohner ſich in ihren Käfigen wohl fühlen ſollen. Hierzu gehört Reinlichkeit und zweckmäßige Fütterung. Beiden Bedingungen genügt der neue Futterbehälter, da er ſowohl das Streuen des Futters verringert, als auch das Ueberfreſſen der Vögel verhindert. Der Futterbehälter, welcher von außen mit dem Haken b an dem Gitter des Bauers angehängt wird, beſteht aus einem Behälter a mit einem nach dem Bauer zugeneigten Boden e. Das Futter kann alſo von außen nachgefüllt werden, ohne den Bauer zu öffnen oder das Gefäß abhängen zu müſſen. An der tiefſten Stelle des Bodens e iſt das Gefäß a ausgeſchnitten und nimmt hier einen kleinen, um f drehbaren Kaſten d auf. Der Kaſten iſt auf ſeiner oberen cylindriſchen Seite mit einer Höhlung c verſehen. Der Kaſten iſt innerhalb des Gefäßes mit einem Gewicht g verſehen, durch welches derſelbe in ſeiner inneren Lage erhalten wird, d. h. in der Lage, in welcher die Höhlung c innerhalb des Gefäßes ſich befindet und infolgedeſſen ſich von dem ſchrägen Boden f aus mit Futter anfüllen kann. Von dem Kaſten aus erſtreckt ſich nach dem Bauer hinein der Draht h mit dem Sprungholz i. Wenn auf letzteres ein Vogel aufhüpft, ſo ſenkt ſich dies Sprungholz i und dreht den Kaſten nach abwärts, ſo daß das Tierchen zu der mit Futter gefüllten Höhlung c gelangen kann. Sobald der Vogel wieder von dem Holz herabſpringt, tritt der Kaſten d infolge des Gewichts g wieder von ſelbſt in das Gefäß a ein, wo ſich die Höhlung c wieder füllt.

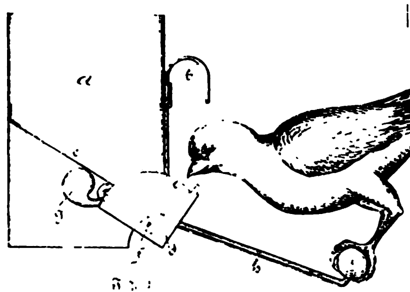


Fig. 1. Futterbehälter für Stubenvögel.

Verſtellbarer Eisſporn von **Gebr. Heyer in Neuenweg, Kr. Lennep** (Fig. 2). Zur Verhütung von Unfällen bei Glatteis oder auch beim Bergſteigen ſind vorſtehende Spitzen an den Sohlen oder Abſätzen der Schuhbekleidung von Nutzen. Dieſelben müſſen aber abnehmbar ſein, um nicht immer beim Aufenthalt im Zimmer oder wenn die Benutzung derſelben nicht mehr notwendig iſt, ein Wechſeln des Schuhwerks vornehmen zu müſſen. Die Vorrichtung beſteht aus den beiden Teilen p und p′, welche durch Einhaken der Haken h des einen Teils in die Oeffnungen o des anderen gegenſeitig verbunden werden. Je nach der Größe des Abſatzes wird die Auswahl der Löcher getroffen. Beim Befeſtigen der Vorrichtung werden die Haken k von innen an den Abſatz gelegt und durch Anziehen der Schraube s in das Leder eingedrückt, wobei zugleich die Spitze der Schraube s von der anderen Seite des Abſatzes eindringt. Die Platte a, welche die Spitzen trägt, iſt um d herum klappbar, um das Abnehmen des ganzen Eisſporns bei kurzem Nichtgebrauch zu vermeiden.

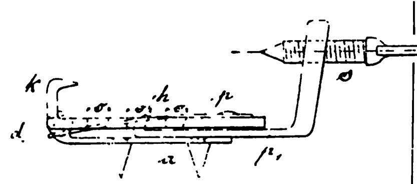


Fig. 2. Verſtellbarer Eisſporn.

Wäſcherandpreſſer von **C. F. Abromeit in Lauenburg, Pommern** (Fig. 3 u. 4). Die Eiſen- oder Metallſchenkel aa′ und bb′ ſind durch ein Niet n zangenartig verbunden und werden von der Feder f auseinander gehalten. Auf die cylindriſch abgedrehten Achſen cc′ werden die in Fig. 3 im Durchſchnitt gezeichneten Meſſingrollen d und r aufgeſchoben und durch Vorſtecker und Scheiben ſo gehalten, daß ſie ſich leicht auf den Wellen drehen laſſen. Die Rolle d kommt dabei auf den oberen Zapfen c der Zange.

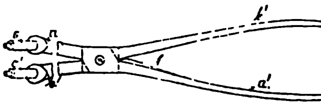


Fig. 3. Wäſcherandpreſſer.

Der Zweck des Wäſcherandpreſſens iſt, den Rand in der Plättwäſche, z. B. in Kragen und Manſchetten, leicht und gleichmäßig herzuſtellen. Die Rollen werden hierzu angewärmt und zu dieſem Zweck z. B. auch in die Zugöffnung einer Kohlenplättmaſchine geſteckt. Das zu randende Wäſcheſtück wird ſo zwiſchen die Rollen d und r geſchoben, daß die Rolle d die obere Seite der Wäſche berührt. Durch Zuſammenrücken der Handgriffe und durch Schieben und Ziehen der Rollen der Kante der Wäſche entlang entſteht der gleichmäßige Rand.

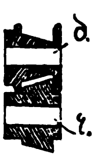


Fig. 4. Wäſcherandpreſſer.

Taſchenfläſchchen für Huſtende von **Gebr. Nölle in Lüdenſcheid** (Fig. 5). Es iſt feſtgeſtellt, daß der gefährliche Anſteckungsſtoff der Tuberkuloſe durch den getrockneten und zu Staub zerteilten Auswurf der Kranken verbreitet wird. Von ärztlicher Seite ſucht man daher zu erſtreben, daß der Auswurf nicht erſt trocknet und den gefahrbringenden Zuſtand annehmen kann. Als Mittel hierzu iſt das Taſchenfläſchchen ſehr geeignet. Es beſteht aus einer Flaſche a aus Glas oder Porzellan mit den beiden, durch aufſchraubbare und abgedichtete Kapſeln geſchloſſenen Oeffnungen b und c. An der oberen Metallkapſel d iſt ein Trichter g befeſtigt, der den Zweck hat, die obere Mündung, in welche hineingeſpuckt wird, ſtets ſauber zu erhalten. Außerdem iſt die obere Kapſel mit einem durch Scharnier befeſtigten Deckel verſehen, der vermittelſt eines Federverſchluſſes geſchloſſen gehalten wird. Die untere Verſchlußkapſel f iſt unten eben, damit dieſelbe als Fuß für die Flaſche dienen kann. Die Form der Flaſche iſt flach, um dieſelbe ſtets bei ſich tragen und bequem benützen zu können. Die Länge des Trichters g iſt ſo gewählt, daß beim Tragen in der Taſche oder beim Stehen die Trichteröffnung ſich ſtets oberhalb des höchſten Niveaus der in der Flaſche enthaltenen desinfizierenden Flüſſigkeit befindet. Hierdurch iſt die Sicherheit gegeben, daß der im Gefäß enthaltene Auswurf nicht an die obere Mündung gelangen kann, letztere ſomit immer ſauber bleibt. Entleert wird das Gefäß dadurch, daß man die untere Verſchlußkapſel abſchraubt und die Flüſſigkeit ablaufen läßt.

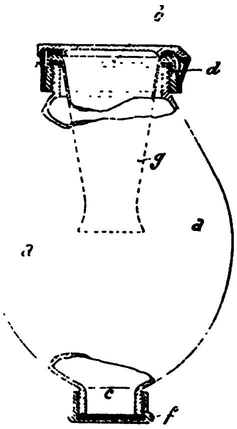


Fig. 5. Taſchenfläſchchen für Huſtende.

* * *

Beſchäftigung für müßige Stunden.

Platanenblätter als Tiſchkarten.

Man ſammelt im Herbſt die von den Platanen abfallenden großen Blätter, preßt und trocknet ſie. Iſt das Blatt ſo weit vorbereitet, nehme man Deckweiß und grundiere in der Mitte des Blattes die zu bemalende Fläche im Durchmeſſer von 5—6 cm. Iſt das Weiß trocken, zeichnet man die Arbeit auf und malt ſie mit gewöhnlicher Aquarellfarbe aus. Der Grund darf nicht zu ſchwer gelegt werden. Für den Himmel benützt man am beſten Kobaltblau, für weitere Gegenſtände Karmin, Gelb (Gummigutt) und Sepia, alſo alles leichte Farben.

Nach dem Trockenwerden wird das ganze Blatt auf der Vorderſeite mit Retouchierfirnis überſtrichen, um die Farben dauerhafter und leuchtender zu machen.

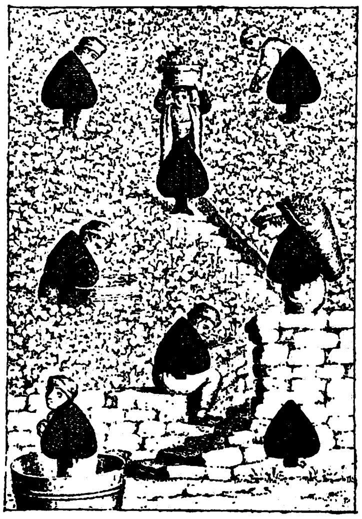
Eine noch größere Widerſtandsfähigkeit erhält das Blatt, wenn man ſpäter auch noch die Rückſeite mit dem Lack beſtreicht.

Eine derartige Tiſchkarte kann auch gleich den Namen des Platzinhabers tragen, der dann mit Bronze und Siccativ gemiſcht mittels eines feinen Pinſels oder mit einer weichen Stahlfeder aufzuſchreiben iſt. Sollen dieſe Blätter zur Feier einer ſilbernen Hochzeit benutzt werden, kann man gleich nach dem Lackieren, ſolange der Ueberzug noch klebt, die Spitzen derſelben leicht mit Silberpulver mittels eines kleinen Wattebäuſchchens anwiſchen.

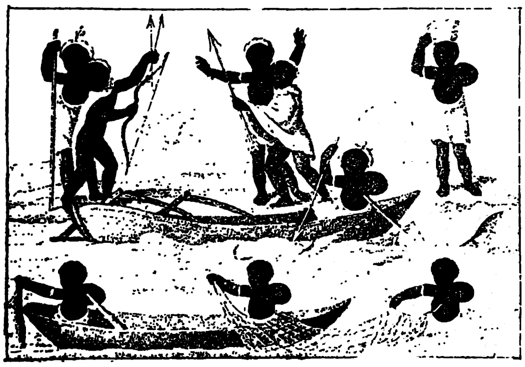
Oscar Hülcker.

Opale.

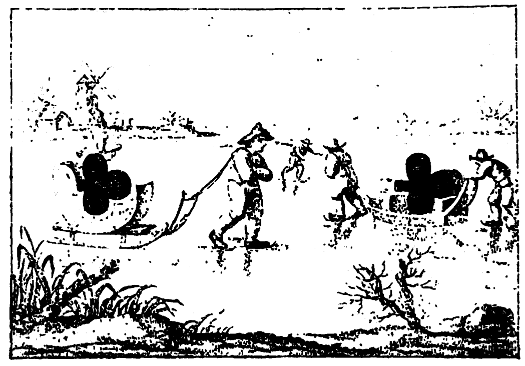
Kein koſtbarer Stein hat die Launen der Volksgunſt mehr empfunden als der Opal. Im Altertum wurde er höher geſchätzt als alle anderen Schmuckſteine und galt als eine Verkörperung des Glückes. Die Römerinnen hielten den Opal für das höchſte ihrer Beſitztümer und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie einen von mehr als gewöhnlicher Schönheit ihr eigen nannten. Der Ruhm des Opales blieb das ganze Mittelalter hindurch unbefleckt, und noch vor zwei bis drei Jahrhunderten zeigten unſere Vorfahren für den herrlichen Stein eine Vorliebe, wie weiland die römiſchen Damen. Eine ſeltſame Laune der Mode entfernte ihn darauf, doch jetzt beginnt er im Werte wieder zu ſteigen, während er zu Anfang dieſes Jahrhunderts faſt wertlos war. Die Ruſſen ſollen ſchuld an dieſer Mißachtung ſein, denn ſobald ſie einen Opal zu Geſicht bekommen, machen ſie den ganzen Tag über beileibe keinen Einkauf noch unternehmen ſie etwas von Wichtigkeit, ſie betrachten ihn als das „böſe Auge“. Anderwärts glaubte man, der Opal als Liebeszeichen verkünde, je nachdem ſein Glanz bleibt oder ſchwächer wird, die Dauer oder die Abnahme der Liebe. Aendern ſich ſeine Farben plötzlich, ſo ſteht ein Unglück nahe bevor. Die Unbeliebtheit des Opals läßt ſich indeſſen auf eine proſaiſchere Art erklären. Er geht nämlich oft als Stein in einem Ringe auf ſcheinbar unerklärliche und geheimnisvolle Art verloren. Unter dem Einfluß von Wärme nimmt ſein Umfang ein wenig zu; wird nun die Hand des Trägers ſehr warm, ſo dehnt er ſich aus und erweitert ſeine Faſſung, erkaltet ſie dann wieder, ſo kehrt er in ſeine urſprüngliche Größe zurück. Dieſer Vorgang wiederholt ſich ſo lange, bis die Faſſung ſo erweitert iſt, daß der Stein herausfällt.



Pique Acht.



Treff-Sieben.



Treff Zwei.

Geheimrat Dr. v. Nußbaum.

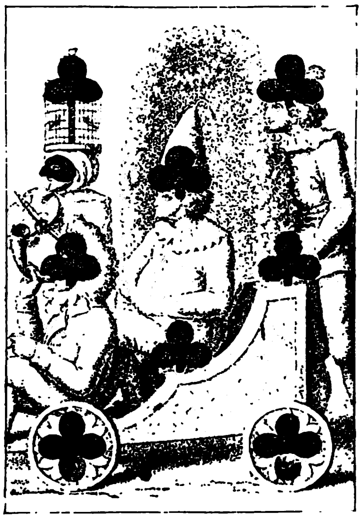
Am 31. Oktober ſchied nach langem Leiden ein Mann von dieſer Erde, der überaus ſegensreich wirkte und einen Weltruf als Arzt genoß. Geheimrat Dr. v. Nußbaum ſtarb in München an der Waſſerſucht nach kaum vollendetem ſechzigſten Lebensjahre.

Geheimrat Profeſſor Dr. Johann Nepomuk v. Nußbaum war am 2. September 1829 zu München als Sohn eines Juriſten geboren, ſtudierte dort, ſowie an den Univerſitäten Würzburg und Berlin und erwarb ſich 1855 den mediziniſchen Doktorgrad an der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt. Schon als Student fühlte er ſich beſonders zur Augenheilkunde und Chirurgie hingezogen, und ſein Eifer, auf dieſen Gebieten etwas zu leiſten, war ſo brennend, daß er ſeinen eigenen Körper zu Verſuchen hergab. Er brachte ſich u. a. Wunden bei und legte dann Kügelchen aus Glas, Holz, Eiſen ꝛc. ꝛc. in dieſelben, um die Unterſchiede in dem Heilungsprozeß möglichſt genau ergründen zu können. Auf dieſe Weiſe überzeugte er ſich von der Möglichkeit, ein Stückchen geſchliffenen Glaſes an Stelle der trüb gewordenen Hornhaut eines dadurch erblindeten Auges einheilen zu laſſen und letzteres dadurch wieder ſehend zu machen. Der Verſuch gelang und lenkte zuerſt die Augen der Berufsgenoſſen auf den vielverſprechenden jungen Mediziner, der inzwiſchen die großen Hoſpitäler in Berlin und Paris beſucht hatte, dann als Praktikant in das Haunerſche Kinderſpital zu München trat, im nächſten Jahre Aſſiſtent der chirurgiſchen Abteilung des dortigen Allgemeinen Krankenhauſes wurde, und ſich 1857 als Privatdozent für Chirurgie und Augenheilkunde an der Münchener Univerſität habilitierte.

Gleichzeitig errichtete Nußbaum ein großes Privatſpital, verbunden mit einem orthopädiſchen Inſtitut, das bald kaum mehr Raum für alle bot, die von nah und fern kamen, um dort Heilung zu ſuchen. Sein Ruf wurde binnen ſehr kurzer Zeit ein außerordentlich weit verbreiteter; 1860 erhielt er die Profeſſur für die beiden durch ihn vertretenen Fächer und in dem gleichen Jahre die Ernennung zum Oberarzte an dem ſtädtiſchen Krankenhauſe, in welcher Stellung, wie als Leiter der Klinik er eine ſegensreiche Wirkſamkeit im Dienſte der leidenden Menſchheit entfaltet hat.

Ganz beſondere Verdienſte erwarb er ſich durch die Einführung der antiſeptiſchen Wundbehandlung Liſters in die unter ſeiner Leitung ſtehenden Anſtalten; er empfahl dieſelbe auf das nachdrücklichſte in ſeinem trefflichen „Leitfaden für antiſeptiſche Wundbehandlung“ und trug dadurch weſentlich zu der allgemeinen Annahme jenes heilvollen Verfahrens ſeitens ſeiner Berufsgenoſſen bei.

1870 veröffentlichte Nußbaum vier Bücher über Wundbehandlung an ſeine in den Krieg ziehenden Schüler und er ſelbſt trat in die Armee und zeichnete ſich durch ſeine aufopfernde Thätigkeit im Felde ſo aus, daß er zu dem höchſten Range der Militärärzte, zum Generalarzt befördert ward. Seine Thätigkeit als Kliniker wurde nun weltbekannt. Schwer leidend ſchon ſeit Jahren warf ihn die Influenza derartig nieder, daß er ſich nicht mehr recht erholte und ſeine Stellung als Leiter der Klinik niederlegen mußte. Neuerdings trat zu ſeinem früheren Leiden die Waſſerſucht hinzu, welcher er nach ſchwerem Ringen ſeiner anſcheinend zarten, in Wirklichkeit jedoch ſtahlkräftigen Natur am letzten Tage des Oktober in München erliegen mußte. In Nußbaum iſt einer der genialſten Aerzte unſerer Zeit, ein edler Menſch, ein Wohlthäter der Menſchheit dahingeſchieden. In den letzten zehn Jahren trat Nußbaum als populär-mediziniſcher Schriftſteller mit großem Erfolg auf und auch „Vom Fels zum Meer“ war er ein treuer Mitarbeiter. Ein vortreffliches Bild des großen Arztes haben wir in Heft 3 des achten Jahrgangs gebracht.



Treff Acht.

Spielkarten vom Jahre 1810.

Wir ſind erfreut, unſeren Leſern hier einige Spielkarten vorlegen zu können, die 1810 bei dem altberühmten Verleger von Cotta in Tübingen (damals) erſchienen ſind und großen Beifall errangen. In der Zeit der Almanache kamen dieſe Karten als Kartenalmanach mit einem Text heraus, der uns jetzt als ſehr ſeltſam anmutet, an und für ſich jedoch gar nicht übel iſt. Der Text zu den Karten beſtand aus hiſtoriſchen, philoſophiſchen und politiſchen Betrachtungen, Miniaturſkizzen aus dem bürgerlichen Leben, Schilderungen ſentimentaler und heiterer Szenen und ähnlichem mehr. Dieſe Almanache ſind jetzt ſelten und die originellen Spielkarten, welche wir hier herangezogen, geben unſeren Leſern eine Vorſtellung von dem Geſchmack der damaligen Zeit und der Neigung des Publikums zu Anfang dieſes Jahrhunderts für das zopfig Künſtleriſche.

Graphologiſche Antworten.

N. H. in F. Eitel und zwar wahrſcheinlich in ganz beſtimmter Richtung, auch ſelbſtgefällig. Eine poſitive Natur, beſtimmt energiſch — dem materiellen Genuß nicht aus dem Wege gehend und ohne alle ideale Ueberſpanntheit, ſogar etwas nüchtern, aber gewiſſenhaft, geordnet, pünktlich. Nicht ehrgeizig und oft düſter geſtimmt, trotzdem Sinn für Humor und Witz vorhanden.

L. C. in K.-K. Etwas verſchloſſene, nicht leicht aus ſich heraustretende Natur, freigebig, aber ohne viel geſellige Bedürfniſſe, von warmem Gemüt und etwelcher Umſtändlichkeit, aber ohne große Diſtinktion des Geiſtes und viel geiſtige Intereſſen.

C. K. in A. Kopf und Herz manchmal in Konflikt, bei eigentlich kühlem, leidenſchaftsloſem Temperament. Viele geiſtige Intereſſen bei einfacher Bildung und einfachem, natürlichem Weſen. Ihre Lebensanſchauung iſt verſtändig — Sie ſind auch ſparſam, beſtimmt im Wollen, vielleicht etwas peſſimiſtiſch, jedenfalls nehmen Sie es genau mit Ihren Pflichten und haben Selbſtbeobachtung.

J. M. in Leibnitz. Wenig geiſtige Diſtinktion, großer Hang zur Verheimlichung. Oft mutlos, traurig, melancholiſch. Vorwiegend praktiſche Geiſtesrichtung, Sparſamkeit, Egoismus, beſtimmter Wille; Leidenſchaftlichkeit, ungleiche Stimmung. (Kopien ungeeignet.)

W. — Duisburg. Scharfe Logik — Gewohnheit zu dominieren — heitere Stimmung, ein Mann dem vieles gelingt und der ſich durch Hinderniſſe nicht abſchrecken läßt. Sehr offen, gar nicht materiell, etwas zu ideale Lebensauffaſſung.

v. A.? An übermäßiger Beſcheidenheit und Mangel an Selbſtbewußtſein leiden Sie nicht, dennoch iſt Ihr Auftreten leicht und angenehm, auch gewandt. Sie haben das Bedürfnis, bemerkt und geliebt zu werden, ſind heiter und gutmütig, widerſprechen und necken gern, und haben ein gutes, klares Urteil, einen logiſchen Verſtand und etwas Phantaſie. Ihr Temperament iſt ruhig, Ihr Herz warm und freundſchaftlich, zartfühlend und hingebend.

Fritz, C., Wo? Sehr viel Intelligenz, Energie ohne Härte, unternehmender Geiſt — gute Kritik, Spott — Kauſtik, ohne Bosheit, ſtarke Logik — Reſerve — ernſte Stimmung. Material ungenügend.

A. P. in B. Die beſten Bücher über Graphologie ſind immer die Werke Michous. Als Ergänzung derſelben iſt auch Crépieux-Jamin ſehr zu empfehlen. — Ihre Schrift iſt abſichtlich rückwärts geſtellt, was nie ein gutes Zeichen iſt und im beſten Fall auf eine problematiſche und geſpannte Natur deutet, die nach innerem Gleichgewicht ringt. Das ſcheint bei Ihnen der Fall zu ſein.

Brunhilde. Einen Blauſtrumpf und Muſikſchwärmerin ꝛc. hätte ich, ich muß geſtehen, in Ihrer Schrift nicht geſucht. Sie ſcheinen mir ſo ganz auf poſitivem Boden zu ſtehen und praktiſche Anlagen zu haben. Sie haben Charakter und Willenskraft — aber auch Widerſpruch, ſind heiter, ſtrebſam, mitteilſam, geſprächig, breit im Erzählen, lieben Gediegenheit und haben geiſtige Grazie — aber eine Pegaſusreiterin.

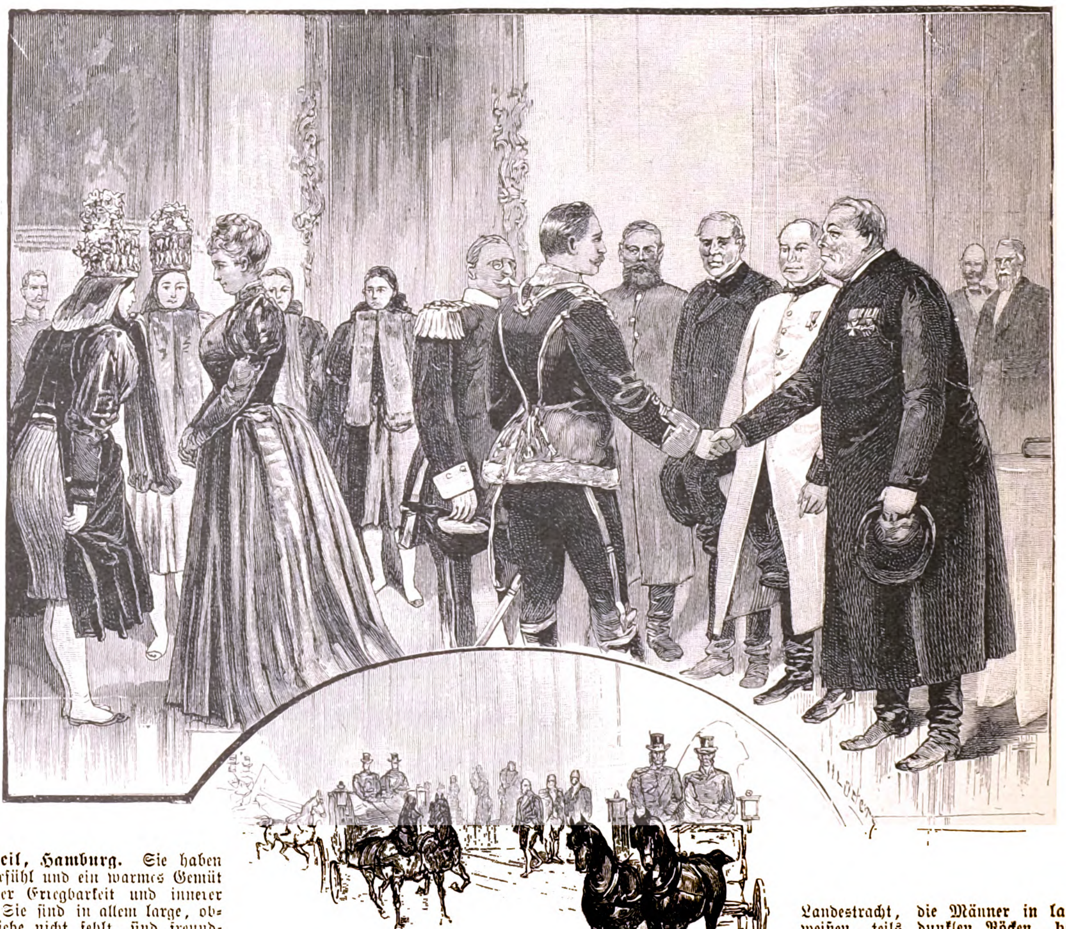
A. T. in Z. Sehr hart und ſcharf, ſpöttiſch, kauſtiſch, ſtreitſüchtig — dabei aber ſehr offen, unangenehm offen. Sie ſind ſehr intelligent, aber das praktiſche Können fehlt. Sie werden vielfach Ideen produzieren — aber die praktiſche Ausnutzung der gegebenen fehlt. Dabei wollen Sie gerne bemerkt werden.

All Heil, Hamburg. Sie haben Schönheitsgefühl und ein warmes Gemüt neben großer Erregbarkeit und innerer Unruhe — Sie ſind in allem large, obwohl Geldliebe nicht fehlt, ſind freundſchaftlich und liebenswürdig, wenn auch etwas Berechnung dabei mit unterläuft; aber Sie haben Zartgefühl — Bildung — Anerkennung anderer Verdienſte — geiſtige Intereſſen.

Familie L. in An. Gerade ganze Familiengalerien zu entwerfen, dazu reicht der Platz denn doch nicht. Sie haben ſich alſo keineswegs zu entſchuldigen, daß nur zwei Familienglieder ſich herbeilaſſen, ihre Schriften einzugeben. Schrift C. L. beſagt: Schönheitsſinn, aber auch Streben zu gefallen. Beſtimmter Wille und Egoismus — Vorſicht und gute Defenſive — vielſeitige Anlagen und nur ſtoßweiſes Genießen.

S. H. Schon Schweres erlebt, etwas ängſtlich — thätig — ſparſam, praktiſch, von einfacher Bildung und wechſelnder Stimmung, leicht etwas ſcharf — gerne ſpottend und nicht ſehr verträglich.

K. H. A. Viel Logik und viel Intelligenz — Gründlichkeit und ein Streben, gleich den Kern einer Sache zu erfaſſen, wobei es Ihnen paſſieren könnte, daß Sie den Nebenumſtänden zu wenig Gewicht beilegen. Eine poſitive Natur, den Theorien abgeneigt — ein guter Blick für Einzelheiten — ein warmes, aufopferndes, wohlmeinendes Herz.



Die Altenburger Bauern bei dem Kaiſerpaare.

Die Altenburger Bauern bei dem Kaiſerpaare.

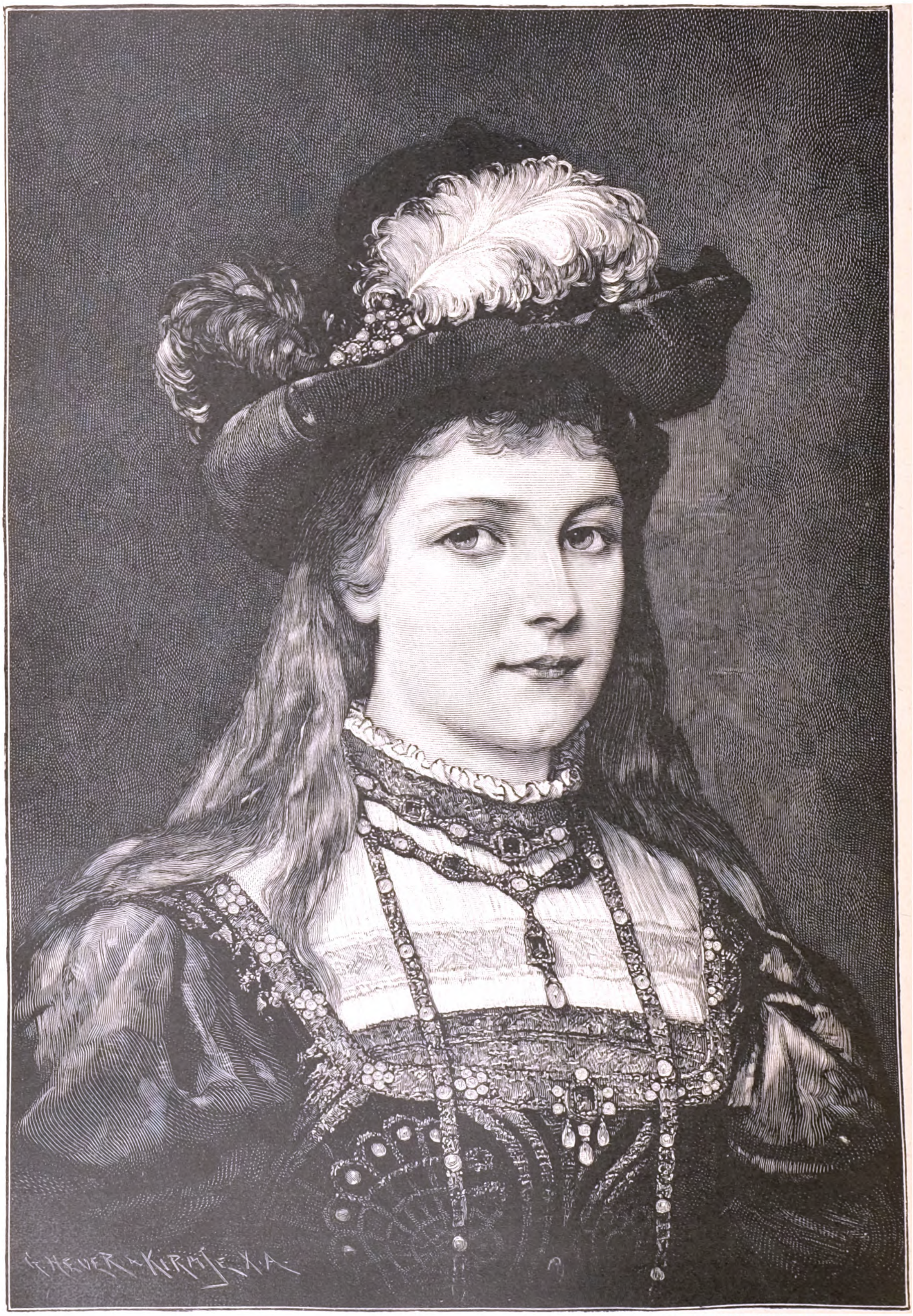
Am 20. Oktober empfing das deutſche Kaiſerpaar im Neuen Palais zu Potsdam eine Abordnung von Altenburger Bauern und Bäuerinnen, um aus ihren Händen ein Album mit Photographieen entgegenzunehmen. Die Führung dieſer Abordnung, die aus vier Männern, zwei Frauen und zwei Jungfrauen beſtand, hatte der Landrat Stöhr aus Altenburg übernommen. Bei der Auswahl des männlichen Teiles der Abordnung hatte wohl Alter, Würde und Lebensſtellung den Ausſchlag gegeben, denn die Männer waren zum Teil Mitglieder des altenburgiſchen Landtages und Inhaber von preußiſchen und altenburgiſchen Orden; bei der Auswahl des weiblichen Teiles waren augenſcheinlich auch andere Gründe in Betracht gezogen, man hatte naturgemäß Rückſicht auf die äußere Erſcheinung der Mitglieder genommen und der Schönheit ihr unveräußerliches Recht eingeräumt. Sämtliche Altenburger erſchienen in der eigenartigen Landestracht, die Männer in langen teils weißen, teils dunklen Röcken, hohen Stiefeln und rundem Hut, die Frauen in feſtanliegendem Kopftuch, die Jungfrauen in der hohen blumengeſchmückten und goldglitzernden Krone.

In drei Hofequipagen wurden die Vertreter des Altenburger Landes von der Bahnſtation Wildpark abgeholt und bis vor die Rampe des Schloſſes gefahren. Mit höchſter Befriedigung, ja Begeiſterung erzählen ſie von dem Empfange bei dem kaiſerlichen Paare, das ſich faſt eine halbe Stunde lang aufs leutſeligſte mit ihnen unterhielt. Dann war der Führer zu der Frühſtückstafel des Kaiſerpaares gezogen, während für die Mitglieder der Abordnung in einem der Räume der ſogenannten Komuns, den ſchmucken Tempelbauten, die dem Neuen Palais in Potsdam gegenüber liegen, ein reiches Mahl bereitet war.

Bei der Hin- und Rückfahrt erregte die Abordnung in der ſeltſamen Tracht auf den Bahnhöfen natürlich einiges Aufſehen; an volkstümlichen Landestrachten iſt ja Deutſchland nicht allzureich. Den Altenburgern aber wird der Empfang im Neuen Palais gewiß eine unvergeßliche und erhebende Erinnerung bleiben.

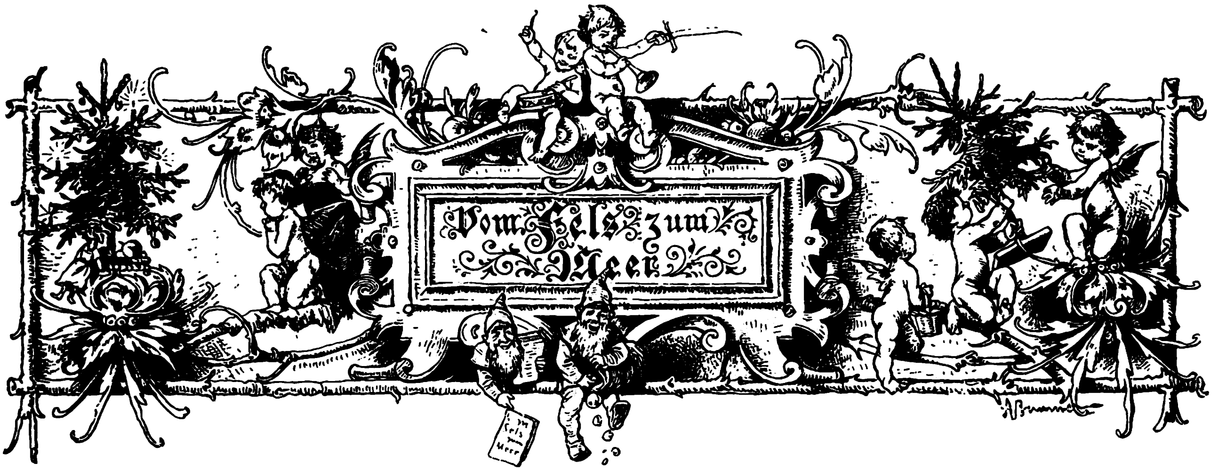
W. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.


G. HEUER u. KIRMSE X. A.

Photographie-Verlag der Photographiſchen Union in München.

Studienkopf von A. Bertzik.



Die Siegerin.

Novelle von

Emil Peſchkau.

Vor Jahren, als ich noch Redakteur in einer großen deutſchen Provinzſtadt war, trat eines Tages ein langer, blonder Menſch in mein Zimmer, der mir unvergeßlich wäre, hätte er auch ſpäter meine Wege nicht mehr gekreuzt. Ich war unumſchränkter Herrſcher im Reiche der Kritik, und es war mir daher nichts Neues, daß lobbedürftige Künſtler ſich durch Schmeicheleien und Aufmerkſamkeiten meine Gunſt zu erringen trachteten. Aber noch nie hatte jemand das auf ſo plumpe Weiſe verſucht wie der junge Mann, der ſich mir als der Kunſtmaler Franz N. vorſtellte. Er bat mich um Beſprechung eines Porträts, das er im Kunſtverein ausgeſtellt hatte, und knüpfte daran ſofort — noch dazu in merkwürdig ungelenken Worten — die Bemerkung, daß er gerne bereit ſei, mich oder meine Familie zu malen, und daß es ihm angenehm wäre, wenn ich ſofort die erſte Sitzung anberaumte.

Als er ſo weit war, ſah ich von meiner Kleiſterarbeit auf und betrachtete mir den Mann genauer. Und nun ſchwand mein Unmut wieder und ich ſprach das ſcharfe Wort, das ich ſchon auf der Zunge hatte, nicht aus. Ja, ich fühlte ſogar eine ſeltſame Sympathie erwachen, ein eigenes Mitleid, das um ſo rätſelhafter war, als ich ja die Schickſale des Mannes nicht kannte. Aber ich finde auch, wenn ich ſelbſt alle meine Erinnerungen durchgehe, kein zweites Geſicht wieder, das ſo traurige Augen gehabt hätte, einen ſo wunden, tiefſchmerzlichen Blick wie das meines Gegenübers.

Ich ſah ihn lange ſchweigend an, während eine leichte Röte in ſeinen bleichen Wangen aufſtieg. Dann nickte ich und verſprach, über ſein Bild alsbald zu ſchreiben.

„Für Ihre Einladung,“ fügte ich hinzu, „danke ich, aber ich muß ſie leider ablehnen. Familie beſitze ich nicht und ich ſelbſt habe keine Zeit und auch kein Bedürfnis, mich malen zu laſſen.“

Er war währenddeſſen blutrot geworden, und nun ſtand er auf und verabſchiedete ſich kurz. Noch an demſelben Tage erfüllte ich meine Zuſage und ich ſchrieb nur Gutes über das Bild, obwohl es keine hervorragende Leiſtung war. Uebrigens hatte ſie mich inſofern in Erſtaunen verſetzt, als ſowohl die Fehler wie die Vorzüge des Werkes dem Eindruck, den der Künſtler auf mich gemacht hatte, eigentlich widerſprachen. Das Bild war mit gewandter Technik gemalt, aber es war kalt, trocken, leblos — es war nicht die Arbeit eines empfindenden Künſtlers, der auch im Porträt Leben ſchafft, es war die eines nicht einmal beſonders gewiſſenhaften Handwerkers. Und das hatte ich nach der Begegnung mit Franz N. nicht erwartet.

Dieſe Begegnung blieb indes auf lange Zeit hinaus die letzte. Bald darauf war der Name Franz N. im Mund der ganzen Stadt — nicht einem guten Bild zu Dank, ſondern infolge einer aufſehenerregenden Kataſtrophe ſeines Lebens, die in weiteren Kreiſen den Stoff zu teilweiſe recht gehäſſigen Geſprächen gab. Dann hörte ich lange nichts mehr von ihm, bis eines Tages ſein Name wieder durch die Zeitungen ging, und auch diesmal knüpften ſich mißliebige Bemerkungen daran. Was mich betrifft, ſo war ich übrigens am meiſten über eine kleine Notiz erſtaunt, die dieſen Bemerkungen ſpäter folgte und deren Zuſammenhang mit der ganzen Geſchichte ich mir nicht zu erklären vermochte. Die Notiz war ja auch nur kurz und dürftig — wie hätte der Reporter die ſeltſame Verkettung erfahren ſollen, die dem Vorfall zu Grunde lag! Ich grübelte alſo hin und her und endlich glaubte ich, das Rechte gefunden zu haben. Wie ſehr ich aber mit meinen Vermutungen damals in der Irre ging, das habe ich vor kurzem erfahren.

Im vergangenen Frühjahr machte ich von Frankfurt aus eine Reiſe nach Holland. Ich war, des günſtigeren Anſchluſſes wegen, nach Biebrich gefahren und beſtieg hier erſt den von Mainz abgehenden Rheindampfer, den ich bis nach Köln benutzen wollte. Als ich mein Handkofferchen untergebracht hatte und im Begriff war, mich nach dem Deckſalon zu wenden, erblickte ich einen blondbärtigen Mann, der in meiner Nähe ſtand und mich ſcharf ins Auge faßte. Ich erkannte ihn ſofort — es war Franz N. Im nächſten Augenblick ſtand ich bei ihm, nannte meinen Namen und erinnerte ihn an unſere erſte Begegnung. Nun flog ein Lächeln des Erkennens über ſein immer noch ernſtes und blaſſes, aber milder gewordenes Geſicht und er reichte mir die Hand.

„Sie ſind es!“ ſagte er. „Ich wußte nicht gleich, wo ich Sie hinthun ſollte. Sie haben mich damals ſo ſehr gelobt — weit, weit mehr, als ich's verdiente. Verzeihen

Sie, wenn ich Ihnen nicht dankte. Aber der Sturm, der damals über mich hereinbrach —"

Er ſtockte und ſeine Augen verdüſterten ſich.

„Nun iſt das vorüber," erwiderte ich, „und es geht Ihnen gut. Nicht wahr? Ich hoffe wenigſtens —"

„Ja — es geht mir gut. Wohin reiſen Sie?"

„Nach Holland."

„Und ich nur bis Rungelsheim. Aber bis dahin bleiben wir zuſammen, wenn es Ihnen recht iſt. Trinken wir eine Flaſche Wein?"

-- Und wir blieben zuſammen. Nicht nur die zwei Stunden, bis der Dampfer in Rungelsheim anlegte, ſondern den ganzen Tag. Bei einer Flaſche roten Aßmannshäuſers erzählte er mir, daß er jetzt in München lebe und nur an den Rhein komme, um ein Häuschen, das er auch im vorigen Sommer bewohnt, wieder zu mieten. „Aus Sentimentalität" -- fuhr er fort -- „der Erinnerung zulieb. Freilich wird es auch meinem Schaffen zu gute kommen, denn der Menſch und der Künſtler iſt jetzt eins in mir. Deshalb werde ich wohl auch nicht auf die Dauer in München bleiben. Ich ging hin, um noch zu lernen — aber die Kunſt nützt mir nichts. Ich muß eben bleiben, wie ich bin, und die äußeren Eindrücke, die mir gut thun, finde ich in München nicht. Ich brauche eine andere Landſchaft, andere Häuſer, eine andere Luft." Dann berichtete er mir über ſeine Erfolge. Er war noch immer keine Berühmtheit, ſeine Bilder wurden bisweilen beſpöttelt, aber er hatte doch ſchon einige warme Freunde gefunden. Und überdies auch ſchon einen Markt -- merkwürdigerweiſe in England. Was er malte, wurde dort ohne langes Beſinnen gekauft, und ſo konnte er von ſeiner Kunſt auch ſchon leben . . . So ſprachen wir hin und her, zumeiſt von ſeiner Arbeit, von der Art ſeines Könnens, über das er ſich nun klar geworden war. Die Bemerkungen, die ich dazwiſchen warf, ſchienen ihm Freude zu machen und ſo kamen wir einander immer näher. Als der Aßmannshäuſer zu Ende war und bei einer Wendung des Stromes Rungelsheim vor uns auftauchte, waren wir bereits eins geworden, daß wir auch den Reſt des Tages zuſammen verbringen wollten.

Rungelsheim iſt ein kleines, mehr lieblich als großartig gelegenes Dorf am linken Ufer des Rheins. Eine fruchtbare Landzunge ſchiebt ſich hier am Ausgang eines vom Dampfer aus gar nicht bemerkbaren Thälchens weit vor in den Strom und auf dieſem freundlich grünen Stück Landes ſtehen, unter Obſtbäumen halb verborgen, die weißen Häuſer des Dorfes. Den Hintergrund bilden die mit Reben bepflanzten, ſchiefrigen Berghänge, ein rotes Kirchlein, von alten Linden umgeben, ſteht am oberen Ende des Dorfes und etwa hundert Schritt von dem unterſten Hauſe entfernt erblickt man im Schatten mehrerer rieſiger Pappeln eine im Vergleich mit den anderen Schloßüberreſten des Rheins allerdings recht unſcheinbare Ruine.

„Dieſe Ruine iſt meine Sommerfriſche," ſagte mein Begleiter, während wir über die Landungsbrücke ſchritten. „Meine älteſten Erinnerungen verknüpfen ſich mit ihr. Dort lebte ich als fünfjähriger Knabe einen Sommer lang mit meiner Mutter. Bald danach verlor ich ſie — durch eine traurige Kataſtrophe. Als ich meine Heimat verließ, trieb es mich faſt gewaltſam hierher, als müßte ich hier zu einem neuen Leben erwachen können. Und nun komme ich als Geneſener wieder."

Dann bat er mich, einen Augenblick zu warten, bis er in der nahen Wirtſchaft die Schlüſſel geholt habe. Der Augenblick währte freilich ziemlich lange und dann gab es noch eine kleine Auseinanderſetzung mit einem rotbäckigen Greiſe, der in Hemdärmeln, ein ſchwarzes Samtkäppchen auf dem ſchneeweißen Haar, mit aus der Wirtshausthür getreten war. Der Alte wollte durchaus mit uns gehen, aber endlich gab er ſich zufrieden und wir traten allein den Weg durch das Dorf an.

„Der alte Remi iſt eine gute Seele," ſagte mein Begleiter, „und ich hab' ihn ganz gern. Aber er ſchwatzt zu viel und man wird ihn ſchwer wieder los. Und heute will ich ganz Egoiſt ſein, nichts Fremdes hören, nur mir ſelber leben. Ach, Sie können nicht einmal ahnen, wie mir ums Herz iſt, ſeit ich dieſes herrliche Stück Erde wieder unter meinen Füßen habe!"

„Sollte ich Sie da nicht lieber allein laſſen?" unterbrach ich ihn. „Auch ich bin ja etwas Fremdes."

Aber er fiel mir raſch ins Wort.

„Nein, nein," ſagte er, „ſo war es nicht gemeint. Sie ſind ein Menſch, mit dem ich ſprechen kann, Sie verſtehen mich. Sie haben ſogar meine Kunſt begriffen, ohne daß Ihnen von meinen Bildern noch eines begegnet iſt. Sie ſind mir kein Fremder, Sie ſind mir ein Freund, und ich hoffe, wir bleiben echte, herzliche Freunde. Den Nächſtbeſten möchte ich jetzt freilich nicht neben mir haben und ich hätte auch kein Ohr für eine andere Welt als die meine. Aber wir haben ja nun ſchon zwei Stunden lang faſt allein von mir geſprochen. Sie verſtehen meine Kunſt — nun ſollen Sie auch mein Leben verſtehen. Ich will Ihnen alles erzählen — es drängt mich ſchon dazu — es iſt doch noch beſſer, zu einer vertrauten Seele ſprechen zu können, als nur zu träumen und zu denken."

Er war ſtehen geblieben und reichte mir die Hand. In ſeine Züge war ein erhöhtes Leben gekommen und aus ſeinen Augen ſtrahlte eine fröhliche Wärme.

„Ich bin glücklich, lieber Freund," ſagte er lächelnd, „begreifen Sie mich nun?"

Ich drückte ſeine Hand ſo herzlich, wie ich ſeit langem keine Menſchenhand gedrückt. Wie anders war dieſer Menſch geworden, was für eine bezaubernde Liebenswürdigkeit ſtrahlte aus ſeinem Weſen!

„Das freut mich noch mehr," erwiderte ich, „als Ihre künſtleriſche Thätigkeit. Und nach dem, was ich weiß, fürchtete ich wirklich, daß Sie Ihre neue Kunſt mit Ihrem Lebensglück erkauft haben."

Er wurde wieder ernſter, ſtiller und ſchüttelte den Kopf.

„Sie wiſſen viel von mir," erwiderte er, „und doch nur wenig. Deshalb bin ich es Ihnen eigentlich auch ſchuldig, alles zu erzählen. Kommen Sie. Dort in meinem Turm will ich meine Schulden bezahlen."

Wir gingen weiter und alsbald hatten wir das letzte Haus des Dorfes im Rücken und die Ruine lag vor uns.

Nun erſt ſah ich, daß ſie nicht, wie ich vom Schiff aus angenommen hatte, „im Schatten der Pappeln" ſtand. Dieſe prächtige Gruppe von Rieſenbäumen ſchmückte eine kleine, im übrigen mit niederen Weiden und Erlen bewachſene Inſel, die allerdings nur durch einen ſchmalen, ſtark verſandeten Flußarm vom Ufer getrennt wurde. Unmittelbar an dieſem erhoben ſich, zum Teil vom Waſſer beſpült, die Reſte der alten Mauern. Sie gingen faſt nirgends über Mannshöhe hinaus, ſtellenweiſe verſchwanden ſie ſogar ganz unter dem üppig wuchernden Ginſter, der eben ſeine goldgelben Blüten zu öffnen begann. Erhalten war nur ein geräumiger, viereckiger Turm, und dieſen hatte man, auf die romantiſchen Neigungen der Sommerfriſchler ſpekulierend, bewohnbar gemacht. Der unterſte, mit einer ſtark verroſteten Eiſenthür verſchloſſene Stock war wohl für dieſen Zweck nicht geeignet geweſen. Er hatte keine Fenſter, ſondern nur mit Brettern verſchlagene Luken, und die ſchwere Eiſenthür ſchien ſeit Jahrzehnten nicht geöffnet worden zu ſein. Dem oberen Stock dagegen ſah man ſchon von außen an, daß er wohnlich hergerichtet worden war. Die Fenſter waren mit neuen roten Randſteinen verſehen und durch grüne Jalouſieläden geſchloſſen. In einem leichten hölzernen Anbau, der in einem Winkel zwiſchen dem Turm und der einzigen höher ragenden Mauer angebracht worden war, ſchien eine Treppe emporzugehen, und ein eiſernes, mit einem zierlichen Rauchfang verſehenes Rohr, das die rückwärtige Turmmauer unterhalb der Zinnen durchbrach, verriet, daß man auch den kühlen Herbſttagen Rechnung getragen hatte. Es war jedenfalls gar nicht ſo übel, da oben zu hauſen.

Als wir den Turm erreicht hatten, zog Franz — ich will ihn nun ſo nennen, wie ich ihn ſeit dem unvergeßlichen Tage nur nenne — den Schlüſſelbund aus der Taſche, als wollte er öffnen. Zwei Schritt vor der Thür, mit welcher der Holzbau verſchloſſen war, blieb er jedoch ſtehen, und auf ihn blickend, ſah ich, daß ihn eine mächtige Bewegung erfaßt hatte.

Zu der Thür führten zwei Stufen aus rotem Sandſtein empor und auf dieſe Stufen ſtarrten ſeine Augen, als ſähe er dort ein Bild, das ihn in tiefſter Seele erregte. Dabei bebte ſeine Geſtalt wie im Fieber, ſein Atem ging ſchwer, ſeine Hände umklammerten krampfhaft den Schlüſſelbund.

Ich trat zu ihm und legte meine Hand auf ſeine Schulter.

„Lieber Freund —“ ſagte ich zögernd.

Da blickte er auf und ich ſah, daß er Thränen in den Augen hatte.

„Verzeihen Sie,“ ſtammelte er, „aber Sie wiſſen nicht, was dieſe Steine für mich bedeuten. Als ich ſie jetzt wieder ſah, da mußte es mich ſo übermannen. In dieſem Augenblick hat ſich mir all mein Elend und all mein Glück zuſammengedrängt wie ein ganzes Leben in einem einzigen ſüß-ſchmerzlichen Akkord. Und es drängte in mir, als müßte ich hinſinken, hinknieen ... die Steine küſſen ... Kommen Sie, lieber Freund ...“

Nun ſchloß er auf und wir traten in ein von einer ſchwülen, nach heißem Holz riechenden Luft erfülltes Treppenhaus. Die ſchmale Stiege, die, eng zuſammengedrängt, in drei Armen emporführte, ächzte und ſtöhnte unter unſeren Schritten und die Spinnen jagten, aufgeſchreckt, an ihren Netzen empor zu dem Dachgebälk.

Oben war ein kleiner Ruheplatz, und eine maſſive Thür, die wie jene des Eingangs aus ſchrägen Holzplatten zuſammengefügt war, führte in den Turm.

Franz ſchloß auf und wir traten in ein geräumiges Gemach mit drei Fenſtern.

Es war hier kühler als draußen und die Luft war nicht ſo dumpf, als man erwartet hätte.

„Der Turm iſt trocken,“ ſagte Franz, nachdem er eine Weile die Luft prüfend eingeatmet hatte. „Meinen Sie nicht auch? — Ich könnte mir eigentlich weitere Unterſuchungen erſparen ... Aber nun wollen wir Licht machen.“

Er öffnete das nach dem Rhein zu gehende Fenſter, und dann trat er wieder zurück und ſah ſich in dem Zimmer um.

Dieſes war einfach, aber wohnlich eingerichtet. Eine hellbraune Tapete, die Decke weiß, der Fußboden ungeſtrichen, aber zum größten Teil mit bunten, holländiſchen Teppichen belegt. Vor einem ſchwarzen, mit zwei weißen Schutztüchelchen geſchmückten Lederſofa ſtand ein großer, viereckiger Tiſch, über dem eine weiße gehäkelte Decke hing, ein kleines Tiſchchen ſtand unter einem der Fenſter, ein großer, dunkler, altertümlicher Schrank an der Rückwand. Ein paar ſtark abgenutzte, aber bequeme Polſterſtühle, ein Spiegel und zwei Oeldrucke — Kaiſer und Papſt — vervollſtändigten das Mobiliar. Mit dem Stück nur von grünem Blattwerk durchbrochenen blauen Himmels im Fenſter, mit ſeinem hellen Licht und ſeiner friſchen, köſtlichen Luft machte das Zimmer trotz ſeiner einfachen Bürgerlichkeit einen erquickenden Eindruck.

Die nach rückwärts gelegene Wand war nur von Holz und offenbar neueren Urſprungs. Sie teilte das ganze Geſchoß in zwei Stuben, die kleinere derſelben, eigentlich nur eine ſchmale Kammer, war als Schlafraum eingerichtet.

Wir ſahen auch da hinein und dann traten wir abermals ans Fenſter und genoſſen ſchweigend das ſchöne Landſchaftsbild, den in der Sonne leuchtenden Strom, die grünen Ufer, die weißen Häuſer, die altertümlichen Giebel und Türme in der Ferne.

Nach einer Weile wandte ſich Franz wieder zu mir und ſeine Augen glänzten.

„Und nun, lieber Freund,“ ſagte er, „wollen wir's uns gemütlich machen.“

Er zog ſeine Zigarrentaſche hervor und bot ſie mir an. Dann rückte er zwei Stühle in die Fenſterniſche und wir ſetzten uns. Ein köſtliches Lüftchen wehte vom Waſſer her zu uns herüber.

„Es fehlt nur der Rheinwein,“ ſagte er lächelnd. „Ich vergaß, dafür zu ſorgen. Aber ich wette, der alte Remi ſchickt uns auch ohne Auftrag etwas von ſeinem Eigenbau heraus. Ich ſagte ihm, daß ich Sie zufällig getroffen und eine wichtige Unterredung mit Ihnen hätte. Damit wurde ich ihn los, aber ſeinen Wein wird er uns wohl nachſenden und der ſoll willkommen ſein ...“

Dann verfiel er in Nachdenken — ſah wieder durchs Fenſter — und immer mehr nahmen ſeine Züge einen verlorenen, träumeriſchen Ausdruck an. Sie intereſſierten mich jetzt mehr als die Reize der Landſchaft, und je länger ich das ſympathiſche blondbärtige Geſicht betrachtete, das die Spuren ſchwerer ſeeliſcher Leiden zeigte und doch von einer inneren Fröhlichkeit erfüllt ſchien, deſto lieber wurde es mir.

„Ein herrlicher Strom, unſer Rhein,“ begann er nach einer Weile wieder. „Aber er iſt es nicht, der mich ſo froh macht. Mein Herz iſt nicht hier. Ich will Ihnen davon erzählen. Wenn ich nur raſcher hinüber kommen könnte, nicht ſo viel Schmerzliches, Niederdrückendes wieder aufrühren müßte.“

Er war trauriger, ſchärfer geworden, ſeine Brauen zogen ſich düſter zuſammen, ein überraſchender Zug ätzender, verzehrender Bitterkeit erſchien in ſeinem Geſichte.

Er that ein paar raſche Züge aus ſeiner Zigarre und ſah finſter den blauen Rauchwölkchen zu, wie ſie mit dem Luftchen kämpften, das vom Waſſer heraufwehte. Dann aber flog plötzlich ein freudiges Licht über ſeine Züge und nun erzählte er.

⁂

„Es war an einem Sonntag,“ — ſo begann er — „ich war damals eben vierundzwanzig Jahre alt geworden. Wie verhängnisvoll dieſer Tag für mich werden ſollte, ahnte ich nicht. Als er zu Ende ging, war ich nur von dem ſüßeſten Zauber umfangen, den es gibt. Ich war zum erſtenmal in meinem Leben glücklich.

„Vielleicht entgegnen Sie mir, daß das übertrieben iſt. Mit vierundzwanzig Jahren zum erſtenmal glücklich! Wo bleibt da die Kinderzeit, in der die Seele noch ein unbeſchriebenes Blatt iſt?

„Aber die meine wurde eben ſchon frühzeitig beſchrieben. Ich hing mit leidenſchaftlicher Liebe an meiner Mutter — und meine Mutter war nicht glücklich. Als ich fünf Jahre alt war, wurde ſie mir entriſſen — ſie machte ihrem Leben gewaltſam ein Ende.

„In einer Geiſtestrübung, einem Anfall von Wahnſinn, hieß es. Heute aber glaube ich zu verſtehen, was ſie in die Verzweiflung trieb, in den Tod. Heute weiß ich, daß ſie ebenſowenig wahnſinnig war, wie ich es bin . . . obwohl man auch mir einmal das furchtbare Wort entgegengeſchleudert hat.

„Die Erinnerung an die arme Frau lag wie ein Schatten über meiner Jugend. Immer und immer ſah ich ihr ſchönes, blaſſes Geſicht — das rote Blut — die ſterbenden Augen, die noch im Erſtarren ſehnſüchtig, mitleidig auf mich gerichtet waren, als wollten ſie mich hinüberziehen in dieſe andere Welt.

„Dazu kam, daß ich die Liebe, die ich zu meiner Mutter empfunden habe, nicht auf meinen Vater übertragen konnte. Schon als Kind zog es mich nie zu ihm, und dann — je älter und verſtändiger ich wurde, deſto mehr drängte ſich zwiſchen uns. Die künſtleriſchen Neigungen erwachten frühzeitig in mir, er aber ſuchte ſie gewaltſam zu unterdrücken. Ich ſollte nicht einmal ſtudieren, wie er ſtudiert hatte, ich ſollte Kaufmann werden. Er war Juriſt — als er ſtarb, war er Amtsgerichtsrat — aber er grollte ſeinem Berufe und meinte, daß man nur als Kaufmann ſein Glück machen, zu einer glanzenden Exiſtenz gelangen könne. Kurz vor ſeinem Tode hatte er auch noch Unterhandlungen eingeleitet, die ihm eine leitende Stelle bei einem Börſenunternehmen ſicherten. Er war aber noch nicht um ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſt eingekommen, da raffte ihn eine Krankheit, an der er ſchon länger litt, plötzlich hinweg. Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt, Angeſtellter in einem Bankhauſe und — heimlicher Maler.

„Daß ich mit meinem Vater nicht ganz gebrochen, mich nicht auf eigene Füße geſtellt hatte, mag in meiner mehr paſſiven Natur liegen. Was mich an der Kunſt feſthalten ließ, war auch ganz und gar nur ein eigener Naturtrieb. Den Ehrgeiz, ein großer Maler zu werden, beſaß ich nicht, nicht einmal die Eitelkeit, ein ‚Künſtler‘ zu ſein. Es war nur eine gewiſſe leidenſchaftliche Empfänglichkeit für Stimmungseindrücke in mir und die Sehnſucht, dieſe Stimmungen in Farben zu verkörpern. Zeichnen hatte ich in der Realſchule gelernt — als Maler war ich aber ganz und gar Autodidakt. In der Schule wollte man von der Farbe nichts wiſſen und mich hatte es früher zu ihr gezogen als zum Stift. So malte ich eben heimlich und ohne Lehrer darauf los, und erſt als ich eine Stellung erhalten und damit ſelbſtändiger geworden war, näherte ich mich einem unſerer Künſtler und bat ihn um ſeinen Unterricht. Es war der einzige berühmte Meiſter, der in unſerer Stadt wohnte — Sie kennen ihn ja. Im Einverſtändnis mit ihm gab ich nach dem Tode meines Vaters meine Stellung auf und widmete mich ganz dem Studium der Malerei. Das war nun eine ſchöne Zeit, aber doch keine glückliche Zeit, denn ich geriet in der Folge mit dem Meiſter in Widerſpruch und — was noch ſchmerzlicher war — mit mir ſelber. Der Meiſter ſprach mir Talent zu, aber er verurteilte meine Richtung. Ihm war die Kunſt eine Widerſpiegelung des Schönen in der Natur und mir war ſie die Verkörperung meiner eigenen, von innen kommenden oder von außen angeregten Stimmungen. Und es iſt vielleicht bezeichnend für das Wirrſal unſerer Aeſthetik, daß man ihn einen Idealiſten und mich einen Realiſten nennen könnte, ebenſogut aber auch mich einen Idealiſten und ihn einen Realiſten. Doch das nur nebenbei. Heute weiß ich, daß es ſich hier eben nicht um verſchiedene ‚Anſichten‘, ſondern um verſchiedene Naturen handelte, und daß deshalb von einer Bekehrung — trotz meines guten Willens — keine Rede ſein konnte. Heftig, eigenſinnig, bis zur Grobheit ſchroff, wie der Meiſter war, kamen wir endlich ganz auseinander, und nun entſchloß ich mich, eine Akademie zu beſuchen, um dort, bei dem Zuſammenſtrömen ſo verſchiedenartiger Richtungen, Klarheit über mich ſelbſt zu gewinnen.

„Aber es kam nicht dazu — mein Leben erhielt plötzlich eine andere, entſcheidende Wendung.

„An jenem Sonntag hatte ich den Pinſel noch früher als gewöhnlich beiſeite gelegt, um meiner Liebhaberei, dem träumeriſchen Umherſchlendern zu frönen. Wenn ich ſo durch die Straßen bummelte oder mich in Feld und Wald erging, ſo war das nicht allein Vergnügen, Genuß für mich — es war die Hälfte meiner Arbeit. Eine ſeltſam durchleuchtete Straßenperſpektive, ein düſterer Hofraum mit wunderlichen Treppen, Gängen und Giebeln, wie ſie in unſeren alten Häuſern zu finden ſind, ein Stück Waldes, in deſſen Grün ſich die Sonnenſtrahlen verloren, eine Gruppe ſpielender Kinder, ein eigenartiges Menſchengeſicht — ſolche Bilder fand ich auf meinen Spaziergängen immer heraus und ſie erweckten meiſt eine Reihe dunkler Vorſtellungen in mir, die ich dann zu Hauſe in Farben nachſchuf oder vielmehr weiter träumte . . . Alſo wieder einmal hinaus in die alten Straßen — und dann aus dem kühlen Dunkel in das helle, goldene Licht, das über dem Fluß und den ſchwarzroten Steinbogen der alten Brücke liegt — hinüber in das ſonntägliche Getriebe der Ufervorſtadt — und dann auf einem der Zickzackwege durch die Gärten und Felder mit ihrem jungen Grün und ihrer ſchneeigen Kirſchenblüte hinauf zum Wald.

„Sie werden das Wirtshaus ‚zur Wanderraſt‘ ja kennen. Da kehrte ich ein und von hier aus nimmt meine Geſchichte ihren Ausgang.

„Der große Garten war, wie gewöhnlich an Sonntagen, ſtark beſetzt. Ich ſpähte lange vergeblich nach einem freien Plätzchen umher, bis ich endlich in der entfernteſten Ecke unter einer Gruppe ſchlanker weißer Birken einen iſolierten Tiſch entdeckte, an dem nur zwei Männer ſaßen. Das war etwas für mich und ich entſchloß mich um ſo raſcher, dort Platz zu nehmen, als auch der eine der beiden Männer mein Intereſſe eigentümlich erregt hatte.

„Dieſer Mann war eine Falſtaffgeſtalt, ſo köſtlich, daß man ihn ohne weiteres in eine alte, dämmrige Weinſtube hätte hineinmalen können. Ein prächtiger Kopf, ſchön und ſcharf geſchnitten, mit einer Adlernaſe, rollenden dunklen Augen und üppigem, bereits ergrautem Schnurr- und Knebelbart. Es lag etwas Majeſtätiſches in dieſen Zügen und zugleich eine gewiſſe Komik. Ohne die lackartige Röte auf Wangen und Naſe, ohne das Aufgedunſene des Geſichtes und mit einer ſchlankeren, edleren Geſtalt hätte der Mann ganz gut als Modell für einen ſchönen, alten Ritter dienen können. Aber auch ſo war er ein Modell und kaum ein weniger dankbares.

„Ich will übrigens gleich bemerken, daß ich ihn nie gemalt habe und daß ich ihn auch nie malen werde.

„Als ich den Tiſch erreicht hatte, fragte ich, ob es erlaubt ſei, Platz zu nehmen. Falſtaff nickte und ſein Genoſſe desgleichen. Was dieſen betrifft, ſo war er ein hageres Männchen mit rötlichem Vollbart, feuchten, ſchläfrigen Augen und einem gutmütigen, lächelnden Geſichtsausdruck. Er erwiderte meinen Gruß ſehr freundlich, während Falſtaffs Nicken majeſtätiſch, herablaſſend war.

„So verſchiedenartig dieſe beiden Männer erſchienen — die Verſchiedenheit wurde noch auffälliger, wenn ſie nebeneinander gingen. Dann ruhte Falſtaffs gewaltiger Kopf ſtolz und erhaben auf dem kurzen, dicken Halſe, ſeine breite, hochgewölbte Bruſt ſchnaufte wie ein Blaſebalg, ſein Schritt war ſchwer und würdevoll. Der andere dagegen mit ſeinem langen Halſe, ſeinem immer nach rechts hängenden, demütig geneigten Köpfchen, ſeinen ſchmalen, abfallenden Schultern und den dünnen Beinen ſchwankte an ſeiner Seite dahin wie ein kümmerlicher Schatten neben dem Bilde der Kraft und des Selbſtbewußtſeins.

„Doch einſtweilen ſitzen die beiden noch und ich ſitze nun auch. Ich rufe dem Kellner zu, ein Glas Bier zu bringen und dann — dann begegnen meine Augen denen des ſchönen, dicken Mannes.

„Er nickt mir wieder herablaſſend zu und ſagt nun mit einer volltönenden, kräftigen Baßſtimme: ‚Sie ſind gewiß Künſtler — was?‘

„‚Allerdings,‘ ſtammle ich — nicht wenig erſtaunt über den Scharfblick meines Gegenübers.

„‚Wie Sie mich da vorhin angeſehen haben,‘ fährt er fort, ‚dachte ich mir's gleich. So ſehen mich immer die Künſtler an. Als neulich der junge Herr von Katz zu uns kam, um meine Frau zu holen, da ſah er mich auch ſo an. ‚Herr Buntzel,‘ ſagte er, ‚Ihren Kopf muß ich modellieren.‘ Aber das ſteckt bei uns in der Familie und ich möchte darauf wetten, daß wir eigentlich Bunzelli heißen. Der Teufel mag wiſſen, wie das ‚I‘ verloren gegangen iſt. Sind Sie auch Bildhauer, Herr — Herr ... Ich heiße Buntzel und das iſt mein Schwager Pilz —‘

„Ich verſtand die Aufforderung und nannte meinen Namen.

„‚Ei der Tauſend,‘ erwiderte Herr Buntzel, lebhafter werdend, ‚da ſind Sie vielleicht gar verwandt mit dem verſtorbenen Rat?‘

„‚Allerdings,‘ entgegnete ich. ‚Ich bin ſein Sohn.‘

„‚Sein Sohn! Na, wenn Sie auch ſo ein verf - Verzeihen Sie. 's iſt nicht bös gemeint. Aber ein verflucht geſcheiter Herr war Ihr Herr Vater — hab' ich recht, Pilz, oder nicht?‘

„Schwager Pilz nickte zuſtimmend und ich fragte, ob Herr Buntzel meinen Vater gekannt habe.

„‚Perſönlich nicht,‘ erwiderte er. ‚Aber meine Frau kennt eine Dame, mit der Ihr Herr Vater zu thun hatte. In Geldangelegenheiten — er machte ja auch Geſchäfte — und was mir meine Frau erzählt hat -- ein verflucht geſcheiter Herr muß er geweſen ſein. Das war ein Staatsſtreich, wie er die Alte herumgekriegt hat.‘

„Die Wendung, welche das Geſpräch genommen hatte, wurde mir immer peinlicher und ich war ſchon entſchloſſen, mein Glas zu leeren und den Herren adieu zu ſagen. Aber plötzlich wurde meine Aufmerkſamkeit in einer Weiſe gefeſſelt, daß ich an nichts weniger mehr dachte, als an Flucht.

„Der Tiſch, an dem wir ſaßen, ſtand in der Nähe der Vogelbeerhecke, welche den Garten vom Walde trennt. Eine kleine Staketenthür unterbricht hier den mannshohen Zaun, und vor dieſer Thür erſchienen plötzlich drei weibliche Geſtalten.

„Voran ein junges Mädchen und zwei ältere Frauen dahinter.

„Ich hatte ſie kaum erblickt, als ich auch ſchon wußte, daß ſie zur Verwandtſchaft des Herrn Buntzel gehörten.

„Eine der Frauen, eine üppige, ſtarke Perſon mittlerer Größe, zeigte fremde Geſichtszüge. Aber die andere war Herr Buntzel ins Weibliche überſetzt und zugleich ins Hagere, Scharfe, Kränkliche. Und das Mädchen ...

„Das Mädchen, lieber Freund . . Vielleicht hat Herr Buntzel recht gehabt und die Familie hieß vorzeiten Bunzelli. Oder vielleicht hat er ſich doch getäuſcht. Die Schönheit des Mädchens war eine fremdartige, ſüdliche. Und doch auch wieder nicht. Es war der italieniſche Typus, aber dabei etwas Zartes, Liebliches, Gretchenhaftes, wie ich es auf den Bildern italieniſcher Meiſter nie gefunden habe. Das Geſicht ein ſchmales, madonnenhaftes Oval, die Naſe ſchlank und leicht gebogen, unter den ſchön gewölbten ſchwarzen Brauen große, ſanfte, dunkelbraune Augen. Die Farbe jener goldige, ſüdliche Ton mit dem Hauch der Pfirſiche auf den Wangen, das Haar nicht tiefſchwarz, aber dafür ſeidig, weich und üppig, über der Stirn zu loſen Löckchen gekräuſelt, die Geſtalt ſchlank und biegſam und trotz der Jugend des Mädchens von anmutiger Fülle. Das zarte, faſt ſpitze Kinn, der ſanfte Blick des Auges, die feinen, etwas ſchmalen Lippen, das kindliche Lächeln und die Grübchen, die dabei in ihren Wangen erſchienen — das alles ſänftigte die fremde Schönheit, ohne ihren eigentümlichen Reiz zu zerſtören. Ja, ſie erhöhte ihn ſogar — für mich wenigſtens, der ohne den lieblichen, anmutenden, ins Herz dringenden Zug kaum ſo raſch Feuer gefangen hätte, als es geſchah.

„Suſanne! ... Ich weiß nicht, ob meine Worte im ſtande ſind, Ihnen begreiflich zu machen, daß es ſo raſch kommen mußte. Schon als ſie ſich über die kleine Staketenthür herüberneigte, in ihrem weißen Muſſelinkleid, das Strohhütchen mit dem Kranz roter Mohnblüten noch in dem üppigen dunklen Haar, mit ihrem kindlichen Nicken, dem fröhlichen Lächeln, dem ſanften Unſchuldsblick ihrer dunklen Augen — ſchon da kam es beklemmend, ſeltſam über mich — eine ſolche Wärme — und ein ſo merkwürdiges Bangen . . . aber wie lieb war ſie auch, wie lieb und wie ſchön! Und dann flog ſie herein, grüßte mich, ohne Verlegenheit zu zeigen, während mir das Blut ins Geſicht ſchoß, ſetzte ſich mir gegenüber neben die beiden Männer, plauderte, that einen herzhaften Zug aus dem Glaſe Herrn Buntzels und plauderte wieder — und ich, ich ſaß da wie ſtumm, antwortete weder Herrn Buntzel noch den Frauen etwas Vernünftiges, ſah nur immer ſie an und immer nur ſie. Nie noch hatte ich ein ſo weiches Samtbraun der Augen gefunden, einen ſo ſanftglänzenden, unſchuldigen Blick. Und dieſes Lächeln, dieſe blinkenden weißen Puppenzähne, dieſe Grübchen in den Wangen! Das Strohhütchen hatte ſie abgeworfen und das reiche Haar quoll nun etwas wirr an den Schläfen hervor — was für roſige, kleine

Ohren hatte ſie! Und dieſer Hals, dieſe Bruſt, der das knappe Kleidchen zu enge wurde, dieſe ſchönen Arme, die beſtändig in Bewegung waren und bei jeder Wendung die liebliche Geſtalt nur reizender erſcheinen ließen! Ich ſehe das alles wieder vor mir, und wenn ich ſeitdem auch um ein Menſchenalter weiſer geworden bin — es würde mir heute wohl auch nicht anders gehen als damals. Ich verſank immer tiefer in dieſen ſeligen Rauſch, immer tiefer und tiefer und tiefer. Und als etwa eine Stunde ſpäter Frau Buntzel zum Aufbruch kommandierte, da ging es wie ein Meſſer durch mein Herz. Ich wußte jetzt, daß ich das Mädchen nicht mehr laſſen konnte.

„Uebrigens folgte auf die Wunde ſofort der Balſam, da Herr Buntzel mich einlud, die Geſellſchaft auf dem Rückweg zu begleiten, eine Einladung, die ich natürlich dankbar annahm.

„Aber nun muß ich Ihnen doch auch ſagen, mit wem wir es eigentlich zu thun haben. Suſanne war die Tochter des Herrn Pilz, die hagere, kränkliche Frau, Herrn Buntzels Schweſter, war ihre Mutter. Die zweite der älteren Damen, auf deren ſtarke, üppige Geſtalt ich ſchon hingewieſen habe, war die Gemahlin des Herrn Buntzel. Im Lauf der Unterhaltung hatte ich erfahren, daß ſie Krankenpflegerin war und ſich als ſolche namentlich mit Maſſage beſchäftigte. Was Herrn Pilz betrifft, ſo war einmal die Rede von der Zeit, da er noch ‚ins Bureau‘ ging, welchen Beruf Herr Buntzel hatte, kam nicht zur Sprache. Von Suſanne erfuhr ich noch, daß ſie im vergangenen Winter ihren ſiebzehnten Geburtstag gefeiert hatte und daß ſie jetzt in einem bekannten Modegeſchäft das Kleidermachen lernte.

„Als wir den Wirtshausgarten verließen, trat Herr Buntzel zu mir und fragte mich, ob ich mit John Breitenſtein bekannt ſei.

„‚John Breitenſtein — wer iſt das?‘ fragte ich verwundert.

„‚Was?‘ brauſte mich Herr Buntzel an. ‚Sie kennen nicht einmal ſeinen Namen? Aber die ‚Chronik für Kunſt und Leben‘ werden Sie doch kennen?‘

„Ja, die kannte ich allerdings. Sie kennen dieſes Wochenblättchen ja gewiß auch. Daß der Herausgeber des Blättchens John Breitenſtein hieß, davon wußte ich aber nichts.

„‚Sonderbar,‘ ſagte Herr Buntzel. ‚Sie ſind doch ein gebildeter Mann und kennen einen ſolchen Schriftſteller nicht. Sie ſollten nur einmal ſein Arbeitszimmer ſehen!‘

„‚Ich leſe nicht viel Zeitungen,‘ erwiderte ich entſchuldigend. ‚Auch habe ich nur wenig Verkehr.‘

„‚Das ſollte aber nicht ſein. Ein Künſtler braucht ſeine Verbindungen wie jeder Menſch. Was machen Sie denn mit Ihren Bildern, wenn Sie ſich nicht um Rezenſionen kümmern und keinen Verkehr haben?‘

„‚Ich habe bis jetzt an den Abſatz meiner Bilder kaum gedacht. Ich bin ja auch noch jung und es lag mir wohl näher, ans Lernen zu denken als ans Verkaufen.‘

„‚Nun ja. Sie haben's nicht nötig. Aber je mehr man hat, deſto beſſer iſt's doch — nicht? Man muß alles bezahlen, warum ſoll man ſich ſein Talent nicht bezahlen laſſen? Was malen Sie denn eigentlich?‘

„In dieſem Augenblick hörte ich die Stimme Suſannes. Es war eine Art Hilferuf und als ich mich umwandte, ſah ich das Mädchen mit komiſcher Verzweiflung nach uns herüberblicken.

„Wir ſtanden am Waldrand und da hatte ſie über einer Hecke ein paar wilde Roſen gewahrt. Eine derſelben hatte ſie bereits gepflückt, nun aber hielten ſie die Dornen feſt, und ſie war vergebens bemüht, ſich los zu machen.

„Auch die Frauen hatten ſich umgewandt und die Mutter rief nun unmutig: ‚Aber Sannchen!‘

„‚Sei doch nicht ſo kindiſch!‘ ergänzte Frau Buntzel, während Herr Pilz wohlgefällig lächelte und Herr Buntzel nur ſchnaufend ſtillſtand.

„Ich aber hatte die heikle Lage des Mädchens kaum bemerkt, als ich auch ſchon zu ihr eilte.

„‚Bleiben Sie nur ganz ruhig,‘ ſagte ich, und dann ſuchte ich die Dornen vorſichtig von dem weißen Kleide zu löſen. Sie hielten ihre Arme feſt, ihren Nacken, ihre Bruſt, und ein Zweig hatte ſich ſogar an ihr Haar gekettet. Immer ſchwieriger wurde die Arbeit, immer länger brauchte ich zur Beſeitigung eines der Dornen. Aber meine Hände zitterten ja auch immer ſtärker, die Unruhe in mir wuchs immer mehr, ihr Lächeln, der warme Atem ihrer Lippen betäubten mich. Als ſie endlich wieder frei war und mir dankend zunickte, da tobte ein Sturm in mir, daß ich nahe daran war, ſie in meine Arme zu ſchließen und abzuküſſen.

„Aber ich bezwang mich und nun ſchritten wir weiter.

„Die übrigen hatten ihren Weg bereits fortgeſetzt, die zwei Frauen voran, Herr Pilz und Herr Buntzel im Geſpräch hinter ihnen. Ihre Stimmen tönten nur mehr leiſe zu uns herüber, ihre Geſtalten waren kleiner geworden.

„Langſam folgten wir ihnen, während Suſanne die erbeutete Roſe an ihrer Bruſt befeſtigte.

„Ich war keines Wortes fähig, ich wagte nicht einmal, ſie anzuſehen.

„In ſanfter Windung zog ſich der Weg am Waldrand dahin, neben uns ſäuſelte der Abendwind in dem jungen Laub der Birken, zur Rechten ſenkten ſich die Felder leiſe abwärts nach dem Schnee der Kirſchenblüte und der Stadt in der Ferne. Ein wunderſam mildes, goldiges Licht ſchwebte über dem faſt eben dahinführenden Pfad, der Himmel war blau und die Luft ſo lau und lind, voll ſüßen Duftes. Bisweilen ſummte ein Käfer über den Weg oder ein bunter Falter flog vorbei, ein Kuckuck rief aus dem Holz und die wilden Tauben girrten. Und dann ſang plötzlich ein Vogel, den ich nicht zu nennen weiß, ein paar Töne, die mir die Bruſt ſo mit Wonne erfüllten, daß ich ſtehen blieb, meine Hände faltete und tiefaufatmend, zitternd ihren Namen ſprach.

„Nun blieb auch ſie ſtehen und ſah mich an, ohne Verwirrung, aber nicht ohne Verwunderung.

„Ihre Hände waren noch immer mit der Roſe beſchäftigt geweſen — jetzt ließ ſie die Arme ſinken. Und ich, meiner Sinne nicht mehr mächtig, ich faßte dieſe Hände und zog ſie fiebernd, ſtürmiſch an meine Lippen.

„‚Mein Gott — was thun Sie!‘ rief ſie aus, aber auch in ihrer Stimme war jetzt mehr Verwunderung als Verwirrung. Ich ſah ihr in die Augen und dann überfiel mich eine tiefe Traurigkeit und ich ließ ihre Hände wieder los.

„‚Wir wollen ſchneller gehen,‘ ſagte ſie jetzt, ‚wir bleiben ja immer mehr zurück. Kommen Sie — ja?‘

„Sie wandte ihr Geſicht wieder ein wenig zu mir und lächelte mich an.

„So fröhlich, ſo gut!

„Und wie reizend es ihr ſtand, dieſes Lächeln! Dieſes plötzliche Blinken der kleinen Zähne und dieſe beiden Grübchen!

„Solang' ich lebe, werd' ich dieſes Lächeln fühlen.

„Es war wieder eine Wonne ohnegleichen in mir.

„Und nun flog ſie voran und ich folgte ihr. Jetzt blieben auch die Verwandten ſtehen und ſahen ſich nach uns um. Wie unvorſichtig war ich geweſen! Aber erfahren mußten ſie's ja doch bald — Suſanne mußte mein ſein — ſie mußte mein Weib werden!

„Kaum eine Minute ſpäter waren wir wieder alle beiſammen, und nun erkundigte ſich Frau Pilz, ob Sannchens Kleid keinen Schaden genommen habe. Sie trat dann zu ihr und ſtellte eine weitläufige Unterſuchung an, und währenddeſſen wandte ſich Herr Buntzel, nachdem er mit der ihm eigentümlichen Würde ſeinen Arm erhoben und meinen Weſtenknopf gefaßt hatte, zu mir.

„‚Hören Sie, Verehrteſter,‘ ſagte er, ‚Sie ſind doch auch ein gebildeter Mann. Die ‚Memme‘ . . . Ach ſo. Na — ein für allemal: Die ‚Memme‘, das iſt meine Frau. Wir nennen ſie ſo, weil das Sannchen ſie ſo genannt hat. ‚Mamma‘, die Mutter und ‚Memme‘, die Tante. Alſo die ‚Memme‘ wird neulich wieder einmal zur Frau von Katz gerufen. Schwer Geld die Katz und wenn die ‚Memme‘ dort war, kommt ſie nie anders zurück als mit einem Kleid, oder einem Hut oder einem Korb voll feiner Wäſche. Da hat nun der junge Herr von Katz, der eine Paſſion fürs Modellieren hat, ſeiner Mutter von mir erzählt, und die empfing die ‚Memme‘ gleich damit: Hören Sie, Buntzel, iſt's wahr, daß Sie einen ſo ſchönen Mann haben? Nun ſchwätzte die ‚Memme‘ von unſerem Familienzug, von meiner Mutter ſelig, die ſie auch noch gekannt hat, von meiner Schweſter und von dem Sannchen. Da kommt der junge Herr von Katz dazu und wie er von dem Sannchen hört, kriegt er Luſt, ſie zu modellieren und fragt die ‚Memme‘, ob ſie's erlaubt. Die ſagt, daß ſie darüber reden wolle — aber ſehen Sie — wir ſind gebildete Leute — und wenn die Kundſchaft auch gut iſt — es geht mir doch wider den Strich! Sie, Verehrteſter, ſind auch ein gebildeter Mann und Sie ſind überdies ein Maler. Was halten Sie vom Modellſtehen im allgemeinen und in dieſem beſonderen Falle?‘

„‚Sprich doch lieber die Wahrheit, Buntzel,‘ fiel hier die ‚Memme‘ ein. Und dann, ſich zu mir wendend, fuhr ſie fort: ‚Sie müſſen nämlich wiſſen, mein Alter iſt ein wenig eitel auf ſeine Schönheit . . . Na, na . . . es iſt nicht bös gemeint . . . Du haſt ja ſonſt ſo viele Vorzüge, daß man den einen Fehler ſchon ſagen darf . . . Und ſehen Sie, er hat ſchon geglaubt, der junge Herr von Katz will ihn modellieren. Wie ich dann ſagte, daß er das Sannchen haben wolle, da iſt er gleich wild geworden und hat über den jungen Herrn von Katz geredet, wie's der junge Herr nicht verdient.‘

„‚Ach papperlapapp!‘ fuhr nun Herr Buntzel auf, ‚ich weiß, was ich weiß. Und ob mich der Herr von Katz in Marmor haut oder nicht, deswegen wird mir mein Eſſen nicht ſchlechter ſchmecken.‘

„Dann faßte er mich wieder am Weſtenknopf und fuhr fort: ‚Wenn Sie ein Kind hätten wie das Sannchen, Verehrteſter . . . und das Sannchen iſt ſo viel wie unſer Kind, es kriegt auch von uns die Ausſteuer . . . ſagen Sie, ob Sie das Kind Modell ſtehen laſſen würden? Und ſind die Millionäre nicht einer wie der andere, ob ſie jetzt ‚von Katz‘ heißen oder nicht ‚von Katz‘ —? Na, Sie verſtehen mich — ehrlich meinen's dieſe reichen Leute nie mit uns — hab' ich recht oder nicht? Was meinen Sie?‘

„Unwillkürlich faßte ich die Hand Herrn Buntzels und drückte ſie.

„‚An Ihrer Stelle,‘ ſagte ich, ‚würde ich Fräulein Suſanne auch nicht als Modell hergeben.‘

„‚Na, da haſt du's, Memme,‘ wandte er ſich nun zu der Frau, und jetzt ſchoß mir das Blut heftig ins Geſicht, denn ich ſah, daß dieſe mich mit einem merkwürdig forſchenden Blick betrachtete.

„Aber ſie ſchien gar nicht bös zu ſein. Sie ſeufzte nur und ſagte: ‚Vielleicht haſt du recht, Buntzel. Es war ja auch nur ſo eine Anſicht von mir.‘

„Dann ſah ſie ſich nach ihrer Schwägerin um, die noch immer an Suſannes Kleid hantierte.

„‚Seid ihr noch nicht fertig? Was gibt's denn?‘

„‚Ach, das Kind, das Kind!‘ erwiderte die Frau. ‚Natürlich hat ſie einen Riß. Aber ich kann ſie doch nicht ſo gehen laſſen und ich hab' nur eine einzige Stecknadel . . . So, jetzt wird's gut ſein.‘

„‚Kehren wir im ‚Felſenkeller‘ ein oder bei der ‚Schifferluſt‘?‘ wandte ſich inzwiſchen Herr Buntzel an ſeinen Schwager.

„‚Wie du meinſt, Schwager,‘ erwiderte Herr Pilz mit ſeinem wohlgefälligen, beſcheidenen Lächeln.

„Nun faßte Herr Buntzel wieder meinen Weſtenknopf.

„‚Ziehen Sie Wein vor oder Bier, Verehrteſter?‘ fragte er.

„‚Sie werden doch nicht nach mir —‘ ſtammelte ich.

„‚Ach, papperlapapp, Sie ſind unſer Gaſt,‘ unterbrach er mich. ‚Ich denke, wir trinken noch ein Glas Wein. Alſo zur ‚Schifferluſt‘! Da wollen wir den Lehmkautenweg hinuntergehen — das iſt am nächſten.‘

„Wir ſchritten nun noch ein kurzes Stück den Waldſaum entlang und dann ging es abwärts. Leider blieb Suſanne rückwärts neben ihrer Mutter und Herr Buntzel ließ mich nicht los. Mir war ſeltſam zu Mute und es war faſt ebenſoviel Traurigkeit in mir wie Wonne. Was Herr Buntzel ſprach, hörte ich nur halb, und meine Gedanken ſchweiften beſtändig in die Zukunft. Heiraten! Ich hatte noch nie, auch nicht einen Augenblick daran gedacht. Nächſte Woche wollte ich fort — nach München — auf die Akademie. Aber ich konnte das Mädchen nicht laſſen, ich konnte nicht! Nur der Gedanke an Trennung erfüllte mich ſchon mit einer verzehrenden Sehnſucht, und plötzlich war es wieder wie ein Rauſch in mir, das glühte und bebte und pochte, vor meinen Augen begann alles zu ſchwanken — nein, nein, nein, ſie mußte mein Weib werden! Heiraten! Aber wenn Suſanne doch nein ſagte? Oder die Eltern? Es war ein qualvoller Zuſtand voll nagender Zweifel, voll widerſtreitender Gefühle. Und dann ſah ich plötzlich wie ein Traumbild die liebliche Geſtalt, all den ſüßen Reiz, den ich faſt ſchon umfangen hatte und der Rauſch war wieder da, die Seligkeit, das Glück!

„So kamen wir hinunter in die Vorſtadt. Was Herr Buntzel geſprochen, was ich geantwortet, ich weiß es nicht mehr. Ich ſchritt teilnahmlos, wie ein Nachtwandler an ſeiner Seite dahin, und er muß es wohl auch gemerkt haben. Denn als er endlich ſchnaufend ſtehen blieb und mich wieder am Weſtenknopf faßte, ſagte er gutmütig, freundſchaftlich, aber mit dem Ernſt und der Würde, die ihn nie verließen: ‚Ein Glas Wein wird Ihnen gut thun, Verehrteſter. Und in der ‚Schifferluſt‘ gibt es einen feinen Tropfen.‘

„Dann reichte er mir die Hand und ſchüttelte ſie herzlich.

„Nun kamen die andern heran und meine Augen ſuchten Suſanne. Und jetzt ſchien ſie verwirrt zu ſein, ſie wurde rot und wandte ihren Blick ſchnell ab von mir.

„In der ‚Schifferluſt‘ war es auch wieder recht voll. Der Garten enthält ja gewiß mehr als hundert Tiſche, aber leer war kein einziger und wir waren ſechs Perſonen. Einer der Kellner jedoch, der Herrn Buntzel zu kennen ſchien, übernahm die Führerſchaft und ſo fanden wir ſchnell Platz. Es war ſogar einer der ſchönſten Tiſche, ganz am Rande der Terraſſe, unmittelbar über dem Fluß. Für meinen Geſchmack hatte er allerdings den Fehler, daß bereits eine andere Geſellſchaft dort ſaß, aber die Familie Buntzel ſchien daran keinen Anſtoß zu nehmen. Herr Buntzel ſelbſt legte ſich deshalb nicht die geringſte Zurückhaltung auf, und als wir dann ins Geſpräch kamen, bemühte er ſich nicht im mindeſten, ſeinen dröhnenden Baß zu mäßigen.

„Es fügte ſich ſo, daß ich neben Suſanne zu ſitzen kam, und da am unteren Ende des länglichen, mit zwei Bänken verſehenen Tiſches ſieben Perſonen Platz genommen hatten, mußten wir recht eng nebeneinander ſitzen. Unſere Arme berührten ſich und bisweilen kam ihr Geſicht mir ſo nahe — ſo nahe, daß das verzehrende Feuer mir oft genug die Beſinnung zu rauben drohte. Dann empfand ich die Nähe der andern wie einen Schmerz und die Blicke der fremden Geſellſchaft wie eine Beleidigung, einen nagenden Schimpf. Trotz Suſanne wäre ich am liebſten aufgeſtanden und fortgelaufen. Sie dagegen fühlte ſich offenbar gar nicht geniert. Sie war munter und guter Dinge und tauchte fleißig ihren Zwieback in das große Glas mit Waſſer und Zucker vermengten Weins, das ihr Frau Buntzel bereitet hatte. Dazwiſchen ſah ſie auch wiederholt neugierig nach den fremden Herren hinüber, die ſie begafften. Sie wurde nicht verlegen und ebenſo kalt blieb ſie, wenn ihr Körper den meinen berührte. Nur wenn ſich unſere Augen begegneten, kam etwas wie Verwirrung über ſie und eine jähe Röte ſchoß in ihre Wangen. Dann ſah ſie ſchnell weg — ſtets nach der Mutter hinüber.

„Das Geſpräch ging zuerſt eine Weile über alles mögliche hin und her. Am meiſten ſprach Herr Buntzel, am wenigſten Herr Pilz, der immer nur lächelte. Das Glas führten beide recht eifrig an den Mund, aber die Wirkung davon war bei jedem eine andere. Die Augen des Herrn Pilz wurden immer ſchläfriger und die des Herrn Buntzel rollten immer wilder. Endlich — wir ſaßen gewiß ſchon länger als eine halbe Stunde ſo da — erhob Herr Buntzel plötzlich ſein Glas und zugleich dröhnte ſein Baß noch würdevoller als gewöhnlich.

„‚Es lebe die Kunſt!‘ rief er, zu mir herüberblickend und wir ſtießen an.

„‚Die Kunſt,‘ fuhr er dann fort, ‚hat mir immer am meiſten Achtung eingeflößt. Reſpelt vor der Kunſt! In unſerer Zeit kann man ſich faſt nur mit der Kunſt aus geringem Stand zu Reichtum und Anſehen erheben.‘

„Als Herr Buntzel ſo ſprach, fiel mir mein Vater ein. Was für ein ſeltſamer Gegenſatz! Mein Vater hatte nichts mehr verachtet als die Kunſt, und mit ganz ähnlichen Worten hatte er ſich wiederholt geäußert, daß man nur als Kaufmann in unſerer Zeit zu Reichtum und Anſehen gelangen könne.

„Die Worte Herrn Buntzels thaten mir merkwürdig wohl und doch war etwas in mir, was ihm widerſprach, was meinem Vater recht gab.

„‚Auch mir erſcheint die Kunſt als der höchſte Beruf,‘ erwiderte ich. ‚Aber Reichtum und Anſehen erringt man doch nur ſehr ſchwer mit ihr.‘

„Herr Buntzel ſchüttelte den Kopf.

„‚Ach, papperlapapp! Man muß es nur auch anzupacken wiſſen. Sehen Sie John Breitenſtein an. Was der für ein Haus macht, was der für einen Reſpekt genießt! Und womit bringt man es ſonſt noch zu was? Mit dem Handwerk? Ich bin gelernter Mechaniker, ich war ein geſchickter Arbeiter und blieb doch ein armer Teufel. Oder mit dem Handel? Ich hab' es auch damit verſucht und es war wieder nichts. Mit dem Studium? Da ſehen Sie ſich meinen Schwager Pilz an. Der war auf Univerſitäten und jetzt lebt er von uns. Was bin ich, was iſt er? Nichts ſind wir beide und wenn die ‚Memme‘ nicht wär' —‘

„Er ſchlang ſeinen Arm zärtlich um die Schultern ſeiner Frau und fuhr dann fort, ohne die abwehrenden Zeichen, die ſie ihm machte, zu berückſichtigen: ‚Nein, verhungert wären wir ohne die ‚Memme‘ wohl auch nicht, aber recht traurige Kerle wären wir. Die ‚Memme‘ verdient oft an einem Tag mehr, als wir beide zuſammen in einem Monat verdienen könnten. Der Wahrheit die Ehre! Ich verachte mich deswegen nicht, ich weiß recht gut, was ich bin. Und wenn ich mich von meinem Weib füttern laſſen muß —‘

„‚Buntzel,‘ fiel ihm die Frau ins Wort, ‚ſei ruhig. . . . Wenn er Wein trinkt, wird er immer ſo. . . . Wir wiſſen ja alle, Buntzel, was in dir ſteckt.‘

„‚Ihr wißt es?‘ fuhr er auf. ‚Was wißt ihr? Was wißt ihr. Gar nichts wißt ihr. Mit meinem Baß könnt' ich heute zehntauſend Mark Gage haben, wenn man mich als jungen Kerl dazu angeleitet hätte. Und wenn ich früher aufs Schreiben gekommen wäre, dann könnt' ich's jetzt gerad ſo haben, wie der John Breitenſtein. Ich weiß, wie man's macht, aber es iſt zu ſpät. Jetzt kann ich noch leſen, aber nicht mehr ſchreiben und ſingen. Mein Leben iſt verpfuſcht, wenn ich auch weiß, was ich bin.‘

„Wir waren alle verlegen geworden, ſelbſt Herr Pilz lächelte nicht mehr.

„‚Buntzel,‘ ſagte die Frau wieder, ‚ſei ruhig. Es fehlt dir doch nichts. Es geht dir doch nichts ab.‘

„‚Ich bin ein ehrlicher Kerl,‘ erwiderte er, ‚und deswegen verdrießt mich's. Sie ſind auch ein ehrlicher Kerl,‘ wandte er ſich dann zu mir, ‚und an Ihnen iſt auch etwas, ich hab's Ihnen gleich angeſehen. Und wiſſen Sie, daß es unter dieſer gemeinen Bande Kerls gibt, die über unſereinen lachen? Sie haben meinen Kopf bewundert — das hab' ich gleich bemerkt — aber es gibt auch Laffen, die über mich ſpötteln, weil ich kein Dutzendgeſicht habe wie ſie. Die Peſt über das Pack!‘

„Er griff nach ſeinem Glaſe und leerte es in einem Zug.

„‚Kellner, zahlen!‘ rief er dann ſo laut und dröhnend, daß alles ſich nach unſerem Tiſche umwandte.

„Der Kellner ſtürzte herbei — er war ganz atemlos, als er endlich vor uns ſtand.

„Herr Buntzel ließ die Rechnung machen und als er bezahlt hatte, legte er eine Mark Trinkgeld auf den Tiſch.

„Dann erhob er ſich mit ſeiner ganzen Würde — ſeine Augen rollten noch immer.

„‚Miſerables Pack,‘ brummte er leiſe vor ſich hin.

„Der Kellner verneigte ſich faſt bis zur Erde und wir gingen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Ausſpruch Carlyles.

Zeige mir den Mann, den du ehrſt, und ich werde beurteilen können, was ich von dir ſelbſt zu halten habe.

Schlafende Pflanzen.

Von

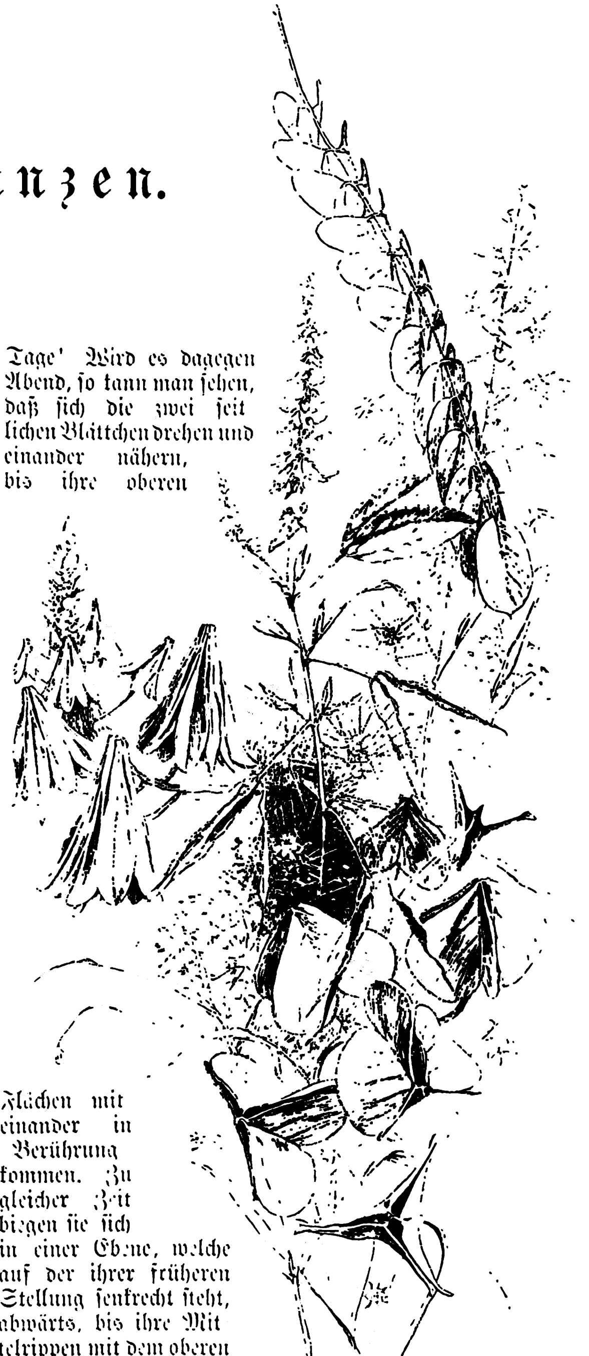
W. Willy.

Das Tagesgeſtirn hat Abſchied genommen; die Gluten, die ſich bei ſeinem letzten Gruß über das Firmament ergoſſen, verblaſſen und bald ſenken die Schatten der Nacht ſich herab auf die müde Erde. Auch der Mehrzahl der Lebeweſen bedeutet das Nahen der Nacht die erſehnte Ruhe; wohl klingt vom nahen Wald herüber der Ruf des Käuzchens, wohl lärmen im benachbarten Weiher die Fröſche die halbe Nacht hindurch und geſpenſtiſchen Fluges huſchen Fledermäuſe dahin oder fliegen Nachtſchmetterlinge dem Lichte zu, aber das Gros der Tierwelt ſcheint uns zur Rüſte gegangen zu ſein; wir vermiſſen die Schar der bunten Tagesſchmetterlinge, die Singvögel ſind verſtummt und haben ſich aufgeſetzt und die wohlthuende Stille, die an Stelle des Lärmes des Tages getreten iſt, täuſcht uns vielleicht mehr, als es thatſächlich der Fall iſt, eine allgemeine Ruhe vor, welche alles was lebt umfangen hält. Selbſt auf die Vegetation ſcheint ſich dieſe Ruhe zu erſtrecken, ſelbſt die Pflanzen ſcheinen uns, wenn wir ſie nächtlicher Weile beſuchen, mit dem Scheiden des Tages ſchlafen gegangen. Dürfen wir denn auch von einem Schlaf der Pflanzen ſprechen? Ruhen auch ſie aus von den Mühen des Tages, iſt auch für ſie die Nachtzeit eine Zeit teilweiſer Erſchlaffung? Die neuere Forſchung lehrt, daß die mannigfachen Veränderungen in der Erſcheinung, die wir bei vielen Pflanzen während der Nacht ſehen, kein Zuſtand der Erſchlaffung iſt, im Gegenteil, daß komplizierte Vorgänge gerade in der ſcheinbaren Ruhezeit ſich geltend machen, aber wir werden es dem Volksglauben und den Dichtern nicht verübeln, wenn es ihnen ein ſympathiſcher Gedanke erſcheint, in die Ruhe der Nacht auch die Pflanzen eingeſchloſſen zu ſehen, auch ſie „ſchlafen gehen“ zu laſſen.

Es ſchweigt der Wald, es ſchweigt das Thal,
Die Vöglein ſchweigen allzumal;
Sogar die Blume nicket ein
Und ſchlummert bis zum Tag hinein

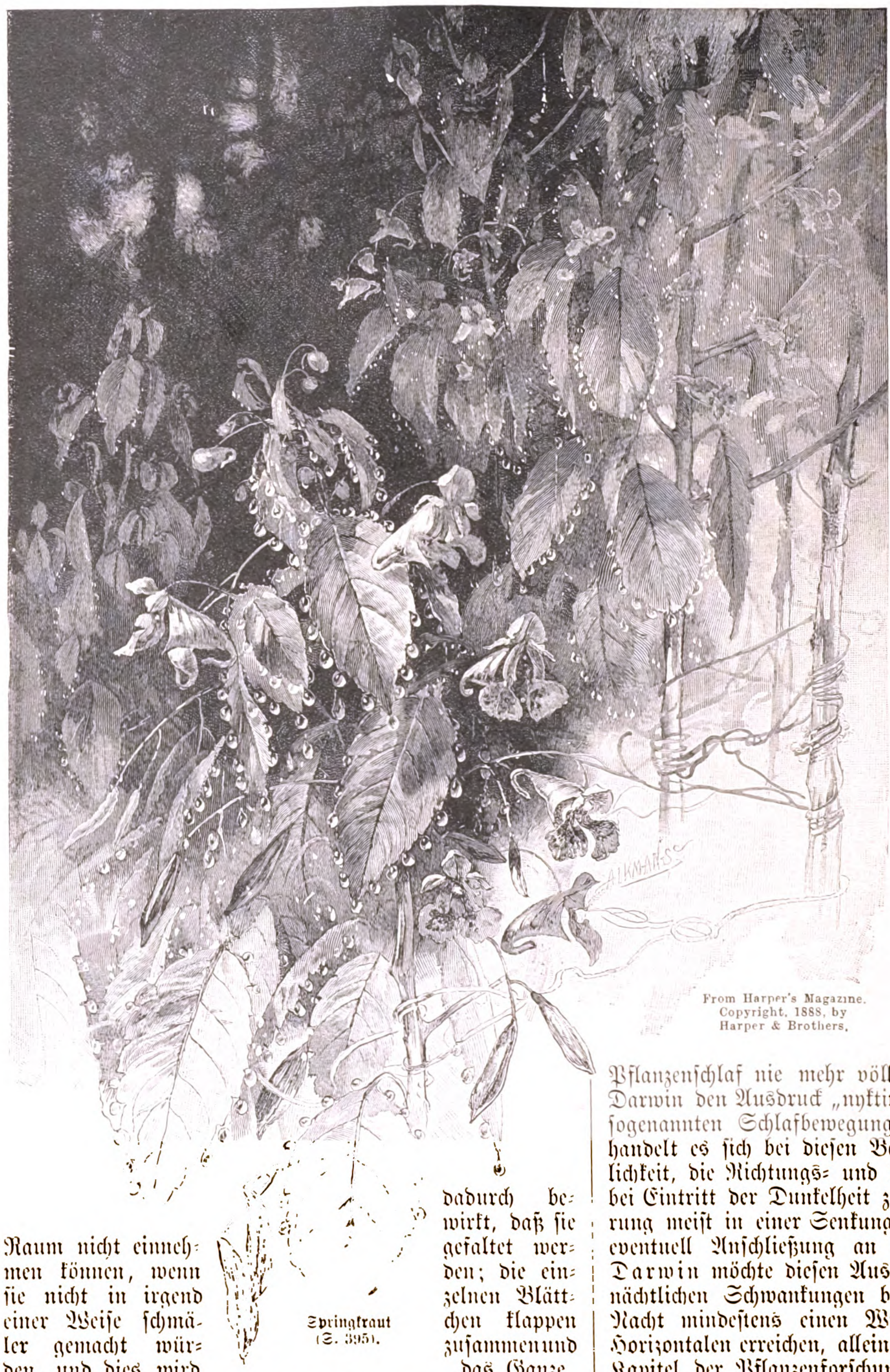
ſingt Hoffmann von Fallersleben und dem gleichen Gedanken haben nach ihm und vor ihm Dichter der verſchiedenſten Nationen Ausdruck gegeben, die mit offenem liebevollem Blick die ſie umgebende Natur beachteten. Die ſcheinbare Ruhe erſtreckt ſich nicht nur auf Blüten, ſelbſt die Blätter ſcheinen bei vielen Pflanzen mit Beginn der Nacht die Ruhe aufzuſuchen.

Verſuchen wir es, einige Pflanzen im Schlafe zu belauſchen und begeben wir uns auf eine nächtliche botaniſche Exkurſion. Wenige Schritte führen uns zu einem Kleefeld; welch merkwürdige Veränderungen haben die bekannten Pflanzen in ihrer äußeren Erſcheinung gegenüber ihrem Ausſehen am Tage erlitten. Hier ſind wir gleich an eine echte Schläferfamilie gekommen. Alle haben ihre Köpfe geſenkt und ſtatt daß die Blätter abſtehen und horizontal ausgeſtreckt ſind, erſcheinen ſie dicht aneinander gedrängt, ſich gegenſeitig ſchützend und noch zwiſchen ſich die Blütenköpfe bergend. Alle die verſchiedenen Arten Klee, die wir auf dem Acker antreffen, haben das gleiche Beſtreben und erreichen es auf ungefähr gleiche Weiſe. Wir greifen zur näheren Betrachtung der Erſcheinung eine Art, z. B. den Weißklee (Trifolium repens L.) heraus, der auf Wieſen, Triften, Wegen gemein iſt, bisweilen auch im großen angebaut wird; der Stengel liegt auf dem Boden nieder, immer wieder Wurzeln treibend. Das Blatt dieſer Art hat einen aufrechten Stiel und die drei verkehrt herzförmigen Blättchen ſind horizontal ausgebreitet, d. h. am Tage. Wird es dagegen Abend, ſo kann man ſehen, daß ſich die zwei ſeitlichen Blättchen drehen und einander nähern, bis ihre oberen Flächen mit einander in Berührung kommen. Zu gleicher Zeit biegen ſie ſich in einer Ebene, welche auf der ihrer früheren Stellung ſenkrecht ſteht, abwärts, bis ihre Mittelrippen mit dem oberen Teil des Blattſtiels einen Winkel von ungefähr 45 Grad bilden. Das mittlere Blättchen aber erhebt ſich einfach, ohne ſich irgendwie zu drehen, und biegt ſich über, bis es auf den Rändern der nun ſenkrechten und vereinten ſeitlichen Blättchen ruht und ein Dach über denſelben bildet. Es ſteht dann auch wieder horizontal, aber nicht die obere Fläche, wie am Tag, iſt es, die dem Zenith zugekehrt iſt, ſondern die untere Blattfläche, ſo daß das Blättchen bei ſeiner Schlafbewegung einen Winkel von 180 Grad durchlaufen hat. In geringer Entfernung ſteht ein Pflänzchen, deſſen Blättchen eine noch merkwürdigere Stellung bei ihrer Nachtruhe eingenommen haben; wir erkennen eine Art der weitverbreiteten und zahlreiche Arten einſchließenden Gattung Sauerklee (Oxalis); auch hier ſind drei an einem Stiel befeſtigte Blättchen vorhanden und auch hier ſenken ſich die Blättchen bei der Nachtruhe ſenkrecht abwärts; allein da die Stiele der Blättchen zu kurz ſind, ſo würden deren Scheiben dieſe Stellung aus Mangel an



From Harper's Magazine. Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

Wilde Akazie, Steinklee, Lupine und Sauerklee, ſchlafend.



From Harper's Magazine. Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

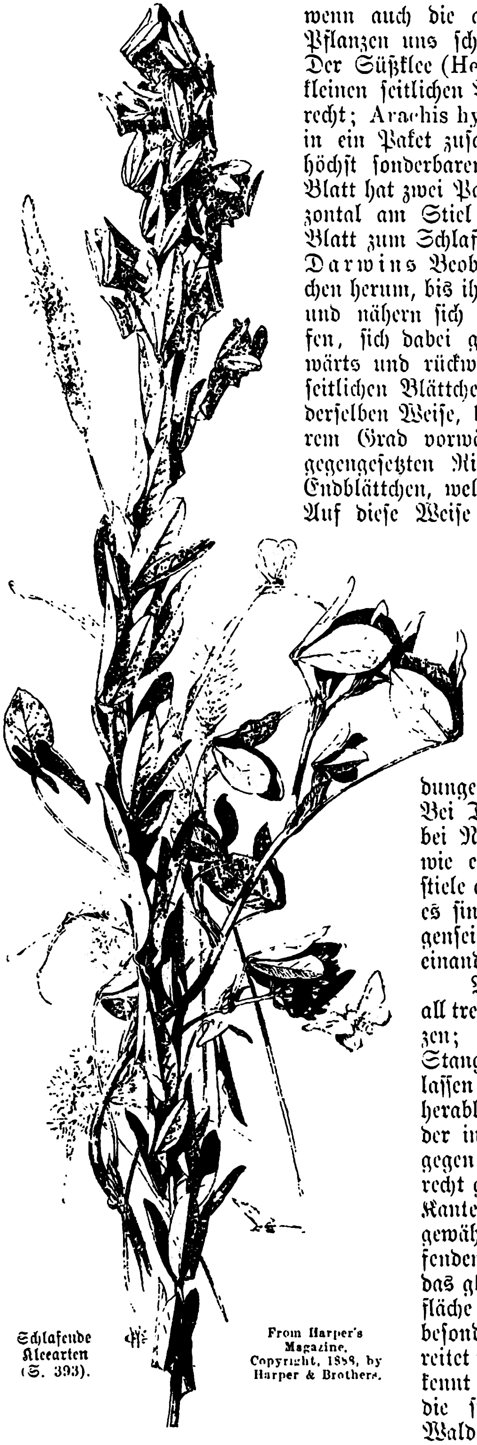
Springkraut (S. 395).

Raum nicht einnehmen können, wenn ſie nicht in irgend einer Weiſe ſchmäler gemacht würden, und dies wird dadurch bewirkt, daß ſie gefaltet werden; die einzelnen Blättchen klappen zuſammen und das Ganze ſenkt ſich dann nach unten, ſo daß die Pflanze insgeſamt einen auffallenden, vom Ausſehen bei Tage weit abweichenden Anblick bietet.

Es iſt klar, daß derartige Erſcheinungen im Pflanzenleben auch früheren Beobachtern nicht unvermerkt bleiben konnten. In der That war ſchon Plinius darauf aufmerkſam geworden, indem er des Umſtandes gedachte, daß ſich die Blätter des Klees bei nahendem Unwetter zuſammenlegen, denn wir werden ſpäter ſehen, daß manche Pflanzen auch Wetterunbilden des Tages zu entgehen hoffen, wenn ſie in Schlaf verſinken. Auch bei mittelalterlichen Naturforſchern finden ſich dann Bemerkungen über die Schlaferſcheinungen bei Pflanzen, ſo bei Albertus Magnus, doch verdankt die Wiſſenſchaft eine größere Kenntnis dieſer Einrichtung erſt dem Altmeiſter der Botanik, Linné, der in ſeinem Werk „Somnus plantarum“ (Pflanzenſchlaf) zum erſtenmal das Thema ausführlich und zuſammenhängend behandelte. Ihm zur Seite tritt bei einem kurzen hiſtoriſchen Rückblick über die wiſſenſchaftliche Bearbeitung des Pflanzenſchlafes der zweite große Begründer der heutigen Naturwiſſenſchaft, Charles Darwin. Auch auf dieſem Gebiet begegnen wir dem raſtlos thätigen Einſiedler von Down in mehreren Kapiteln ſeines Werkes „Das Bewegungsvermögen der Pflanzen“. Eine Fülle von Thatſachen iſt das Charakteriſtikum auch dieſes Geiſtesproduktes Darwins, verbunden mit ruhigen logiſchen Schlüſſen auf Grund exakter Forſchungen.

Darwin gab eine Liſte ſämtlicher Gattungen, welche, ſoweit ihm bekannt, ſchlafende Pflanzen enthalten; es ſind ihrer nicht weniger als 93; um die nahe liegende Beziehung auf den Schlaf der Tiere zu vermeiden, die aber in einer Art und Weiſe auf der Hand liegt, daß die vielleicht zu falſchen Vorausſetzungen Veranlaſſung gebende Bezeichnung Pflanzenſchlaf nie mehr völlig verſchwinden wird, führte Darwin den Ausdruck „nyktitropiſche Bewegungen“ für die ſogenannten Schlafbewegungen der Pflanzen ein. Meiſt handelt es ſich bei dieſen Bewegungen um die Eigentümlichkeit, die Richtungs- und Winkelverhältniſſe der Organe bei Eintritt der Dunkelheit zu ändern, wobei dieſe Aenderung meiſt in einer Senkung und Schließung der Blätter, eventuell Anſchließung an die anderen Blätter beſteht. Darwin möchte dieſen Ausdruck nur auf die periodiſchen nächtlichen Schwankungen bezogen wiſſen, welche in der Nacht mindeſtens einen Winkel von 60 Grad mit der Horizontalen erreichen, allein Pfeffer, der ſich um dieſes Kapitel der Pflanzenforſchung ebenfalls ſehr verdient gemacht hat, hebt hervor, daß eine ſolch willkürliche Grenze hier nicht gezogen werden kann und demgemäß eine nur geringe tägliche Bewegung der Blätter und Blüten auch zu den nyktitropiſchen gerechnet werden muß.

Nach Darwins Zuſammenſtellung kommen dieſe Schlafbewegungen der Pflanzen in den verſchiedenſten Familien vor. Der ſonderbaren nächtlichen Blattſtellungen bei Klee und Sauerklee haben wir ſchon gedacht. Sehen wir uns in der näheren und weiteren Verwandtſchaft dieſer Pflanzen um, ſo finden wir bald weitere Beiſpiele. In merkwürdiger Art und Weiſe ſchlafen die Arten der Gattung Steinklee (Melilotus). Die drei Blättchen eines jeden Blattes drehen ſich nach der Beſchreibung Darwins um einen Winkel von 90 Grad, ſo daß ihre Blattſcheiben des Nachts ſenkrecht ſtehen und einen ihrer Seitenränder gegen den Zenith kehren. Denkt man ſich das Blatt ſo gehalten, daß die Spitze des mittleren Blättchens nach Norden weiſt, ſo drehen ſich die zwei ſeitlichen Blätter immer ſo, daß die Oberfläche ſtrebt, ſich nach Norden zu kehren; da jedoch alle zwei zu derſelben Zeit nach dem mittleren Blättchen ſich hinbewegen, ſieht die Oberfläche des einen ſeitlichen Blättchens ungefähr nach Nordnordweſt, die des anderen nach Nordnordoſt. Das mittlere Blättchen dreht ſich bald nach Oſten, bald nach Weſten.



Schlafende Kleearten (S. 393).

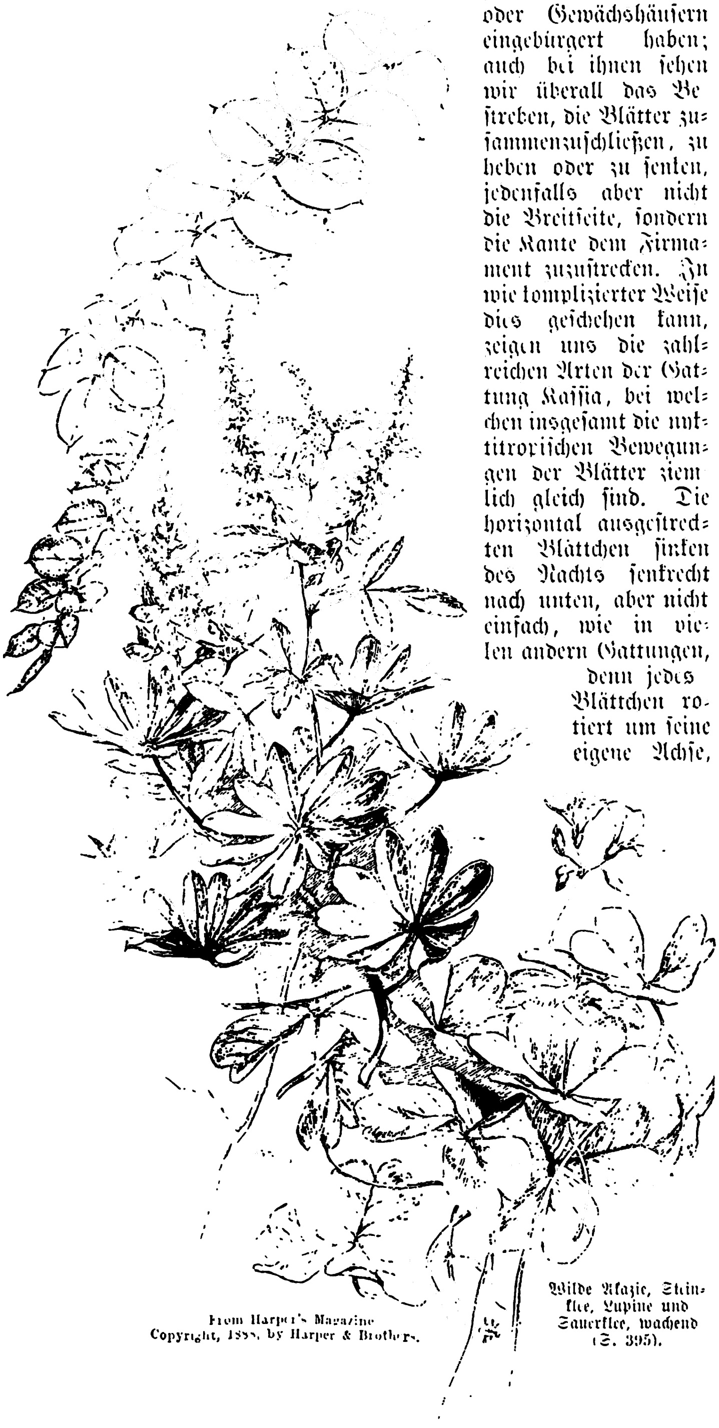
From Harper's Magazine. Copyright, 1898, by Harper & Brothers.

Flüchtig nur betrachten wir, wie der Schneckenklee (Medicago L.) ſeine dreiteiligen Blätter zuſammengefaltet hat und dem Stengel anſchmiegt, denn unſer nächtlicher Führer drängt, uns indiskreterweiſe mit der Art und Weiſe des Schlafes der Lupinen, der Wolfsbohnen, bekannt zu machen, deren mannigfache Arten als Feldfrucht gebaut werden. Die hand- oder fingerförmigen Blätter dieſer großen Gattung haben es ſich in den zahlreichen Arten der Gattung auf verſchiedene Weiſe zum Schlafen bequem gemacht. Am einfachſten machen es die Arten, deren Blätter während der Nacht ſich ſteil nach unten ſenken, während ſie am Tag horizontal ausgebreitet ſind; indem ſie ſich in dieſer Stellung dicht zuſammendrängen, gleichen ſie einem halbgeöffneten Regenſchirm; welcher Unterſchied gegenüber der Erſcheinung der gleichen Pflanze am Tage, beſonders wenn die Pflanze in der Blüte iſt und z. B. die blaue Blüte der ſchon dem Virgil bekannten traurigen Lupine (Tristis lupinus) ſich auch nachts ſtolz in die Luft erhebt, während die Blätter der Pflanze thatſächlich traurig herabhängen. Bei anderen Arten der gleichen Gattung erheben ſich nachts die Blättchen, ſtatt ſich abwärts zu bewegen; ganz kompliziert iſt die Schlafſtellung bei einer dritten Gruppe der Lupinen. Es ſenken ſich nämlich die kürzeren Blättchen, welche meiſtens nach dem Mittelpunkt der Pflanze hinſehen, des Nachts, während die längeren an der gegenüberliegenden Seite ſich erheben; die dazwiſchen liegenden ſeitlichen drehen ſich einfach um ihre eigenen Achſen. Das Reſultat iſt, daß ſämtliche Blättchen an einem und demſelben Blatt des Nachts mehr oder weniger hoch aufgerichtet, oder ſelbſt vollkommen ſenkrecht werden, in dieſem letzteren Fall einen ſenkrecht ſtehenden Stern bildend.

Zu den Schmetterlingsblütlern, gleich den vorigen, gehört auch die jetzt ganz bei uns eingebürgerte wilde Akazie (Robinia pseudo-acacia), die uns mit ihrem ſchlanken Gruß erfreut, wenn wir zwiſchen den Eiſenbahnböſchungen hinfahren, an denen ſie, eine Feſtung des Bodens bezweckend, jetzt allgemein angepflanzt iſt und wo ſie uns mit ihrem ſüßen Duft entzückt; auch ſie erſcheint auf einem der graziöſen Bouquets, welche der Künſtler aus den ſchlafbedürftigen Pflanzen zuſammengeſtellt hat. In der Ruheſtellung ihrer Blätter verfährt ſie ſehr einfach, indem ſie dieſelben ſinken läßt. Einen geraden Gegenſatz hierzu bildet die Kronwicke, die ein der wilden Akazie ähnliches Blatt hat; während des Tages ſtehen die neun oder zehn einander gegenüber ſtehenden Blättchen horizontal, mit ihren Mittelrippen ſenkrecht auf dem Blattſtiel; des Nachts aber erheben ſie ſich ſo, daß die gegeneinanderſtehenden Blättchen nahezu in Berührung kommen. Zu gleicher Zeit biegen ſie ſich rückwärts nach der Baſis des Blattſtiels hin, bis ihre Mittelrippen mit dieſem Winkel von 40–50 Grad bilden. Wir wundern uns nun nicht mehr, wenn auch die andern Verwandten dieſer Pflanzen uns ſchlafend vorgeſtellt werden: Der Süßklee (Hedysarum L.) erhebt ſeine kleinen ſeitlichen Blättchen des Nachts ſenkrecht; Arachis hypogaea aber packt ſie gar in ein Paket zuſammen, welches ſo einen höchſt ſonderbaren Anblick gewährt. Das Blatt hat zwei Paar Blättchen, welche horizontal am Stiel abſtehen: ſchickt ſich das Blatt zum Schlafen an, ſo drehen ſich nach Darwins Beobachtung die zwei Endblättchen herum, bis ihre Scheiben ſenkrecht ſtehen, und nähern ſich einander, bis ſie ſich treffen, ſich dabei gleichzeitig ein wenig aufwärts und rückwärts bewegend. Die zwei ſeitlichen Blättchen treffen ſich einander in derſelben Weiſe, bewegen ſich aber in höherem Grad vorwärts, d. h. in einer entgegengeſetzten Richtung zu der der zwei Endblättchen, welche ſie zum Teil umfaſſen. Auf dieſe Weiſe bilden alle vier Blätter zuſammen ein einziges Paket, ihre Ränder ſind nach dem Zenith hin gerichtet und ihre unteren Flächen nach außen gekehrt.

Einfacher und doch wirkungsvoll verfährt Desmodium, die ebenfalls in unſeren Abbildungen ſchlafend dargeſtellt iſt. Bei Tag ſtehen die Blätter ab, bei Nacht aber hängen ſie alle wie erſchlafft herab, die Blattſtiele aber haben ſich erhoben und es ſind die Blätter wie zum gegenſeitigen Schutze näher aneinander gerückt.

Wir gehen weiter und überall treffen wir auf ruhende Pflanzen; die Bohnen, die an den Stangen hinaufgeklettert ſind, laſſen ihre Blätter träumend herabhängen, der Strauch Kreſſe, der in ihrer Nähe ſteht, hat dagegen ſeine Blätter alle ſenkrecht geſtellt, ſo daß ſie mit der Kante gen Himmel ſchauen, und gewährt einen geradezu verblüffenden Eindruck; überall aber das gleiche Beſtreben, die Blattfläche möglichſt zu ſchützen. Eine beſondere Ueberraſchung aber bereitet uns das Springkraut. Wer kennt nicht die hübſche Pflanze, die ſich verſtreut an feuchten Waldſtellen findet, an ſchattigen Gräben und Bächen, und deren gelbe, ſporenbewaffnete Blüte weithin leuchtet. Iſt der Same zur Reife gediehen, ſo iſt unſer „Rühr mich nicht an“ ſehr empfindlich, bei leiſer Berührung ſchon ſpringt die Kapſel und ſchleudert die Samenkörner weithin, und es galt der den Wald durchſtreifenden Knabenſchar ſtets als ein beſonderes Vergnügen, das reifende Springkraut aufzufinden und zum Platzen zu bringen. Heute aber, da wir ihm zum erſtenmal einen nächtlichen Beſuch abſtatten, entdecken wir eine neue Eigenſchaft an ihm. Wie mit Diamanten, die im Lichte unſerer Laterne hundertfach funkeln und blitzen, ſcheinen die grobgezackten Blätter an ihrem Rande geſchmückt, während wir ſonſt nirgends einen Tautropfen zu entdecken vermögen. Es ſind die Abſonderungen von Drüſen, deren Ausführungsöffnungen ſich auf den Spitzen des Blattrandes finden, die der Pflanze ihren abſonderlichen Schmuck verleihen und ihr in England den Namen Juwelenkraut eingetragen haben. Daß aber auch ſie im Schlafe ihre Zierde trägt, beweiſen die wie bei andern Balſaminenarten herabhängenden Blätter.



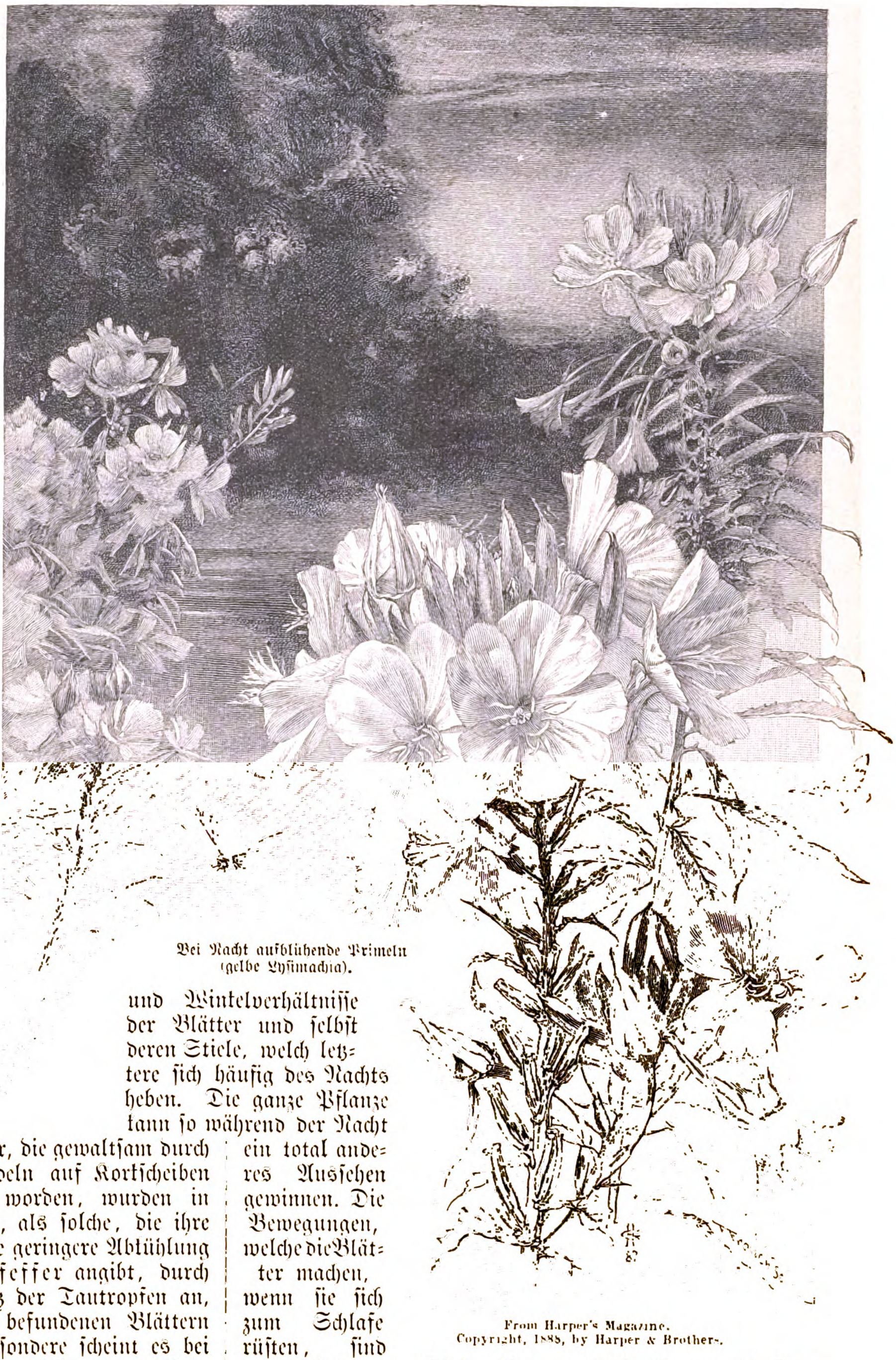
From Harper's Magazine
Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

Wilde Akazie, Steinklee, Lupine und Sauerklee, wachend (S. 395).

In reicher Fülle finden wir die Schlaferſcheinungen auch bei nicht von Haus aus einheimiſchen Pflanzen, die ſich in unſern Gärten oder Gewächshäuſern eingebürgert haben; auch bei ihnen ſehen wir überall das Beſtreben, die Blätter zuſammenzuſchließen, zu heben oder zu ſenken, jedenfalls aber nicht die Breitſeite, ſondern die Kante dem Firmament zuzuſtrecken. In wie komplizierter Weiſe dies geſchehen kann, zeigen uns die zahlreichen Arten der Gattung Kaſſia, bei welchen insgeſamt die nyktitropiſchen Bewegungen der Blätter ziemlich gleich ſind. Die horizontal ausgeſtreckten Blättchen ſinken des Nachts ſenkrecht nach unten, aber nicht einfach, wie in vielen andern Gattungen, denn jedes Blättchen rotiert um ſeine eigene Achſe, ſo daß ſeine untere Fläche nach außen ſieht. Die unteren Flächen der gegenſtändigen Blättchen werden hierdurch unter dem Blattſtiel miteinander in Berührung gebracht und gut geſchützt. Bei denjenigen Arten, welche nur drei oder vier Blättchenpaare tragen, ſtreben ſämtliche Blättchen danach, ein einziges Päckchen zu bilden, wobei ihre oberen Flächen in Berührung kommen und ihre unteren Flächen auswärts gewendet werden. Bei einer Art, der Cassia pubescens, rotieren die Blättchen nicht ſo bedeutend, ſo daß ihre unteren Flächen nur wenig nach außen ſehen, ſie verſteht dagegen auf andere Weiſe ſich für die Nacht bequem einzurichten. Die Blattſtiele, ſchreibt Darwin, welche während des Tages nur ein wenig über den Horizont emporgeneigt ſind, erheben ſich des Nachts in einer merkwürdigen Art und Weiſe, ſo daß ſie faſt oder vollkommen ſenkrecht ſtehen. Dies macht in Verbindung mit der herabhängenden Stellung der Blättchen die Pflanze des Nachts wunderbar kompakt, ſo daß die Erſcheinung ein und derſelben Pflanze bei Tag und bei Nacht eine durchaus verſchiedene iſt. Bei den Tamarinden nähern oder treffen ſich die Blättchen einander des Nachts und werden alle nach der Spitze des Blattes hin gerichtet; ſie werden dadurch dachziegelförmig und ihre Mittelrippen mit dem Blattſtiel parallel; bei Arten der zu den Winden gehörigen Gattung Ipomäa hängen die Blätter des Nachts herab und das gleiche gilt von der Baumwollpflanze, die ihre Blätter des Nachts ebenfalls nach unten hängen läßt. Ganz anders wieder verfährt die Tabakpflanze, deren Blätter in der Weiſe ſchlafen, daß ſie ſich aufwärts biegen und zuſammenlegen.

Zum Schluß der Beiſpiele des Pflanzenſchlafes, die ſich noch beträchtlich vermehren ließen, ſeien noch zwei beſonders markante Fälle erwähnt. Auf dem gleichen Bild, welches das ſchlafende Desmodium vorſtellt, ſehen wir auch einen ſchlafenden Zweig der echten Akazien. Wo ſind die zarten Fiedern des Akazienblattes hingeraten? Es ſcheinen uns gar keine Blätter mehr, ſondern feſthängende Fäden, die hier am Stiel herabhängen; gegen Abend bewegen ſich die Blättchen nach der Spitze der Fieder zu und werden dachziegelig und ſo iſt auf einfachſte Weiſe eine möglichſte Raumverringerung erreicht. Das letzte Beiſpiel für die merkwürdigen Stiel- und Blattſtellungen, die viele Pflanzen im Verlauf der Nacht annehmen, ſei die Sinnpflanze κατ᾽ ἐξοχήν, die ihrer Reizbarkeit wegen allgemein bekannte Mimoſe, Mimosa pudica. Ihre Blätter beſtehen bekanntlich auch aus Fiederblättchen und die gemeinſchaftlichen Blattſtiele, denen dieſe aufſitzen, ſtehen in verſchiedenen Winkeln zu dem Stamm der Pflanze. Verfolgen wir die Nachttoilette der reizenden Pflanze, ſo ſehen wir, wie an gewöhnlichen und hellen Sommertagen die Zuſammenfaltung der Pflanze ſchon gegen 6 Uhr beginnt und ſich zuerſt in einem allmählichen Senken der gemeinſchaftlichen Blattſtiele zeigt. Nach einiger Zeit, wenn ſich die Winkel, welche die Blattſtiele mit dem Stamm machen, um 20 bis 30 Grad vergrößert haben, beginnen die Fiederblättchen ſich in Maſſe zu erheben, oft der ganzen Seite eines gefiederten Blattes entlang, meiſtens aber von der Baſis anfangend und ſich allmählich nach der Spitze des Blattes hinziehend. Mit dieſem Zuſammenlegen der Fiederblättchen nähern ſich die Stiele der gefiederten Blätter und der gemeinſchaftliche Blattſtiel ſenkt ſich immer mehr und mehr, ſo daß er bei einbrechender Nacht mit dem Stamme nach unten zu einen Winkel von 30 Grad bildet und ſogar nicht ſelten ganz parallel mit der Richtung des Stammes ſteht.

Genug aber der einzelnen Beiſpiele des Pflanzenſchlafes, ſo intereſſant ſie auch ſein mögen, die uns auf Schritt und Tritt entgegentreten, wenn wir nächtlicherweile den Garten, das Feld, das Gebüſch beſuchen. Es drängen ſich hier mancherlei Fragen auf. Was bezweckt dieſe verſchiedenartige Stellung der Stengel und Blätter bei ſo zahlreichen Pflanzen, dieſe Erſcheinung, die wir



Bei Nacht aufblühende Primeln (gelbe Lyſimachia).

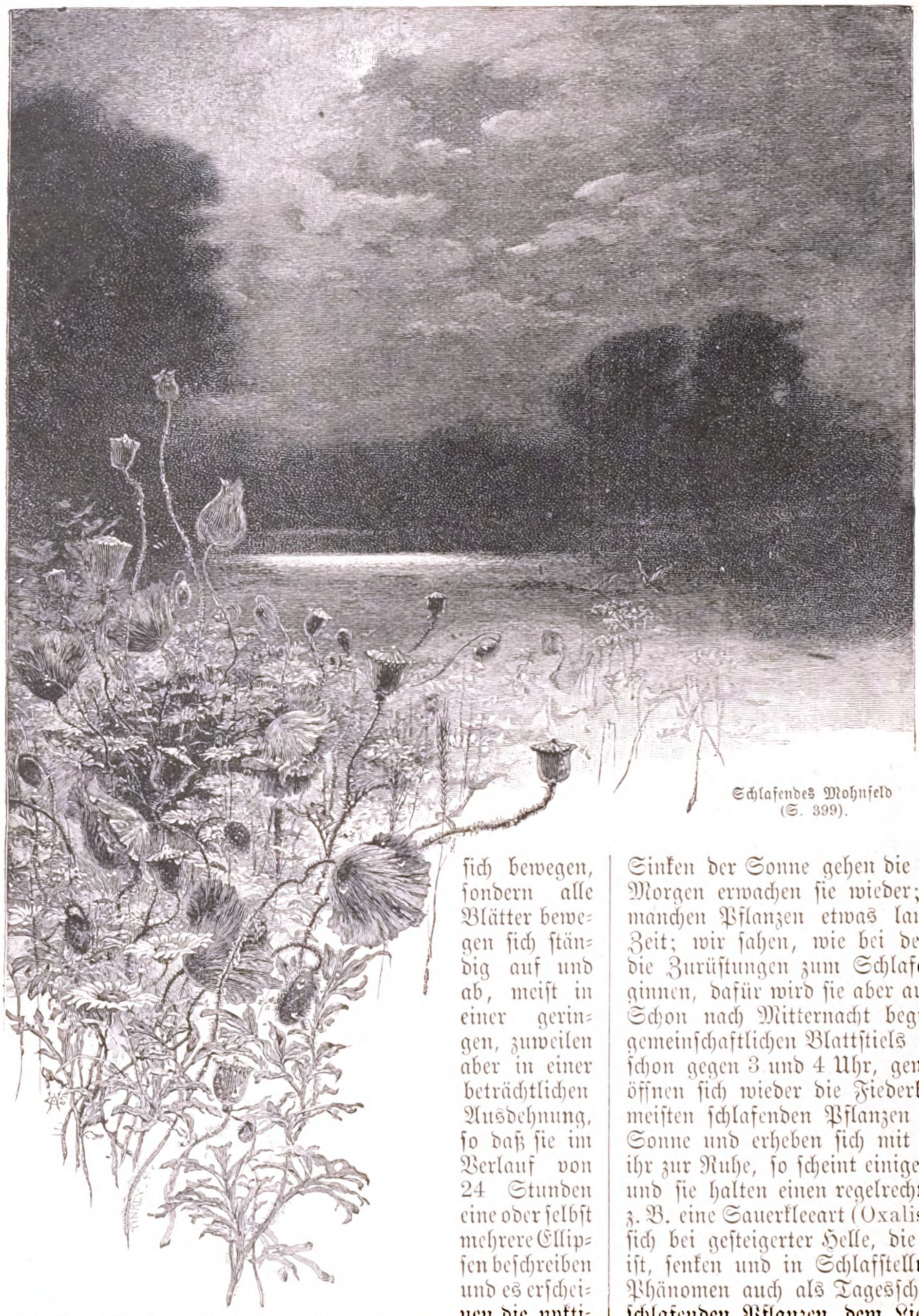
From Harper's Magazine.
Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

insgeſamt als Schlaf der Pflanzen bezeichnen? In welchen allgemeinen Formen tritt ſie in dem großen Pflanzenreich auf, wie kommen die mannigfaltigen Bewegungserſcheinungen zu ſtande und wodurch ſind ſie hervorgerufen?

Es liegt auf der Hand, daß eine Einrichtung, die ſich ſo weiter Verbreitung erfreut, einen beſtimmten und zwar bedeutenden Nutzen haben muß. Wir haben ſchon eingangs des poetiſchen Irrtums gedacht, daß auch der Pflanzenſchlaf ein Ausruhen bedeute, daß das Hängenlaſſen der Blätter nach Analogie mit animaliſchen Erſcheinungen einen Zuſtand der Erſchlaffung darſtelle, etwa in der Weiſe, daß, wie Rayus und Camerarius (1688) annahmen, die Kälte der Nacht das Einſtrömen der feineren Teile des Nahrungsſaftes in die Blattſtiele und Blätter hindere.

Einer neueren Forſchung iſt es vorbehalten geweſen, darüber näheren Aufſchluß zu gewähren. Nach Darwins genialen Unterſuchungen, die in einer Reihe peinlich genau ausgeführter Experimente beſtehen, iſt es nicht die Kälte ſelbſt, welche die nyctitropiſchen Bewegungen veranlaßt, ſondern die Furcht vor der Kälte. Indem die Blätter ſich ſenkrecht ſtellen oder ſich gegenſeitig decken, werden dieſelben durch Strahlung in hellen Nächten in geringerem Grad unter die Temperatur der Luft abgekühlt. Eine ganze, große Reihe mühſamer Verſuche, die Darwin hierüber in Gemeinſchaft mit ſeinem Sohn Francis Darwin anſtellte, bewieſen dies ſchlagend. Blätter, die gewaltſam durch Fixierung mittelſt feiner Inſektennadeln auf Korkſcheiben in ihrer Tagesſtellung feſtgehalten worden, wurden in kühlen Nächten weit mehr beſchädigt, als ſolche, die ihre Nachtſtellung einnehmen konnten. Die geringere Abkühlung der letzteren zeigt ſich auch, wie Pfeffer angibt, durch den Mangel oder den geringen Abſatz der Tautropfen an, die ſich auf den in Tagesſtellung befundenen Blättern reichlich eingefunden hatten. Insbeſondere ſcheint es bei den Pflanzen auf einen Schutz der anſcheinend empfindlicheren oberen Blattfläche abgeſehen zu ſein, denn bei vielen Pflanzen legen ſich gerade die Blattoberſeiten zuſammen, ſo daß ſie ſich gegenſeitig ſchützen. Oftmals müſſen bedeutende Drehungen zu dieſem Zweck ausgeführt werden und wir erinnern uns des auffallenden Schlafes des Klees, bei welchem das Endblättchen ſich ſo umbiegt, daß es nachts ſeine Unterſeite den Einflüſſen der Temperatur preisgibt, während es die Oberſeite zu ſchützen ſucht. Dieſer Schutz wird nicht nur durch veränderte Stellung erreicht, indem ſtatt der Breitſeite die ſchmale Kante gen Himmel gerichtet iſt, ſondern auch dadurch, daß mehrere Blätter ſich zuſammenlegen, oft geradezu ein Paket bilden. Wie verſchieden die Bewegungen im einzelnen ſind, ſtets handelt es ſich um Veränderung der Richtungs- und Winkelverhältniſſe der Blätter und ſelbſt deren Stiele, welch letztere ſich häufig des Nachts heben. Die ganze Pflanze kann ſo während der Nacht ein total anderes Ausſehen gewinnen. Die Bewegungen, welche die Blätter machen, wenn ſie ſich zum Schlafe rüſten, ſind zum Teil ſehr verwickelter Natur und die Kurven, die Darwin von den Schlafbewegungen der Blätter der einzelnen Pflanzen gegeben hat, zeigen teilweiſe ein faſt verwirrendes Bild von Ellipſen, Dreiecken, Krümmungen und Biegungen. Am kompliziierteſten ſind dieſe Bilder, welche genau die von den Blättern ausgeführten Bewegungen wiedergeben, natürlich bei jenen Pflanzen, deren Blätter ſich des Abends nicht nur einfach ſenken oder ſtellen, ſondern welche hierbei auch zugleich noch bedeutend um ihre Achſen rotieren, ſo daß ſie durch dieſe drehende Bewegung, wie wir an einer ganzen Reihe von Beiſpielen ſahen, die Richtung ihrer Flächen vollſtändig vertauſchen.

Wir würden uns übrigens ſehr täuſchen in der Annahme, daß die Blätter nur beim Schlafengehen, um dieſen populären Ausdruck beizubehalten, und beim Aufwachen



Schlafendes Mohnfeld
(S. 399).

From Harper's Magazine.--Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

ſich bewegen, ſondern alle Blätter bewegen ſich ſtändig auf und ab, meiſt in einer geringen, zuweilen aber in einer beträchtlichen Ausdehnung, ſo daß ſie im Verlauf von 24 Stunden eine oder ſelbſt mehrere Ellipſen beſchreiben und es erſcheinen die nyktitropiſchen Bewegungen der ſchlafenden Pflanzen nur als eine Modifikation der gewöhnlichen Bewegungen, welche auch des Nachts, während des Schlafes fortdauern. Der in die Augen ſpringende Unterſchied iſt nur der, daß die Bewegungen beim Einſchlafen wie beim Aufwachen viel ſchnellere ſind, die ſich leicht mit bloßem Auge verfolgen laſſen. Meiſt vollziehen ſich die Schlafbewegungen allmählich, wenigſtens für den Beobachter, doch kommen auch Fälle vor, in welchen die Bewegungen ſtoßweiſe vor ſich gehen, ſo daß das Blatt bei jedem Ruck der beabſichtigten Schlafſtellung gewiſſermaßen um einen Schritt näher kommt.

Fragen wir nach der Mechanik, welche die Schlafbewegungen der Blätter bei einer ſo großen Anzahl von Pflanzen ermöglicht, ſo ſehen wir, wie die nyktitropiſchen Bewegungen der Blätter, Blättchen und Blattſtiele auf zwei verſchiedenen Wegen bewirkt werden. Jn dem einen Fall iſt die Urſache abwechſelnd vermehrtes Wachstum auf den entgegengeſetzten Seiten; in dem andern Fall aber werden die Bewegungen erzeugt mittelſt eines Polſters oder eines Haufens kleiner Zellen, welche abwechſelnd auf beinahe entgegengeſetzten Seiten anſchwellen. Bei denjenigen Pflanzen, deren Blätter derartig komplizierte Bewegungen ausführen, daß ſie ſich um ihre Achſen drehen, laſſen ſich ſtets ſolche Polſter nachweiſen.

Was aber iſt die Urſache des Pflanzenſchlafes? Jn der Beantwortung dieſer Frage kann der Naturforſcher dem kindlich poetiſchen Glauben beipflichten, der die Nacht auch den Pflanzen erquickenden Schlaf bringen läßt, bis ſie das Tagesgeſtirn wieder mit ſeinem Kuß erweckt. Auch die Schlafbewegungen der Pflanzen haben ihre Urſache in dem täglichen Wechſel von Licht und Dunkelheit. Mit dem Sinken der Sonne gehen die Blätter zur Rüſte und gegen Morgen erwachen ſie wieder; allerdings dauert beides bei manchen Pflanzen etwas lang, ſie laſſen ſich zu beidem Zeit; wir ſahen, wie bei der Sinnpflanze, der Mimoſe, die Zurüſtungen zum Schlafengehen ſchon um 6 Uhr beginnen, dafür wird ſie aber auch ſchon bald wieder munter. Schon nach Mitternacht beginnt wieder das Steigen des gemeinſchaftlichen Blattſtiels und gegen Morgen, mitunter ſchon gegen 3 und 4 Uhr, gewöhnlich aber erſt nach 5 Uhr öffnen ſich wieder die Fiederblättchen. Folgen ſo bei den meiſten ſchlafenden Pflanzen die Blätter dem Beiſpiel der Sonne und erheben ſich mit dieſer wieder und gehen mit ihr zur Ruhe, ſo ſcheint einigen der Tag zu lang zu werden und ſie halten einen regelrechten Mittagsſchlaf. Dies thut z. B. eine Sauerkleeart (Oxalis acetosella), deren Blättchen ſich bei geſteigerter Helle, die ihnen jedenfalls unangenehm iſt, ſenken und in Schlafſtellung richten. Man hat dieſes Phänomen auch als Tagesſchlaf bezeichnet. Folgen ſo die ſchlafenden Pflanzen dem Licht, ſo iſt es natürlich, daß ſie ſich auch täuſchen laſſen, daß ſie einſchlafen, wenn ſie in künſtliches Dunkel gebracht werden, zum Teil ſogar bei trübem Wetter, ſo daß ſie wach bleiben, wenn ihnen der Menſch durch künſtliche Beleuchtung die Nacht zum Tag macht. Wie ſich die Pflanzen hiernach zu richten wiſſen, beweiſt das ſchöne Beiſpiel der Sinnpflanze und der Akazie in Norwegen, über welche Schübler zuerſt berichtete. Hier, im hohen Norden, unter dem 70. Grad nördlicher Breite, fand dieſer Forſcher die Blättchen dieſer Pflanzen in der Mitternachtsſonne ausgebreitet; ſolange das Tagesgeſtirn über dem Horizont ſtand, dachten auch die zarten Fiederblättchen nicht an Schlaf, mit dem Wiederbeginn der Nächte aber kehrten die täglichen Bewegungen zurück.

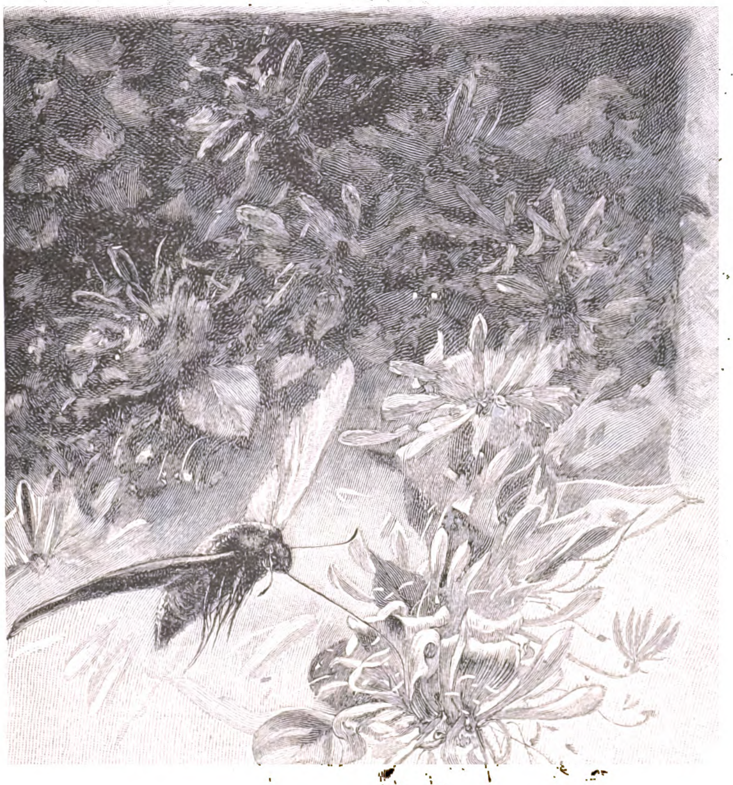
Wir haben bisher nur den Blättern unſere Aufmerkſamkeit geſchenkt und die Blüten ganz vernachläſſigt; wo ſind ſie hingekommen, die hell leuchtenden und in allen

Farben prangenden Kinder des Lichts? Auch für ſie iſt in der Mehrheit die Nacht die Zeit der Ruhe.

Die Blumen alle ſchließen
Die Augen allgemach. (Fr. Rückert.)

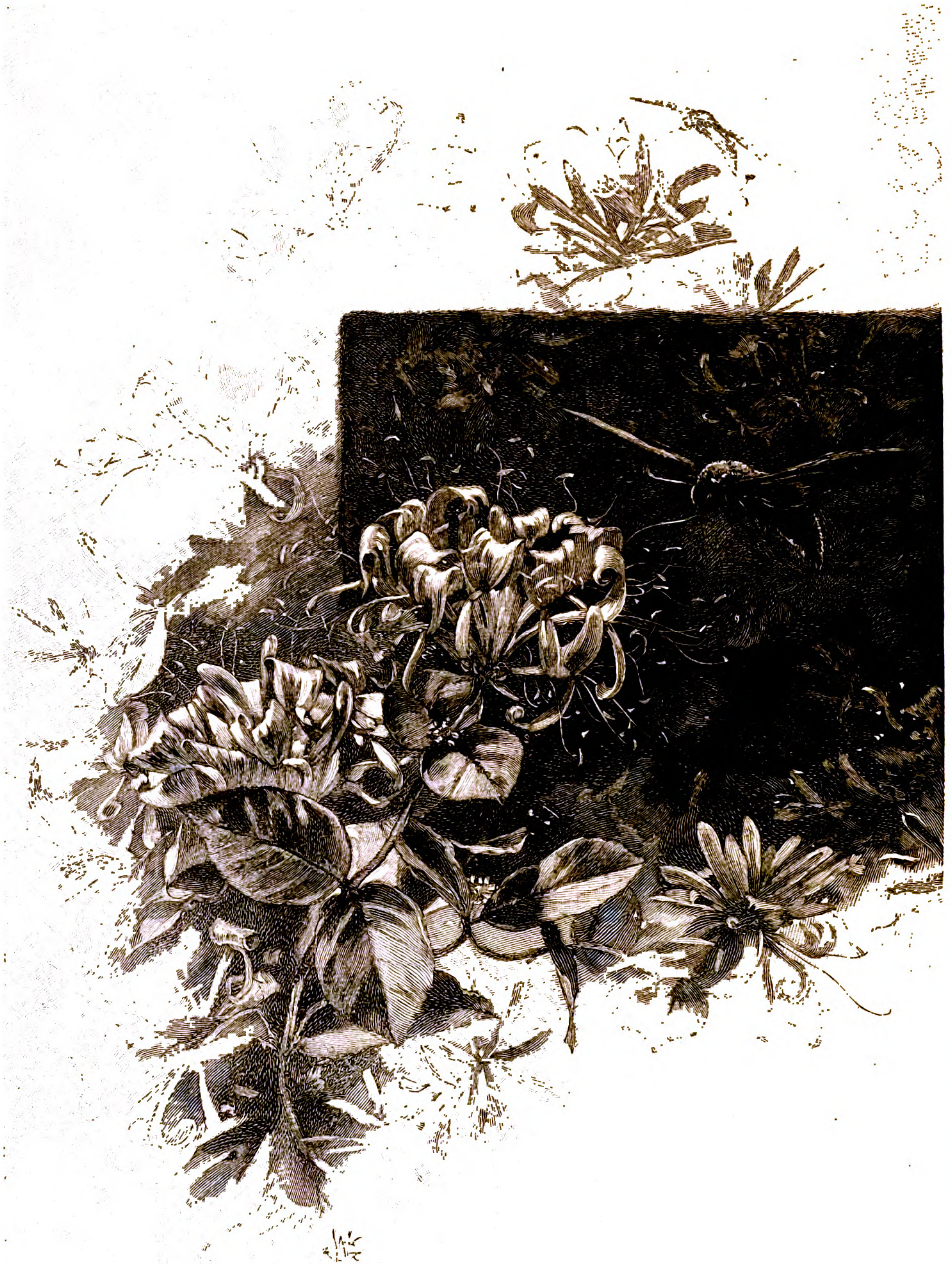
Sie ahmen in noch viel auffälligerer Weiſe das Beiſpiel nach, welches ihnen die Blätter geben; wie ſind ſie faſt alle eifrig, die Blüten zu ſchließen, wenn die Sonne ſinkt! Manche ſind ſogar ſo ängſtlich, daß ſie ihren Kelch ſchon ſchließen, wenn die Sonne ſich hinter Wolken verbirgt, und manche öffnen ſich gar nicht, wenn bei bedecktem Himmel Regenwetter droht. Die meiſten legen fein ſäuberlich ihre ſchmucken Blätter zuſammen, andere wie die Wunderblume rollen ſie wirr und kraus ein, als hätten ſie keine Zeit, in Ruhe ſchlafen zu gehen. Wo iſt das blaue Auge der gefranſten Gentiane hingeraten, welches durch den feinen Wimperſaum ihrer Blütenblätter wie durch Wimpern zum Himmel emporblinzelt? Schlafen gegangen gleich anderem blauäugigem Volk. In Windungen haben ſich die Blätter zuſammengelegt und umſchließen ſicher die Blütenorgane gegen alle Gefahren der Nacht. Ihnen haben es die Aſtern nachgemacht und eine Fülle anderer Blüten. Wie leuchtete das Mohnfeld weithin am Tage in brennendem Rot ſeines ſtolz emporgehobenen Blütenhauptes! Der bleiche Schein des Mondes aber fällt auf geſenkte Häupter, die roten Blätter ſind zuſammengerollt; der „König im Land der Träume“, Sinnbild und Bringer des Schlafes, ſcheint ſelbſt in Schlaf verſunken; wie im Traume bewegen ſich leiſe die an ſchwankem Stiel zu Boden geſenkten Häupter, bis am Morgen die Sonne ſie wieder erweckt und ſie zu neuer Schöne entfalten läßt. Seinem Beiſpiel folgen andere; die Sonne erweckt die Schläfer. Ein Blütenköpfchen nach dem andern richtet ſich im Frühlicht empor und nimmt ſeine bunten Gewänder aus dem grünen Schrein, in den es ſie des Nachts vorſichtig geborgen.

Freilich auch bei den Blumenkindern iſt, wie bei den Menſchenkindern, die Anſicht über den Wert von „Morgenſtund hat Gold im Mund“ geteilt. Manche ſchlagen ſchon beim erſten Kuß, den ihnen die Mutter Sonne auf ihr Haupt drückt, munter die Augen auf, andere aber können ſich den Armen des Schlafes nicht ſo raſch entwinden, ja manche ſchlafen recht weit in den Tag hinein. Alle aber zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie ihrer einmal angenommenen Gewohnheit mit großer Zähigkeit treu bleiben, ſo daß Linné auf den Gedanken kommen konnte, eine Blumenuhr zuſammenzuſtellen. „Schon zwiſchen drei und vier Uhr entfaltet der Wieſenbocksbart die gelben Blütenköpfchen; zwiſchen vier und fünf erwacht die blaue Cichorie und die blonde Hemerocallis; zwiſchen fünf und ſechs der gemeine Löwenzahn und die weiße Zaunwinde, zwiſchen ſechs und ſieben die Gänſediſtel und die Salatſtaude und ſo geht es fort von Stunde zu Stunde“ (Cohn, Die Pflanze). Manche Blumen ſtehen, wie ſchon erwähnt ſehr ſpät auf, einige ſogar erſt in den Mittagsſtunden. Dafür aber haben wie die Blätter mancher Pflanzen auch viele Blüten die Gewohnheit, die heißen Stunden des Tags ſchlafend zu verträumen, indem ſie wie in der Nacht ihr Köpfchen hängen laſſen, bis der kühle Nachmittag kommt; manche freilich, wie z. B. die des Flachſes, zieht es vor, dann gleich gar nicht mehr aufzuwachen und glaubt, wenn es nur den Vormittag ſeine blauen Augen geöffnet gehabt, ein Recht zu haben, ſchon Mittag wieder ſchlafen zu gehen.



Nachtfalter auf Geißblatt (S. 400).

From Harper's Magazine – Copyright, 1888, by Harper & Brothers



Nachtfalter auf Geißblatt (S. 400).

From Harper's Magazine.– Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

Doch nicht alle Blumen ſchlafen bei Nacht; auch unter den Kindern der Flora es gibt Nachtſchwärmerinnen und leicht könnte man geneigt ſein, ihnen den Preis zuzuerkennen. Wie geſpenſtiſch leuchtet es von jener Laube her, welche die weißen Blätter des Jasmin überkleiden, und ein Duft ſtrömt von dieſer „Wahnſinnsblume“ aus, ſo betäubend und zugleich ſo einſchmeichelnd und berückend, wie er keiner andern Blume gegeben iſt. Aber nur in der Nacht kommt dieſer berückende Zauber zur vollen Geltung; in der tiefen Stille der Nacht, wenn die weiße Blüte im bleichen Strahl des Mondes ſilbern zu erglänzen ſcheint, wenn laue Frühlingslüfte ſie koſend umſpielen, geſtehen wir ohne Zaudern, daß keine ihrer Tagesſchweſtern, nicht das duftende zarte Veilchen, nicht die in Duft und Farbenpracht gleich ausgezeichnete Roſe mit dieſer Nachtgeſtalt wetteifernd in die Schranken treten könne. Doch, die einzige Blume iſt es nicht, die wir erſt in nächtlicher Stunde zum Leben erwachen ſehen. Der Jasmin hat in unſern Gärten einen ſtarken Rivalen am Geißblatt, oder Jelängerjelieber, dem bekannten für Lauben beliebten Zierſtrauch. Auch er erfüllt des Nachts den Garten mit ſeinem Duft. Die Nacht verläuft ihnen auch nicht einſam; in raſchem oder ſchwerfälligem Flug ſehen wir dickleibige ſtattliche Nachtſchmetterlinge um die Blüten kreiſen. Aus weiter Ferne hat ſie der zauberiſche Duft herbeigelockt und ihnen geſagt, daß hier köſtlicher Nektar zu holen iſt, und während der Schmetterling ſo Labung findet, hat er zugleich einen für die Blume hochbedeutungsvollen Akt vollzogen, indem er den Blütenſtaub von den männlichen zu den weiblichen Blüten überträgt. Ein großer Teil der Pflanzen iſt ja für dieſen wichtigen Akt auf die Mithilfe der Inſekten angewieſen, und ſo läßt ſich die nächtliche Blütezeit vieler Pflanzen auch daraus erklären, daß ſie die nächtlich fliegenden Schmetterlinge zur Fortpflanzung nötig haben. Es ſind der Blüten nicht zu viele, die die Nacht dem Tage vorziehen, aber faſt alle ſind mit poetiſchem Duft umwoben.

Weniger zwar könnte man dies z. B. vom Froſchkraut ſagen, deſſen weiße Blüten auf dem nächtlich dunklen See ſchwimmen, aber zu den Freundinnen der Nacht gehört auch die vielbeſungene Lotosblume, die am Abend aus den heiligen Fluten des Ganges emporſteigt, um ſich am Morgen wieder zu ſchließen, und die wunderbare „Königin der Nacht“ gönnt dem Tageslicht gar nicht den Anblick ihrer reinen Schönheit; nur für wenige Stunden der Nacht öffnet ſich ihre ſüß duftende Blüte, um ſich dann für immer wieder zu ſchließen.

Folge der Natur auf ihren Pfaden und ſie lehrt dich immer neue, immer wunderbarere Geheimniſſe, die dich ſtaunen machen und dich erheben; ſie lüftet den Schleier der Nacht und läßt erkennen, wie auch zu einer Zeit, in welcher ſcheinbar tiefe Ruhe alles umfängt, ſie unabläſſig beſorgt iſt, ſtrebt, arbeitet und ſchafft für den Schutz ihrer Kinder.

Ein Blick in die Zukunft der deutſchen Sprache.

Von

Ernſt Eckſtein.

Wie iſt ein ſolcher Blick überhaupt möglich?

Die Antwort auf dieſe Frage ergibt ſich von ſelbſt, wenn wir einige andere Gebiete menſchlicher Kombinationsthätigkeit zur Erläuterung heranziehen.

Ein Botaniker, der beobachtet hat, wie ſich etwa die Eiche, die Buche, die Linde aus ihrem Keimblatt durch die verſchiedenen Stadien hindurch zu einem vorerſt noch zweig-ähnlichen Bäumchen und dann zum Baume entwickelt, ein ſolcher Botaniker dürfte, wenn ihm der Zufall ein ihm noch unbekanntes zweig-ähnliches Bäumchen unter die Augen bringt, wohl in der Lage ſein, auf Grund ſeiner wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe annähernd vorauszubeſtimmen: dies Bäumchen wird in zwanzig Jahren ſo oder ſo ausſehen. — Er kann ſich natürlich irren: aber die Wahrſcheinlichkeit iſt ſtark für ihn, wenn er alles Erfahrungsmaterial gewiſſenhaft ausnützt, und ſich möglichſt genau an die ihm gegebenen Analogien hält; auch ſorgſam prüft, wo etwa an der zu beurteilenden Pflanze die Spuren einer beſonders eigenartigen Weitergeſtaltung ſich vorfinden.

Einem kunſtfertigen Architekten, der viele Dutzende von Bauwerken gründlich ſtudiert, gemeſſen, gezeichnet hat, wird es nicht allzuſchwer fallen, den Aufriß eines ihm unbekannten Gebäudes, wenn dieſer Aufriß etwa in der Hälfte der Höhe abbricht, aus eigenen Mitteln ziemlich getreu im Geiſte des Urhebers zu ergänzen.

Ein Choreograph, ein Theoretiker des Tanzes, der etwa drei Touren einer neuen Quadrille mit angeſehen hätte, würde ſich — vorausgeſetzt, daß dieſe Quadrille wirklich die organiſche Schöpfung eines Fachkünſtlers wäre — wohl die Fähigkeit zutrauen, die vierte und fünfte Tour halbwegs vorauszuahnen, — wenn auch nicht mit der blendenden Sicherheit des eben erwähnten Baumeiſters.

Ganz in ähnlicher Weiſe gibt uns die vergleichende Sprachforſchung — insbeſondere auch das Studium der Sprachgeſchichte, d. h. der uns hiſtoriſch bekannten Entwickelungsgänge einzelner Sprachen — höchſt ſchätzbare Anhaltspunkte für einen Blick in die Zukunft. Vor allem reich an belehrenden Einzelheiten in dieſer Hinſicht erſcheint die hochintereſſante Um- und Uebergeſtaltung der lateiniſchen Sprache in die romaniſchen Töchterſprachen; nächſtdem die Entwickelung des Neuhochdeutſchen aus dem Althochdeutſchen und die des Engliſchen aus dem Angelſächſiſchen.

Es kann ſich, wie ſelbſtverſtändlich, im folgenden nicht darum handeln, dem Leſer ein wenn auch noch ſo ſkizzenhaftes Geſamtbild unſerer Zukunftsmutterſprache zu zeichnen; denn ein ſolcher Verſuch würde — ganz abgeſehen von anderen hier nicht zu erörternden Mißlichkeiten — eine ganze Bibliothek füllen, weil jede einzelne Kleinigkeit doch belegt, motiviert und verteidigt ſein wollte. Vielmehr gedenken wir nur ein paar charakteriſtiſche Momente herauszugreifen, die ſich beſonders eignen, dem Laien das für ihn wohl etwas befremdliche Prinzip zu erläutern.

Wir gehen von einer Bemerkung allgemeiner Natur aus.

Es iſt Thatſache, daß die Orthographie, die Rechtſchreibung, die Bezeichnung der Laute durch Buchſtaben, ſtets der wirklichen Sprachentwickelung um viele Jahrzehnte, ja oft um viele Jahrhunderte nachhinkt.

Längſt ſchon hat ſich der geſprochene Laut verändert; aber noch hält man am geſchriebenen Buchſtaben feſt, bildet ſich anfänglich ein, Laut und Buchſtabe ſeien noch ziemlich identiſch, und bemüht ſich dann ſpäter, um „richtig" zu ſprechen, das Geſchriebene als Norm zu betrachten, nach welcher das geſprochene, lebendige Wort korrigiert werden müſſe.

Endlich jedoch tritt ein Zeitpunkt ein, wo die Kluft zwiſchen dem geſchriebenen und dem geſprochenen Worte ſo ſtark iſt, daß jene Verſuche des „Richtigſprechens" eingeſtellt werden.

Man läßt dann

Schlafende Kreſſe. S. 399.

From Harper's Magazine. Copyright, [illegible], by Harper & Brothers.

entweder, wie dies im Franzöſiſchen und mehr noch im Engliſchen der Fall iſt, die vom geſprochenen Wort erheblich abweichende Schreibart ruhig fortbeſtehen, — eine Methode, die bei den Engländern das bekannte widerwärtige orthographiſche Chaos herbeigeführt hat; oder man iſt beſtrebt, durch Aufſtellung einer neuen Orthographie das geſprochene Wort wieder mit dem geſchriebenen in Harmonie zu bringen, eine Verbeſſerung, die natürlich von Zeit zu Zeit wiederholt werden muß, da die geſprochene Sprache nicht ſtillſteht, ſondern im ewigen Werdeprozeß begriffen iſt.

Zu denjenigen Sprachen, die ſich der letzteren — einzig vernünftigen — Methode bedient haben, gehören die deutſche, die italieniſche, vor allem aber die ſpaniſche mit ihrer geradezu muſtergültigen Konſequenz im Bezeichnen nicht nur der Ausſprache, ſondern auch des Silbenaccents. Dieſe Muſtergültigkeit iſt zum Teil dadurch bedingt, daß die Regelung der ſpaniſchen Orthographie vor nicht gar langer Zeit ſtattgefunden hat, daher ſich die Sprache des lebendigen Wortes inzwiſchen von der des geſchriebenen noch nicht wieder entfernt hat.

Die Einführung unſerer deutſchen ſogenannten „neuen Orthographie“ iſt eigentlich ein Prozeß anderer Art. Er beſchränkt ſich auf die Hinwegtilgung überflüſſiger einſt durch Irrtum in die Rechtſchreibung hineingeſchmuggelter Lautzeichen, ſowie auf ein paar geringfügige Aenderungen bezüglich der großen und kleinen Anfangsbuchſtaben ꝛc. ꝛc., was mit der Ausſprache gar nicht zuſammenhängt.

Hätten die Einführer der „neuen Orthographie“ eine genauere Fühlung mit der lebendigen Sprache gehabt, ſo hätten ſie vielleicht einige Kühnheiten, die über kurz oder lang doch einmal gewagt werden müſſen, gleich mit in ihr mangelhaftes Programm aufgenommen. Die deutſche Ausſprache hat ſich nämlich bereits von dem geſchriebenen Wort, ſelbſt wenn man es in der „neuen Orthographie“ ſchreibt, vielfach und nicht ganz unbedeutend — entfernt. Eine Zeit wird kommen, da dieſe uns noch kaum ins Bewußtſein fallende Trennung aller Welt fühlbar wird, und eine ähnliche Nichtübereinſtimmung zwiſchen Sprache und Schrift erzeugt wie ſie jetzt im Franzöſiſchen herrſcht. Und dann muß doch reformiert werden!

Desmodium und Akazie, ſchlafend (S. 336).

From Harper's Magazine Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

Ich will, was ich hier ſage, näher begründen.

Jeder mit Sprachempfindung begabte oberdeutſche Redner, der nicht auf dem Standpunkte ſteht, das geſprochene Wort, das doch das einzig Urſprüngliche iſt, durch das geſchriebene tyranniſieren zu laſſen — der Niederdeutſche kommt hier nicht in Betracht, da für ihn das Hoch- oder Schriftdeutſche eine von Haus aus fremde, erlernte Sprache iſt — jeder Oberdeutſche alſo, der urwüchſig redet, ſpricht heutzutage: ich bleiwe, ich blieb, gebliewen.

Die Ausſprache: ich bleibe, geblieben, iſt eine durchaus unorganiſche, erkünſtelte, in den Schulen oder auf den Bühnen ſprachwidrig eingelernte. Beiläufig geſagt, lehrt eine der neueſten Schulgrammatiken mit überraſchender Richtigkeit: „b zwiſchen zwei Vokalen wird geſprochen wie w; alſo: ich ſchreiwe, ich bleiwe“.

Dieſer ſprachliche Vorgang, der das b zwiſchen zwei Vokalen erweicht, findet durchaus ſein Analogon ſchon im Mittelhochdeutſchen. Wir ſagen: das Weib, des Weiwes; das Mittelhochdeutſche ſagte: das wîp, des wîbes.

Hier findet ſich alſo ganz unzweideutig die Spur eines Sprachgeſetzes, das überall, in England und Italien, in Frankreich und Spanien, in Schweden und Dänemark ſeine Gültigkeit hat.

Dieſes Sprachgeſetz lautet: Der urſprünglich härtere Laut wird, ſobald er zwiſchen zwei Vokale zu ſtehen kommt, um eine Lautſtufe weicher, — bis er dann ſchließlich, was hier gleich noch im voraus bemerkt werden ſoll, gänzlich verſchwindet.

Im Althochdeutſchen erſtreckte ſich dies ſogar auf Konſonanten zwiſchen den Vokalen zweier verſchiedener Wörter. So heißt es bei Notker: daz colt (das Gold); aber im Dativ: demo golde (dem Gold). Hier iſt das harte c (= k) in g erweicht, mit Rückſicht auf das vorhergehende o von demo. Ferner: ich pin (ich bin); aber du bist u. ſ. w.

Wer, auf die Kenntnis dieſes Sprachgeſetzes geſtützt, das mittelhochdeutſche wip und wibes betrachtet hätte, würde mit zwingender Konſequenz vorausgeſagt haben: in ſo und ſo viel Jahrhunderten lauten die beiden Formen: „das Weib“, „des Weiwes“. Denn auch die Verwandlung des i in ei hätte er nach Analogie ähnlicher Vorgänge in anderen Sprachen vermuten dürfen.

Wie aus dem mittelhochdeutſchen wip und wibes neuhochdeutſch Weib und Weiwes, aus lîp, lîbes neuhochdeutſch Leib, Leiwes, aus lop, lobes, neuhochdeutſch Lob, Lowes geworden iſt, ſo entſtand aus dem lateiniſchen habebam das italieniſche aveva — und daneben — mit gänzlichem Wegfall des zweiten v — die Form avea.

Das lateiniſche amabam = ich liebte, lautet italieniſch amava, und im Franzöſiſchen — wiederum unter Auslaſſung des erweichten Lautes — aimais, wobei das s eine unorganiſche Zuthat iſt.

Das lateiniſche piper, der Pfeffer, iſt im Franzöſiſchen poivre ſchon bei der dritten Erweichungsſtufe angelangt; die Mittelſtufe war poibre. Es ſollte mich wundern, wenn nicht in einzelnen franzöſiſchen Dialekten nicht jetzt

Froſchkraut (S. 400).

From Harper's Magazine.—Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

ſchon poire — ohne jede Spur eines v — geſagt würde. Jedenfalls iſt poire die Zukunftsform auch des ſchriftfranzöſiſchen Wortes.

Nach all dieſen Analogien läßt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen: Wenn wir nicht ganz und gar verſchulmeiſtern, d. h. im vorliegenden Falle: wenn der naturgemäßen Entwickelung der Sprache nicht widernatürliche Hinderniſſe in Form pädagogiſcher Vergewaltigungen entgegengeſtemmt werden, ſo ſchreibt der Deutſche in zwei- oder dreihundert Jahren auf Grund der alsdann gültigen neueſten Orthographie, wie folgt:

Der leib, des leïwes, dem leib, den leib; die leiwer; ich schreiwe (aber ich schrieb); die liewe (aber geliebt); das lewen (aber gelebt); gewen (aber du gibst); hewen (aber du hebst); strewen (aber du strebst, gestrebt) u. ſ. w.

Es ſei noch bemerkt, daß bei dieſen Beiſpielen, der Deutlichkeit halber, die bisherige Bezeichnung für die unverändert bleibenden Laute beibehalten iſt. Höchſt wahrſcheinlich wird man aber auch das „ei“ und das „ie“ im einundzwanzigſten Jahrhundert beſeitigt haben, denn ie iſt ſchon jetzt nur ein langes i (= ī) und ei wird (phonetiſch) richtiger ai geſchrieben, da dem i in dieſem Diphthong kein **e**, ſondern ein **a** vorlautet.

Daß Schulirrtümer und pädagogiſche Zwangsmaßregeln der freien Entwickelung der Sprache mancherlei in den Weg zu legen im ſtande ſind, das erlebt man z. B. an der falſchen (niederdeutſchen) Ausſprache des **st** und **sp** als Anlaut. Nicht nur in Niederdeutſchland, wo ja urſprünglich das Niederdeutſche Volksſprache war, und demgemäß noch die Zungen aufs Niederdeutſche gleichſam „eingepaukt“ ſind: auch unmittelbar an der Geburtsſtätte unſerer neuhochdeutſchen Sprache wird noch den Schülern vorgetragen, es heiße s-prechen, s-tuhl, s-tein, s-tock; während jeder ſprachlich gebildete Menſch weiß, daß es schprechen, schtuhl, schtein, schtock heißt, und daß hier nur wieder einer der zahlreichen Fälle vorliegt, wo die Orthographie hinter der Sprachentwickelung zurückgeblieben iſt.

Wie man noch jetzt stock, stein, stuhl ſchreibt, ebenſo ſchrieb man früher snee, slange, snell; zu einer Zeit nämlich, da dieſes **s** noch nicht den breiten Ziſchlaut hatte, den es jetzt vor Konſonanten beſitzt.

Entweder war es unwiſſenſchaftliche Willkür — die ja im Punkte der Orthographie ſo häufig das große Wort führt — wenn man plötzlich anfing, zwar schlange, schnee, schnell zu ſchreiben, aber bei stock, stein, stuhl ꝛc. das **st** noch beibehielt; oder auch — was ebenſo möglich iſt — die Umwandlung des Ziſchlautes **s** in **sch** vor **l** und **n** ging früher vor ſich als vor **p** oder **t**[1]).

Jedenfalls hat ſich in beiden Fällen dieſe lautliche Wandlung vollzogen, und nur jene unwiſſende Pedanterie, jene mißverſtandene Korrektheit, die da meint, das geſchriebene Wort ſei das maßgebende; jene Verſchrobenheit, die den einzig richtigen Grundſatz: „Schreibe ſo, wie du ſprichſt!“ in den geradezu widerſinnigen umkehrt: „Sprich ſo, wie du ſchreibſt!“ — nur dieſe Halbbildung verteidigt noch in unſerem Jahrhundert das unmögliche s-tock, s-tein. Dieſe Ausſprache berührt den Oberdeutſchen fremdartig, ja geradezu antipathiſch, und wenn es dem Niederdeutſchen nicht gleichfalls wie eine Sprachwidrigkeit auf die Nerven fällt, ſo hat dies, wie geſagt, ſeinen Grund nur in dem Umſtand, daß die Verbindung s-t, s-p im ſogenannten Plattdeutſchen gäng und gäbe iſt; im Plattdeutſchen heißt es wirklich s-tock, aber auch s-lapen (ſchlafen), nicht schlapen und s-niden (ſchneiden), nicht schniden. Dies zur Erhärtung der Thatſache, daß man auch mit den Irrtümern als einem ſprachbildenden Faktor zu rechnen hat.

Aehnliche Erweichungen wie mit dem B-Laute werden auch mit dem K- und dem T-Laute vor ſich gehen; ja ſie ſind zum Teil ſchon vor ſich gegangen, uns ſelber noch unbewußt; denn es gehört ein gar ſcharfes Ohr dazu, um die Nichtübereinſtimmung zwiſchen dem geſchriebenen und dem geſprochenen Worte auch da herauszuhören, wo man von vornherein gleichſam dogmatiſch von dem Vorhandenſein der vollkommenen Harmonie überzeugt iſt.

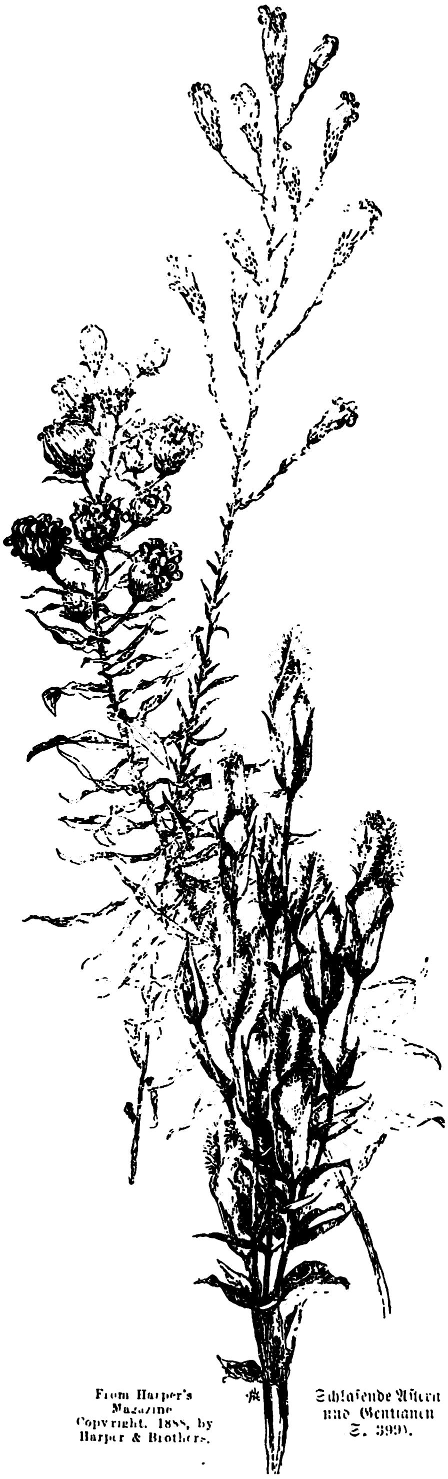
Der K-Laut zeigt im Oberdeutſchen, ganz beſonders vor Konſonanten, die unverkennbare Tendenz, ſich dem G-Laut zu nähern. Der oberdeutſche Sprachgenius trennt ſehr ſcharf den „Kecken“ von dem „Gecken“; aber mit weit minderer Schärfe den „Kreis“ von dem „Greis“, den „Knaben“ von der „Gnade“, die „Begleitung“ von der „Bekleidung“.

Der T-Laut wird zwiſchen zwei Vokalen ungleich milder geſprochen als am Anfang des Wortes. Die Verwechſelung von „ein Amt begleiten“ mit dem korrekten „ein Amt bekleiden“, die durch ganz Oberdeutſchland im Schwang iſt, wäre undenkbar, wenn nicht der T-Laut in dem Worte „begleiten“ milder klänge, als etwa zu Anfang des Wortes „Terraſſe“. Die Abmilderung des **k** vor **l** kommt irrtumfördernd hinzu.

---

[1] Wahrſcheinlich hat der rein äußerliche Umſtand mitgewirkt, daß der Anlaut „Sp“ und „St“ in der Schrift (und hie und da ſelbſt im Druck noch) durch ein Monogramm bezeichnet wurde. Anm. d. Verf.

Alſo auch hier macht ſich – wenn auch noch nicht ſo entſchieden, wie bei dem oben erörterten B-Laut, — die Tendenz der Erweichung geltend, – und zwar völlig nach Analogie der romaniſchen Sprachen, die den lateiniſchen T-Laut erſt abmildern und dann völlig verſchwinden laſſen.



From Harper's Magazine Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

Schlafende Aſtern und Gentianen S. 399.

Aus dem lateiniſchen pater (Vater) wird italieniſch padre, franzöſiſch pere; aus dem lateiniſchen voluntatem (Wille) wird portugieſiſch vontade, italieniſch volontà.

Daß die Erweichung des T-Lautes im Neuhochdeutſchen noch nicht mit ſolcher Entſchiedenheit vorgeſchritten iſt, wie die des B-Lautes, das begreift ſich, wenn wir das Mittelhochdeutſche betrachten. Das p in wip u. ſ. w. begann dort bereits zu ſchmelzen: wip, wibes: aber das t hielt noch ſtand: zit (Zeit), Plural ziten. Unſere Zukunftsſprache wird daher längſt ſchon das weib, die weiwer, lewen und liewen eingeführt haben, ehe ſie ſich zum „guden" (ſtatt „guten") entſchließt.

Noch ſpäter wird dann, nach Maßgabe des hier waltenden Sprachgeſetzes, das Wort „Leib" lei, und das Wort „Weib" wei lauten; Mehrzahl: die leier, die weier. — ganz analog dem Wort „Frau", das urſprünglich auch einen Lippenlaut (w) nach dem au hatte und mittelhochdeutſch die vrouwe hieß, bis in den erſten Stadien des Neuhochdeutſchen jenes w ſpurlos dahinſchwand.

Ob die Sprache durch dieſe und ähnliche Wandlungen ſchöner und wohllautender wird, das iſt eine Frage, die man beim erſten Blick verneinen zu ſollen glaubt. Aber wie überall, ſo hat auch hier die Natur dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Sie hat ihre heimlichen Korrekturmittel, die das Eingebüßte auf anderem Wege wieder erſetzen.

Ein Beiſpiel für dieſe Naturheilkraft der Sprache:

Das Althochdeutſche, Gotiſche, Altnordiſche waren bekanntlich im Beſitz eines herrlichen Vokalismus. Im Gotiſchen überwog namentlich der ſtolze Vokal a. Die Endungen dieſer Idiome hatten faſt überall da, wo wir und das Däniſche das verblaßte, abgeſchwächte, dünnſtimmige e haben, a, o und u, ſo daß ſich das Althochdeutſche an Fülle und Kraft im rein muſikaliſchen Sinn wohl mit dem Spaniſchen (nicht mit dem Italieniſchen, das zuviel i hat) und mit dem Schwediſchen meſſen darf.

Man höre z. B. folgendes Bruchſtück aus dem achten Jahrhundert:

Dhuo ir himila garwida, dhar was ih; — thanne ir mit ërina ewa abgrundiu wazssar umbihringida, dhuo ir ërdha stedila wac, mit imu was ih dhannê, al dhiz frummendi.

Dieſe volltönenden Flexionsſilben ſind uns verloren gegangen; ſtatt „plintun" ſagen wir: „die Blinden" und behalten dieſe Form auch in den übrigen Beugungsfällen, die im Althochdeutſchen lauteten: plintônô, plintôm, plintun. Nur noch in ganz vereinzelten Fällen, wie „dero", „ihro", „nunmehro" haben wir Erinnerungen an den ehemaligen Ueberfluß.

Wie aber hat nun der Sprachgeiſt dieſe fortſchreitende Verdünnung, die ja ſchließlich zu einem wahren Waſſerſuppenſyſtem hätte ausarten müſſen, wieder gut gemacht?

Vor Jahrhunderten ſchon durch den Prozeß der Diphthongierung, – und neuerdings durch die beginnende Zerſetzung des Schluß-r.

Im Mittelhochdeutſchen findet ſich durchweg î und û, wo wir im Neuhochdeutſchen ei und au haben. Hierher gehören Wörter wie „Bau", „Sau", „kaum", „Bauer", „Haut", „aus", „Haus", „Maus", „Brei", „Beil", „Weib", „Eis", „Eile" ꝛc. Das ei in den letztgenannten Wörtern wird jetzt bekanntlich wie ai geſprochen; urſprünglich hat der dem i vorgeſchlagene Vokal, wie noch heute im Schwäbiſchen, wirklich „e" gelautet; er ward erſt im ſpäteren Neuhochdeutſch zu a: an ſich ſchon ein Beiſpiel der Vokalverſtärkung, im Gegenſatz zu der ſonſt üblichen Abſchwächung (plintônô, blinden).

Aber auch bezüglich der Endungen waltet ein unbewußtes Erſetzungsbeſtreben ob. Da hier das kräftige Selbſtlautertum, als deſſen vornehmſter Vertreter das a zu betrachten iſt, mehr und mehr ſchwand, ſo griff die Sprache zu einem ſehr wirkſamen Hilfsmittel: zur Vokaliſierung des r. Wir befinden uns noch in den Anfangsſtadien dieſes Prozeſſes: aber ſein Endreſultat kann nicht zweifelhaft ſein. Die letzte Silbe in „Mutter" lautet, ungekünſtelt geſprochen, durchaus ſchon nicht mehr wie die erſte Silbe in „Terraſſe" oder „Terrine", ſondern ſie neigt ſehr ſtark zum „ta" hinüber, und wird aller Wahrſcheinlichkeit nach im Lauf der Jahrhunderte geradezu ta lauten und ta geſchrieben werden. Viele Mundarten, z. B. die oberbayeriſche, ſprechen ſchon heute ſo.

Ebenſo vokaliſiert ſich allmählich das r im Innern der Wörter, wenn ein Vokal vorangeht und ein Konſonant folgt. „Kurt" lautet ſchon jetzt ein wenig nach „Kuat" hinüber, „fort" nach „foat", „gern" nach „gean". Auch dieſer Prozeß dürfte ein unaufhaltſamer ſein, und wenn er ſich erſt völlig verwirklicht hat, dann beſitzt das Hochdeutſche wieder die uralten Doppelvokale, wie das ua im althochdeutſchen cuat (auch cuot, gut), oder das ea im angelſächſiſchen eam (Oheim).

Ganz ähnliche Vorgänge, die ein Verſtärkungsbeſtreben angeſichts der fortſchreitenden Abſchwächung auf anderen Punkten beurkunden, finden ſich in den romaniſchen Sprachen. So bekommt das lateiniſche e und o im Italieniſchen einen bereichernden Vorſchlag. Das lateiniſche homo (der Menſch) wird italieniſch uomo; morior (ich ſterbe) wird muojo; cor (das Herz) wird cuore, während ſich das e in veto (ich verbiete) zum ie verſtärkt, italieniſch vieto (ſprich: viéto). — Auch das Spaniſche und Franzöſiſche kennen dieſe eigentümliche Aenderung. Das lateiniſche focus (Herd, Feuer) wird ſpaniſch fuego; dormio (ich ſchlafe) wird ſpaniſch duermo; das lateiniſche bene (gut) wird franzöſiſch bien; teneo (ich halte) wird franzöſiſch tiens.

Bei dieſen Andeutungen mag es für diesmal bewenden. Es ſollte nur dargethan werden, wie und nach welcher Methode ein Blick in die Zukunft unſerer Sprache überhaupt möglich iſt. Die Einzelheiten, z. B. die Zukunft der deutſchen Konjugation, des unbeſtimmten Artikels (ein) und ſonſtiger ganz beſonders intereſſanter Punkte, laſſen ſich nicht ſo anhangsweiſe behandeln.

Ueber die Entwickelung der Seele des Kindes.

Von

Prof. W. Preyer.

III.

Die erſten Wahrnehmungen und Vorſtellungen.

Im Gegenſatz zur erſten Lebenszeit iſt ſchon nach einigen Monaten eine ſcharfe Unterſcheidung mannigfaltiger Berührungen, ungleicher Temperaturen und — mittels des Muskelſinns — verſchiedener Druckgrade vorhanden. Das warme Naß, feuchte Kühle, trockene Wärme, trockene Kälte, rauhe Härte und weiche Glätte, Schweres und Leichtes — alles dieſes und mehr wird nun, wie man an dem Verhalten des Kindes, dem Vermeiden und Suchen, an ſeiner nicht zu beſchreibenden und kaum bildlich wiederzugebenden Phyſiognomie erkennt, unterſchieden.

In pſychogenetiſcher Hinſicht iſt dieſe Sonderung der Sinneseindrücke um ſo wichtiger, als ſie zu einer Zeit erreicht wird, da noch nicht die geringſte Andeutung irgend welcher ſprachlichen Bezeichnung der eigenen Gefühle in artikulierter Rede aufgefunden werden kann. Der Verſtand hat ſich bereits ein wenig entwickelt, ohne daß Worte dabei überhaupt in Betracht kommen, auch nicht einmal das Hören von Wörtern, denn taubſtumme Kinder unterſcheiden ſich in dieſer Hinſicht von normalen in den erſten Monaten nicht weſentlich. Daß aber wirklich eine Verſtandesthätigkeit bei der Unterſcheidung all jener ſinnlichen Eindrücke ſtatthat, wird bewieſen durch ihre Ordnung in Raum und Zeit.

Der erſte Akt des Menſchenverſtandes beſteht darin, die Eindrücke auf die Sinneswerkzeuge und zwar zunächſt auf die Haut und dann auf das Auge zu ordnen. Das Ergebnis dieſes Ordnens des rohen Materials aller Erfahrung, nämlich der gleichzeitigen Eindrücke auf allen Sinnesgebieten bezüglich ihrer Verhältniſſe zu einander, das heißt ihrer Verſchiedenheit bei völliger Gleichheit ihrer Art und Stärke, nennen wir Raum. So feſt iſt die Raumanſchauung mit unſerem Gehirn verwachſen, daß wir gar nicht im ſtande ſind, nachdem einmal dieſe ordnende Thätigkeit begonnen hat, ſie je wieder los zu werden. Selbſt bei der tiefſten Geiſteszerrüttung bleibt dieſe Funktion beſtehen. Zwei gleichhelle, gleichfarbige, überhaupt ganz gleichartige und gleichzeitige Lichteindrücke werden ſtets nur durch ihre Orte unterſchieden. Immer und immer wieder zeigen ſich uns die Dinge nebeneinander, übereinander, hintereinander. Ein Viertes gibt es nicht in der Wirklichkeit, ſondern nur in Gedanken. Immer finden wir unſeren eigenen Körper links und rechts, oben und unten, vorn und hinten verſchieden, und auch bei der Kugel, an deren Oberfläche alle Punkte ſich gleichen, ſind wir dennoch, mögen wir ſie noch ſo oft drehen, gerade dieſe drei Dimenſionen und nur dieſe drei anzuerkennen vermöge unſerer angeerbten Organiſation gezwungen.

Das Kind erlernt, und zwar ausſchließlich durch ſeine eigene Erfahrung, dieſe räumlichen Verhältniſſe, durch Fehlgreifen, Fehlſehen, Stoßen, Fallen, durch Augenbewegungen und Kopfbewegungen, auch durch die Erkenntnis, daß die Gegenſtände beim Annähern und Entfernen derſelben heller und dunkler werden. So wird ihm erſt nach und nach der große Unterſchied einer Fläche und eines fernen Körpers, die es nicht berühren kann, klar. Die zwei Jahrhunderte hindurch von Philoſophen viel diskutierte Frage, welche Molyneux an Locke richtete, ob ein blind geborenes Kind, dem durch eine Operation die Sehkraft wieder gegeben würde, unmittelbar nach derſelben im ſtande ſei, eine Kugel von einem Würfel allein mittels des Auges zu unterſcheiden, wurde zwar richtig verneint, aber der Grund der Verneinung war nicht ganz zureichend. Man nahm nämlich an, der fragliche Unterſchied würde gerade ſo wie die Verſchiedenheit eines flachen Tellers und eines Globus mit demſelben Durchmeſſer nur durch den Taſtſinn erlernt. Man ſchloß, daß beim Sehen verſchiedener Formen nur durch die Erinnerung an die Taſtgefühle die Wahrnehmung der Formverſchiedenheiten zu ſtande käme. So richtig das erſtere iſt, ſo unzulänglich iſt das letztere, denn es gibt ſehr viele Formen, welche einzig durch das Auge als verſchieden erkannt werden ohne die Möglichkeit, den Taſtſinn dabei zu verwenden. Der nicht taſtbare Regenbogen und der Mond erſcheinen dem Kinde ſchon ſehr früh rund, der erſtere flach, der letztere im Fernrohr kugelig, und annehmen zu wollen, daß die beiden Arten der Rundung ihm nur durch die Erinnerung an getaſtete runde Dinge, etwa an ſeine Bälle, möglich werde, muß zum mindeſten künſtlich genannt werden. Gerade ſo gut wie blindgeborene Kinder, welche niemals ſehen lernen, allein durch den Taſtſinn die Geſtaltunterſchiede der Körper kennen lernen, können normal ſehende die unerreichbaren Himmelskörper und fern liegende irdiſche Gegenſtände nur durch den Geſichtsſinn bei gehöriger Uebung als verſchieden geſtaltet erkennen.

Die Netzhaut des Auges iſt auch eine Haut, und zwar eine ſolche, in welcher die Nervenendigungen viel dichter zuſammengedrängt ſind, als in der Taſthaut. Wenn auch nicht die Dinge dieſe Sehhaut berühren, ſo treffen ſie doch die von ihnen ausgehenden Aetherſchwingungen, welche wir, nur weil ſie die Empfindung des Lichtes wachrufen, Lichtſtrahlen nennen. Wie nahe verwandt in der Seele des Kindes das Sehen und Berühren ſein muß, erſieht man ſchon daraus, daß kleine Kinder zur Zeit da ſie greifen lernen, neue Objekte häufig, nachdem ſie zum erſtenmal erfaßt worden, nicht in den Mund, ſondern merkwürdigerweiſe an die Augen führen, als wenn ſie dieſelben in die Augen oder in ein Auge hineinbringen wollten. Durch die Kombination von Taſt- und Geſichtswahrnehmungen wird dann ebenſo wie durch ihre Trennung voneinander die Raumanſchauung langſam ſtufenweiſe erworben, indem ſich nach und nach herausſtellt, daß es für alle Sinne ein und derſelbe Raum iſt, in welchen die Eindrücke eingeordnet werden.

Was das aus dem Ei geſchlüpfte Hühnchen geſchickt von ſelbſt ausübt, das Erfaſſen eines Körnchens auf dem Boden, welches ſogleich am richtigen Orte geſehen wird, das muß das Menſchenkind innerhalb mehrerer Monate lernen. Bei dem Tiere kommt ein vollſtändig ausgebildeter Nervenmechanismus, ſowie es in die Welt tritt, zur Aktion. Beim Menſchenkinde iſt der Mechanismus noch nicht fertig, ſondern wird erſt durch Eindrücke von außen vervollkommnet. Man ſieht alſo, daß die beiden ſich ſtreitenden Parteien der Nativiſten und Empiriſten, von denen die erſteren alle Raumanſchauungen für angeboren, die letzteren für erfahrungsmäßig erworben anſehen, beide recht haben. Denn bei dem Weſen, welches von vornherein gut ſieht, aber im ſpäteren Leben nicht viel beſſer ſehen lernen kann, iſt der nervöſe Sehapparat fertig, angeboren, bei dem Weſen dagegen, welches Jahre hindurch immer beſſer ſehen lernt, iſt derſelbe unvollkommen, unfertig angeboren, zum Teil nur der Anlage nach, aber im höchſten Grade bildſam und zwar weniger das periphere Auge als der ihm zugehörige Gehirnteil, die ſpätere Sehſphäre, wo die Netzhautbilder interpretiert und die Elemente der künftigen Raumanſchauung angeſammelt werden. Dieſer, erſt von dem Phyſiologen Hermann Munk in Berlin durch jahrelang fortgeſetzte Tierexperimente ſeiner wahren Bedeutung nach erkannte Teil des großen Gehirns, deſſen Zerſtörung Seelenblindheit bei unverſehrten Augen zur Folge hat, iſt beim eben geborenen Menſchen noch nicht ausgebildet wie beim Hühnchen. Das neugeborene Kind iſt ſeelenblind, ich möchte ſagen „raumblind“. Licht kann es empfinden, aber nicht ſehen, nichts Räumliches erkennen.

Das Ohr trägt zur Ausbildung der Raumanſchauung ſehr wenig bei, es iſt das Organ des Zeitſinns. Es unterſcheidet, wenn es geübt iſt, mit bewundernswerter Sicherheit an den Tönen ein Zweitauſendſtel einer Sekunde. Aber im Grunde ſind alle Sinnesorgane Zeitorgane, nur unvollkommenere. Niemals können zwei verſchiedenen Sinnesgebieten zugehörige Empfindungen vollkommen gleichzeitig in das Bewußtſein treten. Nur nacheinander, nie gleichzeitig können zwei Eindrücke auf genau dieſelbe Stelle einer Sinnesfläche getrennt als ſolche wahrgenommen werden. Zwei Sterne, die auf einem Netzhautelement zugleich zur Abbildung kommen, erſcheinen als einfacher Stern, auch wenn ſie Millionen Meilen auseinander liegen, zwei gleichzeitige Nadelſtiche an demſelben Hautpunkt als ein Stich — und ſo für alle Sinne. Sind aber zwei ganz gleiche urſprüngliche, einfache reine Empfindungen, zwei Lichter, zwei Töne, zwei Stiche, an einem und demſelben Ort doch als zweifach erkannt worden, ſo iſt die eine nach der andern, vor einer dritten an dem Orte des Eindrucks, ſei es der Hautoberfläche, ſei es des Geſichtsfeldes, ſei es des Hörfeldes, von dem Kinde erkannt worden, d. h. ihr Unterſchied iſt die Zeit. Dann hat es aber nicht mehr nur eine Empfindung, ſondern es hat eine Wahrnehmung gemacht. Das ganz junge Kind hat keinen Zeitſinn. Mit ſeiner erſten Wahrnehmung beginnt derſelbe ſich zu entfalten. Die Wahrnehmung unterſcheidet ſich weſentlich von der Empfindung durch das Hinzutreten des Räumlichen und des Zeitlichen zu ihr. „Ich nehme etwas — ein Ding, einen Vorgang — wahr“ heißt ſtreng genommen: „Ich habe eine beſtimmte Sinnesempfindung vollkommen klar, ſcharf abgegrenzt von jeder anderen Sinnesempfindung in Bezug auf den Raum und die Zeit geordnet.“ Der Ort eines leuchtenden Punktes, die Richtung einer Linie, die Ausdehnung einer Fläche, eines Körpers, den das Kind durch Betaſten von der Fläche unterſcheidet, die Aenderung des Ortes eines Punktes, einer Linie, einer Fläche, eines Körpers, alſo die Bewegung, alle dieſe Ergebniſſe der ordnenden Verſtandesthätigkeit machen aus der Empfindung einen Beſtandteil höherer Gehirnthätigkeit, welche die Entwickelung der Seele benötigt.

Aber mit der bloßen Wahrnehmung der Dinge, die um uns und an uns und in uns in einer nicht zu beherrſchenden Mannigfaltigkeit ſich fortwährend bewegt und ruhend darbieten, mit dem bloßen Fürwahrhalten, iſt der Hauptſchritt der Erkenntnis noch nicht gethan. Und wenn auch das Kind in den erſten Lebensmonaten bei der Mehrzahl ſeiner ſinnlichen Eindrücke über das bloße Wahrnehmen wie das Tier nicht hinauskommt, ſo wird es doch in Bezug auf einige ſchon ſehr früh zu dem ferneren notwendigen Schritte aller höheren geiſtigen Entwickelung geführt, welcher die Wahrnehmungen für das Denken, alſo die höchſte Leiſtung, erſt tauglich macht. Dieſer Schritt iſt die Aufſuchung der Urſache des Wahrgenommenen. Nachdem beiſpielsweiſe eine grüne, ovale Fläche links oben im Geſichtsfeld in einem beſtimmten Augenblick geſehen, d. h. wahrgenommen worden, tritt nach und nach die höhere Funktion des Gehirns auf, welche als die Urſache dieſer Geſichtswahrnehmung das Blatt eines Baumes erkennen läßt. Dann wird die Wahrnehmung zur Vorſtellung. Eine nach Zeit und Raum beſtimmte Sinnesempfindung, alſo eine Wahrnehmung, welche durch das Hinzutreten der Urſache zu einem Gegenſtande der Erkenntnis wird, nennen wir demnach eine „Vorſtellung“ oder eine Idee oder einen Gedanken. Die Vorſtellungen bilden den ausſchließlichen Inhalt des ganzen höheren geiſtigen Lebens. Ihre Verbindung und Trennung iſt die Arbeit des Denkens, ihre Entſtehung das Produkt der Erfahrung und erblichen Anlage und der von beiden abhängigen Phantaſie, ihre Vernichtung die Folge abnehmenden Gedächtniſſes.

„Ich ſtelle etwas vor mich hin.“ Dieſer Satz bezeichnet den Akt der Setzung einer Urſache für die Wahrnehmung, gleichviel ob dieſe nun in der Wirklichkeit ſonſt noch nachweisbar iſt, oder ein reines Erzeugnis der Einbildungskraft bleibt. Die Vorſtellungen ſind durchaus darum noch nicht richtig, weil ſie durch die Erfahrung ſich oft wieder herbeiführen laſſen, und kein Beobachtungsgebiet iſt in dieſer Hinſicht lehrreicher als gerade das die kindliche Seelenthätigkeit umfaſſende, weil man hier leichter und öfter als im ſonſtigen Menſchenleben die Irrtümer bei dem Aufſuchen der Urſache findet. Ich habe in meinem Buche über „Die Seele des Kindes“ eine Menge von Beiſpielen dafür gegeben und will hier nur an den bekannten Kunſtgriff der Mütter und Ammen erinnern, welche, nachdem das Kind ſich geſtoßen hat, die geſtoßene Stelle anblaſen; der Schmerz läßt dann nach und das Kind hält das Blaſen für die Urſache der Beſſerung und bläſt ſogar ſelbſt auch wenn es ſich am Hinterkopf geſtoßen hat, obwohl dann der Luftſtrom die geſtoßene Stelle gar nicht erreichen kann. Daß aber der Schmerz beidesfalls nachläßt, iſt beidesfalls nur die Folge der Suggeſtion, er ſei vorüber. Hierauf beruht einer der wichtigſten Erziehungsgrundſätze, welcher die Beherrſchung der Vorſtellungen des Kindes betrifft. Ich nenne ihn gern das „Prinzip von der Ablenkung der Aufmerkſamkeit“.

Für alle Seelenentwickelung von hoher Bedeutung iſt dieſes Prinzip namentlich in der Zeit der größten Empfänglichkeit, in früheſter Jugend, entſcheidend in ſeiner Anwendung. Denn es iſt klar, daß in dem blanken Spiegel der kindlichen Seele ſich mit Leichtigkeit gute und ſchlechte Bilder durch die Mutter hervorrufen laſſen, die zwar beide im Laufe der weiteren Ausbildung teilweiſe verlöſchen, aber je nach der Stärke der Suggeſtionen der einzelnen eingepflanzten oder eingeordneten Vorſtellungen und der Gedächtniskraft kürzer oder länger haften.

Das Wort Suggeſtion läßt ſich kaum verdeutſchen. Wenn man den Ausdruck Einimpfung oder „Einredung“ an ſeine Stelle ſetzt, ſo hat man nur einen Teil des Sinnes wiedergegeben. Das für die ſuggeſtive Behandlung beſonders charakteriſtiſche Merkmal iſt nicht nur das nachhaltige Einſetzen oder Einprägen einer beſtimmten Gedankenreihe, ſondern namentlich auch die damit feſt verbundene Veranlaſſung, etwas Beſtimmtes zu thun oder zu unterlaſſen. Ich habe bei anderen Anläſſen ausführlich davon geſprochen, weil auch ſonſt die Suggeſtionen eine große Rolle ſpielen, und ihre größte Bedeutung werden ſie erſt, beſonders in der ärztlichen Praxis gewinnen. Hier handelt es ſich aber um den beſtimmenden Einfluß ſuggeſtiver Behandlung des Kindes in der erſten Lebenszeit.

Zwar iſt es unmöglich, auch wenn man es sträflicherweiſe verſuchen wollte, bei einem Menſchenkinde in der geiſtigen Entwickelung die drei vorhin charakteriſierten Elemente der Zeit, des Raumes und der Urſache zu beſeitigen oder durch Einreden auch nur abzuändern. Aber es iſt ſehr leicht, damit verkehrte Benennungen in Zuſammenhang zu bringen, ſo daß eine Verwirrung entſteht. Wollte jemand z. B. die Bezeichnung der Windrichtungen vertauſchen und das Kind lehren, was Oſten iſt ſei Weſten, ſo würde es deshalb doch richtig die Himmelsgegend, in der die Sonne aufgeht, mit der Hand angeben lernen, aber verkehrt benennen. Es würde indeſſen bei Fortſetzung ſolcher ſinnloſen Verſuche unſicher werden, weniger im Gebrauch ſeines Verſtandes, als im Gebrauch ſeines Gedächtniſſes bei Auswahl der Wörter und Zeichen. Ganz ähnlich auf ſittlichem Gebiete. Wenn von vornherein falſche Vorſtellungen über Mein und Dein, über Erlaubtes und Verbotenes, d. h. Recht und Unrecht, dem Kinde beigebracht werden, wie es leider aus Unkenntnis allzuoft geſchieht, ſo kommen die ethiſchen Begriffe ins Schwanken. Im ſpäteren Leben erweiſt es ſich dann oft nicht mehr möglich, den Schaden wieder vollſtändig gut zu machen, weil eine ſtrenge Selbſterziehung ohne vorhergegangene Erziehung durch andere gar nicht erzielt werden kann. Deshalb habe ich es immer beklagt, wenn in gebildeten Familien die Kinder mit ungebildeten Ammen, Wärterinnen, Bonnen lange allein gelaſſen werden, ohne daß die hochgebildeten Eltern ſich ebenſoviel oder mehr mit ihnen beſchäftigen und das erforderliche Gegengewicht ſchaffen. Die Väter ſind anders in Anſpruch genommen, die Mütter allzuoft durch ſogenannte „Pflichten“ der Geſellſchaft oder unnötige Reiſen verhindert.

Wenn von Anfang an ein Kind unter dem Einfluſſe der Suggeſtionen gebildeter Menſchen aufwächſt, ſo muß es eine ganze Anzahl von Unarten weniger und eine Menge von Vorzügen mehr in die Zeit mit hinübernehmen, da es die Kinderſtube für immer verläßt. Es wird dann natürlich den ſpäteren Bemühungen ſeiner Erzieher und Lehrer weniger Widerſtand entgegenſetzen können, als wenn ihm erſt jene Unarten wieder abgewöhnt und jene Vorzüge, wie z. B. Gehorſam, nachträglich anerzogen werden müſſen. Der größte Fehler unſerer europäiſchen Erziehung zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts beſteht darin, daß in der erſten Zeit des Jugendlebens viel zu wenig phyſiologiſch erzogen wird und in der ſpäteren Zeit viel zu viel unphyſiologiſch unterrichtet wird. Und doch ließe ſich durch eine ausgedehnte und methodiſche Anwendung des Grundſatzes von der Ablenkung der Aufmerkſamkeit durch wortloſe Suggeſtionen ſchon im zweiten und dritten Vierteljahr des Lebens mit Ausſicht auf dauernden Erfolg die ſpätere Erziehung mit Worten vorbereiten. Man muß dazu vorſichtig und beharrlich diejenigen Suggeſtionen zu paſſender Zeit wiederholen, welche für die harmoniſche Ausbildung von Nutzen ſind. Dagegen ſind ſtreng zu verbieten die unphyſiologiſchen Beruhigungs- und Zerſtreuungsmittel. Zum Beiſpiel das unverantwortliche heftige Schaukeln in der Wiege und im Kinderwagen, welches den Säugling in einen Zuſtand der Betäubung verſetzt, damit er die Angehörigen nicht beläſtige, iſt höchſt nachteilig. Das Gehirn in dem noch oben offenen Schädel wird hin und her geſchleudert, und wenn man einen Erwachſenen ſo in ſeinem Bett zu ſeiner Beruhigung hin und her werfen wollte, wie ich es oft beim Schaukeln der Kinder in der Wiege und im Kinderwagen geſehen habe, ſo würde er entrüſtet eine ſolche Roheit ſich verbitten. Welcher Art aber jene früheſten heilſamen Suggeſtionen ſein müſſen, wie man mit einer warmen, trockenen, weichen, glatten Hand, mit einem ſchrittweiſe vorgehenden, anſtrengungsloſen Ueben der Sinne, ſpäter mit freundlichen und doch entſchiedenen Worten, mit Mienen und Gebärden, ſchon mit einem vielſagenden Blick das unbeſchäftigte oder unpaſſend beſchäftigte Kind zu paſſender Beſchäftigung bringt, das auseinanderzuſetzen, iſt hier nicht der Ort. Nur auf die große Wichtigkeit dieſes zwar viel, im allgemeinen aber zu wenig methodiſch angewendeten Erziehungsgrundſatzes von der Ablenkung der Aufmerkſamkeit durch Suggeſtionen wollte ich hier hinweiſen.

Es gibt kein Gebiet, auf dem er ſich mehr bewährt, als das Spielen der Kinder. Noch fehlt es an einer Theorie des Spieles, und doch lernt bei keiner Art von Unterweiſung oder Selbſtſtudium im ſpäteren Leben der einzelne Menſch annähernd ſo viel wie das Kind in den erſten vier Jahren ſeines ſorgloſen Daſeins durch ſeine im Spiele erworbenen Wahrnehmungen und Vorſtellungen. Was Erwachſenen am kindlichen Spiel nicht der geringſten Aufmerkſamkeit wert ſcheint, iſt dem Kinde ſelbſt von der höchſten Bedeutung, weil es den Reiz des neuen noch hat. Ein Stück Holz mit Bindfäden, Nußſchalen, ganz wertloſe Dinge, wie Kieſelſteine, Baumblätter und der Inhalt eines Papierkorbes, erhalten durch die überaus rege kindliche Phantaſie, welche Papierfetzen zu Taſſen und Booten, Tieren und Menſchen geſtaltet, einen großen Wert, und wenn ich früher vom Experimentieren der kleinen Kinder als Spiel ſprach, ſo möchte ich hier die innere Aehnlichkeit ihres Verfahrens mit dem des Naturforſchers hervorheben.

Als der große Newton gefragt wurde, wie er es denn nur angefangen habe, die außerordentlichen Entdeckungen, mit denen er die Welt in Erſtaunen verſetzte, zu machen, gab er die berühmt gewordene Antwort, er komme ſich vor wie ein Kind, das am Strande des Meeres geſpielt und das Glück gehabt habe, einige hübſchere Muſcheln und buntere Steine als ſeine Nachbarkinder zu finden. Daß er gearbeitet, raſtlos, anſtrengend thätig geweſen, kombiniert und analyſiert hatte, mit weitgehender Vernachläſſigung ſeiner eigenen Geſundheit, bis zum Vergeſſen der Mahlzeiten, das erwähnte er dabei nicht.

Man überſieht auch bei dem erſten Spielen der Kinder ſehr leicht, eine wie große geiſtige Anſtrengung mit ihm verbunden zu ſein pflegt. Wieviel wird da kombiniert, das heißt aus greifbaren Dingen zuſammengeſetzt und analyſiert, auseinandergenommen, wieviel gebaut und zerſtört, wieviel geforſcht und wie beharrlich mit großer Muskelanſtrengung in das Innere verſchloſſener Dinge eingedrungen! Die Sucht, das Verhüllte zu enthüllen, das Verborgene zu erfaſſen, die Urſache des Zuſammenhalts, die Urſache eines Geräuſches, die Urſache eines Lichteffektes zu finden, mit einem Wort, der unerſättliche erbliche Kauſalitätshunger des Menſchen iſt es, welcher im kindlichen Spiele ſeine erſte Befriedigung findet: dadurch entſtehen Luſtgefühle und die durch Unwiſſenheit verurſachte Unluſt ſchwindet. Aber was anders iſt es denn, wodurch der Denker und Forſcher auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft zu ſeiner ſich ſelbſt vergeſſenden Anſtrengung bewogen wird? Wenn der Schmerz des Hunger und Durſtgefühls Menſchen wie Tiere zu allen Zeiten zur Arbeit veranlaßt hat, um dieſe unangenehmen Folgen des Nahrungsmangels zu beſeitigen, ſo hat zu allen Zeiten die Unbehaglichkeit, welche der Mangel an Erfahrung, an Kenntniſſen mit ſich bringt, alſo das Verlangen, den unbezwingbaren Urſachenhunger zu ſtillen, Kinder wie Erwachſene zur höheren geiſtigen Arbeit getrieben. Daß dieſe im Kampfe um das Daſein ſicherer zum Siege führt als die nur phyſiſche Thätigkeit, iſt dabei nicht einmal bewußtes Motiv.

Durch das Spiel wird das Kind, durch die Arbeit der Gelehrte beglückt. Der Wert der Thätigkeit des Gelehrten, oder beſſer des Forſchers und Denkers, des Entdeckers und Erfinders, wird durch eine ſolche Parallele nicht im mindeſten herabgeſetzt, ſondern nur der der Thätigkeit des ſpielenden Kindes erhöht, welches in ſeiner primitiven Weiſe ebenfalls entdeckt und erfindet. Einerſeits konzentriert es ſeine Aufmerkſamkeit oft lange auf einen und denſelben Gegenſtand, es kann eine halbe Stunde lang mit einem rohgeſchnitzten Pferde ſich beſchäftigen, andererſeits verlangt es nach Wechſel der Thätigkeit, um dann wieder zu der früheren Liebhaberei zurückzukehren, die ihm nicht mehr neues bietet, aber in der Erinnerung erfreulich blieb, weil ſie einſt neu war. Schon im erſten Halbjahr unterſcheidet ſich das Naturell der Kinder durch dieſe individuellen Verſchiedenheiten. Aber welche Schulen es im Spiele auf die eine wie auf die andere Weiſe durchmacht, iſt noch gar nicht pſychologiſch unterſucht worden. Die Kinder armer Familien behelfen ſich mit wertloſen Naturprodukten und Trümmern der Spielſachen begüterter, während dieſe die koſtbarſten Maſchinen, Modelle, ganze Arſenale von Waffen und Muſeen von Puppen nebſt den zugehörigen Wohnungen, Kaufladen u. dergl. in nicht zu rechtfertigender Ueberfülle zur Verfügung haben. Nicht das Kind, ſondern die Spielwarenhandlung hat den Vorteil davon. Das im Ueberfluß an Spielſachen aufwachſende Kind wird leicht blaſiert und zerfahren, iſt jedenfalls nicht heiterer als das mit wenigem verſehene, ſich mehr im Freien aufhaltende Bauernkind. Die Regulierung der Gehirnthätigkeit erfordert gerade in den erſten Jahren eine ſorgfältige Sichtung der vorzulegenden Spielſachen. Es iſt durchaus verkehrt, immer gerade „das Neueſte“ zu wählen, und vielmehr eine Auswahl von wenigen dem Verſtändniſſe zugänglichen Spielen zu empfehlen, als kritiklos allerlei bunte, lärmmachende, zerbrechliche und bald unbrauchbare Spielereien auf großen Tiſchen am Weihnachtsabend anzuhäufen. Ob die Farben der bunten Spielſachen giftig ſeien, daran denkt man wohl. Ob aber die kleine Seele durch die übertriebenen Nachahmungen von Beſchäftigungen Erwachſener geſchädigt werde, daran denken nicht viele. Nicht zerſtreut ſoll das Kind werden, nicht zerſplittert, ſondern es ſoll lernen, ſich beizeiten in der wichtigſten Funktion des Gehirns für das ganze ſpätere Leben zu üben, welche darin beſteht, ſelbſtändig die Aufmerkſamkeit einem beſtimmten Ziele anhaltend zuzuwenden. Und dieſes lernt es durch eine eingehende Beſchäftigung mit zwei Spielen viel mehr als durch raſchen Wechſel in vielen, welcher leicht verwirrt und durch Ueberſättigung die naive Freude am Einfachen verdirbt.

Es kommt noch hinzu die Notwendigkeit, beim Spielen auch des kleinſten Kindes die Einwirkung des Spieles auf ſeinen Charakter zu berückſichtigen. Wenn man ihm Gelegenheit gibt, ſelbſtändig ohne zu viel Korrekturen und Nachhilfe das Richtige zu finden beim Suchen und Prüfen, Drehen und Wenden der Beſtandteile ſeiner Miniaturwelt, ſo gibt man ihm Gelegenheit, nicht allein durch eigene Erfahrung ſich gewiſſermaßen zu ſtärken, ſeine Urteilskraft auszubilden durch Uebung ſeiner Sinne, ſondern auch eine eigene Ueberzeugung in betreff deſſen, was wahr und was nicht wahr iſt, zu gewinnen und dafür einzutreten, anſtatt gegen die eigene Ueberzeugung gedankenlos nachzubeten. Jeder auf dieſem Wege gemachte Fortſchritt iſt viel mehr wert als die in zu früher Zeit allzuoft aufgedrängten berichtigenden Vorſtellungen Erwachſener. Denn was man ſelbſt angeſchaut hat, pflegt ſich feſter einzuprägen, als was man von anderen erfährt, und der alte Satz: „durch Schaden wird man klug“ iſt bei Kinderſpielen von beſonderer Berechtigung. Ein bloßes Verbot, dieſes und jenes zu unterlaſſen, wirkt lange nicht ſo nachhaltig, wie eine einzige eigene Erfahrung. Als mein Kind nur einmal mit dem Zeigefinger in die Kerzenflamme gefahren war, ließ es ſich ſolches nie wieder beifallen, während vorher das Wegnehmen der brennenden Kerze, wenn es ſich über dieſelbe ergötzte, gerade das Verlangen nach ihr verſtärkte.

Man ſollte Kinder nicht ohne zwingenden Grund ſtören, wenn ſie harmlos ſpielen, man ſollte ſie durch zu viele wohlgemeinte gute Lehren nicht hindern, mittels ihrer eigenen Wahrnehmungen ſich zu belehren; es wird dadurch nicht bloß ihr Wiſſen bereichert, ihr Können geſteigert, ſondern auch ſchon ihr Charakter geformt, beſonders wenn mehrere Kinder beiſammen ſind und eines dem anderen ſich überlegen zeigt. Doch kommt dieſe Wirkung der Spiele erſt ſpäter in einer Zeit zur Geltung, die ich hier nicht mehr betrachten will, um nicht zu weitläufig zu werden.

Ihr gehen noch mehrere wichtige Phaſen der Entwickelung der kindlichen Seele voraus; vor allem iſt der Urſprung des Willens zu erörtern, welcher, nachdem die erſten klaren Vorſtellungen von Bewegungen ſich gebildet haben, hervortritt.

IV.

Der Urſprung des Willens.

Der Wille des Menſchen iſt die größte Macht auf Erden. Er kann zwar der rohen Naturgewalt nicht ohne weiteres Einhalt gebieten, wohl aber ſich über dieſelbe erheben und den Menſchen auf alles gefaßt machen, ſo daß er ſelbſt vom plötzlichen Unglück, Tod und Verderben nicht unvorbereitet getroffen wird. Der alte Satz von dem Geiſte, der die Materie beherrſcht, bezieht ſich in erſter Linie auf die menſchliche Willenskraft, welche Berge verſetzt, Meere vereinigt, die irdiſchen Entfernungen mit Dampf und Eiſen überwindet, die kosmiſchen, indem ſie mit den fernſten Weltkörpern ſich durch den Lichtſtrahl in Verbindung ſetzt. Auch iſt es der Wille des Menſchen, der ſein eigenes Schickſal geſtaltet. Nicht die zufälligen Umſtände, nicht die Umgebung, nicht die Erziehung beſtimmen ſeinen Lebenslauf in erſter Linie, ſondern der eigene Wille. Iſt er ſchwach, unterliegt er dem Willen eines andern, dann fehlt auch die Selbſtbeſtimmung, dann darf ſich der Willensſchwache nicht wundern, wenn es ihm nicht nach ſeinem Sinne geht, ſondern wie dem Spielball, der geworfen wird. „Sein Schickſal ſchafft der Mann ſich ſelbſt“ und „jeder iſt ſeines Glückes Schmied“ nur durch den eigenen Willen.

Es iſt alſo von fundamentaler Bedeutung und in praktiſcher Hinſicht für jedermann nützlich zu wiſſen, wie der Wille entſteht, ſich entwickelt und ausbildet.

Einen größeren Gegenſatz als den vollſtändig willenlos, hilflos und mittellos daliegenden Säugling einerſeits und den auf der Höhe des Lebens mitten im Kampfe gegen andere, manchmal ſogar gegen alle, immer mehr erſtarkenden, charakterfeſten Mann, in den er ſich verwandelt, andererſeits, kann man ſich kaum vorſtellen. Und doch iſt es nicht nur möglich, Schritt für Schritt die Metamorphoſe zu beobachten, wie man auf morphologiſchem Gebiet die Wandlungen des ruhenden Keimes im Ei bis zum Ausſchlüpfen des ihm unähnlichen und ſich bewegenden Vogels genau verfolgt hat, ſondern es ſind auch hier zahlreiche Beobachtungen ſchon gemacht worden.

Um den Urſprung des Willens beim Kinde zu ermitteln, iſt es vor allem notwendig, zu wiſſen, woran man ihn erkennt. Nun kann ein anderes Kennzeichen des Willens als die Muskelbewegung nicht aufgefunden werden. Nur durch Bewegungen äußert das Kind ſeinen Willen. Ehe es aber einen hat, bewegt es ſich lebhaft, alſo muß die Verſchiedenheit der gewollten Bewegungen von jenen erſten willenloſen aufgeſucht werden. Dazu iſt es erforderlich, ihrer Urſache nachzugehen, aus der großen Anzahl von Bewegungsurſachen diejenigen herauszufinden, welche in der früheſten Zeit gänzlich fehlen und ſich dann von allen anderen ſondern, weil ſie die willkürlichen Bewegungen des Kindes nach ſich ziehen. Die Bewegungsurſachen, welche allmählich zur Entwickelung des kindlichen Willens führen, ſind aber Vorſtellungen, und zwar zuerſt Vorſtellungen von Bewegungen.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt alſo eine richtige Einteilung aller Bewegungen des Kindes, damit man die durch Vorſtellungen entſtehenden von den übrigen trennen kann. Mit der bloßen Einteilung in willkürliche und unwillkürliche Bewegungen iſt nichts gewonnen, denn es ſoll ja gerade ermittelt werden, wie jene aus dieſen hervorgehen. Niemand behauptet heute noch, daß die willkürlichen Bewegungen von Anfang an da ſeien. Das neugeborene Kind hat ſchlechterdings keinen Willen, ſo wenig wie das ungeborene. Aber es macht wie dieſes zahlreiche, zweckloſe, zielloſe, unregelmäßige Bewegungen. Auch auffallend ſymmetriſche Muskelzuſammenziehungen treten auf, wenn es die Arme und Beine ſtreckt und beugt, wenn es ſaugt und wenn es bei plötzlichem Schall mit den Augen zwinkert.

Eine Menge von Ausdrucksbewegungen kommt hinzu, das Mundſpitzen, Lächeln, Stirnrunzeln u. a. m. Viel ſpäter erſt, nämlich im zweiten Lebensquartal, beginnen die erſten Verſuche, dieſelben nachzuahmen, nachdem unvollkommene Bemühungen, auf freundliche Zuſprache unartikuliert zu antworten, vorhergegangen ſind, und zuallerletzt treten Bewegungen auf, welche man als das Ergebnis einer ſelbſtändigen Ueberlegung auffaſſen darf.

Wo iſt nun in dieſer langen Reihe von mannigfaltigen, großenteils unmerklich ſich ausbildenden kindlichen Bewegungen der innere gemeinſame Faden, welcher alle miteinander verbindet? Keine ältere oder neuere wiſſenſchaftliche Unterſuchung gibt Aufſchluß über den Zuſammenhang und die Verſchiedenheiten aller kindlichen Bewegungen, welche die größte Aehnlichkeit haben mit den Bewegungen junger Tiere. Doch muß Licht in das dunkle Labyrinth gelangen, wenn man nur ſich ſtreng an die unmittelbare Urſache jeder einzelnen Bewegung hält. So wenig man von dieſer in chemiſcher, phyſikaliſcher oder pſychologiſcher Hinſicht gegenwärtig anzugeben vermag, ſo iſt doch zweifellos gewiß, daß in phyſiologiſcher Hinſicht alle Urſachen der Bewegungen des Kindes entweder äußere, außerhalb ſeines Körpers gelegene, oder innere, in demſelben entſtehende ſein müſſen. Alle Bewegungen des Menſchen kommen entweder durch äußere Reize zuſtande oder durch innere; die Reize ſind entweder allokinetiſch oder autokinetiſch.

Die merkwürdigen, für das neugeborene Kind und Tier beſonders charakteriſtiſchen, mannigfaltigen, zuckenden Streckbewegungen, mit Spreizen der Zehen und Finger, welche man im warmen Bade oft auftreten ſieht, die oft ganz trägen, dann wieder ſchnellenden Beugungen der Glieder im warmen Lager, ebenſo wie manche der vielen Grimaſſen, die zu Anfang des Lebens die Angehörigen ergötzen und von ſeiten des Kindes vollkommen abſichtslos zu ſtande kommen, können nur innere Urſachen haben. Genau ebenſolche zuckende Gliederbewegungen werden von dem aus dem Winterſchlaf erwachenden Hamſter wie von dem im bebrüteten Ei ſich entwickelnden Hühnchen ausgeführt, wie man bei paſſender Durchleuchtung desſelben wahrnimmt. Der Zuſtand des Menſchen vor ſeinem Eintritt in die Welt gleicht dem eines Winterſchläfers, und die Geburt weckt ihn. Die während ſeiner langen Gehirnruhe in ungleichen Pauſen ausgeführten Bewegungen ſind impulſiv wie die erſten Bewegungen der Glieder nach der Geburt, und dieſe ſind es, aus denen die ſpäteren Willensbewegungen zunächſt allerdings nur ganz allmählich durch eine monatelange Sonderung und Vereinigung, Anpaſſung und Konkurrenz ſich bilden.

Aber es kommen noch andere Bauſteine zur Errichtung des feſten Gefüges der gewollten Bewegungen hinzu. Wenn nämlich ſtarke Sinneseindrücke auf den Säugling einwirken, macht er, auch ohne daß ſich das Gehirn dabei beteiligt, angeerbte Abwehrbewegungen. Fällt zu helles Licht in das Auge, ſo verengert ſich, wie ich ſchon ſagte, die Pupille ſogleich, und es tritt Lidſchluß ein beim Blitz wie beim Knall. Kommt allzu bitter ſchmeckendes auf die Zunge, wie etwa Rhabarber, ſo werden Würgbewegungen gemacht und beim Eintauchen in kaltes Waſſer tiefe Einatmungen mit nachfolgendem Schreien. Es laſſen ſich noch mehr, allen Kindern auf dem ganzen Erdenrunde gemeinſame, wohlbekannten Geſetzen unterworfene und mit maſchinenmäßiger Präziſion eintretende Reflexbewegungen aufzählen, deren Urſache allemal außerhalb des Körpers gelegen iſt. Auf die äußere Einwirkung folgt die Reflexbewegung ſofort und in gleicher Weiſe. Und erſt wenn die Eingriffe allzu ſtark werden, treten allgemeinere krampfhafte Bewegungen hinzu. Hier liegt ein typiſches Beiſpiel unwillkürlicher Bewegung vor. Die Reflexe finden ohne Beteiligung des Willens auch beim erwachſenen Menſchen ſtatt bis an ſein Lebensende, und wenn er ſie will, ſind es keine Reflexe mehr. Der beſte Schauſpieler iſt nicht im ſtande, eine Reflexbewegung ſo ſchnell und korrekt willkürlich auszuführen, ſie mit jener faſt unfehlbaren Sicherheit zu beginnen und zu vollenden wie das Kind, das noch keine Verſtellung kennt.

Eine dritte Art von Bewegungen iſt wiederum vollkommen unwillkürlich, aber viel verwickelter, als die eben genannten. Sie umfaßt die Aeußerungen des Inſtinkts. Der Inſtinkt iſt das ererbte Gedächtnis. Was die Vorfahren ſeit einer undenklichen Reihe von Geſchlechtern in ihrem Leben beſonders nützlich und wertvoll für ihre Erhaltung und die ihrer Angehörigen fanden, bevorzugten ſie, ſo daß außer den abwehrenden und anderen angeborenen Reflexen gewiſſe Bewegungen ſich leichter vererbten, ſchon weil ſie viel häufiger vorkamen, als alle anderen. Die Inſtinktbewegungen ſind auch durch ihre vollkommene Koordination und ihre Konſequenz, man könnte beinahe ſagen ihre Logik, in manchen Fällen vor allen anderen kindlichen Bewegungen ausgezeichnet. Das lehrreichſte Beiſpiel bietet das Saugen, welches durchaus nicht, wie man häufig behauptet, rein reflektoriſcher Art iſt. Es tritt nur bei einer gewiſſen Stimmung ein, nicht bei dem geſättigten, nicht immer bei dem verdrießlichen, nicht bei dem kranken Kinde, und es iſt die nützlichſte Bewegung, die der Säugling überhaupt ausführen kann. Die Willkür iſt aber dabei nicht im geringſten beteiligt, denn ohne Gehirn geborene Kinder ſaugen ebenſo wie die normalen, was ich ſelbſt wahrgenommen habe. Indeſſen ſind ſolche inſtinktive Bewegungen für die künftige Ausbildung des Willens von der größten Bedeutung, ſchon weil ſie früh zu der Hemmung reflektoriſcher Bewegungen führen. Ein lebhaft mit Saugen guter Milch beſchäftigtes Kind merkt es oft gar nicht, daß es berührt wird, während es vorher heftige Abwehrbewegungen gemacht haben würde bei derſelben Berührung. Wenn ein ſtarker Impuls ſich in den Vordergrund drängt, dann können ſchwächere Impulſe nicht mehr die motoriſche Wirkung haben, welche ſie ſonſt hatten.

Dieſer Grundſatz findet durch die Unterſuchung einer weiteren Gruppe von kindlichen Bewegungen, nämlich der Nachahmungen, ſeine Beſtätigung. Denn wenn ein Kind nachzuahmen beginnt, was ihm vorgemacht wird, ſo muß ſchon vor der Ausführung des Nachzuahmenden ein mehr oder weniger klares Bild davon ihm vorſchweben, alſo eine Bewegungsvorſtellung. Es iſt ſomit notwendig das Großhirn dabei ſtark beteiligt und frei von anderen Vorſtellungen; ein hirnloſes Kind kann nichts nachahmen und das Neugeborene auch nicht, weil ſeine Großhirnrinde noch nicht entwickelt iſt; es muß eine, wenn auch noch ſo kurze Ueberlegung ſich einſchieben: „Wie muß die Bewegung gemacht werden?" Deshalb gelingt der Verſuch nur, wenn andere Bewegungsvorſtellungen ſich nicht ſtörend einmiſchen. Dann iſt aber auch ſchon ein gewiſſer Grad von Wollen erreicht, eine Sonderung von Vorſtellungen eingetreten und eine Vereinigung der zuſammengehörigen Bewegungsvorſtellungen, welche für die Erregung und Zuſammenziehung gerade der erforderlichen Muskeln benötigt wird. Notwendigerweiſe iſt endlich eine Anpaſſung bei den erſten geglückten Nachahmungsverſuchen ſchon da, ſonſt würde das Geſehene wie in den erſten Monaten unnachahmlich bleiben. Es iſt alſo in der Konkurrenz aller möglichen impulſiven, reflektoriſchen, inſtinktiven und etwaigen ſonſtigen Bewegungen die erſte geglückte Nachahmungsbewegung ein Zeichen, daß endlich eine Vorſtellung als Produkt der Ueberlegung ſiegt. Der Wille iſt da. Die erſten mit deutlicher Abſicht vom Säugling nachgeahmten Bewegungen pflegen Ausdrucksbewegungen zu ſein.

* * *

Schon aus dieſer ſehr kurzen Darlegung der wichtigſten Momente in der Willensentwickelung geht hervor, daß es in erſter Linie dabei ankommt auf Vorſtellungen, alſo verſtandene Wahrnehmungen, welche ihrerſeits aus Sinnesempfindungen ſich bildeten. Die impulſiven Bewegungen und die Reflexe kommen ohne vorherige Vorſtellungen zu ſtande, auch die urſprünglichen Inſtinktbewegungen des Kindes, nie aber die erſten Nachahmungen. Somit leuchtet ein, wie außerordentlich wichtig für die erſte Erziehung es iſt, ganz beſtimmte Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorſtellungen in dem Kinde auftreten zu laſſen, beſtimmte Nachahmungen üben zu laſſen und andere ungeeignete, verderbenbringende, zunächſt dem Kinde ſelbſt und den Angehörigen ſchädliche Vorſtellungen, fern zu halten. Es kommt auf die Willensbildung in der erſten Erziehung nicht viel weniger als alles an, und wenn ich früher einmal behauptet habe, die Erziehung des Menſchen beginne in der erſten Lebensſtunde, ſo habe ich es in dieſem Sinne gemeint. Der Wille iſt dann noch nicht da, aber wir wiſſen beſtimmt, daß er eines Tages da ſein wird, wenigſtens ſo ſicher wie wir wiſſen, daß jedes geſunde neugeborene Kind eines Tages auch ſprechen wird. Aber er entſteht nicht aus nichts. Folglich ſind wir genotigt, den Willen im Intereſſe des neuen Menſchen wie in dem ſeiner Angehörigen, während er keimt, in ganz beſtimmte Bahnen zu lenken, alſo auch hier die äußeren Eindrücke zu regulieren. Hierin beſteht die Hauptaufgabe der Erziehung in der Kinderſtube, und gerade darin wird am allermeiſten gefehlt, weil die weiblichen Erzieher, mit denen in Deutſchland faſt ausſchließlich das Kind in der erſten Lebenszeit zuſammenkommt, ſelbſt nicht die erforderliche pädagogiſche Erfahrung und Kenntnis beſitzen. Wie im einzelnen die angeborenen Reflexbewegungen, die erblichen, aber nicht angeborenen Inſtinktbewegungen, zu denen z. B. das Gehen gehört, die erſten Nachahmungen mit den urſprünglichen ſtets angeborenen, tieriſchen, impulſiven, zielloſen Streckungen und Beugungen zuſammenwirken, um endlich die willkürlichen Bewegungen rein zur Entfaltung kommen zu laſſen, läßt ſich zur Zeit nicht genau angeben. Aber der Weg iſt wenigſtens gefunden, der dazu führt. Es iſt leicht geſagt, aber ſehr ſchwer durchzuführen, worauf es hier ankommt: den aufkeimenden Willen des Kindes zu lenken, aber nicht zu brechen. Biegen, nicht knicken muß man die Bäumchen in der Baumſchule, wenn ſie durch äußere Einflüſſe verhindert werden, gerade zu wachſen, und dem kleinen Kinde wird damit kein Dienſt geleiſtet, daß man ihm durch unnötig ſtrenge Verbote und Gebote, deren Urſache es zu begreifen völlig außer ſtande iſt, von vornherein die natürliche Entfaltung des eigenen Willens erſchwert. Gerade dadurch wird eine der unerwünſchteſten Eigenſchaften groß gezogen, nämlich der Eigenſinn. Wenn dagegen ſchon in der früheſten Zeit der Erzieher oder vielmehr die Erzieherin — denn Männer geben ſich mit Säuglingen wenig ab — nichts verbietet ohne einen ausreichenden Grund und nicht unnötige, grundloſe Gebote macht, ſo entſtehen mehr Bewegungsvorſtellungen im Kinde, welche nicht in Widerſpruch mit Unerlaubtem und mit unliebſamen Geboten kommen. So tritt die natürliche Eigenart des Kindes bei ſeinen Bewegungen, alſo Handlungen, auch wohl kleinen Heldenthaten reiner hervor. Und daß es in unſerer Zeit der Verbildung im höchſten Grade wünſchenswert iſt, nicht ſo viel zu dreſſieren und ſtatt deſſen mehr phyſiologiſch die natürliche Entwickelung ſich vollziehen zu laſſen, wird ſchwerlich beſtritten werden. Die phyſiologiſche Erziehung beruht aber in erſter Linie auf der Berückſichtigung des körperlichen Subſtrates aller geiſtigen Thätigkeit, alſo hier des zentralen Nervenſyſtems. Um den Willen leiten zu können, muß man die Bewegungsvorſtellungen des Kindes beherrſchen. Um die eine natürliche Entwickelung hemmenden Dreſſurkunſtſtücke zu vermindern oder zu beſeitigen, muß man nicht nur das Kind, ſondern auch die mit ihm beſchäftigten Dienſtboten bewachen. Eine ſo eingehende Beſchäftigung mit demſelben iſt aber ſelbſt der liebevollſten Mutter, die noch andere Pflichten hat, nicht möglich. Sie wird ſich deshalb darauf beſchränken müſſen, möglichſt oft zu kontrollieren. Alles, was die Gehirnentwickelung hemmt oder ſchädigt, z. B. das zu lange Spielen in der Dämmerung, das heftige Schaukeln, das Tragen immer nur auf einem Arm, das ganz unpaſſende feſte Einwickeln und manches andere in hygieniſcher Beziehung Wichtige muß ſie verbieten, auch die bequeme, zu weit gehende Nachſicht ſich ſelbſt abgewöhnen. Es kommt hierbei ſehr viel auf Ruhe und Selbſtbeherrſchung an, vor allem dem Kinde gegenüber und auf ſtändige Gerechtigkeit, Milde und Konſequenz; auch wenn das Kind noch nichts davon verſteht. Eine ausführliche Darlegung dieſer Vorſchriften iſt hier nicht am Platze, aber auf ſie hinzuweiſen notwendig, denn jeder Verſuch, den kindlichen Willen in die richtigen Wege zu leiten, bleibt fruchtlos, falls nicht die Geſundheit ſeines Gehirns unverſehrt geblieben, alſo vorher mit der größten Aufmerkſamkeit gepflegt worden iſt. Man denke nur an die Schwierigkeit, welche ſich bis zur Unmöglichkeit ſteigern kann, ein krankes Kind zu erziehen. Durch die vielen Aufmerkſamkeiten, die ihm alle wegen ſeines Krankſeins erwieſen werden, wird es verwöhnt und verzogen, und je länger ſie dauern, um ſo ſchwerer erweiſt es ſich, die Folgen der Verwöhnung ſpäter wieder auszugleichen, weil dann ſein Wille nicht mehr ſo lenkbar iſt. Neben der Schonung der Sinne und der Gehirnthätigkeit vergeſſe man nicht die Notwendigkeit, beide zu üben.

Nur anfangs kann der Wille leicht gelenkt werden. Nur ſolange es warm und weich iſt, kann man das Eiſen ſchmieden. So biegſam der kindliche Wille zu Beginn erſcheint, er wird ſehr bald ſtark genug, um wie der kalte Amboß dem Hammerſchlage trotzig ſtand zu halten. Allerdings iſt ſchließlich das Wollen nur eine höchſt eigentümliche Wechſelwirkung von motoriſchen Vorſtellungen, wie ich darzuthun verſuchte, aber es kann vorhandene Bewegungen abändern, voneinander iſolieren, ſie zu einer That vereinigen, wiederholen, verſtärken und abſchwächen, beſchleunigen und verlangſamen. Alles dieſes lernt jeder Menſch in ſeiner Kindheit durch eine unüberſehbare Anzahl von mißlingenden Experimenten ohne Anleitung. zuerſt weil jeder Menſch von vornherein mit einem gewiſſen Empfindungs-, Wahrnehmungs- und Denkvermögen zur Welt kommt, welches ſich mit dem ebenfalls angeborenen Bewegungsvermögen von ſelbſt zuſammen bethätigt. Nachher aber wird die Ausbildung dieſes Vermögens nur unter der Anleitung der Angehörigen gefördert. Dann lernt das Kind nicht mehr durch Selbſtunterricht, wie in der ganzen erſten Zeit überwiegend, ja faſt ausſchließlich, ſondern durch die Beeinfluſſung ſeitens der Angehörigen.

Es iſt jedoch wichtig, zu wiſſen, daß beide Arten des Lernens, alſo beide Arten der Verwertung des Denkvermögens beim Kinde auf ein und dasſelbe herauskommen, darauf nämlich, daß äußere ſinnliche Eindrücke Bewegungsvorſtellungen erwecken, die beſtimmte Bewegungen zur Folge haben. Dieſe ſind dann die gewollten, die überlegten.

Früher nahm man dagegen ziemlich kritiklos und ganz allgemein an, die willkürlichen Bewegungen kämen zu ſtande durch ein dem Menſchen eingeborenes, nicht weiter zerlegbares *Begehrungsvermögen*, das Begehren des Angenehmen ſei die Triebfeder aller Handlungen, aller willkürlichen Bewegungen. Mit einer ſolchen Annahme kommt man jedoch in der Erkenntnis bezüglich des Urſprungs des Willens nicht weiter, denn der Trieb (oder das Begehren) iſt ja nur ein Wort, das ein Rätſel an die Stelle eines anderen ſetzt. Begehren ſetzt ſchon das zu Erklärende, das Wollen, das Wünſchen, das Verlangen, das kindliche „Habenmögen" voraus. Ich lege deshalb beſonderes Gewicht darauf, zu zeigen, wie wenig berechtigt man iſt, das Begehren als etwas Urſprüngliches fernerhin noch feſtzuhalten. Phyſiologiſch verhält ſich jedenfalls das Kind in der erſten Zeit anders als ein begehrendes Weſen. Es hat noch keine Vorſtellungen. Die Angehörigen ſchließen nur aus den Bewegungen, der Haltung, Stellung, Lage des Kindes auf gewiſſe Zuſtände desſelben, z. B. auf Unbehaglichkeit, Unluſt, etwa beim Hunger. Aus ihrem eigenen ſubjektiven Zuſtande in ähnlicher Situation ſchließen ſie nicht ohne Phantaſie auf das Vorhandenſein eines ähnlichen oder gar desſelben Zuſtandes bei ihrem Kinde zu Anfang ſeines Lebens. Als wenn dieſes überhaupt wüßte, was Hunger iſt und ſchon eine Ahnung davon hätte, daß durch Milch die Unluſt beſeitigt werden könnte! Das hungrige Neugeborene ſchreit durchaus nicht, weil es Milch begehrt, ſondern ſein Schreien iſt nur der Ausdruck großer Unluſt. Aber weshalb *ſchreit* es dann? Die richtige Antwort kann nur lauten: weil ihm dadurch ſchon eine gewiſſe Verminderung ſeiner Unluſt bewirkt wird; denn wenn dieſe durch Schreien noch erhöht würde, würde es ſtill ſein, und die ſtarke Bewegung der Atmungsmuskeln bei dem lauten, ſelbſt der Mutter oft durch ſeine Dauer und Stärke faſt unerträglichen Schreien kann nur durch eine geſteigerte Erregbarkeit der nervöſen Zentralorgane bedingt ſein. Iſt der Ernährungszuſtand des Körpers durch Nahrungsmangel herabgeſetzt, ſo ſind die zentralen, nervöſen Bewegungsapparate ſehr viel leichter erregbar, als beim geſättigten Kinde, beim frierenden erregbarer als beim behaglich warmen, desgleichen beim naſſen, weil auch dieſem Wärme entzogen wird, erregbarer als bei dem trocken gelegten. Was alſo für den Ausdruck von Begehren fälſchlich gehalten wird, iſt nichts als die notwendige Folge geſteigerter Erregbarkeit des Zentralnervenſyſtems, und die Erregbarkeit ſteigt und fällt zu Anfang des Lebens, wie man es hundertfältig an den verſchiedenſten Tierarten beſtätigt ſieht, vor allem mit der Entziehung und Zufuhr von Nahrung und von friſcher Luft, ſowie mit der Erwärmung und Abkühlung, kurz mit der Erfüllung und Nichterfüllung der wichtigſten äußeren Lebensbedingungen. So verhält ſich alſo das Kind, als wenn es begehrte und begehrt doch nicht. Aber die Wiederholung des Wechſels der großen Beweglichkeit bei Unluſt, der geringeren nach Beſeitigung derſelben, namentlich während der Sättigung in den erſten Tagen, hinterläßt Spuren in der Zentralnervenſubſtanz, welche die Aſſociation der Bewegungserinnerung mit dem die Unluſt beſeitigenden äußeren Eindruck ermöglichen und befördern, alſo namentlich die Verbindung von lauwarmem, ſüßem, weißem Naß (Milch) mit Unluſtbeſeitigung. Auch das reinigende, warme, nicht weiße, nicht ſüße Naß (Bad) iſt ein ſolcher Eindruck, desgleichen die glatte, weiche, warme, weiße Haut der Mutter. Auf dieſe Weiſe, durch Sammeln primitiver Erfahrungen, wird nach und nach das Denken geweckt und durch *Wiederholung* des Angenehmen wie des Unangenehmen ganz allmählich beides als Quelle der Luſt- und Unluſtgefühle unterſchieden. Das Fortſchreiten in der Sicherheit dieſes Unterſcheidens heißt Uebung. Schon das Fehlen des Angenehmen iſt dem Kinde oft in ſehr hohem Grade unangenehm, Unluſt erregend, ſo daß es bald dahin kommt, durch fortgeſetztes Unterſcheiden des Hellen und Dunklen, des Lauten und Leiſen, des Warmen und Kalten, des Trockenen und Naſſen u. ſ. w. alles, was ihm Unluſtgefühle erweckt, ja ſchon das was ihm Luſtgefühle nicht verurſacht, möglichſt zu vermeiden durch Abwendung, Fortſchleudern und mancherlei andere aus den angeborenen Abwehrreflexen durch Einſchieben von Vorſtellungen gebildeten Abwehrbewegungen, andererſeits aber an das, was ihm Luſt erregt, ſich anpaßt, indem es die erbliche inſtinktive Bewegung des Greifens ausbildet, vieles ergreift, den Kopf und den Blick nach dem Luſterregenden wendet, ſich nach der entſprechenden Richtung hin zu bewegen anfängt. Man ſagt dann, das Kind „ſucht". Hierbei iſt aber nichts Myſtiſches, kein immanentes, transſcendentes Begehren, kein Trieb im Sinne der früheren Philoſophen das Wirkſame, ſondern phyſiologiſch geſprochen in letzter Inſtanz die Erregbarkeit des Protoplasma im Nervenſyſtem. Das iſt das Lebendige im Erwachſenen wie im Ei und im Kinde, welches zwiſchen beiden ſteht. Das iſt das Reizbare, was ebenſo zu den unvollkommenen Bewegungen des Kindes führt, wie ſpäter zu den vollkommeneren Vorſtellungen des Wollenden. Es würde an dieſer Stelle zu weit führen, nun den Prozeß des Wollens, der mit dem Ueberlegen ſolidariſch verbunden iſt, auf dieſer Grundlage näher zu betrachten.

Dagegen gehört zur Vervollſtändigung dieſer Skizze der Willensentwickelung beim Kinde wenigſtens die Erwähnung der erſten Verſuche ſich zu beherrſchen. Nur durch Hemmungen von Bewegungen, alſo ein poſitives Nichtwollen, nicht etwa den einfachen Wegfall des Wollens, zeigt ſich dieſer große Fortſchritt in der geiſtigen Ausbildung. Solange das Kind den für es ſelbſt außerordentlich hohen Wert der Reinlichkeit nicht erkennen kann, alſo meiſtens innerhalb der erſten drei Vierteljahre, jedenfalls aber innerhalb des erſten Halbjahres, iſt von dem Beginn einer Reflexhemmung kaum die Rede. Nachdem aber nach und nach unangenehme Folgen des Sichgehenlaſſens erlebt worden und die Vorſtellung des Zuſammenhanges derſelben mit dem eigenen Gebaren ſich oft wiederholt hat, tritt natürlich die Ueberlegung ein, daß die Unterlaſſung gewiſſer Bewegungen und Abſonderungen, die Ruhe und Fügſamkeit, mit angenehmeren Folgen verknüpft zu ſein pflegen, als das Gegenteil, welches bisher allein herrſchte. Daher die erſten Bemühungen, einige Reflexe und Inſtinktbewegungen willkürlich zu hemmen. Hiermit iſt der Keim zur Selbſtbeherrſchung gelegt. Denn es iſt verkehrt, zu meinen, die Bewegungen, z. B. das nächtliche Schreien, würden unterbrochen oder fänden nicht ſtatt, nur weil es an dem dazu nötigen Impulſe fehle, weil keine zur Auslöſung des Schreiens erforderliche Vorſtellung da ſei. Im Gegenteil: ſie iſt da und wird durch eine andere ſtärkere übertäubt, verdrängt, unwirkſam gemacht, in jedem Falle erfolgreicher Bewegungshemmung.

Man hat alſo hier ſchon eine weitgehende Ausbildung des kindlichen Willens vor ſich und zwar eine von größter pädagogiſcher Wichtigkeit. Jedoch muß die Erzieherin ſich hüten, den Bogen zu ſtraff und zu oft zu ſpannen, weil ſonſt leicht die mit jeder Selbſtbeherrſchung verbundene Unluſt das Uebergewicht erhält über das Ergebnis der Einſicht in die Nützlichkeit derſelben. An ſich iſt die durch willkürliche Hemmung erzeugte Ruhe unkindlich und ein Kind, welches ſich immer beherrſchte, wäre kein Kind mehr.

(Fortſetzung folgt.)

Der Mönch von Berchtesgaden.

Novelle von

Richard Voß.

(Schluß.)

Denn auch mein Vater iſt geſtorben wie meine Mutter: ungeweiht und ungeſegnet, und es ſoll ſeine Seele nicht zu Gott kommen, ſondern ſchmachten in ewigen Flammen. Schuld an ſeinem Tod ſind die Menſchen, die kein Mitleid haben, die nichts fühlen von unſerem Elend und Jammer.

„Sie haben mich ergriffen, mir das graue Kleid angezogen, den Strohkranz aufgeſetzt, mich mit der Tafel behängt und mein Vater hat mich führen müſſen. Da iſt der Reif um ſein Herz geſprungen und ſein Herz iſt gebrochen.

„Als er ſterbend lag, bin ich zum Abte gelaufen, ganz wie mein Vater für meine Mutter gethan; habe den Abt angefleht und meine Hände zu ihm aufgehoben — ganz wie mein Vater für meine Mutter gethan; und ganz wie meiner Mutter iſt es meinem Vater geſchehen. Jetzt iſt er tot und jetzt bin ich einſam.“

Ich weiß wohl noch die Worte des verlaſſenen Kindes, aber ich kann nicht aufſchreiben, wie ſie es ſagte, und nicht, wie der Ton ihrer Stimme klang: todtraurig ward es geſprochen, und todtraurig machte es zu hören. Ich ſchwieg auf ihre Rede, denn alle meine Worte dünkten mich klein und armſelig; es war mir zu Mute, als wenn ich an Gott und der Welt verzweifeln müßte.

Sie waren ungerecht, ungerecht, ungerecht — Gott und die Welt!

Ich ſchaute um mich, und die ſtarre, wilde Oede dünkte mich ein rechtes Gleichnis für ſolch ein jammervolles Menſchenleben; aber unter mir lagen freundliche Thäler, grüne Matten, fruchtbare Felder und die Gärten Glücklicher. —

Alsdann redeten wir von anderen Dingen. Ich fragte Benedikte nach ihrem Leben in der Oede und wer zu ihrem Schutze bei ihr ſei? Sie erwiderte: „Bei mir iſt niemand!“ Und da ſie meinen Schrecken gewahrte: „Du weißt ja, ich bin es nicht anders gewohnt, als an einſamen, verfemten Stätten zu hauſen. Nun mein Vater tot iſt, gibt es keinen, der mit mir Gemeinſchaft haben will, außer dir keinen.“ Und nach einer Weile noch leiſer, das liebliche Antlitz mit Glut bedeckt: „Einer freilich will mir auch wohl, aber der —“

Wir ſchwiegen beide. Sie ſtand auf, ging fort und ich folgte ihr. Da ſagte ſie: „Bereits geſtern erfuhr ich, daß du hier oben biſt. Euer Knabe holte bei mir Milch und Butter für dich. Wäreſt du kein heiliger Mann, er würde wohl nicht zu mir gekommen ſein; aber dir kann das Böſe nichts thun, welches mir und allem, was von mir kommt, anhaften ſoll. Du haſt doch gewiß über die Speiſe geſtern das Kreuz geſchlagen?“

„Hätte ich gewußt, daß ſie von dir kam, würde ich es unterlaſſen haben.“

Sie ſchaute mich an und ſagte nur: „Ach Herr!“ Und nach einer Weile noch einmal: „Ach, lieber Herr, lieber Bruder.“

Ich fragte, weshalb ſie von ihrer Hütte heraufgeſtiegen ſei und nach wem ſie gerufen habe?

„Meine Gais hat ſich verſtiegen.“

Damit nickte ſie mir freundlich zu und wendete ſich zum Gehen. Ich rief: „Warte, ich helfe dir ſuchen.“

Ich ließ meinen Sack und das Grabſcheit liegen und folgte ihr, welche aufs neue begann, ihre verſtiegene Gais zu rufen und zu locken.

Lange Zeit ſtiegen wir miteinander umher und ſuchten zuſammen. Benedikte geriet in große Angſt um ihr Tier, und da wir es endlich in einer Felſenſpalte entdeckten, kniete ſie vor der Wiedergefundenen nieder, umfing ihren Hals, ſchalt und liebkoſte ſie auf das anmutigſte. Dazwiſchen ſchaute ſie zu mir herüber und plauderte: „Ihre Mutter ſtürzte ab, da habe ich ſelber das Tierlein mit Milch aufgezogen, darum iſt es mir gar lieb, und auch ich habe es gern. Nur wer ſo recht einſam iſt, kann wiſſen, was für eine Seele in ſolchem Tiere iſt.“

Die Gais ſprang luſtig voraus, blieb jedoch alsbald ſtehen, wendete ſich um nach uns, ſtieß ein helles Meckern aus, kam in großen Sätzen zurück und drückte ihren zottigen Leib gegen die junge Hirtin, die dem Tierlein ſchmeichelte und mit ihren braunen Händlein zwiſchen den kurzen, ſtumpfen Hörnern kraute.

Erſt als wir uns trennten, fragte ich ſie: „Nicht wahr, in jener Nacht biſt du den wilden Knaben entgegengegangen, damit deinem Vater kein Leides geſchehen ſollte?“

Sie ſchaute mich mit ſtillem Staunen an: „Weshalb ſonſt?“

„Du haſt recht.“

„Und jetzt lebe wohl.“

„Höre doch, Benedikte: Am Sonntag halte ich mit den Sennerinnen am grünen See Bergandacht. Du kommſt doch auch?“

Sie ſtand und ſchaute zurück. „Ach nein.“

„Du willſt nicht kommen?“

„Gern käme ich, aber ich würde die Sennerinnen fortſcheuchen und dir würde deine Menſchenliebe bitteres Aergernis bereiten. Aber habe Dank."

„So komme ich zu dir."

„Thue das nicht."

„Ich komme."

* * *

Nun hatte der Knabe mir zwar gezeigt, wie aus Mehl, Milch und Schmalz jener fette Kuchen zu bereiten ſei. Aber als ich denſelben backen wollte, da mußte ich erkennen, daß jedes Ding gelernt ſein will und wenn es auch ein Mehlbrei iſt; denn was ich in meiner Pfanne zuſammenbrachte, das war ein rauchiges, fettiges Mus, welches ich dem Satan als Faſtenſpeiſe gewünſcht hätte. Ich ſchaute betrüblich auf das Werk meiner Hände, denn ich war hungrig und der Kuchen des Knaben hatte köſtlich geſchmeckt. Noch ſaß ich ſo, kaute an meinem Brote, trank die ſauer gewordene Milch, als Benedikte kam und mir gute Gaben brachte. Da ſie mich ſo kläglich kauern ſah und in der Pfanne den Brei gewahrte, flog ein Lächeln über ihr blaſſes Geſicht, gleich einem Schein. Sie ſtreute das Gekochte den Vögeln unter dem Himmel aus, reinigte und ſpülte die Pfanne und that alles ſo eifrig, daß ich wohl merkte: ſie freute ſich, für mich geſchäftig zu ſein.

Wie hatte ich mich gequält, bis mein Feuer brannte, und wie ſprangen unter ihren kleinen, braunen Händen die Flammen auf, kaum daß ſie an die Späne rührte. Alsdann rief ſie mich herbei, ſtellte alles Nötige zurecht und unterwies mich, wie ich es zu machen hätte; ſie ſchüttelte goldgelben Obers in einen Topf, quirlte Mehl darunter — aber nur ein weniges —, ſtreute Salz hinein, that ein großes Stück Butter in die Pfanne, goß den Brei hinein und buk ſelbigen unter häufigem Rühren und Stechen zu einem dicken Kuchen. Ich ſchaute ſo andächtig zu, daß ich mich nunmehr getrauen würde, denſelben für Papſt und Kaiſer zu bereiten.

Aber ſie aß nicht mit mir, ſo ſehr ich ſie auch darum bat, ſondern pflückte Blumen und wand einen Kranz, den ſie vor der Hütte über ein Kreuz hängen wollte. Danach ſäuberte und putzte ſie alles, machte auch die öde Hütte zierlich, daß ſie ſogleich ein anderes Anſehen gewann, und ſchied von mir. O, wie war ich da einſam!

* * *

Recht wohl gefällt mir's in der Oede. Die Einſamkeit iſt wie ein Menſchenherz, das den Frieden hat. Ich möchte meine Seele baden in dieſer ſchönſten Gabe des Himmels.

Bin bereits vertraut mit der Wildnis der Felſenberge. Dieſe iſt gleich einem göttlichen Myſterium. Zuerſt biſt du voll Furcht und Bangen, bis es ſich dir allmählich offenbart. Alsdann iſt's wie ein Wunder, und du lieſeſt in dieſer ſchrecklich ſchönen Schöpfung wie in einem heiligen Buch, erfüllt von den Werken des Herrn.

Jeden Morgen kommen aus den unteren Almen die Sennerinnen heraufgeſtiegen, machen mit ihrem Gejauchz den Berg wiederhallen, bringen mir Butter und Milch, ſchwatzen eine kleine Weile und ſteigen dann wiederum niederwärts. Jedesmal wiſſen ſie allerlei Neues zu berichten, was ſich in der Felſenwelt begeben hat, zeigen einen überaus fröhlichen Sinn, freuen ſich auf die Bergpredigt am Sonntag und noch mehr darüber, daß am Abend zuvor die Burſchen aus dem Thale heraufkommen. Aber ſie läſtern auch. So haben ſie mir von Benedikte berichtet, was für eine Schanddirne es ſei: ein Henkerskind und obenein die Buhle des jungen Rochus. Und der Pranger ſei ihr ganz recht geſchehen.

Wie ſchwoll da mein Herz; kaum daß ich meine Rede in Ruhe führen konnte, den Wahn der armen unwiſſenden Geſchöpfe bedenkend. Ich verwies ihnen die argen und wenig chriſtlichen Worte; aber ſie verſtanden mich gar nicht und wunderten ſich höchlich über mich, daß ich der Fürſprech einer ſolchen war. Und es iſt doch nur meine Pflicht, als Diener des Herrn der unſchuldig Verfolgten mich anzunehmen.

Bin eifrig im Wurzelgraben. Dabei lauſche ich auf die Stimmen der Wildnis und trachte danach, mich im Gemüte immer ſtiller zu machen. Auf dieſen Höhen ſingen nur die Menſchen; die Vögel, welche hier hauſen, haben keinen Geſang, ſondern nur gellende Schreie und mißtönendes Krächzen. Aber die Farbe der Blüten iſt hier oben leuchtend gleich Edelſteinglanz.

Ich kenne hier Klüfte und Halden, wo vielleicht noch niemals der Fuß eines Menſchen geſchritten. Solch ein Platz iſt heilig, denn es iſt daſelbſt wie am erſten Schöpfungstag, wo die Erde nur Paradieſe trug und der Geiſt des Herrn über ihnen ſchwebte.

Auch das viele Getier freut mich. Es iſt nicht zu ſagen, wie dieſe Oeden von Wild wimmeln; oft ſcheint ſich der Fels ſelbſt zu bewegen, es ſind aber flüchtende Gemſen. Auch Steinböcke ſah ich — wahre Unholde! Die Hirſche dagegen kommen nicht ſo hoch herauf; auch bin ich bis jetzt noch keinem Bären begegnet, was mir wahrlich lieb iſt. Die Murmeltiere ſpielen um mich gleich Kätzlein, aber das Stolzeſte in dieſer hohen Welt iſt doch der Adler. Von dieſem Vogel begreife ich, daß er nur in der Nähe des Himmels ſchweben mag.

Wenn ich ruhe, lagere ich mich in das Alpenkraut, welches ſo herrlich duftet, als wären auf der Erde vom Feuer der Sonne köſtliche Spezereien angezündet. Dann mit geſchloſſenen Augen zu liegen, den Wind über ſich hinwehen, die Sonne auf ſich herabſcheinen zu laſſen, nichts zu hören als das raunende Rauſchen in den Gräſern, nichts zu fühlen als die milden Gluten des Tages, endlich die Augen zu öffnen und über ſich zu ſchauen in die ſtrahlenden, flutenden Aetherwogen.

* * *

Dieſen Abend ſtieg ich hinunter an den Alpſee. Das iſt in Wahrheit ein grauſiger Ort, ein rechter Platz für Verdammte. Und an ſolcher Stätte das verfemte und verwaiſte Kind mutterſeelenallein.

Sie hatte ein Feuer angezündet, darüber ein Keſſel hing, hockte auf einem niedrigen Schemel und ſah dem Flammenſpiel zu. Bei dem hellen Schein, der auf ihr Geſicht fiel, gewahrte ich, daß ſchwere Thränen an ihren Wangen hingen. Da ich nicht im Verborgenen ſtehen und ihrem geheimen Leid zuſehen durfte, rief ich ſie leiſe an, worauf ſie mit wahrem Entſetzen in die Höhe fuhr. Aber ſie lächelte, da ſie mich gewahrte. Ich mußte denken, daß ſie einen anderen vermutet und vor dieſem ein ſo heftiges Bangen empfunden hatte.

Sie trat zu mir heraus und ich begann zu ihr zu reden, wie es mir gerade in den Sinn kam, und vielleicht mehr als ihr Bruder und treuer Gefährte, denn als Diener der Kirche. Ich ſprach leiſe, aber mit großer Eindringlichkeit.

„Ach, Benedikte, ich weiß, wie es um dein Herz ſteht, und daß es jenen wilden Jüngling heißer umfängt als Chriſtus, unſeren Herrn und Heiland; und ich weiß auch, daß du allen Schimpf und alle Schmach, die dich um des jungen Rochus willen betroffen, gern erduldet haſt. Denn das iſt eben das göttliche Weſen des Weibes, daß es ſich gänzlich aufgibt und in dem Manne verliert und am liebſten ihr Leben für ihn laſſen möchte. Siehe, ich weiß es und es ſei fern von mir, dich deshalb zu verdammen, wegen etwas, das hehr und heilig iſt im Herzen des Menſchen.“

Sie horchte ſtumm auf meine Worte, ich hörte ſie ihre Seufzer erſticken, wußte, daß ſie bleich war und am ganzen Leibe zitterte. Und ich ſprach weiter: „Aber, Benedikte, was dein Herz vom Himmel empfangen hat, kann dich auf Erden verderben. Denn wärſt du auch nicht deines Vaters Tochter, ſo iſt der junge Rochus ein Jüngling, welcher dich niemals zum ehelichen Weibe nehmen würde. Vertraue mir alſo, was geſchehen ſoll.“

Sie blieb jedoch ſtumm, wie ich auch in ſie drang, bat und flehte, ihre Lippen zu öffnen und mir ihre Gedanken zu vertrauen. Sie ſeufzte und ſchluchzte nur leiſe. Daran erkannte ich, wie die arme Seele unmächtig war jeglichen Widerſtandes, und die meine zerſchmolz in Mitleid und Jammer, daß ich mir Gewalt anthun mußte, nicht laut aufzuſchreien.

Ich habe ſie alsdann allein gelaſſen, bin indeſſen nicht nach meiner Hütte zurückgekehrt, ſondern lange Zeit in der Irre gegangen. Zuletzt habe ich mich niedergeworfen, mein Antlitz gegen den kalten, ſcharfen Felſen gedrückt und dagelegen gleich einem Sterbenden, die ganze Nacht hindurch.

In dieſen langen und dunklen Stunden iſt mir eine entſetzliche Erkenntnis aufgegangen: ich habe erkannt, daß ich ein unwürdiger Jünger des Herrn und der Kirche bin, daß ich nicht dem Himmel mein ganzes Herz darbringe, ſondern an einem irdiſchen Weibe hänge, daß ich niemals die heiligen Prieſterweihen empfangen darf, daß ich verloren und verworfen bin und ein großer Sünder bleibe, wenn meine Liebe zu dem holden Kinde ſich nicht in reinſte und heiligſte Bruderliebe verwandelt.

Sobald ich das deutlich erkannt, habe ich mit Gott gerungen in Angſt und Verzweiflung. Ich habe ihn angeſchrieen, laut und wild, ich habe mich an ihn geklammert, als triebe ich dahin auf wütendem Meere und wollte am Leben bleiben.

Da die Sonne aufging, iſt es ſtille in mir geworden. Ich habe an den Heiland gedacht, der für unſere Sünden geſtorben iſt, und habe mit großer Innigkeit gebetet, auch ſolchen Erlöſertod ſterben zu dürfen, und wäre es nur für das Heil eines einzigen leidenden Menſchenkindes.

Herr, höre mich!

* * *

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag ſtiegen von allen Seiten viele friſche Knaben aus den Thälern zu den Almen herauf. Die Sennerinnen zogen ihnen mit Fackeln entgegen und auf manchen Graten und Felsvorſprüngen brannten lodernde Feuer. Ich ſah es allerorts in der Dunkelheit aufflammen und hörte das Jauchzen von Burſchen und Dirnen. Das ſind glückliche Menſchen. — Auch mein Knabe kam, brachte Mehl, Salz und Brot und wird, wenn er wiederum abſteigt, auch die Wurzeln mitnehmen, welche ich während der Woche gegraben habe, um ſie in die Brennhütte zu tragen. Selbige befindet ſich oberhalb der Saggerekerwände, unweit der Grünſee-Alp.

Der muntere Jüngling wußte mir allerlei zu berichten: daß der Abt auf Sankt Bartholomä wohne, um daſelbſt zu fiſchen und zu jagen, daß ein gewaltiger Saibling gefangen, gewogen und abkonterfeit worden und daß auch des Salzmeiſters Sohn in den Bergen verweile. Ihm gehört eine Jagdhütte an dem See, welcher hinter jenem wilden und ſchrecklichen Bergwaſſer gelegen iſt und daher der obere See genannt wird. Darüber war ich heftig erſchrocken, denn in der Nähe der Jagdhütte führt ein Weg nach unſeren Felſen herauf. Daß dieſen Pfad ein Engel mit feurigem Schwert bewachen möge!

Die halbe Nacht hindurch brannten die Feuer und währte das Schreien und Jubeln. Ich konnte keinen Schlaf finden, erhob mich von meinem Lager und ſetzte mich hinaus vor die Hütte. Nach einer Weile ging nochmals leiſe und behutſam die Thür auf und der Knabe ſchlich hinaus, der Richtung zu, wo die Grünſee-Almen liegen. Ich mußte an ſein Lachen denken, welches er aufſchlug, als ich ihn fragte, weshalb die Burſchen den weiten Weg hinaufgeſtiegen kämen und gar noch ſpät abends.

Früh am nächſten Morgen zogen von allen Seiten die Mädchen und Burſchen herbei. Die Dirnen trugen buntſeidene Tücher um die Köpfe gebunden und waren mit ſilbernem Geſchmeide behängt. Alle hatten ſich mit leuchtendem Edelweiß geſchmückt. Sie verſammelten ſich um ein Kreuz, das ſeitwärts der Hütte aufgerichtet war, von der Sommerſonne ſchwarz gebrannt, vom Winterſturm halb umgeriſſen. Die Mädchen bekränzten das heilige Zeichen. Alsdann trat ich unter ſie und ſprach zu ihnen. Da ich jedoch nicht predigen durfte, redete ich, wie es mir ums Herz war: über die chriſtliche Barmherzigkeit und über das göttliche Mitleid. Es war ein feierlicher Gottesdienſt, neben den ſchrecklichen Abgründen, unter den wilden Felſenabhängen, über uns der leuchtende Himmel und die Sonne. Mir war zu Mute, als ſtünde das Allerheiligſte mitten unter uns, von Cherubim behütet.

Gar ſtill ging die kleine Gemeinde auseinander; aber die Burſchen und Dirnen waren noch keine hundert Schritt entfernt, als das Jubeln und Lärmen aufs neue begann. Warum hätten ſie ſich auch nicht freuen ſollen? Iſt doch eine reine Luſt im Herzen das heiligſte Gebet, welches ein Menſchenherz zu thun vermag.

Am Nachmittag ſtieg ich hinab zu Benedikte, fand ſie vor der Thür der Hütte ſitzend und aus herrlich leuchtenden, purpurfarbenen Blüten, die großen Blutstropfen glichen, einen Kranz für die heiligſte Mutter binden. Ich ſetzte mich zu ihr und ſchaute ſchweigend zu, wie ſie die Blüten zuſammenflocht.

* * *

Der Abt hat mich zu ſich beſcheiden laſſen.

Wir ſtiegen den weiten, wilden Weg hinab, gelangten an das Seegeſtade, woſelbſt der Nachen an den Strand gezogen lag, und ſchifften nach dem grünen Ufer von Sankt Bartholomä. Ich konnte mich nicht genug darüber verwundern, wie die Welt der Tiefe mich befremdlich dünkte. Die gewaltigen Felſen drückten auf mich, als hätte ſich mir ein Alp vor die Bruſt gelegt. Auch der Knabe war um vieles ſtiller als droben.

Ich mußte denken, weshalb wohl der Abt nach mir geſendet haben mochte, und bereitete mich vor, dem hochwürdigen Manne, welchem ich Gehorſam ſchuldete, in aller Demut zu begegnen. Alſo fuhr ich in Gottes Namen bei Sankt Bartholomä ans Land.

Daſelbſt ging es zu wie auf einem Jahrmarkt oder wie bei einem Feſte. Die weite, ſchöne Matte, die ſich um das Sommerhaus der Aebte und um die Kirche breitete, wimmelte von fröhlichem Volk, Geiſtlichen und Weltlichen. Außer den Kloſterleuten und Bergbewohnern befanden ſich zahlreiche fremde Gäſte mit großem Gefolge von Jägern und Knaben teils im Hauſe, teils vor demſelben. Alles rannte und ſchrie durcheinander, die Hunde kläfften und heulten, unter einem Eſchenbaum war ein großes Faß aufgelegt und im Abtshauſe ſchien es erſt recht eine mächtige Schmauſerei zu ſein.

Dem Herrn meine Ankunft zu melden, begab ich mich nach dem Hauſe und in den Flur, woſelbſt viele Anrichter und dienende Knaben waren, die auf gewaltigen ausgemalten Schüſſeln die Gänge: Fiſch und Wildbret, in das obere Stockwerk hinauftrugen. Da man mir ſagte, der Abt würde gleich nach dem Mahle mit ſeinen Gäſten herunterkommen, ſtellte ich mich in der Halle auf und betrachtete inzwiſchen die Konterfeie der Saiblinge an den Wänden; unter jeglichem Bilde ſtand das Gewicht des Fiſches verzeichnet und die Jahreszahl ſeines Fangs im See.

Wohl über eine Stunde harrte ich auf den Herrn; da er endlich die Treppe niederſtieg, trat ich vor und neigte mich. Er nickte mir zu, ſchaute mich ſcharf an und ſagte mir, ich ſollte nach dem Nachtmahl in ſein Gemach kommen. Alſo wartete ich.

Abends in ſeinem Gemache ſprach der Hochwürdige zu mir: „Wie ſteht's um deine Seele, mein Sohn Ambroſius? Iſt der Heer dir in der Einſamkeit gnädig geweſen und haſt du die Prüfung, die ich für dich auserſehen, beſtanden?“

Ich erwiderte dem Hochwürdigen, demütig das Haupt ſenkend: „Gott hat mich zur Erkenntnis geführt.“

Der Abt forſchte: „Zur Erkenntnis weſſen? Deiner Schuld?“

Das bejahte ich. Darauf rief der Abt voller väterlicher Freudigkeit: „Gott ſei gelobt! Ich wußte es wohl, daß die Einſamkeit mit Himmelszungen zu deinem Herzen reden würde. So erfahre denn, was dich hoch beglücken wird: Ich habe deinetwegen an den Biſchof von Salzburg geſchrieben; der Herr beruft dich zu ſich; er wird dir die Weihen erteilen und dich in ſeiner Stadt behalten. Rüſte dich alſo, unſer Thal zu verlaſſen und ſcheide in Frieden von hier.“

Und wiederum richtete der Hochwürdige ſeine Augen ſcharf auf mich. Aber ich ließ ihn nicht in mein Herz blicken, neigte mich, bat ihn um ſeinen Segen und ſchied von ihm.

Ich ſoll fort! Fort ſoll ich – und ich vermag nichts dagegen zu thun, vermag nicht über dich zu wachen, o Benedikte.

* * *

Ich bin nochmals hinaufgeſtiegen; doch morgen bereits ſoll ich fort, ohne jemals wiederkehren zu dürfen. Es erwartet mich ja auch hohes Heil, wonach ich unſägliches Verlangen getragen, Erfüllung heißen Sehnens, aller Wünſche Befriedigung: die Weihe zu deinem Prieſtertum, o Herr! Wehe mir, wenn ich ſolcher Begnadigung nicht würdig wäre! Was ſoll ich thun? Ich darf nicht als Lügner und Betrüger hintreten, das höchſte Gut zu empfangen. Das heilige Oel auf meiner Stirn müßte ſich in Feuer verwandeln, eine Flamme müßte mein Haupt zeichnen und ich würde verdammt ſein.

Und doch bin ich dein Diener, o Herr, durch mein Gelöbnis wie mit eiſernen Banden an dich gebunden. Mein Geiſt iſt kein Simſon, die Feſſel zu zerreißen: Ohnmächtig verharre ich in meiner Sünde. Aber ich könnte vor den Biſchof treten und ſprechen: Stoße mich aus, denn ich trachte weder nach der Liebe Gottes, noch nach dem, was vom Himmel, ſondern nach dem, was von dieſer Welt iſt. So müßte ich zum Biſchof reden und die Strafe auf mich nehmen und nicht murren dawider.

Wäre ich ſündenlos und würde Prieſter, ſo könnte ich dem armen Kinde zu großem Troſt und Heil gereichen: ich könnte für die Seelen ihrer verfemten Eltern Meſſe leſen, ich könnte ihr die Beichte abnehmen, ihre Sünden ihr vergeben. Ich vermöchte wohl auch ihre Seele vom Fegefeuer loszubitten, wenn ſie vor mir ſtürbe, was wohl das höchſte Glück wäre, das ihr widerfahren könnte. Und wenn ich ſie gar behütete vor jener einen großen und ſchrecklichen Schuld, die zu begehen ſie in geheimſter Seele Verlangen trägt! Könnte ich Benedikte mit mir nehmen und ſie unter deinen Schutz ſtellen, himmliſche Gottesmutter! Aber welches Heiligtum würde die Tochter des Blutrichters in ſeinen Frieden aufnehmen? Du müßteſt denn ein Wunder thun und ſelbſt deine Hand nach ihr ausſtrecken, o Maria!

Und ich weiß es! Bin ich erſt fort von hier, erhält der Böſe Gewalt über ſie. Er hat eine allzu holdſelige Geſtalt angenommen, ſie zu verſuchen und ſie iſt allzu einſam.

* * *

So ſtieg ich denn zu ihr hinab und ſagte ihr: „Ich muß fort!“ Sie wurde ganz weiß im Antlitz, ſah mich voll Schreckens an und ſprach kein Wort. Auch ich konnte eine lange Weile nichts reden. Alsdann begann ich: „Liebe Benedikte, haſt du den jungen Rochus wiedergeſehen?“

Ich merkte, wie es ihr den Atem verſetzte, daß ſie kein Wort über ihre Lippen brachte. Da ſprach ich weiter: „Mein armes Kind, wie wird es dir ergehen? Denn ich weiß, deine Liebe zu dem wilden Jüngling iſt übermächtig, und ich weiß auch, daß die Liebe gleich Frühlingsfluten iſt, welche kein Damm und kein Deich zurückhalten kann. Es ſei denn das Herz unlöslich an den Herrn und Heiland gebunden. Laß mich nicht in ſolchem Jammer von dir ſcheiden.“

Da flüſterte ſie: „Er kommt jede Nacht heraufgeſtiegen, bittet und fleht.“ Und noch leiſer: „Aber ich fürchte mich nicht, denn die Thür hat ſtarke Balken aus Zirbenholz.“

So ſprach ſie; aber ich wußte, daß dennoch eine Stunde kommen würde, wo ſie dem bittenden Knaben die Thür aufthut. Ich faßte ſie heftig beim Arm und heiſchte von ihr: ſich hoch und teuer zu verſchwören, eher in den tiefſten Abgrund zu ſpringen, als ſich in die zärtlichen Arme des ſchönen Knaben zu werfen. Aber ſie ſprach kein Wort, ſah mich nur voller Trauer an und wendete ſich von mir. Und ich ſchied von ihr mit einem Schmerz, der war zehntauſendmal tiefer und grimmiger, als ſtände ich an ihrem offenen Grabe. — — — — — — —

Herr, mein Heiland, wohin haſt du mich geführt! — — Da ſitze ich im Armenſünderturm, ein gerichteter Uebelthäter und Mörder, und wenn morgen die Sonne aufgeht, werden ſie kommen und mich hinausführen an den Galgen, an welchem man mich henken wird.

Denn Menſchenblut, welches vergoſſen worden, heiſcht nach dem Geſetz der ſcharfſichtigen Richter, daß wiederum Menſchenblut vergoſſen werden ſoll.

Ich habe an dieſem meinem letzten Lebenstage gebeten, mich ſchreiben zu laſſen, und man hat meiner letzten Bitte willfahrt. So will ich denn auch dieſes letzte aufzeichnen. — —

Nachdem ich mich von Benedikte getrennt hatte, begab ich mich hinauf zur Hütte, packte zuſammen und harrte des Knaben, welcher am Abend kommen würde. Denn vor Aufgang der Sonne ſollten wir abſteigen. Doch der Knabe kam nicht. Da es Nacht ward, ertrug ich es nicht in der engen Hütte, legte mich draußen auf dem Felsboden nieder und richtete meine Augen unverwandt auf den funkelnden Sternenhimmel. Aber meine Seele war nicht dabei.

Plötzlich war mir, als hörte ich meinen Namen rufen von Benediktes Stimme, angſtvoll und jammernd. Ich ſprang empor, ſchrie ihr zu, ich hätte ſie gehört und ich käme, und lief davon, des wilden Weges nicht achtend und in einer Haſt, daß ich häufig hinfiel und hart aufſchlug. Da ich aber den Alpſee erreichte, lag die Hütte friedlich und dunkel im Sternenſchimmer, ringsum webte die Nacht ihr heiliges Gewand und auch drinnen regte ſich nichts. Nachdem ich lange geharrt und gelauſcht hatte, ging ich wieder; ich wollte nach meiner Hütte heimkehren, aber eine unfaßbare Hand lenkte meine Schritte andere Bahnen, und obgleich ſie mich zum Tode führte, erkenne ich in ihr die Hand des Herrn.

Kaum wiſſend, wo ich ſchritt, fand ich mich plötzlich am Rande eines Abgrundes, aus welchem an den wilden Wänden entlang ein Pfad aufwärts führte. Dieſen Pfad kann ſelbſt bei hellem Tageslicht nur ein kühner Mann in die Höhe klimmen, doch war es der einzige Weg, der von den jenſeitigen Felſen zur Seealp führte. Alſo lauerte ich mich nieder und wartete auf ihn.

Ich überlegte, was ich ihm ſagen wollte, und rief den Himmel an, meinen Worten Macht zu verleihen, daß ſie des Jünglings Herz wendeten.

Alsdann hörte ich ihn nahen. Unter ſeinen Füßen glitten die Steine ab und rollten mit leiſem Gepolter niederwärts, und es währte eine Weile, bis ſie im Grunde aufſchlugen. Da flehte ich zu Gott, wenn ich das Herz des Jünglings nicht zu rühren vermöchte, ſeine Hand von ihm abzuziehen, damit er auf ſeinem ſchrecklichen Wege ſtrauchle, gleite und falle. Denn zehntauſendmal beſſer, er fand einen jähen und unbußfertigen Tod, als daß durch ihn des Kindes unſterbliche Seele zu Grunde gerichtet wurde.

Da er ſich über den Rand der Klippe geſchwungen hatte, erhob ich mich und trat ihm entgegen. Er erkannte mich ſogleich und herrſchte mich an, was ich von ihm wollte. Da ſagte ich es ihm.

Er aber beſchimpfte, verſpottete und verhöhnte mich.

Ich bat ihn, von dem Kinde abzulaſſen, ich flehte ihn an darum, ich warf mich ihm zu Füßen und ſtreckte meine Hände nach ihm aus. Aber er ſtieß mich mit dem Fuße fort.

Ich ſprang empor, ſchalt ihn Mörder und Verderber; da fuhr er in ſein Wams, zog ſein Dolchmeſſer hervor, ſtieß nach mir und ſchrie mir zu, daß ich zur Hölle fahren ſollte. Aber ich packte ſeinen Arm, entwand ihm das Meſſer, warf es fort. Und ich rief: „So mag denn zwiſchen uns ein Gottesgericht ſein.“

Und wir rangen miteinander; aber Gott war gegen mich.

Denn Gott ließ meinen Todfeind mich überwinden und mich niederwerfen, gerade am Rande des Abgrundes. Ich lag wie ein getretener Wurm, hing mit meinem Haupte über der ſchrecklichen Tiefe und ſchaute in den ſchwarzen Tod, in welchen ich mich jubelnd geſtürzt haben würde, wenn ich Benedikte hätte bewahren können vor dem, in deſſen Händen jetzt mein Leben lag. Und ich harrte darauf, daß er mich hinabſtoßen würde. Er aber hielt mich gepackt über dem Abgrund, ließ mich die kalte Luft des Grabes atmen und die Sekunden meines Daſeins an meinen Herzſchlägen zählen. Mich alſo zwiſchen Tod und Leben ſchwebend haltend, raunte er mir zu: „Siehe, Mönch, wenn ich meinen Fuß ausſtreckte, könnte ich dich gleich einem Stein in die Tiefe werfen. Aber ich laſſe dich leben. Das Mädchen ſollſt du mir doch laſſen müſſen.“

Damit ließ er mich fahren, erhob ſich und ich hörte auf dem hallenden Felsboden ſeine Schritte ſchwächer und ſchwächer werden. Darauf wurde die Nacht ſtill.

Ich lag da, als wäre auch meine Seele gänzlich überwunden, geſchlagen und von Gott verlaſſen. Ich wollte mich aufraffen, konnte indeſſen meine Glieder nicht regen, und dachte, womit ich ſolches verdient hätte? Ich wollte dem Himmel eine Seele retten, und der Himmel hatte mich in die Hände meines Feindes gegeben.

Die ganze Nacht lag ich und rang mit den böſen Gewalten, die Macht über mich gewinnen wollten. Da der Morgen graute, hörte ich den Sohn des Salzmeiſters zurückkommen von der Hütte des Mägdleins, vor deſſen Thür er dieſe Nacht wiederum vergeblich um Einlaß gebeten hatte. Ich raffte mich auf, ſchleppte mich fort und verbarg mich hinter einem Felsblock. Er kam nahe an mir vorüber und ſchien überaus guter Dinge zu ſein, denn er ſang, und war's ein rechtes Schelmenlied.

Ich bin dann nicht in meine Hütte zurückgekehrt, auch nicht hinabgeſtiegen, um über den See zu ſchiffen und gen Salzburg zu wandern zum Biſchof, ſondern bin in der Oede geblieben, drei Tage und zwei Nächte lang. In dieſer Zeit habe ich mich vor dem Knaben, der mich allerwärts ſuchte, verkrochen, ich habe meinen grimmigen Hunger nicht durch eine einzige Beere geſtillt, die auf den tieferen Halden wachſen, meinen ſchrecklichen Durſt nicht durch einen einzigen Trunk Waſſers gelöſcht, obgleich von allen Seiten ſilberhelle Quellen hervorbrachen. So habe ich mein ſündiges Fleiſch kaſteit, meinen ſterblichen Leib abgetötet und mich dem Herrn unterworfen ſo lange, bis ich mich von allem Uebel erlöſt fühlte, erlöſt von meiner frevelhaften Liebe zu einem Weibe, welches nicht du warſt, o gebenedeite, heilige Jungfrau Maria.

Nachdem der Herr dieſes Wunder an mir vollbracht hat, iſt meine Seele ſo wohl, frei und leicht geworden, als trugen mich Schwingen über die Erde; ich habe Gott laut gelobt und geprieſen, habe gejauchzt und gejubelt, bin wie ein Bräutigam ſo ſelig geweſen. Hoſianna! Hoſianna! Jetzt bin ich vorbereitet, an den Altar zu

Klaus Groth
A. Schuler, chm.

DIE SILBERNE HOCHZEIT.

VON

C. W. ALLERS.

Liebe Freunde und verehrte Anwesende!

Es sind heute Abend schon so viele schöne Reden gehalten worden und insbesondere haben Sie meiner lieben Frau und meiner Wenigkeit so freundlich gedacht, dass ich nicht umhin kann, Ihnen, verehrte Freunde, unsern herzlichsten Dank dafür auszusprechen. — Ich bin kein Redner, aber wenn ich so herum kuke und alle die lieben Freunde und guten Bekannten so zahlreich und kreuzfidel um uns versammelt sehe und daran denke, wie Sie Sich alle so recht bemüht haben, uns diesen Tag zu einem so schönen und fröhlichen Fest zu gestalten, so drängt es mich, Ihnen unsern allerherzlichsten, innigsten Dank zu sagen. — Recht gerührt hat es mich, dass auch meine alten, guten, treuen Freunde vom Kegelklub „Alle Negen“ und vom Gesangverein „Polyhymnia“ mich nicht vergessen haben. — Das ist reinweg zu viel für so 'n paar alte Leute, das kann man ja gar nicht wieder gut machen. Aber besonders muss ich doch dem jungen Volk danken für das so schön gelungene Theaterstück, das unser lieber Hugo Winter persönlich geleitet hat. Da konnte man sich ja bei krank lachen. Aber nun is noch eener dor, den dröft wi nich vergeten, de is de Matador, der den ganzen Kram zusammen getrommelt und alles so schön arrangirt hat, wie der beste Comediendirektor. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wer der ist, wen ich damit meine. Dat is min ooln Fründ Bakof. — Als keen kennt den nich, — wo wat los is, is he immer midden mang, — immer krüzfidel un poppenlustig. De beste Fründ, 'n wor'r Deubelskerl.

Ich möchte Sie aber bitten, Ihre Gläser zu füllen und mit mir anzustossen auf das Wohl unserer talentvollen Schauspieler und ihres Leiters Freund Bakof. Sie leben hoch, hoch — und zum dritten Mal hoch!

treten und das heilige Oel auf meine Stirn zu empfangen. Ich bin in der Wildnis ganz ein Werkzeug Gottes geworden, und da ich den Himmel anſchrie wegen der ſündigen Seele der lieblichen Jungfrau, ſiehe, da iſt mir in Glanz und Glorie der Herr erſchienen und hat mir geſagt, wie ich auch ſie erretten und erlöſen könnte, und hat mir geboten, ſolches zu thun. Da ich aber rief: ich wüßte nicht, wie ich es vollbringen ſollte, hat der Herr mir gezürnt, mich geheißen aufzuſtehen und zu ſchreiten. Das habe ich gethan. Bin hervorgekrochen aus dem finſtern Felſenſpalt in den Purpurglanz des ſinkenden Tages hinein fort und fort. Auf einmal hieß der Herr mich niederblicken. Da ſah ich zu meinen Füßen etwas blinken, und als ich mich nach dem Glanz bückte, war es ein ſcharfes Meſſer, und ich gewahrte, daß ich neben dem Abgrund ſtand, wo ich mit dem jungen Rochus gerungen und der Herr mich bezwungen hatte, weil er durch meine Hand eine andere That vollbringen laſſen wollte. Denn das Meſſer, von Gott ſelber in meine Hände gelegt, war jenes, welches ich dem Verderber Benediktes entriſſen hatte. Herr, Herr, wunderbar leiteſt du deine irrenden Menſchenkinder.

* * *

„Das Mädchen ſollſt du mir doch laſſen müſſen.“

Alſo ſprach jener ruchloſe Knabe, da er mein Haupt über dem Abgrunde hielt und mich leben ließ -- nicht aus Barmherzigkeit, weil ich ihn dauerte, ſondern weil der Herr einen hölliſchen Uebermut in ſein Herz legte; indem er ſicher war, auch wenn ich weiterlebte, würde er den Himmel um eine Seele bringen. Denn: „Das Mädchen ſollſt du mir doch laſſen müſſen.“

O du Thor! Weißt du nicht, daß der Herr ſeine Hand über die Blumen auf dem Felde hält und daß ohne ſeinen Willen kein Haar unſeres Hauptes gekrümmt wird? Dir das Mädchen laſſen müſſen - das liebliche und noch ſündenloſe Geſchöpf durch dich an Leib und Seele verderben laſſen — ſehen ſollſt du, Frevler, ſehen, die Hand Gottes ſie vor dir ſchützen und retten!

An der Stelle, wo der Herr mir ſeine Gnade erwieſen, warf ich mich nieder und betete mit heißer Inbrunſt. Meine Seele war gänzlich erfüllt und erhoben von der Miſſion, welche Gott mir übergeben hatte; ich ſchwebte mit meinem Geiſt gleichſam über der Erde und trug eine ſtille Verzückung im Herzen. Immerfort ſah ich den Glanz des Meſſers, ſah eine weiſende Hand und die Bruſt, die ich treffen ſollte.

Ich ſtand auf, barg das Meſſer in meiner Kutte und ſchritt davon. Ein ſanfter Schein umfloß den Himmel, und der junge Mond ergänzte daran, gleich einer göttlichen Wunde, ſilberhell und verklärt.

Welche Hand mochte dem Himmel ein Meſſer in ſeine heilige Bruſt geſtoßen haben?

Ich kam zur Hütte, deren Thür weit offen ſtand und welche Glut des flackernden und praſſelnden Feuers erfüllte. Sie ſaß mitten in der wilden Glorie, hatte ihr Haar gelöſt und kämmte es. Es war, als ob ſie vom Scheitel bis zu Füßen goldene Flammen umzüngelten, denn bis auf den Boden herab wallte das lichte Gelock. Ich ſah jedoch nicht mehr die himmliſche Schönheit der jungen Geſtalt, ſondern allein das Opferlamm, welches ich dem Herrn ſchlachten ſollte.

Ich ſtand im Dunkeln und ſchaute zu ihr hin und erinnerte mich, wie ich ſchon einmal ſo geſtanden und ſie heimlich angeblickt hatte. In jener Nacht war ihr Antlitz blaß und todtraurig geweſen, ſie hatte ſchmerzhaft geſeufzt -- dieſe Nacht war etwas in ihrem Geſicht, das ich noch niemals darin geſehen: als wäre ſie bereits ein ſeliger Geiſt. In ihren Augen brannte der Strahl eines himmliſchen Glückes, ein wunderſames Lächeln ſchmückte ihre Kinderlippen und ſtatt zu ſeufzen begann ſie leiſe zu ſingen. Es klang ſüß als ſänge ein Cherubim.

Dennoch ergrimmte ich darob, trat vor und rief ſie zürnend an: „Was treibſt du, Benedikte, in ſpäter Nacht? Strählſt dein Haar, als wollteſt du zum Tanze gehen, und ſingſt, als harrteſt du auf deinen Liebſten? Und es ſind drei Tage verfloſſen, ſeitdem ich, dein einziger Freund und Bruder, in tiefem Leid von dir Abſchied nahm.“

Sie ſprang jäh empor, heuchelte eine ſelige Freude, mich wiederzuſehen und eilte mir mit lieblicher Gebärde entgegen. Da ſie aber vor mir ſtand und in mein Antlitz blickte, ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus und wich vor mir zurück, als ob ſie den böſen Feind vor ſich ſähe.

Ich folgte ihr und fragte ſie nochmals: „Warum ſchmückſt du dich und warum ſingſt du noch in ſpäter Nacht? Biſt du, ſeitdem ich von dir wich, eine zuchtloſe Dirne geworden?“

Sie aber, voller Grauſen und Entſetzen mich anſchauend, ſtammelte: „Wo biſt du geweſen und wo kommſt du her? Du mußt krank geweſen ſein. Setze dich, ruhe dich aus. Fieber ſchüttelt dich. Ich will einen Trunk dagegen brauen und dich pflegen.“

Sie verſtummte unter meinen zürnenden Blicken. Ich erwiderte: „Nicht um zu ruhen und mich von dir pflegen zu laſſen, bin ich zurückgekehrt -- mich hat der Herr zu höheren Dingen erkoren und hierher geſendet. - - Warum ſangſt du, als ich kam?“

Da ſchaute ſie mich an, halb wie eine unſchuldsvolle Taube, halb wie ein ſeliger Geiſt und flüſterte: „Weil ich ſo glücklich bin.“

„Glücklich — --“

Darauf ſie, immerfort mit derſelben verklärten Miene: „Er war bei mir.“

„Der junge Rochus?“

Sie nickte. -- „Und was begehrt er von dir?“

„Daß ich ſein Weib werden ſoll.“

Sie weinte; aber durch ihre Thränen lächelte ſie.

Ich rief: „Daß du ſein Weib werden ſollteſt, du, die Henkerstochter, das Weib des Sohnes des Salzmeiſters! — O Lüge, Lüge, Lüge! O du armes Opferlamm, o Benedikte, du betrogene, verlorene Seele! Denn ich ſehe es deinen Augen an, daß du der Lüge des ſchändlichen Knaben geglaubt haſt.“

Und ſie, als ob ſie vor dem Herrn das Bekenntnis ihres chriſtlichen Glaubens ablegte: „Ja, ich glaube an ihn.“

Da ſchrie ich: „Falle auf deine Kniee und danke dem Herrn, daß er dir einen ſeiner Auserwählten geſendet hat, der dich retten wird vom zeitlichen und ewigen Verderben.“

Sie fragte unter heftigem Zittern: „Was ſoll ich?“

„Beten, daß deine Sünden dir vergeben werden.“ Und mich faßte Verzückung. „Schon heute bin ich ein Prieſter, von Gott ſelbſt geſalbt und geweiht. Und ſo - im Namen Gottes — vergebe ich dir deine Sünde, welche deine Liebe iſt. Ich vergebe ſie dir, obgleich du ſie nicht bereuſt; ich vergebe ſie dir, weil du ſie ſühnen wirſt mit deinem Blute, mit deinem Leben.“

Damit faßte ich ſie und riß ſie auf die Kniee nieder. Sie aber wollte leben bleiben, weinte und jammerte, bat und flehte, rang mit mir, ſprang auf, wollte fliehen, rief die Mutter Gottes an und ſchrie: „Rochus! Rochus! mein Rochus!"

Da eilte ich ihr nach, faßte ſie und ſtieß ihr das Meſſer in die Bruſt. — —

Solange ſie noch atmete, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt gegen meine Bruſt gedrückt, daß ihr heißes Blut mich ganz überrieſelte und ich daſtand wie in Purpur gekleidet. Einmal noch ſchlug ſie ihre Augen auf, ſchaute mich an, als hätte ich ſie von aller Seligkeit geſchieden, ſeufzte, ſenkte das Köpfchen. Darauf iſt ſie in meinen Armen, an meinem Herzen geſtorben — ſanft wie eine Taube.

Dann habe ich ſie in die Hütte zurückgetragen, aus der ſie, nach ihrem Liebſten rufend, entwichen war. Drinnen habe ich ſie auf den Boden niedergelegt und bis zum Antlitz in ein weißes Linnen gehüllt. Und weil das Blut es färbte, habe ich über die blutigen Roſen ihres Leibes ihre langen, flutenden Haare gebreitet; und weil ſie durch mich eine Braut des Himmels geworden, habe ich von dem Bilde der Gottesmutter den Kranz herabgenommen. Es war aber ein Gewinde aus Edelweiß, welches ich ihr um die blaſſe Stirn legte, und ich mußte dabei denken, daß es Edelweiß iſt, mit dem hierzulande die Knaben ihre Liebſten ſchmücken. Auch ſie hatte mir einſt ſolche leuchtende Blüten gebracht. Und vielleicht, daß ich darum — —

Darauf habe ich das Feuer geſchürt, daß der Flammenſchein die lichte Geſtalt gleich Abendſonnengluten umlohte. Da ich ſo ſtand und ſie anſchaute, wollte es mich bedünken, als lachte ſie über mich. Da ziſchelte mir ein Teufel ins Ohr: es ſei gar nicht Benedikte, die Henkerstochter geweſen, ſondern eine von jenen argen, wilden Frauen, welche den Menſchen um ſeiner Seele Seligkeit bringen.

Grauſen hat mich gepackt, das Haar hat ſich mir auf dem Haupte geſträubt, meine Kniee haben geſchlottert, und ich habe mich niedergeworfen und laut gebetet. Da iſt der Spuk, der mich verſuchen wollte, wieder von mir gewichen.

Ich lag noch auf den Knieen, als ich hellen Jubel und Jauchzen vernahm, Geſang und ſelige Rufe: „Benedikte! Benedikte!" Ich rührte mich nicht vom Fleck, bis die Stimme ganz nahe kam. Dann ſtand ich auf, ſtellte mich zwiſchen den Leichnam und die Thür und wartete auf den ruchloſen Knaben. Dieſer kam, ſah mich in meinem purpurnen Gewande und ſchrie auf, daß ſein Schrei Tote hätte erwecken können. Aber Benedikte weckte er nicht. Ich trat zurück von dem Leichnam, hob meine blutige Hand und ſprach: „Siehe, wie ich dir das Mädchen gelaſſen habe. Führe nun die Braut zur Hochzeit."

Zuerſt war's, als wollte er ſich auf mich ſtürzen und mich mit ſeinen Händen erwürgen. Aber dann ſchlug er hin wie ein gefällter Baum, gerade über die Tote, umfaßte ſie mit beiden Armen und gebärdete ſich, als ob er ſie wirklich heiß geliebt hätte.

Eine Weile habe ich dem wilden Jammer ſtill zugehört, dann hat es mein Herz gepackt wie mit einer ehernen Fauſt, die ſich um meine atmende Bruſt krallte, und ich wich von den beiden. Aber es iſt doch des Herrn Hand geweſen, die es vollbracht. Hoſianna! Hoſianna! —

In der nämlichen Stunde ſtieg ich zum See hinab und umging ihn auf ſchrecklichen Pfaden. Aber es war über mich beſtimmt worden, daß ich nicht abſtürzen ſollte. Bei Tagesanbruch erreichte ich das Kloſter, ſchellte am Thor und wartete, bis mir aufgethan wurde. Der Bruder Pförtner vermeinte einen Sinnloſen zu erblicken, und erhob ein Geheul, daß das ganze Kloſter erwachte. Ich ging aber nach dem Zimmer des Abts, ſtellte mich in meinem Purpurmantel vor ihn hin und verkündigte ihm, zu welcher That der Herr mich auserſehen, und daß ich ein geweihter Prieſter geworden. Da ergriffen ſie mich, ſteckten mich in den Turm, ſaßen über mich zu Gericht und verurteilten mich zum Tode, nicht anders als wäre ich ein ſchändlicher Mörder. Die Thoren, die blinden, blöden Thoren! — —

Aber eine iſt heute zu mir in den Kerker gekommen, iſt vor mir auf die Kniee geſunken, hat meine Hände geküßt und mich als erwähltes Werkzeug des Herrn angebetet. Das braune Weib allein hat erkannt, wozu ich berufen worden.

Ich habe ſie gebeten, von meinem Leichnam am Galgen die Aasvögel zu ſcheuchen, denn da Benedikte tot iſt —

Im Paradieſe werde ich bei ihr ſein. Amen.

Das Material zu dieſer Geſchichte fand der Herausgeber in einem alten Kloſterſchrank, welcher ihm in Berchtesgaden, wo derſelbe wohnhaft iſt, von einem Bäuerlein verkauft worden. Unter dem vergilbten Manuſkript ſteht von fremder Hand verzeichnet:

„Am fünfzehnten Oktober des Jahres des Heils 1680 ward dahier der Bruder Ambroſius gehenket und tags darauf ſein Leib beim Galgen verſcharrt, dicht neben dem Leib der jungen Henkersdirne, ſo er um ihr Leben gebracht hat. Selbiger Bruder Ambroſius, der ſonſt ein getreuer Knecht Gottes geweſen, iſt vom Herrn verſucht worden und hat die Verſuchung nicht beſtanden. Heiliger Franziskus, bitte für ihn."

Die Heilung der Tuberkuloſe.

Von

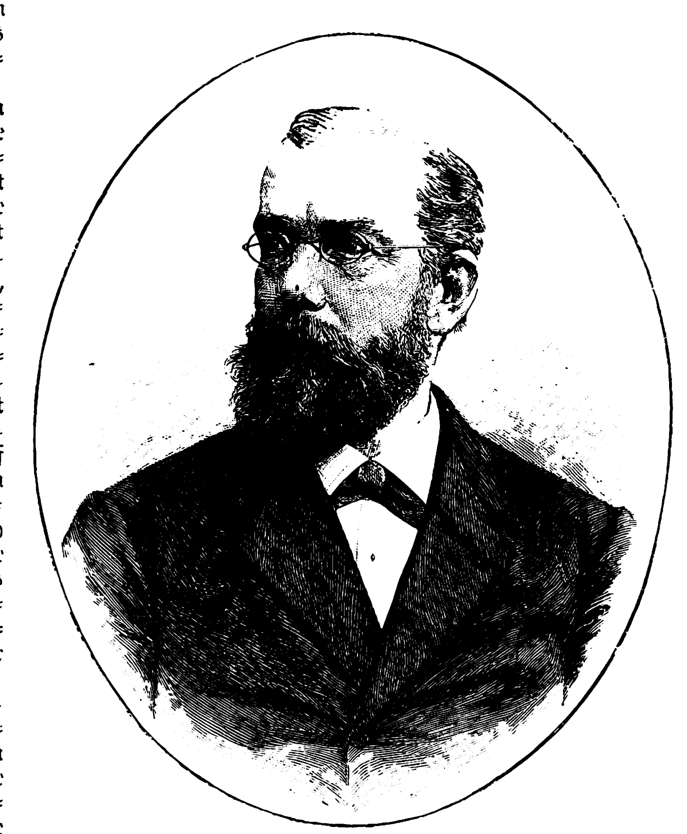
C. Falkenhorſt.

In der Geſchichte der Menſchheit wird der 4. Auguſt 1890 zu den denkwürdigſten Tagen zählen. An ihm hatten ſich Aerzte aus allen Ländern in der Reichshauptſtadt Berlin verſammelt, um ihr Wiſſen auszutauſchen und ſich zur Bekämpfung der Krankheiten feſter zuſammenzuſchließen. Unter den Feſtrednern des internationalen mediziniſchen Kongreſſes befand ſich auch Robert Koch, weiteren Kreiſen als der Entdecker des Tuberkel- und Cholerabacillus bekannt, in engeren Kreiſen hochgeſchätzt als der Begründer einer neuen unfehlbaren Methode in der Erkennung und Aufſpürung der unſichtbaren Feinde, die ein unendliches Maß von Leid und Elend über die Menſchheit verhängen.

Man lauſchte ſeinen geiſtvollen Ausführungen über die bakteriologiſche Forſchung und ein freudiges Staunen ging durch die Verſammlung der gelehrten Männer, als Koch am Schluſſe ſeiner Rede von ſeinen Verſuchen ſprach, Mittel zu finden, welche die Tuberkelbacillen im tieriſchen Körper unſchädlich zu machen im ſtande wären. Da die

Verſuche noch nicht abgeſchloſſen waren, ſo konnte er darüber nur ſo viel mitteilen, daß er eine Subſtanz gefunden habe, welche Verſuchstiere unempfänglich gegen Impfung mit Tuberkuloſe machte und bei ſchon erkrankten Tieren den tuberkulöſen Krankheitsprozeß zum Stillſtand zu bringen vermochte.

Ein Heilmittel gegen die Schwindſucht! Viele kleine und große Geiſter glaubten es im Laufe der Jahrhunderte entdeckt zu haben! Wohl hegte darum mancher im ſtillen Zweifel an dem Gelingen des großen Werkes und wenn die Zweifler nicht laut wurden, ſo geſchah es aus dem Grunde, weil die Ankündigung diesmal aus dem Munde eines Mannes kam, deſſen wiſſenſchaftlicher Ernſt und ſtrengſte Selbſtkritik bekannt waren und der in die Myſterien des Lebens der kleinſten Organismen tiefer als alle ſeine Vorgänger eingedrungen war.



Profeſſor Robert Koch.

Wochen vergingen und durch die Tagespreſſe liefen zunächſt unklare Berichte über Verſuche mit dem neuen Heilmittel, die am Menſchen angeſtellt wurden. Das waren ungewöhnliche Nachrichten, die mit derſelben fieberhaften Spannung verfolgt wurden, wie Nachrichten vom Kriegsſchauplatze; in der That liegt die Menſchheit ſeit Jahrhunderten im Kampfe auf Leben und Tod mit den Legionen der Tuberkelbacillen, und ſtündlich ſchauen in dieſem Kampfe Millionen dem Tode ins Auge und ſtündlich bangen andere Millionen Herzen um das Wohl ihrer Angehörigen!

Vor kaum zehn Jahren hatte Robert Koch dieſen Feind mit genialem Blick erkannt, er hatte ſeine geheimen Stellungen erkundſchaftet, nun erklärte er ihm den Krieg. Und ſiehe da, es kamen Siegesnachrichten; nicht langſam, ſpärlich floſſen ſie, eine jagte die andere. Die deutſche Wiſſenſchaft ſiegte in raſchem Fluge wie einſt das deutſche Heer. Die deutſche Heilkunde hatte ihren Moltke, und diesmal hallt der Siegesjubel noch gewaltiger nach, denn er durchdringt alle Völker des Erdenrundes. Das ſind Tage, wie ſie die Wiſſenſchaft – die Menſchheit nur in Jahrtauſenden wiedererlebt.

Während über dem Heilverfahren noch der Schleier des Geheimniſſes ruhte, erging man ſich in allerlei Vermutungen über die Natur des Heilſtoffes. Schutzimpfungen gegen anſteckende Krankheiten waren ja bereits bekannt. Wir impfen ſeit lange gegen die Menſchenpocken, aber wir wiſſen nicht, warum Kuhpockenlymphe uns vor der ſchwereren Erkrankung ſchützt. Die bakteriologiſche Forſchung hat in den letzten Jahren eine Reihe anderer Schutzimpfungen entdeckt. Man züchtete die krankheitserregenden Bakterien unter beſonderen Bedingungen, wodurch ihre Giftigkeit abgeſchwächt wurde, mit dieſen impfte man Verſuchstiere und fand, daß dieſelben jetzt nicht mehr erkrankten, wenn man ſie nachträglich mit friſchen Bakterien derſelben Art infizierte. So wurden verſchiedene Verſuchstiere gegen Hundswut, Milzbrand, Rauſchbrand und Schweinerotlauf immun, d. h. ſeuchenfeſt, gemacht. Man ging einen Schritt weiter und fand, daß ſchon die Stoffwechſelprodukte einiger krankheitserregenden Bakterien dieſelben ſchützenden Eigenſchaften beſitzen. Was dieſe Stoffwechſelprodukte ſind, das wird dem Laien ſofort klar, wenn er an die Hefegärung denkt. Die Hefezellen verändern den Moſt, indem ſie aus dem Traubenzucker Alkohol und eine Reihe anderer chemiſcher Verbindungen bilden, ebenſo verändern die Bakterien die Nährflüſſigkeiten, in denen ſie leben, füllen ſie mit ihren Stoffwechſelprodukten an.

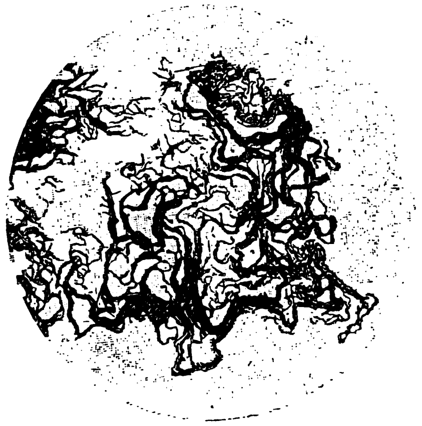
Den Forſcher intereſſiert es zu erfahren, inwiefern das neue Heilmittel Kochs dieſen bereits bekannten Schutzmitteln, deren Wirkung allerdings nur an Tieren erprobt wurde, ähnlich iſt, er will das Weſen desſelben ergründen; für die große Maſſe des Volkes ſind ſolche Fragen ſchwer verſtändlich; ſie fragt nach den praktiſchen Erfolgen des Heilverfahrens, und mit dieſen wollen wir uns auch zunächſt beſchäftigen.

Wenn man in weiteren Kreiſen von Tuberkuloſe und Schwindſucht ſpricht, ſo verſteht man darunter vor allem die Lungenſchwindſucht. Dieſer Begriff iſt zu erweitern. Der Tuberkelbacillus befällt nicht allein die Lunge, er kann auch in anderen Organen ſich einniſten und er wird auch von einem Organ zum anderen verſchleppt. Er kann ſich in der Haut niederlaſſen und erzeugt dann die langwierige Krankheit, den Lupus oder Geſichtswolf, der nach und nach einzelne Hautpartien zerſtört. Er kann in Knochen und Gelenken ſeine zerſtörende Thätigkeit entfalten, er kann die Schleimhäute, den Kehlkopf, die Därme befallen und wir haben dann die Knochen-, Gelenk-, Kehlkopf-, Darmtuberkuloſe vor uns; er kann ſich in Drüſen einniſten und ruft dann das ſchlimme Leiden der Kinder, die Skrophuloſe, hervor. Wir ſehen, der Begriff der Tuberkuloſe iſt weiter, als der Laie gewöhnlich denkt, dieſer Tuberkelbacillus rafft viel mehr Opfer dahin, ſchwächt und entſtellt mehr Menſchen, als man früher gedacht hatte. Dies alles hat Robert Koch in der kurzen Spanne eines Jahrzehnts unwiderleglich bewieſen; er hat gezeigt, daß der Tuberkelbacillus die einzige Urſache aller dieſer Erkrankungen iſt und daß es ohne Tuberkelbacillen keine Tuberkuloſe gibt.

Kochs Heilmittel, über deſſen Weſen, ſobald genauere Mitteilungen vorliegen, wir unſeren Leſern berichten werden, beſteht nun aus einer bräunlichen, klaren Flüſſigkeit, welche den Kranken unter die Haut eingeſpritzt wird. Koch hat die Wirkungen derſelben zunächſt am Meerſchweinchen, dann aber an ſich ſelbſt geprüft. Da Meerſchweinchen, die nicht tuberkulos waren, durch Einſpritzung von zwei Kubikcentimetern nicht merklich beeinträchtigt wurden, ſo machte ſich Koch eine Injektion am Oberarm, wobei er ein Viertelkubikcentimeter der Flüſſigkeit verwendete. Dieſe geringe Menge wirkte bei ihm ſehr ſtark; er ſchildert die Symptome wie folgt: Drei bis vier Stunden nach der Injektion Ziehen in den Gliedern, Mattigkeit, Neigung zum Huſten, Atembeſchwerden, welche ſich raſch ſteigerten; in der fünften Stunde trat ein ungewöhnlich heftiger Schüttelfroſt ein, welcher faſt eine Stunde andauerte; zugleich Uebelkeit, Erbrechen, Anſteigen der Körpertemperatur bis zu 39,6° C.; nach etwa zwölf Stunden ließen ſämtliche Beſchwerden nach, die Temperatur ſank und erreichte bis zum nächſten Tage wieder die normale Höhe; Schwere in den Gliedern und Mattigkeit hielten noch einige Tage an; ebenſo lange Zeit blieb die Injektionsſtelle ein wenig ſchmerzhaft und gerötet.

Bacillen der Lungenſchwindſucht unter dem Mikroſkop bei friſchem Auswurf.

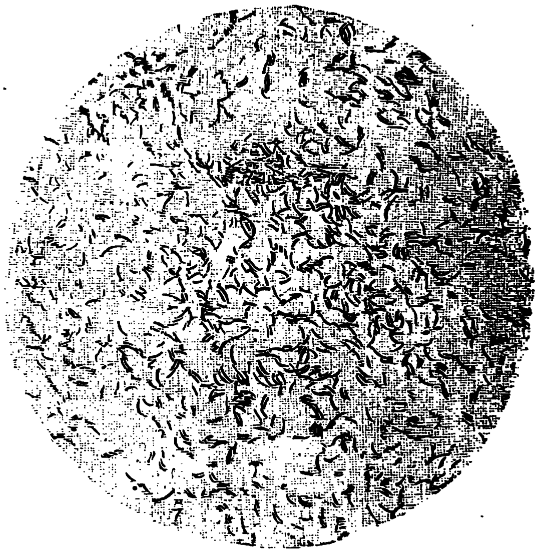
Infolgedeſſen wurde nach der unteren Grenze der Wirkung des Mittels bei geſunden Menſchen geſucht und dieſe ungefähr bei 0,01 Kubikcentimeter gefunden. Spritzte man dieſe Menge ein, ſo wurden die geſunden Menſchen nur von leichten Gliederſchmerzen und bald vorübergehender Mattigkeit befallen. Nur in einigen Fällen trat noch eine Temperaturſteigerung bis zu 38° oder wenig darüber hinaus ein, alſo ein ſehr leichtes Fieber.



Dieſelben Bacillen nach einer Periode der Entwickelung von 14 Tagen.

Nun ſchritt man zu Verſuchen an Kranken; waren dieſelben von einer anderen Krankheit als Tuberkuloſe befallen, ſo wirkte auf ſie das Mittel ebenſo wie auf geſunde Menſchen ein. Ganz anders aber verhält ſich ein von Tuberkelbacillen befallener menſchlicher Organismus.

Nehmen wir an, daß wir einen Lupuskranken behandeln. Die Tuberkelbacillen haben bei demſelben die Geſichtshaut infiziert und die erkrankten Stellen, die Lupusherde, beſtehen in kleinen bis linſengroßen Knötchen, die nach und nach in Eiterung übergehen. In dieſen Knötchen ſitzen die Tuberkelbacillen und im Gegenſatz zu der geſunden Haut bilden ſie das tuberkulöſe Gewebe. Spritzen wir nun dem Kranken 0,01 Kubikcentimeter des Kochſchen Mittels an einer entfernten Stelle, alſo am Rücken, unter die Haut ein! Das Mittel vermiſcht ſich mit dem Blute und wird durch dasſelbe durch den ganzen Körper verbreitet. Beobachten wir nun den Kranken! Anfangs ſehen wir keine Wirkung, aber ſchon nach einigen, etwa drei bis vier Stunden fangen die lupöſen Stellen an zu ſchwellen und ſich zu röten. Das Mittel wirkt auf die infizierten Stellen; es gehen in denſelben beſondere Veränderungen vor; Rötung und Schwellung deuten an, daß hier der Blutzufluß ſtärker iſt und die Ernährung der Gewebe, die von ihm abhängt, verändert wird. Welche Beſtandteile des Körpers dabei beſonders beteiligt ſind, iſt noch unbekannt. Um dies zu erfahren, muß man zunächſt hiſtologiſche Unterſuchungen anſtellen, d. h. die einzelnen Stückchen des Hautgewebes in verſchiedenen Stadien dieſes Vorganges mikroſkopiſch unterſuchen, was bis jetzt noch nicht geſchehen konnte.



Reinkultur von Bacillen der Tuberkuloſe unter dem Mikroſkop.

Bald nach dem Eintritt der Schwellung und Rötung in den einzelnen Knötchen zeigen ſich weitere Wirkungen des Mittels, und ſie betreffen jetzt den Geſamtorganismus. Es erfolgt in demſelben eine förmliche Revolution; zumeiſt kündigt ſie ein Schüttelfroſt an; der Kranke bekommt einen Fieberanfall, wobei die Körpertemperatur über 39°, oft bis 40 und ſelbſt 41° ſteigt. Auch ſtellen ſich öfters Uebelkeit und Erbrechen ein, oder die Haut färbt ſich zuweilen gelb oder ein maſernartiger Ausſchlag bedeckt Bruſt und Hals. Dieſer Fieberanfall dauert in der Regel 12 bis 15 Stunden, die Kranken werden von ihm wenig angegriffen und fühlen ſich, ſobald er vorüber iſt, verhältnismäßig wohl, gewöhnlich ſogar beſſer wie vor demſelben.

Doch kehren wir zu den Knötchen in der Geſichtshaut zurück. Die Schwellung und Rötung nehmen während des Fiebers zu, das tuberkulöſe Gewebe grenzt ſich ſichtbar von dem geſunden ab, es wird braunrot — es ſtirbt ab. Damit iſt der Höhepunkt der Reaktion erreicht. Nach dem Abfall des Fiebers nimmt die Anſchwellung und Rötung der kranken Stellen allmählich ab und verſchwindet in etwa zwei bis drei Tagen. Die Knötchen verwandeln ſich in Borken, welche nach zwei bis drei Wochen abfallen und eine glatte rote Narbe hinterlaſſen. In günſtigen Fällen iſt ſchon nach einer einzigen Einſpritzung die Heilung erzielt, in der Regel muß man aber mehrere Male das Mittel anwenden, um alles tuberkulöſe Gewebe zu beſeitigen. Oft aber beobachtet man auch, daß das kranke Gewebe nicht abſtirbt und abgeſtoßen wird, ſondern nach und nach ſchwindet.

Hat nun das Mittel in den erkrankten Stellen die Bacillen getötet? Die Antwort lautet: Nein! Die Bacillen leben fort, aber das Gewebe, in dem ſie ſich befunden haben, iſt tot und der Körper hat nun das Beſtreben, ſich von dem toten Gewebe abzuſchließen und es abzuſtoßen. Damit aber ſtößt er auch die Krankheitserreger, die Bacillen, aus. Darauf beruht die Heilung. Sie gelingt nur ſelten nach einer Einſpritzung, man muß dieſelbe öfters wiederholen, bis der Körper keine Reaktion mehr zeigt.

Iſt der Kranke alsdann völlig geheilt? Die Frage iſt noch offen. Da die Tuberkelbacillen durch das Mittel nicht getötet werden, ſo iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß ſie aus dem abgeſtorbenen Gewebe in das geſunde gelangen und ſo neue Erkrankungen hervorrufen können. Die Zeit kann erſt lehren, ob nach der Behandlung Recidive eintreten und eine neue Behandlung nötig machen werden, die dann um ſo erfolgreicher ſein dürfte.

Andererſeits iſt aber noch eine Möglichkeit vorhanden. Meerſchweinchen, die mit dem Mittel behandelt worden ſind, ſind gegen die Infektion mit den Tuberkelbacillen immun, vor ihr ebenſo geſichert wie ein mit Schutzpocken Geimpfter vor der Anſteckung mit wirklichen Pocken gefeit iſt. Ob dies auch beim Menſchen, der mit der Kochſchen Lymphe behandelt worden iſt, zutrifft, iſt noch nicht erwieſen. Möglich iſt es aber immerhin und dann brauchte man auch keine Rückfälle zu befürchten.

Wir konnten bei dem Lupuskranken den Heilungsvorgang augenſcheinlich beobachten; dort, wo es ſich um innere Organe, wie die Lungen handelt, entzieht er ſich unſeren Blicken, es iſt aber wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß auch hier dieſelben Verhältniſſe obwalten. Die Lungenſchwindſüchtigen zeigten ſich gegen das Mittel ganz beſonders empfindlich und Koch mußte bei ihnen die Anfangsdoſis auf zwei Tauſendſtel, ja ein Tauſendſtel Kubikcentimeter herabſetzen. Im allgemeinen äußerte ſich die Wirkung des Mittels ſo, daß Huſten und Auswurf nach den erſten Injektionen gewöhnlich etwas zunahmen, dann aber mehr und mehr geringer wurden, um in den günſtigſten Fällen ſchließlich ganz zu verſchwinden; auch verlor der Auswurf ſeine eiterige Beſchaffenheit, er wurde ſchleimig. Die Bacillen nahmen in dem Auswurf nur langſam ab und wurden mitunter noch ſo lange angetroffen, bis der Auswurf wegblieb. Die Behandlung der Lungenſchwindſüchtigen hat nun folgendes ergeben: alle leichteren Fälle, die ſogen. Anfangsſtadien der Lungenſchwindſucht wurden in vier bis ſechs Wochen derart gebeſſert, daß ſie als geheilt angeſehen werden konnten. Dort, wo die Bacillen bereits Lungenteile zerſtört haben, wurde in den Fällen mit kleineren Defekten in der Lunge eine bedeutende Beſſerung, nahezu eine Heilung erzielt. Weniger günſtig war der Erfolg bei den bereits Schwerkranken, in deren Lungen ſich bereits große Höhlen, Kavernen, gebildet hatten.

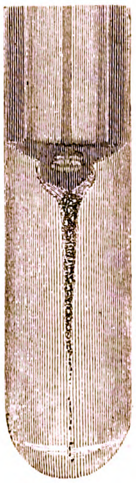
Was lehren uns die bisherigen Erfolge? Was nützt das neue Heilverfahren? — Die Tuberkuloſe iſt entſchieden heilbar, und in den Anfangsfällen mit Sicherheit zu heilen.

Freilich geſchieht dieſe Heilung nicht in der Art, daß durch das Mittel alle Tuberkelbacillen im Körper abgetötet werden und die Gefahr mit einem Schlage beſeitigt wird, ſondern durch dieſes Mittel wird der Organismus in energiſcher, bis jetzt nicht gekannter Weiſe angeregt, ſich von ſeinen Feinden abzuſchließen, ſie auszuſtoßen. Dieſen Prozeß muß nun der Arzt beobachten, und wo es nötig iſt, helfend eingreifen. Dieſes Heilverfahren iſt eine Art der Selbſtheilung des Organismus und wie bis jetzt, ſo muß auch künftig derſelbe durch richtige Pflege und Ernährung in dem Kampfe gegen die Bacillen unterſtützt werden.

Doch dieſes, ſowie die Verwendung des neuen Mittels zur Erkennung der Tuberkuloſe, zu der oft ſchwierigen Diagnoſe der Krankheit, ſind Fragen, deren Ausbau den Aerzten überlaſſen werden muß.

Mit den Erfolgen Kochs kann die Menſchheit ſchon jetzt zufrieden ſein; denn wenn es ein Mittel gibt, die Tuberkuloſe in ihren Anfangsſtadien raſch und ſicher zu heilen und ein Mittel, dieſelbe leicht und ſofort ſelbſt in verſteckteſten Fällen zu erkennen, dann iſt auch der endgültige Sieg geſichert; denn mit Jahren wird der Zeitpunkt eintreten, wo es keine ſchwere Fälle mehr geben wird, indem die Krankheit ſchon im Keime erſtickt werden wird. Aber wir ſind gewiß noch zu weiteren Hoffnungen berechtigt. Robert Koch übt auch in dieſem Falle an ſeiner Entdeckung die ſchärfſte Selbſtkritik und die Erfahrung wird wohl einen großen Teil ſeiner eigenen Einwände beſeitigen. Hoffen wir vor allem, daß auch der mit der Kochſchen Flüſſigkeit behandelte Menſch ſich ebenſo gefeit gegen eine neue Anſteckung mit Tuberkuloſe zeigen werde, wie dies bei dem Verſuchstier der Fall iſt.

Tuberkelbacillen zum Einſäen für Reinkultur.
Aus Kochs Laboratorium.


Kommabacillen der Cholera.
Aus Kochs Laboratorium.

Die Entdeckung Kochs iſt noch von einer anderen ungeheuren Tragweite. Sein Heilmittel verdanken wir nicht dem Zufall; es iſt nicht ein dunkles Etwas, deſſen Wirkung für uns in ein Dunkel des Geheimniſſes gehüllt iſt. Es iſt eine planmäßige wiſſenſchaftliche Entdeckung, wie ſie auf dem Gebiete der Medizin in einem ſolchen Umfange noch niemals gemacht wurde.

Seit Jahrhunderten dezimierte die Tuberkuloſe die Menſchheit. Ihre Urſache war unbekannt. Koch entdeckte ſie in dem Tuberkelbacillus. Er begnügt ſich nicht mit dieſem Ruhmestitel; er forſcht unabläſſig weiter, er lernt alle Lebensbedingungen des enthüllten Feindes kennen, er ſucht nach Mitteln ihn unſchädlich zu machen; jeder Schritt iſt dabei wiſſenſchaftlich durchdacht und es gelingt ihm in kaum einem Jahrzehnt das Problem zu löſen! Die Menſchheit erkennt in ihm ihren größten Wohltäter, die Wiſſenſchaft ſtellt ihn unumwunden unter die gewaltigſten Heroen des Geiſtes.

Robert Koch hat eine neue Bahn gebrochen. Die krankheitserregenden Bakterien ſind untereinander verwandt und mit ähnlichen Waffen, wie die gegen die Tuberkuloſe gefundenen, werden ſich auch andere Krankheiten, die auf Bakterien zurückzuführen ſind, wie z. B. die Diphtheritis, bekämpfen laſſen. Unſere Zeit hat den Schleier von den furchtbarſten Geißeln der Menſchheit, den Epidemien, gehoben und gefunden, daß ihr Weſen in dem Kampf der tieriſchen Zellen mit fremden Eindringlingen beſteht. Zwei Leben kämpfen hier gegeneinander und die Wiſſenſchaft hat es als ihre Aufgabe anerkannt, den tieriſchen Zellen im Kampfe gegen die pflanzlichen Bakterien zum Sieg zu verhelfen. Wie verwickelt, wie ſchwierig, wie unmöglich beinahe dieſes Unternehmen erſchien, die Forſcher ſcheuten vor aller Mühe und Arbeit nicht zurück und Robert Koch gebührt der unſterbliche Ruhm, in dieſen unſichtbaren aber für uns ſo verluſtreichen Schlachten die Geſchicke zu unſeren Gunſten gelenkt zu haben[1].

Das Gold Kaliforniens.

Von

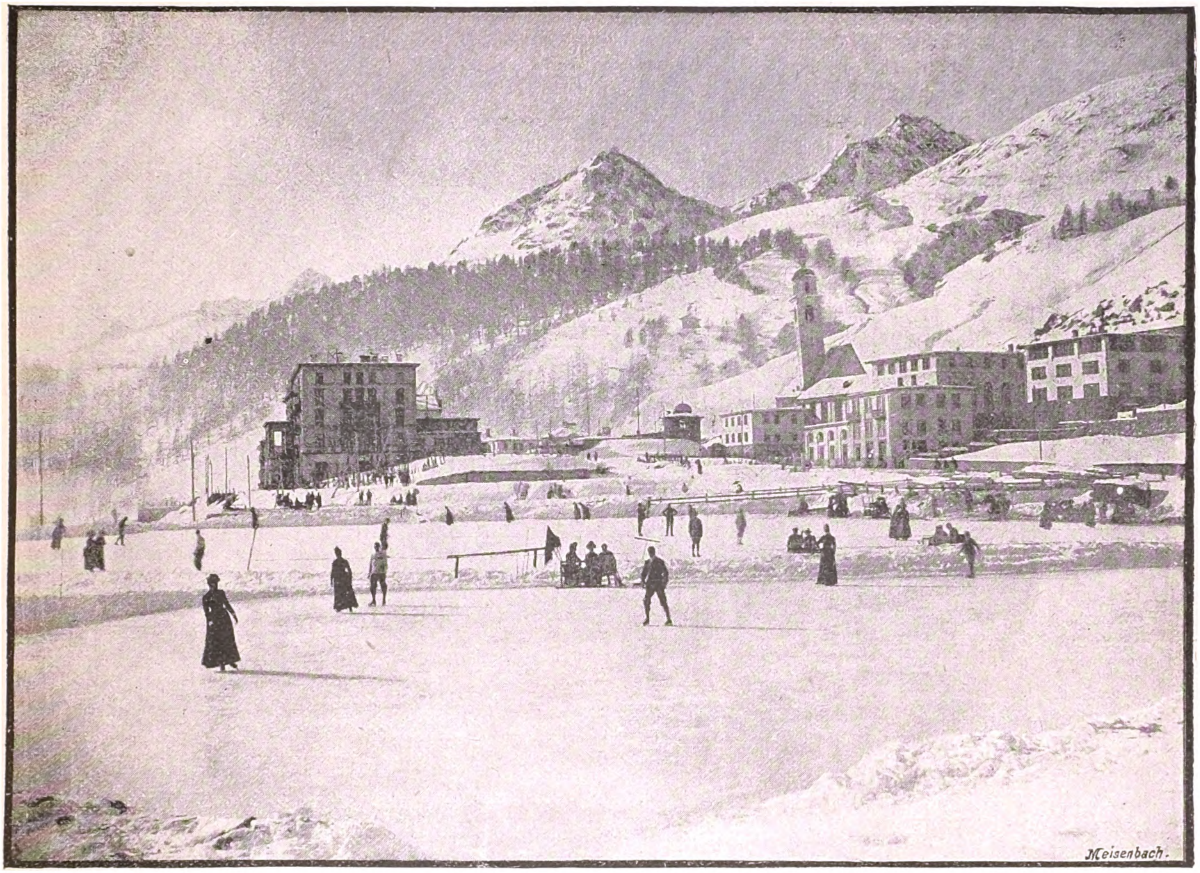
Dr. M. Lortzing.

Es ſcheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß das Vorkommen von Gold in Kalifornien ſchon ſeit Jahrhunderten bekannt war. Bereits 1500 berichteten die ſpaniſchen Abenteurer, welche die Ankunft des Cortez verkündeten, über die Entdeckung des edlen Metalles im ſüdlichen Teile des Staates. Im Jahr 1840 zogen einige Mexikaner in San Fernando bei Los Angeles etwa 100 000 Dollar Goldwert aus ſogenannten places mines. aus Goldwäſchereien. Von den Padres der Miſſionen an der Bai von San Franzisko behauptet man, ſie hätten das Vorhandenſein von Gold im Sakramentothal lange vor deſſen Auffindung im Jahre 1848 gekannt, es aber wegen des Einfluſſes geheim gehalten, den das Bekanntwerden auf die Einwanderung ausüben möchte. Sie fürchteten von der letzteren eine Störung ihres Miſſionswerkes und eine Aenderung der Regierung durch das Anwachſen des angloamerikaniſchen Elementes. Die Ehre der erſten Entdeckung, die von praktiſchen Folgen begleitet war, gereicht James W. Marſhall, der am 19. Januar 1848, gerade zehn Tage vor dem Vertrag von Guadelupe Hidalgo, kraft deſſen Mexiko das Land an die Vereinigten Staaten abtrat, in einem alten Mühlengraben bei Coloma die erſten „nuggets“ fand. Die Kunde davon rief jene wilde Aufregung hervor, die Kalifornien mit Goldgräbern aus allen Teilen der Welt überflutete. Es ſcheint, daß Marſhall ſelbſt über den Wert ſeiner Entdeckung nicht im klaren war, bis eine alte Dame, die in den Bergwerken Floridas Erfahrung geſammelt hatte, den Fund einer Schmelzprobe in ihrem Suppenkeſſel unterwarf. Am Ende des Jahres wurde an allen Waſſerläufen auf der Weſtſeite der Sierra Nevada nach Gold gegraben. Die erſte Quarzmühle wurde 1851 zu Graß Vallen gebaut, aber ſie hatte keinen Erfolg, und eine Zeitlang glaubte man, mit dem Reichtum Kaliforniens ſei es mit der Erſchöpfung der „placers“ vorbei. Indem man jedoch die Waſſerläufe aufwärts verfolgte, traf man auf die Betten toter Flüſſe, und dieſe ſind jetzt die Hauptquellen des Goldgewinnens. Es ſoll wenigſtens ein Dutzend jener koſtbaren Ablagerungen 500 bis 7000 Fuß über dem Meeresſpiegel auf den Weſtabhängen der Sierra geben, deren Jahresertrag auf 430 Millionen Dollar veranſchlagt wird. Man iſt von verſchiedenen Punkten aus in jene goldführenden Kanäle eingedrungen, in den Counties Sierra, Calaveras, Tuolumne, Buttl und Placer. Das merkwürdigſte Lager iſt das ſogenannte Big Blue Lend, welches 65 engliſche Meilen weit parallel mit der Hauptſtelle der Sierra Nevada verfolgt worden iſt. Im Jahre 1852 wurde eine andere Art der Ausbeutung durch Einführung des hydrauliſchen Bergbaus angebahnt. Die Entdeckung ungeheurer, mehrere hundert Fuß tiefer Schichten goldhaltiger Erde erforderte ſchnelle und wirkſame Mittel zur Ausziehung des Goldes, das in nur ſehr geringem Prozentſatz in jener Erde enthalten iſt. Es geſchieht dies, indem man durch Röhren von Eiſenblech gewaltige Waſſerſtrahlen gegen die Erde ſpülen läßt. Der Unternehmungsgeiſt der kaliforniſchen Bergleute ſchreckt vor nichts zurück und macht ſich jeden Fortſchritt in Wiſſenſchaft und Technik dienſtbar, der ſich eben dazu benutzen läßt. Die Reduktionswerke arbeiten ausgezeichnet, und der „gravel miner“ macht ſich nichts daraus, einen Fluß meilenweit aus ſeinem Bett zu lenken. In den waſſerarmen Sierras hat man große Reſervoirs angelegt, um den hydrauliſchen Bergbau zu ermöglichen. Im Jahre 1848 ergab die Goldgewinnung in Kalifornien 245 301 Dollar, 1849 ſtieg ſie auf 10 151 360, 1850 auf 41 273 106, 1851 auf 75 938 232, 1852 auf 81 294 700, und dies iſt die größte Ausbeute geweſen; von 1865 ab ſchwankte ſie zwiſchen 15 und 20 Millionen Dollar; bis zum Jahre 1883 hat Kalifornien im ganzen 1 200 337 665 Dollar an Gold geliefert. Der Staatsmineraloge von Kalifornien ſchreibt in ſeinem Jahresbericht von 1889: „Von den Minerallagern, die thatſächlich in Kalifornien vorhanden ſind, iſt wahrſcheinlich noch nicht der zehnte Teil entdeckt und auch von dem Entdeckten nicht der zehnte Teil zu einer produktiven Ausbeute entwickelt worden. Wir haben einen guten Anfang gemacht, kaum mehr.“

Nicht nur an mineraliſchen Schätzen iſt Amerika ungeheuer reich, auch das Meer ſorgt in ganz außerordentlichem Maße für die Vermehrung des Wohlſtandes der Vereinigten Staaten. Der Auſternverſand von der atlantiſchen Küſte nach dem amerikaniſchen Weſten nimmt mit jedem Jahr an Umfang zu, und dementſprechend vervollkommnen ſich die Methoden des Packens und Verſchickens. Dank der raſchen Eilzüge eſſen die Einwohner Denvers und der Städte im Gebiete der Felſengebirge ihre Auſtern on the half-shell (in der Schale) faſt ebenſo friſch wie die Anwohner des Ozeans. Will man die köſtlichen Weichtiere über das Meer ausführen, ſo legt man ſie ſorgſam eines nach dem andern in ein Faß, die tiefe Schale nach unten, ſo daß ſie gerade ſo liegen wie in ihrem heimatlichen Seeboden. Ein gewöhnliches Barret faßt 1500—1800 Stück, es wird feſt verſchloſſen und an einen kühlen Platz im Schiff geſtellt. Die Auſter hat ein zähes Leben; in einem Keller aufbewahrt, nährt ſie ſich faſt drei Monate von ihrem eigenen Saft. Die Stadt Baltimore iſt der Hauptverſandplatz für den Weſten, von wo ungeheure Mengen in geſchloſſenen Güterwagen, in Fäſſern, Zübern und Blechbüchſen abgehen. Nach großen Hotels und Sommerfriſchen, die man auf einer Eiſenbahnfahrt binnen 48 Stunden erreichen kann, werden ſie auf folgende Art verſchickt. Man öffnet ſie ſorgſam und legt ſie mit ihrem eigenen Saft in einen Kübel, mitten dazwiſchen kommt ein Stück Eis, und dann wird der Deckel feſt zugeſchraubt; auf dieſe Weiſe werden ſie in der Schale verſandt. Die amerikaniſchen Exporteure haben jetzt Bänke an den engliſchen und irländiſchen Küſten, und wenn beim Eintreffen der Auſtern der Londoner Markt nicht gut iſt, ſo bringt man ſie auf die Bänke und wirft ſie erſt dann auf den Markt, wenn derſelbe beſſer geworden iſt. Amerikaniſche Auſtern gehen außerdem noch nach Norwegen, Schweden, Dänemark, Deutſchland, nach Frankreich nur wenige, ſie kommen ſämtlich aus dem Sund von Long Island. Die ſchönſte und wohlſchmeckendſte ſoll jetzt die ſogenannte mill-pond oyster ſein, die in Teichen gezogen wird, wo Flut und Ebbe herrſcht und das brodige Waſſer bald mehr bald weniger Dichtigkeit beſitzt. Durch eine Gittereinrichtung werden Flut und Ebbe kontrolliert, ſo daß das Waſſer die gehörige Dichtigkeit erhält.

---

[1] Wir werden auf dieſe Beziehungen der Zellen zu den Bakterien in einem der nächſten Hefte zurückkommen.



Hotel Kulm. — Schlittſchuhläufer (S. 424).

St. Moritz im Winter.

Von

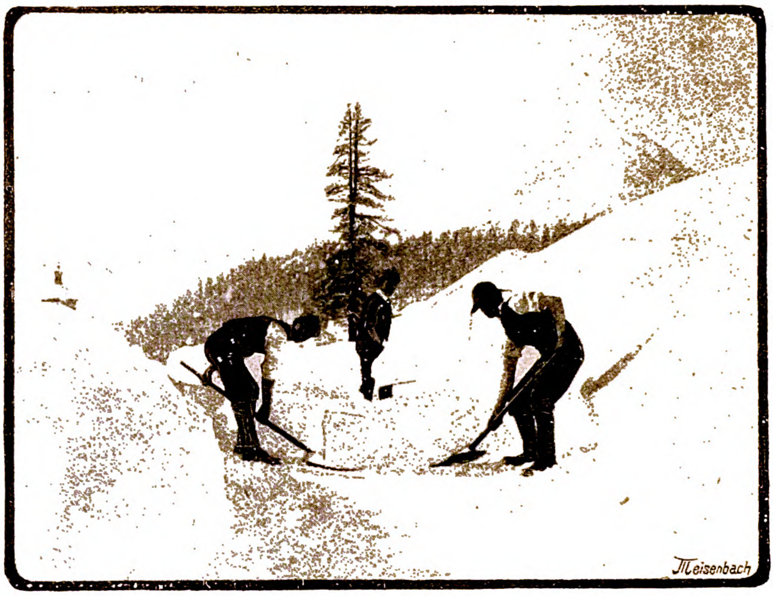
Jean Nötzli.

Dem Frühling nachziehen, wie ein Wandervogel die naßkalten Stürme des Herbſtes mit ſonniger, blütenduftdurchſtrömter Landſchaft tauſchen, aus der unerträglichen Hitze des Julius in die wonnevolle Luft des erwachenden Lenzes, aus den Schnee- und Regenſchauern des Winters in die herzerquickende Atmoſphäre friſcherwachender Vegetation fliehen, das ſind Wünſche, welche keiner ſtädtiſchen Seele fremd ſind. Vielen Tauſenden hat ein freundliches Geſchick die Mittel zur Erfüllung ſolcher Sehnſucht gegeben und wir ſehen ſie, wenn der Winter nahen will, in den Süden ziehen, wo ihnen ſozuſagen ewig Lenzeslüfte wehen und Juliroſen blühen. Das mag herrlich ſein und wunderbar, aber die Poeſie, die in dem Wechſel der Jahreszeiten liegt, wiegt es nicht auf. Und auch der Winter hat ſeinen eigenen Zauber. Der Süden verweichlicht, man wird ſchließlich überſättigt durch die unaufhörlich ſich darbietende Farbenpracht der Vegetation, den ſonnigblauen Himmel und das ſchimmernd blaue Meer; dieſe Buntheit macht auf die Dauer die Seele lahm und müd. Welche ſtählende, nervenerfriſchende, und Geiſt und Gemüt ernſter, tiefer ſtimmende Kraft liegt in dem echten ſtrengen Winter. Der hat ſeinen eigenen Zauber, und ſeine ſpeziellen Reize ſind ſo köſtlich, daß viele ſie der Lenzesluſt vorziehen.

Das erlebt man ſo recht da droben, im inndurchrauſchten Engadin, fürnehmlich im obern Teil dieſer reizvollen Landſchaft. Wie, das Engadin im Winter? fragt man. Wir kennen nur ſeinen Sommer, ſeinen Sommer ſo ſchön wie ein Traum. Da liegen ſie vor uns wie eine Perlenſchnur, die kleinen lieblichen Seen; da rauſcht der jugendwilde Inn und ſtürzt ſich in tollem Uebermut toſend und ſchäumend durch ſein ſteiniges Bett; da dehnen ſie ſich aus die herrlichen Matten mit ihrer ſeltenen Alpenflora, ihren herdenbelebten Abhängen, da ſchimmern und grüßen ſie von nah und fern die ſchmucken Dörfer mit ihren impoſanten Hotelbauten und ihren von zahlloſen Fremden beſuchten Gärten und Anlagen; da kommen ſie in breiten, langen Streifen tief herab die dunkeln Tannen- und Lärchenwälder, oder ſie klettern in langgeſtreckter Maſſe höher und höher an den Bergen empor, welche das ſchöne Thal bilden, und oben herein blicken die Rieſen der Bündner Alpen, gletſchergepanzert und firngekrönt. Da weht die Luft mild und ſonnig und rein, ſo wonnig, daß das kranke Herz geſundet und ſeinen verloren gegangenen Frohſinn wieder gewinnt. Ja, der Sänger hat recht:

> Das iſt ein Land der Dichter, da geht im Mondenſtrahl
> Ein leichtes Geiſterwehen zaubervoll durchs Thal,
> Da weht um Wirklichkeiten ſo blühend und ſo hold
> Die lichten, leichten Schleier der Sage Abendgold.

Das iſt der Sommer im Engadin, aber daß auch der Winter dort ſo ſchön ſein ſoll, wer weiß das? Das wiſſen noch viel zu wenige. Wenn ſie die Bergabhänge heruntergeſchlichen kamen, die grauen Schneewolken, und ihren weißen Inhalt ausſtreuten über das freundliche Grün, wenn der Wind ſein Lied hohnlachend in den ſtillen Frieden des Thales hineinpfiff, da flohen ſie alle die Sommerfriſchler. Ein paar wenige Tage und das bunte lebensfrohe Gewühl war verſchwunden, nach allen Seiten zerſtoben.

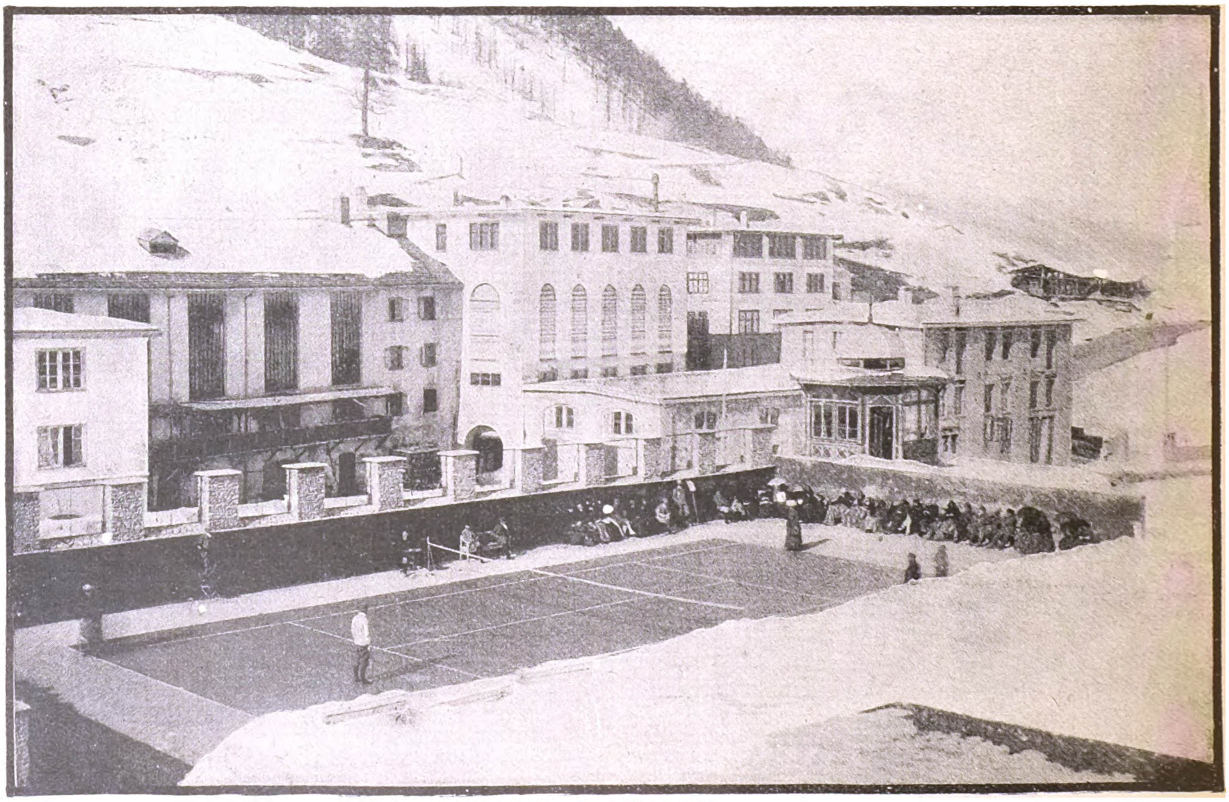


Schneeſchaufelnde Kurgäſte (S. 425).

Dieſe Flucht über Kopf und Hals war ungerechtfertigt. Man weiß das jetzt und ſpricht bereits in aller Welt von der Winterſaiſon im Engadin. Sie belebt ſich von Jahr zu Jahr mehr und in nicht allzuferner Zeit dürfte ſie noch wichtiger werden, als diejenige des Sommers. Schon vermögen das großartige Kurhaus in St. Moritzbad und das herrlich gelegene Hotel Kulm den Anfragen kaum mehr zu genügen und bereits rüſtet ſich auch der weitere Umkreis zur Aufnahme der Wintergäſte. Die Bevölkerung ſieht froherſtaunt zu und ſcheint mit Vergnügen auf ihren behaglichen Winterſchlaf verzichten zu wollen. „Neun Monate Winter und drei Monate kalt,“ ſo bezeichnete bisher ein Scherzwort das Klima des Engadin, „aber zwölf Monate Fremdenſaiſon trotz alledem“ wird man künftig hinzufügen müſſen.

Schon ſind ſich auch die Hygieiniker darüber klar geworden, daß dieſe ſtärkende, trockene Luft, der viele Sonnenſchein und das beinahe anhaltend gute Wetter, trotz ſtarken und ſchnellen Temperaturwechſels, gegen manche Krankheit von heilſamer Wirkung ſei. Die Luft thut es freilich nicht allein; natronhaltige Eiſenſäuerlinge unterſtützen ihren wohlthätigen Einfluß.

Das Engadin hat ungefähr die gleichen Eigenſchaften, wie ein guter Keller, der im Sommer kühl und im Winter warm iſt. Ein naſſer, kühler Sommer bringt den frühen Winter. Schon oft hat der Juli und Auguſt ganz vorbereitungslos über Nacht eine Schneedecke heruntergeſchüttelt; ſie mußte freilich raſch wieder weichen, aber ganz an die alte Schneegrenze zog ſie ſich dann nur noch ſelten zurück. Dadurch war ein raſcher Abbruch der Sommerſaiſon mehr oder weniger bedingt. So ſchlimm treibt es aber der Winter doch nur ſelten. Zu ſeiner Inſtallierung bedarf er



Lawn Tennis-Spiel (S. 427).

Meisenbach

Schlittenfahrende (S. 125)

allerdings nur ein paar Tage, denn, wohlgemerkt, wir ſind auf einer Höhe von 1800 m; St. Moritz iſt das höchſte Dorf des Engadin mit 1856 m über Meer, alſo der Höhe des Rigikulm. Führt ſich der Winter jedoch mit ſtarkem Schneefall ein, ſo ſieht man dies lieber als eine ſtarre Kälte. Die mag immerhin nachher kommen, eine ſpiegelglatte, tragfähige Decke über die Waſſerflächen legen und dem Eisſport ein freies Feld bieten. Im umgekehrten Falle verhindert die Schneedecke das frohe Leben auf dem Eiſe, denn ihr Hinwegſchaufeln erweiſt ſich als ſo mühſam und zeitraubend, daß man es für gewöhnlich unterlaſſen muß.

Nun, der Winter ſchiebt ſich alſo brutal und plötzlich, noch ehe eigentlich ſeine Zeit da wäre, in den Sommer hinein. Er kommt mit pfeifendem Wind und wildem Schneegeſtöber. Den reinen, tiefblauen Himmel bedeckt Schneegewölk, die ſcharfen Konturen des Gebirgs ſind verſchwunden und durch die ganze Thalmulde tönt's: der Winter iſt da. Es guſelt und ſtürmt Tag und Nacht und unaufhörlich wirbeln die Flocken herunter. Schon liegt der Schnee ein, zwei Fuß tief, und wenn das die kommende Nacht noch ſo fort geht, kann es ſchlimm werden. Aber am folgenden Morgen ſchneit es nicht mehr; ein leichter Nebel ſchleicht noch eine Zeitlang umher, tief ſinkt das Thermometer; aber die Kälte bringt das für wenige Tage verſcheuchte ſchöne Wetter zurück. Um 9 Uhr blickt vom klarſten Himmel die Sonne auf die blendend weiße Pracht herab und von jetzt ab bleibt ſie wieder beinahe ausſchließlich die Tagesregentin. Nur ſelten zeigen ſich Nebel, nur ſelten neuer Schneefall und ganz ſelten Regen. Die Temperaturen wechſeln dagegen ſtark: der ſchönen Sommerwärme folgt eine beißende Nachtkälte, das Queckſilber fällt oft bis zu 32 ° C., Temperaturſprünge von 20 ° in einem Tage gehören nicht zu den Seltenheiten. Allein die windgeſchützte Lage läßt dieſelben leicht ertragen und weder der Einheimiſche noch der Fremde verſpürt ſchädliche Folgen davon.

Fröhlichen Mutes geht man an die Freilegung der Straßen und Wege; die Schlitten werden hervorgezogen, die Gerölle erklingen und wer's recht übermütig treiben will, verſucht's auch wohl mit einem Schneeballgefecht. Ein ſtill geſchäftiges, emſiges Leben beginnt; die Freude tummelt durch die Luft und der Winterſport tritt in ſeine Rechte. Was der Sommer nie vermochte, der Winter bringt es fertig, die Fremden gehen mit den Einheimiſchen im fröhlichen Durcheinander auf die Vergnügungsplätze; die Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt macht zutraulicher und hebt die Standesunterſchiede auf, welche der Sommer mit ſeinen Toiletten eher verſchärft. Selbſt die Töchter und Söhne des ſtolzen Albion laſſen ihre Unnahbarkeit fahren und übernehmen fröhlich die Führung des Sports. Sie gehen dabei mit großer Energie und Opferwilligkeit zu Werke und dulden dabei freundlich auch die Teilnahme anderer, ihnen ſonſt nicht gerade beſonders ſympathiſcher Kreiſe.

Wenn die Nacht ſternklar herniederſinkt, der Mond ſein ſilbernes Licht über Thal und Gebirge ausgießt, wenn jene lautloſe Stille über der Natur liegt, in der uns jeder noch ſo leiſe Ton mit verdoppelter Deutlichkeit ins Ohr fällt, dann nimmt uns am Morgen eine klirrende und

Meisenbach

Pontreſina

Engländer, ſchneeſchaufelnd auf der Eisbahn (S. 425).

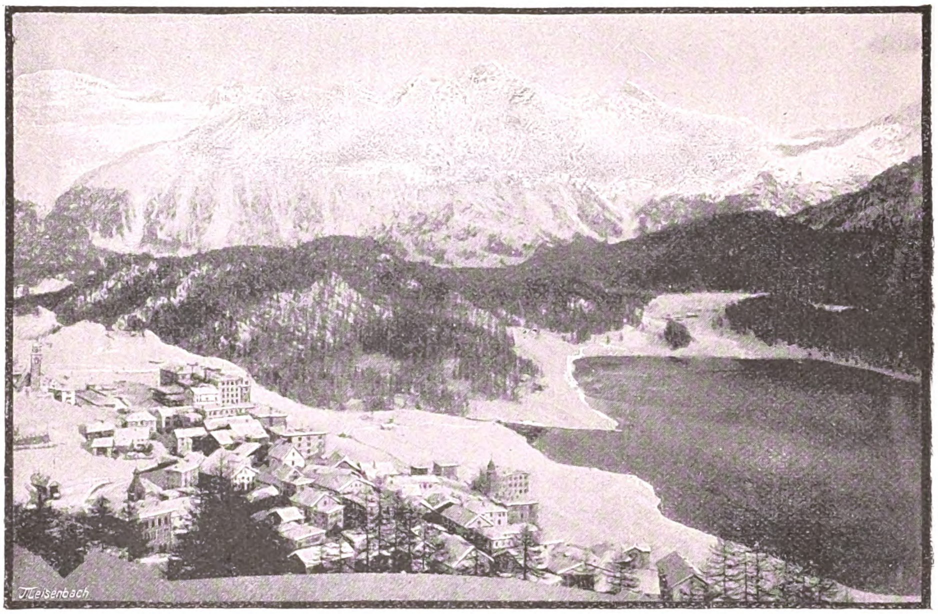
klingende Kälte in Empfang. Aber man fürchtet dieſe Kälte nicht; ſehr bald belebt es ſich allerorts: der Schnee trägt, ſeine Oberfläche ward zum flimmernden Panzer und welch ein Vergnügen verſpricht er der kleineren und größeren Welt! Das muß raſch beim Schopfe gefaßt werden, denn um 9 Uhr hat die Sonne bereits den Panzer ſo erweicht, daß ein weiterer Verſuch, über die Schneefläche zu gehen oder zu ſchlitten, mit einem totalen Einbruch belohnt wird.

Dagegen kennt der Vormittag noch immer ſeine vergnügliche Beſchäftigung und bis die Glocke zur Tafel ruft, läßt ſich noch manch ein fröhlicher Schritt thun; hinunter zum See, hinauf ins Dorf, zu den leicht zugänglichen Ausſichtspunkten, welche dem Auge entzückende Winterlandſchaften darbieten, Winterlandſchaften, die kein Maler mit ſolchem Reiz zu erfinden wüßte. Die leuchtenden Berge, die ernſten Tannen, die glänzenden Eisſpiegel der lieblichen Seen, der blitzende Inn, die ganz belebte Staffage, darüber der wolkenloſe Himmel mit der behaglich wärmenden Sonne, alles reiht ſich zu einem Bilde zuſammen, das wir immer und immer wieder zu ſehen verlangen. Der Eindruck, den dieſe Natur auf die Nervenſchwachen und Leidenden macht, iſt erhebend, ermunternd, tröſtend. Das Friedlichheitere dieſer Winternatur ſtimmt hoffnungsvoll und iſt ein ſehr weſentlicher Heilfaktor für die Mehrzahl der Winterkurgäſte, die faſt durchgängig wirkliche Patienten ſind.

Dann aber treten ſie heraus aus den Hotels. Die leichten Rauchringlein der dampfenden Zigarre ſteigen bläulich in die Luft; ſilbernes Lachen ertönt und über dem Ganzen ſchwebt jene ſo wohlige Fröhlichkeit, welche ein gutes Dejeuner in einer angenehmen Temperatur zu erzeugen vermag. Wettſchlitteln iſt angeſagt. An dem Abhange der Roſinatſch bis hinunter zum See ſteht die Bahn abgeſteckt und ſchon ſammelt ſich die ganze Bevölkerung, um teilzunehmen an dem fröhlichen Wettkampf. Die niedrigen Schlitten, eine Art verkleinerter Holzſchlitten, wie man ſie in allen Berggegenden kennt, werden in die Piſte geführt und bald verkündet ein lautes Hallo den Beginn des Kampfes. Stark rückwärts gelehnt ruhen auf ihren Rennſchlitten die Wettfahrer und beſchleunigen durch hölzerne Stäbe die Schnelligkeit ihrer Vehikel, dieſelben durch die Bewegungen der Füße in der Bahn haltend. Manch ein tüchtiger Kenner des Sports kommt da zum Vor-

Eine Art Kegelſpiel auf dem Eis.

ſchein. Aber auch dieſes hölzerne Pferdchen hat ſeine Eigenheiten und hie und da wirft es einen in den Schnee, welcher ſchon den erſten Preis im Sacke zu haben vermeint. An ſpöttiſch luſtiger Teilnahme fehlt es ihm natürlich nicht; wenn er aber Geiſtesgegenwart genug beſitzt, um kaum gefallen, ſofort wieder in die Kufen zu kommen, dann lohnt ihn auch donnernder Beifall. Daß es auch hier an Wettenden nicht fehlt, obſchon ein eigentlicher Totaliſator nicht aufgeſtellt, liegt auf der Hand. Das erſte und richtige Einfahren ins Ziel entſcheidet, auch wenn während des Laufes die beſagte Disqualifikation etwa eingetreten wäre. Die Landeskinder ſind es, welche gewöhnlich mit den Engländern in Konkurrenz treten und dieſen ſehr oft die Ehre des erſten Preiſes überlaſſen müſſen. Der Zuſchauer genießt hier des Vergnügens mehr, als der Teilnehmer am Wettkampf, und dazu trägt insbeſondere die Beruhigung bei, daß ein Unfall zur allerhöchſten Seltenheit gehört. Das bringt namentlich auch die Damenwelt zahlreich auf den Schauplatz und ihrer freundlichen Teilnahme verdankt man es fürnehmlich, daß die Preisverteilung oft zum gemütlich ſchönen Feſt wird.



St. Moritz (Dorf) im Winter (S. 125)

Sind die Wettfahrten vorbei, ſo ſchließt ſich dann das ungebundene Schlitteln an und auf manch bleiches Geſichtchen tritt die roſige Röte der freudigbewegten Teilnahme.

Das Vergnügen trägt ſich auch hinüber auf die Spiegelfläche des Sees, auf welcher der Schlittſchuh raſtlos ſeine Läufe zieht und oft in virtuoſer Weiſe Figur an Figur reiht. Die Silhouetten ſchlittſchuhfahrender Damen heben ſich anmutig ab von der Schneedecke des nahen Ufers und manch eine hübſche Gruppe kommt da zu voller Geltung. An Zuſchauern fehlt es nie und der kritiſche Blick kreiſt raſtlos, um dem emſigen Mundwerk am Abend Gelegenheit zu geben, mit Kennerton zu verſichern: „Fräulein, mein Kompliment, Sie ſchlittſchuhen wie eine Sylphide. Bitte, bitte, nein, nein, Sie fahren ausgezeichnet! Sie waren von allen die Beſte, die Reizendſte!“ Und welch ein Glück da über das hübſch gewölbte Stirnchen zieht.

Der ſonnenbelächelte Tag kennt aber der Vergnügen mehr. Die Schlittenpartien nach näheren oder ferneren Ortſchaften ſind nicht ſelten und beſonders, wenn der Vollmond rechtzeitig die Sonne ablöſt und die ganze Landſchaft in ſilberne Schleier hüllt. Wer denkt da auf ſchneidiger Fahrt daran, ob das Thermometer ein paar Grädlein tiefer oder höher ſteht. Im herrlichen Bad der leichten, reinen Luft da läßt ſich's geſunden und weit, weit in die Ferne rücken die Sorgen, welche uns da hinaufgetrieben und zurückgekehrt in die alten Geleiſe, uns vielleicht neuerdings überfallen. Darin liegt ja das unſagbare, berauſchende Glück, frei zu ſein, frei, frei! Hier ſprudelt der Geſundbrunnen und was da „wanket und hinket“, es richtet ſich wieder empor, wie das Röslein im Lenzestau der Maiennacht.

Das Lawn Tennis-Spiel tritt hier ſelbſtverſtändlich auch mit Bedeutung auf und an ihm erfreuen ſich nicht nur viele Spieler, ſondern eine ganz große Zahl von Zuſchauern. Man hat den ſchönen Platz dem Schnee abgerungen, wie für manch ein anderes unterhaltendes Spiel auch. Da verliert die Langeweile ihr Regiment und ſie muß es verlieren, denn jenen ſelbſt, denen ihr Alter oder ihre Geſundheit die thätige Teilnahme an dieſen Vergnügungen verſagt, weckt der bloße Anblick ſüße erfriſchende Erinnerungen an die eigene goldene Jugendzeit.

So geht der Tag zur Rüſte. Das Gros der Gäſte zieht ſich zurück in die glänzenden Räume der Kurhäuſer, dieweil manch ein Unermüdlicher noch daran denkt, wo man einen Guten ſchenkt. Ein ſchäumendes Bier, ein feuriger Veltliner, ein fröhlicher Hock in irgend einer Reſtauration des ſchmucken Dorfes, das ſind auch Dinge, welche man nicht gerne vermißt und die dem Appetit für die Tafel nur wenig Eintrag thun.

Inzwiſchen beginnt das elektriſche Licht ſeine blendende Flut über die weiten ſchönen Räume der Hotels auszugießen, das Orcheſter ſetzt mit rauſchender Weiſe ein, und unter dem Scepter Lukulls entwickelt ſich ein Leben voll Glanz und Farbe, voll ſprühenden Humors und geiſtreicher gediegener Unterhaltung. Da fällt mancher reiche Obolus, gewiſſermaßen als ein kleines Entgelt für den ſchön genoſſenen Tag, für die Zufriedenheit und das Hoffen, das er in die Seele gelegt, auch in die Kaſſe der Armen, wenn der Teller kreiſt und es eine Not, ein unverſchuldetes Unglück zu mildern gilt. Reiche Konzerte reihen ſich an, manchmal auch theatraliſche Veranſtaltungen und Bazars zu wohlthätigen Zwecken. Aber immer und in allem herrſcht jener ſchöne Ton, jenes freundliche Zuſammenleben, das nur ein Winterkurort zu bieten vermag. Die ſtrenge Herrſcherin Etikette ſcheint für einige Zeit willig das Regiment an ihre Todfeindin, die frohe, vornehme Behaglichkeit abgetreten zu haben und das Wort Fauſts: „Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſein“ findet kaum irgendwo eine ſchönere Anwendung als hier in der friedlichen Weltabgeſchiedenheit des Gebirgs, denn in der ſchönen Stille des Winters findet das aufgeregte ſchlagende Herz eher ſeine Ruhe wieder, als dorten, wo ein neues Gewühl, dem es entfliehen wollte, über ihm zuſammenſchlägt.

Aus der Pariſer Schreckenszeit.

Von

Franz Walter.

VI. Erlebniſſe der Frau Elliott.

Trotz der Gefahren und Schrecken, von denen der Aufenthalt in Paris während der erſten Revolutionsjahre umgeben war, hat es der franzöſiſchen Hauptſtadt auch damals an Fremdenbeſuchen nicht gefehlt. Neben Geſchäftsleuten, die von der großen Staatsveränderung Vorteil ziehen zu können glaubten, waren es einesteils Enthuſiaſten der neuen Ideen, anderenteils Beobachter von Zeiten und Sitten, endlich zwangsweiſe zurückgehaltene Reiſende, welche die Schreckenszeit als Augenzeugen mit angeſehen haben. Der Zahl derſelben gehörten mehrere Deutſche an, die dieſe Zeugenſchaft mit dem Leben bezahlen mußten: der Abenteurer v. d. Trenck, der Mainzer Deputierte Adam Lux, der Bankier Frey u. a. Von den Ueberlebenden ſind zwei, der Geſchäftsträger der freien Stadt Frankfurt, Oelsner, und der Schleſier Graf Guſtav Schlaberndorf in der Folge zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangt, — der erſtere weil er als Freund des berühmten Abbé Sieyès in alle Wechſelfälle der Politik Einblick gewonnen, der letztere weil er einer der merkwürdigſten Männer ſeiner Zeit war und weil die Rettung ſeines Lebens mit unglaublich klingenden Umſtänden in Zuſammenhang geſtanden hatte. Im Laufe der Jahre in Vergeſſenheit geraten, wird dieſe ihrer Zeit vielbeſprochene Geſchichte in Kürze rekapituliert werden dürfen.

Als Sohn eines früheren preußiſchen Miniſters im Jahre 1750 zu Stettin geboren, früh in den Beſitz eines Vermögens von 40000 Thalern jährlich getreten und von Jugend auf mit philoſophiſchen und politiſchen Studien beſchäftigt, war Graf Schlaberndorf kurz vor Ausbruch der Revolution nach Paris gekommen und in dieſer Stadt ſo heimiſch geworden, daß er dieſelbe bis zu ſeinem im Jahre 1824 erfolgten Tode nicht wieder verließ. Trotz ſeines Reichtums lebte der originelle, unerſchöpflich wohlthätige und allen Aeußerlichkeiten abgeneigte Mann vor wie nach der Revolution in einer einzigen Stube und ohne jede regelmäßige Bedienung; frühmorgens erſchien ein Aufwärter, der Kleider und Schuhe mitnahm, dieſelben reinigte, mittags wieder brachte, ſodann das Zimmer reinigte und erſt am folgenden Morgen wiederkehrte. Im Winter 1793—1794 ſollte Schlaberndorf als Freund der geſtürzten Girondiſtenpartei gefangen genommen und vor das Revolutionsgericht geſtellt werden. Als der mit der Verhaftung beauftragte Sektionsbeamte vormittags bei Schlaberndorf erſchien, traf er dieſen mit Schlafrock und Pantoffeln bekleidet in ſeinem Zimmer an — den Tagesanzug und die Schuhe hatte der Aufwärter noch nicht zurückgebracht und andere Kleidungsſtücke beſaß der philoſophiſch denkende Graf nicht. Mit der ihm eigentümlichen freundlichen Ruhe legte Schlaberndorf dem Beamten die obwaltende Toilettenſchwierigkeit vor, indem er trocken bemerkte, daß ja die Sache wohl nicht allzu eilig ſei und erforderlichenfalls einen Aufſchub um vierundzwanzig Stunden werde erleiden können; er (Schlaberndorf) wolle ſich auf Ehrenwort verpflichten, ſeine Wohnung inzwiſchen nicht zu verlaſſen. Der mit Geſchäften überbürdete Polizeiagent hatte ein Einſehen und entfernte ſich mit dem „Verſprechen", anderen Tags wieder kommen zu wollen — vergaß die Sache aber ſo vollſtändig, daß Schlaberndorf mehrere Monate lang unbehelligt blieb. Als man ſich endlich auf ihn beſann und ſeine Verhaftung vornahm, ſtand Robespierres Sturz bereits vor der Thür. Nach kurzer Gefangenſchaft wurde Schlaberndorf zufolge der befreienden Wendung vom 9. Thermidor wieder entlaſſen. Mit unverwüſtlichem Gleichmut kehrte der philoſophiſch denkende Mann in ſeine Stube zurück, die er noch drei Jahrzehnte lang bewohnt und während der letzten Lebensjahre kaum mehr verlaſſen hat. — „Vergeſſen zu werden" war während der Zeiten des Schreckensregiments das günſtigſte Los, was Verdächtige oder Verhaftete treffen konnte, — einmal vor den Richter geſtellt, waren ſie unrettbar verloren. Was Schlaberndorf dem Zufall zu danken hatte, iſt von anderen, die ſich in ähnlicher Lage befanden, mit großen Geldopfern erkauft worden. „Faites vous oublier" lautete regelmäßig die Antwort, die man unſchuldig verfolgten Opfern des Jakobinerregiments erteilte — wenn man ſie überhaupt einer Antwort würdigte.

Zuſammenhängende Aufzeichnungen hat der eigentümlich geartete Mann, von dem hier berichtet worden, bedauerlicherweiſe nicht hinterlaſſen. Schlaberndorf hätte wahrſcheinlich noch merkwürdigeres zu erzählen gehabt, als ſeine durch eine Reihe wunderbarer Abenteuer gegangene Zeitgenoſſin, die Engländerin Grace Dalrymple-Elliott, deren Denkwürdigkeiten vor einigen Jahren erſchienen ſind. Die Niederſchrift und Publikation derſelben waren von der ſchönen und leichtfertigen Frau nicht beabſichtigt geweſen; ſie hat dieſelben erſt im Jahre 1802 zu Papier gebracht, nachdem König Georg III. von England von den Erlebniſſen ſeiner mutigen Landsmännin gehört und um nähere Kunde von denſelben gebeten hatte.

Das Vorleben der merkwürdigen Dame läßt ſich in Kürze wiedergeben. Einundzwanzigjährig war Grace Elliott, die im Kindesalter an einen Freund ihres Vaters verheiratete Tochter der angeſehenen ſchottiſchen Familie Darlymple, als Geliebte des Herzogs von Orleans (Egalité) im Jahre 1786 nach Paris gekommen und in die dortige vornehme Geſellſchaft eingeführt worden. Bei Ausbruch der Revolution hatte die gefeierte Schönheit ihr Verhältnis mit dem Herzog gelöſt und ſich in das der Hauptſtadt nahe benachbarte Meudon zurückgezogen, um bei erſter ſich darbietender Gelegenheit zu fliehen. Am Morgen des 2. September 1792, drei Wochen nach dem Sturz der Monarchie, am Tage des Beginns der gräßlichen Gefängnismorde, wurde Frau Elliott durch den Brief einer ihr befreundeten Engländerin erſucht, ſofort nach Paris zu kommen und für ſich und einen Bedienten Päſſe mitzubringen: bedurfte es in jenen Tagen krankhafter Erregung doch für Perſonen, welche die Barrieren einer Stadt verlaſſen und das Gebiet einer anderen betreten ſollten, täglich erneuerter Legitimationen der Ortsbehörden, die nur ſehr ſchwer erlangt werden konnten. Trotz der ihr von dem Maire von Meudon ausgeſtellten Päſſe hatte Frau Elliott die größte Mühe, in das Innere von Paris zu gelangen und bis zu der Wohnung ihrer Freundin (Rue de Lancry) vorzudringen. Hier erfuhr ſie, daß es ſich um die Rettung eines Bekannten, des bei der Erſtürmung der Tuilerien verwundeten Gouverneurs dieſes Schloſſes, Marquis de Champcenetz, handle, der ſein bisheriges Verſteck verlaſſen und das Freie gewinnen müſſe, nachdem auf ſeinen Kopf ein Preis geſetzt und für die folgende Nacht eine Durchſuchung aller Häuſer von Paris angeordnet worden. — Ueber den Eindruck, den die Ankündigung dieſer allgemeinen Hausſuchung auf die Pariſer Bevölkerung machte, entwirft ein franzöſiſcher Zeitgenoſſe (Peltier, Révolution du 10 Août) die nachſtehende draſtiſche Schilderung:

„Man denke ſich die ungeheure Stadt, deren Straßen wenige Tage zuvor von Wagen und Fußgängern aller Gattungen und Arten belebt und mit Lärm erfüllt worden waren — man denke ſich dieſe Straßen plötzlich ausgeſtorben und in eine ungeheure Einöde verwandelt. Man denke ſich einen ſchönen Pariſer Sommerabend, an welchem vor Sonnenuntergang kein Menſch und kein Fahrzeug mehr auf der Straße ſichtbar iſt — eine fürchterliche Totenſtille an Stelle des gärenden Lebens getreten iſt. Alle Läden geſchloſſen, jedermann in ſeine Wohnung zurückgekehrt, für Leben und Eigentum zitternd — alles in banger Erwartung der bevorſtehenden Nacht. — Wohl war verſichert worden, daß es ſich bei der Hausſuchung lediglich um die Auffindung verſteckter Waffen handeln werde — alle Barrieren der Stadt aber waren geſchloſſen und ſtrengſtens überwacht, und auf dem Seineſtrome ſieht man eine ganze Anzahl von bewaffneten Männern eingenommener Böte heranſchwimmen. Jedermann glaubt ſich denunziert, jedermann erwartet unter den mit der Durchſuchung betrauten Leuten ſeine eigenen Dienſtboten oder ſonſtige Bekannte wiederzufinden, die alle Winkel des Hauſes kennen, allenthalben nach verſteckten Flüchtlingen ſuchen würden. Bei einbrechender Nacht hallt es rings von dumpfen Hammerſchlägen wieder, durch welche Behälter eingeſchlagen werden — Dächer, Böden, Kamine, Aborte, alles wird durchſtöbert, denn überallhin dringt ein mit Furcht gepaartes Mißtrauen, das keine Rückſicht kennt.

„Hier ſteckt hinter dem Holzgetäfel des Zimmers ein Flüchtling, der ſich hat einnageln laſſen und jetzt zu erſticken Gefahr läuft; hinter den ſtaubbedeckten Balken einer Bodenkammer verbirgt ſich ein anderer Verfolgter, — ein dritter liegt regungslos zwiſchen den Matratzen eines Bettes, wo Angſt und Hitze ihm das Leben zu rauben drohen, — ein vierter kommt vor Furcht in dem Faß um, unter welches er gekrochen iſt. Allenthalben finden ſich mutige Frauen, die das Aeußerſte wagen, — denn zumeiſt ſind es Frauen, die die Verfolgten verſteckt halten.

„Um 1 Uhr morgens beginnt die eigentliche Hausſuchung. In allen Straßen zeigen ſich Wächterpatrouillen, die aus je 60 mit Piken bewaffneten Kerls beſtehen. Das Geräuſch dieſer zahlreichen, bewaffnet einherſchreitenden Mannſchaften, die an die Thüren geführten Schläge, — der Lärm, den das Einſchlagen verſchloſſen gehaltener Pforten verurſacht, — das Schreien und Jammern der Verhafteten, das Toben und Fluchen der Wächter, welche ihre Opfer in die Sektionen abführen, der bacchantiſche Lärm, der aus den Kneipen in die verödeten Gaſſen hallt, alles das trug dazu bei, die Erinnerung dieſer Schreckensnacht zu einer unauslöſchlichen zu machen.“

Während dieſer entſetzlichen Scene ſollte Frau Elliott mit dem kranken, vor Hunger und Ermüdung umſinkenden Exgouverneur der Tuilerien das Freie gewinnen und mit demſelben nach Meudon zurückkehren. An der Barriere von Baugirard angelangt, wurde ſie trotz ihrer Paſſierſcheine von der Thorwache zurückgewieſen und bedeutet, eiligſt in ihre ſtädtiſche Wohnung zurückzukehren — nach 10 Uhr dürfe kein Wagen mehr auf der Straße ſichtbar ſein. Ein Verſuch auf anderem Wege, durch die Barrière d'Enfer nach Meudon zu gelangen, ſcheiterte gleichfalls an dem Verbot der Thorwache, welche an dieſem Abend niemand paſſieren laſſen durfte. — Inzwiſchen war die zehnte Stunde herangerückt; der furchtſame Kutſcher beſtand auf ſeiner Entlaſſung und die beiden Flüchtlinge wurden im Zuſtande äußerſter Erſchöpfung auf die Straße geſetzt, wo ſie jeden Augenblick verhaftet werden konnten. In der Nähe der Champs Elysées beſaß Frau Elliott eine eingerichtete Wohnung, in welcher ſie ihre Kammerfrau und eine Köchin zurückgelaſſen hatte; die Köchin aber war Jakobinerin, und das Wagſtück, vor dieſer zu ſpäter Stunde und in Begleitung eines unbekannten Mannes zu erſcheinen, ein lebensgefährliches. Ueber das Folgende laſſen wir die Memoirenſchreiberin ſelbſt berichten:

„Als wir die Rue Miroménil erreichten, in welcher meine Wohnung lag, ſah ich meine Dienſtboten und unter ihnen die jakobiniſch geſinnte Köchin vor der Thür ſitzen. Ich hieß den Marquis de Champcenetz ſich in einem benachbarten Bauplatz verſtecken und trat näher. Meine Leute, die mich in Meudon glaubten, waren höchſt erſtaunt, mich zu Fuß und zu ſo vorgerückter Stunde ankommen zu ſehen. Ich erzählte, daß ich auf die Kunde von den Pariſer Ereigniſſen in die Stadt gekommen ſei und meinen Wagen an der Barriere zurückgelaſſen hätte, — ſie berichteten wiederum von all den Mordthaten, die ſich während meiner dreiwöchentlichen Abweſenheit begeben hätten. Ich ließ die Köchin in mein Zimmer kommen und bat ſie, mir ein Huhn und etwas Salat zu beſorgen, da ich halb tot vor Hunger ſei und ſeit dem frühen Morgen nichts gegeſſen hätte. Sie weigerte ſich, indem ſie erklärte, daß man ſie auf der Straße verhaften werde und daß zu ſo ſpäter Stunde Lebensmittel nirgends mehr zu haben ſein würden. Ich beſtand auf meinem Willen und drohte mit Entlaſſung, als es an meine Thür pochte und der Marquis eintrat — das Erſcheinen von Soldaten hatte ihn aus ſeinem Verſteck aufgeſcheucht und um alle Beſinnung gebracht. Als er eintrat, ſchrieen ich und meine Dienſtboten laut auf — ich that, als hätte ich den Marquis noch gar nicht geſehen, und fragte nach dem Grunde ſeines Beſuchs zu ſo ungewohnter Stunde und unter ſo bedrohlichen Umſtänden. Er ging ſogleich auf meine Abſicht ein und gab vor, von dem Maire verhört, entlaſſen und mit der Erlaubnis zur Rückkehr nach Monceaux verſehen worden zu ſein — die Köchin aber rief dazwiſchen, daß das Schafott bereits für ihn aufgeſchlagen ſei und daß man einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt habe. Sie fügte übrigens hinzu, daß ſie ihm nichts zu leide thun werde, obgleich er ein ſchmutziger Ariſtokrat ſei, deſſen Erſcheinen in unſerem Hauſe ſie und alle Bewohner desſelben ins Verderben ſtürzen werde.

„Ich that, als ſei ich in Wut geraten, der Marquis verſprach augenblickliche Entfernung, die Köchin aber verließ das Haus, um nun Lebensmittel zu holen. Da ſich auch die Kammerfrau zurückgezogen hatte, beriet ich mit dem Portier und deſſen Gattin, was wir mit Herrn von Champcenetz anfangen ſollten. Der Portier riet, den Marquis zwiſchen den Matratzen meines großen, in einem Alkoven ſtehenden Betts zu verbergen. Wir folgten dieſem Rat, zogen zwei Matratzen aus den übrigen hervor und ließen an der Mauerſeite einen freien Raum, in welchen der Marquis ſchlüpfte. Es zeigte ſich indeſſen, daß das Bett verwühlt ausſah und daß das Verdacht erregen konnte, — ich beſchloß darum, mich ſelbſt in das Bett zu legen und auf ſolche Weiſe jedem Mißtrauen vorzubeugen. Dann ließ ich die Vorhänge aufnehmen, Arm- und Kronleuchter anzünden, ſo daß in dem geräumigen Zimmer an 20 Kerzen leuchteten. Die inzwiſchen wiedergekehrte Köchin hieß ich neben meinem Bett niederſetzen und mir Geſellſchaft leiſten. Sie ſprach immer von Herrn von Champcenetz und der dieſem drohenden Hinrichtung, ſprach die Hoffnung aus, daß er das Haus verlaſſen habe, und bewies dadurch, daß ihr jeder Argwohn fern geblieben ſei.

„Morgens, ein Viertel vor 4 Uhr, ſtürzte die Köchin in mein Zimmer, indem ſie berichtete, daß der Hof mit Truppen beſetzt ſei und daß die Munizipalbeamten ſogleich eintreten würden. . . . Wären die Soldaten ſofort in mein Zimmer getreten, ſo würde ich wahrſcheinlich Herrn von Champcenetz und mich ſelbſt ins Verderben geſtürzt haben, denn meine Furcht war unbeſchreiblich. Glücklicherweiſe durchſuchten ſie alle Teile des Hauſes, bevor ſie bei mir eindrangen; ſie unterſuchten die Betten meiner Dienſtboten bis ins einzelne, durchſtachen mit ihren Bajonetten Matratzen und Unterbetten und ſchworen dabei, daß ſie das Haus nicht verlaſſen würden, bevor ſie den in demſelben verſteckten Marquis — den man habe eintreten ſehen — ausfindig gemacht hätten. Da Köchin und Kammerfrau von nichts wußten, zeigten ſie ſich zuverſichtlich, ich aber gewann inzwiſchen die Möglichkeit, meine Lage bei kaltem Blute zu überdenken.

„Als die entſetzlichen Geſellen mit wildem Geſchrei in mein Zimmer ſtürmten, hatte ich meine volle Faſſung wiedergewonnen. Der Tag begann bereits zu dämmern und mein Zimmer war durch die zahlreichen Kerzen ſo glänzend erleuchtet, als gelte es ein Feſt. Eine der Schreckensgeſtalten trat an mein Bett und befahl mir aufzuſtehen, — ein anderer aber ſagte, daß das nicht nötig ſei und daß mir nicht zugemutet werden könne, mich vor 40 Männern anzukleiden. Ich erklärte, daß ich erforderlichenfalls aufzuſtehen bereit ſei, daß ich mich indeſſen ſehr angegriffen fühlte und die Herren zu früherer Stunde erwartet hätte, um hinterher ruhig ſchlafen zu können. Ich geſtand ferner, daß ich mich außerordentlich gefürchtet hätte, jetzt aber, wo ich die Güte und Liebenswürdigkeit der Herren kennen gelernt, meinen Irrtum einſehe. Werde es gewünſcht, ſo wolle ich aufſtehen und ſelbſt das ganze Haus zeigen - - da die Herren indeſſen müde und hungrig zu ſein ſchienen, ſo erlaubte ich mir, ihnen ein Glas Wein, Likör und eine kalte Paſtete anzubieten.

„Einigen der Anführer ſchien ich einen günſtigen Eindruck gemacht zu haben, ſie ſagten mir plumpe Schmeicheleien und verſicherten, daß ſie während der ganzen Nacht niemand geſehen hätten, der auch nur halb ſo höflich geweſen ſei wie ich, daß ſie bedauerten, nicht bereits früher gekommen zu ſein u. ſ. w. Ich dürfe liegen bleiben, ſie aber müßten mein Bett unterſuchen. Sie begnügten ſich indeſſen damit, Kopf- und Fußende zu berühren und unter die Bettſtelle zu ſehen, dann aber durchwühlten ſie ſämtliche Sitze und Kiſſen der Sofas aller meiner Zimmer, zuletzt meine Badeſtube. Darüber verging faſt eine Stunde und ich mußte erwarten, daß ſie zu meinem Bett zurückkehren und dasſelbe nochmals unterſuchen würden, hörte ich ſie doch davon reden, daß Champcenetz um jeden Preis aufgefunden werden müſſe. Ich berief mich auf die ihnen bekannte Geſinnung meiner Köchin, die über den Empfang und die ſofortige Entfernung des Marquis Beſcheid geben könne. Die Köchin beſtätigte alles, indem ſie hinzufügte, daß der Marquis ein Feind des Herzogs von Orleans ſei, dem ich ſchon aus dieſem Grunde keine Zuflucht gewährt haben würde. Schließlich ſetzte ſich einer der Kerls auf mein Bett, indem er auseinanderſetzte, daß der Marquis Paris nicht verlaſſen haben könne und daß man ihn binnen 24 Stunden werde ausfindig gemacht haben. — Was Herr von Champcenetz während dieſes endloſen Beſuchs ausgeſtanden, wird man ſich unſchwer vorſtellen, ich habe ihn während desſelben weder eine Bewegung machen noch auch nur atmen hören.

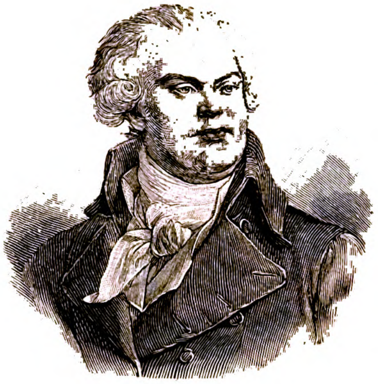
„Endlich zogen die Unholde ſich zurück, indem ſie mir gute Nacht wünſchten, — eine Weile blieben ſie noch im Hauſe, endlich hörte ich die Hausthür ſchließen und meine Leute ſagen, daß ſie ſich entfernt hätten. Obgleich ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte, nahm ich all meine Kräfte zuſammen; ich hieß die Köchin und die übrigen Dienſtboten zu Bette gehen, erklärte ſelbſt ſchlafen zu wollen und verſchloß das Schlafzimmer ſorgfältig, indem ich allein die zuverläſſige Kammerfrau zurückbehielt. Als wir allein waren und ich ihr entdeckte, wen ich in meinem Bette verſteckt gehalten, ſtieß ſie einen Schrei aus. . . . Wir zogen darauf mit äußerſter Anſtrengung den Marquis hervor, der halbtot und in Schweiß gebadet war, da er bei der Annäherung ſeiner Verfolger den Atem angehalten hatte. Wir öffneten das Fenſter, die Kammerfrau flößte ihm einige Tropfen Branntwein ein und er kehrte endlich zum Leben zurück. . . . In meinem Ankleidezimmer bereiteten wir ihm ein Lager, die Kammerfrau ſchloß den Marquis ein und nahm den Schlüſſel an ſich, weil wir der Köchin wegen die äußerſte Vorſicht beobachten mußten.“

Das Verſteck Champcenetz’ im Hauſe der Frau Elliott dauerte mehrere Tage; der Marquis war krank und die Sperrung der Barrieren machte jedes Entweichen aus der Stadt unmöglich. Schließlich gelang die Ueberſiedelung nach Meudon; von dort wurde Champcenetz durch ſeine Beſchützerin und einen royaliſtiſch geſinnten Nachbar nach Saint-Denis geſchafft, wo der Kondukteur eines nach Boulogne abgehenden Eilwagens dem Flüchtling für 50 Louisdor einen Platz verſchaffte. Von Boulogne entkam der geängſtigte Mann nach England, Frau Elliott aber mußte in Frankreich bleiben, da an die Erlangung eines Paſſes trotz aller darauf bezüglichen Bemühungen des Herzogs von Orleans nicht mehr zu denken war. — Sie ließ ſich in Meudon nieder, weil ſie mit den dortigen Behörden auf freundlichem Fuße ſtand, konnte der Verhaftung indeſſen nicht entgehen, da die „Patrioten“ des benachbarten Sèvres periodiſch Durchſuchungen ihres Hauſes unternahmen und bei ſolcher Gelegenheit einen Brief an Charles Fox vorfanden, der (trotz des Adreſſaten franzoſenfreundlicher Geſinnung) für ein Anzeichen hochverräteriſcher Umtriebe galt.

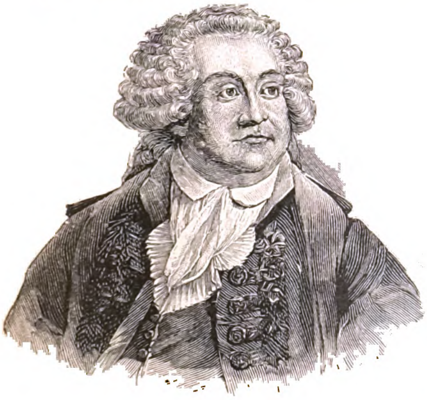
Da der aufgefangene Brief durchaus unſchuldiger Natur war, wurde die Beſitzerin desſelben nach einigen Tagen wieder auf freien Fuß geſetzt. Dieſer erſten Verhaftung folgten indeſſen andere. Der Herzog von Orleans war in Gewahrſam genommen und geheimer Verbindungen mit England angeklagt worden, bei denen ſeine frühere Geliebte die Hand im Spiel gehabt haben ſollte. Im Sommer 1793 zum zweitenmal verhaftet, hatte ſie eine längere Gefangenſchaft im Kerker von Sainte-Pelagie zu beſtehen. „Tags nach meiner Ankunft im Gefängnis,“ ſo heißt es in ihren Aufzeichnungen, „wurde eine große Anzahl neuer Gefangener eingeliefert, — viele von ihnen wanderten wenig ſpäter auf das Blutgerüſt, zu welchem alltäglich einige abgeführt wurden, — beſonders lebhaft fürchtete ich für den Herzog von Biron, der neben mir eingeſperrt war. Viel konnten wir miteinander übrigens nicht reden, da Männer und Frauen getrennt gehalten wurden. Allzulange hat mein Aufenthalt in Sainte-Pelagie nicht gedauert; kurz bevor ich dieſes Gefängnis verließ (ich glaube es war im Juni 1793), traf Frau von Dubarry (die bekannte Geliebte Ludwigs XV.) in demſelben ein. Sie hat zuweilen ſtundenlang auf meinem Bett geſeſſen, immer wieder Anekdoten vom Hof des Königs erzählt und ihr Bedauern darüber ausgeſprochen, England verlaſſen zu haben. Der Zukunft ſah ſie mit vieler Angſt entgegen -- und in der That hat ſie auf dem Schafott keinen Mut gezeigt, ſondern im Gegenteil ſo viel Lärm gemacht und ein ſo entſetzliches Geſchrei vollführt, daß das umherſtehende Volk in Erregung geriet; wären andere ihrem Beiſpiel gefolgt, ſo hätten die Maſſenhinrichtungen vielleicht ſchon früher ein Ende genommen. Die Dubarry war eine gutmütige Perſon und wir wurden während der Zeit unſerer gemeinſamen Gefangenſchaft genaue Bekannte.

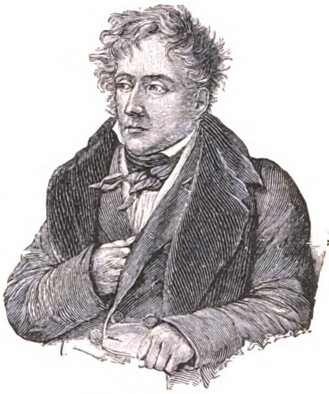
„Während der Dauer dieſer meiner Haft wurden die Papiere des Herzogs von Orleans im Wohlfahrtsausſchuß unterſucht, weil man aus denſelben Beweiſe dafür gewinnen zu können glaubte, daß ich in England die Agentin des Herzogs geweſen ſei. . . . Zu meinem Entſetzen wurde ich eines Abends in die Tuilerien geführt, wo der Ausſchuß ſeine Sitzungen abhielt und wo man mich über den mutmaßlichen Verfaſſer eines bei dem Herzoge gefundenen Briefs befragte. Der Brief rührte von dem alten Herrn Véron her und handelte von Wettrennen und Rennpferden in New Market — lauter Dingen, hinter denen man einen verborgenen Doppelſinn mutmaßte —, der Brief ſoll ſpäter einen der Vorwände für die Verurteilung des Herzogs abgegeben haben. Das mit mir angeſtellte Verhör dauerte die ganze Nacht und endete damit, daß man mich andern Tags frei ließ und die an meine Wohnung gelegten Siegel entfernte – warum, habe ich niemals verſtehen können. ... Die Perſonen, welche mich befragten, waren Barère, Billaud-Varennes, Merlin von Douay und Robespierre; der letztere richtete mehrere Fragen an mich, ſaß aber nicht an dem Unterſuchungstiſche, ſondern ging im Zimmer auf und nieder. Dieſes Zimmer war das ehemalige Kabinett des Königs, im Pavillon de Flore; die Möbel waren noch diejenigen des unglücklichen Fürſten. In dieſen Räumen ſind zahlreiche Hinrichtungsbefehle erteilt worden, unter anderen derjenige zur Enthauptung der Königin."

Die der Frau Elliott abermals gegönnte Freiheit ſollte indeſſen von kurzer Dauer ſein. Drei Monate nach ihrer Entlaſſung, am 6. September (1793), erfuhr ſie durch ihren Krämer, daß eine abermalige Verhaftung bevorſtehe. Diesmal ergriff die mutige Frau bei nächtlicher Weile die Flucht; da ſie aber nicht wußte, wohin ſie ſich wenden ſollte, ſtellte ſie ſich am Abend des 7. September freiwillig dem Maire von Meudon, einem ehrlichen und wohlgeſinnten Arbeiter. Der Maire verſprach ſeine Verwendung, in der folgenden Nacht aber erſchienen Sendlinge aus Sèvres und aus Verſailles, die lange und erbittert darüber ſtritten, wer die Gefangene mit ſich fortzuführen habe. Schließlich wurde zu Gunſten Verſailles' entſchieden, die Gefangene in einen elenden, mit feuchtem Stroh gefüllten Karren geſetzt, bei ſtrömendem Regen in das Gefängnis von Récollets abgeführt und in einen Raum gepferdht, den ſie mit der Wachtmannſchaft teilen mußte. Hier verbrachte die zum Tode erſchöpfte Frau die Nacht in ihren durchnäßten Kleidern. Sie mußte es als beſondere Rückſicht der Wächter anſehen, daß dieſe auf der Treppe rauchten und ſie in dem Hauptgemach allein ließen.


Danton.

In dem entſetzlichen, zumeiſt mit gemeinen Verbrechern angefüllten Kerker von Récollets brachte Frau Elliott zwei Monate zu, während welcher ihre Nahrung faſt ausſchließlich aus ſchlecht bereitetem Gemüſe und ſauren Heringen beſtand. Sie berichtet aus der Zeit dieſer Haft unter anderem das Folgende: „Als ich eines Tages bei dem Schließer eintrat, um eine Bitte an ihn zu richten, fand ich ihn mit einem ſchönen und elegant gekleideten jungen Manne bei Tiſch ſitzen und Wein trinken. Ich mußte ein Glas mittrinken, dann aber erhob ſich der junge Mann, indem er bemerkte, daß er jetzt aufbrechen müſſe. ‚Nicht doch,' erwiderte der Schließer, ‚Ihr Geſchäft beginnt erſt zu Mittag'; zu mir gewendet aber fügte er hinzu: ‚Sie ſollten ſich dieſen Bürger zum Freunde machen, es iſt der junge Sanſon, der Scharfrichter, der vielleicht auch Sie hinrichten wird.' Ich ſchrak zuſammen, der Henker aber faßte an meinen Hals und ſagte: ‚Das wird gut gehen, Ihr Hals iſt lang und dünn — ſollte ich Sie beſorgen müſſen (si c'est moi qui doit vous expedier), ſo werden Sie kaum etwas merken,' und damit ſtand er auf, um einen Gefangenen der Vendee auf dem Marktplatz zu enthaupten."


Mirabeau.


Chateaubriand.

Einige Tage nach dieſem entſetzlichen Auftritt fiel das Haupt der Königin Marie Antoinette. Als die Kunde davon in das Gefängnis drang, hatte der Prozeß gegen den Herzog von Orleans bereits begonnen; wenige Wochen nach der Hinrichtung desſelben wurde der Zellennachbar der Frau Elliott, Herzog von Biron, aufs Schafott geführt, — dann aber ſchien an ſie ſelbſt die Reihe kommen zu ſollen. „Nachdem man zur Eröffnung der verſiegelt geweſenen Papiere Orleans' geſchritten war, wurde ich in eine Separatzelle abgeführt und von allem Verkehr mit den übrigen Gefangenen abgeſchnitten. Dann erſchien ein Robespierre befreundeter einflußreicher Deputierter Craſſeau im Gefängnis, und zwar in Begleitung der Mitglieder des Verſailler Sektionsausſchuſſes. Er fand, daß ich in unerlaubtem Luxus lebte, daß ich Parfüms gebrauchte und daß daraus auf meine royaliſtiſche Geſinnung geſchloſſen werden müſſe. ‚Wäre ich nicht Royaliſtin geweſen,' lautete meine Antwort, ‚ſo befände ich mich nicht in Haft.' ‚Wenn Sie das ſind,' erwiderte Craſſeau, ‚ſo werden Sie wohl demnächſt mit Ihren Freunden auf dem Magdalenenkirchhof wieder vereinigt werden.' Ich erklärte darauf, daß ich lieber auf dem Kirchhof oder ſonſt irgendwo ſein wolle, als in dieſem Gefängnis. ‚Ich werde,' lautete die Antwort, ‚darauf Bedacht nehmen, daß Ihr Wunſch baldmöglichſt erfüllt werde. Eine unverzeihliche Nachläſſigkeit iſt es, daß man Sie nicht bereits vor das Revolutionstribunal geführt hat — Ihr Recht ſoll Ihnen aber werden, da Sie ſich ſelbſt als Royaliſtin bekannt haben.'"

Trotz der Entſchiedenheit, mit welcher dieſes furchtbare Verſprechen gegeben und hinzugefügt worden war, daß die Angeklagte im Verdacht ſtehe, für die Berufung Orleans' „oder eines engliſchen Prinzen" auf den franzöſiſchen Thron thätig geweſen zu ſein, vergingen noch ſechs Wochen, bevor Frau Elliott aus ihrem bisherigen Gefängnis abgeführt wurde. Nach einer entſetzlichen, unter Gefangenen von Nantes verbrachten Nacht in dem Stalle der Königin wurde ſie in einen Karren geladen, nach Paris befördert und dem ehemaligen Karmeliterkloſter überliefert, an deſſen Mauern das Blut der Opfer der Septembermorde noch ſichtbar war. Der erſte Schickſalsgenoſſe, dem Frau Elliott hier begegnete, war der kurz zuvor verhaftete republikaniſche General Hoche, mit dem die eifrige Royaliſtin trotz anfänglicher Antipathien indeſſen bald in freundliche Beziehungen trat. — In der aus 18 Perſonen beſtehenden weiblichen Abteilung befanden ſich Frau von Cuſtine, Frau von Beauharnais (die ſpätere Kaiſerin Joſephine), Frau von Fontenay und die übrigen früher genannten Damen; in der Männerabteilung der General Beauharnais, der Chevalier de Champcenetz (ein Bruder des geretteten Marquis), der Herzog von Charoſt, Prinz Salm, ein in franzöſiſche Dienſte getretener Irländer, General Ward, deſſen 18jähriger Bedienter und andere mehr. All dieſe zumeiſt in jugendlichem Alter ſtehenden Männer ſtanden unter der wahnwitzigen Anklage einer Gefängnisverſchwörung und wurden — 50 an der Zahl — *an einem* Tage hingerichtet, nachdem ſie von den Damen feierlichen Abſchied genommen. Zwei von ihnen machten ihrem Leben freiwillig ein Ende, indem ſie ſich bei der Abführung aufs Schafott von der Treppe in den Hof ſtürzten; ſtatt ihrer wurden zwei andere Verurteilte fortgeführt, „um die vorgeſchriebene Zahl von 50 voll zu machen“.

Neben den vornehmen Gefangenen ſaßen Verhaftete anderer Geſellſchaftsklaſſen, denen trotz notoriſcher Unſchuld das gleiche blutige Geſchick drohte wie den „Ariſtokraten“. „Eines Tages,“ ſo berichtet unſere Memoirenſchreiberin, „wurde ein armes Ehepaar eingeliefert, welches ein Marionettentheater auf den Champs Elysées beſeſſen und in demſelben eine Wachsfigur der Charlotte Corday zur Schau geſtellt hatte. Es waren gute, ehrliche Leute, die uns zahlreiche Dienſte erwieſen, obgleich wir dieſelben nicht zu vergelten vermochten. Wir hofften, man werde ſie in Anbetracht ihrer Armut laufen laſſen, aber auch ſie mußten das allgemeine Los teilen, und uns blieb nichts übrig, als ſie aufrichtig zu beweinen. Dergleichen entſetzliche Auftritte kehrten ſo häufig wieder, daß ich ſelbſt nicht begreife, wie wir dieſelben überſtanden haben. Täglich wurden Männer ihren jammernden Frauen, Eltern ihren weinenden Kindern entriſſen — täglich hallten die Wände von Jammergeſchrei und Verzweiflungsrufen wieder und wiederholt mußten wir mit anſehen, daß Leute, denen ein Meſſer in die Hände gefallen war, ſich damit den Hals abſchnitten. So ſah es in unſerer Umgebung aus, während wir ſelbſt täglich glaubten, daß der angebrochene Tag für uns der letzte ſei.“

Die Qual dieſes Aufenthalts dauerte nahezu acht Monate. Zum Schluß derſelben machte Frau Elliott die Bekanntſchaft eines vielgenannten Revolutionsmannes, des Generals Santerre, des reichen Bierbrauers der Antonsvorſtadt, der es zum Diviſionsgeneral gebracht, bei der Hinrichtung des Königs befehligt, wegen einer in der Vendee verlorenen Schlacht indeſſen ſein Kommando eingebüßt hatte und jetzt wegen früherer Beziehungen zum Herzog von Orleans im Gefängnis ſaß. „Trotz aller Aufmerkſamkeiten, die Santerre mir erwies, habe ich niemals mit ihm Frieden ſchließen können; von den vornehmen Damen dachten viele anders — ſie traten zu dieſem Manne, den ſie für gutmütig und ungefährlich hielten, in freundliche Beziehungen. Als wir ihn dafür zur Rede ſtellten, daß er bei der Hinrichtung des Königs habe trommeln laſſen, um dem unglücklichen Monarchen das Wort abzuſchneiden, erklärte er uns, er habe den Befehl gehabt, auf den König eine Kanone abfeuern zu laſſen, ſobald dieſer das Wort ergreife, und daß er dieſem Aeußerſten habe vorbeugen wollen. Er ſchwor dabei, daß er den Tod des Königs beklagt habe, — ich habe ihm nichts von alledem geglaubt. Als er unmittelbar nach dem Sturze Robespierres freigelaſſen wurde (dieſe Freilaſſung erfolgte noch *vor* der Hinrichtung Robespierres), ſandte er uns Lebensmittel ins Gefängnis und ſuchte er ſich ſonſt nach Möglichkeit nützlich zu erweiſen. Mir z. B. ſchickte er ſogleich nach ſeiner Entlaſſung ein Pfund trefflichen grünen Thees, Zucker und eine Paſtete von ſolcher Appetitlichkeit, daß der Gefängniswärter dieſelbe für ſich behielt. Mit dem Herzog von Orleans wollte er nach der Hinrichtung des Königs zum erſtenmal geſprochen haben. Ich halte dieſe Angabe für richtig, denn der Herzog hat mir wiederholt verſichert, niemals mit Santerre ein Wort gewechſelt zu haben, obgleich derſelbe für einen ſeiner Hauptagenten galt.“

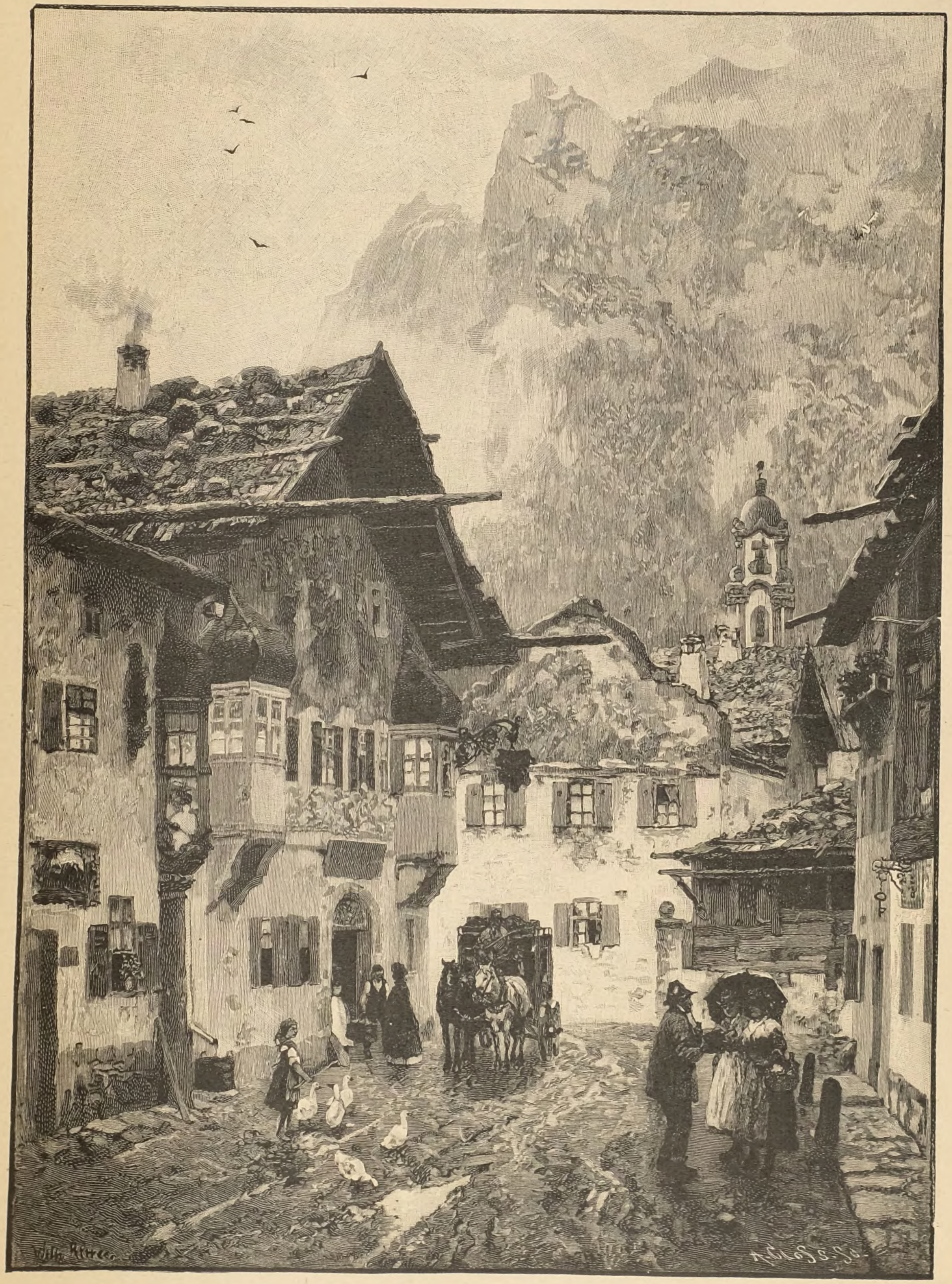
Ueber die Umſtände, denen Frau Elliott ihre Befreiung zu danken gehabt, fehlen uns die näheren Angaben, da ihre Aufzeichnungen mit den zuletzt angeführten Worten ſchließen. Genug, daß der Sturz Robespierres auch ihr das Leben rettete. Sie blieb bis zum Frieden von Amiens (1801) in Frankreich und ſoll zu Ende der zwanziger Jahre verſtorben ſein.

VII. Die Kaiſerin Joſephine als Staatsgefangene.

In der Frauenabteilung des Karmelitergefängniſſes befanden ſich während der letzten Monate der Herrſchaft Robespierres achtzehn Inſaſſen, die faſt ausſchließlich der höheren Pariſer Geſellſchaft angehört hatten. Mehrere derſelben, als Frau von Fontenay, Frau von Cuſtine, die Herzogin von Aiguillon und Miſtreß Elliott ſind den Leſern dieſer Blätter als gefeiertſte Schönheiten ihrer Zeit bekannt geworden, — von der merkwürdigſten und liebenswürdigſten Erſcheinung dieſes Kreiſes, der damals dreißigjährigen Vicomteſſe de Beauharnais, ſpäteren Kaiſerin Joſephine, iſt bisher nur beiläufig die Rede geweſen. Vor- und Nachleben dieſer Gefangenen der Schreckenszeit haben ſo außerordentliche Ereigniſſe aufzuweiſen gehabt, daß ſie für unwahrſcheinlich gelten würden, wenn ſie dem Roman und nicht der Geſchichte angehörten.

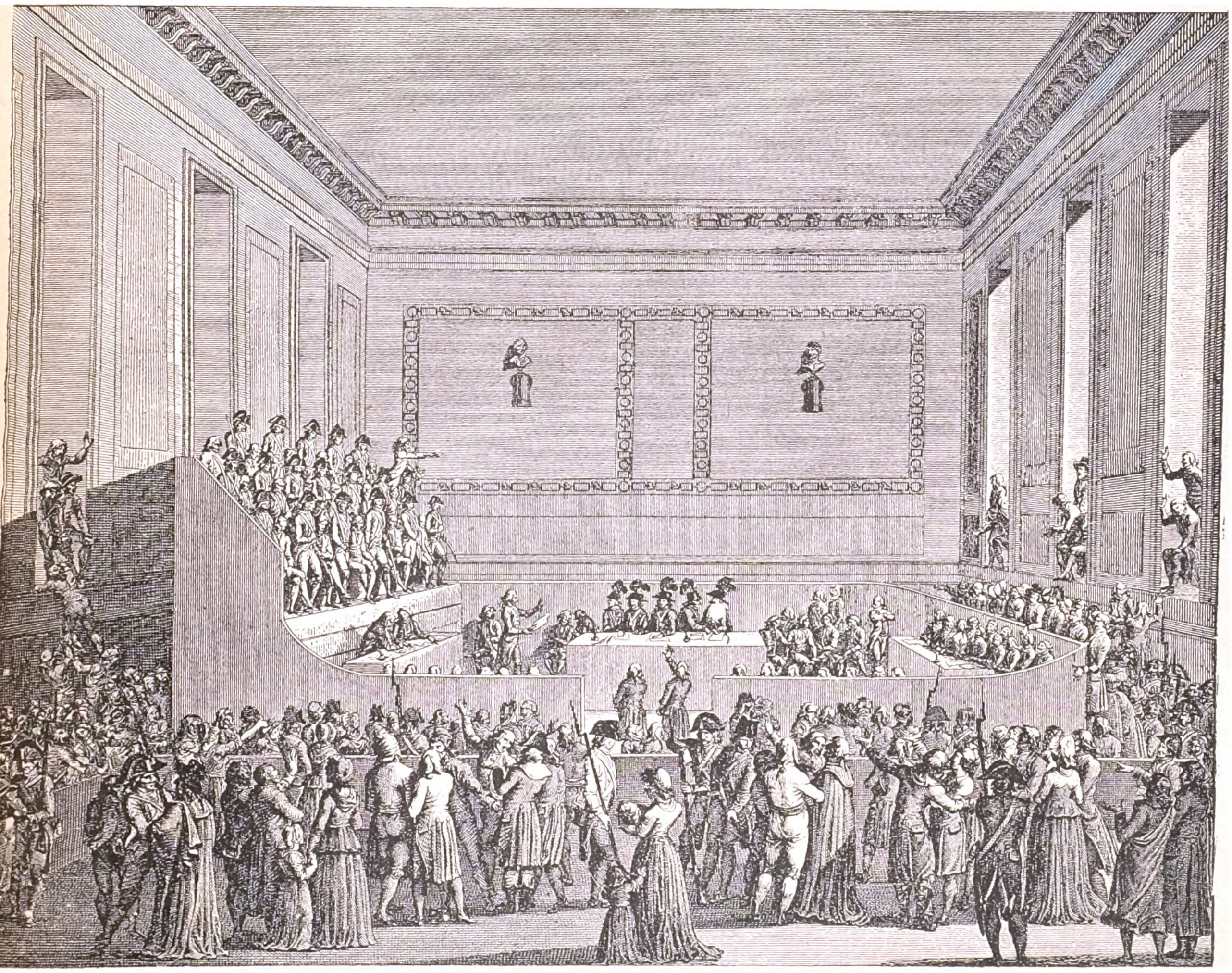
Vierzehnjährig war Joſephine Taſcher de la Pagérie, die zu Martinique geborene Tochter eines anſehnlichen Adelsgeſchlechts nach Frankreich geführt und an einen jungen, vornehmen Offizier, den Vicomte Alexandre de Beauharnais verheiratet worden. Bei Hofe vorgeſtellt, von der Königin Marie Antoinette mit Auszeichnung behandelt, von der Geſellſchaft wegen ihrer unvergleichlichen Anmut und Heiterkeit auf Händen getragen, wurde die junge Frau kaum gewahr, daß ſie in höchſt unglücklicher Ehe lebte und daß dieſelbe durch die beiden in derſelben geborenen Kinder nur notdürftig zuſammengehalten wurde. Herr von Beauharnais war ein ebenſo ungetreuer wie eiferſüchtiger Gatte, die junge Frau ein leichtſinniges, unwirtſchaftliches Kind von höchſt mangelhafter Bildung, deſſen beſte Eigenſchaften Opfermut und echte Herzensgüte in dem leichtfertigen Treiben der Pariſer Geſellſchaft alten Stils nicht zur Geltung kommen konnten. Mit dieſem Treiben nahm es freilich raſcher und plötzlicher ein Ende, als die beiden, zeitweilig mit Eheſcheidungsgedanken beſchäftigten Gatten geahnt haben mochten. Der Ausbruch der Revolution machte aus dem dreißigjährigen Offizier, der ſeit dem amerikaniſchen Kriege den Degen nicht mehr gezogen hatte, einen eifrigen Politiker, der als Deputierter des Adels von Blois in die Nationalverſammlung trat, ſich mit Entſchiedenheit der von ſeinem ehemaligen Waffenbruder Lafayette vertretenen liberalen und konſtitutionellen Sache anſchloß, den Ausſchreitungen der Revolution indeſſen mit Entſchiedenheit entgegentrat und durch den Mut, den er dabei bewies, die Volksgunſt ſo vollſtändig verſcherzte, daß er ſein Mandat niederzulegen und in die von Cuſtine befehligte Armee zu treten für zweckmäßig hielt. Obgleich Beauharnais mit vieler Auszeichnung gedient und reichliche Anerkennung erworben hatte, teilte er das Geſchick, das nahezu ſämtliche adlige Vorkämpfer der franzöſiſchen Volksſache nach Niederwerfung der Monarchie traf. Seine Weigerung, aus den Händen der Jakobiner das Kriegsminiſterium zu übernehmen und nach Ausſtoßung der adligen Offiziere als Oberbefehlshaber an die Spitze der Rheinarmee zu treten. zog ihm Verweiſung auf ſein Landgut, ſpäter Haft und Anklage auf Verrat zu.

Wer ſie eigentlich war und weſſen ſie fähig ſein konnte, zeigte die leichtſinnige junge Vicomteſſe erſt in dieſer Zeit


Wilh. Ritter
R. Closs sc.

Zur Sommerszeit in Mittenwald. Gemälde von Wilh. Ritter.

ſchwerer Bedrängnis. Mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ihrer Natur nahm ſie ſich der Sache des ungeliebten Gatten an, der ſie wiederholt mit Scheidung bedroht und zuzeiten ſo arg vernachläſſigt hatte, daß ſie des Nötigſten entbehren mußte. Von allen Mitteln entblößt, außer ſtande, auch nur die dringendſten Bedürfniſſe ihrer Kinder zu beſtreiten, eilte ſie nach Paris, um alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel für die Rettung des Generals in Bewegung zu ſetzen. Ihren dreizehnjährigen Sohn Eugen (den ſpäteren Vizekönig von Italien und Herzog von Leuchtenberg) brachte ſie als Lehrling bei einem Bautiſchler unter, um ſeinen Unterhalt zu beſtreiten und ihn den Verfolgungen zu entziehen, denen Söhne gefangener Edelleute unvermeidlicherweiſe ausgeſetzt waren, die zehnjährige Tochter Hortenſie (die ſpätere Königin von Holland) fand bei einer Freundin Aufnahme, Joſephine ſelbſt aber klopfte an alle ihr irgend zugänglichen Thüren, um dem gefährdeten Gemahl zu ſeinem Recht zu verhelfen. Das Ungeſtüm, das die mutige Frau dabei entwickelte, erweckte den Verdacht des Wohlfahrtsausſchuſſes, der ſie unter nichtigen Vorwänden verhaften und in das Karmelitergefängnis abführen ließ; den Haß der Pöbelpartei hatte die ſchöne Kreolin ſchon früher auf ſich gezogen, indem ſie einer verfolgten jungen „Ariſtokratin“ Mademoiſelle Bethiſch, ohne jede Rückſicht auf die eigene Sicherheit, zu einem Verſteck und ſpäter zur Flucht verholfen hatte.



Eine Konventsſitzung.

„Frau von Beauharnais, Frau von Cuſtine und ich,“ ſo berichtet ihre Schickſalsgefährtin, Grace Elliott-Darlymple, „ſchliefen in nebeneinander ſtehenden Betten. Wir haben dieſelben oft ſelbſt gemacht und ſelbſt das Zimmer ausgeſcheuert, da die übrigen Gefangenen ſich darum nicht kümmerten . . . Wir wußten, daß Frau von Beauharnais von ihrem Manne quaſi getrennt gelebt hatte und waren darum höchſt erſtaunt, als der Vicomte eines Tages in unſer Gefängnis übergeführt wurde. Wenige Stunden reichten aus, damit die lange entfremdet geweſenen Gatten ſich ausſöhnten. Man räumte ihnen eine gemeinſame Zelle ein, in welcher ſie ſchliefen . . . Einige Zeit darauf entwickelte ſich indeſſen eine heftige Leidenſchaft Alexander Beauharnais’ für die kurz zuvor verwitwete junge und ſchöne Frau von Cuſtine, welche von Frau von Beauharnais viele Freundſchaft erfahren hatte.“ — Da der General bald darauf der Teilnahme an der ſogenannten Gefängnisverſchwörung beſchuldigt und auf Grund dieſer unſinnigen Anklage hingerichtet wurde, blieb die Sache ohne Folgen. Miſtreß Elliott ſchildert den General als liebenswürdigen, talentvollen, wenn auch etwas geckenhaften Mann, der mit vielem Geſchick Porträte zeichnete.

Beauharnais wurde am 7. Thermidor, zwei Tage vor dem Sturze Robespierres, hingerichtet. Schon vorher war das Geſchick ſeiner Frau in ein außerordentlich bedenkliches Stadium getreten. Ihrer Abführung in die

Conciergerie, den gefürchteten Vorhof des Revolutionstribunals und des Schafotts wurde ſtündlich entgegengeſehen. Wunderbarerweiſe ließ die gefährdete junge Frau ſich dadurch nicht anfechten. Als echte Kreolin entbehrte ſie jeder eigentlichen Bildung. Die Stelle der Religioſität vertrat Bigotterie — dabei war ſie außerordentlich abergläubiſch und auf Grund ihr gewordener Vorherſagungen feſt davon überzeugt, daß ſie von der nächſten Zukunft nichts zu befürchten habe. Eine alte, im Hauſe ihrer Mutter lebende Mulattin Euphemia hatte Joſephine vorausgeſagt, ſie werde zweimal heiraten, in der erſten Ehe viel Leid, in der zweiten Ehe die höchſten menſchlichen Ehren erfahren und erſt nachdem ſie alles Glück und allen Reichtum des Lebens genoſſen, unter unglücklichen Verhältniſſen ſterben. Da der erſte Teil dieſer Vorherſagungen eingetroffen war, ließ Joſephine ſich in dem Glauben an den ferneren Inhalt des ihr gewordenen Orakelſpruchs ſchlechterdings nicht erſchüttern. Wenige Stunden nachdem ſie über dem Eindruck des Abſchieds von dem unglücklichen Gemahl ohnmächtig zuſammengebrochen war, fand man ſie in ihrer Zelle mit Karten legen beſchäftigt und von dem Ergebnis dieſer Zukunftserforſchung ſo voll befriedigt, daß ſie neuen Mut zu faſſen begann. Die letzten ihr zu Gebote ſtehenden Mittel aber verwandte die merkwürdige Frau dazu, der (bereits damals in Paris weitbekannten, ſpäter zu einer europäiſchen Berühmtheit gewordenen) Kartenſchlägerin Mademoiſelle Lenormand Botſchaft zu ſenden und dieſe um einen Wahrſpruch anzugehen. Die zweiundzwanzigjährige Prophetin ſaß als politiſche Gefangene im Kerker „Petite force“, ließ ſich dadurch aber nicht verhindern, ihr Gewerbe fortzuſetzen, auf alle an ſie gerichteten Fragen Antwort erteilen und Frau von Beauharnais ſagen zu laſſen, daß Karten und Kaffeeſatz Glück und Rettung verſprächen und daß ſie friſchen Mut behalten ſolle. Die Wirkung dieſer tröſtlichen Kunde war eine geradezu zauberhafte und Gegenſtand des höchſten Erſtaunens der übrigen, durchaus ungläubigen Inſaſſinnen des Karmelitergefängniſſes. Am Nachmittage des 9. Thermidor erſchien der Gefängniswärter in der Frauenabteilung, um nach einem Bett für eine neu eingebrachte Gefangene zu ſuchen. Da ein ſolches ſich nicht finden wollte, ſagte der rohe Menſch zu jener neuen Gefangenen mit lauter Stimme: „Lange werden Sie nicht zu warten brauchen. Ich werde Ihnen morgen das Bett der Bürgerin Beauharnais geben können, denn dieſe ſoll in die Conciergerie und von dort aufs Schafott geführt werden.“ Der Eindruck dieſer Worte war ein ſo entſetzlicher, daß die anweſenden Damen laut aufſchrieen und daß eine derſelben, die Herzogin von Aiguillon, in Krämpfe verfiel. Joſephine behielt ihre volle Ruhe, beruhigte die Herzogin und ſagte ihr, ſie ſei feſt davon überzeugt, daß der Tod ſie nicht treffen werde, bevor ſie Königin geworden und daß die Herzogin ſolchenfalls darauf rechnen könne, ihre Ehrendame zu werden! — Der Schließer hatte den Frauenſaal inzwiſchen verlaſſen, — die Damen ſaßen in ſtarrem Schrecken zuſammen und glaubten, Frau von Beauharnais habe den Verſtand verloren. Da vernahm man von der Straße her Lärm und Geſchrei, dies näher und immer näher rückten: die Kunde von der in der Konventsſitzung verfügten Verhaftung Robespierres war unter dem Volke bekannt geworden, das in wildem Jubel zu den Gefängniſſen ſtürmte und den Gefangenen die bevorſtehende Rettung anzukündigen ſuchte und die Freilaſſung derſelben verlangte. Joſephine und ihre Unglücksgefährtinnen eilten an die Fenſter, zogen die Aufmerkſamkeit der die Straße durchwogenden Menſchenmenge auf ſich, konnten die ihnen zugerufenen Worte indeſſen nicht verſtehen. Eine auf der Gaſſe ſtehende Frau gab ihnen endlich durch Zeichen zu verſtehen, daß der gefürchtete Schreckensmann geſtürzt worden ſei, indem ſie eine Gebärde machte, als wolle ſie ihr Kleid (robe) zerreißen und einen Stein (pierre) auf die Erde werfen. Joſephine war die erſte, die den Sinn dieſer Zeichen richtig zu deuten wußte und den Gefährtinnen den Inhalt jubelnd und mit der Hinzufügung verkündete, Euphemia und Mademoiſelle Lenormand hätten auch dieſes Mal recht behalten!

Die Leſer wiſſen, daß eine bange Nacht verging, bevor der am 9. Thermidor gefaßte Beſchluß zur Ausführung gebracht wurde und bevor von den Beſiegern Robespierres zur Befreiung der Gefangenen geſchritten werden konnte. Aber noch bevor die Beſiegten das Schafott beſtiegen hatten, am Nachmittage des 10. Thermidor (28. Juli 1794) ſtürmte Tallien in das Karmelitergefängnis, um ſeine Geliebte, die ſchöne Fontenay (deren Leben gleichfalls an einem Haare gehangen) zu befreien und wenige Stunden ſpäter durfte Joſephine den Kerker verlaſſen. Im vollen Glanze der Jugend, Schönheit und neubelebter Lebensfreude erſchienen beide Frauen am 11. Thermidor in der Konventsſitzung, wo ſie mit allſeitigem Händeklatſchen und begeiſtertem Zuruf empfangen wurden. — Es darf gleich hier bemerkt werden, daß Joſephine (deren Gutmütigkeit allein durch ihre Treue übertroffen wurde) ihrem Retter Tallien den geleiſteten Dienſt nie vergeſſen und überreichlich vergolten hat. Als der weiland einflußreichſte der Sieger des 9. Thermidor in Armut, Schande und Vergeſſenheit gefallen, des Augenlichts beraubt, von der eigenen Gattin und den Freunden vergeſſen worden war, ſetzte die Kaiſerin ihrem einſtigen Retter eine Penſion aus, von welcher der unglückliche Mann bis an das Ende ſeiner Tage gelebt hat.

Zunächſt ging die dreißigjährige junge Frau einer Zeit entgegen, die ſie ein für allemal darüber belehren ſollte, was es heiße, ſein Brot mit Thränen eſſen zu müſſen: eine Lektion, die ſie ihr ganzes Leben im Gedächtnis behalten und deren Fruchtbarkeit ſie in ungezählten Werken der Wohlthätigkeit bewieſen hat. Beauharnais’ Gut war konfisziert worden, das Taſcherſche Vermögen zufolge der Umwälzungen auf Martinique ſo gut wie vollſtändig verloren gegangen. Bis tief in das Jahr 1795 hinein befand Joſephine ſich im Zuſtande ſo vollſtändiger Mittelloſigkeit, daß ſie ihren Sohn in der Lehre des Tiſchlermeiſters, ihre Tochter im Hauſe der Freundin laſſen mußte, die ſich des verwaiſten Kindes angenommen hatte. Sie ſelbſt lebte in einer Dachſtube und ſah es als Glück an, im Hauſe einer wohlhabenden Bekannten, Madame Dumoulin, die tägliche Mittagsmahlzeit einnehmen zu dürfen und dabei von der den übrigen Gäſten geſtellten Bedingung „ihr Brot ſelbſt mitzubringen“ entbunden zu werden. Zufolge der furchtbaren Hungersnot des Winters 1794/95 war das Brot in Paris ſo ſelten geworden, daß die Bewohner nur eine beſtimmte, mit ſchwerem Gelde aufzuwiegende tägliche Ration erhielten und daß ſie dieſelbe in die Geſellſchaft mitzubringen pflegten. — Eine Beſſerung dieſer Lage trat erſt ein, als der zum Direktor der Republik erwählte Abgeordnete Barras ſich auf Bitten der ſchönen und einflußreichen Frau Tallien-Fontenay der jungen Witwe annahm und die Herausgabe des konfiszierten Beauharnaisſchen Vermögens betrieb. Aber auch jetzt blieben die Verhältniſſe Joſephines ſo beſcheiden, daß ſie an den Freuden der eleganten, um Tallien und Barras verſammelten Geſellſchaft nur mit Zuſammennahme ihrer Mittel teilnehmen konnte. Mit der ihr eigentümlichen, echt ſüdländiſchen guten Laune hat ſie als Kaiſerin lachend von den Ausreden und Fabeln erzählt, mit welchen ſie ſich entſchuldigt, wenn ſie die glänzenden Feſte des Direktoriums zu Fuß, ſtatt zu Wagen aufſuchte, weil ſie die Koſten eines Mietwagens nicht aufzubringen vermochte. Mußte ſie es doch als unerwartete Gunſt des Geſchicks anſehen, daß ſie ihre Kinder wieder ſelbſt erhalten und die zwölfjährige Hortenſie im Penſionat der Frau Campen (einer ehemaligen Kammerfrau der Königin Marie Antoinette) unterbringen konnte.

Unter ſolchen nichts weniger als glänzenden Verhältniſſen lebend, machte die mehr durch Geiſt und Anmut, als durch regelmäßige Schönheit glänzende Frau die Bekanntſchaft des um ſechs Jahre jüngeren Generals Bonaparte, der ſich des beſonderen Wohlwollens des Direktors Barras zu erfreuen hatte und in deſſen Hauſe verkehren durfte. Die Geſchichte der erſten Bekanntſchaft des merkwürdigen Paares wird verſchieden erzählt. Nach dem glaubwürdigen Bericht, den Conſtant, der vieljährige erſte Kammerdiener Napoleons und ehemalige vertraute Diener Eugen Beauharnais' in ſeinen Memoiren aufgezeichnet und (ſeiner Verſicherung nach) aus dem Munde ſeines erſten Herrn gehört, war die Sache folgendermaßen zugegangen: Der fünfzehnjährige Eugen hatte erfahren, daß der Degen ſeines hingerichteten Vaters dem General Bonaparte übergeben worden ſei und ſuchte denſelben auf, um die Rückgabe der väterlichen Waffe zu erbeten. Bei dieſem Zuſammentreffen fand Napoleon an dem lebhaften und energiſchen jungen Manne ſo viel Gefallen, daß er die nähere Bekanntſchaft der Mutter desſelben ſuchte, und ſchließlich um die Hand der wegen ihres geſellſchaftlichen Talents und ihrer Freundſchaft mit Frau Tallien in den Kreiſen des Direktoriums hochgeſchätzten Dame warb. Obgleich Joſephine nur ein höchſt beſcheidenes Vermögen beſaß und als Mutter zweier heranwachſender Kinder kaum für eine „Partie“ gelten konnte, ſoll ſie erſt nach längerer Ueberlegung und auf den dringenden Rat ihres Beſchützers Barras die Hand des jüngeren Mannes angenommen haben. In dem von Sainte Bauve herausgegebenen, auf Grund mündlicher Berichte niedergeſchriebenen Anhang zu dem mehrerwähnten Memoirenbuche der Frau Elliott findet ſich nachſtehende, auf die Heiratsgeſchichte bezügliche Aufzeichnung:

„Als Frau Elliott im März 1796 der Frau von Beauharnais einen Beſuch machte, fand ſie dieſelbe unter den Händen des Haarkräuslers; auf dem Sofa des Ankleidezimmers aber lag ein prachtvoller blauer, mit Silber geſtickter Anzug. Frau Elliott betrachtete denſelben mit vieler Aufmerkſamkeit und ſagte dann: ‚In der That ſehr ſchön. Aber ſagen Sie mir doch, meine Liebe, was Sie denn eigentlich für heute vorhaben?‘

„Frau von Beauharnais, die ziemlich gut engliſch ſprach, gab der Freundin in dieſer Sprache zur Antwort, ſie möge die Beendigung ihrer Friſur abwarten, um nach Entfernung des Haarkräuslers das weitere zu erfahren. ‚Sehen Sie inzwiſchen mein Kleid an, es kommt aus Ihrem Lande!‘ In der Folge erzählte ſie ſodann, ſie ſei vormittags auf dem Stadthauſe mit dem General Bonaparte getraut worden, der das Kommando über die italieniſche Armee erhalten habe. Sie fügte hinzu, daß ſie für ihren Gemahl keine eigentliche Neigung hege, indeſſen dem Rate Barras' gefolgt ſei, der ihr entſchieden zugeredet habe.‘ ‚Wie,‘ fragte Frau Elliott, ‚wie haben Sie ſich nur entſchloſſen, einen Mann mit ſo wenig bekanntem Namen zu heiraten?‘ — ‚Ich habe gemeint,‘ lautete die Antwort, ‚daß es für meine Kinder immerhin von Nutzen ſein könne. – Uebrigens muß ich jetzt aufs Direktorium, wo wir das Feſtmahl einnehmen ſollen, — ich will Bonaparte unterwegs abholen.‘“

Joſephines fernere Schickſale ſind bekannt. Obgleich einzelne Leichtfertigkeiten des — übrigens ſtreng auf Wahrung des Anſtandes haltenden — Mannes, maßloſe Verſchwendungsſucht und Unwirtſchaftlichkeit der unaufhörlich mit Putzangelegenheiten beſchäftigten Frau wiederholt zu Zuſammenſtößen führten, und obgleich Napoleons Mutter und Geſchwiſter, insbeſondere der intrigante Lucian und Karoline Murat, der einflußreichen Schwiegertochter und Schwägerin entſchiedene Abneigung entgegentrugen, war die Ehe eine glückliche und blieb Napoleon der geiſtig unter ihm ſtehenden, aber unvergleichlich liebenswürdigen und gütigen Frau auch nach der Scheidung tief und warm ergeben. Von ihren Freunden und Dienern angebetet, bewies Joſephine in verſchiedenen Lebenslagen richtigeres Urteil und ſicherere Empfindung, als ihr durch Leidenſchaft und Ehrgeiz aus dem Geleiſe gebrachter Gemahl. Daß ſie die gewaltſame Entführung und Erſchießung nicht nur lebhaft mißbilligte und mit heißen Thränen beweinte, iſt ebenſo bekannt, wie daß ſie den unvertilgbar ungünſtigen Eindruck dieſes barbariſchen Streichs vorausſagte. Gleiche Unbefangenheit des Urteils bewies ſie, als der erſte Konſul ſich zum Kaiſer machen und vom Papſte krönen ließ. Ihr Sträuben gegen dieſe Rangerhöhung hing allerdings mit der Vorausſicht zuſammen, daß der zum erblichen Herrn Frankreichs gewordene Gemahl eines Leibeserben bedürfen und dieſer Notwendigkeit über kurz oder lang ſeine kinderloſe Ehe zum Opfer bringen werde. Als es acht Jahre ſpäter zur Scheidung kam, war der Eindruck derſelben auch für Napoleon ein tief erſchütternder. Zu einem definitiven Abſchiede von der Gefährtin ſeiner Jugend hat der rückſichtsloſeſte Menſchenverächter, von dem die Geſchichte weiß, ſich bekanntlich niemals entſchließen können. Auch nach ſeiner Verheiratung mit Marie Luiſe pflegte Napoleon ſeine frühere Gemahlin in Malmaiſon zu beſuchen und den Briefwechſel mit ihr fortzuſetzen. Es wollte das um ſo mehr bedeuten, als der Kaiſer wußte, daß die Scheidung ihm in den Augen des beſſeren Teils der Nation unwiederbringlichen Schaden gethan hatte, und daß die Sympathien der meiſten Franzoſen der ehemaligen, ſprichwörtlich gütigen und menſchenfreundlichen Kaiſerin in deren Exil gefolgt waren und daß die Mutter ſeines Sohnes der Nation ſtets fremd blieb.

Sie ſelbſt ſollte den Sturz des trotz alledem und alledem leidenſchaftlich geliebten Mannes nur um wenige Wochen überleben. Tief ergriffen von dem Loſe, das Napoleon getroffen, bat ſie vergeblich um die Erlaubnis, ihm nach Elba in die Verbannung folgen zu dürfen. Seit längerer Zeit leidend und im tiefſten Herzen verwundet, erkrankte ſie wenige Stunden nach einem Bankett, das ihre Tochter, die Exkönigin von Holland, den verbündeten Monarchen gegeben und nachdem ſie an dem nämlichen Tage den Abſchiedsbeſuch Friedrich Wilhelms III. empfangen hatte. Sie ſtarb in der Nacht des 29. Mai 1814, einundfünfzig Jahre alt. Ihre letzten, halb bewußtlos geſprochenen Worte ſollen „die Inſel Elba“ (l'île d'Elbe) geweſen ſein.

Mittenwald.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Mittenwald iſt eines der bekannteſten Städtchen in den bayriſchen Alpen — es verknüpfen ſich bei der Nennung des Namens mit der Vorſtellung gewaltiger Alpenrieſen, tiefer Schluchten und ſmaragdgrüner Wieſen die Klänge der Zithern, Guitarren und Geigen, denn in dieſem Ort lebt eine ſehr eifrige Fabrikation von Muſikinſtrumenten ſchon ſeit alters her. Einſt war Mittenwald eine ſehr lebhafte Station der großen Handelsſtraße von Italien nach Augsburg und heute ſieht man noch in vielen Häuſern gewölbte Parterreräume, welche als Niederlagen für den reichen Bozener Markt dienten. Jetzt iſt Mittenwald ſtiller geworden als Touriſtenſtandquartier, jedoch, da in der Nähe eine Fülle der großartigſten Alpennatur dem Naturfreund ſich darbietet und als Zitherinduſtrieplatz hat das Städtchen immer noch Bedeutung und die berühmteſten Zitherfabrikanten wie Bicendl in Wien und Tiefenlauren in München ſind geborene Mittenwalder. Man ſieht in dem Ort vor fünfzig Jahren gefällte Fichten- und Ahornſtämme liegen, aus denen die feinſten Inſtrumente angefertigt werden. Der Export dieſer Inſtrumente geht weniger in die deutſchen Lande als nach England, Amerika und Indien. Der Aufenthalt in dem originellen Oertchen iſt intereſſant und gemütlich zugleich und Mittenwald daher ein ſehr beſuchter Sommeraufenthalt geworden.

Eine Salonbeichte.

Novellette von

J. von Oſta.

Die Herren waren dem Gaſtgeber in das Rauch- und Spielzimmer gefolgt und die Damen rückten dem Kaminfeuer näher, um bei deſſen traulichem Flackerſchein ſich einer Unterhaltung hinzugeben, in halbem Tone und intim, wie man ſie nur führt, wenn man ſich ganz „unter uns“ weiß. Das Thema iſt in ſolchem Falle immer die Liebe mit dem, was drum und dran hängt; denn ob ſie es eingeſtehen mögen, oder nicht, das iſt ihnen allen, ſolange ſie von Herzen noch einigermaßen jung ſind, das Intereſſanteſte.

Das Intereſſanteſte iſt es ſchon darum, weil man gewöhnlich nur andeuten darf, das Beſte aber, das Feinſte und Wunderbarſte, diskret verſchweigen muß.

Ganz ausnahmsweiſe jedoch weht auch bis ins Innere der formerſtarrten Salons ein Lichtchen von Wahrheit! Das für gewöhnlich niedergehaltene Bedürfnis, ſich zu geben, wie man iſt, den anderen Blicke ins Innenleben zu gewähren und Blicke in das Innenleben anderer zu thun, macht ſich fühlbar. Ein halbgeflüſtertes Geſtändnis gibt das andere, die Augen erhalten ohne kosmetiſche Mittel erhöhten Glanz und Ausdruck, die Wangen röten ſich, das Geſpräch ſtockt nur, um von noch beredterem Schweigen unterbrochen zu werden.

Für eine kurze Spanne Zeit haben die geduldigen Sklavinnen der Salonbeherrſcherin Etikette das Joch der Oberhofmeiſterin Langweile abgeworfen.

Heute hatte das Geplauder beim Fall Clémenceau eingeſetzt, der jüngſten Novität des Leſſingtheaters. Man fand das Spiel der Petri brillant, die Stägemann köſtlich ꝛc. Auf einmal ſagte die kleine leicht errötende Fürſtin Marianne W.: „Ich finde es peinlich, in Herrengeſellſchaft ſo etwas anzuſehen.“

Die Legationsrätin von H., hier „Moni“ genannt, eine als geiſtvoll, aber kühl und unnahbar geltende Frau, wandte der Fürſtin einen aufmerkſamen Blick zu. Dann entgegnete ſie: „Man geniert ſich, weil man ſelbſt ein Stückchen Iſa in ſich hat.“

Die kleine Fürſtin wurde dunkelrot. „Nein, wie du redeſt, Moni! Unſereins ein Stückchen Iſa! Und dabei kann ich ſchon gar nicht begreifen, daß ſo etwas überhaupt wirklich exiſtieren ſoll! Ich finde es ſchrecklich!“

Man lachte. In der „guten Geſellſchaft“ wirkt es immer erheiternd, wenn jemand ſich ereifert.

Dann ſagte die lebenskluge Gräfin U.: „Wie die Männer einmal ſind, liebe Mariann', muß man ihnen manches zu gute halten. Je konſequenter wir die Augen zudrücken, deſto friedlicher wird unſer Leben verlaufen. Das iſt eins von den vielen notwendigen Uebeln,“ fügte ſie achſelzuckend hinzu. „Was will man ſich aufregen über etwas, das ſich nie wird ändern laſſen?“

„Ich finde es ſchrecklich, ganz ſchrecklich!“ wiederholte die kleine Fürſtin und fügte melancholiſch hinzu: „Wenn ich denke, wie ganz anders ich mir alles gedacht habe, ehe ich heiratete! Und dann erzählte mir Fritz alle Tage etwas neues Schreckliches, bis ich ſagte: Nun will ich nichts mehr wiſſen! Deine ſogenannte Welt iſt abſcheulich.“

Alle lachten wieder, außer der Legationsrätin. „Das Abſcheulichſte finde ich doch die allgemeine Bereitwilligkeit, zu verdammen. Wenn uns unſer Gefühl nicht eines Beſſeren belehrt, ſo ſollten wir uns doch als Chriſten ſchämen. Welche unter uns iſt ohne Sünde, daß ſie den erſten Stein werfen dürfte?“ —

„Hör mal, liebſte Moni,“ ſagte die Gräfin U., „es iſt gut, daß wir unter uns ſind. Du ſprichſt heut wirklich grad wie eine Erzſünderin, die es nach der Beichte verlangt.“

„Vielleicht iſt das auch gar nicht ſo weit von der Wahrheit entfernt,“ meinte die Legationsrätin.

Die Pupillen vergrößerten ſich und unwillkürlich rückte man etwas zuſammen.

„Bitte, thue deinen Neigungen keinen Zwang an!“ ſagte die berühmt ſchöne Generalin Z., die für dumm galt, dies aber keineswegs war, ſondern nur phlegmatiſch und redefaul. „Wir ſind verſchwiegen.“

„Und billig denkend,“ fügte die Gräfin hinzu, „wenn du es auch nicht zugibſt.“

Die Legationsrätin erzählte. „Als ich vorgeſtern mit meinem Mann aus dem Fall Clémenceau nach Hauſe fuhr, ſagte Heinrich: ‚Die Frauenwelt zerfällt in zwei große, gänzlich voneinander getrennte Klaſſen, nämlich in anſtändige Frauen und ſolche, die es nicht ſind. Nun iſt die Frage noch keineswegs entſchieden, ob überhaupt die letztere Kategorie ein Gegenſtand für die Kunſt iſt?‘ Mich überraſchte dieſe Bemerkung inſofern, als die Frage ſich eben gewiſſermaßen für uns entſchieden hatte. Wir waren den äußeren und inneren Erlebniſſen eines zur Halbweltdame herabgeſunkenen Weibes bis zuletzt mit lebhaftem Anteil gefolgt. Ich verſichere euch, daß ich dem Künſtlerwaſchlappen die Leidenſchaft für das entzückende Geſchöpf nachempfand, daß mir der ſittlich entrüſtete Freund abgeſchmackt erſchien, und daß ich für die bedrohte Iſa zitterte. ‚Was uns noch ſo bewegen kann,‘ ſagte ich zu Heinrich, ‚das iſt doch wohl ohne Zweifel zum Gegenſtand der Kunſt geeignet. Das wirklich Gemeine kann nicht auf das Gefühl wirken.‘ — Er gab mir recht und geſtand zu, daß auch ihm das Weib noch in der Verirrung der Leidenſchaft großartig und feſſelnd erſcheine, ſolange eben der Verirrung tiefes, ſeeliſches Empfinden zu Grunde läge. ‚Ein Funke echter Herzensleidenſchaft,‘ ſagte er, ‚läßt vieles verzeihen; gemein und verächtlich wird die Frau erſt dann, wenn es ihr um ſinnlichen Genuß allein zu thun iſt.‘ Natürlich ſtimmte ich ihm zu und es war mir angenehm, vor meinem eigenen Gewiſſen eine ſcharfe Grenzlinie gefunden zu haben, wo das Verzeihliche aufhört und das ſchlechthin zu Verdammende anfängt.

„Auf einmal fiel mir etwas ein: — ein faſt vergeſſenes Erlebnis. — -

„Es war ein Jahr, ehe ich Heinrich heiratete. Ich hatte jahrelang teils in Berlin und Rom, teils in Bädern der Geſelligkeit gelebt und war des Treibens müde geworden. Denn für ein heiratsfähiges Mädchen, das nicht heiraten will, iſt der ganze Geſellſchaftstrubel eine zweckloſe Strapaze. Ich aber hatte Heinrich in Rom, wo er Botſchaftsſekretär war, kennen gelernt und liebte ihn leidenſchaftlich, obwohl ich meine Liebe unerwidert glaubte. Wie ich mir auch Mühe gab, ihn zu vergeſſen, ſein Bild drängte ſich zwiſchen mich und jeden anderen Mann, der ſich mir näherte, ſo daß ich mich ſchon ganz mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, unvermählt zu bleiben. Darüber war ich beinahe ein altes Mädchen geworden.

„Meine Eltern lebten nicht mehr und mein einziger Bruder hatte damals den Poſten im Haag. So reiſte ich in Geſellſchaft meiner Tante Julie, der Stiftsdame, in der Welt umher.

„Wir hatten in Sorrent Quartier genommen. Während Tante Julie noch ihre hundert Sächelchen in die Kommodenſchubladen räumte, ſetzte ich mich in den Salon unſeres Hotels und griff nach den auf den Tiſchen umherliegenden Büchern, die ich gelangweilt durchblätterte.

„Da näherte ſich mir ein junger Engländer in dem offenbaren Beſtreben, eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen, was er indeſſen mit der grade den Anſtändigen unter ſeinen Landsleuten anhaftenden Unbeholfenheit und Schüchternheit nicht einzuleiten wußte. Der junge Mann hatte eine recht angenehme Phyſiognomie und hübſche, braune Augen. Da mir ſeine Erſcheinung im ganzen ſympathiſch war, kam ich ihm mit einer gleichgültigen Phraſe zu Hilfe.

„Er zeigte ſich erfreut, rückte ſich einen Stuhl in meine Nähe und wir unterhielten uns eine Weile. Ich erfuhr, daß er Arzt war und ſich zur Zeit einer Lungenſchwäche halber im Süden aufhielt.

„Uebrigens ſprach er in Gemeinplätzen und brachte keine eigenen Gedanken vor, weder gute noch ſchlechte. Ich vergaß darum ſein Daſein, ſowie er mir aus den Augen war.

„An der Table d'hote traf ich den Doktor wieder. Er ſaß uns ſchräg gegenüber. Wir wechſelten, wie das erſte Mal, bedeutungsloſe Redensarten und ich ſtellte ihn der Tante Julie vor, der er ebenſowenig Eindruck machte, wie mir.

„In den folgenden Tagen begegnete ich dem Engländer überall: auf der Promenade, am Strande, vor den Etabliſſements der Holzwarenverkäufer, im Hotel. Da es aber an einem Ort wie Sorrent viel leichter iſt, ſich beſtändig zu treffen, als einander aus dem Wege zu gehen, ſo ſchenkte ich dem ſteten Auftauchen des jungen Doktors keine Beachtung.

„Ich fand ſeine Augen alle Tage gleich hübſch, ſeine Konverſation gleich langweilig.

„Eines Morgens fühlte ich mich unwohl und blieb bis nach dem Frühſtück, d. h. bis nach zwei Uhr nachmittags in meinem Zimmer.

„Als ich endlich ins Freie hinaustrat, um meinen ſchmerzenden Kopf etwas zu lüften, war wieder der erſte, der mich begrüßte, — mein Engländer. Ich hätte mich wahrſcheinlich gewundert, wenn dem nicht ſo geweſen wäre, ſo hatte ich mich ſchon daran gewöhnt, ihn auf meinem Wege zu finden.

„Seine fachmänniſche Art, mich über mein Befinden zu befragen, brachte mir ſeinen Beruf in Erinnerung und flößte mir Vertrauen ein. Ich ließ mir Rat erteilen und verſprach, dieſen Rat auch zu befolgen. Seine Art und Weiſe war gewiſſenhaft, ernſt und zart. Er gefiel mir.

„Mein Unwohlſein hielt er für einen kleinen Malariaanfall und meinte, derſelbe werde ſich vorausſichtlich wiederholen und dann ſtärker auftreten.

„‚Wenn Sie aber die Krankheit wieder fühlen,‘ ſagte er, ‚dann müſſen Sie mir erlauben, Sie zu beſuchen.‘

„Ich war im erſten Augenblick betroffen, doch beſann ich mich und ſagte, ich würde ihn rufen laſſen, ſobald ich ärztlichen Rates bedürfe.

„‚Verſprechen Sie mir das!‘ drängte er und ich that ihm den Willen.

„Abends ſchickte er mir durch die Cameriera eine Flaſche mit in Limonenſaft aufgelöſtem Chinin. Dennoch war ich am nächſten Tag wieder krank.

„Ich machte nicht viel Weſens aus der Sache und es gelang mir, Tante Julie, deren unbeſiegliche Angſt vor Anſteckungsgefahr ich kannte, zu beruhigen. Doch fühlte ich mich ſo angegriffen, daß ich den ganzen Tag auf der Chaiſelongue liegen blieb. Die Nacht verging ſchlaflos und der Morgen brachte mir wenig Erleichterung. Ich bewog Tante Julie ſich auch ohne mich einer von der Hotelgeſellſchaft geplanten gemeinſamen Eſeltour auf den Veſuv anzuſchließen.

„Die Vorkehrungen zu dieſer Landpartie gingen mit vielem Geräuſch vor ſich. Als endlich die Letzten der lachenden und ſchwatzenden Geſellſchaft abgezogen, war ich anfangs ſehr glücklich über die nun herrſchende Stille; aber bald bemächtigte ſich meiner ein Gefühl der Verlaſſenheit, wie ich es nur aus Zeiten der Krankheit kenne.

„Ich dachte an meinen engliſchen Freund und das ihm gegebene Verſprechen. ‚Jetzt iſt er mit den anderen auf dem Wege nach dem Veſuv‘, ſagte ich mir. ‚Und wenn er niemand findet, der ſo geduldig wie ich ſeinen engliſchen Gemeinplätzen zuhört, wird er bedauern, daß ich hier bleiben mußte.‘

„Da trat Tante Julies Jungfer ein.

„‚Der Herr Doktor laſſen bitten.‘

„Ich fuhr überraſcht und erſchreckt auf. ‚Was denn, Babett? wer denn? ich habe nach keinem Doktor geſchickt.‘

„‚Es iſt der engliſche von hier aus dem Hotel,‘ erklärte die Jungfer. ‚Er ſagt, Comteſſe wiſſen ſchon . . .‘

„‚Nichts weiß ich!‘ rief ich ärgerlich. ‚Sagen Sie dem Herrn Doktor, er möge ſich nicht weiter bemühen, ich ſei bereits wieder . . .‘

„Weiter kam ich nicht, denn hinter der verdutzten Babett erſchien in der halboffenen Thür der Engländer ſelbſt.

„‚Wie können Sie nur ſo unverzeihlich leichtſinnig ſein!‘ rief er vorwurfsvoll. ‚Lagen Sie wohl hier, während alles ſich amüſiert, wenn es Ihnen gut ginge?‘

„Was konnte ich machen? Da ſtand er, wie einer, der ſich in ſeinem guten Recht weiß und da lag ich im Negligé mit bloßen Füßen auf der Chaiſelongue! --

„Doch nachdem der erſte Schreck überwunden, faßte ich mich raſch. Ich war gewohnt, nur den Salonherrn in dem Engländer zu ſehen; aber bleibt nicht ein Arzt immer ein Arzt? Nur Befangenheit von meiner Seite konnte eine Situation peinlich machen, an der thatſächlich nichts Ungewöhnliches war.

„In meiner halb aufgerichteten Stellung verharrend, verſicherte ich ihm, daß es mir nicht ſchlechter ginge und daß ich ſeinen Ratſchlägen gefolgt ſei.

„Er befühlte meinen Puls, nötigte mich zu einer bequemeren Lage und zeigte ſich ſo verſtändig und zart um mich beſorgt, daß ich mich auf einmal ſehr gut aufgehoben fühlte.

„Babett hatte ſich entfernt, aber meine Sicherheit war vollſtändig zurückgekehrt. Des Doktors Art und Weiſe ließ mir mein anfängliches Erſchrecken beinahe lächerlich erſcheinen.

„‚Muß ich jetzt gehen, oder darf ich ein wenig bleiben?‘ fragte er, nachdem die eigentliche Konſultation erledigt.

„‚Das hängt von Ihrer Zeit ab,‘ antwortete ich.

„Er ſchob ſich einen Stuhl in meine Nähe und ſah mich mit ſeinen hübſchen, braunen Augen intereſſiert an.

„‚Warum haben Sie mich nicht rufen laſſen?‘ fragte er, nachdem er eine Weile nachdenklich geſchwiegen.

„‚Ich fand meinen Zuſtand nicht eigentlich beſorgniserregend.‘

„‚Das konnten Sie ja gar nicht beurteilen!‘ rief er. ‚Und Sie hatten es mir verſprochen. Ein Verſprechen muß immer gehalten werden. Wir Engländer wenigſtens nehmen es damit ſehr genau.‘

„Ich lachte über den feierlichen Ton. ‚Sie ſind ja doch gekommen.‘

„‚Sind Sie mir auch nicht böſe?‘ fragte er ganz eifrig und demütig.

„Ich verſicherte ihm, daß ich ſeine freundſchaftliche Beſorgnis im Gegenteil zu ſchätzen wiſſe, worauf er mir einen leuchtenden Blick zuwarf. ‚Dann müſſen Sie mir erlauben, morgen wieder zu kommen!‘

„‚Gewiß,‘ ſagte ich etwas förmlicher, denn ſein Enthuſiasmus machte mich wieder ſtutzig; ‚wenn Sie einmal meine Behandlung übernommen haben, hängt es ja wohl von Ihrem ärztlichen Dafürhalten ab, zu kommen oder nicht.‘

„‚Heute lerne ich den Vorzug, Arzt zu ſein, kennen,‘ ſagte er, indem er aufſtand.

„Am nächſten Morgen kam er richtig wieder und, da es mir nicht beſſer ging, gegen Abend noch einmal. Er ſaß jedesmal ein wenig bei mir und ſprach von gleichgültigen Dingen, die des Beſprochenwerdens nicht wert waren. Aber da ich keine Seele außer ihm hatte, um mich zu unterhalten, war ich nicht mehr ſo empfindlich für die Fadheit ſeiner Konverſation, ſondern freute mich im voraus auf ſein Erſcheinen.

„Inzwiſchen war Tante Julie über die Natur meines Leidens -- es war wirklich eine Art Malaria -- unterrichtet worden. Da ſie in beſtändigem Grauſen vor einer möglichen Anſteckung nur mit Zittern und ein in Kampfergeiſt getränktes Batiſttuch vor Mund und Naſe haltend, mein Zimmer betrat, ward es mir ein Leichtes, ſie zu überreden, mich mir ſelbſt zu überlaſſen und für die Dauer meines Krankſeins nach Kapri überzuſiedeln.

„Ihr wundert euch! Nicht alle Frauen haben Anlage zur barmherzigen Schweſter, und wem Kranke grauſig ſind, der thut ſehr wohl daran, ihnen fern zu bleiben. Tante Julie iſt eine vortreffliche Seele in ihrer Art und hat mir viel Gutes erwieſen. Sie überließ mir auch bei ihrer Flucht nach Kapri die Jungfer, was kein geringes Opfer war. Ich begreiſe heut noch nicht, wie ſie es fertig gebracht hat, ſich ohne Babetts Hilfe anzukleiden und zu friſieren.

„Babett war freilich ebenſowenig zur Krankenpflegerin geſchaffen, wie ihre Herrin. Sie amüſierte ſich mit dem Hotelperſonal und kümmerte ſich nicht mehr um mich, als unbedingt nötig.

„Deſto eifriger beſuchte mich der Doktor. Er brachte auch Grüße und Blumenſpenden von den übrigen Hotelgäſten und berichtete, daß er bei jeder Mahlzeit mit Erkundigungen nach meinem Befinden beſtürmt werde.

„So kam er täglich und bildete für mich das einzige Verbindungsglied mit der Geſellſchaft. Seine Viſiten dehnten ſich immer mehr aus, der Ton zwiſchen uns wurde unmerklich vertraulicher. Wir ſprachen von dem verſchiedenen Nationalcharakter, von Büchern, vom Theater, kurz von allem möglichen.

„Ich erinnere mich, daß er einmal lange in banalen Phraſen über die Zahl und Größe der Sterne redete, und über die Verblendung, in der Erde, dieſem Atom unter Atomen, den Mittelpunkt des Weltalls ſehen zu wollen.

„Ich hatte ihm eine ganze Weile ſtillſchweigend zugehört. Aber auf einmal erfaßte mich eine lebhafte Ungeduld und ich ſagte rückſichtslos: ‚Warum tiſchen Sie mir dieſe Gemeinplätze auf?‘

„Er war konſterniert und meinte ganz treuherzig: ‚Ich begreife Sie gar nicht! Gerade heute glaubte ich Sie gut und Ihrer würdig unterhalten zu haben.‘

„Von Rechts wegen hätte ich wiſſen müſſen, daß ein junger Mann ſchwerlich aus Berufseifer oder chriſtlicher Barmherzigkeit jede freie Stunde der Unterhaltung mit einer nicht alten und nicht häßlichen Patientin widmet. Aber ich wollte nichts wiſſen.

„Er hatte mir einſt längere Zeit ſchweigend gegenüber geſeſſen, da warf er mir plötzlich einen warmen Blick zu und ſagte: ‚Ich fürchte, ich bin im Begriff, Sie ſehr gern zu bekommen!‘

„Hätte er geſagt: ‚mich in Sie zu verlieben‘, oder ‚mein Herz an Sie zu verlieren‘, oder etwas Derartiges, nicht Mißzuverſtehendes, ſo würde ich gewiß nicht unterlaſſen haben, rechtzeitig abzuwehren. Aber ‚ſehr gern‘! was will bei uns der Ausdruck ‚ſehr gern‘ ſagen? Daß er mich gern hatte und daß dies ‚Gernhaben‘ bei näherer Bekanntſchaft ſich ſteigerte, war doch wohl ganz natürlich!

„So log ich mir ſelbſt etwas vor, weil ich abgeneigt war, unſeren Verkehr in ſeinem Intereſſe zu verkürzen.

„‚Wir wollen ja auch gute Freunde ſein,‘ ſagte ich und das ſchien ihn zu befriedigen.

„Aber am nächſten Tag ſchon drückte er ſich ſo deutlich aus, daß ich mit dem beſten Willen nicht mehr mißverſtehen konnte.

„Ich habe immer die Herzloſigkeit der Frauen verurteilt, denen es Freude macht, eine Leidenſchaft zu erwecken und zu ſchüren, die ſie nicht erwidern können und wollen. Wo immer ich ein lebhafteres Gefühl für mich im Entſtehen ſah, habe ich mit Hintanſetzung jeder perſönlichen Rückſicht vorgebeugt und mir dadurch den Ruf der Kälte und Unnahbarkeit zugezogen. Auch jetzt wollte ich meinem Grundſatz treu ſein.

„Ich offenbarte daher meinem Doktor, was ich keinem Menſchen vor ihm geſtanden hatte, daß mein Herz nicht mehr frei ſei, vielmehr ſeit Jahren von dem Bilde eines anderen erfüllt, welcher andere dies freilich nicht einmal wiſſe und kaum zu ſchätzen wiſſen würde, wenn er es wüßte.

„Das letzte fügte ich hinzu, um ihm, da ihn mein Bekenntnis zu ſchmerzen ſchien, eine Art Genugthuung zu geben. Wenn er kein Glück hatte mit ſeiner erſten Liebe, ſollte er hören, daß es mir wenigſtens nicht beſſer erging.

„Der Effekt meiner Rede überraſchte mich. Der ruhige Engländer geriet in heftige Aufregung und ließ ſeinem Grimm freien Lauf, was einen überaus jugendlichen Eindruck machte. Er klagte Welt und Menſchen an und lehnte ſich gegen ein Schickſal auf, das ſolche Ungerechtigkeit zuließe. ‚Ihr dürftet überhaupt gar nicht frei herumlaufen,' ſchalt er, ‚ihr heimlich mit Beſchlag belegten, ſchönen und anziehenden Mädchen! Ja, wenn es euch an der Stirne geſchrieben ſtände, daß ihr nicht mehr zu haben ſeid, daß man ſich beizeiten vor euch hüten könnte! So aber ſeid ihr eigens dazu da, Unglück zu ſchaffen.'

„Auch gegen den ungenannten Rivalen richtete ſich der Sturm ſeiner empörten Gefühle. ‚Ich haſſe dieſen Burſchen!' knirſchte er. ‚Es macht mich ganz toll, zu denken, daß er beſitzt, wofür andere ihre Seligkeit gaben, und es nicht einmal zu ſchätzen weiß!'

„Ich ließ ihn reden. Dieſer form und rückſichtsloſe Gefühlsausbruch war mir neu und intereſſierte mich einigermaßen. Er beruhigte ſich allmählich und wir trennten uns in der freundſchaftlichſten Weiſe. Da ich ihm jede Hoffnung abgeſchnitten, mußte er wohl oder übel reſignieren.

„Um korrekt zu handeln, hätte ich ihm jedes Zurückkommen auf das immerhin heikle Thema verbieten, und von ſeiner Fügſamkeit die Fortdauer unſeres Verkehrs abhängig machen müſſen.

„Aber daran dachte ich damals gar nicht. Ich lag den ganzen Tag allein in meinem öden Hotelzimmer, des Doktors Beſuche waren meine einzige Zerſtreuung; das beſtimmte mein Verhalten.

„Statt ihm Schweigen aufzuerlegen, ermunterte ich ihn, unter Wahrung meines anfangs gekennzeichneten Standpunkts, ſich nach Herzensbedürfnis auszuſprechen, und die ſich mir hierdurch bietenden tieferen Einblicke in ein fremdes Gemütsleben intereſſierten mich in hohem Grade.

„Ihr mögt es glauben oder nicht: der verliebte Engländer war mir vollſtändig Gegenſtand der Beobachtung geworden. —

„Seine Tiraden wiederholten ſich natürlich; es machte mich zuweilen etwas ungeduldig, daß er immer nur Worte machte. Was er ſonſt hätte anſtellen ſollen, darüber dachte ich wohlweislich nicht nach.

„Indeſſen wurde ich nicht müde, ihm Vernunft zu predigen. Aber ich that es nicht mit dem Herzen und hatte darum das deutliche Bewußtſein, daß meine weiſen Worte jeder Ueberzeugungskraft entbehrten. Was ich damals eigentlich fühlte und wollte, wußte ich ſelbſt nicht und es fällt mir auch jetzt ſchwer, mich einigermaßen verſtändlich zu machen. Ich hatte keineswegs die Abſicht ihn zu beeinfluſſen, weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin. Aber ich war begierig zu ſehen, wohin er, ſich ſelbſt überlaſſen, denn eigentlich kommen werde — daß er nicht gleichgültiger wurde über ſeinen täglichen Herzensergüſſen, das war mir ganz klar. Indeſſen machte meine Geneſung raſche Fortſchritte.

„‚Morgen dürfen Sie einmal verſuchen das Zimmer zu verlaſſen,' verkündete mir der Doktor eines Tages.

„Ich empfand die Ausſicht meiner ſeltſamen Klauſur zu entkommen, wie eine moraliſche Befreiung.

„‚Alſo morgen!' rief ich. Dann ſahen wir uns eine ganze Weile ſchweigend an. Endlich machte er die Bemerkung: ‚Dann hören dieſe ſchönen, ungeſtörten Unterhaltungen auf.'

„‚Freilich,' entgegnete ich. ‚Tante Julie erwartet mich ſehnlichſt. Sowie es ſich thun läßt, fahre ich nach Kapri hinüber.'

„‚Ich kann auch nach Kapri fahren,' meinte er.

„‚Das können Sie. Hotels ſind für jedermann offen. Aber wozu eine Notwendigkeit hinausſchieben? Unſer Verkehr kann unmöglich immer ſo fortgehen. Auch werden wir bald nach Berlin zurückkehren und für Sie iſt es Zeit, daß Sie anderes in den Kopf bekommen.'

„‚Ich will nichts anderes,' ſagte er eigenſinnig. ‚Das andere langweilt mich, — ekelt mich an.'

„‚Wie kann man ſo thöricht ſein!' begann ich. Es war immer dieſelbe Moralpredigt und er nahm ſie immer gleich fromm entgegen. Wie er ſo daſaß, mit geſenkter Stirn, halb kindiſchen Trotz und halb Ergebung im Blick, meiner fünfundzwanzigjährigen Weisheit lauſchend, da überkam mich plötzlich eine ſeltſam warme Empfindung für ihn, die mir neu war.

„Ob er es in meinem Blick entdeckt hatte? —

„Da nämlich geſchah, was ich undeutlich vorausgefühlt, daß es geſchehen werde und müſſe: er kniete vor mir am Boden, neigte das hübſche Geſicht dem meinen entgegen und ſagte leiſe: ‚Einen einzigen Kuß, bitte, einen einzigen!' Und nun kommt das Schreckliche.

„Glaubt ihr, ich hätte mich nur eine Sekunde geſträubt? nein. ‚Endlich!!' dachte ich und es war ein Gefühl gar nicht zu beſchreibender Befriedigung, ſo wie wenn nach langem Warten eintrifft, was durchaus eintreffen mußte. Ich, die anſtändige, die wohlerzogene und vornehme Gräfin, ließ mich von dieſem jungen Manne küſſen und küßte ihn wieder und konnte mit dieſem die Seele wonnig durchſchauernden Austauſch gar nicht enden! — — — — — — — — — —

„Ich mußte ihn endlich wegſchicken; denn ich hatte doch zum Glück ein Reſtchen Geiſtesgegenwart behalten. Ihn fort zu bekommen, war freilich nicht ganz leicht, denn er kehrte wieder und wieder von der Thür aus zu mir zurück. Ehe er ging, hatte ich mir feierlich von ihm verſprechen laſſen, ſeine Beſuche nicht zu erneuern.

„Am andern Morgen machte ich mit Babetts Hilfe zum erſtenmal wieder Toilette und begab mich hinunter. Die Spiegel zeigten mir eine bleiche wankende Jammergeſtalt.

„Der Doktor hatte mir aufgelauert. Als ich ſeiner aber anſichtig wurde, überfiel mich namenloſes Entſetzen. Ich ſchämte mich vor ihm und vor mir ſelbſt und ſuchte ihm mit viel Mühe aus dem Wege zu gehen, beſonders einem Zuſammenſein unter vier Augen auszuweichen.

„Allein er war ſchlauer als ich und wußte das gefürchtete Zuſammenſein durchzuſetzen.

„Wir fanden uns am Meeresſtrand und niemand war in der Nähe zu ſehen. Da ſchlang er den Arm um meine Taille und verſuchte mich zu küſſen. Auf das tiefſte gedemütigt durch ein Benehmen, welches empört zurückzuweiſen ich mich nicht mehr berechtigt fühlte, machte ich mich von ihm los. ‚Laſſen Sie mich in Frieden!‘ bat ich. ‚Wir haben uns einmal gehen laſſen, ſind ſehr, ſehr unartig geweſen! Das darf nicht wiederholt werden. Laſſen Sie uns baldmöglichſt die geſtrige Stunde vergeſſen.‘

„‚Vergeſſen?!‘ rief er außer ſich. ‚Aber Sie lieben mich ja doch! Wollen Sie mich aus Starrſinn einem Phantom opfern? Mich lieben Sie; mich! Wenn Sie es auch nicht geſtehen wollen! Ich weiß es; wie wäre es Ihnen ſonſt möglich geweſen, mich ſo zu küſſen?‘ —

„Und ich Unſelige liebte ihn nicht nur nicht, ſondern empfand ſeine Gegenwart als eine unerträgliche Pein und wünſchte nichts ſehnlicher, als daß Land und Meer uns baldigſt trennen mögen.

„Indeſſen zwang ich dieſe böſen Gefühle nieder und ſagte ſo ruhig wie möglich: ‚Natürlich habe ich Sie gern, weil Sie ſehr gut und liebenswürdig waren. Allein wenn ich geſtern einer momentanen Aufwallung, die Sie meinem langen Krankſein zuſchreiben mögen, nachgab, glaubte ich nicht, Sie damit über die Natur meiner Gefühle gegen Sie zu täuſchen. Ich habe Ihnen nie ein Hehl aus meiner Liebe für einen anderen gemacht.‘

„Er taumelte förmlich zurück. ‚Alſo mit der Liebe für den anderen im Herzen konnten Sie mich . . .‘

„Das Wort verſagte ihm.

„Stimmen näherten ſich auf den vom Hotel zum Strande führenden halbverſteckten Felſentreppchen. Wir gingen ſchweigend nach Hauſe.

„Einmal noch mußte ich ihm an der Table d'hote gegenüber ſitzen; aber er ſprach kein Wort und war bleich wie das Tiſchtuch. Am nächſten Morgen reiſte ich in aller Frühe ab. Ich habe ihn nie wieder geſehen, noch von ihm gehört.“ —

Die Legationsrätin ſchwieg. Auch die anderen Damen ſchienen in Nachdenken verſunken.

Da hob die kleine Fürſtin das Köpfchen und fragte: „Haſt du das 'mal deinem Mann erzählt?“

„Natürlich,“ war die Antwort, „noch vor unſerer Trauung. Ich hielt es für meine Pflicht.“

„Was ſagte er dann?“ fragte die Gräfin U. lebhaft.

Die Legationsrätin lächelte. „Er ſagte: ‚Wenn ich den Kerl 'mal zu packen bekäme, würde ich ihn würgen!‘“ —

„Weiter nichts?“

„Nichts.“ — Die Damen lachten.

„Wenn alle reden wollten, wie die Moni, würde man mancherlei Neues erfahren,“ meinte die Gräfin nach einer Pauſe. —

„Ja, freilich!“ rief die ſchöne Generalin und dehnte ſich ein wenig. „Aber es iſt gut, daß du grad zum End gekommen biſt, Moni. Man hört die Männer draußen. Wenn die kommen, iſt's mit dem gemütlichen Schwatzen und Beichten vorbei.“

Treue.

Von

Frida Schanz.

Sie fühlte das flackernde Licht verſprühn.
Und ſie ſprach, im Sterben noch mild und ſchlicht:
„Mein Lieb, ſolange die Veilchen blühn,
Gräme dich, — länger nicht!“

Und er hielt der armen Toten die Treu,
Er hielt ſie ihr klagend drei Tage lang.
Dann ſcholl durch die hohen Säle aufs neu
Der goldenen Becher Klang.

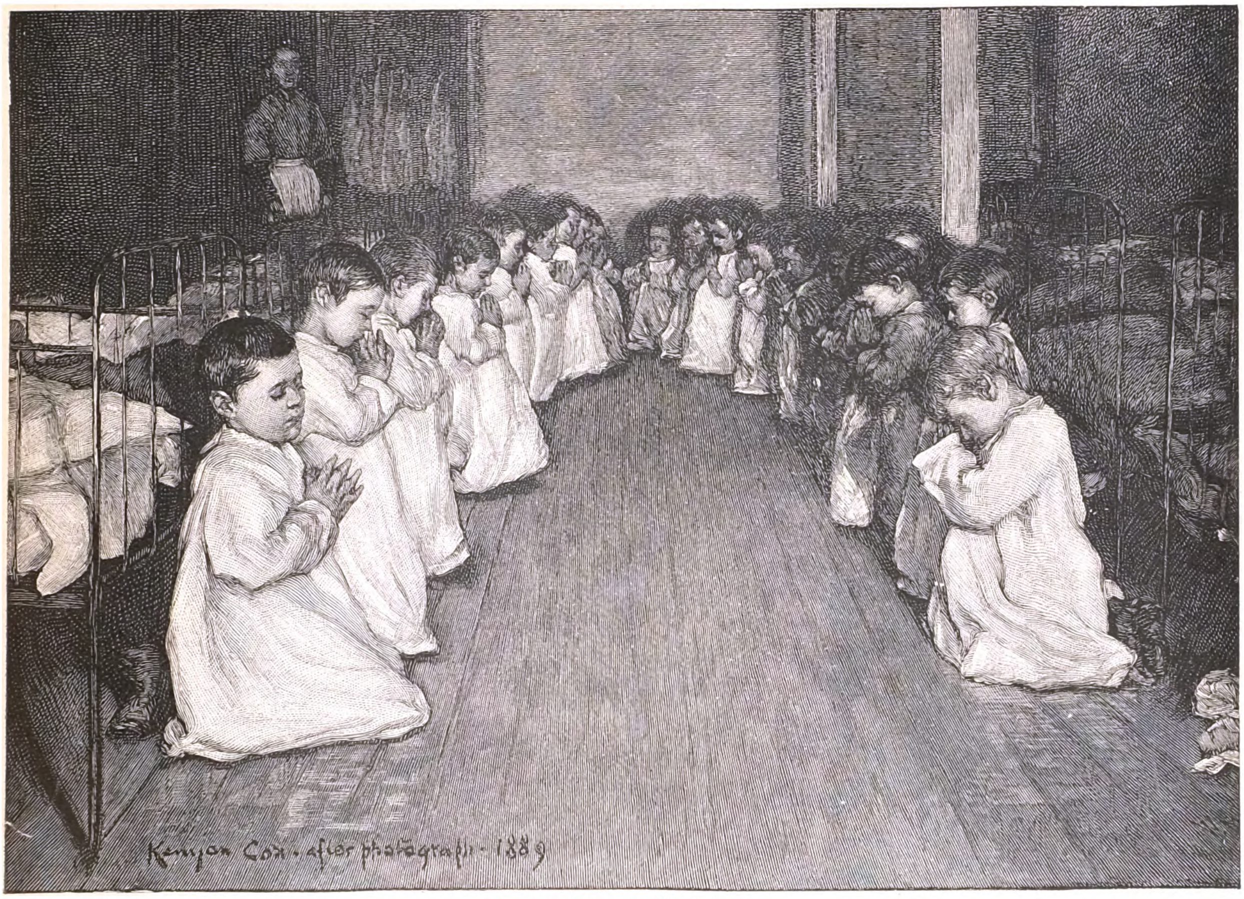
Sie ſchlief ſo ſtill in verſchwiegener Gruft,
Und lang ſchon war ſie ſo ſchmerzensmüd.
Doch draußen flutet die Lenzesluft,
Und das rauſchende Leben glüht.

Im Stalle ſtampfte ſein braunes Roß,
Heiß rief ihn die Sehnſucht nach Flur und Hain.
Und er jagte wild mit dem bunten Troß
In den knoſpenden Wald hinein.

Am Bergquell ſah er das Hirtenkind,
Und er jagte lieber von Tag zu Tag.
Das Laub ward grüner, weicher der Wind,
Immer ſchöner der Hag.

Er traf das Mägdlein, gar fern vom Zug,
Und ſah erſtaunt ihrer Augen Glanz.
Leis ſtrich er ihr Goldhaar. Und ſieh, ſie trug
Blaue Veilchen im Kranz.

Er riß das Gewind aus dem wehenden Haar
Und warf es zornig ins dornige Grün.
Er ſprach: „Wie lange in dieſem Jahr,
Wie lange die Veilchen blühn!“



Dem Straßenleben entrückt (S. 443).

Die Armen und Elenden in New York.

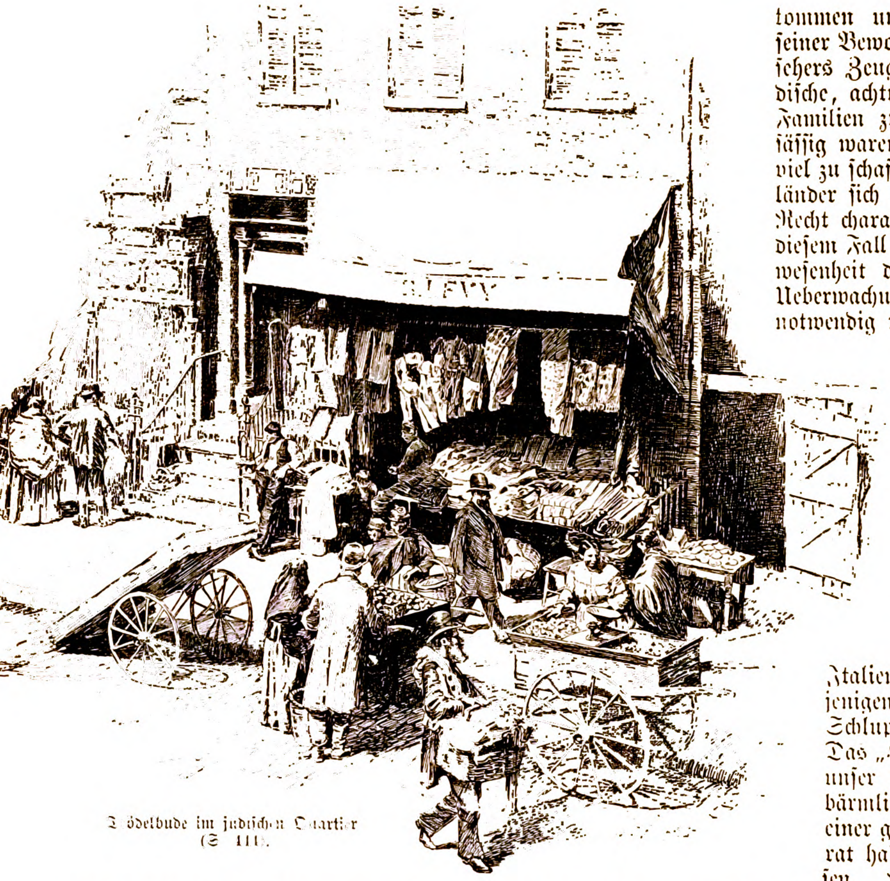
Von

Wilh. F. Brand.

Der Wohlſtand Amerikas iſt ein ſo außerordentlicher und zugleich iſt die Ergiebigkeit des Landes noch ſo weit davon entfernt, auch nur annähernd als ausgenutzt betrachtet werden zu können, daß jedermann, der ſeine Arbeit verſteht und zu arbeiten bereit iſt, dort immerhin im allgemeinen ſeinen Unterhalt leichter und reichlicher zu erwerben im ſtande iſt, als in der Alten Welt. Schon iſt es dahin gekommen, daß geborene Amerikaner beiderlei Geſchlechts ſich verhältnismäßig nur ſelten dazu verſtehen, Dienſtbotenſtellen anzunehmen. Trotzdem die Löhne dort das Sechsfache und darüber betragen von dem was man bei uns bezahlt, überlaſſen ſie dieſes Feld doch in ausgedehntem Maße den Einwanderern, namentlich irländiſchen, ſkandinaviſchen und auch deutſchen Mädchen. Auch erachtet es eine rechte Amerikanerin für ihrer unwürdig, Feldarbeiten zu verrichten. Die weiblichen Perſonen, die wir auf dem Felde arbeiten ſehen, ſind faſt ausſchließlich Eingewanderte. Und trotz alledem herrſcht dort, in den größeren Städten wenigſtens, auch wieder eine Armut, ein Elend, wie wir es bei uns zu Hauſe kaum kennen, freilich vornehmlich auch wieder unter den Eingewanderten aus aller möglichen Herren Ländern. Die Amerikaner behaupten zwar, es ſei zum größten Teil die eigene Schuld der im Elend Lebenden und wohl mögen ſie bis zu einem gewiſſen Grade recht haben. Denn es ſind ja wahrlich nicht immer die beſten Elemente, die europamüde ſich ein neues Heim jenſeits des Ozeans ſuchen und für Tagediebe, ſeien ſie nun amerikaniſcher oder transatlantiſcher Abkunft, iſt „das Land der Freiheit“, das aber in erſter Reihe auch das Land der Arbeit iſt, keineswegs ein Eldorado. Aber dennoch ſollte mehr geſchehen, dieſem Elend zu ſteuern, um ſo mehr, als die Elenden doch nicht immer gerade nur die Nichtsnutzigen allein ſind. Das in ſo erſtaunlicher Weiſe aufblühende New York z. B. hat Schlupfwinkel aufzuweiſen, die ſich nur mit den ſchauerlichſten „Slums“ im Oſt-End von London vergleichen laſſen.

Entſchuldigen ſich die Londoner damit, daß ihre Stadt und gerade dieſe Stätten des Elends im Oſt-End ſchon ſo alt ſeien und daß man nicht auf einmal überall Neubauten errichten und Reformen, die ja allerdings in letzter Zeit nicht ohne Erfolg ins Werk geſetzt ſeien, einführen könne, ſo iſt die Entſchuldigung der New Yorker gerade die Neuheit und das außerordentliche Anwachſen ihrer Stadt, in der nicht alles immer gleich ſo wohl geregelt ſein könne, als dort, wo Jahrhunderte allmählicher Entwickelung die Wege geebnet hätten. Bezüglich der zahlreichen Ausländer aber, die in Amerika im Elend leben, klagt der Yankee nicht ohne Unrecht und auch nicht ohne Bitterkeit, daß er ſolche Elemente wahrlich nicht herbeigerufen und viel darum geben würde, wenn er die ungebetenen Gäſte wieder los wäre.

War New York vor hundert Jahren wenig mehr als ein Dorf, ſo gehört gerade die Stätte, wo jenes Dorf gelegen

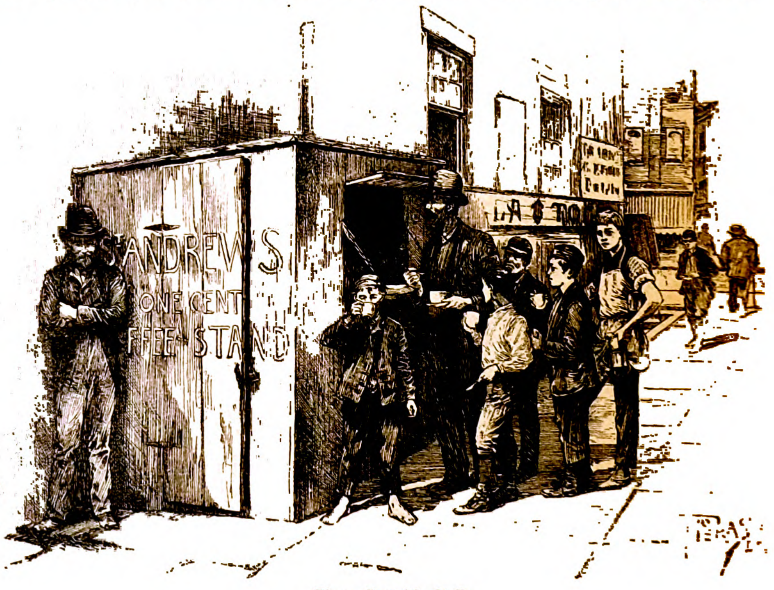


Trödelbude im jüdiſchen Quartier
(S. 441).

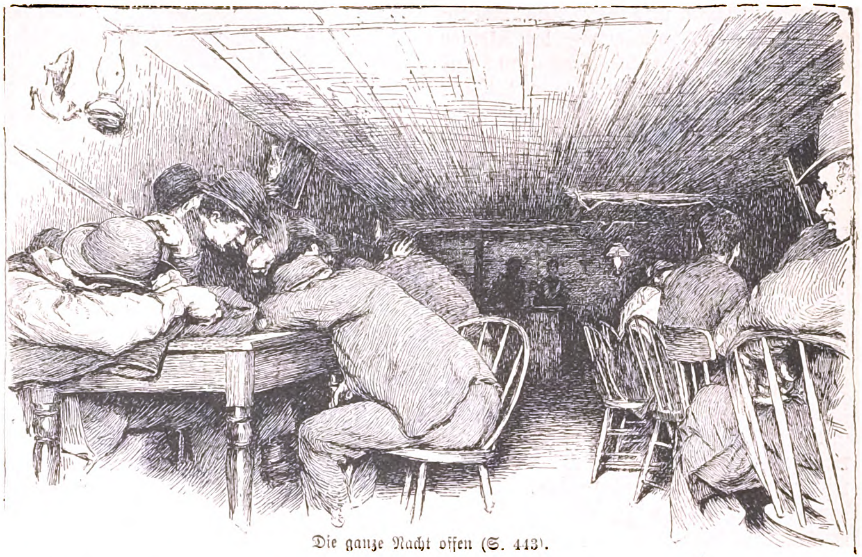
war, heute zu den ſchlimmſten Quartieren der Großſtadt. Nur in geringer Entfernung von der hoch über die Straße führenden Eiſenbahn, wo dieſe unter die große Brooklyner Brücke taucht, macht der allgemeine Wohlſtand plötzlich der Armut Platz. In Cherry Street finden wir noch Behauſungen einſtmals begüterter Familien, Wohnſtätten, die wie Geiſter aus langſt vergangenen Zeiten aus ihrer heutigen Umgebung vorwurfsvoll uns anſchauen. Hier fuhrt uns des Künſtlers Stift einen derartigen Wohnſitz aus beſſerer Zeit vor Augen. Geſchmackvoll und freundlich muß das Haus einſtmals geweſen ſein. Heute iſt kein Stein mehr unbeſchädigt, die Säulen ſehen aus als bedürften ſie ſelbſt der Unterſtützung; von dem Karnies iſt kaum noch eine Spur zu gewahren. Kinder tummeln ſich auch heute am Eingang, doch ihre hohlwangigen Geſichter bilden einen trüben Gegenſatz zu dem friſchen Ausdruck derer, die in früherer Zeit hier ihr Weſen trieben.

Wie aber ſollen die Kinder in Gotham Court, einer Gaſſe, die ſo eng iſt, daß kaum ein Sonnenſtrahl oder auch nur ein Hauch friſcher Luft von oben hineindringen kann und noch von den anwohnenden Wäſcherinnen zum Aufhängen der friſch gewaſchenen Kleidungsſtücke benutzt wird, eine friſchere Farbe aufweiſen können! Glückliche Beſitzer ſolcher Wäſche, die in Gotham Court „gereinigt" wird. Freilich, würden wir in Deutſchland unſere Wäſche, wenn wir immer genau wüßten, wie und wo dieſelbe gereinigt wird, mit einem ebenſo behaglichen Gefühl anlegen, wie wir das wohl thun? In Gotham Court finden mehr als hundert Familien in einem einzigen Bau ein Unterkommen und von dem internationalen Charakter ſeiner Bewohnerſchaft mag die Ausſage eines Aufſehers Zeugnis ablegen, derzufolge hundert irländiſche, achtunddreißig italieniſche und zwei deutſche Familien zu derſelben Zeit in Gotham Court anſäſſig waren. Da gibt es denn auch für die Polizei viel zu ſchaffen. Bekanntlich gibt es gerade, wo Irländer ſich befinden, vornehmlich Zank und Streit. Recht charakteriſtiſch für einen Irländer iſt aber in dieſem Fall auch die Aeußerung, daß „nur die Anweſenheit der beiden deutſchen Familien die ſtete Ueberwachung der Gegend von ſeiten der Polizei notwendig mache"; ebenſo wie bekanntlich die verhältnismäßig geringe Zahl von Engländern auf der iriſchen Inſel ſelbſt an all dem gegenwärtig dort herrſchenden Unheil und Elend ſchuld ſein muß.

Das vornehmlichſte Berufsfeld der Irländer iſt die Kneipe, die Kneipen ſind aber auch in dieſen Gegenden der Armut ein ziemlich einträgliches Geſchäft, gleichviel wie primitiv und ſchmutzig ſie ſein mögen. Ueber Schmutz ſetzt ſich die große Seele eines Sohnes der „grünen Inſel" leicht mit philoſophiſchem Gleichmut hinweg. Irländer, Italiener und polniſche Juden ſind wohl diejenigen Elemente, die in den allerſchmutzigſten Schlupfwinkeln von New York zu Hauſe ſind. Das „Heim" des engliſchen Kohlenabladers, das unſer Bild zeigt, iſt gewiß ärmlich und erbärmlich genug, aber es zeigt doch noch Spuren einer gewiſſen Ordnungsliebe, Schmutz und Unrat haben ſich doch nicht in alles hineingefreſſen. Auch die italieniſche Lumpenſammlerin hat ſich inmitten ihrer ringsum aufgeſtapelten Ware noch einer für die Verhältniſſe anerkennenswerten Reinlichkeit befliſſen; aber welch ein entſetzliches Bild bietet uns ein Einblick in eine der gewöhnlicheren Nachtherbergen, die ganz beſonders von ihren Landsleuten aufgeſucht werden, wo aber doch ein Nachtlager - - und was für eines — mit fünf Cents, alſo mehr als zwanzig Pfennig bezahlt wird. Zu ebener Erde, dicht aneinander gepfercht liegen ſie, eine Schicht auf leichtem Ueberbau über der anderen in engem Raume, in verpeſteter Luft, Männer und Mädchen, Frauen und Knaben bunt durcheinander. Das Geſetz verbietet zwar



Einen Cent die Taſſe.

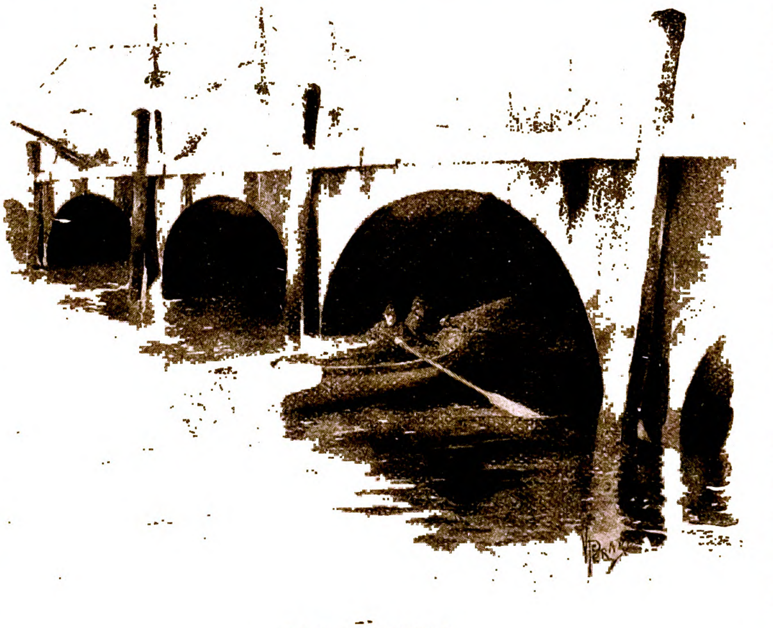


Die ganze Nacht offen (S. 443).

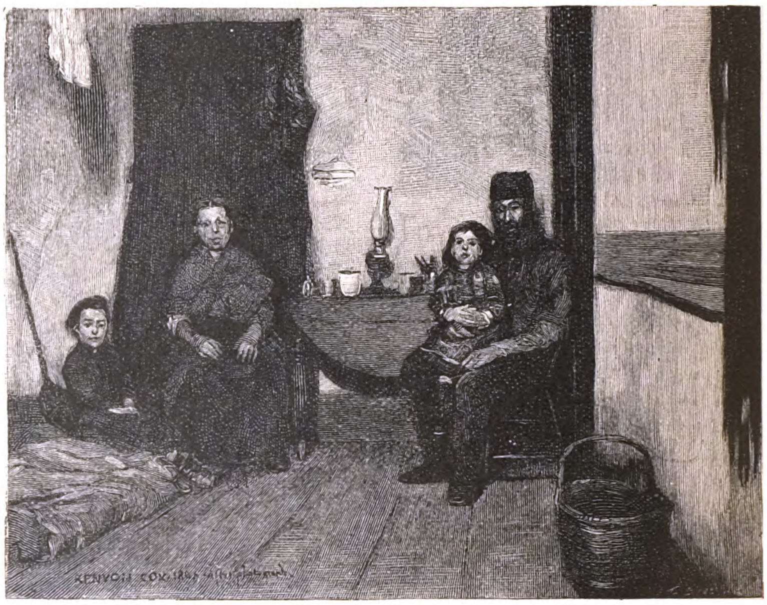
eine ſolche Ueberfüllung, aber es iſt oft ſchwer und in vielen Fällen für den Augenblick wenigſtens auch hart, dasſelbe mit aller Strenge durchzuführen, wenn Hauswirt wie Schlafgäſte ſich zur Umgehung desſelben miteinander verbinden. Dieſe Schlafſtätten ſind die Brutſtätten der ſchlimmſten Uebel oder wie ein New Yorker Richter jüngſt ſich ausdrückte: „Dieſe Zehn-Cents-Logierhäuſer richten mehr Unheil an, als die freien Lehrzimmer, freien Vorträge und alle anderen Hilfsmittel zur Reform Gutes thun. Solche Logierhäuſer haben mehr Armut und Elend und mehr Verbrechen hervorgerufen als irgend ein anderer Uebelſtand gethan hat!“ Einladender ſind ſchon die Schlafſtätten, die ein anderes Bild uns zeigt, beſtehen ſie auch nur aus ſtraff angeſpannten Stückchen Segeltuch, die ſo ſchmal ſind, daß die Inhaber derſelben auch während des Schlafens das Balancieren nicht vergeſſen dürfen, wenn ſie ſich nicht plötzlich auf dem Fußboden wollen gelandet ſehen. Ein ſolches Lager koſtet ſchon ſieben Cents die Nacht.

Und auch dieſe Summen von ſieben und fünf Cents ſind nicht für jedermann leicht zu erſchwingen oder, wenn verdient, lange vor Einbruch der Nacht auch ſchon in der Kneipe wieder verausgabt. Manche bleiben daher hier die Nacht hindurch ſitzen. Für zwei Cents können ſie ſchon einen Trunk bekommen, Bier oder Gin und andere gemeine Spirituoſen; und am Tiſche ſitzend, den Kopf darauf geſtützt, verſchlafen ſie hier die Nacht ſo gut ſie können. Welcher Arbeit aber ſind ſie nach einer ſolchen Nachtruhe fähig! Und wer ſelbſt dieſe zwei Cents nicht beſitzt, muß draußen bleiben und in einer Straßenecke oder wo er ſonſt einen Winkel zum Unterkriechen finden kann, eine Ruheſtätte ſuchen. Im Freien ſchlafen iſt zwar auch nicht erlaubt, aber die Polizei hätte viel zu thun, wollte ſie alle Zuwiderhandelnden regelmäßig von der Straße aufleſen. Es gibt zwar auch Armenhäuſer und derartige Anſtalten, in denen die Obdachloſen ein Nachtlager ohne Entgelt finden könnten. Aber vor Eintritt in ein ſolches muß zunächſt ein Bad genommen und die Kleidung gereinigt werden, damit dieſe Schutzſtätten nicht zugleich auch Schmutzſtätten und Sammelſtätten aller Art Ungeziefers werden. Nichts aber iſt ſolch verwahrloſten Elementen ein größerer Greuel als die Reinigung — und nun gar ein Bad! Für ein freies Nachtlager muß aber am nächſten Morgen eine gewiſſe Arbeit, wie Steinklopfen und dergleichen verrichtet werden. Iſt die Arbeit eigentlich auch nur eine nominelle, iſt ſie auch nur eingeführt, um den unverbeſſerlichen Faulenzern den Müßiggang nicht gar zu ſehr zu erleichtern, ſo bleibt es doch immerhin eine Arbeit und davor haben dieſe Leute womöglich einen noch tieferen Abſcheu als vor einer gründlichen Waſchung. Verſchämtere Arme haben aber auch noch eine unüberwindliche moraliſche Abneigung gegen das Armenhaus, während die meiſten von ihnen ein freies Bummelleben, wenn auch mit mancherlei Entbehrungen verknüpft, der ſtrengen Zucht einer wohlthätigen Anſtalt vorziehen und nur zu viele aus ihrer Mitte Grund genug haben, die Behörden und die Polizei, „die ja alle miteinander unter einer Decke ſpielen“, zu vermeiden, und froh ſind, wenn jene ihrerſeits ſie in Ruhe laſſen.

Das Trübſeligſte aber iſt, daß gerade Kinder nur zu häufig in einem Straßenwinkel ihr Nachtlager ſuchen müſſen, „Straßenaraber“, denen oft das Gefühl der Freiheit ſo mächtig in der Bruſt ſich regt, wie es für „das freie Land“, in dem ſie leben, ſich ziemt! — Armſelige Weſen, die noch öfter indeſſen zum Uebernachten im Freien gezwungen ſind, weil kein ſchützendes Obdach ſich ihnen aufthut. Es geſchieht allerdings manches von ſeiten der Stadt wie auch durch die philanthropiſchen Beſtrebungen einzelner, ſolchen Uebelſtänden abzuhelfen. Davon gibt uns ein anderes Bild einen wohlthuenden Beweis, das uns in das Heim verwahrloſter oder doch einſtmals verwahrloſter Kinder führt. Sie knieen in reinlichen Nachthemdchen vor ihren



Fahnden auf Flußdiebe.

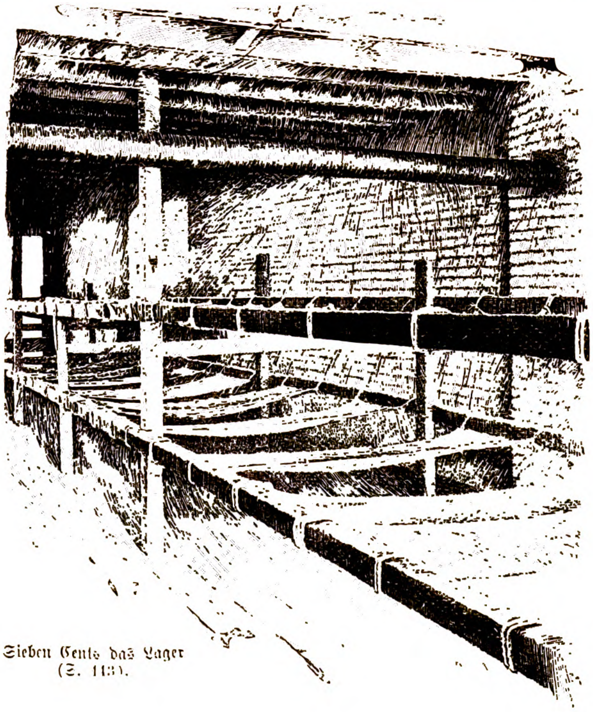


Heim eines engliſchen Kohlenabladers (S. 442).

reinlichen Bettchen und ſprechen ihr Abendgebet. Glücklich ſind gewiß die Kleinen zu nennen, die eine frühe Verwaiſung und das Uebermaß des Unglücks in rettende Hände geführt, im Vergleich zu manchen, die vielleicht nicht vaterlos und doch auch wieder ſchlimmer noch als vaterlos dran ſind. Finden die meiſten von ihnen eine vorzeitige Ruheſtätte auf Potters Field, ſo gibt es von denen, die in den „Slums“ aufwachſen, nur zu viele, die im Laufe ihres verfehlten Lebens den Aufenthalt dort auf mehr oder weniger lange Perioden mit Plätzen vertauſchen, wo ſie ſich unter der allerſorgfältigſten Obhut der Behörden befinden, ſofern dieſe ſich nicht genötigt ſehen, ſie in gar zu enge Berührung mit dem Strick zu bringen oder in unſeren Tagen ihnen einen Platz in dem elektriſchen Lehnſtuhl anzuweiſen, der in dem fortgeſchrittenen Amerika das Schafott erſetzt.

All dieſe Schickſale teilen die Söhne des Landes mit einer verhältnismäßig großen Anzahl von Eingewanderten aus aller Herren Ländern. Weiß man doch, was fur bösartige Elemente ſich auch unter dieſen befinden und wie viele von ihnen in der Neuen Welt ſich ebenſowenig zum Arbeiten entſchließen können, wie es in der Alten der Fall war. Eigentümlich bleibt es aber, daß unter dieſer Art Menſchen, ſoweit ſie arbeiten, einzelne Nationen auch beſondere Verrichtungen zu ihrer Spezialität machen. Die Italiener ſind Lumpenſammler, Schuhputzer und Orgeldreher, die Chineſen ſind Waſchfrauen oder richtiger Waſchmänner, der Neger weiß das Raſiermeſſer zu handhaben, die Deutſchen ſind vielfach Straßenmuſikanten, die natürlich nur in den ärmeren Quartieren übernachten und über die ganze Stadt hinaus ihrem Gewerbe nachgehen. Desgleichen ſind die Deutſchen vielfach Bäcker, Uhrmacher, Kellner. - - Doch damit ſind wir natürlich ſchon aus den „Slums“ herausgetreten. Was aber iſt der Jude in dieſen ärmeren Gegenden? Was könnte er anderes treiben, als Handel, Handel mit alten Kleidern, Handel mit allem, was handelnswert?

Alle Nationen ſind hier vertreten, die Zugehörigen jeder einzelnen halten ſich gerade in dieſen ärmeren Quartieren enger aneinander. Es gibt deutſche, italieniſche, franzöſiſche, irländiſche, ſpaniſche, ſkandinaviſche, ruſſiſche, jüdiſche, chineſiſche wie auch afrikaniſche Kolonien, nur kaum eigentlich amerikaniſche. Das kommt zum Teil allerdings daher, daß die einzelnen Amerikaner, die hier leben, naturgemäß ein engeres Aneinanderſchließen nicht ſo nötig haben, wie die Angehörigen anderer Nationen. So eng dieſe unter ſich vielfach zuſammenhalten, ebenſo feindſelig iſt oftmals das Verhältnis, das zwiſchen den einzelnen Kolonien beſteht. Alle aber richten ihren Haß gegen den Chineſen nicht zum wenigſten, weil er arbeitſam und zugleich ſo außerordentlich genügſam iſt in ſeinen Anſprüchen an das Leben, daß er auf manchen Gebieten andere Arbeiter leicht aus dem Felde ſchlägt. Was ſich aber auch gegen ihren heimtückiſchen Charakter, gegen ihre ganze Lebensweiſe ſagen laſſen mag, in einem Punkte ſind die Aermſten der Chineſen denen anderer Völker jedenfalls überlegen. Das iſt ihre große Reinlichkeit, weshalb ihr Quartier, wie primitiv ihre Behauſungen auch ſein mögen, doch nicht eigentlich zu den Schlupfwinkeln der Verkommenheit gehört.



Sieben Cents das Lager (S. 443).

Vom Tſchin.

Von

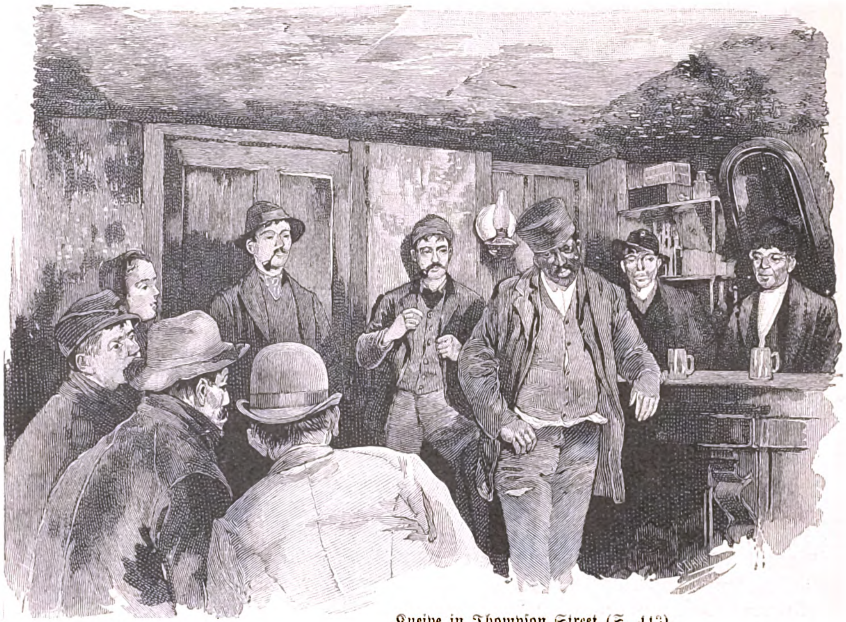
Gerhard von Amyntor.

Höre, Frau, ich komme mit dieſer verzwickten Tafelordnung nicht zu Rande!“ rief ungeduldig der Herr Kommerzienrat, der, eine Tauſendmark-Zigarre zwiſchen den lüſtern ſaugenden Lippen, in ſeinem rotſeidenen Schlafrocke vor dem Schreibtiſche ſaß und um einen mit Bleiſtift auf einen Zettel gezeichneten Kreis verſchiedene Namen zu ſchreiben bemüht war. „Bitte, verſuche du einmal das Ding! Ihr Weiber habt darin mehr Schick . . . es iſt übrigens der reine Unſinn! ha, ha, ha! wir ſind wahrhaftig noch ſchlimmer als die Chineſen.“

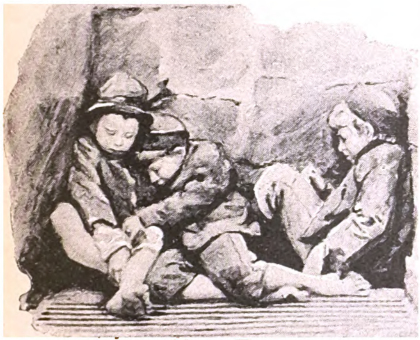
Frau Ottilie huſchte, etwas mitleidig lächelnd, an den ſich ergebnislos mühenden Gemahl heran und neigte ſich mit ihrer ſchlanken, in krachenden Atlas gezwängten Geſtalt über ſeine Schulter.

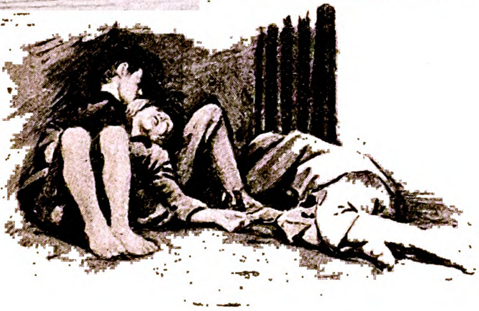
„Ereifere dich nicht, Männchen!“ mahnte ſie gemütlich, „du biſt im Unrecht. Eine Geſellſchaft ohne Formen iſt keine Geſellſchaft mehr.“ Sie hatte den unvollſtändigen Entwurf des Gatten mit einem einzigen Blicke überflogen und fuhr berichtigend fort: „So geht es allerdings nicht! Der Präſident kann nicht unter dem Rittmeiſter ſitzen und dein Freund Malten, wenn er auch ein Millionär iſt, kann mich nicht zur Tafel führen, wenn wir eine Excellenz im Hauſe haben, der dieſes Vorrecht gebührt.“

„Mit deiner Excellenz!“ — lachte der Kommerzienrat, indem er etwas geringſchätzig mit den Schultern zuckte — „ein charakteriſierter Generallieutenant außer Dienſten! ich bitte dich, Tile … es gibt Städte, in denen dieſe Herren wie die Pilze wachſen! was gilt mir ſo ein emeritierter Exerzierplatz-Mandarine? wer kennt ihn denn? Aber Malten! das hört ſich ganz anders an … der kommandiert zehntauſend Arbeiter, er iſt eine Macht im Staate, ‚die Blinden in Genua kennen ſeinen Tritt!‘ warum in aller Welt ſoll dieſer Mann unter dem General ſitzen? Ich verſtehe ſolche Logik nicht!“



Kneipe in Thompſon Street (S. 443).





Schlafſtätte im Freien (S. 443).

„Es handelt ſich nicht um Logik, ſondern um eine Form, die du, wenn du überhaupt mit der Geſellſchaft verkehren willſt, nicht eigenmächtig verletzen darfſt . . .“

„Da haben wir’s ja;“ unterbrach er ſie halb ärgerlich, halb ſpöttiſch, „immer nur die Form! ſind wir nun wirklich beſſer als die Chineſen! iſt es denn eine ſo hohe Auszeichnung für dich, wenn dir die ſtocktaube Excellenz ihren Arm bietet, um dir während der Mahlzeit eine erſchöpfende Anſtrengung deiner Lungen zuzumuten?“

„Für mich nicht, aber für den General,“ gab ſie fein zurück. „Es ehrt den Gaſt, wenn er neben der Frau des Hauſes ſitzen darf.“

Der Kommerzienrat Waldburg legte ſeine Tauſendmark-Zigarre in den ſilbernen Aſchenbecher, der zwiſchen allerlei koſtbaren Gebrauchs- und Schmuckgegenſtänden auf dem Schreibtiſche ſtand, und wendete ſich nach ſeiner Gattin um, indem er dem Drehſchemel, auf dem er ſaß, einen kurzen Schwung erteilte: „Das weiß ich, Kind; ich bin ja kein Bauer und laſſe auch herzlich gern gewiſſe Formen gelten. Aber . . . sunt certi denique fines.“

„Ich verſtehe nicht Lateiniſch.“

„Ich meine: es gibt gewiſſe Grenzen, durch deren Ueberſchreitung man die Form zur Mißgeſtalt macht, Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage . . .“

„Du biſt heut ſtark in Citaten, Waldburg, aber ſchwach in der Beweisführung. Was willſt du eigentlich? ſollen wir unſere Gäſte um ihre Plätze etwa loſen laſſen?“

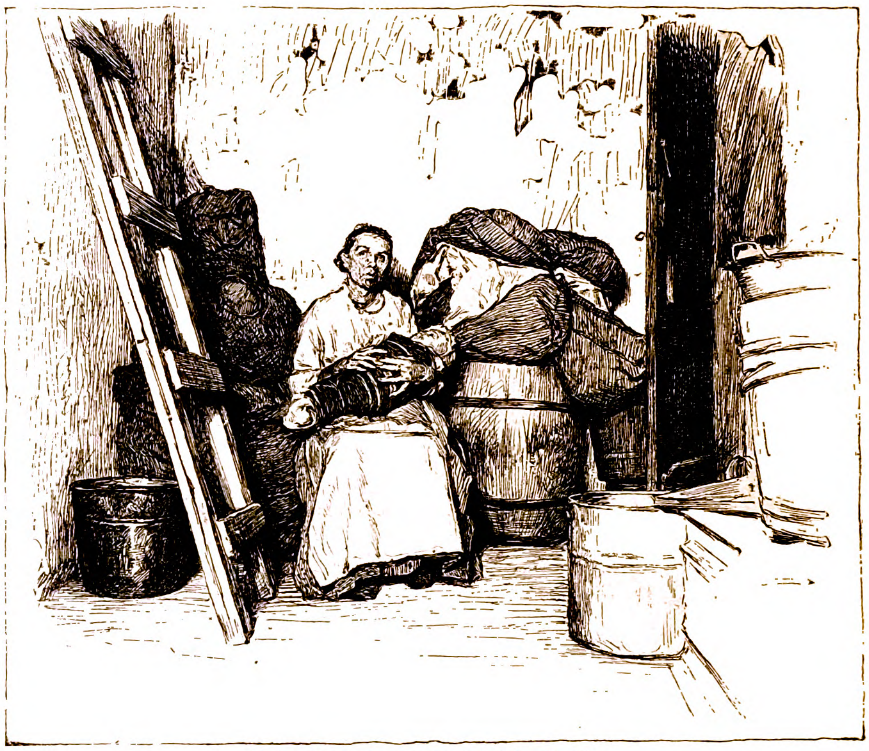
Er lachte beluſtigt. „Wer weiß, ob das nicht das Geſcheiteſte wäre; ein größerer Unſinn als mit deinem Tſchin würde ſicher nicht herauskommen.“

„Mit meinem Tſchin!“ wiederholte ſie vorwurfsvoll. „Ich habe dieſen Tſchin doch nicht gemacht. Er iſt uns überkommen von oben her; gehe an den Hof und lerne dort, daß jeder Menſch in einem geordneten Staatsweſen ſeinen genau beſtimmten Rang hat, und dieſer Rang bleibt auch für den Salon maßgebend; keinen Fehler in der Rangordnung zu machen, beweiſt, daß man bekannt iſt mit den Sitten und Gebräuchen der vornehmen Welt …“

„Und dieſe vornehme Welt iſt auch der Frau Kommerzienrat Waldburg, geborenen von Steinfeld, bekannt,“ ergänzte er mit leicht-ironiſchem Lächeln, „denn ſie iſt die Tochter eines hohen Beamten und hat als Fräulein manches glänzende Hoffeſt mitgemacht . . . quod erat demonstrandum.“

„Ach, Waldburg, wenn du mich nur foppen willſt, dann laſſe ich dich hier ſitzen,“ ſchmollte ſie und wollte ſich wieder entfernen.

Er hielt ſie feſt. „Bleibe, Tile! ich foppe dich nicht; ich freue mich vielmehr und bin ſtolz darauf, eine Frau zu haben, die Lebensart beſitzt Aber – –“ er zog einen Seſſel neben ſeinen Drehſchemel und lud die Gattin durch



Italienische Lumpensammlerin daheim (S. 442).

eine Handbewegung zum Niedersitzen ein — „sage selbst, ist es nicht eine ungeheure Thorheit, daß wir durch das, was an einem Hofe ein notwendiges Uebel ist, unsere kleinen Gesellschaften zu einer Hölle, mindestens zu einem kläglichen Zerrbilde von etwas für uns Unerreichbarem machen? Sieh! in einer großen Hofgesellschaft ist die Klassifizierung der Hunderte von Eingeladenen nach Rang und Würden gar nicht zu umgehen, wenn für den Souverän oder seine Hofbeamten die Möglichkeit gewahrt bleiben soll, irgend eine bestimmte Persönlichkeit herauszufinden. Was aber als Zeremoniell vielleicht an einem Kaiserhofe eine Notwendigkeit ist, das wird in einem bürgerlichen Hause, wo ein oder zwei Dutzend Gäste behaglich miteinander verkehren sollen, zur Lächerlichkeit."

„Wir können aber unmöglich die Excellenz unter deinen Freund Malten setzen," beharrte hartnäckig die Frau Kommerzienrat.

„Warum denn nicht? Gibt denn der Platz dem Mann die Ehre oder gibt sie nicht vielleicht der Mann dem Platze? Zum Henker! ich bin stolz genug, mir einzubilden, daß überall, wo ich sitze, oben ist. Und wenn, was ich bereitwillig zugebe, der Platz neben der Frau des Hauses wirklich ein Ehrenplatz ist, warum soll ich ihn nicht demjenigen zuweisen dürfen, den ich einmal besonders ehren will, unbeschadet meiner Hochachtung, die ich auch vor deiner schwerhörigen Excellenz hege? Ich kann doch nicht beide Herren auf einen und denselben Stuhl setzen."

„Warum willst du denn Herrn Malten so besonders ehren? Etwa weil er reich ist?" Sie fragte es mit einer eigentümlichen, fast lauernden Betonung.

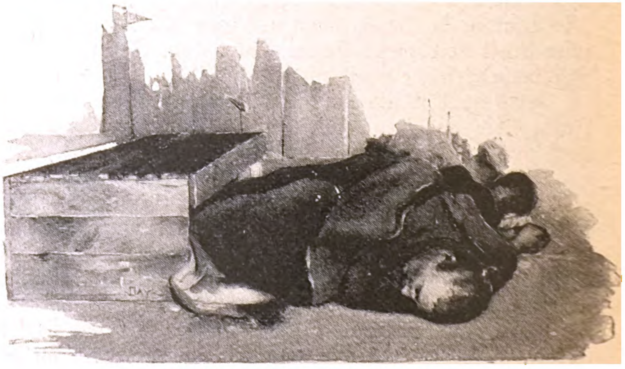
Der Gatte spitzte die Lippen und stieß einen pfeifenden Ton zwischen denselben hindurch. „Wäre dieser Grund etwa ein Verstoß gegen die Vorschriften deines gesellschaftlichen Kodex? Ei, ei, Tile! Diesen Einwand hätte ich von dir nicht erwartet. Leben wir nicht im Jahrhundert der Heuchelei und der Mammon-Verehrung? Liegt man nicht überall vor dem roten Golde auf den Knieen und beeifert man sich nicht mit wahrhaft rührender Naivetät, dieser Goldanbetung stets ein kleidsames, veredelndes Mäntelchen umzuhängen? Herr X. ist so gut, so geistreich, so unterhaltend, so stolz, so uneigennützig, so interessant; derartige lügnerische Beteuerungen sollen doch immer nur beschönigen, daß wir nur dem Golde des Gepriesenen unsere Ehrfurcht beweisen. Ist es nicht so? Sei ehrlich, Tile! Ich bin nun aber wirklich der letzte, der diesen Grund gelten ließe, wenngleich ich aus eigener Erfahrung weiß, welche Ströme von Schweiß es kostet, die erste Million Mark ehrlich zu verdienen; meinen Freund Malten will ich ehren, nicht weil er viele Millionen erworben hat, sondern weil er ein Genie ist und auf dem Felde der wirtschaftspolitischen Probleme mehr Schlachten gewonnen hat, als deine Excellenz auf dem Exerzierplatze."

„Du bist ein Durchgänger, Waldburg, und übersiehst die Kriegsdekorationen, die der General auf seiner Brust trägt."

„Nein, ich übersehe sie nicht. Ehre jedem tapferen Soldaten, der mit seinem Herzblute das Deutsche Reich kitten half! Aber Ehre, vollgemessene Ehre auch jedem braven Bürger, der in dieser Zeit blutig ringender Gegensätze Ideen gebar, die zur Versöhnung der Parteien und zum friedlichen Ausbau unserer Gesellschaftsordnung beitragen! Uebrigens hat auch Malten seine Wehrpflicht erfüllt und dem Hagel der französischen Chassepots Trotz geboten; ich wüßte wahrlich nicht, warum er auf der Wagschale deiner Schätzung leichter wiegen sollte, als der Herr General."

„Er wiegt nicht leichter, gewiß nicht! Es ist aber nun einmal Sitte, daß man die Excellenz über den Industriellen setzt . . ."

„Und diese Sitte wird zur Unsitte, wenn die Excellenz ein braver Durchschnittsmensch ist, den niemand kennt, der Kaufmann aber ein Genie, dessen Name bei allen zivilisierten Völkern mit Hochachtung und Bewunderung genannt wird. Ich bitte dich! Soll denn im Hause eines gebildeten deutschen Bürgers immer nur die Rangordnung des Exerzierplatzes gelten? Wenn wir den blinden Sänger Homer heut abend an unserer Tafel hätten, würden wir ihn etwa unter den Rittmeister rangieren, weil Homer, soviel ich



Nachtlager auf der Straße (S. 443).

weiß, nicht einmal Lieutenant bei den alten Griechen geweſen iſt? Denke an deinen eigenen Onkel, unſeren braven Fritz v. Steinfeld; er iſt ein würdiger Greis von ſiebenzig Jahren; würden wir ihn, wenn er heut unſer Gaſt wäre, unter den verhältnismäßig jugendlichen Präſidenten ſetzen, weil er es einſt nur zum Premierlieutenant gebracht und den ganzen Reſt ſeines langen Lebens der Bebauung ſeines ererbten Landgutes gewidmet hat, der Präſident aber nach deinem Tſchin mit den Oberſten oder den Generalen rangiert?“

„Das ſind Ausnahmen, die nur die Regel beſtätigen.“

„Gewiß. Sie beweiſen aber, daß die Regel nur bindend iſt für Durchſchnittsmenſchen und Durchſchnittsverhältniſſe; die bedeutende Hausfrau konſtruiert auf der Sehne dieſer Regel ſtets die Kurve der von ihr unerläßlich gehaltenen Abweichungen.“

„Das ſoll verſtändlicher heißen: ich ſoll mich von Herrn Malten zu Tiſch führen laſſen?“

„Du haſt es erraten!“ triumphierte der Kommerzienrat, „denn du biſt eben eine bedeutende Frau.“ Er zog ſie an ſich und drückte ihr einen dankbaren Kuß auf die kluge Stirn. „Sieh, mein Kind,“ fuhr er erleichtert fort, „wenn man ſeine Gäſte immer nur nach dem Tſchin rangiert, ſo macht man den Salon zu einer Art Exerzierplatz; man beweiſt wohl, daß man die Rangordnung kennt, daß man aber von der feineren Lebensart doch eigentlich keine Ahnung hat . . .“

„Erlaube!“ platzte die Gattin beleidigt hervor. Er aber hielt ihr die Hand auf den Mund und ergänzte mit Betonung: „von der feineren Lebensart, die die Menſchen nach dem unterſcheidet, was ſie ſind, nicht nach dem, was ſie vorſtellen. Es gibt doch Geiſter, die außerhalb jedes Tſchins ſtehen, und auch an Fürſtenhöfen weiß man ihnen bevorzugte Plätze anzuweiſen, indem man ihnen willkürlich Titel und Würden zuerkennt, die ſie aus der breiten Menge herausheben. Du ſelbſt haſt neulich den Maler gebeten, dich zu Tiſch zu führen, obgleich wir einen Rat zweiter Klaſſe unter unſeren Gäſten hatten . . .“

„Mit Künſtlern macht man eben einmal eine Ausnahme . . .“

„Nicht nur mit Künſtlern; auch mit Dichtern, mit Politikern, kurz mit allen Männern von Geiſt, die eben nicht nach ihren Titeln, ſondern nach ihren Thaten rangiert werden . . .“

„Aber, lieber Waldburg,“ unterbrach ſie ihn, „damit ſagſt du mir nichts Neues. Ich leugne ja gar nicht, daß es Talente, oder meinetwegen auch Genies, gibt, die kometenartig an unſerem geſellſchaftlichen Himmel auftauchen und jedem Zwange einer vorgeſchriebenen Ordnung ſpotten. Du kennſt meine Schwärmerei für den Dichter der ‚Ahnen‘; wenn Guſtav Freytag etwa Landwehrhauptmann wäre, meinſt du, ich würde ſo ungeſchickt ſein und ihn unter einen Major an meinen Tiſch ſetzen? ‚Les âmes privilégiées rangent à l’égal des souverains‘, hat ſchon der alte Fritz zu ſeinem Hofmarſchall geſagt; ich bin ganz derſelben Anſicht; ſchilt mich nicht kleinlich.“

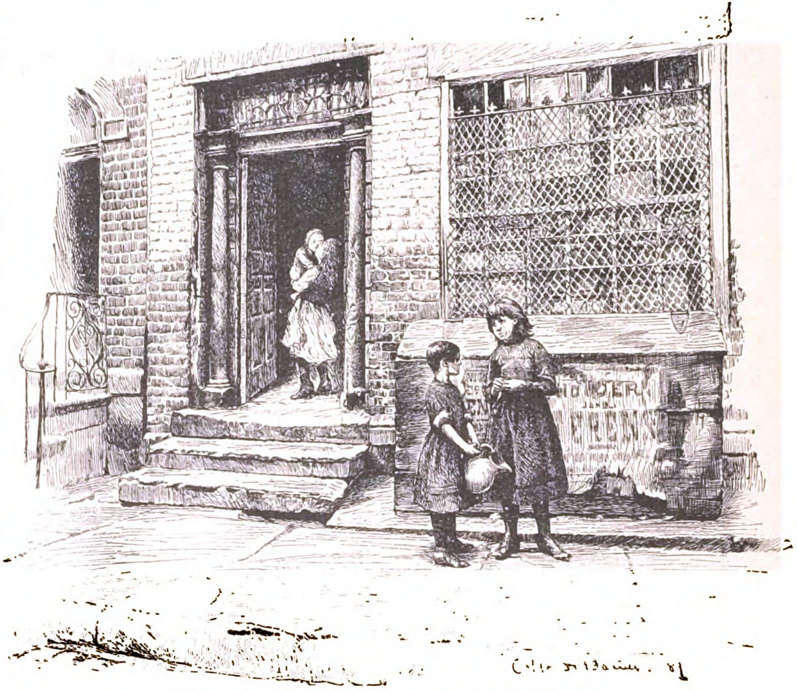
„Nein, mein Lieb, das thue ich nicht. Im Gegenteil, du biſt die verſtändigſte und nachgiebigſte Frau von der Welt, und es freut mich, daß wir über die Hinfälligkeit des Tſchins ſo ganz derſelben Anſicht ſind.“

„Nicht über die Hinfälligkeit, Waldburg . . . du ſelbſt haſt zugegeben, daß ein Tſchin unentbehrlich iſt . . . ich möchte es lieber ſo ausdrücken: die geſellſchaftliche Rangordnung iſt ein langweiliges Muſikthema, das eine Frau von Geſchmack erſt in jedem einzelnen gegebenen Falle intereſſant zu variieren hat . . .“

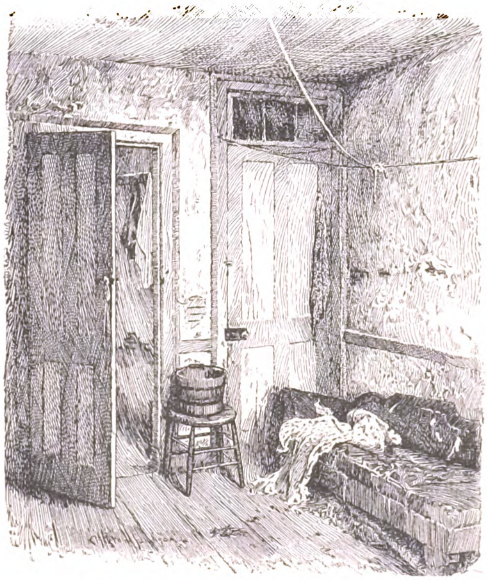
„Gut! auch dieſe Faſſung laſſe ich gelten und will nur noch hinzufügen: iſt die Frau vom Hauſe nicht imſtande, eine ſolche Variation des Themas zu erfinden, dann thut ſie wahrlich beſſer, ihre Gäſte nach dem Lebensalter zu ſetzen oder um die Plätze loſen zu laſſen, als daß ſie dieſelben ſtreng nach dem Tſchin ordnet, der nur in einer Geſellſchaft von Hunderten ſeine Bedeutung hat, in einem kleinen bürgerlichen Kreiſe aber der Konſtituierung der Langweile und der Erdroſſelung jeder geiſtigen Regung verzweifelten Vorſchub leiſtet.“

Frau Ottilie nickte. — „Meinetwegen; auch dieſer Zuſatz mag Geltung haben und, wenn es dich glücklich macht, ſoll Herr Malten heut mein Tiſchnachbar ſein.“

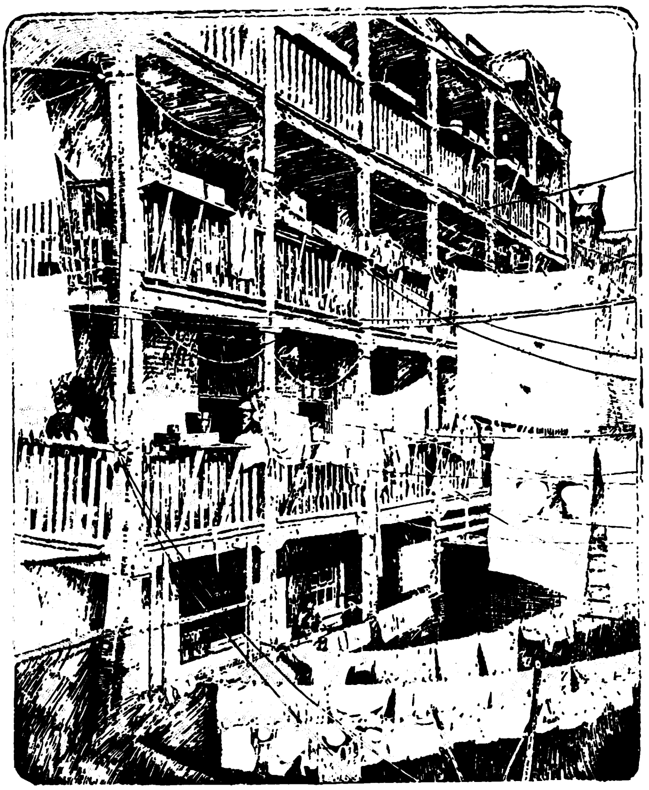
„Unſer ritterlicher Herr General,“ verſicherte freudig der Kommerzienrat, „iſt ein viel zu liebenswürdiger Mann, als daß er dieſe Variation des Tſchins übelnehmen wird; ich gebe ihm die Frau Rittmeiſter zur Nachbarin; ich weiß, er liebt die jungen, ausgelaſſenen Weiber.“



Einſtmals vornehme Behauſung auf Cherry Hill (S. 412).



Familienwohnung mit Geſamtmobiliar (S. 412)



In Rooſevelt Street (S. 142).

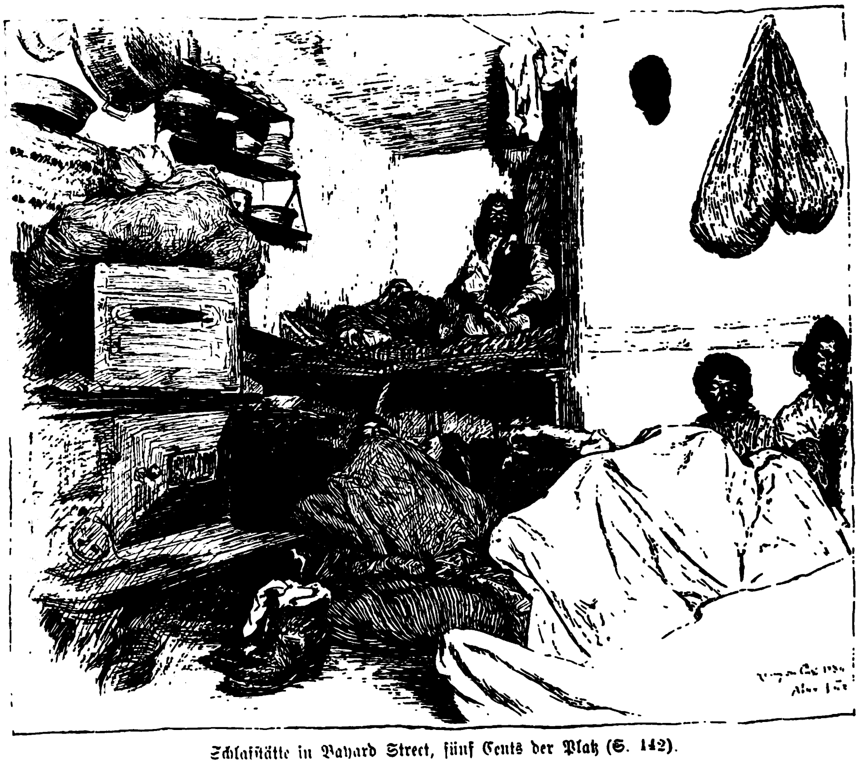
Das, worüber ſich hier ein einſichtsvolles Ehepaar unſchwer verſtändigte, würde noch in manchem, ſich für gebildet haltenden deutſchen Hauſe als ein Verſtoß empfunden werden, ſo ſehr iſt kleinliche Titelſucht und das ſubalterne Bedürfnis der Unterordnung in Fleiſch und Blut unſerer bürgerlichen Kreiſe übergegangen. Die gewandte Frau des Hauſes zeigt ihren Beruf zur Wirtin nicht nur in der ſauberen Herrichtung der Tafel und in der leckeren Zubereitung der Gerichte, ſondern noch weit mehr in der Art und Weiſe, wie ſie ihre Gäſte um die Tafel gruppiert. Ohne den Rang und die Würden der Geladenen zu überſehen, wird ſie doch gleichzeitig dem Lebensalter, der geiſtigen Bedeutung und der ſonſtigen geſellſchaftlichen Stellung derſelben gebührend Rechnung zu tragen und ihre Gäſte ſo zu ordnen wiſſen, daß jeder derſelben den Eindruck gewinnt, als ſäße er an der Tafel obenan. Das ſtarre unterſchiedsloſe Feſthalten an dem Schema eines Tſchins beweiſt keine beſondere Begabung zu den Künſten einer Wirtin; nach ſolchem Schema könnte auch der Ungebildetſte den vortrefflichſten Wirt machen. Es iſt hier gerade wie mit den Anreden; einem jeden Gaſte ſeinen Titel zu geben, iſt ſicher an und für ſich kein Verſtoß, aber gerade in den feinſten Häuſern redet man die Gäſte lieber mit dem Namen als mit dem Titel an und in meinen Ohren hat ein kurzes „Herr Müller“ oder „Herr v. Schulz“ immer anmutender geklungen, als ein langatmiges „Herr Geheimer Kalkulator“ oder „Herr Geheimer Oberregierungsrat“. Man gibt bei uns den ledigen Damen die Anrede „gnädiges Fräulein“; wer aber eine unverheiratete Greiſin von fünfundſiebenzig Jahren mit dieſem Prädikate beehrt und ſie etwa deshalb, weil ſie unverheiratet iſt, bei Tiſch unter eine junge zwanzigjährige Frau ſetzt, der hat meiner unmaßgeblichen Anſicht nach kein genügendes geſellſchaftliches Feingefühl; ich meinerſeits würde eine ſolche Dame „gnädige Frau“ anreden und, wenn nicht noch ältere anweſend wären, ihr unbedenklich den Ehrenplatz an der Tafel geben. — —

Der Zonentarif der Eiſenbahnen.

Von

Max Wirth.

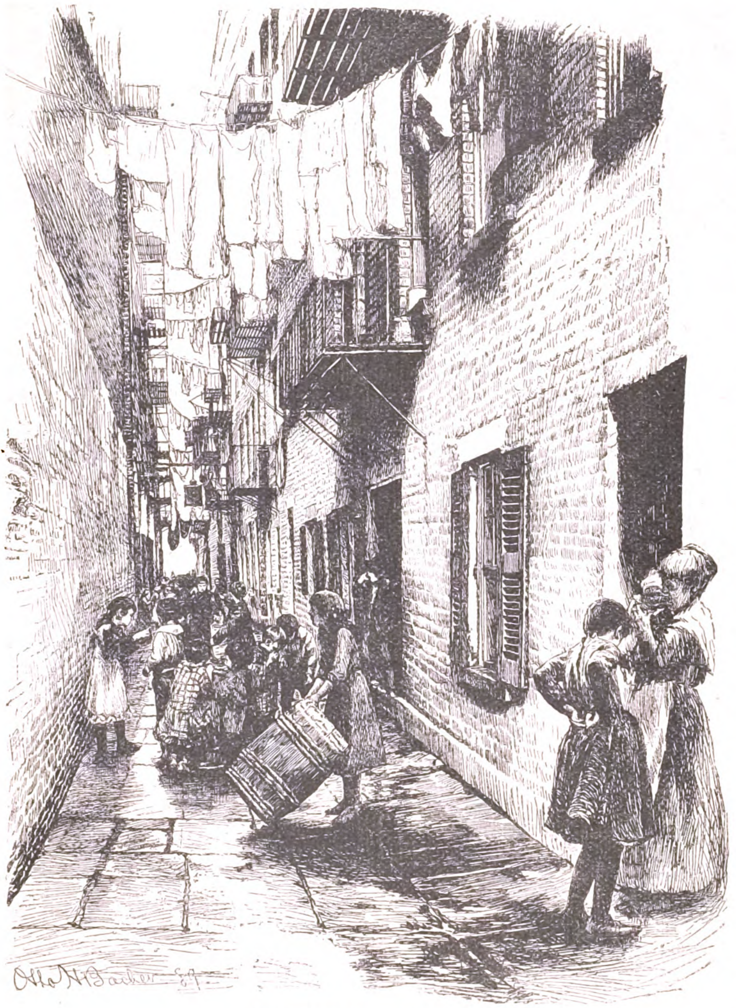
Die Eltern des Zonentarifs ſind die engliſche Poſtreform, durch welche die billige Briefmarke eingeführt worden iſt, und der Ein-Pfennig-Tarif der deutſchen Eiſenbahnen! Wir Alten können uns noch erinnern, wie wehe unſerem Geldbeutel der Verkehr mit Verwandten und Freunden in fremden und überſeeiſchen Ländern that; wie oft eine und zwei Mark für einen Brief ausgegeben werden mußte, und wie ſchwer man ſich in jener Zeit, die überhaupt ein geringeres Einkommen brachte, zum brieflichen Verkehr entſchloß. Zwanzig Jahre hatte das engliſche Syſtem bereits erfolgreich über die in allen Weltteilen befindlichen Kolonien Großbritanniens ſich erſtreckt, bis endlich unſer Kontinent langſam nachfolgte, durch die Einführung der Poſt-Korre-



Schlafſtätte in Bayard Street, fünf Cents der Platz (S. 142).

ſpondenzkarte, auf Vorſchlag des öſterreichiſchen Hofrates E. Hermann, eine ſehr bequeme Verbeſſerung geſchaffen und ſchließlich auf Antrieb des genialen General-Reichspoſtmeiſters Stephan das ganze internationale Poſtweſen durch den Abſchluß des Weltpoſtvertrags gekrönt wurde.

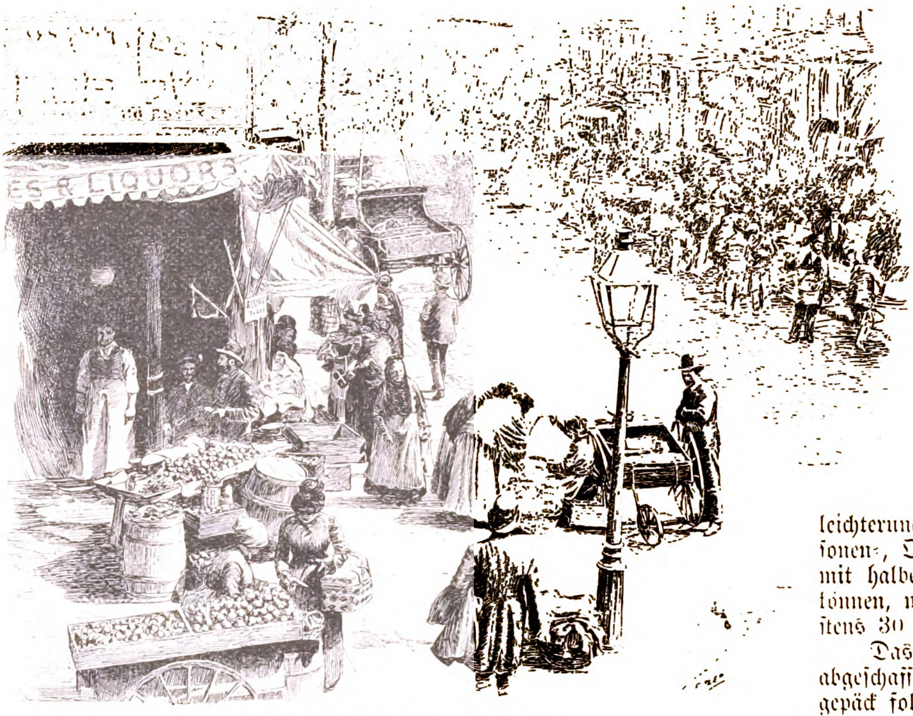
Schon war der Ein Pfennig-Tarif für Zentner und Meile in Deutſchland eingeführt, als unter den Nachwehen der Kriſis von 1873 Perrot, in der Hoffnung dem daniederliegenden Verkehr wieder aufzuhelfen, öffentlich den Vorſchlag machte, das Syſtem der Poſtbriefmarke auch auf den Perſonenverkehr der Eiſenbahnen auszudehnen. Perrot fand damals nur bei ſanguiniſchen Freunden des Fortſchrittes akademiſchen Beifall und der Vorſchlag hatte weiter keine Folgen, bis er wieder von dem Ungarn Dr. Theodor Hertzka und dem Eiſenbahnſtatiſtiker Engel mit großer Energie aufgenommen wurde. Die Notwendigkeit einer Reform der Eiſenbahntarife wurde am meiſten in Oeſterreich-Ungarn empfunden, weil die Tarife daſelbſt ſo hoch waren, daß ſie die volkswirtſchaftliche Entwickelung des Reiches außerordentlich hemmten, ohne allen Eigentümern der Bahnen darum viel zu nützen. Zwar hatte in Oeſterreich mit dem Beginn der Verſtaatlichung der Eiſenbahnen der Präſident der Generaldirektion der Staatsbahnen, G. R. Freiherr v. Czedik, den Verſuch gemacht, das ſtarre Syſtem der hohen Tarife zu durchbrechen. Allein er hatte im erſten Jahre mit einem Defizit zu kämpfen, vielleicht weil er nicht radikal genug vorgegangen war.



In Gotham Court (S. 142).

Da wußte der Miniſterpräſident Ungarns, dem dieſes Land ſo viele Reformen zu verdanken hat, Koloman Tisza, das Miniſterium der öffentlichen Kommunikationen einem Manne zuzuwenden, der frei von bureaukratiſcher Indolenz und eingefleiſchten Vorurteilen die unwiderſtehliche Macht des billigen Preiſes in ſeiner ganzen Bedeutung begriff und ſie mit kühnem Griff in Anwendung zu bringen wagte. Der **Zonentarif** wurde gerade in dem Lande zuerſt eingeführt, welches ſein Eiſenbahnnetz unter den Kulturſtaaten Europas zuletzt ausbaute, und wo die höchſten Fahrpreiſe Platz gegriffen hatten. Ungarn hatte nach dem Staatsausgleich von 1867 den Eiſenbahnbau in überſtürzender Haſt begonnen, um Verſäumtes nachzuholen. Für Schulden, welche es zu dieſem Zweck kontrahierte, hatte es noch 1875 bis zu 9 Prozent Zinſen zu zahlen. Seitdem hat das Reformregiment Tiszas im Bunde mit verdienſtvollen Finanzminiſtern die Finanzen Ungarns ſo verbeſſert, daß die Verzinſung der Staatsſchuld nur noch rund 5 Prozent erfordert und daß das Gleichgewicht im Staatshaushalt hergeſtellt iſt. Während des großen Reformwerkes, welches zu dieſem Erfolg führte, war es beſonders die ungariſche Eiſenbahnpolitik, welche von hohem ſtaatsmänniſchem Scharfblick zeugte. Die maßgebenden ungariſchen Staatsmänner waren von der kulturgeſchichtlichen Wahrnehmung erfüllt, daß die blühende Entwickelung eines Staatsweſens mit der mächtigen Entfaltung eines ſtädtiſchen Mittelpunktes zuſammenhängt -- daß die Hauptſtadt ſich zur Großſtadt entfaltet. Millionenſtädte ſind die Hauptträger großer Reiche. Babylon, Ninive, Theben, Memphis, das alte Rom gaben den erſten Beweis dieſer Entwickelung im Altertum, London, Paris, Berlin, Wien, New-York, Petersburg, Peking liefern den Beweis in der Neuzeit. Das Beſtreben, die Selbſtändigkeit Ungarns zu ſtärken, führte, in der Erkenntnis dieſer kulturgeſchichtlichen Erſcheinung, die Regierung zu dem Verfahren, das Eiſenbahnnetz konzentriſch nach der Hauptſtadt zu geſtalten und den Verkehr derſelben mit dem einzigen Seehafen zu erleichtern dergeſtalt, daß in dieſen beiden Brennpunkten die Hauptpulsader der ungariſchen Volkswirtſchaft ſich zu höherer Kraft zu entfalten vermöge. Der Erfolg dieſer Eiſenbahnpolitik war ein derartiger, daß Budapeſt während der letzten zwanzig Jahre ein wahrhaft kaliforniſches Wachstum aufwies, von einer Bevölkerung von 150 000 auf 450 000 Einwohner ſich hob und auch in Prachtbauten mit dem herrlichen Wien zu wetteifern begann. In dieſe glückliche Periode fiel der große Schritt des Zonentarifs für Perſonen auf den Eiſenbahnen durch Baroß, dem auch die Ehre vorbehalten war, das ſeit Generationen angeſtrebte, 1878 vom Berliner Kongreß der öſterreichiſch ungariſchen Monarchie als internationale Aufgabe übertragene Werk der Sprengung der Stromſchnellen am Eiſernen Thor an der unteren Donau in unſeren Tagen zu inaugurieren.

Der große Schritt, welcher am 1. Auguſt 1889 ins Leben trat, wurde anfangs ſogar von gewiegten Geſchäftsleuten mit Beſorgnis angeſehen. Ich ſelbſt habe auf der Eiſenbahn in Ungarn mit Kaufleuten Geſpräche geführt,



Marktszene im jüdischen Quartier (S. 414)

worin diese starke Zweifel gegen das Gelingen des Reformschrittes äußerten und die Ansicht aussprachen, daß die Tarifermäßigung zuerst bei den Gütern hätte in Anwendung gebracht werden sollen. „Denn,“ sagten sie, „Reiſen macht der Geſchäftsmann nur, wenn er muß, und dann zahlt er das Fahrgeld, auch wenn es hoch iſt; aber unſere Waren bedürfen viel eher eines erleichterten Transportes.“ Als dem Miniſter ſolche Klagen zu Ohren kamen, gab er zu erkennen, daß er für den Warentransport zu außerordentlichen Begünſtigungen bereit ſei.

Auch der neue Zonentarif wurde zur Ausnutzung der Zentraliſation des Eiſenbahnnetzes in der Hauptſtadt in wahrhaft radikaler Weiſe benutzt, inſofern alle Fahrten von und nach Budapeſt und nach dem ganzen Umfang der Grenzen auf einen minimalen Einheitsſatz gebracht wurden, nach welchem die Fahrt von Budapeſt nach Wien oder nach Kronſtadt, Turn-Severin, Bazias, Fiume und umgekehrt auf 4 fl. für den Platz III. Klaſſe, 5,80 fl. II. Klaſſe und 8 fl. I. Klaſſe herabgeſetzt wurde. Dagegen muß z. B. für die Fahrt von Fiume oder von Wien an die Rumäniſche Grenze das Doppelte oder 8 fl. für III. Klaſſe bezahlt werden. Für Eilzüge wird ein Zuſchlag von 20 Prozent erhoben.

Die Fahrpreiſe ſind in zwei Gruppen eingeteilt, und zwar:

1) für den Nachbarverkehr.
2) für den Fernverkehr.

Im Nachbarverkehr, welcher nur zwei Zonen enthält, werden nur für Perſonen-, Omnibus- und gemiſchte Züge gültige, ermäßigte Fahrkarten ausgegeben. Wenn in dieſem Verkehr ein Reiſender den Eilzug zu benutzen wünſcht, ſo hat derſelbe die der erſten Zone des Fernverkehrs entſprechenden Fahrpreiſe zu zahlen. Der Fahrpreis in der erſten Zone des Nachbarverkehrs beträgt für die III. Klaſſe 10 kr., II. Klaſſe 15 kr., I. Klaſſe 30 kr.; in der zweiten Zone 15 kr. für die III. Klaſſe, 22 kr. für die II. Klaſſe, 40 kr. für die I. Klaſſe.

In dem Fernverkehr iſt der Preis in der erſten Zone 25 kr. für die III. Klaſſe, 40 kr. für die II. Klaſſe und 50 kr. für die I. Klaſſe. Für die III. Klaſſe ſteigt der Preis für jede Zone um 25 kr. mehr, ſo daß er in der achten Zone 2 fl. und in der zwölften Zone wie bemerkt 4 fl. beträgt. In den Fernverkehr fallen alle jene Relationen, welche über die Grenzen des Nachbarverkehrs hinaus gelegen ſind. Die unterſtehende Tabelle gibt eine leichte Ueberſicht des Tarifs.

Kinder unter 2 Jahren, welche auf dem Schoß gehalten werden, ſind frei. Kinder von 2—10 Jahren genießen eine Preisermäßigung, welche in der Hauptſache auf die Hälfte hinauskommt. Außer den bisherigen Begünſtigungen und gebührenfreien Fahrten iſt auch noch für Feldarbeiter die Erleichterung eingeräumt, daß ſie auf Perſonen-, Omnibus- und gemiſchten Zügen mit halben Fahrkarten III. Klaſſe reiſen können, wenn ſie in Gruppen von wenigſtens 30 Perſonen fahren.

Das Freigepäck von Reiſenden iſt abgeſchafft und wurden für das Reiſegepäck folgende Transportgebühren eingeführt, einſchließlich der ſtaatlichen Steuer- und Manipulationsgebühr:

	1—50 kg	51—100 kg	über 100 kg
1—55 km	0,25	0,50	1,00
56—100 „	0,50	1,00	2,00
über 100 „	1,00	2,00	4,00

Das Reiſegepäck wird in der Regel nicht abgewogen. Eine Ausnahme wird bei der Verſicherung des Wertes gemacht, für welche 2 fl. per mille Gebühr erhoben wird.

Der ungariſche Zonentarif trat mit dem 1. Auguſt 1889 ins Leben und ſeinen Reſultaten wurde mit großer Spannung von allen Seiten entgegengeſehen. Als bereits mit dem erſten Monat eine ungeheure Steigerung des Perſonenverkehrs eingetreten war, ſtellten die Gegner der Einrichtung, unter welchen ſich insbeſondere die Intereſſenten der Privateiſenbahnen befanden, die Vermutung auf, daß dieſer ſtarke Zudrang nur in der erſten Zeit anhalten, bald aber wieder nachlaſſen werde. Als aber die Frequenz nicht bloß anhielt, ſondern ſich mit der Zeit ſogar noch

Fahrpreiſe der Perſonen.

Verkehr	Zone	Fahrpreis für eine Perſon für					
		Perſonen-, Omnibus- und gemiſchte Züge			Eilzüge		
		I.	II.	III.	I.	II.	III.
		in Gulden inkl. Steuer und Stempelgebühr					
a) Nachbarverkehr	1.	0.30	0.15	0.10	—	—	—
	2.	0.40	0.22	0.15	—	—	—
b) Fernverkehr	I.	0.50	0.40	0.25	0.60	0.50	0.30
	II.	1.—	0.80	0.50	1.20	1.—	0.60
	III.	1.50	1.20	0.75	1.80	1.50	0.90
	IV.	2.—	1.60	1.—	2.40	2.—	1.20
	V.	2.50	2.00	1.25	3.—	2.50	1.50
	VI.	3.—	2.40	1.50	3.60	3.—	1.80
	VII.	3.50	2.80	1.75	4.20	3.50	2.10
	VIII.	4.—	3.20	2.—	4.80	4.—	2.40
	IX.	4.50	3.60	2.25	5.40	4.50	2.70
	X.	5.—	1.—	2.50	6.—	5.—	3.—
	XI.	5.50	4.40	2.75	6.60	5.50	3.30
	XII.	6.—	4.80	3.—	7.20	6.—	3.60
	XIII.	7.—	5.30	3.50	8.40	6.50	4.20
	XIV.	8.—	5.80	4.—	9.60	7.—	4.80

Nachtlager eines Chineſen (S. 411).

ſteigerte, ſo daß auch die Einnahmen trotz der Tarifermäßigung ſtiegen, tröſteten die Gegner ſich mit dem Gedanken, daß die Betriebskoſten, und namentlich die erhöhten Anforderungen an das Eiſenbahnmaterial ſich ſo vermehren würden, daß jener Nutzen wieder aufgehoben werden würde. Obgleich nun auch in einem ſolchen Falle die Erleichterung des Verkehrs, welche durch den Zonentarif bewerkſtelligt wird, eine ſolche Förderung der Erwerbsthätigkeit zur Folge haben muß, daß die Maßregel damit ſchon gerechtfertigt iſt, ſo ſollte doch auch dieſer Einwand durch die Thatſachen widerlegt werden. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt, daß die Abnutzung der Maſchinen und Wagen bei vollbeſetzten Zügen keine größere iſt, als bei leeren Zügen. Es gibt ſogar Techniker, welche behaupten, daß leere Züge ſich durch das Klappen ſchneller abnutzen als vollbeſetzte. Es bleibt alſo nur ein Umſtand, welcher die Betriebskoſten wirklich ſteigert — die Notwendigkeit längerer und häufigerer Züge und der ſtärkere Verbrauch an Kohlen. Es wird eine künftige Aufgabe der Eiſenbahnſtatiſtiker ſein, dieſe Seite der Betriebsausgaben ſorgfältig zu verfolgen.

Das Reſultat der Geltung des ungariſchen Zonentarifs im erſten Jahre hat alle Erwartungen derart übertroffen, daß dieſer Erfolg als ein Weltereignis zu betrachten iſt, welches auch andere Länder zur Nachahmung hinreißen wird.

Die Linien der ungariſchen Staatsbahnen haben vom 1. Auguſt 1889 bis zum 31. Juli 1890 befördert: 13456312 Perſonen und 603060 Gepäckſtücke gegen 5186227 Perſonen und 465759 Gepäckſtücke im Jahre 1888—1889. Die Zahl der Reiſenden hat ſich alſo im erſten Jahre nach Einführung des Zonentarifs um 7771467, demnach um 136,7 Prozent vermehrt, die Zahl der Gepäckſtücke um 137211 oder 29,5 Prozent. Von den 13456312 Reiſenden entfallen 7385131 auf den Nachbarverkehr und 6071181 auf den Fernverkehr. Die Einnahmen geſtalteten ſich in den beiden unter verſchiedenem Syſtem ſtehenden Jahren folgendermaßen:

	1889—1890	1888—1889
Aus der Perſonenbeförderung	10627676 fl.	8777179 fl.
Aus der Gepäckbeförderung	558645 „	361109 „
	11186321 fl.	9138288 fl.

Trotz der Tarifermäßigung hat alſo der Zonentarif ſchon im erſten Jahre eine Mehreinnahme um 2048033 fl. ergeben, wovon 1850160 fl. auf die Perſonenbeförderung und 197536 fl. auf die Gepäckbeförderung entfallen. Die Mehreinnahmen bei der Perſonenbeförderung betragen demnach 21,1 Prozent, bei der Gepäckbeförderung 54,7 Prozent.

Bei dieſer enormen Verbeſſerung der Einnahmen ſind die Koſten kaum vermehrt worden. Vielmehr zeigt ſich bei den Betriebsausgaben ſogar eine Verminderung gegen das Vorjahr um 135000 fl. Das offiziöſe Organ, welches dieſe verblüffende Mitteilung macht, fügt hinzu: „Wir behaupten nicht, daß der zu erwartende große Betriebsverkehr infolge der heurigen großen Ernte keine Mehrausgaben beanſpruchen wird, vielmehr iſt es wahrſcheinlich und auch natürlich, daß die um ſo viele Millionen größeren Einnahmen auch mehr Ausgaben nach ſich ziehen werden, aber das wird dem Zonentarif nicht zugeſchrieben werden können. Die Koſten des Inslebentretens des Zonentarifs bilden die Koſten des Druckes der neuen Fahrkarten und Inſtruktionen, beiläufig 40—50000 fl. Was die Verkehrsmittel betrifft, ſo kann in dieſer Beziehung nichts zu Laſten des Zonentarifs geſchrieben werden. Die ungariſchen Staatsbahnen haben ſeit 1885 keine Perſonenwagen erhalten. Jahre hindurch haben 1800 Perſonenwagen den Verkehr auf dem ſich fortwährend vergrößernden Netze vermittelt. Die Zahl der Waggons hätte ſchon im Jahre 1888 vermehrt werden müſſen. Dies iſt bloß infolge der Rückſichtnahme auf die finanzielle Lage verſchoben worden. Es ſind zwar mehrere Hundert Perſonenwagen beſtellt worden, doch kann man deren Koſten nicht auf das Konto des Zonentarifs ſtellen. Der Zonentarif iſt inmitten der im voraus feſtgeſtellten und unverändert aufrecht erhaltenen Sommer Fahrordnung ins Leben getreten, welche Fahrordnung auch ſeither nur inſofern geändert wurde, daß einige neue Lokal-, zum großen Teil gemiſchte Züge mehr verkehren. Infolge der Einführung des Zonentarifs wurde nur ein größere Auslagen verurſachender Zug eingeführt — der Budapeſt-Predealer zweite Eilzug. Die ganze Mehrausgabe erreicht, wenn man alles in Rechnung zieht, nur 600000 fl. jährlich, denen über 2000000 fl. Mehreinnahmen gegenüberſtehen. Die Maſchinenanſchaffung war lange vor Einführung des Zonentarifs im Zuge und bereits durch die Eröffnung des Arlbergtunnels bedingt worden. Schon damals war auch über großen Maſchinenmangel an den öſterreichiſchen Staatsbahnen geklagt worden. Die ungariſchen Staatsbahnen hatten aber noch größeren Mangel daran und müſſen noch längere Zeit Anſchaffungen machen, die nicht dem Zonentarif beigemeſſen werden können.

Der ungariſche Zonentarif war noch nicht ein Jahr in Anwendung, als die öſterreichiſche Regierung durch ein Geſetz vom 25. Mai 1890 ebenfalls einen Kreuzerzonentarif auf den Staatsbahnen einführte, der bereits am 15. Juni d. J. ins Leben trat. Zur Grundlage des neuen Tarifs wurde die III. Klaſſe genommen, welche fortan für 1 km Fahrt 1 kr. koſtet. Die II. Klaſſe zahlt 2 kr. pro km, die I. Klaſſe 3 kr. Für Schnellzüge wird ein 50prozentiger Zuſchlag erhoben.

Die erſten 200 km ſind in 12 Zonen eingeteilt. Die weiteren Entfernungen ſind in Zonen zu 50 km geteilt.

Nach dieſem Prinzip berechnen ſich die Gebühren des öſterreichiſchen Zonentarifs wie folgt:

Letzte Ruheſtätte auf „Potter's Field“ (S. 411).

Zone	Kilometer		Eine Perſon					
			Schnellzug			Perſonenzug		
			I.	II.	III.	I.	II.	III.
			Gulden ö. W. inkl. Stempel					
1	1	10	0.45	0.30	0.15	0.30	0.20	0.10
2	11—	20	0.90	0.60	0.30	0.60	0.40	0.20
3	21	30	1.35	0.90	0.45	0.90	0.60	0.30
4	31	40	1.80	1.20	0.60	1.20	0.80	0.40
5	41	50	2.25	1.50	0.75	1.50	1.00	0.50
6	51	65	2.93	1.95	0.98	1.95	1.30	0.65
7	66	80	3.60	2.40	1.20	2.40	1.60	0.80
8	81	100	4.50	3.00	1.50	3.00	2.00	1.00
9	101	125	5.63	3.75	1.88	3.75	2.50	1.25
10	126	150	6.75	4.50	2.25	4.50	3.00	1.50
11	151	175	7.88	5.25	2.63	5.25	3.50	1.75
12	176	200	9.00	6.00	3.75	6.00	4.00	2.00
13	201	250	11.25	7.50	3.00	7.50	5.00	2.50
14	251	300	13.50	9.00	4.50	9.00	6.00	3.00
15	301	350	15.75	10.50	5.25	10.50	7.00	3.50
16	351	400	18.00	12.00	6.00	12.00	8.00	4.00
17	401	450	20.25	13.50	6.75	13.50	9.00	4.50
18	451—	500	22.50	15.00	7.50	15.00	10.00	5.00
19	501	550	24.75	16.50	8.25	16.50	11.00	5.50
20	551	600	27.00	18.00	9.00	18.00	12.00	6.00
21	601	650	29.25	19.50	9.75	19.50	13.00	6.50
22	651	700	31.50	21.00	10.50	21.00	14.00	7.00
23	701	750	33.75	22.50	11.25	22.50	15.00	7.50
24	751	800	36.00	24.00	12.00	24.00	16.00	8.00
25	801	850	38.25	25.50	12.75	25.50	17.00	8.50
26	851	900	40.50	27.00	13.50	27.00	18.00	9.00
27	901—	950	42.75	28.50	14.25	28.50	19.00	9.50
28	951	1000	45.00	30.00	15.00	30.00	20.00	10.00

Vergleichen wir den ungariſchen Zonentarif mit dem öſterreichiſchen Kreuzerzonentarif, ſo iſt ein weſentlicher Unterſchied nicht wahrnehmbar. Der Nachbarverkehr bewegt ſich in beiden Landern innerhalb des annähernd nämlichen Preiſes, indem für die beiden Klaſſen des erſteren 10 und 15 kr. für die dritte Perſonenklaſſe und für die beiden erſten Zonen des öſterreichiſchen Tarifs 10 und 20 kr. feſtgeſtellt ſind. Für die entfernteſte 12. Zone des ungariſchen Tarifs werden von und nach Budapeſt III. Klaſſe 4 fl. berechnet, was von einer Grenze zur anderen 8 fl. gleichkommt, nämlich z. B. von Wien bis Bazias oder von Fiume bis Kronſtadt. Die entfernteſte 28. Zone des öſterreichiſchen Tarifs koſtet für die III. Perſonenklaſſe allerdings 10 fl.; allein die Fahrt III. Klaſſe von Bregenz bis Prag koſtet auch nur 9 fl., ſo daß der öſterreichiſche Tarif, welcher mit jenem Zentraliſationszwang nicht behaftet iſt, doch im ganzen nicht viel ungünſtiger für das Publikum iſt.

Wenden wir dieſe beiden Zonentarife auf deutſche Verhältniſſe an, ſo würde z. B. auf den preußiſchen Staatsbahnen der Nachbarverkehr von Berlin, Breslau, Köln, Frankfurt a. M. u. ſ. w. — den Kreuzer zu 2 Pfennig gerechnet (was allerdings den preußiſchen Tarif nach dem gegenwärtigen Silberpreis und Goldagio um 12 bis 15 Prozent höher ſtellen würde) — bis zu 10 km Entfernung auf 20 und bis 20 km auf 40 Pf. III. Klaſſe ſtellen. Im Fernverkehr würde nach dem Beiſpiel des ungariſchen Tarifs die Fahrt III. Klaſſe gewöhnlicher Züge von Aachen bis Memel auf 16 M. und mit dem Eilzug III. Klaſſe auf 20 M. zu ſtehen kommen, nach dem öſterreichiſchen Tarif auf 20 M. III. Klaſſe und auf 30 M. III. Klaſſe Schnellzug. Für die mittleren Entfernungen von ungefähr 500 km, für welche der ungariſche Zonentarif einen Preis von 4 fl. für die III. Klaſſe in Perſonenzügen und von 4,80 fl. in Eilzügen und der öſterreichiſche Tarif 5 fl. und 7,50 fl. feſtſetzt, würde z. B. die Fahrt von Berlin nach Frankfurt a. M. nach Analogie des ungariſchen Zonentarifs ungefähr 8 M. in III. Klaſſe gewöhnlicher Züge und 10 M. in III. Klaſſe in Eilzügen, nach Analogie des öſterreichiſchen Tarifs 10 und 15 M. koſten.

Der Erfolg der Reform des öſterreichiſchen Tarifs war noch unerwarteter und überraſchender, als bei den ungariſchen Staatsbahnen. Denn man mußte von der Thatſache ausgehen, daß der Tarif für die Lokalzüge ſchon vorher ſehr billig geſtellt worden war. Vom erſten Sonntag an und ſpäter an allen Sonn- und Feiertagen bewegte ſich z. B. in Wien eine wahre Völkerwanderung nach der Weſtbahn und der Franz-Joſef-Bahn. Die Waggons wurden von den Menſchenmaſſen geſtürmt, welche jeden Fleck des Wagens bis zu den Treppen beſetzten und zuletzt ſogar die Dächer der Waggons erkletterten.

Dieſer Erſcheinung entſpricht auch der erſte Ausweis über die Frequenz, welcher bis Ende Juli reicht. Es muß vorausgeſchickt werden, daß im Monat Juni 1889 ſehr ſchönes Wetter herrſchte, welches einen außerordentlichen Zudrang des Publikums, namentlich an Sonntagen zur Folge hatte. In dieſem Jahre 1890 dagegen war der Juni durchweg regneriſch. Der Verkehr im Monat Juni 1890 iſt daher trotz des großen Zudranges an zwei Sonntagen gegen den gleichen Monat 1889 doch noch um 40876 fl. zurückgeblieben. Dagegen erreichten die Einnahmen im Juli 1890 einen Ueberſchuß von 216538 fl. über den Juli 1889. Nach dem amtlichen Bericht der Generaldirektion der öſterreichiſchen Staatsbahnen betrug die **Steigerung der Frequenz** im Monat Juli 1890 gegen Juli 1889 in Perſonen, bezw. Prozenten für die

1) weſtlichen Staatsbahnen	1008105	oder	60	Prozent
2) Iſtrianer Staatsbahn	18469	„	122	„
3) Dalmatiner Staatsbahn	2869	„	57	„
4) Eiſenbahnen in Galizien und in der Bukowina	187863	„	106	„
5) bei allen übrigen Linien	163017	„	94	„

Sämtliche im Staatsbetriebe ſtehenden Linien, auf denen der Kreuzer-Zonentarif eingeführt wurde, weiſen alſo eine Frequenzſteigerung um 1380323 Perſonen oder 68 Prozent aus.

Soeben trifft die Nachricht ein, daß ein ſeit dem 1. Juni in Schweden mit Einführung des Zonentarifs gemachter Verſuch ebenſo glänzend ausgefallen iſt, wie in Ungarn. Auf der Strecke Udevalla-Hersljunga, wo im Juni 1889 nur 12858 Perſonen befördert worden waren, wurden im Juni 1890 bereits 21476 Paſſagiere erreicht. Die Einnahmen betrugen im Juni 1889 10760 Kronen, im Juni 1890 12939 Kronen; im Juli 1889 10037 Kronen, im Juli 1890 13052 Kronen. Dabei war in Schweden der diesjährige Monat Juni regneriſcher als der vorjährige.

Dieſe Zahlen ſprechen ſo deutlich, daß auch die Südbahn, die Nordbahn, die Oeſterreichiſche Staatsbahn-Geſellſchaft und die Nordweſtbahn damit umgehen, ihre Tarife herabzuſetzen.

Für Oeſterreich-Ungarn iſt dieſe Reform von durchgreifendem Vorteil, denn die wirtſchaftliche Entwickelung war ſeit Jahrzehnten durch die hohen Eiſenbahntarife, im Vergleich zum Deutſchen Reiche, unendlich gehemmt worden. In Berlin iſt ein Verein gegründet worden, um die Agitation für Einführung des Zonentarifs im Deutſchen Reiche zu organiſieren, und es iſt kaum einem Zweifel unterworfen, daß dieſe Reform allmählich überall durchdringen wird.

Dann bricht eine neue Aera des Verkehrs im Abendlande an. Die Eiſenbahnen werden allmählich immer mehr in die Hände des Staats übergeben. Die Fahrmittel werden verbeſſert und die Fahrgeſchwindigkeit auf den Hauptlinien vermehrt werden. Auf den Nebenlinien mit geringer Schnelligkeit wird an den *Fahrmitteln geſpart*, und die Betriebskoſten werden vermindert werden, ſo daß das Eiſenbahnnetz noch dichter geſchnürt werden kann. In Verbindung mit den neuen billigeren Motoren werden auch die Stadt- und Straßenbahnen ſich vermehren und ſo einer neuen Aera des Stahlſchienenbaues Bahn brechen.

Martha.

Roman von **Rudolf Lindau.**

(Fortſetzung.)

Achtes Kapitel.

Auf dem hübſchen Wege, der von Frankfurt nach dem Rennplatz bei Niederrad führt, herrſchte reges Leben. Das Wetter war herrlich: blauer Himmel, klarer Sonnenſchein; im Frankfurter Walde kühler Schatten und auf dem offenen Felde, unter freiem Himmel genug Bewegung in der Luft, um die Sommerhitze ganz erträglich zu machen. Dazu kam, daß das heftige Gewitter, das vor zwei Tagen über Frankfurt gezogen, von ſtarken Regengüſſen begleitet geweſen war und die Atmoſphäre von beläſtigendem Staub befreit hatte. Nicht nur die Freunde und Gönner des Sports — ganz abgeſehen von Rennſtallbeſitzern, Reitern, Buchmachern und andern „Profeſſionals", die an jenem Tage kein Unwetter von der Bahn fern gehalten haben würde — waren deshalb auf dem Wege nach Niederrad zu ſehen; auch viele der vornehmen Müßiggänger, die in der Nähe von Frankfurt, in Homburg und Wiesbaden, ihre Sommerquartiere aufgeſchlagen hatten, befanden ſich auf demſelben. Das „Meeting" verſprach ein außergewöhnlich glänzendes zu werden.

Unter den Wagen, die ſich in doppelter und dreifacher Reihe dem Rennplatz zu bewegten, zeichnete ſich des jungen Melchior große engliſche „Coach" beſonders aus, durch die einfache, vornehme Eleganz des Fuhrwerks ſowohl, wie durch den prächtigen Viererzug, der vor dieſelbe geſpannt war.

Oswald Melchior, mit hohem Hut, bunter Halsbinde, hellem engliſchem Ueberzieher, ſtarken, mattrötlichen Fahrhandſchuhen — der „Gentleman-driver", wie er im Buche ſteht — hielt die Peitſche; aber er ſah verſtimmt und angegriffen aus, und ſein Gruß an zahlreiche Bekannte, bei denen er vorüberfuhr und von denen viele ihn beneiden mochten, war gleichgültig und zerſtreut. — Es war ihm vor kurzem etwas widerfahren, was er als ein ſchweres Mißgeſchick empfand, und was ihm tiefen Kummer bereitete.

Vor mehreren Tagen ſchon hatten Frau von Holm und Martha ſeine Einladung, ſie zum Rennen zu fahren, angenommen. Er hatte wohl gewußt, daß es ihm nicht geſtattet ſein würde, dem jungen Mädchen den Ehrenplatz auf der Coach, an ſeiner Seite anzuweiſen; er hatte nicht gehofft, die jüngſte Unterhaltung, in der ſie ſich ihm durch das Bekenntnis ihrer Traurigkeit vertraulich genähert hatte, wieder anknüpfen zu können; — aber ſie würde in ſeiner Nähe ſein; er würde ihre Stimme hören, ſich gelegentlich nach ihr umwenden, ſie ſehen und anreden können. — Melchior war weniger eitel als die meiſten jungen Leute; er wußte jedoch, daß er auf dem Bock ſeiner „Coach" als Kutſcher eines ſtolzen Zuges in „beſter Form" war, und er hatte ſich darauf gefreut, ſich Martha in derſelben zu zeigen. Sie konnte ſeine Fahrkunſt nicht nach Verdienſt würdigen; aber ſie würde doch wohl bemerkt haben, wie er ſich ruhig ohne Aufenthalt, und ohne Anſtoß mit dem ſchweren großen Fuhrwerk durch das Wagengetümmel zu winden verſtand, und wie die Pferde vertrauensvoll, ſeinen geſchmeidigen, leichten Händen blind gehorſam, unter ſeiner Leitung vorwärts gingen. — Was er that, war ja am Ende kein großes Kunſtſtück; aber ein jeder konnte es doch nicht; es wollte gelernt ſein und erforderte eine beſondere Veranlagung, um es darin zur Meiſterſchaft zu bringen. Er ſelbſt ſchätzte ſeine ſeltene Fertigkeit gering; doch wußte er, daß er darum von vielen bewundert und beneidet wurde, und daß ſeine Geſchicklichkeit als Kutſcher und Reiter der beſte Titel ſeines Anſehens in den Augen ſeiner Klubgenoſſen war. — Und vielleicht würde auch Martha dafür nicht blind geweſen ſein und ihre Freude daran gehabt haben! — Sodann beabſichtigte er in dem Herrenrennen zu reiten. — Sein Pferd war das beſte auf der Liſte. — Er wollte alles daran ſetzen, was er als Reiter konnte, um vor Marthas Augen als Sieger mit dem üblichen Tuſch begrüßt zu werden. Das Rennen ſollte ihm als eine Vorbedeutung des Ausgangs ſeiner Brautwerbung gelten. Wenn er es gewann, dann ſollte ſich der ſchüchterne Liebhaber, als der er ſeit Monaten erſchien, in einen offenen, kühnen Bewerber um Marthas Hand umwandeln.

An dies und Aehnliches hatte Oswald Melchior am frühen Morgen gedacht, als er in den Stall gegangen war, „Fledermaus" geſtreichelt und ſodann Sattel, Gurte und Steigbügelriemen mit noch ſogar mehr als üblicher Sorgfalt unterſucht hatte. Sein eigener Anzug war diesmal der Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit für ihn geweſen, und der Kammerdiener ebenſowohl wie der Stallmeiſter und der Groom hatten bemerkt, daß irgend etwas Beſonderes mit Herrn Melchior vorgehe, was die kühle Ruhe, die er ſonſt vor den Rennen zeigte, weſentlich beeinträchtigte. Herr Campton, der engliſche Trainer, hatte es für ſeine Pflicht gehalten, einige beruhigende Worte zu ſagen: „‚Fledermaus' iſt ſicher zu gewinnen. Sie können ſie ſo ruhig reiten, wie auf der Promenade. — Sie zweifeln doch nicht daran?"

Die Antwort war ein zerſtreutes, zufriedenes Lächeln geweſen. — Nein, Melchior zweifelte nicht, daß er an jenem Tage Glück haben werde. „Fledermaus“ mußte unter ihm gewinnen! Und dann wollte er verſuchen, in dem andern Rennen in den Vordergrund zu kommen, als Mitbewerber zu erſcheinen um den „großen Preis“, um das Glück ſeines Lebens, um Marthas Hand.

Und da — eine Stunde vor der erſehnten Abfahrt zum Rennplatze, als er ſich gerade in den Speiſeſaal begeben wollte, um ſich mit einigen ſeiner Bekannten zum Frühſtück niederzuſetzen — da war ihm ein kleines Couvert übergeben worden, in dem er zwei Gegenſtände vorgefunden hatte: eine Viſitenkarte und einen kurzen Brief. — Auf der Karte mit dem gedruckten Namen „Martha von Holm“ ſtanden die Worte: „bedauert lebhaft, heute nicht zum Rennen fahren zu können, dankt Herrn Melchior noch einmal für ſeine liebenswürdige Einladung, und bittet ihn, ſie freundlichſt zu entſchuldigen.“

Der Brief war von Frau Dolores und beſagte, Martha leide an Kopfſchmerzen und wage ſich nicht in das laute Treiben auf dem Rennplatze; es ſei recht fatal; aber ſie, Dolores, wolle deshalb nicht auf das Vergnügen verzichten, das ſie ſich von dem Tage verſpreche, und da ſie wiſſe, daß Herrn Melchiors Schweſter, Ulrike von Udewald, mit ihm zum Rennen fahre, ſo ſei ſie um weiblichen Schutz nicht verlegen und begebe ſich jetzt zu ihrer lieben Freundin Ulrike, wo Melchior ſie beide nur abholen möchte. Sie wurde pünktlich ſein.

Das war ein Blitzſchlag aus heiterem Himmel! Melchior blickte um ſich, als ſei ihm ein großes Unglück zugeſtoßen. Den Brief von Frau von Holm hatte er fallen laſſen; Marthas Karte hielt er noch in der Hand und las ſie wieder durch, als ſei es möglich, aus den wenigen artigen Worten irgend etwas herauszuleſen, was ihn getröſtet haben würde: ſie bedauerte lebhaft . . .

„Ja, ich bedaure auch lebhaft,“ ſagte er ratlos vor ſich hin.

Einen Augenblick dachte er daran, gar nicht zum Rennen zu fahren. Aber nein! Das ging nicht. Das wäre nicht „korrekt“ geweſen. „Korrektſein“ war eine der erſten Satzungen des „Kodex“, nach dem Melchior ſein Leben bis dahin geregelt hatte.

„Das Frühſtück iſt angerichtet,“ meldete der Diener. „Die Herren ſind verſammelt.“

„Sagen Sie den Herren, ich hätte noch etwas Eiliges zu erledigen; ich bäte ſie, ſich ohne mich zu Tiſch zu ſetzen und mich einen Augenblick zu entſchuldigen.“

Der Arme hatte nichts Eiliges zu thun, aber er fürchtete ſich, vor der heiteren Geſellſchaft, die ihn erwartete, zu erſcheinen, und wollte ſich ſammeln, bevor er ſich zu ſeinen Gäſten begab. — Nach zehn Minuten etwa trat er ſchnell in den Speiſeſaal, begrüßte die Anweſenden, unter denen ſich auch ſein Vater, „der alte Melchior“, ſowie Nielßen und Decker befanden, entſchuldigte ſein ſpätes Kommen und nahm an der Spitze der Tafel ſeinen Platz ein.

„Es iſt dir doch nichts Unangenehmes zugeſtoßen?“ fragte Herr Melchior ſenior.

„Durchaus nicht, Vater!“

Der alte Herr Melchior, ein Mann in den Sechzigen, hager, groß, mit einem kalten, klugen Geſichte, die Lippen glatt raſiert, tadellos angezogen, hatte das Ausſehen eines vornehmen alten Engländers. Er war ebenſo kurzſichtig wie ſein Sohn, der ihm ſehr ähnlich ſah, und er trug wie dieſer eine ſcharfe Brille, die ſeine durchdringenden, hellen Augen noch ſchärfer und klüger erſcheinen ließ. Er ſah durch dieſelbe wohl, daß Oswalds gewöhnlicher Gleichmut in dem Augenblicke ſtark erſchüttert war; aber er gehörte nicht zu den Leuten, die alles ſagen, was ſie bemerken, und über alles, was ſie nicht verſtehen, ſofort Auskunft verlangen. „Es wird irgend etwas mit den Pferden nicht in Ordnung ſein,“ dachte er ſich, aber er behielt ſeine Gedanken für ſich.

Der alte Melchior und ſein Sohn waren vertraute Freunde, Herr Melchior ſenior war in ſeiner Jugend ebenfalls ein berühmter Spieler geweſen, aber er hatte am grünen Tiſch niemals den Kopf verloren, und er wußte aus langjähriger Erfahrung, daß Oswald ihm auch in dieſer Hinſicht ähnlich war. — Nun, und wenn der Herr Sohn einmal eine große Summe verlieren ſollte, ſo war er ja, als Teilhaber des Hauſes „Johann Melchior“, reich genug, um ſich das geſtatten zu dürfen. — Daß er ſeine Stellung gefährden, geſchweige ſich ruinieren könnte, daran war nicht zu denken. — Er ſpielte gern, und es kam ihm nicht darauf an, auch recht hoch zu ſpielen; aber er konnte ſich mit einem Verluſte vom Spieltiſch erheben, er lief nicht, wie man ſagt, ſeinem Gelde nach.

„Wann biſt du geſtern zu Bett gegangen?“ fragte der alte Melchior.

„Ganz früh, um heute friſch zu ſein,“ antwortete Oswald. „Ich war bei Ulrike.“

Er hatte alſo nicht geſpielt. „Es wird irgend etwas mit den Pferden ſein,“ wiederholte ſich der philoſophiſche Vater, und da ihn das nicht beunruhigte, wennſchon er an den Erfolgen ſeines Sohnes aus dem Turf lebhaften Anteil nahm, ſo ſprach er den vorzüglichen Sachen, die ihm vorgeſetzt wurden, mit gutem Appetit zu, ohne ſich weiter um Oswalds augenſcheinliche Verſtimmung zu kümmern. Die anderen, denen das Ausſehen ihres Wirtes weniger aufgefallen war, thaten ein gleiches.

Nach einer halben Stunde wurde zum Aufbruch gemahnt.

„Wen müſſen wir noch abholen?“ fragte der alte Melchior.

„Wir fahren nur bei Ulrike vor,“ antwortete Oswald. „Dort finden wir Frau von Holm.“

„Haben wir ſonſt keine Damen?“

„Nein, nur die beiden: Frau von Holm und Ulrike.“

„Ich glaubte, Martha Holm führe auch mit uns,“ bemerkte Decker.

„Fräulein von Holm hat leider abgeſagt, ſie fühlt ſich nicht wohl.“

Die Erklärung ging unbemerkt vorüber. Der alte Melchior hatte zwar bereits durch ſeine ſcharfſichtige, redſelige Tochter Ulrike in Erfahrung gebracht, daß Oswald Martha von Holm den Hof mache, aber er ahnte nicht, daß Marthas Nichterſcheinen der Grund der tiefen Verſtimmung ſeines Sohnes ſein könnte.

Frau von Holm und Frau Ulrike waren pünktlich. Sie hatten die Coach ſchon von weitem kommen ſehen und ſtanden in der Hausthür, als dieſelbe vor der Villa Udewald Halt machte. Ein Diener ſprang aus dem Innern des Wagens, legte, um den Damen das Aufſteigen auf die hohen Sitze zu erleichtern, eine kleine Leiter an, die hinten am Fuhrwerk befeſtigt geweſen war, die Herren grüßten, die Damen dankten freundlich, man rief ſich von beiden Seiten „Guten Morgen“ zu, und dann ſpielte ſich eine kurze Höflichkeitsſzene zwiſchen den beiden Damen ab. Ulrike beſtand darauf, daß Frau von Holm den ihr gebührenden Ehrenplatz neben ihrem Bruder einnehmen ſollte; aber Frau von Holm rief lächelnd, ſie werde ſchwindelig, wenn ſie von dem turmhohen Sitze auf die Pferde blicke, und nahm auf der letzten Bank der Coach, zwiſchen Nielßen und Decker Platz. — Darauf ſagte Ulrike: „Nun, ich habe keine Furcht und bin auch nicht ſchwindelig,“ und ließ ſich freudeſtrahlend neben ihren geliebten „Oſſy“ nieder.

Herr von Udewald, den niemand geſehen hatte, obgleich er ſehr groß war und dicht hinter ſeiner Frau geſtanden hatte, und deſſen Los auf Erden es zu ſein ſchien, ſtets überſehen zu werden, kletterte, nachdem die Leiter ſchon wieder unter der Coach befeſtigt war, ebenfalls auf den Wagen und ließ ſich auf den erſten freien Platz, den er fand, neben Freunden ſeines Schwagers, die auch er ganz gut kannte, linkiſch grüßend, nieder.

Frau Ulrike von Udewald hatte äußerlich nichts mit ihrem Bruder Oswald Melchior gemein. Die ſechsundzwanzigjährige hübſche, blonde, blühende Frau, mit den lachenden, blauen Augen und dem friſchen Munde, war klein, lebhaft, heiter und erheiternd, der erklärte Liebling der Frankfurter Geſellſchaft, die bei ihr manches voruber gehen ließ, was ſich eine andere nicht ungeſtraft hätte herausnehmen dürfen. Wenn trotzdem hie und da die Achſeln gezuckt wurden über ihr Benehmen, das keineswegs immer ganz ſo „korrekt“ war, wie ihr lieber Oswald es gewünſcht hätte, ſo fanden ſich ſtets zahlreiche Verteidiger, und nicht nur unter den Männern, ſondern auch im Kreiſe ſittenſtrenger, zungenfertiger Frauen, um die „kleine Ulrike“ in Schutz zu nehmen; und gewöhnlich hieß es dann bei ſolcher Gelegenheit, die arme Frau büße für all ihre Sünden dadurch, daß ſie an dieſen ſchrecklichen Udewald gekettet ſei.

Udewald, ein reicher Landwirt, ein baumlanger, ſchwerer Mann, der den Betrieb ſeiner Güter erprobten Verwaltern überließ und während des größten Teils des Jahres in Frankfurt lebte, wo er aus der reichen Mitgift ſeiner Frau eine ſchöne Villa beſaß, war übrigens gar nicht ſo „ſchrecklich“, wie man ſagte. Er ſah gut aus, ſicherlich wie ein vornehmer Mann; aber langweilig war er allerdings und er verdiente, bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens, den Ruf, in dem er ſtand, etwas „beſchränkt“ zu ſein. — Gewöhnlich verhielt er ſich ſtill: dann war er einfach „ſchwer“ und drückte auf ſeine Umgebung; aber wenn er zu ſprechen begann, wurde er ſchlimm. Dann trug er nämlich mit tiefer Baßſtimme, ſalbungsvoll und wohlgefallig Gemeinplätze und Unſinn vor, wodurch er die Geduld, ſelbſt der Langmütigſten, auf Proben ſtellte, die ſchließlich von den meiſten für unerträglich hart erklärt wurden. Wenn zu befürchten ſtand, daß er längere Zeit ſprechen werde, ſo war dies für die Eingeweihten daran erkenntlich, daß er ſich laut räuſperte und ſeine Rede mit „Wennſchon“, „Obgleich“ oder „Ungeachtet“ begann. Dann leerte ſich der Salon, in dem er ſich befand, gewöhnlich in kurzer Zeit. — Wie die von aller Welt verzogene Ulrike Melchior, nachdem ſie Anträge abgewieſen hatte, die ihr von liebenswürdigen, geiſtreichen, vornehmen Männern gemacht worden waren, darauf verfallen war, den „ſchrecklichen“ Udewald zu heiraten, war ein Rätſel, mit dem ſich die Frankfurter Pſychologen viel beſchäftigt hatten, und das von der oberflächlichen Geſellſchaft einfach für unlösbar erklärt wurde. Er hatte ihr niemals den Hof gemacht, ihr niemals eine längere Rede gehalten, denn ihre Lebhaftigkeit ſchüchterte ihn ein; ſie mochte ihm ganz gut gefallen haben — ſie gefiel jedermann — aber er hatte dies niemand anvertraut, am wenigſten ihr ſelbſt. Er hatte einigemal mit ihr getanzt und dabei von ſeiner ſtolzen Höhe freundlich auf das kleine Ding, das an ſeinem ſtarken Arm hing, hinabgeblickt. Eines Abends, auf einem Ball bei ihren Eltern, war er, nach einem Tanz, den ſie ihm bewilligt hatte, mit ihr in das kühle Treibhaus gelangt, wo die beiden ſich in dem Augenblick allein befanden. Dort hatte er ſtammelnd gefragt, ob ſie ſeine Frau werden wolle, und ſie hatte „ja“ geſagt. Mehr wußte man nicht und mehr erfuhr man auch nicht. Niemand hatte das Recht, Herrn von Udewald um Aufklärung über den Vorgang zu erſuchen, und niemand hatte bis jetzt daran gedacht, ſich dies Recht unerlaubterweiſe anzumaßen; denn der Herr Gemahl der kleinen Ulrike hatte trotz ſeiner Beſchränktheit etwas in ſeinem ſchwerfälligen Auftreten, was denjenigen, die mit ihm in Verkehr traten, große Zurückhaltung auferlegte. Es war bekannt, daß er mit vollſtändiger Ruhe grob und beleidigend werden konnte, und niemand zweifelte daran, daß der ſtarrſinnige Mann ſchwerlich zu bewegen geweſen ſein würde, eine Beleidigung zurückzunehmen, wogegen man ihn ſicherlich bereit gefunden haben würde, dafür jede verlangte Genugthuung zu gewähren. — Der „kleinen Ulrike“ gegenüber war man nicht befangen, und Freunde und Freundinnen hatten ſie ſchon öfter gefragt, was ihr an Udewald eigentlich gefallen habe. Sie hatte darauf leichtfertig geantwortet: „Das iſt ja nun eine alte Geſchichte; laſſen wir ſie ruhen.“ — Niemand konnte behaupten, daß ſie die Wahl, die ſie getroffen hatte, bereut hätte. Sie ſprach nie unfreundlich über ihren Mann, ſie ſuchte ſeine Fehler und Lächerlichkeiten zu verdecken, ſie war ihren zwei reizenden Kindern eine zärtliche Mutter und ſie genoß in vollem Maße die faſt unbeſchränkte Freiheit, die Udewald ihr vertrauensvoll ſchenkte. Sie lud ſich ihre Freunde und Freundinnen zu Tiſch, und Udewald ſetzte den Herren ſeine beſten Weine und Zigarren vor und war den Damen gegenüber aufmerkſam und ſo liebenswürdig, wie ihm ſeine beſchränkten Mittel dies geſtatteten; ſie ſagte ihm während des Eſſens: „Weiße Binde heute abend, du begleiteſt mich zu Holms“ oder: „Ich gehe heute abend zu Papa und überlaſſe dich deinem Schickſal“ — und der bequeme Gatte erſchien mit unwandelbarem Gleichmut zur befohlenen Stunde in ſchwarzem Frack und weißer Binde, um „Frau von Udewald“ — er nannte ſie nie „meine Frau“ oder „Ulrite“, wenn er von ihr ſprach, ſelbſt wenn dies mit ihrem Vater oder Bruder geſchah — in eine Geſellſchaft zu begleiten, in der er ſich und andere langweilte; oder er ſteckte ſich nach Tiſch eine Zigarre an, küßte Ulrike auf die Stirn, pfiff ſeinem großen Hund und machte mit dieſem eine lange Promenade, um ſich nach Beendigung derſelben in den Klub zu begeben, wo er Zeitungen las oder einen „Rubber“ machte. Er ſpielte ſehr gut Whiſt und war als „Partner“ beliebt, weil er ſelbſt nur ſelten einen Fehler beging und niemals über die der andern klagte. — In dieſem Augenblick ſaß er ſtockſtill oben auf der Coach und blies nachdenklich den Rauch einer ungeheuren Zigarre in die Luft, ohne ſich um ſeine Umgebung zu kümmern und ohne von dieſer beachtet oder behelligt zu werden.

Sobald ſich die Coach wieder in Bewegung geſetzt hatte, begann Ulrike die andern Fahrgäſte zu begrüßen: für jeden hatte ſie ein herzliches Wort, namentlich für ihren Vater, deſſen verzogener Liebling ſie war, und für ihren alten Freund Heinrich Decker. Während ſie mit dieſem ſprach, ſtreifte ihr Blick auch das ſtille Geſicht Nielßens, und die Augen der beiden begegneten ſich eine Sekunde.

„Wer iſt der Fremde, der neben Dolores ſitzt?“ fragte ſie ihren Bruder.

„Wie ſoll ich wiſſen, was hinter meinem Rücken vorgeht?“ antwortete dieſer verdrießlich. „Meines Wiſſens iſt kein Fremder auf dem Wagen.“

„Du biſt reizender Laune, geliebter Oſſy,“ fuhr Ulrike ohne die geringſte Verſtimmung fort. „Ein hagerer Mann mit blaſſem Geſicht und dunkeln Augen. Sieht klug aus —“

„Doktor Nielßen.“

„Was? Gottfried Nielßen, der ſo lange verſchwunden war! Und das wußte ich nicht? Kein Menſch hatte es mir geſagt? Er iſt ja ein alter Freund von mir.“

„Alle Welt iſt ein alter Freund von dir.“

Auf dieſe neue Liebenswürdigkeit Oswalds antwortete Ulrike nicht, ſondern wandte ſich ſchnell wieder um. Nielßens Geſicht hatte im erſten Augenblick noch etwas Befremdliches für ſie, aber ſie zeigte dies nicht und rief freundlich: „Herr Doktor Nielßen! Willkommen in Frankfurt! Wie geht es Ihnen?“

Der Don war etwas befangen, über drei Reihen Köpfe hinweg ein laute Unterredung führen zu ſollen und begnügte ſich damit, freundlich lächelnd, durch ein Neigen des Kopfes zu danken.

Darauf wandte ſich die bewegliche kleine Frau wieder von ihm ab und ſpannte ihren Sonnenſchirm auf.

„Wirſt du nun endlich ſtille ſitzen?“ ſagte Oswald.

„Warum denn? Weshalb ſoll ich mich nicht bewegen, wenn es mir Spaß macht?“ — Aber ſogleich, nachdem ſie ihren Bruder nun zum erſtenmal, ſeitdem ſie neben ihm ſaß, angeblickt hatte, änderte ſie den Ton und fragte mit inniger Teilnahme: „Oſſy, liebes Herz, was fehlt dir? Du ſiehſt traurig aus!“

Oswald antwortete nicht und ſchien ſich nur mit den Pferden beſchäftigen zu wollen. Ulrike ſaß fünf Sekunden ſtill; dann wandte ſie ſich wieder an ihren Bruder und flüſterte dieſem ins Ohr: „Ich weiß alles!“

„Was weißt du?“ fragte Oswald mürriſch.

„Martha iſt nicht gekommen. Nimm es dir nicht ſo ſehr zu Herzen.“

„Unſinn!“ murmelte Oswald; aber es that ihm wohl, von Martha ſprechen zu hören, von ihr ſprechen zu können, und ſein Ton wurde freundlicher. „Glaubſt du wirklich, daß ſie krank iſt, oder hat ſie nur einen Vorwand genommen, um nicht mit uns zu fahren?“

„Nein, ſie iſt wirklich leidend. Dolores ſagt mir, Martha fühle ſich ſchon ſeit mehreren Tagen angegriffen, ſie müſſe ſich wohl neulich in Wiesbaden erkältet haben.“

„Erkundige dich morgen nach ihrem Befinden.“

„Das will ich; und ſobald ich ſie geſehen habe, werde ich dir Bericht erſtatten; und wenn Martha wieder ausgeht, lade ich ſie dir zum Eſſen ein.“

„Ulrike!“

„Ja.“

„Mir zuliebe nimm die Sache ernſt; ſprich nicht davon, hörſt du? Zu niemand! Willſt du mir das verſprechen?“

„Ganz gewiß verſpreche ich es dir.“ Ulrike war eine Jugendfreundin von Martha und hätte ſie mit Freuden als Schweſter umarmt. „Sei nur nicht ſo traurig,“ fuhr ſie fort. „Alles wird ſchon in Ordnung kommen.“

Aber Marthas Nichterſcheinen an jenem Tage, von dem Oswald ſich ſo viel Freude verſprochen hatte, war eine zu bittere Enttäuſchung für den Armen, und ſein Geſicht blieb ernſt und niedergeſchlagen.

Hinten auf dem Wagen ſprach man von den bevorſtehenden Rennen. Auch Nielßen und Decker beteiligten ſich an dieſer Unterhaltung; Dolores aber, die in dem knappen, engliſchen Anzuge, den ſie angelegt hatte, bildhübſch ausſah, ſprach gar nicht. Eine eigentümliche Traurigkeit, deren Urſache ſie nicht erkennen wollte oder nicht erkannte, füllte ihr Herz.

Da fuhr das Viergeſpann an einer offenen Mietskaleſche vorüber, in der die drei Damen Woyerski und Sanin ſaßen. Man begrüßte ſich von beiden Seiten.

„Sie haben Frau von Woyerski bereits Ihre Aufwartung gemacht,“ ſagte Dolores zu Nielßen.

„Ja; ich war geſtern in Wiesbaden.“

Frau von Holm war im allgemeinen nicht verlegen, um ihren Gedanken und Gefühlen durch Worte Ausdruck zu geben; aber was ſie in dieſem Augenblick empfand, war ſo wirr und unklar, daß ſie nicht wußte, wie ſie es hätte ſagen können. Es kränkte ſie, daß Nielßen den Ruſſinnen einen Beſuch abgeſtattet hatte. — Aber wie war dies zu begründen und zu ſagen? — Sie verſank wieder in Schweigen und vernahm kaum, was neben ihr geſprochen wurde. Nur wenn Nielßens Stimme ſich vernehmen ließ, dann lauſchte ſie. — Er ſprach von den gleichgültigſten Dingen von der Welt: von Pferden, Rennen und Reitern. Wie konnte ſich ein vernünftiger Menſch nur um ſolche Sachen kümmern! Früher hatte ſie ſich auch dafür intereſſiert. — Ja, „früher“! Es war ihr, als läge das fern hinter ihr. — Was ging denn in ihr vor? — Sie ſeufzte leiſe.

„Coeur qui soupire n’a pas ce qu’il désire,“ ſagte Decker.

Sie ſah ihn böſe und überlegen an und zuckte die Achſeln. — Sie hatte ſich auch am Morgen keine Freude von dem Renntage verſprochen, aber es hatte ſie in die Nähe des ſchweigſamen Mannes zu ihrer Rechten gezogen, und ſie war gekommen. Nun wünſchte ſie, ſie wäre gar nicht zu den albernen Rennen gefahren und mit Martha ruhig zu Hauſe geblieben. — Aber der Wunſch kam zu ſpät. — Das Ziel der Fahrt war erreicht. — Die Coach drehte in kunſtgerechtem Bogen in den für Wagen vorbehaltenen Platz ein und machte dort Halt. Die Diener ſprangen aus dem Wagen, die Leiter wurde wieder angelegt, die Damen und der alte Herr Melchior kletterten darauf hinunter, die Herren ſprangen mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit ab; und bald darauf bewegte ſich die ganze Geſellſchaft dem Sattelplatz und den Tribünen zu. Ulrike und Dolores gingen einige Schritte zuſammen; aber gleich darauf wurde Ulrike von einem ihrer zahlreichen Bekannten begrüßt und angehalten. Dolores ſtand eine Sekunde unſchlüſſig neben ihr; dann wandte ſie ihre zögernden Schritte wieder der Tribüne zu und wurde auf dem Wege dorthin von Herrn Melchior überholt, der ihr mit altfränkiſcher Höflichkeit den Arm bot und ſie nach ſeiner Loge führte. Dort blieb ſie mit dem alten Mann allein, bis Frau von Woyerski und ihre beiden Töchter nebſt Sanin, den Katharina nicht von ihrer Seite ließ, ſich zu ihr geſellten. Bald darauf erſchien auch Nielßen.

Frau von Woyerskis Unterhaltung war an jenem Tage nicht gerade erheiternd, doch war Dolores froh, die übelgelaunte Ruſſin in ihrer Nähe zu haben, denn ihr ſelbſt war die Bruſt wie zugeſchnürt; ſie konnte und wollte nicht ſprechen, und die Klagen ihrer Nachbarin verhinderten wenigſtens, daß ihr Schweigen auffällig wurde. Endlich ſetzte ſich Nielßen, der bis dahin hinter Sophies Stuhl geſtanden und vergeblich verſucht hatte, ein Geſpräch mit dem jungen Mädchen anzuknüpfen, zu Dolores. Sie atmete plötzlich wieder leichter; aber ſie blieb noch ſtumm. Da wandte ſich Nielßen zu ihr und fragte teilnehmend, ob ihr etwas fehle; er finde, ſie ſehe angegriffen und verſtimmt aus.

Das war Balſam auf das wunde Herz der ſtolzen Schönheit. Sie ſchlug die dichten ſchwarzen Wimpern ganz langſam auf, und ihre großen, dunkeln Augen hefteten ſich klagend und anklagend auf Nielßen.

Der Don hatte ſich guten Glaubens Decker gegenüber gerühmt, Dolores habe keine Macht über ihn, ſei ihm nicht gefährlich. Er hatte ſich darin geirrt und er empfand es an dem heftigen, unregelmäßigen Pochen ſeines Herzens, an dem unklaren Sehnen, das plötzlich ſeine Bruſt füllte. Derſelbe Blick hatte zwei Tage vorher, während der Rückfahrt nach Frankfurt, auf ihm geruht, und er war demſelben gegenüber ohnmächtig geweſen. „Sie iſt eine gefährliche Perſon," klang es ihm aus der geſtrigen Rede Deckers in die Ohren, aber er achtete nicht darauf, es war ihm nicht möglich darauf zu achten, und nach wenigen Minuten war er in ein mit halblauter Stimme geführtes Geſpräch mit Dolores vertieft.

Frau von Woyerski ſprach inzwiſchen verdrießlich weiter: „C'est donc toujours la même chose! Ich hatte es vorher geſagt, daß es erſchrecklich langweilig ſein würde. Wer ein Rennen geſehen hat, hat ſie alle geſehen: galoppierende Pferde, geſchmackloſe Toiletten, Hitze, Staub, Lärm und Aufregung um des Kaiſers Bart. Ich wüßte nicht, was mir gleichgültiger wäre, als ob ‚Flageolet' gewinnt oder ‚Petit Poies', ‚Fledermaus' oder ‚Turteltaube'".

Sophie vernahm die Klagen, ohne etwas darauf zu erwidern. Sie fand das bunte Treiben vor ihren Augen ganz hübſch. Katharina achtete nicht auf das, was ihre Mutter ſagte. Sie erklärte Sanin ſoeben, was der Welt dadurch verloren ginge, daß er nicht ein armer Künſtler ſei, der für Geld auf den Bühnen ſingen müßte und die Menſchheit erfreute, und Sanin ſchlürfte die ſüßen Reden mit innigem Wohlbehagen. Wohl verſuchte er anfänglich verſchiedenemal, einen Blick auf Sophie zu werfen, die neben ihrer Schweſter ſaß, aber Katharina ließ ihn nicht eine Sekunde unbeachtet und bald vergaß er die Anweſenheit des ſchönen Mädchens, denn das, was Katharina ihm ſagte, war ſo hübſch, ſo verſtändig, daß er kein Wort davon verlieren wollte und ihr mit ungeteilter Aufmerkſamkeit lauſchte.

Ein Rennen folgte dem andern: „C'est donc toujours la même chose!" wiederholte Frau von Woyerski zum zwanzigſtenmal. Herren traten an die Loge, um die Damen zu begrüßen. Alle hatten nur ein Geſprächsthema: die Rennen. — In den Pauſen zwiſchen den Rennen machten die Damen kleine Promenaden, gingen in die Reſtauration, um Kuchen zu eſſen und Limonade zu trinken, wurden von vielen Seiten begrüßt und angeredet, dankten und redeten wieder und zogen ſich ſchließlich, wenn die Glocke ein neues Rennen ankündigte, immer wieder in Herrn Melchiors große Loge zurück, um dort die alten Plätze einzunehmen: Dolores neben dem Don, Katharina neben Sanin, dieſen von Sophie trennend. Frau von Woyerski hatte abgelehnt, einen der beſſeren Plätze einzunehmen und ſaß hinten in der Loge, wo ihr Roos und der alte Herr Melchior, die in unregelmäßigen Zwiſchenräumen kamen und gingen, von Zeit zu Zeit Geſellſchaft leiſteten.

Oswald Melchior war unſichtbar; aber keiner ſeiner Gäſte vermißte ihn. Der alte Melchior nahm an, er ſei wohl „dienſtlich" beſchäftigt; Dolores war mit Nielßen im Geſpräch, Katharina mit Sanin, Frau von Woyerski war er vollkommen gleichgültig, Ulrike endlich erſchien viel zu ſehr von ihren zahlreichen Freunden in Anſpruch genommen, um die Abweſenheit ihres Bruders zu bemerken. Sie ſchritt in dieſem Augenblick, an Deckers Arm, auf dem freien Platz vor der Tribüne, an der Loge vorüber, in der ihre Freunde ſaßen. Nachdem ſie einige Schritte weiter gegangen war, blieb ſie ſtehen, wandte ſich um und beobachtete die kleine Geſellſchaft.

„Heinrich!"

Decker und Frau von Udewald waren langjährige gute Freunde. Während einiger Zeit, bald nach Ulrikes Verheiratung, war dies Verhältnis dadurch getrübt worden, daß Decker ſich damals in den Kopf geſetzt hatte, er müſſe ſich in die kleine Frau verlieben. Sie hatte dies mit Erſtaunen und Verdruß bemerkt und es ihm zu verſtehen gegeben, und er war darauf aus ihrer Nähe verſchwunden. Aber ſeine Verſtimmung hatte nicht lange gedauert, und als er beſchämt und reuevoll als Freund zu ihr zurückgekehrt war, da hatte ſie ihn mit offenen Armen empfangen und ihm ſofort ihr Vertrauen wieder geſchenkt. Seitdem beſtand ein gutes freundſchaftliches Verhältnis zwiſchen den beiden und bis zu einem gewiſſen Grade auch zwiſchen Udewald und Decker.

„Was gibt es?" fragte Decker.

„Ich hätte große Luſt Gottfried Nielßen den Hof zu machen," fuhr Ulrike fort, „aber ich fürchte, daß Dolores mir dann die Augen auskratzt."

„Es iſt mir lieb, daß Sie davon ſprechen," ſagte Decker. „Bitte, erklären Sie mir, was meinen alten Don ſo unwiderſtehlich macht. Alle Frauen haben es auf ihn abgeſehen. Er iſt noch keine Woche hier, und ich kenne ſchon ein halbes Dutzend, die nach ihm ſchmachten. — Was für eine Seele von Mann der Don iſt, das weiß niemand beſſer als ich ... Aber er iſt doch kein Mann zum Verlieben!"

„Sprechen Sie doch nicht von Sachen, die Sie nicht verſtehen!"

„Schön. Dann müſſen Sie mich aber belehren. Was gefällt den Frauen am Don?"

„Das müſſen Sie ſich von einer Klügeren erklären laſſen, wenn Sie es wiſſen wollen. — Ich kann Ihnen nur ſagen, er gefällt mir. Das genügt mir. Er ſieht gut aus und vornehm und klug, wie einer, auf den man ſich verlaſſen kann. — Ich erinnere mich ſeiner, als er in Martha verliebt war. Das war kurz vor meiner Verheiratung. — Wie habe ich Martha beneidet! Und er war damals lange nicht ſo hübſch wie jetzt; aber er ſah ſchon gerade ſo treuherzig aus, und man erkannte an ſeinen Augen, man hörte am Ton ſeiner Stimme, wie er ſein ganzes Herz hingab. Martha bemerkte das nicht, oder es hatte keinen Wert für ſie. Kurz, die Sache kam zu nichts. Das iſt nun vielleicht ganz gut; aber die Verſicherung will ich Ihnen geben: Martha kann lange ſuchen, ehe ſie einen zweiten Gottfried Nielßen findet. Er iſt ein Mann, der der geliebten Frau alle Wege ebnen würde und mit dem ſie glücklich ſein müßte, wenn ſie überhaupt verdiente, glücklich zu werden."

„Wo ſehen Sie das alles? Da ſitzt er jetzt, mein alter Don, und läßt ſich von der falſchen Dolores anlieben, und ſieht dabei ſo gelaſſen aus, als würden ihm die Vermiſchten Nachrichten aus dem Frankfurter Journal vorgeleſen.“

„Gelaſſen ſieht er aus!“ rief Ulrike lachend. „Nun, ich danke! Nein, wie doch auch ganz geſcheite Männer kurzſichtig bis zur Blindheit ſein können! . . . Ich, mein lieber Freund, habe einmal in meinem Leben einem Mann gegenüber geſeſſen, der mich mit der ‚Gelaſſenheit‘ anblickte, mit der Nielßens Augen jetzt auf Dolores ruhen. Das war ein gefährlicher Mann! Zum Glück bin ich eine vernünftige Frau — und ſo ging die Gefahr vorüber; aber . . . aber . . .“

„Nun was ‚aber‘?“

„Nein! Ich mag Dolores nicht anſchwärzen.“

„Ja,“ ſagte Decker nachdenklich, „ich habe Nielßen gewarnt: Dolores iſt eine gefährliche Frau!“

Aber Ulrike wollte auf den ernſten Ton nicht eingehen. „Klagen Sie doch nicht immer die unglücklichen Frauen an,“ ſagte ſie. „Ihr frommer Don iſt gefährlicher als die arme Dolores.“

In dieſem Augenblick wurde zum Herrenrennen geläutet.

„Kommen Sie in unſere Loge,“ ſagte Ulrike; „dort können wir die ganze Bahn überſehen. Ich habe ein Vermögen auf ‚Fledermaus‘ gewettet. Wenn ich verliere, ſo läßt Udewald mich unter Vormundſchaft ſtellen.“

Die Pferde kamen, in leichtem, langem Schritt gehend, eines nach dem andern zum Vorſchein. Die Reiter, mit krummen Rücken, die Mützen über die Ohren gezogen, zeigten ſich in der nachläſſigen ſchlaffen Haltung, die nun einmal zur Mode geworden, aber nicht hübſch zu nennen iſt und die bei manchem ſorgfältig einſtudiert ſein mag. Auch Oswald Melchior erſchien in dieſer ungezwungenen Haltung; aber ſie war ihm natürlich, und die Gleichgültigkeit, mit der er zwiſchen den Ohren des Pferdes auf den Weg vor ſich hinſtarrte, ohne die zahlreichen bekannten Geſichter zur Rechten und Linken des Weges eines Blickes zu würdigen, entſprach der Stimmung, in der er ſich befand. Er ritt ohne jede Freude. Daß er gewinnen würde, hielt er für wahrſcheinlich. Er wußte, was „Fledermaus“ wert war. Und er wollte ſein Beſtes thun, um zu gewinnen. Das war er ſchon denen ſchuldig, die auf ihn gewettet hatten; aber abgeſehen davon war ihm der Ausgang des Rennens beinahe gleichgültig. Die paar tauſend Gulden, die er dabei gewinnen konnte, hatten keinen Wert für ihn; ſeine Eitelkeit war ebenfalls nicht im Spiel, da ſein Ruf als Reiter auf ſicherer Grundlage ſtand. Er hatte das Rennen zu Ehren Marthas reiten wollen. Die war nicht gekommen. Damit hatte alles an jenem Tage ſeine weſentliche Bedeutung für ihn verloren.

Herr Campton, der engliſche „Trainer“, der neben Melchior her ging, um das Pferd bis zur Bahn zu begleiten, wußte nicht, was er aus der Gemütsverfaſſung ſeines Herrn machen ſollte. Am Morgen war er aufgeregt, in ſeinen Vorbereitungen zum Rennen beinahe ängſtlich geweſen, und jetzt erſchien er vollſtändig apathiſch.

„Alles in Ordnung, Herr?“ fragte Campton.

Melichor nickte mit dem Kopfe.

„Stören Sie ſie nur nicht, ſie wird es ſchon ganz allein machen!“

Darauf wurde Herrn Campton gar kein Beſcheid, nicht einmal durch ein ſtummes Zeichen; Melchior bog nach rechts ab, ſo daß er die Tribüne vermied, und ritt im leichten Handgalopp dem Ablaufpfoſten zu. Er kam dort zuerſt an und mußte eine ziemliche Weile warten, bis ſich die anderen Reiter verſammelt hatten. „Fledermaus“ wurde darüber etwas nervös und ſpitzte die feinen Ohren und tänzelte umher, ſo oft ſie ein neues Pferd nahen ſah. Melchior kümmerte ſich nicht darum. Herr Campton, der das Pferd durch ein Glas beobachtete, wandte ſich zu dem alten Groom, der neben ihm ſtand.

„Warum der Herr nicht einen Schritt zurückreitet und die Stute allein läßt: er weiß doch, daß ſie Geſellſchaft nicht vertragen kann?“

„Auf Herren iſt nie ein ſicherer Verlaß,“ antwortete der alte Groom.

Endlich wurde das Zeichen zum Ablauf gegeben — die Fahne blieb geſenkt, die Glocke läutete.

„Da kommen ſie!“

Die ſechs Pferde waren im Nu, gut zuſammen, vor der Tribüne und nahmen beinahe gleichzeitig den Waſſergraben, der dort zur Befriedigung der Schauluſt des Publikums als erſtes Hindernis angebracht war.

„Unſinn! Eine ſolche ‚Pace‘ zu machen bei einem Vier Meilen Rennen,“ brummte Campton. „Ich möchte, ich ſähe ‚Fledermaus‘ zwanzig Längen hinter den andern Pferden.“

Aber „Fledermaus“ führte — ſie war über den Graben geflogen wie ein Vogel und ſie flog über die nächſte Hecke und die darauf folgende Barriere; und am vierten Hindernis, der iriſchen Bank, auf der andern Seite des Rennplatzes, ſchräg gegenüber der Tribüne, und von dort aus leicht erkennbar, da — wie es in den eleganten Rennberichten heißt — trennte ſich der Reiter von ſeinem Pferde, mit anderen Worten: das Pferd kam zu Fall und Melchior flog in weitem Bogen über den Hals des Tieres fort, fiel auf den Kopf und blieb liegen. — Von der Tribüne geſehen, nahm ſich die Sache lebensgefährlich aus.

„Wenn er ſich nicht den Hals gebrochen hat, kann er von Glück ſagen,“ bemerkte ein Fremder hinter der Loge, in der Melchiors Verwandte und Freunde ſaßen.

Eine Sekunde darauf ſah man „Fledermaus“ mit fliegender Mähne, weit ausgeſtrecktem Schwanze und ſchwingenden Zügeln und Bügeln, im Jagdgalopp die Bahn weiter verfolgen, auf der ſie ihren Reiter verloren hatte. Gleich darauf wurde ſie von den anderen berittenen Pferden überholt und ſodann von einem Stallburſchen a. D., der ſich unter den Zuſchauern des dritten Platzes befand, aufgefangen und triumphierend dem Sattelplatz zugeführt.

Was aus Oswald Melchior geworden war, konnte man von der Tribüne aus nicht ſehen. Eine dichte Menge hatte ſich auf der Stelle verſammelt, wo der Unfall vorgekommen war, und von allen Seiten des Feldes eilten noch immer neue Neugierige dem Platze zu. Dieſe Menſchenmaſſe bildete im Mittelpunkt einen dichten, dem Auge undurchdringlichen Knäuel — der ſich nicht bewegte.

Ulrike hatte einen leiſen Schrei ausgeſtoßen, als ihr Bruder geſtürzt war. Jetzt ſaß ſie, das Taſchentuch vor dem geöffneten Munde, ſchwer atmend, die Augen weit aufgeriſſen, lautlos und unvermögend, ſich zu bewegen. Nielßen und Decker waren aus der Loge geſprungen und liefen nun, ſo ſchnell ſie konnten, querfeldein der Stelle zu, wo Oswald liegen geblieben war. Frau von Woyerski ſagte gelaſſen: „C'est donc toujours la même chose. Ein Unfall muß bei jedem Rennen vorkommen, ſonſt iſt es nicht vollſtändig." — Dolores hatte ſich Ulrike genähert und verſuchte, ſie zu tröſten: „Es wird nichts ſein; Ulrike, beruhige dich!"

Katharina und Sanin beobachteten eine Weile den dichten Menſchenknäuel hinter der iriſchen Bank; da ſie aber dort nichts von Intereſſe ſehen konnten, ſo wandten ſie ihre Blicke den Pferden zu, die noch im Rennen waren und jetzt, von ihren Reitern getrieben, an der rechten Seite der Bahn wieder ſichtbar wurden.

„‚Ebenholz' gewinnt! — Nein, ‚Freifrau'! Der ‚Fliegende Holländer!'"

Der „Fliegende Holländer" gewann. Bittere Enttäuſchung hier, großer Jubel dort! Wer dachte an den Verunglückten?

Der alte Melchior, blaß, den Mund zuſammengekniffen, ging, ſich am Geländer feſthaltend, langſam, mit ſchlotternden Knieen, dem Ausgange der Tribüne zu. Da hörte er eine ſanfte freundliche Stimme hinter ſich.

„Ich will Sie begleiten, lieber Herr Melchior; geben Sie mir Ihren Arm, ich bin ſtark!"

Der alte Mann jammerte leiſe: „Ach Gott! Ach Gott!" Aber er nahm den ihm angebotenen Arm, der ihn behutſam die Treppe hinunterführte.

„Nein! Sieh nur die Sophie," ſagte Katharina, ſich an ihre Mutter wendend; „ſie iſt unglaublich!"

Frau von Woyerski antwortete nicht, ſie deutete mit den Augen auf Ulrike, um ihre Tochter zur Vorſicht zu mahnen. Alsdann nickte ſie zuſtimmend und zuckte die Achſeln.

In dem Augenblicke ſah man einen berittenen Gendarmen in ſcharfer Gangart daher kommen. Er rief im Vorbeireiten den Vorübergehenden einige Worte zu, und gleich darauf war der lange Udewald an der Seite ſeines Schwiegervaters und ſagte: „Es iſt gottlob gut abgegangen; er hat ſich nichts gebrochen und er ſpricht auch ſchon wieder. — Ich will es Frau von Udewald ſagen."

„Ach Gott!" murmelte der alte Melchior. Nachdem er einigemal tief aufgeatmet hatte, wiſchte er ſich den Schweiß fort, der in dicken Tropfen auf ſeiner Stirn perlte, und ſagte ſichtlich beruhigt: „Gott ſei Dank!" — Dann wandte er ſeine Augen auf das junge Mädchen, das ſich ſeiner erbarmt hatte, und ſagte väterlich freundlich: „Ich danke Ihnen, liebes Kind, ich werde es Ihnen nicht vergeſſen."

Darauf errötete Sophie bis zur Stirn und eilte geſenkten Blickes, als ob ſie ein Unrecht begangen habe, der Loge wieder zu, in der ſich ihre Mutter und Schweſter befanden. — Die Loge war jetzt leer geworden. Ulrike, von Dolores begleitet, war in das Damenzimmer gegangen, um ſich dort von ihrem Schrecke zu erholen und ihre Aufregung, der ſie noch immer nicht wieder Herrin werden konnte, den neugierigen Blicken der Umſtehenden zu entziehen. — Frau von Woyerski, Katharina und Sanin waren allein.

„Was ſoll das bedeuten, daß du fortläufſt, ohne mir ein Wort zu ſagen?" fragte Frau von Woyersti. — Sie war gewöhnlich ſehr ruhig und ſprach auch jetzt gelaſſen, ohne Erregung. Ihre Worte drückten einen unfreundlichen Tadel aus, ohne eine weitere Ertlärung zu beanſpruchen. Sophie antwortete auch nicht, aber in ihren ſtahlgrauen Augen, die ſonſt immer ſo ſanft leuchteten, loderte eine gefährliche Flamme.

Jetzt wandte ſich Katharina an ihre Schweſter: „Wenn du dich lächerlich machen willſt, ſo thue das, wenn du allein biſt. Wenn wir zuſammen ſind, ſo erwarte ich, daß du dich wie ein wohlerzogenes Mädchen benimmſt. Hörſt du, Sophie!"

Da brach die gefährliche Flamme lichterloh hervor. Wie ein Blitz ſchoß der zornige Blick aus den grauen Augen auf Katharinas erbleichendes Geſicht. Sophie zitterte und ſchwer atmend ſtieß ſie durch die geſchloſſenen Zähne hervor: „Schäme dich, o, du Schändliche!"

Wenn die Tribüne plötzlich zu einem feuerſpeienden Berg geworden wäre, ſo würden Frau von Woyerski und Katharina nicht mehr betroffen geweſen ſein, als ſie es jetzt im erſten Augenblicke waren. Sophie, die ſeit zwölf Jahren Unterdrückte, die oftmals viel Schlimmeres als die letzten Worte ihrer Schweſter ruhig hingenommen hatte, Sophie, die verkörperte Sanftmut und Duldſamkeit, die für die Kränkungen, die ihr ſo häufig zugefügt wurden, ſo wenig Gefühl zu haben ſchien, daß die Mutter und Schweſter an ihrem Verſtändnis dafür gezweifelt und ſie für beſchränkt gehalten hatten. — Sophie empörte ſich! Was war da zu thun? Es war ſo überraſchend, es traf Katharina und ihre Mutter ſo unvorbereitet, daß ſich die beiden Frauen ratlos anſahen. — Sollte der Ungezogenen die Antwort werden, die ihr gebührte? Das hätte zu einem öffentlichen Skandal führen können. Sollte man ſie nach Hauſe ſchicken, in ihre Kammer, zu Bett? Dazu war man zu weit von Wiesbaden.

„Wir werden die Unterhaltung heute abend fortſetzen," ſagte Katharina, die ſich zuerſt wieder gefaßt hatte, mit einem böſen Lächeln; dann wandte ſie ſich an Sanin, der ſtumm und verlegen Zeuge des Vorganges geweſen war, und verſuchte das unterbrochene Geſpräch mit ihm wieder anzuknüpfen; aber ihre Stimme zitterte vor verbiſſenem Zorn. Sophie hatte es gewagt, ſie zu beleidigen, ſie vor Sanin zu beſchimpfen, herabzuziehen. Sie ſollte dafür büßen!

Sophie, die abwechſelnd rot und blaß geworden war, beruhigte ſich langſam, und nach einigen Minuten nahm ihr Geſicht wieder den ſanften Ausdruck an, der ihm für gewöhnlich eigen war.

„Was meinſt du, Katharina, wenn wir nach Hauſe führen?" fragte Frau von Woyerski, eine längere Pauſe unterbrechend. — „Frau von Holm und Frau von Udewald werden wohl bei Herrn Melchior ſein und fürs erſte nicht zurückkommen. — Oder willſt du dir auch das letzte Rennen noch mit anſehen? — Es wird ganz dieſelbe Geſchichte ſein, wie das vorletzte, ohne die Abwechslung etwa, daß wieder jemand ſtürzt."

Katharina erhob ſich. Als Sophie ihr aber, wie ſie es häufig that, den Arm anbot, ſtieß Katharina die Hilfe ohne ein Wort des Dankes unſanft zurück und nahm den Arm ihrer Mutter. Sophie war an derartige Unliebenswürdigteiten gewöhnt. Im allgemeinen ſuchte ſie in ſolchen Fällen den Unwillen ihrer Schweſter durch freundliche Worte zu beſchwichtigen. Heute that ſie dies nicht. Sie preßte den kleinen Mund zuſammen und folgte der Schweſter, ohne eine Spur von Reue oder Beängſtigung auf dem Geſichte, das im Gegenteil einen Ausdruck von ruhiger Entſchloſſenheit angenommen hatte, den Katharina und ihre Mutter früher niemals darauf bemerkt hatten. — Der kleine Zug ging an dem Zimmer vorüber, in das der junge Melchior nach ſeinem Sturz getragen worden war. Unter den Perſonen, die in der Nähe der Thür ſtanden, befand ſich auch Nielßen.

Frau von Woyerski war immer ſehr höflich. „Wie geht es Herrn Melchior?“ fragte ſie teilnehmend.

„Der Arzt ſagt, daß die Sache keine ernſten Folgen haben werde; Herr Melchior kann bereits wieder ſprechen.“

„War er denn ſprachlos?“

„Ja, und ſogar beſinnungslos; eine Gehirnerſchütterung, wie Sie wiſſen . . .“

„Ah, in der That!“ unterbrach ihn Frau von Woyerski, der an einer längeren Auseinanderſetzung nichts gelegen war. „Wenn Sie ſeinen Vater oder ſeine Schweſter ſehen ſollten, ſo ſagen Sie, bitte, ich bedauerte den Unfall lebhaft.“

Und darauf wandte ſie ſich, herablaſſend grüßend, wieder ab und erſuchte Sanin, ihren Wagen herbeizuſchaffen. Als dieſer gegangen war, ſtanden ſich die drei Frauen eine Weile ſtumm gegenüber. Dann ſagte Frau von Woyerski: „Wir dürfen nicht vergeſſen, morgen anfragen zu laſſen, wie es dem jungen Manne geht, da wir heute in ſeiner Loge waren.“

„Das wird Sophie ſchon beſorgen,“ bemerkte Katharina ſpitz. „Sie intereſſiert ſich ja anſcheinend ſehr lebhaft für Herrn Oswald Melchior. — Es war zu lächerlich, wie ſie mit dem Vater davonzog.“

Nicht eine Muskel bewegte ſich in Sophies Antlitz.

„Du haſt dich heute in der That wieder einmal reizend benommen,“ fuhr Katharina fort.

Immer noch keine Antwort.

„Nächſtens wirſt du wohl nach mir ſchlagen. Du biſt ja die Reiche, du haſt ja das Recht mich zu mißhandeln.“

Dieſe und ähnliche Bemerkungen, die trotz des häufigen Gebrauchs, den Katharina damit trieb, der armen Sophie bis dahin ſtets Thränen entlockt hatten, blieben diesmal ohne jede Wirkung. Sophie that, als ob ſie gar nicht gehört hätte.

„Kinder! zankt euch nicht!“ beſchwichtigte Frau von Woyerski. „Wenigſtens nicht vor den Leuten, wartet bis ihr zu Hauſe ſeid.“

Aber in Katharina kochte es zu ſehr, ſie konnte ſich immer noch nicht beruhigen.

„Ich zanke mich nicht,“ fuhr ſie fort. „Ich konſtatiere nur das unglaubliche Benehmen Sophies. Du haſt wahrſcheinlich gar nicht gehört, wie ſie geſchimpft hat. Man hätte ſich auf dem Fiſchmarkte glauben können.“

„Nun laßt das für den Augenblick,“ ſagte die Mutter, „ihr werdet euch ſchon wieder verſöhnen; Sophie wird ihr Unrecht einſehen.“

„Ich habe kein Unrecht begangen,“ ſagte Sophie.

Das Geſpräch wurde durch die Ankunft der Kaleſche unterbrochen. Sanin half den Damen in den Wagen, nahm ſeinen alten Platz auf dem Rückſitz neben Sophie, Katharina gegenüber, wieder ein, und das Fuhrwerk ſetzte ſich in Bewegung.

Herr von Udewald hatte keinen übertrieben ſchön gefärbten Bericht über den Zuſtand ſeines Schwagers erſtattet, als er geſagt hatte, die Sache ſei gut abgelaufen. Oswald hatte in der That nur eine leichte Gehirnerſchütterung erlitten, und der Arzt, der ihn ſofort in Behandlung genommen, hatte dem alten Herrn Melchior erklärt, ſein Sohn würde vielleicht ſchon morgen, ſpäteſtens in zwei oder drei Tagen geſund ſein. — Einſtweilen ſah er aber noch ſehr blaß und angegriffen aus, und die Fragen, die er an ſeine Umgebung richtete, zeigten, daß er noch immer nicht ganz wieder zur Beſinnung gekommen ſei. Ein halbes Dutzend Mal hatte er ſich danach erkundigt, ob er geritten hätte, welches Pferd, in welchem Rennen, mit wem? Auf die Antworten, die ihm zu teil wurden, erwiderte er dann kurz „Ach ja!“ und machte eine augenſcheinliche Anſtrengung, ſich zu beſinnen, und wiederholte dann dieſelben oder ähnliche Fragen.

„Nun, thun Sie mir den Gefallen, Herr Melchior, und verhalten Sie ſich ruhig,“ ſagte der Doktor.

„Wo bin ich eigentlich gefallen?“ fragte Melchior.

Der Doktor verſtändigte die Anweſenden, Herrn Melchior, Nielßen, Decker und Mr. Campton durch einen Blick, dem Kranken nicht zu antworten und ſich zu entfernen und traf ſodann Vorkehrungen, um Oswald möglichſt bequem nach Frankfurt zu ſchaffen. Herrn Melchiors großer Landauer, der leer herausgekommen war, um von den Damen benutzt zu werden, falls das Wetter ſchlecht werden ſollte, war zur Wegſchaffung des Kranken vorzüglich geeignet. Bald lag Oswald gut gebettet in dem ſchönen Wagen und fuhr ſtumm und ſtill, von ſeinem Vater und ſeiner Schweſter bewacht, nach Frankfurt zurück.

Wie ſchön hatte er ſich am Morgen die Rückfahrt gedacht, die jetzt ſo traurig von ſtatten ging! Aber es war ihm nicht ganz klar, weshalb ſie ſo traurig war.

„Ich bin geſtürzt?“

„Ja, mein Sohn; bitte, halte dich ruhig.“

„War Fräulein von Holm auf dem Rennen?“

„Nein, ſie hatte ja abgeſagt. Sie iſt unwohl.“

„Ach ja! — Sie war alſo nicht auf dem Rennen?“

„Nein, nein! Aber nun, bitte, thue es mir zu Gefallen und frage nicht weiter.“

Auf dem Rennplatze wurde Melchior nur von ſehr wenigen bemitleidet; dagegen waren viele, denen ſein Sturz erhebliche Verluſte verurſacht hatte, geradezu wütend auf ihn, darunter auch Herr Campton, der Trainer und der alte engliſche erſte Groom. Dieſe beiden waren jedoch zu gut geſchulte Diener, als daß ſie ihren Verdruß „Outsiders“ gegenüber zur Schau getragen hätten. Aber unter ſich im Stall ſprachen ſie ihre Verachtung in Bezug auf Herrenreiter im allgemeinen und den deutſchen Herrenreiter im beſonderen unverhohlen aus.

Ein Diener trat zu den beiden: „Die Coach ſoll vorfahren!“

„Wer ſchickt Sie?“ fragte Herr Campton von oben herab.

„Herr von Udewald.“

„Wer fährt?“

„Herr von Udewald, glaube ich.“

„Die Coach hält da hinten. Machen Sie dem Kutſcher nur die Beſtellung,“ — und auf engliſch ſetzte er hinzu, ſich an den Groom wendend: „Wiſſen Sie, was ein großer Spaß wäre?“

„Nun?“

„Wenn die Coach in einen Graben fiele. Herr Melchior hat dies neulich beinahe fertig gebracht . . . Der Herr verliert ein ſicheres Rennen und fällt vom beſten Pferde; und der Schwager wirft mit dem ruhigſten Zuge um, der je vor einer Coach gegangen iſt. — Das wäre vollſtändig!

Herrn Camptons Vorausſetzung in Bezug auf die Heimfahrt der Coach ging nicht in Erfüllung. Der „Spaß“ wurde nicht vollkommen. Herr von Udewald war ein ſicherer Kutſcher, wenn auch nicht ſo gewandt wie Melchior.

Er landete Frau von Holm wohlbehalten vor ihrer Villa und führte die andern Fahrgäſte nach ſeines Schwagers Hauſe, wo ſie alle abſtiegen, um ſich ein jeder nach ſeiner Wohnung zu begeben.

Während der Rückfahrt war es auf der Coach übrigens recht ruhig hergegangen. Ulrikes Abweſenheit machte ſich bemerkbar. Udewald ſprach kein Wort und beſchäftigte ſich nur mit den Pferden, die ihm anvertraut waren. Decker und Nielßen waren beide etwas ermüdet, auch wußte keiner von ihnen recht, was er mit Dolores ſprechen ſollte. — Dolores' Stärke war im Zwiegeſpräch. Sobald ſich ein dritter an der Unterhaltung beteiligte, verlor ſie den beſten Teil ihrer verführeriſchen Liebenswürdigkeit. In Deckers Gegenwart war es ihr nicht möglich, Nielßen ſo anzublicken, wie ſie es unter vier Augen that. Decker wußte ſehr wohl, daß er Dolores ſtörte — aber das war ihm gleichgültig. Es waren mehrere freie Plätze auf der Coach, und er hätte ſich ſo ſetzen können, daß er Nielßen und Dolores gar nicht geſehen hätte; aber er wollte nicht wiſſentlich ein „bequemer“ Freund ſein und er blieb als läſtiger Friedensſtörer Dolores gegenüber ſitzen.

Als Frau von Holm abſtieg, wobei Nielßen ihr behilflich war, flüſterte ſie ihm zu, ohne dabei eine Miene zu verziehen: „Ich erwarte Sie alſo zum Thee.“

Nielßen nickte kurz und verbeugte ſich einfach, als nähme er Abſchied von Frau von Holm. — Der Gedanke, Decker könne erfahren, daß er Dolores heute abend wieder ſehen werde, nachdem er bereits einen großen Teil des Tages an ihrer Seite zugebracht hatte, war ihm peinlich, und er vermied die Blicke ſeines Freundes, als er ſeinen alten Platz neben dieſem wieder einnahm. Decker ſchien aber Dolores' Einladung überhört zu haben, wenigſtens äußerte er ſich nicht darüber, und als die beiden, nachdem ſie ſich von Udewald verabſchiedet hatten, langſam nach Hauſe gingen, fragte Decker harmlos:

„Was machſt du nun?“

„Zunächſt beabſichtige ich, eine Stunde auszuruhen; und dann denke ich, im Ruſſiſchen Hofe zu eſſen. — Willſt du mir Geſellſchaft leiſten?“

„Ich habe verſprochen, im Klub zu eſſen . . . Und was haſt du für heute abend vor?“

„Wenn du zu Hauſe biſt, ſo komme ich vielleicht gegen zehn Uhr zu dir.“

„Schön! Ich erwarte dich.“

„Nein, thu das nicht. Ich komme nur ‚vielleicht‘ — ‚ohne bindende Verabredung‘, wie der arme Peter Holm zu ſagen pflegte.“

„Kommſt du, ſo biſt du willkommen! Ich bleibe jedenfalls bis gegen elf Uhr zu Hauſe. Ich will arbeiten.“

„Arbeiten?“

„Ja. Ich habe während der letzten Tage viel an meine neue Geſchichte gedacht, und will verſuchen, etwas davon zu Papier zu bringen.“

„Welche neue Geſchichte?“

„Du ſahſt ja den Anfang: ‚Der unglücklichen Liebe Vergänglichkeit.‘“

„Nun alſo vielleicht auf heute abend!“

Frau von Woyerski und ihre Töchter langten erſt mit dem Sieben-Uhr-Zuge in Wiesbaden an: Frau von Woyerski übler Laune und todmüde; Katharina im Gegenteil mit ſich und der Welt zufrieden und infolgedeſſen auch in Bezug auf Sophie etwas milder geſtimmt. — Es war nämlich augenſcheinlich und erfüllte ihr Herz mit nie gekanntem Glück, daß ſie in Sanins Gunſt große Fortſchritte machte. Er vernachläſſigte Sophie und unterhielt ſich beinahe ausſchließlich mit ihr, Katharina.

Als die vier auf der Eiſenbahn ſaßen — die Mietskaleſche hatten ſie in Frankfurt gelaſſen — von keinem Fremden behelligt, allein in einem Coupé, ein jedes in einer Ecke, Sanin Katharina gegenüber, da hatte er während der geräuſchvollen Fahrt ſo leiſe, daß weder Sophie noch die Mutter ihn verſtehen konnten, mit Katharina über Sophie geſprochen — und dieſe entſchieden getadelt.

„Meine verehrte Katharina Paulowna,“ hatte er geſagt, „ich kann es eigentlich mit meinen Grundſätzen nicht in Einklang bringen, einer Schweſter etwas anderes als Gutes von ihrer Schweſter zu ſagen; aber Sie ſind ſo gütig, ſo vertrauenerweckend, ſo verſtändig, daß Sie mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich Ihnen offen geſtehe, daß Fräulein Sophies Benehmen Ihnen gegenüber mir unfreundlich erſchienen iſt.“

Er hätte gerne noch ein halbes Dutzend Zwiſchenſätze in ſeine Phraſe gedrängt, aber ſo, wie ſie nun wohltönend und abgerundet ſchloß, gefiel ſie ihm und er blickte ſelbſtzufrieden auf Katharina. — Wie gut mußte ſie von ihm denken! Daß er ein großer Künſtler war, das hatte ſie gehört und ihm auseinandergeſetzt; ferner erblickte ſie in ſeiner Vergangenheit leidenſchaftliches Ringen, Kämpfen und Siegen. Sie hatte es ihm wenigſtens geſagt. Er war ſich nicht recht klar geweſen, was ſie eigentlich damit meinte, da ſeine Vergangenheit, in Bezug auf Leidenſchaftlichkeit, ſo blank und glatt war, wie ein reingewaſchener Teller, aber es hatte ihn mit innigem Behagen erfüllt, als ein Mann dazuſtehen, der ein ſturmbewegtes Leben hinter ſich hat, und von neuem hatte er Katharina in ſeinem Geiſte das Zeugnis ausgeſtellt, daß ſie ein ungewöhnlich ſcharfſinniges Mädchen ſei. — Später hatte ſie ihn mit einem eigentümlichen Blick ihrer klugen Augen gefragt, ob er ſich im geheimen mit Politik beſchäftige. Sanin hatte mit einer abwehrenden Bewegung nur geantwortet: „Bitte, ſprechen wir von etwas anderem!“ — Da hatte ſie ſeine Hand ergriffen und ihn flehend angeblickt und geflüſtert: „Dimitri Maximowitſch, ſchwören Sie mir, vorſichtig zu ſein!“ Sanin hatte ſich beſonnen und endlich geantwortet: „Ich bin es; ich werde es fortan noch mehr ſein; verlaſſen Sie ſich darauf, Katharina Paulowna.“ Das that ſie, und das konnte ſie auch mit ruhigem Gewiſſen. — Daß eine politiſche Frage Sanin perſönlich berühren könnte, daran hatte vorher nie ein Menſch gedacht — Sanin ſelbſt am allerwenigſten. Aber das kluge Mädchen dachte an alles! Sanins Geiſt ſtolzierte vor ihr auf hohen Stelzen einher. Er wollte zeigen, daß er in der That ein außerordentlicher Menſch ſei, wohl würdig der Bewunderung, die ſie vor ihm hegte. Er ſuchte nach den gewählteſten Worten, um ſeinen Gedanken Ausdruck zu geben.

„Ja, ich wiederhole es — auf die Gefahr hin, eine Unvorſichtigkeit zu begehen — daß mir das Benehmen Ihrer Schweſter als das Gegenteil von einem freundlichen, liebevollen, ſchweſterlichen erſchienen iſt.“

Er beging keine große Unvorſichtigkeit, indem er ſo ſprach. Katharina blickte ihn dankbar an. — Sie ſah mit ihrem vom Glück verklärten Antlitz ſo hübſch aus, wie ſie überhaupt ausſehen konnte, und ſagte: „O, Sie ſind gut, Sie haben ein großes, edles Herz!“

Der Beſitzer des großen edlen Herzens ſchützte den Mund und bewegte das Haupt, milde abwehrend, hin und her. – Sie hatte ſich vorgebeugt, und unbeabſichtigt — ſo ſchien es — berührte ihre Hand ganz leiſe und flüchtig die ſeine, die auf einem Stock ruhte, den er zwiſchen den Knieen hielt. Er bemerkte es und ſchmunzelte ruhig weiter, aber ſie durchrieſelte es dabei kalt und heiß, und das pochende Herz trieb eine Blutwelle in das blaſſe, kränkliche Antlitz und machte es ſanft erröten.

Frau von Woyerski, die in der entgegengeſetzten Ecke des Coupés ihrer älteſten Tochter gegenüber ſaß, beobachtete dieſe. Und für kurze Zeit ſchraubte ſie ihr Leben um fünfundzwanzig Jahre zurück und dachte daran, wie ſie ſelbſt, das reizloſe Mädchen, einmal dem ſchönen Oberſt von Woyerski begehrlich und hingebend gegenüber geſeſſen hatte, und wie es ihrer ſtarken Liebe gelungen war, ſich das ſchwache Herz des gefeierten Offiziers zu erobern. Damals war ſie glücklich geweſen — während kurzer, nie zu vergeſſender Zeit! Aber Frau von Woyerski erwachte ſchnell wieder aus ihren Jugendträumen. Sie muſterte Sanin von der Seite. — Sollte er wirklich ſo blind, ſo beſchränkt ſein, ſich in Katharina zu verlieben? Es war kaum denkbar; aber es war nicht geradezu unmöglich. Jedenfalls wollte ſie als treue Verbündete an Katharinas Seite ſtehen.

Als die vier die Eiſenbahn verlaſſen und den kurzen Weg bis zu Frau von Woyerskis Villa zu Fuß zurückgelegt hatten, ſagte Katharinas Mutter mit aller Freundlichkeit, die ihr bei ihrer Müdigkeit und üblen Laune zu Gebote ſtand: „Ich danke Ihnen, daß Sie ſich für uns aufgeopfert haben. Es war wirklich unerträglich langweilig. Ich will mich jetzt etwas erholen, aber um zehn Uhr komme ich wohl noch mit den Mädchen in das Kurhaus. Vielleicht haben wir dann das Vergnügen, Sie wiederzuſehen.“

Sanin küßte Frau von Woyerski die Hand, dankte für die ihm ſo gnädig bewilligte Erlaubnis und entfernte ſich elaſtiſchen Schrittes. Der lange Nachmittag, der Frau von Woyerski ſo ſehr ermüdet hatte, war ihm ſchnell und angenehm vergangen. Auf dem Wege nach ſeiner Wohnung traf Sanin mit Eduard Wichers zuſammen, der ſich nach der Eiſenbahn begab, um nach Frankfurt zurückzukehren.

„Ich, klug und weiſe,“ ſagte der Bankier, nachdem ſich die beiden begrüßt hatten, „habe von der Einſamkeit profitiert, die heute hier herrſcht, und vorzüglich zu Mittag geſpeiſt. — Und was haben Sie gethan?“

Sanin erſtattete kurzen Bericht von ſeinem Tage.

„Nun, und machen Sie Fortſchritte in der Gunſt Katharinas und des Baron Roos?“ fragte Wichers.

Sanin antwortete verlegen, daß Fräulein Katharina ihm freundlich entgegenkam; dem Baron Roos habe er ſich aber nicht nähern können.

„Kein Wunder!“ ſagte Wichers. „Roos iſt bekannt dafür, daß er junge Leute nicht leiden kann; ſie langweilen ihn. Aber ſeien Sie beharrlich. Gewinnen Sie ſein Herz. Ohne Kampf kein Sieg! Sonſt nichts paſſiert?“

Sanin ſchwieg eine Weile und dann ſagte er zerſtreut: „Ach ja, Herr Melchior iſt geſtürzt.“

„Mit ‚Fledermaus‘?“

„Ja, ich glaube, ſo hieß das Tier.“

„Da muß er herzlich ſchlecht geritten haben. Hat er ſich Schaden gethan?“

„Ich hörte, er hätte eine leichte Gehirnerſchütterung erlitten.“

„Nun, viel war in dieſer Beziehung nicht bei ihm zu erſchüttern,“ ſagte Wichers vergnüglich lächelnd. „Auf Wiederſehen, mein lieber Dimitri. Bonne chance!“

Als Roos an jenem Abend nach Hauſe kam — er hatte ſich verſpätet in Geſellſchaft alter Freunde aus Berlin und Baden, die zum Rennen nach Frankfurt gekommen waren —, fand er auf ſeinem Tiſch einen kleinen Brief liegen. Er erkannte an der Aufſchrift, daß er von Sophie kam und beeilte ſich nicht, ihn zu öffnen. Erſt als er es ſich ganz bequem gemacht hatte und mit einer brennenden Zigarette im Munde auf dem Sofa lag, rückte er die Lampe zurecht, ſetzte ſich die Brille auf die ſtumpfe Naſe und zog den Brief gleichzeitig mit der Abendzeitung an ſich, um beides vor dem Schlafengehen zu leſen.

Sophies Brief enthielt weniger gleichgültige Mitteilungen, als Roos gedacht, denn als er ihn geleſen hatte, wurde er nachdenklich, zog ungeduldig an der ſtark parfümierten Zigarette, ſo daß ſich das kleine Zimmer mit Rauch füllte, und ſagte vor ſich hin: „Da werde ich Ordnung ſchaffen! Wenn ſie das Kind quälen, ſo ſollen ſie ſchwer dafür büßen.“ — Aber er zeigte ſich nicht unruhig. Er wußte, daß er Frau von Woyerski gegenüber große Macht beſaß und er zweifelte nicht, daß es ihm ohne Mühe gelingen werde, Sophie zu ihrem guten Rechte zu verhelfen. In Roos' Augen aber war es der ſchönen, guten und reichen Sophie unbezweifelbares Recht, glücklich zu ſein.

Im Kurgarten herrſchten dunkle Nacht und tiefe Stille. Die gehetzte Geſellſchaft, die ſich dort vor einer Stunde noch beim Klange der Muſik auf den ſorgfältig unterhaltenen Wegen bewegt, die Spieler, die in den heißen Sälen verloren oder gewannen — alle hatten ſie ſich nun, ſchweren oder frohen Herzens, in ihre Wohnungen zurückgezogen. Ganz Wiesbaden ſchien in Schlaf verſunken, auch die müde Frau von Woyerski ruhte, und die glückliche Katharina war ſanft eingeſchlummert, und die arme Sophie hatte ſich in den Schlaf geweint.

Sanin ſaß in ſeiner Wohnung am offenen Fenſter und blickte träumeriſch in die warme ſchöne Nacht hinaus. Das war ſehr poetiſch. — Wenn Katharina ihn ſo ſähe, die Augen in die Ferne gerichtet, das dichte ſchwarze Haar unordentlich zurückgeworfen und um den weißen runden Hals ein Tuch à la Byron geſchlungen — was würde ſie von ihm denken? Sie würde ihn ſicherlich für ein hochpoetiſches Weſen halten. Das war er ja auch. Aber die Verſe, die er ſuchte, um ſeinen ſchönen Gedanken eine ſchöne Form zu geben, die kamen leider nicht. „Die Sterne blinken ſo lieblich,“ fing er an und änderte das bald in: „Die Sterne ſchimmern ſo traurig,“ aber die freundlichen ſowie die traurigen Sterne zeigten ſich ſeinen Reimverſuchen gegenüber gleich widerſpenſtig, und ſo entſchloß er ſich endlich das Lager zu ſuchen — ohne gedichtet zu haben.

Im Klub von Frankfurt herrſchte, trotz der vorgerückten Stunde, noch reges Leben. Es iſt nun einmal Brauch, einen Renntag mit einer „Partie“ zu beſchließen.

Ein junger Prinz, mutmaßlicher Erbe eines fürſtlichen Vermögens, hatte eine ſtarke Summe „in Bank“ gelegt und hielt die Karten mit der meiſterhaften Ruhe eines alten Croupiers. Er bildete ſich etwas auf dieſe ſprichwörtlich gewordene Ruhe ein und verlor dieſelbe weder im Glück noch im Unglück. - In dieſem Augenblick war er „en veine“ und nachdem er ſoeben, nach einem glücklichen Schlag der Karten, eine erhebliche Summe von beiden Seiten des Tiſches mit dem „Rateau“ zuſammengeſcharrt hatte, betrachtete er einige Sekunden mit Kennerblick die Maſſe von Gold, Bankbilletten und „Fichen“, die vor ihm lag, ſtrich mit der Hand leiſe darüber, als wolle er fühlen, wie dicht die Schicht von Gold und Goldeswert ſei, die er in dem Augenblick ſein eigen nennen durfte, erhob ſich nachläſſig und ſagte, ein Gähnen unterdrückend: „Il y a une suite!"

In der zahlreichen Menge, die um den Tiſch „Corona" bildete, befanden ſich auch Wichers, Decker und Udewald. Wichers hatte geſpielt und verloren. „Ja, ja," ſagte er, mit einem biſſigen Lächeln ſich an ſeinen Nachbar Udewald wendend, „man muß ein ſo vornehmer Mann wie der Prinz ſein, um ungeſtraft ſo abbrechen zu dürfen. Wenn unſereins es ihm nachthun wollte, ſo würde es von allen Seiten Vorwürfe und Klagen regnen."

Wichers gewann beinahe ebenſo regelmäßig, wie der Prinz verlor, und war als unangenehmer Spieler bekannt. Udewald wußte das und antwortete dem Klagenden kein Wort. Er hatte vor kurzem ſeinen üblichen Rubber beendet und nur das Schickſal der vom Prinzen gelegten Bank abwarten wollen, um nach Hauſe zu gehen.

Decker hatte ſich in der Hoffnung in den Klub begeben, dort vielleicht Nielßen anzutreffen, der ihn in ſeiner Wohnung nicht aufgeſucht hatte. — Decker und Udewald machten ſich zuſammen auf den Heimweg.

„Was macht Ihr Schwager?" fragte Decker.

„Ich hoffe, es geht ihm gut. Ich habe Frau von Udewald zu ihm geführt. Sie iſt eine treue Schweſter und macht ſich heute große Sorge. Glücklicherweiſe ohne Grund." — Er räuſperte ſich: „Wennſchon ich im allgemeinen ein Freund des Sports bin und deſſen, was damit zuſammenhängt, als wie . . ."

„Entſchuldigen Sie mich, lieber Udewald! Dort ſteht eine Droſchke. Ich bin todmüde und will nach Hauſe fahren."

„Nun dann gute Nacht, lieber Decker!"

„Gute Nacht!"

Decker ſtieg ſchnell in eine Droſchke, und Udewald ging gelaſſen nach Hauſe, wohlgefällig den Rauch der „letzten" Zigarre des Tages vor ſich hin blaſend.

Nielßen hatte ſich ſchon vor mehreren Stunden zur Ruhe begeben, aber der Schlaf floh ihn noch. Er war gegen elf Uhr nach Hauſe gekommen, nachdem er einen Teil des Abends bei Frau von Holm und mit dieſer allein zugebracht hatte. Martha, die ihrer Tante ſonſt regelmäßig Geſellſchaft leiſtete, wenn ſich Gäſte bei dieſer einfanden, hatte ihr Zimmer nicht verlaſſen. Nielßen war über eine Stunde bei Frau von Holm geblieben. Nachdem er ſich entfernt hatte, war Dolores noch lange Zeit allein im Garten auf und ab gegangen und hatte ſich dann in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. — Als ſie, ihr ſchwarzes Haar zur Nacht ordnend, vor dem Toilettenſpiegel ſaß, blickte ihr aus demſelben ein weißes, ſtilles Antlitz mit tiefen, großen Augen entgegen. Sie nickte der ſchönen Erſcheinung eigentümlich lächelnd zu, und ein Ausdruck ſtolzer Siegesgewißheit lag auf ihrem Geſichte.

Martha hatte den Don kommen und gehen hören. Jetzt ruhte ſie, die weißen, ſchlanken Arme unter dem blonden Haupt gekreuzt. Die Augen waren weit geöffnet, und der Blick auf die dämmernde Lampe gerichtet, die das Zimmer matt erleuchtete. - - Sie hatte ihre Tante bei Tiſch geſehen, aber nur wenige Worte mit ihr gewechſelt. Dolores war zerſtreut, verſtimmt geweſen. Martha hatte eine Erklärung dafür in dem geſtrigen Wortwechſel mit ihrer Tante gefunden, und ſich nicht bemüht, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Es war ihr ganz recht, wenn ſie fortan ſtumm nebeneinander her gingen. Bald nach dem Eſſen hatte ſie ſich auf ihr Zimmer begeben. Dort hatte ihr der Diener ſpäter gemeldet, Frau von Holm laſſe ſie bitten, zum Thee zu kommen; ſie hatte zurückſagen laſſen, ſie fühle ſich nicht wohl und bäte, ſie zu entſchuldigen. Und nachdem der Diener ſie wieder allein gelaſſen, da hatte ſie bitter gelächelt und den Kopf geſchüttelt. - - Ihre Gedanken wanderten unruhig hin und her -— aber immer beſchäftigten ſie ſich mit Nielßen. Sie dachte an den Auftritt mit Dolores, deſſen Urſache er geweſen war, unter dem ſie gelitten hatte, und der ſie noch ſchmerzte; — und ſie dachte an die erſte Trennung von Nielßen, vor fünf Jahren, die ſie verſchuldet hatte. — Wie gern hätte ſie den letzten Brief noch beſeſſen, den Nielßen vor ſeiner Abreiſe an ſie gerichtet hatte. Einige Worte daraus, die von ſeiner Liebe für ſie ſprachen, klangen jetzt noch in ihren Ohren, und ſie lauſchte ihnen, als vernähme ſie in der Fremde alte, ſchöne Weiſen aus der fernen Heimat. -- Warum hatte ſie den köſtlichen Brief nicht behalten, warum ihn zurückgeſandt? Aber ſie wollte es nicht bereuen: er verdiente keine beſſere Behandlung, als ihm zu teil geworden war, der Falſche, der Treuloſe! Und doch wurde ihr armes Herz immer ſchwerer, als ſie an die Vergangenheit dachte, an ihr verlorenes Glück. -- Die großen Augen füllten ſich mit ſtillen Thränen. Sie ſchloß die Lider und ſeufzte tief.

Ein weißer Schimmer in Glockenform, ein Nebelbild des Schirmes der Lampe, auf dem ihre Augen unbewußt lange geruht hatten, ſchwebte vor ihr langſam auf und nieder. Er kam und ging, ungreifbar, von ihren geſchloſſenen Augen verfolgt und geſucht; dann nahm der lichte Schein andere Formen an: er dehnte und teilte ſich, und jetzt erblickte ſie darin die Geſtalten ihres verſtorbenen Vaters und ihres verlorenen Freundes. Sie nickten und winkten in ſeltſam geheimnisvoller Weiſe: „Ich komme," flüſterte ſie, und dann ſchlummerte ſie aus traumhaftem Halbbewußtſein in erquickendes Vergeſſen hinüber.

Im bleiernen Gleichmaß der Stunden ſchlich die ſchwere Nacht dahin und nahte ihrem Ende. -- Die Luft wurde kühler, die Sterne erblaßten und der dunkle Himmel begann im Oſten ſich in ſchwarzgrauer, fahler Dämmerung zu lichten. Langſam nahte ſich der junge Tag, ſchüchtern begrüßt von zirpenden Vögeln, den früheſten Freunden des Lichts. - Ihr Zwitſchern wurde lauter, dreiſter, erſcholl von allen Seiten; bald jauchzten der auftauchenden blutroten Scheibe Tauſende friſcher Kehlen frohen Morgengruß entgegen, und jetzt, Nacht und Nebel zerſtreuend, Licht und Wärme ſpendend, hielt die ſtrahlende Sonne triumphierenden Einzug, die Schlafenden aufrufend und alles, was atmet, zu neuem Leben, zu neuen Freuden und Leiden, Sorgen und Hoffnungen, Dulden und Kämpfen erweckend.

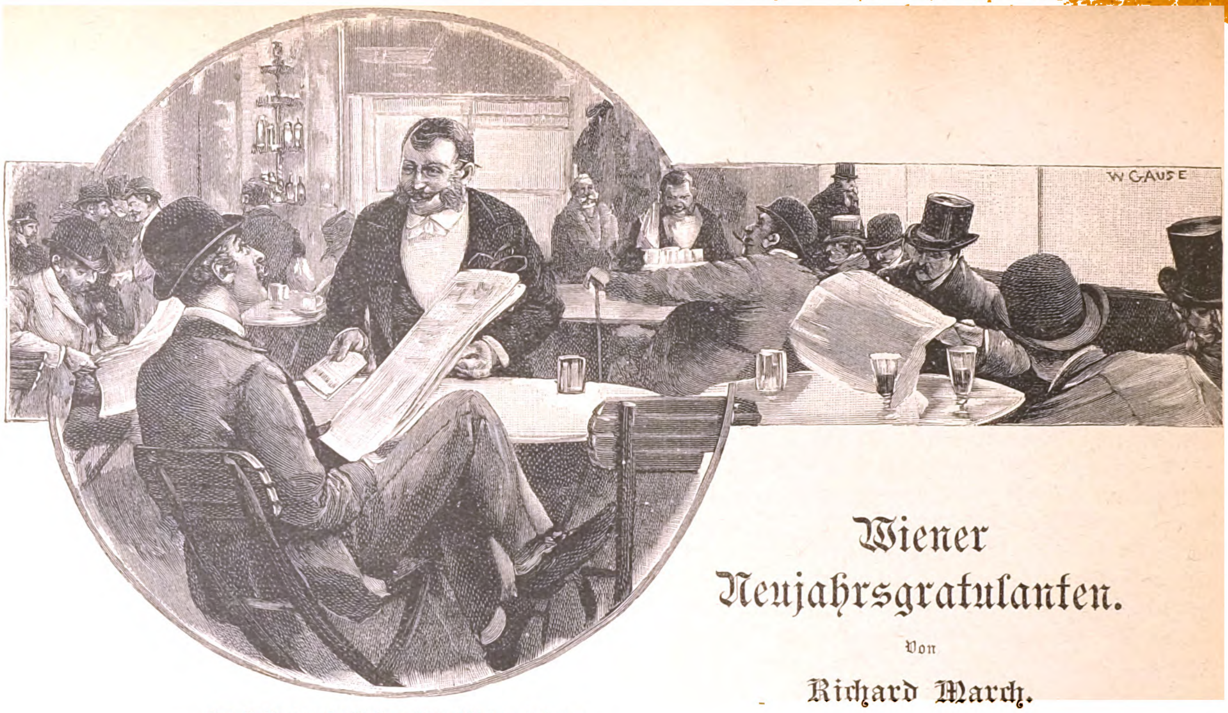
(Fortſetzung folgt.)

Vorbild.

Von

Alfred Friedmann.

Die Thörin Mücke tanzt und ſchwirrt ums Licht –
Ein thöricht Ziel für ſie: ihr gleiche nicht!
Sei wie ein Stern, der ſeine klare Bahn
Um Sonnen zieht, bis auch ſein Werk gethan!



Im Café: der Zahlkellner überreicht den Kalender.

Wiener Neujahrsgratulanten.

Von

Richard March.

Der Eintritt des neuen Jahres iſt überall ein großes Ereignis und wirft auch in Wien ſeine Schatten voraus. Schon drei bis vier Wochen vorher erſcheinen in den Schaufenſtern der Verkaufsgewölbe, vom eleganteſten Modemagazin bis zum beſcheidenen, mit Leibwäſche angefüllten, ſogen. Pfaidlerladen[1]) herab, Tafeln oder Papierſtreifen mit der ſtereotypen, aus bunten Glas- oder ſchwarzen Lederbuchſtaben beſtehenden Inſchrift: „Paſſende Weihnachts- und Neujahrsgeſchenke“, und zahlreicher denn ſonſt verweilen, namentlich des Abends, die Paſſanten vor den „Auslagen“ (Schaufenſtern), um all die zum Teil bereits in elektriſcher Beleuchtung ſtrahlenden Herrlichkeiten zu bewundern. Zumal die Juweliere, hier gewöhnlich Goldarbeiter genannt, üben eine Anziehungskraft aus, welche paſſageſtörende Anſammlungen und mehr Wünſche hervorrufen als die ſich bei uns zum neuen Jahre unfehlbar einſtellenden Gratulanten für uns bereit haben.

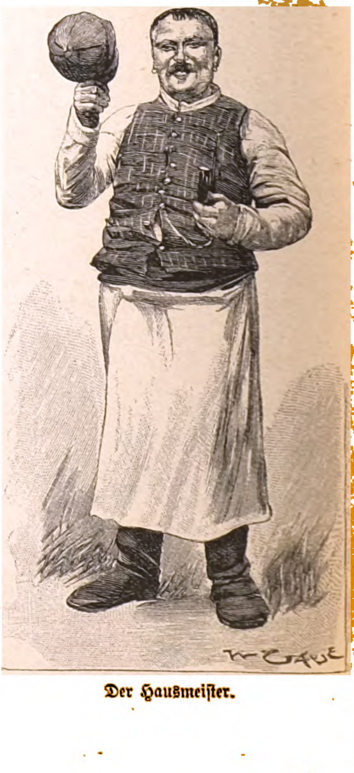
Die Neujahrsgratulanten! Wer gehörte in Wien nicht zu ihnen? Jeder und jede gratuliert. Das Gratulieren iſt nicht nur Sitte, Mode, ein Beweis der Achtung, Freundſchaft und Ergebenheit, nicht nur kalte oder verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, ſondern auch ein Herzensbedürfnis. Es gehört ebenſo zum Geſchäfte, wie es an ſich ein ſolches bildet und es iſt endlich immer ein Kapital, das augenblicklich Zinſen trägt. Denn wer gratuliert, erhält mindeſtens eine Gratulation als Gegengabe. Wie lange ſchon dem ſo iſt, darüber wollen wir uns nicht den Kopf zerbrechen. Genug, daß die Wiener Neujahrsgratulanten bereits am 27. Dezember auf dem Plane erſcheinen und zwar nicht vereinzelt, ſondern in geſchloſſenen Reihen und dichten Maſſen. Am Abende dieſes Tages feiern nämlich nicht wenige Vereine und Geſellſchaften, deren Mitglieder ſonſt keine Zeit haben, ihr Neujahrsfeſt mit Muſik, Geſang, Juxbazar oder Tombola, einer meiſt humoriſtiſchen Jahresrückſchau und darauffolgenden großen Gratulationscour.

Dasſelbe geſchieht an den drei folgenden Abenden, ſowie vom 2. bis 8. Januar. Die Hauptgratulationsepoche jedoch umfaßt, von Mitternacht des 31. Dezember gerechnet, bloß zwölf Stunden. In dieſer Zeit platzen die Heere der Gratulanten aufeinander und was da an innigen, tiefgefühlten, ehrfurchtsvollen und ſonſtigen Gratulationen „dargebracht, ausgeſprochen und zu Füßen gelegt“ wird, das iſt ſo gewaltig, daß es ſelbſt der gütige Himmel nicht immer mit der gewünſchten Raſchheit zu erfüllen vermag.

So ſieht mancher Wiener Gaſtwirt das, was ihm am 1. Januar gewünſcht wurde und was er ſich ſelbſt wünſchte, erſt am 31. Dezember glänzend erfüllt. Sein Lokal iſt geſteckt, oder, wie der Wiener ſagt, bummvoll. Leute, die das ganze Jahr kein Gaſthaus beſuchen, erſcheinen am Sylveſterabende in der ihrer Behauſung zunächſt gelegenen Wirtſchaft, um mit Kind und Kegel, oder guten Freunden bei Bier und Wein das alte Jahr luſtig zu beſchließen und das neue ebenſo zu beginnen.

Zu Hauſe hat man ja keinen Raum dazu. Ueber einunddreißig Prozent der Bevölkerung ſind auf Zimmer und Kabinet — man nennt's auch Kammer und ſchreibt's: Kabünet, Kapinet, Kaminet, Kammernet u. ſ. w. — beſchränkt, viele haben gar nur ein Gelaß zur Verfügung und ſehen ſich außer ſtande Geſellſchaft zu empfangen. Zudem öffnet faſt jeder Wiener Wirt in der Neujahrsnacht ſeinen Keller, oder er läßt wenigſtens den um dieſe Zeit landesüblichen Punſch gratis fließen. —

Und der Wiener liebt alles, was, wenn auch nur ſcheinbar, gratis iſt. Er nennt das einen „Gratisblitzer“ und kultiviert es, wie die „Hetz“, von der er ſich gerade in der Neujahrsnacht eine gehörige Doſis verſpricht. Nicht mit Unrecht. Am Sylveſterabende hat in Wien jedermann, die Bettler nicht ausgenommen, „Geld wie Heu“. — Den Privatbeamten, Handelsbefliſſenen, Dienern u. ſ. w. hat die nach Bureau- oder Geſchäftsſchluß dem Chef dargebrachte ergebene oder unterthänige Gratulation, der herzliche Glückwunſch zum neuen Jahre, den üblichen Dank in Geſtalt des doppelten Monatsgehaltes eingetragen



Der Hausmeiſter.

---

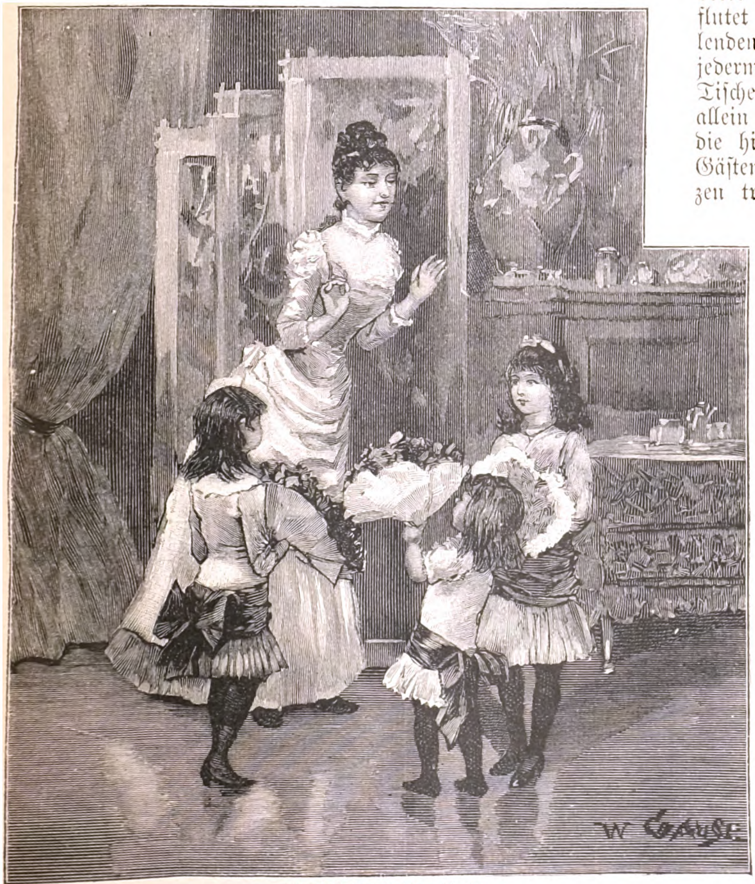
[1]) Pfaid, altdeutſch: das Hemd.

und der nervus rerum iſt bereits in Zirkulation geraten. — Wie könnte ſonſt der Schneider dort ſo „aufhau'n" (großthun, tüchtig zechen), wenn er nicht ſeine Kunden „abg'famt", d. h. ſie abgeſchöpft, ihnen das Beſte weggenommen hätte. — O, der verſteht's! In der Maske des Gratulanten tritt er dem Schuldner entgegen, kaum daß das Neujahrsgeld in deſſen Taſche warm geworden iſt und ſein „aufrichtiger Glückwunſch zum Jahreswechſel" zieht immer eine Verkleinerung der ſchwebenden Rechnung nach ſich. Und jetzt iſt er derjenige, welcher ſich, im ſtillen natürlich, gratuliert und — im Wirtshauſe — fortwährend behauptet, das neue Jahr ſei ſchon da. Aber man verweiſt ihn zur Ruhe. Es fehlen noch zehn, nach einem anderen, richtig geſtellten Zeitmeſſer ſogar noch 15 Minuten. Endlich aber kommt der große Augenblick — es iſt Mitternacht. „Die Gas" — das Gaslicht — wird „adraht" — abgedreht —, im Zimmer wird's dunkel, was den anweſenden Liebenden ſehr recht iſt. Sie umarmen ſich — ein Küßchen, aber eh man noch ſagen kann „geküßt", iſt's wieder licht geworden und „Proſcht Neujahr — Proſit, glückliches neues Jahr — alles Glück, alles erdenkliche Gute — wir bleiben die Alten — Sie ſollen leben, dreimal hoch!" erklingt es in allen Tonarten und die Gläſer klirren, man ſchüttelt ſich die Hände, man umarmt, man küßt ſich, man ſchwört ewige Freundſchaft und Liebe und wenn ein Orcheſter da iſt, läßt es die luſtigſten Weiſen ertönen. Minutenlang herrſcht ein ſinnverwirrender Lärm; endlich tritt wieder Ruhe ein und es folgt die offizielle Gratulationscour. Der Wirt wünſcht ſich „lauter ſolche Gäſte", die Gäſte wünſchen ſich lauter ſolche Wirte und bringen ihrem „Nährvater" ein donnerndes Hoch. Auch der Zahlkellner wünſcht den Stammgäſten, mit denen er auf beſonders gutem Fuße ſteht, „ein glückſeliges neues Jahr", ſie ihm ebenſoviel. Die Gratulation des Speiſenträgers und des „Schani" (Johann), wie jeder Kellnerjunge genannt wird, aber muß mit klingender Münze erwidert werden, ſonſt iſt man gerade ſolch ein „Schmutzian", wie jener, der, um den Gratulanten im Kellnerfracke zu entgehen, ſein „Stammbeiſel" am Sylveſterabende oder Neujahrstage meidet.

Dieſe Scene ſpielt ſich mit entſprechenden, durch Sitte und Publikum bedingten Variationen in allen, auch jenen öffentlichen Lokalitäten ab, wo gegen Entree zugängliche Sylveſter- reſp. Neujahrsfeſtlichkeiten ſtattfinden. Beſonders impoſant iſt dieſe Feier in den zu den ſchönſten Wiens gehörigen „Sophien-Sälen", wo ſich Tauſende von Menſchen zuſammenfinden, um bei den Klängen zweier Militärmuſikkapellen „das neue Jahr zu erwarten". Auch hier markiert die um Mitternacht eintretende Verfinſterung den „Tod" des alten und die nach einer Pauſe erfolgende Erhellung die Geburt des neuen Jahres. Die Muſikkapellen begrüßen es mit der öſterreichiſchen Volkshymne, dem bekanntlich von dem unſterblichen Joſef Haydn 1797 komponierten, mit den ſchlichten Worten:

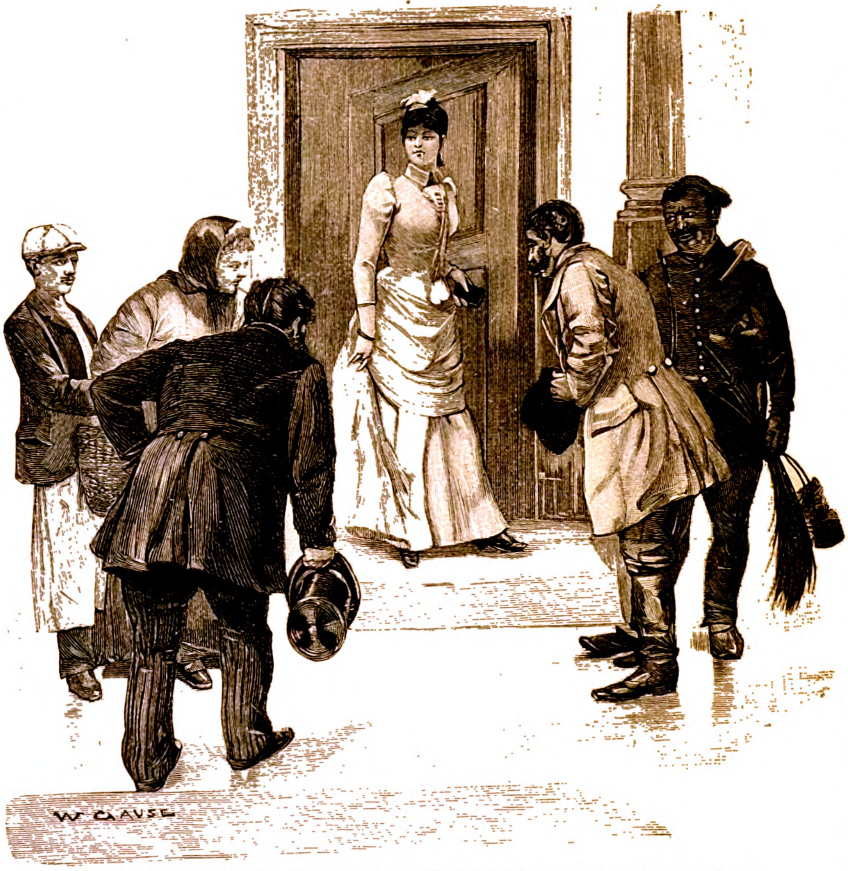
„Gott erhalte, Gott beſchütze
Unſern Kaiſer, unſer Land"

beginnenden „Kaiſerliede". — Das Publikum aber erhebt ſich von den Sitzen, es ſingt, in patriotiſcher Begeiſterung erglühend, den ganzen, von Lorenz Leopold Haſchka († 1827) herrührenden Text mit und gratuliert alſo ſeinem geliebten Monarchen. — Den brauſenden Hoch- und Vivatrufen, die ſich mit den letzten weihevollen Klängen des herrlichen Muſitſtückes vermiſchen, folgt gewöhnlich der populäre Marſch: „O, du mein Oeſterreich" von Suppé und daran ſchließt ſich „Die blaue Donau", ſowie manch anderer Straußſcher Walzer. — Echtes Wiener Leben flutet nunmehr durch die in Glanz und Licht erſtrahlenden koloſſalen Räume. Zwar kennt ſich hier nicht jedermann, zwar gibt es hier mehr Geſellſchaften als Tiſche, — zwar wird kein Gratispunſch verabreicht, allein trotzdem iſt alles, mit Ausnahme der Kellner, die hier und überall, wo ſie es nicht mit ſtändigen Gäſten zu thun haben, keinen Glückwunſch im Herzen tragen, in roſigſter Gratulantenſtimmung und Menſchen, die einander früher nie geſehen, die nur der Zufall an ein und demſelben Tiſche zuſammenführte, laſſen die Gläſer klingen und leeren ſie „auf viel Glück im neuen Jahre", wobei es zuweilen vorkommt, daß ein Teil dieſer Gläſer mit „Champes" (Champagner, übrigens eine ſeltene Erſcheinung im Wiener Gaſthausleben), der andere mit „Markersdorfer", oder „Retzer", zwei ſehr populäre Landweinſorten, und der dritte mit beſcheidenem Gerſtenſafte gefüllt iſt. — Aber das macht nix, man kennt heut kan (keinen) Genierer und die mit Bier bekräftigte Gratulation wird ebenſogut aufgenommen, wie jene, die mit Cliquot oder Röderer beſiegelt wurde. Ueberhaupt herrſcht in der Neujahrsnacht ein wahres Gratulationsfieber. Einzelne begeiſterte Anhänger des neuen Jahres geben ihren Gefühlen dem Nächſtbeſten gegenüber ſelbſt auf offener Straße Ausdruck. — Auch ſcheint in einer vom Wettergotte begnadeten Neujahrsnacht ganz Wien auf den Beinen zu ſein und man müßte das Volk vor lauter Menſchen nicht ſehen, wenn man leugnen wollte, daß das vielgewünſchte, heißbegehrte Nachtleben erwacht ſei, daß es kräftig pulſiere, ja zuweilen woge, gewaltig und vielgeſtaltig.



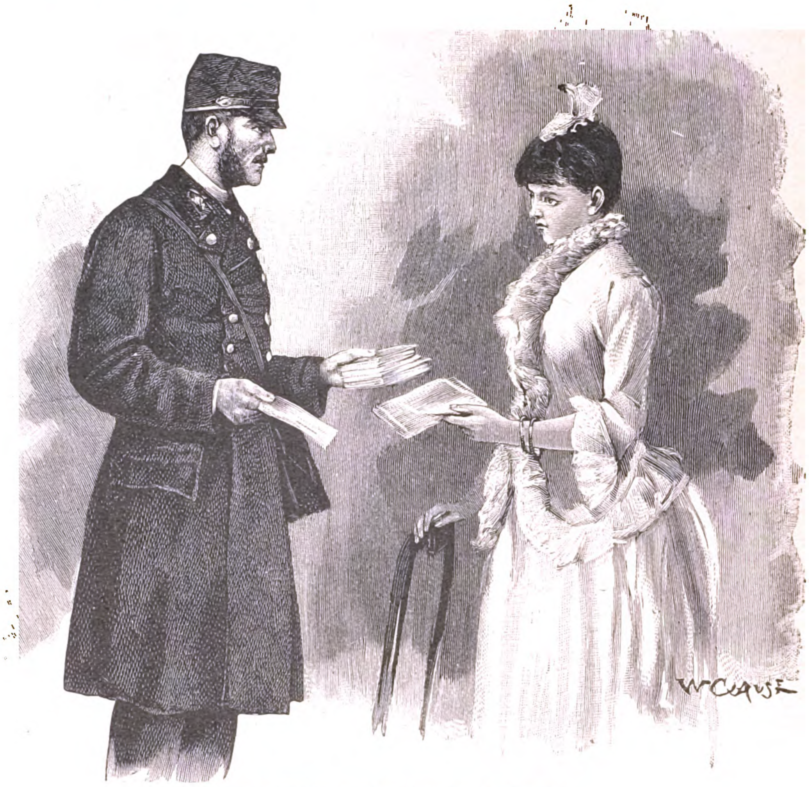
Gratulation bei der Patin.

Ach, wenn es doch immer ſo bliebe. Ein frommer Wunſch, den unter anderen auch die Kaffeeſieder nähren. Sonſt müſſen ſie, einer recht altväteriſch anmutenden Verordnung gemäß, um zwei Uhr nach Mitternacht „Feierabend machen", d. h. ihre Lokalitäten ſchließen, die Neujahrsnacht aber iſt ihre Freinacht, da gibt es keine Sperrſtunde und Gäſte die Fülle. Denn der Wiener, der es ſchon an gewöhnlichen Abenden liebt, ſeine geiſtige Thätigkeit am Wirtshaustiſche im Kaffee mit einem „kleinen Schwarzen" oder „Kapuziner" (Kaffee mit wenig Milch) zu beſchließen, bringt es in der Neujahrsnacht um ſo weniger übers Herz, das Kaffeehaus zu meiden. Faſt jeder, der das neue Jahr außer Hauſe erwartet hat, beendet die ſolenne Feier im „Café" bei einem Glaſe duftigen Punſches. Dieſes Getränk gehört nun einmal zum Ganzen und begeiſtert zu neuen Gratulationen. An Gelegenheit hierzu fehlt es nicht. Man trifft ja im Kaffeehauſe ſo viele Freunde und Bekannte, welche das neue Jahr anderwärts begrüßt haben. Unaufhörliches Händeſchütteln und Proſitrufen, überall Gratulanten und Gratulantinnen! Insbeſondere ſind zwei Perſonen der Gegenſtand lebhafter Gratulationen, — der „Cafetier" und die in der Kredenz thronende „Kaſſierin", eine immer junge und hübſche Dame, die indeſſen weder Geld einnimmt, noch auszahlt, ſondern bloß zum „Aufſchreiben" (Notieren) deſſen da iſt, was an die Gäſte verabfolgt wird. An 365 Tagen des Jahres ſagt man ihr mehr oder minder zarte Schönheiten, heute Wünſche aller Art. Sie hört lächelnd zu, „gratuliert ebenfalls aufs beſte oder herzlichſte", und wünſcht, was alle Kaſſierinnen wünſchen, daß ſie nicht ſitzen bleibe. Die übrigen Kaffeehausbedienſteten — die Marqueure — gratulieren jedoch nicht. Ihre Aktion beginnt erſt am Neujahrstage ſelbſt. Und wie diskret ſie iſt. Keinem der Schwarzfräcke fällt es ein, ſich der ſtereotypen Gratulationsformel: „Ich wünſch' ein glückſeliges neues — im Dialekt: neuches — Jahr", zu bedienen. Die Herren ſprechen überhaupt gar nicht, ſondern laſſen etwas für ſich ſprechen. Und dieſes Etwas findet jeder Gaſt auf der ſpiegelblanken Taſſe, auf welcher ihm der Frühſtücks- oder Jauſenkaffee kredenzt wird. Es iſt meiſt ein kleines Büchlein, deſſen Inhalt Kalendarium, Stempelſkala und anderes mehr bildet, zuweilen aber ein zierliches Viſitkartentäſchchen aus Papier oder Leder. Und darauf prangt's in Schwarz- oder Golddruck: „Glückwunſch zum Jahreswechſel, den hochverehrten Gäſten dargebracht von den Bedienſteten des Café X." Jeder ordentliche Wiener weiß nun, wie er dieſe Gratulation erwidern muß. Ein Gulden iſt die Taxe, Mehrzahlungen werden mit einem verbindlichen Lächeln — „Danke ſehr" und einer Verbeugung quittiert. Die Verbeugung überhaupt hat am Neujahrstage die Erdnähe erreicht; von da an geht ſie wieder allgemach in die Erdferne, d. h. auf das gewöhnliche Maß zurück und pflegt in demſelben — außerordentliche Fälle ausgenommen — bis Mitte Dezember zu verbleiben. Von dieſem Zeitpunkte an wird auch das freundliche Lächeln, das dem Wiener Kellner und Marqueur eigen iſt, noch freundlicher und die immer exakte Bedienung über alles Lob erhaben, wie denn überhaupt die Anſicht verbreitet iſt, daß ſich um dieſe Zeit im Charakter aller Wiener, welche als Neujahrsgratulanten eine klingende Erwiderung ihrer Wünſche hoffen und zu erhalten pflegen, eine bemerkenswerte Wandlung vollziehe. Sie kennen, heißt es, plötzlich keine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit mehr, ſondern thun alles mit Freuden — und Höflichkeit iſt ihr erſtes und höchſtes Gebot. Ob das richtig iſt, mag dahingeſtellt bleiben, wenngleich wir dafür einen klaſſiſchen Zeugen anführen können. Es iſt dies kein geringerer als ein Wiener Hausmeiſter. Einer der Bewohner „ſeines" Hauſes hatte ihn wegen gröblicher Beſchimpfung vor Gericht citiert und der Richter ſtellte die übliche Frage, ob er ſich ſchuldig bekenne. Der Mann ſchüttelte den Kopf. „Gar ka G'ſpur von aner Idee, Euer Gnaden! I' hab net g'ſchimpft! Die ganze G'ſchicht is a Tratſcherei." „„Haben Sie Beweiſe für Ihre Schuldloſigkeit?"" „Ja, an (einen) Beweis, Euer Gnaden," erwiderte der Gefragte; „'s neuche Jahr is vor der Thür und da wir (werde) i als Hausmaſter do net ſo dumm ſan (ſein) und die beſte Partei von mein Haus beleidingen!"



Bäckenbub, Zeitungsweib, Kanalräumer und Rauchfangkehrer gratulieren der Hausfrau.

Nun konnte der Richter dieſe Beweisführung nach dem Geſetze allerdings nicht gelten laſſen und den Hausmeiſter nur aus dem formalen Grunde freiſprechen, weil der Kläger die ihm angethane Beſchimpfung nicht ſelbſt gehört, ſondern von Perſonen vernommen hatte, die dem Beklagten nicht beſonders hold waren, allein als Privatmann mag er von der Stichhaltigkeit jenes Beweiſes überzeugt geweſen ſein. Und dies um ſo mehr, als die Mehrzahl der Wiener Hausmeiſter überhaupt gar nicht bezahlt



Der Briefträger wünſcht Glück der Primadonna.

wird. Das „Sperrſechſerl“ (zehn Kreuzer), welches ihm jedermann entrichten muß, dem er nach zehn Uhr abends das Thor öffnet, ferner das von den Parteien zu leiſtende Reinigungsgeld bilden ſeine ordentliche, die Neujahrsgratifikation der Hausbewohner aber ſtellt ſeine außerordentliche Einnahme dar.

Er hat alſo allen Grund, ſich letztere nicht zu verſcherzen und pflegt denn auch ſeinen Charakter als Haustyrann ſchon im November herabzuſtimmen. Denn es iſt, wie im Februar, Mai und Auguſt Umziehzeit und die neuen Parteien ſollen ihn nicht von ſeiner oft ungemütlichen Seite kennen lernen. Er, der Hausmeiſter alſo, ändert ſich unbedingt, wenn die kritiſche Zeit der Jahreswende naht.

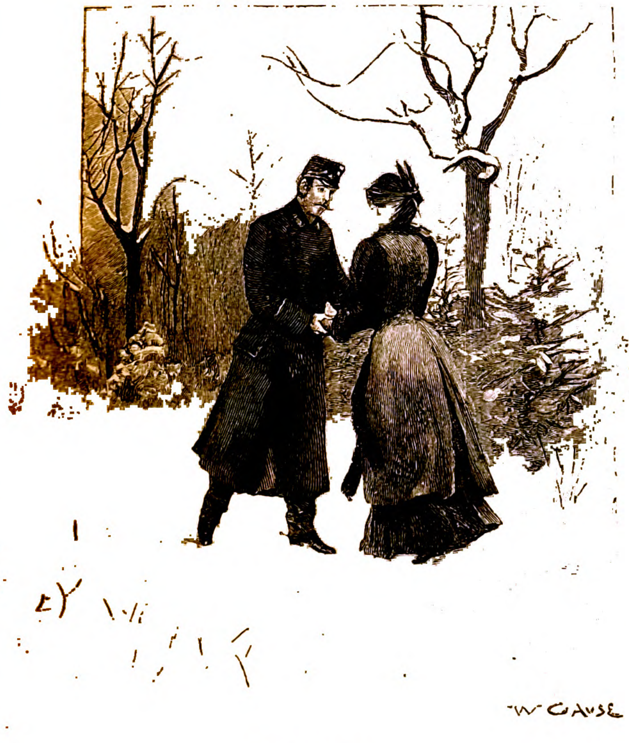
Um Weihnachten herum iſt er kaum noch zu erkennen und in den letzten Dezembertagen tituliert er ſelbſt den ſonſt ſo verachteten „Bettgeher“ (Leute, die bloß eine Schlafſtelle gemietet haben) Herr von … doch nicht, weil er hofft von dieſem „notigen[1]) Volke“ etwas zu erhalten, ſondern in der ſicheren Hoffnung, daß dieſe ſeine Höflichkeit gebührend anerkennen und deren Ruf im Hauſe weiter verbreiten werden, was nach ſeinem ganz richtigen Dafürhalten auf die Bemeſſung der Höhe des Neujahrsgeldes den beſten Einfluß haben muß.

Sonſt, wenn des Nachts die Glocke gezogen wird, beeilt ſich der Hausmeiſter — mitunter iſt's auch eine Hausmeiſterin — durchaus nicht mit dem „Auffpirren“, in der Neujahrsnacht aber iſt er „auf eins, zwei da“ und hat für jedermann „a glückſöligs neuchs Jahr“. Des Morgens dann legt er ſeine beſte Kluft (Kleidung) an und beginnt, ernſt geſtimmt, ſeinen Gratulationsgang.

Zuerſt klopft er beim Hausherrn an, hierauf erſcheint er bei der beſten, d. h. ſplenditeſten Partei und dann kommen die übrigen dran. Und wenn er ſie erſt alle mit ſeinem in allen Tonarten gehaltenen „a glückſöligs neuchs Jahr“ bedacht hat, ſo weiß es bald das ganze Haus, wie die Aktien ſtehen. Des Hausmeiſters Miene iſt gleichſam der Spiegel ſeiner Börſe. Je mehr „Flörln“ -- Gulden, einer iſt die gewöhnliche Taxe für die Gratulation — ſie ſpicken, deſto größer die Liebenswürdigkeit des Hausmeiſters. Wehe jedoch, dreimal wehe denjenigen, welche die Hoffnung dieſes Gratulanten getäuſcht haben. Sie gehören zur „Bagaſchi“ (Bagage) und müſſen hinaus (-- gebiſſen werden), damit Raum werde für Menſchen, deren Börſe ſich am rechten Flecke befindet.

Letztgenannten Wunſch hegt natürlich jeder Wiener Neujahrsgratulant und der Briefträger darf denſelben mit vollem Rechte hegen. Das ganze Jahr im Dienſte des Publikums, bei nicht gerade glänzender Beſoldung, angeſtrengt thätig, immer auf dem Wege, der oft heiß erſehnte Bringer froher Nachrichten — im ganzen eine der ſympathiſchten Erſcheinungen des öffentlichen Lebens und dazu der Inbegriff der Vertrauenswürdigkeit, hat er die Neujahrsnacht im Dienſte durchwacht, die maſſenhaft zur Aufgabe gelangten Gratulationen geordnet und ſobald der Tag erwacht, iſt er ſchon auf dem Wege, dieſelben zu beſtellen.

Vollgeſtopft iſt die Dienſttaſche mit Ergüſſen von Freundes-, liebenden und ſonſtigen Herzen, in ein Tuch eingebunden ſchleppt er auch noch eine Menge „ſtummer Boten“, wie der Grieche Epiktet bekanntlich die Briefe nannte, mit ſich und in der Hand hält er Hunderte von Briefen, oder, um mit dem deutſchen Generalpoſtmeiſter Stephan zu ſprechen, „von Schiffen des Geiſtes auf dem



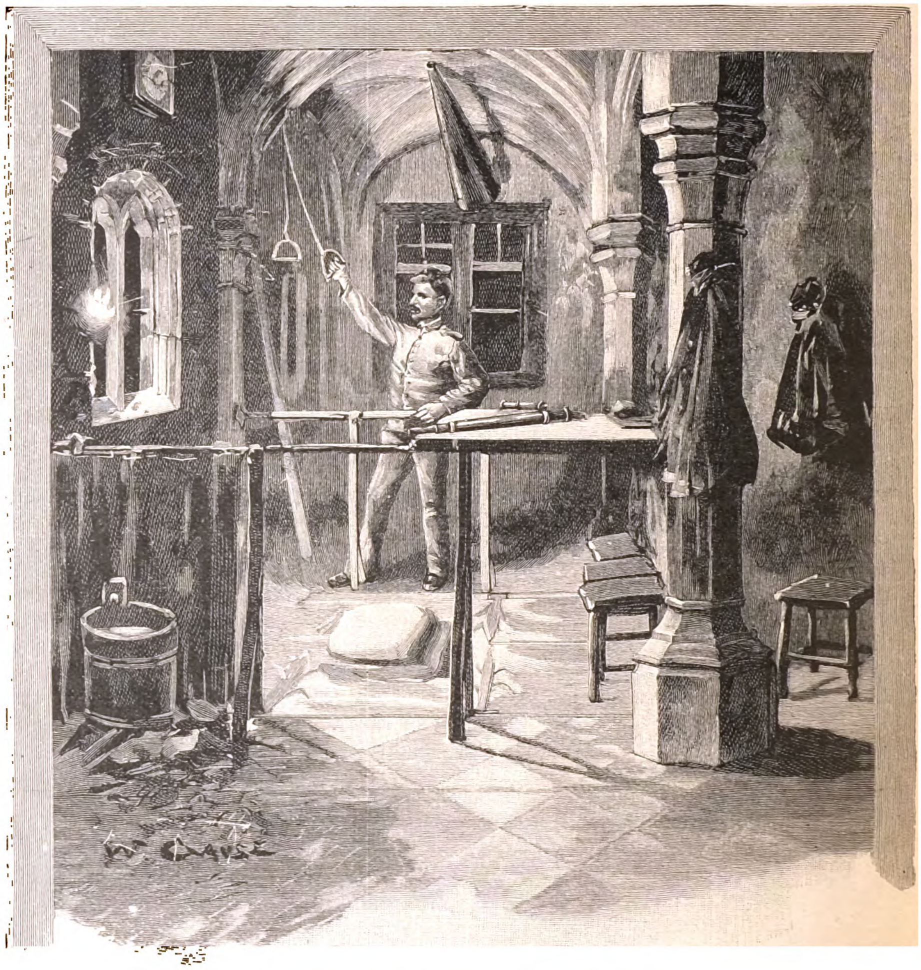
Im Stadtpark.

---

[1] Notig: arm, in Nöten.

Ozean der Entfernungen" — kurz, das amtliche „Material", das er bewältigen muß, iſt ins Rieſenhafte angewachſen.

Und doch hat der Briefträger auch noch privates Material bei ſich und das iſt ſeine Neujahrsgratulation, die umfangreichſte, die in Wien geboten wird — das allbekannte „Poſt-Buchel", eine vierundzwanzig Seiten ſtarke Broſchüre, welche nebſt dem eben erwähnten verſchiedene Nebentitel führte. Zum Beiſpiele: „Humoriſtiſches Immergrün oder luſtiger Neujahrseinzug, herzerquickende und ſinnbeſtrickende ſatiriſch witzelnde und zwerchfellkitzelnde Neujahrsgabe (folgt in Abbildung eine Fortuna im Wägelchen, gezogen von Briefträger und Amoretten und unterſchrieben: Allen verehrten Gönnern ergebenſt gewidmet von den Briefträgern der k. k. Poſtdirektion)." Ein Jahr ſpäter war ſie: „Elektriſche Streiflichter auf dem humoriſtiſchen Poſtbuchelgebiete, — ein Verſuch, um am Neujahrstag mit Witz-, Scherz-, Jux- und anderen Funken auf das Herz und Gemüt elektriſch experimentieren zu können," getauft und mit dem nachfolgenden Motto verſehen:



Der Glöckner von St. Stephan ſchlägt das Neujahr an.

„Weil alles jetzt auf dieſer Welt
Schon mit dem Fortſchritt geht,
So wagen wir auch den Verſuch
Mit Elektricität!

Was ſchlecht einſt war, ſoll beſſer ſein. —
Wir hoffen, daß 's gelingt,
Beſonders, wenn das Ganze man
Elektriſch vorwärts bringt!

Die beiden Pole werden ſein:
Humor und froher Sinn,
Und was das Ganze thätig macht,
Sei Reichtum und Gewinn."

Seither iſt der Subtitel des immer „allen verehrten Gönnern" der Briefträger gewidmeten Poſtbüchels in Wegfall gekommen, wahrſcheinlich, um den poetiſchen Neujahrsgratulanten, die ſich in dieſer Broſchüre immer im Namen der Briefträger vernehmen laſſen, noch mehr Raum für ihre gut gemeinten Ergüſſe zu gewähren.

Und ſie ſingen denn auch aus voller Bruſt, wobei ſie, wie auf Verabredung, immer von verſchiedenen Anſichten ausgehen. So vergleicht der eine das neue Jahr mit Amor, der jedem und jeder etwas Liebes bringen wird, der andere nennt es ein junges, wunderbares Mädchen,

„Das bringet reiche Blüten
Und Stunden ſchön und hold,
Und bringet Sternennächte
Und klares Sonnengold;
Das bringet Glück und Segen,
Und was das Herz erfreut,
Und ſtürmiſch nie erregen
Wird 's große Meer der Zeit."

Eines dritten Hochgeſang aber lautet:

„Wer pocht ſo ſpät drauß' an der Thür
Und will noch Einlaß haben?
Macht auf! Das neue Jahr iſt hier
Mit Wünſchen und mit Gaben.

Das alte ſchlich gar ſtill ſich fort
Bei Nacht und Nebel aus dem Ort,
Weil es gar viel verſprochen
Und oft ſein Wort gebrochen. —

Willkommen denn, du neues Jahr!
Willkommen Wunſch und Gabe!
Wie ſtellſt du hold dem Aug dich dar
Als friſcher, ſchmucker Knabe.

Dein Mund iſt rot und klar dein Blick,
Dein Gruß iſt Heil, dein Wunſch iſt Glück,
So mag er jedem frommen!
Geſegnet ſei dein Kommen.

Mit Sing und Sang und Kling und Klang
Von Gläſern und von Liedern,
So wollen wir nun ohne Bang
Dir deinen Gruß erwidern.

Den edlen Gönnern Glück und Heil!
Es werde jedem reich zu teil,
Auf allen ſeinen Wegen,
Fortunas Gunſt und Segen!

Ein jedes Sehnen ſei geſtillt!
Mög nie das Glück ermüden!
Und wird auch Briefträgers Wunſch erfüllt,
Dann iſt er gern zufrieden.

Denn was er bittet, iſt nicht viel,
Beſcheiden iſt der Wünſche Ziel:
Möcht ſeinen Gönnern allen
Der Neujahrsgruß gefallen!“

Und er gefällt zumeiſt, wie denn der Briefträger überhaupt der populärſte Neujahrsgratulant genannt werden darf, ein Gratulant, der faſt überall eine freundliche Aufnahme und von klingender Münze begleitete Erwiderung ſeiner Wünſche findet. Selten weiſt jemand das „Poſtbüchel“ zurück. Der Arme gibt 20 Kreuzer, der Beſſergeſtellte einen Gulden, von Geſchäftshäuſern, ſowie Parteien mit ſtarkem Poſtverkehre wird dem Vermittler desſelben, dem Briefträger, jedoch eine weit höhere Anerkennung ſeines Pflichteifers gezollt. Das zum guten Teile humoriſtiſch gehaltene Poſtbüchel erſcheint übrigens in drei, bis auf die poſtaliſchen Nachrichten textlich verſchiedenen Ausgaben. Und dies darum, weil jeder Beſtellbezirk von drei Briefträgern[1]) begangen wird.

So zeitig ſich aber auch der Briefträger, ſagen wir bei Herrn von Grundhubinger, einem Hausbeſitzer in Mariahilf, dem ſechſten Wiener Gemeindebezirke, einſtellen mag, er iſt nicht der erſte Neujahrsgratulant. Denn als ſich Grundhubinger mit etwas ſchwerem Kopfe — der ungewohnte Punſch hat einen kleinen „Schwül“ (Räuſchchen) nach ſich gezogen — von ſeinem Lager erhob, war ſeine „Alte“ längſt aufgeſtanden und hatte den Nachwuchs aus den Federn getrieben.

„Kinder, heut is Neujahr, ihr müßt's dem ‚Vatter‘ — das Wort wird allgemein kurz und ſcharf ausgeſprochen — grat'lieren!“ hieß es zur Entſchuldigung der unliebſamen Störung, und die Kleinen haben ſich beeilt Toilette zu machen. Als Grundhubinger etwas unwirſch am Frühſtückstiſche erſcheint, iſt bereits alles angezogen und ſein Aelteſter, der Pepi, lieſt, in einem Winkel ſtehend, den Neujahrswunſch noch einmal durch, den er, zum Sprecher ſeiner Geſchwiſter auserſehen, „aufſagen“ muß. Dann tritt er vor und hebt an:

„Teure Eltern! Glück und Segen,
Geſundheit, Luſt auf allen Wegen,
Wünſchet euch der Kinder Schar — “

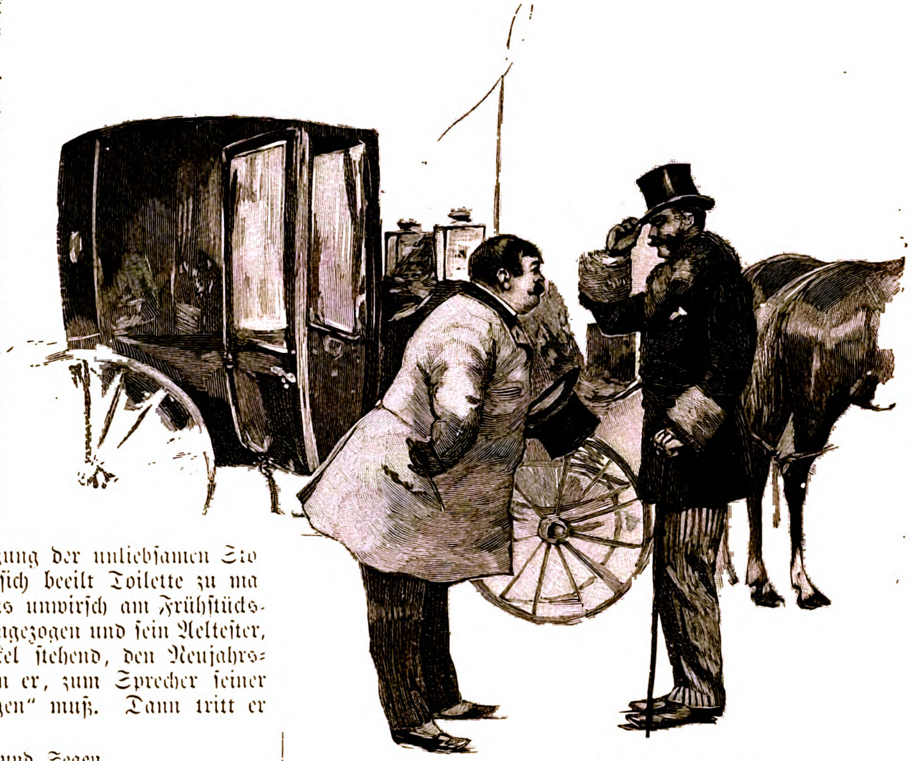
Ja, eine recht anſehnliche Schar! Sieben Jungen in ſieben Jahren! Die Freunde haben recht! Wenn das ſo fortgeht, werden ſich die Grundhubingers ins Unendliche vermehren! denkt unſer Mann und etwas wie Aerger erfaßt ihn. Sein Blick wird kalt und ſtrenge und verwirrt den kleinen Deklamator . . . Er ſtockt . . . Bald aber faßt er ſich wieder und fährt fort:

„Küß die Hände Euer Gnaden!
Meiner Seel, es könnt nicht ſchaden,
Käm' der Storch auch dieſes Jahr!“

Grundhubinger fährt auf. Wa — was iſt das? Ein Spaß ſeiner — nebenbei geſagt, ſehr jungen und „mudelſauberen“ (hübſchen) „Alten“? Ja, ja, ſie hat ſich ſchon längſt ein Töchterlein gewünſcht. Die Frau gibt dies zu, allein der Pepi war keineswegs der Dolmetſch ihres Wunſches. Wie kann man von ihr „ſo was“ denken?! Die G'ſchicht is einfach ſo. Der dumme Bub hat ſich von dem Inhalte des „Wunſchbüchels“ mehr angeeignet, als ihm aufgegeben wurde und im entſcheidenden Augenblicke einen falſchen Paragraph citiert, das heißt den erſten Zeilen des „Wunſches der Kinder an ihre Eltern“ den Schluß des „Wunſches einer Köchin an ihre junge Herrin“ angehängt, erklärt die Hausfrau und ſchiebt dem geſtrengen Eheherrn, wie ſie glaubt, die Kaffeetaſſe mit der vielſagenden Inſchrift „Brumm nicht, Alter“ hin. Leider aber hat auch ſie ſich vergriffen, denn auf der Taſſe prangt es ſchwarz auf weiß weithin lesbar: „Gib Geld her, Alter!“

Grundhubinger „ſteigt der Pitz“, — er iſt erregt und ſeine Stimmung wird bedenklich.

„Geld und nix als Geld,“ beginnt er. „Heut könnt man ja rein a Münzbank haben. Wer gibt denn mir was zum neuchen Jahr? Fix Laudon, ſo a neuchs Jahr is a Tour! Ich halt's nimmer aus! Ich geh' nach Kamtſchatka!“



Der Fiaker gratuliert „ſeinem“ Baron (S. 471).

Der Eintritt der Köchin unterbricht die Lamentation des Hausherrn über das Thema: zum neuen Jahr ſelbſt nichts zu bekommen und doch jedermann etwas geben zu müſſen. — Auch die junge, hübſche, in dem blühend weißen Häubchen reizend ausſehende Küchenfee zeigt die feierliche Gratulanten-Miene. Sie knickſt und beginnt frei nach dem „Wunſchbüchel“:

„Küß die Hände Euer Gnaden!
Meiner Seel —“

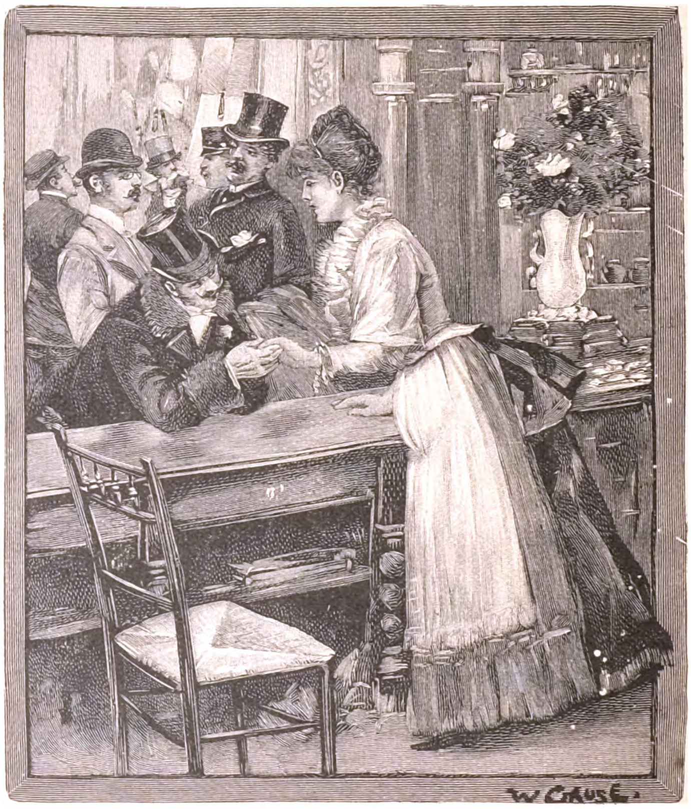
Grundhubinger läßt ſie nicht zu Ende ſprechen. „Schon gut, liebe Marie, ich weiß, was Sie ſagen wollen: Es könnt net ſchaden, käm der Storch auch dieſes Jahr. Net wahr?! Na, meinetwegen mag er kommen. Für Sie aber hat mir jemand an Zehner (zehn Gulden) dag'laſſen auf a neuchs Kleid und die Schneiderin zahl ich auch . . . Aber das ſag ich Ihnen, wann S' wieder gratulieren, laſſen S' Ihnen die Wünſch' nit von meiner Frau eintrichtern. Reden S' ſelber, wie Ihnen der Schnabel g'wachſen is! Verſtengen S'?“

Die Köchin will antworten, aber da läutet's, ſie muß hinaus. Nach einer Weile kommt ſie wieder, mehrere Briefe und das Poſtbüchel in der Hand.

---

[1]) Hierzu kommen noch zwei Geldbriefträger und zwei Poſtbedienſtete, welche Pakete zuſtellen, ſowie ein Expreßbote, aber dieſe geben das „Poſtbüchel“ nur ſelten aus.

Der Briefträger iſt da. — „Kriegt fünf Gulden und extra noch an ſchön' Gruß und viel Glück zum neuchen Jahr von mir! Er ſoll nur recht oft wieder kommen!“ dekretiert Grundhubinger. Seine Stimmung hat ſich merklich gebeſſert, denn während die Köchin draußen war, hat ihm ſeine Frau ein Kiſtchen feiner Cigarren — das auch in Wien allbeliebte Neujahrsgeſchenk für Herren — überreicht und ihm dabei gratuliert. Und das war „ſo viel ſchön“, — ſo lieb, daß ihm das Herz aufging. — Nun gratuliert er ſich zu ſeinem „Weiberl“ — „es ſteht halt nix auf über a Wienerin!“ — und er und ſie öffnen die Briefe. Innige, herzliche, tiefgefühlte, ergebene, aufrichtige, wohlgemeinte, achtungs- ja ſogar hochachtungsvolle Gratulationen kommen zum Vorſcheine. Auch ein myſtiſches Bild: einen auf einem Teller ruhenden, recht appetitlich ausſehenden Schweinskopf darſtellend, befindet ſich unter den Karten und Kärtchen. Was iſt denn das? Die Einladung zum Saurüſſeleſſen, erklärt unſer Grundhubinger. Gute Freunde veranſtalten es am Neujahrstage. — Woher die Sitte ſtammt, weiß man nicht. Genug daran, daß ſie in Wien — wo man das „Schweinerne“ überhaupt ebenſo liebt wie einſt in Griechenland — gäng und gäbe iſt, weil man glaubt, daß diejenigen, welche einen Saurüſſel gemeinſam verzehren, auch im neuen Jahre feſt und treu zuſammenhalten werden. Grundhubinger gedenkt alſo der Ladung Folge zu leiſten, doch bedingt er ſich, daß heute ausnahmsweiſe erſt um zwei Uhr geſpeiſt werde.



Glückwünſche bei der Büffettdame (S. 466).

O weh, das geht nicht! Die Kinder müſſen nachmittags zur Frau Godl (Tauf- oder Firmpatin) gratulieren gehen und ſpäteſtens um drei Uhr dort ſein, ſonſt wär's g'fehlt (würde es übelgenommen). Man weiß ja, daß die Godl „ſehr viel darauf hält“ und demjenigen alle und jede Bildung abſpricht, der es unterläßt, ihr zu gewiſſen Zeiten zu gratulieren. Zudem hat der Pepi den Wunſch auch ſchon geſchrieben . . . Das Saurüſſeleſſen kann freilich nicht aufgegeben werden, aber um ein Uhr könnte es doch zu Ende ſein. Alſo gut, um ein Uhr! verſpricht Grundhubinger und denkt nun an ſeine Toilette. Aber kaum hat er damit begonnen, kommt der Barbier: er gratuliert. Dann erſcheint der Hausmeiſter, er gratuliert ebenfalls. Noch ſind die Schritte dieſes Mannes nicht verhallt, ertönen feſte, gleichmäßige Tritte, die Thüre öffnet ſich und Grundhubinger ſieht ſich dem Gemeindediener oder Grundwachter, wie dieſer Funktionär früher hieß und im Volksmunde noch heute genannt wird, gegenüber. Auch er gratuliert von ganzem Herzen; dasſelbe thut gleich darauf der in Dienſten der Gasgeſellſchaft ſtehende Laternenanzünder, wieneriſch konſequent Lampenanzünder genannt, ein Gratulant von denkbar beſcheidenſtem Weſen und ebenſolcher Uniform. Dieſelbe beſteht nämlich — Gott weiß warum — ohne Rückſicht auf die Jahreszeit aus einem bis an die Kniee reichenden weißen Segeltuchrocke und einer mit den Initialen der Geſellſchaft gezierten dunklen Mütze. — Auf Uniformierung der Beine wird nicht geſehen. Hingegen ſind die Kaminfeger oder Rauchfangkehrer, im Dialekt: Rauchfangkihrer, welche Herrn von Grundhubinger unmittelbar nach Entfernung des Laternenmannes überraſchen, vom Kopf bis zum Fuße einheitlich gekleidet. Ihre Uniform iſt, dem Arbeitsgewande entſprechend, glänzend ſchwarz, ihr Aeußeres gewinnend, ihr Auftreten lebhaft, „vif“ ſagt der Wiener, und ihr „Glückwunſch zum neuen Jahre“ immer poetiſch.

„Nach langer, trüber Winternacht
Ziehſt golden ein, wie Frühlingspracht,
Du lang erſehntes neues Jahr —
Beſchütz' uns alle vor Gefahr.

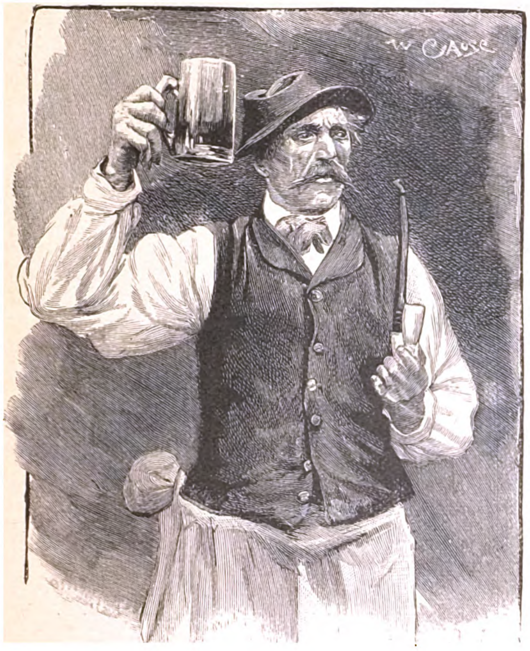
Nimm Habsburgs Haus in deine Hut,
Für das wir geben Gut und Blut,
Und bringe nun mit reicher Hand
Viel Gutes unſerm Vaterland.

Dem Bürger bring' Zufriedenheit,
Recht biedern Sinn und Redlichkeit,
Und ſchenk' dem Land und jeder Bruſt
Des echten Friedens wahre Luſt.

Ihr edlen Gönner! Freud' und Glück
In Hüll' und Fülle bring zurück
Das Neujahr euch in ſeiner Pracht
Nach langer, trüber Winternacht —“

lautet dieſer Wunſch und wer wird nicht zugeben, daß man kaum umfaſſender gratulieren kann?

Zudem ſtellt ſich dieſer „Glückwunſch“ auch ſeiner äußeren Ausſtattung nach als eine Spezialität unter den Neujahrsgratulationen dar. Ein mit kolorierten allegoriſchen Figuren und Standesemblemen reichverziertes Folioblatt enthält denſelben. Beſonders in die Augen fällt die Geſtalt des heiligen Florian, Patrons der Kaminfeger und Beſchützers vor Feuersmacht. — „Na ja, ein Feuer könnten wir g'rad nicht brauchen, obſchon wir aſſekuriert ſind und a brave Feuerwehr haben, alſo thut's euere Pflicht auch im neuen Jahr, ihr ſchwarzen Geſellen,“ meint Grundhubinger und drückt dem Wortführer der ſtets zweiköpfigen Deputation das übliche „Tuſeur“ in die Hand. Dann ſchlüpft er in den Winterrock und ſtülpt den Cylinder kühn aufs Ohr. Es iſt ja die höchſte Zeit, ſich in das Gaſthaus „Zum goldenen Sieb“, wo das Saurüſſeleſſen ſtattfindet, auf den Weg zu machen. Aber im Vorzimmer harrt noch ein halbes Dutzend Neujahrsgratulanten. — O verflucht, das kann ſchön werden! denkt unſer Mann, doch was iſt zu thun? Er muß die Gratulation der Straßenkehrer, der Knechte des Kehrichtfahrers



Der Waſſerer (S. 471)

und der „Nachtkönige" (Kanalräumer) anhören. Wohl ſtecken dieſe Leute heute nicht in ihrem Arbeitskoſtüm, ſondern ſind „in Civil", dennoch aber duften ſie nicht eben nach Kölnerwaſſer oder „Eau de mille fleurs". Grundhubinger gibt den Leuten „auf a paar Liter Wein" und ſtürzt hinaus. Doch ſchon auf der Treppe wird er von vier Männern, deren Metier ſich nicht ſo ohne weiteres erraten läßt, wie ihre Abſicht, zu gratulieren, aufgehalten. „Bitt' ſchön, wo wohnt denn der Herr von Grundhubinger?" fragt der eine. „Der Grundhubinger iſt nicht zu Hauſe. Aber da auf an Wein hat er mir für euch 'geben!" entgegnete der Vielgeplagte und wieder wanderten ein paar Gulden, weiß Gott wofür, in andere Hände. Grundhubinger hielt nunmehr einen Monolog, aus welchem hervorging, daß er beim Magiſtrate eine „Enthebungskarte von Glückwünſchen zum neuen Jahre" gelöſt habe, um ſich eine gewiſſe Kategorie von Gratulanten, z. B. die in kommunalen Dienſten ſtehenden Straßenkehrer — vom Leibe zu halten, daß dies aber leider nicht gelungen ſei und er Gefahr laufe, dieſer Leute wegen das Saurüſſeleſſen zu verſäumen, denn zum „Goldenen Sieb" iſt's weit und ein Fiaker heute nicht zu haben. Alle ſind von Neujahrsgratulanten mit Beſchlag belegt. — Bei Hofe gibt es zwar keinen Empfang, allein die Miniſter und ſonſtigen Großwürdenträger, Sektions- und Bureauchefs laſſen ſich gratulieren und Beamte und Offiziere aller Grade, öffentliche Funktionäre überhaupt, feſtlich gekleidete Herren und reichgeputzte Damen — alles fährt gratulieren. Grundhubinger muß alſo rennen und er rennt, als ob es gälte, das Glück zu erjagen. Da plötzlich ſchlägt eine ſonore Stimme an ſein Ohr ... „A glückſöligs neuchs Jahr, Grundhubinger ..." „Verflixt, da hat mich ſchon wieder einer! Und die Stimm kommt von oben. Am End iſt's der höchſte Gratulant von Wien, — der Türmer vom alten Steffel (Stephansturm), der ja der Menſchheit um die Zeit auch alles erdenkliche Gute — meiſt poetiſch — wünſcht. Bei mir geht's natürlich mit der Proſa a (auch)", denkt der Vielgeplagte, blickt aber dennoch auf. — „Ah, der Ferdl! Na, a glücklichs neuchs Jahr!" ſpricht er dann und greift nach der Hand, die ihm ſein „Schulkolleg", der Fiaker Ferdinand Dengler, vom hohen Bocke ſeines „Unnummerierten"[1]) entgegenſtreckt. — „Wo ſtiefelſt denn hin, Grundhubinger?" — „Auf d' Wieden, zum Sieb." — „No, dös trifft ſi (ſich) guat! I fahr zu mein Baron in der Favoritenſtraßen. Na, ſetz di eini in den Kaſten, i führ di gratis zum neuchen Jahr. Macht m'r a Freud!"

Grundhubinger ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Die „Bräunln" zogen an und in fünf Minuten war er am Ziele ſeiner Fahrt beim „Goldenen Sieb" in der Paniglgaſſe. — „Proſcht Neujahr!" ſcholl es ihm entgegen und zwanzig mit goldenem Oeſterreicherwein gefüllte Gläſer wurden ihm geboten. Und dann ging's ans Saurüſſeleſſen.

Der Ferdl aber hat ſeine Braunen vor einem eleganten Hauſe gezügelt, ſorgſam bedeckt, die Aufſicht über das Geſpann einem gerade müßig daſtehenden „Waſſerer" (Wagenwaſcher) übergeben und iſt zu „ſeinem Baron" hinaufgeſtiegen.

„Ah, der Ferdl!" ruft ihm der Kavalier entgegen. „Na guten Morgen!"

„Hab die Ehre, ergebenſter Diener, Euer Gnaden. Sie werden ſchon erlauben ..."

„Red wieneriſch, Ferdl! Was willſt denn?"

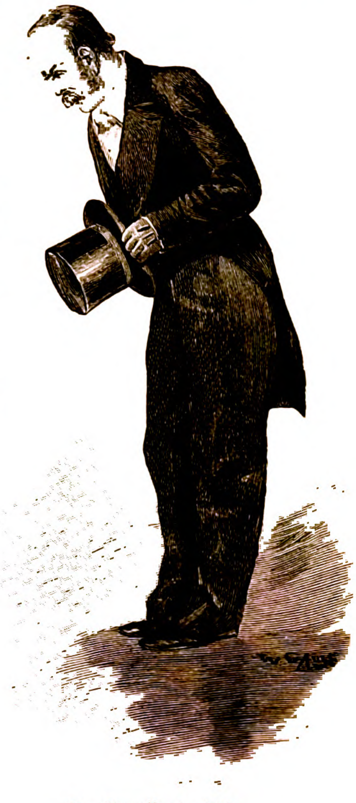
„A glückſöligs neuchs Jahr möcht i Ihna wünſchen und daß S' immer g'ſund und mei Kundſchaft bleiben thäten, — und dann no was, Euer Gnaden," fuhr Ferdl, ſeinen glänzenden Cylinder mit dem Aermel glättend, fort, „daß S' in der Liab a a[2]) Glück haben und daß S' im neuchen Jahr, was jetzt kommt, a Graf werden möchten. Euer Gnaden ..."

„Nun, das geht nicht ſo leicht, lieber Ferdinand. Wer in den Grafenſtand erhoben werden will, muß Verdienſte haben ..."

„Na, i denk, Sie kunten Ihna halt ſo a Grafſchaft kaufen. Vielleicht kriegetens Sie ſ' recht billig, Euer Gnaden. Aber nix für unguat, ich hab nur ſo gmant ..."

„Ich weiß, ich weiß, lieber Freund! — Alſo auch ich gratuliere dir vom ganzen Herzen. Wir bleiben die alten, wir bleiben die alten! und heut haſt frei und da trink auf unſere Geſundheit heute!"

„A Fufziger (fünfzig Gulden)?! Na, dös neuche Jahr fangt guat an!" jubelte der Fiaker und den freigebigen Baron in allen Tonarten lobpreiſend, „radelt" er, den Schmalranftler — ſchmalkrämpigen Cylinder — noch kühner als ſonſt aufs Ohr gedrückt, die „Tſcherwinia" (Virginia-Cigarre) im Mund, ins Lichtenthal[3]) zu ſeiner Mali. Das iſt das feſcheſte und reſcheſte Wäſchermadel vom ganzen „Grund". „Ser vas Mali und alle miteinand!" Mit



Der Diurniſt (S. 471).

---

[1]) In Privatdienſten ſtehender Fiaker.

[2]) a a auch ein

[3]) Ein Teil des neunten Gemeindebezirkes. Mit Vorliebe von Wäſchern bewohnt.

dieſen Worten tritt der Ferdl in die Stube und ſtreckt ſeiner Herzenskönigin die Hände entgegen. „A glückſöligs neuchs Jahr!“

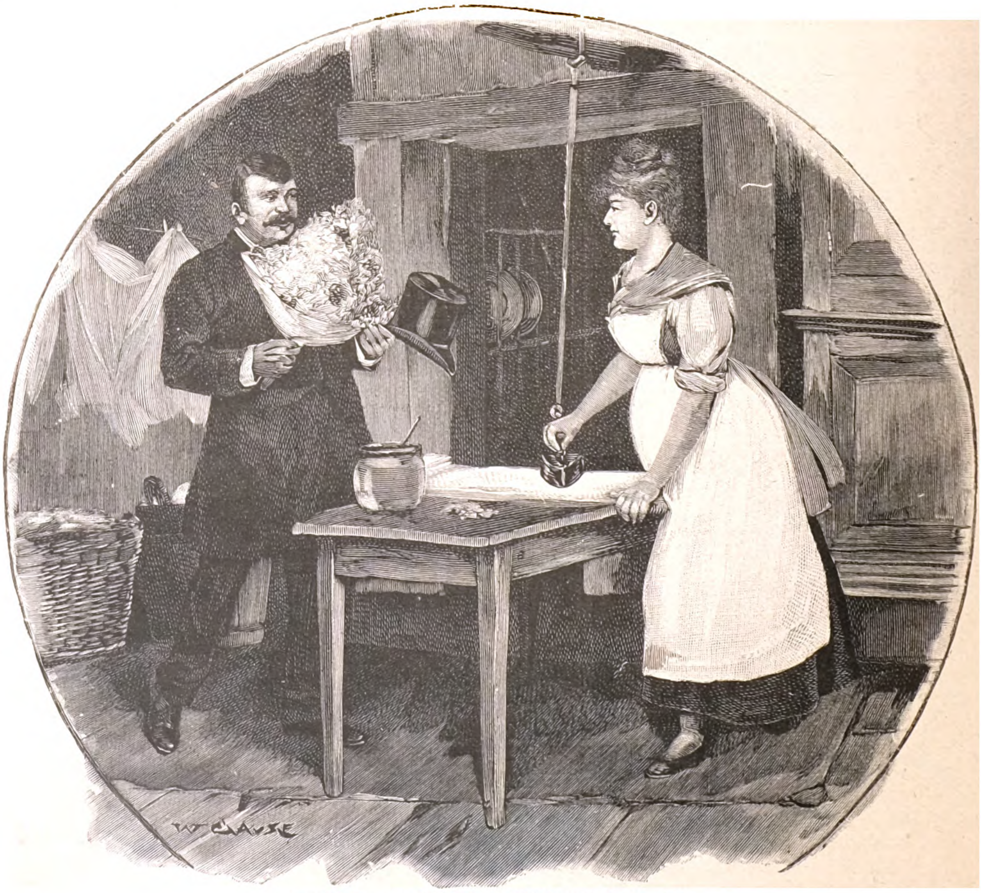
„Dös haben m'r (wir) heut ſchon oft genug gehört!“ erwidert pikiert die Mali, denn ſie hat wenigſtens ein paar Blumen zum Neujahrspräſent erwartet. „Wennſt (wenn du) nix Beſſeres waßt (weißt) . . .“

„A frali (freilich) waß i was! Frei hab i heut und was du dir ſchon längſt g'wünſcht haſt, das wird ſich erfüllen. Du wirſt im Unnummerierten zum Heurigen kutſchieren, d' Frau Mutter und d' Herr Vatter fahren mit. Juchhe, heut is Neujahr! J zahl alles! Hob d' Spendierhoſen an. — Alſo fahr'n m'r, Euer Gnaden?!“

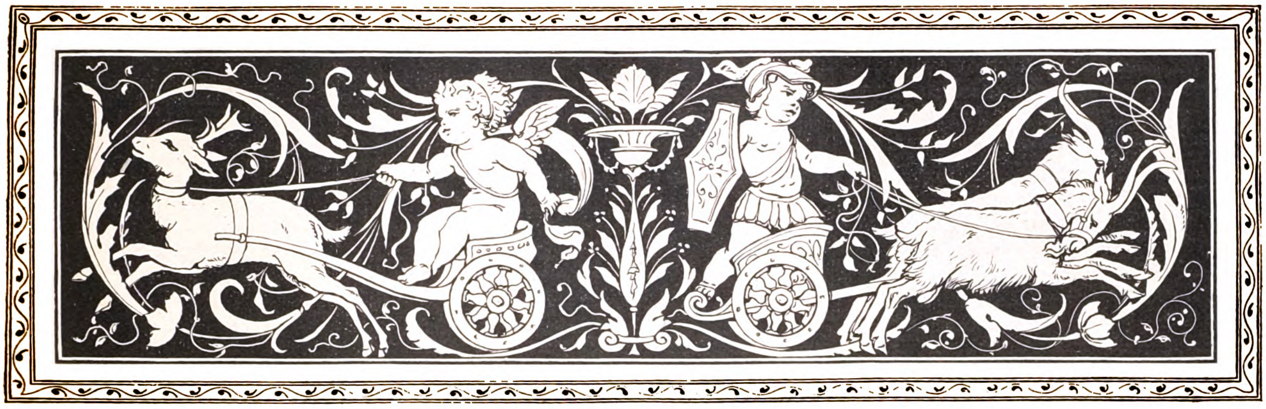
Selbſtverſtändlich wird gefahren, und zwar ſchon um die Zeit, wo Grundhubingers Kinder bei der Frau Godl als Gratulanten erſcheinen . . . Der Pepi ſagt diesmal ſeinen Wunſch ohne Fehler auf und überreicht eine auf blumenverziertem „Wunſchpapier“ ſauber geſchriebene Kopie desſelben der Dame . . . Sie iſt glückſelig, die Aufmerkſamkeit rührt ſie bis zu Thränen und im Verlaufe der ſolennen Jauſe verſpricht ſie der natürlich anweſenden Frau Grundhubinger als „Godl“ ſtets zu Dienſten zu ſtehen und wenn's noch zehnmal nötig wäre!

„Na, ſan S' ſo guat, ſagen S' dös mein Mann, — der möcht aus der Haut fahren!“ meint Frau Grundhubinger und hebt lachend die mit vortrefflichem Kaffee gefüllte Taſſe. „Auf viel Glück und Freud und a ungetrübte Geſundheit im neuen Jahr!“ Die Frau Godl thut Beſcheid und die Taſſen klingen ſo hell und rein, wie anderwärts die Gläſer. Schade, daß man ihr „Uniſono“ nicht hören kann. Es müßte ein überwältigender Klang ſein.

Jndes beim Heurigen, wo der Ferdl 's Neujahr feiert, kann man eine kleine Vorſtellung von dieſem Klang bekommen . . . Das klirrt zuweilen, daß man ſein eigen Wort nicht hört und „Proſit Neujahr“, „a glückſöligs neuchs Jahr“ ertönt's dort noch zu einer Stunde, wo ſich Grundhubinger und Schickſalsgenoſſen — ein großer Teil der Wiener — von den Strapazen der Neujahrsgratulation in des Schlafes Armen bereits erholt haben. Frohgemut erheben ſie ſich am 2. Januar von ihrem Lager. Heute haben ſie ja nichts mehr zu fürchten. Es langen nur noch verſpätete ſchriftliche Gratulationen ein . . . Wien hat wieder ſein gewöhnliches Ausſehen angenommen und alles geht in gehobener Stimmung ans Tagewerk. Am 3. iſt's ſchon, als ob nichts geſchehen wäre. Am 4. iſt ſo mancher durch das maſſenhafte Einlangen von Jahresrechnungen, oder aus anderen Gründen, ernüchtert und bald genug entringt ſich der Bruſt von Hunderttauſenden der Seufzer: Jſt das wieder ein Jahr! Wahrhaftig, der Kalender hat nicht unrecht, es ein gemeines Jahr zu nennen. Es kommt halt nie etwas Beſſeres nach, trotz allen Gratulierens. Uebrigens verwünſcht jeder ordentliche Wiener dieſe Sitte, aber übt ſie doch, wenn auch nur insgeheim. Und ſo wie mit den Gratulationen verhält es ſich auch mit den Neujahrsgeſchenken. Wie oft und heftig man ſchon gegen ſie zu Felde zog, ſie werden alljährlich reicher und — wie die äußere Form der Glückwünſche — mannigfaltiger, luxuriöſer. Allerdings haben Bäcker, Vermiſchtwarenhändler, Gaſtwirte u. ſ. w. den Anfang gemacht und gelobt, ihre ſtändigen Kunden zu Neujahr nicht mehr zu beſchenken, allein das iſt ſchon ſo lange — mindeſtens drei Jahre — her, daß es ganz außer Uebung kam. Man ſchenkt alſo wieder luſtig drauf los und da, ſo Gott will, der letzte Neujahrsgratulant und der letzte Geſchenkgeber erſt mit dem letzten Wiener ſterben wird, ſo bleibt nichts anderes übrig, als der alten Kaiſerſtadt an der Donau „zu ſothanen Umſtänden“ herzlichſt zu gratulieren.



Der Fiaker gratuliert ſeinem Wäſchermädel (S. 471).



Der Sammler.

Vom Weihnachts-Büchertiſch.

Ein Werk, das klaſſiſche Geltung erlangt hat, iſt **„Das Tierleben der Alpenwelt“** von Friedrich v. Tſchudi (Verlag von J. J. Weber in Leipzig). Jetzt liegt dieſes Buch, welches nach dem im Jahre 1886 eingetretenen Tode des Autors in der elften Auflage von Prof. Dr. C. Keller neu herausgegeben iſt, uns in einem prächtigen Bande als Weihnachtsgabe vor. „Das Tierleben der Alpenwelt“ iſt ein Volksbuch im beſten Sinne des Wortes. Tſchudi war ein Gelehrter, ein Alpenkenner erſten Ranges und ein hervorragender Stiliſt. Dieſe Vorzüge vereinigt auch ſein Werk. Es iſt mit eingehendſter Kenntnis der großartigen Alpennatur nach den mannigfachſten Richtungen hin geſchrieben, und die Darſtellung ſchwungvoll und anſchaulich. Durch eine Reihe von Anmerkungen hat der Herausgeber das Werk auch dem wiſſenſchaftlichen Standpunkt der neueſten Zeit angepaßt. Die Illuſtrationen von E. Rittmeyer und W. Georgy ſind für das Werk eine wertvolle Beigabe. Der reiferen Jugend ſei dieſes Tierleben beſonders empfohlen. — Mehr für Erwachſene, die ſich gern mit dem Studium der Natur befaſſen, iſt **„Bilder und Skizzen aus dem Naturleben“** von Dr. Otto Zacharias (Jena, Coſtenobles Verlag) berechnet. Das über 300 Seiten ſtarke Werk macht den Leſer in einer Reihe von gutgeſchriebenen und durch Illuſtrationen verdeutlichten Aufſätzen mit vielen merkwürdigen Erſcheinungen und Thatſachen aus dem Tier- und Pflanzenleben bekannt. Eine ſorgfältig gearbeitete Inhaltsüberſicht wird dem Leſer den Gebrauch dieſes intereſſanten und gediegenen Werkes erleichtern.

Denkmal des Fürſten Karl Anton von Hohenzollern in Sigmaringen (S. 475).

Es ſei uns geſtattet, in bunter Reihe von den Weihnachtsgaben zu ſprechen. Es dürfte für den Leſer unterhaltender ſein, als wenn wir jetzt eine ganze Reihe naturwiſſenſchaftlicher Bücher anführten, und dann auf eine andere Rubrik übergingen. So mag denn eine hübſche Ausgabe von **„Kapitän Marryats Romanen“**, dem eine unvergängliche Jugend innewohnt (Berlin, Verlag von Karl Zieger Nachfolger) Erwähnung finden. Trotz der Breite der Darſtellung und dem etwas ältlichen Anſtrich der Charaktere feſſeln dieſe Seeromane immer noch die Leſer durch ihren geſunden Humor und die Friſche der Darſtellung des Schiffslebens. Kraft und Schwung der Sprache, ſowie farbige Schilderung zeichnet das epiſche Gedicht **„Die Hiſtoria von Herrn Hartwig und der treuen Elſa“** von Johann Wildenradt aus (Verlag von Otto Meißner in Hamburg). Im Mittelpunkt dieſer Dichtung ſteht die ſiegreiche Dithmarſen-Schlacht, in welcher das Heer der Dänen und Holſteiner faſt aufgerieben wurde. Aus dieſem Kampfgemälde ragen die Titelhelden mächtig empor und ſind mit glänzender Rhetorik gefeuert. Das epiſche Gedicht gehört zu den hervorragenderen Leiſtungen der Neuzeit auf dieſem Gebiet und darf den Schöpfungen von Dahn und Wolf ebenbürtig zur Seite geſtellt werden.

In einem ſehr anſprechenden Gewande veröffentlicht der Verlag von Leop. Freund in Breslau einen Band Skizzen, betitelt: **„Sommerträume“** von Anny Wothe. Das Buch zeigt Geiſt und Geſtaltungskraft, auch ein beſonderes Talent der Stoffwahl, ſo daß es mancherlei Geſchmacksrichtungen befriedigen wird. Das Märchen: „Frau Nachtigalls Reiſe am Oſtermorgen“ mag als Typus dieſer Gattung gelten, während „Das Schützenlieſel“ von Fahlenberg das Genre der Skizzen kennzeichnen dürfte. Ein zweites Buch von der gleichen Autorin (derſelbe Verlag) bringt gleichfalls in fein geſchmackvollem Einband Stimmungsbilder und Skizzen für die jüngere Frauenwelt. Auch dieſes ſehr hübſche poeſiereiche Geſchenkwerk iſt mit anziehenden Bildern geſchmückt. Als eine feine Lektüre möchten wir noch das Novellenbuch **„Am Küſtenſaum“** von Th. Juſtus (Leipzig, Liebeskind) empfehlen. Die Erzählungen ſpielen größtenteils in Norddeutſchland, in Friesland, ſind duftig und kräftig zugleich, ſchildern Land und Leute mit Liebe und machen den Eindruck geſunder, wahrer, künſtleriſch beſeelter Schöpfungen. Das Buch verdient viele Leſer und wird dieſe finden. Es gehört zu den guten Leiſtungen der Novelliſtik unſerer Tage von der Schule Storms. Erfindungsgabe und Kraft der Darſtellung zeigen in hohem Grade die Novellen: **„Wand an Wand“** von Eduard Engel (Dresden, Alfred Hauſchild). Der Autor greift tief ins Menſchenleben und was er packt, iſt originell zum mindeſten, häufig ſogar gewaltig, wie die erſte Novelle dieſes Bandes „Feuerprobe“ und die erſchütternde Tragödie „Die Lebensſchickſale des Profeſſors Milde“. Vortreffliche Charakterſchilderung, wie ungewöhnliches Talent der Kompoſition und die Gabe einer feinen, doch dabei kraftvollen Naturmalerei heben dieſe Novellen weit über die Durchſchnittslitteratur unſerer Tage und prophezeien, daß der Autor auf dieſem Gebiete noch von ſich reden machen wird. Von Edwin Bormann, dem ewig Luſtigen, liegen uns drei allerliebſte Geſchenkwerke vor. Natürlich alle in Verſen. So zuerſt höchſt effektvoll ausgeſtattet **„Das bunte Buch“**. Eine Art Album voll jovialer Gedichte mit Muſik, Singweiſen und witzigen Illuſtrationen von Flinzer, Gehrts, Ille, Zaumern, Kleinmichel, Röbling und Erdmann Wagner. Von der erſten bis zur letzten Seite gleich amüſant, wird das Buch, – als ſiebente Abteilung von Edw. Bormanns Liederhort bezeichnet es der Autor — ſo glänzend aufgenommen werden, wie die früheren Abteilungen dieſes Opus. Von dem gleichen Verfaſſer möchten wir noch die elegant gebundene Gedichtſammlung **„Klinginsland“** und die Liederſammlung **„Schelmenlieder“** — die drei Werke ſind in Edw. Bormanns Selbſtverlag in Leipzig erſchienen — als hübſche Gaben hier anführen. Unter all dieſen Gedichten iſt nicht eines, das fade oder geiſtlos wäre, und das will was beſagen. Die Schelmenlieder eignen ſich ſehr gut zum Deklamieren, „Klinginsland“ iſt ſo muſikaliſch, daß es überall geradezu zum Singen auffordert. Komponiſten wollen wir daher auf dieſes Werkchen beſonders aufmerkſam machen. Von Geſchichtswerken dürften auf eine freundliche Annahme rechnen das ſtattliche Werk **„Deutſche Geſchichte“** von Prof. Dr. Otto Kraemmel (Dresden, Höckner). Ein Buch, das in der Mitte ſteht zwiſchen umfänglichen Werken und kurzgefaßten Handbüchern. Gute Gliederung des gewaltigen Stoffes, warmer Vortrag und geſunde Anſicht der Dinge bilden die Grundpfeiler dieſes lehrreichen nützlichen Geſchichtswerkes. In hohem Grade patriotiſch iſt Dr. Bernhard Rogges **„Das Buch von den preußiſchen Königen“** (Hannover, Karl Meyer). In Einzelbiographien von König Friedrich I. beginnend, ſchildert der Autor, Königlicher Hofprediger in Potsdam, Leben und Wirken der Monarchen bis zu Kaiſer Wilhelm II. Der Band ſchließt mit der Entlaſſung Bismarcks. Die Charakteriſtik der preußiſchen Könige iſt pietätvoll, aber dennoch nicht ohne Objektivität. Die Sprache klar und warm. Das Buch dürfte ſich für die heranwachſende Jugend ſehr wohl eignen. Zu jeder Biographie iſt ein gutes Porträt beigegeben und die Ausſtattung dieſer Königsbücher iſt ſchön und vornehm.

Das Leſſingdenkmal in Berlin (S. 475).

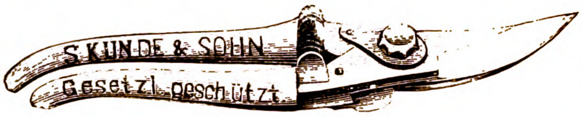


Fig 8. Normalgartenſchere.

Von bedeutendem praktiſchem Nutzen iſt das Werk **„Was willſt Du werden“** (Darmſtadt, Köhlers Verlag). In dieſem ſehr gut geſchriebenen Buche werden die Berufsarten in ihren Licht- und Schattenſeiten beſprochen und geſchildert von hervorragenden Pädagogen und Fachmännern, Ingenieuren, Juriſten, höheren Staatsbeamten, Oberförſtern, Aerzten, hohen Seeoffizieren. Der Herausgeber, **Mentor** nennt er ſich auf dem Buche, hat großes Geſchick in der Anordnung des reichen Materials bewieſen. Das Buch iſt wirklich ein Ratgeber und Führer für junge Leute, ſowie für Eltern, Vormünder und Erzieher. In dem erſten Teile ſind die Berufsarten des akademiſchen Studiums und im zweiten die Berufsarten des Geſchäftslebens, der Verkehrsanſtalten und des Militär- und Seeweſens behandelt. Ungemein intereſſant iſt das elegant und vornehm ausgeſtattete Buch **„Altorientaliſche Teppiche“** von **Alois Riegl** (Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger). Dieſe Gaben des Orientes waren zu allen Zeiten in ungewöhnlichem Grade begehrt und geſchätzt und ſchließen ein kunſtgeſchichtlich und kulturgeſchichtlich bedeutendes Material in ſich. Der Autor hat hier für feinſinnige Leſer ein prächtiges Buch geſchaffen, das in Wort und Bild eine Fülle von Anregung und Belehrung in ſich birgt. Wie weit Riegl ſeine Grenzen gezogen hat, mögen einige Daten aus den fünf Kapiteln des Werkes andeuten. Der Autor beginnt mit dem gewirkten Teppich und ſchildert die Gobelintechnik ſozuſagen auf der geſamten Welt, dann geht er zur Knüpftechnik über, von welcher das Techniſche und Hiſtoriſche entwickelt wird. Es folgt die Beſchreibung des berühmten Sudandſchird-Teppiches und die Abhandlung über den Knüpfteppich im Verhältnis zur altorientaliſchen Kunſt und ſchließlich das inhaltreiche Kapitel der Knüpfteppiche im Abendlande. Wir wollen jetzt den Schritt von der Kunſt zur Natur machen, beide ſind ſich ja aufs innigſte verwandt. **„Wild-, Wald- und Weidmannsbilder“** betitelt ſich ein ſtattliches Werk von **Guido Hammer** (Leipzig, Ernſt Keils Nachfolger). Der Autor iſt bekannt als poetiſcher Naturſchilderer, ſeine Darſtellungsweiſe iſt gemütvoll, warm und anſchaulich, man lieſt von Guido Hammer mit jenem Behagen, in welches uns nur ein wirkliches Erzählertalent verſetzen kann und dieſer Autor iſt ein ſolcher Erzähler, der zwar keine Novellen und Romane ſchreibt, der aber den Wald und was in dieſem lebt und webt, mit dem Auge und dem Herzen des Künſtlers, zugleich aber auch mit dem ſcharfen Auge des Jägers, Förſters und Tiermalers ſchildert, denn Hammer zeichnet auch vortrefflich und hat ſeinen Werken viele naturwahre und lebensvolle Bilder aus der Tierwelt des Waldes beigegeben; vor allem ſind die Jagdſcenen gut erzählt, manche wahre Meiſterſtücke dieſer Art, und wir wollen nicht verſäumen, das Publikum auf dieſes ebenſo anziehende und unterhaltende, wie belehrende Werk aufmerkſam zu machen. Die Brüder **Adolf** und **Karl Müller** ſind bekannt als Meiſter der Tierſchilderung. Nun haben ſich die beiden Autoren zuſammengethan und ein großes vaterländiſches Werk ausgearbeitet, das den Titel **„Tiere der Heimat“** führt und bei Theodor Fiſcher in Caſſel erſchienen iſt. Das Buch ſtellt ſich als ein Prachtwerk dar. Bis jetzt liegt der erſte Teil vor, er behandelt nach einem allgemeinen Teil das Weſen und den Wandel der Säugetiere, in der bekannten anſchaulichen Art dieſer Autoren geſchrieben, die auf langjähriger, überaus ſcharfer Beobachtung des Tierlebens beruht. Das Werk iſt mit vortrefflichen Chromolithographien nach Originalen von C. F. Deiker und Adolf Müller geſchmückt und bildet durch Inhalt und der Ausſtattung nach ein überaus ſchönes nützliches Weihnachtsgeſchenk. Es wird überall, wo es aufliegt, Freude bereiten und den Gebern Ehre einbringen.

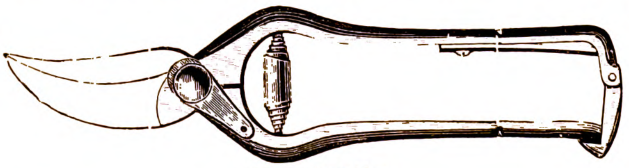


Fig. 7. Gartenſchere.

Georg Ebers, der Unermüdliche, tritt auch zu dieſem Weihnachtsfeſte mit einer ſehr liebenswürdigen Gabe auf den Plan. **„Drei Märchen für Alt und Jung“** iſt das prächtig ausgeſtattete Werkchen betitelt (Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart). Das Buch enthält drei Märchen: „Die Nüſſe“, ein Weihnachtsmärchen, „Das Elixir“, „Die graue Locke“. Sinnig feingeſtimmte, herzenswarm vorgetragene Phantaſieſchöpfungen, von jener glänzenden Anmut, Stilfeinheit und Grazie, die Ebers bei ſeinen Dichtungen dieſer Art eigen iſt. Die ſchönen Lichtdruckbilder gereichen dieſem Buche noch zur beſonderen Zierde. Für Litteraturfreunde dürfte das **„Lebensbild Karl Ludwig von Knebels“** von **Hugo von Knebel-Doeberitz** (Weimar, Bihlau) von großem Intereſſe ſein. Der „Urfreund“ Goethes und Herders wird in dieſem Werke allſeitig beleuchtet und dadurch dem Leſer oft tiefe Einblicke in das Leben Weimars zur klaſſiſchen Periode unſerer Dichtung geſtattet und eine große Anzahl bedeutender Menſchen, mit welchen der geiſtreiche Hofmann in Beziehung trat, wieder in unſere Erinnerung gebracht. Das Werk iſt mit Liebe und Kenntnis geſchrieben und eine weſentliche Bereicherung des Materials zur Kenntnis jener glänzenden Epoche unſerer nationalen Dichtung. Der berühmte Verlag von Braun und Schneider in München ſpendet wieder köſtliche Gaben. So einen neuen Band Nr. 42 der, man darf wohl ſagen, ſo weit die deutſche Zunge klingt, bekannten und allbeliebten **„Münchener Bilderbogen“**. Eine Fülle von Geiſt, Witz und Humor, neben vielem ernſthaft Anregenden, iſt in dieſen prächtigen Blättern in künſtleriſcher Form niedergelegt. Auch ein **„Oberländer Album“** Nr. VII gibt uns **Braun** und Schneider. Es genügt wohl dieſer Hinweis allein, um alle Freunde des größten deutſchen Humoriſten mit dem Zeichenſtift zu veranlaſſen, dieſe neue Sammlung des unerſchöpflichen Meiſters, deſſen gute Laune, deſſen Witz und geniale Darſtellungsgabe ſtets die Wolken des Verdruſſes und des Trübſinns von unſerer Stirn vertreibt, ſich als Geſchenk zu wünſchen. Als ſehr anziehende Werke des gleichen Verlages wollen wir noch hier anführen für die jüngere Welt **„Die Jugendblätter 1890“**, gegründet von **Iſabella Braun**, herausgegeben von Iſabella Hummel. Ein reichhaltiges Werk, das gediegene und unterhaltende Erzählungen, Skizzen, Gedichte, Bildendes und Belehrendes für die Jugend bringt. Der Band iſt geſchmückt mit ſehr guten bunten und ſchwarzen Bildern, die durch Geſchmack und vortreffliche Ausführung hervorragen. Ferner hat derſelbe Verlag hergeſtellt ein Bändchen geiſtvoller Gedichte mit dem luſtigen Titel **„Von Mir is's“** von dem bekannten humoriſtiſchen Poeten der Fliegenden Blätter **Miris**. Ein Buch, das ſehr viele Käufer finden wird. Ein Werkchen **„Gedankenſplitter“**, geſammelt aus den Fliegenden Blättern — oft ſehr tiefſinnige und ſtets formenſchöne und originelle Aphorismen und Lebensregeln. **„Poſtaliſche Dichtungen“** von **H. Schäffer**, wahrhafte Perlen auf dem Gebiete des draſtiſchen Humors. Die Zeichnungen atmen W. Buſchs Geiſt. Für die ganz Kleinen noch ein allerliebſtes **„Militärziehbilderbuch“**, vorzüglich gezeichnet von dem bekannten **Meggendorfer**, und ein poetiſches Büchlein **„Burſchenliebe“**, Cyklus von **T. Reſa**. Lieder eines echten Talentes, formenſchön und gedankenreich und von jener Muſik, die uns beweiſt, daß dieſer Dichterin wirklich Geſang gegeben. Der Verlag von Braun und Schneider hat etwas Echtes, Vornehmes, Gediegenes und dieſe Eigenſchaften zeigen ſowohl ſeine Veröffentlichungen ernſten wie heiteren Charakters ſichtlich auch diesmal. Sie ſeien hiermit in ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit warm empfohlen.

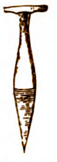


Fig. 5 Pflanzholz.

Ein alter lieber Gaſt iſt auch **Hoffmanns „Haushaltungsbuch für das Jahr 1891“** (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart). Im eleganten Umſchlag kartoniert, ein prächtiges und ſehr nützliches Geſchenk, da es die Frauen anhält, über ihre Hausausgaben Buch zu führen, ein Geſchäft, das ſie in dem Hoffmannſchen Haushaltungsbuch ſpielend leicht ausführen können. Beigegeben ſind dem praktiſchen Werk Waſchtabellen, Küchenkalender, Poſttarif, Notizkalender und ein verſtändiger Ratgeber für den Haushalt.

C. W. Allers hat ſich einen Namen gemacht durch Zeichnungen, wie „Spreeathen“, „Die Hochzeitsreiſe“, „Die Meininger“, welche in Mappenausſtattung geſuchte und geſchätzte Geſchenkwerke geworden ſind. Das neueſte Werk von dieſem Meiſter iſt **„Die ſilberne Hochzeit“** — unſer Heft hier bringt ein Hauptblatt dieſer Scene, das Hochzeitsmahl — eine ſehr reichhaltige Sammlung von köſtlichen Familienſcenen norddeutſchen Lebens, Genrebildern und Porträtſkizzen aus den Feſttagen einer derartigen Familienfeier, ſo wahr und ſcharf charakteriſiert, daß wir glauben, mitten unter dieſem Hochzeitstrubel uns zu befinden. Dieſe Männer, Frauen, Kinder und jungen Mädchen ſind keine Phantaſiebilder — das iſt ſprühendes, blühendes Leben. Sehr amüſant iſt auch die Theatervorſtellung, ebenſo die Bänkelſängerei, welche von den Gäſten bei dieſem Feſte vorgeführt wird. Dieſe Mappe (Verlag von C Boyſen, Hamburg) wird ihres ergötzlichen Inhaltes und der ſtrotzenden Naturwahrheit wegen, die aus jedem Zuge des Allersſchen Stiftes ſpricht, zu den bevorzugteſten Weihnachtsgeſchenken gehören.

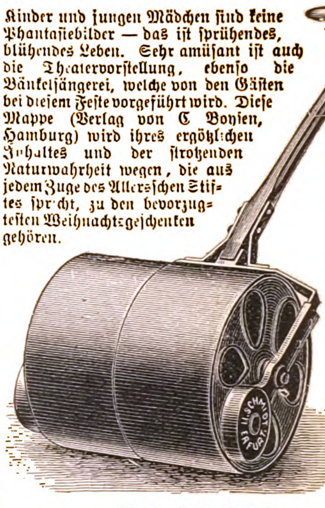


Fig. 4. Handgartenwalze.

Unſer Hausgarten.

Von

Max Hesdörffer.

Alles Pflanzenleben im Garten liegt in tiefem Winterſchlafe und es iſt deshalb für die Gartenfreundin der Januar die Zeit der Ruhe, er ſoll aber auch die Zeit der Vorſorge ſein. Schon in wenig Wochen erfreuen uns in der freien Natur wieder die erſten der lieblichen Frühlingsblumen, bald erwacht eine Pflanze nach der anderen zu neuem Leben, früher als wir glauben hat dann der Frühling ſeinen ſiegreichen Einzug gehalten und Hand und Kopf ſind im Garten wieder ganz in Anſpruch genommen. Wenn die Arbeit im Garten nicht zum Spiele werden ſoll und wir auf befriedigende Erfolge rechnen wollen, dann iſt es vor allen Dingen erforderlich, daß wir ein gutes und praktiſches Werkzeug zur Verfügung haben. Deshalb wollen wir heute einmal unſeren geſchätzten Leſerinnen verſchiedene wichtige Gartengeräte in Wort und Bild vorführen, wollen zeigen, was auf dieſem Gebiet Neues und Zweckmäßiges geſchaffen worden, und wenn wir dann unſere Beſtellungen zur rechten Zeit treffen, ſo können wir der neuen Arbeit, die uns der Lenz bringen wird, ohne Sorge entgegenſehen.

Ein ſchöner Hausgarten oder Park iſt ohne wohlgepflegten Raſenplatz nicht denkbar, deshalb ſind auch für jeden Gartenbeſitzer diejenigen Geräte von höchſter Wichtigkeit, welche der Raſenpflege dienen. Um ſo herrliche Raſenflächen zu erhalten, wie wir ſolche auf den Schmuckplätzen Berlins und anderer Städte oder im Palmengarten zu Frankfurt a. M. bewundern können, iſt es, genügende Bodenbearbeitung, Düngung und entſprechende Wahl der Samenmiſchung vorausgeſetzt, eine Hauptſache, daß das Gras im Sommer jede Woche geſchnitten wird. Dieſe Arbeit war früher zeitraubend und koſtſpielig, weil ſie die Gartenfreunde niemals ſelbſt ausführen konnten, ſolange nur Sichel und Senſe zu Gebote ſtanden. Seitdem die Raſenmähmaſchinen erfunden und nun zu höchſter Vollkommenheit gebracht worden ſind, iſt das Schneiden des Raſens faſt zur Spielerei geworden, dabei ſchneiden die guten Maſchinen ſo gleichmäßig, daß der geſchnittene Raſenplatz in Wirklichkeit einem Teppich gleicht. Die Mähmaſchine „Enterpriſe“, Fig. 1, eine neue amerikaniſche Erfindung, welche in Deutſchland von der bekannten Gartenwerkzeugfabrik S. Kunde u. Sohn in Dresden ver-

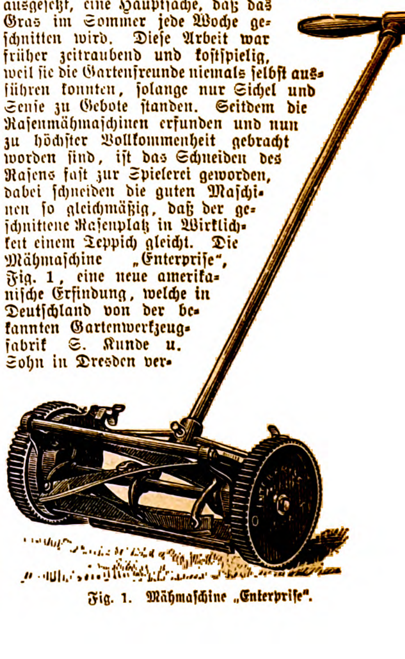


Fig. 1. Mähmaſchine „Enterpriſe“.

breitet wird, kann ich allen meinen liebenswürdigen Leſerinnen zur Anſchaffung empfehlen. Dieſe Maſchine hat eine ſehr ſolide, einfache Bauart, eine gefällige Ausſtattung, ſie iſt leicht zu handhaben, ſchneidet vorzüglich und wenn ſie nach längerem Gebrauch des Schärfens bedürftig geworden iſt, ſo kann ſie durch vier Stellſchrauben raſch wieder brauchbar gemacht werden. Mit dieſer Maſchine iſt das Arbeiten ein Vergnügen, und ſelbſt jene meiner geſchätzten Leſerinnen, welche wenig Körperkraft beſitzen, können ſie in Gang ſetzen und ſich ſo eine recht geſunde, ſtärkende Bewegung ſchaffen.

Eine höchſt originelle Erfindung der J. J. Schmidtſchen Werkzeugfabrik in Erfurt iſt die einräderige Mähmaſchine, welche wir in Fig. 2 veranſchaulichen. Durch eine beſondere Vorrichtung wird bei dieſer Maſchine das untere Meſſer auch an dem freiſtehenden Ende immer in gleicher Höhe vom Boden gehalten und kann dieſe Höhe durch Stellung der Holzrolle innerhalb beſtimmter Grenzen beliebig verändert werden. Die Handhabung dieſer Maſchine iſt nicht ſo leicht, ſchwierig namentlich für ſolche Perſonen, welche mit gewöhnlichen Maſchinen noch nicht gearbeitet haben. Die einräderige Maſchine iſt nur für große Gärten zu empfehlen, in denen meiſt geübtes Perſonal die Arbeit beſorgt. Beim Schneiden des Raſens großer Anlagen, bei welchen keine oder nur wenig Blumenbeete, Gehölzgruppen, einzelnſtehende Schmuckpflanzen oder dergleichen den Raſen unterbrechen, und bei denen es infolge ihrer Ausdehnung darauf ankommt, das Schneiden des Raſens in möglichſt kurzer Zeit zu bewirken, macht es ſich, wie dies Herr J. J. Schmidt richtig erfaßt, unangenehm bemerkbar, daß bei den Maſchinen mit zwei Laufrädern das eine Rad ſich in ungeſchnittenem Raſen bewegen muß, dadurch denſelben ſtreifenförmig niederlegt, ſo daß beim nächſtfolgenden Schnitt dieſer Streifen von den Meſſern nicht gut geſchnitten werden kann und ein nochmaliges Ueberſchneiden nötig wird. Dieſen Uebelſtand, welcher nur bei ausgedehnten Grasflächen ins Gewicht fällt, ſoll der Raſenmäher mit nur einem Laufrad beſeitigen. Es liegt auf der Hand, daß man mit keiner Maſchine bis an den Stamm oder unter die herabfallenden Zweige einzeln im Raſen ſtehender Schmuckpflanzen, oder bis ganz dicht an die Blumen- und Teppichgruppen ſchneiden kann, auch läßt ſich da, wo Grasborten als Einfaſſung von Blumenrabatten dienen, die Maſchine nicht immer anwenden. Ueberall, wo wir mit der Maſchine nicht hingelangen können, ſchneiden wir das Gras ohne Mühe mit der ſogenannten Grasſchere, einem ganz einfachen Inſtrumente, welches Fig. 3 veranſchaulicht. Nachdem der Raſenplatz geſchnitten und mit einem Beſen reingekehrt worden, iſt es von großem Vorteil, ihn jedesmal mit einer Gartenwalze feſtzuwalzen. In Fig. 4 veranſchaulichen wir eine Schmidtſche Handgartenwalze. Dieſelbe iſt aus Eichenholz hergeſtellt, mit Eiſenbeſchlag und mit Handdeichſel verſehen und kann, mit einem Steine beſchwert, für Raſenplätze verwendet werden, ſonſt eignet ſie ſich trefflich zum Glattwalzen von Saatbeeten. Schwere Walzen für große Raſenflächen und Gartenwege werden ganz aus Eiſen hergeſtellt. Ein unſcheinbares, aber hochwichtiges Inſtrument iſt ein derbes Pflanzholz mit Eiſenſpitze (Fig. 5). Beim Pflanzen von Gemüſe-, Sommerblumen-, Erdbeer- und anderen Setzlingen begehen die meiſten Liebhaber einen ſehr groben Fehler dadurch, daß ſie ſich zur Ausführung dieſer Arbeit entweder nur der Finger oder im günſtigen Fall eines dünnen Holzes bedienen. Beim Pflanzen iſt es eine Hauptſache, daß alle Wurzeln des Pflänzlings gerade in die Erde kommen, denn nur dann kann er gut gedeihen. Dies ermöglicht man mit unſerem abgebildeten Pflanzholz; mit ihm machen wir mühelos ein entſprechend weites und tiefes Loch in das gegrabene Erdreich, halten die Wurzeln des Pflänzchens gerade hinein und drücken dann das Loch mit dem Holze von der Seite wieder zu. Zum Ausheben und Pflanzen ſtärkerer Gewächſe bedienen wir uns der in Fig. 6 dargeſtellten Pflanzkelle von Stahlblech, an deren Stelle dann bei großen Gewächſen mit umfangreichem Wurzelwerk der Spaten tritt.

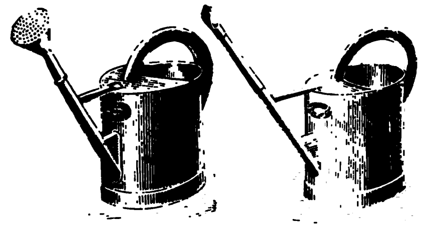


Fig. 9. Gießkannen.

Eine der wenigen Arbeiten, welche wir jetzt bei mildem Wetter im Garten ausführen können, iſt das Schneiden der Bäume und Gehölze und hierzu haben wir eine gute Gartenſchere notwendig. Fig. 7 ſtellt eine ungemein dauerhafte und kräftige Schere mit vorzüglicher Stahlfeder von S. Kunde u. Sohn in Dresden dar, wie ich ſelbſt eine ſolche ſchon ſeit mehreren Jahren unausgeſetzt in Gebrauch habe. Eine höchſt originelle, vorzügliche, geſetzlich geſchützte Normalſchere der obengenannten Firma zeigt unſere Abbildung Fig. 8. Im Gegenſatz zu anderen Gartenſcheren iſt dieſe Schere zweiſchneidig, wodurch ſie einen vorzüglichen glatten Schnitt liefert, ſie iſt langgeſtreckt, leicht gebogen und läuft ſpitzig zu, ſo daß man mit ihr in jeden Aſtwinkel gelangen kann. Die vorzügliche doppelte Spiralfeder iſt auf der Außenſeite angebracht, hier befindet ſich ferner eine neue, praktiſche Verſicherung gegen Aufſpringen und ein auf unſerer Abbildung leicht erſichtliches Stahlplättchen, welches das Zwängen beim Auf- und Zugehen vermeidet. Ein anderer nicht zu unterſchätzender Vorzug dieſer Schere beſteht in dem Gummiüberzug am Handgriff; hierdurch liegt ſie feſter in der Hand als der glatte Stahl und das brennende Gefühl in der Hand, welches ſich bei längerem Arbeiten mit anderen Scheren einſtellt, wird vermieden. Es iſt mir immer ein beſonderes Vergnügen, mit dieſer leichten, ſchönen und brauchbaren Schere, welche ſich trefflich zum Schneiden von Roſen und Gehölzen eignet, arbeiten zu können und es gibt keine Gartenſchere, deren Vorzüge denjenigen dieſer Normalſchere auch nur annähernd gleichkämen. Bevor wir uns für heute hier von unſeren freundlichen Leſerinnen verabſchieden, wollen wir dieſelben noch mit den in Fig. 9 dargeſtellten praktiſchen Schmidtſchen Gießkannen bekannt machen. Dieſe Kannen ſind von ovaler Form, aus ſtarkem verbleitem Eiſenblech hergeſtellt, das ſelbſt nach mehrjährigem Gebrauch noch nicht roſtet. Neben der ein leichtes Tragen ermöglichenden Form beſteht ein Hauptvorzug dieſer Kannen in dem bogenförmigen Henkel, welcher ein Gießen mit einer Hand leicht ermöglicht. Die eine unſerer Kannen zeigt ſtatt der Brauſe ein ſogen. Ravenaſches Mundſtück, welches auch ſchmutziges Waſſer und Jauche zu breitem, dünnem Strahl verteilt.

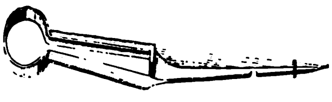


Fig. 3. Grasſchere.

Zwei Denkmäler.

Bald nach dem Hinſcheiden des Fürſten Karl Anton von Hohenzollern, der am 2. Juni 1885 auf ſeinem Schloſſe zu Sigmaringen ſtarb, wurde von verſchiedenen Seiten der Gedanke angeregt, dem patriotiſchen und um das Entſtehen und Erſtarken des Deutſchen Reiches vielfach verdienten Fürſten ein Denkmal zu ſetzen. Die Beteiligung aller Stände um Beſchaffung der Koſten war ſehr groß. Die Ausführung des Standbildes wurde Prof. Donndorf in Stuttgart übertragen und am 21. Oktober 1890 wurde das Denkmal in Sigmaringen enthüllt. Es iſt aus Bronze gegoſſen und zeichnet ſich durch edle Auffaſſung der kraftvoll edeln Erſcheinung des Fürſten und durch überraſchende Porträttreue aus. Der Künſtler, welcher den Fürſten perſönlich nicht gekannt, hat hier ein Meiſterwerk der Aehnlichkeit und freier Charakteriſtik geſchaffen.

Endlich hat die Reichshauptſtadt einer Dankespflicht genügt und einem Heroen des deutſchen Geiſtes, einem ſiegreichen Vorkämpfer der Geiſtesfreiheit der Humanität und der Toleranz das gebührende Denkmal geſetzt. Leſſing darf in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes ſeinen Platz neben Schiller und Goethe beanſpruchen. Jahrzehntelang arbeiteten Vorurteile und reaktionäre Zeitſtrömungen dieſer Denkmalsangelegenheit entgegen, nun hat aber doch jener Geiſt, der von Leſſing ausging, geſiegt und das Standbild des großen Mannes glänzt in marmorner Schöne am Saume des Tiergartens in Berlin. Die weiße Marmorſtatue Leſſings hebt ſich wirkſam vom Sockel ab, deſſen Figuren und Embleme in dunkler Bronze ausgeführt ſind. Die Vorderſeite des Sockels zeigt die Inſchrift Gotthold Ephraim Leſſing und das Emblem der drei Ringe (aus Nathan dem Weiſen). Davor am Fuße des Sockels ruht der Genius der Humanität, der einen Span mit Feuer als Sinnbild der reinen Menſchenliebe erhebt und ſich auf eine Tafel ſtützt, auf welcher die Schlußverſe aus Nathans Erzählung von den drei Ringen zu leſen ſind. In der Linken hält der Genius einen Oelzweig als Symbol des Friedens. Zu ſeinen Füßen liegt ein Lorbeerkranz. Auf der Rückſeite iſt am Fuße des Sockels der Genius der Kritik dargeſtellt. Er hält in ſeiner Linken das dem Gegner entriſſene Löwenfell, in ſeiner Rechten die ſchonungsloſe Geißel. Darüber befindet ſich das Porträt Chriſtoph Fried. Nicolais. Die Seite zur Rechten Leſſings enthält das Porträt Ew. Chriſt. v. Kleiſts, die Seite zur Linken das von Moſes Mendelsſohn. Unter dieſen beiden Porträts befinden ſich Waſſerbecken. Das Zuflußrohr zu dieſen wird durch einen bronzenen Delphinkopf maskiert. Der Schöpfer des Denkmals iſt Otto Leſſing, ein Urgroßneffe des Dichters.

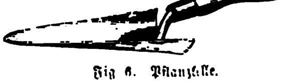


Fig. 6. Pflanzkelle.

Der geſtirnte Himmel im Januar.

Um die Mitte dieſes Monats ſteht gegen 9 Uhr abends das Sternbild des Stieres und des Orion am ſüdlichen Himmel, Sirius ſteht im Südoſten, nahe dem Scheitelpunkte das Sternbild des Fuhrmanns mit dem glänzenden Stern Capella. Am nordöſtlichen Himmel geht der große Löwe auf und Regulus iſt ſchon ziemlich über dem Horizont ſichtbar. Weſtlich vom Nordpunkte ſieht man nahe dem Horizont Wega in der Leier. Um Mitternacht kulminieren im Süden die Zwillinge, der kleine Hund und der Krebs, nahe beim Zenith der Luchs, im Norden unter dem Pol der Drache, der Schwan und der Cepheus. — Die Sonne erhebt ſich in dieſem Monat nur allmählich über ihren niedrigen Stand und ihr Aequator krümmt ſich etwas gegen Norden. Am 3. Januar tritt das letzte Mondviertel ein, am 10. iſt Neumond, am 17. erſtes Viertel, am 25. Vollmond. — Merkur nähert ſich in dieſem Monat bis zum 13. immer mehr der Sonne, anfangs kommt er 1 Stunde 21 Minuten nach ihr in den Meridian, zu Ende des Monats geht er 1½ Stunden vor der Sonne durch den Meridian. Am 7. ſteht er in der Sonnennähe.

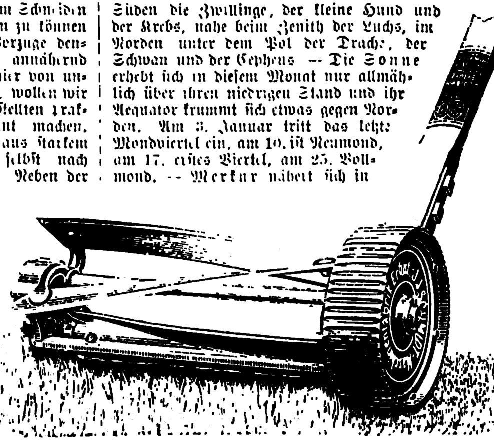


Fig. 2. Neue Mähmaſchine mit einem Rad.

Venus bleibt ſüdlich vom Himmelsäquator und ihre Bewegung gegen Süden nimmt noch zu. Anfangs kulminiert ſie 2½ Stunden vor der Sonne, zu Ende des Monats etwa 3 Stunden. Sie iſt Morgenſtern und erreicht am 8. ihre größte Helligkeit.

Mars kulminiert Mitte des Monats gegen 4 Uhr nachmittags, er iſt abends am weſtlichen Himmel zu ſehen und am 11. ſieht man ihn 5 Grad über dem Mond ſtehen.

Jupiter hält ſich während dieſes Monats ſo nahe bei der Sonne auf, daß er mit bloßem Auge gar nicht und im Fernrohr nur während der erſten Hälfte des Januars geſehen werden kann.

Saturn iſt in den ſpäten Nachtſtunden am Oſthimmel zu ſehen und ſteht gegen 4 Uhr morgens im Süden im Meridian. Da er 7 Grad nördlich vom Himmelsäquator ſich befindet, ſo iſt er recht hell zu ſehen. Im Fernrohr erblickt man ſeinen Ring ſehr ſchmal und zwar iſt uns die ſüdliche Seite desſelben zugewendet.

Uranus ſteht 11 Grad ſüdlich vom Himmelsäquator und kommt gegen 6 Uhr morgens in den Meridian. Mit bloßem Auge iſt er kaum oder gar nicht zu erkennen.

Phyſiognomiſcher Briefwechſel.

Geehrter Herr Redakteur!

Sie geben mir heute wieder eine ſchwere Aufgabe in der „Entzifferung“ des mitgeſandten Porträts Nr. 37. Das iſt ein junges Mädchen, deſſen Geſicht eines eingehenden Studiums bedarf. Sehen Sie dieſe Stirn und dieſes Kinn und dieſe ſchöne Wölbung des Hauptes — das deutet auf einen ungewöhnlichen Charakter, auf eine bedeutende geiſtige Potenz hin —, dergleichen ſchöne Linien des Kopfes ſieht man ſelten und hierzu das willenskräftige Kinn. Dieſes Zuſammentreffen beſagt, daß man in dieſer jungen Dame ein denkkräftiges, zielbewußtes, ruhig

handelndes, thatkräftiges, weibliches Weſen zu erblicken hat. Die ſchöngebaute Stirn weiſt auf eine bedeutende Phantaſiethätigkeit hin, die jedoch, wie das Vorſpringen der Stirn beweiſt, von einem ebenſo ſtark entwickelten Verſtand begleitet iſt. Die charakteriſtiſch geradlinigen Augenbrauen, die breite Naſenwurzel ſind Zeichen von Entſchloſſenheit, die ſich nach unten zu verſtärkende Naſe deutet auf tiefes, ſogar leidenſchaftliches Fühlen. Die milden und doch dabei feſt blickenden Augen beobachten ſcharf und ſprechen von einem Charakter, der unbeirrbar im Urteil iſt und doch dabei verzeiht. Der Mund hat Linien feinen Empfindens. Sie ſehen, verehrter Herr, bei dieſem Charakterkopf iſt viel und vielerlei. Das iſt ein bedeutendes Mädchen, deſſen Schönheit vor allem geiſtige und ſeeliſche Kraft und Geſundheit iſt. Es wird ſich aus dieſer jungen Dame ohne Zweifel eine hervorragende Frau entwickeln, die jedoch möglicherweiſe zu wenig ehrgeizig ſein dürfte, um in großem Maßſtabe wirken zu wollen. Unter ungünſtigen Umſtänden könnte bei dieſer Dame ſich eine ziemlich ſtarke Gleichgültigkeit ausbilden, welche manchen ihrer großangelegten Charakterzüge Eintrag thäte. Verlieben wird ſich dieſe Dame ſchwer, wenn dies ihr aber paſſiert, iſt es fürs Leben und anderſeits wird der Mann, welcher dieſes Mädchen in ſein Herz ſchließt, es nie vergeſſen.

Ich wünſche, daß ich hier bei dieſem „rätſelhaften Weſen" mich gut aus der Affaire gezogen habe. Dergleichen mächtige und komplizierte Seelenanlagen ſind für den Phyſiognomiker die ſchwierigſten Probleme, weil er nie vorausſagen kann, wie das Leben nach dieſer oder jener Richtung hin die bis jetzt natürlich nur angedeuteten großen Züge entwickelt.

So, jetzt leben Sie wohl und ſeien Sie gegrüßt, verehrter Herr, von Ihrem Sie verehrenden

Prof. Iſenbeck.

Ueber Dreiſchach.

Die Abarten des vielbeliebten Schachſpiels, worunter man durchgehends das Zweiſchach verſteht, ſind im allgemeinen wenig gebräuchlich. Allenfalls das Vierſchach gelangt noch häufig zur Anwendung und das ſcherzhafte Schlagſchach, eine Variation des Zweiſchachs wie Schlag Dame. Andere Abarten jedoch, wie „Kriegsſpiel", „Kurierſpiel", „Rundſchach", „Schachſpiel der Zukunft" u. ſ. w. ſind dem praktiſchen Schachſpieler kaum bekannt, geſchweige denn, daß er ſich ihnen zuliebe von ſeinem edlen durchſichtigen Zeitvertreib losſagen könnte. Indeſſen beanſpruchen alle dieſe hier genannten und nicht genannten, dem Schach verwandten Spiele einige Beachtung, da ſie unintereſſant keineswegs ſind. Heute unterbreiten wir unſeren Leſern, insbeſondere den Schachfreunden, eine kurze Anleitung zum „Dreiſchach". Nach v. Bilguers großem „Handbuch des Schachſpiels" iſt das Dreiſchach aus dem Vierſchach von Marinelli abgeleitet worden, welcher 1722 zu Neapel ein Werkchen darüber drucken ließ, von dem 1765 zu Wien und Regensburg eine deutſche Ueberſetzung unter dem Titel „Das dreiſeitige Schachbrett" erſchienen iſt. Vergl. auch „Das Dreiſchachſpiel von Walter Teſche", ſowie A. v. d. Linde I. S. 356

Das Dreiſchach wird auf einem ſechseckigen Brett mit 127 abwechſelnd weißen, ſchwarzen und roten Feldern, gleichſeitigen Sechsecken, von drei Spielern geſpielt. Der eine der Spieler übernimmt die Leitung der weißen Figuren, der links von Weiß ſitzende die der ſchwarzen und der dritte die der roten Figuren.

Jeder Spieler beſitzt: 8 Bauern, 1 König, 1 Dame, 3 Läufer (einen ſogen. weißen, einen ſchwarzen und einen roten Läufer, je nach der Farbe der von ihm beherrſchten Felder), 2 Springer und 2 Türme.

Die Aufſtellung iſt folgende: In drei Ecken, gleichmäßig verteilt, an denen die drei Spieler Platz nehmen, ſtehen hintereinander die drei Läufer. Links bezw. rechts vom ſchwarzen Läufer, dem ſogen. Eckläufer, ſtehen König und Dame. Die Felder links vom König und rechts von der Dame bleiben als urſprüngliche Läuferfelder frei. Die dann folgenden Plätze werden von den Springern beſetzt und neben den Springern ſtellen ſich die Türme auf. Vor jeder Figur, mit Ausnahme der Läufer, ſowie vor jedem leeren Felde ſteht ein Bauer. Die Figuren ſind alſo dieſelben wie beim Zweiſchach, nur daß für das Dreiſchach drei Läufer vorhanden ſind.

Die Felder werden folgendermaßen bezeichnet: Von der Stellung der Weißen ausgehend, heißen die geraden Reihen in Richtung der Läufer von links beginnend a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n; und man zählt in jeder dieſer Reihen, wieder von Weiß beginnend, 1, 2, 3, 4, 5 u. ſ. w. So heißt z. B. das mittelſte Feld, ein ſchwarzes, g_7.

Die Gangart der Offiziere und Bauern iſt ganz analog der beim Zweiſchach. Dort heißt „gerade" die Richtung der Höhen, „ſchräg" die Richtung der Diagonalen der Felder. So iſt es auch hier beim Dreiſchach. Die gerade Richtung geht durch die Mitten der Felderſeiten, die ſchräge durch die Feldere̲cken. So geht

der **Turm**: gerade,

der **Läufer**: ſchräg, immer auf derſelben Farbe bleibend, andersfarbige Felder gar nicht berückſichtigend,

die **Dame**: gerade oder ſchräg, wie ſie will, ſie vereinigt alſo die Vorzüge des Turms mit denen des Läufers,

der **Springer**: ſpringt immer auf ein andersfarbiges Feld, alſo von: Schwarz auf Rot oder Weiß,
Weiß auf Rot oder Schwarz,
Rot auf Weiß oder Schwarz,

und zwar liegen ſeine Angriffspunkte weder in dem erſten ihn umgebenden Felderkreiſe, noch in dem zweiten, ſondern im dritten. Betrachtet man z. B. ein ſchwarzes Feld, auf dem ein Springer ſteht, als Zentrum, ſo ſind dieſem Springer ſämtliche roten und weißen Felder im dritten ihn umgebenden Felderkreiſe zugänglich, ſelbſtverſtändlich, wenn nicht ſchon eine ſchwarze Figur auf einer derſelben ſteht. Ein Springer auf weißem Felde beherrſcht im dritten ihn umgebenden Felderkreiſe ſämtliche ſchwarzen und roten Felder und ein Springer auf rotem Felde in gleicher Weiſe ſämtliche weißen und ſchwarzen Felder. Auch dieſe Gangart iſt vollſtändig analog der beim Zweiſchach, wo dem Springer auf ſchwarzem Felde ſämtliche weißen Felder im zweiten ihn umgebenden Felderkreiſe zugänglich ſind.

Der **Bauer**: geradeaus, nur vorwärts, in Richtung der drei Läufer, immer nur um einen Schritt. Es iſt ihm aber geſtattet, mit zwei Schritten ſeine Laufbahn zu beginnen. Er ſchlägt aber ſchräg, alſo im Läuferzug. Ein Bauer auf rotem Felde beherrſcht demnach vor ſich die beiden roten Felder rechts und links, marſchiert aber gerade, alſo auf das nächſtfolgende weiße Feld. Um gegen einen Offizier eingetauſcht zu werden, muß jeder Bauer 11 Schritt gehen, wenn er im Laufe des Spiels nicht ſchlägt oder mit zwei Schritt beginnt. Der weiße Bauer c_2 geht, auf c_9 angelangt, weiter d_{10} — e_{11} — f_{12} und iſt bei g_{13} am Ziel, das alſo für alle weißen Bauern dasſelbe iſt. Die ſchwarzen Bauern müſſen nach n_1, die roten nach a_1 zu kommen ſuchen.

Ueberſchreitet ein Bauer mit ſeinem erſten Zweifelderſchritt ein Feld, das ein feindlicher Bauer bedroht, ſo kann ſich letzterer auf dieſes Feld ſtellen, erſteren ſchlagend, als ſei derſelbe nur einen Schritt vorwärts gegangen, jedoch nur gleich darauf, ſpäter nicht mehr.

Rochade iſt wie beim Zweiſchach: der Turm rückt an den König, der erſteren überſpringt. Auf einer Seite rückt der Turm in die Ecke, und der König nimmt den urſprünglichen Platz ſeiner Dame ein. Ob Rochade zuläſſig iſt oder nicht, hierüber gelten die Regeln beim Zweiſchach. Wenn alſo Turm oder König ſchon einmal gerückt haben, iſt Rochade unſtatthaft. Desgleichen, wenn z. B. bei der Rochade mit dem Damenturm das Eckfeld von einer feindlichen Figur bedroht iſt.

Der **König** geht immer nur einen Schritt; aber wie er will, vorwärts, rückwärts, gerade oder ſchräg.

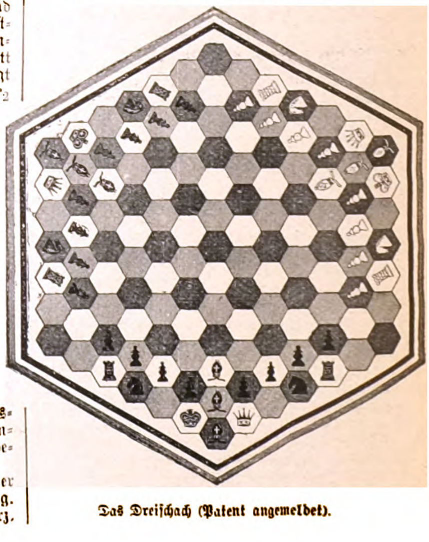
Sagt Weiß dem Schwarz Schach, ſo muß Schwarz, das ja am Zuge iſt, natürlich gleich aus dem Schach ziehen. Sagt Weiß dem Rot Schach, ſo kann Schwarz das Schach decken; ſagt es aber anſtatt deſſen dem Weiß Schach, ſo muß Rot erſt aus dem Schach ziehen. Kann es das nicht, hat Weiß gewonnen; gleichgültig, ob es vielleicht gleich darauf ſelbſt durch Schwarz matt geweſen wäre. Iſt ein Spieler matt geſetzt, ſo iſt das Spiel beendet und hat der Mattſetzende gewonnen.

Eifrige Schachſpieler erſuche ich höflichſt, dem Dreiſchach einiges Intereſſe entgegenzubringen und betreffs Aenderungen oder Verbeſſerungen ihre Ratſchläge und Anſichten mich wiſſen zu laſſen.

R. Erfurt.

Ein Ausflug in die Umgegend von Tokio.

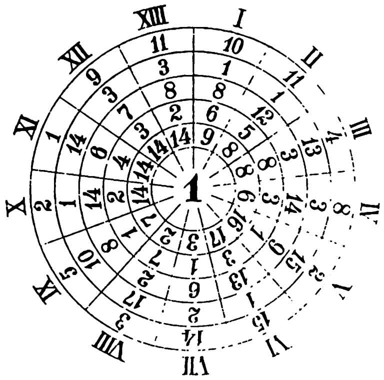
Die Frauen haben ihre hellen, bunten Kattun- und Kreppkleider angelegt, die von einem Obi aus ſchillernder Seide zuſammengehalten werden. Die Korimiſu-Läden ſind offen, in denen billiges Eis, ohne jede Frucht- oder Likörzuthat verkauft wird. In vielfarbigem Glanze bieten ſich die Fächerläden dar, denn jedermann trägt einen Fächer, die Frau die Uchiva, die ſich nicht zuſammenlegen läßt, der Mann den zuſammenklappbaren Ogi. Es wimmelt überall von bunten papierenen Sonnenſchirmen, indeſſen iſt bei den Damen der europäiſche Ginghamſchirm in Mode gekommen. In den Straßenbahnen raucht alles aus kleinen meſſingenen oder ſilbernen Pfeifen, und der Schaffner in roten Strümpfen und beckenförmigem Hut verſieht jeden mit Feuer. Bei dem großen Tempel von Aſakuſa wird ausgeſtiegen, die Andächtigen ſchreiten durch eine lange Reihe von Buden nach den Stufen des Heiligtums und durch ein großes von zwei roten hölzernen Rieſen bewachtes Gitterthor. Links befindet ſich der Schrein Jizos, des Helfers der Bedrängten, der Reiſenden und der Frauen, die guter Hoffnung ſind, daneben erblickt man Gebeträder und Stände, wo man Getreidekörner für die unzähligen heiligen Tauben ſowie Salz und Weihrauch für die Opfergaben kauft. In einer anderen Bude gibt es Loſe für die erwartungsvollen Mütter, die ihnen verkünden, ob es ein Knabe oder ein Mädchen wird. Rechts erhebt ſich eine große rote fünfſtöckige Pagode, die den „fünf Buddhas der Beſchauung" geweiht iſt, und ein Rinzo, d. h. eine Drehbibliothek, wo man für acht Rin ſämtliche 6771 Bände der buddhiſtiſchen Schriften umdrehen kann. Ueber der Thüre ſteht nämlich geſchrieben: „So zahlreich ſind die heiligen Bücher, daß niemand ſie alle durchzuleſen vermag, aber dem Verdienſte desjenigen gleich, der ſie geleſen hat, handelt, wer ſie dreimal auf dem Stein Lotus herumdrehen läßt. Er wird lange Jahre glücklich leben und vielen Fährlichkeiten des Lebens entgehen." Die Japaneſen ſteigen die Tempelſtufen empor, ziehen an dem Seil, welches um die Aufmerkſamkeit des Himmels bittet, und ſprechen ihre kurzen Gebete. Hierauf fahren ſie durch eine wunderſchöne blühende Allee nach einem öffentlichen Garten, in dem zahlloſe Schwertlilien, ihre Nationalblumen, in allen Farben und Schattierungen prangen und duften, was einen feenhaften Anblick gewährt. Nachdem ſie ſich mit Thee, gekochten Lilienwurzeln, Reis und Sakeh geſtärkt und erquickt haben, treten ſie die Rückfahrt an, und jeder erhält beim Abſchiede einen Strauß von Schwertlilienknoſpen an langen Stengeln und einen Fächer, auf welchem eine ſolche Blume und die Worte Hori-Kiri gemalt ſind, der Name des Gartens, zu deutſch: „Das Ziehen eines Grabens".



Das Dreiſchach (Patent angemeldet).

Zum Kopf-Zerbrechen.

Kreis-Arithmogriph.



Die Zahlen ſind ſo durch beſtimmte Buchſtaben zu erſetzen, daß 13 ſechslautige Wörter mit gleichem Endlaut entſtehen, und daß deren Anfangsbuchſtaben einen Gruß an unſere Leſer ergeben.

Die zu ſuchenden Wörter bezeichnen in anderer Reihenfolge: 1. einen türkiſchen Titel, 2. eine griechiſche Inſel, 3. eine Univerſitätsſtadt in Nordeuropa, 4. eine Küſtenſtadt in Italien, 5. einen bekannten Maler der Gegenwart, 6. eine Stadt am Fuße des Veſuv, 7. eine alte Stadt in Kleinaſien, 8. einen römiſchen Philoſophen, 9. eine Provinz Italiens, 10. eine Stadt in Südrußland, 11. eine Stadt in Albanien, 12. eine aus dem trojaniſchen Kriege bekannte Frauengeſtalt, 13. eine Stadt in Dalmatien. (i = j.)

Charade.

Der ſchönſte Monat iſt im Jahr
Die erſte Silbe, das iſt klar;
Die zweite ſchuf dieſelbe Hand
Deß, der das weite Meer erfand;
Das Ganze in Italia
Als große Stadt längſt ſtehet da.

Logogriph.

Mit B wächſt's auf dem Lande;
Mit H auf einem Haupt;
Mit J liegt's oft am Strande;
Mit T im Kopf geſchraubt;
Mit P liegt's an der Weſer;
Mit Kn wird's gekocht;
Mit R, mein lieber Leſer,
Dreht ſich's und iſt gelockt;
Mit W ſpinnt man's zum Tuche
Und wird dem Schaf entwandt;
Mit Zw ſteht's im Buche
Als Stadt in Niederland.

Rätſel.

Wie klingt dem Harrenden ſo kalt und rauh
Gar oft der erſten Silbe kurzer Laut,
Wenn trüb und bang er in die Zukunft ſchaut,
Die vor ihm liegt ſo nebelhaft, ſo grau.

Die zweite winkt am Strom, am blauen Meer
Und öfters noch von ſteiler Bergeswand,
Es wob die Zeit mit ſtill geſchäft'ger Hand
Ein bunt' Geweb' von Sagen um ſie her.

Und ſo auch ſteht das Ganze wunderſam
Inmitten unſrer ſchönſten deutſchen Gau'n,
Es wich die Nacht des Wahns mit ihrem Grau'n
Dem Strahlenlicht, das einſt von dort uns kam.

Charade.

Zwei Silben eine Stadt benennen,
Die liegt im ſchönen Alpenland,
Gleich alt, wie ſchön wir all' ſie kennen,
Und treu Oeſterreich zugewandt.

Die erſte Silbe würzt die Speiſe,
Die unſern Hunger ſtillen ſoll,
Und auf dem weiten Erdenkreiſe
Iſt Meer und Land gleich davon voll.

Die zweite war in alten Zeiten
Der Stolz und Hort der Ritterſchaft;
Hier barg ſie ſich nach blut'gem Streiten
Und hielt Gefangene in Haft.

Im Ganzen blüht ein reges Leben;
Ein Biſchof hat es einſt regiert;
Daß es uns Mozart hat gegeben,
Als höchſter Ruhm das Ganze ziert!

Anordnungs-Aufgabe.

Die 16 Mitglieder eines Whiſtvereins, die a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n, o, p, q heißen mögen, wollen an fünf Abenden zu je vieren ſo miteinander ſpielen, daß jedes Mitglied mit jedem andern Mitgliede einmal, alſo auch nur einmal zuſammenkommt. Wie iſt die Verteilung vorzunehmen?

Skat-Aufgabe Nr. 55.

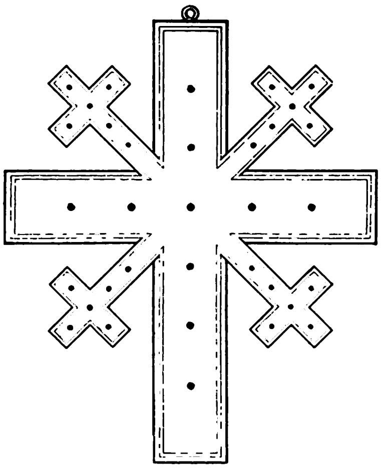
Treff-Dame, Treff-9, Treff-7, Pique-Dame, Pique-10, Pique-9, Pique-8, Pique-7, Coeur-7, Carreau 8.

Mit obigen Karten wird Nullouvert geſpielt.

Einer der beiden Gegner hat: Treff-Aß, Treff-König, Treff-Bube Pique-Aß, Pique-König, Pique-Bube, Coeur-10, Coeur-9, Coeur-8, Carreau-7. Im Skat liegt kein Carreau.

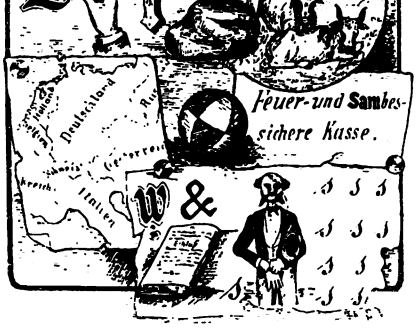
In welchem Fall kann das Spiel verloren gehen?

Diamantkreuz-Rätſel.



Ein engliſcher Nabob brachte einem Juwelier 34 Diamanten mit dem Erſuchen, ihm dieſelben in ein Kreuz von obenſtehender Form zu faſſen. Sämtliche 31 Diamanten hatten einen verſchiedenen Wert und zwar betrug der Preis des erſten 1 Pfund Sterling, des zweiten 2 Pfund Sterling, des dritten 3 Pfund Sterling u. ſ. f., des vierunddreißigſten 34 Pfund Sterling. Die Diamanten ſollten an die durch Punkte bezeichneten Stellen des aus 5 Teilen beſtehenden Kreuzes kommen und die Verteilung derſelben ſollte eine ſolche ſein, daß der Wert der Edelſteine in jedem dieſer 5 Teile 119 Pfund Sterling betrüge. Der Juwelier erfüllte nicht nur dieſen Wunſch des Engländers, ſondern bei der von ihm getroffenen Anordnung ergab ſich auch, daß der Wert der Diamanten in den Längsachſen jedes kleineren Kreuzes und in der Querachſe des größeren Kreuzes 90 Pfund Sterling betrug. Wenn man die einzelnen Diamanten mit den Zahlen von 1—31 bezeichnet, welche Stellungen müſſen dieſelben dann einnehmen, um den geforderten Bedingungen zu genügen?

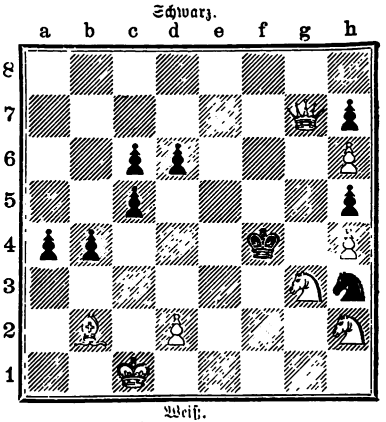
Rebus.



Schachaufgabe Nr. 81.

Von Dr. Fritz Hofmann in München.

Schwarz.



Weiß.

(8 + 9 = 17.)

Weiß zieht an und ſetzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LXXIII.

Von Fritz Förſter in Leipzig.

Weiß: Kf7. Te3, d5. Lb2, e8. Sb5. Bf4, g2.
Schwarz: Ke4. Te5. Bg5.

Weiß zieht an und ſetzt in zwei Zügen matt.

Löſung von Nr. 80.

1. Kd3 — e4	Le5 — g3
2. Sd7 — b6	Kd6 — c6
3. Sb6 — c8	Lg3 — d6
4. Sc8 — a7 ‡.	
1.	Kd6 — e6
2. Sd7 — c5: +	Ke6 — d6
3. Sc5 — f7: +	Kd6 — e6:
4. Te7 — e7 ‡.	
1.	Le5 — f6
2. Sd7 — f6	Kd6 — e6
3. Sf6 — e8	f7 beliebig
4. Te7 — e7 ‡.	

Löſung von Nr. LXXII.

1. Le1 — b2	e5 — e4
2. Sf2 — d3	e4 — d3:
3. e5 — e1 ‡.	
1.	Kd5 — e5:
2. Te8 — e5: +	K beliebig
3. Sf2 — e4 ‡.	

Auflöſung der Skat-Aufgabe Nr. 54.

Im Skat liegen Carreau-König und entweder Pique-Dame oder Coeur-Dame, z. B. Pique Dame.

A (Vorhand) hat den Treff-Buben und einen der beiden jüngſten Buben, z. B. den Coeur-Buben; außerdem fünfmal Treff, eine nicht zählende Karte in Coeur, z. B. Coeur-7, ferner Carreau-10 und eine nicht zählende Karte in Carreau, z. B. Carreau-7.

Erſter Stich: Treff-Aß, Coeur-10, Treff-10.

Zweiter Stich: Treff-Dame, Carreau-Bube, Treff-10.

Dritter Stich: Carreau-8, Carreau-Aß, Carreau-7.

Vierter Stich: Pique-Aß, Coeur-Bube, Pique-9.

Fünfter Stich: Treff-Bube, Coeur-Dame, Pique-Bube.

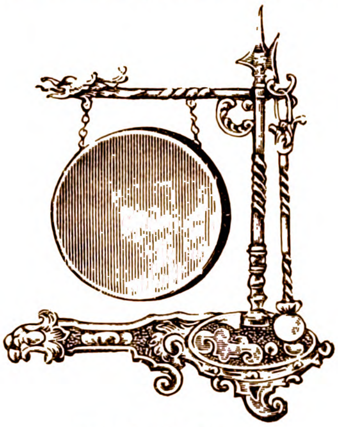
A ſpielt nun dreimal Treff und Carreau-10. C erhält nur noch den zehnten Stich mit Coeur-Aß und hat inkl. Skat 29 Points.

Auflöſungen zu Heft 4, S. 381.

Anagramm: Mantel — Mantlet. **Logogriph:** Glatz, Platz, Schatz, Matz, Schmatz, Hatz, Katz, Satz, Latz. **Homonym:** Horn. **Kreisrätſel:** „Frohe Feiertage.“ Fabius, Rubens, Oſiris, Hermes, Erebus, Fawkes, Emmaus, Ikarus, Epirus, Ramſes, Tobias, Alfons, Glarus, Engers. **Hieroglyphen:** Das Grab breitet über Freud und Leid den gleichen Schleier aus. **Stern-Buchſtabenrätſel:** Die Sternbuchſtaben bilden zwei Gruppen, ſolche aus ſieben Sternen und ſolche aus acht Sternen gebildete. Lieſt man von links nach rechts zuerſt die erſte Gruppe, dann die zweite ab, ſo reſultiert: Heilige Nacht. **Rätſel:** Rugen. **Logogriph:** Bruder, Ruder.

Für den Weihnachtstiſch.

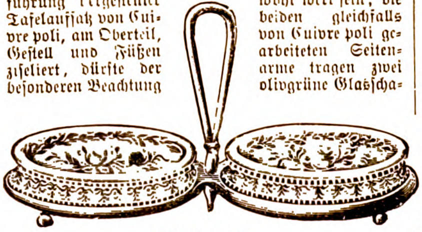
Wiener Tam-Tam-Tiſchglocke. Trotz der jetzt auf jedem Gebiete herrſchenden Elektricität, die wir ja auch in Wohnräumen als Glocke für das Dienſtperſonal antreffen, konnte die bisher allgemein übliche Tiſchglocke nicht verdrängt werden, ja wir möchten beinahe behaupten, daß letztere in jüngſter Zeit wieder mehr als früher in Aufnahme gekommen iſt, allerdings muß die Tiſchglocke, die ſonſt als Handklingel zum Schellen oder Drücken eingerichtet war, auch dem heutigen Geſchmack entſprechen, ſie muß in Form und Material, in Stil und Ausführung dem ſonſtigen Zimmerarrangement entſprechen, dann wird man auch auf Schreibtiſchen, in Schlafzimmern ꝛc. Tiſchglocken ſtets antreffen. Eine jetzt äußerſt beliebte Form iſt die hier abgebildete Tam-Tam-Glocke, die, wie ja bekannt, mit einem Klöppel, der an der Seite aufgehängt und am Kopfe mit Leder überzogen iſt, geſchlagen wird und dann einen ebenſo gedämpften wie doch lauten vernehmlichen Ton von ſich gibt; die Glocke ſelbſt iſt von echter Bronze gearbeitet, dürfte alſo für jede Zimmereinrichtung paſſen und hat eine Höhe von ca. 30 cm, eine Breite von ca. 20 cm, der Preis iſt 13 Mark.



Wiener Tam Tam Tiſchglocke.

Tafel-Compotiere. Man behauptet, daß Kompotts bei feinen Diners oder Soupers nicht mehr modern ſeien und vermißt aus dieſem Grunde auch zeitweiſe ſchon dieſe Speiſen bei feſtlichen Gelegenheiten; im allgemeinen glauben wir nicht, daß ſich ein derartiger Geſchmack oder richtiger ausgedrückt — dieſe Mode — bei uns einbürgern wird, wir ſind an Kompotts zu ſehr bei Tiſche gewöhnt und wollen ſie deshalb auch nicht entbehren. Es gehört außer der guten ſchmackhaften Zubereitung jedoch auch ein geeignetes paſſendes Gefäß, um die Kompotts bei Tiſche, beſonders bei feinerer Tafel, hübſch ſervieren zu können, und möchten wir hierfür die vorſtehend abgebildete neue Tafel-Compotiere beſtens empfehlen; dieſelbe beſteht mit Ausnahme der beiden oberen Schalen vollſtändig aus vernickeltem Metall, die Ränder fein gemuſtert, gleichfalls vernickelt, während die beiden Schaleneinſätze in blauer Dekoration (Genre wie Zwiebelmuſter) oder in buntfarbiger Dürerdekoration gemacht ſind. Auch für Fleiſch, Wurſt ꝛc. iſt die Compotiere gut zu verwenden, und dürfte als ſolche an die Stelle des Kabaretts treten. Der Preis iſt mit blau dekorierten Einſätzen 10 Mark, mit bunten Einſätzen 11 Mark.

Tafelaufſatz von Cuivre poli. Ein in künſtleriſchem Geſchmack und durchaus ſolider Ausführung hergeſtellter Tafelaufſatz von Cuivre poli, am Oberteil, Geſtell und Füßen ziſeliert, dürfte der beſonderen Beachtung wohl wert ſein; die beiden gleichfalls von Cuivre poli gearbeiteten Seitenarme tragen zwei olivgrüne Glasſchalen, die zur Aufnahme von Obſt dienen. Am Oberteil iſt ein Meſſerträger angebracht, ſo daß die Schale mit Obſt und Obſtmeſſern zugleich ſerviert werden kann; der Preis der Schale iſt 30 Mark, paſſende Obſtmeſſer von Uchatiusbronze dazu 5 bis 10 Mark per Dutzend. Bezugsquelle ſämtlicher Neuheiten Karl Hirſch u. Co., Berlin W, Leipzigerſtraße 114. Wir machen noch darauf aufmerkſam, daß die Firma den diesjährigen reich illuſtrierten Weihnachtskatalog an unſere Abonnenten auf Wunſch koſtenfrei verſendet; derſelbe bietet eine reiche Auswahl empfehlenswerter Feſtgeſchenke.



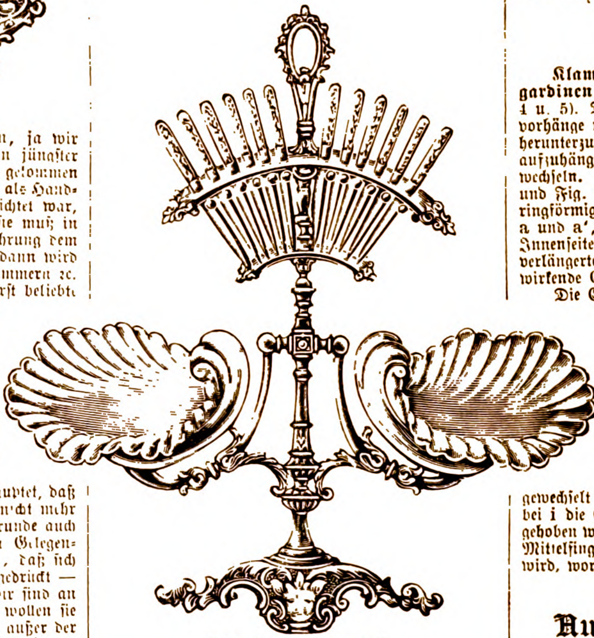
Tafel Compotiere.

Neue Erfindungen.

Von

H. Grundke.

Saugflaſche von Fr. Schneider in Bünde, Weſtfalen (Fig. 1). Die Reinlichkeit, welche bei der Ernährung der kleinen Kinder unbedingt notwendig iſt, läßt ſich bei den gewöhnlichen Saugflaſchen nicht immer zur Zufriedenheit ausführen. Ein weiterer Uebelſtand bei dieſen iſt noch darin zu erblicken, daß bei faſt geleerten Flaſchen die Kinder mit zu großer Anſtrengung ſaugen müſſen, um die Milch zu erhalten. Die neue Saugflaſche ſoll dieſe Mängel vermeiden. Die Fig. 1 zeigt einen Durchſchnitt durch die Flaſche und zwar durch die ſchmälere Seite des eiförmigen Querſchnittes. Die Flaſche iſt unten offen und hier durch eine abgedichtete Kapſel verſchraubt. Das obere Ende der Flaſche iſt geſchloſſen und zu einer ſchnabelförmig gebogenen Spitze ausgebildet. Auf der einen Seite beſitzt die Flaſche eine nach einwärts gedrückte Rinne b, in welche das Glasrohr d eingelegt wird. Letzteres iſt oben und unten abgedichtet, oben in der Metallhülſe c, unten in dem Glaswulſt g beim Eintritt in das Flaſcheninnere. An dem oberen Ende des Rohres wird der bekannte Sauger aufgeſteckt. Durch die kleine Oeffnung f, welche nötigenfalls beim Nichtgebrauch geſchloſſen werden kann, kann die Luft beim Trinken in die Flaſche eintreten. Beim Neigen der Flaſche, die gewöhnliche Lage während des Saugens, kann bei dieſer Anordnung die Milch von ſelbſt durch das Rohr d ausfließen. Zum Reinigen löſt man das Rohr d und die Metallhülſe e von der Flaſche und reinigt jeden Teil geſondert, wobei man die untere Verſchlußkapſel der Flaſche abſchraubt, um mit einer Bürſte bequem in das Innere gelangen zu können.



Tafelaufſatz von Cuivre poli.

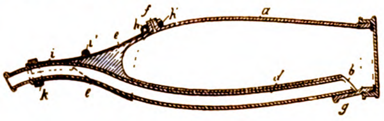


Fig. 1. Saugflaſche.

Haarkräusler von A. B. Drautz in Stuttgart (Fig. 2 u. 3). Um dem Haare eine wellenförmige Kräuſelung zu geben, dient folgende einfache Vorrichtung. Dieſelbe beſteht aus zwei Kräuſelnadeln a und b, welche mit einem Ende in dem Drahtbügel c drehbar befeſtigt ſind und an dem anderen Ende Kerben k haben, in welche der federnde Drahtbügel c einſchnappt.

Die Anwendung iſt folgende: Man öffnet die Kräuſelnadeln, wie Fig. 2 zeigt, legt das zu kräuſelnde Haar mit den Spitzen zwiſchen die Nadeln a und b, ſchließt dieſelben und rollt das Haar auf. Dann wird der federnde Bügel ſo weit über die aufgerollten Haare gedrückt, bis er in die Kerben k der Nadeln a und b einſchnappt. Ein zufälliges Aufgehen der letzteren wird dadurch verhindert.

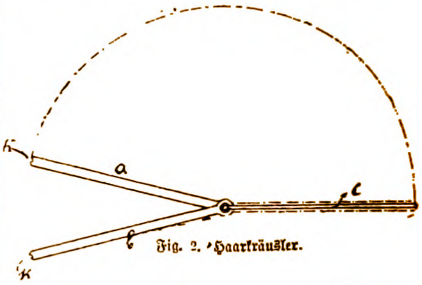


Fig. 2. Haarkräusler.

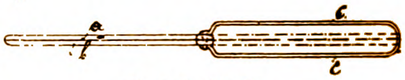


Fig. 3. Haarkräusler.

Klammerring zum Aufhängen von Zuggardinen von Oskar Poſeck in Berlin (Fig. 4 u. 5). Dieſer Klammerring ermöglicht, Gardinenvorhänge u. a. auf Zugſtangen, ohne letztere vorher herunterzunehmen, durch bloßes Einklemmen des Stoffes aufzuhängen und ebenſo bequem und ſchnell auszuwechſeln. Fig. 4 ſtellt den Klammerring geſchloſſen und Fig. 5 geöffnet dar. Derſelbe beſteht aus zwei ringförmigen, durch Scharnier verbundenen Greifbacken a und a', welche an den unteren Enden d an der Innenſeite ſcharf gerauht ſind. An den nach oben verlängerten Enden g und g' ſind zwei kniehebelartig wirkende Gelenkſtangen b angebracht.

Die Gardinen werden befeſtigt, indem man den geöffneten Klammerring über die in der Fenſterlaibung befindliche Zugſtange x legt, den Stoff mit der einen Hand unter die Stange in den Ring führt und durch einen Fingerdruck bei n den Ring ſo weit ſchließt, daß die Gelenkſtangen b auf die beiden Vorſprünge h aufſitzen. Der Drehpunkt i liegt dann unterhalb der Verbindungslinie g g', wodurch ein ſelbſtthätiges Zurückgehen der Klammer nicht eintreten kann. Soll eine Gardine ausgewechſelt werden, ſo öffnet man die Ringe, indem bei i die Gelenkſtangen b mittels Zeigefingers hochgehoben werden und gleichzeitig mit dem Daumen und Mittelfinger bei g und g' ein leichter Druck ausgeübt wird, worauf die Gardine von ſelbſt herabfällt.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

Neujahrsmahlzeit.

Kaviarſchnitten mit Auſtern. Man beſtreiche zierliche geröſtete Weißbrotſchnitten mit ſehr friſcher, ungeſalzener Butter und belege ſie reichlich mit Kaviar, gebe im Moment des Servierens auf jede eine eben aus der Schale genommene Auſter und garniere die Schüſſel mit Citronenvierteln.

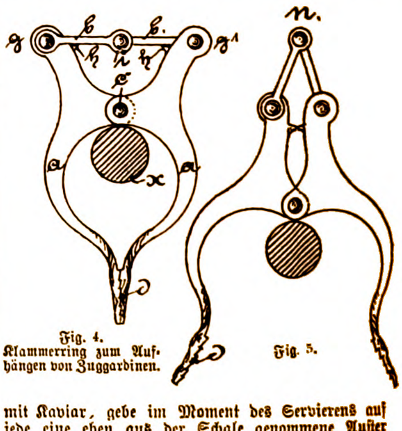
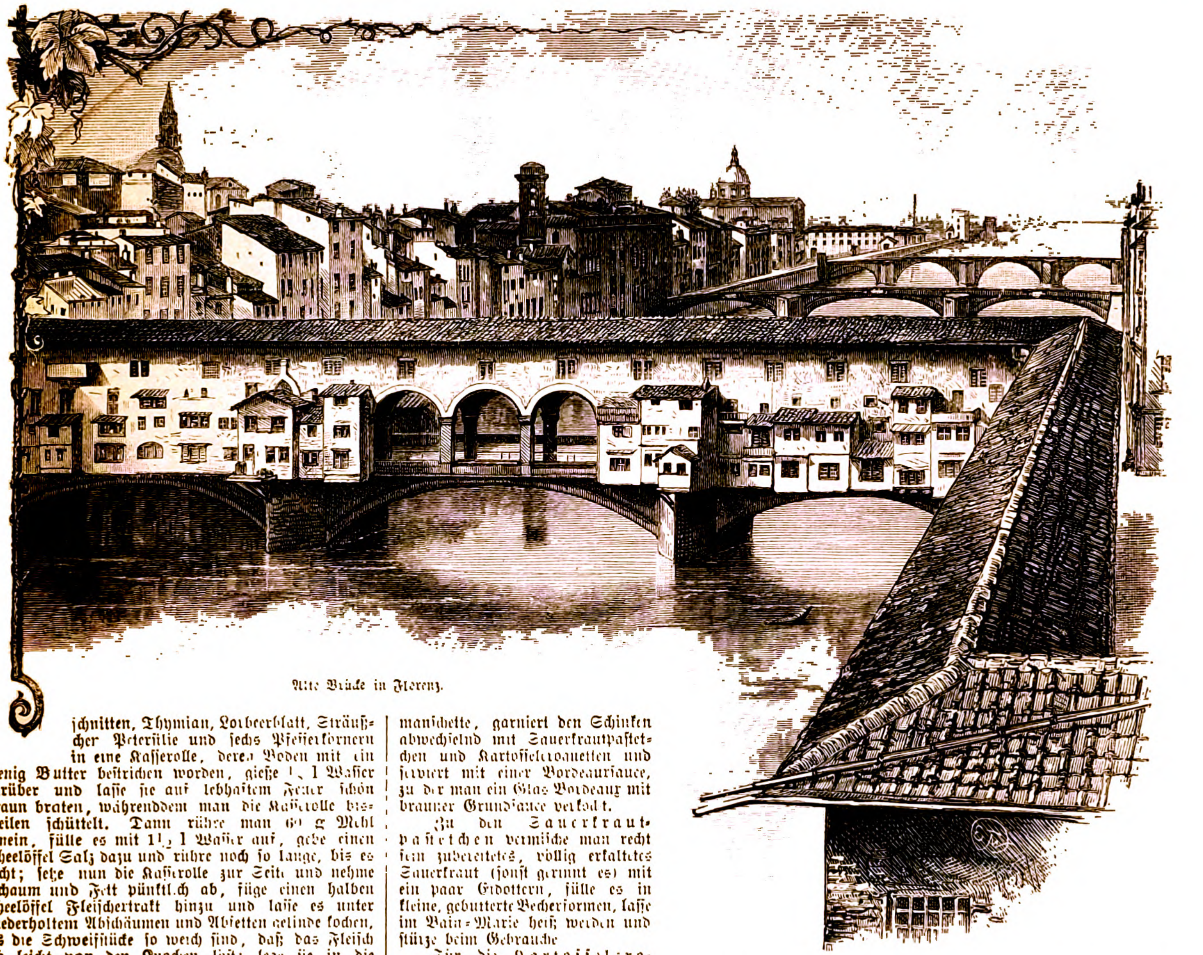


Fig. 4. Klammerring zum Aufhängen von Zuggardinen.

Fig. 5.

Engliſche Rinderſchweifſuppe (Ox-Tail-Soup). Man waſche den Rinderſchweif, ſchneide ihn gliedweiſe durch und thue die Stücke nebſt einer halben Möhre, halben Sellerie, halben Porree und anderthalb Zwiebeln, alles in Stücke ge-



Alte Brücke in Florenz.

ſchnitten, Thymian, Lorbeerblatt, Sträußchen Peterſilie und ſechs Pfefferkörnern in eine Kaſſerolle, deren Boden mit ein wenig Butter beſtrichen worden, gieße $\frac{1}{2}$ l Waſſer darüber und laſſe ſie auf lebhaftem Feuer ſchön braun braten, währenddem man die Kaſſerolle bisweilen ſchüttelt. Dann rühre man 60 g Mehl hinein, fülle es mit $1\frac{1}{2}$ l Waſſer auf, gebe einen Theelöffel Salz dazu und rühre noch ſo lange, bis es kocht; ſetze nun die Kaſſerolle zur Seite und nehme Schaum und Fett pünktlich ab, füge einen halben Theelöffel Fleiſchextrakt hinzu und laſſe es unter wiederholtem Abſchäumen und Abfetten gelinde kochen, bis die Schweifſtücke ſo weich ſind, daß das Fleiſch ſich leicht von den Knochen löſt; lege ſie in die Suppenterrine, gieße die ſorgfältig abgefettete Brühe, welche man eine Viertelſtunde vor dem Anrichten mit einem Glas Madeira und etwas Cayennepfeffer gewürzt hat, durch ein Sieb darüber und gebe in Butter geröſtete Weißbrotſchnitten hinein.

Kabeljau als Delphin. Man ſchuppe einen recht ſchönen Kabeljau, nehme ihn durch die Kiemen aus und binde den Schweif in die Höhe, indem man ein Spießchen (Atelet) durch die Augenhöhlen ſticht, einen Bindfaden durch den Schweif zieht und die beiden Enden dieſes Bindfadens an die beiden Enden des Spießchens bindet, wodurch der Fiſch das Anſehen eines *ſchwimmenden Delphins* erhält; lege ihn nun mit dem Bauch auf das Sieb der Fiſchkaſſerolle und überbinde ihn, um ihn in dieſer Stellung zu erhalten, mit weißleinenen Bändchen, übergieße ihn mit kochendem Salzwaſſer und koche ihn darin ſehr langſam. Dann wird er losgebunden, auf dem Bauche ruhend über eine Serviette angerichtet, mit recht rund geſchälten, gleich großen Salzkartoffeln umlegt, die ihm zugleich Halt geben, und mit einer holländiſchen Eſſigſauce ſerviert. Iſt der Kabeljau ganz friſch, ſo muß er eine Stunde vor dem Kochen etwas geſalzen werden. Auch iſt es gut, den Kopf mit Bindfaden zu überbinden, damit er ganz bleibe. Spießchen und Bindfaden werden nach dem Kochen natürlich weggenommen.

Holländiſche Eſſigſauce. Man verrühre in einer kleinen, ins Bain-Marie geſtellten Kaſſerolle ſechs Eidotter, ein halbes Glas Eſſig, Salz, grob geſtoßenen weißen Pfeffer, Cayennepfeffer, Muskatnuß und eigroß Butter, bis es ſich verdickt; gebe nun unter beſtändigem Rühren nach und nach $\frac{1}{2}$ k ſehr friſche, feine Butter dazu und treibe es durch ein Haarſieb.

Warmer Schinken auf weſtfäliſche Art. Man lege einen ſchönen, nicht zu großen geräucherten Schinken 21 Stunden in kaltes Waſſer, waſche ihn hierauf mit heißem Kleienwaſſer rein ab, bringe ihn mit reichlich kaltem Waſſer zu Feuer und ſtelle ihn, ſowie er zu kochen beginnen will, gleich an die Seite, denn er darf durchaus nicht kochen, ſondern nur ziehen, bis er weich iſt, welches man erkennt, wenn eine hineingeſteckte Gabel leicht herausgeht. Dann nimmt man vorn einen Teil der Schwarte ab, ſchneidet die übriggebliebene am Rande in große, ſpitzige Zacken und ſteckt einen ſilbernen Griff an das Bein oder in deſſen Ermangelung eine zierliche Papiermanſchette, garniert den Schinken abwechſelnd mit Sauerkrautpaſtetchen und Kartoffelcroquetten und ſerviert mit einer Bordeauxſauce, zu der man ein Glas Bordeaux mit brauner Grundſauce verkocht.

Zu den **Sauerkrautpaſtetchen** vermiſche man recht fein zubereitetes, völlig erkaltetes Sauerkraut (ſonſt gerinnt es) mit ein paar Eidottern, fülle es in kleine, gebutterte Becherformen, laſſe im Bain-Marie heiß werden und ſtürze beim Gebrauche.

Für die **Kartoffelcroquetten** zerdrücke man 1 l geſchälte, in Salzwaſſer abgekochte und recht rein abgegoſſene Kartoffeln, füge 30 g Butter, Muskatnuß und zwei Eidotter hinzu, ſtreiche ſie durch ein Sieb und laſſe ſie erkalten; forme kleine Croquetten daraus, paniere ſie mit Ei und Weißbrot und backe ſie, kurz vor dem Anrichten, in Backfett ſchwimmend.

Gansleberauflauf. Man lege eine große, ſchöne, friſche Straßburger Gansleber ein paar Stunden in ſüße Milch (Waſſer darf ſie nicht berühren), trockne ſie dann wohl ab und dämpfe ſie mit ein paar Citronenſcheiben in ſehr friſcher Butter ganz langſam; hacke ſie, wenn erkaltet, ſtoße ſie im Mörſer, laſſe ſie mit Bechamelſauce heiß werden und gebe ſie durch ein Sieb. Es muß eine ziemlich dicke Püree ſein und wird nun mit 90 g ſehr friſcher Butter, ſechs Eidottern und dem Schnee von ſechs Eiweiß vermiſcht, in die Form gegeben und im Ofen (Röhre) etwa eine halbe Stunde lang gebacken.

Renntierbraten. Man lege einen ſchön geſpickten Renntierrücken in eine nicht zu kleine Bratkaſſerolle und gebe $\frac{1}{4}$ k heiße Butter darüber, decke ein Papier darauf und begieße ihn ſehr fleißig, brate ihn ſo zwei bis drei Stunden lang und füge eine Stunde vor dem Anrichten eine Taſſe ſauren Rahm hinzu. Beim Anrichten beſteckt man den Braten mit an Silberſpießchen (Atelets) befeſtigten Peterſilienſträußchen und ſerviert die Sauce in einer Sauciere dazu, ſowie eingemachte Preißelbeeren und Salat von Brunnenkreſſe, welche man mit kleinen feinen Aepfelſcheibchen vermiſcht und mit Citronenſaft, Provenceröl, Zucker und ein wenig Salz angemengt hat.

Das ſehr gute und beſonders kräftige Renntierwild, welches man jetzt, hier am Rhein wenigſtens, in allen guten Delikateſſenhandlungen zu kaufen bekommt, iſt, wie es ſcheint, noch wenig bekannt, aber ſehr zu empfehlen.

Ingwerpudding. Man rühre 180 g Butter mit 180 g Mehl auf gelindem Feuer und gieße nach und nach unter beſtändigem Rühren $\frac{1}{4}$ l kochende Milch daran, nehme die Maſſe, wenn ſie dick geworden, vom Feuer und laſſe ſie etwas erkalten. Gebe dann ſechs Eidotter, 60 g Zucker und $\frac{1}{4}$ k fein geſchnittenen, eingemachten Ingwer dazu, ſchlage das Weiße der Eier zu ſteifem Schnee, miſche ihn leicht unter die Maſſe, fülle ſie in die Form, koche ſie anderthalb Stunden und ſerviere mit einer Vanilleſauce.

Zu dieſer laſſe man $\frac{1}{2}$ l Milch mit 125 g Zucker und einer halben Stange Vanille aufkochen und ſtelle es zugedeckt beiſeite; verrühre dann einen halben Eßlöffel feines Mehl mit etwas kalter Milch und ſchlage vier Eidotter dazu, verrühre auch dieſe, gieße nach und nach die Vanillemilch hinein und rühre die Sauce auf gelindem Feuer, bis ſie aufkochen will.

Makronentorte. Man verknete am Abend vor dem Backen 250 g Mehl, 125 g Butter, 125 g Zucker und ein Ei zu einem Teig und ſtelle ihn kalt; rolle ihn andern Tags aus und belege die gut gebutterte Tortenform damit. Reibe nun 625 g ſüße und zwölf Stück bittere, abgezogene Mandeln und rühre 625 g fein geſtoßenen Zucker, Saft und Schale von anderthalb Citronen und neun Eiweiß eine halbe Stunde und gebe dann die Mandeln dazu, gieße das Ganze in die Form, backe die Torte bei Mittelhitze goldbraun und verziere ſie nach dem Erkalten mit eingemachten Früchten.

Die alte Brücke in Florenz.

Unter den vielen Brücken, welche in Florenz die beiden Ufer des Arno verbinden, macht den bedeutendſten Eindruck ohne Zweifel die „Ponte vecchio“ die alte Brücke, welche ſchon zu den Zeiten der Römer exiſtiert haben ſoll. Dieſe Brücke bildet eine Straße, beſetzt mit ſteinernen Häuſern, die vielerlei Läden und Werkſtätten, namentlich ſolche von Goldarbeitern, in ſich bergen und nur in der Mitte einen Ausblick auf den Fluß geſtattet; in drei langgeſtreckten Bogen überſpannt ſie die gelblichen Fluten des Arnofluſſes und gewährt einen eigenartigen maleriſchen Anblick. Erwähnenswert bei dieſer alten Brücke iſt auch noch, daß jener merkwürdige ſteinerne Gang, der die Uffizien, wo die berühmten Kunſtſammlungen ſich befinden, mit dem Palaſt Pitti verbindet, über dieſe Brücke läuft und ſozuſagen das obere Stockwerk der einen Häuſerreihe bildet. Nach mehrfacher Zerſtörung ward die „Ponte vecchio“ im Jahre 1362 in der Form erbaut, wie ſie ſich jetzt befindet.

Graphologiſche Antworten.

Evastochter (Frau H. B.). Des Gefühles nicht entbehrend, aber der Milde und Weichheit! Das Urteil iſt nicht immer objektiv, aber Sie ſind außerordentlich offen, ja unklug treuherzig, obwohl Sie ſchon Erfahrungen gemacht haben, die zur Vorſicht mahnen. Etwas Selbſtſucht.

H. D. B. Gerade in Ihrer Schrift iſt Neugierde nicht ausgedrückt. Sie ſind gewandt, höflich, liebenswürdig, aber Sie können recht heftig werden. Die Stimmung iſt wechſelnd, manchmal ehrgeizig aufſtrebend, dann mutlos und ängſtlich — das Wollen iſt beſtimmt, aber gerne umgehen Sie die Verantwortlichkeit.

M. F. in **R.** Kaufmannsſchrift, lebhaft, bewegt, manchmal unverträglich, aber nach außen glatt, höflich — nicht ſtreng geordnet, und nicht immer gewiſſenhaft — klug im Schweigen — den Vorteil berechnend. Erwerbſinn und Geldliebe.

H. Abonnent. Viel Heiterkeit und viel Phantaſie, auch Lebhaftigkeit und dabei doch auch Stunden der Entmutigung und innerer Traurigkeit. Sie haben eine verſtändige Lebensauffaſſung und ſind gleichmäßig fleißig; den Genuß materieller Freuden wiſſen Sie zu ſchätzen und das liebe „Ich“ kommt nicht zu kurz, es wird auch gebührend bewundert. Sie ſind umſtändlich 2c. 2c.

Drei Schweſtern Abonnentinnen ohne nähere Bezeichnung können nicht beurteilt werden — denn es dürfte noch viele ſolche geben, und daher könnten auch Verwechslungen entſtehen. Ortsangabe fehlt und das Datum iſt unleſerlich — wir bitten recht ſehr um genaue Bezeichnung — womöglich volle Adreſſe.

E. in **L.** Ein Verehrer abſtrakter Wiſſenſchaften — haben Sie nicht vielleicht Freude am Schriftſtellern? Sie ſind gebildet und haben ein feines Empfinden, ein warmes, wohlmeinendes, teilnehmendes Herz, geiſtige Grazie, Gedankenverbindung, eine ſchöne Offenheit und ernſte Auffaſſung; aber Sie ſind auch ein ſtreitbarer Geiſt, wenn es ſein muß, obſchon nie hart —, eher ſpöttiſch, 2c. Michons Syſtème iſt das beſte Buch.

M. M. aus Coburg. Ariſtokratiſcher Stolz — Lebhaftigkeit, Erregbarkeit und Begeiſterung; nicht immer wahr und nicht energiſch, aber dafür etwas umſtändlich, breit im Erzählen und von brillanter Defenſive.

Dur und Moll. Praktiſche Anlagen fehlen ganz, dafür haben Sie einen ſelbſtändig ſchöpferiſchen Geiſt, Energie, Zähigkeit, aber auch Jähzorn und Kampf zwiſchen Kopf und Herz. Sie ſind ſparſam und entbehren der Weichheit, der Liebenswürdigkeit. Bitte um Antwort an L. Meyer, Graphol., Ragaz, Schweiz.

Chr. Ph. Logia in **Weſtpreußen.** Verſtandesperſon, praktiſch, Erwerbsſinn und Geldliebe beſitzend. Klarer Blick, auch für Einzelheiten gut — Selbſtzufriedenheit, Energie, Gewandtheit und Freude am Dominieren, ohne bis zur Tyrannei zu gehen. Thätig, fleißig, aufrichtig, aber nicht immer ſehr taktvoll und zartfühlend.

Alter Abonnent, Königſee, Schwarzburger. Ernſte Lebensauffaſſung, gewiſſenhaft, wahr, treu, aber ſchwer aus ſich heraustretend, kein Allerweltsfreund, ja manchmal recht ſcharf. Klares Urteil, große Begabung und Bewußtſein des eigenen Wertes — ernſte „ſchwere“ Stimmung.

Schwarzburgerin. Unbedeutend, unfertig, einfach, natürlich, fleißig, eher kühl, aber doch wärmer, als ſie ſcheint.

Paul. Nun, Ihre Vorzüge kennen Sie ſelbſt, denn Sie ſind eitel. Sie lieben auch Klarheit in allen Dingen — aber freilich — Sie bleiben an Details hängen und vergeſſen darüber die Hauptſache. Iſt das am Ende auch die Anſicht Ihrer „Schwiegermutter“ und können Sie darum deren Kompetenz nicht anerkennen?

Fröhlich Glückauf. Ein feſter, ſtolzer Charakter, frei von Kleinlichkeit und Pedanterie; ein gewandtes Auftreten und Savoir-faire — bedeutende Intelligenz und auch Eigenartigkeit. Der Verſtand dominiert aber, Sie ſchließen ſich nicht leicht an und urteilen ſcharf über ſich und andere. Wo es Ernſt gilt, ſind Sie aufopfernd.

Eine eifrige Leſerin Wiens. (Die einzige?) Viel Zartgefühl und viel Erregbarkeit, weil allen Einflüſſen offen. Mut und Arbeitsluſt kommen Ihnen oft erſt, wenn Sie ſich wirklich an eine Pflichterfüllung herangemacht — was ſchwer genug gehen kann. Sie ſind liebenswürdig, freundlich, aber eitel und gerne bemerkt, und was Sie thun, geſchieht ſtoßweiſe.

G. W., Hoboken, N.-A. Ein feiner Geiſt, aber ein begrenzter Horizont, gute Gedankenverbindung und Formenſinn, Egoismus und Kampfesmut. Material ungenügend.

Nicht müde werden. Viel Kopf, viel Herz und beides leicht in Konflikt; Sie verbinden mit Energie und Eigenwillen ein warmes Gemüt und haben ein ernſtes Streben, ſtehen auch unter dem Drucke oder dem Bewußtſein ernſter Pflichten und ſind dennoch heiter und haben Sinn für Humor.

Paul D. in **Leipzig.** Geſchäftsgewandt, überhaupt klug, wenn auch wohl kein Kaufmann. Ein mehr feiner, als großartiger Charakter — zähe im Wollen, aber Kleinigkeiten einen großen Wert beilegend — knapp in der Gedankenäußerung.

Paul K. in **Livland.** „Noblesse oblige“ könnte Ihr Loſungswort ſein, und doch lieben Sie Geld und Beſitz ſo ſehr — Sie ſind ſehr gut, aber Ihre Liebenswürdigkeit richtet ſich nach der Rangſtufe — auch ſind Sie etwas mißtrauiſch, indeſſen haben Sie Gerechtigkeitsgefühl und ein gutes Urteil 2c. 2c.

M. A. in **Teſchen.** Unbedeutend, unbehülflich, ſpitzig, ſcharf, und doch ſo warm empfinden können, dabei fleißig und gewiſſenhaft, aber nichts Liebenswürdiges, Weiches.

K. Th. Sch. Abonnent aus Leipzig. Ehrgeizig, und doch manchmal mutlos, ängſtlich — auch oft unentſchloſſen und gerne die Verantwortlichkeit umgehend. Geiſtig eitel und anſpruchsvoll, auch hie und da allzu anſpruchsvoll, beſtrebt bemerkt zu werden, im Genuſſe ſtoßweiſe vorgehend.

Xenokrates. Gewiß, charakterloſe, glatte, ſchöne Schriften bedeuten Unbedeutendheit. Ihre Schrift beſagt: Keine harmoniſche Abgeklärtheit, keine ruhige Ueberlegung, ſondern Nervenreiz und Erregbarkeit — dabei ſind Sie nicht ſehr verträglich und manchmal ſehr abweiſend, zurückhaltend. Sie haben Geldliebe und ſind ſparſam — ſpöttiſch, ja kauſtiſch und ziemlich materiell. Sind Sie zufrieden? Erſchöpfend kann ich im Blatt eben nie ſein — dazu bedarf es des Privaturteils unter Privatadreſſe.

Edelweiß. (Obſchon viele ſich dieſe Chiffre zulegen, unterlaſſen ſie doch öfter die nähere Bezeichnung, weshalb es vom Zufall abhängt, ob: „Die Blume, die ich meine“ ihr Urteil erkennt.) Gerne umgehen Sie die Verantwortlichkeit und dabei haben Sie Gewandtheit, Savoir-faire und viel richtigen Inſtinkt. Etwas ſpitzig und eigenſinnig, aber nicht energiſch und nie hart — etwas eitel, nach Zierlichkeit ſtrebend und nicht ohne Selbſtbewußtſein, auch rechthaberiſch — ſtrebſam, aber nicht ehrgeizig und daher auf halbem Wege ſtehen bleibend. Kein ſtarker, in ſich abgeſchloſſener Charakter und daher Unwahrheit aus Schwäche.

S. in **Cottbus.** Ein gewandter Kaufmann mit praktiſchen Anlagen — lebhaft, aber ſich nicht durch das Temperament hinreißen laſſend und nicht leidenſchaftlich, aber hie und da etwas vorſchnell im Urteil, während ſich andererſeits doch auch eine gewiſſe Vorſicht und Klugheit zeigt. Phantaſie und Wohlmeinenheit.

K. J. in Weißenburg. Scharfes, logiſches Denkvermögen, Schönheitsſinn, Intelligenz und geiſtige Grazie, aber es fehlt Energie und Charakterfeſtigkeit. Daher erlahmt auch die Kraft, bevor Sie am Ziele angelangt. Das Gemüt iſt warm, liebevoll, teilnehmend, die Stimmung wechſelnd, die Lebensauffaſſung verſtändig, den Genuß nicht verachtend. Litterariſche Intereſſen.

H. R. in **G. Schrift eines jungen Engländers.** Ein liebenswürdiger junger Mann, aber nicht frei von Berechnung — er liebt Klarheit in allem, hat ein gutes Herz und einen hellen, kühlen Verſtand, und eine ſehr richtige, keineswegs überſpannte Lebensauffaſſung. Er iſt fleißig und hat Charakterfeſtigkeit ohne alle Härte.

M. H. in **B.-Old.** Eitel in ganz beſtimmter Richtung, erregbar — aber mit vielen weichen Regungen; ſehr wahr, ſparſam, aber nicht ohne Nobleſſe. Sinn für Humor — hie und da vorſchnell im Urteil. Geiſtige Diſtinktion.

G. K. in **Hamburg.** Obwohl heiter, kennen doch auch Sie ernſte trübe Stunden, Sie ſind von reiner Geſinnung, losgelöſt von Genußſucht und Materialismus, haben geiſtige Intereſſen neben praktiſchen Fähigkeiten und viel Zartgefühl — Sie haben ſchon Ernſtes erlebt und ſtürzen ſich nicht leichtfertig in weitführende Unternehmungen — Sie ſind freundſchaftlich und wohlmeinend, aber doch nicht frei von Egoismus für ſich und die Ihrigen — Sie ſprechen gern und ſind etwas neugierig.

Willi in **Hamburg.** Fleißig, thätig, gewandt, aber auch gerne bemerkt ſein wollen, und dabei geſchickt in Geſchäften und doch nicht ganz zufrieden in Ihren jetzigen Verhältniſſen. Sie lieben den Genuß und ſind in allem etwas umſtändlich, aber nicht ausdauernd und energiſch.

S. v. F. in Kaſchau. Einfaches, natürliches Weſen, das nichts weiß von Vorſpiegelung falſcher Thatſachen. Was Sie thun, geſchieht ſtoßweiſe. Das gilt auch für die Körperbewegung, die Sie einerſeits ebenſo eifrig ausüben, als andererſeits vernachläſſigen. Gewandt, lebhaft, aber nicht gründlich — unruhig, aufopferungsfähig, aber bedingter Weiſe. Logiſcher Verſtand, Intelligenz, keine Selbſtbeherrſchung.

K. Sch. in **Budapeſt.** Mehr Verſtand als Herz, mehr Zart- als Kraftgefühl — aber nicht immer ſehr verträglich. Ein feiner Geiſt, ein ſcharfer Blick, ein logiſcher Verſtand, Klugheit im Schweigen, Knappheit in der Ausdrucksweiſe, Fähigkeit ſeiner Anſicht Beachtung zu verſchaffen. Sind Sie Advokat? Antwort per Poſtkarte an L. Meyer, Graphol., Ragaz, Schweiz, ſehr erwünſcht.

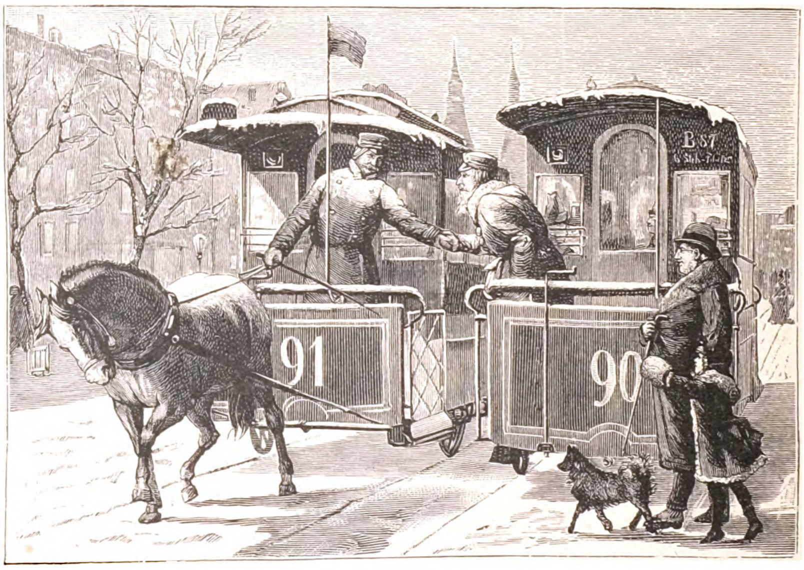
H. G. A. in **H.** Sehr bemüht, Begonnenes gut zu Ende zu führen und doch veränderlich. Geiſtige Intereſſen, litterariſche Kenntniſſe, auch Originalität. Manchmal traurige Stimmungen, eigentlich aber heiter. Gedankenverbindung und Aſſimilationsfähigkeit.

M. H. in **Ratibor.** Empfindlich und oft recht ſcharf, obwohl auch Wohlmeinenheit vorhanden. Sie ſind gewandt und ſchnell begeiſtert, aber nicht für lange und es fehlt an raſcher Entſchloſſenheit und Mut zu weittragenden Unternehmungen. Recht ſparſam, aber nicht geizig.

Quälgeiſt. Hält ſehr viel auf Eleganz und Vornehmheit, iſt gewohnt zu dominieren, iſt aber liebenswürdig dabei und immer zartfühlend. Sie wollen ſparen, überſchreiten aber immer wieder Ihr Budget, ohne genußſüchtig zu ſein; Sie lieben Repräſentanz. Etwas Widerſpruch, vielſeitige Anlagen.

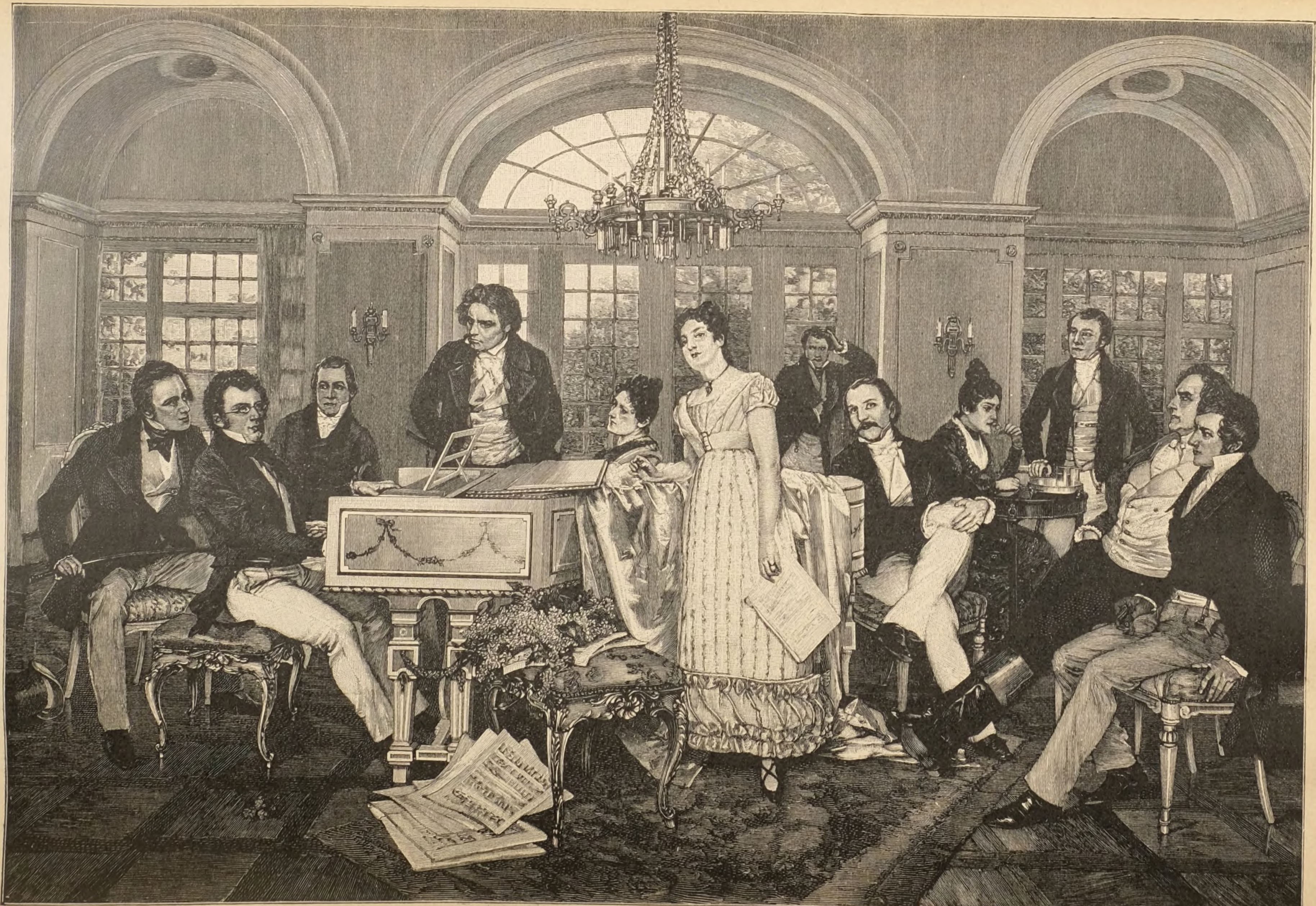
⁂

Des großen Andranges wegen müſſen unſere Urteile im Blatte ſehr kurz gehalten ſein. Dagegen iſt unſer Grapholog (L. Meyer, Grapholog, Ragaz, Schweiz) bereit, direkt per Poſt ausführliche Charakterbilder auszuarbeiten. Honorar 3 Mark.



Proſit Neujahr!

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

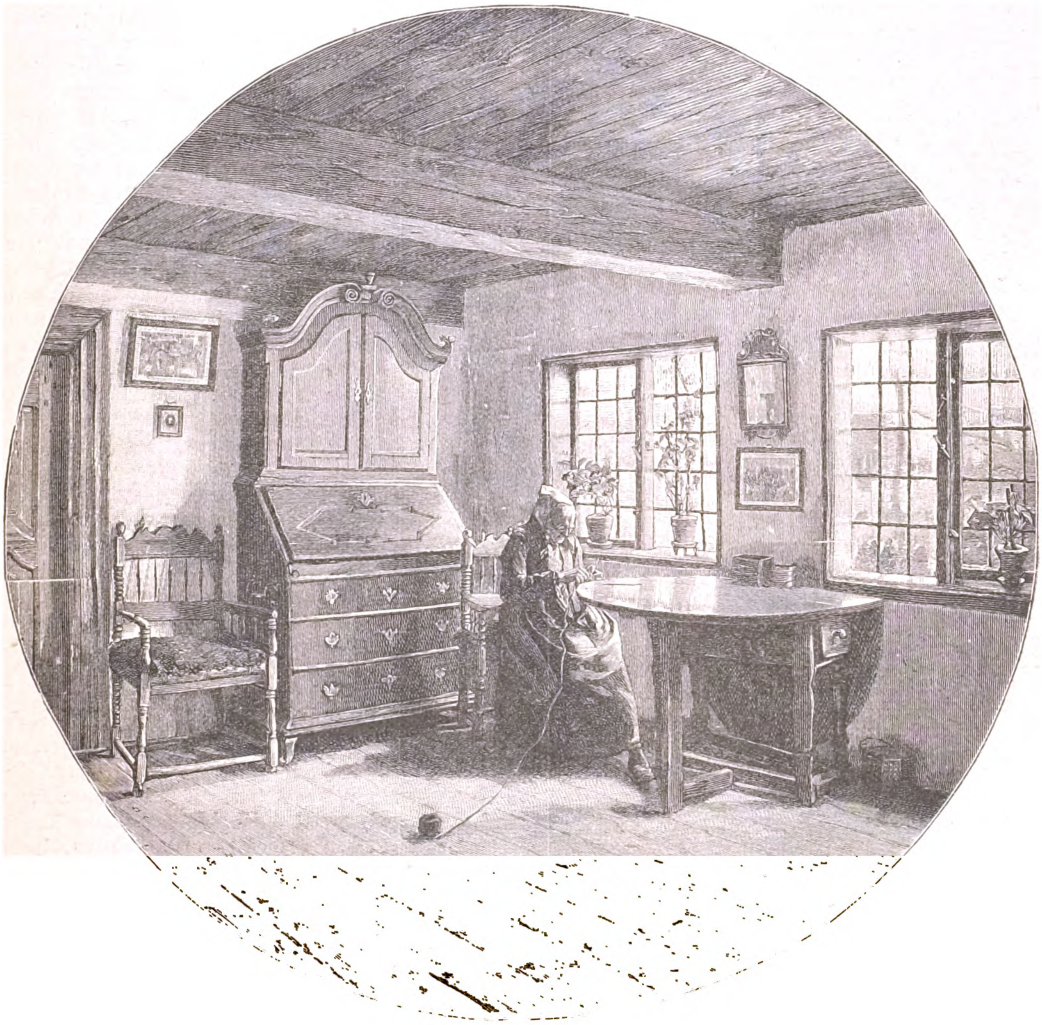


Photographie-Verlag von V. A. Heck in Wien.

Eine Schubertiade bei Ritter von Spaun. Gemälde von H. Temple.

Vom Fels zum Meer.

Winterſonne.

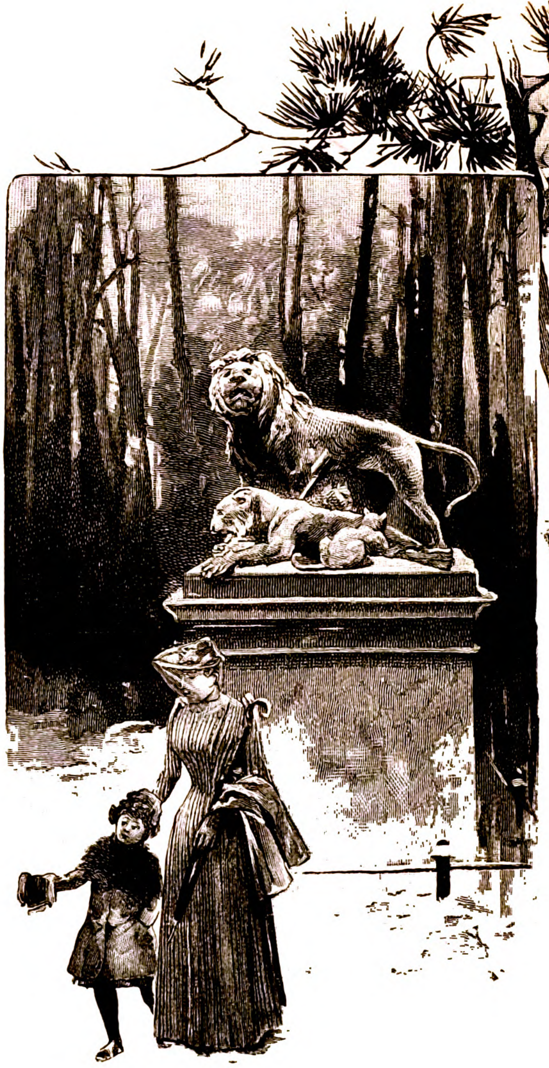


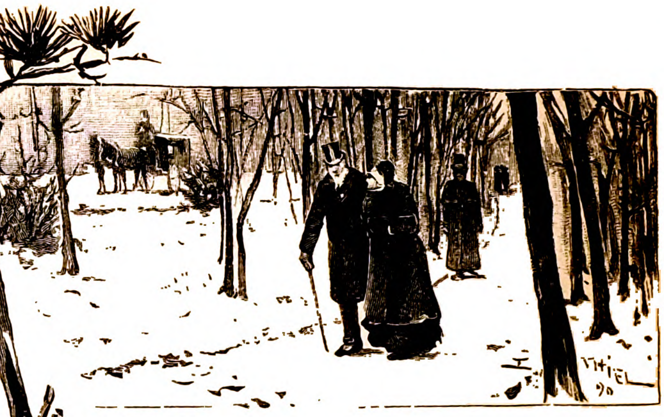
Noch liegen ſchlummernd Flur und Hain.
Und Schnee bedeckt die Heide.
Darüber wirft der Sonnenſchein
Ein blitzendes Geſchmeide;
Iſt auch zu ſchwach der gold'ne Strahl.
Des Winters Bann zu brechen.
Doch fliegt er über Berg und Thal
Schon wie ein Lenzverſprechen.

Großmütterlein am Fenſter ſitzt.
Gebeugt vom Druck der Jahre,
Wie draußen auf der Heide blitzt
Der Schnee in ihrem Haare;
Und wie ſo traulich hier im Raum
Des Lichtes Geiſter walten,
Da zieht ein goldner Frühlingstraum
Auch durch das Herz der Alten.

Und aus dem Traum weckt ſie ein Ton
Von hellen Kinderſtimmen,
Die Enkel ſind's, die jauchzend ſchon
Empor die Treppe klimmen;
Sie ſtürmen ins Gemach herein,
Die jungen Herzen pochen —
Nun freue dich, Großmütterlein,
Dein Lenz iſt angebrochen!

C. H.





Der
Berliner Tiergarten im Winter.

Von

Dr. Max Lortzing.

Wenn Reif und Froſt den bunten Herbſtſchmuck des Laubes von den Baumrieſen des Berliner Tiergartens heruntergeſchüttelt haben und der Winterſchnee die hohen Stämme an der Wetterſeite bedeckt, ſich an den Knollen und um die Aſtlöcher beſonders ſtark anhäufend, wenn er die langen und verſchlungenen kahlen Zweige in ſeine weiche Laſt hüllt und das Immergrün der Fichten, Tannen und Föhren mit dem ſchönen Gegenſatz ſeines Flockenſilbers ſchmückt, wenn der Waldboden zwiſchen den Bäumen hindurch überall weiß ſchimmert und die Gänge und Alleen, ſo weit der Blick reicht, eine eintönige Bahn bilden, dann herrſcht feierliche Stille in den ſonſt ſo belebten Anlagen, und der einſame Wanderer, der die von der Heerſtraße abgelegenen Tiefen des weit ausgedehnten Parkes durchſtreift, vernimmt nichts von dem Gewühle und dem Getöſe der nahen Hauptſtadt. Er fühlt ſich dem Treiben der Menſchen entrückt und kann ſich mit Leichtigkeit in den Gedanken hineinleben, daß er in der ſchweigenden Einſamkeit eines wirklichen Waldes weile, allein mit der Natur und ihrem geheimnisvollen Weben. Verſchwunden ſind die Korſos mit ihren eleganten Equipagen und feurigen Raſſepferden, die Kavalkaden mit ihren ſtolzen Kavalieren und ihren vornehmen Damen im zierlichen Reitanzuge, und nur ſelten begegnet man einem Spaziergänger. Das die freie Himmelsluft ſo ſehr liebende Berlin bleibt daheim in ſeiner warmen Stube und pilgert nicht mehr wie noch vor wenig Wochen mit Kind und Kegel, mit Korb und Kober hinaus, der alte Invalide am „kleinen Stern“ ſpielt nicht mehr auf ſeiner Drehorgel, der ſchon verſchiedene Töne abhanden gekommen ſind, ſein ewiges „Leiſe, leiſe, fromme Weiſe“, und der gottesfürchtige Leiermann, der vorn am Rande des Parkes ſein „Ach bleib’ mit deiner Gnade“ an Sonn- und Feiertagen ertönen ließ, hat ſeinen Kaſten eingepackt und ſein Winterquartier bezogen. Auch jene alten Frauen haben Ferien, welche vom Morgen bis zum Abend ihre Stühle in den Gängen aufſtellten, auf denen ſich die Wegmüden gegen Zahlung von fünf Pfennig ausruhen durften. Der verliebte junge Berliner, ein nie fehlender Typus des ſommerlichen Lebens, der auf möglichſt abgelegener Bank mit ſeinem „Verhältnis“ ſchmachtete, nährt jetzt die Flamme ſeines Herzens an anderer Stätte; der Soldat, der, wenn es die des jetzt ſo ſtrengen Dienſtes ewig gleich geſtellte Uhr erlaubte, mit ſeinem Mädchen ſchäkerte, die ſelig lächelnd den Kinderwagen hinter ſich herzog, die „Stütze der Hausfrau“, welche die Kleinen ſpazieren führte, die blaſſen Rückenmärker im Rollſtuhl — ſie alle ſind fort, wie mit einem Zauberſchlage verſetzt. Leer ſind die zahlreichen Kinderſpielplätze, auf denen ſich noch vor kurzem ſo reges Leben tummelte, Berge und Burgen, Schanzen und Gräben aus Sand entſtanden und verſchwanden, geſchloſſen die Milchbuden, die erfriſchenden Trank verſchänkten. Die Dächer der ſchmucken Förſterwohnung und ihrer Gehöfte tragen eine dicke Schneekruſte, und Eiszapfen hängen wie Franſen von ihren unteren Rändern nieder. Die Reihen der Leute, welche von hier aus die mannigfachen Arbeiten in den Anlagen beſorgten, dort das abgeſtorbene Unterholz beſeitigten und hier junges pflanzten, haben ſich gelichtet, und die wenigen noch angeſtellten ſäubern die Wege und glätten die Pfade. Hin und wieder trifft man auf ein einſames Paar, welches luſtwandelnd die klare, kalte Winterluft genießt, während der galonnierte Bediente in reſpektvoller Entfernung hinterherſchreitet und die Kutſche in der Nähe hält, manchmal auf einzelne Reiter, die unter ſtrohbedecktem Pavillon ihren dampfenden Tieren kurze Raſt gönnen — im übrigen ſcheint allenthalben die Ruhe des Totenſchlafes der Natur dem ſonſt ſo munteren und geſtaltenreichen Getriebe gewichen zu ſein. Das fröhliche Konzert der gefiederten Sänger iſt verſtummt, und für die treugebliebenen Vögel, welche mit uns auch die kalten Tage unſerer Breiten teilen, ſorgen die mitleidigen Tierfreunde, vor allem der Verein Aegintha, der an geeigneten Stellen geſchützte Futterplätze für ſeine hungernden Pfleglinge errichtet hat.

Selbſt die ſteinerne Bevölkerung des Tiergartens ſcheint zu frieren, ſie umgibt ihre marmornen Unſterblichkeiten mit unſchönen Brettergehäuſen. Friedrich Wilhelm III. und

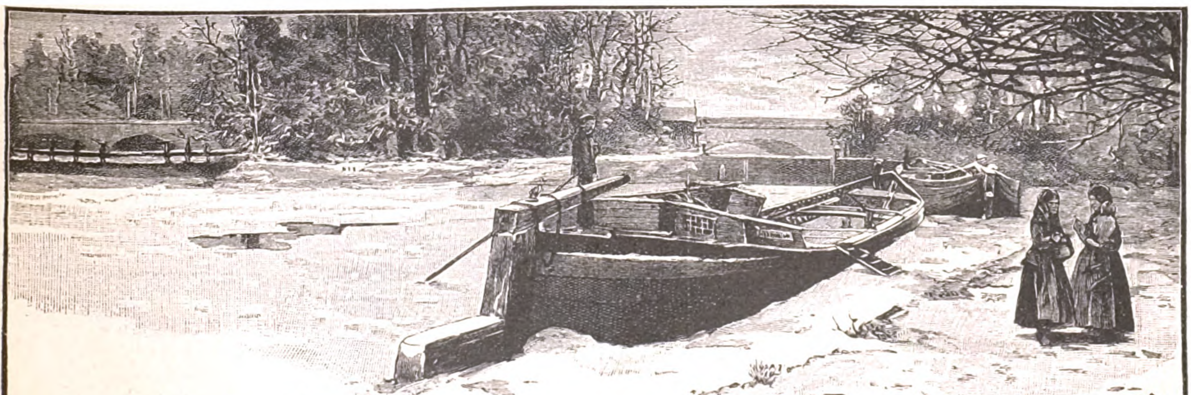
Königin Luiſe, Goethe und Leſſing entziehen ſich den Blicken der winterlichen Beobachter, nur die älteren Skulpturen, wie die berühmte Löwengruppe, bleiben während des ganzen Jahres frei von jedem Futteral. Doch nein! Diesmal zeigen ſich auch die neueren Standbilder in ihrer carrariſchen Herrlichkeit, die einen ſagen, um feſtzuſtellen, ob wirklich die ſcharfe Witterung der körnigen Mattdurchſichtigkeit ihres edlen Stoffes ſchade, die anderen meinen, es geſchehe aus Rückſicht gegen unſere Wintergäſte, welche aus der Ferne nach der Reichshauptſtadt kommen, damit auch ſie ſich des künſtleriſchen Genuſſes ungeſchmälert erfreuen können. Hoffen wir das Letztere, erſteres iſt ja längſt entſchieden, wie die Feldherrnſtatuen des Wilhelmsplatzes beweiſen, die man in Bronze hat gießen müſſen, da die alten marmornen zu unſcheinbar geworden waren.

Die Stille, welche ſich in den Monaten des Schnees und Froſtes über dem Tiergarten lagert, iſt indeſſen keine allgemeine, durchgängige, ſie wird örtlich und zeitlich unterbrochen, je nach den Launen des Wetters; der größere oder geringere Kältegrad und die Art der atmoſphäriſchen Niederſchläge üben ihre mehr oder minder belebenden Einflüſſe aus. Der Sommer verteilt ſeine Freuden und Genüſſe über die ganze Länge und Breite der grünenden und blühenden Anlagen, der Winter vereinzelt, beſchränkt ſie und verdichtet ſie, ſozuſagen, auf gewiſſe Plätze, auf die warmen Räumlichkeiten der Wirtshäuſer, auf die den bemittelteren Klaſſen zugängliche Schlittenbahn und auf den in ſeinen Zulaßbedingungen liberaleren Eislauf.

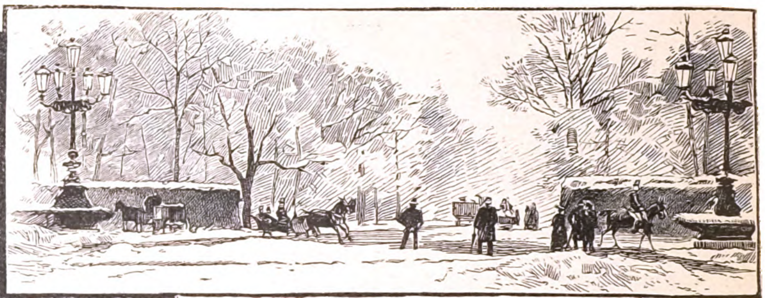
Die Berliner ſind im großen und ganzen ein genußfrohes Völkchen, das auch der heiteren Seite des menſchlichen Daſeins volle Rechnung trägt. Das zeigen die ſtets wohlgefüllten Kneipen und Biergärten, die in fortwährendem Wachſen begriffenen, dem Gambrinus geweihten Paläſte, deren ſteigendem Wettbewerb zwar ſchon längſt ein großer Krach vorausgeſagt iſt, der aber noch immer nicht eintreten will. Im Sommer ſind die zahlreichen Erholungsplätze des Tiergartens gedrängt voll, und man hat alsdann ſeine liebe Not, noch einen Sitz zu bekommen; beſonders in den ſpäten Nachmittags- und in den Abendſtunden, da labt ſich alles an der köſtlichen ozonreichen Luft, ſtillt den Durſt und nicht weniger den Appetit, denn der echte Berliner liebt nichts ſo ſehr, als ſich durch eine warme Reſtaurantmahlzeit zu erquicken, mit Weib und Kind, mit Freund und „Verhältnis“, wenigſtens am Sonntag, und um das zu ermöglichen, wird an den Wochentagen geſpart. Dann machen die Küchen der Gaſthäuſer vorzügliche Geſchäfte, namentlich die „Zelte“ des Tiergartens, die zwar ſchon aus der Zeit des Großen Friedrich ſtammen, ſich aber ſeitdem ſelbſtverſtändlich in ihrem Aeußeren zeitgemäß verſchönert und moderniſiert haben, ohne indeſſen das Gepräge der Einfachheit verloren zu haben.

Im Winter kehrt ſich hier das Beſuchsverhältnis geradezu um, der Menſchenſtrom beginnt um zwei Uhr des Nachmittags, vorausgeſetzt, daß das Wetter günſtig iſt, und wälzt ſich gegen ſieben Uhr wieder heimwärts. Die Speiſeküche hat wenig mehr zu thun, Kaffee und andere warme Getränke, in anerkannt vorzüglicher Güte, bilden die leibliche Hauptnahrung, und an ſchönen Tagen iſt jeder Platz beſetzt. In der Woche werden die Tiſche meiſt von älteren Damen als Stammgäſten eingenommen, die mit ihrem jüngeren Nachwuchs, der ſich indeſſen in beſcheidenen Grenzen halten muß, die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe ihres Familien- und Bekanntenkreiſes einer mehr oder minder milden Kritik unterwerfen. Gewöhnlich bringen ſie ihren Kuchen in vollgewichtigen Paketen ſelbſt mit, und für einen etwaigen Ueberbedarf ſorgen Knaben in kleidſamer weißer Konditorstracht mit reichbeſetzten Präſentierbrettern. Späterhin finden ſich die Ehemänner ein, um ihren Skat zu ſpielen oder auf den Billardtiſchen ihre Kunſt zu erproben. In einer genügſamen Ecke ſieht man auch wohl Couleurſtudenten ſtillvergnügt die Karten miſchen.

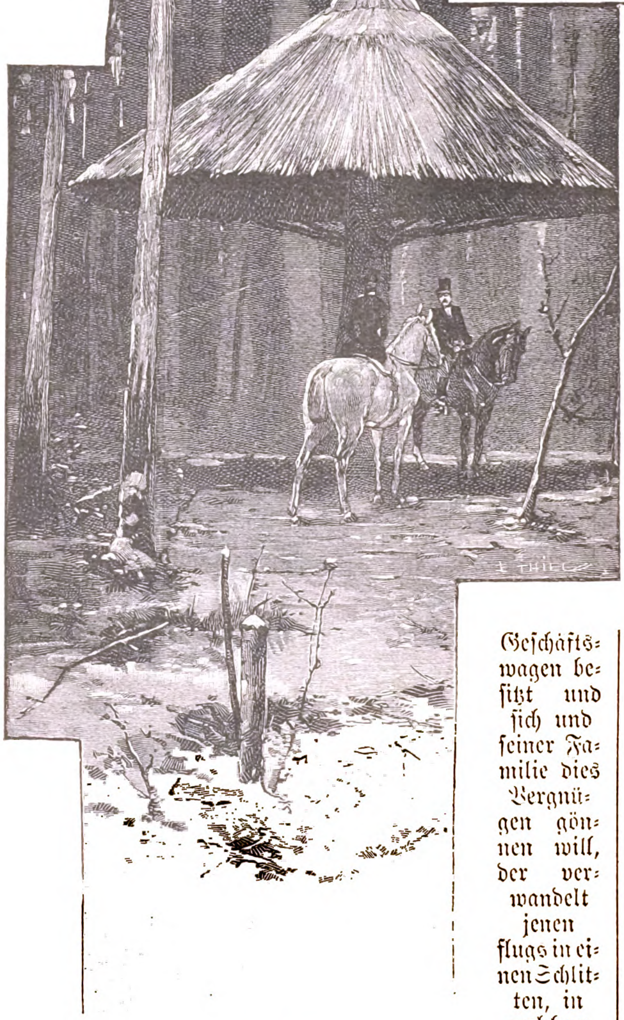
Von den Fenſtern der Zelte aus laſſen ſich gar prächtig die Schlittenpartien bewundern, welche an ihnen vorbeifliegen, oder doch, falls ſie ſich andere Bahnen wählen, wie die Siegesallee oder die Charlottenburger Chauſſee bis nach dem „großen Stern“, wenigſtens zum Schluß dort Einkehr halten, um den Menſchen äußerlich und innerlich zu wärmen. In den Straßen Berlins ſelbſt iſt es mit dieſer Winterfreude ſchlecht beſtellt, der Schnee muß ſchon ſehr dicht liegen und der Froſt ziemlich ſtark ſein, um dem leichten Gefährt mit dem hellen Schellengeläute die geeignete Fläche zu bieten. Die vielen Geleiſe der Pferdebahnen ſind auch hinderlich und das Beſtreuen ihrer Schienenwege mit Salz verwandelt den Schnee bald in eine bräunlich-ſchmutzige, bröckelige, feuchte Maſſe. So iſt es denn gekommen, daß der Tiergarten mit ſeinen breiten Alleen der Hauptſchauplatz für dieſen Winterſport geworden iſt. Bei ſchöner Bahn und klarem kaltem Wetter wimmelt es dann von Schlitten mit federbuſchgeſchmückten Pferden, die froh lächelnden Inſaſſen lehnen ſich, in warme Pelze gehüllt und unter eleganter Schneedecke geborgen, behaglich zurück, und von der Pritſche her knallt luſtig die Peitſche. Es jagen alsdann an dem beobachtenden Spaziergänger die verſchiedenartigſten Fahrzeuge vorüber, vom vornehmen Hofſchlitten bis zu dem auf einfacher Kufe ruhenden Droſchkenkörper; wer einen



Am Rande des Tiergartens.



Der große Stern.



Unter Dach.

Geſchäftswagen beſitzt und ſich und ſeiner Familie dies Vergnügen gönnen will, der verwandelt jenen flugs in einen Schlitten, in welchem dann gewöhnlich eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft Platz nimmt. Das Schlittenfahren hat eben ſeinen eigenen Reiz, es zaubert ein gewiſſes Verklärtſein auf die Geſichter und bewahrheitet Bayard Taylors Ausſpruch: „Jedwedes Glück malt Schönheit auf das Antlitz.“

Unſere Vorfahren freilich gaben dieſen winterlichen Freuden einen ſo maleriſchen äußeren Ausdruck, daß wir Heutigen weit hinter ihnen zurückbleiben. Es lebte vor 100 und 200 Jahren eine daſeinsfrohere, übermütigere Geſellſchaft, das ſehen wir an ihren phantaſtiſchen Barockſchlitten, die zum geſchichtlichen Inventar des königlichen Hauſes gehören und bis auf den Großen Kurfürſten zurückreichen. Der Kaſten des einen zeigt uns ein graues, dichtes Gewölk, aus dem Gott Amor mit Pfeil und Bogen hervorlacht, während die Kufen einen am Halſe verwundeten Lindwurm tragen. Ein anderer Schlitten hat die Geſtalt eines Löwen, auf deſſen Mähne ein Herkules thront, ein dritter, deſſen Kaſten rot lackiert iſt, ſtellt den goldenen Wappenadler und einen Knaben dar, der in den Händen das kurbrandenburgiſche Wappen und einen goldenen Stab hält, ein vierter erſcheint als Hirſch mit goldenem Geweih, und auch der Kriegsſchlitten, auf welchem der Große Kurfürſt die berühmte Fahrt über das Kuriſche Haff zurückgelegt hat, iſt noch vorhanden. Unſere jetzigen Schlitten, ſelbſt diejenigen des Hofes, machen im Vergleich mit jenen Prachtgefährten einen nüchternen Eindruck.

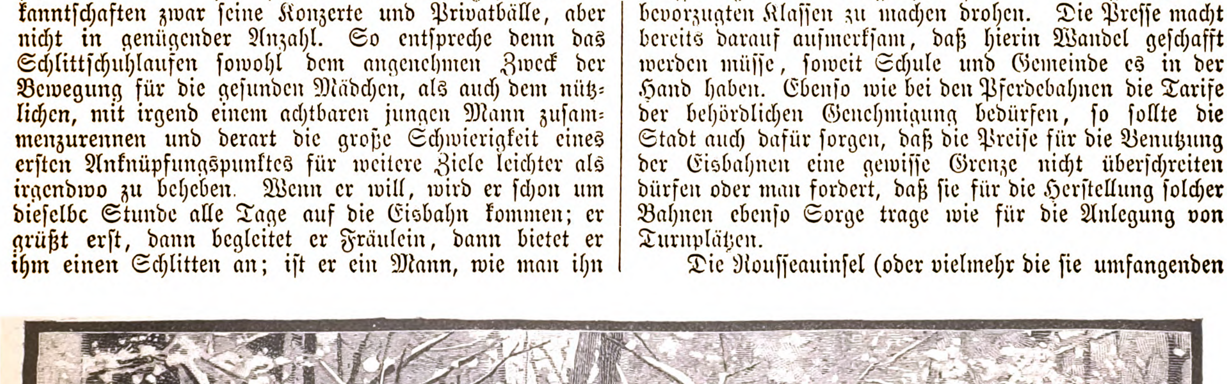
Das Schlitten- und Schlittſchuhfahren iſt es auch geweſen, welches die Veranlaſſung war, daß die Zelte ihre heutige Geſtalt erhielten, denn ſie waren das Ziel der alten Schlittenpartien, und der glatte Spiegel der Spree, auf dem man jetzt nur ſelten noch flinke Läufer und Läuferinnen erblickt, der aber hie und da einen eingefrorenen Kahn feſt umklammert hält, lieferte in früheren Zeiten die Eisbahn. Der Zirkel, ſo hieß damals der große Platz vor den Zelten, war, wie Nicolai erzählt, an Sommernachmittagen, namentlich des Sonntags gegen ſechs Uhr, unter der Regierung des Großen Friedrich der Sammelplatz der ſchönen Welt. Tauſende von Spaziergängern pflegten ſich dort zu Pferde und zu Wagen einzufinden; öfters ließen die Gouverneure von Berlin die Muſikcorps der Regimenter ſpielen, und dann verſchmähten ſelbſt die Mitglieder der königlichen Familie und Perſönlichkeiten erſten Ranges nicht, ſich unter den bunten Haufen zu miſchen. In ſchön vergoldeten Phaethons, in allſeitig mit Glas verſehenen Kutſchen oder in ſogenannten Wurſtwagen, an deren Schlägen Pagen und Heiducken ſtanden, fuhren die Prinzeſſinnen die Hauptallee entlang, und die Offiziere des Regiments Gensd'armes oder die Ziethenſchen Huſaren wetteiferten in Pracht der Uniformen und Gewandtheit der mit reichen Schabracken verzierten Pferde.

Alles dies gab Veranlaſſung, daß man im Jahre 1745 zwei franzöſiſchen Refugiés, Namens Dortu und Thomaſſin, erlaubte, an der Spreeſeite dieſes Platzes einige Leinwandzelte hinzuſetzen, um allerhand Erfriſchungen zu verkaufen. Bald folgten andere nach, bis deren ſechs errichtet waren; die Erlaubnis, Bretterbuden aufzuführen, wurde ihnen jedoch verſagt, bis 1767 der Reſtaurateur Mourier zuerſt die Genehmigung erhielt, eine Hütte neben ſein Zelt zu bauen. Dieſe Hütten blieben zwar den Winter hindurch ſtehen, die Eigentümer durften aber nicht darin wohnen und hatten durchaus kein Recht auf Grund und Boden. Erſt als ſeit 1786 das Schlittſchuhlaufen und Pikſchlittenfahren Mode ward, geſtattete man den Beſitzern, auch den Winter in ihren Bretterbuden zuzubringen. Viel ſpäter erſt durften ſie ſich dort ankaufen und dann entſtanden auch die großen ſteinernen Gebäude, die im Stil und Komfort den fortſchreitenden Anforderungen der Zeit gebührende Rechnung trugen.

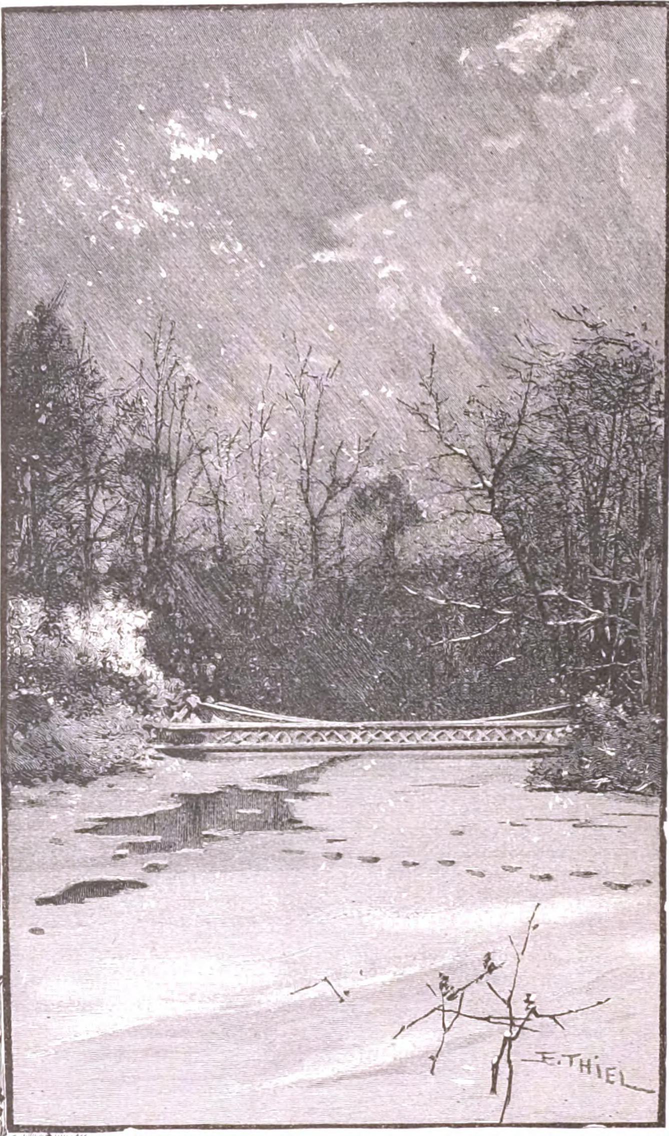
Jetzt hat ſich der Eisſport nach der Rouſſeauinſel hingezogen, welche im Jahre 1792 der dem Forſtdepartement vorgeſetzte Miniſter von Arnim aus einem Platze ſchuf, welcher früher wegen ſeiner Sümpfe faſt unzugänglich war. Er ließ ihn austrocknen und in eine reizende Anlage in dem damals zuerſt aufgekommenen ſog. engliſcher Geſchmacke verwandeln. Ihren Namen hat die Inſel davon erhalten, daß ſie nach dem Muſter von Rouſſeaus Grabmal in Ermenonville bei Paris geſtaltet ſein ſoll. Die königliche Tiergartenverwaltung verpachtet die Eisbahnen ihres Gebietes alljährlich an einen Unternehmer, der dieſelben in Stand hält, in einigen Bretterbuden Schlitten und Schlittſchuhe verleiht und für warme Getränke ſorgt, denn ein Wirtshaus gibt es in der Nähe nicht Der geſunde, kräftige, der körperlichen Anmut ſo ſehr förderliche Sport wird von dem ſchönen Geſchlechte noch gar ſo lange nicht betrieben, wie man gewöhnlich meint, denn wir leſen in A. Mergets „Heimatskunde von Berlin und Umgegend“ aus dem Jahre 1858: „Auch der Winter hat bekanntlich ſeine Vergnügungen im Freien. Etwas Neues darunter iſt das Schlittſchuhlaufen der Damen, die jetzt ſogar Quadrillen auf dem Eiſe ausführen ſollen. Früher ließen ſie ſich nur auf Stuhlſchlitten von den Herren fahren, was ſie aber auch jetzt nicht verſchmähen. Der Haupttummelplatz für ſolche Vergnügungen war ſonſt die Spree hinter den Zelten; jetzt läuft die feine Welt auch auf der Gräfeſchen Wieſe, bei der Rouſſeauinſel und an andern Orten Schlittſchuh.“ Die herrliche Uebung muß indeſſen ſehr bald Anklang unter den jungen Mädchen gefunden haben, denn ſieben Jahre ſpäter ſpottet Schmidt-Weißenfels in ſeiner „Stadt der Intelligenz“, daß die Eisbahn im Tiergarten eine Art Heiratsmarkt geworden ſei. Der Winter habe für die Vermittelung ſolider Bekanntſchaften zwar ſeine Konzerte und Privatbälle, aber nicht in genügender Anzahl. So entſpreche denn das Schlittſchuhlaufen ſowohl dem angenehmen Zweck der Bewegung für die geſunden Mädchen, als auch dem nützlichen, mit irgend einem achtbaren jungen Mann zuſammenzurennen und derart die große Schwierigkeit eines erſten Anknüpfungspunktes für weitere Ziele leichter als irgendwo zu beheben. Wenn er will, wird er ſchon um dieſelbe Stunde alle Tage auf die Eisbahn kommen; er grüßt erſt, dann begleitet er Fräulein, dann bietet er ihm einen Schlitten an; iſt er ein Mann, wie man ihn wünſcht, ſo darf er auch das Mädchen mit der es bewachenden Schweſter nach Hauſe begleiten u. ſ. w. u. ſ. w.

Seit Schmidt-Weißenfels dies ſchrieb, iſt gerade ein Vierteljahrhundert voll weltbewegender Ereigniſſe an uns vorüber geſchritten und hat auch auf die Entwickelung des Eisſportes der Rouſſeauinſel im Sinne einer größeren Menſchen- und Prachtentfaltung eingewirkt. Dieſe Art der Winterfreude iſt ſeitdem überhaupt in Berlin viel mehr in Aufſchwung gekommen, und die Zahl der künſtlichen Eisbahnen iſt Legion. Wo ſich irgend ein geeigneter Platz findet, draußen vor der Stadt oder wo im Innern derſelben ſich ein weiter Hof oder Garten bietet, wird flugs, ſobald Froſt eingetreten iſt, Waſſer auf die Fläche gegoſſen und über Nacht iſt die Bahn fertig. Wo es nötig iſt, wird letztere von einem Bretter- oder Staketenzaun umgeben und eine Bude zur Empfangnahme des Eintrittsgeldes und zum Ausleihen von Schlittſchuhen aufgeſchlagen. Zahlreiche Anſchläge an den „Littfaßſäulen“ verkünden, daß da oder dort der „Kryſtallplatz“ oder die „Demantbahn“ die herrlichſte Fahrgelegenheit gewähre, auch des Abends bei Fackelſchein oder elektriſchem Licht. Vom Kultusminiſterium, von ſeiten der Schulen und Aerzte wird das Schlittſchuhlaufen als eine dem Körper und der Geſundheit wohlthätige und zuträgliche Uebung empfohlen, daher iſt es denn kein Wunder, daß ſelbſt die kleinſten Buben und Mädchen, auch wenn ſie noch nicht einmal zur Schule gehen, es ſchon lernen, auf ſtahlbeſchwingter Sohle über ſpiegelglattes Eis zu gleiten. Leider wird vielfach mit Recht die Klage laut, daß jetzt die Unternehmer oft Preiſe fordern, die das erlaubte Maß weit überſteigen und den Eisſport zu einem Vergnügen für die vermögenden und bevorzugten Klaſſen zu machen drohen. Die Preſſe macht bereits darauf aufmerkſam, daß hierin Wandel geſchafft werden müſſe, ſoweit Schule und Gemeinde es in der Hand haben. Ebenſo wie bei den Pferdebahnen die Tarife der behördlichen Genehmigung bedürfen, ſo ſollte die Stadt auch dafür ſorgen, daß die Preiſe für die Benutzung der Eisbahnen eine gewiſſe Grenze nicht überſchreiten dürfen oder man fordert, daß ſie für die Herſtellung ſolcher Bahnen ebenſo Sorge trage wie für die Anlegung von Turnplätzen.

Die Rouſſeauinſel (oder vielmehr die ſie umfangenden



Füttern der Fiſche.



Löwenbrücke.

Waſſerarme) iſt zwar nicht mehr die einzige Bahn der vornehmen Welt, die übrigens hier keineswegs ausſchließlich herrſcht, aber ſie wird immer noch von der feineren Geſellſchaft bevorzugt. Wenn oben von einer größeren Prachtentfaltung die Rede war, ſo bezog ſich dies auf die Toiletten der Damen, denn daß für das Behagen des Publikums hier in irgendwie luxuriöſer Weiſe geſorgt wird, das zu behaupten wäre eine Uebertreibung, die ſich der wahrheitsgetreue Chroniſt nicht zu ſchulden kommen laſſen darf. Die Einrichtungen ſind die denkbar einfachſten, ſie ſind beinahe ſpartaniſch zu nennen, denn ein Glas Grog und ein paar warme Würſtchen kann doch nur der frierende und hungernde „Pennbruder" den lukulliſchen Genüſſen beizählen. Höchſtens wenn einmal die Berliner Künſtler eines der ſeltenen Koſtümfeſte auf dem Eiſe veranſtalten, präſentieren ſich reichbeſetzte Büffetts. Als der vielbeklagte Kaiſer Friedrich noch Kronprinz war, erſchien er oft mit ſeiner hohen Gemahlin und den Prinzeſſinnen-Töchtern auf der Bahn der Rouſſeauinſel zum Schlittſchuhlauf, begleitet von den Damen und Herren ſeines Hofes. Dann reichten Bediente in der bekannten königlichen Livree wärmende Getränke und andere Stärkungen herum, wie ſie der das Publikum keineswegs verwöhnende Pächter nicht bietet. Er hat eben alle Eisbahnen des weiten Parkes unter ſeinen Händen und braucht eine Konkurrenz nicht zu fürchten, das iſt des Rätſels Löſung.

Die Fahrzeit für die vornehme Welt, deren Quartiere zum großen Teil den Tiergarten umſäumen oder in der Nähe desſelben liegen, iſt von zehn bis drei Uhr, dann erſcheinen die Töchter des ſogenannten Geheimeratsviertels mit den Referendaren und Aſſeſſoren der Regierung, die Gardeoffiziere mit ihren Damen, kurzum, die junge Vertretung der Geburts- und Geldariſtokratie und des „Schlotadels", d. h. der Großinduſtrie. Erſt ſpäter findet ſich die mehr bürgerliche Geſellſchaft ein, beſonders zahlreich kommen dann die Backfiſchchen, die Studenten und die Schüler der höheren Lehranſtalten. Des Sonntags, auch an gewiſſen Wochentagen konzertieren abwechſelnd zwei Militärkapellen, und dann entfaltet ſich, wenn die Bahn nicht überfüllt iſt, eine Quadrille mit Muſikbegleitung. Eine nie fehlende Figur iſt die unter dem Namen „Eisrieke" allgemein bekannte Sportsenthuſiaſtin, die auch den vornehmen Pferderennen beizuwohnen pflegt. Dieſelbe iſt eine auffällig geſchminkte und noch viel auffälliger gekleidete Dame in den Vierzigern, deren ganzes Aeußere auszudrücken ſcheint: „Seht mich an, ich bin die berühmte Eisrieke!" Sie iſt eines der wenigen Originale, welche das alles Eigenartige wegnivellierende Leben der Weltſtadt noch übrig gelaſſen hat, übrigens eine durchaus anſtändige, nur etwas überſpannte Frau, die einſt ein großes Vermögen beſeſſen haben, aber wegen ihrer Verſchwendungsſucht unter Kuratel geſtellt worden ſein ſoll und von ihrem jetzt mäßigen Einkommen viel Gutes ſtiftet nach dem Bibelwort: „Laſſet die Rechte nicht wiſſen, was die Linke thut."

Die Bahn der Rouſſeauinſel iſt nicht die einzige des Tiergartens; eine viel ausgedehntere und ſchönere beſitzt derjenige Teil des Parkes, welcher noch entfernter der Stadt, nahe dem zoologiſchen Garten liegt. Es iſt dies der prachtvolle „Neue See" mit ſeinen ſchönen Inſeln und Anlagen, zu dem die eigenartige „Löwenbrücke" hinüberführt. Auch hier tummelt ſich die vornehme wie die bürgerliche Welt, denn Berlin iſt groß, es wächſt immer mehr und mehr, und die Rouſſeauinſel genügt ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr. — Der Tiergarten im Winter hat aber ſeine eigenen Reize, welche ihm alle die eleganten Neuanlagen nicht nehmen können. Der alte echte Berliner geht Sommer und Winter mit Vorliebe in ſeinen altgewohnten Tiergarten und zur Eisbahn auf die Rouſſeauinſel.

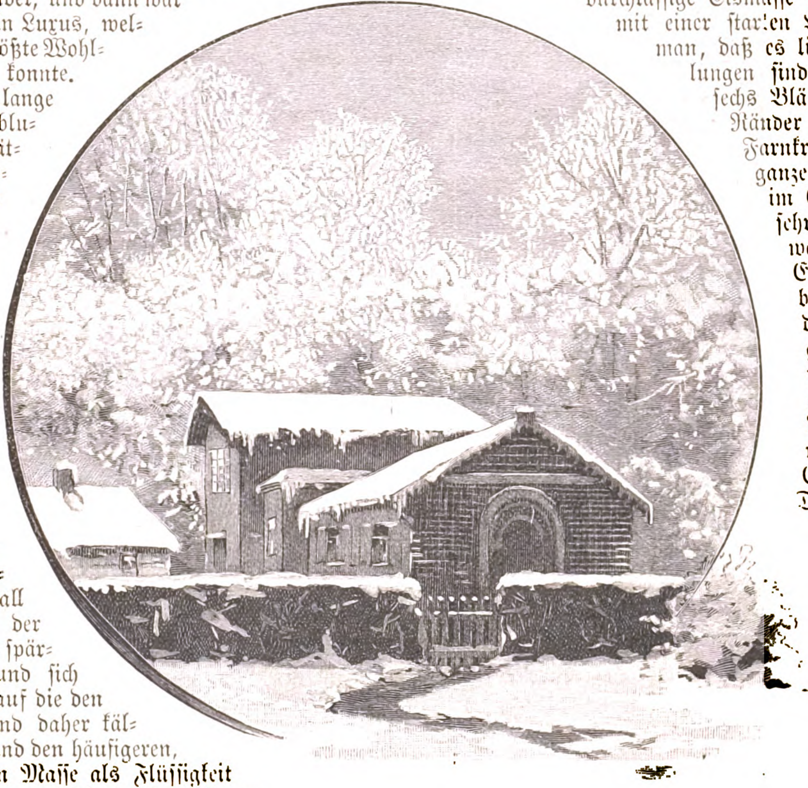
Eisblumen.

Von

Sylveſter Frey.

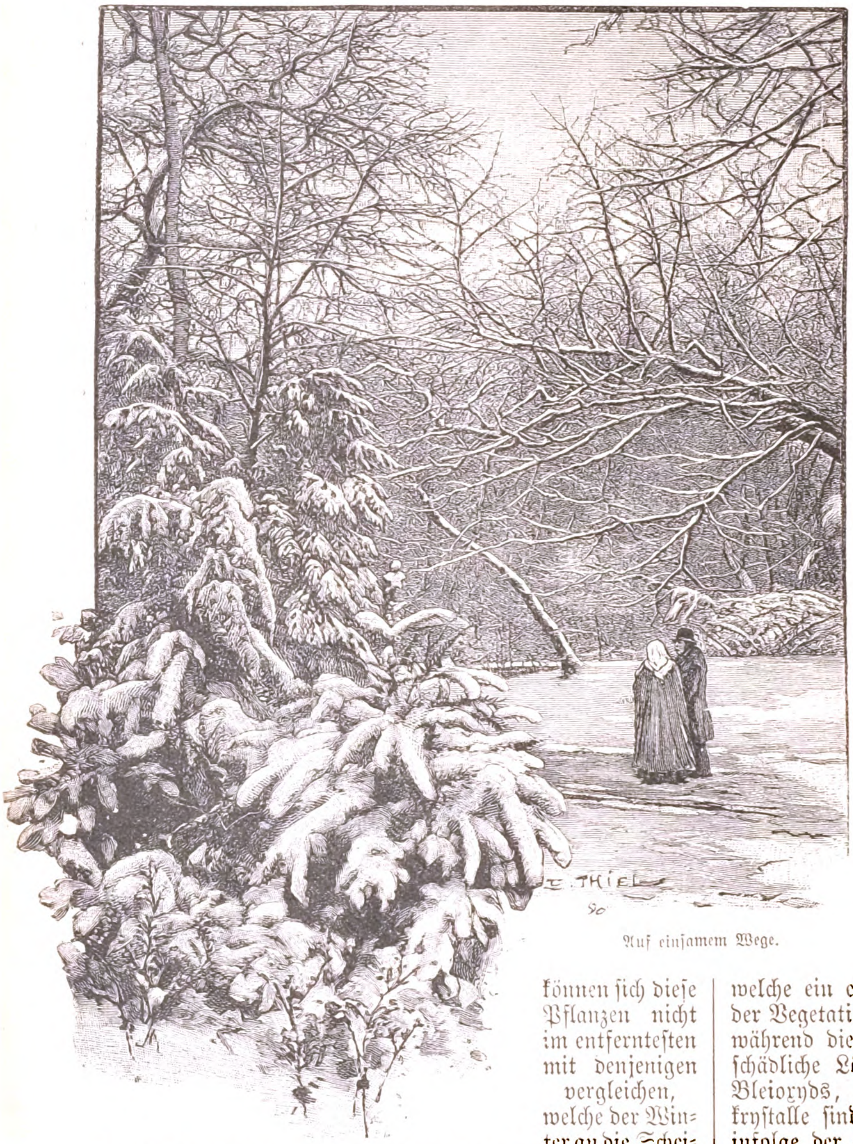
Wenn die Natur in den Winterſchlaf verſunken iſt, erſtarrt von Froſt und überdeckt mit einer weißen Schneehülle, ſieht der Menſch als Erſatz für die geſchwundene Vegetation auf den Glasflächen ſeiner Fenſter Eisblumen erblühen. Es iſt wahr: ihnen fehlt die buntgeſtickte Farbenpracht, der balſamiſche Odem, wodurch die Kinder Floras uns in ſo hohem Grade bezaubern — dafür weiſen ſie aber eine Mannigfaltigkeit und Anmut der Formen auf, wie ſie jenen nicht immer eigen iſt. Und ſelbſt wenn ihnen dies abginge, verdienten ſie gleichwohl, daß man ſie wert hält, weil ſie zu den merkwürdigſten Erſcheinungen gehören, mit welchen die Natur unſer Denken herausfordert. Unſere Dichter haben dieſe Eisblumen denn auch ebenſogut beſungen, wie die natürlichen Schweſtern derſelben, welche der Lockruf der Sonne im Lenz aus den gepflegten Gartenbeeten emporkeimen läßt. Gottfried Keller, der kürzlich verſtorbene große Poet, iſt voll des Lobes, wenn er dieſer lichten, kryſtallenen Vegetation gedenkt. In der köſtlichen Novelle „Die mißbrauchten Liebesbriefe“ geht Aennchen verkleidet in die Einſiedelei, wo ihr Schulmeiſter Wilhelm Heilung von ſeinem Herzensgram ſucht. Da machten zumal die Fenſter tiefen Eindruck auf ihr Auge. Sie „waren herrlich gefroren; jedes der runden Gläſer zeigte ein anderes Bild, eine Landſchaft, eine Blume, eine ſchlanke Baumgruppe, einen Stein oder ein ſilbernes Damaſtgewebe; es waren wohl hundert ſolcher Scheiben, und keine glich der anderen, gleich dem Werk eines gotiſchen Baumeiſters, der einen Kreuzgang baut und für die hundert Spitzbogen immer neues Maßwerk erfindet“. So erregen die Eisblumen die Bewunderung des Poeten.

Inzwiſchen hat es ſich die Wiſſenſchaft angelegen ſein laſſen, nach der Urſache zu forſchen, welche dieſe Eisblumen erſtehen läßt. Man darf eben nicht vergeſſen, daß ſie im Grunde noch nicht gar zu lange exiſtieren. Das Glas wurde erſt verhältnismäßig ſpät zu Fenſterſcheiben verwendet, und dann war ſolche Verwendung ein Luxus, welchen ſich höchſtens die größte Wohlhabenheit geſtatten konnte. Die Wiſſenſchaft ſtand lange Zeit vor dieſen Eisblumen wie vor einem Rätſel, welches jeder Deutung widerſtrebte. Erſt in jüngſter Gegenwart gelang dieſelbe. Zumal hat Carus Sterne in ſeiner liebenswürdigen Gewandtheit, dem leſenden Publikum die Geheimniſſe der Naturwiſſenſchaft aufzuhellen, dieſe Aufgabe geſchickt gelöſt. Er unterſcheidet zwei Fälle, „nach denen dieſer Schmuck ſehr verſchieden ausfällt; den Fall nämlich, in welchem der Waſſerdampf der Luft ſpärlich vorhanden iſt und ſich direkt in feſter Form auf die den Winden ausgeſetzte und daher kältere Tafel abſcheidet, und den häufigeren, wo ſich der Dampf in Maſſe als Flüſſigkeit niederſchlägt und erſt dann gefriert. Im erſteren Falle, der nur in ungeheizten Zimmern bei ſtärkerer Kälte eintritt, gleichen die Kryſtallbildungen dem Reife, zierliche Bäumchen auf trockenem Glasgrund bildend. Im zweiten häufigeren Falle ſind die Eisblumen glaſiger und aus längeren Nadeln gebildet. Man ſieht dieſelben häufig auf dem feuchten Grunde ziemlich ſchnell vorwärts wachſen und kann hier recht ſtudieren, wie die erſten Kryſtallnadeln die Lage und Richtung der folgenden beſtimmen. Da dieſe Kryſtalliſation gewöhnlich am unteren Fenſterrande, wo ſich die erſte Feuchtigkeit anſammelt, beginnt, ſo wachſen die Eispflanzen hübſch vom Grunde aus, wie es ſich gehört, und nicht von den Seiten, und obwohl es nicht ein und dieſelben Kryſtallnadeln ſind, die vom Grunde bis zum oberen Rande der Scheibe wachſen, ſo ſcheinen ſie doch alle von dieſen unteren auszuſtrahlen.“ So botaniſiert der Gelehrte, und was er darlegt, hört ſich gut an und läßt ſich wohl glauben. Dagegen iſt ein beſtimmtes Geſetz für die Formation dieſer Eisblumen noch immer nicht gefunden worden. Wir ſehen wohl, wie ſie, bald ſüdlichen Palmenwäldern, bald unſerem nordiſchen Schilfdickicht gleich, vor unſeren Blicken in all ihrer berückenden Pracht aufwachſen; allein unſere Weisheit konnte bisher kein Mittel ausfindig machen, wodurch die Pflanzen beſtimmt würden, diejenige Bildung anzunehmen, welche wir ihnen zu geben wünſchten.



Förſterwohnung im Tiergarten.

Uebrigens beſchränkt ſich die Vegetation von Eisblumen keineswegs allein auf die Scheibenflächen unſerer Fenſter. Wenn man vor noch verhältnismäßig kurzer Zeit angenommen hat, daß das Flußeis eine in ſeinem Inneren geſtaltloſe Maſſe ſei, ſo haben neuere Verſuche vielmehr das Gegenteil wahrſcheinlich gemacht. „Wenn man ein kräftiges Brennglas ſo gegen ein dickes Stück Flußeis richtet, daß der Brennpunkt in das Innere der durchſichtigen Maſſe fällt, ſo ſieht man auf dem Wege des Lichtſtrahls kleine metallglänzende Punkte entſtehen. Beobachtet man dieſe Pünktchen, während die Sonnenſtrahlen weiter in die für die Wärmeſtrahlen ſehr durchläſſige Eismaſſe geworfen werden, mit einer ſtarken Lupe, ſo bemerkt man, daß es linſenförmige Höhlungen ſind, um welche ſich ſechs Blätter bilden, deren Ränder zackig werden wie Farnkrautblätter. Der ganze Weg des Lichtes im Eiſe erſcheint mit ſehr kleinen, aber nicht weniger zierlichen Eisblumenſternchen bedeckt, deren Bildung man verfolgen kann und die ſich alle in Flächen ausbreiten, welche den beiden Gefrierungsflächen des Eiſes parallel ſind. Die metallglänzenden Linſen im Mittelpunkte dieſer Eisblumen ſind luftleere Räume, welche dadurch entſtehen, daß das Schmelzwaſſer einen geringeren Raum einnimmt als das vorher dort geweſene Eis, wovon man ſich überzeugen kann, wenn man ſolches mit Eisblumen gefüllte Eisſtück unter heißem Waſſer vergehen läßt; es ſteigen dann kleine Luftbläschen unter dieſen Hohlräumen empor. Man nimmt an, daß dieſe Eisblumen, die hierbei gleichſam aus der ganzen Maſſe einzeln herausgeſchmolzen werden, ſchon vorher in derſelben vorhanden ſeien und nicht erſt entſtehen, ſondern nur ſichtbar gemacht werden.“ Allerdings

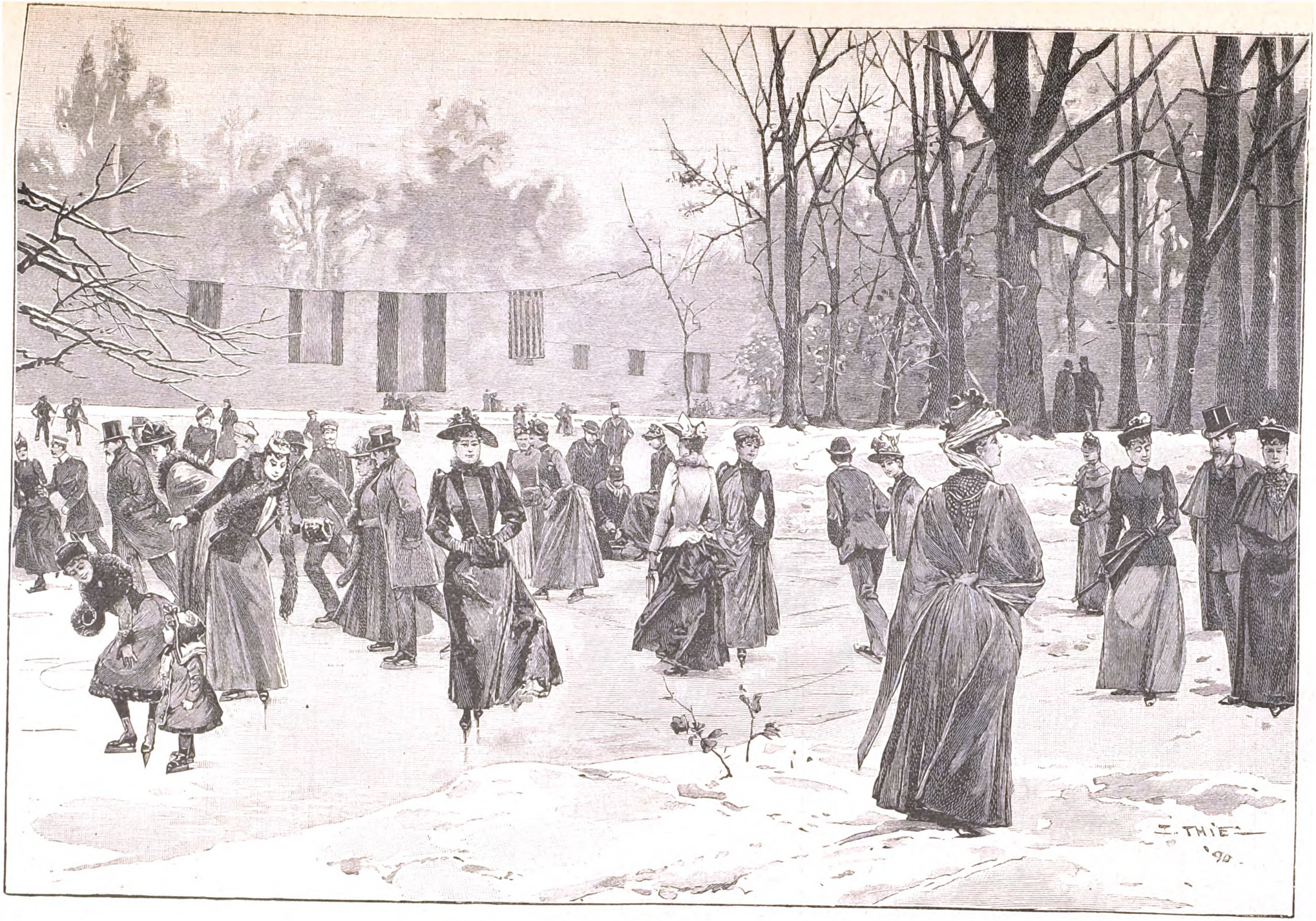


Auf einſamem Wege.

können ſich dieſe Pflanzen nicht im entfernteſten mit denjenigen vergleichen, welche der Winter an die Scheiben des Fenſters zaubert. Sie ſind einförmig und ſchwer zugänglich für das Auge, während hier die Geſtaltung beinahe überreich ausfällt und man unter der Lupe noch einer beſonderen Lichtfülle bedarf, um ſich des Anblicks zu erfreuen.

Die Mode hat dieſe Eisblumen von Zeit zu Zeit mit ihrer launenhaften Gunſt überſchüttet. Man wurde dann nicht müde, die Gebilde, wie ſie ſich kryſtallen und ſilberfädig von der Glasfläche abheben, zu kopieren, um ſie als Muſter für Gewebe und Stickereien zu verwerten. Und es iſt jedenfalls nicht das ſchlechteſte Vorbild, an welches man ſich zu ſolchem Zwecke anlehnte. Dann wechſelte die Mode ihre Ziele; ſie begeiſterte ſich an anderen Vorbildern, um ſie in den Bereich ihrer Induſtrie zu ziehen. Aber die Eisblumen konnte ſie nicht vergeſſen, wohl erwägend, daß ſolche Motive nicht überall aufſprießen, geſchweige denn von der Phantaſie des Zeichners geſchaffen werden können. Da ſie ihnen weder durch den Faden der Stickerin, noch durch die Geſchicklichkeit des Webſchiffes gerecht werden konnte, beſchloß ſie, ihren Anlauf von einem anderen Standpunkte aus zu nehmen. Es war die Zeit, wo die klare glatte Scheibe mit dem weithin reichenden Ausblick in Mißgunſt geraten war. Man ſuchte wieder die kleinen Butzenſcheiben vergangener Epochen hervor; zugleich fand man Gefallen an der Glasmalerei, welche einſt im Mittelalter eine ſo hohe Vollendung erreicht hatte. Da kam man auf den Einfall, die Eisblumen, welche im Winter unſere Fenſter bedecken, auf irgend eine Weiſe künſtlich zu erzeugen. Der Verſuch, unternommen mit der Beihilfe von chemiſchen Erfahrungen, blieb denn auch keineswegs aus. Eine ziemlich beträchtliche Menge von Glauberſalz, aufgelöſt in Waſſer, erhielt eine Beimiſchung von Dextrin und Glycerin. Dieſe Flüſſigkeit, auf die Scheiben gegoſſen, kryſtalliſiert allmählich, während ſie abtropft. Trifft man das Miſchverhältnis gut, ſo läßt ſich eine ſolche Scheibe gar nicht von der echt gefrorenen unterſcheiden.

Doch damit begnügte ſich der findige Sinn des Menſchen noch keineswegs. Einmal im Zuge, wollte er ſich der Spielerei, die Gebilde des Winters in den Sommer hinein zu zaubern, in noch ausgedehnterem Maße erfreuen. Wieder mußten chemiſche Miſchungen dieſe Aufgabe löſen. Eine Flaſche von zehn Lot Inhalt einer waſſerhellen Flüſſigkeit, welche ein ſchädliches Salz enthält, und eine Schachtel mit unſchädlichem Salze, welches in kleine Bohnen zerteilt worden, bilden die beiden Faktoren, mit deren Hilfe eine richtige Winterlandſchaft erzeugt werden kann. Der Vorgang ſelbſt iſt ungemein einfach. Wenn man nämlich mit der erſterwähnten Flüſſigkeit ein Glas zwei Zoll hoch anfüllt und auf den Boden desſelben ſo viele Stückchen von dem Salze wirft, daß jener ganz bedeckt iſt, ſo werden ſich dieſe innerhalb weniger Minuten mit einer weißen Kruſte bedecken und dabei die täuſchendſten Formen von Blumen, Pflanzen, Gräſern und vollſtändigen landſchaftlichen Partien annehmen. In ſpäteſtens zwei Stunden iſt die Umbildung vollendet, welche ein ebenſo anmutiges wie wahrheitsgetreues Abbild der Vegetation des Winters gewährt. Nur muß das Glas während dieſer Zeit völlig unberührt bleiben. Die benützte ſchädliche Löſung beſteht aus einem Teil ſalpeterſauren Bleioxyds, zergangen in drei Teilen Waſſer, die Salzkryſtalle ſind ſublimierter Salmiak. Die Formen, welche infolge der gegenſeitigen Miſchung zu ſtande kommen, ſind daher Produkte der Zerſetzung: nämlich Chlorblei mit ſalpeterſaurem Ammoniak. Uebrigens hat man es zu ſtande gebracht, durch eine andere Miſchung inſofern einen Schritt weiter zu gehen, als man einer auf ähnliche Weiſe entſtehenden Landſchaft ſogar eine farbige Vegetation zu geben wußte. Man bedeckt zu dieſem Zwecke den Boden eines klaren weißen Glaſes mit einer Schicht von reinem, wohlgewaſchenem Sande, ſtreut darauf ein wenig gepulvertes einfach-chromſaures Kali, legt auf dieſe einige Kryſtalle von Eiſen- und Kupfervitriol und gießt nun ſehr vorſichtig, um nicht den Sand aufzurühren, mit Waſſer verdünntes Waſſerglas — kieſelſaures Kali — darüber; je nach der größeren oder geringeren Verdünnung des Waſſerglaſes entſtehen nun ſehr verſchiedenartige Gebilde von grünen oder blauen geraden Stämmen, gebogenen oder gewundenen Aeſten und Zweigen, welche wiederum je nach dem Kupfer- oder Eiſenſalz verſchieden gefärbt ſind. Nach Verlauf von wenigen Tagen iſt eine vollſtändige Vegetation aus dem mageren Sandboden emporgewachſen; die einzige Bedingung iſt auch hierbei, daß das Glas nicht geſchüttelt wird. Es ſind allerdings diesmal nicht mehr die Eisblumen, von denen wir ausgingen; es iſt vielmehr das Bild einer farbenprächtigen, phantaſtiſchen Vegetation, wie ſie ſelbſt nicht unter der heißeſten Sonne vorkommt.



Schlittſchuhlauf bei der Rouſſeau-Inſel.

Die Siegerin.

Novelle von

Emil Peſchkau.

(Fortſetzung.)

Frau Buntzel hatte den Arm ihres Mannes genommen, Herr und Frau Pilz folgten. Ich ging neben Suſanne, aber ich fand kein Wort und auch ſie ſchritt ſchweigend weiter. Es war eine ſeltſame Beklemmung in mir – – als ob der ſchöne Tag mit einem Mißklang geendet hätte. Und wie ſchön war die Nacht! Die Sterne glitzerten am Himmel, die Luft war ſo ſchmeichelnd mild, der Fluß rauſchte herauf wie ein Wiegenlied. Trotzdem empfand ich kaum den Reiz ihrer Nähe. Ich ging dahin, wie in tiefe Gedanken verloren, und doch wüßte ich nicht zu ſagen, was ich dachte. Ich fühlte mich beengt, gedrückt, wie Blei lag es in mir, mein Kopf war dumpf und ſchwer – eine wunderliche Verſtimmung, die ich nicht zu erklären vermag. So kamen wir bis in die Mitte der Brücke — da ſchoß plötzlich – ſcheinbar dicht neben uns – – mit lautem Gepraſſel – blendend und nach allen Seiten Funken ſtiebend – eine feurige Garbe empor. Ich war ſelbſt nicht wenig erſchrecken, Suſanne aber ſtieß einen Schrei aus und Schutz ſuchend drängte ſie ſich an mich und umklammerte meinen Arm.

„Im nächſten Augenblick ſahen wir, daß es nur eine Rakete war, die wohl ein paar übermütige Kahnfahrer in die Luft geſandt hatten. Nun aber fühlte ich plötzlich das Pochen der warmen, jungen Bruſt, den Druck ihrer Hände, und der Liebreiz des ſüßen Geſichtes, das ſo nahe dem meinen war, berauſchte mich vollends. Mein Blut wallte ſtürmiſch auf, blitzſchnell umfing ich ſie und meine Lippen preßten ſich auf ihre Wange. Da riß ſie ſich los, lief fort . . . und an dieſem Abend haben wir kein Wort mehr geſprochen.

„Ich aber war ſelig und die ganze Nacht hindurch hatte ich das Gefühl, als ruhte meine Hand noch immer auf ihrem Herzen, als küßten meine Lippen immer noch die heiße Wange.

„Ob uns jemand bemerkt hat, weiß ich nicht zu ſagen. Der Mond ſchien nicht, die Nacht war nur ſternenhell. Wahrſcheinlich richteten ſich auch aller Augen nach dem Feuerwerk und niemand achtete auf uns. Doch das iſt ja auch gleichgültig. Und ebenſo gleichgültig iſt, was auf dem Heimweg noch geſprochen wurde. Suſanne wich nicht mehr von der Seite der Mutter, und erſt beim Abſchied gab ſie mir die Hand und ich glaubte in ihren Augen zu leſen, daß ſie mir nicht zürnte, daß ſie mir gut war. Was die Frauen betrifft, ſo verabſchiedeten ſie ſich ziemlich kühl. Herr Pilz ſchien bereits zu ſchlafen. Nur Herr Buntzel war ſehr herzlich, und während er mir kräftig die Hand ſchüttelte, lud er mich ein, die Bekanntſchaft bald zu erneuern.

„‚Wir wohnen da oben im zweiten Stock,‘ ſagte er. Alle zuſammen. Laſſen Sie ſich bald ſehen bei uns. Und nichts für ungut!‘

„Inzwiſchen hatte Herr Pilz das Hausthor aufgeſchloſſen und eine Sekunde ſpäter ſtand ich allein auf der Straße.

„Ich ſah nach den Fenſtern empor, bis ſie hell wurden, ging fort und wieder zurück. Und dann rannte ich kreuz und quer durch die Straßen und bisweilen war es mir, als müßte ich etwas recht Närriſches thun. Dann ging ich noch einmal vor das Haus und jetzt waren die Fenſter wieder dunkel. Alles war ſtill und die Laternen waren ſchon verlöſcht. Und da ſtand ich nun und ſtarrte hinauf, und immer noch umfing ſie mein Arm und die heiße Wange brannte auf meinen Lippen. Meine Bruſt war zum Zerſpringen voll, ich hätte hinauf langen mögen nach ihr. Suſanne, Suſanne! Aber was nützt es, das zu ſchildern, wenn Sie es nie empfunden haben. Und hat es einmal ſo in Ihnen getobt, dann wiſſen Sie ja, wie mir war.

„Wann ich nach Hauſe kam, weiß ich nicht. Aber der Schlaf kam mir auch dann nicht. Und beim erſten Morgenſtrahl ſtand ich ſchon vor der Staffelei, die Kohle in der Hand. Und dann malte ich — malte den ganzen Tag, ohne aufzuatmen. Und als es Abend wurde, war das Bild Suſannens fertig.

„Dann, als es bereits dunkelte, lief ich fort und wieder vor das Haus. Aber ich wagte doch nicht, hinauf zu gehen. Ich weiß nicht, was mich zurückhielt. Ich ſchritt nur auf und ab und ſah nach den Fenſtern empor. Vielleicht bemerkte man mich, vielleicht rief man mich hinauf. Aber es wurde Nacht und niemand kam. Dann wurde ich mir meiner Narrheit bewußt und ſchalt mich ſelber. Geh doch hinauf, man hat dich ja eingeladen! . . . Aber heute ſchon, heute ſchon! . . . Und warum nicht, du Narr, ſie muß ja doch dein werden. . . . Aber jetzt iſt es zu ſpät, in der Nacht geht man nicht auf die Freite. . . . Freien — heiraten. . . . Sonderbar, wie mich das Wort verdroß. . . . Plötzlich war der Zauber erloſchen und ſo nüchtern und öd lag es vor mir. . . . Heiraten! Wie nüchtern, wie ſpießbürgerlich ſchon das Wort klingt! . . . Aber was denn ſonſt, was denn ſonſt? Nein, nein, die Welt iſt nicht verſchloſſen, das ſchwarze Thor weicht wieder zurück, da iſt wieder das Licht, das Leben, und der Zauber blüht von neuem. Ich trat an das Haus heran und wollte hinein. Aber die Thür war ſchon geſchloſſen. Es war ja Nacht. Da kam wieder die Vernunft und ſagte: ‚morgen‘. Und plötzlich fiel es mir ein, daß ich ihr ja morgen ihr Bild zuſchicken konnte. Das mußte ihr Freude machen, das war die beſte Art, die Bekanntſchaft zu erneuern. Gute Nacht, Suſanne! Meine Arme umſchlangen ſie und ich küßte ſie wieder. Gute Nacht! Und wieder langte ich hinauf nach den Fenſtern und mein Herz war zum Zerſpringen. Gute Nacht, Suſanne, gute Nacht!

„Am andern Morgen packte ich das Porträt vorſichtig ein und ſchickte es durch einen Dienſtmann in die Wohnung Suſannens. Noch am Vormittag kam ein Brief von Herrn Buntzel — ein Brief in einer wunderlich verſchnörkelten Handſchrift — voll begeiſterten Lobes. Er bedaure lebhaft, nicht perſönlich kommen zu können, um ſeinen Dank für das gottvolle Bild abzuſtatten. Aber er habe es wieder ganz erbärmlich in der großen Zehe. Vielleicht paſſe es mir heute abend, zu einer kleinen Bowle hinauf zu kommen.

„Natürlich war ich entſchloſſen, dieſer Einladung zu folgen. Wie mich ſchon der Gedanke beſeligte, daß ich ſie heute endlich wieder ſehen würde! Dann legte ich mich auf mein Sofa, zündete mir eine Zigarre an und träumte von ihr. Wie licht, wie heiter war alles um mich! Und was für ein frohes Leben in mir, was für ein wonniges Genießen! In ſolchen Augenblicken, lieber Freund, erſchöpft man alles Glück, was die Welt uns zu bieten vermag.

„Endlich erwachte ich aus dem Traum und meine Gedanken beſchäftigten ſich mit der Zukunft. Würde ich noch Schwierigkeiten auf meinem Wege finden? Herrn Buntzel hatte ich ja gewiß für mich . . . aber die beiden Frauen? Und viel war es ja nicht, was ich Suſanne zu bieten vermochte. Was mir mein Vater hinterlaſſen hatte, reichte gerade aus, um mir für ein paar Jahre ein ſorgenfreies Leben zu ſichern. Heiratete ich, ſo waren wir ſchneller, viel ſchneller damit fertig und ich mußte daran denken, ſo bald als möglich zu verdienen. Aber ich hatte vielleicht ſchon zu lange ſo ins Blaue hinein gelernt und gemalt. Ich hatte mich zu wenig um Erfolge bekümmert. Und wenn Künſtler, die ich herzlich gering ſchätzte, mit ihrer Malerei ihr Auskommen fanden, warum ſollte es mir nicht gelingen?

„Mein Verſtand ſagte mir, daß es gelingen müſſe, daß es thöricht ſei, ſich darüber den Kopf zu zerbrechen. Nur in meinem Herzen war noch eine dunkle Stimme, die widerſprach.

„Aber hatte nicht ſelbſt der Meiſter, der ſo ſtreng und ſchroff war, deſſen ganze Art der meinen entgegengeſetzt war, an mein Talent geglaubt? Wäre nicht er der erſte geweſen, der mich mit rauher Hand aus dem Tempel der Kunſt gewieſen hätte?

„Und dieſe Begeiſterung Herrn Buntzels! Das war ein naiver Menſch, ein Laie. Und er war gewiß ein aufrichtiger Menſch. Er hatte auch gar keine Urſache, mir ſo zu ſchmeicheln. Im Gegenteil. Wenn er das Bild ſchlecht gefunden hätte, wäre ſeine Sprache ſicher ganz anders geweſen.

„Endlich hatte ich ja auch in meiner Verwandtſchaft eine Perſon, die an mein Talent glaubte. Meine Couſine Cäcilie. Und ſie tadelte ja ſo ſtreng jeden Fehler, ſie war ſo karg mit Lob und ſo emſig mit ihren Ermahnungen, daß ich ihrem Urteil auch dann vertrauen konnte, wenn ſie mir eine ſchöne Zukunft weisſagte.

„Und wenn dieſe Zukunft auch keine glänzende war, ſo viel, um eine Frau von der Art Suſannens erhalten zu können, verdiente ich leicht.

„Suſanne war ja keine Prinzeſſin, kein im Reichtum aufgewachſenes Mädchen. Sie war das Kind einfacher, ſchlichter Leute, ſie war gerade die Frau, die ich brauchen konnte.

„Während ich dieſe nüchternen Erwägungen machte — Sie ſehen, wie ſehr ich mich mit der Nüchternheit bereits befreundet hatte — kam mir auch der Gedanke, ob ich nicht Cäciliens Rat einholen ſollte. Ich muß bemerken, daß Cäcilie um ein paar Jahre älter war als ich, und daß ihr ganzes Weſen ſie noch älter, mütterlicher erſcheinen ließ. Schon in meiner Knabenzeit betrachtete ich ſie nicht wie eine Kameradin, ſondern wie eine Perſon, der man ſich nur ehrfürchtig nähert. Und gar oft, wenn ich am liebſten meine Mutter angerufen hätte, ging ich zu ihr und klagte ihr meine Bedrängnis.

„So mußte ich über meinen Heiratsgedanken auch endlich auf Cäcilie kommen, und daß es gut wäre, ihre Stimme zu hören. Aber ſofort lehnte ſich ein dunkles, ſeltſames Gefühl gegen dieſen Gedanken auf, und ich hatte die Empfindung, als könnte ich ihr kein Wort von Suſanne ſagen, als würden meine Lippen verſchloſſen bleiben, wenn ſie auch jetzt ſelber in mein Zimmer träte. Und dann ſchlug es wieder wie eine Welle über all dieſem Grübeln zuſammen und ich ſtreckte meine Arme ſehnſüchtig aus nach dem Bilde Suſannens.

„Wozu ſich den Kopf zerbrechen und fremde Ratſchläge einholen. Ich konnte nicht mehr laſſen von ihr — es gab kein Leben für mich ohne dieſes ſüße Geſchöpf!

„So wurde es Abend und als es zu dämmern begann, ging ich hin. Es war ein altes Haus mit ſchmaler Faſſade, in jedem Geſchoſſe befand ſich nur eine Wohnung. Vor der Glasthür im zweiten Stock war ein Porzellanſchild angebracht, auf dem in großen ſchwarzen Lettern zu leſen war:

‚Frau Buntzel.
Maſſage und Krankenpflege.‘

„Hier klingelte ich und gleich darauf kam es mit einem Licht über den Korridor geflogen. Die Thür wurde geöffnet und ich ſtand vor Suſanne.

„Mein Gott, wie ſchön ſie war! Und wie freundlich ſie mich anblickte.

„Sie hatte die Lampe an die Wand gehängt und ich faßte nun ihre beiden Hände. Sie ließ ſie mir, aber ſie ſenkte errötend die Wangen. Und nun küßte ich ſie raſch auf die Stirn, ohne daß ſie davonlief.

„Da öffnete ſich rückwärts eine Thür und es ſchien mir, als ob durch den ſchmalen Spalt jemand heraus lugte.

„Suſanne zog ihre Hände zurück und eilte nach einer andern Thür.

„‚Bitte — hier!‘ ſagte ſie feuerrot.

„Ich trat ein und befand mich in der ‚guten Stube‘ — Herrn Buntzel gegenüber. Der würdige Mann ſaß in einem Fauteuil, ſein rechtes Bein war auf einem Rohrſtuhl gelagert. Er nickte mir herablaſſend zu, lud mich ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und reichte mir dann ſeine große, fleiſchige Hand.

„‚Ich gratuliere Ihnen,‘ ſagte er, ‚Sie ſind ein Künſtler von Gottes Gnaden.‘

„Dann kniff er das linke Auge zuſammen, hielt ſeine Hand, zu einer Röhre gebogen, vor das rechte, und ſah mit kritiſcher Miene hinüber nach meinem Bilde, das bereits an der Wand hing.

„‚Das iſt Aehnlichkeit,‘ ſagte er, ‚das lebt, das nenn' ich gemalt.‘

„Nach einer Weile ließ er die Hand wieder ſinken und die großen ſchwarzen Augen richteten ſich rollend auf mich. Dabei hielt er den Kopf ein wenig geſenkt, ſeine Backen hingen noch ſchwerer und voller nach abwärts und ſeine Hand ſtrich langſam über den grauen Knebelbart.

„Dann neigte er ſich plötzlich nach der Seite zu mir, faßte einen meiner Weſtenknöpfe und ſagte ernſt, in einem Tone, der faſt drohend klang: ‚Hören Sie, Verehrteſter — Sie haben wohl eine Paſſion für das Sannchen — was? Aber ich bin ein ehrlicher Kerl und ich habe alles gern gerade heraus.‘

„‚Ich liebe Fräulein Suſanne,‘ erwiderte ich, ‚und wenn ich ſie zur Frau bekomme —‘

„‚Na, das iſt mir genug,‘ unterbrach er mich. ‚Ich habe Sie gleich für einen ehrlichen Kerl gehalten, aber die Frauenzimmer haben immer ihre eigenen Anſichten.‘

„‚So glauben Sie, daß ich da Widerſtand finden werde —‘

„‚Ach, papperlapapp! Ich bin der Herr im Hauſe. Und Sie gefallen mir. Ans Heiraten muß man ja doch denken. Und auf wen ſoll denn das Mädel warten? Da haben wir in der Nachbarſchaft einen jungen Menſchen, der es ſcharf auf ſie hat. Gosdorffer heißt er — Arthur Gosdorffer. Aber einen Ladenſchwengel — nein! Es iſt mir nicht ums Geld — ich habe meinen Idealismus — das Sannchen ſoll einen gebildeten Mann bekommen. Und Sie, Sie gefallen mir. Reſpekt vor der Kunſt. Und Sie ſind ein Künſtler, der Zukunft hat. Das ſehen die Frauenzimmer jetzt auch ein. Sie ſind ganz vernarrt in das Bild. Sie haben eine glänzende Zukunft, Verehrteſter —‘

„‚Erwarten Sie nicht zu viel von mir,‘ fiel ich ihm ins Wort. ‚Ich habe mir vorgenommen, Ihnen meine Verhältniſſe klarzulegen —‘

„‚Durchaus nicht nötig, junger Mann,‘ erwiderte er ſtolz. ‚Ich kenne mich aus, ich weiß, was ich thue. Sie ſind aus einer guten Familie, ich kenne den Namen Ihres Herrn Vaters — und ich weiß, daß Sie eine Zukunft haben. Das genügt mir. Auf einen Kröſus reflektiere ich nicht. Die reichen Leute ſind nie ehrlich mit uns. Sie ſollen mir das Sannchen nicht zum beſten halten. Ich will einen ehrlichen Kerl, ich will einen Schwiegerſohn, der zu uns paßt, der einfach, bürgerlich iſt und doch ein gebildeter Menſch. Und weil ich meinen Idealismus habe, ſo iſt's mir doppelt lieb, daß Sie gerade ein Künſtler ſind. Und nur nicht ſo beſcheiden, nur nicht ſo klein gethan! Sie verdienen eine glänzende Zukunft und ich werde das Meine thun. Ich werde Ihnen den John Breitenſtein einſpannen und dann haben wir die ‚Memme‘, die hat die feinſten Häuſer, die kann Sie überall hineinbringen. Alſo abgemacht — Sie ſind mein Schwiegerſohn.‘

„‚Eigentlich iſt doch Herr Pilz der Vater —‘ entgegnete ich ſchüchtern.

„‚Ach, papperlapapp, ich bin der Herr im Hauſe. Laſſen Sie nur mich machen. ... Uff, das war wieder ein Stich. ... So geht's, wenn man alt wird. Drum iſt's mir auch wirklich lieb, wenn ich das Mädel untergebracht weiß. Wir haben ſie ja gern, wie unſer eigenes Kind. Aber ihr Vater — na, das war auch ſo eine Heirat. Er hatte Geld und da glaubten ſie, das ſei was Rechtes. Aber das Geld ging pfutſch und wär die ‚Memme‘ nicht, dann könnten ſie alle zuſammen verhungern. Auf das Geld kann man nicht bauen — nur auf das Talent. Das kann einem niemand rauben, niemand! Und wenn die ‚Memme‘ heute ſtirbt, was Gott verhüten möge, dann weiß ich, daß das Mädel verſorgt iſt. Nur das Talent macht reich, und jetzt zweifle ich nicht mehr, jetzt weiß ich, daß Sie ein großes Talent haben.‘

„Er hatte meinen Weſtenknopf losgelaſſen und ſah wieder nach dem Bild.

„‚Dieſe Aehnlichkeit, wie das lebt! Wenn das der ‚Memme‘ ihre Kundſchaften ſehen, dann ſind Sie gemacht. Und was John Breitenſtein betrifft — ich habe Ihnen doch geſagt, daß er zu unſerer Verwandtſchaft gehört — was? Na, den will ich Ihnen ſchon einſpannen, verlaſſen Sie ſich auf mich.‘

„Da ging die Thür auf und Frau Pilz trat ein.

„‚Die ‚Memme‘ iſt noch immer nicht da,‘ ſagte ſie. ‚Aber ich kann ja derweil aufdecken.‘

„‚Ja, das kannſt du,‘ erwiderte Buntzel. ‚Und der Schwager ſoll doch auch herüber kommen. Und das Sannchen.‘ — —

„Doch genug. Ich habe nicht die Abſicht, Ihnen den Abend des langen und breiten zu ſchildern. Ein paar Minuten ſpäter kam bereits die ‚Memme‘ erhitzt, atemlos, am Arm einen Korb, der im Hauſe einer ihrer Patientinnen mit Geflügelſtücken, Paſteten, Kuchen und Weinflaſchen bis zum Rande gefüllt worden war. ‚Alles für meinen ſanften Strich,‘ erklärte ſie. ‚O, ſie haben mich ſo gern. Kein Doktor maſſiert ſo ſanft wie ich. Die Frau Baronin gab mir noch zehn Mark und ein Korſett, das faſt gar nicht getragen iſt. Alles außer dem Honorar.‘ — Und wieder eine Weile ſpäter ſaßen wir alle um den ovalen Sofatiſch herum und die guten Sachen der Frau Baronin wurden von Herrn Buntzel ſachverſtändig geprüft. Herr Buntzel war in ſeinem Fauteuil ſitzen geblieben, Suſanne hatte auf ſeine Weiſung hin neben mir auf dem Kanapee Platz genommen. Zu meiner Linken, an der Schmalſeite des Tiſches, hatte ich die hagere Geſtalt der Frau Pilz, ein Profil, ſchön wie eine antike Kamee, aber mit unzufriedenen Augen, mit den Falten des Mißmuts und der Farbe der Krankheit. Mir gegenüber befand ſich das rotbärtige, lächelnd geneigte Köpfchen des Herrn Pilz — ſeine Augen waren wieder recht ſchläfrig — und zwiſchen ihm und ihrem Manne ſaß Frau Buntzel, ſtark, vollſaftig, mit gewaltiger Büſte und etwas rohem, aber gutmütigem, breitem Geſicht. Und ſo ſaßen wir bis tief in die Nacht hinein bei der Küche der Frau Baronin und einer Bowle, die Herr Buntzel bereitete, und feierten meine Verlobung.

„Soll ich Ihnen beſchreiben, lieber Freund, wie mir zu Mute war? Die Schlacht war gewonnen, ich hatte Suſanne erobert. Ich ſaß neben ihr. als ihr Verlobter, ich hielt oft minutenlang ihr weiches Händchen in meiner Hand, und wenn ich ſie anſah, ſtieg es mir wunderſam berauſchend zu Kopf, daß all dieſer ſüße Reiz nun mein Eigentum war. Dieſes liebe Lächeln gehörte mir, dieſer ſanfte Blick gab mir alles — ſie war meine Frau, meine Frau! Und doch ſaß ich den ganzen Abend hindurch nur im Fegefeuer, und erſt als ich Abſchied nahm, öffnete ſich mir für eine kurze Spanne Zeit der Himmel. Suſanne geleitete mich mit dem Licht hinab über die Treppen, als ſie aber unten den Leuchter weggeſtellt hatte und das Thor öffnen wollte, da ſchloß ich ſie in meine Arme. Und ſie wehrte ſich nicht, ſie blieb an meiner Bruſt und duldete glutrot die Küſſe, die ich ihr gab. Und das war der Himmel, das war eine Minute lang oder zwei der Himmel mit all ſeinen Wonnen.

„Erſt viel, viel ſpäter, viele Monate danach, fragte ich mich, ob auch nur eine Spur von Liebe in dem Herzen des Mädchens war, als ſie ſich meiner Umarmung überließ. Ich weiß jetzt, daß die Antwort ‚nein‘ hätte lauten müſſen, wenn ich auch damals noch zu feig war, mir das zu ſagen. Suſanne liebte mich nicht. Sie fühlte ſich nicht abgeſtoßen, ſie war mir gut, aber ihr Herz blieb kalt. Nur die Mutter, der Onkel brachten ſie ſo weit. In ihrer Natur war viel von der Schwäche, der Kindlichkeit ihres Vaters und Herr Buntzel unterjochte weit ſtärkere Charaktere, er hatte ſeine Schweſter zahm gemacht und ſeine Frau, die beide nicht zu den ſanfteſten ihres Geſchlechtes gehörten.

„Was Herrn Buntzel bewog, mir ſeine Gunſt ſo freigebig zuzuwenden, das, lieber Freund, mögen Sie ſelbſt beurteilen. Eine entſchiedene Antwort kann ich nicht geben und vielleicht läßt ſie ſich auch nicht geben. Seine Sympathien für die Kunſt und überhaupt für die Bildung waren nicht geheuchelt. So roh ſie zum Ausdruck kamen, ſo wunderlich ſie ſich mit ſeiner egoiſtiſchen Charakteranlage, ſeiner begehrlichen Natur und ſeiner perſönlichen Eitelkeit verquickten — er liebte die Kunſt. Er liebte ſie, wie ein Hund ſeinen Herrn liebt. Ihr Weſen konnte er nicht faſſen, ihr Allerheiligſtes begriff er nicht. Aber alles, was mit ihr zuſammenhing, liebte er und wenn es nur eine alte Farbenhülſe oder eine zerbrochene Palette war. Seine Lieblingslektüre waren die Recenſionen über Muſik, Theater, Malerei und Poeſie, und damit hätte er ſich gewiß nicht beſchäftigt, wäre ihm die Kunſt nur als das einträglichſte Handwerk erſchienen. Trotzdem wage ich es nicht zu entſcheiden, ob es mehr dieſe Sympathien waren, welche mir zu meiner Eroberung verhalfen, oder mehr die egoiſtiſchen Beweggründe. Ich weiß jetzt, daß er mich — als den Sohn meines Vaters — für wohlhabender hielt, als ich in Wirklichkeit war, und überdies verſprach er ſich von meinem Talent eine Melkkuh. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß Frau Buntzel vor ein paar Monaten vom Schlag gerührt worden war, und ſo lag es nahe, daß er ſich beizeiten um eine neue Melkkuh umſah. Auch hatte ich von vornherein ſchon ſeiner perſönlichen Eitelkeit geſchmeichelt und dieſer mußte der Gedanke angenehm ſein, daß nun ein Künſtler in die zu ſeinem großen Leidweſen nur gering angeſehene Familie kam. So waren alſo Urſachen genug, meine Annäherung und dann meine Bewerbung willkommen zu heißen, mag man nun in dem eigentümlichen Gemiſch ſeines Charakters dieſe oder jene Seite beſonders ins Auge faſſen.

„Ueber die Zeit meiner Verlobung kann ich kurz hinweggehen. Es war ein ſchöner Traum, aus dem mich nur bisweilen — minutenlang — ein widerliches Gefühl erweckte, über das ich mir nicht klar wurde — oder nicht klar werden wollte. Ich lebte eben im Rauſch, und trat eine Ernüchterung ein, ſo iſt es ja menſchlich, begreiflich, daß ich mich raſch wieder in den ſeligen Zuſtand zu verſenken ſuchte.

„Nur einmal ſtand es drohend vor mir auf, als ginge ich mit verbundenen Augen ins Unglück.

„Das war an dem Tag, an dem ich mit Suſanne zu meiner Couſine Cäcilie hinausfuhr, um ihr die Braut vorzuſtellen.

„Cäcilie und ihre Mutter waren meine einzigen Verwandten, bei denen es mich zu einer ſolchen Vorſtellung drängte. Mit dem Vetter meines Vaters, der mein Vormund geweſen war, hatte ich mich entzweit, da auch er von einer künſtleriſchen Laufbahn nichts wiſſen wollte; und mit den Kindern dieſes Mannes war ich nie auf freundſchaftlichem Fuße geſtanden. So blieb mir nur die alte Frau in Eggendorf, die eine Couſine meiner Mutter war, und ihre Tochter Cäcilie.

„Die Tante war nach dem Tod ihres Mannes, an dem ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit gehangen, krank und ſchwachſinnig geworden, und um ihr den Landaufenthalt zu ermöglichen, hatte Cäcilie eine Lehrſtelle an der Schule in Eggendorf angenommen. Dort führten die beiden Frauen ein ſtilles, zurückgezogenes Leben, in das meine ſeltenen Beſuche die einzige Abwechslung brachten.

„Arm war dieſes Leben trotzdem nicht. Sie hatten ja ihren geliebten Garten und Cäcilie hatte ihr Klavier. Und mehr als das war ihnen die Liebe, mit der ſie aneinander hingen.

„Wie ich ſchon bemerkte, war Cäcilie um ein paar Jahre älter als ich. Aber ihre Züge waren reizlos, ihre Geſtalt dürftig, ihr ganzes Weſen war ſo ernſt und nonnenhaft, daß ſie mir immer noch viel, viel älter erſchien, als ſie war.

„Was mir gefiel an ihr, war nur die Güte in ihren Augen, und ihre Worte, die mir immer weiſer vorkamen, als die anderer Menſchen — auch dann, wenn ſie tadelten.

„Cäcilie empfing uns in dem ſchmuckloſen grauen Lüſterkleide, das von ihrer Geſtalt unzertrennlich ſchien, und als ich ſie ſo neben Suſanne ſah, da überwältigte mich ein ſeltſames Mitleid und ich dachte, wie grauſam die Natur iſt, wie ungerecht ſie ihre Gaben verteilt — dem einen alles — dem andern nichts.

„Die alte Dame hatte uns wenig zu ſagen. Sie war überdies körperlich leidend und zog ſich ſofort nach dem Kaffee in ihr Zimmer zurück.

„Cäcilie zeigte uns dann den Garten, was da und dort gewachſen war und noch wachſen ſollte. Dann pflückte ſie die erſten faſt reifen Erdbeeren und gab ſie Suſanne. Ich wollte das ablehnen, denn ich wußte, daß jede erſte Frucht der Mutter gehörte. Aber Cäcilie nahm die Beeren nur zurück, um ſie dann Suſanne raſch in den Mund zu ſtecken.

„‚Machen Sie ihn dafür recht glücklich,‘ ſagte ſie und dabei ſtiegen ihr die Thränen in die Augen.

„Ich bat ſie dann, uns etwas auf dem Klavier vorzuphantaſieren — denn ſie ſpielte herrlich — aber ſie lehnte meine Bitte ſchroff ab.

„‚Wir wollen lieber in den Wald gehen,‘ erwiderte ſie. ‚Muſik habt ihr ja in der Stadt genug.‘

„Während des Spazierganges unterhielt ſie ſich faſt nur mit Suſanne. Sie richtete hundert Fragen an ſie und bisweilen auch allerlei Ermahnungen. Als wir wieder nach Hauſe kamen, ſchien es mir, als wären die beiden Mädchen merklich kühler gegeneinander geworden.

„Nachdem wir dann von der Mutter Abſchied genommen, begleitete uns Cäcilie auf den Bahnhof. Sie hatte nur ihren großen braunen Gartenhut aufgeſetzt und ſah neben Suſanne aus, wie eine graue Raupe neben einem herrlichen Falter.

„Auf dem Perron hatten wir nur noch ein paar Minuten zu warten — dann kam der Zug.

„Und jetzt, nachdem ſie Suſanne geküßt, küßte ſie auch mich. Und dabei floſſen ihr plötzlich die hellen Thränen über die Wangen — ‚Werde glücklich!‘ ſchluchzte ſie — und dann war ſie fort.

„Dieſe Thränen, dieſes ‚Werde glücklich!‘ konnte ich nicht vergeſſen. Es klang mir lange noch im Ohr, als ich ſchon wieder die Händchen meiner Suſanne küßte, und als ich in dieſer Nacht nach Hauſe ging, da hörte ich die Worte wieder, da ſah ich die Thränen wieder. Und plötzlich erſchien mir meine Zukunft ſo ſchwarz und traurig, daß ich ſelber weinen mußte. . . .“

* * *

Er war während der letzten Worte aufgeſtanden und ſchritt nun im Zimmer auf und ab.

Seine Zigarre lag erloſchen auf dem Fenſterbrett, er hatte längſt aufgehört, zu rauchen. Zuletzt aber war eine tiefe Erregung über ihn gekommen, ſeine Stimme zitterte ſchmerzlich, ſeine Augen waren feucht. Er ſprang auf, preßte die Hände vor die Stirn, und dann, als ob ſich die Erinnerung ſo ſänftigen ließe, ging er raſchen Schrittes durch das Zimmer, dann wieder zurück und immer ſo fort.

Ich wollte ihn nicht ſtören und ſah ſchweigend vor mich hin. Seine Erzählung hatte mich ſelbſt erregt und ich ſuchte die Zukunft zu durchdringen, ohne daß es mir gelang. Und dabei wurde ein merkwürdiges Mitleid für die ſchöne Suſanne in mir rege, ein Bangen ergriff mich, als ſollte ein liebes, unſchuldiges Menſchenkind einer traurigen Verkettung von Schickſalen zum Opfer fallen.

Plötzlich wurde unten ein Geräuſch hörbar, als öffnete man die Thüre, und gleich darauf tappten ſchwere Tritte die Treppe herauf.

Franz blieb ſtehen und lauſchte erregt, als wäre er noch mitten in ſeiner Geſchichte, als wäre die Erinnerung zur Wirklichkeit geworden, als drängte ſich die Wirklichkeit hinein in die Erinnerung.

Endlich aber beſann er ſich und ein Lächeln flog über ſein Geſicht.

„Das wird vom alten Remi kommen," ſagte er. „Ich wußte es ja."

Dann ging er zur Thür, öffnete, und wirklich trat nun ein Junge ein mit einem Körbchen am Arm.

„Einen ſchönen Gruß von Herrn Haniel," ſagte er, „und wenn die Herren ſonſt was möchten, ſo ſollen Sie mir's aufgeben."

„Wir danken ſchön," erwiderte Franz, „aber wir brauchen ſonſt nichts. Gegen Abend kommen wir hinüber in die Wirtſchaft."

Dann ging der Junge und Franz nahm zwei Flaſchen und zwei grüne Kelchgläſer aus dem Korb.

„Blaugeſiegelter," ſagte er, „— das iſt ſein Beſter. Eine gute Seele, der Remigius Haniel, wenn ſeine Freundſchaft auch nicht eigentlich mir gilt, ſondern . . . Früher wenigſtens war der Rotgeſiegelte gut genug für mich und er behauptete, keinen beſſern zu haben. Ein bißchen Lüge muß eben auch bei den guten Seelen ſein . . ."

Er hatte inzwiſchen das Siegel entfernt und nun zog er den Kork aus der Flaſche. Dann ſchenkte er die beiden Gläſer voll, die er auf das Fenſterbrett geſtellt hatte, und nahm wieder ſeinen alten Platz ein.

„Stoßen Sie an!" ſagte er, ſein Glas erhebend, „und jeder von uns mag dabei an ſein Liebſtes denken."

Die Gläſer klangen zuſammen und dann wurde es wieder ſtill. Seine Miene wurde ernſter, ſeine Augen ſchweiften hinaus durchs Fenſter. Dann ſeufzte er und begann von neuem zu erzählen.

* * *

„Die Fortſetzung fällt mir ſchwerer als der Anfang," ſagte er. „Aber wir müſſen hinüber, um zum Ende zu kommen. Und dank dem alten Remi bin ich ja jetzt wieder ruhiger geworden. Man ſollte nicht glauben, daß einen das Ueberwundene noch in der Erinnerung ſo überwältigen kann. Aber freilich — der Kampf, den ich in dieſen zwei Jahren gekämpft, gehört zu den bitterſten Kämpfen, die einem Menſchen beſchieden ſein können. Er hat mich dem Wahnſinn, der Verzweiflung nahe gebracht, und wenn ich mich nicht erſchoß, wie meine arme Mutter es that, ſo danke ich das nur einer — der Kunſt. Und wenn ich aus meiner Geſchichte etwas in goldenen Lettern herausheben ſollte, ſo gehört dazu auch die Erkenntnis von der wunderſamen Lebenskraft, welche der Trieb zur Kunſt erzeugt. Glaubt nicht den Künſtlern, welche in dunklen Augenblicken ihren Beruf, oder vielmehr ihre Natur verfluchen, weil ſie ihnen ſo viel mehr Leiden bringt, als die anders gearteten Menſchen empfinden. Sind ſie Künſtler, dann haben ſie auch den Balſam für alle Wunden in ihrer Kunſt. Und nur derjenige wird wirklich elend, der ſich bethören läßt, der ſich grollend abwendet von ihr oder ſie herab in den Schmutz zieht.

„Ein ſolcher Elender bin ich lange geweſen, aber als ich endlich vor dem Wahnſinn, vor der Verzweiflung ſtand, da fand ich mich ſelber wieder, da rettete mich die Kunſt.

„Meine Ehe mit Suſanne, die mir in den erſten Wochen nur Wonnen brachte, wurde ſpäter tief unglücklich. Wir machten eine kleine Reiſe — zwei Wochen blieben wir fort. Wären die zwei Wochen zwei Jahre geweſen — es wäre wohl alles anders gekommen. Aber vielleicht war es doch noch beſſer, daß es ſo kam, wenn ich mein Glück auch mit den herbſten Schmerzen bezahlt habe.

„Suſanne war, als wir heirateten, nur wenig Monate mehr als ſiebzehn Jahre alt. Ihr Weſen war noch ſtark kindlich, wirkliche Bildung hatte ſie nicht empfangen. Sie hatte eine Bürgerſchule beſucht und dann allerlei weibliche Handarbeiten gelernt, und dazu kamen die häuslichen Einflüſſe. Ich bemerkte ihre Mängel trotz meines Rauſches, obwohl es dieſen nicht beeinträchtigte. Auch merkte ich bald, daß ſie bildungsfähig war, und das bereitete mir neue Freuden. Daß ihr Intereſſe für die Kunſt, ähnlich wie bei ihrem Onkel, ſich nur auf Aeußerliches beſchränkte, entging mir in dieſer Freude. Das iſt übrigens ſo natürlich, daß ich es kaum hervorzuheben brauche, und mancher andere an meiner Stelle hätte überhaupt keine Mängel gefunden.

„Es waren zwei herrliche Wochen. Wir waren nach Italien gegangen, das wir freilich nur wie im Flug durcheilten. Ich war zu wenig leichtſinnig, als daß ich uns mehr Ferien gegönnt hätte, und Suſanne und ihre Familie ſtimmten mir bei. Namentlich Herr Buntzel, der ſchon mit Feuereifer an meiner Zukunft arbeitete.

„Mit dem Tage unſerer Heimkehr war das reine Glück zu Ende und die erſten ſchweren Wolken ſtiegen auf.

„Die Familie hatte es übernommen, unſer Heim einzurichten, und vergnügten Sinnes gingen wir nach der neuen Wohnung — es thut nach der ſchönſten Reiſe wohl, in ſein Neſt zu kommen.

„Aber wie ſehr erſchrak ich und wie erſchrak ich immer von neuem, als uns Herr Buntzel mit der Miene eines Triumphators aus einem Zimmer ins andere führte.

„Das war alles für reiche Leute, aber nicht für uns. Ein Leben in dieſem Stile — mir wurde angſt und bange!

„Zuletzt waren wir ins Atelier gekommen und da ſtand noch eine Leiter.

„‚Nur eine Kleinigkeit,‘ ſagte Herr Buntzel, ‚dazu bin ich nicht mehr gekommen. Hab' ja gearbeitet wie ein Ackergaul. Bitte, haltet mir die Leiter.‘

„Dann ſtieg der dicke Mann mit ſichtlicher Anſtrengung bis auf die vorletzte Sproſſe.

„Seine Bruſt arbeitete wieder wie ein Blaſebalg und über das dicke rote Geſicht tropfte der Schweiß herab.

„‚Gib mir den Hammer, Schwager.‘

„‚Die Nagelkiſte, Schweſter.‘

„‚Sannchen — Franz — geht doch um Gottes willen nicht von der Leiter fort.‘

„‚Memme — ei zum Kuckuck, wo biſt du denn? Was bleibſt du denn nicht da? Such mir die Zange. . . . Dieſe verdammten Mauern . . . ah — hol's der Teufel! . . . Na, warte! . . . Haltet mir doch um Gottes willen die Leiter feſt! Wenn ich mir den Hals breche um euretwillen, habt ihr's auf dem Gewiſſen. Man kann doch nicht alles allein machen. . . . Verdammte Mauern. . . . So, jetzt ſitzt er aber.‘

„Der Nagel ſaß, die Draperie wurde noch ein wenig anders geſchürzt, und dann ſtapfte der dicke Mann wieder herab.

„Er ſchnaufte zum Erbarmen und ſeine ſchwarzen Augen rollten. Dabei lag ein großartiger Ernſt auf ſeinen Zügen.

„‚So opfert man ſich für ſeine Kinder,‘ ſagte er. ‚Aber das iſt jetzt auch ein Atelier — was?‘

„Ich hatte nicht das Herz, ihm zu erwidern, was ich empfand. Nach meiner Meinung glich der Raum mehr einer Trödelbude, wie einem Atelier. Und wenn auch manches wirklich recht hübſch arrangiert war -- wieviel mochte das aber gekoſtet haben!

„‚Na, du haſt ja kein Wort des Dankes,‘ ſagte er, als ich nur ſchweigend umherſtarrte. ‚Aber das thut nichts, das bin ich ja gewohnt. Das iſt mir immer ſo gegangen. Und ihr alle, ihr alle werdet mich erſt zu ſchätzen wiſſen, wenn ich in der Erde liege und faule --‘

„‚Aber Buntzel!‘ unterbrach ihn die ‚Memme‘, ihre Hand auf ſeine Schulter legend.

„Und ich, ich faßte die ſeine und ſagte mitleidig: ‚Verzeihen Sie, Onkel. Ich bin Ihnen ja von Herzen dankbar. Das alles macht Ihrem wirklich künſtleriſchen Geſchmack nur Ehre. Aber ich bin kein reicher Mann -- ich finde es nur ein wenig zu koſtſpielig —‘

„Da ließ er meine Hand los, faßte ſeinen grauen Knebelbart, und ſeine Augen rollten nach rechts, nach links, im Kreiſe umher, gerade als wollten ſie ſagen: ‚Habt ihr je ſchon ſolch einen Narren geſehen?‘

„Und dann -- als ob er mich mit ſeinen Augen durchbohren wollte — wandte er ſich wieder zu mir und faßte meinen Weſtenknopf.

„‚Zu koſtſpielig, alſo?‘ ſagte er faſt drohend. ‚Reſpekt vor der Kunſt — aber ſonſt hätte ich dich einen Einfaltspinſel genannt. Ein Maler, der es ernſt meint mit ſeinem Beruf, muß ein Atelier haben, und wenn er Schulden dafür machen müßte. Glaubſt du vielleicht, alle Menſchen ſind Buntzels? Die haben verflucht wenig Reſpekt vor der Kunſt und deswegen muß man ihnen den Reſpekt eintrichtern. Ich thue mein Möglichſtes, die ‚Memme‘ ſchickt dir Millionäre und Baroninnen ins Haus. Aber die müſſen auch ſehen, daß was dahinter ſteckt, ſonſt kommen ſie nicht wieder. Sie müſſen ſehen, daß ſie zu einem großen Künſtler kommen und dann müſſen ſie's auch noch in der Zeitung leſen. Ich kann viel thun, aber nicht alles, drum ſei kein Einfaltspinſel und höre auf einen guten Rat. Wenn ich Baſſiſt wäre, dann möchte ich auch das Geld nicht anſehen bei den Rezenſenten und aufs Kranzwerfen käm's mir ſchon gar nicht an!‘

„Daß dieſe Rede nicht geeignet war, meine Stimmung zu verbeſſern, brauche ich kaum zu ſagen. Zum erſtenmal ſeit meiner Hochzeit ſah ich wieder den Schatten und diesmal noch deutlicher, noch drohender, als damals, nachdem mir Cäcilie unter Thränen zugerufen hatte: ‚Werde glücklich!‘

„Die Prophezeiungen Herrn Buntzels trafen übrigens ein und die ‚Memme‘ brachte mir wirklich ‚Millionäre‘ und ‚Baroninnen‘ ins Haus. Weil ſie einen ‚ſo ſanften Strich‘ hatte, ließen ſie ſich von mir porträtieren, und der Maſſage verdankte ich meine erſten Erfolge als Maler.

„Den nächſten Erfolg brachte mir die Feder John Breitenſteins.

„Herr Buntzel intereſſierte ſich natürlich auch für meine früheren Arbeiten, und obwohl er damit nicht zufrieden war, riet er doch zur Ausſtellung. ‚Man muß Lärm machen,‘ ſagte er, ‚dein Name muß gedruckt werden, und der John Breitenſtein wird ſchon was Hübſches ſchreiben. Das iſt die Hauptſache. Aber dein Fach iſt das Porträt, das ſehe ich jetzt. Das Sannchen haſt du gottvoll gemalt — mit der Phantaſie bringſt du nur konfuſes Zeug zuſammen.‘

„Er hatte nicht ganz unrecht, der dicke Mann. Meine Phantaſie geht etwas ſonderbare Wege. Aber wenn meine damaligen Arbeiten zum größten Teil nichts wert waren, ſo lag das nur daran, daß meine Stärke eben im Gefühlsausdruck liegt. Und damals war mein Gemüt noch nicht ſo weit herangereift, daß meine Phantaſien wirkliches Leben gewinnen konnten. Aus denſelben Gründen aber iſt das Porträt nicht mein ‚Fach‘. Ich kann nur malen, was mein Gemüt erregt — was ich liebe. Deshalb war das Bildnis Suſannens ein Kunſtwerk, eine wirklich gute Arbeit, während die Bilder der ‚Millionäre‘ und ‚Baroninnen‘ trotz meines ehrlichen Eifers Handwerksgeſtümper wurden.

„Es kam alſo zur Ausſtellung und John Breitenſtein ſchrieb auf die Bitte Herrn Buntzels hin eine Lobhudelei ohnegleichen. Herr Buntzel ſelbſt ging in dieſen Tagen von einer Kneipe zur andern und ſprach überall mit höchſter Begeiſterung von ‚ſeinen Bildern‘. Die andern Zeitungen ſchrieben nichts darüber und deshalb gab es ſpäter noch ernſte Auseinanderſetzungen zwiſchen mir und dem dicken Mann, denn ich hatte es nicht über mich gebracht, die Rezenſentenbeſuche, wie er ſie wünſchte, zu machen. Uebrigens erzielten wir wirklich einen Erfolg — eines der Bilder wurde verkauft.

„Merkwürdigerweiſe war es dasjenige, welches Herr Buntzel für das ſchlechteſte und ich für das beſte hielt.

„Der einzige tiefe Eindruck meines Lebens vor der Bekanntſchaft mit Suſanne war der Tod meiner Mutter geweſen.

„Und eines Tages, in einer tieftraurigen Stimmung, als ich auf meiner Wanderung in einer ärmlichen Stube ein krankes, elendes Weib erblickt hatte, kam dieſer Tod wieder wie ein Schauer über mich. Und aus dieſer Stimmung heraus entſtand das Bild.

„Ich malte den Tod als ‚Erlöſer‘ — und es war gewiß das beſte, was ich gemalt hatte. Herrn Buntzel verdroß indes das grauſige Motiv, die Verquickung von Phantaſtik und Wirklichkeit und noch manches andere. Auch der Agent ſchien ihm recht zu geben, denn der Preisanſatz — den wir ihm überlaſſen hatten — war der niederſte meiner ganzen Sammlung.

„Und dieſes Bild wurde verkauft.

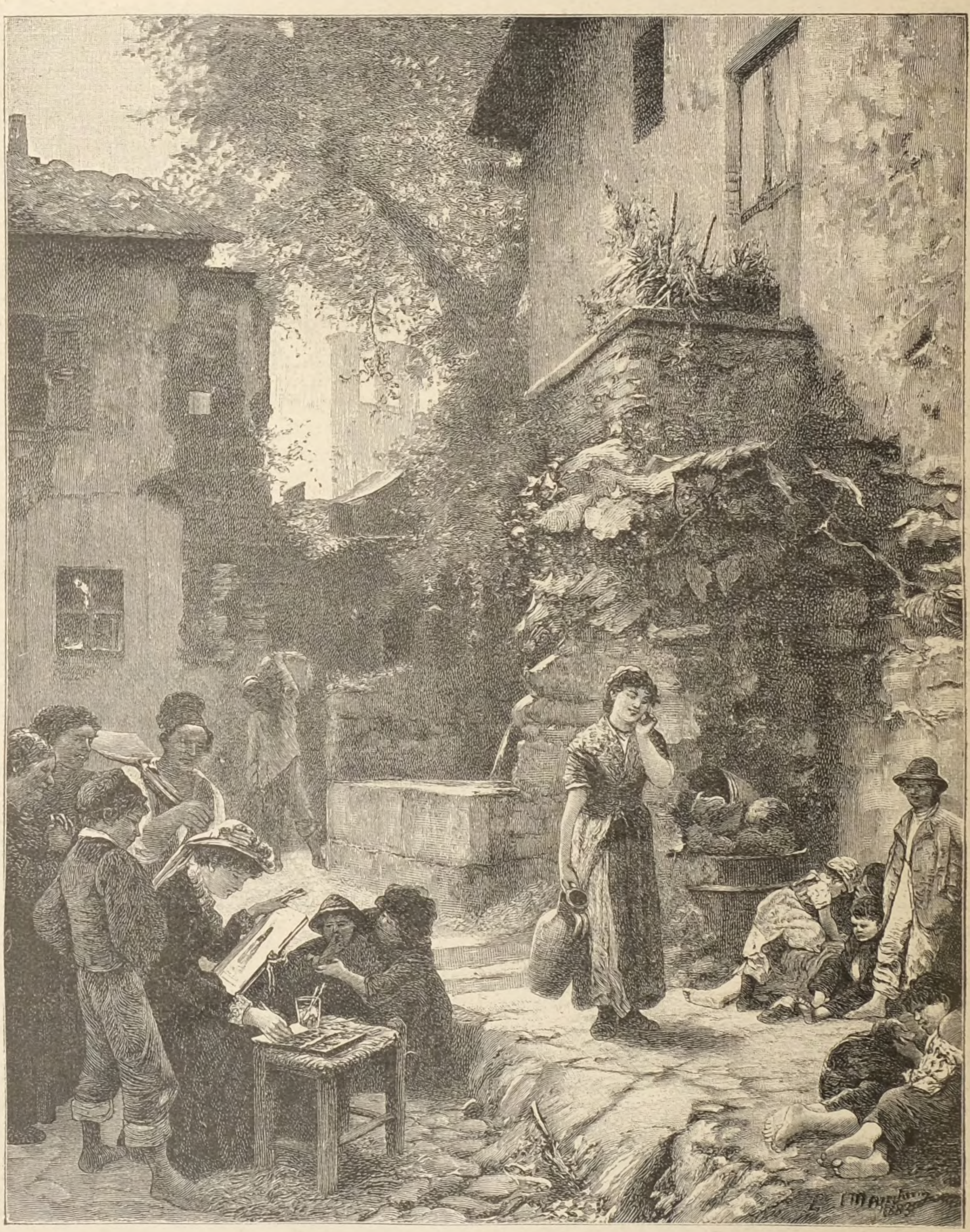
„‚Merkwürdig,‘ ſagte ich zu Herrn Buntzel.

„‚Ich finde gar nichts Merkwürdiges dabei,‘ erwiderte er. ‚Es war eben das billigſte. Schlecht ſind ſie ja alle, aber der Stimme John Breitenſteins leiſtet man doch ſeinen Tribut.‘

„‚Trotzdem möchte ich den Käufer kennen,‘ ſagte ich.

„Trotz John Breitenſtein und der ‚Billigkeit‘ empfand ich eine ſeltſame Genugthuung. Es war ein Augenblick des

Lichts in der Dämmerung, die über meinem Arbeiten lag. Wie eine Erinnerung aus einer verlorenen Welt, aus einem verſcherzten Paradies kam es zu mir. Ich malte nur mehr Porträts. Ich that es, weil ich wirklich viel zu thun bekam und weil das Urteil Herrn Buntzels nicht ganz ohne Einfluß auf mich blieb. Dieſer Mann übte ja ſeltſamerweiſe auch auf mich eine gewiſſe Macht aus und dann gab ihm zum Teile auch mein Verſtand recht — und überdies der Meiſter, bei dem ich Unterricht genommen hatte; auch dieſer hatte mich bisweilen faſt mit denſelben Worten, die Herr Buntzel gebrauchte, getadelt. Konfuſe Kompoſition, Verquickung von Phantaſtik und nüchterner oder gar häßlicher Wirklichkeit — das waren auch ſeine Worte geweſen. So ließ ich denn jetzt die Kompoſition ſein und malte fleißig Porträts, die auch den Vorteil hatten, bar und gut bezahlt zu werden. Und Geld brauchten wir ja — viel Geld — viel Geld! Die Welt meiner Träume lag hinter mir wie ein fernes Nebelland — und nun war dieſes Bild verkauft worden — die Nebel zerteilten ſich — es ſchien wie die Sonne — ein märchenhaftes Licht — mir war, als müßte ich beten und weinen!

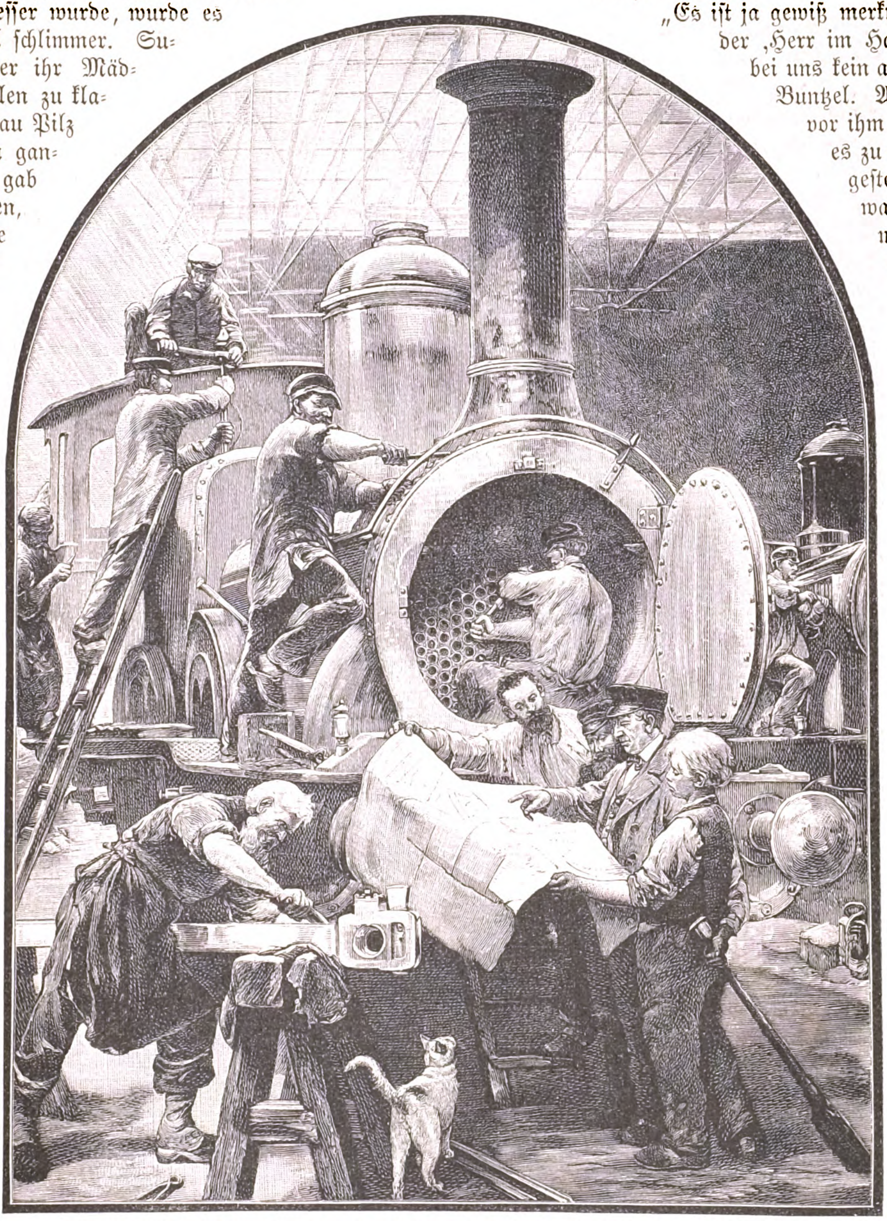


„**Oelſtudie**“. Aus der Paul Meyerheim-Mappe, Verlag von C. T. Wiskott in Breslau (S. 501).

„Und lange noch dachte ich, wer wohl der Käufer des Bildes geweſen ſein mochte. . . .

„Inzwiſchen hatte ſich übrigens auch meine Häuslichkeit ſchon ſtark verdüſtert, und das Verhältnis zu Suſanne war längſt nicht mehr ganz das alte.

„Mißhelligkeiten mit dem Dienſtmädchen hatten dazu geführt, daß Frau Pilz ganz in unſer Haus gezogen wurde. ‚Das Sannchen iſt ja noch zu jung und unerfahren,‘ hieß es, ‚und mit dieſen Prinzeſſinnen kommt man nicht weit. Die ‚Mamma‘ wird die Wirtſchaft führen, das Sannchen wird ſich ſo in alles beſſer hineinfinden, und derweil behilft man ſich mit einem billigen, geringen Mädchen.‘ Meine Schwiegermutter zog alſo ins Haus, aber ſtatt daß es damit beſſer wurde, wurde es nun hundertmal ſchlimmer. Suſanne hatte über ihr Mädchen nur bisweilen zu klagen gehabt, Frau Pilz aber zankte den ganzen Tag. Es gab beſtändig Scenen, eine beſtändige Unruhe und zudem wuchſen die Haushaltungskoſten beträchtlich. Daß nun zu der ‚Mamma‘ auch bald der ‚Pappa‘ kam, iſt ſelbſtverſtändlich. Damit vergrößerten ſich die Ausgaben abermals -- andererſeits aber war Herr Pilz inſofern ein Segen, als er das Heizen der Oefen beſorgte. Infolgedeſſen begann die ‚Mamma‘ ihren Zank und ihr Gejammer jeden Morgen um eine gute Stunde ſpäter und das übte auf meine Nerven eine ſehr wohlthätige Wirkung aus. Und im übrigen war Herr Pilz ja ein ſtiller Mann, der nirgends ſtörte und nie einen Konflikt herbeiführte. Er ging ſchweigſam, freundlich lächelnd im Haus umher, und am liebſten ſaß er in ſeinem Lehnſtuhl und ſchlief.



„Loggienbild“. Aus der Paul Meyerheim-Mappe, Verlag von C. T. Wiskott in Breslau (S. 504).

„Ein weiteres Glied in dieſer Kette von Ereigniſſen aber war es, daß nun auch Herr Buntzel faſt ganz zu uns herüber zog. Die ‚Memme‘ war tagsüber nicht zu Hauſe -- ſie mußte ja verdienen — und wer ſollte nun dem dicken Mann ſein Eſſen kochen, wer ſollte für ſeine verſchiedenen Bedürfniſſe ſorgen, nachdem ſich ſeine Schweſter für ihre Tochter, für Suſanne opferte? Ueberdies konnte Herr Buntzel die Einſamkeit nicht ertragen, und ſo war er nun vom Morgen bis zum Abend und — wenn er nicht in die Kneipe ging — oft bis ſpät in die Nacht hinein unſer ſtändiger Gaſt. Und jetzt erſt lernte ich ihn in ſeiner ganzen Größe kennen.

„Es iſt ja gewiß merkwürdig — aber der ‚Herr im Hauſe‘ war auch bei uns kein anderer als Herr Buntzel. Alles beugte ſich vor ihm und — ich muß es zu meiner Schande geſtehen — auch ich war eigentlich nicht mehr als ſein Sklave. Anfangs hatte ich faſt etwas wie Zuneigung zu ihm empfunden -- dann ein gewiſſes Mitleid -- endlich erſchien er mir nur mehr in komiſchem Lichte — zuletzt begann er mir widerlich zu werden und ich fing an, mich über ihn zu ärgern. Immer aber übte er einen gewiſſen Einfluß auf mich -- es war, als ob eine überlegene Kraft in ſeiner Natur wäre, die ſelbſt einen dem ſeinen gewachſenen Verſtand unterjochen konnte, und bei aller Komik, die ſein ernſtes, würdiges Benehmen, ſeine rollenden Augen, ſein impoſantes Geſicht, ſein dröhnender Baß, ſeine ganze nur etwas zu dicke und gar zu kurzbeinige Majeſtät endlich für mich hatte — ja ſelbſt dann, als er mir ſchon verächtlich war, als ich mir über das Unſelige dieſer Verbindung klarer und klarer wurde, war ich doch nicht im ſtande, ihn aus dem Hauſe zu werfen.

„Merkwürdig -- aber er unterjochte uns alle, er allein war der Herr im Hauſe. Er rückte die Möbel nach ſeinem

Sinn, er kritiſierte meine Bilder, er guckte in alle Küchentöpfe, er dekorierte mein Atelier. Ihm allein gelang es, die Keifluſt ſeiner Schweſter zum Schweigen zu bringen, und ſelbſt die widerſpenſtigſte Dienſtmagd fügte ſich ihm. Er machte unſeren Speiſezettel, er bezeichnete mir die Rezenſenten, zu denen ich gehen ſollte, er wog die Pflichten und die Rechte Suſannens ab, er war in allen Dingen der Schiedsrichter und, wenn es nötig war, der Tröſter, er bemächtigte ſich endlich auch der Kaſſe, und wenn die ‚Millionäre‘ und ‚Baroninnen‘ kamen, dann war er es, der ſie empfing, der die Honneurs machte, und mich rief er nur herbei wie ſeinen Gehilfen, ſeinen Lehrjungen. Er war eben in jeder Beziehung der Herr im Hauſe, und auch dann, als ich das Joch ſchon empfindlich zu fühlen begann, hatte ich noch nicht die Kraft, es abzuſchütteln.

„Allerdings war der dicke Mann, deſſen grauer Schnurr- und Knebelbart, deſſen rollende ſchwarze Augen immer auftauchten, ſowie etwas im Hauſe ‚vorging‘ — und wenn auch nur ein neuer Nagel eingeſchlagen werden ſollte —, nicht die eigentliche Urſache meiner Schwäche, meiner Fügſamkeit. Sein unmittelbarer Einfluß auf mich war ja gewiß auch nicht gering, aber was mich ſo weit brachte, wie ich gebracht wurde, das war die Liebe zu Suſanne ... dieſe Liebe, die nicht ſo erwidert wurde, wie es hätte ſein ſollen ... und die dann den Charakter einer weniger edlen, ja krankhaften Leidenſchaft annahm ... dieſe Liebe, die mich alle Qualen der Hölle erdulden ließ.

„Sie können ſich denken, lieber Freund, daß die Verhältniſſe, in denen wir lebten, auch zu Reibungen zwiſchen ihr und mir führten. Dieſe Reibungen wurden dann um ſo heftiger, als ich ja den ganzen Tag arbeitete, und der Einfluß der Verwandten den meinen ſehr ſtark überwog. Statt daß wir ſeeliſch einander naher kamen, entfremdeten wir uns immer mehr. Für meine Kämpfe hatte ſie kein Verſtändnis, ſie ahnte nicht einmal, wie ich unter dieſer Zwingherrſchaft litt. Das Geſchäft ging gut, ich war ein erfolgreicher Künſtler, ich hatte arbeitſame Hände im Haus, es wurde für mich gekocht, gewaſchen, geputzt, ohne daß ich mich um etwas zu ſorgen brauchte, ich beſaß die Frau, die ich liebte — nun alſo, was fehlte mir denn? Warum war ich ſo gereizt, warum that ich ihr ſo weh, warum widerſprach ich ſo viel? ... Wir verſöhnten uns ja immer wieder, aber ſtets war ich es, der die Verſöhnung herbeiführte, und dann fiel es mir auf, wie kühl ſie blieb. Und nun fand ich denn auch heraus, daß ſie eigentlich immer kalt geweſen war — und wenn ich in meiner Erinnerung zurückging, ſagte ich mir, daß ſie ſich wohl küſſen ließ, aber daß ſie nie, niemals mich geküßt hatte. Ich beobachtete ſie, beobachtete ſie immer ſchärfer — und nun brach es qualvoll, unſäglich marternd über mich herein, daß ſie wohl mein Weib war — aber daß ſie mich nicht liebte.

„Und ich, ich liebte ſie noch immer, ich liebte ſie leidenſchaftlicher als je. Sie war ja auch noch ſchöner geworden — viel ſchöner — erſt jetzt war ſie ganz erblüht — ein Weib in der Fülle aller Reize — und ſelbſt wenn ich fern von ihr war, ſtieg oft ihr Bild vor meinen Sinnen empor — maßlos beſeligend — ein Traum vom Paradies — berauſchend wie ein Trank, nach deſſen Wonnen man ſterben möchte! Und dieſes Weib, für das ich arbeitete, für das ich mein Beſtes in den Schmutz warf, liebte mich nicht. Dieſes Weib, das mein war, das ich beſaß, mit dem ich lebte, dieſes Weib liebte mich nicht. Dieſes Weib glaubte, es ſei genug, daß ſie meine Frau war und daß mein Geſchäft gut ging!

„Es gab auch lichtere Augenblicke, Stunden da ich nicht ſo finſter ſah, Stunden da ich ganz zum Spießbürger wurde und mir ſagte: Es iſt ja wirklich nicht ſo übel, was du haſt. Begnüge dich damit. Du haſt ein gutes Geſchäft und eine ſchöne Frau, die treu und brav iſt — was willſt du mehr. Alles andere iſt Selbſtquälerei, Nervenüberreizung, der Keim zum Wahnſinn, dieſes zum Verderben führende Künſtlerblut, das du überwinden mußt, um glücklich zu ſein. Aber auf eine dieſer Stunden kamen dann immer wieder Tage, an denen die Stimme meines Innern ganz anders klang.

„Und nicht genug an all dem — meine wachſende Empfindlichkeit ſchuf der Leiden noch mehr. Die ‚Memme‘ brachte uns ja auch manchen Korb von ihren ‚Damen‘ ins Haus, manches Geſchenk, das ihr der ‚ſanfte Strich‘ eintrug. Ich hätte Suſanne faſt ganz mit den abgelegten Roben der Maſſagebedürftigen kleiden können — aber jedes dieſer Geſchenke verſtimmte mich tief, erfüllte mich mit einem Ekel vor mir ſelber, einer Art Kleinheitswahn, der mir wieder für lange Zeit alle Kraft raubte und allen Mut.

„Und als eines Tages Herr Buntzel ganz harmlos erzählte, Arthur Gosdorffer, derſelbe Arthur Gosdorffer, der ſich einſt um Suſanne beworben, habe eine unverhoffte Erbſchaft gemacht, der ehemalige Ladenſchwengel ſei jetzt ein beneideter Rentier — da war es mir, als hätte ich einen tödlichen Schlag erhalten.

„Arme Suſanne! Sie hätte jetzt mit Arthur Gosdorffer Equipage fahren können, und ſtatt deſſen war ſie die Frau eines armen Teufels und lebte eigentlich auch wieder nur von der Maſſage der Frau Buntzel!

„So verging die Zeit und es wurde immer ſchlimmer mit mir.

„Aber es ſollte noch ſchlimmer werden.

„Eines Tages brachte man uns Frau Buntzel auf einer Bahre ins Haus — der Schlag hatte ſie zum zweitenmal gerührt. Sie lebte noch ein paar Stunden, ohne ſprechen zu können — gelähmt an allen Gliedern — dann war es zu Ende.

„Zum erſtenmal, ſeit ich ihn kannte, verlor der dicke Mann ſeine würdige Haltung. Er warf ſich wie ein Raſender über das Weib, er flennte wie ein Kind, er tobte und fluchte, er läſterte Gott, und dann wieder bat er ganz gebrochen, ihn auch ſterben zu laſſen. Ich war tief erſchüttert und vergaß mein eigenes Elend über dieſen Ausbrüchen eines maßloſen Schmerzes.

„Der dicke Mann hatte die Frau wirklich geliebt. Er war ja nicht kalt, es war eine gewiſſe Herzlichkeit in ihm — eine Herzlichkeit, die auch am Anfang unſerer Bekanntſchaft anziehend auf mich gewirkt hatte. So war alſo ſein Schmerz begreiflich. Daß aber auch hier ſein Egoismus ſtark beteiligt war, ja ſehr ſtark, bewies er noch in der folgenden Nacht.

„Es war nicht möglich geweſen, ihn zur Ruhe zu bringen, und wenn nur eines von uns ſich entfernen wollte, ſchrie er ſchon auf: ‚Geht nicht fort. Verlaßt mich nicht. Bleibt bei mir. Wenn ich allein bin — wahrhaftig, ich könnte mich umbringen!‘

„So blieben wir denn die ganze Nacht hindurch alle beiſammen. Seine Schmerzausbrüche wiederholten ſich auch jetzt, bald tobte er und bald flennte er und dann wieder drückte er ſeine Beſorgnis aus, daß ihm das ‚den Reſt geben könnte‘. ‚Ich hab' dieſelbe Natur wie ſie,‘ ſagte er. ‚Ihr werdet ſehen, mich trifft auch noch der Schlag. ‚Memme‘, ‚Memme‘, warum haſt du mir das gethan! Warum muß ich das auch noch erleiden! Geht nicht fort — bleibt bei mir — ſonſt bring' ich mich noch um.‘

„Dann wurde er eine Weile ſtiller, und dann begann er von neuem, der Verſtorbenen Vorwürfe zu machen.

„‚Memme, Memme, warum haſt du mir das gethan. Das auch noch, das auch noch — was ſoll ich jetzt anfangen? Ein armer, alter, kranker Mann! Und du warſt allein an meinem Unglück ſchuld, du allein!‘

„‚Ja, ja,‘ fuhr er dann, zu uns gewendet, fort. ‚Sie war mein Glück, aber auch mein Unglück. Als ich ſie kennen lernte, war ich noch Mechaniker, aber doch ſchon darüber hinaus. Ich hatte ſchon viel geleſen und ich fühlte, daß etwas in mir ſtecke. Auch war ich damals noch ſchlank, ein Apollo, ich hätte als Romeo Furore gemacht. Und zum Theater wollte ich ja auch gehen. Wär' es dazu gekommen, dann hätte man meine Stimme entdeckt und heute hätt' ich zehntauſend Mark Gage oder gar mehr. Aber Künſtlerblut iſt ein verdammtes Blut! Ueber Nacht war's geſchehen und ich heiratete die ‚Memme‘. Mit dem Theater war es nichts. Sie hatte Geld und redete mir zu, einen Handel zu beginnen. Und das gefiel mir auch, denn ich wollte ein freier Mann ſein und mein Leben genießen. Ich glaubte wirklich, daß ich's mit dem Handel noch zum Rothſchild bringen könnte. Aber ich hatte Pech und immer nur Pech — ich war eben eine Künſtlernatur. Erſt errichteten wir einen großen Bazar — dann machten wir Konkurs und verſuchten es mit Spielwaren. Dann kamen wir auf einen kleinen Bazar herab und dann auf Schreibmaterialien. Da hatte ich eine Zeitlang Erfolg mit Aprilſcherzen, die ich ſelber dichtete, mit Neujahrsbriefen und dergleichen. Aber wir gaben doch wieder mehr aus als wir einnahmen, und nachdem wir wieder Konkurs gemacht hatten, kehrte die ‚Memme‘ zur Krankenpflege zurück. Sie hatte jetzt Glück — ſie lernte die Maſſage — und das brachte uns hinauf. Die Goldſtücke rollten uns nur ſo ins Haus und wir konnten wieder menſchenwürdig leben. Meine Heirat hat mich ins Unglück geſtürzt, aber die ‚Memme‘ hat alles wieder gut gemacht, das muß man ihr laſſen. Jetzt iſt's freilich aus, aus, jetzt iſt ſie fort und was wird aus mir werden? ‚Memme‘, ‚Memme‘, warum haſt du mir das gethan?‘

„Er begann aufs neue zu ſchluchzen und jetzt nahm Herr Pilz tröſtend ſeine Hand.

„‚Sei nur ruhig, Schwager,‘ ſagte er, ‚ich werd' mir wieder eine Stelle ſuchen.‘

„Es war der erſte zuſammenhängende Satz, den ich aus dem Mund meines Schwiegervaters hörte.

„Herr Buntzel aber fand keinen Troſt dabei, er jammerte fort, und erſt gegen Morgen überfiel ihn die Müdigkeit und er entſchlummerte in ſeinem Lehnſtuhl.

„Bei dem Begräbnis der Frau brach ſein Schmerz aufs neue aus — dann aber fand er ſich allmählich in ſein Schickſal und wurde wieder der alte.

„Natürlich zog er nun ganz zu uns. Es ſchien ſo ſelbſtverſtändlich zu ſein, daß niemand mich erſt fragte. Der gute Mann that auch, als ob er mir damit eine Gnade erwieſe, er führte mich bald zu dem bald zu jenem Möbelſtück, um mir zu zeigen, wie ſehr es mein Haus verſchönere, und geſtattete mir endlich ſogar in einem Anfall rührender Herzlichkeit, ſeine Pfeifenſammlung ganz nach Belieben zu benützen. ‚Wir haben jetzt nur ein Tiſchtuch,‘ ſagte er — würdig, majeſtätiſch wie immer, aber doch mit einem weicheren, faſt zärtlichen Klange der Stimme — ‚es ſoll auch alles gemeinſam ſein. . . . Bis ich ſterbe. Dann biſt du der Herr. Dann gehört alles euch, meinen Kindern.‘

„So lebten wir nun alſo ohne die ‚Memme‘.

„Leider ſollten ſich alsbald die Folgen ihres Todes in recht betrübender Weiſe zeigen.

„Die Goldſtücke rollten nicht mehr, die Geſchenke blieben aus. Die ganze Laſt des Haushalts ruhte nun auf meinen Schultern, und Herr Buntzel machte noch immer den Speiszettel, Herr Buntzel kaufte noch immer die Weine ein, Herr Buntzel gab noch immer an, was ‚unſere Würde‘ erforderte, was einer Stellung, wie der meinen, der ‚Stellung eines Künſtlers‘ entſprach, Herr Buntzel war noch immer der Herr im Hauſe. Aber nicht allein die Goldſtücke der ‚Memme‘ fehlten, auch meine Kundſchaft verringerte ſich. Und eines Tages ſtand ich da, ohne ein Bild auf der Staffelei zu haben.

„An dieſem Tage trat Herr Buntzel zu mir und ergriff wieder meinen Weſtenknopf.

„‚Franz, Schwiegerſohn,‘ ſagte er, ‚wir müſſen uns ausſprechen. Die ‚Memme‘ iſt tot und die reichen Leute wollen nicht mehr ins Netz. Ich will nicht unterſuchen, warum es dir bei dieſem Fundament nicht gelungen iſt, feſter Fuß zu faſſen. Reſpekt vor der Kunſt, und du weißt, daß ich an die deine glaube. Ich bin ſelbſt mit ſchuld daran, ich hätte dich feſter leiten ſollen, du biſt noch zu jung, zu leichtſinnig. Bei dem richtigen Maler muß jedes Porträt, das er malt, gewiſſermaßen Eier legen. Auf jedes Porträt müſſen ein paar neue Beſtellungen folgen aus der Verwandtſchaft, der Bekanntſchaft des Porträts. Das geſchah bei dir nicht, es war immer nur die ‚Memme‘, die dir die Kunden ins Haus trieb. Woran liegt das? Aufrichtig geſtanden — ſo, wie das Sannchen, haſt du niemand gemalt. Du ſchmeichelſt zu wenig, Franz, du ſchmeichelſt zu wenig. Wer das Geld ausgibt, um ſich malen zu laſſen, der will auch ſchön gemalt ſein. Ich habe neulich ſo 'was munkeln gehört, daß die Frau von Katz mit ihrem Bilde gar nicht zufrieden war. Sie will aber auch venetianiſches Blond haben und du haſt ihr brandrote Haare gemalt! In dieſer Beziehung alſo mußt du dich beſſern. Ein ſchönes Mädchen, wie das Sannchen, iſt leicht ſchön gemalt. Aber eine fuchſige Alte ſchön malen, das iſt Kunſt! Doch das iſt nur das eine, was ich dir ſagen wollte. Das andere iſt, daß wir auf die reichen Leute jetzt überhaupt nicht mehr ſo rechnen können. Die ‚Memme‘ iſt tot, nun muß eben ich das meine thun. Ich habe da eine Menge Wirtshausbekannte, und es gäbe genug zu malen, wenn wir's billiger thun. Du haſt für ein Bild tauſend Mark bekommen, du mußt jetzt Bilder um hundert und zweihundert Mark malen. Na, nur nicht aufbrauſen. Die Menge thut es ja auch. Man malt eben ſchlechter, ſchneller, man macht's wie ich neulich in dem John Breitenſtein ſeinem Blatt geleſen habe! Wozu denn auch die unnötige Arbeit? Man läßt das Geſicht auf die Leinwand photographieren und führt's dann mit Farben aus. Das wird ſo ſchnell gehen, daß du's noch leichter haſt. Und wenn wir uns daraufhin einrichten — ich ſage dir, wir machen ein beſſeres Geſchäft, als mit den teuren Bildern und du wirſt auf einmal populär. Und damit gleich ein Anfang geſchieht, da‘ — er zog zwei Photographien aus der Taſche — ‚das ſind die verſtorbenen Eltern vom Wirt von der ‚Schifferluſt‘. Hundertfünfzig Mark will er dran wenden fur das Stück — das ſind dreihundert Mark, die du in zwei Tagen bequem verdienen kannſt.‘

„Die Folge dieſer Rede war eine heftige Auseinanderſetzung zwiſchen uns. Ich war gedemütigt, entrüſtet und ſagte alles heraus, was ich auf dem Herzen hatte. Er erwiderte nicht weniger heftig, warf mir Egoismus, Phantaſtik vor, und endlich auch Betrug, indem er behauptete, ich habe ihm meine Vermögenslage verſchwiegen, ich habe ihm nicht geſagt, daß mein Vater weit weniger hinterlaſſen, als man nach ſeinen Geldgeſchäften erwarten konnte. Zuletzt lenkte er aber doch ein, ſagte, daß er wohl wiſſe, ich ſei kein Betrüger, wenn mein Vater auch ein Wucherer war, verſicherte mir, daß ich ein eben ſolch ehrlicher Kerl ſei, wie er ſelber, und daß das ganze Unglück nur daher komme, daß wir eben beide Künſtlernaturen wären.

„‚Aber ich bin doppelt ſo alt wie du,‘ ſchloß er, ‚ich habe etwas erfahren, ich kenne die Welt. Deshalb ſollſt du mir folgen. Und was willſt du denn eigentlich thun? Du haſt nicht ein einziges Bild auf der Staffelei — willſt du das Sannchen hungern laſſen? Willſt du von dem Bettelgeld leben, das dein Schwiegervater verdient? Oder ſoll ich alter Kerl mit dem Zipperlein mich noch einmal an den Schraubſtock ſtellen? Gut — ich will es thun — ich thue alles für die Meinen — ich habe auch Künſtlerblut, aber ich bin nicht der Anſicht, daß Arbeit ſchändet — Sannchen wird nicht verhungern!‘

„‚Onkel,‘ unterbrach ich ihn, ‚geben Sie mir die Photographien. Ich will die verſtorbenen Eltern der ‚Schifferluſt‘ malen. Aber verſprechen Sie mir, auch mit Suſanne und mit der Schwiegermutter zu reden. Verſprechen Sie mir, daß unſer Haushalt eingeſchränkt wird —‘

„‚Das überlaß nur mir,‘ ſagte er und die ſchwarzen Augen begannen wieder zu rollen, der graue Knebelbart ſtieg in die Höhe. ‚Wenn es darauf ankommt, können wir auch hungern. Der Reſpekt vor der Kunſt muß gewahrt werden, aber ſonſt — kein Pfennig mehr als nötig!‘

„Dann ſchnaufte er noch eine Weile, ſeine breite Bruſt hob ſich gewaltig, ſein dickes Geſicht glühte und hatte einen Ausdruck erhabenen Eifers, der einen andern als mich gewiß gerührt hätte. Er klopfte mir noch wohlwollend auf die Schulter und dann ſtapfte er hinaus mit der Bemerkung, er wolle jetzt ein ernſtes Wort mit den Frauenzimmern reden.

„Und ſo war die Schlinge geknüpft, die mich noch tiefer herabzog in den Schmutz. Ich malte die Eltern der ‚Schifferluſt‘ und dann malte ich für billiges Geld alles, was zu malen war, Tote und Lebendige, nach der Natur oder nach Photographien, ich inſerierte in den Zeitungen, ich malte neue Orden auf alte Bilder, das Stück zu zwanzig Mark und noch billiger, ich malte alte Frauen als junge Mädchen und gab Schafsgeſichtern einen geiſtvollen Ausdruck, ich malte nicht mehr mit Vernunft, ich malte im Fieber, erfüllt von Ekel und Ueberdruß, ich malte drauf los wie ein wild gewordenes Uhrwerk.

„Was unſern Haushalt betrifft, ſo wurden ja manche Einſchränkungen vorgenommen und Herr Pilz legte ſein beſcheidenes Monatsgehalt pünktlich jeden Erſten auf den Tiſch. Aber ich verdiente trotz der Schleuderarbeit, trotz der Maſſe der Beſtellungen nicht ſo viel wie früher mit den teuren Bildern, und die Kluft zwiſchen Einnahmen und Ausgaben wurde immer größer. Ich ſah ſchon die Not wie ein greuliches Geſpenſt herankommen und mein krankhafter Zuſtand wurde immer ſchlimmer. Und Suſanne that nichts, was mir zum Troſte hätte werden können. Sie ging faſt apathiſch ihren häuslichen Geſchäften nach, ſie wandte ſich grollend ab, wenn ich ihr gereizt böſe Worte ſagte, und ſie ließ ſich wieder küſſen, wenn ich als Bereuender oder als Verliebter kam. Sie duldete meine Liebkoſungen, ohne ſie zu erwidern, und wenn ich ſie fragte, wo denn ihre Munterkeit hingekommen ſei, was denn ihr ſchwermütiger Blick bedeute, dann antwortete ſie mir: ‚Ich habe mich nicht verändert — nur du haſt dich verändert.‘

„‚Du liebſt mich nicht — du haſt mich nie geliebt!‘ brauſte ich einmal auf.

„Da brach ſie in Thränen aus und ſchluchzte nur: ‚Ich bin doch deine Frau — ich weiß nicht, was ich noch thun ſoll.‘

„Und ich ſchloß damit, daß ich ſie in meine Arme nahm und ſie küßte.

„Und dann überfiel es mich wieder ſo widrig, daß mir die dunkelſten Gedanken kamen, die Gedanken an Selbſtmord.

„Ich war ein Schwächling, ein verächtlicher Sklave niedriger Leidenſchaft und mein Beſtes hatte ich dieſer Leidenſchaft geopfert, mein Beſtes hatte ich ihretwillen in den Schmutz gezerrt.

„Es gab nur eine Erlöſung — den Tod!

„Ein Ende machen — ein Ende!

„Eines Tages rannte ich fort, um es zu thun.

„Der Tod als Erlöſer! War es nicht eine Vorbedeutung, eine Ahnung, daß ich dieſes Bild gemalt? Das Schickſal meiner Mutter und — mein eigenes Schickſal!

„Da erinnerte ich mich, daß dieſes Bild verkauft worden war. Trotz ſeines grauſigen Motivs, trotz ſeiner Mängel hatte es einen Liebhaber gefunden. Meine Jugend erſchien mir wieder — die Liebe zu meiner Kunſt erwachte aufs neue.

„Die Nebel hatten ſich zerteilt und das ferne Wunderland lag da in märchenhaftem Licht.

„Leben, leben und wieder ſo ſchaffen!

„War es denn unmöglich, ſich aus dieſem Schmutz zu erheben?

„Aber in demſelben Augenblick fühlte ich auch die Krankheit in meinem Herzen, die Schwäche, die drückenden Feſſeln. Ich wußte, daß ich gebrochen war — und ein Sklave.

„Und kein Ausweg aus dieſer Wirrnis — es gab keinen Ausweg!

„Da kam eine Sehnſucht über mich, eine tiefe Sehnſucht nach einer Seele! Nach einem Freund, der verſtand, was in mir war, nach einem guten, ehrlichen Wort. Und aller Schmerz und alle Hoffnung und alle Bitterkeit zerfloß in dieſer unſäglichen Sehnſucht, in dieſer Sehnſucht nach einem Herzen!

„Es gab ein ſolches Herz. Cäcilie ſtand ſchon vor mir, Cäcilie mit ihren gütigen Augen, mit ihrem klugen Weſen. Cäcilie, die ich ſo lange nicht geſehen — weil ich mich ſchämte vor ihr!

„Und nun eilte ich fort — nach dem Bahnhof — der nächſte Zug brachte mich nach Eggendorf.

„Cäcilie war nicht daheim — ſie war in der Schule.

„Die Tante führte mich in das ‚gute Zimmer‘ und ließ mich dann allein, um — wie gewöhnlich — Kaffee zu kochen. Das Kaffeekochen war ihre Manie. Sie kochte jedem Menſchen, der ins Haus kam, Kaffee — weil ihr Mann ihn ſo gerne getrunken hatte.

„Aufgeregt, unruhig, wie ich war, ſtand ich auf und ging im Zimmer hin und her. Dabei kam ich an der ein wenig offenſtehenden Thür vorbei, die in das Nebenſtübchen führte. Da drinnen hauſte Cäcilie. Ich blieb ſtehen —

unwillkürlich hafteten meine Augen auf dem Teile der kleinen Kammer, den man durch die Oeffnung überſchauen konnte. Wie ſchlicht, wie einfach war das alles! Die Wände weiß getüncht, das Bett ſo dürftig, ein Tiſch von Tannenholz, darauf hatte ſie ihre Bücher. Es war mir, als atmete ich inmitten ſchwülen Qualmes plötzlich reine Bergluft, als wehte mir der erquickende Hauch einer anderen Welt entgegen!

(Schluß folgt.)

Franz Grillparzer.

Zur hundertſten Wiederkehr ſeines Geburtstages.

Von

Prof. Dr. Wilh. Jeruſalem.

Am fünfzehnten Jänner geboren,
Geſtorben, ich weiß noch nicht wann,
Kommt einſt dir das Datum zu Ohren,
So füg's zur Ergänzung hier an.
Und haſt du es niedergeſchrieben,
So haſt du mich ganz auf ein Haar;
Was etwa noch übriggeblieben,
Wird wohl nach dem Tode erſt klar."

Voll Bitterkeit, aber auch voll edlen Stolzes und Selbſtbewußtſeins ſchrieb Franz Grillparzer dieſe Worte nieder im März 1855, als vierundſechzigjähriger Poet, dem es trotz glanzvoller großer dichteriſcher Thaten nicht gelungen war, ſich auf dem deutſchen Parnaß den Platz zu erringen, der ihm unſtreitig gebührte. Wieder einmal iſt der Dichter zum Propheten geworden, und allmählich fängt es auch in Deutſchland an klar zu werden, daß zwiſchen dem 15. Januar 1791 und dem 21. Januar 1872 (Grillparzers Todestag) ein reiches Dichterleben liegt, ein Leben voll warmer Empfindung, voll lebendiger Anſchauung, reicher Phantaſie- und Verſtandesthätigkeit, die in einer Reihe der herrlichſten Tragödien, welche das deutſche Schrifttum aufzuweiſen hat, ihren vollendeten künſtleriſchen Ausdruck gefunden haben. Die Säkularfeier, zu der ſich Wien und, wie wir mit Vergnügen hören, auch viele Städte des Deutſchen Reiches rüſten, dürfte für manche Bühnenleiter der Anlaß ſein, ihrem Publikum einige dieſer nicht nur bühnenfähigen, ſondern auch bühnenbedürftigen und namentlich in hohem Grade bühnenwirkſamen Tragödien vorzuführen, und wir ſind überzeugt, das deutſche Volk wird dem öſterreichiſchen Dichter gerne lauſchen und ihm dankbar ſein dafür, daß er es auf einige Stunden emporgehoben in eine Sphäre reiner Kunſt und edlerer Menſchlichkeit. Erſt wenn dieſe Dramen lebendiger Beſitz aller großen deutſchen Bühnen geworden ſind, wenn der Dichter von der Bühne oft zum Volke wird geſprochen haben, dann werden auch die übrigen Werke des Dichters zur Geltung kommen. Grillparzer iſt gewiß vorwiegend Dramatiker, und ſeine größte Bedeutung als Dichter liegt zweifellos in ſeinen Tragödien. Allein auch ſeine lyriſchen Gedichte, ſeine Epigramme, ſeine Novellen wie auch ſeine ſonſtigen Schriften in Proſa bringen eine bis jetzt kaum geahnte Fülle von wahrer und tiefer Empfindung, geiſtvollen und witzigen Einfällen, originellen und treffenden Gedanken, eigenartigen, aber immer intereſſanten Urteilen über Politik und Staatsmänner, über Dichtung und Dichter, über Muſik und Muſiker, über Kunſt und Leben. Nur derjenige aber, glaube ich, den die dramatiſchen Geſtalten Grillparzers erwärmen und begeiſtern, wird das Verlangen haben, neben dem Dramatiker auch den Lyriker, den Epigrammatiker, den Denker und ſchließlich den Menſchen Grillparzer kennen zu lernen. Niemand aber, davon bin ich feſt überzeugt, wird es bereuen, die nähere Bekanntſchaft dieſes eigenartigen Geiſtes gemacht zu haben. Grillparzer hat dem deutſchen Volke noch viel zu geben, und es wird lange dauern, ehe das, was wert von ihm iſt, daß es weiterbeſtehe, Gemeingut der Gebildeten geworden iſt.

Am beſten lernt man Grillparzer aus ſeiner Selbſtbiographie kennen. Dieſes in unſerer Litteratur einzig daſtehende Werk ſcheint in Deutſchland wenig bekannt zu ſein. So las ich z. B. in der „Deutſchen Rundſchau" einen Aufſatz über deutſche Memoirenlitteratur, in welchem Grillparzers Autobiographie mit keinem Worte erwähnt war. Von Goethes „Wahrheit und Dichtung" unterſcheidet ſich das Werk hauptſächlich dadurch, daß hier lauter Wahrheit und gar keine Dichtung vorliegt. Dabei liefern uns dieſe Selbſtbekenntniſſe ein überaus anſchauliches Bild der Zuſtände im alten Oeſterreich und gewähren uns wahrhaft überraſchende, ins einzelne gehende Einblicke in das Schaffen eines großen und durchaus eigenartigen Dichters. Die Selbſtbiographie gibt auch, unbefangen geleſen, vielfach Gelegenheit, manche über des Dichters Leben und ſeine litterariſchen Erfolge verbreitete irrige Anſichten zu berichtigen. Eine kurze Skizze ſeines äußeren Lebens ſoll das lehren.

Franz Grillparzer iſt am 15. Januar 1791 in Wien geboren. Sein Vater war ein vielbeſchäftigter Rechtsanwalt, und ſolange dieſer lebte, befand ſich die Familie in ziemlichem Wohlſtande. Grillparzers Jugend hat wenig von dem poetiſchen Reiz der Goetheſchen, aber ſie war durchaus keine freudloſe. Nur die engen ſpießbürgerlichen Verhältniſſe des alten Wien ziehen den Kreis der Vorſtellungen ziemlich eng und bannen das Große, Weitausblickende gänzlich. Grillparzer beſuchte das Gymnaſium und die ſich daran ſchließende philoſophiſche Fakultät, um ſich dann den juriſtiſchen Studien zu widmen. Im Jahr 1809, während die Franzoſen Wien beſchoſſen, ſtand er mit dem Studentencorps auf den Baſteien der alten Stadtmauer. In demſelben Jahre ſtarb ſein Vater, deſſen Vermögensverhältniſſe ſich in den letzten Jahren infolge der Kriegszeiten ſehr verſchlechtert hatten, und hinterließ ſeine Familie in drückender Not. Grillparzer, der bei ſeinen Profeſſoren, wie er ſagte mit Unrecht, für einen ausgemachten Juriſten galt, erhielt einträgliche Lektionen und bald darauf eine Hauslehrerſtelle bei einer gräflichen Familie in Mähren, was über die ſchlimmſte Zeit hinweghalf. Im Jahr 1813 trat er als unbeſoldeter Praktikant in die Hofbibliothek und dann auf den Rat des Grafen Herbenſtein in die Hofkammer, d. i. das Finanzminiſterium. In der Hofbibliothek beſchäftigte er ſich beſonders mit griechiſcher und ſpaniſcher Litteratur. Die Geiſtesprodukte dieſer Völker ſagten ſeiner durchaus auf Anſchauung gegründeten, jeder Reflexion abholden Poetennatur am meiſten zu.

Schon früh hatte ſich der Poet in Grillparzer geregt, allein das Mißvergnügen des Vaters über derlei Dinge hatte ihn abgeſchreckt. Auch ein Trauerſpiel hat er im Alter von 17 Jahren geſchrieben, „Blanka von Kaſtilien", welches in der neuen Ausgabe aus ſeinem Nachlaſſe veröffentlicht iſt. Schillers „Don Carlos" hatte ihn dazu angeregt. Auch in ſeiner Hauslehrerzeit hatte er viele Tragödienſtoffe zu bearbeiten begonnen, darunter manches recht Bedeutende, wie wir jetzt aus eben dieſer neueſten Ausgabe ſehen können. Der erſte große Wurf aber gelang ihm mit ſeiner „Ahnfrau". Der Dichter erzählt uns ausführlich, wie er auf den Stoff dieſer mächtig ergreifenden Dichtung gekommen. Er hatte die Geſchichte eines franzöſiſchen Räubers geleſen, der ſich vor ſeinen Verfolgern in ein Schloß geflüchtet hatte, und in der Stube des Kammermädchens, mit dem er ein Liebesverhältnis unterhielt, gefangen genommen wurde. Ferner war ihm ein

Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geſchlechtes vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der als Geſpenſt umherwandelnden Stammmutter zu ſchauerlichen Verwechslungen Anlaß gab. Eines Morgens, als der Dichter im Bette lag, begegneten ſich in ſeinem Kopf beide Gedankenreihen und der Plan zur „Ahnfrau“ war fertig. Grillparzer teilte denſelben ſeinem väterlichen Freunde Schreyvogel, dem damaligen Direktor des Burgtheaters, mit und erzählte ſo lebhaft, daß Schreyvogel ausrief: „Das Stück iſt fertig. Sie brauchen es nur niederzuſchreiben.“ Es verging indeſſen noch einige Zeit. Da kam plötzlich der Geiſt über unſeren Dichter, und in ſechzehn Tagen war das Stück fertig. Am 31. Januar 1817 wurde es zum erſtenmal aufgeführt und übte eine ungeheure Wirkung aus. Das Stück ging über alle deutſchen Bühnen und machte den Namen des Dichters in ganz Deutſchland bekannt. Dieſer Erfolg iſt aber für Grillparzer in gewiſſem Sinne verhängnisvoll geworden. Man warf ihn mit den Dichtern der Schickſalstragödie, mit Werner, Müllner, Houwald in einen Topf und ſelbſt Gervinus hat ſich nicht die Mühe genommen, die ſpäteren Stücke Grillparzers zu leſen und einen Dichter von ſo hervorragender Bedeutung in einer fünfbändigen Litteraturgeſchichte mit zwei Zeilen abgethan.

Schon das nächſte Stück zeigte, daß Grillparzer auch mit den einfachſten Mitteln eine große Wirkung zu erzielen im ſtande ſei. In „Sappho“ hat der Dichter den Konflikt zwiſchen Kunſt und Leben ergreifender oder wenigſtens greifbarer dargeſtellt als Goethe im „Taſſo“. Wer das Glück gehabt hat, „Sappho“ von Charlotte Wolter dargeſtellt zu ſehen, der wird ſich der großartigen Wirkung dieſer Dichtung nicht haben entziehen können.

„Sappho“ wurde in Wien und in Deutſchland ſehr günſtig aufgenommen. Auch die äußere Lage des Dichters beſſerte ſich dadurch, daß Graf Stadion ſich ſeiner annahm.

Im Jahre 1818 ſtarb Grillparzers Mutter, wahrſcheinlich durch Selbſtmord. Um ſich von den damit verbundenen ſchrecklichen Eindrücken zu erholen, unternahm der Sohn eine Reiſe nach Italien, die ihn bis Neapel und Capri führte. Die Eindrücke Italiens kamen in einigen herrlichen Gedichten zum Ausdruck, allein die Reiſe hatte eine Menge von Widerwärtigkeiten, Mißverſtändniſſen und Kränkungen zur Folge, ſo daß die Erinnerung daran dem Dichter immer eine unangenehme war. Graf Stadion erteilte ihm indeſſen zur Vollendung ſeiner bereits vor der Reiſe begonnenen Trilogie „Das goldene Vließ“ einen unbegrenzten Urlaub, und bald war das Werk fertig. Vielfach ſieht man in dieſem Werke das Großartigſte, was Grillparzer geſchaffen. Ich kann dieſem Urteil nicht zuſtimmen. Der „Gaſtfreund“ und die „Argonauten“ ſind in ihrer wilden Romantik wahrhaft großartig, und die Liebesſcenen zwiſchen Medea und Jaſon gehören zu dem Beſten, das je gedichtet wurde. Allein in dem dritten Stück, der viel bekannteren Tragödie „Medea“, iſt der Held Jaſon ein ſo erbärmlicher Charakter geworden, daß man den Eindruck des Peinlichen nicht los wird. Grillparzer hat ſelbſt die Fehler ſeines Stückes am beſten eingeſehen, denn noch nie hat ein Dichter an ſich ſo erbarmungsloſe Selbſtkritik geübt wie er.

Grillparzers nächſte Arbeit war ein hiſtoriſches Stück. Der 1821 erfolgte Tod Napoleons hatte das Intereſſe für dieſe mächtige Perſönlichkeit aufs neue angeregt. Grillparzer las alles, was über ihn erſchien und bedauerte, daß die entſcheidenden Momente ſeines Geſchickes viel zu weit auseinander liegen, um eine dramatiſche Behandlung möglich zu machen. Bei ſeinen hiſtoriſchen Studien kam er nun auf den Böhmenkönig Ottokar und fand, daß zwiſchen dieſem und Napoleon eine entfernte Aehnlichkeit beſtehe. Dazu kam, daß an das Ende Ottokars ſich die Geburt Oeſterreichs knüpfte, was für einen ſo glühenden Patrioten, wie Grillparzer, die Sache noch lockender machte. Er begann nun eine „ungeheure Leſerei“, um auch die kleinſten Züge hiſtoriſch darzuſtellen. Als das Stück „König Ottokars Glück und Ende“ fertig war, reichte er es der Zenſur ein, welche dieſe großartigſte poetiſche Kundgebung der öſterreichiſchen Vaterlandsliebe zwei Jahre liegen ließ. Erſt als die Kaiſerin das Stück zufällig kennen gelernt, wurde die Aufführung geſtattet. Die erſten drei Akte dieſer Tragödie ſind wohl das Beſte, was Grillparzer geſchrieben. Schon vor einem Jahre hat der Schreiber dieſer Zeilen in der „Neuen freien Preſſe“ darauf hingewieſen, daß dieſes Stück auch in Deutſchland, wo es bis dahin faſt nie gegeben war, eine große Wirkung auszuüben nicht verfehlen könnte. Mit Vergnügen habe ich nun geleſen, daß dasſelbe in Breslau mit großem Beifall gegeben wurde, und hoffentlich bringt die Centenarfeier noch andere Aufführungen.

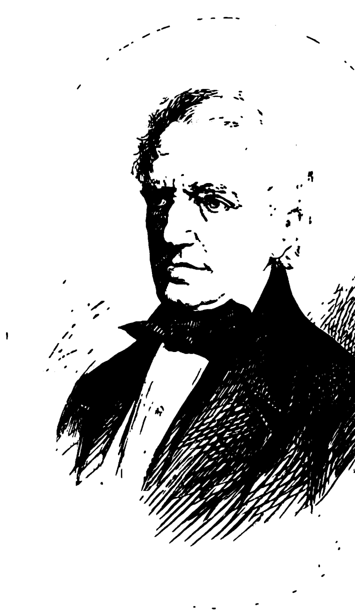
Im Jahre 1826 unternahm Grillparzer eine größere Reiſe durch Deutſchland, die ihn auch nach Weimar zu Goethe führte. Leider hat Grillparzer über dieſe Reiſe kein Tagebuch geführt, allein auch das, was er aus der Erinnerung ſpäter in ſeiner Selbſtbiographie mitteilt, iſt in hohem Grade intereſſant. Der erſte Abend bei Goethe ſtimmte ſeine Erwartungen etwas herab. Goethe war zu ſehr Miniſter. Für den nächſten Tag ward Grillparzer bei Goethe zu Tiſche geladen. Goethe war ſo liebenswürdig und warm, als er neulich ſteif und kalt geweſen war. „Das Innerſte meines Weſens,“ ſchreibt Grillparzer, „begann ſich zu bewegen. Als es aber zu Tiſche ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutſchen Poeſie, und der mir in der Entfernung und in dem unermeßlichen Abſtande beinahe zu einer mythiſchen Perſon geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speiſezimmer zu führen, da kam wieder einmal der Knabe in mir zum Vorſchein, und ich brach in Thränen aus. Goethe gab ſich alle Mühe, meine Albernheit zu maskieren.“ Grillparzer hat noch zweimal mit Goethe geſprochen, allein er hat es trotz deſſen freundlichen Entgegenkommens verſäumt, dem Altmeiſter näher zu treten. Er hat ihm ſpäter nicht mehr geſchrieben und es auch unterlaſſen, wie urſprünglich ſeine Abſicht war, ihm ein Stück zuzueignen. Grillparzer beklagt ſich darüber, daß Goethe ſeiner nirgends gedacht. Es iſt das indeſſen doch geſchehen und zwar in einem Briefe an Zelter. Goethe ſchreibt am 11. Oktober 1826: „Grillparzer iſt ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angeborenes poetiſches Talent darf man ihm wohl zuſchreiben; wohin es taugt und wie weit es ausreicht, will ich nicht ſagen. Daß er in unſerem freien Leben etwas gedrückt erſchien, iſt natürlich.“ In einem früheren Briefe an Zänger hatte Goethe unſeren Dichter mit Müllner, Werner u. a. zuſammengeſtellt, aber hinzugefügt, daß er deſſen Werke zu wenig kenne.

Nach der Rückkehr in die Heimat fanden ſich neue Stoffe: „Ein treuer Diener ſeines Herrn“, „Traum ein Leben“ und die herrliche Liebestragödie „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Die Figur der Hero im letztgenannten Stücke hatte ihr Urbild in einer wunderſchönen Frau, die Grillparzer leidenſchaftlich liebte.

In den dreißiger Jahren bildete ſich um Grillparzer ein kleiner, ſehr angenehmer Kreis, dem Bauernfeld, Raimund u. a. angehörten. Dieſer Kreis geriet in mannigfache Fehde mit dem damals nach Wien übergeſiedelten Saphir, den Grillparzer ebenſoſehr haßte als verachtete. Ihn und Bäuerle verfolgte er mit ſeinen ſchärfſten Epigrammen, die in der Geſellſchaft vorgeleſen wurden und alsbald die Runde durch die Stadt machten. Eines der ſchärfſten, auf die Porträts dieſer beiden ſich beziehenden, lautet:

„Die Aehnlichkeit iſt unbeſtritten,
Doch fehlt der Heiland in der Mitten.“

Im Jahre 1836 machte Grillparzer wieder eine große Reiſe, und zwar diesmal nach Paris und London. In Paris traf er mit Börne und Heine zuſammen, welch letzterer ihm ausnehmend gefiel, da er mit deſſen litterariſchem Urteil faſt durchweg übereinſtimmte. London machte auf ihn einen großartigen Eindruck, beſonders fiel ihm der feierliche Ernſt auf, mit dem das Publikum den Gerichtsverhandlungen zu folgen gewohnt war. Auf der Rückreiſe vernahm er in München die Hiobspoſt, daß ſein Bruder Karl, vom Wahnſinn befallen, Amt und Brot verloren habe. Dies legte ihm neue Sorgen auf und machte ihm wenig Luſt zu neuem Schaffen. Trotzdem ging er bald an die Ausführung eines neuen Planes. Diesmal war es ein Luſtſpiel, deſſen Stoff aus der Chronik des Gregor von Tours genommen war, deſſen Grundidee jedoch, wie wir noch zeigen wollen, einer der Lieblingsgedanken Grillparzers war. Die Pflicht, wahr zu ſein, d. h. Denken, Sprechen, Geſinnung und Handlung in Uebereinſtimmung zu bringen, ſchien Grillparzer immer die höchſte zu ſein, und er ſelbſt hat ſie nie verletzt. Dieſe Pflicht gerät aber ſehr oft in Konflikte und muß im wirklichen Leben oft verletzt werden. Solchen Gegenſatz wollte er nun von der ſcherzhaften Seite beleuchten und ſchrieb ſein Luſtſpiel „Weh dem, der lügt“. Daſelbe wurde am 6. März 1838 gegeben und fiel entſchieden durch. Dieſe Ablehnung von ſeiten eines Publikums, auf deſſen Urteil Grillparzer großen Wert legte, und dem er ſchon ſo viel Schönes geboten hatte, kränkte den Dichter dergeſtalt, daß er ſich nie mehr entſchließen konnte, ein neues Stück aufführen zu laſſen. Infolgedeſſen verſiegte auch bald ſeine Produktion, da er ja beim Dichten der Dramen nur an die Aufführung dachte. In ſeinem Nachlaſſe haben ſich nur drei fertige Stücke aus ſeiner ſpäteren Zeit gefunden: „Libuſſa“, „Ein Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg“ und die „Jüdin von Toledo“. Das Fragment „Eſther“ war in den vierziger Jahren veröffentlicht und auch hie und da aufgeführt worden.


Franz Grillparzer

Grillparzer lebte ſeit jener Zeit ſo einſam und abgeſchieden, daß ſein ſpäteres Leben bald erzählt iſt. Im Jahre 1843 machte er eine Reiſe nach Griechenland, von der ſich ein Tagebuch gefunden hat. Das Jahr 1848 fand ihn zuerſt auf Seite der Freiheit, als er aber bald darauf ſein berühmt gewordenes Gedicht an Radetzky veröffentlichte, zählte ihn die konſervative Partei zu den Ihren, und der junge Kaiſer Franz Joſeph verlieh ihm den Leopoldsorden. In den fünfziger Jahren wurde Grillparzer unter Verleihung des Hofratstitels penſioniert und zu Beginn der ſechziger Jahre zum Herrenhausmitglied ernannt. Seine Stücke hatten durch Laube ihre Auferſtehung gefeiert und wirkten, von den glänzenden Kräften des Burgtheaters dargeſtellt, auf die meiſten als Novitäten. Allgemein war die Teilnahme an der Feier ſeines achtzigſten Geburtstages 1871. Beſonders erfreute ihn ein Brief der damaligen Königin von Preußen, ſpäteren Kaiſerin Auguſta, die ſich als Tochter Weimars unter den Glückwünſchenden miteinſtellte. Ein Jahr darauf verſchied der Dichter am 21. Januar 1872, betrauert von Oeſterreich, aber mehr betrauert als gekannt.

Grillparzer ſtarb als Junggeſelle, allein die Frauen haben trotzdem in ſeinem Leben eine große Rolle geſpielt. Medea und Hero haben ihre Urbilder gehabt, beides verheiratete Frauen, deren jede unſeren Dichter lange und ſtark feſſelte. Die heftigſte Leidenſchaft ſeines Lebens aber, die aus noch unerforſchten Gründen nicht zu einer dauernden Verbindung führte, war die für **Katharina Fröhlich**. Grillparzer lernte ſie im Hauſe ihres Vaters kennen, wo das Mädchen und ihre älteren Schweſtern Anna und Joſephine durch ihren Geiſt, ihre Bildung und namentlich durch ihre muſikaliſchen Talente den Anziehungspunkt für viele junge Muſiker und Litteraten bildeten. Das Verhältnis wurde bald ein ſo inniges, daß man Katharina allgemein als Grillparzers Braut betrachtete. Herrliche Blüten der Lyrik entſproßten dieſer Liebe. Die erſten Gedichte ſind aus dem Jahre 1821 und atmen volle heiße Liebesglut; aber ſchon im nächſten Jahre ſehen wir in dem grauſig ſchönen Gedichte „Incubus“ den Zweifel, das Mißtrauen ſich regen, und im Jahre 1825 ſpricht der Dichter in den „Jugenderinnerungen im Grünen“ ſchon von der vollzogenen Trennung. Glück und Ende dieſer Liebe ſind in letzterem Gedicht ſo ergreifend geſchildert, daß wir wenigſtens einige Strophen herſetzen wollen.

„Da fand ich *ſie*, die nimmer mir entſchwinden,
Sich mir erſetzen wird im Leben nie.
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden
Und mein geheimſtes Weſen rief: Nur die!

„Gefühl, das ſich in Herzenswärme ſonnte,
Verſtand, wenngleich von Güte überragt;
Ans Märchen grenzt, was ſie für andre konnte,
An Heiligenſchein, was ſie ſich ſelbſt verſagt.

„Im Glutumfaſſen ſtürzten wir zuſammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht,
Doch unzerſtörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach wir ſchmolzen nicht.

„Denn Hälften kann man aneinander paſſen,
Sie war ein Ganzes und auch ich war ganz;
Sie wollte gern ihr tiefſtes Weſen laſſen,
Doch allzufeſt geſchlungen war der Kranz.

„So ſtanden beide, ſuchten ſich zu einen,
Das andere aufzunehmen ganz in ſich,
Doch all umſonſt, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich blieb immer ich.

„Ja bis zum Grimme ward erhöht das Mühen
Geſucht im Einzeln, was im Ganzen lag,
Kein Fehler mehr, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.

„Da ward ich hart, im ewigen Spiel der Winde,
Im Wetterſturm, von Sonne nie durchblickt
Umzog das härtere Bäumchen ſich mit Rinde,
Das ſchwächere neigte ſich und ward geknickt.

„O ſeliges Gefühl der erſten Tage,
Warum mußt du ein Traum geweſen ſein!
Lebt denn das Schöne nur in Bild und Sage
Und ſchlürft's die Wirklichkeit wie Nebel ein?“

Vollſtändige Aufklärung über die Gründe der Trennung geben jedoch dieſe Verſe nicht. Dieſe wird erſt dann zu gewinnen ſein, wenn der Nachlaß der Schweſtern Fröhlich zugänglich wird. Dies darf aber laut teſtamentariſcher

Beſtimmung erſt im Jahr 1928, fünfzig Jahre nach dem Tode Katharinas, geſchehen. Die Schweſtern Fröhlich waren ſpäter nach dem Tode ihrer Eltern gezwungen, ſich ſelbſt ihren Lebensunterhalt zu verdienen und gründeten ein Penſionat. Im Jahre 1849 zog der inzwiſchen zum Greiſe gewordene Grillparzer zu ihnen und wohnte da bis zu ſeinem Tode, ſorgſam gepflegt von den braven Mädchen, die auch ſeinen litterariſchen Nachlaß in muſterhafter Ordnung den Herausgebern ſeiner Werke, Dr. Preyß und Laube, übergeben haben.

Schon aus dieſer kurzen Skizze dürfte der Leſer erſehen, daß es Grillparzer durchaus nicht ſo ganz an Anerkennung gefehlt hat, wie man gewöhnlich glaubt, und daß er ſelbſt wenigſtens mit daran ſchuld war, daß ſeine Werke in Deutſchland nicht mehr verbreitet waren. Richtig iſt freilich, daß größeres Entgegenkommen und etwas Aufmunterung in der ſchaffensfrohen Jugendzeit noch manche Frucht an dieſem Dichterbaume hätte zur Reife bringen können, doch jetzt gilt es, ſich des Vorhandenen zu freuen, und deſſen iſt wahrlich genug!

Sollen wir nun am Gedenktage in kurzen Worten die Eigenart Grillparzers bezeichnen und ſagen, was er dem deutſchen Volke ſein kann, ſo wäre zunächſt vom Dichter auszugehen. Grillparzer hat eine Reihe von Dramen geſchaffen, die auf lange Zeit, man darf getroſt ſagen auf Jahrhunderte geeignet ſind, uns edlen Genuß zu bieten. Seine Dichtungen können nicht altern und nicht ſterben, denn ſie ſind alle, auch dort, wo ſie hiſtoriſche Stoffe behandeln, auf das allgemein Menſchliche gerichtet, ſie ſchildern nicht Konflikte, die eine Zeit verſteht, die andere nicht, ſondern nur jene ewigen aus der innerſten Menſchennatur hervorgehenden. Im einzelnen ſind es beſonders die Frauengeſtalten, die uns immer aufs neue feſſeln. Sappho, Medea, Hero, Libuſſa, Eſther, Rahel, daneben Melitta, Kreuſa, Erny (im „Treuen Diener“) werden leben, ſolange es eine Dichtung gibt. Jede eigenartig, jede anders, und jede lebenswahr und dabei hochpoetiſch. Weniger gelangen ihm Männercharaktere, doch auch da haben wir in Rudolf II., in Primislaus („Libuſſa“), in Leon („Weh dem, der lügt“) und im armen Spielmann intereſſante und zum Teil großartige Figuren.

Grillparzer iſt als Dichter durchaus Mann der Inſpiration; Gefühl, Anſchauung, Phantaſie ſind die ſtarken Seiten ſeines Talentes. Wo die zu uns ſprechen, ſpricht ein gottbegnadeter Genius, wo ſie ihn verlaſſen und der Verſtand, die Reflexion nachhelfen muß, da liegt die Schranke ſeines Könnens und die Beſchränktheit ſeines Weſens zu Tage. Grillparzer war zwar auch ein durchdringender ſcharfer Denker, allein es war ſeine tiefinnere Ueberzeugung, daß durch zergliederndes Denken nie das ganze Weſen der Dinge erfaßt werden könne. Das letzte Geheimnis kann nur gefühlt werden. Am ſchönſten hat er dieſe Weltanſchauung in einem bisher unveröffentlichten Epigramm ausgedrückt, welches er dem unlängſt verſtorbenen Oberfinanzrat Rabe ins Stammbuch ſchrieb. Ich verdanke dasſelbe Rabes Schwiegerſohn, Herrn Profeſſor Lettmar. Es lautet:

„Weil die Welt ein Wunder iſt,
Gibt's eine Poeſie;
Was man nach ſeinen Gründen mißt,
Reicht an ein Daſein nie.“

Vieles in Grillparzers Poeſien iſt auch nur für den vorhanden und verſtändlich, der es nachempfinden kann. Deshalb wird auch Grillparzer immer in Süddeutſchland mehr Bewunderer und Verehrer finden als im verſtandesmäßig analyſierenden Norden. Grillparzer wurzelt nämlich mit allen Faſern ſeines Seins im öſterreichiſchen Boden. Ihm iſt daher eine gewiſſe Enge des Horizonts eigen, die aus ſich nicht herauskann und ſich wieder in ganz eigenartiger Weiſe mit jener Weite des Blicks, jener Kühnheit des Erfinders vermengt, die eben im Gefühl begründet iſt. Seine Geſtalten müſſen ſich durch ihre bloße Exiſtenz Glauben erzwingen, nicht aber durch Gründe beweiſen laſſen.

Mit allen ſeinen Vorzügen und Fehlern iſt Grillparzer als Menſch und als Dichter immer wahr geweſen gegen ſich und andere. Er hat nie geheuchelt und auch in ſeinen Dichtungen die Wahrhaftigkeit als die höchſte Tugend, die Heuchelei als das einzige Laſter hingeſtellt. In Libuſſa bildet dies Thema die Grundidee des Stückes und gerade ſeinen ſympathiſchſten Figuren wie Melitta, Hero, Rudolf II. hat er dieſe Wahrhaftigkeit, dieſes Sichſelbſttreubleiben als ſchönen Charakterzug beigegeben.

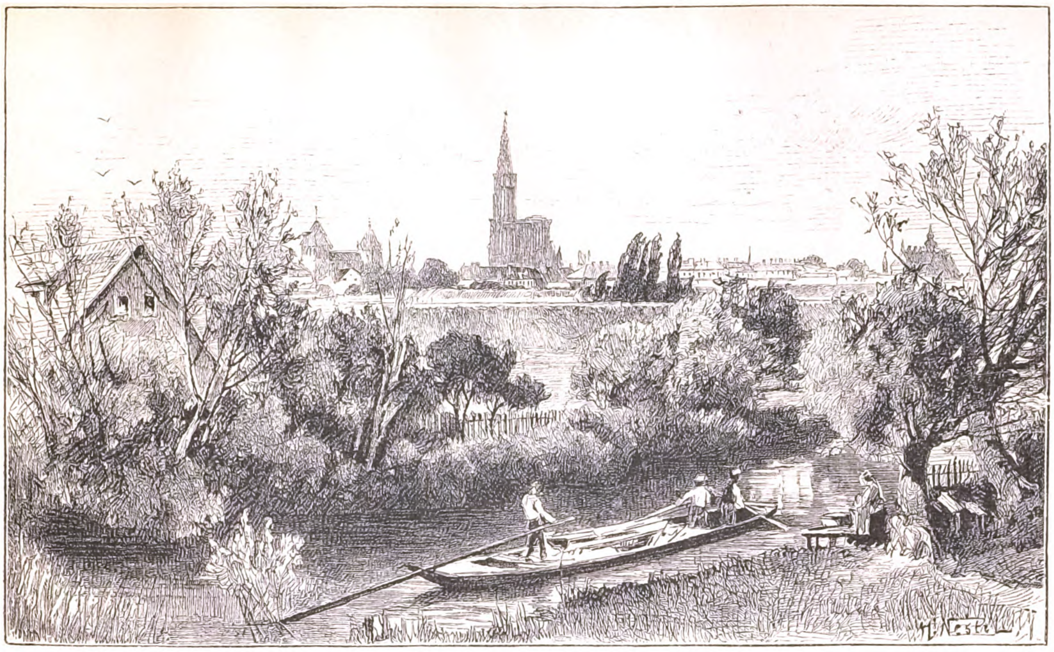
„Der Lüge iſt die äußere Welt gegeben,
Im Innern ſei der Menſch ſich ſelber wahr.“

läßt er ſeinen geliebten Kaiſer Joſeph in einem herrlichen Gedichte ſagen, und damit iſt es ihm ſo hoher, ſo heiliger Ernſt, daß ihm in ſein als Luſtſpiel gedachtes Werk „Weh dem, der lügt“ unwillkürlich ein bitterer Zug hineinkam. Dieſer Grundzug ſeines Weſens adelt aber auch den Menſchen in Grillparzer, und iſt namentlich geeignet, dem jungen Naturaliſtengeſchlechte, das ſich als Apoſtel der Wahrheit gibt, ein Beiſpiel echter und aufrichtiger Wahrheitsliebe vorzuhalten.

Zwei Blätter aus der Meyerheim-Mappe.

(Hierzu die beiden Illuſtrationen auf S. 496 u. 497.)

Paul Meyerheim iſt vor allem weit bekannt und berühmt als Tiermaler. Das Talent dieſes Künſtlers iſt jedoch ungemein vielſeitig, und wer den Meiſter nicht genauer kennt, würde nicht glauben, daß jene beiden Bilder, die wir heute unſeren Leſern hier vorlegen, von Paul Meyerheim ſtammen, und doch iſt es ſo. Der Verlag von C. T. Wiskott in Breslau läßt ſeit zwei Jahren ein Mappenwerk erſcheinen unter dem Titel „Aus Studienmappen deutſcher Meiſter“. Von dieſem ſchönen und hochintereſſanten Unternehmen ſind in dieſem Jahre zwei weitere Mappen erſchienen — eine Anton v. Werner-Mappe und eine Paul Meyerheim-Mappe; von der erſteren haben wir in unſerer Abteilung „Geſchenkwerke“ berichtet — von der Meyerheim-Mappe legen wir hier unſeren Leſern zwei Blätter in etwas verkleinerter Wiedergabe vor. Das eine iſt betitelt „Oelſtudie“ und zeigt eine Malerin, die in einem romantiſchen Straßenwinkel eines italieniſchen Städtchens ein waſſertragendes Mädchen nach der Natur aquarelliert, während ein naiv erſtauntes Publikum ihrem Kunſtwirken zuſchaut. Das andere Blatt führt uns in eine großartige Werkſtatt der modernen Induſtrie und läßt uns einen Blick thun in die Maſchinenwerkſtätte von Borſig in Moabit. Dort ſehen wir den Gründer der weltberühmten Gießerei und Maſchinenfabrik — den alten Borſig — die Vollendung einer Lokomotive überwachen. Vom armen Schloſſergeſellen, der mit ein paar Thalern nach Berlin einwanderte, hat ſich Borſig durch Fleiß, Thatkraft und Geiſt zu einem Großinduſtriellen erſten Ranges emporgearbeitet. Mehrere Tauſend Lokomotiven ſind aus ſeinen rieſenhaften Werkſtätten hervorgegangen. Der alte Borſig hat längſt das Zeitliche geſegnet, ſeine Fabrik aber ſendet nach wie vor noch aus dem Wald von Schloten ihre Rauchſäulen zum Himmel. Die gemütvolle Art Meyerheims verleugnet ſich auch bei dieſem Induſtriebilde nicht, das einen Blick in die regſte Thätigkeit einer berühmten Maſchinenfabrik geſtattet und in Auffaſſung wie Wiedergabe überraſchend wahr und plaſtiſch iſt. Wir empfehlen die ſchöne und reichhaltige Paul Meyerheim-Mappe warm unſern Leſern als ein edles Prachtwerk.



Straßburg von der oberen Jll (S. 565)

Die Perle der Reichslande.

Von

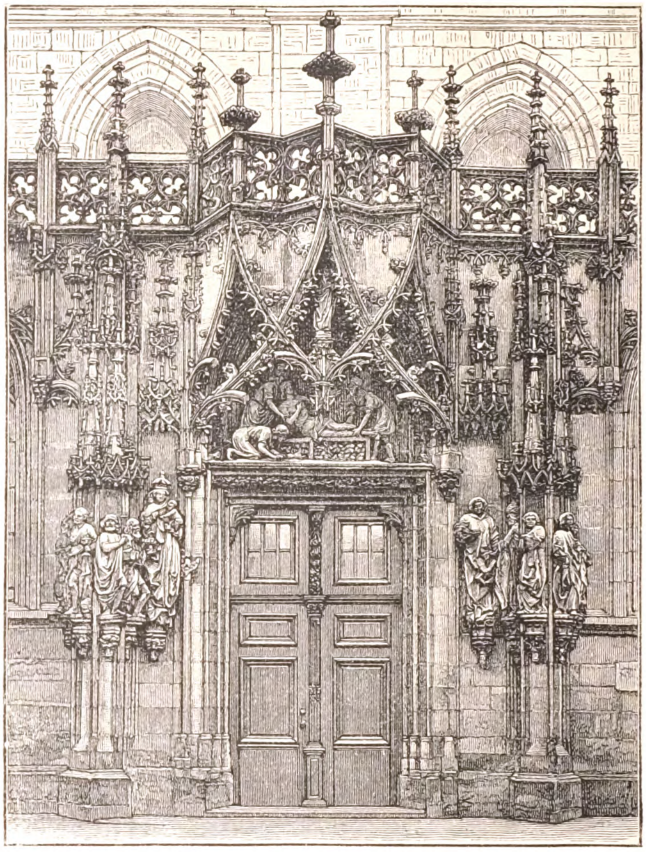
A. Schricker.

Nach der Station Kehl führt der Zug mit dumpfem Rauſchen auf das Eiſengebälk einer Brücke, und durch die Maſchen des Gitters ſieht man den „Vater Rhein“ in gewaltigem Wogendrange durch die engen Pforten einer Schiffbrücke ſich drängen. Mit üppigem Baumwuchs iſt das linke Ufer auf- und abwärts beſtanden, und darüber her blickt die herrliche Pyramide des Münſters. Nun trennt ſich der Blick nicht mehr von dieſer Seite, und nach einem kurzen Halt an der Station, die früher „Metzgerthor“ hieß und jetzt „Neudorf“ genannt wird, erſcheinen von dem Damm aus, der durch unſer erſtes Bild ſich zieht, links die ſtillen Altwäſſer der Jll und des Rheines, rechts die hohen Dächer des alten Spitals, dann die verſchiedenen Kliniken der Univerſität, das Diakoniſſenhaus, darüber das Münſter und links die romaniſchen Türme der Thomaskirche. — Plötzlich verwandelt ſich das Bild. Zu den Füßen die Ebene der ſüdlichen Stadterweiterung mit einzelnen Häuſern, Fabriken, halben Straßenanlagen, Kiesplätzen, Wieſen, ein Bild, ganz wie es uns etwa die Gründungsjahre einer amerikaniſchen Stadt gewähren mögen. Der wiegende Gang des Waggons, das ununterbrochene Pfeifen der Maſchine, die Mauern der Hinterhäuſer mit großen Geſchäftsſchilden zeigen uns, daß wir uns dem Centralbahnhofe nähern. Ein Ruck — wir ſind in Straßburg.

Viermal hat ſich die architektoniſche Phyſiognomie der Stadt in den zwölf Jahrhunderten ihrer Geſchichte gründlich geändert. — Dabei ſehen wir ganz ab von der Römerſtadt, deren Umwallung und Hauptſtraßen wir noch genau zu verfolgen vermögen.

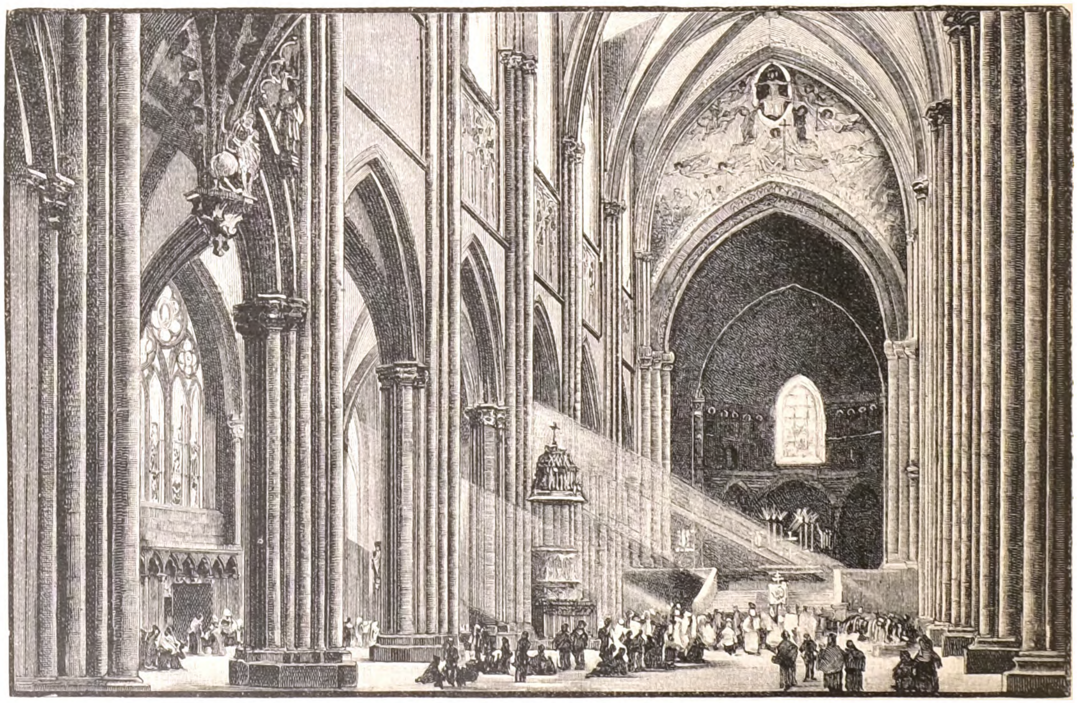
Das erſte Mal bei der erſten großen Blüte der Stadt im 13. Jahrhundert, die uns Schmoller geſchildert hat, wird aus der ummauerten Ackerſtadt mit den geſchloſſenen Höfen in weitem Gartenland eine reiche Landſtadt, an deren Hauptſtraßen die einfachen Fachwerkhäuſer mit großen Höfen, Hintergebäuden und Gärten ſtehen. Der Zuwachs der Bevölkerung überbaut vielfach das Gartenland und die Höfe. Die Häuſer dringen im Kampfe um Licht und Luft in den ſogenannten „Ueberhängen“ über die Straße herein, die engen Höfe werden mit Stallungen gefüllt, aus denen das unentbehrliche Wirtſchaftstier des Mittelalters, das fröhliche Schwein, grunzt. — Am Ende des 15. Jahrhunderts und im 16. tritt an die Stelle des Holzbaues der Steinbau und das ſtolze, reichverzierte hohe Fachwerkhaus. Ein Menſchenalter nach der Annexion durch Ludwig XIV. verkörpert ſich die wachſende Bedeutung des franzöſiſchen Elements in einer Reihe von öffentlichen Bauten, und eine große Anzahl von Privathäuſern erhalten wenigſtens eine Neufaſſade mit verzierten Kragſteinen an Thür und Fenſtern in der Weiſe des jüngeren Blondel und des Robert de Codde, während im Inneren das alte Straßburger Haus mit ſeiner ſteilen dunkeln Treppe, engem Hofe, kleinen niederen Vorderſtuben und dunkeln Hinterſtuben blieb. — Nun kam der Beharrungszuſtand einer franzöſiſchen Grenzfeſte, bis 1875 nach der Wiedergewinnung durch das deutſche Reich der Ruf nach Befreiung erſcholl aus dem „Panzer der Feſtungswerke, der uns erdrückt“. Es folgte die Anlage der Neuſtadt mit ihren drei Mittelpunkten, dem Bahnhof, dem Kaiſerplatz, der Univerſität.

Auch die erſte der vier Bauperioden konnte der Aufmerkſame vor 1875 noch in einzelnen Typen deutlich erkennen. Reſte der Ackerſtadt befanden ſich noch in dem Kazeneckerbruch und in der Nähe von St. Aurelien, jene Anweſen der Angehörigen der ehemaligen Gärtnerzunft, welche ihre Eigentümlichkeit bis auf die Hauseinrichtung in unverfälſchteſter Weiſe bewahrt haben. Die Enge der wachſenden Landſtadt des Mittelalters ruft man ſich am beſten vor die Augen, wenn man durch die Langſtraße geht, wo einzelne Patrizierhäuſer ſich die großen Höfe noch erhalten haben, indes daneben meterbreite Gäßchen



Spätgotiſches Portal zur Laurentius-Kapelle (S. 508).

zum Waſſer hinabziehen. — Für die dritte Periode ſind charakteriſtiſch das Kaufhaus, die Pfalz, dermalen das Haus der Handelskammer am Gutenbergplatz, das Kammerzellſche Haus gegenüber dem Münſter, die Fachwerkhäuſer am Ferkelmarkt, das Frauenhaus, das Drachenſchloß. Der alte Fiſchmarkt, in dem ſich auch das Goethehaus befindet, birgt einige der oben berührten franzöſiſchen Faſſaden; unter den Bauten jener Zeit ſteht in erſter Linie das biſchöfliche Schloß, ein hervorragendes Werk Maſſols, des begabten Schülers des jüngeren Blondel. Die vierte Periode, die Erbauung der Neuſtadt, macht ſich uns täglich mit ihren Schönheiten und Unſchönheiten fühlbar, und jeder moderne Menſch, der heute in eine Großſtadt kommt, weiß es, wie die Straßen ausſehen, die ſich ins Ungewiſſe erſtrecken, wie die einzelnen Häuſer, die gleich Fragezeichen inmitten der Wüſte mit häßlichen Seitenwänden emporragen, wie die vielſtöckigen prächtigen Faſſaden neben unausgefüllten Erdlöchern und Ablagerungen von altem Blech und Scherben.

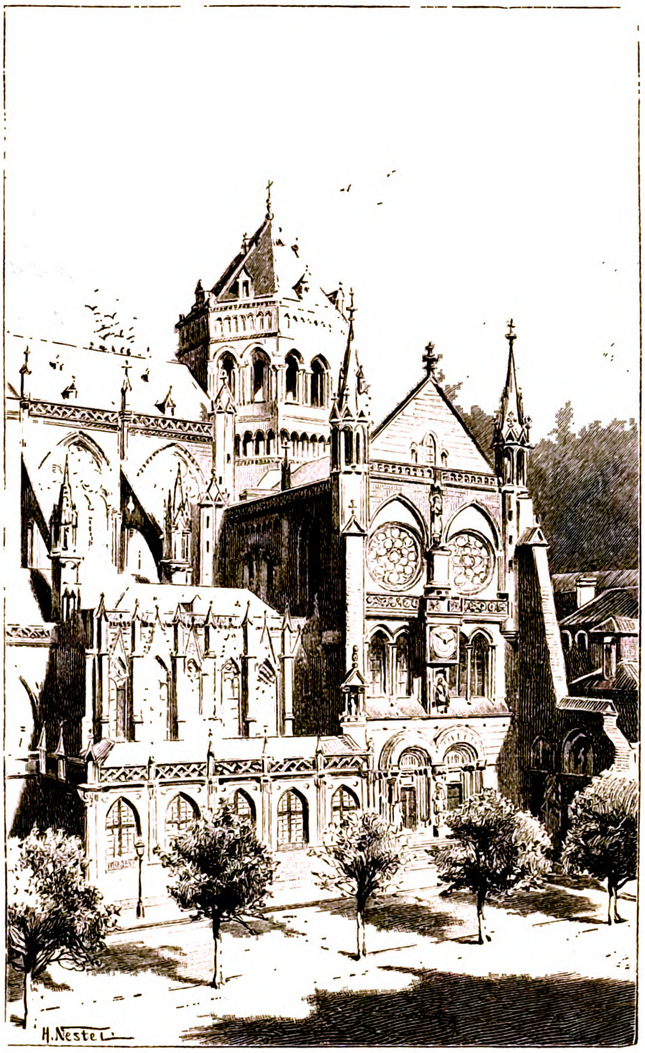


Das Innere des Münſters (S. 508).

Faſt muß es als ein Frevel erſcheinen, daß ſo lange ſchon von der architektoniſchen Phyſiognomie der Stadt geſprochen wird, ohne des Münſters zu erwähnen, das in wunderbarer Schönheit über die Dächer emporragt und ſtolz die drei letzten Veränderungen des Stadtbildes überſchaute. Wir wiſſen auf deutſchem Boden nur noch ein gotiſches Münſter, das in gleicher Weiſe malleriſch iſt, es iſt der Stephansdom in Wien. Und auch dieſem gegenüber, der die dunkeln Farben des Kalkſteines und die weißen ſeiner Verwitterung zeigt, gewinnt das Straßburger Münſter den Preis durch die liebliche Milde des roten Geſteins, das dem urgebirgigen Teil der Vogeſen aufgelagert iſt. Und wenn wir beim Kölner Dom immer an die Geometrie des Gotikers erinnert werden, die folgerichtig die Einzelformen aus der Grundform entwickelt, ſo freuen wir uns in Straßburg über die liebenswürdige Naivetät, die von 1100 bis 1500 immer im Geiſte des jeweiligen Jahrhunderts weiterbaute, hier den Turm zu ſchwindelnder Höhe führte, dort eine Kapelle anfügte, die ſich von dem Schema Erwins weit entfernt. Ohne Schaden für den Bau iſt es bei ſolcher Naivetät nicht abgegangen, aber wer, der Augen für maleriſche Wirkung im Kopfe hat, möchte ihn anders haben?

Unſer Bild iſt von jenem Standpunkt aus aufgenommen, von welchem aus man den romaniſchen und den frühgotiſchen Teil des Münſters abgeſondert erſchaut. Wir ſehen in dem Teil mit den runden Fenſtern den Südarm des Querhauſes, der an die Vierung ſich anſetzt, über der die ſechseckige Kuppel erſcheint. Ueber die fünf Stufen (den ſogenannten Gräden) zu den Thüren mit den halbkreisrunden Bogen ſchreiten die meiſten der fremden Beſucher ohne anzuhalten, denn ſie müſſen — es iſt ſchon nahe an 12 Uhr mittags — eilen, den Hahn krähen zu hören. So möge man denn auf dem Rückwege hier anhalten und ſich die Stätte und die Skulpturen beſchauen. Die Stätte, — denn hier vollzogen ſich die wichtigſten Akte des öffentlichen Lebens; hier fanden ſich die obrigkeitlichen Perſonen der Stadt ein, um dem Biſchof den Eid zu ſchwören und von ihm die Lehen zu empfangen; die Skulpturen, — denn ſie gehören zu den merkwürdigſten am ganzen Bau, und beſonders das Tympanon mit dem Tode der Maria zählt zu den beſten plaſtiſchen Werken des frühen Mittelalters, ehe die beginnende Gotik den für dieſen Zweig der Kunſt verhängnisvollen Einfluß äußerte, die Geſtalten zu ſtrecken und die Künſtler von der Naturbeobachtung zu entfernen.

Die beiden runden Fenſter von ca. 1225 ſind von innen beſehen intereſſant, weil ſich in ihren Malereien dieſelben Motive finden, welche die Aebtiſſin von Odilienberg, Herrad von Landsberg, um 1190 zum Unterrichte ihrer jungen Stiftsdamen der merkwürdigen Encyklopädie, genannt Hortus deliciarum (Freudengärtlein), einverleibt hat. — Die ſechseckige Kuppel iſt erſt nach den Beſchädigungen des Kriegsjahres neu aufgeſetzt worden. An die Kuppel ſetzt ſich das frühgotiſche Langhaus an, mit den zwei auf unſerem Bild dargeſtellten Anbauten, der Katharinenkapelle und der ſogenannten Schatzkammer. Wenden wir uns zur Faſſade, ſo ſtehen wir zunächſt ſtaunend vor dem Reichtum der Portale, aus denen uns der Zeichner einen Ausſchnitt, die Reihe der fünf Propheten, gegeben hat. Sie ſtehen in organiſcher Verbindung mit dem Bild der Jungfrau Maria und dem Chriſtuskinde, das an der Mittelſäule ſteht, weil ihr Beruf es war, hinzuweiſen auf den „der kommen ſollte“.



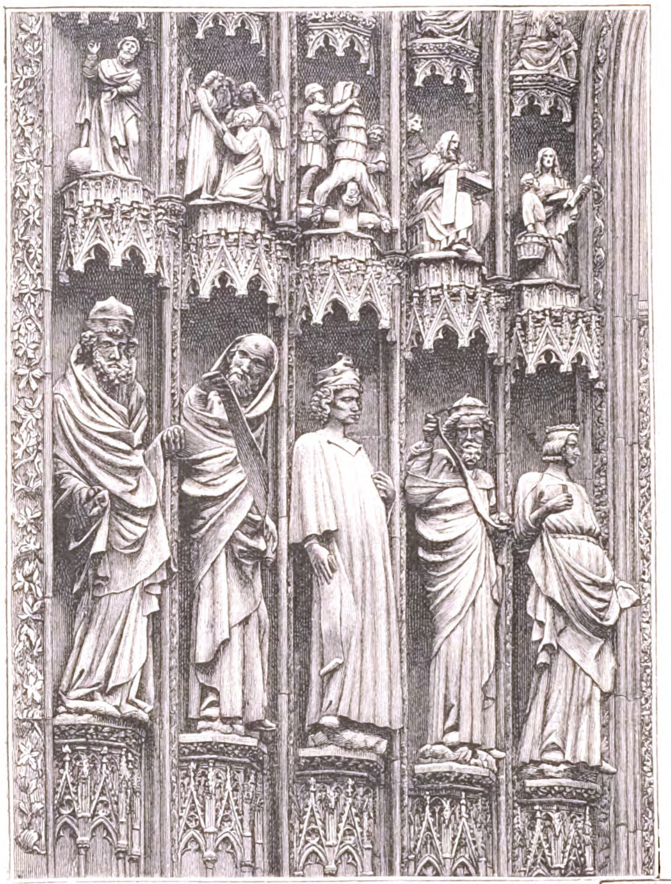
Der romaniſche Teil des Straßburger Münſters (S. 507).

Dieſe fünf Statuen gehören zu dem verhältnismäßig Wenigen, was der Fanatismus der Revolutionsperiode von dem reichen Bildwerk der Portale unberührt gelaſſen hat. Unberührt durch die Liſt eines Kunſtfreundes, welcher bat, die Bilder bei ſich aufbewahren zu dürfen, weil er an ihnen Studien zu machen vorhabe. Die anderen Bilder wurden von den Scharen des Revolutionsmannes Teterel für immer vernichtet. Ein Augenzeuge, der ſpätere Bürgermeiſter Herrmann, berichtet uns hierüber: „Teterel brachte als Mitglied des Gemeinderats den Antrag ein, die Spitze der Kathedrale abzutragen, da ſie das Gleichheitsgefühl verletze (comme insultant l'égalité). Dieſer Antrag hatte keinen Erfolg, doch die Unterlegenen wendeten ſich an die Kommiſſäre des Pariſer Konvents Saint-Juſt und Lebas, und dieſe beauftragten den Magiſtrat, binnen acht Tagen alle Statuen von Stein am Tempel der Vernunft — in einen ſolchen war das Münſter damals umgewandelt — wegzuhauen und eine Trikolore auf der Spitze des Turmes anzubringen. Der Magiſtrat berief ſich auf das Geſetz vom 6. Juni 1793, welches jeden mit zwei Jahren Gefängnis bedroht, der ein nationales Monument „degradiert“. Nun bot aber der Maire Monnet nicht nur die ſtädtiſchen Arbeiter auf, ſondern auch jeden, der überhaupt einen Hammer führen konnte, und in der kürzeſten Zeit waren 235 Statuen in Trümmer geſchlagen.“

Wenn alle Scenen der Myſterienbühne des Portals an uns vorübergegangen ſind und unſer Blick bewundernd auf dem Maßwerk der herrlichen Roſe geruht hat, dann tritt wohl jeder von ſelbſt zurück an die gegenüberliegenden Häuſer, um von dort nach der Spitze des Turmes emporzuſpähen.

„Printz aller hohen Thürm, als jemals wird beſchauen
Der Sonne klarer Glantz und vorbeſchauet hat“

ſingt der wackere Opitz, das Haupt der erſten ſchleſiſchen Dichterſchule. Wer hier in den Jahren 1770 71 vorüberkam, ſah wohl oft an dieſer Stelle einen jungen Studioſus, die vornehme Geſtalt von ſalter Schlankheit, das Geſicht vom Schnitte eines Götterjünglings, im Auge jenes Feuer, das geiſtige Thaten verkündet. Hier begeiſterte er ſich zu ſeinem Dithyrambos auf die „Deutſche Kunſt“, hier und in einer Zeit, in welcher der Stil der franzöſiſchen Ludwige eben allherrſchend geworden war. Dieſe Kraft, ſich als Zwanzigjähriger über ſeine geſamte Umgebung ſiegreich zu erheben, unbeirrt von ihr das Wahre zu ſchauen.



Die Propheten im Mittelportal (S. 507)

gleich dem Adler, der aus den Dünſten der Ebene ſich zur Höhe des Gebirges emporſchwingt, war damals nur einem gegeben, der ſich in die Matrikel der Univerſität eingeſchrieben hatte als „Joannes Wolfgang Goethe Moenofrancofurtensis“. Fünfzig Jahre mußten vergehen, ehe das, was der Jüngling damals gefühlt und ausgeſprochen hatte, das Gut des kleinen Kreiſes der Romantiker geworden war, um von dort aus allmählich Gemeingut der Gebildeten zu werden.

Wenden wir uns um die Ecke des Münſters, ſo ſehen wir dort in dem Portal zur Laurentiuskapelle ein Zeugnis jener architektoniſchen Naivetät, von der wir oben geſprochen haben. Das Portal iſt aus dem Jahre 1505. Vom Süden her drang ſchon ſeit einem halben Jahrhundert der Strom einer neuen künſtleriſchen Richtung — der Renaiſſance. Noch zehn Jahre und er hat über Baſel kommend Beſitz ergriffen von den Gebieten, die bis dahin die Gotik beherrſcht hatte. Und hier meißelt ein Meiſter unverdroſſen in den alten Formen weiter, ſtellt ſich grübelnd die ſchwerſten techniſchen Probleme, löſt ſie ſpielend, und bringt doch nur Unbefriedigendes zu ſtande.

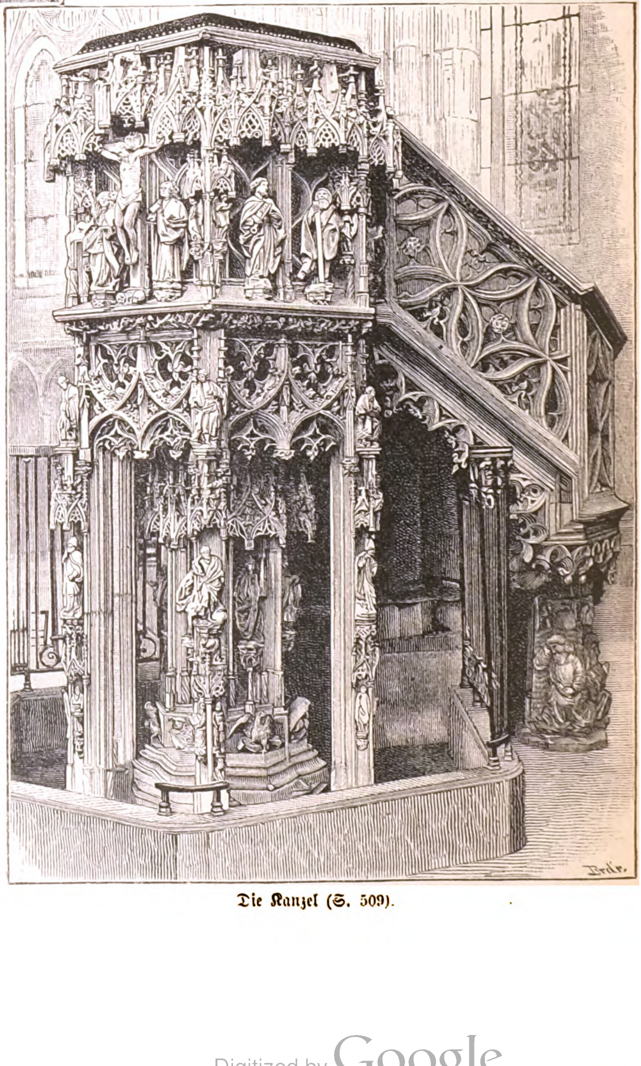
Er hatte die Formen in ſeiner Hand, aber der geiſtige Hauch, der vor zwei Jahrhunderten Erwin und ſeine Söhne durchdrungen, lebte nicht mehr in ihm. In die Figuren iſt ſchon jener Windhauch der Geziertheit gefahren, der wieder zwei Jahrhunderte ſpäter auch die Gebilde der Spätrenaiſſance ſo unerquicklich macht.

Ein Blick vom Laurentiusportal nach links zeigt uns auch noch die Bauarbeit des 18. Jahrhunderts, ſo daß wir — rechnen wir die Unterkirche (Krypta) ein — vom Jahre 1000 bis 1750 alle Entwickelungen des Steinſchnittes an unſerem Münſter verfolgen können.

Nun betreten wir das Innere. Sieben mächtige Säulen tragen das Langhaus, das von zwei Seitenſchiffen flankiert wird. Ueber die Vierung hinweg ſchauen wir in das geheimnisvolle Dunkel des erhöhten Chores. Den grellfarbigen Fresken, das jüngſte Gericht darſtellend, kommt das milde Halbdunkel des Raumes ſehr zu ſtatten. Harmoniſcher geſtimmt ſind die von Steinles Hand gemalten Fresken in der Apſis und den Gewölbezwickeln. Es war das letzte größere Werk des frommen Künſtlers. Er wohnte, als er daran arbeitete, im Kloſter Allerheiligen, in deſſen Kapelle er durch eine ſeiner innigſten Arbeiten eine ſchöne Erinnerung hinterlaſſen hat.

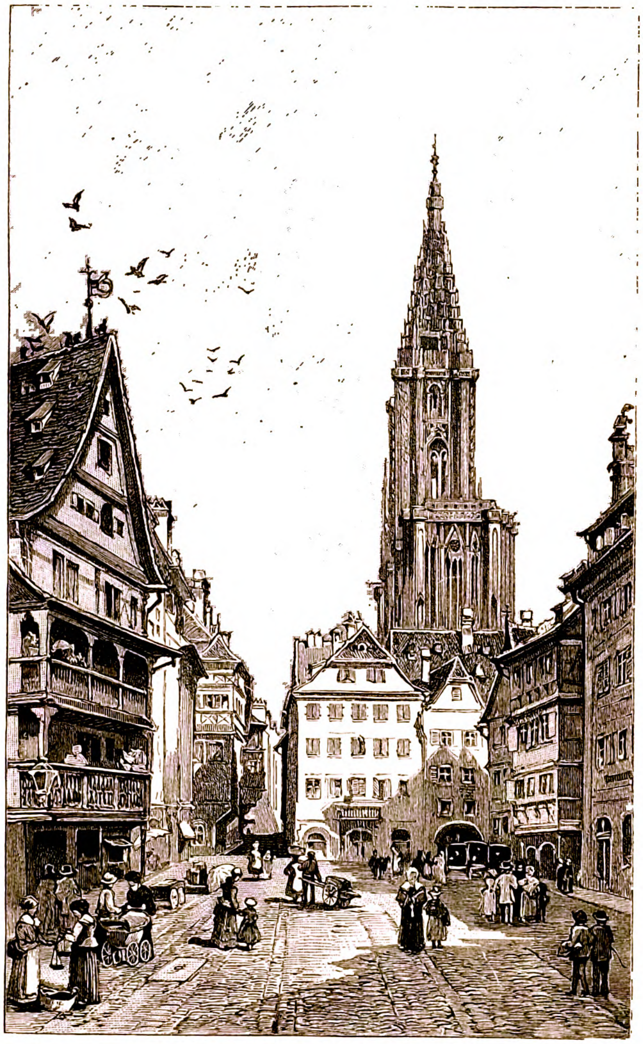
Der den erſten Spitzbogen auf der linken Seite unſeres Bildes durchſchneidende Knauf iſt der Schlußteil des Orgelaufbaues, auf dem die große Orgel ſteht, und von dem einſt „der Roraffe“ ſeine wüſten Töne erſchallen ließ, indes ſein Genoſſe den Kopf dazu ſchüttelte.

Als die Züricher 1576 zum Straßburger Schützenfeſt gekommen waren, wurden ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt gezeigt, und einer derſelben hat ſeine Reiſeerinnerungen aufgeſchrieben. Er berichtet unter anderem: „Da wir gſehen den roraffen von Straßburg. Iſt ein Mann in Wiß und Roth bekleidt, hat ein Trummeten am Mund, und wenn die Orgel gat, ſo trummetet er ſtark mit zitteren. Uff der rechten Siten ſtat ein anderer alter mann, auch in Rot und Wiß bekleidt, der hat



Die Kanzel (S. 509).

einen grauen Bart und erſchüttert den Kopf, wann der andere trummetet.“ Merkwürdig! So unentwegt gläubig und innig religiös waren unſere Vorfahren, zugleich aber von ſo ungebrochenem Humor, daß ſie auch in der Kirche ihren Scherz haben mußten. Ein Zeugnis dafür iſt der Roraffe vom Münſter, war die Eſelsprozeſſion an den Säulen gegenüber, waren die Spottfiguren an der Kanzel. Merkwürdig aber auch, daß, als die Zeit hohl und frivol und die Frömmigkeit äußerlich geworden war, man gegen dieſe harmlos gemeinten Scherze einer naiven Sinnesweiſe mit Verfolgungen und dem Hammer des Zerſtörers vorging. Der Buchhändler Tſchernin, der 1728 alte Abzüge der Eſelsprozeſſion verkauft hatte, mußte, nur mit einem Hemd bekleidet, den Strick um den Hals, eine große Kerze in der Hand, an der Hauptpforte des Portales ſtehend, Verzeihung erflehen, um darauf für immer aus der Stadt verwieſen zu werden. Die Figuren an der Kanzel aber mußten 1764 weggeſchlagen werden. — Die Kanzel iſt eigens für den berühmten Prediger Geiler von Kaiſersberg erbaut worden. Man hatte ihm zu ſeinen volkstümlichen Reden, welche ſtets das ganze Münſter füllten, einen beweglichen Predigtſtuhl an die vierte Säule geſtellt. Nun galt es ihm eine ſeiner würdige Kanzel zu ſchaffen, was durch den geſchickten Steinmetzen Johann Hammerer um 1485 geſchah. Die Bilder der Kanzel hatten Bezug auf den Inhalt der Predigten, und da Geiler ſich oft auch gegen die Sitten des damaligen Klerus wandte, ſo war es natürlich, daß auch Darſtellungen, die ſich darauf bezogen, ihre beſcheidene Stelle fanden. Zwei Jahrhunderte ſpäter wurde dergleichen freilich nicht mehr geduldet. — Wir verlaſſen das Münſter, an der Uhr vorüberſchreitend, durch das Südportal und ſtehen ſchräg gegenüber dem Frauenhauſe, ſo genannt, weil es das Archiv und die Verwaltungsräume des Münſters „unſerer lieben Frau“ enthält.



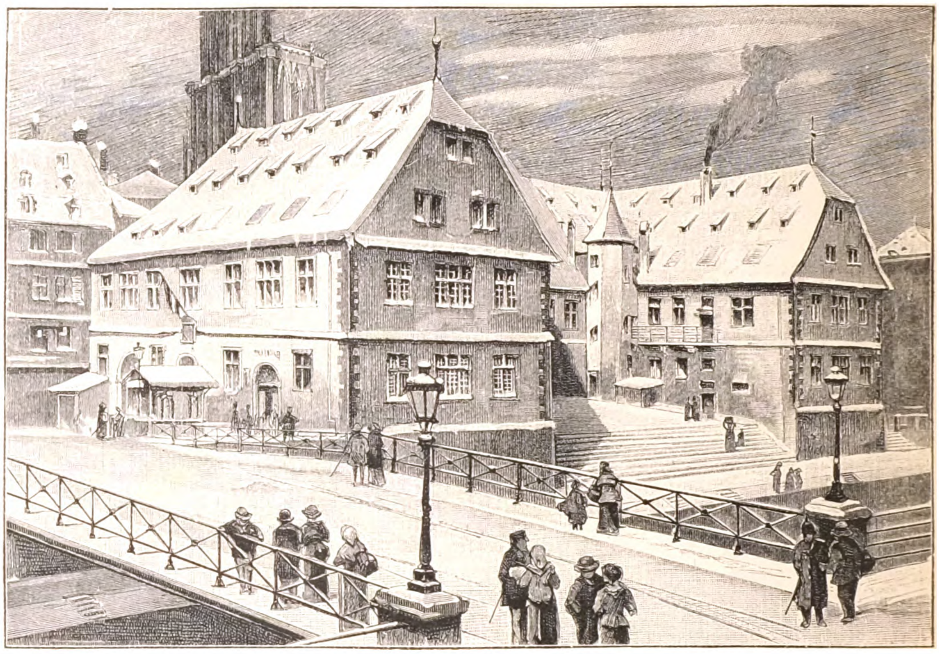
Der Ferkelmarkt (S. 510).

Das Gebäude iſt wohl erſt 1581 entſtanden, trägt aber noch den Charakter der gotiſchen Privatbauten — ein konſervativer Zug, den wir auch ſonſt an Bauwerken der Stadt beobachten können. Bei einer Betrachtung von außen fällt vor allem das reizende Thürchen in der Verbindungsmauer zwiſchen den beiden Giebelhäuſern, mit ſeiner geiſtreichen Wendung nach rechts — dem Hauptbau entgegen — auf.

Wie wunderbar mag dieſer letztere einſt gewirkt haben, als die ganze Faſſade noch mit den Fresken Wendel Dieterlins bedeckt war. Im Archiv des Frauenhauſes finden ſich die Durchzeichnungen der Reſte, welche etwa 1850 noch vorhanden waren. Sie geſtatten einen Schluß auf die maßvolle Schönheit des Ganzen.

Die Statue auf der Spitze des Giebels iſt von einem anderen Straßburger Künſtler jener Zeit, der oft im Verein mit Dieterlin genannt wird, von Tobias Stimmer. In ſtolzer, ſelbſtbewußter Haltung ſteht ein Bewaffneter, den Speer in der Hand. Zwiſchen ſeinen Füßen birgt ſich ein Lamm. Er iſt ein ſinniges Bild der reichsſtädtiſch-bürgerlichen Macht, welche der Güter der Kirche waltet und ſie beſchirmt. Denn auf ihr Recht, das Gut des Münſters „Frauenwerk“, wie es im Volksmunde genannt wird, frei, wenn auch unter Mitwirkung der Kirche zu verwalten, hat man in Straßburg von jeher große Stücke gehalten, und thut es noch.

Der Hof, die Treppe, die Säle und vor allem der Saal im Erdgeſchoß, der das gotiſche Muſeum birgt, gehören zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der Saal zeigt in einer Ecke noch vollſtändig die gotiſchen Rippen, hart daneben beginnt die Täfelung der Decke und der Wände im Stil der Renaiſſance. Die dekorative Malerei der Wände gehört zu dem Beſten, was uns aus jener Zeit erhalten geblieben iſt, und es ſteht zu hoffen, daß nun, da die Stadt an der Spitze ihrer Kunſtgewerbeſchule einen Meiſter wie Anton Seder beſitzt, an die pietätvolle Wiederherſtellung der herrlichen Reſte gegangen werde. Heute kommt man nur ſchwer zum Genuſſe des Innenraumes, da die Abgüſſe der Skulpturen des Münſters — eine übrigens eigenartige Sammlung — den ganzen Raum bis zur Decke füllen. Hier gab das Stadtregiment zuweilen den vornehmen Gäſten den Feſtſchmaus. Denkt man ſich den farbigen lauſchigen Raum in ſeiner alten Pracht, an der Wand die hohe Kredenz mit den goldenen und ſilbernen Gefäſſen, die Ratsdiener in ihrer ſchmucken Tracht hin und her eilend und den goldenen Wein von Reichenweiher oder den rotbraunen Marlenheimer Vorlauf ſchenkend, ſo mochte das ein gutes Bild und auch nicht uneben ſein, wenn man unter den Geladenen ſaß. Denn auf die Repräſentation hat man ſich in Straßburg immer verſtanden. Das zeigt der Spruch über die Empfänge in den verſchiedenen Rheinſtädten, der unter den Hofleuten Kaiſer Ferdinands des Erſten umging:



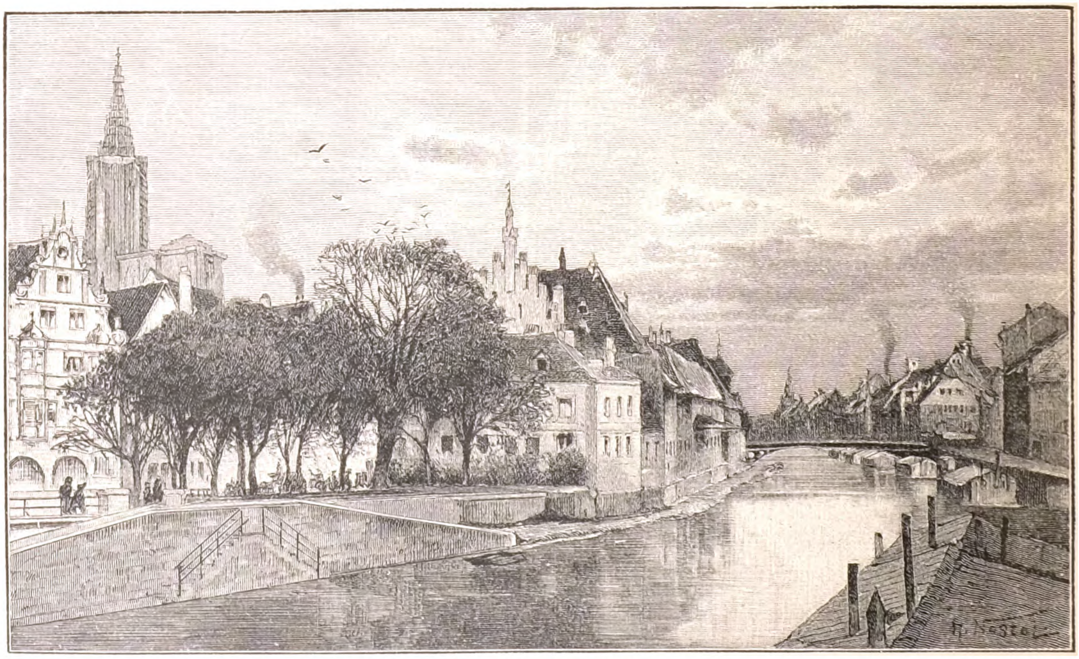
Die große Metzig (S. 510).

„in Frankfurt unbeſtimmlich,
in Mainz (Kurfürſtenſtadt) fürſtlich,
in Oppenheim vermöglich,
in Speier tapferlich,
in Landau liederlich,
in Hagenau demütiglich,
in Schlettſtadt bäuerlich,
in Colmar freundlich,
in Straßburg prächtig."

Um das Gebäude herumgehend, kommen wir durch eine enge Gaſſe auf den Ferkelmarkt heraus. Gegenüber im Vordergrunde ſteht eines der guten Fachwerkhäuſer mit offenen Altanen, leider durch die hier für Holzanſtriche beliebte gelbe Oelfarbe verunſtaltet. Die Straße, die ſich hier dem Münſter entgegen öffnet, iſt die volkreiche Korduangaſſe, die in dem alten Straßburger Vers ſchon als eine kinderreiche bezeichnet wird. Er lautet:

„Am Münſter ohne Wind,
Durch die Kurbengaſſ' ohne Kind,
Durch die groß Metzig ohne Spott,
Hat große Gnad von Gott."

Die große Metzig ſtößt mit ihrer hinteren Ecke an den Ferkelmarkt. Unſer Bild zeigt ſie von jenſeit des Waſſers — im winterlichen Kleide. Die Inſaſſen, durch ihre Spottluſt bekannt, ſind die ehrſamen Frauen und Töchter der Metzger, die hier im Erdgeſchoß ihre Stände hatten, und auf ſolchen Beſitz ſich viel zu gute thaten. Die Stadt baute ihnen das Haus an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Schlußſtein trägt die Ziffer 1608. Unbändig und ſchwer zu behandeln, wie die Metzgerzunft das ganze Mittelalter hindurch war, blieb ſie bis zur Revolution.



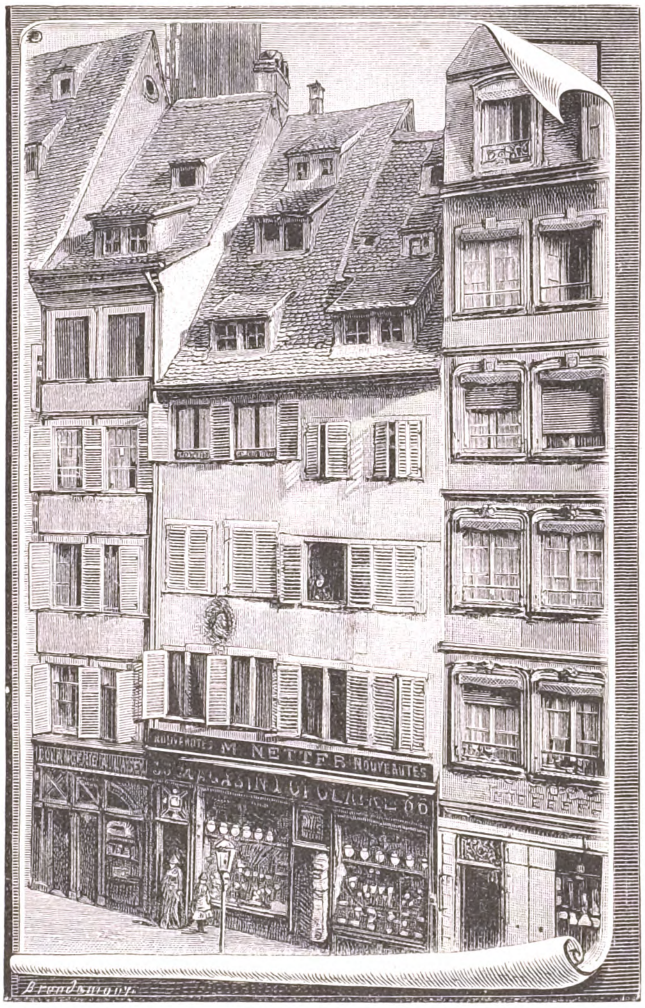
Das Kaufhaus (S. 511).

Wenn die lokale Bewegung, die ſich an die Pariſer Vorgänge von 1789 knüpfte, hier einen ſo erbitterten und ſtürmiſchen Charakter annahm, ſo war dies zumeiſt eine Folge der Zwiſtigkeiten, welche zwiſchen dem Stadtregiment und den Metzgern über die Kontrolle der Metzgerwagen entſtanden waren. Die Metzger — obwohl ſonſt eines von den nahrhaften, alſo konſervativen Gewerben — ſtanden hier auf der äußerſten Linken, während die Friſeure, deren Exiſtenz durch Wegfall von Puder und Perücke bedroht war, mit den „Ariſtokraten und Feuillanten" auf der äußerſten Rechten ſich hielten. Als die Lage für die Republik kritiſch wurde, brachten die Metzger auf der Tafel über dem Haupteingang die Inſchrift an: „Vivre libre ou mourir“, was der allzeit ſchlagfertige Volkswitz überſetzte: „Lieber leben als ſterben.“ Es war nicht mehr als ein Witz, denn die jungen Straßburger — und es werden wohl auch Metzger darunter geweſen ſein — dienten zahlreich in den Heeren der Republik, und blieben dort auch, als unverſehens aus der Republik eine Militärdiktatur geworden war. Aus den Erinnerungen aber an jene Zeit, in der Söhne des Elſaß Marſchälle des Kaiſerreichs wurden, ziehen die Sympathien für Frankreich zum Teil heute noch ihre Nahrung.

Heute befinden ſich an der Stelle jener Inſchrift, welche in der „Reſtauration“ fallen mußte, die vereinten Wappen der Stadt Straßburg und des Kunſtgewerbes, denn zur Zeit iſt in den oberen Räumen die Kunſthandwerkerſchule und das neue Kunſtgewerbemuſeum untergebracht.

Wir haben nun die Wahl, von der Metzig aus entweder durch den Fiſchmarkt zum Gutenbergplatz zu wandern, oder illaufwärts ins „kleine Frankreich“ oder von der Rabenbrücke aus einen Blick auf das maleriſche Illgelände zu werfen. Bleiben wir in der Reihenfolge, ſo kommen wir an das Wohnhaus Goethes während ſeiner Studienzeit, da er „bei Herrn Schlag auf dem Fiſchmarkt“ logierte. Als 1872 die neue Univerſität eingeweiht werden ſollte, wollte man die Manen des größten Studenten der alma mater argentinensis nicht vergeſſen. In der Eile jener Vorbereitungen führte der Name eines Hausherrn irre, und jahrelang ſtanden die herübergekommenen Deutſchen andächtig in dem kleinen Vorderſtübchen des zweiten Stockes im Hauſe Nr. 16. Inzwiſchen hat ein Forſcher unwiderleglich feſtgeſtellt, daß Goethe im Haus Nr. 36 gewohnt habe. Der Verſchönerungsverein ließ von einem jungen Künſtler eine Bronzeplatte treiben, und nun ſchaut das treffliche Medaillon nach dem Relief Melchiors von der Wand hernieder.

Einige Schritte weiter, und wir ſtehen auf dem Platz, auf dem ſich das Denkmal Gutenbergs vor dem Hauſe der Handelskammer erhebt. Das ganze Denkmal, vor allem aber die Reliefs, ſind etwas fragwürdiger Natur, aber von dem idealgeſinnten Bildhauer David — nach ſeiner Geburtsſtadt d'Angers genannt — unzweifelhaft vortrefflich gemeint. Die Buchſtaben der zweiundvierzigzeiligen Bibel Gutenbergs waren freilich beſſer geſchnitzt, als dieſe Reliefs modelliert ſind.



Das Goethehaus (S. 511).

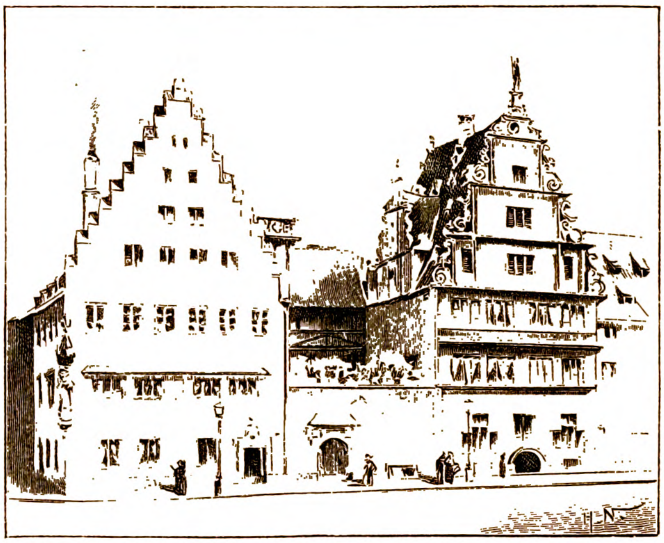
Das Gebäude der Handelskammer, der vornehmſte Renaiſſancebau der Stadt, ging bis vor kurzem immer auf den Namen Specklins. Ganz neue Forſchungen haben indeſſen erwieſen, daß der Bau von Johannes Schoch herrührt. Die Namenszeichen dieſes Baumeiſters und ſeines Genoſſen, des Paulus Maurer, finden ſich an den Schlußſchilden der Gewölberippen des Eingangs. Schon früher war den Kunſthiſtorikern die große Verwandtſchaft zwiſchen der Anlage des Friedrichsbaues am Schloß zu Heidelberg mit unſerer Pfalz aufgefallen. Nun ergibt ſich, daß beide Bauten denſelben Baumeiſter, eben unſeren Johannes, haben, auf den fortan alle Lobſprüche zu übertragen ſind, die bisher dem biederen Daniel Specklin geſpendet wurden. Der letztere kommt dabei doch nicht zu kurz; es bleibt ihm der Ruhm, an ſeiner Vaterſtadt ſeine „Architectura von Feſtungen“ ſo erprobt zu haben, daß auch Vauban ſeine Bauten in der Hauptſache unberührt ließ.

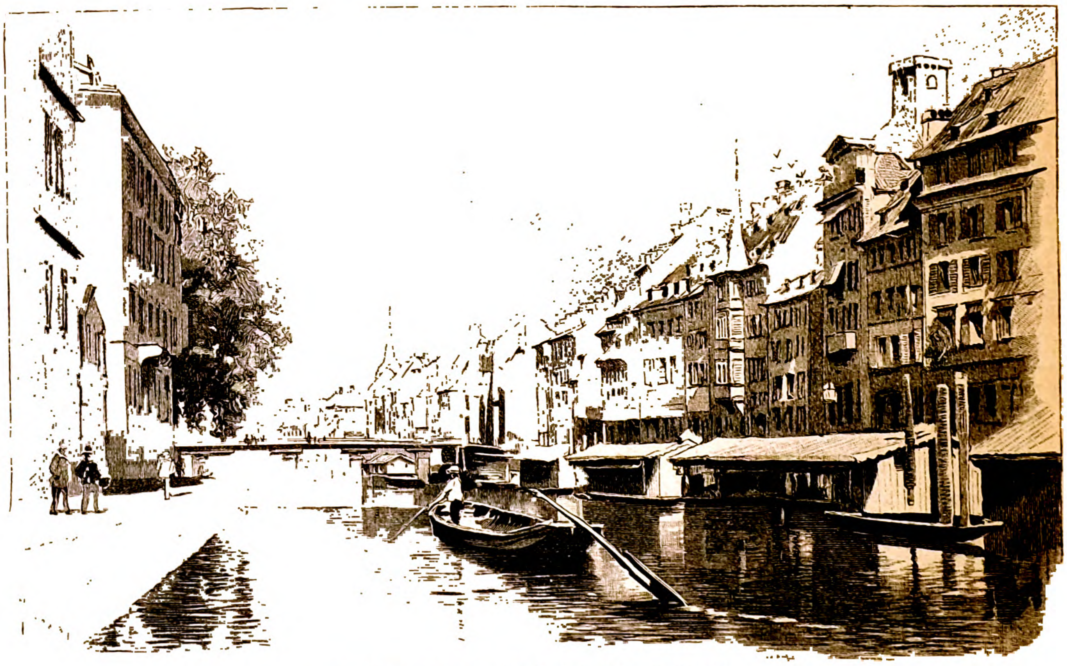
Ich ſprach eben von „unſerer Pfalz“ und muß erklärend nachtragen, daß ſich hier von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab das Stadtregiment befand, das hierher von dem alten gegenüberſtehenden mittelalterlichen Stadthauſe übergeſiedelt war. Der Name des alten Hauſes „die Pfalz“ (Palatium, Pallas) wurde auch auf das neue übertragen, und blieb in Geltung, bis aufgeregte Pöbelhaufen am 21. Juli 1789 das Gebäude plünderten und zum Teil zerſtörten.

Durch die Schloſſergaſſe, die auf unſerem Bild rechts des Baues ſichtbar wird, lockt der ſtumpfe Turm der St. Thomaskirche, des proteſtantiſchen Domes mit ſeinem Denkmal des Marſchalls Moritz von Sachſen und ſeinem Campo santo der Größen der alten Univerſität und der proteſtantiſchen Theologen und Prediger.

Kehren wir wieder zur Rabenbrücke zurück, um illaufwärts zu gehen, ſo müſſen wir, um den Standpunkt für unſer Bild zu gewinnen, den Fluß überſchreiten. Eine kurze Umſchau zeigt, daß im alten Straßburg der Handels- und Fremdenverkehr hier ſeinen Mittelpunkt hatte. Hier ſtand, in ſeinen Hauptteilen aus dem 14. Jahrhundert ſtammend, das alte Kaufhaus, neben ihm das berühmte Einkehrwirtshaus „zum Spanbett“, die vornehmen Gaſthöfe „zum Raben“ und „zum Geiſt“ und die beliebten Gaſthäuſer der mittleren Reiſenden „der goldne Apfel“ und „das goldne Schaf“, alle in der Weiſe jener Zeit mit ſchmalem Vorderhaus, langem Hof und großem Hinterhaus, meiſt von Straße zu Straße durchgehend. An der

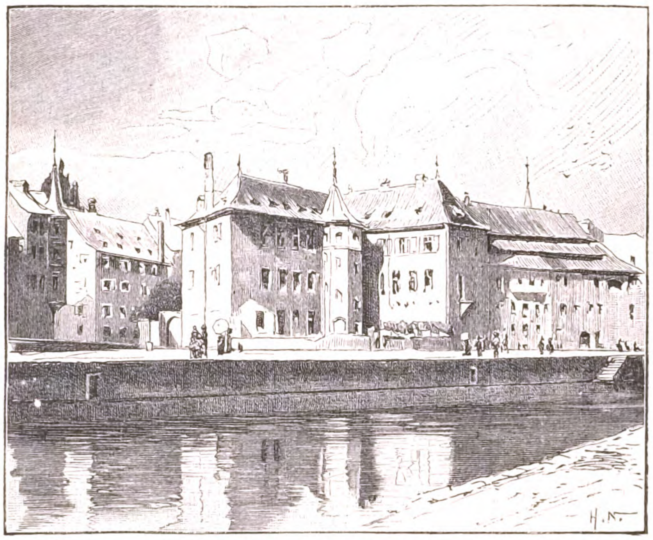
Ecke des Rabenplatzes ſtand das Gaſthaus zum Raben. Unter den hohen Beſuchen intereſſiert uns heute am meiſten der Friedrichs des Großen unter dem Inkognito eines Grafen Dufour im Jahre 1740, den er ſelbſt poetiſch beſchrieben hat. Auf den Gaſthof zum Geiſt, in dem Herder und Goethe abſtiegen, deutet heute nur noch das vom Thomasſtaden abzweigende „Geiſtgäſſel“. Eine Empfehlungskarte aus dem vorigen Jahrhundert mit einer Abbildung des Gaſthofes iſt uns erhalten geblieben und zeigt uns ein zweiſtöckiges Gebäude, daneben ein hübſches Fachwerkhaus, die Küferherberge. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß hier in den Balkonzimmern des erſten Stockes faſt ſechzig Jahre ſpäter die letzte Liebe Goethes, die anmutige Ulrike von Levetzow, mit ihrer Mutter den Winter zubrachte, bevor ſie in Karlsbad dem Altmeiſter begegnete. In dem Giebelhaus, das hinter den Bäumen ſichtbar wird, befand ſich ehedem das Gaſthaus „zum goldnen Schaf“, ſpäter die badiſche Poſt. Die neue Pinakothek in München hat ein Architekturbild, auf welchem der Künſtler ungefähr den gleichen Standpunkt gewählt hat, wie unſer Zeichner. Es trägt den Titel: „Geburtshaus des Königs Ludwig I. von Bayern“. Wahrſcheinlich empfahl es ſich durch dieſen Titel dem Käufer. Denn bekanntlich erblickte der König an einer ganz andern Stelle das Licht der Welt, nämlich in der Kommandantur in der Brandgaſſe, in deren Garten man ihm 1887 ein Denkmal errichtet hat. — Auf dem rechten Ufer des Fluſſes fortſchreitend, kommen wir an den „Drachen“, auch „Drachenhof“ genannt, ein Name, der nicht von dem ſagenhaften Ungetüm, ſondern von einem ehrſamen Bürger Johann Trache herrührt, dem um 1460 beſagter Hof gehörte. Vor dieſem hatte es als Eigentum des reichen Bürgers Spender den Kaiſer Sigismund beherbergt. Am Ausgange des 16. Jahrhunderts wurde es Abſteigquartier der Markgrafen von Baden-Durlach und ſpäter Sitz des franzöſiſchen Gouvernements. Der Bau gibt dem ganzen Thomasquartier Charakter und Leben, aber ſeine Verwendung als Tuchfabrik, dann als Militärwaſchanſtalt haben das Innere verderbt, und ſo gleicht der Bau einer ariſtokratiſchen Größe, die nach außen hin mühſam die Haltung bewahrt, aber in das Innere der Wirtſchaft nicht mehr darf ſchauen laſſen. Zur Zeit iſt das Haus der Zankapfel zwiſchen der hiſtoriſchen Geſellſchaft, welche ein charakteriſtiſches Stück des alten Straßburg erhalten will, und jenen, welche mehr dem praktiſchen Bedürfnis Rechnung tragend, auf dem gutgelegenen Platze ein Schulhaus errichten wollen. Vielleicht bringt „Vom Fels zum Meer“ die letzte Abbildung des lebenden „Drachen“.


Das Frauenhaus (S. 509).


Partie an der Ill von der Rabenbrücke aus (S. 511).

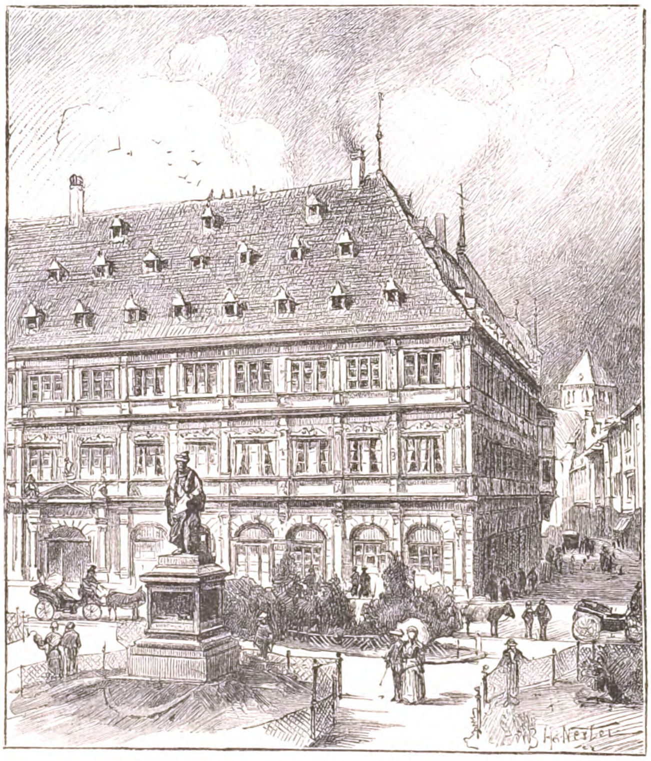
Ueber Brücken und Schleuſen nahen wir uns dem „kleinen Frankreich“ und zwar der beſten Straße desſelben, dem „Pflanzbad“, welche der Künſtler uns in der winterlichen Umhüllung des Schnees dargeſtellt hat. In dieſer

Umhüllung duftet auch die ganze Gegend am beſten, oder vielmehr ſie duftet nicht, während im Frühjahr, Sommer und Herbſt ſich dem Nahenden ſchon von ferne kundthut, daß hier Magazine von Häuten und Gerbereien ſich befinden. Der Teil des „kleinen Frankreich“ gegen das Waſſer hin und die kleinen Gäßchen gegen die Langſtraße haben wohl am treueſten den Charakter der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bewahrt. Kleinfrankreich aber heißt die Stätte erſt ſeit 1795. Woher der Name kam, iſt nicht gut zu erzählen.



Der Drachenhof (S. 512).

Mit dieſer Ortsbezeichnung ſind wir ganz nahe an den Stadtmauern, den gedeckten Brücken, die der Volksmund von „ponts couverts“ in „Bunkewehr“ umgewandelt hat. Gehen wir nach der Rabenbrücke zurück und ſchauen nordwärts, dem Laufe des Fluſſes nach, ſo ſehen wir hier ebenfalls wieder an das Ende der Altſtadt.



Gutenbergplatz mit dem Gutenbergdenkmal (S. 511)

Unſer Bild zeigt uns zunächſt das Ende der „großen Metzig“, dann das Hummelſche Haus, in dem ſich bis 1870 die badiſche Gepäckpoſt befand, und in welchem der alte Auguſt Ehrmann wohnte, einer der bedeutendſten Männer, die das moderne Straßburg aufzuweiſen hatte. Die Geſchichte der Wohlthätigkeitsſtiftungen verdankt ihm ein goldenes Blatt; er hat ein ungeheures Vermögen der Stadt vermacht mit der Beſtimmung, ein Hoſpiz für Rekonvaleszenten zu gründen, das den Namen ſeiner Frau Loviſa tragen ſoll. Dieſe war eine geborene Bethmann und ſtand ſo mit einer Reihe eigenartiger und bedeutender Frauen, der Gräfin Flavigny, Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) und Coſima Wagner in naher verwandtſchaftlicher Verbindung. Als Knabe wurde er mit ſeiner Mutter, einer Patrizierin, vor den Revolutionsmännern bei „Papa Oberlin“ im Steinthal in Sicherheit gebracht. Er konnte von jener Zeit viel Anregendes erzählen. Während der Kriege des Kaiſerreiches war er als Dolmetſcher beim Generalſtab. In Wien hatte er ein Duell mit einem franzöſiſchen Offizier, der ſich im Quartier unpaſſend gegen die Dame des Hauſes benommen hatte. Ehrmann mußte fliehen. Später war er in dem Hauſe Bethmann und baute die erſte Eiſenbahn von Frankfurt aus; es war — irre ich nicht — die nach Wiesbaden. Nach dem Tode ſeiner Frau zog er ſich nach Straßburg zurück. In den letzten zehn Jahren ſeines Lebens war er halb blind, aber noch fortwährend geiſtig thätig. Er ließ ſich vorleſen und ſpielte Schach. Als es 1870 zum Bombardement kam, war es ſchwer, einen Vorleſer und Spielpartner zu finden. Darum machte er ſich an eine Ueberſicht der vierzig und etlichen Regierungsformen, unter denen er gelebt hatte, und beſchäftigte ſich mit kleinen Papparbeiten. Als während des Bombardements die Granaten in ſein Haus flogen, beſchwor man den faſt Neunzigjährigen, die gefahrvolle Stätte zu verlaſſen. Er aber blieb ruhig wie ein antiker Philoſoph in ſeinem Eckzimmer nahe den Platanen, die auf unſerem Bilde ſichtbar werden, und fertigte unbeirrt durch das Toſen um ihn her eine Tafel mit einem Rätſelbild. Wir ſehen eine große Sonne aus Goldpapier; in der Mitte derſelben eine kleine Karte von Frankreich, von dem er das Elſaß ſchon abgeſchnitten hatte, und oben über der Sonne eine Poſtmarke mit dem Bilde Napoleons III. Die Löſung war: „La France dans le plus grand des astres sous Napoleon III.“ (Frankreich „in dem größten Geſtirne“ oder „in dem größten Unglück“ unter Napoleon III.) Er war einer der erſten unter den angeſehenen Männern, der mit den neuangekommenen Deutſchen in Beziehungen trat, und wenn es ſein Zuſtand erlaubte, an den Donnerstagen einen Kreis von Elſäſſern und Deutſchen bei ſich vereinigte. Obwohl er auf ein ſo reiches Leben zurückſchauen konnte, wollte er nicht, daß über ihn überhaupt etwas geſchrieben würde. „Hinauf, hinab, und dann ins Grab“ — das meinte er, ſei am Schluß doch alles, was man ſagen könne. Und ſo ſind denn dieſe Zeilen wahrſcheinlich die erſten, welche die Erinnerung an einen der beſten und edelſten Bürger Straßburgs auffriſchen.

Sehen wir auf die andere Seite des Fluſſes, ſo iſt die Fülle der Erinnerungen ſchier erdrückend. Schräg gegenüber dem ſtolzen Hummelhaus, in einem der kleinen Bürgerhäuſer vor dem Café Amſterdam, welches der viereckige Turm überragt, wohnte ein anderes herrliches Original, das glücklicherweiſe noch unter uns weilt, es iſt Daniel Hirtz, der Drechslermeiſter und Dichter. Es iſt ein Typus, wie ihn nur ein Boden, wie der des alten Straßburg erzeugen konnte, wo in den bürgerlichen proteſtantiſchen Familien die reichsſtädtiſchen Erinnerungen bewußt oder unbewußt fortdauernd Pflege fanden. Seine Reiſe als Drechslergeſelle hat er in einem liebenswürdigen Büchlein „Des Drechslers Wanderſchaft“ von 1823 ab niedergeſchrieben und 1844 veröffentlicht. Zwei Jahre ſpäter kam ein Band „Gedichte“. Ueber ſeine Werkſtattſchwelle ſchritten unter anderen Uhland und Schwab, ihren Bruder in Apoll zu begrüßen. Auch Helmina von Chézy erſchien und bewunderte in ihm nicht nur den Dichter, ſondern auch den ſtattlichen Mann, der in Hemdärmeln hinter der Drehbank ſtand. In ſein Fenſter ſchaute die Münſterſpitze, und er ſchrieb die denkwürdigen Verſe, die kein Deutſcher heute ohne Ergriffenheit leſen wird:

„Nun ſteht ſchon manch Jahrhundert
Das hohe Felſenhaus,
Geprieſen und bewundert
Schaut's kühn und ſtolz hinaus.

Grüßt Badens ſchöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz,
Und grüßt Alſatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz.

Nicht Grenzen ſollen ſcheiden
Dies biedre Volk, dies Land,
Bei Gott, 's war zu beneiden,
Umſchläng's ein feſtes Band.

Verwächſt zu einem Stamme
Dies Volk einſt und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal.“

Die langgeſtreckten, mit einem Dach bedeckten Schiffe längs des Schiffleutſtadens ſind eine Eigentümlichkeit Straßburgs. Es ſind Waſchpritſchen, in denen neben dem Leinen und der Baumwolle von ruſtigen Mäulern auch noch andere Wäſche in unverfälſchtem „Strosburjer Ditſch“ gewaſchen wird.

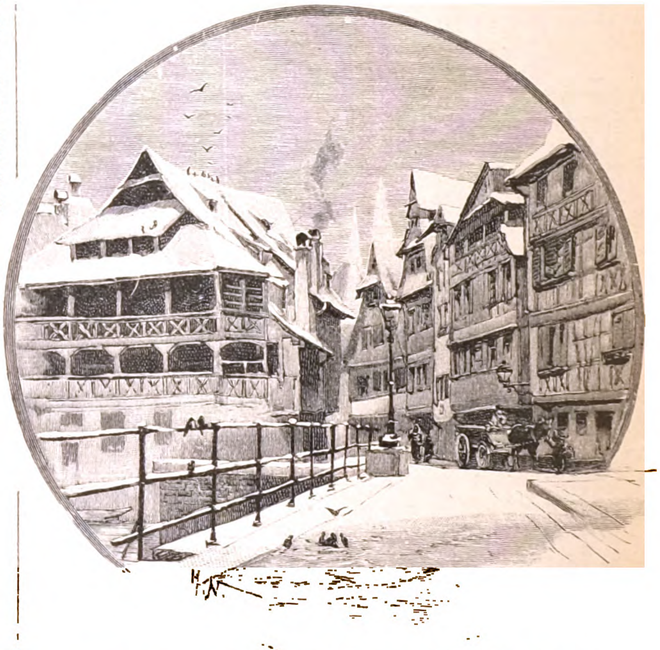
Von hier aus flußabwärts ſtanden die Häuſer einer der ſtolzeſten und reichſten Zünfte der Stadt, der „Schiffiſchen“, erkennbar an dem Eiſenſchild, das ein bemaſtetes Schiff, den „Rheinberger“, in getriebener Arbeit zeigte. Hier iſt der Hauptſchauplatz jener dramatiſchen Dichtung, des „Pfingſtmontag“ von Daniel Arnold, in welchem noch einmal kurz vor ſchweren Kriſen das deutſche Weſen des Alt Straßburgers mit beſonderer Kraft zum Ausdruck kam. Da demnächſt eine neue Ausgabe der Dichtung von Profeſſor Martin erſcheint, wird es jedem leicht ſein, die markigen Schilderungen aus erſter Hand zu genießen.

Ganz hinten auf unſerem Bilde ragt ein kleines Türmchen hervor. Es iſt das der Wilhelmerkirche. Des Türmchens Dach iſt krumm aufgeſetzt, und der Baumeiſter erhielt darob am Tage der Einweihung von dem erzürnten Stadtoberhaupt eine Ohrfeige. Nicht das aber iſt es, was wir zum Schluß erzählen wollten. Kurz vor der Wilhelmerbrücke geht vom Staden aus eine Straße ab, die heute die Züricherſtraße heißt. Hier herein führte früher ein Arm des Rheins, der Rheingießen, und auf ihm kamen die Züricher an, da ſie am 21. Juni des Jahres 1576 in einem wohlverwahrten Bronzekeſſel den Hirſebrei noch brennheiß an einem Tage von der Limmatſtadt nach Straßburg brachten.

Es war ein wunderſames Feſt, das letzte Aufleuchten der vollen reichsſtädtiſchen Größe, und wurde von einem trefflichen Maler und einem trefflichen Dichter verherrlicht. Tobias Stimmer zeichnete einen der umfangreichſten und ſchönſten Holzſchnitte, die das Jahrhundert des Holzſchnittes hervorgebracht, und Fiſchart dichtete ſeinen Sang vom „glückhaften Schiff“.

In der letzten Oper des dahingegangenen Viktor Neßler, der „Roſe von Straßburg“, Dichtung von Fritz Ehrenberg, ſpielt der zweite Akt an dieſer Stelle.

Eine kurze Straße weiter und wir ſind an der Königsbrücke und mit ihr an der Grenze angelangt, die das alte Straßburg, dem dieſe Zeilen gewidmet ſind, vom neuen ſcheidet.



Aus dem alten Straßburg: Partie im kleinen Frankreich (S. 512).

Ueber die Entwickelung der Seele des Kindes.

Von

Prof. W. Preyer.

V.

Das erſte Lernen des Kindes.

Lange Zeit waren viele in dem Irrtum befangen, als wenn zum erſten Lernen des Kindes notwendig ein Lehrer oder eine Lehrerin gehöre, als wenn nur fertige Gedanken, alſo aus Sinneswahrnehmungen Erwachſener hervorgegangene Vorſtellungen durch die Sprache, zuerſt durch geſprochene, ſpäter durch geſchriebene oder gedruckte Wörter, dem kindlichen Gehirn eingeprägt werden könnten, ſo daß nur daraus ſich ſchließlich der Geiſt in richtiger Weiſe entwickele. Hierin liegt ein grober und doch oft überſehener logiſcher Fehler. Weil die höchſte Bildung nicht ohne gründlichen Unterricht in der Sprache erreicht werden kann, folgerte man, ſie werde ausſchließlich durch den Sprachunterricht erreicht. Noch heute kranken hieran unſere Schulen. In der erſten Zeit nach der Geburt, gleichſam der Dämmerung des Geiſteslebens, kommt auf den ſprachlichen Unterricht nichts an, ſondern die Anſchauung iſt es, durch welche das Kind lernt. Das eigene Sehen und Fühlen, das Erfahrungen-machen, zum Beiſpiel der Schmerz, wenn es ſich ſtößt, wenn es ſich verbrennt oder hinfällt, das ſind natürliche Lehrmeiſter des kleinen Kindes. Nicht einmal die beſten bildlichen Darſtellungen der das Kind umgebenden Dinge haben entfernt den Erziehungswert auch nur eines einzigen ſelbſt angeſchauten, betaſteten Gegenſtandes.

Wer durch gefärbte Gläſer die Welt anſieht, bekommt einen verkehrten Begriff von derſelben. Einer Landſchaft verleihen gelbe Brillen im Winter einen warmen Ton, blaue in der Mittagshitze im Sommer ein kaltes Mondſcheinlicht. Diejenigen Kinder, welche durch die bunten unzerreißbaren und zerreißbaren Bilderbücher und die wechſelnden ſubjektiv gefärbten Reden Erwachſener hindurch die Welt kennen lernen ſollen, können von ihr den richtigen Begriff nicht erhalten. Die einen werden ſie heiter, die anderen im trüben Lichte ſehen. Es kommt behufs Bildung einer feſten Weltanſchauung auf eigenes Anſchauen vor allem an. Sonſt hat man kein echtes Bild der Welt, ſondern nur das Bild eines Bildes, eine fehlerhafte Kopie.

Am deutlichſten wird die Wahrheit dieſer Behauptung, welche für die richtige Geſtaltung der häuslichen Erziehung, wie auch des geſamten Schulweſens, von der Elementarſchule an bis zur Hochſchule hinauf, maßgebend ſein muß, wenn man unterſucht, wie denn eigentlich der Menſch dazu kommt zu lernen was keine Sprache, kein Bild und kein Buch, kein irgendwie gearteter Einfluß eines anderen Menſchen ihm beibringen kann, wenn er nicht ſchon vorher davon weiß.

Die Unterſcheidung der Farben, die Unterſcheidung der Töne, die Unterſcheidung der Kälte und Wärme, der Geſchmacks- und Geruchsarten, ja ſogar die Unterſcheidung von Hell und Dunkel und die von Links und Rechts — das alles kann kein Kind durch Wörter erlernen. Dieſes von mir mit beſonderer Vorliebe jahrelang bei Beobachtung kleiner Kinder behandelte Gebiet iſt zu groß, um hier nach allen Richtungen durchwandert zu werden; ich beſchränke mich auf Beiſpiele. Wie ſoll man einem Kinde den Unterſchied von Rot und Grün beibringen? Man kann ihn nur, wenn es ihn bereits empfindet, deutlich machen; die Wörter thun nichts zur Sache. Sie betreffen nur die Benennung und klingen verſchieden in verſchiedenen Sprachen, haben keine Beziehung zu den Farbenempfindungen als ſolchen. Ebenſowenig wie es gelingt, einem normalen Kinde beizubringen, daß Rot und Grün dasſelbe ſei, oder daß die Quinte von der Oktave ſich nicht unterſcheide, gelingt es, ihm, wenn es farbenblind oder taub iſt, die Verſchiedenheiten dieſer Eindrücke durch Unterricht mit Worten beizubringen. Kein Menſch kann dem andern mitteilen, was die Farbe iſt, kann ihm einen Ton beſchreiben. Und ſo verhält es ſich mit allen echten Empfindungen. Man muß ſie ſelbſt erleben, ſelbſt erleiden, um zu wiſſen was ſie ſind. Und dieſes Selbſterleben iſt überhaupt für den ganzen Unterricht, für die ganze erſte Erziehung, ungleich wichtiger als das Wiedererleben deſſen, was andere bereits an ſich erfuhren und nun aus zweiter Hand einprägen, aufpfropfen, um nicht zu ſagen eintrichtern. Hier gilt im vollen Sinn das Wort „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!“

Die außerordentliche Anregung, welche die unmittelbare Betrachtung der Natur, und zwar beſonders der lebenden, während der ganzen Dauer der Kindheit gewährt, iſt durch nichts zu erſetzen. Eine murmelnde Quelle, ein Blatt, eine Kornähre, ein winziger Käfer, eine kriechende Schnecke, ja ſogar ein einzelnes Haar wird dem Kinde in der kritiſchen Entwickelungszeit ſeiner Seelenbildung zur Quelle des Vergnügens, mit der es ſich eingehend beſchäftigen kann. In der Unterhaltung mit den geringfügigſten Dingen während des Spielens (vgl. III), der wirkſamſten Schule für die Bildung des Verſtandes und des Charakters, erhält die Seele am meiſten Material zu ihrer weiteren Entwickelung.

Das eigentliche Denken kann überhaupt niemandem durch Unterricht mit Worten beigebracht werden. Kein Kind wird darin unterrichtet, ſondern Denken lernt jedes von ſelbſt ſo gut wie Sehen und Hören. Man kann anfangs faſt nichts dazu thun als die Hinderniſſe, welche es hemmen, hinwegräumen und darf es nicht vorzeitig ſteigern. Es iſt nicht möglich, ein normales Kind nicht denken zu laſſen. Aber die feinere Ausbildung des Denkvermögens, d. h. der erblichen Fähigkeit Vorſtellungen, die getrennt entſtehen, zu vereinigen und vereinigte Vorſtellungen voneinander zu trennen, dieſe iſt nur durch Unterricht möglich: durch Unterricht in Anſchauungen und in Sprachen, nicht durch letztere allein; wenigſtens wird, wie die Lebensgeſchichten und die Leiſtungen einſeitig, ohne genügende Anſchauung unterrichteter Männer es darthun, das Denken mangelhaft, das Urteil ſchief und die Orientierung in der Welt verkümmert, wenn der Menſch nicht ſchon von Kindheit an mit der Wirklichkeit durch eigenes Erleben vertraut iſt. Aber auch von dieſer Seite droht Gefahr, wenn des Guten zu viel gethan wird. Eine durch die zu weit getriebene Arbeitsteilung in der Gegenwart bedingte Einſeitigkeit im Anſchauen, in der Beſchäftigung mit Wirklichem von einerlei Art, läßt eine gleichmäßige Ausbildung nicht zu ſtande kommen, indem wenn ſpäter ausgeglichen werden ſoll, was in der Jugend verſäumt wurde, die Bildſamkeit, verloren gegangen iſt. Die junge Hand erlernt jedes neue Handwerk leicht, die alte keines mehr.

Wenn in einer großen Fabrik jahrelang der eine Arbeiter das Papier nur ſchneidet, der andere es nur faltet, der dritte es nur zuſammenlegt u. ſ. w., ſo können ſie nicht leicht ihre Rollen plötzlich tauſchen ohne Schaden für die Fabrikation und ſind ſelbſt nicht zu anderer Arbeit ohne weiteres ebenſogut zu verwenden.

Die großen Nachteile einer einſeitigen, etwa überwiegend oder gar ausſchließlich auf Schreiben und Leſen nebſt dem dazu gehörigen Memorieren, alſo Buchſtabenſtudium beruhenden Unterweiſung laſſen ſich bereits phyſiologiſch einigermaßen verſtändlich machen. Ich will wegen der pädagogiſchen Wichtigkeit der weiteren Folgen in Kürze zeigen wie.

Wenn auch im letzten Jahrzehnt eine erhebliche Anzahl von geſchickten Experimentatoren, von denen jeder allein glaubt das Richtige gefunden zu haben, ſtreitet über die Verteilung der verſchiedenen Verrichtungen des Gehirns auf die einzelnen Teile des Gehirns, und wenn auch ohne Zweifel dieſe Polemik in Bezug auf Einzelheiten noch ſehr lange währen wird, ſo kann doch nicht mehr fraglich ſein die Thatſache, daß ganz beſtimmte Bezirke der Großhirnoberfläche ganz beſtimmten Sinnesgebieten und Bewegungsarten zugeordnet ſind. Um nur eines zu erwähnen, iſt es nach ſiegreicher Widerlegung vieler Angriffe dem Phyſiologen Hermann Munk geglückt, die oben (S. 323) erwähnte, als Sehſphäre bezeichnete Partie des Hinterhauptlappens als die einzige Stelle darzuthun, in welcher die Geſichtseindrücke zu Geſichtsvorſtellungen verarbeitet werden. Aber nicht nur iſt ſie die einzige, ſondern ſie kann auch, wenn ſie ausgebildet iſt, keine anderen Leiſtungen, als die dem Sehakt zugehörigen vermitteln. Und wenn dieſe Stelle gereizt wird, ſo treten Augenbewegungen ein. Ebenſo kann nicht mehr bezweifelt werden die Exiſtenz eines ſchon viel länger bekannten Großhirnzentrums, nämlich des von dem ausgezeichneten Pariſer Arzt und Forſcher Broca entdeckten Sprachzentrums. Aber das ſind nur Beiſpiele. Mögen, wie auf der Landkarte die einzelnen Länder ſcharf voneinander abgegrenzt ſind, ſo auch einzelne Bezirke der Großhirnrinde hart aneinander ſtoßen oder vielmehr übereinander greifen wie die Taſtkreiſe der Haut oder gar nicht mit Beſtimmtheit voneinander abgrenzbar ſein, gewiß iſt, daß die Ausbildung der Gehirnzentren, das heißt mit ſpezifiſcher Geiſtesthätigkeit verbundener Provinzen der Großhirnrinde, an die Uebung, an die ſehr häufige Wiederholung derſelben Arten von Bewegungen und von Sinneseindrücken geknüpft iſt.

Wer niemals ſprechen lernt, hat auch kein Sprechzentrum. Kein Tier hat ein ſolches, weil keines im ſtande iſt, ſich genügend zu üben in dem koordinierten Gebrauche ſeiner Zungen- und Kehlkopfnerven und -Muskeln mit gleichzeitiger Verwendung ſeiner Stimme zum Ausdruck eigener Vorſtellungen. Aber auch das mikrocephale Menſchenkind, deſſen Schädel zu früh verknöcherte, ſo daß das Gehirn zum Weiterwachſen keinen Raum fand, der Cretin, der zwar lebensfähige, aber der Sprache unkundige Idiot, befinden ſich in derſelben Lage. Die Sprachnerven und -Muskeln, die Zunge und der Kehlkopf ſind ausgebildet, Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorſtellungen fehlen nicht, wenn ſie auch auf einer niederen Stufe ſtehen bleiben. Aber das Vermögen, dieſelben durch den Stimmapparat und Artikulation auszudrücken, das iſt es, was ihnen fehlt, ſelbſt bei vollkommenem Gehör. Sie können die Brücke vom Hören zum Reden nicht bauen, weil ihr Gehirn verſagt. Durch die Thätigkeit wird erſt das Gehirn ausgebildet, lokaliſieren und verbinden ſich erſt in ihm die Funktionen. Es iſt von vornherein in der luxuriöſeſten Weiſe mit Anlagen, alles mögliche zu lernen, ausgeſtattet, aber nicht jedes Gehirn in gleicher Weiſe, weil hier die Erblichkeit eine weſentliche Rolle ſpielt. Von mehreren der ſchönſten Anlagen des Vaters und der Mutter findet ſich oft keine beim Kinde, welches ſtatt deſſen von den Großeltern oder Urgroßeltern ein ganz anderes Talent ererbte. Hunderte verſchiedener Fertigkeiten, welche die Menſchen im Jugendalter zumal, mit größerer oder geringerer Leichtigkeit ſich erwerben, benötigen, jede für ſich, die Ausbildung eines beſonderen Zentrums im Gehirn, durch deſſen Schädigung oder Zerſtörung die Möglichkeit, jene Fertigkeit zu behalten, alſo die ihr entſprechende Thätigkeit fortzuſetzen, aufgehoben wird. So ſonderbar es klingen mag, es iſt doch wahr: dieſer Satz gilt nicht bloß für mühſam erworbene, in langem Zeitraum von dem Kulturmenſchen vervollkommnete Künſte, wie Klavierſpielen, Schreiben, Zeichnen, Malen, ſondern auch für die viel geringer geachteten Handfertigkeiten, Nähen, Stricken, Häkeln, Spitzenklöppeln, Hobeln, Sägen, Schnitzen, Melken u. v. a.

Wozu die Beiſpiele häufen? es genügt allein ſchon der Hinweis auf die vergleichende Phyſiologie des Gehirns und auf die pathologiſche Anatomie des Menſchenhirns, ſowie die Experimentalphyſiologie des Gehirns zweier ſehr intelligenter Tiere, nämlich des Hundes und des Affen, um einleuchtend zu machen, daß je nach der Beſchäftigung, nach der überwiegenden Thätigkeit eines Tieres oder Kindes ſein Gehirn bald dieſer, bald jener Funktion mehr Spielraum einräumen muß. Ein Blindgeborener hat keine Sehſphäre und erwirbt ſich auch keine, ein Taubgeborener keine Hörſphäre. Dieſe verhältnismäßig großen Partien des Gehirns veröden oder bleiben zum Teil frei für anderweitige Verwendung. Es iſt bekannt, daß Blinde mehr taſten als Sehende und daß Taube ſehr häufig ungleich beſſer ſehen als Hörende. Die Hörſphäre grenzt an die Sehſphäre. Faſt die Geſamtheit der Säugetiere hat, wie ich ſchon (S. 324) hervorhob, einen viel größeren Riechlappen als der Menſch, weil ſie ſich mehr mit Riechen beſchäftigen als er und dieſe Eigenſchaft auf die Nachkommen in geſteigertem Maße vererbt wird. Die neueſten Erfahrungen der Kliniker und Anatomen haben beſtätigt, daß bei beſtimmten Störungen des Sehens beſtimmte Zerſtörungen der Sehſphäre im Gehirn vorhanden ſind, gerade wie bei beſtimmten Störungen der Gliedmaßenbewegungen an ganz beſtimmten Stellen des Zentralnervenſyſtems Veränderungen gefunden werden, welche durch Ernährungshemmung, Vergiftung, Verletzung, Entzündung entſtehen können.

Alle dieſe neuen Erfahrungen ſind nun, meines Erachtens, von eminenter Bedeutung für die Erziehung und den Unterricht unſerer Kinder. Denn es iſt klar, wenn in einer ganz beſtimmten und immer derſelben Richtung auf das im höchſten Grade impreſſionable, plaſtiſche Kindergehirn eingewirkt wird, muß es ſich von vornherein für das ganze Leben auch einſeitig entwickeln und wird die ſchönſte Eigenſchaft, welche ein Menſch überhaupt haben kann, die harmoniſche Bildung, nicht mehr zu ſtande kommen laſſen können.

Ich verſtehe unter harmoniſcher Seelenthätigkeit eine ſolche, bei der die intellektuelle und die gemütliche Seite ſich das Gleichgewicht halten, weder Emotionen die Verſtandesthätigkeit trüben, noch ein ſtarrer Intellektualismus, wie er leider heutigestags gerade in den gebildetſten Kreiſen zu häufig vorkommt, den Wert des Gefühls nicht zur Geltung kommen läßt. Zur harmoniſchen Bildung gehört aber außerdem noch, daß die Sinne und damit das Beobachtungsvermögen geübt ſeien und der Körper, mitſamt der ganzen äußeren Erſcheinung, dem Geiſte gegenüber nicht vernachläſſigt werde. Schon beim kleinſten Kinde iſt hierauf Rückſicht zu nehmen durch Regulierung der auf es wirkenden äußeren Eindrücke, alſo Auswahl deſſen, was es lernen darf.

Durch die Erkenntnis der außerordentlichen Macht, welche den Angehörigen des kleinen Kindes, ſpäter dem letzteren ſelbſt, in der Fähigkeit das zu Lernende auszuwählen, in die Hand gegeben iſt, muß ſich das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit notwendig ſteigern. Es iſt in der Gegenwart dringende Pflicht, bei der Auswahl des zu Lernenden ebenſo wie bei der Beſtimmung der Art, wie es gelehrt werden ſoll, die Phyſiologie im Auge zu behalten. Geſchieht es nicht, vergißt man, daß weder einſeitige Konzentration auf Schreiben und Leſen, alſo Ueberfüllung des Gehirns mit Buchſtaben- oder Zahlen-Bildern, noch Zerſplitterung herbeiführende, zu oft wechſelnde Beſchäftigung mit allem und jedem, den geiſtigen Keimen im werdenden Gehirne des Kindes tauglich iſt, ſo darf man ſich nicht wundern über die ſchlimmen Folgen der dadurch herbeigeführten Unterlaſſungen im häuslichen, wie im Schulunterricht. Aerzte kommen häufig in die Lage, beſonders Direktoren von Politkliniken und Irrenärzte, die infolge zu lange anhaltender Anſtrengung eines einzigen Teiles des Nervenſyſtems, alſo übermäßiger Einſeitigkeit, entſtehenden Krankheiten zu beobachten. Manche davon ſind bis jetzt unheilbar. Die Lehrer aber, welche ihre Zöglinge, nachdem ſie die Schule verlaſſen haben, nur ausnahmsweiſe im ſpäteren Leben zu beobachten Gelegenheit haben, merken im einzelnen Falle nicht, was ſie verſchuldeten. Jene Folgen, welche der ärztlichen Behandlung benötigen, faßt man zum Teil unter dem Ausdruck „Beſchäftigungsneuroſen“ zuſammen. Es gibt eine ganze Anzahl von Krämpfen und Lähmungserſcheinungen, welche wie der Schreibkrampf, Nähkrampf, Telegraphiſtenkrampf ausſchließlich durch zu weit getriebene Ausübung einer und derſelben Thätigkeit, bei der das Gehirn von vornherein in Mitleidenſchaft gezogen wurde, verurſacht ſind und es bedarf außerordentlicher Geduld, großen Scharfſinnes und vieler Kunſt, um dieſe hartnäckigen Leiden zu lindern. Aber ehe es ſo weit kommt, ſind auch ſchon Störungen vorhanden, die nur nicht ſo an die Oberfläche treten, die man erſt auffallend findet, wenn ſehr viele Menſchen zugleich von ihnen wie von einer epidemiſchen Nervoſität betroffen ſind, und wenn ihre Geiſtesthätigkeit von dem natürlichen Nächſtliegenden mehr ab- und Phantasmen mehr zugewandt iſt, als die der geſunden. So verhält es ſich mit den Kindern, welche zu früh zu Büchergelehrten erzogen werden. Doch würde es zu weit führen, hier die Beziehungen der Seelenentwickelung des Kindes zu der Unterrichtsreform zu erörtern, welche ſeit ich in dieſer Zeitſchrift ſie vom biologiſchen Standpunkte aus als notwendig nachwies (Oktober 1887), immer ernſter genommen wird. Was ich ſoeben ſagte, genügt, um zu zeigen, wie ſehr die Mutter daran denken muß, ſchon in der erſten Lernzeit des kindlichen Alters das Nervenſyſtem ihres Lieblings zu pflegen. Auf den Magen wird mehr Bedacht genommen, als auf das Gehirn. Dieſes darf — ich wiederhole es — weder überwiegend nach einer Richtung mit Bevorzugung einer einzigen Beſchäftigung oder eines Sinnesorganes, alſo einſeitig, noch durch Darreichung von geiſtiger Nahrung aus allen möglichen Gebieten, alſo dilettantiſch, entwickelt werden. Worauf es ankommt, iſt vielmehr, wie es ſchon früher oftmals ſehr kurz und bündig ausgeſprochen wurde, „das Werden-laſſen“. Zu Anfang des Lebens iſt die organiſche Grundlage der Seelenthätigkeit zu allem Guten und zu allem Schlechten fähig, aber noch verhüllt wie die Blume in der Knoſpe.

Das neugeborene Kind iſt zwar, wie ich bereits hervorhob (S. 322), im ſtande, Licht zu empfinden, nicht aber zu ſehen. Es iſt ſeelenblind. Ferner iſt es im ſtande ſehr bald allerlei zu hören, zu riechen, zu ſchmecken, zu fühlen, aber noch ſeelentaub, ſeelengefühllos, das heißt: es empfindet Licht, Schall, Wärme und Eindrücke auf ſeine Haut, auf alle ſeine Sinnesorgane, verſteht das alles aber noch nicht, weil ſeine Großhirnhemiſphären noch nicht ausgebildet ſind. In der deutſchen Sprache fehlen leider die Ausdrücke für dieſe Zuſtände der zentralen Anosmie („geruchsblind“, d. h. „unvermögend Geruchsempfindungen zu deuten“, was ſehr viele Erwachſene zeitlebens bleiben), der zentralen Ageuſie („geſchmacksblind“ entſprechend), der zentralen Anäſtheſie („gefühlsblind“, das iſt „unvermögend Gefühlseindrücke zu deuten“), der zentralen Akineſie („bewegungsblind“), obgleich alle Kinder dieſe phyſiologiſchen Mängel als notwendige Entwickelungsphaſen durchmachen müſſen. Ihre Sinnesorgane ſind vorhanden, ſind geſund und empfangen die mannigfaltigſten Eindrücke von außen, ihre Nerven werden erregt, aber die zugeordneten Teile der Großhirnrinde ſind noch nicht leiſtungsfähig. Während des Sehen- und Hörenlernens muß man daher das Kind ebenſo gewähren laſſen wie längere Zeit nachher. Der Nachteil, welcher aus einem ſpäteren Beginn des methodiſchen Unterrichts erwächſt, iſt jedenfalls viel geringer als der bei einem zu frühzeitigen Anfang durch Ueberreizung herbeigeführte Schaden.

Je früher das noch unvollſtändig entwickelte zentrale Nervenſyſtem zu ſtark einſeitig oder gar zu ſtark vielſeitig in Gebrauch genommen wird, um ſo früher ſtumpft es ſich ab, um ſo weniger Plaſtizität behält es für ſpäter. Je länger es aber ſeine Empfänglichkeit behält, um ſo länger bleibt die Jugend beſtehen. Wer ſich für vieles intereſſiert, hat einen großen Vorteil vor dem Indifferenten voraus und bleibt noch im Alter jung, während der Gleichgültige in jungen Jahren altert. Was man geiſtige Friſche nennt, iſt weſentlich die höchſt wertvolle Eigenſchaft, ſich für vieles zu intereſſieren und doch jeden Augenblick mit voller Aufmerkſamkeit ſich anhaltend einem Gegenſtande zuwenden zu können. Das kleine Kind kann beides noch nicht. Es intereſſiert ſich zuerſt für wenig anderes als ſeine Milch und kann in dem erſten Jahre ſeine Aufmerkſamkeit nicht lange auf ein und dasſelbe Ding richten, ohne zu ermüden. Aber es lernt beides ohne die Unterweiſungen Erwachſener beim Spielen, wobei ſeine Impreſſionabilität ſichtlich zunimmt. Daher iſt es ratſam, die erſte Lernzeit des Kindes, in welcher es am meiſten durch Selbſtunterricht, durch eigene Erfahrungen beim ſogenannten kindlichen Spielen lernt, nicht unnötig abzukürzen.

Das Denkenlernen des Kindes beſteht der Hauptſache nach darin, die einfachen unter den unermeßlich vielen Sinneseindrücken, alſo die in unregelmäßigem Wechſel aufeinanderfolgenden bald ſtarken, bald ſchwachen Reize ſeiner ſämtlichen Sinnesnerven zu verſtehen. Dazu braucht es viel Zeit. Denn das Verſtehen beginnt mit der Bethätigung der niedrigſten intellektuellen Verrichtung, dem Unterſcheiden, welches ſämtlichen Tieren, in gewiſſer Weiſe ſogar dem lebenden Zellinhalt der Pflanzen, zukommt. Alles was lebt beſitzt ein Unterſcheidungsvermögen. Das lebende Protoplasma in der grünen Pflanze unterſcheidet zum Beiſpiel Hell und Dunkel und verhält ſich deshalb bei Tage ganz anders als bei Nacht. Die kleinſten lebenden Mikrobien unterſcheiden ſehr fein die Beſchaffenheit des ihnen tauglichen Nährbodens von dem ihnen ungenügenden und vermehren ſich auf dem erſteren ſchnell, oft verheerende Krankheiten veranlaſſend, auf dem andern wenig oder gar nicht.

Die Tiere unterſcheiden mittelſt des lebenden Protoplasmas ihrer Sinneszellen die durch Eindrücke auf ihre Haut, ihre Augen, ihre Ohren, auf ihre ſämtlichen Sinneswerkzeuge bedingten Empfindungen. Das Menſchenkind ebenſo. Aber dieſes geht viel weiter, indem es viel feiner als das Tier auch die aus den Empfindungen, Gefühlen, Wahrnehmungen entſtehenden Vorſtellungen unterſcheidet mittelſt des lebenden Protoplasmas ſeines Gehirns. Was anfangs gleich oder ſehr ähnlich zu ſein ſchien, wird nach und nach geſondert in Ungleiches und Unähnliches. Und es zeigt ſich dabei, daß es viel leichter iſt, die Aehnlichkeiten verſchiedener Eindrücke zu entdecken, als die Verſchiedenheiten ähnlicher. Wie oft kommt, ſelbſt beim Erwachſenen, die Verwechſelung zweier Phyſiognomien vor! wobei alſo die Aehnlichkeiten beider ſogleich in die Augen ſpringen, während es immer längerer Beobachtung bedarf, um ſich über die Unähnlichkeit derſelben Rechenſchaft zu geben oder gar ſie in Worten auszudrücken. Für das Auffaſſen von kleinen Uebereinſtimmungen iſt das Kind viel beſſer organiſiert, als für das Auffaſſen kleiner Abweichungen. Es hält die Weinflaſche für ſeine Saugflaſche, das weißliche Bleiwaſſer in derſelben für ſeine Milch, und ergötzt ſeine Mutter durch die Verwechſelung von hundert kleinen ähnlichen Dingen und Lauten miteinander, während es ſich im Unterſcheiden übt.

Weil aus vielen unmerklichen Uebereinſtimmungen Vergnügen entſteht, die Konſonanz, durch mangelnde Uebereinſtimmung dagegen Mißvergnügen, die Diſſonanz, wie ſchon im Jahre 1712 der große Leibniz bezüglich der Muſik bemerkte, deshalb wird die ſelbſt gefundene Uebereinſtimmung bevorzugt, die aufgefundene und aufgedrängte Störung der Uebereinſtimmung von Einzelheiten weniger berückſichtigt. Im Laufe unzähliger Generationen befeſtigte ſich dieſe ungleiche Beachtung der Eindrücke durch Vererbung, ſo daß jetzt das Kind bei ſeinem Denken-lernen, bei ſeinem Unterſcheiden der Vorſtellungen viel lieber die ähnlichen Merkmale zuſammenſtellt und zuſammenhält, als die unähnlichen, welche weniger befriedigen, in keinem Falle ſo erfreuen wie jene.

Hierbei kommt die primitive Verſtandesthätigkeit des Vergleichens zur ausgedehnteſten Anwendung. Sie bildet die Grundlage aller ſpäteren Denkvorgänge.

Es iſt lehrreich und unterhaltend zugleich, zu beobachten, wie kleine Kinder zwei als verſchieden erkannte Gegenſtände miteinander vergleichen, indem ſie dieſelben nebeneinander, über- und hintereinander ſtellen, wie ſie dann ihren Abſtand vergrößern und verkleinern, bald den einen, bald den anderen umkehren und drehen. Allein ſchon die mehrfache Bedeutung einfacher räumlicher Bezeichnungen, wie z. B. der Worte „Anders herum!“ etwa bei einem Kegel, welcher in einen Kaſten gelegt werden ſoll, iſt durch Worte nicht auszudrücken. Wenn das Kind ohne jegliche Wortkenntnis den Kegel dreht, umkehrt, nach links, nach rechts wendet, ihn neigt mit dem Kopf abwärts, aufwärts, dann quer legt, ſo vergleicht es. Es denkt und lernt und wird durch derartiges Probieren allmählich vorbereitet, verwickeltere Gegenſtände ebenſo miteinander zu vergleichen, aber noch nicht Vorgänge und nicht abſtrakte von Gegenſtänden und Vorgängen abgelöſte höhere Vorſtellungen, Begriffe. Dazu bedarf es der Sprache.

Im ganzen läßt ſich die erſte Entwickelung des Denkens und Lernens beim Kinde vergleichen mit der erſten Entwickelung der Formen des werdenden Tieres im Ei. Das erſte, was geſchieht, iſt die Sonderung der gleichartigen, wenigſtens nicht unterſcheidbaren Bildungszellen in verſchiedenartige, deren Verſchiedenheiten immer größer werden im Laufe der Entwickelung. Schreitet die Differenzierung richtig fort, ohne Störung, ſo hat jede Gruppe im Verhältnis zum Ganzen eine beſtimmte Größe, Lage, Verrichtung und es wird ein tadelloſes Weſen geboren. Wird jedoch dieſe harmoniſche Entwickelung geſtört, ſo wächſt leicht eine Gruppe von Bildungszellen raſcher als die anderen und auf Koſten derſelben. Dadurch tritt eine Verkümmerung mehrerer Teile während ihrer Differenzierung ein und eine übermäßige, eine monſtröſe Ausbildung eines Teiles. Die Endwirkung iſt unter Umſtänden eine nicht lebensfähige häßliche Mißgeburt.

Die Uebertragung dieſes Bildes auf das Lernen des Kindes ergibt ſich von ſelbſt aus dem Vorigen.

VI.

Verſtand ohne Sprache und Sprache ohne Verſtand.

Wenn das Denkvermögen jedem Menſchen angeboren iſt, und darüber kann ein Zweifel nicht mehr beſtehen, ſo folgt daraus nicht, daß es ohne die Sprache einen hohen Grad der Ausbildung erreichen könne. Auch heute noch meinen viele, es gebe überhaupt ohne artikulierte Sprache, alſo ohne Wörter, keinen Verſtand, kein Denken, ſogar kein Gedächtnis. Ich habe aber nachgewieſen, daß allein ſchon die eingehende Beobachtung kleiner Kinder, insbeſondere taub geborener, welche nicht die gewöhnliche Sprache erlernen, den ſicheren Beweis für die Unrichtigkeit dieſer Schultradition liefert. Man braucht in der That nicht erſt auf den Tierverſtand hinzuweiſen, auf die ſehr zahlreichen, erſt in den letzten Jahren auch von wiſſenſchaftlicher Seite etwas mehr berückſichtigten, guten Beobachtungen von Tierfreunden in Feld und Wald, in zoologiſchen Gärten und Aquarien, man braucht nur fleißig in die eigene Kinderſtube zu gehen, um Thatſachen zum Beweiſe zu ſammeln.

Wenn z. B. das noch vollkommen ſprachloſe Kind mit einem Löffel in der rechten Hand den Teller, die Zeitung, den Tiſch ſchlägt, auf den Schall achtet und hierauf den Löffel in die linke Hand nimmt und dieſelben akuſtiſchen Experimente wiederholt, ſo liegt darin ſchon ein Zeichen von Verſtand, der nach Urſachen ſucht. Die Urſache des Schalles liegt nicht in der rechten Hand, nicht die rechte Hand allein kann ihn hervorrufen, und was beim Schlagen auf den Teller das Kind am meiſten in Verwunderung ſetzt: nicht die feſt aufgelegte rechte Hand allein kann den Schall dämpfen, wenn die linke ſchlägt, ſondern auch die linke, wenn die rechte den Schall erzeugt. So überlegt ſchon völlig wortlos ein Säugling. Hat das Kind etwas gehen, aber immer noch nicht ſprechen gelernt, ſo überraſcht es durch ſeine Einfälle. Es will einen Zwieback von dem zu hohen Eckbrett herunter nehmen, verſucht es vergebens und holt ſich dann ohne irgend welche Anweiſung eine Fußbank, die mit unſäglicher Mühe an die richtige Stelle gebracht wird. Es kann nun bequem das Gewünſchte ergreifen. Hierin liegt eine ſehr weit gehende Ueberlegung, die Anwendung ohne Sprache gemachter Erfahrungen. Auch wenn ſie irrt, iſt doch die Kinderlogik bei vollſtändigem Mangel der Sprache ein Zeichen von dem ſich entwickelnden Verſtande. Wenn das alaliſche Kind z. B. eine Thür zugeſchlagen hat, ſo daß ſie in das Schloß fällt und jeder Erwachſene ſie für völlig verſchloſſen halten muß, ſo prüft es mit den Fingern oft lange, und mit dem ganzen Körper ſich dagegen drückend, den Verſchluß; es unterſucht, ob die Thür auch wirklich geſchloſſen ſei; es bezweifelt den Verſchluß, weil es die Wirkung des Riegels nicht kennt. Wenn die Gießkanne leer geworden, fährt nichtsdeſtoweniger das Kind fort, die Blumen damit zu begießen, wahrſcheinlich in der Meinung, die Gießkanne müſſe bei der richtigen Haltung von ſelbſt neues Waſſer hervorbringen, da ja beim Begießen durch Erwachſene, wie es geſehen hatte, bis zuletzt Waſſer herauskam. Schon das fortgeſetzte Saugen an der leeren, vorher etwa nicht hinreichend gefüllten Saugflaſche iſt ein Verſtandesakt. Denn beim Fortſetzen des Saugens an der Bruſt kam noch etwas Milch in den Mund, daher der irrige Schluß, trotzdem die Flaſche durchſichtig iſt. Auch das Emporhalten eines abgelöſten Ohrringes an die Ohrmuſchel der Mutter ſeitens des der Sprache noch gänzlich unkundigen Säuglings iſt ein Zeichen von Verſtand. Sowie er derartige verwickelte frühere Beobachtungen mit gegenwärtigen zu verknüpfen beginnt, iſt ſchon die Denkthätigkeit weit fortgeſchritten.

Es gewährt ein beſonderes intellektuelles Vergnügen, ſolche Thatſachen im zweiten Halbjahr des Lebens zu ermitteln. Wer aufmerkſam und geduldig beobachtet und ſich darin übt, den Ausdruck des kindlichen Geſichtes zu beurteilen, muß die Ueberzeugung gewinnen, daß jeder Menſch ſchon lange vor der Erlernung ſeiner Mutterſprache, ja ſchon ehe er den Sinn der Worte verſteht, jedenfalls vollkommen unabhängig von einem etwaigen frühzeitigen Wortverſtändnis, intelligente Handlungen zeigt, der Ueberlegung fähig iſt, und, worauf beſonderes Gewicht zu legen, gerade nach dieſer Richtung die begabteſten Wirbeltiere ſchon übertrifft. Denn es darf nicht vergeſſen werden, daß bei dieſen das Ueberraſchendſte bezüglich ihrer Verſtandesthätigkeit durch menſchliche Dreſſur zuſtande kommt, z. B. das Zählen bis fünf bei dem großen Affen, welchen Romanes mit Strohhälmchen dreſſierte und dreſſieren ließ, und die Leiſtungen des Hühnerhundes beim Suchen und Apportieren. Die indiſchen Elefanten, die arabiſchen Pferde, die Bernhardinerhunde und zahmen Affen verſtehen, wenn ſie den höchſten Grad der Ausbildung des Tierverſtandes erreicht haben, mehr von der menſchlichen Sprache, von den Befehlen ihrer Herren als das Menſchenkind, wenn es ſchon jene Tiere an Klugheit übertrifft, von den Worten, die ſeine Mutter zu ihm ſpricht. Das der Sprache noch unkundige Kind hat ſchon mehr Verſtand als das klügſte Tier zur Zeit des Höhepunktes ſeiner geiſtigen Entwickelung, weil es mehr lernt als irgend ein Tier.

Da man aber hiergegen einwenden könnte, das Kind habe die verſtändigen Bewegungen doch nur machen gelernt durch ſeinen Verkehr mit verſtändigen redenden Menſchen und zwar ausſchließlich durch Anhören des Geſprochenen, welches unbewußt ſich in ihm weiter verarbeitet habe, ſo daß in Wirklichkeit die Sprache allein den Verſtand des Kindes, das noch nicht ſprechen kann, zur Entwickelung gebracht hätte, ſo iſt es wichtig, auch ſolche Kinder zu beobachten, denen jede Möglichkeit dazu fehlt. Vollkommen taub geborene Menſchen ſind leider nicht eben ſelten, und wenn auch die ſogenannten Taubſtummen, welche bekanntlich nicht ſtumm, ſondern nur wortſtumm ſind und unartikulierte Laute äußern, ſpäter durch mühſamen Unterricht zum Sprechen mit den Fingern, zum Teil auch zum artikulierten Reden mittelſt des Taſtſinns der Zunge und des Ableſens von den Lippen herangebildet werden können, ſo gibt es doch viele, die ohne Unterricht in der Wortſprache aufwachſen. Dieſe haben aber durch den Geſichtsſinn und das Gefühl eine große Anzahl von Vorſtellungen und oft einen bemerkenswerten Verſtand. Sie können ſich verſtändlich machen durch Mienen, Gebärden und allerlei Erwachſenen vollkommen unverſtändliche Zeichen, wenn ſie unter ſich ſind. Sie verfügen über eine höchſt fein ausgebildete Mimik. Sie ſind Pantomimen. Und der Bildungsgrad, den ein ſolcher Taubſtummer erreichen kann, beweiſt jedenfalls, daß die Exiſtenz des Verſtandes an das Anhören oder Erlernen der artikulierten Rede nicht geknüpft iſt. Sowohl durch thatſächliche Beweiſe als auch durch einfache Folgerungen aus zweifelloſen Erfahrungen der Taubſtummenlehrer iſt dargethan, daß ganz allgemein die Bildung von einfachen Vorſtellungen und ihre Verknüpfung zu neuen Vorſtellungen, ſowie die Abtrennung einzelner Vorſtellungen von verwickelten, alſo das Denken, nicht an die Erlernung von Wörtern gebunden iſt. Vielmehr habe ich in meinem oben erwähnten Buche nachgewieſen, daß Vorſtellungen ſelbſt notwendige Vorbedingung für das Verſtehen der erſten zu erlernenden Wörter, alſo für das Sprechenlernen, ſind. Wenn dieſe Vorſtellungen fehlen, kommt es zur Ausbildung der Sprache nicht, nur eine gewiſſe, ſehr geringe Entwickelung des Verſtandes, welche die des Tieres jedoch übertrifft, iſt noch vorhanden.

Dieſen höheren Tierverſtand zeigen jene verkommenen oder verwilderten ſogenannten Tiermenſchen, welche glücklicherweiſe nur ſelten in Kulturländern gefunden worden ſind. Je weiter die Ziviliſation ſich verbreitet, um ſo ſeltener werden kleine Kinder, durch irgend welche Zufälligkeit oder böswillige Abſicht von der menſchlichen Geſellſchaft getrennt, in der Wildnis zum Teil auch mit Tieren aufwachſen können, ſo daß ſie erſt nach Jahren wieder eingefangen werden. Die wenigen Berichte über ſolche Fälle haben einen beſonderen Wert, weil kein Experiment ſie zu erſetzen vermag. Leider ſind aber die vorhandenen Erzählungen ſehr unzuverläſſig und lückenhaft; ſie ſtammen meiſt aus früheren Jahrhunderten und geſchulte Phyſiologen und Pſychologen haben ſie nicht kontrolliert. Wenn man aber auch noch ſo viel als willkürliche Zuthat der Phantaſie der Chroniciſten in Abzug bringt, ſo viel bleibt doch übrig, daß in der Wildnis aufgewachſene Kinder nicht in jedem Falle ihre Bildungsfähigkeit vollſtändig verlieren und durchaus nicht vollſtändig vertiert ſind.

Mehrere Fälle findet man beſchrieben in der zu wenig beachteten 1885 erſchienenen Schrift des Profeſſors A. Rauber, welche betitelt iſt „Homo sapiens ferus oder die Zuſtände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wiſſenſchaft, Politik und Schule“. Im ganzen ergibt ſich aus den Berichten, daß von wilden oder jagdbaren Tieren, mit welchen die iſolierten Kinder aufgewachſen ſein ſollen, nur Wölfe und Bären genannt werden, von Haustieren, die auf Bergen weiden, nur Schafe und pecora (vielleicht Ziegen). Die Länder, in denen innerhalb der letzten fünf Jahrhunderte ſolche Tierkinder, Waldkinder, Bergkinder oder wie ſie ſonſt heißen mögen, eingefangen wurden, ſind Irland, Belgien, Holland (an der rheinpreußiſchen Grenze), Litauen, Siebenbürgen (an der Walachiſchen Grenze), Ungarn, Frankreich (Champagne, Aveyron, Pyrenäen) und Deutſchland (Heſſen, Bayern, Hannover). Aus dieſer geographiſchen Ungleichheit der Verteilung bei auffallender Uebereinſtimmung der unabhängig voneinander entſtandenen Berichte aus den verſchiedenſten Zeiten bezüglich des Verhaltens der Findlinge muß ſchon auch für den hartnäckigſten Zweifler die Unwahrſcheinlichkeit, daß es ſich nur um Märchen handle, hervorgehen.

Die Berichte verdienen in der That eine ſehr gründliche Prüfung. Jeder iſt lehrreich und zeigt, wie wenig auf den kulturloſen, iſolierten Menſchen die Schillerſchen Worte angewendet werden dürfen: „Die Würde des Menſchen? nichts mehr davon, ich bitt' Euch! zu eſſen gebt ihm, zu wohnen, habt Ihr die Blöße bedeckt, gibt ſich die Würde von ſelbſt!“

Für die vorliegende Frage ſind mehrere Einzelheiten wichtig, weil ſie zeigen, daß eine durch die Trennung der Kinder von der menſchlichen Geſellſchaft verurſachte Vertierung doch nicht jedesmal im ſtande geweſen iſt, die intellektuelle Entwickelungsfähigkeit zu unterdrücken und daß diejenigen Tierkinder, welche ſprechen lernten, eine ganze Reihe von Vorſtellungen hatten und ihre in der Wildnis gemachten Erfahrungen praktiſch verwerteten.

Der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eingefangene ſprachloſe heſſiſche Knabe lief auf allen Vieren, lernte aber aufrecht gehen und ſprechen.

Der ſprachloſe Bamberger Knabe zeigte (zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts) eine „ſtaunenswerte Gelenkigkeit und Behendigkeit im Springen und Laufen, inſonderheit auf allen Vieren“, nahm aber allmählich unter den Menſchen „ein geordnetes Betragen“ an und heiratete, muß alſo ebenfalls aufrecht gehen und ſprechen gelernt haben.

Der ſprachloſe iriſche Jüngling (im ſiebzehnten Jahrhundert) „blökte wie ein Schaf“ und legte ſeine tieriſchen Gewohnheiten (das sylvestre ingenium) nur gezwungen nach langer Zeit unter Menſchen wohnend ab.

Der litauiſche Knabe (ebenfalls im ſiebzehnten Jahrhundert) hatte eine Stimme wie die eines Bären, lernte aber einem Berichte zufolge ſprechen, einem anderen zufolge nicht, und lernte aufrecht gehen.

Der bekannte Peter von Hameln, welcher 1724 aufgefunden wurde, ging aufrecht, lernte aber, wie es ſcheint, nur wenig ſprechen, wie der Knabe von Aveyron.

Dagegen hat das Mädchen von Songi (1731) vollkommen ſprechen gelernt, obwohl es anfangs ſich wie ein Raubtier verhielt.

Von anderen alaliſchen Wildlingen wird nicht berichtet, daß ſie gar nicht ſprechen lernten, aber auch nicht, daß ſie es lernten; die Nachrichten ſind zu dürftig.

Aus den vorhandenen Thatſachen ergibt ſich, daß die Entwickelung des Gehirns bei langjähriger Trennung eines Kindes von anderen Menſchen ſehr erheblich zurückbleibt, trotz einer enormen Ausbildung der Sinnesſchärfe und Muskelkraft, ohne jedoch ſeine Entwickelungsfähigkeit einzubüßen.

Nur iſt die Schwierigkeit, das vertierte Kind zu vermenſchlichen, ungleich größer als die, das urſprüngliche Kind auszubilden, weil jenem zu viel abgewöhnt werden muß, was bei dieſem nur in der Anlage da iſt und von vornherein in der Entwickelung gehemmt wird, und weil die feinere Ausbildung der der höheren Geiſtesthätigkeit unentbehrlichen Großhirnrinde infolge mangelnder Eindrücke, nämlich nachahmenswerter menſchlicher Akte, zurückblieb. Die Großhirnhemiſphären mußten im Laufe der Jahre an Plaſticität einbüßen.

Aber wenn ſie auch nicht ſprechen, ja zum Teil nicht einmal lachen, nicht einmal aufrecht gehen können, ſo können die Tierkinder doch mit großer Geſchicklichkeit und einer ſonſt beim Menſchen nie beobachteten Gelenkigkeit, Gewandtheit und Ausdauer ſehr ſchlau ihre Nahrung ſuchen, und durch ſchonende Behandlung und, was hier wichtiger iſt, durch allmähliche Unterweiſung nachträglich einen freilich ſehr niedrigen Grad von Bildung erreichen. Ohne daß ſie menſchlichen Verſtand hätten, wäre ſolches nicht möglich, ſonſt müßten auch unverſtändige Tiere in ähnlicher Weiſe gebildet werden können, was trotz vieler Bemühungen nicht gelingt.

Andererſeits liefern gerade dieſe Tierkinder auch wieder den Beweis für die Unentbehrlichkeit des Sprechenlernens behufs Erwerbung der vollen Verſtandesthätigkeit und Gemütsentfaltung vermittelſt des Sprechenlernens in den erſten Jahren des Lebens. Denn ſie haben faſt alle das Vermögen verloren, über das Nächſtliegende hinausgehende Gedanken zu bilden und ſich zu höheren Begriffen, zur höchſten Vernunft aufzuſchwingen. Daß dieſe dem Menſchenleben erſt ſeinen wahren Wert verleihende Fähigkeit nur durch die Erlernung der Sprache und zwar der Wortſprache, nicht der Bilderſprache, nicht der Zeichenſprache oder irgend eines ſonſtigen Verſtändigungsmittels möglich iſt, wird von niemandem beſtritten. Jedoch darf man deshalb nicht meinen, mit der vollkommenen Handhabung der Wortſprache ſei auch zugleich eine vollkommene Vernunft gegeben. Es gibt ausgezeichnete Inſtrumente, welche von den in techniſcher Hinſicht unübertroffenen Muſikern meiſterhaft geſpielt werden, aber dieſe Muſiker haben darum noch nicht alle das, was man in der Muſik Seele nennt. Es gibt auch eminente Redner und Gelehrte, die mehrere, ja über ein Dutzend verſchiedene Sprachen beherrſchen, ohne daß ſie darum annähernd ſo viel Verſtand beſäßen als ein ſchweigſamer Denker, der nur ſeine Mutterſprache kennt und durch ſeine Kombinationen eine Welt in Bewegung ſetzt.

So auch iſt durchaus nicht mit dem raſchen Erlernen des Sprechens, mit dem ausgebreiteten Wortwiſſen und der raſch fertigen Anwendung gelernter Wörter beim Kinde eine beſondere Verſtandesthätigkeit dargethan. Im Gegenteil, das übertrieben viele Sprechen läßt auf eine geringere Intelligenz ſchließen, weil ja zum Denken dann weniger Zeit bleibt. Es gibt Fälle von Geiſtesſtörungen und Anomalien, wobei, wie von dem Kinde in einer gewiſſen Epoche ſeiner ſeeliſchen Entwickelung, von Männern und Frauen mit immer ſich wiederholender, für die Umgebung ſchließlich unerträglicher Konſequenz ſinnloſe Wörter aneinandergereiht und teils monoton ausgeſprochen, teils mit ſehr abwechſelungsreicher Stimme geſchrieen oder geſungen oder gelallt werden. Dann tritt die Sprache ohne Verſtand auf, der Sprechmaſchine fehlt der Führer, dem Wagenlenker ſind die Zügel entfallen, die Pferde gehen durch und machen unerlaubte Sprünge. Beim Idioten dagegen fehlt die Sprache wegen mangelnder Ausbildung ſeines Gehirns von Anfang an. Die Vorſtellungen können ſich gar nicht bilden, welche für die Erlernung der Wortſprache notwendig ſind; er bleibt daher auf der Stufe eines unvernünftigen Tieres ſtehen. Vergeblich ſucht man bei ihm wie bei dem normal gebildeten Kinde, das ohne die bildenden Eindrücke der menſchlichen Umgebung iſoliert aufwächſt, nach Zeichen einer höheren Verſtandesthätigkeit.

Man ſieht aus dieſen Betrachtungen, wie unerſetzlich für die Entwickelung der höheren geiſtigen Thätigkeit beim Kinde das Sprechenlernen iſt. Es erzeugt zwar nicht die Vernunft, aber ohne dasſelbe kommt die Vernunft nicht zur Entwickelung. Man erkennt aber auch, daß zweierlei zum Sprechenlernen gehört: erſtens ein bildſames Gehirn mit den zugehörigen Sinneswerkzeugen, zweitens gewiſſe Einflüſſe anderer Menſchen, welche auf dieſe Sinnesorgane und dadurch auf das Gehirn wirken müſſen, ſo daß es unter dieſen Einflüſſen, während es wächſt, ſich in gewiſſen Teilen ſeiner ausbildet. Wie müſſen nun die Vorſtellungen beſchaffen ſein, welche für das Sprechenlernen erforderlich ſind und die artikulierte Rede ermöglichen?

Dieſe Frage kann nur zureichend beantwortet werden, wenn die Natur der Eindrücke ermittelt iſt, welche vor dem Sprechenlernen von ſeiten der Mutter und anderer Angehöriger, namentlich älterer Geſchwiſter, einwirken. Dieſe kommen jedenfalls zunächſt in Betracht, weil ohne ſie die Sprache ausbleibt. Vor allem ſind hier die Mienen und Gebärden, die Ortsveränderungen und ſonſtigen Körperbewegungen der Angehörigen des Kindes zu nennen. Mehr noch als die Stimme wirkt nach dem erſten Vierteljahr der Geſichtsausdruck der Mutter auf das Kind nach dieſer Richtung. Ja ſchon im zweiten Monat kann ſie erkannt und nebſt ihrer Stimme lokaliſiert werden. Mit Sicherheit unterſcheiden einzelne Kinder ſchon im dritten Monat, ob ihre Mutter einen Hut trägt oder nicht, und gegen Ende des erſten Vierteljahres häufen ſich die Zeichen des Verſtändniſſes außerordentlich raſch. Die freundliche Miene wird von der ſtrengen, die heitere von der ernſten ſicher unterſchieden. Eine langſame Abwendung des Blickes der Mutter iſt ſchon ein verſtändliches Zeichen der Mißbilligung, während ein nur eben merkliches Heben der Mundwinkel eine zufriedene Stimmung ankündigt, welche das Kind lächelnd verſteht. Es iſt als wenn zwiſchen Mutter und Kind eine Seelengemeinſchaft beſtünde. Sie ſcheint ſelbſt im Schlafe an es zu denken und das Kind fühlt ohne Worte, was ſeine Mutter will. Eine große Anzahl von zweckmäßigen Bewegungen der Angehörigen wird ohne die geringſte Möglichkeit, dieſelben nachzuahmen oder ihnen ähnliche abſichtlich auszuführen, verſtanden. Der Blick des Kindes nimmt bei der Erforſchung des Verhaltens der Erwachſenen in ſeiner Nähe oft einen fragenden Ausdruck an, der ſchon im fünften Monat ausgeprägt iſt. Das Eintreten und Fortgehen, das Sich-ſetzen und Aufſtehen, Gehen und Sich-umdrehen erregen in hohem Grade die Aufmerkſamkeit des Säuglings. Derſelbe macht ganz den Eindruck, als wenn er ſtudierte, welche Bedeutung dieſe Veränderungen ſeines Geſichtsfeldes wohl haben mögen. Er hat inzwiſchen die erbliche, aber nie angeborene inſtinktive Bewegung des Greifens ausgebildet, ſtreckt verlangend die Arme aus und unterſucht taſtend nicht allein unbelebte Dinge, ſondern auch die einzelnen Teile des Kopfes ſeines Vaters und ſeiner Mutter, zupft an den Haaren und überzeugt ſich, daß ſie feſt ſitzen, an den Ohrmuſcheln desgleichen und verfolgt mit dem Blicke die Bewegungen der Hand, welche ihm etwas darreichen oder wegnehmen will.

Was in den erſten zwei Monaten nicht den geringſten Eindruck machte, das raſche Hinfahren mit der Hand oder dem eigenen Kopfe gegen das Geſicht des Säuglings, bewirkt nach dem Ablauf der achten Woche auf einmal, wie bei Erwachſenen, ein Augenzwinkern. Hierdurch iſt klar bewieſen, daß jetzt dieſe plötzliche Veränderung im Sehfeld des Kleinen wahrgenommen wird. Es handelt ſich um eine ſehr raſche Antwortsbewegung mit dem Charakter eines Reflexes und zwar eines erworbenen. Aber derſelbe iſt nicht von gleicher Ordnung wie die bereits erwähnte Pupillenveränderung bei plötzlicher Beleuchtung des Auges. Dieſer Reflex iſt erblich und angeboren und benötigt für ſein Zuſtandekommen weniger hohe Centren des Gehirns als jener andere Geſichtsreflex, welcher erſt erſcheint, wenn die Sehſphären in Funktion getreten ſind. Ich betrachte deshalb dieſes unſcheinbare Augenzwinkern als ein Kriterium für den Beginn einer höheren Gehirnthätigkeit, insbeſondere des Vorſtellens einer Bewegung. Denn es muß eine wenn auch noch ſo kurze geiſtige Verarbeitung einer Veränderung im Geſichtsfelde eintreten, wenn der Lidſchluß erfolgt, welche vorher nicht eintrat. Vorher konnte man das Auge benetzen, ohne daß es ſich ſchloß, jetzt kann man ſich ihm nicht ſchnell nähern, ohne den Lidſchluß herbeizuführen. Iſt aber einmal dieſe Reaktion vorhanden, ſo bleibt ſie das ganze Leben hindurch beſtehen, und es gehört bekanntlich ſehr viel Uebung und Selbſtbeherrſchung dazu, bei raſchem Hinfahren der Hand gegen das Geſicht nicht zu zucken, ſelbſt wenn eine Glasplatte ſich zwiſchen beiden befindet. Es liegt in dieſer Lidbewegung eine Art Abwehr eines unangenehmen Eindrucks. Jede größere plötzliche Aenderung im Sehfelde, auch wenn ſie freudige Folgen hat, iſt doch im erſten Augenblick durch ihre Plötzlichkeit unangenehm. Und wenn der Säugling dieſes erkannt hat, zeigt er ſchon Verſtand. Seine Augenlidbewegung könnte man als erſte Aeußerung desſelben, als ein wortloſes Sprechen bezeichnen.

Aber es ſpricht ſehr bald darauf durch eine ganze Reihe von anderen Bewegungen, welche allmählich aus den ungeordneten, zweckloſen, zum Teil impulſiven, zum Teil reflektoriſchen und inſtinktiven Muskelzuſammenziehungen, die es mit auf die Welt bringt, hervorgehen. So iſt allein ſchon das andauernde Geradehalten des Kopfes, welches kein Kind vor Anfang des dritten Monats zuſtande bringt, eine Aeußerung ſeines beginnenden, wenn auch ſehr primitiven Denkens. Es beweiſt, daß die großen Nachteile des Hin- und Herbaumelns des Kopfes, welcher nach vorn, links, rechts und hinten fällt, erkannt worden ſind. Die Kraft der Muskeln des Nackens hätten ſchon früher ausgereicht, den Kopf zu halten, aber eine Nötigung lag nicht vor, ſolange das Sehen und Hören, die Nahrungsaufnahme und die Mannigfaltigkeit der Gliederbewegungen ohne Beteiligung von Kopfbewegungen ausreichend vor ſich ging. Jetzt iſt der große Vorteil von Kopfdrehungen, namentlich beim Blicken nach links und rechts, oben und unten erkannt, und von nun an (während der ſechzehnten Woche bei einzelnen Kindern) wird der Kopf ganz gerade gehalten und dieſe Haltung iſt eine weitere wortloſe Sprache. Sie beſagt ſchon „ich will“.

Wenn auch nicht viele kombinierte Muskelbewegungen in ſo früher Zeit als Zeichen fortſchreitender Intelligenz nachgewieſen werden können, wie etwa noch das ablehnende Kopfſchütteln, das Aufrichten des Oberkörpers ohne Hilfe, ſo gibt es um ſo mehr im zweiten Halbjahr. Beſonders das aus dem Greifen ſich entwickelnde Zeigen, die erſten Verſuche beim Sitzen-, Stehen- und Gehenlernen, Tiſchkanten und andere Hinderniſſe zu vermeiden, die erſten Verſuche ſich zu erheben und eine Schwelle zu überſchreiten, die Bedachtſamkeit dabei, ſowie die Furcht zu fallen, lange vor dem Sprechenlernen bei vielen Kindern, beweiſen das Vorhandenſein von Ueberlegung und ein Sprechen ohne Worte.

Ebenſo muß man als einen Beweis, und zwar einen ſchwerwiegenden, für die Bildung der Vorſtellungsverknüpfungen vor dem artikulierten Reden die ſchnelle Aneignung von vielen konventionellen Mienen, Gebärden und Hantierungen Erwachſener ſeitens des kleinen Kindes anſehen. Nicht als wenn ſchon das Lächeln beim Anlachen, das Herabziehen der Mundwinkel beim Schelten, das Schreiweinen beim Schlagen, das Abwehren beim Angefaßt-werden beſondere Ueberlegung erforderten, es handelt ſich vielmehr um eine ganze Reihe von verwickelten, namentlich zu Ende des erſten Lebensjahres ſich häufenden Nachahmungsbewegungen. Das Kämmen und Nähen, das Bürſten und Wiſchen, das Leſen und Schreiben, das Grüßen und Händeſchütteln, das Küſſen und Lachen, das alles wird mehr oder weniger geſchickt nachgeahmt. Und wenn auch der Sinn dieſer Bewegungen zum Teil noch nicht verſtanden wird, ſo iſt doch allein ſchon die Thatſache der Nachahmung ſelbſt, ohne irgend welche begleitende Worterklärung ſeitens der Eltern und ohne ein einziges vom Kinde geſprochenes Wort zweifellos beweiſend für das Vorhandenſein einer Ueberlegung, welche die Erwerbung der Wortſprache vorbereitet. Die kindliche Phantaſie bemächtigt ſich jeder Bewegung, welche zur Unterhaltung dienen kann. Das volle Verſtändnis der meiſten gewinnt aber der kleine Nachahmungsautomat erſt durch die Erlernung der Wortſprache. Indeſſen ſchon lange vorher iſt ein lückenhaftes Verſtändnis deſſen, was Erwachſene und andere Kinder thun, vorhanden und ein nicht mißzuverſtehendes Sprechen ohne Worte. Durch die Mienen und ein ausgeprägtes Gebärdenſpiel, an dem namentlich die Arme teilnehmen, wird der Wille des Kindes geäußert, ehe es mit der Zunge ſprechen kann. Durch viele ſelbſtändige Kombinationen beim ſtillen Spielen bekundet das Kind, daß es Vorſtellungen hat, vereinigt und trennt, bevor es ein einziges Wort ſpricht. Und dieſer Verſtand ohne Sprache ſtellt es bereits im erſten Lebensjahr hoch über die bedauernswerten Kranken, welche durch eine Schädigung ihres Gehirns die Sprache nicht mehr richtig handhaben können, weil ſie verwirrt ſind, weil ſie ihre Vorſtellungen nicht mehr im Zuſammenhang bei einander halten und nicht mehr voneinander richtig trennen können. Ihre Sprache ohne Verſtand hat keine Bedeutung, aber der kindliche Verſtand ohne Sprache bildet die Grundlage des ganzen ſpäteren Geiſteslebens.

(Fortſetzung folgt.)

Unterſeeiſche Boote.

Von

R. v. Engelnſtedt.

Seitdem in den vervollkommneten Mitrailleuſen und den Schnellfeuergeſchützen den Torpedobooten gefährliche Gegner entſtanden, man außerdem gelernt hatte, die Panzerſchiffe durch Torpedonetze ꝛc. ꝛc. gegen deren verderbliche unmittelbare Annäherung zu ſchützen, war die Schiffstechnik lange Zeit vergeblich beſtrebt, unterſeeiſche Boote zu konſtruieren, um ſich der Geſchoßwirkung zu entziehen und die Annäherung an den Gegner unbemerkt ausführen zu können, bis es im Laufe der letzten Jahre ziemlich gleichzeitig zwei Franzoſen, einem Spanier und in neueſter Zeit anſcheinend auch einem Amerikaner gelang, das Problem, ſoweit ſich nach den mit den Fahrzeugen der drei erſteren angeſtellten Verſuchen bis jetzt beurteilen läßt, zu löſen. Das Boot des Letztgenannten iſt erſt neuerdings im Modell fertiggeſtellt, auch im engeren Sinne kein unterſeeiſches, weil es mit dem Panzerdeck ſich im Niveau des Waſſerſpiegels fortbewegt und daher nur zur Vervollſtändigung unſerer Ausführungen über die neueſten Erfindungen auf dieſem Gebiete an dieſer Stelle aufgeführt worden.

Im November 1888 wurden in Toulon Verſuche mit dem von dem früheren Schiffsbaudirektor Zédé konſtruierten unterſeeiſchen Boot „Gymnote“ angeſtellt; ihnen folgten im Mai 1889 in demſelben Hafen Probefahrten des nach ſeinem Erfinder benannten Bootes „Goubet“ und im Dezember 1889 im Hafen von Cadix die Prüfung des „Peral“, deſſen Konſtrukteur, Profeſſor Peral der Marineakademie, ſeine Erfindung bereits zur Zeit des ſpaniſch-deutſchen Konfliktes in der Karolinenfrage dem Marineminiſterium zu Dispoſition geſtellt hatte, deren Verwertung aber wegen Mangels an Mitteln verzögert worden war. Als treibende Kraft iſt bei allen drei Fahrzeugen übereinſtimmend die Elektricität verwandt, dagegen unterſcheiden ſie ſich nicht nur in ihren Abmeſſungen, im Baumaterial und in der Geſtalt, ſondern auch in der Art ihrer beabſichtigten Verwendung.

Der „Gymnote“ hat annähernd die Geſtalt einer Cigarre, bei 17,20 m Länge einen Durchmeſſer von 1,80 m, ſo daß die Bemannung im inneren Raume bequem aufrecht ſtehen kann. Sein Deplacement beträgt 30 Tonnen, und nach der Berechnung ſoll er eine Fahrgeſchwindigkeit von 9—10 Knoten in der Stunde erreichen. Das Tauchen wird nicht durch Aufnahme wechſelnder Waſſermengen in die verſchiedenen waſſerdichten Abteilungen des Bootes, ſondern mittels eines horizontalen Steuerruders, ähnlich wie beim Whitehead-Torpedo geregelt.

Die Elektricität wird nicht allein als Motor für die Maſchine von 55 Pferdekräften, ſondern auch für die

Pumpen und zur Erleuchtung der inneren Räume verwandt. Spätere Verbeſſerungen vorbehalten erfolgt die Führung des „Gymnote“ vorläufig mit Zuhilfenahme eines gewöhnlichen Kompaſſes und des Gyroſkops, welches mit mathematiſcher Genauigkeit die Richtung, die Anzahl der Umdrehungen der Schraube und den zurückgelegten Weg angibt. Zur Bemannung des Bootes ſind drei Mann nötig, der Kommandant, der Maſchiniſt und ein Matroſe am Steuerruder.

Als treibende Kraft hat ſich die Elektricität vortrefflich bewährt, weil ſie jede Veränderung der Belaſtungsverhältniſſe ausſchließt, keinen Sauerſtoff abſorbiert und vollſtändig geruchlos iſt, ſo daß die Atmung des im inneren Raum befindlichen Perſonals in keiner Weiſe erſchwert wird.

Die Verſuche erſtreckten ſich an verſchiedenen Tagen zunächſt auf die Dichtigkeit der Schiffswände, der verſchiedenen Abteilungen im inneren Raume und die Sicherheit des Verſchluſſes; auf Proben im Tauchen und Prüfung der Lenkbarkeit, vorläufig ohne vollſtändig unter den Waſſerſpiegel unterzutauchen. Erſt nachdem das Boot alle dieſe Proben zur Zufriedenheit beſtanden, insbeſondere auch das Tauchen und die Rückkehr an die Oberfläche mit Leichtigkeit vollzogen hatte, ohne daß die Atmung der Mannſchaft beſchwert geweſen wäre, trotzdem dem inneren Raume keine friſche Luft zugeführt wurde, auch Steuer und Maſchine tadellos funktionierten und das Boot, einige Schwankungen abgerechnet, ſeinen Kurs ſicher verfolgte, brachte man für die Schlußprüfungen die geſamte Ausrüſtung an Bord, worauf das Boot infolge der höheren Belaſtung ohne unterzutauchen ſich tiefer in das Waſſer verſenkte. Zu wiederholten Malen tauchte es infolge einer leichten Drehung des Horinzontalſteuerruders bis auf 4 m unter den Waſſerſpiegel, indem der Bug ſich langſam nach vorn ſenkte und das Schiff, von dem man zunächſt nur noch eine Flügelſpitze und einen Teil der Schraube bemerkte, unter dem Waſſer verſchwand, um nach einigen Minuten wieder an der Oberfläche zu erſcheinen.

Am letzten Uebungstage tauchte der „Gymnote“ bis zu 7 m Tiefe und durchlief unter dem Waſſerſpiegel eine Strecke von 500 m. Er bewies hierbei eine Schnelligkeit, welche zu dem Schluſſe berechtigte, daß er mit Leichtigkeit die berechnete Fahrgeſchwindigkeit von 9—10 Knoten in der Stunde erreichen würde.

Das zweite unterſeeiſche Boot „Goubet“ iſt in einem Stück aus Bronze gegoſſen und bei einem Durchmeſſer von 1,53 m nur 5,60 m lang. Es vermag nur die zu ſeiner Beſatzung erforderlichen beiden Matroſen aufzunehmen. Als treibende Kraft dient eine Siemensſche Dynamomaſchine, doch kann dieſelbe im Bedarfsfalle auch durch Ruder erſetzt oder die nötige Elektricität der erſteren aus der Ferne, entweder vom Lande oder von einem größeren Schiffe, mittels Kabelleitung zugeführt werden. Die Fahrgeſchwindigkeit beträgt unter Waſſer 5—6 Knoten pro Stunde. Am Vorderteil befindet ſich eine Stahlſtange, welche mit dem im Innern befindlichen Teile einen beweglichen Hebel bildet und am Ende mit einer Schere zum Durchſchneiden der Torpedodrähte verſehen iſt, an deren Stelle auch ein anderes Werkzeug eingeſetzt werden kann.

Der Luftvorrat im Innern des Fahrzeuges iſt mit Sauerſtoff verſtärkt und genügt, da der Verbrauch durch eine beſondere Vorrichtung geregelt wird, für einen Tag. Bei den am 1. Mai 1889 ausgeführten Verſuchen blieb der „Goubet“ mit ſeiner Beſatzung acht Stunden lang in einer Tiefe von 10 m unter dem Waſſerſpiegel, ohne daß das Wohlbefinden der Mannſchaft, welche telephoniſch mit dem Feſtlande in Verbindung geſetzt war, in irgendwelcher Weiſe dadurch beeinträchtigt worden wäre. Bis zu 10 m Tiefgang vermag das Boot ſeine Fahrt ebenſo wie die Richtung derſelben nach Belieben zu verändern. Falls der elektriſche Strom einmal verſagen ſollte, treten die Ruder an ſeine Stelle. Wird eine Steigerung der Fahrgeſchwindigkeit erforderlich, ſo kann das Sicherheitsgewicht von 900 kg Schwere leicht vom Kiel gelöſt werden.

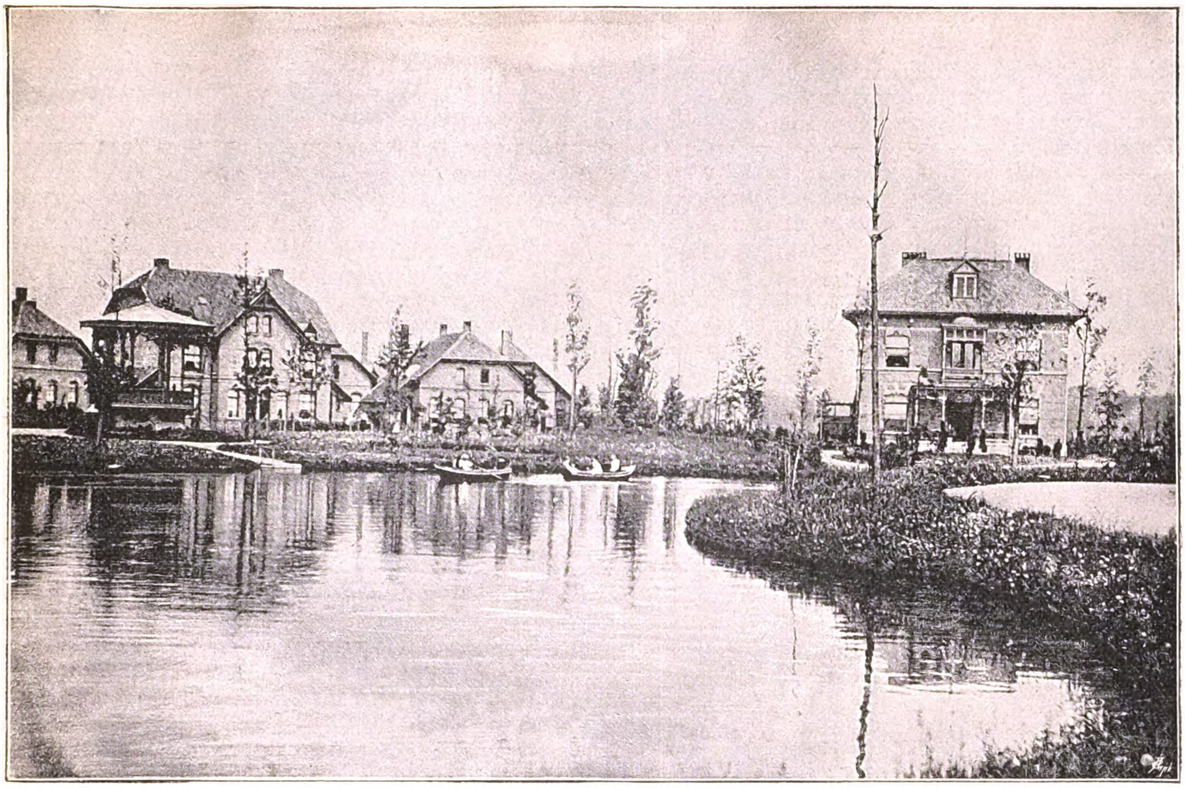
Das ſpaniſche Boot „Peral“ lief 1888 vom Stapel. Die erſten Verſuche wurden im Dezember 1889 in der Bai von Cadix angeſtellt. Seine Geſtalt iſt ebenfalls eine cigarrenförmige, die Länge beträgt 21,90 m, die Breite 2,74 m, als Motor wird wie bei den früher genannten die Elektricität benutzt und auf künſtlichem Wege dem Schiffsraum friſche Luft zugeführt. Der „Peral“ iſt mit Torpedoröhren verſehen und vermag im Notfall 50 Mann Beſatzung aufzunehmen. Für den Schiffskommandanten befindet ſich auf Deck ein kleiner Drehturm, der mit einer Anzahl vollkommen durchſichtiger Glasſcheiben verſehen iſt, und erſterem, unterſtützt durch einen elektriſchen Scheinwerfer, die Möglichkeit bietet, nach allen Richtungen zu beobachten.

Bei den Verſuchen kreuzte das Boot vier Stunden lang mit einer Schnelligkeit von 5—6 Knoten in der Stunde in der Bai, wobei nur die Spitze des Turmes über Waſſer ſichtbar blieb, die Steuerung leicht und zuverläſſig funktionierte. Später folgten Verſuche in einer Tiefe von 11 m unter dem Waſſerſpiegel und auch hier war die Fahrgeſchwindigkeit die gleiche. Zum Schluß folgten Verſuche in einer Tiefe von 11 m, bei denen der „Peral“ 40 Minuten unter Waſſer blieb und erſt in einer Entfernung von 3½ Seemeilen von der Stelle, wo er untergetaucht war, wieder an der Oberfläche erſchien.

Fragt man, welchen Nutzen die Kriegsmarine aus der Erfindung der unterſeeiſchen Boote ziehen wird, ſo antworten wir, daß in erſter Linie der Küſtenverteidigung in ihnen eine wertvolle Verſtärkung erwächſt und daß ſie mehr noch wie die Torpedoboote die Verteidigungswaffe des Schwächeren ſein werden. Sie bieten der Verteidigung das Mittel, die Blockade zu brechen, beim Bombardement den Schiffen des Angreifers verderblich zu werden; dem Angreifer die Möglichkeit, in die nicht geſperrten Häfen des Feindes einzudringen und ſeine Schiffe zu gefährden, Torpedoleitungen zu unterbrechen 2c. 2c. Für erſtere Zwecke werden Fahrzeuge wie der „Gymnote“ und der „Peral“, für letztere ſolche von der Form des „Goubet“ mit Vorteil Verwendung finden. Hierbei ſetzen wir voraus, daß das erſtere Boot noch durch Vergrößerung ſeines Tonnengehaltes, Zuführung friſcher Luft und beſondere Vorrichtungen verbeſſert werde, wodurch ein längeres Verweilen und die Beobachtung unter Waſſer, ähnlich wie beim „Peral“, ermöglicht, dagegen die an und für ſich gefährliche öftere Rückkehr an die Oberfläche behufs Lufteinnahme und Orientierung überflüſſig wird. Endlich würde ſeine kriegsmäßige Ausrüſtung noch durch Anbringung von Torpedoröhren zu vervollſtändigen ſein.

„Gymnote“ und „Peral“ werden dieſe Aufgaben nach Art und an Stelle der Torpedoboote löſen, wobei der eigene Untergang nicht nur möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich ſein dürfte, ſofern es nicht gelingt, die Maſchine rechtzeitig rückwärts arbeiten zu laſſen und an die Oberfläche des Waſſers zurückzukehren, „Goubet“ würde ſich dagegen darauf beſchränken, die Torpedonetze der feindlichen Schiffe zu zerſchneiden, eventuell auch Torpedos an letztere anzuhängen und vermittelſt Leitung die Entzündung derſelben aus der Ferne zu bewirken. Es leuchtet ein, daß ſolchen Gegnern gegenüber eine dauernde Sperrung der Hafeneinfahrten nötig werden kann.

Im Dienſt der Wiſſenſchaft werden unterſeeiſche Boote das Mittel bieten, unſere Kenntnis der Meeresſtrömungen und der Ausbreitung des Wellenſchlages in verſchiedener Waſſertiefe zu erweitern.



Anſicht vom Agnetapark (S. 526).

Zur Löſung der ſozialen Frage.

I. Der Agnetapark.

Die Erlaſſe Kaiſer Wilhelm II. vom 4. Februar 1890 haben das Intereſſe weiteſter Kreiſe Fragen zugewandt, die in vieler Hinſicht bislang eine recht ſtiefmütterliche Behandlung erfahren haben. Nicht daß die Erörterungen, die ſich naturgemäß an den allmählichen Ausbau der großartig gedachten Arbeiterſchutzgeſetzgebung anknüpfen mußten, mit der Deutſchland allen anderen Nationen vorangegangen iſt, in der Fachpreſſe ſowohl wie in den politiſchen Tagesblättern keinen entſprechenden Widerhall gefunden hätten. Es iſt ſeit zehn Jahren über Arbeiter Krankenverſicherung, Unfallverſicherung, Alters- und Invaliditätsverſicherung viel geredet und viel geſchrieben worden, dafür und dagegen, wie es Parteiſtellung dem einen, wiſſenſchaftliche Ueberzeugung dem anderen und die Erfahrung im kleineren oder größeren Wirkungskreiſe dem dritten eingab. An dieſe Fragen, die eine der bedeutungsvollſten geſetzgeberiſchen Großthaten des Jahrhunderts zum Hintergrunde haben, hat ſich folgerichtig die Beſchäftigung mit anderen Problemen angeſchloſſen, welche aus der Zuſpitzung der ſozialen Gegenſätze in unſerer Zeit notwendig erwachſen mußten. Aber dieſe ganze Diskuſſion hat einen weſentlich akademiſchen Charakter getragen. Die breiteren Maſſen gerade der gebildeten Kreiſe haben ſich der Erörterung dieſer Fragen in auffallender Weiſe ferngehalten. Viele aus Gleichgültigkeit, andere von einer Vogel-Strauß-Furcht befangen, die der Entwickelung der Dinge nicht ins Auge ſehen mag. Es iſt noch gar nicht lange her, da wurde jeder, der mit warmem Herzen für die Beſſerung der Lage der arbeitenden Klaſſen eintrat, für einen Anſtürmer gegen die geheiligte Ordnung unſeres Geſellſchaftslebens erklärt oder im beſten Falle den unpraktiſchen Schwärmern zugezählt, für die man nur ein mitleidiges Achſelzucken hat. Dann kam die Zeit, wo die Entwickelung der Dinge auch dem Gleichgültigſten zum Weckruf wurde und der Furchtſame nicht länger das Geſicht abwenden konnte, um die Gefahr nicht zu ſehen. Weiterblickende Geiſter hatten inzwiſchen bereits auf Mittel geſonnen und Wege eingeſchlagen, um der drohenden Gefahr auf halbem Wege zu begegnen. Kaiſer Wilhelm I. und ſein großer Kanzler inaugurierten die ſozialpolitiſche Geſetzgebung, die in der erwähnten Trias ihren vorläufigen Abſchluß gefunden hat. Daß wir auf der eingeſchlagenen Bahn nicht ſtehen bleiben werden, dafür ſind die Ereigniſſe der jüngſten Tage, die uns alle in Spannung erhalten haben, die ſicherſte Gewähr.

Es iſt nicht der Zweck dieſer Zeilen, in eine Erörterung über die ſozialpolitiſche Geſetzgebung des letzten Decenniums, ihre Tragweite und ihre vorausſichtliche Weiterentwickelung einzutreten. Viele, ſelbſt von den Bewunderern des großartigen Gedankens, der ihr zu Grunde liegt, meinen, daß vielleicht das Tempo, das man eingeſchlagen hat, ein etwas allzuſchnelles ſei. Und in der That läßt ſich eine erhebliche Gefahr für die Konkurrenzfähigerhaltung der Induſtrie auf der einen Seite, eine Hemmung der freien Entwickelung eines geſunden, auf ſeinen eigenen Füßen ſtehenden Arbeiterſtandes auf der anderen Seite nicht verkennen, die ſich daraus ergibt, daß man alles der Staatsfürſorge anheimſtellt. „Ich gebe mich der Hoffnung nicht hin, daß durch geſetzgeberiſche Maßnahmen die Not der Zeit und das menſchliche Elend ſich aus der Welt ſchaffen laſſen," ſo lauten Kaiſer Wilhelm II. eigene Worte, und in der That gibt es auf dem Gebiete des Arbeiterſchutzes vieles, was nur auf dem Boden der Selbſthilfe, vieles andererſeits, was einzig durch das volle Einſetzen der wohlwollenden Autorität des Arbeitgebers gedeihen kann, und eben aus dieſer Geſchichte der Unternehmerfürſorge für die Arbeiter, die manches Blatt aufzuweiſen hat, auf dem der Blick mit Freude verweilt, wollen wir im nachſtehenden ein Kapitel erzählen.

Wenn wir den Leſer bitten, uns zu dieſem Zweck für eine kurze Weile über die Grenzen Deutſchlands hinaus nach der alten holländiſchen Handels- und Induſtrieſtadt Delft zu geleiten, ſo bedarf es dafür gewiſſermaßen einer Entſchuldigung. Es könnte ſo ausſehen, als ob wir im eigenen Vaterlande kein Beiſpiel fänden, das des Erwähnens wert wäre, wenn es gilt, von Fabrikherren zu melden, denen das Wohl ihrer Arbeiter wahrhaft am Herzen liegt. Dem iſt nicht ſo. Wir ſind in Verlegenheit, welche Namen wir nennen ſollen, um das Gegenteil zu erweiſen. Krupp in Eſſen, Dollfus in Mülhauſen, Heyl in Charlottenburg, Spindler in Berlin, das ſind nur einige wenige, deren Schöpfungen auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrt ſo bekannt ſind, daß wir nur an ſie zu erinnern brauchen. Die großartigen Einrichtungen, die Herr van Marken, Direktor der Niederländiſchen Hefe- und Spiritusfabrik in Delft, innerhalb der letzten zehn Jahre ins Leben gerufen hat, ſind, bei uns wenigſtens, weit weniger bekannt, und das wäre allein ſchon Grund genug, ihnen eine kurze Darſtellung zu widmen, denn ſie ſind vollauf wert, gekannt zu werden. Aber uns hat noch eine andere Rückſicht bei unſerer Wahl geleitet. Auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrtsbeſtrebungen iſt ſeit Jahren von einer ganzen Anzahl einſichtiger Unternehmer in den mannigfachſten Richtungen experimentiert worden, um den zum Ziele führenden Weg herauszufinden. Viele Pfade ſind eingeſchlagen, die in die Irre geführt haben, und ſie müſſen doch immer wieder begangen werden, werden immer wieder begangen, weil die ans Ende geleitende Bahn ſelbſt dem mit Eifer Suchenden verborgen liegt. Unter den im folgenden kurz zu ſchildernden Einrichtungen findet ſich mancher neue Gedanke, der uns das Richtige zu treffen ſcheint. Wir glauben daher, uns mit der Bekanntgabe gerade dieſer Veranſtaltungen ein Verdienſt zu erwerben, weil ſie die Anregung zur Nachahmung zu geben geeignet ſind. Herr van Marken hat uns dabei auf das liebenswürdigſte unterſtützt, indem er ſelbſt die photographiſchen Aufnahmen gemacht hat, die es uns ermöglichen, unſere Darſtellung durch das lebensvolle Bild anſchaulicher zu geſtalten.

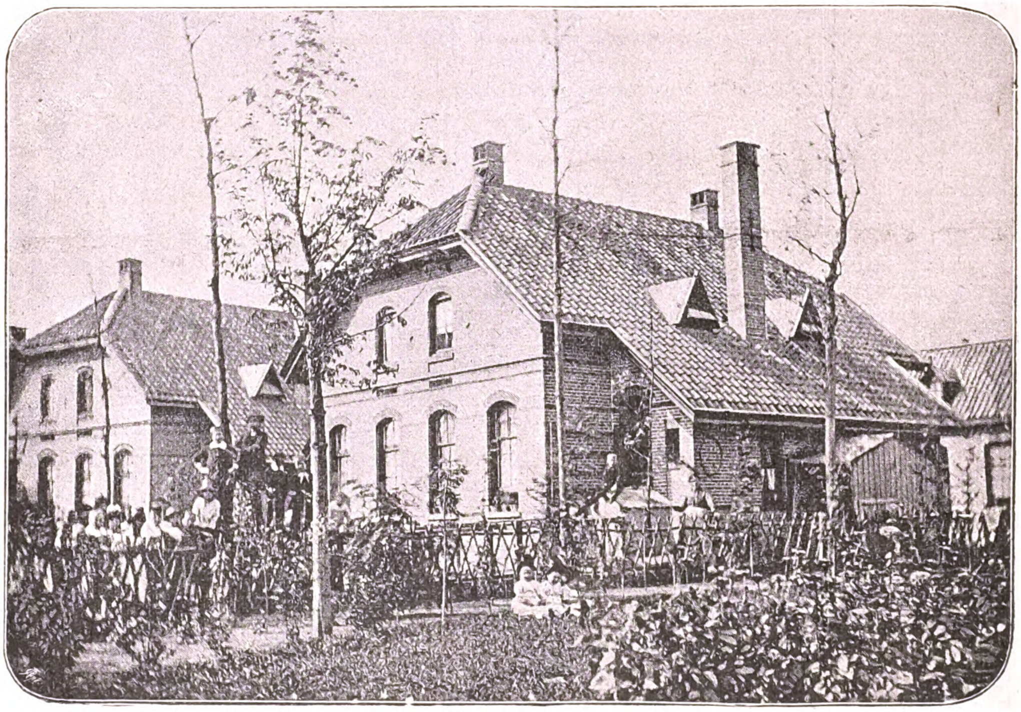
Ehe wir im einzelnen an die Schilderung der vortrefflichen Einrichtungen gehen, die Herr van Marken geſchaffen hat, wollen wir noch einige Worte im allgemeinen vorausſchicken über die Art und Weiſe, wie der Arbeitgeber ſein Verhältnis zum Arbeitnehmer auffaſſen muß, wenn ſein Beſtreben den Erfolg haben ſoll, an die Stelle der zugeſpitzten Gegenſätze wieder das gegenſeitige Vertrauen zu ſetzen, deſſen Fehlen die reichſten Aufwendungen für die Wohlfahrt der Arbeiter illuſoriſch macht. Wir geben hiermit die Erfahrungen eines Arbeitgebers wieder, der ſelbſt mit dieſen Grundſätzen die ſchönſten Erfolge erzielt hat. „Wir dachten zu ſehr daran,“ ſo lauten deſſen beherzigenswerte Worte, „daß mit dem Lohne, mit dem wir den Arbeiter bezahlen, dem gegenſeitigen Verhältnis zwiſchen uns und ſeinen Leiſtungen Genüge gethan ſei. Dem iſt nicht ſo. Wir verlangen von dem Arbeiter in ſeinem Berufe und in ſeiner Arbeit für uns, daß er ſparſam mit dem Material verfahre, daß er geſchickt, eifrig und fleißig ſei. Als eine Gegenleiſtung dafür ſehen wir den Lohn an. Wir verlangen aber auch von unſeren Arbeitern — und es wird überall gerühmt, wo es ſo iſt —, daß ſie eine anhängliche und treue Geſinnung an unſer Geſchäft, an unſer Ergehen, an unſere Familie, an unſere ganze Thätigkeit beweiſen ſollen. Dafür können wir ſie mit dem Lohne nicht abfinden. Dafür ſind wir ihnen etwas mehr ſchuldig. Wir ſind ihnen dafür auch eine Freundlichkeit der Geſinnung ſchuldig und ein wohlwollendes Eingehen auf ihre kleine und große Not und auf ihre Eigenheiten und Schwächen.“ Kein geringerer aber wie Engel-Dollfus iſt es, von dem die Worte ſtammen: „Die Billigkeit erfordert, daß jeder Arbeiter, wenn er nur fleißig und rechtſchaffen iſt, zunächſt als perſönliche Einheit betrachtet wird, als ein Faktor, der in beſtimmtem Maße zur Erzielung der Erträgniſſe mitwirkt. Seine Anſprüche auf unſere Fürſorge bleiben die gleichen, möge er welche Stellung immer auf der Stufenleiter der Arbeit einnehmen, und wenn der Geſamtheit der Arbeiter eine Leiſtung außer dem Arbeitslohne zugewendet werden ſoll, ſo darf er nicht davon ausgeſchloſſen werden. Der Grund iſt ſehr einfach: unterdrücke ſeine Arbeit, ſo einfach ſie auch ſein mag, und die Fabrik bleibt ſtille ſtehn. Der Handlanger nützt ſich in deinem Dienſt ab wie ſein geſchickterer oder intelligenterer Genoſſe, und ſein ganzes Leben, ebenſo wie das ſeines Kollegen in der Werkſtatt, geht gewiſſermaßen bis zur Stunde ſeiner Arbeitsunfähigkeit in dein Produkt über.“

Nur das liebevolle Eingehen auf die Eigenart des Arbeiters, das ſich in dieſen Anſchauungen ausſpricht, vermag den Argwohn zu überwinden, der ſich in mißtrauiſchen Herzen eingeniſtet hat und ſo oft das ihnen entgegengetragene Wohlwollen zurückſtößt. Poſt berichtet uns von einem Rheiniſchen Fabrikanten, der ihm erzählte, als die vom Verein Concordia preisgekrönte Schrift „Wie nährt man ſich gut und billig“ erſchienen ſei, habe er einige hundert Exemplare angekauft und unter ſeine Arbeiter verteilen laſſen. Daß dieſelben deshalb eine Dankdeputation an ihn abordnen ſollten, habe er nicht erwartet, aber doch auch nicht, daß der Dank, der ihm zu Ohren gekommen, ſich in den Worten Ausdruck verſchafft habe: „Will der Kerl uns auch noch vorſchreiben, was wir kochen ſollen?“

Doch nun zu Herrn van Marken und den von ihm geſchaffenen Wohlfahrtseinrichtungen: Die Niederländiſche Preßhefe- und Spiritusfabrik in Delft hat die Organiſation einer Aktiengeſellſchaft, an deren Spitze Herr van Marken als Direktor ſteht. Sie wurde im April 1870 eröffnet und beſchäftigte Ende 1888 an Angeſtellten und Arbeitern 244 Männer und 4 Frauen. Der Gewinn des Unternehmens wurde urſprünglich ſo verteilt, daß, nachdem die Aktionäre eine Verzinſung von 5 Prozent ihres Kapitals erhalten hatten, vom Ueberſchuß 10 Prozent dem Reſervefonds, 55 Prozent als Dividende den Aktionären, 10 Prozent dem Verwaltungsrat und 25 Prozent dem Direktor zufielen. Auf Betreiben des letzteren wurde vom Jahre 1879 ab dieſer Verteilungsmodus dahin geändert, daß 10 Prozent des Ueberſchuſſes alljährlich dem Direktor und dem Verwaltungsrat überwieſen werden, um darüber im Intereſſe des Perſonals zu verfügen. Die Dividende der Aktionäre und der Gewinnanteil des Direktors ſind um dieſen Prozentſatz herabgeſetzt. Der Arbeiter erhält alſo einen Anteil an dem Gewinn des Unternehmens, der aber zunächſt nicht bar zur Auszahlung gelangte, ſondern dazu beſtimmt wurde, für die Arbeiter Alterspenſionen zu begründen. Die Organiſation dieſer Altersverſicherung beruht auf dem Prinzip der Rentenverſicherung. Statt des Verſicherten bezahlt hier die Geſellſchaft die Prämie, und zwar reichte hierzu bis zum Jahre 1881 der dem Perſonal zufallende Anteil am Gewinn aus, von da wurden infolge ungünſtigerer Geſchäftslage die Gewinnanteile geringer, und von 1887 an übernahm die Geſellſchaft die Prämien ganz auf das Konto der Betriebsunkoſten, und der Gewinnanteil, der für das Jahr 1887 14000 Gulden betrug, wurde an das Perſonal im Verhältnis zu den Löhnen teils bar ausgezahlt, teils für dieſelben in einer eigenen Sparkaſſe angelegt. Die Altersverſicherung iſt ſo eingerichtet, daß, wenn der Verſicherte vom 21. bis zum

60. Lebensjahre jährlich ſeine Prämie zahlt, die Penſion, die er vom 60. Jahre an erhält, der Höhe des Lohnes gleichkommt, den er bezogen hat. Auch derjenige, der nach mehrjähriger Dienſtzeit aus dem Dienſte der Geſellſchaft austritt, erhält bei ſeinem Weggang einen Anrechtstitel auf eine mit dem 60. Lebensjahre beginnende Penſion, die im Verhältnis zu der Zahl der Dienſtjahre ſteht, während welcher die Prämie für ihn bezahlt iſt.

Neben dieſer Gewinnbeteiligung werden, um den Eifer, die Pünktlichkeit und die Geſchicklichkeit der Arbeiter zu wecken, und in richtiger Würdigung des großen Einfluſſes, welchen dieſe Eigenſchaften derſelben auf die Quantität der aus den Rohſtoffen erzielten Produkte und überhaupt auf das Gedeihen des ganzen Unternehmens haben, dem Perſonal Prämien im Verhältnis zu den Quantitäten Hefe und Spiritus gezahlt, welche über ein feſtgeſetztes Minimum hinaus aus den Rohſtoffen erzielt werden. Die Höhe dieſer Prämien belief ſich von 1874 bis 1888 insgeſamt auf die beträchtliche Summe von 143000 Gulden. Die Prämien werden dem einzelnen Arbeiter im vollen Betrage nur dann ausgezahlt, wenn er vier oder mehr Kinder unter 15 Jahren hat. Bei drei, zwei, einem bezw. keinem Kind gelangen von der ganzen Summe 90, 80, 70 bezw. 60 Prozent zur Auszahlung. Den ledigen Arbeitern werden, je nach dem Alter, nur 50, 25 oder 10 Prozent bar ausgezahlt. Der nicht ausgezahlte Teil der Prämie wird für jeden einzelnen in einer für dieſen Zweck errichteten Sparkaſſe verzinslich angelegt. Das eingezahlte Kapital wird dem Berechtigten voll ausgezahlt, wenn er das 60. Lebensjahr erreicht hat, oder bei ſeinem Austritt aus der Fabrik, im Todesfall ſeinen Erben. Die Sparer haben, vorausgeſetzt, daß ihre Einlagen dieſe Höhe erreicht haben, Anrecht auf Auszahlung des 25fachen Betrages des Wochenlohnes im Falle ihrer Heirat, des zweifachen Betrags des Wochenlohnes bei der Geburt eines Kindes.



Wohnungsgebäude für die Familien (S. 526).

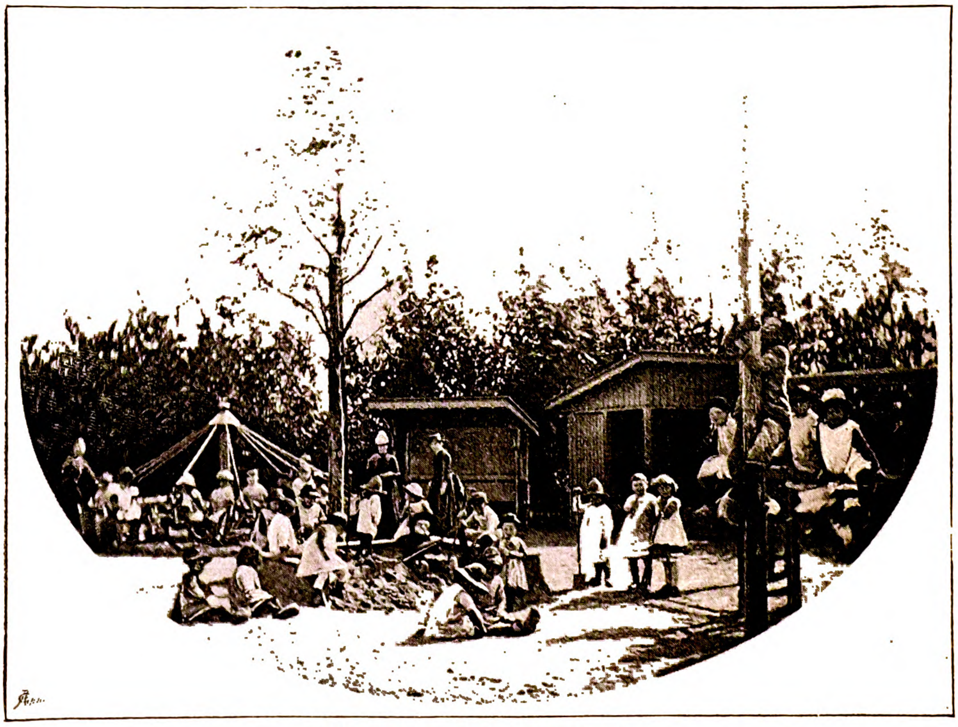
Wir ſehen hier alſo in ſehr weitgehendem Maße ein Prinzip praktiſch durchgeführt, das ſchon vielfach Gegenſtand der theoretiſchen Erörterung geweſen iſt. Während aber bisher unſeres Wiſſens überall, wo der Verſuch gemacht worden iſt, eine Gewinnbeteiligung der Arbeiter am Unternehmen eintreten zu laſſen, dieſer bald wieder aufgegeben wurde, weil ſich ſeiner Durchführung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenſtellten, ſcheint in dem vorliegenden Falle das Experiment geglückt. Der Grund dürfte zum Teil in der von den bisherigen Verſuchen abweichenden Art der Verwendung der Gewinnanteile liegen, dann aber auch weſentlich auf die geſamte übrige Organiſation der Wohlfahrtseinrichtungen zurückzuführen ſein, die wir weiterhin noch zu betrachten haben werden. Herr van Marken iſt nämlich nicht dabei ſtehen geblieben, ſeinen Arbeitern durch die geſchilderten Einrichtungen die Möglichkeit eines ſorgenfreien Ausblickes in die Zukunft und eine Hilfe in außergewöhnlichen Lebenslagen zu ſichern, er hat es verſtanden, ſie durch eine Reihe weiterer Veranſtaltungen im allgemeinen auf ein Niveau zu heben, das ſie geeignet macht, ſeinen Beſtrebungen dasjenige Verſtändnis entgegenzubringen, deſſen Fehlen ſchon ſo oft den beſten Willen humaner Arbeitgeber zu Schanden gemacht hat.

Wir übergehen hier die Kaſſen, die den Zweck haben, die Arbeiter gegen Krankheit und Unfälle zu verſichern. Dieſelben weichen, wenigſtens im Prinzip, nicht erheblich von den Einrichtungen ab, die bei uns ſeit lange bekannt und jetzt ſogar auf geſetzgeberiſchem Wege zur allgemeinen Durchführung gelangt ſind. Intereſſant iſt vor allem der Verſuch, den der holländiſche Fabrikherr unternommen hat, ein Problem zu löſen, das ſeit lange die weiteſten Kreiſe der Arbeitgeber in Anſpruch genommen und bislang, wie uns ſcheint, keine annähernd ſo glückliche Löſung gefunden hat, wie in dieſem Falle, wir meinen die Art und Weiſe, wie es Herrn van Marken gelungen iſt, einem großen Teil ſeiner Arbeiter billige und vortreffliche Wohnungen zu verſchaffen. Den Arbeitern ſollte ein Eigentumsrecht an den Häuſern, die ſie bewohnen, geſichert und dabei den Mißſtänden aus dem Wege gegangen werden, die ſich überall da herausgeſtellt haben, wo man die Häuſer in den unbeſchränkten Beſitz der Arbeiter übergehen ließ. Dieſe Mißſtände ſind einmal die Schollenpflichtigkeit, in die der Arbeiter gelangt, wenn er ein Haus erwirbt, weil er, wenn die Konjunktur ihn zwingt, an anderem Orte ſeine Arbeit zu ſuchen, ſein Haus in der Regel nur mit erheblichem Verluſt veräußern kann. Zweitens — und das iſt das größere Uebel — gehen, wie die Erfahrung vielfach gezeigt hat, ſehr häufig ſolche von den Arbeitern erworbene Häuſer bald in andere Hände über, werden zu Spekulationszwecken angekauft, von Wirten, Kaufleuten und anderen erworben und verfehlen ſo den Zweck, zu dem ſie erbaut ſind.

Van Marken hat, um beides zu umgehen, folgenden Weg eingeſchlagen: Er erwarb eine etwa 4 ha umfaſſende, der Fabrik angrenzende Fläche und verwandelte dieſelbe in einen mit Waſſeranlagen, Teichen und Brücken, Buſchwerk, Raſenplätzen und Blumenbeeten belebten Park. Derſelbe heißt, nach dem Namen der Gattin des Begründers benannt, „Agnetapark“. In demſelben errichtete er ſein eigenes Wohnhaus und 78 Arbeiterhäuſer. Je vier bis ſechs Familienwohnungen — jede mit beſonderem Eingang — ſind unter einem Dache vereinigt, jede hat einen eigenen kleinen Garten. Das Bemerkenswerte an der Anlage iſt nun, daß die Wohnungen nicht in das private Eigentum der einzelnen Familienhäupter übergehen, ſondern gemeinſchaftliches Eigentum bleiben. Zu dem Behuf wurde eine Aktiengeſellſchaft gegründet mit einem Kapital von 160000 Gulden. Die erſte bare Einzahlung von 32000 Gulden — das holländiſche Geſetz ſchreibt vor, daß wenigſtens ein Zehntel des Geſamtaktienkapitals bar eingezahlt wird — leiſtete Herr van Marken gegen Uebernahme von 320 „Stammaktien“ im Betrage von je 100 Gulden und überließ zugleich der Aktiengeſellſchaft den Grund und Boden mit ſeinen Anlagen gegen die Summe von 29000 Gulden. Die Bauſumme von 128000 Gulden für Herſtellung der Wohnungen wurde durch 4½prozentige Obligationen aufgebracht, für welche Grund und Boden und Wohnungen als hypothekariſche Sicherheit gegeben wurden. Freunde und Aktionäre der Fabrik übernahmen dieſe Obligationen. Als Mietzins werden nun 7½ Prozent der Herſtellungsſumme der Wohnungen berechnet. Aus dem Geſamtertrag dieſes Mietzinſes werden zunächſt die Verwaltungs- und Erhaltungskoſten beſtritten, dann die Obligationen mit 4½ Prozent, die Stammaktien mit 5 Prozent und die gleich zu erwähnenden Sparaktien mit 3 Prozent verzinſt. Von dem verbleibenden Reingewinn werden 10 Prozent dem Reſervefonds überwieſen und der Reſt zur Amortiſation verwendet, in der Weiſe, daß der verbleibende Gewinn den Mietern im Verhältnis zu der Miete, die ſie entrichten, nicht ausgezahlt, ſondern gutgeſchrieben wird. Das Geld bleibt in der gemeinſamen Kaſſe der Aktiengeſellſchaft, reſp. wird zur Einlöſung der Obligationen verwendet. Hat der einzelne Sparer auf ſolche Weiſe 100 Gulden gut, ſo erhält er eine Aktie (Sparaktie), die ihm nun 3 Prozent Zinſen trägt. Die Aktien ſind nur mit Einwilligung und durch Vermittlung des Vorſtandes übertragbar. Nach Amortiſation der Obligationen werden die Stammaktien und dann die zuerſt begebenen Sparaktien eingelöſt, letztere werden aber immer in demſelben Umfang, wie ſie zur Einlöſung kommen, von den Bewohnern der Kolonie wieder erworben.

Will der Arbeiter alſo die Kolonie verlaſſen, ſo braucht er kein Haus, ſondern nur ſeine Sparanteile zu veräußern, was ſtets ohne erheblichen Verluſt geſchehen kann, er hat daher volle Freiheit des Wohnungswechſels. Andererſeits iſt jeder Arbeiter, der ſeine Miete pünktlich zahlt, ebenſo ſicher gegen Kündigung und Mietsſteigerung, wie wenn die Wohnung ſeine eigene wäre. Eigentümer der geſamten Anlage bleiben aber dauernd diejenigen, für welche ſie beſtimmt iſt, denn wenn ein Genoſſe ſeine Anteile veräußern will, ſo kann er das nur mit Genehmigung des Vorſtandes, und dieſer kann verhindern, daß der Anteil an einen andern, als wieder an einen Genoſſen übergeht.

Unſere Abbildungen zeigen eine Reihe von Einzelgruppen aus dem Agnetapark. Die kleinſten Wohnungen der Arbeiter enthalten jede ein Wohnzimmer und eine Küche im Erdgeſchoß und zwei Dachſtuben, die größeren außerdem ein zweites Zimmer im Erdgeſchoß. Sie ſind luftig und licht und den Forderungen der Geſundheitspflege gemäß eingerichtet. Beim Bau iſt kein Luxus entwickelt und mit verſtändiger Sparſamkeit alles den Bedürfniſſen und den Mitteln der Mieter angepaßt, doch iſt andererſeits auch die Form der gefälligen Umgebung angepaßt. Mit einem Wechſel verſchieden gefärbter Steine, mit einer zierlich ausgezackten Holzborde um das Dach, mit längs der Mauer geleiteten wilden Weinranken und dergleichen Mitteln läßt ſich ja auch nach dieſer Richtung vieles erreichen, ohne die Baukoſten dadurch belangreich zu erhöhen. „Der Arbeiter bewohnt dann nicht eine Nummer, wie in der langen, eintönigen Reihe der Straße, die allein durch ihren Namen von anderen Straßen zu unterſcheiden iſt, er bewohnt ein Haus, welches aus der Ferne ihm entgegen lacht als ſein Haus, ein anderes Haus als das ſeines Nachbarn, gleichwie er ein anderer iſt als jener.“ Die Mietpreiſe der Wohnungen variieren zwiſchen 1,70 und 3 Gulden für die Woche und ſind niedriger als diejenigen, welche die in der Stadt wohnenden Arbeiter für viel ſchlechtere Wohnräume bezahlen. Am 1. Januar 1889



Kinderſpielgarten im Agnetapark (S. 527) war der Agnetapark von 70 Familien bewohnt, die aus 72 Männern, 71 Frauen und 204 Kindern beſtanden. Es kommt ſelten vor, daß diejenigen, die einmal in den Park eingezogen ſind, denſelben wieder verlaſſen. Die Bewohner leben in dem beſten Verhältnis unter ſich und beſonders zu Frau van Marken, an die ſie ſich bei allen Unannehmlichkeiten, von denen ſie berührt werden, zu wenden pflegen, und die in allen ſchwierigen Lebenslagen ihre vertraute Helferin und Beraterin iſt.

Vor allem ſind es die Kleinen, für die in hervorragender Weiſe geſorgt iſt. In einer Kleinkinderbewahrſchule können die Kinder von zwei bis ſechs Jahren täglich von 9 Uhr bis mittags und von 2 bis 4 Uhr nachmittags unter der Aufſicht einer Lehrerin untergebracht werden. Den Arbeiterfrauen iſt ſomit die Gelegenheit gegeben, ſich gänzlich ihrem Haushalt zu widmen. Wir betrachten es aber als ein vortreffliches Zeichen, daß die Zahl der Frauen, die es vorziehen, ihre Kinder bei ſich zu behalten, die weitaus größere iſt. Eines ſtärkeren Zuſpruchs erfreut ſich der mit Schaukeln, Karuſſell und Turngeräten ausgeſtattete Spielplatz, der namentlich Sonntags von der kleinen Bande überſtrömt wird, deren Eltern, die in der Stadt wohnen, in den Parkanlagen ſpazieren gehen und, namentlich während der Sommerkonzerte, in dem Vergnügungsgarten ihr Glas Bier trinken. Der Park ſowohl, wie das in demſelben befindliche Geſellſchaftshaus mit Leſeſaal und Billardzimmer iſt nämlich den Angehörigen der Fabrik gegen die geringe Abgabe von jährlich 25 Cents fortwährend geöffnet. Bier, Limonade, Kaffee, Schokolade werden zu mäßigen Preiſen verabreicht. An den Sonntagen werden die verſchiedenſten Unterhaltungen geboten. Große Anziehungskraft üben im Sommer die Konzerte der aus dreißig Angeſtellten und Arbeitern beſtehenden Muſikkapelle, die Wettkämpfe des Kegelklubs, der Schützen- und Turnvereine, für die jungen Leute das Bootfahren auf dem Teiche. An deren Stelle treten im Winter das Schlittſchuhlaufen, Konzerte und Schauſtellungen im Geſellſchaftsſaal, und zwei oder drei Bälle. Welch anmutendes Bild entrollt ſich da vor unſeren Augen, namentlich wenn wir es mit den rohen Vergnügungen vergleichen, die in der Regel die freien Stunden einer ſtädtiſchen Arbeiterbevölkerung ausfüllen. Als beſonders bezeichnend wollen wir nicht unterlaſſen zu berichten, daß Herr und Frau van Marken in der Regel dieſen Zuſammenkünften beiwohnen, und daß noch nie eine Unordnung vorgekommen iſt, welche eine ſolche Teilnahme von ſelbſt verböte.

Wir erwähnen eine ganze Reihe weiterer Einrichtungen nur im Vorübergehen, weil ſie auch bei uns vielfach zu finden ſind: den Konſumverein, deſſen Ladengeſchäfte ſich im Agnetapark befinden, und der im Jahre 1888 z. B. einen Umſatz von 59000 Gulden machte; die vortrefflichen Badeeinrichtungen; die Fabrikfeuerwehr; die Bibliothek, welche 2000 Bände zählt; die Veranſtaltung von Vorträgen belehrender Art; den Fortbildungsunterricht für die Lehrlinge und die Nähſchule für die Töchter der Arbeiter und vieles andere. Nur einer Einrichtung möchten wir noch eine etwas eingehendere Berückſichtigung widmen. Im Eingang unſerer Erörterungen haben wir ſchon darauf hingedeutet, daß nur zu oft Unternehmungen, welche ganz zweifellos nur das Beſte der Arbeiter im Auge hatten, daß Einrichtungen, welche poſitiv wohlthätig und von großem materiellen Nutzen ſein mußten, von den Arbeitern mit entſchiedenem Mißtrauen betrachtet wurden, ja daß ſie denſelben entgegenarbeiten, weil man es in der Regel nicht für notwendig erachtet, ſie über den Charakter der Unternehmungen zu unterrichten, ſie bei Einführung derſelben mitraten zu laſſen. Der Reichstagsabgeordnete Geheimer Kommerzienrat Oechelhäuſer ſagt in einer Schrift über die ſoziale Aufgabe der Arbeitgeber mit Recht: „Für die Bevormundung erntet der Arbeitgeber niemals Dank, auch wenn ſeine Abſichten und deren Durchführung die vortrefflichſten ſind. Was man für die Arbeiter thun will, thue man auch möglichſt durch dieſelben; nur dann erntet man Anerkennung und verhütet Mißtrauen.“ Dieſem Gedanken trägt der Erlaß des Kaiſers an die preußiſchen Miniſter der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe vom 4. Februar d. J. in ganz hervorragendem Maße Rechnung in den Worten: „Für die Pflege des Friedens zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ſind geſetzliche Beſtimmungen über die Formen in Ausſicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen beſitzen, an der Regelung gemeinſamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Intereſſen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen Meiner Regierung befähigt werden.“ Inwieweit die allgemeine Durchführung ſolcher Einrichtungen unter den heutigen Verhältniſſen möglich und opportun erſcheint, wollen wir hier unerörtert laſſen. Unter gewiſſen Vorbedingungen ſind ſie durchführbar und haben ſich auch bei uns in einzelnen Fällen außerordentlich ſegensreich erwieſen. Einen gleich günſtigen Erfolg haben die nach dieſer Richtung zielenden Beſtrebungen van Markens gehabt.

Das Aelteſtenkollegium, der „Kern“, welches von der Direktion der Delfter Fabrik eingeſetzt iſt, beſteht aus den Ingenieuren und Kontorvorſtehern, den Mitgliedern der Verwaltung und den oberen techniſchen Angeſtellten, ſowie aus Vertretern der untergeordneten Angeſtellten und der Arbeiter, welche von ihren Kameraden gewählt werden, ſo daß auf zehn Angeſtellte und Arbeiter ein Vertreter kommt. Die Zahl der Mitglieder der erſteren Kategorie beträgt augenblicklich 24, die der Arbeitervertreter ebenfalls 24. Die Mitglieder werden von der Direktion oder auf Antrag von drei Mitgliedern zuſammengerufen und beraten unter dem Vorſitz eines der Direktoren in öffentlicher Sitzung über alle Fragen, welche das Intereſſe des Perſonals und ähnliche Gegenſtände betreffen. Stets wurde, wie Herr van Marken mitteilt, dieſen Beratungen die wärmſte Teilnahme entgegengebracht. Es wurden die Entwürfe der Prämienſparkaſſe, der Vereine zur gegenſeitigen Hilfeleiſtung, hygieiniſche Maßregeln in der Fabrik und ähnliche wichtige Fragen in dem Kollegium durchberaten, und ein gut Teil des Gelingens der vortrefflichen Organiſationen, die wir im vorſtehenden kennen gelernt haben, dürfte auf den Umſtand zurückzuführen ſein, daß dieſe Vermittelungsinſtanz zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitern eintritt, wo es gilt, Vorurteile und Mißtrauen zu beſeitigen und Neuerungen dem Verſtändnis der Allgemeinheit der Arbeiter näherzubringen.

Und nun zum Schluß noch eine kurze Betrachtung, die unzweifelhaft das wichtigſte bei der ganzen Sache iſt. Wie ſteht es mit dem materiellen Erfolg? Hat derſelbe die Durchführbarkeit aller dieſer Veranſtaltungen erwieſen? Was zunächſt die mit den Arbeitern als Aktionären begründete Aktiengeſellſchaft zur Erwerbung des gemeinſchaftlichen Eigentums an den Wohnungen, Konſumverein, Geſellſchaftshaus ꝛc. anlangt, ſo wieſen die erſten Verwaltungsjahre infolge noch fehlender Erfahrung in der Verwaltung und des noch nicht ausgebildeten Korporationsgeiſtes unter den Arbeitern einen geringen Verluſt auf. Seit 1887 haben ſich die finanziellen Ergebniſſe günſtiger geſtaltet. Nachdem die Dividenden des Aktienkapitals und der Obligationen gezahlt waren, betrug der Gewinnüberſchuß 1887 700 Gulden, 1888 1129 Gulden. Das iſt ein Erfolg, mit dem der Begründer des Unternehmens vollauf zufrieden ſein kann.

Wie aber kommt das Geſamtunternehmen bei den erheblichen Opfern, die dem Wohlergehen der Arbeiter gebracht werden, auf ſeine Koſten? Was das anlangt, wollen wir Herrn van Marken ſelbſt das Wort laſſen. „Der Erfolg unſerer Geſellſchaft,“ berichtete derſelbe im

Jahre 1881, „iſt eine ſeltene Thatſache in den Annalen der Induſtrie unſeres Landes. Die erſten vier Jahre bezieht das Kapital keine Dividende, im Jahre 1874 zuerſt 6 Prozent. In dem Maße, wie die Einrichtungen zu Gunſten des Perſonals ſich entwickeln, wachſen die jährlichen Dividenden bis auf 13 Prozent im Jahre 1877. Das folgende Jahr berechtigt zu noch größeren Hoffnungen, als eine Feuersbrunſt in der Fabrik ausbricht und den Betrieb für fünf Monate hemmt, die Kundſchaft uns abwendig macht; nichtsdeſtoweniger konnten auch in dieſem Jahre noch 6½ Prozent Dividende gezahlt werden, und 1879 ſchon wieder 24 Prozent. 1880 wird eine zweite Fabrik neben der alten errichtet, das dazu nötige Kapital von 200 000 Gulden mehrfach überzeichnet, und die Dividende kann auf 36 Prozent fixiert werden, trotzdem 19 000 Gulden im Laufe des Jahres an Prämien verteilt und 7000 Gulden für Alterspenſionen reſerviert wurden. Und nicht Konjunkturen, die zufällig günſtig für unſere Induſtrie, noch Spekulationen, die vorteilhaft, aber unſicher, ſind es, welchen wir dieſe günſtigen Reſultate verdanken; unſere Konkurrenten — und dieſelben ſind zahlreich in unſerem Lande — beklagen ſich bitter, daß Zeit und Umſtände ungünſtig für ſie ſeien. Das Geheimnis unſeres Erfolgs kann meiner Meinung nach nur geſucht werden in der Hingabe unſeres ganzen Perſonals, eine Hingabe, die uns einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit in der Fabrikation erreichen ließ, welche der Grund war, daß wir ein ſolches Ausnahmereſultat erzielten, welche uns die Treue einer immer zahlreicheren und ſichereren Kundſchaft erwarb, und welche unſere Fabrik in die Reihe der ausgedehnteſten, ergiebigſten und — das wage ich zu ſagen — beſtgeachteten Etabliſſements der Welt brachte.“ Seitdem hat das Unternehmen auch ſchlechtere Zeiten kennen gelernt, aber das Syſtem iſt dauernd bewährt befunden.

Die Schlußfolgerungen aus dieſer Skizze mag ſich der Leſer ſelbſt ziehen. Verlangt er aber eine kurze Moral, ſo iſt es die, welche in der folgenden wahren Begebenheit enthalten iſt: Herr van Marken nahm jüngſt an einer von den Sozialdemokraten veranſtalteten Verſammlung paſſiv teil und lud nach dem Schluß die Mitglieder des Bureaus zur Kenntnisnahme deſſen ein, was er von ſeinem abweichenden Standpunkte aus zur Löſung der ſozialen Frage gethan hätte. „Sie verderben uns unſere ganze Agitation“ war der Abſchiedsgruß der Mitglieder an Herrn van Marken.

H. Albrecht.

II. Das Arbeiterheim in Stuttgart.

Die nicht geringe Anzahl gemeinnütziger Anſtalten, deren ſich die ſchwäbiſche Reſidenz erfreut, iſt in jüngſter Zeit um eine ſolche von höchſt zeitgemäßer Bedeutung und bis jetzt nicht dageweſener Eigenart vermehrt worden. Es iſt dies das Arbeiterheim, deſſen aus gelbem Sandſtein erbaute Faſſade bei aller Einfachheit einen architektoniſch überaus wirkſamen Eindruck macht.

Der Zweck, dem dieſer großartig angelegte Bau dienen ſoll, iſt ein doppelter: neben einer behaglichen und billigen Wohnſtatt ſoll er dem ledigen Arbeiter jeden Berufs (Kaufleute, Techniker, Schüler höherer Lehranſtalten nicht ausgeſchloſſen) eine billige, geſunde Koſt, ſowie die Bildungs- und Zerſtreuungsmittel, deren er zu ſeiner Vervollkommnung und Erholung bedarf, in geeigneten zweckentſprechenden Räumen bieten.

Der Arbeiterbildungsverein, welcher hier ſeit 25 Jahren mit Erfolg für den letzteren Zweck thätig iſt, hat auch die in erſterer Beziehung hier, wie wohl in jeder größeren Stadt herrſchende Notlage ſchon vor Jahresfriſt durch eine Enquete feſtgeſtellt. Seinen Bemühungen, eine Beſſerung dieſer in ſanitärer wie in ſittlicher Beziehung ſchädlichen Verhältniſſe herbeizuführen, ſchloß ſich der Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen an; eine Anzahl wohlhabender Privatleute, an ihrer Spitze der durch ſeine volkswirtſchaftlichen Schriften und gemeinnützigen Beſtrebungen bekannte Hofrat Dr. Pfeiffer unterſtützte aufs thatkräftigſte das Unternehmen, welches ſolchergeſtalt weit über ſeinen urſprünglich beabſichtigten Rahmen hinauswuchs und bereits am 23. November d. J. eröffnet und dem Gebrauch übergeben werden konnte.

Dasſelbe beſteht ſeinem Urſprung gemäß aus zwei Teilen, deren einer die Arbeiterwohnungen, im ganzen circa 125 Zimmer zu 1 und 2 Betten, der andere die Wirtſchaftsräume, Bibliothek, Leſe- und Unterrichtszimmer, ſowie den, geſelligen Vereinigungen jeder Art dienenden Feſtſaal des Arbeiterbildungsvereins enthält. Die freie Benutzung dieſer Räume iſt ſämtlichen Bewohnern, auch ohne daß ſie die Mitgliedſchaft des letzteren Vereins, welcher ſein ganzes Vermögen (120 000 Mk.) in die Baukaſſe einbezahlt hat, erworben hätten, geſtattet.

Was die Einrichtung der Wohnzimmer betrifft, deren Preis zwiſchen 1 Mk. 20 Pf. und 2 Mk. 50 Pf. pro Woche ſchwankt, ſo iſt dieſelbe eine durchaus würdige und behagliche. Jedes Zimmer enthält außer der mit einer guten Matratze verſehenen Bettſtatt einen eiſernen Ofen, Kleiderſchrank, Waſchtiſch, Tiſch, Stuhl und Spiegel, in den beſſeren befindet ſich ein bequemes Kanapee, wozu im 2. Stockwerk noch ein Balkon mit herrlicher Ausſicht über die Stadt tritt. Die Verbindung zwiſchen ſämtlichen Stockwerken wird durch Granittreppen hergeſtellt, die mit Zement belegten Korridore ſind weit und luftig. Beſondere Räume dienen zur Reinigung von Kleidern und Schuhzeug, ſoweit dieſelbe von den Bewohnern ſelbſt beſorgt wird. Wer dieſes Geſchäft andern überlaſſen will, zahlt für die Bedienung den geringen Preis von 10 Pf. pro Woche. Nicht minder billig iſt die Koſt; eine einfache, aus Suppe, Fleiſch und Gemüſe beſtehende Mahlzeit iſt ſchon für 25 Pf. zu haben, eine beſſere, aus 3 Gängen beſtehende, für 45 Pf. Das Heizungs- und Beleuchtungsmaterial wird den Bewohnern von der Anſtalt gleichfalls zu äußerſt billigem Preis geliefert.

Uebrigens wird, mit Ausnahme der Wohnräume, das ganze Gebäude in allen ſeinen Teilen elektriſch beleuchtet und durch Dampf geheizt. Die hierzu notwendigen Maſchinenräume befinden ſich im Erdgeſchoß, ebendort auch die Dampfwaſchanſtalt und zwei Kegelbahnen. Ein circa ½ Morgen großer Garten ſteht gleichfalls der allgemeinen Benutzung frei.

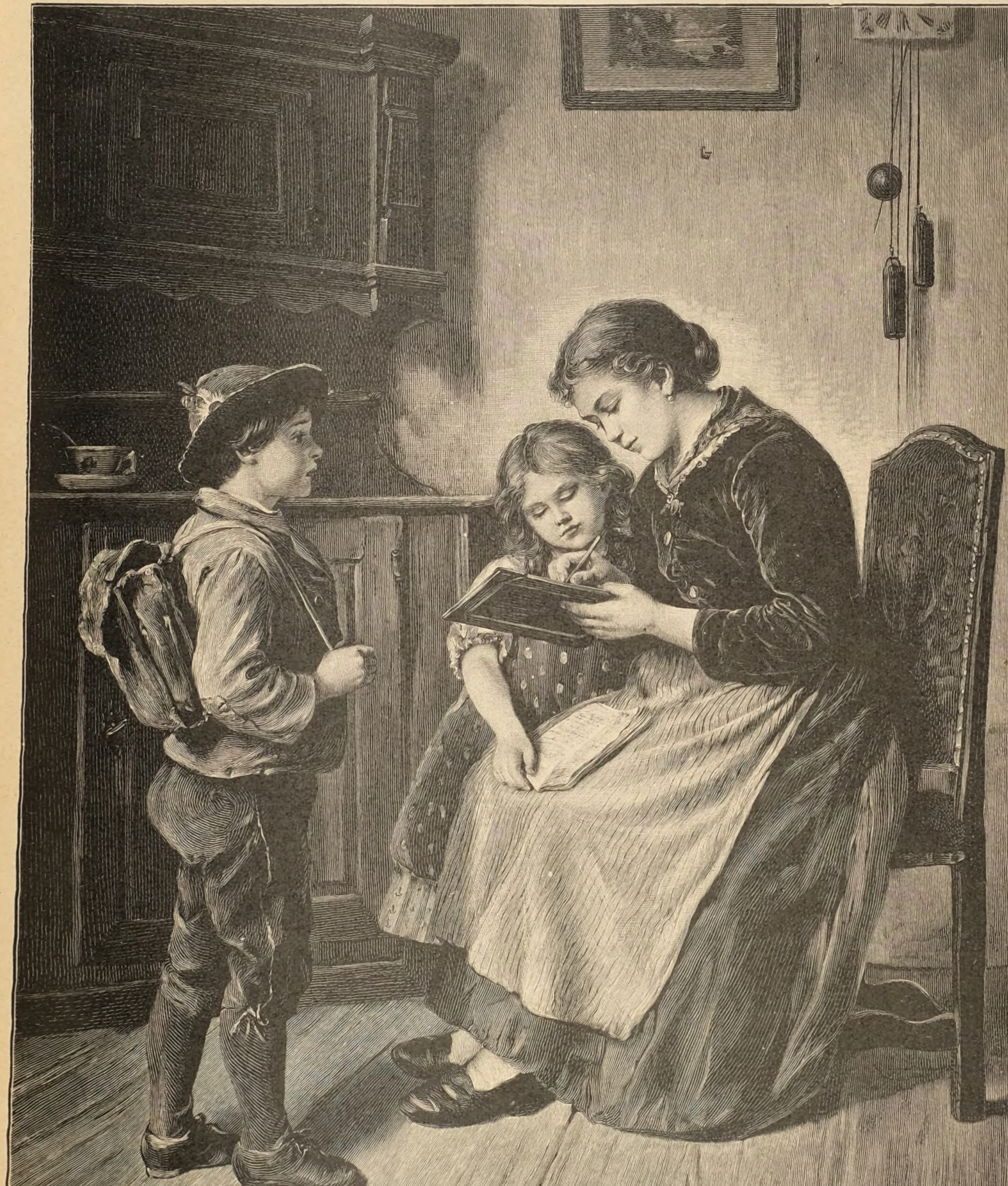
Außer den Zimmern für feſte Mieter, mit gegenſeitigem wöchentlichen Kündigungsrecht, ſind auch noch welche für Paſſanten, d. h. ſolche, die noch keine beſtimmte, ihren dauernden Aufenthalt am Ort bedingende Arbeit gefunden haben, vorhanden. Ihr Preis beträgt pro Nacht 30 Pfennig.

Ein Arbeiter alſo, welcher hier

für ſein erſtes Frühſtück . .	10	Pf.
für den Mittagstiſch . . .	25	„
für das Abendeſſen	25	„
für Brot und 2 Glas Bier .	29	„
in Summa:	89	Pf.

ausgibt, braucht in der Woche für ſeine volle, ſehr reichliche Verköſtigung 6 Mk. 23 Pf., wozu noch der Mietpreis für das Zimmer mit 1 Mk. 25 Pf. tritt, was eine Geſamtausgabe von 7 Mk. 50 Pf. ausmacht.

Da nun aber der Durchſchnittslohn für die am geringſten bezahlten Arbeiter hier 15—18 Mk. wöchentlich beträgt, ſo ergibt ſich aus dieſer Einrichtung ſelbſt für den nur mittelmäßig bezahlten Arbeiter die Möglichkeit, die Hälfte oder doch mindeſtens den dritten Teil ſeines Wochenlohns als Erſparnis zurücklegen zu können.


Wilh. Schütze München

Photographie und Verlag von Franz Hanfſtaengl Kunſtverlag A.-G. in München.

Schwere Aufgabe. Gemälde von Wilh. Schütze.

Um dem Leſer von der Großartigkeit der ganzen Anlage einen deutlichen Begriff zu geben, ſchließen wir dieſen Bericht mit den folgenden Notizen:

Die überbaute Grundfläche mißt 1250 qm und der Kubikinhalt berechnet ſich auf über 30 000 cbm, das Haus enthält im ganzen 225 Räume. Das Material, welches für den Rohbau verwendet wurde, umfaßt rund 1 250 000 Stück Backſteine, die verwendeten Hausteine beziffern ſich auf 478 cbm. Backſteine und Hausteine zuſammen geben 570 Eiſenbahnwaggons, alſo etwa 35 volle Güterzüge. Das in dem Bau verwendete Guß- und Walzeiſen wiegt 151 000 k; die Fußböden, Vertäfelungen und Verſchalungen meſſen zuſammen über 10 000 qm, die Zahl der Fenſter und Lichtöffnungen beträgt 470.

Bedenkt man noch, daß bei dieſem rieſigen Bau die Maurerarbeit erſt am 24. Oktober 1889 begann, daß das Gebäude am 12. Oktober 1890 aufgeſchlagen, am 15. November d. J. vollendet und ſchon zum größten Teil bewohnt war, ſo wird man zugeben müſſen, daß hier in erſtaunlich kurzer Zeit ein Werk geſchaffen wurde, das ſeinen Schöpfern alle Ehre macht und als nachahmenswertes Beiſpiel für andere Städte dienen kann. C. H.

Der Letzte ſeines Stammes.

Vor kurzem ſtarb in New Orleans im Alter von 80 Jahren Marquis Mandeville de Marigny, der Letzte einer Familie, welche unter der franzöſiſchen, ſpaniſchen und amerikaniſchen Regierung eine hervorragende, zuzeiten glänzende Rolle geſpielt hat. Die Kreolenbevölkerung betrachtete ſie ſtets mit Ehrfurcht und Bewunderung, und ſie war faſt zwei Jahrhunderte hindurch ebenſo tonangebend in jenem Teile der Neuen Welt, wie es ihre Vorfahren in Frankreich geweſen ſind. Enguerraud de Marigny war im 13. Jahrhundert Premierminiſter Philipps des Schönen und mußte 1315 unter Ludwig X., wegen Hochverrats verurteilt, das Schafott beſteigen. Der Name der Familie beſaß eine ſo große Berühmtheit, daß die Pompadour, als ſie Ludwig XIV. und Frankreich beherrſchte, ihren Bruder zum Marquis de Marigny erheben ließ. Ein Marigny befehligte eines der vendeeſchen Heere, die gegen Napoleon kämpften, und ward von ſeinen eigenen Leuten getötet, weil er zu wenig Erfolge errang.

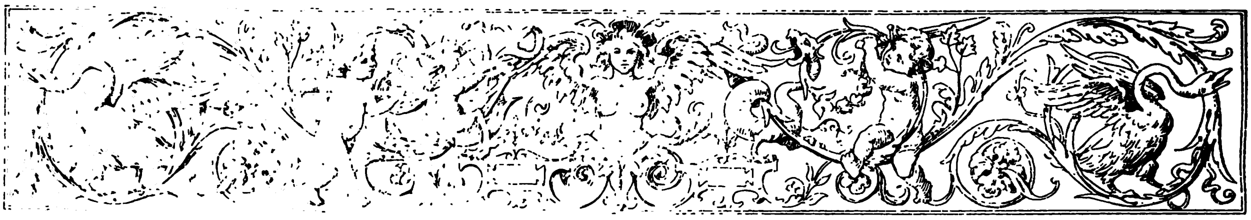
François Philippe de Marigny de Mandeville, das Haupt eines der Zweige dieſer Familie, gebürtig aus Bayeux in der Normandie, ging 1699 als Kommandeur eines der Kriegsſchiffe nach Amerika, welche im Verein mit der Flotte Bienvilles bei der Gründung der Kolonie Louiſiana thätig waren. Auch zu den Gründern der Stadt Mobile gehört er, und von hier ſiedelte er nach New Orleans über, als die Hauptſtadt dorthin verlegt worden war, wo er 1728 als Platzmajor ſtarb. Sein Sohn Antoine Philippe trat in die franzöſiſche Armee ein, wo er zu hohem Range emporſtieg, und war einer der reichſten und angeſehenſten Bürger der Kolonie. Deſſen Sohn Pierre fügte ſich, was nur wenige Kreolen thaten, als Louiſiana in den Beſitz Spaniens überging, in dieſen Wechſel, nahm ſogar Dienſte im ſpaniſchen Heer und focht mit Auszeichnung in Florida während des Krieges gegen die Briten, durch welchen Gouverneur Galviz die amerikaniſchen Kolonieen in ihrem Unabhängigkeitskampfe unterſtützte. Pierre und Bernard de Marigny waren, gleich allen Söhnen der Familie, in Frankreich erzogen worden und mit dem Herzog von Orleans, nachherigem König Ludwig Philipp, befreundet, und als dieſer mit zwei jüngeren Brüdern, dem Herzog von Montpenſier und dem Grafen von Beaugolais, nach Amerika flüchten mußte, ſtellten die Marignys, die Leiter der Kreolen Louiſianas und die reichſten Männer in der Kolonie, ihre Häuſer den fürſtlichen Verbannten zur Verfügung. Pierre, ein Ariſtokrat vom reinſten Waſſer, hatte auf ſeiner großen Pflanzung, die New Orleans im Süden begrenzte und jetzt einen Teil der Stadt bildet, einen prachtvollen Palaſt, und außerdem beſaß er einen wundervollen Landſitz, Fontainebleau genannt, am See Pontchartrain mit ſchönen Wäldern, reizenden Parkanlagen und Hunderten von Sklaven. Dorthin ließ er auf ſeinen eigenen Schiffen ſeine Freunde holen, und ſeine Bälle und Diners waren berühmt in der ganzen Kolonie. Der Unterhalt des Orleans ſoll ihm eine halbe Million Dollar gekoſtet haben, und Ludwig Philipp erwies ſich in ſeiner Weiſe dankbar dafür, indem er bei dem Sohne des Marquis die Patenſtelle übernahm, dem letzten der Marignys, der kürzlich in New Orleans das Zeitliche geſegnet hat.

Der Vater feierte die Geburt des Sohnes durch Gründung eines Ortes, den er Mandeville nannte und der heute die bedeutendſte Stadt der St. Tammanyparochie iſt. Seine Mutter war die Tochter Morales', des Intendanten und Gouverneurs von Louiſiana, eines erbitterten Feindes der Amerikaner, welcher durch die Schließung des Miſſiſſippi die Vereinigten Staaten beinahe in einen Krieg mit Spanien verwickelte und den Verkauf Louiſianas beſchleunigte. Der junge Mandeville wurde auf der Militärſchule von Saumur erzogen, zuſammen mit dem älteſten Sohn Louis Philipps, dem ſpäteren Herzog von Orleans, deſſen Tod viel zum Sturz der Orleans beigetragen haben ſoll. Mandeville trat in ein franzöſiſches Kavallerieregiment ein und diente als Offizier, bis ihn der Tod ſeines Vaters nach New Orleans zurückrief und zum Erben eines großen Vermögens machte. Er heiratete Miß Claiborne, Tochter des erſten amerikaniſchen Gouverneurs von Louiſiana, und führte dort zuerſt den Karneval ein, der bis auf den heutigen Tag das ſchönſte und großartigſte Feſt von New Orleans geblieben iſt. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Paris kehrte er für immer nach ſeiner Geburtsſtadt zurück, und als der Sezeſſionskrieg ausbrach, griff er, obgleich ſchon über die Fünfzig hinaus, zu den Waffen, und bildete ein faſt ausſchließlich aus Kreolen beſtehendes Regiment. Der Krieg ruinierte ihn und machte ihn zu einem im Vergleich zu früheren Zeiten armen Mann. Man wählte ihn zum Sheriff und nachher zu einigen unbedeutenderen Aemtern. Der Name de Marigny ſtirbt mit ihm aus, ſein einziger Sohn war ihm bereits einige Jahre vorher mit dem Tode vorangegangen. L.

»» Eine Schubertiade. ««

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Franz Schuberts Leben war ein Kampf mit der Armut, es verfloß in kleinlichen Verhältniſſen, und als der geniale Komponiſt, der Schöpfer von Hunderten bezaubernder Lieder und Geſänge, begann Anerkennung zu finden, ſtarb er. Ein Lichtpunkt in dem dürftigen Leben Schuberts waren innige Freundſchaftsbündniſſe mit ſtrebſamen, talentvollen jungen Leuten. Intime Freunde des jugendlichen Tondichters waren der ſpäter als Luſtſpieldichter berühmt gewordene Eduard Bauernfeld, der Maler Moritz von Schwind, der Komponiſt Franz Lachner, der Maler Ludwig Schnorr von Carolsfeld, der Freiherr Anton von Doblhof und die Intimſten Schuberts: Kuppelwieſer, Mayerhofer, Schobert, Bruckmann und Graf Spaun. Dieſe jungen Leute, meiſtens Künſtler, bildeten einen Zirkel, der Zuſammenkünfte veranſtaltete, die der heitern Geſelligkeit gewidmet waren, bei denen aber auch deklamiert, vorgeleſen und namentlich muſiziert wurde. Hauptſächlich waren es Schuberts Kompoſitionen, welche hier zum Vortrag kamen, und obwohl der Tondichter ſich oft ſehr ſtill und ſcheinbar faſt teilnahmslos bei dieſen Zuſammenkünften verhielt, war er doch unſtreitig der Mittelpunkt dieſes Kreiſes, und die regelmäßig ſtattfindenden Vereinigungen dieſes Kreiſes, welche oft bei Schubert und Spaun ſtattfanden, ſind unter dem Namen Schubertiaden bekannt geworden. Es waren intereſſante Abende. Die Bewirtung war reichlich, dafür ſprudelte es überall von Geiſt, Witz, Humor und Schuberts göttliche Tonweiſen ſchwebten läuternd, erhebend, veredelnd über die manchmal übermütig ſich gebarenden jungen Geiſter. Eine Anzahl Schubertenthuſiaſten gingen auch nach des Meiſters Tod aus dieſem Geſelligkeitskreiſe hervor und dieſen dankt die Nachwelt die Erhaltung einer großen Zahl höchſt wertvoller Schubertſcher Kompoſitionen — denn es wollte ſich damals kein Verleger für die Schöpfungen des großen Meiſters finden — und einer dieſer Genoſſen der Schubertiaden, Witteczeck, brachte eine ziemlich vollſtändige Sammlung aller Schubertſchen Kompoſitionen zuſammen und leiſtete dadurch nicht nur ſeinem zu früh heimgegangenen Freunde einen Dienſt, der jenem die Unſterblichkeit ſichert. Die ganze muſikliebende Welt iſt jenen Schubertenthuſiaſten verpflichtet.



Martha.

Roman von Rudolf Lindau.

(Fortſetzung.)

II. Teil.

Erſtes Kapitel.

Der deutſche Winter hat große Schönheiten. Wenn dann die ſchlummernde Natur unter blendend weißer Decke ruht, aus der ſchwarze Bäume mit ihrem phantaſtiſch verſchlungenen Gezweig traumhaft emporragen, jeder Aſt und jedes Aeſtchen mit Schnee überdacht und mit wunderbar geformten Eiszacken verziert, wenn alle Blatter und Blüten gefallen und begraben, alle Singvögel entflohen und verſchwunden, die Bäche und Seen erſtarrt ſind und der in der Tiefe geräuſchlos dahineilende Strom dem Auge ſichtbar nur noch als eine ſpiegelglatte ſtarre Fläche erſcheint — dann herrſcht in der Ebene, in den Bergen, im Walde tiefe, heilige Stille. — Jäger wiſſen zu erzählen: von der Pracht des hellen Morgens, der die Baume mit Millionen von in der Sonne blitzenden Brillanten bedeckt, und von der großartigen Feier des Abends, da die rote, nur noch mattes Licht ſpendende Sonnenſcheibe hinter farbloſem Gewölk ihre letzten kalten Blicke auf die öde Erde wirft, und alles ernſt und ſtill wird. — O großes Schweigen, ſchönes und erhabenes, Wunden heilendes, Schmerzen ſtillendes, heiliges Schweigen der Natur — windſtille Winternacht!

In der Stadt herrſcht häßliches Treiben. Der weiße Schnee, der die Gaſſen am frühen Morgen bedeckte, iſt zum widerlichen, dunklen Schlamm geworden. Die Gasflammen vermögen die angelaufenen Scheiben der Laternen kaum zu durchdringen und werfen ein ſchwaches, freudloſes Licht auf das unerquickliche Leben in den naßkalten Straßen. Die Schaufenſter der Läden ſind undurchſichtig geworden, und unter den Geſtalten, die geſchäftig an ihnen vorüberhuſchen, erblickt das Auge ſelten ein heiteres, ſorgenloſes Geſicht. Die meiſten eilen dahin, als wären ſie nur darauf bedacht, möglichſt bald das warme Zimmer gegen die unwirtliche Straße zu vertauſchen. Die Kinder wohlhabender Leute ſitzen zu Hauſe in heimiſchen Räumen; die armen Kleinen, die ſich hungernd und frierend, obdachlos umhertreiben, ſchauen zum Erbarmen: eine Bettlerin mit abgehärmtem Geſicht und quälenden Augen bietet Blumen zum Verkauf; die Leute ſchreiten an ihr vorüber, ohne ſie eines Blickes zu würdigen, ihre Ohren gegen das leiſe Wimmern, das ihnen nachklingt, verſchließend. Hie und da in der Straße dampft ein elender Gaul vor überladenem Fuhrwerk, das ſeine kraftloſen Glieder durch den ſchweren Weg dahinziehen, dann rollt in ſchneller Gangart gut gepflegter, ſtarker Pferde ein herrſchaftlicher Wagen vorüber. Er verſchwindet ſo ſchnell, wie er gekommen war, das unruhige Bild auf kurze Zeit noch mehr belebend, ohne es erfreulicher gemacht zu haben.

Auch die Wege in unmittelbarer Nähe der Stadt haben nicht teil an dem Schweigen der weißen Winternacht auf dem Lande. Auch hier iſt der Schnee zu gräulichem Schlamm geworden, und Rufen, Peitſchenknallen, ſchrilles Pfeifen ankommender und abgehender Eiſenbahnzüge laſſen keine ſichere Ruhe eintreten.

Auf einer dieſer Straßen fährt ein Coupé von zwei kräftigen Pferden in behäbigem Trabe gezogen der nahen Stadt Frankfurt zu. Der Kutſcher, in warmem Mantel mit mächtigem Kragen aus Bärenpelz, ſcheint die ſicheren Tiere, die ihm anvertraut ſind, ruhig ſich ſelbſt zu überlaſſen. Er macht es ſich ſo bequem wie möglich auf dem unbequemen Sitz, den er einnimmt. Die Peitſche ruht vernachläſſigt in ſeiner Hand, und die Zügel hängen ſchlaff auf dem breiten Rücken der läſſig ſich fortbewegenden Gäule. — Für Herrn Oswald Melchior wäre das ein erſchrecklicher Anblick — aber der junge Melchior wird davon nichts ſehen. — Wozu ſollte auch der Mann auf dem Bocke ſich Mühe geben, kunſtgerecht zu fahren und dabei gut auszuſehen? Niemand würde es bemerken, niemand ihm danken. „Die“ im Wagen hat ihm ſchon ſeit Wochen kein freundliches oder tadelndes Wort mehr geſagt. Sie hat wohl anderes zu thun, als ſich um den Kutſcher und deſſen Fahrweiſe zu kümmern.

Die Glasſcheiben des Coupés ſind trotz des rauhen Wetters heruntergelaſſen. Die Frau im Wagen ſcheint ſich darum nicht zu bekümmern; doch iſt ſie ein verzärteltes, verwöhntes Weib. Jetzt beugt ſie ſich ſogar aus dem Fenſter hinaus und blickt nach der großen Stadt, die unter einem rötlichen Dunſtkreis ausgebreitet undeutlich vor ihr liegt. — Da ſauſt ein Eiſenbahnzug an dem Wagen vorüber. Unwillkürlich zieht der Kutſcher die Leinen etwas ſtraffer; — aber die ruhigen Pferde laſſen ſich durch das Lärmen und Poltern neben der Landſtraße nicht beirren und traben behäbig weiter. — Die Frau im Wagen gedenkt einer Ausfahrt an einem fernen Sommertage. Wie heute brauſte damals ein Zug mit ſchrillem Pfeifen der Lokomotive vorüber; — aber wie anders war es an jenem Tage! Die helle Sonne ſtand leuchtend am blauen Himmel; alles blühte und grünte, die Vögel ſangen, und laue, wonnige Luft umhüllte die ganze Natur. Vier mutige Pferde galoppierten dem davoneilenden Zuge nach, und in dem offenen Wagen, der hinter ihnen von einer Seite des Weges zur anderen geſchleudert wurde, ſaß dieſelbe Frau, die jetzt troſtlos in die graue Winternacht hinausſtarrt.

Der Wagen hat ſich Frankfurt genähert. Die Gaslaternen tauchen als einzelne ſchwache Lichtpunkte aus dem Dunſtmeer empor, das die Stadt umgibt, und bilden, in regelmäßigen Zwiſchenräumen voneinander getrennt, lange, ſchmale Doppelreihen.

Der Kutſcher beugte ſich vom Sitze dem offenen Wagenfenſter zu.

„Wohin befehlen die gnädige Frau?"

„Nach Hauſe!"

Die Pferde werden angetrieben und gehen etwas ſchneller. Der Kutſcher hat ſich aus eigenem Antriebe veranlaßt gefühlt, eine beſſere Haltung anzunehmen und ſitzt jetzt gerade und feſt auf dem Bocke. Da wird an die Scheibe hinter dem Kutſcherſitz geklopft. Der Gerufene wendet ſich wieder nach dem Fenſter.

„Friedrich!"

„Zu Befehl!"

„Fahren Sie zunächſt zu Frau von Udewald!"

Der Kutſcher flucht leiſe vor ſich hin: „Gott ſtrafe alle launiſchen Weiber!"

Er hat nicht gefroren, aber er fühlt ſich unbehaglich in der feuchten Luft und ihn dürſtet nach einem erwärmenden Trunk. — Und dann die Pferde! — Sie ſind warm geworden, und jetzt werden ſie vielleicht ſtundenlang auf dem feuchten Pflaſter ſtehen müſſen! — „Frauen haben kein Herz für Tiere; ſie ſagen ein Pferd iſt ein Pferd und muß ziehen und tragen. — Gott ſtrafe ſie!"

Der Wagen hält vor einer ſtattlichen Villa. Die Frau ſteigt langſam aus. Der aufmerkſame Portier hat bereits die Thür geöffnet.

„Die gnädige Frau iſt zu Hauſe!"

„Iſt ſie allein?"

„Herr Doktor Nielßen und Herr Doktor Decker ſind oben."

Ein Diener, der herbeigeeilt iſt, hat der Angekommenen Mantel und Tuch abgenommen und geht ihr voraus, um ſie anzumelden. Sie ſchreitet ſehr langſam und bleibt einmal ſtehen und legt die Hand aufs Herz. Der Diener reißt die beiden Flügelthüren des Salons auf, als käme etwas Breites und Mächtiges herangezogen und ruft mit lauter Stimme: „Frau von Holm!"

* * *

Das halbe Jahr, das ſeit dem Frankfurter Rennen verfloſſen war, hatte Dolores erheblich verändert. Sie hatte immer die matte, bleiche Farbe der Frauen der ſüdlichen Heimat ihrer Mutter gehabt. Aber ihr Antlitz mit ſeinen feſten, edlen Linien, den ſchwellenden, blühenden Lippen und den ſtrahlenden Augen war, ohne eine Spur von Kränklichkeit, jung und ſchön und friſch geweſen. Jetzt erſchien es welk und elend. Die Lippen waren blutlos, ſchlaff; die Wangen abgemagert, und die Augen unheimlich groß und düſter, glühten in befremdlicher Glut in ihren tiefen, dunklen Höhlen. — Sie lächelte, als ſie durch die weitgeöffnete Thür trat und den Anweſenden „guten Abend" bot. Das Lächeln hatte etwas peinlich Erzwungenes und war unſäglich traurig. — Frau von Udewald war aufgeſprungen und ging der Eintretenden mit freudig zum Willkommen ausgeſtreckten Händen entgegen.

„Das iſt hübſch von dir, Dolores! Es freut mich, dich zu ſehen! Wie geht es dir? Woher wußteſt du, daß ich zu Hauſe war? Was macht Martha? Iſt es kalt draußen? Hier ſetz' dich ans Feuer! Eine Taſſe Thee? Oder etwas Kräftigeres? — Denke dir, wir trinken hier Punſch, Punſch am frühen Abend! Daran iſt Doktor Nielßen ſchuld. Er hat ein beſonderes Getränk für jede Jahreszeit und beinah für jede Stunde des Tages. Die Wiſſenſchaft ſtammt aus Amerika. Er hat uns ſoeben mit den Grundzügen derſelben bekannt gemacht: im Winter nach 9 Uhr abends, bei naßkaltem Wetter iſt Punſch das einzig Richtige!"

Während dies alles in einem Atem aus Ulrikens Munde hervorſprudelte, hatte Dolores Nielßen und Decker mit einem kurzen Neigen des Hauptes begrüßt. Nun ließ ſie ſich am Kamin auf den ihr angewieſenen Seſſel langſam nieder.

Weder Frau Ulrike noch Nielßen oder Decker hatten über Frau von Holms verändertes Ausſehen eine Bemerkung gemacht. Es war ihnen auch an jenem Abend nicht beſonders aufgefallen, denn die große Veränderung in dem Aeußern der noch vor kurzem ſo ſchönen jungen Frau hatte ſich allmählich vollzogen, und diejenigen, die ſie regelmäßig ſahen, hatten ſich gewiſſermaßen daran gewöhnt.

„Was fehlte Frau Dolores eigentlich?" ſo fragten die Bekannten der leidenden Frau einer den andern; aber nur wenige hätten darüber beſtimmte Auskunft geben können — und die ſprachen nicht davon. Die andern erinnerten ſich, daß Frau von Holm zuerſt gegen Ende des Sommers manchmal angegriffen ausgeſehen und auf Fragen nach ihrem Geſundheitszuſtand geantwortet hatte, ſie fühle ſich nicht ganz wohl, ſie habe Kopfſchmerzen, ſie ſchlafe ſchlecht und ähnliches anderes. — Niemand hatte damals ſonderlich darauf geachtet. — Es gehört zu den Vorrechten ſchöner, verwöhnter Frauen, häufig leidend ſein zu dürfen. Die meiſten von ihnen haben wenig mehr zu thun, als ſich zu putzen und ſich zu „amüſieren", und ſich ſpäter von dieſen Anſtrengungen auszuruhen. Den Zuſtand des Ruhens bezeichnen ſie dann gern als einen leidenden. — Dazu kam bei Frau von Holm, daß ſie außer ihren zeitweiligen Anbetern niemand hatte, der ſich ſonderlich um ſie kümmerte. Sie war immer von verliebten Verehrern umringt geweſen, aber ſie hatte ſich nie einen Freund zu machen gewußt: weder unter den Frauen noch unter den Männern mit denen ſie verkehrte. Da bemerkte die Welt wohl, daß Frau von Holm täglich trauriger wurde und elender ausſah, aber außer ihrem Bruder ſorgte niemand ſonderlich um ſie. — Früher würde ihre feinfühlige Eitelkeit dieſe allgemeine Gleichgültigkeit ſchnell entdeckt und ſich darüber gekränkt gefühlt haben — jetzt ſchien ſie gar nicht zu bemerken, daß ſie einſam und verlaſſen war.

Wie Dolores in dieſem Augenblicke bleich und ſtill vor dem Kamin ſaß, die kleinen durchſichtigen Hände dem Feuer entgegenhaltend, um ſie zu wärmen oder um ihr feines Geſichtchen vor der Glut der hellen Flammen zu ſchützen, da hatte ihr Anblick etwas ſehr Rührendes. Ulrike und der Don wechſelten verſtändnisvolle, mitleidige Blicke, und der gutmütige Decker fühlte ſich veranlaßt, wenigſtens den Verſuch zu machen, die ſtille, traurige Frau etwas zu zerſtreuen. Er fragte freundlich, woher ſie komme.

Frau von Holm antwortete, ſie ſei ſpazieren gefahren.

Decker that, als ob er ſich darüber wunderte. — Wie konnte ſie Vergnügen daran finden, bei ſo ſchlechtem Wetter ſpazieren zu fahren? Wohin war ſie gefahren, wie lange war ſie unterwegs geweſen? Hatte jemand ſie begleitet?

Weshalb war ſie nicht lieber zu Hauſe geblieben, oder zu guten Freunden gegangen?

Dolores gab auf all dieſe Fragen kurzen Beſcheid, und Decker war bereits nahe daran, den Verſuch aufzugeben, eine Unterhaltung mit der einſilbigen Frau anzuknüpfen, als die Thür geöffnet wurde und der lange Udewald in das Zimmer trat. Er begrüßte die Anweſenden und dann ſagte er im Tone milden Vorwurfs zu Frau von Holm: „Gnädige Frau! Die armen Pferde! Warum haben Sie ſie nicht nach Hauſe geſchickt?"

„Das habe ich vergeſſen," antwortete Dolores. „Es iſt wohl ſpät geworden?"

Sie ſah nach der Uhr auf dem Kamin. „Schon zehn Uhr," ſagte ſie. „Es iſt Zeit, daß ich gehe."

Ulrike verſuchte, ſie zurückzuhalten, ſchalt Udewald, der ihr die liebſten Gäſte vertrieb, empfahl, die Pferde nach Hauſe zu ſchicken, verſprach zu jeder Zeit des Abends für einen Wagen zu ſorgen und erbot ſich ſogar, Dolores ſpäter ſelbſt nach Hauſe zu begleiten; aber Frau von Holm ließ ſich nicht überreden, länger zu bleiben. Sie umarmte Ulrike, nickte kalt nach rechts und links, ſich von Nielßen und Decker verabſchiedend und nahm dann den Arm, den Herr von Udewald ihr höflich angeboten hatte, um ſie nach ihrem Wagen zu geleiten.

Als ſie gegangen war, wurde es ſtill im Salon. Dann ſagte Decker, ſicher, den Gedanken der andern zu begegnen: „Was fehlt ihr eigentlich?"

Nielßen zuckte die Achſeln. „Sie ſieht aus . . .," ſagte er endlich halblaut — aber dann ſtockte er wieder.

Ulrike war an den Kamin getreten und hatte ſich gebückt, um ein Stück Holz auf das Feuer zu legen. Sie hatte Nielßens letzte Bemerkung überhört. „Ja, niemand weiß, was ihr fehlt," ſagte ſie nachdenklich, auf Deckers Frage zurückkommend. „Aber es iſt recht traurig, mitanzuſehen, wie ſie dahinſiecht." —

Dolores, in eine Ecke des Wagens gedrückt, fuhr inzwiſchen der Villa Holm zu. Sie zitterte jetzt vor Froſt, während ſie vorher auf der Fahrt auf der Landſtraße am offenen Fenſter in Fieberglut dageſeſſen hatte; aber ſie achtete der Kälte ebenſowenig, wie ſie damals der Hitze geachtet hatte. In ihrem Kopfe drängten ſich tauſend Bilder und Gedanken in wilder Verwirrung an- und durcheinander . . . Die Schläfe pochten ihr, ſie drückte beide Hände feſt dagegen. Es war ihr, als müſſe ihr der Kopf zerſpringen. — Wenn ſie nur erſt zu Hauſe wäre! Wie lang doch der Weg war!

Endlich hielt der Wagen. Dolores trat haſtig in das Haus und eilte die Treppe hinauf, die nach ihrem Schlafgemache führte. Sie entledigte ſich dort der Kleider, die ſie angehabt hatte, wobei ihr eine ſtille, gewandte Kammerfrau behilflich war, und legte ein weites koſtbares Schlafgewand an. Dabei atmete ſie laut und ſchnell wie jemand, deſſen Bruſt bewegt iſt und der begierig nach Luft ſchöpft. Die Kammerfrau machte ſich noch einen Augenblick damit zu ſchaffen, den Mantel und das Kleid zuſammenzufalten. Dolores beobachtete ſie ungeduldig und erregt.

„Ach, laſſen Sie doch das!" rief ſie plötzlich; „dieſes fortwährende Kommen und Gehen im Zimmer und das Kniſtern und Knattern von Kleidern und Stoffen ermüdet mich; ich wünſche, endlich Ruhe zu haben, allein zu ſein."

Die Kammerfrau, die ihren Dienſt beinahe geräuſchlos verſehen hatte, ſagte kein Wort, nahm Kleid und Mantel auf den Arm und verließ das Zimmer. Draußen blieb ſie eine Sekunde ſtehen und ſchüttelte den Kopf. In demſelben Augenblick hörte ſie, daß die Thür, die zu dem Gemache führte, das ſie ſoeben verlaſſen hatte, von innen verriegelt wurde.

Das Holmſche Haus war ein Haus, in dem die nächtliche Ruhe erſt zu ſpäter Stunde eintrat. Die ſtille Marie — ſo nannte die Dienerſchaft das wortkarge Kammermädchen der gnädigen Frau — ſaß noch angekleidet in ihrer Stube, als ſie durch lautes Klingeln wieder in das Zimmer ihrer Herrin gerufen wurde. Als ſie dort eintrat, lag Frau von Holm auf einem niedrigen Sofa. Das Antlitz, das kurz vorher bleich, finſter und verſtört ausgeſehen hatte, war jetzt ſanft gerötet, und die großen dunklen Augen ſtrahlten darin in befremdlicher Glut.

„Was befehlen die gnädige Frau?"

Dolores ſah das Mädchen groß an. „Ich? Gar nichts!" antwortete ſie freundlich.

„Die gnädige Frau hatten geklingelt!"

„So? Das muß ein Verſehen geweſen ſein — ich gebrauche nichts — doch . . . bringen Sie mir Thee — nein — Sie können zu Bett gehen — aber bringen Sie mir zunächſt Thee!"

Die ſtille Marie zog die Augenbrauen unmerklich in die Höhe und entfernte ſich.

Als ſie eine Viertelſtunde ſpäter wieder in das Zimmer trat, erblickte ſie Frau von Holm noch immer auf dem Sofa ruhend. Die linke Hand lag unter ihrem Kopf, mit der rechten bewegte ſie langſam einen großen Fächer, dabei ſang ſie leiſe, kaum hörbar, vor ſich hin. Sie ſchien die Eintretende nicht zu bemerken. Als dieſe das Brett mit dem Thee auf einen kleinen Tiſch neben dem Sofa hingeſtellt hatte, ſagte Frau von Holm, ohne ſie anzublicken: „Bitte, bedienen Sie ſich!"

Das Mädchen zeigte keine Spur von Verwunderung. Sie füllte eine Taſſe mit Thee, reichte Frau von Holm Zucker und Milch, und nachdem dieſe ſich mechaniſch bedient hatte, fragte Marie in dem leiſen, gleichgültigen Tone, der ihr eigen war: „Befehlen die gnädige Frau noch etwas?"

„Ich danke verbindlichſt," antwortete dieſe.

Darauf entfernte das Kammermädchen ſich wieder, vorher aber hatte ſie einen Schirm vor das Feuer und die Lampe weit vom Seſſel fort, auf den großen Tiſch in der Mitte des Zimmers geſtellt.

Es war halb zwölf Uhr geworden; aber das Mädchen ging nicht zu Bett, ſondern begab ſich nach Fräulein von Holms Zimmer, wo ſie behutſam anklopfte, nachdem ſie ſich durch einen Blick aus dem Fenſter des Vorſaals überzeugt hatte, daß darin noch Licht brannte.

„Herein!"

Martha ſaß vor dem Kamin mit einem geöffneten Buche auf den Knieen. Sie ſchien durch den ſpäten Beſuch nicht überraſcht und fragte ruhig, was es gäbe.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein," ſagte die ſtille Marie, „ob es unbedenklich iſt, Frau von Holm allein zu laſſen. Sie iſt heute abend wieder ganz ſonderbar. Jedesmal, wenn ich aus dem Zimmer gehe, habe ich Furcht, daß ſie ein Unglück anrichtet."

„So ängſtlich ſprachen Sie geſtern nicht!"

„Ihr Zuſtand wird mit jedem Tage eigentümlicher. So wie heute habe ich ſie noch gar nicht geſehen; ich glaube, ſie erkannte mich nicht."

Martha ſtand auf und blieb eine halbe Minute unſchlüſſig ſtehen. „Ich werde morgen mit dem Doktor ſprechen," ſagte ſie endlich, „und ich werde heute nacht bei ihr wachen."

Sie nahm einen Shawl und machte ſich zum Gehen bereit; das Kammermädchen bat ſie, ſich nicht zu bemühen. In einer halben Stunde werde die gnädige Frau wohl eingeſchlafen ſein; bis dahin werde ſie ſelbſt wachen und an der Thür lauſchen, ſo daß im Zimmer nichts geſchehen könne, ohne daß ſie es bemerken werde.

Aber Martha war beunruhigt und wollte ſich ſelbſt von dem, was vorging, Rechenſchaft ablegen. Sie näherte ſich vorſichtig der Thür, die zu dem Schlafgemache ihrer Tante führte, und legte das Ohr daran. Da vernahm ſie leiſes, undeutliches Sprechen und dann einen ſchweren tiefen Seufzer. Darauf wurde es eine kleine Weile ſtill, dann fing das Murmeln, von Zeit zu Zeit durch ein leiſes Seufzen und Aechzen unterbrochen, wieder an. Es wurde Martha unheimlich zu Mute. Sie klopfte leiſe an die Thür. — Keine Antwort. — „Dolores!" rief Martha erſt behutſam, dann lauter. Da vernahm ſie ein Raſcheln in dem Gemach, aber keine Antwort kam daraus. — „Dolores!" — Alles blieb ſtill. Dem jungen Mädchen wurde angſt und bange und ſie öffnete die Thür. Das Zimmer ſchien leer, das Bett war noch unberührt.

Die ſtille Marie war mit Martha in das Zimmer getreten und ſah ſich forſchend um; dann deutete ſie ſtumm nach der Gardine an einem der Fenſter, unter der Dolores' Füße hervorſahen. Martha trat entſchloſſen vorwärts, und ſchob mit der Hand den Vorhang zurück.

„Warum verbirgſt du dich?" fragte ſie milde. „Du beunruhigſt uns!"

Auf dem Geſicht der Frau war tödliche Angſt gemalt, als ſie ſich entdeckt ſah; aber ſie ſagte kein Wort und ließ ſich willenlos nach ihrem Bette führen, wo ſie ſich mit Hilfe Marthas und des Kammermädchens entkleidete und dann niederlegte. Eine Zeitlang noch blickte ſie ſcheu und unruhig um ſich. Nach und nach wurde ihr Blicken ſeltſam langſam, getragen; ihre Augen blieben endlich auf Martha haften, die bleich und ſtill am Fuße des Bettes ſtand. Dolores nickte bedeutſam.

„Ich habe dich ſchwer gekränkt!" ſagte ſie. „Kannſt du mir verzeihen?"

„Liebe Dolores, ſorge nicht um mich, verſuche zu ruhen und zu ſchlafen!"

„Ich bin nicht müde," ſagte Dolores, und wieder ſchweiften ihre großen Augen träge und gleichgültig von einem Gegenſtand zum andern. Der Blick wurde immer ſchwerer und kälter. Endlich ſchloſſen ſich die Augen und bald darauf ſchien Dolores in tiefen Schlaf verſunken.

Martha näherte ſich auf den Fußſpitzen dem Sofa, auf dem Dolores vorher geruht hatte, bedeutete der ſtillen Marie, daß ſie dort verbleiben werde, ſchrob die Lampe hinunter, bis nur noch ein ſchwaches Halbdunkel im Zimmer herrſchte, und legte ſich dann nieder. Das Kammermädchen bedeckte ſie mit einem großen Shawl und entfernte ſich geräuſchlos — darauf wurde es ganz ſtill in dem Gemach. Martha lag noch eine Weile mit weitgeöffneten Augen da. Dann ſenkten ſich die Lider, und auch das junge Mädchen war ſanft eingeſchlafen.

Zweites Kapitel.

Bald nachdem Frau von Holm Ulrike verlaſſen hatte, waren Nielßen und Decker ebenfalls gegangen. Kaum befanden ſie ſich auf der Straße, ſo fragte Decker: „Was wollteſt du vorhin ſagen, als du anfingſt: ‚Dolores ſähe aus, als ob' . . . du ſtockteſt dann, und ich wollte Ulrikes wegen nicht weiter fragen. — Was meinteſt du eigentlich?"

Nielßen zauderte eine Weile. „Ich weiß nicht," ſagte er endlich . . . „ich irre mich vielleicht . . . das Ausſehen, das ganze Weſen der kranken Frau erinnert mich unwillkürlich an die zahlreichen Opfer des Opiums, denen ich auf meinen Reiſen begegnet bin . . . und ich habe mir gedacht . . ." Er ſtockte wieder. Decker konnte ſeine Gedanken leicht ergänzen.

„Du magſt recht haben," ſagte dieſer, als er bemerkte, daß Nielßen ſich nicht beſtimmter ausſprechen wollte. „Der Gedanke iſt auch mir ſchon gekommen, aber ich habe mich dann immer gefragt, was die junge Frau, die in beſter Geſundheit, im Glück und Wohlleben zu ſchwelgen ſchien, dazu getrieben haben könnte, ſich einem Laſter hinzugeben, dem gewöhnlich nur Unglückliche und Leidende verfallen. Und auf die Frage habe ich keine Antwort erhalten."

Nielßen hätte darüber wohl einige Aufklärung geben können, aber die Umſtände legten ihm Schweigen auf. Die beiden Freunde trennten ſich vor Deckers Thür, und Nielßen ſchritt von dort aus allein, in tiefes Nachdenken verſunken, ſeiner Wohnung zu. In ſeinem Innern ſah es wirr und unfreundlich aus, und er machte ſich Vorwürfe darüber, nichts gethan zu haben, um dort Klarheit zu ſchaffen. Drei Weſen, Dolores, Martha und Sophie beſchäftigten ſein Herz ſeit Monaten ſchon; das war dem ordentlichen Don zuviel auf einmal. Aber es war ihm bis jetzt trotz der guten Vorſätze, die er häufig faßte, nicht gelungen, die Sache weſentlich zu vereinfachen.

Nielßens Beziehungen zu Frau von Holm waren nach dem Renntage eine Zeitlang, dem Anſchein nach, ſehr vertrauliche geweſen. Dolores hatte eine Art, ihre Anbeter in Anſpruch zu nehmen, die dieſe als vollſtändig an ſie gefeſſelt erſcheinen ließ. Nielßen konnte ſich niemals von der ſchönen Frau entfernen, ohne vorher eine feſte Verabredung getroffen zu haben, am kommenden Tage zu einer beſtimmten Stunde wieder mit ihr zuſammenzutreffen. Und es handelte ſich dann nicht etwa um kurze, freundſchaftliche Beſuche. — „Ich erwarte Sie alſo morgen um zwei Uhr," hieß es zum Beiſpiel; — „wir fahren dann um drei Uhr nach Homburg, bleiben dort ein oder zwei Stunden und eſſen hier zuſammen. Sie finden niemand außer Martha und Wilhelm. Nach dem Eſſen gehen wir in den Palmengarten, oder ins Theater, oder in ein Konzert, oder wir bleiben zu Hauſe. Sie erzählen uns etwas von Ihren Reiſen. Ich höre Sie gar zu gern ſprechen. Aber ganz wie Sie wollen! Freiheit vor allem! Ich bringe, offen geſtanden, nicht gern Opfer, aber ich bin gerecht und erwarte auch von niemand, daß er ſich für mich aufopfere. Alſo à votre aise, cher Monsieur! Sie haben nur zu beſtimmen, und wenn mir Ihr Vorſchlag nicht behagt, ſo geſtatten Sie mir, dazu ‚nein' zu ſagen." — So geſchah es, daß Nielßen Tag für Tag ſtundenlang in der Geſellſchaft der ſchönen jungen Frau verweilte, und Dolores hatte eine Art, ihn anzublicken und ſich ihm zu nähern, die ihn zu verſchiedenen Malen ſo ſehr verwirrt, daß er nur mit Mühe ſeine Faſſung bewahrt hatte. Aber thatſächlich hatte er dieſelbe niemals ganz verloren. Einigemal war ihm dabei der Zufall — das Erſcheinen eines Dieners oder ähnliches zu Hilfe gekommen — dann hatte es Tage gegeben, wo ſich der kalte Blick Marthas, das ruhige Bild Sophies, der vertrauliche Händedruck, mit dem Herr von Holm ihn tags zuvor begrüßt hatte, oder auch eine kurze Mahnung aus Deckers Munde wie ein körperliches Hindernis zwiſchen ihn und Dolores geſchoben und die Worte oder Handlungen, die der Glut, die ihn verzehrte, Ausdruck gegeben haben würden, zurückgedrängt und erſtickt hatten. — Dolores ſchien in ſeiner Seele zu leſen, aber ihre Blicke zeigten keine Spur von Anerkennung für den Heldenmut, mit dem er kämpfte, um nicht zu unterliegen. Zuerſt war eine gewiſſe ſpöttiſche Verwunderung in ihren Mienen zu leſen geweſen, ſodann ſchwer unterdrückter Zorn, und dieſer war allmählich in Entmutigung und Trauer übergegangen. Dolores litt mehr, als ſie je geglaubt hatte, durch einen Mann leiden zu können. Ihre Macht über die Männer, die ſich ihr genähert hatten, war bisher eine unbeſchränkte geweſen. Alle hatten oder — das wußte ſie — hätten gern vor ihr gekniet. — Welch' feuriges Sehnen hatte ſie in den Augen geleſen, die auf ſie gerichtet geweſen waren, wieviel Schwüre ewiger Liebe hatten ihre Ohren vernommen? Ihre Anbeter waren bereit geweſen, ihr alles, was ſie beſaßen, zu Füßen zu legen: Vermögen, Stellung, Ehre; — ihr Herzblut hatten ſie für die Angebetete vergießen wollen; niemand hatte ihr widerſtehen können oder auch nur verſucht, ihr zu widerſtehen, und ſie war im Gefühl ihrer Macht über Mannerherzen zufrieden, ſtolz, ſicher, in ihrer Art glücklich geweſen. Jahrelang war ſie von Eroberung zu Eroberung geeilt, während niemand ihr nachſagen konnte, daß ſie ſich je beſiegt hingegeben hätte. — Wäre Nielßen widerſtandslos zu ihren Füßen geſunken, dann würde ſie ſich vielleicht in ruhigem Triumph, „geſättigt", von ihm abgewandt haben — aber daß ſie ſeinen Lippen noch keine ſtammelnde Erklärung der Glut hatte entlocken konnen, die ihn verzehren ſollte, verzehren mußte — das nagte an ihrem Stolze mit immer ſchmerzlicher werdender Qual. — Und nach und nach hatte ſich zu der Pein verletzter Eitelkeit ein anderes Gefühl geſellt, das ſie bisher nur vom Hörenſagen gekannt hatte. — Liebe entſteht auf mannigfache Weiſe, und ſehr voneinander verſchiedenes wird mit demſelben Worte bezeichnet. — „Die Liebe verträgt alles, ſie glaubt alles, ſie hofft alles, ſie duldet alles." — Nein, dann liebte Dolores nicht: hart, herrſchſüchtig, unduldſam ſtand ſie Nielßen gegenüber. Aber was war es denn, das an ihrem Herzen nagte, ihr Ruhe und Frieden nahm, ihr alles, was früher Wert für ſie hatte, ſchwer und gleichgültig erſcheinen ließ? War das auch Liebe — unglückliche Liebe? — Ihr Stolz empörte ſich bei dieſem Gedanken; aber der Gedanke war da, wie eine greifbare Thatſache, die ſie Tag und Nacht drückte, quälte, ängſtigte — die Thatſache, daß Nielßens Zurückhaltung, ſeine Gleichgültigkeit, wie ſie wähnte, ſie unglücklich machte.

Und eines Tages war es zu einem entſcheidenden Auftritte zwiſchen beiden gekommen.

Nielßen empfand die Feſſeln, die Dolores ihm anlegte, wie eine Laſt, die bald unerträglich ſchwer wurde und die er abzuſchütteln verſuchte. Wenn er in ihrer Nähe, in der Gewalt ihrer Blicke weilte, ſo war es ihm nicht möglich, ſich dem berückenden Einfluß ihrer Schönheit zu entziehen; aber ſobald er ſich allein befand, machten ſeine Vernunft und ſeine Ehrenhaftigkeit ihre Rechte wieder geltend. — Was hatte er bei Dolores, der Frau eines Freundes, anderes zu ſuchen, als ruhige, freundſchaftliche Unterhaltung? Fand er ſie? Durfte er annehmen, ſie bei ihr zu finden? Nein, ſicherlich nicht! Freundſchaftliches Wohlwollen, harmloſe Zuneigung trieben ihn nicht zu ihr. — Er ſann nicht etwa auf Verrat an Wilhelm von Holm; aber er wußte, daß er ſich, ſo oft er mit Dolores allein war, der Gefahr ausſetzte, dieſen Verrat zu begehen. Und das wollte er nicht! — Ja, wenn er Dolores geliebt hätte, wie er vor Jahren Martha geliebt hatte, mit dem ſehnlichſten Wunſche, ſie glücklich zu machen, durch ſie glücklich zu werden, dann würde er, um ſie zu beſitzen, jeden Kampf, auch den mit den Satzungen der Geſellſchaft und der Moral, aufgenommen haben. Er würde jedoch — ſo glaubte er wenigſtens, wennſchon er ſich darüber täuſchen mochte — in dem Falle offen und ehrlich gehandelt haben, Dolores mit ihrer Ermächtigung von Holm gefordert, ſie befreit und zu ſeinem Eigen gemacht haben. Aber — darüber war er ſich ganz klar — ſein Glück war nicht an den Beſitz von Dolores geknüpft. Er hätte nicht daran gedacht, ſie für immer zu ſich zu nehmen, wenn ſie frei geweſen, ſie hätte, wenn ſie plötzlich verſchwunden wäre, keine weitklaffende Lücke in ſeinem Leben gelaſſen. Liebe, wie er Liebe verſtand, wie ſie ſein Herz für Martha gefühlt hatte — Liebe empfand er nicht für Dolores. — Was ſuchte er alſo bei ihr? Etwas, was zu finden ihn in ruhigen Augenblicken ſchaudern machte. — Verrat und Treubruch! — Er wollte ſie meiden.

Und mit dieſem Entſchluß begab er ſich eines Tages zu ihr. Sie hatte ihn abends zuvor aufgefordert, ſie um zwei Uhr nachmittags zu einem Spaziergange abzuholen; da wollte er ſich mit ihr ausſprechen. Als er in das Holmſche Empfangszimmer trat, wartete Dolores bereits auf ihn. — Sie begrüßte ihn mit einem kurzen Nicken und blickte dann auf die Uhr, die auf dem Kaminſims ſtand. Es war wenige Minuten nach zwei Uhr.

„Ich habe mich etwas verſpätet," ſagte Nielßen, „entſchuldigen Sie mich."

Sie war ſich ganz klar darüber, daß die unbedeutende Verſpätung ihr keinen Grund gab, ihm einen Vorwurf zu machen; ſie verſtand auch, daß es ſich mit ihrer Würde nicht vertrug, zu zeigen, ſie habe die Minuten bis zu ſeiner Ankunft gezählt; aber ſie hatte nicht gelernt, ſich zu beherrſchen, und ſie mußte der Bitterkeit, die ihr Herz füllte, Luft machen. Sie wartete nicht ſeit fünf, ſondern zwanzig Minuten auf Nielßens Kommen. Sie war während dieſer Zeit ungeduldig im Zimmer auf und ab gegangen und hatte ſich oftmals verſtohlen dem Fenſter genähert, um zu erſpähen, ob er nicht endlich erſcheine. — Als die Uhr zwei geſchlagen, hatte ſie kaum noch gehofft, daß er kommen würde. Er hatte ſie am Abend vorher ſichtlich verſtimmt und unruhig verlaſſen. — Worüber? — Sie wußte keine Antwort. — Was beſchäftigte ſeine Gedanken? — Ein Dienſtmann näherte ſich dem Hauſe: „Ein Brief von ihm, eine Entſchuldigung, nicht kommen zu können." — Ihr Herz klopfte — aber der Mann ging an dem Hauſe vorüber. — Wie unendlich lang fünf Minuten ſein können, das weiß nur einer, der eiferſüchtig qualvoll liebt und wartet. — Da vernahm ſie von der ſtillen Straße her den regelmäßigen, gemeſſenen Schritt Nielßens. — Sie ſchloß leiſe das Fenſter, das ſie halb geöffnet hatte; dann trat ſie einen Augenblick vor den Spiegel, und als ſie ſeine Schritte auf der Treppe vernahm, ſetzte ſie ſich nieder.

„Ich habe mich etwas verſpätet, entſchuldigen Sie mich."

Das war alles? Damit ſollte, was ſie gelitten hatte, geſühnt ſein?

„Ich glaubte ſchon, Sie würden gar nicht kommen," ſagte ſie.

Nielßen zuckte, ſich leicht verbeugend, die Achſeln. — „Ich bin zu Fuß gegangen und wohl etwas langſamer als gewöhnlich; ſonſt wäre ich, wie immer, zur beſtimmten Stunde hier geweſen.“

„Sie hatten keine Eile, mich zu ſehen?“

O, wie thöricht ſie war und wie klar ſie wußte, daß ſie ſich thöricht benahm!

Nielßen war mit „guten Vorſätzen“ gekommen, aber er hatte ſich keinen feſten Plan gemacht, wie er dieſelben ausführen würde. Er hatte gemeint, daß dies in ruhiger Weiſe, womöglich ohne Rührſeligkeit geſchehen könnte; auf einen Streit, der einen Bruch herbeiführen würde, war er nicht gefaßt geweſen. Er wünſchte eine ſolche Löſung auch nicht, ſchon wegen ſeiner alten Beziehungen zu Holm und wegen des Geredes der Leute; aber er war nicht eben verſöhnlich gegen ſie geſtimmt und Dolores' ungerechte Empfindlichkeit verletzte ihn.

„Ich weiß nicht, was Sie anficht, gnädige Frau,“ ſagte er unfreundlich. — „Es iſt doch am Ende kein Unglück und auch kein Vergehen, ſich um einige Minuten zu verſpäten?“

„Als wir letzten Freitag nach Wiesbaden fuhren, wo Sie zufälligerweiſe (ſie betonte das Wort „zufällig“) auch mit Fräulein Sophie Woyerski zuſammentrafen, da waren Sie eine Viertelſtunde vor Abgang des Zuges an der Bahn und hielten mir während der ganzen Fahrt eine Vorleſung über Unpünktlichkeit der Frauen, nur weil ich erſt kurz vor Abgang des Zuges gekommen war. — Da wäre Ihnen eine Verſpätung von fünf Minuten ſicherlich als ein Unglück erſchienen.“

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, was hat Fräulein Woyerski damit zu thun, daß ich nicht mit dem Glockenſchlage zwei hier angetreten bin?“

„Sie hat ſehr viel damit zu thun!“

„Ich verſtehe Sie nicht, gnädige Frau.“

„Ich verſtehe mich und ich glaube, Sie verſtehen mich auch ganz gut.“

„Ich wiederhole, gnädige Frau, daß ich Sie in der That nicht verſtehe.“

Dolores machte eine kurze Bewegung der Augen und der Schultern, die Spott und Zweifel ausdrückte, dann trat eine Pauſe ein.

„Wollen wir nicht das ſchöne Wetter benutzen, um den beabſichtigten Spaziergang zu machen?“ fragte Nielßen.

Aber ſo raſch konnte Frau von Holm nicht zur Ruhe kommen; ſie war noch immer in hohem Grade gereizt.

„Sie fahren wohl lieber nach Wiesbaden?“ gab ſie zurück.

Nielßen blickte in die Höhe und ſchüttelte langſam das Haupt. „Herrgott des Himmels!“ ſprach er halblaut vor ſich hin.

„Sie fluchen ſehr höflich,“ ſagte Dolores mit einem unfreundlichen Lächeln, — „aber ich verſtehe wohl, daß Sie mich im Grunde Ihres ruheliebenden Herzens verwünſchen.“

Nielßen wurde nun auch ungeduldig.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, befehlen Sie, verfügen Sie über mich: wollen Sie ſpazieren gehen, wollen Sie, daß ich hier bleibe, oder ziehen Sie vor, daß ich mich entferne?“

„Ganz wie es Ihnen beliebt, Herr Doktor!“

„Nun, dann wollte ich Sie bitten,“ ſagte Nielßen, der im Grunde als ruhiger, verſöhnlicher Menſch gern jedem Streit aus dem Wege ging, „ſetzen Sie ſich Ihren Hut auf und kommen Sie; die ſchöne Luft wird Ihnen wohl thun.“

„Ich fühle mich ganz wohl; — wollen Sie nicht doch lieber allein nach Wiesbaden fahren?“

„Ich ſehe, gnädige Frau, Sie ziehen vor, nicht mit mir auszugehen; dann bleibt mir alſo nur übrig, mich Ihnen zu empfehlen.“

Er verbeugte ſich und wollte ſich entfernen. — In demſelben Augenblick wurde hinter ihm die Thür des Zimmers geöffnet.

„Ach, entſchuldige mich,“ rief Martha ſichtlich überraſcht, „ich meinte, du ſeiſt bereits ausgegangen.“

Sie begrüßte Nielßen flüchtig, trat ſchnell an den Tiſch, von dem ſie ein Buch nahm und ging ſodann wieder der Thür zu.

Sie hatte ihre Tante und Nielßen kaum angeſehen, die Verſtimmung, die auf beider Geſichter geſchrieben ſtand, war ihr jedoch nicht entgangen.

Martha war nur eine Minute geblieben, aber die kurze Pauſe, die während ihrer Anweſenheit eingetreten, war allen dreien peinlich geweſen: dem jungen Mädchen, weil ſie Dolores allein mit Nielßen angetroffen hatte, was ſie bis dahin immer ſorgfältig vermieden hatte; Nielßen, weil er ſich klar machte, daß Martha wohl glauben könnte, ſie habe ein vertrauliches Zuſammenſein geſtört, und Dolores endlich, weil ſie eine unfreundliche Antwort für Nielßen, die ſie auf der Zunge hatte, einige Augenblicke zurückhalten mußte. — Während dieſer kurzen Zeit ſammelte ſie ſich jedoch einigermaßen, und als Martha das Zimmer wieder verlaſſen hatte und Nielßen ſich von neuem vor Dolores verbeugte, da erwiderte ſie ſeinen ſtummen Abſchiedsgruß nur durch eine leiſe Bewegung des Hauptes. — Sie war totenbleich geworden. —

„Eine richtige querelle d'amoureux,“ ſagte Nielßen vor ſich hin, als er langſam die Treppe hinabſtieg, „doch bin ich nicht verliebt! Nun, dann mag es lieber ein wirklicher Streit mit allen Folgen eines ſolchen ſein. Mir iſt das ganz recht und ich bin unſchuldig daran. Sie hat ihn vom Zaun gebrochen!“

Er trat auf die Straße, leichten Herzens ſozuſagen. Die Zuſammenkunft mit Dolores war nicht ſo verlaufen, wie er es ſich gedacht hatte, aber das Ergebnis derſelben entſprach ſeinen „guten Vorſätzen“: „Freiheit vor allem!“ ſo ſagte er, ein Wort gebrauchend, mit dem Dolores Mißbrauch zu treiben pflegte, denn ſie wandte es gewöhnlich dann an, wenn ſie einem ihrer Anbeter ſchwere Feſſeln anlegte. „Sie hat geſagt, ich ziehe wohl vor, nach Wiesbaden zu gehen,“ — fuhr er im Selbſtgeſpräch fort; „ſie ſoll recht haben, ich werde nach Wiesbaden fahren,“ — und leichten Schrittes machte er ſich auf den Weg zum Bahnhof.

Unterdeſſen war Dolores, finſter vor ſich hinbrütend, auf dem Stuhl ſitzen geblieben, vor dem Nielßen ſich von ihr verabſchiedet hatte. — Würde er nicht zurückkommen und ſie um Verzeihung bitten? Hatte er ſie wirklich verlaſſen? — Sie vernahm ſeinen Schritt auf der Straße, trat eilig ans Fenſter und blickte ihm mit weit geöffneten Augen nach. — Da bog er um die Ecke ohne ſich noch einmal nach ihr umgewandt zu haben. — Sie warf ſich auf einen Seſſel und blieb lange Zeit unbeweglich dort ſitzen. — Ein troſtloſer Ernſt, der ſie plötzlich um Jahre älter machte, hatte ſich auf ihr bleiches Antlitz gelagert. — Endlich ſtand ſie auf und begab ſich nach ihrem Schlafgemach, wo ſie ſich auf kurze Zeit einſchloß, was früher niemals ihre Gewohnheit geweſen war.

Als die Kammerfrau ſie gegen ſechs Uhr aufſuchte, um ihr beim Anziehen zum Mittagsmahle behilflich zu ſein, fand ſie ihre Herrin ſchwer und unregelmäßig atmend in Schlaf verſunken.

Von dieſen Vorgängen, die ſich, nachdem Nielßen weggegangen war, zugetragen hatten, wußte dieſer nichts, aber woran er ſich erinnerte, war, daß Dolores' Klagen über Schlafloſigkeit und Kopfſchmerzen, daß die auffällige Veränderung in ihrem Ausſehen von dem Tage ihres letzten vertraulichen Zuſammenſeins mit ihm auffallig geworden war. Er hatte Dolores ſeit jenem Tage nicht wieder allein zu ſehen verſucht und war ihr nur noch außerhalb ihres Hauſes, in Geſellſchaft, auf der Promenade, im Theater und im Konzert begegnet. Er hatte dann nie verſaumt, ſich ihr höflich zu nähern, denn es lag ihm viel daran, ſeinen Bruch mit Dolores nicht zu einem offenkundigen zu machen; aber die Unterhaltung zwiſchen den beiden war nie wieder eine vertrauliche geworden, und Dolores hatte des Verfalls, der ſie voneinander getrennt, nie wieder auch nur mit einer Silbe erwähnt.

An dies und ähnliches dachte Nielßen, als er an jenem Winterabend, nachdem er Dolores bei Frau von Udewald getroffen und ſich von Decker getrennt hatte, langſam und nachdenklich ſeiner Wohnung zuſchritt.

– –– –

Drittes Kapitel.

In Wiesbaden war es um dieſe Zeit auch ſtill geworden. Roulette und Trente et quarante hatten zwar während des Herbſtes und zu Anfang des Winters noch eine zahlreiche Geſellſchaft dort feſtgehalten, aber nachdem am 31. Dezember des Jahres 1872 nahe vor Mitternacht das feierliche „Rien ne va plus“ zum letztenmale ertönt war, und die Spielbank ihre Rechnung für immer abgeſchloſſen hatte, da war es in der freundlichen, vornehmen kleinen Stadt plötzlich ſpießburgerlich öde und ſtill geworden.

Frau von Woyerski hatte lange erwogen, ob es ſich in Zukunft für ſie noch der Muhe verlohnen würde, in dem „langweiligen Neſte“ zu bleiben. Schließlich hatte ſie ſich aber doch dafür entſchieden. An den meiſten anderen Orten, ſo erklarte ſie, war es ebenſo langweilig wie in Wiesbaden und auch ebenſo teuer oder noch teurer. Es gab in der That Städte, wo es „amüſanter“ ſein mochte: Paris zum Beiſpiel. Ach ja! Daran durfte jedoch Frau von Woyerski, die arme, nicht denken. Sophie würde vielleicht ſpäter dorthin ziehen. Sie war reich! Aber da die Mutter und Schweſter durch die harte Ungerechtigkeit des Vaters zu Bettlerinnen gemacht worden waren, die auf alle Freuden des Lebens verzichten mußten, ſo war es ſchon beſſer, ſie blieben in der Stadt, die ihnen bekannt war und wo ihre Armut ihnen nicht allzuſchwere Entbehrungen auferlegte.

Roos ſchmunzelte zu ſolchen Bemerkungen; er wußte genau, was es mit den Entbehrungen ſeiner Landsmännin für eine Bewandtnis hatte. Frau von Woyerski legte von dem Einkommen aus Sophies Vermögen, das ſie ſeit zwölf Jahren ungeſchmälert bezog und das dreißigtauſend Rubel betrug, zum mindeſten die Hälfte, höchſt wahrſcheinlich zwei Drittel beiſeite.

„Sie haben ganz recht,“ ſagte er, „nicht auf Sophies Einkommen zu rechnen, das Ihnen jeden Tag verloren gehen kann. Ihre jüngſte Tochter iſt jetzt neunzehn Jahre alt, und es wird Zeit, daran zu denken, ſie zu verheiraten.“

Solche Reden ſchmerzten Frau von Woyerski empfindlich, und Roos wußte es; aber das war für ihn kein Grund, ſie ihr zu erſparen. — Seit dem Sommer lebte er nämlich auf dem Kriegsfuß mit Frau von Woyerski und deren älteſter Tochter.

An dem Tage nach dem Frankfurter Rennen hatte er mit Sophie eine Unterredung gehabt, die für ihn eine vollſtändige Offenbarung geweſen war. Sein lieber, kleiner Goldzopf, den er auf den Knieen geſchaukelt hatte und in dem er noch immer ein Kind erblickte, war ein junges Mädchen geworden mit Ideen von Recht und Unrecht, gut und ſchlecht, die ſie — Gott weiß woher — genommen haben mochte. — In den langen Stunden der Einſamkeit, die Vernachläſſigung und Uebelwollen der Mutter und Schweſter dem armen Mädchen ſeit Jahren bereiteten, hatte ihr Herz gelitten und ihr Kopf gearbeitet, und ſie verſtand vieles, von dem niemand in ihrer Umgebung eine Ahnung hatte. Sie war gut und weich, wie es ihr Vater geweſen, und ſie hing an ihren nächſten Verwandten noch immer mit Liebe, obgleich ſie ſeit Jahren keine Liebkoſung von ihnen empfangen, kein freundliches Wort von ihnen gehört hatte, aber nach und nach hatte ſich ihr junges Herz mit großer Bitterkeit gefüllt. — Was hatte ſie verbrochen, ſie, die ihrer Mutter und ihrer Schweſter nur Gutes thun wollte, nur Freundlichkeit erwies, um von dieſen zurückgeſtoßen zu werden, wie etwas Beläſtigendes, Bösartiges? Hatte ſie ihnen je etwas zuleide gethan? Weshalb quälten ſie ſie?

Die Augen des zurückgeſetzten Kindes waren aufmerkſam geworden und beobachteten, was um ſie her vorging. — Zürnte man ihr, weil der Vater ſie reich gemacht hatte? Das wäre niedrig geweſen! — Waren die Mutter und die Schweſter kleinlich, bösartig? — Sie wollte daran nicht denken! — Aber wem thaten ſie Gutes, wem waren ſie freundlich? — Dieſe und ähnliche Gedanken gingen Sophie durch den Kopf, wenn ſie unbeobachtet von Mutter und Schweſter mit ihnen ging, oder wenn ſie von dieſen, um die intimen Unterhaltungen im „Boudoir“ nicht zu ſtören, frühzeitig zu Bett geſchickt wurde; wenn ſie einſam in ihrer ſchmuckloſen Kammer ſaß, die kein Zeichen der Liebe ſchmückte, nicht einmal ein Bild ihrer Mutter und Schweſter; wenn man ſie vor Fremden als ſchlafſüchtig und ungelehrig verhöhnte und durch ſolch' ungerechte Vorwürfe beſchämt erröten machte.

Auf dem Rennplatze zu Frankfurt, als ſie, ihrem mitleidigen Herzen folgend, einem alten Manne, den ſie um das Leben ſeines Sohnes bangen ſah, den Arm geboten und für dieſe einfache Handlung Spott und Vorwürfe geerntet hatte, war ihr lang verhaltener Groll zum Ausbruch gekommen, und als ſie dann geſehen hatte, daß ihr Leben noch trauriger zu werden drohte, als es bisher geweſen, da war ſie Hilfe ſuchend zu Roos, ihrem alten Freunde, gegangen. — Aber ſie hatte ihre Mutter und Schweſter nicht angeklagt, ſie hatte nur mit Thränen in den Augen gebeten, Roos möge ſie zu ſich nehmen oder zu fremden Leuten bringen, nur fort von Wiesbaden!

„Was iſt denn geſchehen, mein Liebling?“

„Nichts Beſonderes, Onkel! Frage nicht, nur ſchaffe mich fort von hier!“

„Ja, mein liebes Kind, das iſt leicht geſagt. Aber ein Mädchen wie du iſt ſchwer unterzubringen. Ich will zunächſt einmal mit deiner Mutter reden.“

Das hat er gethan, und Frau von Woyerski war beunruhigt und gekränkt aus der Unterredung mit ihm hervorgegangen. „Wenn Sophie ſich noch einmal beklagt," hatte Roos geſchloſſen, „ſo hat mein Uebereinkommen mit Ihnen in Bezug auf deren Vermögen damit ſeinen Abſchluß gefunden. Legen Sie Wert darauf, daß jenes Uebereinkommen bis zu Sophies Verheiratung aufrecht erhalten bleibe, ſo geben Sie dem Kinde nicht wieder Veranlaſſung, ſich zu beklagen."

„Ein gutes Kind, das ihre Mutter hinter deren Rücken verklagt!"

„Sophie hat ſich nicht beklagt, gnädige Frau! Aber ich erkenne, daß ſie traurig iſt, und das ſoll ſie nicht ſein. Ich wenigſtens will es nicht ruhig mit anſehen, ſondern mich bemühen, ſie glücklich zu machen, wie ſie es verdient, gnädige Frau, denn ſie iſt gut und jung und ſchön und . . . ſie iſt reich." Roos kannte Sophies Berechtigung zum Glück in- und auswendig.

Infolge dieſer Unterhaltung ſahen Frau von Woyerſki und Katharina ſich genötigt, Rückſichten auf Sophie zu nehmen, und ſie thaten es — mit Ingrimm im Herzen. Sophie wurde nicht mehr ins Bett geſchickt oder ins Muſikzimmer, wenn ihre Mutter und Schweſter ſich ungeſtört unterhalten wollten. Sie hörte auch kein unfreundliches Wort mehr von ihnen — aber auch kein freundliches. Sie wurde den Ihrigen mit jedem Tage mehr entfremdet.

Frau von Woyerſki fühlte wohl, daß dies nicht die richtige Art ſei, Sophie glücklich zu machen und ſie wußte, daß mit Roos ſchlecht ſtreiten war.

„Thun Sie, was Sie wollen, gnädige Frau," hatte er in ſeiner Unterredung geſagt, „aber richten Sie es ſo ein, daß ich Sophie glücklich ſehe. Sind Sie nicht im ſtande, das zu erreichen, ſo werde ich die Sache in die Hand nehmen."

Es mußte etwas geſchehen, um Sophie zu verhindern, ſich bei Roos zu beklagen, ihn zu bitten, ſich ihrer anzunehmen. Zu dem Zwecke wurde Katharina eines Tages auf ihr Zimmer geſandt und Sophie gebeten, in das Boudoir zu kommen. Sie erſchien dort wie eine Schuldige, mit klopfendem Herzen.

„Setze dich!" ſagte die Mutter auf einen Stuhl deutend.

Sophie ſetzte ſich. — Was würde nun kommen, was hatte ſie verbrochen?

„Meine Tochter!" begann Frau von Woyerſki in dem ihr eigentümlichen, kalten Tone, „du biſt kein Kind mehr, und ich glaube, daß der Zeitpunkt gekommen iſt, dir einige Eröffnungen zu machen . . . Du weißt, daß du reich biſt und daß wir, deine Mutter und deine Schweſter, arm ſind. Aber du weißt vielleicht nicht, daß wir beide ſeit Jahren von deinem Reichtum leben."

„Ach, Mutter, was ich habe, gehört doch euch?"

„Nein, meine Tochter, es gehört nicht uns — aber wir gebrauchen es — recht notwendig ſogar, kann ich ſagen. Und es liegt einzig in deiner Hand, es uns zu nehmen, uns zu Bettlerinnen zu machen oder es uns zu laſſen — noch auf einige Jahre wenigſtens —, bis du verheiratet ſein wirſt; — wenn ich dann noch lebe."

Eine Pauſe. — Frau von Woyerſki mochte erwartet haben, daß Sophie ſich gelegentlich dieſer Todesanzeige mit geziemender Rührung äußern werde, aber das arme Kind ſaß ſtill und ſtumm, einfach weil es nicht wußte, was es ſagen ſollte. Es blieb Frau von Woyerſki demnach nichts übrig als fortzufahren, nachdem ſie ſich eine Minute, die Sophie ſehr lang vorkam, gefächelt hatte.

„Du haſt dich bei Roos über mich und Katharina beklagt?"

„Nein, Mama, wenn Onkel Roos das geſagt hat, ſo hat er mich mißverſtanden."

„Das iſt nicht meine Schuld; aber es hat den Anſchein, als ob ich und Katharina darunter zu leiden haben werden. Wie dem nun aber ſei, ſo wünſche ich im Intereſſe deiner Schweſter — das meinige kommt nicht in Frage, ich habe mit dem Leben abgeſchloſſen —, daß Roos nicht wieder Veranlaſſung nehmen möge, mir Vorwürfe darüber zu machen, daß du traurig biſt oder ſo erſcheinſt. — Haſt du deine Mutter und Schweſter lieb, Sophie?"

„Ach, Mutter! Ich möchte, ihr erlaubtet mir nur, euch zu zeigen, wie ich euch liebe!"

„Wir ſind verſchieden, meine Tochter! Auch du und Katharina habt nur wenig Aehnlichkeit miteinander. — Wir ſind zurückhaltend mit unſeren Gefühlen; du liebſt es, ſie offen zur Schau zu tragen. Ich tadle dich deswegen nicht, aber ich erwarte von dir, nicht dazu beizutragen, daß wir unter unſerer Eigenart zu leiden haben. Wenn du alſo Katharina lieb haſt — von mir ſpreche ich nicht —, ſo zeige es jetzt."

„Wie kann ich es zeigen? Ich will es thun."

„Du kannſt es zeigen, indem du Roos von der irrigen Anſicht zurückbringſt, wir ſeien dir gegenüber lieblos, und du fühlteſt dich in unſerer Geſellſchaft unglücklich. Willſt du das?"

„Ich möchte es ſo gern, liebe Mutter — aber ich fühle mich nicht glücklich, und ich müßte lügen, wenn ich Onkel Roos das Gegenteil ſagen wollte."

„Und weshalb biſt du nicht glücklich?"

„Weil . . . weil" — dem armen harmloſen Mädchen, das von der überlegenen alten Frau mit ſicherer Hand eingefangen wurde, traten die Thränen in die Augen — „weil ich mir immer einbilde, daß ihr mich nicht lieb habt."

„Und weil du dir das einbildeſt, wie du ſelbſt richtig ſagſt, deshalb ſoll Katharina ins Elend geſtürzt werden! Iſt das gut, iſt das recht?"

„O, ich will gut und gerecht ſein; lehre es mich, liebe Mutter!"

„Nun, dann zweifle ferner nicht mehr, daß du keine beſſeren Freunde auf Erden haſt als deine Mutter und deine Schweſter."

„Wie gern will ich das glauben, Mutter, liebe Mutter!"

Sie konnte nicht ruhig bleiben, da ihr Herz ſo bewegt war. Sie erhob ſich und ergriff die ſchlaff herabhängende Hand ihrer Mutter, die ſie mit inbrünſtiger Liebe an die Lippen führte. Frau von Woyerſki beugte ſich herab und küßte leicht und kalt die Stirn ihrer Tochter. „Es freut mich, dich kindlich gehorſamen Sinnes zu finden," ſagte ſie und dann ſetzte die alte ungläubige Heuchlerin hinzu, „auch deinetwegen, denn es ſteht geſchrieben: Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden."

Sophie, die vor ihrer Mutter niedergekniet war, erhob ſich mit feierlicher Miene, wie von einem Gebet. Zum erſtenmal in ihrem Leben fühlte ſie ſich dem Herzen ihrer Mutter näher. Dieſe aber war von der ungewohnten Anſtrengung, gut zu erſcheinen, ermüdet und wünſchte die Unterhaltung abzubrechen, nachdem ſie damit erzielt, was ſie gewollt hatte.

„Ich erkenne mich ſelbſt nicht," ſagte ſie mit einem erzwungenen Lächeln, „ich zeige mich jetzt gerade ſo offenherzig, wie du es gewöhnlich thuſt."

„O, ſähe ich dich doch immer ſo!" rief die gute Sophie und wollte von neuem die Hand ihrer Mutter ergreifen. Aber dieſer hatte die Komödie ſchon zu lange gedauert. Sie war gewiſſenlos und hartherzig, aber ſie war eigentlich nicht niedriger Geſinnung und ſie empfand in dieſem Augenblicke etwas wie Scham vor ſich ſelbſt. Daß ſie Sophie gegenüber Empfindungen heucheln mußte, die ihr fremd waren, und daß ſie dies aus Geldrückſichten that, verletzte ihren Stolz. Sie war ſeit dem Tode ihres Mannes eine liebloſe Mutter für Sophie geweſen, — aber ſie hatte daraus kein Geheimnis gemacht. Am allerwenigſten hatte ſie ſich ihrer zurückgeſetzten Tochter gegenüber in dieſer Beziehung Zurückhaltung auferlegt. Heucheln ging nicht etwa gegen ihre Grundſätze, aber wurde ihr ſchwer; und daß Sophie ſie, ohne es zu wiſſen und zu wollen, dazu genötigt hatte, machte ihr das Mädchen in dem Augenblicke unausſtehlich.

(Fortſetzung folgt.)

Vierundzwanzig Stunden in St. Helena.

Eine Reiſeerinnerung von

E. Neu.

Land in Sicht! gerade vor uns, ziemlich nahe!" Mit dieſen Worten wurde ich am Morgen des 29. April 1889 von dem Steward geweckt, der wie gewöhnlich meine Kabine um dieſe Zeit mit friſchem Trink- und Waſchwaſſer verſorgte, deſſen Kommen und Gehen ich aber ſonſt nicht merkte. „Land in Sicht!" Es liegt etwas Aufregendes in dieſen drei Worten, und die Meldung verfehlte auch nicht, mich raſch aus meinem Lager und in die Kleider zu bringen.

Wenn man wochen- und monatelang auf dem einſamen weiten Ocean geſchwommen, und weiter nichts geſehen hat als Himmel und Waſſer, und wieder Waſſer und Himmel; wenn man von jedem Verkehr mit der übrigen Menſchheit abgeſchnitten und einzig und allein auf das Schiff und deſſen Bewohner angewieſen iſt, die man in kurzer Zeit durch das enge Zuſammenleben ſo genau kennen gelernt hat, wie es auf dem Lande nach vielen Jahren nicht möglich wäre; wenn die Tage in dauernder Gleichförmigkeit dahingleiten und im ewigen dolce far niente, dann gehört nicht ſehr viel dazu, uns aus unſerer Ruhe aufzuſtören und unſer Intereſſe zu wecken. Die Meldung vom Maſtkorbe: „Schiff in Sicht!", der Ruf eines Paſſagiers: „Ein Walfiſch auf der Leeſeite!", oder „Ein Hai im Stern!", das Auftauchen einer Schar fliegender Fiſche oder das Erſcheinen einiger Seevögel, das alles genügt, die Paſſagiere in lebhafte Aufregung zu verſetzen und alle nach der Richtung zu treiben, wo das wunderbare Schauſpiel zu erwarten iſt oder zu ſehen war.

Blaſierte Menſchen ſollte man auf eine lange Seereiſe ſchicken, um ihnen wieder Geſchmack an harmloſen Freuden und Intereſſe für Dinge beizubringen, die ſie ſonſt keines Blickes würdigen. Der blaſierte Menſch langweilt ſich fortwährend, er langweilt ſich im Theater, beim Pferderennen und am Spieltiſche, er langweilt ſich zu Hauſe und auf der Eiſenbahn, er langweilt ſich bei Tage und bei Nacht; aber das iſt nicht die richtige Langeweile, die aus jedem Mangel an Aufregung hervorgebracht wird, es iſt die Langeweile des Ueberdruſſes, der Ueberſättigung. Die Langeweile des Segelſchiffes iſt eine andere, es iſt die gemütliche, ruhige Langeweile, die dir der Arzt verordnet, die dich einſchläfert oder auch mit offenen Augen träumen läßt, weil nichts da iſt, was dich aufregen könnte, nichts, was du nicht ſchon gründlich kennſt; es iſt die gemütliche, wohlthuende Langeweile, die dich kräftigt, und bei welcher du fett wirſt, und die dich wieder empfänglich macht für Genüſſe, die du ſeit deiner Kindheit nicht mehr gekannt.. Du findeſt wieder Vergnügen am Schach- oder Dominoſpiel, das du ſo lange nicht getrieben, du freuſt dich bei dem Gedanken, daß du morgen wieder Irish stew zum Frühſtück bekommen wirſt, was dich zu Hauſe ſehr kalt laſſen würde, du lachſt wie ein thörichter Knabe über irgend einen mutwilligen Streich eines Midſhipman, du kannſt ſtundenlang mit Aufmerkſamkeit zuſehen, wie ein Matroſe oben auf einer Rahe ſitzend ein Tau teert oder ein Segel flickt, du betrachteſt mit dem größten Intereſſe einen Hahn, der aus ſeinem Stalle ausgebrochen iſt und auf dem Deck umherwandelt, du ſtudierſt eifrig eine zwei Monate alte Zeitung von der oberſten Zeile an bis hinab zur letzten Anzeige, während du doch zu Hauſe nur die telegraphiſchen Depeſchen durchfliegſt. Dieſer ſelige Zuſtand der harmloſen Langeweile ſtellt ſich allmählich und unbemerkt ein, und wenn er da iſt, wunderſt du dich nicht einmal darüber und hältſt dieſen Zuſtand für den glücklichſten und natürlichſten.

Seit neun Wochen waren wir jetzt unter Segel, und wenn es uns auch im allgemeinen nicht an Abwechslung, wie ſie der Ocean bieten kann, gefehlt hatte, ſo wirkte die Ausſicht, daß wir in St. Helena anlegen würden, doch mächtig auf unſere empfänglichen Gemüter. Auf unſerer Fahrt von Melbourne bis hierher waren wir einem halben Dutzend Schiffe und einem halben Hundert Walfiſche begegnet; wir waren zur Abwechslung in eine Cyklone geraten, wobei unſer Schiff wie ein Spielball umhergeſchleudert, unſere Segel zerriſſen und die Hälfte der Paſſagierkabinen unter Waſſer geſetzt worden waren; wir hatten Sterbefälle an Bord gehabt und die ſo ergreifende Feier der Beſtattung zur See erleben müſſen; wir hatten einen ganzen Tag angeſichts des Kaps der guten Hoffnung in einer Windſtille zugebracht und Zeit gehabt, den Tafelberg von verſchiedenen Seiten zu betrachten — aber wir hatten keine fremden Geſichter geſehen, keine neuen Zeitungen geleſen, kein friſches Obſt gekoſtet und keinen Fuß auf feſten Boden geſetzt. Ein heftiger Südoſt hatte uns von der afrikaniſchen Küſte fortgeführt, und wir waren, mit dem Winde gerade von hinten, nach St. Helena gerollt, d. h. unſer Schiff ſchwankte bei dieſer zehntägigen Fahrt dermaßen von einer Seite auf die andere, daß beim Eſſen die Suppe von den Tellern floß und leichte Symptome von Seekrankheit ſich bei Einzelnen wieder einſtellten. Der Kapitän, der ſein Verſprechen, uns in der Kapſtadt ans Land zu bringen, aus Gründen, die in Wind und Wetter lagen, nicht zu erfüllen im ſtande geweſen war, hatte uns aber feſt verſprochen, als Entſchädigung St. Helena zu zeigen, und er hat ſein Wort trefflich gehalten. Geſchäfte hatte er dort nicht zu beſorgen, es waren weder Paſſagiere oder Güter zu empfangen noch auszuladen, es war nur eine Extrafreude, die er ſeinen Paſſagieren machen wollte, und wir waren ihm herzlich dankbar dafür.

St. Helena! Welcher Zauber liegt nicht in dieſem Namen, welche Erinnerungen werden nicht durch ihn geweckt! Es iſt ein Stück Weltgeſchichte, nicht zu ferne von uns, welches an uns vorüberzieht, wenn wir an St. Helena denken. Es iſt nicht die Geburtsſtätte eines großen Mannes, nicht der Schauplatz einer entſcheidenden Schlacht, es iſt nur ein Grab, das einſame Felſengrab eines Kaiſers, der einſt faſt ganz Europa beherrſchte, und der hier in jahrelanger Verbannung, von ſeinen Feinden aufs ſchärfſte bewacht, ſein Leben in ärmlicher Umgebung, von aller

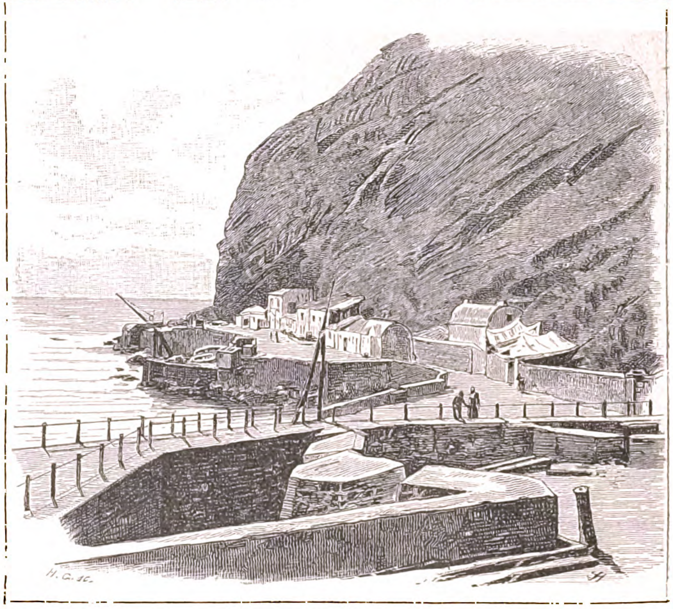
Welt abgeſchnitten, enden mußte. Keine andere Inſel hat die gleiche traurige Berühmtheit erlangt, wohl keine iſt ſo oft genannt wie dieſe; noch jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert zehrt die Inſel von dem großen Namen und lebt teilweiſe von der Erinnerung an Napoleon den Erſten.

Auf dem Deck herrſchte große Bewegung. Vor uns, in vielleicht 25 Seemeilen Entfernung lag am Horizonte die Inſel, zuerſt nur in ihren ſcharfen, zackigen Umriſſen erkennbar und der Gegenſtand aller Fernröhren und Gläſer. Die ſchwere, aus Gliedern von zweizölligem Eiſen beſtehende Ankerkette, die noch ſeit dem Kap der guten Hoffnung auf Deck lag, wurde klar gemacht, einzelne Segel wurden gerefft, die Lote in Bereitſchaft gehalten und alle Vorbereitungen getroffen, um vor Anker zu gehen. Seitens der Paſſagiere beſtanden dieſe Vorbereitungen hauptſächlich darin, daß die leichte bequeme Schiffskleidung, die im Laufe der Zeit in ein ziemlich ausgeprägtes Negligé ausgeartet war, mit etwas mehr landgemäßer Tracht vertauſcht wurde. Hüte und Schuhe traten an Stelle der Käppchen und Pantoffeln, die Flanellhemden mußten der leinenen Wäſche weichen, und das Hausröckchen wurde mit Bedauern an den Nagel gehängt, um dem ſeit Wochen im Koffer vergrabenen, mehr oder weniger zerknitterten Tuchrocke Platz zu machen. Da bei mir der Sinn für weibliche Kleider nur mangelhaft ausgebildet iſt, bin ich leider nicht im ſtande, über die Veränderung in der Toilette der Damen genau Rechenſchaft abzulegen; ich weiß nur noch, daß ich ſpäter am Land einmal ein paar Sonnenſchirme und Fächer zu halten hatte und beim Ausſteigen aus einem Wagen mit einer Schleppe in Kolliſion geriet.

Allmählich näherten wir uns der immer klarer hervortretenden Küſte und bald konnten wir deutlich die Natur des Eilandes erkennen. Hohe Felſen und Klippen von oft ſeltſamer Geſtalt traten hervor, alles öde und unfruchtbar, nur auf einem der hohen Bergrücken waren einzelne Bäume und grüne Felder kenntlich. An verſchiedenen Stellen ſah man, wie gewaltige Ströme geſchmolzener Lava die Höhen herabgefloſſen waren und wunderbare Grotten und Höhlen am Strande gebildet hatten. Der höchſte Gipfel des Eilands, Diana Peak, iſt 2700 Fuß hoch, und bei klarem Wetter iſt die Inſel bis auf 90 Seemeilen Entfernung ſichtbar. Die Felſen reichen hinab in die See, die Brandung bricht ſich hoch hinauf an den Klippen, kein Fuß breit Land iſt am Ufer, wo ein Boot landen könnte; unnahbar ſcheint die Küſte, und nur an einer einzigen Stelle, da wo das Jamesthal mündet, iſt eine kleine Steintreppe unter überhängenden Felſen angebracht, wo Boote landen und eine Verbindung mit den auf der Reede ankernden Schiffen herſtellen können.

Stundenlang hatten wir die Inſel vor Augen, an deren öſtlicher Küſte wir langſam vorbeifuhren, und die ganz den Eindruck einer unbewohnten, ungeheuren Klippe macht. Gegen zwei Uhr nachmittags fuhren wir um einen hohen, ſpitzen Berg herum, den Zuckerhut, die nördlichſte Spitze der Inſel, und jetzt erblickten wir das kleine Städtchen Jamestown, das faſt nur aus einer einzigen Straße beſtehend ſich im Jamesthal zwiſchen hohen Felſen hinaufzieht. Acht bis zehn Walfiſchfänger lagen einige hundert Schritt weit von der Küſte entfernt vor Anker, ihre Beſtimmung verrieten die Krähenneſter im Maſte, von wo aus die Wachen nach den Fontänen der Walfiſche Lugaus halten.

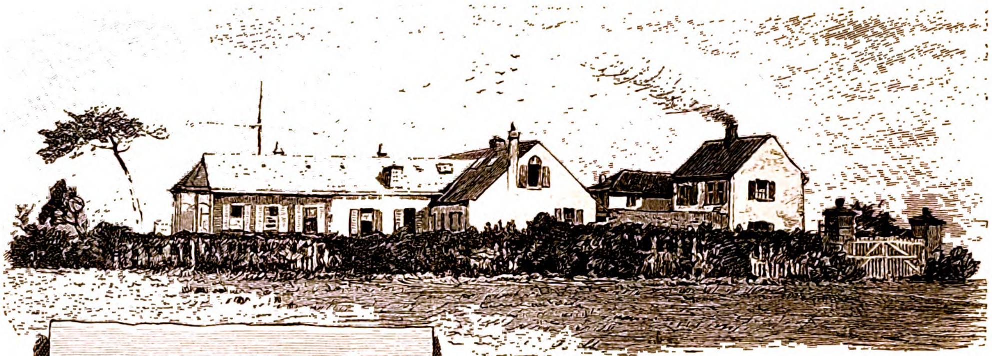
Kaum waren wir vom Ufer aus bemerkt worden, als eine Zahl kleiner, weiß geſtrichener und ſehr ſauber ausſehender Boote auf uns zukam, größtenteils mit Schwarzen bemannt, die uns ihre Dienſte anboten. Unſer Anker raſſelte hinunter, langſam wendete ſich das Schiff und lag dann ſtill, umgeben von den kleinen Nachen der Inſelbewohner, welchen die Ankunft jedes Schiffes als günſtige Gelegenheit zum Gelderwerb gilt. Noch durfte niemand das Schiff verlaſſen, auch kein Fremder durfte dasſelbe betreten, die Ankunft des Sanitätsbeamten mußte erſt abgewartet werden. Dieſer ließ nun auch nicht lange auf ſich warten, er kletterte an Bord und erfüllte die nötigen Formalitäten. Worin dieſe beſtanden, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, da er mit dem Kapitän in deſſen Kabine verſchwand. Trotzdem die Sitzung von nicht langer Dauer war, will ich doch annehmen, daß die bezüglichen Geſchäfte ebenſo gründlich beſorgt wurden, wie ich es in einem ſpaniſchen Hafen erlebt hatte, wo die Sanitätsvorſchriften äußerſt ſtrenge ſind, und wo der an Bord kommende Geſundheitsrat mit großem Ernſt ein Papier, das ihm der Kapitän gab, unterzeichnete, mit ruhiger Würde ein Glas Sherry trank und mit Grandezza ein Dutzend Cigarren einſteckte.



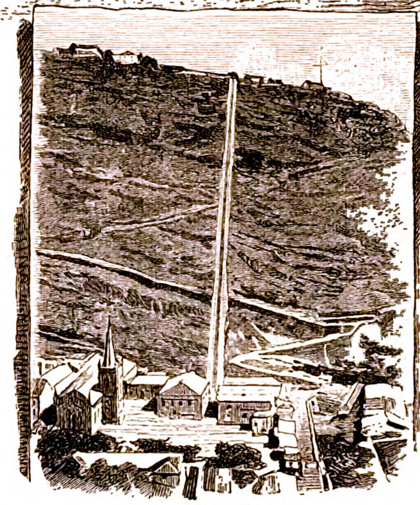
Weg von der Landungsbrücke nach Jamestown (S. 539).

Als der Sanitätsbeamte uns verließ, wurde eine weiße Flagge gehißt, und im gleichen Augenblick war unſer Deck mit Fremden gefüllt. Es waren meiſtens Neger oder Mulatten, Männer, Weiber und Kinder, mit Körben und Kiſten beladen, die mit Brot, Kartoffeln, Früchten, Muſcheln, Photographien, Halsbändern, Stöcken, Pfeifen, Streichhölzern u. ſ. w. gefüllt waren. Sechs bis acht dieſer ſchwarzen Schönheiten drängten ſich mit liebenswürdiger Unverfrorenheit in die Kabinen der Paſſagiere und Schiffsoffiziere, um Wäſche zum Reinigen in Empfang zu nehmen. Wir überließen den improviſierten Markt denjenigen, die nicht ans Land wollten oder durften, mieteten einige der das Schiff umſchwärmenden Boote, in welche die Damen mittelſt einer Art ſchwebenden Stuhles hinabgelaſſen wurden, während die Herren hinabkletterten, und ließen uns ans Land rudern.

Je näher wir dem Ufer kamen, deſto deutlicher vermochten wir die vulkaniſche Natur der Inſel zu erkennen, welche übrigens nur einen einzigen ausgebrannten Krater beſitzt, während die kleinere Inſel Ascenſion, die nächſte bei St. Helena, etwa 700 Seemeilen in nordweſtlicher



Wohnhaus Napoleons I (S. 542).



Ledderhill

Richtung davon entfernt und von gleicher Formation, deren über vierzig aufzuweiſen hat. Wohl wenige andere Küſten der Erde ſehen ſo unnahbar, wild und zerklüftet aus, wie die von St. Helena, und man kann ſich unmöglich vorſtellen, daß das Innere der Inſel ſo liebliche Thäler enthält, wie wir ſie ſpäter fanden. Ungeheure, teilweiſe überhängende Baſaltfelſen ragen über 1000 Fuß hoch ſteil aus dem Meer empor, keine Spur von Vegetation zeigend, ſtarr und tot wie eine Mondlandſchaft. Einzelne Spalten und Klüfte ſind mit erſtarrter Lava ausgefüllt, die langſam verwittert und einſt fruchtbaren Boden bilden wird. In die Felſen hinein ſind an mehreren Stellen Kaſematten und Batterien geſprengt, und die drohend aus den Felſenſcharten hervorragenden Kanonen ſind lange der einzige Beweis, daß die Inſel bewohnt iſt.

Die Brandung, welche bei nördlichen Winden oft das Landen tagelang unmöglich macht, war heute ſehr gering, und wir konnten ohne Schwierigkeit von den Booten die Steintreppe erreichen, die an einer geſchützten Stelle dicht unter einer Batterie ins Meer hinabführt. Eine Menge kleiner Burſchen von allen möglichen Farben empfing uns mit lautem Jubel und begleitete uns auf dem Wege zur Stadt, der ſich, größtenteils in die Felſen gehauen, ungefähr einen Kilometer lang am Ufer hinzieht, und auf welchem wir mehrere Thore und Feſtungswerke, die mit ſchweren gußeiſernen Kanonen und Haubitzen beſetzt waren, paſſieren mußten. Die Thore werden allabendlich um neun Uhr geſchloſſen und morgens ſechs Uhr geöffnet, ſo daß in der Nacht jede Verbindung mit den Schiffen abgeſchnitten iſt.

Nachdem wir das innerſte Thor paſſiert, gelangten wir auf einen kleinen, freien Platz, den einzigen des Städtchens, woran ſich die Kirche, das Gouvernementsgebäude, die Poſt und einige größere Wohnhäuſer befinden. Hier ſahen wir auch die erſten Bäume, deren Blätter die Farbe des Lavaſtaubes zeigten, welcher den Boden bedeckte. Es war eine Eukalyptenart; ſie boten dadurch einen ganz eigentümlichen Anblick, daß die Wurzeln ſich erſt vier bis fünf Fuß über der Erde zu einem Stamme vereinigten.

Die Poſt, wohin wir uns zuerſt wandten, war ſchon geſchloſſen, ein gegenüberliegender Apothekerladen jedoch trug gleichfalls die Bezeichnung Poſt-Office, und dort konnten wir unſere Briefe frankieren und abgeben. Leider erfuhren wir, daß der Poſtdampfer, der auf dem Wege von der Kapſtadt hier anlegt, am Tage vorher die Inſel verlaſſen habe, und daß der nächſte erſt in drei Wochen erwartet werde. Trotzdem wir hiernach hoffen durften, früher in London einzutreffen, als unſere Briefe, ließen wir dieſe doch für alle Fälle dort; es war ja möglich, daß wir dennoch längere Zeit gebrauchten, da wir noch die Aequatorkalmen und die nördlichen tropiſchen Kalmen zu paſſieren hatten, welche Segelſchiffe oft wochenlang feſthalten, es konnten vielleicht ſogar die allerletzten Nachrichten ſein, die wir überhaupt in die Heimat zu ſchicken im ſtande wären, das Meer iſt ja unberechenbar.

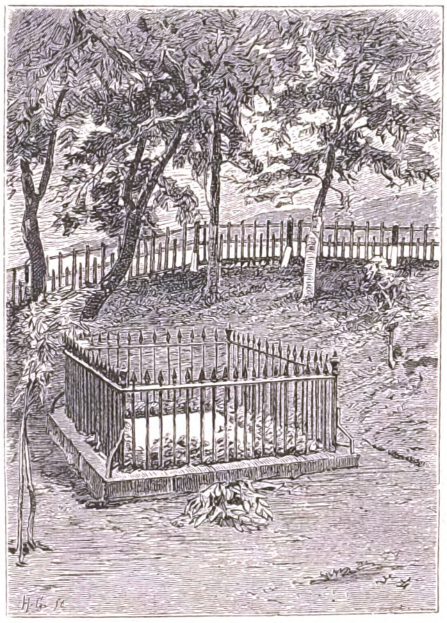
Unſer Kapitän, welcher ſich ſogleich zum Agenten ſeiner Geſellſchaft begeben hatte, überbrachte uns bald die angenehme Nachricht, daß er vor morgen Mittag nicht wieder auslaufen werde, und ſo hatten wir 24 Stunden zu unſerer Verfügung und gerade Zeit genug, die Sehenswürdigkeiten ohne Uebereilung in Augenſchein zu nehmen. Da augenblicklich nur ein einziger Wagen aufzutreiben war, beſchloß ein Teil der Geſellſchaft, ſofort nach Longwood, dem Wohnhauſe Napoleons, und zur Grabſtätte zu fahren, während ein anderer Teil, darunter auch ich, den folgenden Tag hierzu beſtimmte. Die uns nun frei gelaſſenen Nachmittagsſtunden benutzten wir, um einen Gang nach dem Städtchen zu machen und Einkäufe zu beſorgen.

Außer den wenigen größeren Gebäuden in der Nähe des Meeres beſteht die Stadt faſt nur aus kleinen Häuſern und Hütten, die immer kleiner werden, je mehr man ſich vom Ufer entfernt. Faſt ein Viertel der Wohnungen liegt in Trümmern, ohne Dach, mit leeren Fenſterhöhlen und ausgebrannten Feuerſtätten; es iſt, als ob eine große Feuersbrunſt die Stadt zerſtört habe, und doch iſt nur der Mangel an Einwohnern an dieſem Zerfall der Wohnungen ſchuldig. In den Jahren 1870 bis 1873 herrſchte Arbeitsloſigkeit und. große Not, infolge deren eine bedeutende Auswanderung ſtattfand. Die ganze Inſel zählt etwas weniger als 6000 Einwohner, meiſtens Schwarze oder wenigſtens Schattierte, die teils Nachkommen der früheren Sklaven, teils freie Einwanderer von der „Küſte“ (Oſtafrika) ſind und ſich mit den eingewanderten Weißen vermiſcht haben. Der nächſte Punkt der Küſte liegt nebenbei ſo weit von der Inſel, wie Madrid von Berlin oder Wien. Da die Weißen meiſt Portugieſen und Engländer, die Schwarzen von allen möglichen afrikaniſchen Raſſen waren, und auch Indier und Chineſen ihren Weg hierher gefunden, ſo iſt im Laufe der Zeit ein ſolcher Raſſenmiſchmaſch entſtanden, der eine Klaſſifikation des einzelnen Individuums meiſtens unmöglich macht. Alle Farben ſind vertreten, vom tiefſten Schwarz des Vollblutnegers durch graubraungelbe Nüancierungen hindurch bis zum roſigen Weiß der wenigen engliſchen Kinder, die noch unvermiſchtes Blut führen.

Der größte Teil der Einwohner ſchien aus Kindern zu beſtehen, es wimmelte überall von ſolchen, die dunkeln Geſichter grinſten vor Freude, wenn wir ſie freundlich anblickten. Ein Haufen kleiner Bengel, vielleicht dreißig an Zahl, brachte uns eine Ovation, als wir von unſerer Wanderung zurückkehrend wieder die Straße hinab nach dem Strande gingen. Einige hatten Baumzweige oder Bambusſtengel in den Händen, womit ſie präſentierten, andere hatten ſich mit Blechgeräten und Töpfen verſehen, worauf ſie einen Höllenlärm machten. Dabei ſangen und jauchzten ſie ganz närriſch vor Freude über unſeren Beſuch. Auch die Frauen und Mädchen, die in hellen, ſauberen Kleidern vor den Häuſern auf Treppen oder Steinen ſaßen und arbeiteten, betrachteten uns mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit, als wir ſie, und beſonders ſchien die Toilette unſerer Damen der Gegenſtand ihres regſten Intereſſes zu ſein.

Die Inſel wird nur wenig von Fremden beſucht; außer den Walfiſchfängern, welche ihre Warenlager hier haben und oft monatelang hier ſtationieren, ſind es nur vereinzelte Schiffe, die auf der Heimfahrt für ein paar Stunden anlegen.

In dem Garten des Gouverneurs, der den Fremden offen ſteht, ſahen wir ein paar prächtige Exemplare hoher Dattelpalmen und Kokosnußbäume, die mit Früchten beladen waren. Ein Schwarzer führte uns umher, pflückte uns einige Blumen und Früchte und wies uns dann in ein kleines Häuschen auf der anderen Seite der Straße, wo wir Kleinigkeiten zum Andenken kaufen könnten. Dort empfingen uns ein paar ältere Mulattinnen mit großer Höflichkeit, ſie boten uns gleich Stühle an und holten dann ihre Kurioſitäten hervor, die aus Muſcheln, Halsketten, Armbändern u. dergl., aus Korallen und Samenkörnern künſtlich geflochten, Schnitzereien aus Elfenbein und Walroß, gepreßten Blumen, Farnkräutern u. ſ. w. beſtanden. Wir kauften einige Gegenſtände und ließen ſie von einem kleinen Schwarzen, der ſeine konkurrierenden Kameraden verjagt und uns überall begleitet hatte, an unſer Boot bringen.



Grab Napoleons I. (S. 543).

Die Straße war immer ſteiler und ſtaubiger, die Häuſer waren ſeltener und unanſehnlicher geworden, und nichts Bemerkenswertes mehr ſchien weiter oben unſrer zu warten; wir wandten daher unſere Schritte und kehrten langſam auf demſelben Wege, den wir gekommen waren, wieder zum Strande zurück.

Die beiden Wände des Thales, das jetzt gerade vor uns lag und den Blick aufs Meer mit dem Ankerplatze eröffnete, beſtanden aus denſelben hohen ſteilen Felſen wie die Küſte, von dunkelbrauner Färbung, zackig und zerklüftet und ſcheinbar unerſteiglich. Die weißen Häuſer der Stadt mit den wenigen dazwiſchen geſtreuten grünen Bäumen boten in dem dunkeln Rahmen dieſer ſtarren Baſaltformationen ein pittoreskes Bild.

Hoch oben auf dem Gipfel des weſtlichen Berges liegen zwiſchen Feſtungswerken die Baracken der Garniſon, welche aus einer Compagnie Genieſoldaten beſteht. Die Compagnie war vor einiger Zeit nach dem Kap eingeſchifft worden, um gegen die Zulus zu kämpfen, und nur einige Mann Beſatzung, recht ſtramme Soldaten, die in ihren roten Röcken einen ganz guten Eindruck machten, waren zurückgeblieben. Von der Stadt aus führt eine in den Fels gehauene Treppe von 700 Stufen hinauf zur Feſtung, außer dem Fahrweg, der in Zizackform auf weitem Umwege dahinleitet. Wir ſahen einige menſchliche Figuren, darunter Frauengeſtalten in hellen Kleidern, mit großer Geſchwindigkeit die Treppe erſteigen, eine jedenfalls nicht leichte Arbeit, die aber doch, wie wir hörten, von einzelnen täglich vier- bis fünfmal bewältigt werden muß. Zwei von unſeren farbigen Burſchen waren ſchon bei unſerer Landung infolge einer Frage über die Anzahl der Stufen der „Leiter" in heftigen Wortwechſel geraten; der eine ſagte, es ſeien 702, während der andere mit aller Beſtimmtheit nur 701 zugeben wollte. Erſt die Androhung von Prügeln unſererſeits vermochte den Streit beizulegen, und entrüſtet verließ uns der zweite, aus der Ferne uns noch zurufend, es wären doch nur 701.

Von dem mehrſtündigen Umherſchlendern auf holperigem Pflaſter ziemlich ermüdet, ließen wir uns gegen ſieben Uhr an Bord zurückrudern, nachdem uns der Wirt des einzigen Hotels, als wir ihn wegen eines Diners befragten, den gut gemeinten Rat erteilt hatte, lieber auf unſerem Schiffe etwas zu genießen, da er augenblicklich nur mit Schinken und Käſe aufwarten könne.

Für den folgenden Tag hatten wir uns den Wagen um ſieben Uhr an die Landungstreppe und um halb acht ein Frühſtück im Gaſthof beſtellt; wir begaben uns daher zur Ruhe, als um neun Uhr der Kanonenſchuß vom Lande her das Schließen der Thore verkündete, um wieder früh munter zu ſein und die Zeit nach Kräften ausnutzen zu können.

Reges Leben herrſchte wieder auf dem Deck, als wir um die beſtimmte Stunde unſere Fahrt nach dem Ufer antraten. Die Verkäufer hatten ſich ſchon früh zahlreicher als vorher eingeſtellt, und die Konkurrenz, ſowie die Nähe der Abfahrt drückte die Preiſe herunter. Wir hielten uns nicht auf, ſondern ließen uns gleich ans Land fahren, wo der Wagen ſchon auf uns wartete, der die Damen nach dem Gaſthofe brachte, während die Herren zu Fuß nachkamen. Auf dieſem Wege begegnete uns noch eine Menge Leute, die mit allen möglichen Sachen beladen nach unſerem Schiffe eilten, welches dann auch, wie wir ſpäter erfuhren, den ganzen Vormittag hindurch ein vollſtändiger Marktplatz geweſen war. Als Zahlungsmittel wurden mit großer Vorliebe alte Kleidungsſtücke und Schuhe entgegengenommen, während eine gewaltige Scheu vor falſchem Gelde herrſchte, und Schillinge, die etwas abgegriffen waren, energiſch zurückgewieſen wurden.

Das Frühſtück, das uns erwartete, beſtand aus Fiſchen, Eiern, Schinken, Bananen, Feigen, Brunnenkreſſe und Thee, und wir ließen uns dasſelbe trefflich ſchmecken, waren es doch die erſten Eier und friſchen Früchte, die wir ſeit langer Zeit genoſſen. Beſonders waren es die reifen, wohlſchmeckenden Bananen, die hier in Menge wachſen und ziemlich wohlfeil ſind, an welchen wir uns labten. Der Wirt, ein freundlicher, behäbig ausſehender Mulatte oder dergleichen, packte uns noch ein Körbchen mit dieſer Frucht voll, und wir beſtiegen den Wagen, um unſere Forſchungsreiſe ins Innere der Inſel anzutreten.

Der Weg führte uns die Zickzackſtraße hinauf nach den Feſtungswerken auf dem Berggipfel. Der ganze Bergabhang iſt nackter Fels, nur hie und da mit großen Kaktuspflanzen bedeckt, die acht bis zehn Fuß hoch ſind, und welche wir ſpäter in ungeheueren Mengen vorfanden. Von weitem ſehen dieſe mit Kakteen bedeckten Abhänge genau wie Weinberge aus, und nur in unmittelbarer Nähe iſt die Täuſchung zu erkennen. Große Felsblöcke hingen, oft ganz gefährlich ausſehend, über unſerem Wege und drohten herabzuſtürzen. So hängen ſie aber ſchon ſeit vielen Jahrzehnten, und wenn kein Erdbeben ſie herunterwirft, werden ſie wohl noch nach Jahrhunderten dieſelbe Stellung einnehmen.

Unſere beiden Pferde zeigten auf der ganzen Fahrt große Ausdauer, es ging faſt immer im Trabe bergauf und bergab, auf manchmal ganz halsbrecheriſchen Pfaden. Der Führer ſaß auf dem Sattelpferde und hatte eine kleine Peitſche zur Hand, die er aber kaum gebrauchte, da ein Zungenſchlag genügte, die Gangart zu beſchleunigen.

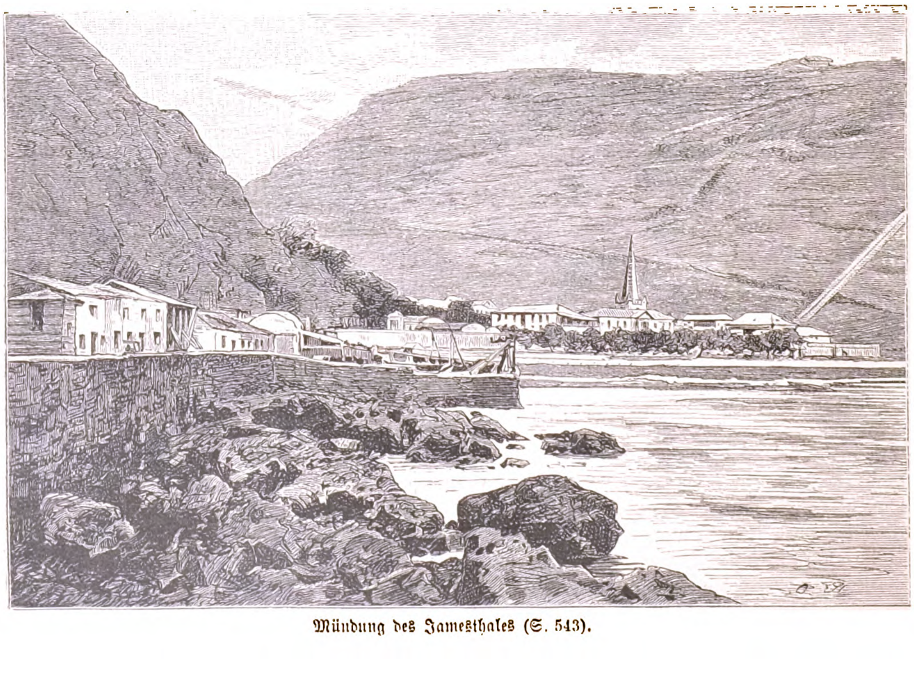
Oben auf der Höhe wechſelte bald die Landſchaft. Während wir anfangs nur Kakteen und Aloen erblickt hatten, die den Boden überall bedeckten wie auf unſeren Heiden Ginſter und Erika, kamen wir im nächſten Thal in friſches Grün. Kleine ſchattige Wäldchen, aus fremdartigen Laub- und Nadelholzbäumen beſtehend, empfingen uns, wunderbar große bunte Blumen wuchſen auf den Bäumen oder am Boden, und kleine Vögel mit blutroten Schnäbeln, ſowie grüne Kanarienvögel ſchwirrten in beträchtlicher Anzahl durch die Büſche und entflohen bei unſerer Ankunft mit leiſem Geſang und Gezwitſcher. Niedrige von Schwarzen bewohnte Hütten und größere Landhäuſer, die Wohnungen der reicheren Europäer, lagen an unſerem Wege, der bergauf und bergab durch verſchiedene Beſitzungen führte. Wir paſſierten viele Thore, die unſer kleiner Negerjunge, den wir in der Stadt aus einer größeren Zahl Bewerber ausgeſucht hatten, und der immer munter neben unſerem Wagen herlief, öffnen und wieder ſchließen mußte. Die Hecken zwiſchen den einzelnen Beſitzungen beſtanden größtenteils aus Kaktuspflanzen, Aloen und Agaven, mit hohen Blütenſtengeln, wie ſie bei uns nur ſelten in den Treibhäuſern zu ſehen ſind.

Größere landſchaftliche Kontraſte, als ſie hier auf dem winzigen Fleckchen Erde zuſammengedrängt nebeneinander liegen, kann man wohl ſelten finden. Oft waren wir in tiefen Thalkeſſeln von wunderbarer Schönheit, mit den üppigſten Pflanzen der Tropenwelt bedeckt, deren friſches, ſaftiges Grün ſich von den dunkeln Cypreſſen und blaugrauen Aloen lebhaft abhob, dazwiſchen hellleuchtende Blumen von allen Farben, und das Ganze von großen bunten Schmetterlingen und kleinen bunten Vögeln belebt, deren leiſer Geſang ſich mit dem Murmeln zahlreicher kleiner Waſſerfälle harmoniſch verband und jene zarten Melodien hervorbrachte, die unſer Ohr ſo märchenhaft berühren; und dann kamen wir wieder bei der nächſten Wendung des Weges plötzlich in Schluchten von troſtloſer Wildheit und Unfruchtbarkeit, die nur kahles Felsgeröll mit wenigen ſtachligen Kakteen oder hie und da ſpärliche, von der Glut der Sonne verſengte Grashalme zeigten.

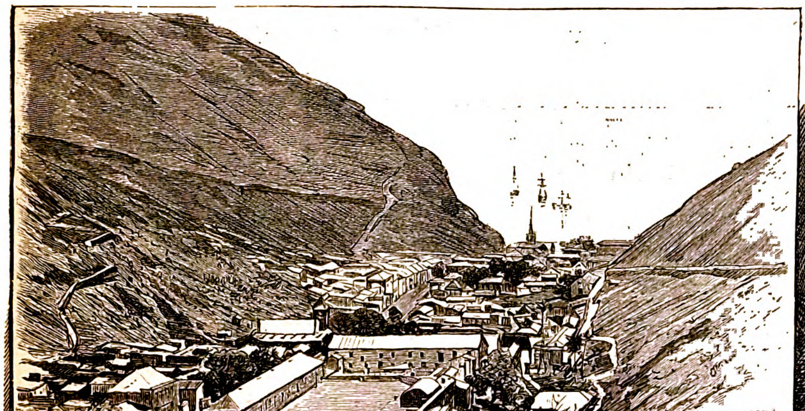
Die Sonne brannte heftig in den Thälern, und nur auf den Höhen, wo wir den unendlich ſcheinenden Ocean vor uns ſahen, wehte eine friſche Briſe, die uns zeitweilig nötigte unſere Tücher und Decken zu benutzen. Einzelne Bergſpitzen waren in Wolken gehüllt, die ſich langſam in die Thäler verzogen, und wenn wir in deren Bereich kamen, hatten wir das Gefühl eines feinen Regens. Dieſe Wolken ſollen es ſein, welche die Thäler bewohnbar und fruchtbar machen, da ſie beinahe der einzige wäſſerige Niederſchlag ſind. Es regnet nur ſehr ſelten und kurze Zeit auf der Inſel. Auf den Höhen ſind alle Bäume nach Nordweſt geneigt und legen ſo Zeugnis ab für die Beſtändigkeit des in der ſüdlichen Tropenzone herrſchenden Südoſtwindes.

Nach etwa zweiſtündiger Fahrt langten wir bei einem Gaſthhofe an, „Roſe and Crown“, wo uns der Wirt, Miſter Timm, ein kleiner gemütlicher Vollblutneger, der ſchon ſeit 22 Jahren dort oben hauſt, freundlich willkommen hieß. Wir hatten uns kaum niedergelaſſen, als er uns auch ſchon ſeinen größten Schatz zeigte, nicht etwa eine koſtbare napoleoniſche Reliquie, ſondern eine alte Nummer eines illuſtrierten engliſchen Journals, worin ſeine Taverne mit großem Lob erwähnt wird. Sein Geſicht glänzte vor Stolz, als eine der Damen den betreffenden Paſſus vorlas. Meinem Bericht wird die Ehre, Miſter Timms Stolz zu ſein, wohl kaum zu teil werden, denn dem Lob meines engliſchen Kollegen kann ich mich nur ſehr bedingt anſchließen. Das aus Brot, Butter, Käſe und engliſchem Ale beſtehende Frühſtück war zwar ganz gut, auch die Freundlichkeit des ſchwarzen Graukopfs ließ nichts zu wünſchen übrig, aber der Wirt einer deutſchen Schenke von gleicher Rangſtufe würde ſich mit dem achten Teil des hier geforderten Preiſes für außerordentlich reichlich belohnt gehalten haben. Die hohen Preiſe, die man faſt für alles auf St. Helena zu zahlen hat, ſtehen in direktem Widerſpruch mit der ſichtbaren Armut der Einwohner. Für eine Handvoll Farnkräuter, die ein alter Mann uns aus einem Wäldchen holte, mußten wir zwei Schilling zahlen. Daß die Leute nur ſelten Fremde ſehen, mag für ſie unangenehm ſein, daß aber die paar Fremde, die ſich hierher verirren, für die übrige Menſchheit mit bezahlen ſollen, iſt für dieſe noch viel unangenehmer.

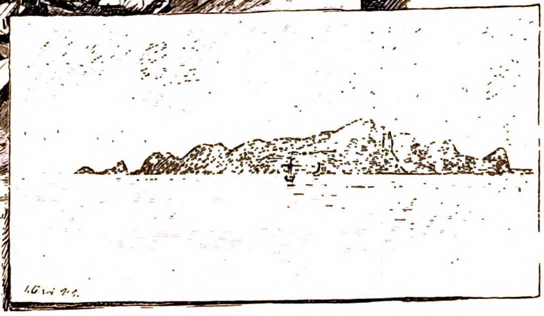
Nachdem wir uns geſtärkt, fuhren wir auf dem jetzt kahlen Bergrücken weiter und gelangten bald nach Longwood, dem letzten Wohnhauſe des Generals Bonaparte. Einen öderen, traurigeren Ort als dieſes ärmliche, unſcheinbare Gebäude inmitten einer wüſten Umgebung hätten die Feinde des großen Mannes



Mündung des Jamesthales (S. 543).



Jamestown (S. 539).



Südküſte von St. Helena.

nicht finden können. Der Wind fährt über dieſe Höhen, daß die Fenſter und Thüren fortwährend klirren und klappern, oder die glühende Sonne ſchickt ihre ſenkrechten Strahlen auf den ſchattenloſen Fleck. Longwood beſteht aus ein paar Wirtſchaftsgebäuden, wo jetzt die Aufſeher wohnen, und dem old house, dem eigentlichen Wohnhauſe Napoleons. Fünf bis ſechs kleine Zimmer im Erdgeſchoſſe, mit holperigen Fußböden und kleinen Fenſtern, darüber ein paar Dachſtübchen mit der Ausſicht auf das Meer, ein kleines Gärtchen mit Hof, worin ein jetzt trockener Fiſchbehälter und ein alter Hühnerſtall, das war der Ort, den der Kaiſer mit den Tuilerien vertauſchen mußte. Die Zimmer ſind alle leer, kein Möbel iſt mehr vorhanden, und nur die Spiegel über den Kaminen ſind noch die alten. Auch die Tapeten ſind neueren Urſprungs, aber genau nach dem Muſter der wenigen Fetzen hergeſtellt, welche bei der Uebergabe des Hauſes an die napoleoniſche Familie noch vorhanden waren, nachdem der Zahn der Zeit und die Reliquienſucht der Beſucher die Wände unbarmherzig geplündert hatten. Im Sterbezimmer ſteht Napoleons Marmorbüſte an der Stelle, wo das Ruhebett geſtanden, von einem einfachen Holzgitter umgeben, an welchem ein paar vertrocknete Immortellenkränze hängen.

Das Ganze macht einen wirklich troſtloſen Eindruck, und man fühlt unwillkürlich Mitleid mit dem Schickſal des Mannes, der vom höchſten Gipfel irdiſcher Macht herabgeſtürzt ſechs Jahre lang hier einſam verbringen und ſein ruhmreiches Leben in dieſem öden Winkel enden mußte. Ganz von ſelbſt drängt ſich hier der Vergleich auf zwiſchen Longwood, dem unſcheinbaren, einſtöckigen Gebäude ohne jeden Komfort, das dem großen Napoleon angewieſen war, und Wilhelmshöhe, einem der ſtattlichſten Schlöſſer Deutſchlands, das der kleine Napoleon nach ſeiner Gefangennahme bewohnte.

Longwood gehört jetzt der exkaiſerlichen Familie, doch ſcheint nur ſehr wenig für die Unterhaltung gethan zu werden; am meiſten verwahrloſt ſieht der kleine Hof hinter dem old house aus, der vollſtändig mit Brenneſſeln bedeckt iſt. Der frühere Pächter von Longwood hatte das Wohnhaus teilweiſe als Stallung benutzt, und für die Beſichtigung erhob er Eintrittsgeld.

Wir nahmen zur Erinnerung einige Blumen und Blätter aus Hof und Garten mit, und ich pflückte eine Immortelle von dem Kranz an der Büſte.

Die Aufſicht über Haus und Grabſtätte hat eine Franzöſin, die mit einer Magd und einem Knechte in dem Nebengebäude wohnt. Sie verkaufte uns Photographien zu gleichfalls St. Heleniſchen Preiſen. Die Magd, welche den Damen Blumenſträuße aus dem Garten brachte, nahm dankbar einige Schillinge an, ohne ſich weiter um das Gepräge zu kümmern, während der halbnackte Schwarze, der mir kurz vorher geholfen hatte, eine kleine Pflanze mit der Wurzel auszuſtechen, dem Wagen eiligſt nachgelaufen kam, weil der Schilling, den er für ſeine Mühe empfangen hatte, auf der einen Seite etwas abgegriffen war.

Die Zeit drängte, und wir ſetzten unſeren Weg fort, am Grabe Napoleons vorbei. Das Grab iſt ſchöner gelegen als die Wohnung, es liegt in einem der lieblichen Thäler, verſteckt zwiſchen hohen Cypreſſen. Eine weiße Marmorplatte ohne Inſchrift, von einem ſchwarzen Gitter umgeben, bezeichnet die Stelle, wo der große Korſe beerdigt war.

Der Rückweg führte am öſtlichen Bergabhang hinab, auf einer gleichfalls in den Fels gehauenen Straße, ſo daß wir das Jamesthal auf unſerer linken Seite hatten.

Auf der ganzen Fahrt begegneten uns große Scharen von Eſeln, mit Früchten oder Heu beladen, auf dem Wege zur Stadt, unbeladen auf dem Heimwege. Dieſe in den Bergen unentbehrlichen Laſttiere ſind von einer ganz kleinen Art, und die mit dicken Bündeln Heu beladenen ſahen in einiger Entfernung wie fette, wollige Hämmel aus. Einige magere Kühe graſten auf den Höhen oder kletterten an den Abhängen umher, unſerem Wagen in den ſchmalen Wegen ängſtlich ausweichend. Der Viehſtand der Inſel ſcheint nicht ſehr ſtark zu ſein; in der letzten Nummer des vierzehntägig erſcheinenden St. Helena-Guardian fand ich die Bekanntmachung des Metzgers, daß er an dem und dem Tage ſchlachten werde und Beſtellungen entgegennehme. Zur Komplettierung unſeres Schiffsproviantes mußte in aller Eile ein Ochſe geſchlachtet werden, der uns in den folgenden Tagen lang entbehrte Beefſteaks zum Frühſtück lieferte, als angenehme Abwechslung gegen den ewigen Hammelbraten.

Einen ſehr ſchönen Waſſerfall, der vielleicht dreißig Fuß hoch hinabſtürzt, trafen wir am oberen Ende des Jamesthales, dicht neben einem reizend gelegenen Gute, das wie eine Oaſe in der dürren Umgebung ausſah. Hier hatte Napoleon gewohnt, bevor das einſame, leichter zu bewachende Longwood für ihn eingerichtet war. Der Waſſerfall ſpeiſt einen kleinen Bach, welcher im Jamesthal neben der Hauptſtraße dem Meere zueilt. Sonſt gibt es nur noch wenige Quellen auf der Inſel; das Waſſer einer derſelben wird in eiſernen Röhren, die über der Erde liegen, nach verſchiedenen Punkten geleitet, die ſonſt wegen Waſſermangels unbewohnbar wären.

Es war gegen halb eins, als wir wieder vor dem Hotel in der Stadt anlangten, erhitzt und ermüdet von der letzten Hälfte der Fahrt. Die Sonne ſtand hoch am nördlichen Himmel und brannte mit aller Macht; auch die Felswand zu unſerer Rechten hatte Hitze ausgeſtrahlt, und ich war oft genötigt geweſen, meine Hände unter einer Reiſedecke zu verbergen, ſo ſchmerzhaft verſengten die Strahlen die Haut.

Während wir uns unter der Veranda an einem Trunke kühlen Bieres erquickten, ſammelte ſich wieder die gewohnte Schar farbiger Burſchen um uns, einige mit Vögeln oder Muſcheln, die ſie zum Verkauf anboten, andere aus Neugierde oder um irgend etwas zu verdienen. Die feilgebotenen Vögel waren teils ſprechende graue Papageien aus Afrika, teils einheimiſche grüne Kanarienvögel. Der Handel mit den letzteren wird ſehr geheimnisvoll betrieben, weil bei der naheliegenden Befürchtung der baldigen Ausrottung dieſer Gattung eine hohe Geldſtrafe auf das Einfangen geſetzt iſt. Der Preis der Papageien ſchwankte je nach der Sprachfertigkeit zwiſchen ein und drei Pfund Sterling; die Kanarienvögel waren hingegen wohlfeiler, ein Midſhipman erhandelte an Bord vier Stück gegen eine alte Hoſe. Der Geſang dieſer kleinen Tonkünſtler iſt ungemein zart und lieblich, er verhält ſich zum Geſchmetter unſerer ausgearteten gelben Stubenſänger wie der Klang einer guten Spieldoſe zu dem einer Trompete.

Einer der kleinen Burſchen von ſcheinbar beſonders verzwicktem Stammbaum erzählte mir auf Befragen, daß ſeine beiden Großmütter Negerinnen ſeien und noch lebten, während von den verſtorbenen Großvätern der eine ein Chineſe und der andere ein Engländer geweſen ſei. Dieſe Erzählung beſchloß er mit der Bitte um ein threepence, das er wohl verdient zu haben glaubte, und welches ich ihm auch, über die Billigkeit ſeiner Forderung erſtaunt, zuwarf, worauf er mir dann noch aus Dankbarkeit die intereſſante Mitteilung machte, daß er ſchon rauchen könne, obgleich er erſt zwölf Jahre alt ſei.

Als ich mit meiner Frau einige Worte in deutſcher Sprache wechſelte, hörte ich, wie ein anderer mit großer Wichtigkeit ſeinen Kameraden zurief, ich ſei ein Franzoſe, und als ich ihn darauf eines Beſſeren belehren wollte und erklärte, ein Deutſcher zu ſein, ſchüttelte er den Kopf und lächelte ungläubig; wahrſcheinlich war ihm dieſer Völkerſtamm noch nicht vorgeſtellt.

Die letzten Minuten an Land benutzten wir noch, ſo viel Zeitungen als möglich zu ſammeln, um ſpäter an Bord unſere Begierde nach Neuigkeiten befriedigen zu können. Wir brachten auch ein ziemliches Paket Zeitungen zuſammen, natürlich nur engliſche, teils aus England ſelbſt, teils aus der Kapſtadt, und unſer Deck glich in den nächſten Tagen einem Leſekabinett. Die jüngſten Nachrichten aus Europa waren genau einen Monat alt.

Mit den eingekauften Früchten u. ſ. w. beluden wir einige Jungen und dann nahmen wir Abſchied von der einſamen Inſel. Wir gingen zum letztenmal den ſonnigen ſtaubigen Weg nach der Landungstreppe, wo das Boot uns erwartete und bald wieder auf unſer Schiff zurückbrachte. Hier herrſchte noch reger Marktverkehr, doch als gleich nach uns auch der Kapitän an Bord anlangte, dann der Anker langſam unter dem einförmigen Geſange der Matroſen aufgewunden und einige Segel geſetzt wurden, da verließen uns ſchnell die Eingeborenen, uns glückliche Reiſe wünſchend.

Langſam ſetzte ſich unſer Schiff in Bewegung, ein friſcher Südoſt ſchwellte die nach und nach entfalteten Segel, immer größer wurde die Entfernung vom Lande, immer kleiner erſchien die Inſel St. Helena, und nach einigen Stunden war ſie unſern Blicken entrückt, eine dicke Wolkenbank hatte ſich davor gelagert.

Ein prächtiger Sonnenuntergang, wie er nur in der heißen Zone vorkommt, beſchloß den intereſſanten Tag. Der weſtliche Himmel war mit allen Schattierungen von Rot und Gold erfüllt, und mit verſchwenderiſcher Fülle waren die glühendſten Farbentöne an jener Stelle ausgebreitet, wo der Sonnenball ſenkrecht in den purpurfarbenen Ocean verſank. Dann brach nach kurzer Dämmerung die dunkle tropiſche Nacht herein, die glänzenden Sternbilder des Südens und des Tierkreiſes erſchienen wie mit Zauberſchnelle auf dem vor wenigen Minuten noch dunklen Himmel, während im leicht gekräuſelten Ocean Milliarden nicht minder glänzender Sterne plötzlich auftauchten und verſchwanden, die bläulichen Funken des Meerleuchtens, das unſer Kielwaſſer in ein breites, phosphorartig leuchtendes Band verwandelte. Tiefe Stille war an die Stelle des geräuſchvollen Treibens getreten, die Nacht forderte ihre Rechte, und als der Abendſtern, deſſen Glanz einen hellen Streifen auf die Meeresfläche warf, der Sonne gefolgt und unter dem Horizonte verſchwunden war, da ſuchten auch wir unſer Lager auf, ermüdet zwar von der ungewohnten Aufregung des Tages, aber um eine ſchöne Erinnerung reicher.

Eine Plauderei am Mikroſkop.

Von

Prof. Dr. Kurt Lampert.

„Das mögen Sie jemand anderem vorerzählen," lautete die nicht gerade aufmunternde Antwort einer Dame, als ich ihr über ein ſoeben eifrig von ihr ſtudiertes mikroſkopiſches Präparat näheren Aufſchluß gegeben hatte. Welch unglaubliche Behauptung hatte ich aufzuſtellen gewagt? Ich hatte zu erklären verſucht, daß die regelmäßigen ankerförmigen Gebilde, welche zahlreich in dem unter dem Mikroſkop befindlichen Präparate zu ſehen waren, der Haut eines unſchönen Seetieres entſtammten, während die angehende Liebhaberin mikroſkopiſcher Studien dieſelben durchaus zu menſchlichen Kunſtprodukten ſtempeln wollte. Wie allerdings die mit bloßem Auge meiſt unſichtbaren, bis ins kleinſte Detail hinein zierlichen und feinen, mannigfachen Gebilde, die zahlreich in den verſchiedenen, von uns durchgemuſterten mikroſkopiſchen Präparaten ſich fanden, auf künſtlichem Wege hergeſtellt worden ſein ſollten, darüber konnte ich keinen ſicheren Aufſchluß erlangen. Auch der Laie freut ſich der Formenſchönheit, wie ſie im belebten Reich der Natur auf Schritt und Tritt ſo mannigfach uns begegnet, und bewundert die ewigen Geſetze, nach denen in der unbelebten Natur in ſtets wiederkehrender regelmäßiger Weiſe ſich Kryſtallfläche an Kryſtallfläche ſchließt; daß uns aber das Mikroſkop einen Kreis zu erſchließen vermag, in welchem mathematiſche Genauigkeit der Form mit vollendeter Schönheit derſelben Hand in Hand geht, davon iſt wenig nur allgemeiner bekannt. Beſonders die ſogenannten niederen Tiere ſind es, bei denen im Aufbau ihres Skeletts dieſe Vereinigung ſich findet. Während die Wirbeltiere ein zum größten Teil aus phosphorſaurem Kalk beſtehendes inneres Knochengerüſt beſitzen, während die Inſekten in einem Panzer von dem Chitin genannten Stoff ſtecken, während anderen Tieren, wie z. B. den Würmern keinerlei Skelettelemente zukommen, ſpielen bei vielen kohlenſaurer Kalk und Kieſelſäure eine beſondere Rolle in der Bildung eines dem weichen Tierkörper zur Stütze dienenden Skelettes. Zugleich erfolgt bei großen Tiergruppen die Ablagerung dieſer anorganiſchen Verbindungen im tieriſchen Körper nicht in regelloſer Weiſe, ſondern in ſolch präziſer Form, daß wir an kryſtallographiſche Geſetze zu denken verſucht ſind, während die Verſchiedenartigkeiten der Skelettbildungen je nach den einzelnen Tieren und die ſich hieraus ergebende erſtaunenswerte Formenmannigfaltigkeit dagegen beweiſt, daß die Formenbildung unter dem Einfluß der organiſchen Materie erfolgt.

Sehen wir zu, was uns hierüber eine Durchſicht zahlreicher, verſchiedenen Kreiſen des Tierreichs entſtammender, mikroſkopiſcher Präparate lehrt; denn nur das Mikroſkop vermag uns über die Geſtalt der in Rede ſtehenden Skelettbildungen genügenden Aufſchluß zu geben.

Unter dem Mikroſkop liegt das eingangs erwähnte Präparat: ein kleines, durchſichtiges, ein paar Quadratmillimeter großes Stückchen Haut, in welchem in ziemlich regelmäßigen Abſtänden zahlreiche, zierlich geformte Anker liegen, die mit ihren Schaftenden in dem Bügel einer durchbrochenen Platte ſtecken. Das Stückchen Haut entſtammt einem wurmähnlichen Seetier, welches die Zoologie jedoch nicht zu den Würmern, ſondern zu der Gruppe der Stachelhäuter rechnet. Während die ebenfalls den Stachelhäutern zugehörigen, allbekannten Seeigel von einer feſten Kalkſchale umſchloſſen werden und auch ihre Verwandten, die Seeſterne ſich feſt ſchließender Kalkſkelette erfreuen, kommt es bei der dritten Gruppe der Stachelhäuter, den Seewalzen, zu denen unſer Tier gehört, zu keiner feſten Skelettbildung, ſondern nur in mehr oder weniger reichlicher Verteilung liegen die Skelettelemente in der Haut, deren freie Beweglichkeit dadurch meiſtens gewahrt bleibt. Welch ein Formenreichtum aber herrſcht unter dieſen Kalkkörperchen je nach den verſchiedenen Arten der Seewalzen (vgl. Fig. 1). Eine ganze große Familie iſt durch den Beſitz von Ankern und Platten ausgezeichnet, die zwar alle vom gleichen Habitus ſind, je nach den einzelnen Arten aber wieder ganz beſtimmte Merkmale in der Zahl und Form der Löcher, der Größe u. ſ. w. aufweiſen. Die Größe der Anker geht bis zu 0.1 mm. Eine andere Familie der Seewalzen beſitzt Rädchen, die bald in Gruppen zuſammenliegen, bald einzeln verſtreut ſind, während ſich zwiſchen ihnen winzige biskuitförmige Körperchen, oder ſtattliche biſchofsſtabähnliche Gebilde finden. Sehr weit verbreitet unter den Seewalzen iſt eine Art von Kalkkörpern, die man mit dem Namen der „Stühlchen“ oder „Türme“ bezeichnet hat: auf breiter, zierlich durchbrochener Baſis erheben ſich vier Stützen, die am Ende durch einen kronenartigen, Zacken tragenden Reif verbunden ſind; mit ihnen zuſammen finden ſich dann Schnallen oder krauſe Körper. Alle dieſe Formen in der Haut der Seewalzen beſtehen aus kohlenſaurem Kalk. Mit leichter Mühe werden ſie durch Kochen eines kleinen Stückchens Haut des Tieres mit Kalilauge iſoliert und können als mikroſkopiſches Präparat aufbewahrt werden, in der Mannigfaltigkeit ihrer Form ſowohl dem reinen Liebhaber mikroſkopiſcher Studien ein Intereſſe bietend, als auch wegen der Conſtanz der Form bei beſtimmten Arten dem Forſcher ein Mittel zur ſicheren und leichten Unterſcheidung der Tiere an die Hand gebend.

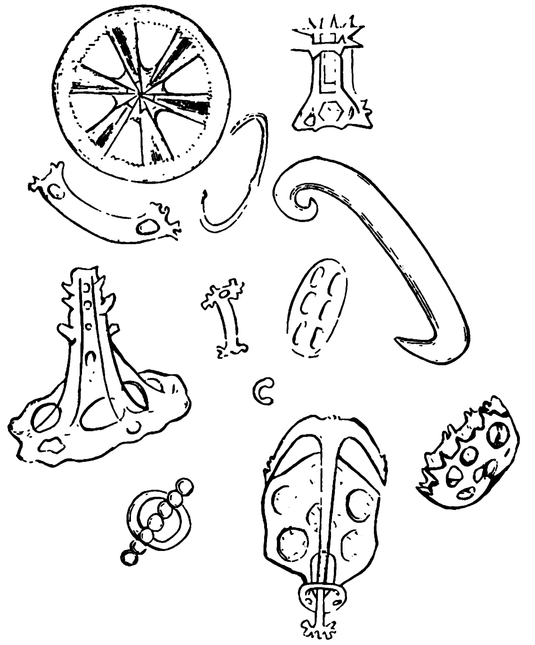


Fig. 1. Kalkelemente der Haut verſchiedener Seewalzen.

Kohlenſaurer Kalk iſt auch die Verbindung, welche den Korallentieren ihr Skelett aufbaut. Zwar entſteht bei den Korallen meiſt ein feſtes Skelett, welches auch nach dem Tod der Tiere in getreuer Form die Geſtalt des Korallenſtockes bewahrt, bald baumartig zierlich verzweigt, bald raſenförmig maſſig ſich ausbreitend, meiſt weiß, zum Teil, wie bei der Edelkoralle, rot gefärbt, aber bei einer Anzahl Korallen bleiben die Skeletteile iſoliert und liegen zerſtreut in der Fleiſchmaſſe. Auch hier findet ſich dann eine große Mannigfaltigkeit in der Form dieſer Kalkkörper. Spindel-, kugel-, walzen-, keulenförmig, glatt, warzig oder ſtachelig erſcheinen die zum Teil auch noch gefärbten, mikroſkopiſchen Gebilde (Fig. 2).

Eine Stufe tiefer im Tierreich als die Korallen ſtehen die Schwämme, von denen wenigſtens ein Repräſentant allgemein bekannt iſt, iſt doch das Skelett desſelben in unſerem täglichen Gebrauch; es iſt der Badeſchwamm, eine Tierkolonie, in welcher zur Stütze und zur Feſtigung der gallertigen, tieriſchen Subſtanz ein Hornfaſergerüſt ſich bildet, weshalb die Wiſſenſchaft den Badeſchwamm zu den Hornſchwämmen rechnet. Andere Schwammarten ſondern ſtatt Hornſubſtanz feſte Skeletteile (aus Kalk oder Kieſelſäure beſtehend) aus, und hier fällt beſonders die mathematiſche Präziſion ins Auge, mit welcher die Bildung dieſer anorganiſchen Skeletteile erfolgt. Bald ſind es einfache Nadeln, „Einachſer“, bald vierachſige Gebilde, indem die Achſen des Körpers wie die Achſen einer vierſeitigen Pyramide angeordnet ſind und alſo miteinander einen Winkel von 120° bilden, bald finden ſich ſechsſtrahlige Körper, deren drei Achſen unter rechten Winkeln ſich kreuzen. Dieſes mathematiſche Schema bleibt aber nur gewahrt bei den kalkigen Ablagerungen; bei den Kieſelſchwämmen, bei welchen das Skelett aus reiner Kieſelſäure beſteht, herrſcht dagegen die größte Mannigfaltigkeit (ſ. Fig. 3); durch Verkürzung der Achſen, ſeitliche Auswüchſe u. dgl. entſtehen die verſchiedenartigſten und zierlichſten Gebilde. Bald ſehen wir runde, allſeitig mit Dornen beſetzte Kugeln, ähnlich den als Morgenſterne bekannten Streitwaffen; bald zeigt uns das Präparat, welches wir von einem kleinen Stückchen eines unſcheinbaren Schwammes gewonnen, eine Fülle regelmäßiger kleiner Sterne, zwiſchen denen zerſtreut der eine oder andere Stern von drei- bis vierfacher Größe lagert. In einem anderen Präparate fallen uns lange Nadeln auf, die an ihrem Ende beſenartig geteilt ſind, Miniaturausgaben von Straßenbeſen, die ſogen. Beſennadeln; ihnen ähnlich, aber weit zierlicher ſind die ſogen. Tannenbäumchen: auf einem durch zwei rechtwinklig ſich kreuzende Achſen gebildeten Poſtament erhebt ſich ein bis ins kleinſte fein gegliedertes und baumartig verzweigtes Stämmchen, in dem blendenden Weiß der Kieſelſäure erſtrahlend, die vieltauſendfache Verkleinerung, das mikroſkopiſche Abbild unſerer Weihnachtsbäume. Im lebenden Schwamm liegen dieſe zierlichen Gebilde in ganz beſtimmter Weiſe angeordnet, indem ſie zur Auskleidung der Wandung innerer Hohlräume benützt ſind. Maſſige Doppelanker, Haken Spaten, Keulen, Schilder, Scheiben u. ſ. w. vervollſtändigen das Bild des erſtaunlichen Formenreichtums, der uns bei der Unterſuchung der Skeletteile der Kieſelſchwämme entgegentritt und von welchem die hauptſächlichſten Typen in unſerer Abbildung wiedergegeben wird. Zum Teil fallen nach dem Tod des Tierſtockes durch Zerſtörung der tieriſchen Subſtanz, in welcher die ſtützenden Skelettelemente liegen, dieſelben auseinander, öfters jedoch ſtehen dieſelben wenigſtens ſo weit in gegenſeitiger Verbindung, daß auch bei den Kieſelſchwämmen gleich wie bei dem Badeſchwamm in der Form des Skelettes die Geſtalt des lebenden Tierſtockes ſich erhält. Beſonders ſchön findet ſich dies bei den Glasſchwämmen, unter denen ſich der Venusblumenkorb, deſſen blendend weißer, röhrenförmiger, zierlich durchbrochener Stock am unteren Ende von einem Schopf langer feinſter, geſponnenem Glaſe gleichender Nadeln umſtellt iſt, mit Recht den Ruf des ſchönſten Schwammes ſchon durch ſein äußeres Anſehen erworben hat. Einen völligen Begriff aber, wie weit hier bis ins Detail die Schönheit zur Geltung kommt, gewährt doch erſt die mikroſkopiſche Unterſuchung.

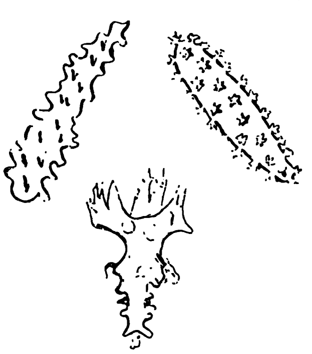


Fig. 2. Kalkkörper verſchiedener Korallen.

Wir gelangen zur unteren Grenze des Tierreichs. Schon die Schwämme ſind ſehr niedrig organiſierte Tiere, aber die Scheidung in verſchiedenartige Zellen, aus denen der Körper ſich aufbaut, läßt ſie noch hoch organiſiert erſcheinen gegenüber den mikroſkopiſchen Weſen, welche die Zoologie als Urtiere, Protozoen, bezeichnet. Im Gegenſatz zu allen anderen Tieren beſtehen ſie nur aus einer Zelle; es laſſen ſich, wenn auch Haare, Flimmern u. dgl. auftreten können, keine aus verſchiedenartigen Zellen beſtehenden Gewebe unterſcheiden. Ein großer Teil der Protozoen aber beſteht nur aus einem Klümpchen einer Subſtanz von weicher zähflüſſiger Beſchaffenheit, in welchem ſich noch einige feſtere Kerne und bläschenförmige Hohlräume unterſcheiden laſſen; es iſt dies die Abteilung der Sarkodina. Der Wiſſenſchaft iſt es noch nicht gelungen, tiefer in das chemiſche Weſen dieſer tieriſchen Subſtanz, Sarkode oder Protoplasma genannt, einzudringen, von der man nur weiß, daß ſie eine komplizierte Verbindung von Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff und Stickſtoff iſt, ohne die gegenſeitige Verbindung der einzelnen Elemente in genauer wünſchenswerter Weiſe zu kennen. Wir würden die mikroſkopiſch kleinen Sarkodetierchen, deren Exiſtenz für den Laien kaum ein Intereſſe hätte, alle als gleichmäßig organiſiert auffaſſen oder wenigſtens nur ſehr wenige Arten unter denſelben unterſcheiden können, wenn nicht auch ihnen die wunderbare Fähigkeit zukäme, die im Waſſer gelöſt vorhandene Kieſelſäure oder den kohlenſauren Kalk in ihrer tieriſchen Subſtanz zur Ablagerung zu bringen und ſo ein Skelett zu bilden, und wenn nicht auch in dieſen Skeletten der ſo tief ſtehenden Organismen ſich eine geradezu verblüffende Formenmannigfaltigkeit offenbaren würde. So iſt uns der Reichtum der Skelettformen ein Beweis dafür, daß die für unſer Verſtändnis bei allen Sarkodetierchen faſt gleichmäßig zuſammengeſetzte tieriſche Subſtanz doch Unterſchiede aufweiſen muß, durch welche die Verſchiedenartigkeit der Skelette in Subſtanz und Form bedingt iſt, und dieſe Skelette ſelbſt ſind es, welche den kleinen Weſen eine über das zoologiſche Intereſſe weit hinausgehende Bedeutung ſichern. Die überwiegende Mehrzahl der Sarkodetierchen beſitzt ein Skelett aus Kalk oder Kieſelſäure, während nur wenige eines Skelettes entbehren und einige dasſelbe aus Hornſubſtanz bilden Die Formen mit kalkigem Skelett werden als Foraminiferen, Kreidetierchen, diejenigen mit Kieſelſkelett als Radiolarien, Strahltierchen, zuſammengefaßt. Alle Sarkodetierchen leben im Waſſer, in überwiegender Mehrzahl ſind ſie Meeresbewohner und finden ſich da, wo ſie vorkommen, in ungeheurer Anzahl; ſie haben dies gemein mit einer Familie mikroſkopiſch kleiner Algen, einzelligen, als Diatomeen bekannten Pflanzen, die wir auch in unſere Betrachtung hereinziehen müſſen, da ſie gleich den einzelligen Strahltierchen ein ſehr zartes und mannigfaltig geformtes Skelett aus Kieſelſäure abzuſondern imſtande ſind; ſterben ſie, ſo ſinken ihre Skelette zu Boden. Um welch beträchtliche Summen es ſich handelt, welche Bedeutung dieſe winzigen, mikroſkopiſchen Kalk- und Kieſelgebilde trotz ihrer Kleinheit (in einem Kubikcentimeter Foraminiferenſchlamm wurden 116000 Stück Kreidetierchen-Skelette gezählt) für die Bildung des Meeresbodens beſitzen, haben erſt die planmäßig durchgeführten Erforſchungen der Weltmeere in allen ihren Tiefen während der letzten Jahrzehnte in vollem Maße erwieſen. Bis zu 95 Prozent kann die Beteiligung der anorganiſchen Reſte von Diatomeen, Strahltierchen und Kreidetierchen an der Bildung des den Meeresboden bedeckenden Schlammes gehen und je nachdem ſich die Skelette der einen oder andern Familie überwiegend finden, unterſcheidet man einen Diatomeenſchlamm, Radiolarien- oder Foraminiferenſchlamm; letzterer wird auch als Globigerinenſchlamm bezeichnet, da es die Gattung Globigerina iſt, die den Hauptanteil an ſeiner Bildung hat. Ueber viele Hunderte von Meilen erſtrecken ſich am Boden der Meere dieſe Schlammablagerungen hin. Der Diatomeenſchlamm iſt charakteriſtiſch für den ganzen ſüdlich vom 50.° ſ. Br. liegenden, uns bekannten Meeresboden, für das Gebiet ſüdlich der Kerguelen bis zur antarktiſchen Eisbarriere; der Radiolarienſchlamm findet ſich ſpeziell im weſtlichen und mittleren Teil des großen Oceans in allen Tiefen; das Becken des Atlantiſchen Oceans iſt ausgezeichnet durch den in ſeiner Zuſammenſetzung der Schreibkreide ſehr ähnlichen Globigerinenſchlamm; dieſe letzte Ablagerung geht nicht über die Tiefe von ca. 5000 m hinab, da die zarten Kalkſchälchen in größerer Tiefe dem auflöſenden Einfluß der dort in freiem Zuſtand nachgewieſenen Kohlenſäure verfallen. Welch enorme Maſſen der mikroſkopiſch kleinen Organismen gehören dazu, um mit ihren Skeletten ſolche Ablagerungen zu bilden; und in gleicher Weiſe beteiligten ſie ſich in früheren Zeiten an der Zuſammenſetzung des Meeresſchlammes. Die Kreidefelſen Rügens und Englands, der Diatomeenmergel von Barbados, der Radiolarienthon von Trinidad und viele andere Vorkommniſſe, ſie ſind alle in früheren geologiſchen Epochen in der gleichen Weiſe entſtanden, wie heute die erwähnten Ablagerungen im Schoße der Meere gewiſſermaßen vor unſern Augen gebildet werden.

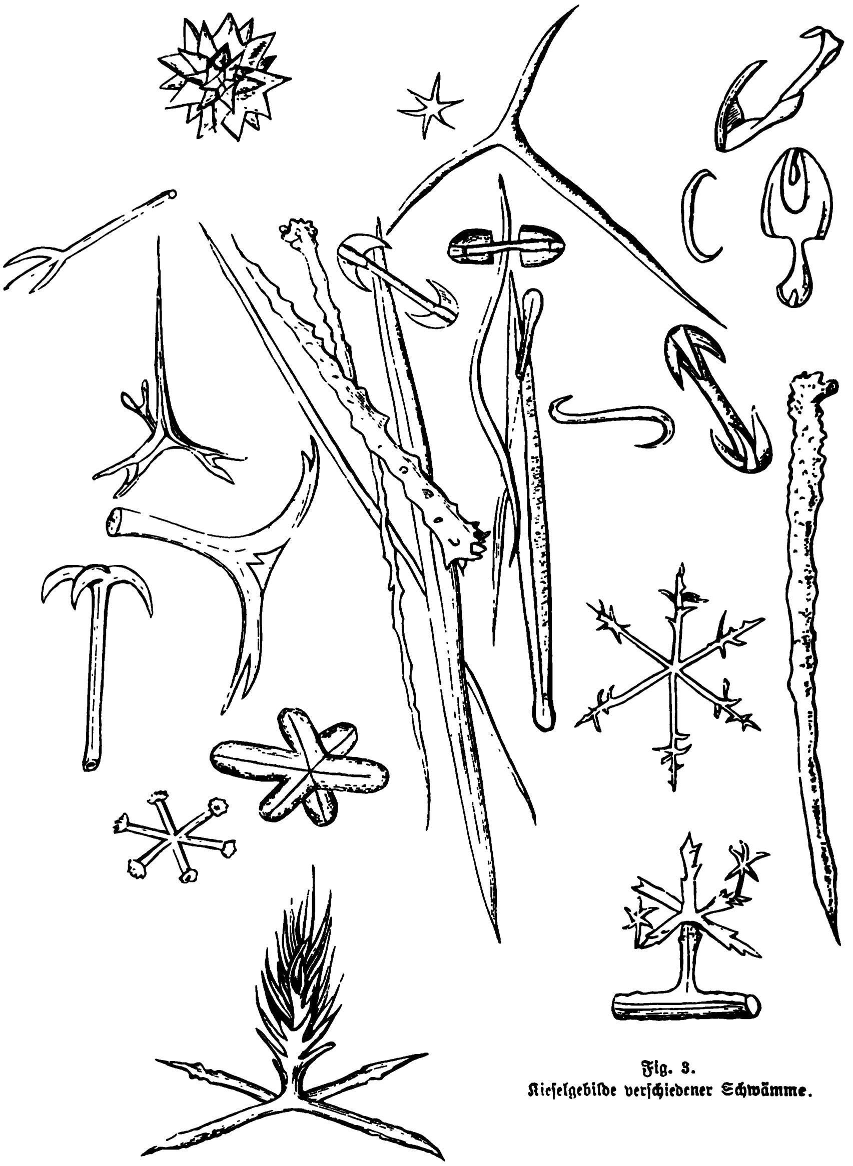


Fig. 3.
Kieſelgebilde verſchiedener Schwämme.

Nicht weniger als die mit Zahlen nicht zu meſſende Häufigkeit der Skelette der Urtiere und der Diatomeen darf uns aber auch ihre Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit in Erſtaunen ſetzen. Die Foraminiferen, deren Skelette aus Kalk beſtehen und welche zum größten Teil die Schreibkreide zuſammenſetzen, ſtehen allerdings wenigſtens in der Schönheit etwas zurück. Ihre Skelette (Fig. 4) beſtehen meiſt aus einer oder mehreren in verſchiedener Art und Weiſe angeordneten Kammern, die zum Teil, wie ſpeziell bei den Kreideformen, allſeitig von feinſten Poren durchſetzt ſind, zum Teil auch nur ein oder zwei Oeffnungen zum Austritt der tieriſchen Subſtanz beſitzen. Um ſo zierlicher ſind von den Skelettformen der Urtiere die Kieſelſkelette der Radiolarien (Fig. 5). Im ganzen und großen laſſen ſie ſich zurückführen auf die Form einer oder mehrerer ineinander gekapſelter Gitterkugeln oder auf die Grundform eines Ringes, zu dem manchmal noch ein, zwei oder drei Ringe hinzukommen. Allein die verſchiedenen Ausführungen dieſer Grundideen (wenn wir dieſen Ausdruck gebrauchen dürfen) führen zu den verſchiedenartigſten Formen und Geſtaltungen und ſelbſt bei einander ähnlichen Radiolarienſkeletten können ſich noch große Unterſchiede zeigen je nach den Verzierungen, welche die einzelnen Kieſelſtacheln tragen und je nachdem die Kieſelſtacheln hohl oder maſſiv. Die Wiedergabe einiger beſonderer Formen mag auch hier an die Stelle längerer Beſchreibung treten. Bis vor nicht langer Zeit waren 810 Arten lebender Radiolarien bekannt, ſeit einigen Jahren iſt dieſe Zahl bedeutend geſtiegen, indem Häckel bei der Unterſuchung des von der Expedition des „Challenger" heimgebrachten Schlammmaterials nicht weniger als 3508 neue Arten beſchrieb. Auf 140 ſtattlichen Tafeln iſt eine große Anzahl der neuen Arten muſtergültig abgebildet, ein ſtaunenswerter Beweis raſtloſen Gelehrtenfleißes und ausdauernder Forſchungskraft, wenn man bedenkt, daß es ſich hier durchweg um mikroſkopiſche Formen handelt, die zum Teil nur mit bedeutender Vergrößerung genau geſehen werden können und die alle unter dem Mikroſkop gezeichnet werden müſſen. Die reiche Ausbeute Häckels läßt ſchließen, daß die jetzt bekannte Zahl der lebenden Radiolarien auch noch lange nicht der Wirklichkeit nahe kommt und daß, wer über Zeit und Geduld verfügt, zu einer vollſtändigen Durchſuchung des bei den Expeditionen der Neuzeit gewonnenen Tiefenſchlammes noch manches Hundert dieſer reizenden Form als neu auffinden kann.

Vorübergehend gedachten wir ſchon der Pflanzengruppe der Diatomeen. Dieſe winzigen Algen konkurrieren mit den Radiolarien nicht nur in der Häufigkeit ihres Vorkommens, ſondern auch in ihren Skeletten. Wie bei den Strahltieren bildet auch bei den Diatomeen Kieſelſäure das Material, aus welchem die einzellige Alge ihr Haus baut, und eine ähnliche Formenmannigfaltigkeit herrſcht hier. Scheiben wechſeln ab mit Stäben oder zierlich geſchwungenen Körpern; neben Dreiecken finden ſich Vierecke und Sechsecke. Alle laſſen eine ungemein feine Muſterung der Oberfläche erkennen, den Ausdruck verſchiedenartiger, regelmäßiger Anordnung zahlreicher Längsleiſten und Zwiſchenrinnen, während andere wieder größere Auswüchſe zeigen und dadurch beſonders bei beſtimmter Lage ein bizarres Ausſehen gewinnen. Von all den mikroſkopiſchen Gebilden, die wir im vorſtehenden dem Leſer zu ſchildern verſuchten, erfreuen ſich die Diatomeen der größten und längſten Beliebtheit. Durch die höchſt regelmäßige Anordnung der Leiſten erweiſen ſich beſtimmte Formen als ein ſehr geeignetes Material zur Prüfung der Güte und Stärke der verſchiedenen Vergrößerungen eines Mikroſkops und ſind daher ſeit lange als ſogen. Teſtobjekte („Probeobjekte") für dieſen Zweck im Gebrauch. Als das bekannteſte dieſer Teſtobjekte führen wir hier nur die Panzer von Pleuroſigma angulatum an. Während bei ſchwacher Vergrößerung die Schale dieſer zierlichen Form glatt und zeichnungslos erſcheint, tritt bei ſtärkerer Vergrößerung ein Syſtem ſich kreuzender Linien hervor, und bei Anwendung noch höherer Vergrößerungen erkennt man, wie dieſelben in gedrängter Stellung ſehr kleine und ſehr zierliche ſechseckige Feldchen einſchließen; auf 0,01 mm kommen bei Pleuroſigma angulatum 22—23 parallel verlaufende Streifen. Wenn wir hinzufügen, daß ſelbſt die beſten Mikroſkope die Struktur beſtimmter Diatomeenarten, die noch feiner als Pleuroſigma angulatum gezeichnet ſind, noch nicht mit unbeſtrittener Sicherheit erkennen laſſen, ſo läßt dies einen Rückſchluß auf die außerordentlich feine Zeichnung dieſer Gebilde zu.

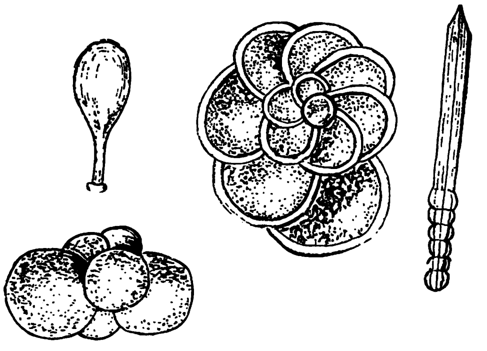


Fig. 4. Gehäuſe verſchiedener Kreidetierchen (Foraminiferen).

Da eine große Anzahl der Diatomeen auch im Süßwaſſer lebt, wo ſie bräunliche oder grünliche ſchleimige Ueberzüge bilden können, die aus Hunderttauſenden und aber Hunderttauſenden der kleinen Organismen beſtehen, ſo haben die Diatomeen ſchon längere Zeit die allgemeinere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen: beſonders als durch die bahnbrechenden Unterſuchungen Ehrenbergs in den dreißiger Jahren eine größere Anzahl geologiſcher Bildungen als ungeheure Anſammlungen von Diatomeenpanzern erkannt wurden. So beſteht der ſogen. Kieſelgur, ohne mikroſkopiſche Unterſuchung als ein aus feinem Kieſelſand beſtehender Schlamm erſcheinend, der zur Porzellanfabrikation dient und mit Nobels Sprengöl durchtränkt das Dynamit bildet, ausſchließlich aus den Schalen beſtimmter Süßwaſſerdiatomeen. Das gleiche gilt von dem unſchuldigen Polierſchiefer und den verſchiedenen Arten der ſogen. Bergmehle, mehlartige Erden von zum Teil bedeutender Mächtigkeit, die an vielen Orten, z. B. in Lappland, unter das Brot gemengt werden, und von denen nur die Ablagerungen in Schweden, Lappland und in der Luneburger Heide erwähnt ſein ſollen. Der Geſteinbildung durch marine Diatomeen wurde oben ſchon kurz gedacht.

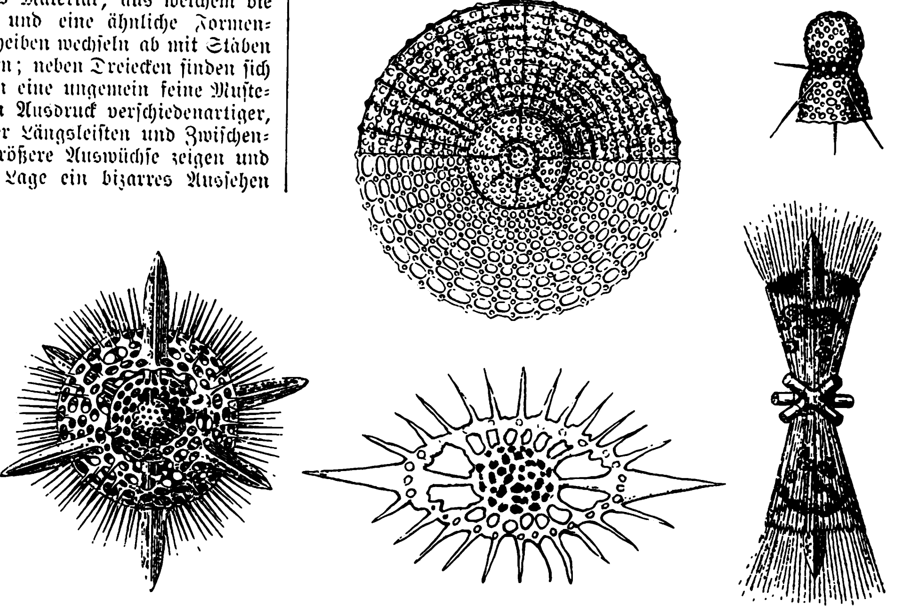


Fig. 5. Skelette mehrerer Strahltiere (Radiolarien).

Die zierlichen Kieſelpanzer der Diatomeen ſpielen auch ſeit lange im Handel mit mikroſkopiſchen Präparaten eine Rolle. Teils enthalten die von verſchiedenen Firmen dem Verkauf ausgeſetzten Präparate nur eine Art in mehreren oder auch, bei ſelteneren Arten, nur einem Exemplar; teils findet ſich in einem Präparat eine kleinere oder größere Anzahl beſonders intereſſanter Gattungs- und Artrepräſentanten in ſyſtematiſcher Reihenfolge zuſammengeſtellt. Eine dieſen „Typenplatten“ genannten Präparaten beigegebene Erklärung veranſchaulicht das Schema der Anordnung und gibt für die einzelnen Arten die wiſſenſchaftlich genauen Namen an, ſo daß dieſe Präparate zur raſchen Erkennung ſchon bekannter Arten dem Diatomeenfreund vortreffliche Dienſte leiſten. Wie weit die Technik in der Herſtellung ſolcher Typenplatten vorgeſchritten iſt, lehrt ein Blick in die Kataloge der verſchiedenen mikroſkopiſchen Firmen. So empfiehlt eine derſelben eine Typenplatte, welche, von der Größe eines gewöhnlichen mikroſkopiſchen Präparates, 400 verſchiedene Diatomeen enthält, und unter jeder Art iſt mit dem Mikroſkop der auf photographiſchem Wege angebrachte wiſſenſchaftliche Namen zu leſen; das kleine Kunſtwerk koſtet 80 Mark. Aus dem gleichen Inſtitut für mikroſkopiſche Präparate geht eine Typenplatte mit nicht weniger als 1600 verſchiedenen, die ſeltenſten Formen enthaltenden Diatomeen hervor, für welche allerdings der Preis von 1600 Mark gefordert wird. Ihre Formenmannigfaltigkeit und Schönheit läßt die Diatomeen auch mit Vorliebe bei den ſogen. „Salonpräparaten“ Verwendung finden. Derartige Präparate, die ſchon vor Jahrzehnten von franzöſiſchen Mikroſkopikern angefertigt wurden und die beſonders in England, wo die Species der mikroſkopiſchen Amateure verbreiteter als in Deutſchland iſt, Abſatz finden, wird weniger für das Studierzimmer des Gelehrten als für den kleinen Mikroſkopierſalon des reinen Liebhabers mikroſkopiſcher Studien beſtimmt. Gefällige Zuſammenſtellung der verſchiedenſten zierlichen, mikroſkopiſchen Gebilde, wie Diatomeen, Schuppen der Schmetterlingsflügel u. dergl. iſt die Tendenz der Verfertiger von Salonpräparaten; neuerdings werden in dem mikroſkopiſchen Inſtitut von Thum in Leipzig mit Glück auch Kalkkörper von Seewalzen, Kieſelkörper der Kieſelſchwämme und die Skelette der Kreidetierchen und Strahltierchen, kurz all die Formen, die wir im einzelnen betrachtet haben, bei der Herſtellung von Salonpräparaten mit hereingezogen, und ſo eine noch größere Mannigfaltigkeit erzielt. Die Gruppierung der winzigen, mikroſkopiſchen Objekte, eine Arbeit, zu deren Leiſtung uns ein bedeutendes Maß von Geduld und Ruhe die erſte Vorbedingnis zu ſein ſcheint, erfolgt entweder in der Bildung geometriſcher Figuren oder in der Nachahmung von Blumen, Bouquets, Blumenkörbchen u. dergl. Im erſten Fall werden die verſchiedenartigſten Kalk- und Kieſelkörper zu Kreuzen, Roſetten, Sternen und anderen Figuren vereint; bei einfacheren Präparaten finden nur wenig Stücke Verwendung, während die ſchönſten derſelben an 200 oder mehr dieſer mannigfachen Körper in beſtimmter, präzis durchgeführter Anordnung enthalten. Bei ſchwacher Vergrößerung läßt ſich das geſamte Bild überſehen, während ſtärkere Vergrößerung genaueres Studium der einzelnen Formen geſtattet. Fig. 6, die wir gleich Fig. 7 einem jüngſt erſchienenen Katalog entnehmen (von Ed. Thum, Inſtitut für Mikroſkopie in Leipzig), mag eine Vorſtellung eines derartigen Salonpräparates geben. Das Centrum der ganzen Figur in Fig. 6 bildet der Kalkkörper einer nordiſchen Seewalze; ihm ſchließen ſich im inneren Kreiſe an die Kieſelpanzer verſchiedener Diatomeenarten, im äußeren die Kalkrädchen einer Seewalze. Die am meiſten in die Augen fallenden großen und kleinen, runden und verſchiedenartig dreieckigen Gebilde ſind wiederum Diatomeen, während zwiſchen ihnen die zierlichen Sterne eines Kieſelſchwammes zerſtreut liegen, nach ihrer Größe und der Zahl der Zacken ebenfalls in beſtimmter Weiſe angeordnet. Die natürliche Größe der hier in Vergrößerung wiedergegebenen Gruppe beträgt ungefähr einen Quadratcentimeter. Das Präparat iſt gleich den gewöhnlichen Präparaten durchſichtig; Anwendung von Oberlicht oder Benützung des Polariſationsapparates läßt durch die hierbei entſtehenden Farbenſpiele den Reiz des Präparates noch vergrößern. Anders iſt das in Fig. 7 wiedergegebene Präparat gearbeitet. Zu der Herſtellung dieſes undurchſichtigen Salonpräparates, von dem ſchon mit einer guten Lupe ein Geſamteindruck gewonnen werden kann, ſind faſt ausſchließlich Schuppen von Schmetterlingsflügeln verwendet; neben der verſchiedenen Form der Schuppen geſtattet ihre reiche Mannigfaltigkeit die Imitation der verſchiedenſten Blumen u. dergl. In dem zierlichen Glöckchen des Maiblümchens erkennen wir beſtimmte Schmetterlingsſchuppen wieder, während durch die Vereinigung anderer die Roſen, Fuchſien und was ſonſt das Arrangement an Blumen noch enthält, gebildet werden und ebenſo die Schmetterlinge und Vögel, die das hübſche Bild beleben.

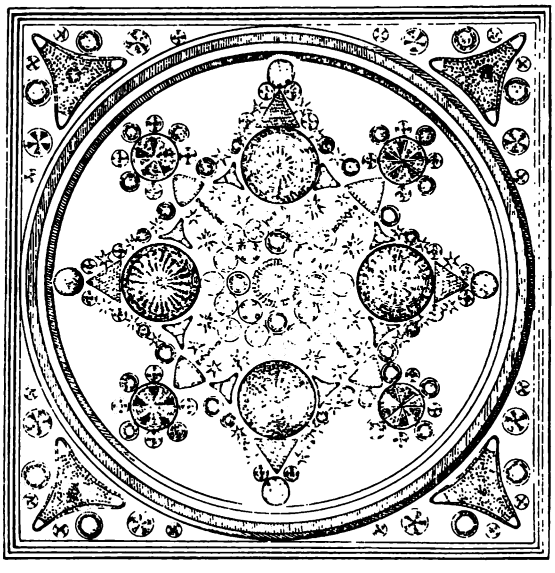


Fig 6 Gruppierte Kalk- und Kieſelkörper niederer Tiere nebſt Diatomeen (Salonpräparat).

Auch die beſten Abbildungen vermögen aber nicht entfernt einen richtigen Begriff zu geben von der Schönheit derartiger Präparate, wie überhaupt von der gefälligen Form dieſer kleinen mikroſkopiſchen Körper, von denen manche zu einer Verwendung als Muſter im Kunſtgewerbe ſich geradezu aufzudrängen ſcheinen, ſo daß es keine barocke Idee iſt, wenn ein berühmter deutſcher Profeſſor für Ornamentierung der Thürfüllung und Figurenkompoſition der Tiſchdecken die Vorbilder in den zierlichen Formen der Strahlinge fand.

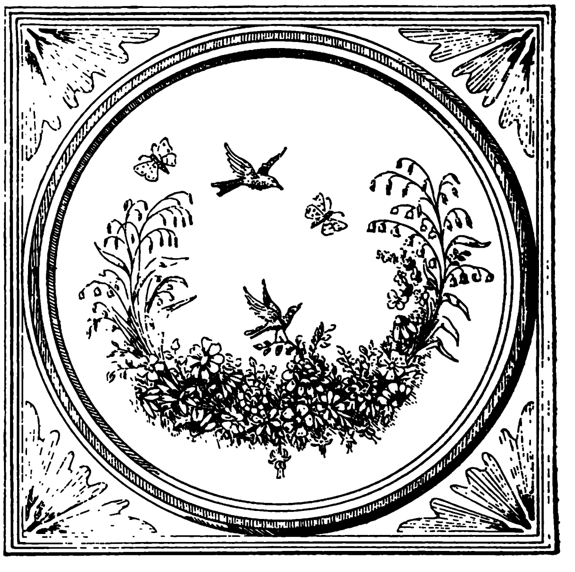


Fig. 7. Gruppierte Schmetterlingsſchuppen, Diatomeen u. ſ. w. (Salonpräparat).

Seit dieſer ſchon vor längerer Zeit verfaßte Aufſatz geſchrieben wurde, hat (wie wir in der Korrektur beifügen) Profeſſor Dr. Schricker, Direktor des Kunſtgewerbemuſeums in Straßburg, dem ſoeben angedeuteten Gedanken ebenfalls Ausdruck verliehen; es gebührt ihm aber zugleich das Verdienſt, dieſe Idee zum erſtenmal praktiſch verwertet zu haben. Im Centralblatt für Textilinduſtrie (Jahrg. 1890, Heft 11) gibt Dr. Schricker auf einer farbigen Tafel eine Reihe mikroſkopiſcher Motive für die Ornamentik der Gewebe, zunächſt mit beſonderem Hinblick auf die Fabrikation von Krawatten- und Weſtenſtoffen. Es iſt hier zum erſtenmal thatſächlich ein Weg betreten, der geeignet iſt, der Induſtrie einen neuen Formenſchatz zuzuführen. Mag auch die vorliegende Tafel in manchem noch nicht muſtergültig erſcheinen, ſo iſt nicht zu vergeſſen, daß ſie den erſten Schritt auf gedachtem Wege darſtellt, und wir zweifeln nicht, daß es dem kunſtſinnigen Autor gelingt, beim Fortſchreiten auf dieſer Bahn in immer ausgedehnterer Weiſe mikroſkopiſche Motive in gefälliger Form für die Textilinduſtrie zu verwerten.

Mag man es auch vom rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus als Spielerei verdammen, an der ſchönen Form der Objekte an ſich Gefallen zu finden, oder gar ein Salonpräparat mit Vergnügen durchzumuſtern — es hat auch eine ſolche „mikroſkopiſche Gemüts- und Augen-Ergötzung“ wie der Naturforſcher Ledermüller in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Beſchäftigung mit mikroſkopiſchen Studien bezeichnete, ihre Berechtigung. Das anmutige Arrangement der Salonpräparate mit ihren mannigfaltigen Formen läßt ihre Demonſtration auch in reinen Laienkreiſen als geſtattet und berechtigt erſcheinen; das einfache Handmikroſkop, das bei geſelliger Abendunterhaltung im Kreiſe der Freunde umhergeht, enthüllt vielen eine ungeahnte Welt des Kleinen und gewährt ihm einen momentanen Genuß, erweckt aber auch bei dem einen oder andern ein weitergehendes Intereſſe für dieſe kleinen Wunderdinge.

Eine thüringiſche Viſitationsreiſe.

Von

A. Trinius.

Ein Bild idylliſcher Art, eine Viſitationsreiſe über Berg und Thal, möchte ich heute ſchildern. Nicht für euch, liebe Freunde und Pfarrersleute des Landes Gotha, ſchreibe ich ſie. Ihr kennt ja alle den großen Tag in eurem Amte, wenn der „geſtrenge“ Herr Superintendent in Ausſicht ſteht und ſein baldiges Nahen auf ſo manches Gemüt ſtille, heimliche Schatten im voraus wirft. Dann prangt das ſchlichte Dorfkirchlein im Schmucke der Tannenreiſer, dann brodelt es gar lieblich in der Küche und die Kirchenbücher und Akten erglänzen in raſch nachgeholter Ordnung und emſig überpolierter Sauberkeit.

Ich habe der Viſitationsreiſen ſo manche mitgemacht, feierliche und eintönige, ernſte und luſtige, aber keine war ſo vom Schimmer ſtillfroher, friedlicher Poeſie umwoben, als jene letzte, Freund aus dem ***thale, welche wir an einem ſchönen Sommertage gemeinſam unternahmen. Denkſt du noch an jenen Samstag, an dem wir dein weinumſponnenes, gaſtliches Haus nachmittags verließen? In den Gaſſen deines Pfarrdorfes regten ſich Beſen neben Beſen, dem kommenden Sonntag einen würdigen Empfang zu bereiten, und zwiſchen dieſen Compagnien ſtraßenfegender Frauen und Kinder, zwiſchen Laſtwagen, heimkehrenden Schnittern, Beeren- und Reiſigſammlern, ſchnatternden Enten- und Gänſegruppen, ſchritten geſchäftig, ſich leiſe in den ſchlanken Hüften wiegend, die Frauen, auf den tuchumwundenen Köpfen die friſchgebackenen, runden Heidelbeerkuchen balancierend.

Dann lag das Dorf hinter uns. Nur das Hämmern und pfeifende Rauſchen ſeiner Pochwerke und Schneidemühlen hallte uns noch ein Stück Weges wie ein letzter Abſchiedsgruß nach. Wir aber ſchritten rüſtig das herrliche Thal hinab. Ein goldig warmer Duft lag über den tannenbekränzten Höhen. Schnittreif wogte das Korn im lauen Sommerwinde am Fuße der Berglehnen und die Lerchen ſangen wie traumverloren darüber hin. Hie und da eine Mühle oder Fachwerkhütte, rotblühende Feuerbohnen hinter dem Gartenzaune und ſpielende Kinder vor der Thür. Ziegen kletterten an dem ſchroffen Felsgeſtein zu einer Burgruine empor, von deren maſſigem Streitturme ein paar junge Birken in das Thal niedernickten. In das Rauſchen des Gebirgsbaches miſchte ſich der halblaute Geſang eines am Ufer hockenden Gänſemädchens. — Vor uns aber, immer zwanzig Schritt im Vorſprung, ſchritt, rüſtig auf ſeinen derben Knotenſtock geſtützt, der wohlbeſtallte Bote deiner Ephorie, beſter Freund, eine Leuchte der theologiſchen Wiſſenſchaft, der Kulturträger für ſo manches weltferne Pfarrhaus, das köſtlichſte Original thalauf und ab: der Ephoralbote Amor Wehmeyer, gewöhnlich kurzweg „Herr Profeſſor“ genannt.

Von Haus aus war er eigentlich Holzhauer geweſen. Das Leben im Walde, abſeits von dem Geräuſch der Welt und — ſeiner beſſeren Hälfte, die er ihrer Herrſchſucht wegen ſtets nur als einen „Sultan“ bezeichnete, behagte ihm anfangs wohl. Er hatte ſich unweit einer Bergquelle eine ſchlichte Waldhütte gezimmert, wo er Tag und Nacht hauſte, theologiſche Erbauungsſchriften verſchlang und ſich die Bibel nach ſeiner Weiſe zurechtlegte. Als einmal der Oberförſter des Reviers, ein heißſporniger, aufflackernder Greis, gar zu viel den Teufel herbeibeſchwor, da war der kleine, halbverwachſene Amor Wehmeyer plötzlich wie eine Katze zwiſchen den Holzhauern und Baumſtämmen hervorgeſprungen, hatte ſich mit furchtbarem Ernſte vor ſeinen Vorgeſetzten aufgepflanzt und, den Daumen der Rechten gleichſam in den Himmel einbohrend, mit gellender Stimme ausgerufen: „Herr Oberferſchter, da oben läbt noch einer! Joa!!“

Da war der Gewarnte betroffen zurückgeprallt und mied ſeitdem mit ſcheuen Blicken den unbequemen Waldheiligen. Es ſchien, als ſchlucke er ſeit jener Stunde ſeine Kraftflüche auf halbem Wege wieder zurück. Dem Eremiten aber war der Aufenthalt im Walde auch verleidet. Der Spott ſeiner Kameraden, die vergeblich erſtrebte Heiligkeit ſeines Weſens, der nahe ſcharfe Winter und noch manches andere drängten ihn zu dem Entſchluſſe, ſeine Waldherberge aufzugeben. Er packte die wenigen Habſeligkeiten auf den Schubkarren und eines Abends pochte er beſcheiden am Kammerfenſter ſeines Sultans an und bat um Einlaß. Roſig ſoll der Empfang nicht geweſen ſein. Doch Amor, gereift an großen Vorbildern der Bibel, ergab ſich mit Geduld darein. Nur als er endlich auf dem Pfühl in dem Dachſtübchen über der Kemnate ſeiner Eheliebſten todmüde niederſank, flüſterten die alten Lippen traurig: „Ach, Wehmeyer, Wehmeyer!“ Dann nahm der Schlaf den Verſtoßenen ſanft in ſeine Arme.

Gar oft ſah man nun des Nachts oben aus dem Schubfenſter des Dachſtübchens noch lange den ſanften Schein einer Nachtleuchte ſchimmern, während in der Dorfſtraße ſchon alles Leben erloſchen war und nur aus der nahen Glashütte das Glühfeuer wie mit tauſend Augen in das finſtere Thal blickte. „Der Herr Profeſſor ſtudiert!“ ſagten dann lächelnd die Vorübergehenden. Am Neujahrsmorgen ſtand der Herr Profeſſor, das ſchwarze, fadenſcheinige Röckchen ſauber abgebürſtet, vor der Thür des Studierzimmers des Ortsgeiſtlichen. Zweimal hatte er bereits leiſe angeklopft. Nun rief eine freundliche Stimme „Herein!“ Ueber des Profeſſors eingefallene Backen liefen zwei rote Streifen, wie der Bart eines preußiſchen Subalternen.

„Herr Supperdent!“ begann er etwas ſchüchtern, trat dann weiter vor und reichte dem ihn über die Brille anſehenden Angeredeten die ſchwielige, braune Hand. „Herr Supperdent! Ich möchte Ihnen fürs nächſte Jahr nur alles Glück wünſchen, ſowohl im Reiche der Natur als auch im Reiche der Gnade!“

„Danke ſchön, Wehmeyer! Na, wie geht's? 's iſt haußen kalt, gelle? Was macht Ihre Frau? Hm?“

„Ach!“ Wehmeyer ſchüttelte ſich wie ein naßgewordener Pudel und ſah ſteif und verlegen zu Boden. „Sie iſt ein Sultan, Herr Supperdent!“ ſetzte er mit unverhohlenem Ingrimm dann hinzu.

„Hören Sie mal, Wehmeyer, da fällt mir etwas ein. Sie wiſſen wohl ſchon, daß unſer bisheriger Ephoralbote Meſſing 'rüber nach Amerika will. 's thut mir leid, aber er läßt ſich nicht abreden. Da habe ich nun an Sie gedacht, da Sie ja doch das Holzhauen nicht ewig treiben werden und auch ſonſt nicht ganz ohne Intereſſe für unſere Kirche ſich bisher bewieſen haben“ — hier flog über Wehmeyers durchfurchtes Antlitz ein ſtolzes Lächeln, das immer mehr an Glanz gewann — „hätten Sie wohl Luſt — —“

„Herr Supperdent! Iſt's Ihr Ernſt? Freilich! Tauſendmal! Ei, du mein Guckeda! Das war ein Fingerzeig Gottes, daß ich heute zu Ihnen mußte. Scheenſten Dank! Hehe, Sultan, wirſt Augen machen, joa! Nee, nee, das hätt' ich mir nicht träumen laſſen!“ Und der Alte rieb ſich die Hände, ſeine Aeuglein ſchoſſen unter den buſchigen Brauen helle Blitze, er ſchlug ſich vor Aufregung mit der Rechten auf das Knie, wiegte den Kopf und griff dann haſtig nach der Hand des Seelſorgers.

„Nochmals ſcheenſten Dank! Aber jetzt muß ich heim, oho; ſie wird Augen machen, ſie wird Augen machen! Und ein Ephoralranzen wird angeſchafft, wie unſere Ephorie noch keinen geſehen. Adjes, Herr Supperdent, adjes!“ Noch ein halber Bückling zur Seite und der aufgeregte Alte ſtolperte die Treppe hinab auf den Hausflur, wo zu beiden Seiten geöffnete Thüren nach der Küche und Wohnſtube führten. Und nach beiden Seiten hin entſandte er ſeinen feierlichen Neujahrsgruß. Der Gruß zur Linken brachte ihm ein großes Stück Aſchkuchen ſeitens der Hausfrau, der Gruß zur Rechten einen herzlichen Gegengruß des hübſchen, braunzöpfigen Töchterleins ein. Dankend quittierte der Alte beide Gaben und ließ dann die klingelnde Hausthür ins Schloß fallen. Draußen ſchob er ein der Weſtentaſche entnommenes Stück Primtabak in die zahnlückige Mundhöhle, warf noch einen dankbaren Blick zu dem Studierzimmer Seiner Hochwürden empor und trollte dann unverzüglich nach Hauſe.

Drei Tage ſpäter bereits war die Werkſtatt des Schreinermeiſters Thielen der Schauplatz eines ergötzlichen Vorganges. Da in der That der alte Ephoralranzen ſich als penſionsberechtigt erwies, ſo hatte Amor Wehmeyer leichtes Spiel gehabt, den „Supperdenten“ zur Beſchaffung eines neuen zu bewegen. „Es ſoll was ganz Apartes werden, Herr Supperdent!“ hatte er mit aufgerecktem Daumen verſichert, und war dann nach Bewilligung der geforderten Summe zum Meiſter Thielen geſtolpert, ihm ſeinen Entwurf zu dieſem Prunkſtück ſeines neuen „kirchlichen“ Amtes vorzutragen. Ja, die Herren Pfarrer ſollten ſchon Augen machen, wenn er mit dem neuen Ranzen die erſte Runde antreten würde, Bücher und Schriften auszuwechſeln oder bei einer Viſitation das Ornat ſeines „Supperdenten“ darin zu bergen. Er hatte ein Holzgeſtell geplant, das dann der Sattler überziehen ſollte. An der Seite war eine Vorrichtung getroffen, das rote Parapluie wie ein Bajonett aufzuſpießen. Obwohl ihm der Schreiner das Unnötige des Holzgeſtelles klar zu machen ſuchte, das den Ranzen um das Doppelte ſeines Gewichtes erſchweren würde, beſtand Wehmeyer doch trotzig auf ſeinem Lieblingswunſch. „Meiſter Thielen,“ ſagte er, „ich bitte mir den Kaſten paſſend nach meiner Figur zu machen, er ſoll ſitzen wie ein Rock!“

Da hatte der Meiſter den Altgeſellen heimlich angeblinzelt, und dieſer, ein Schalk, hatte Amor Wehmeyer mit geſchäftlichem Ernſte erſucht, ſich freundlichſt lang auf die Diele, den Rücken nach oben, zu legen, damit ihm ein paſſendes Maß genommen werden könnte. Währenddeſſen war der Lehrbube hinausgelaufen und hatte die halbe Nachbarſchaft herbeigerufen, die nun auf dem Flur ſtand und durch die weitgeöffnete Thür grinſend zuſchaute, wie der Altgeſelle dem armen Ephoralboten auf dem Rücken herumritt und bei jeder argwöhniſchen Bewegung des Delinquenten deſſen Kopf wieder niederduckte, daß er eine Linie mit dem plattgedrückten Bauche hielt. „Stillgehalten, Wehmeyer!“ rief er dann jedesmal mit furchtbarer Ernſthaftigkeit, „der Ranzen ſoll Ihnen ja wie ein Rock paſſen.“ Und Amor Wehmeyer ſeufzte tief und verglich ſich im ſtillen mit ſo manchem Märtyrer der heiligen Schrift, die ja auch um der „Kirche“ willen alle Qualen auf ſich genommen. Dieſe zeitgemäßen Betrachtungen ſtärkten ſeinen Mut, und als er endlich nach einer langen halben Stunde, geknetet, mit blauen Flecken bedeckt, ſteifgliedrig und hochgeröteten Antlitzes ſich unter liebevollem Beiſtande des Altgeſellen und des Lehrjungen langſam erhob, hatte er gerade noch ſo viel Kraft und Selbſtentſagung, daß er beiden Schelmen die Hand drücken und ſich mit zitternder Stimme für alle verurſachten Mühſeligkeiten bedanken konnte. Dann ließ er ſich ſtill auf einen Stuhl nieder, um ſich von der überſtandenen Tortur zu erholen. Er durchlief im Geiſte noch einmal die Reihe der gemarterten Kirchenheiligen und es erfüllte ihn ſchließlich doch mit großer Genugthuung, daß die Art ſeiner eben überſtandenen Marter kein einziger unter ihnen aufzuweiſen hatte. Und dann dachte er auch an „Sultan“ und als er ſich nun vom Stuhle erhob und ſein Auge zufällig in einen kleinen Wandſpiegel fiel, da wunderte er ſich faſt, daß kein Doppelſtrahlenkranz ſein mildlächelndes Märtyrerangeſicht verklärte.

Acht Tage ſpäter war der Ephoralranzen fertig aus den Händen des Schreiners und Sattlers hervorgegangen, ein Ungeheuer an Größe, ein plumpes Ungetüm an Schwere. Anfangs vermochte Wehmeyer ſich kaum damit aufzurichten, aber nach einigen Gehverſuchen droben in ſeinem Studierzimmer hatte ſich ſein alter, halbgekrümmter Buckel etwas daran gewöhnt, das rote Parapluie ward zur Seite aufgepflanzt, der Knotenſtock in der Rechten tapfer in die Diele gebohrt, ſo ſchritt Amor Wehmeyer im halblauten Geſpräche immer im Stübchen auf und ab, ſo zog er am anderen Morgen durch die Dorfſtraße, hinan die ſteile Berglehne, die erſte Runde als wohlbeſtallter neuer Kirchenbote der Ephorie Waldroda anzutreten. Salbungsvoll tönte ſein Gruß dem Vorübergehenden, und alle, die den ſchnurrigen Alten ſahen, die lächelten und ſchüttelten das Haupt.

Auch heute wieder zog er mit allen Zeichen ſeiner amtlichen Würde geſchmückt uns voran. Zuweilen blieb er ſtehen, ſah ſich beſorgt um, ob wir auch die Fährte nicht etwa verloren hätten, dann ſchritt er wieder, wie ein Berggeiſt anzuſchauen, emſig weiter. Wo das Thal ſich plötzlich zu beiden Seiten teilt, ragten hohe, unbewachſene, gelbleuchtende Felſenwände empor, von Regenbächen zerklüftet und von niedergekollerten Geſteinsmaſſen wild bedeckt. Hie und da ſteckte aus einem Bergſpalt eine Ebereſche oder Fichte ihr Stämmchen zur blauen Luft, Eidechſen ſonnten ſich auf den Kalktrümmern und kleine blaue Schmetterlinge tänzelten über blühenden Ginſter, Lavendel und roſaleuchtendes Heidekraut. Endlich waren wir den ſteilen Hang hinan. Hinter uns lag, vom Golde des Abendlichtes übergoſſen, in ſanften Linien hingeſtreckt, das mehr und mehr im Duft verſchwimmende Gebirge des Thüringer Waldes, während vor uns wie mit einem Zauberſchlage ſich ein völlig neues, überraſchendes Bild aufgethan hatte: eine breithinwallende Mulde, überſäet von Dörfern, unterbrochen von kegelförmig aufſtrebenden Einzelbergen und in der Ferne von der linken Höhenwand des Saalethales ſtimmungsvoll abgeſchloſſen. Hinter uns das ſcheidende Tageslicht, vor uns die im Gewölk heraufſteigende Nacht. Eine Seitwärtsſtellung ließ beide Bilder auf einmal überſchauen.

Andacht und Bewunderung machten uns ſtill verharren. Da brach der Ephoralbote das friedliche Schweigen: „Wie lieblich ſind deine Wohnungen, o Herr Zebaoth!“

„Schon gut, ſchon gut, Wehmeyer!“ beſchwichtigte mein Freund. Erſtaunt hielt der Gemaßregelte inne, blickte ſeinen „Supperdenten“ wie faſſungslos an und wandte ſich dann betrübt um, während die Lippen ſich unhörbar weiter bewegten. Bald darauf aber ſtieg er einige Schritt jenſeits hinab, ließ dann am Rande eines Wacholdergebüſches den Ranzen zu Boden gleiten und begann darauf den Inhalt desſelben auszukramen: Butterbrote, Talar, Wurſtſtücke, Akten, eine Weinflaſche nebſt zwei Gläſern. Während wir noch immer im Anblick des herrlichen Landſchaftsbildes verſunken waren, trat Wehmeyer näher und brach zum zweitenmal das friedliche Schweigen: „Hier iſt's gut ſein, Herr Supperdent, hier laßt uns Hütten bauen. Die Blutwurſt muß auch weg. Die iſt friſch und bei der Hitze bekommt ſie leicht einen Stich.“ Hier rümpfte er etwas die Naſe, als beleidige bereits ein böſer Geruch dieſelbe und fuhr dann fort: „Ich denke, Herr Supperdent, wir ſtärken uns erſt etwas, es wird doch ſpät, ehe wir nach Altroda kommen. Ich habe bereits da unten alles ſchön aufgetiſcht.“ Er wies mit dem Daumen nach dem Wacholderbuſche, wo heilige und unheilige Dinge im fröhlichen Durcheinander ſich tummelten.

„Wehmeyer,“ ſagte mein Freund, als er den Wirrwarr neben dem Ranzen erblickte, „Sie ſind und bleiben doch ein Konfuſionsrat!“

„Ach Gott, Herr Supperdent, machen Sie mich nicht eitel. Ja, wenn ich darauf ſtudiert hätte. Aber ſo — —“ Er ſeufzte, ließ ſich unweit des über dem Boden verſtreuten Chaos nieder, zog aus ſeiner Rocktaſche Brot und Wurſt ſowie ein Fläſchchen Feuerwaſſer und begann ſeinen Gram über die verfehlte Laufbahn durch Speiſe und Trank niederzukämpfen.

Auch wir hatten uns auf den Raſen geſetzt und ſprachen tapfer dem Inhalte des Ranzens zu, auf deſſen Boden Talar, Samtkäpſel, Akten und Bücher wieder verſenkt worden waren. Ehe die Sonne hinter der Wolkenwand niederſank, klangen die Gläſer, gefüllt mit goldleuchtendem Rheinwein, auf die Thüringer Heimat noch einmal an. Wehmeyer war bereits fertig. Er hatte ſich mit der umgekehrten Rechten den Mund abgewiſcht und ſaß nun, beide Hände über die hochgezogenen Kniee gefaltet, ſtumm da, den Zug der Wolken an dem ſich mehr und mehr verfinſternden Himmel beobachtend. Es drückte ihm ſichtlich etwas das Herz ab.

„Herr Supperdent,“ ſagte er endlich, „glauben Sie, daß dieſe Welt einmal untergehen kann? 's will mir gar nicht in meinen alten Holzhauerſchädel.“

„Wenn die Kreatur auf Erden ſo ſündhaft bleibt, wie Ihr, Wehmeyer, ſo kann dies gar nicht mehr ſo lange ausbleiben.“

Der Ephoralbote warf einen flüchtig fragenden Blick auf ſeinen geiſtlichen Gönner, ob es dieſem auch voller Ernſt damit ſei. Dann fügte er halb vorwurfsvoll hinzu: „Warum ſagen Sie das nicht mal meiner Frau? Dem Sultan kann dies nichts ſchaden.“

„Wehmeyer, iſt das chriſtlich? Schämen Sie ſich. Wiſſen Sie nicht, was in der Heiligen Schrift vom Splitter und Balken ſteht?“

Der Ephoralbote neigte betrübt ſein verwettertes Antlitz zur Erde. Dann ſpann er den Faden ſeiner Gedanken über den Weltuntergang ſtill fort. Auf einmal lief es wie Erleuchtung über ſeine alten Züge. Es war etwas wie Herausforderung, als er ſich jetzt wieder umwandte und mit bewußtem Nachdruck ſagte: „Nehmen S' nicht übel, Herr Supperdent, aber — ich kann's nicht glauben, daß dieſe Welt ſo Hals über Kopf verſchwinden könnte. Was ſollte denn aus dem jüngſten Tage werden, wenn niemand vor dem Richterſtuhle droben erſchiene? Wenn keine Gräber hienieden ſich mehr öffnen könnten? Sehen Sie, Herr Supperdent, dadrüber komme ich mit meinem dummen Verſtande überhaupt nicht fort. Seitdem ich voriges Jahr in Gotha war, wo ſich die reichen Leute verbrennen laſſen, daß von all ihrer Herrlichkeit nichts übrigbleibt, als ein paar Hände voll Aſche, da — da — da will es mir gar nicht mehr ſo recht in den Kopf mit der einſtigen allgemeinen Auferſtehung. Ich weiß wenigſtens nicht, wie dieſe Leute, die in Töpfen in Gotha zur Schau ausgeſtellt ſtehen, ihre Knochen ſo raſch zuſammenſuchen können, wenn die Poſaune des Gerichts donnert und ſie ja auch, mit Verlaubnis, ſolche gar nicht mehr aufzuweiſen haben.“

„Sie ſind ein Heide, Wehmeyer, ein echter, alter Heide! Schämen Sie ſich!“

Wehmeyer hatte ſeinen Supperdenten ſiegesbewußt angeſtarrt, doch als die Zurechtweiſung erſcholl, da zuckte er zuſammen. Das hatte ihm noch niemand geſagt. Das — er konnte gar nicht weiter denken. Heidentum, Weltgericht und Verbrennungsofen taumelten in ſeinem Hirn bunt durcheinander, ihm ſchien es ſchließlich, als beginne ſelbſt der Berg zu kreiſen, als ſteige aus der ſchwarzen Verſenkung des Ephoralranzens das noch ſchwärzere Ornat ſeines geliebten Supperdenten und wachſe und wachſe immer größer, immer grauſiger empor, und eine Hand recke ſich aus dem rechten Aermel und weiſe auf ihn, den hartgeſottenen Sünder, der mit dreiſter Stirne ſoeben die alten Lehren und Offenbarungen des Buches aller Bücher fortgeleugnet und weggeſpottet hatte. Und Amor Wehmeyer überkam es mit Reue und Gewiſſensqualen. Mit Vergebung flehendem Antlitze wandte er ſich wieder um und ſagte mit kampfesmüder Stimme: „Herr Supperdent, ſeien Sie nicht böſe, und ich denke, wir gehen jetzt, denn es will Abend werden und der Tag hat ſich geneiget. Es fängt ſchon an duſter zu werden und die Hunde unten in Schönbach ſind hölliſch biſſig. Sie haben mich neulich erſt beinahe am Schlafittchen gehabt.“

Langſam und vorſichtig kletterten wir nun unter Vorantritt des reuigen Heiden den ſchmalen Saumpfad des ſteilen Berges hinab, währenddeſſen ſich eine Wolke über uns löſte und uns für ein paar Minuten in einen feinen Sprühregen hüllte. Doch noch ehe wir die Thalſohle berührten, lag wieder freier Himmel über uns und neben der gemächlich fortziehenden Wolkenmaſſe zwinkerte ſoeben der Abendſtern herab. Würziger, friſcher Duft ſtrich durch die Lüfte und hie und da begann ſich ein Fenſter in dem Dörfchen zu erhellen, durch das wir, unberührt von den gefürchteten Hunden, im ſtillen Geſpräche zogen. Draußen ſangen die Grillen in den Feldern und hin und wieder ſchoß eine Fledermaus im zackigen Fluge über unſere Köpfe fort. Noch durch ein einſames Dorf, dann wieder Wieſen, Aecker und Triften, von einem weidenumſtandenen Bach oder Teiche zuweilen unterbrochen, und endlich hielten wir Einzug in dem Dörfchen, unſerem Endziele, einer ſtillen Menſcheninſel abſeits des Weltenmeeres: einer Handvoll Hütten, Kirche, Schule, Schenke und Pfarrhaus. Wochen vergehen zuweilen, ehe hier einmal ein Weſen aus der Außenwelt durch die aufhorchende Dorfſtraße ſchreitet. Der täglich einmal eintreffende Landbriefträger iſt ſeit Erfindung der Poſt der alleinige Kulturbringer. Außer den Bauernfuhrwerken rollt kein Wagen längs der weißgetünchten Fachwerkhütten entlang. Das trübe Lämpchen in der Schenke qualmt nur Sonntagabends. Hier iſt noch jungfräulich Land, hier hört man noch die Zeit ſummen und was „draußen“ in der Welt vorgeht, tönt nur wie verweht zuweilen unbeſtimmt herein. Da iſt ein Viſitationstag ein Feſttag und zum Feſttag auch wandelt ſich das Leben im ſtillen Pfarrhaus für ein paar Stunden. Man hört doch wieder einmal fremde Menſchenrede und freut ſich, Gaſtfreundſchaft nach langer Einzelhaft üben zu können.

Als unſere Schritte das holprige Pflaſter wiedergaben, die Turmuhr kündete eben die zehnte Stunde, da ward es plötzlich in einem Hauſe vor uns hell und lebendig. Ein Hund ſchlug an, Lichter irrten hin und her, klingelnd öffnete ſich eine Thür, ein ſchimmernder Strahl drang aus ihr über die Gaſſe fort und in ſeiner Beleuchtung erkannten wir jetzt auf der oberſten Steinſtufe der hinanführenden Treppe ein fröhliches, junges Menſchenpaar, das uns mit ſchlichten Worten aufrichtigſter Freude begrüßte. Vom weißen Sande überſtreut, erglänzten drinnen Flur und Dielen, im Eingang zur Stube, in deren Ecke ein traulicher Abendtiſch winkte, ſaß die Hauskatze und ſpann — wohin das Auge fiel: Zufriedenheit, Glück, ſtiller Friede.

Amor Wehmeyer hatte den Ranzen abgeſchnallt und war dann in die Küche getrollt, wo er es ſich neben dem Herde bequem machte. Er wußte bereits Beſcheid im Hauſe, geſtatteten ſich doch ſeine gewöhnlichen Beſuche ſtets zu Viſitationsreiſen in die Küche, über deren Güte und Ausgiebigkeit ſein Urteil längſt nicht mehr ſchwankte.

Die Turmuhr der Dorfkirche hatte längſt die elfte Stunde angeſagt, als wir uns endlich vom Abendtiſche erhoben, uns zur Ruhe zu begeben. Die junge Frau Pfarrerin, roſig und rund, nahm das Kompliment des Herrn Superintendenten über das wohl ſchmackhafte, aber doch zu reiche Abendmahl mit geziemender, wohlanſtehender Beſcheidenheit und halber Abwehr entgegen, knickſte noch einmal, reichte uns jedem die kleine, runde Hand, worauf der Gatte uns die Treppe voran zu unſerem Schlafzimmer leuchtete, dort das offene Fenſter ſchloß und uns dann eine gute Nachtruhe wünſchte. Eine Viertelſtunde ſpäter war alles Licht im Pfarrhauſe zu Altroda erloſchen. Alles ſchien zu ſchlafen. Aber es ſchien doch nur ſo. Unten wie oben wachte die Sorge.

Die junge Frau Pfarrerin lag noch wach im Bette. Quälende Gedanken belaſteten ihr Herzchen. Ihr Gatte fühlte bereits im Traume den anerkennenden Händedruck ſeines Vorgeſetzten, als er mitten aus dieſem befriedigenden Gefühle herausgeriſſen wurde.

„Guſtav!“ Pauſe. „Guſtav!“ Im Bette nebenan ſtockte das Schnarchen.

„Was iſt, Marie?“

„Glaubſt du, daß es dem Herrn Superintendenten geſchmeckt hat?“

„Mein Gott, deshalb? Natürlich, rieſig!“

„Ach! Meinſt du wirklich? Wenn mir nur morgen der Kalbsbraten gerät! Mit dem Gurkenſalat iſt's auch eine eigene Sache. Weißt du noch, vor zwei Jahren war auch eine bittere Gurke dabei geweſen. Wenn mir das diesmal etwa wieder paſſierte, ich glaube, ich würde vor Scham in die Erde verſinken.“

„Und ich werde mit deiner Erlaubnis jetzt wieder in meinen Schlaf verſinken!“

„Guſtav!“ Alles blieb ſtill. „Guſtav!“ Das erneute Schnarchen des geliebten Mannes ſchnitt jedoch der Aermſten jede weitere Frage ab. Ruhelos lag ſie noch ein lange Weile, die Augen zur Decke emporgewandt, über welcher juſt auch der geſtrenge Herr Superintendent mit innerer Unruhe kämpfte.

„'s iſt immer ſo,“ murmelte er vor ſich hin, „man nimmt ſich vor, unterwegs noch zu memorieren, aber gewöhnlich wird's dann nichts. Und heute abend iſt's mir auch nicht mehr möglich — Thee — Rum — Bier — i, das halte ein anderer aus. Ich nicht.“ Er wandte ſich auf die andere Seite, das Geſicht nach der Wand. Dann fuhr er fort: „Morgen früh, ehe die Hähne von Altroda krähen, muß ich aber noch an die Arbeit. Ein Stündchen in Ruhe, dann haaa! — er gähnte — nur Mut, die Sache wird ſchon ſchief gehen. Haaa!“ Und unter Gähnen, Strecken, Murmeln ſchlief der würdige Mann ein.

In dem Kämmerchen neben der Küche aber herrſchte tiefer Frieden. Da lag der Ephoralbote feſt im Schlafe und lächelte. Ihm war es nämlich im Traume, als ſtreichele ihm der liebe Gott in höchſteigener Perſon die eingefallenen Backen und ſage zu ihm: „Wehmeyer, was den Weltuntergang anbetrifft — nun, ſo biſt du — — es iſt eben eine eigene Sache damit.“

„So bin ich alſo kein Heide, wie der Herr Supperdent geſagt haben?“

Da drohte der liebe Gott mit der Rechten, legte dann den Zeigefinger auf den Mund bedeutungsvoll, grüßte lächelnd und verſchwand wieder in den Wolken. Amor Wehmeyer aber rann im Traume eine Thräne des Dankes über die Wange. — —

Der Sonntagmorgen war herangedämmert, ſeine erſte Helle durchdrang unſer Schlafzimmer, als ich aus einem Halbſchlafe plötzlich erwachte. Mir war es immer wie das Murmeln eines Baches an mein Ohr geklungen, bis plötzlich ein Stein ſich vom Felſen löſte und mit Donnergepolter herniederkollerte, gerade auf meine Füße, daß ich erwachte. Mein Schlafgenoſſe hat ſoeben kräftig genieſt. Das war der Felsblock. Aber auch das Quellengemurmel ward mir jetzt klar. Ganz in meiner Nähe rann das Bächlein der Beredſamkeit. Denn hinter mir klang es jetzt in halblauten Tönen: „— — ſo fraget ihr? Gewiß, meine lieben Freunde, das habt ihr gethan. Aber iſt es damit genug geſchehen? Mit nichten, ſage ich euch, mit nichten! Die Liebe rechnet nicht, ſie gibt mit vollen Händen, ſie tröſtet den Armen und hilft dem Schwankenden, daß er ſich aufrichte und wandle. Ohne Liebe kein Leben, ohne Liebe keine Sonne.“ — Ich hob den Kopf und blickte zu dem Sprecher hinüber.

„Du memorierſt?“

„Guten Morr'n! Freilich, ſeit vier Uhr, und dabei kaum ein Auge dieſe Nacht zugemacht. Schrecklichen Brummſchädel! Ich darf nun einmal abends nicht zweierlei durcheinander trinken. Du entſchuldigſt.“ Er bog ſich wieder mit dem Kopf über den Bettrand, ſtarrte auf ſeine Hausſchuhe nieder und fuhr dann fort: „Das iſt die rechte Liebe nicht, die von Opfern ſpricht. Donnerwetter, mir wird's wirklich ganz ſchlimm zu Mute. Wenn du's erlaubſt, öffne ich das Fenſter.“ Er ſprang aus dem Bette, riß beide Fenſterflügel auf und ging dann langſam in ſeinen hellen Unterbeinkleidern im Stübchen auf und ab. „Darum, wenn ihr gebet, ſo gebet mit Liebe. Eine Gabe, welche nicht vom Herzen kommt, gleicht unechtem Golde. Es glänzet wohl, innen aber — — nun bekomme ich auch noch kalte Füße — innen aber — wo iſt denn mein Konzept? — — es glänzet wohl — es — nun finde ich auch die Brille nicht — darum fraget euch, ſobald ihr gebet — ich werde doch lieber wieder das Fenſter zumachen. So! Brrrr! Nun fehlt bloß noch ein tüchtiger Schnupfen und das Feſt verläuft programmmäßig. Ob nicht immer etwas dazwiſchen kommt!“ Er kroch wieder ins Bett und an dem Raſcheln von Papier merkte ich, daß das Konzept ſich wieder in ſeinen Händen befand. Ich aber warf mich auf die andere Seite und war bald unter „Quellengemurmel“ und „Blätterrauſchen“ ſanft aufs neue eingeſchlafen.

Zwei Stunden ſpäter erhoben wir uns unten vom Kaffeetiſch, um zu Fuß uns zuerſt nach dem benachbarten Filialdorfe zu begeben. Mein Freund hatte ſein Unbehagen mit männlicher Entſchloſſenheit niedergekämpft und mir bereits vor dem Aufbruch mit zufriedenem Blinzeln heimlich mitgeteilt, daß es mit ſeiner Rede ebenfalls „klappte“. Das war nun wirklich ſehr hübſch, und da der junge Pfarrersmann die gleiche Selbſtzufriedenheit auf ſeinem Antlitz zur Schau trug, der vor uns mit dem Ranzen wacker ſchreitende Ephoralbote auch ſo vergnügt in die Welt ob ſeines nächtlichen Geſpräches mit dem lieben Herrgott ſchaute, ſo konnte es nicht fehlen, daß uns allen der Morgen ſo lieblich dünkte, als läuteten Millionen Freudenglöckchen am blauen Himmel. Und doch rief nur ein Glöcklein hinter dem Walde uns zu und verkündete den einſamen Dorfbewohnern, welch ein hoher Tag ihrem tannengeſchmückten Kirchlein heute bevorſtehe.

Das Gotteshaus war denn auch dicht gefüllt, unten die Frauen und Mädchen mit langwallenden, ſchweren, blauen Doppelmänteln, auf der Empore die Männer und Burſchen. Was das Dörflein an Kindern beſaß, hatte vor dem Altar Platz genommen. Geſang und Orgelſpiel wechſelte, während die goldenen Morgenſonnenſtrahlen durch das ſchlichte, kleine Kirchlein fluteten. Nach der Predigt des Pfarrers hielt der Herr „Supperdent“ noch eine längere Anſprache, die erſichtlich tiefſten Eindruck machte. Als mein Auge in den ſeitwärts vom Altar belegenen Logenraum fiel, erblickte ich darin einſam Amor Wehmeyer ſitzen, der mit glänzenden Augen wie verzückt zur Decke emporſchaute. Noch einmal brauſte die Orgel, der Segensſpruch erklang, der Schlußvers wurde geſungen, dann leerte ſich langſam das Gotteshaus. In der Sakriſtei aber ſtanden die Kirchenälteſten, verwetterte, feſtangeſeſſene Bauersleute, und mußten dem geſtrengen „Supperdenten“ berichten, ob ſie mit ihrem Herrn Pfarrer zufrieden ſeien. Ich glaube, ſie haben dies mit fröhlichem Herzen gethan.

Im Schulhauſe ward ſeitens beider Geiſtlichen das Ornat abgelegt, dann beſtiegen wir das bereits draußen harrende Wägelein des Schultheißen, der es ſich heute zur Ehre machte, das leichte Gefährt ſelbſt zu kutſchieren. Durch Felder und Wieſen, Wald und Triften flogen wir nun dahin. An den Wegen grüßten die Blumen, Lerchen tirilierten in der blauen Luft, es war ſo recht ein Sonntagmorgen, wo der liebe Herrgott durch Wald und Felder wandelt. Im Pfarrhauſe zu Altroda ein kurzer Imbiß und dann hinüber in die Kirche. Da wiederholte ſich noch einmal die ſchlichte, ſchöne Feier. Am Mittagstiſch ſah man nur heitere Geſichter. Alles war gut geraten und hatte ſich trefflich bewährt. Nicht zum letzten der Kalbsbraten nebſt Gurkenſalat der gaſtfreundlichen Frau Pfarrerin. Ihr galt das erſte Glas, gewidmet vom vergnüglich lächelnden Freunde und Superintendenten, dem Redner ſelbſt aber ward das nächſte Glas in aller ſchuldigen Ehrfurcht und berechtigten Liebe dargebracht. Auf der Thürſchwelle ſpann wieder wie am Abend zuvor die graue Hauskatze, während in der Küche Amor Wehmeyer, nachdem er ſich, als Zeichen uneingeſchränkter Wohlſeinsempfindung, mit der umgekehrten Rechten den Mund abgewiſcht hatte, der verwundert dreinſchauenden Dienſtmagd den Segen des praktiſchen Chriſtentums auf Erden klar zu machen ſuchte.

Die wenigen Stunden bis zum Abſchied vom einſamen Pfarrhauſe gingen raſch dahin. Man plauderte, ſcherzte und ſo manche halb verblaßten Erinnerungen wurden noch einmal zu flüchtigem Leben erweckt. Bald nach dem Kaffee ging's ans Scheiden.

„Leben Sie wohl, Frau Pfarrerin!“ ſagte mit Wehmut in Stimme und Antlitz Amor Wehmeyer, „und ich wünſche Ihnen bis zum nächſten Wiederſehen alles Glück, ſowohl im Reiche der Natur, als im Reiche der Gnade. Und es hat mir ſehr wohl bei Ihnen gefallen, und ich wünſchte, es ginge uns bei unſeren Viſitationen überall ſo gut.“ Nach dieſer höchſt ſchmeichelhaften Abſchiedsrede huckte er ſeinen Ranzen zurecht, ſchwang den Knotenſtock und ſtieg die Treppe zur Straße nieder, wie ein Tambourmajor, der das Zeichen zum Beginn der Muſik gibt. Händeſchütteln, Hutſchwenken, Grüßen hinüber und herüber, dann ſchritten wir die ſtille Dorfſtraße hinab, bis zum nächſten Dorfe von dem jungen Pfarrersmann geleitet. Hier nahmen wir Abſchied. Wieder ſangen die Lerchen, wieder rauſchte das Korn im lauen Sommerwinde, und hoch im blauen Aether ſchwammen wie goldene Barken ſonnenbeſäumte Wölkchen dahin.

Wie geſtern, ſo dämmerte auch heute der Abend zu Thale, als wir endlich auf dem Berge droben ſtanden und wieder in der duftigen Ferne das Gebirge erblickten. Die Nacht ſchritt von den Höhen, die erſten Sterne zogen herauf, da klopften wir an das heimatliche Pfarrhaus, zwiſchen deſſen Weingerank uns längſt das Licht begrüßt hatte. -- Seit jenen Tagen habe ich noch ſo manche Viſitationsreiſe mitgemacht, aber fröhlicher, poetiſcher und friedlicher keine wieder. Sie wird mir immer im Gedächtnis ſtehen. Und wenn ich aus der Schule plauderte -- Anton Wehmeyer, zürne nicht. Wünſche auch mir fürderhin Glück, hier wie drüben. Man kann des Segens nicht genug in dieſer bitterernſten Zeit teilhaftig werden. Und du, Freund und Seelſorger — verzeihe und ſchüttele lächelnd das Haupt. Ihr gothaiſchen Pfarrer habt's mir nun einmal angethan. Du aber ganz beſonders —!

Es iſt ſo ſüß, zu hoffen —

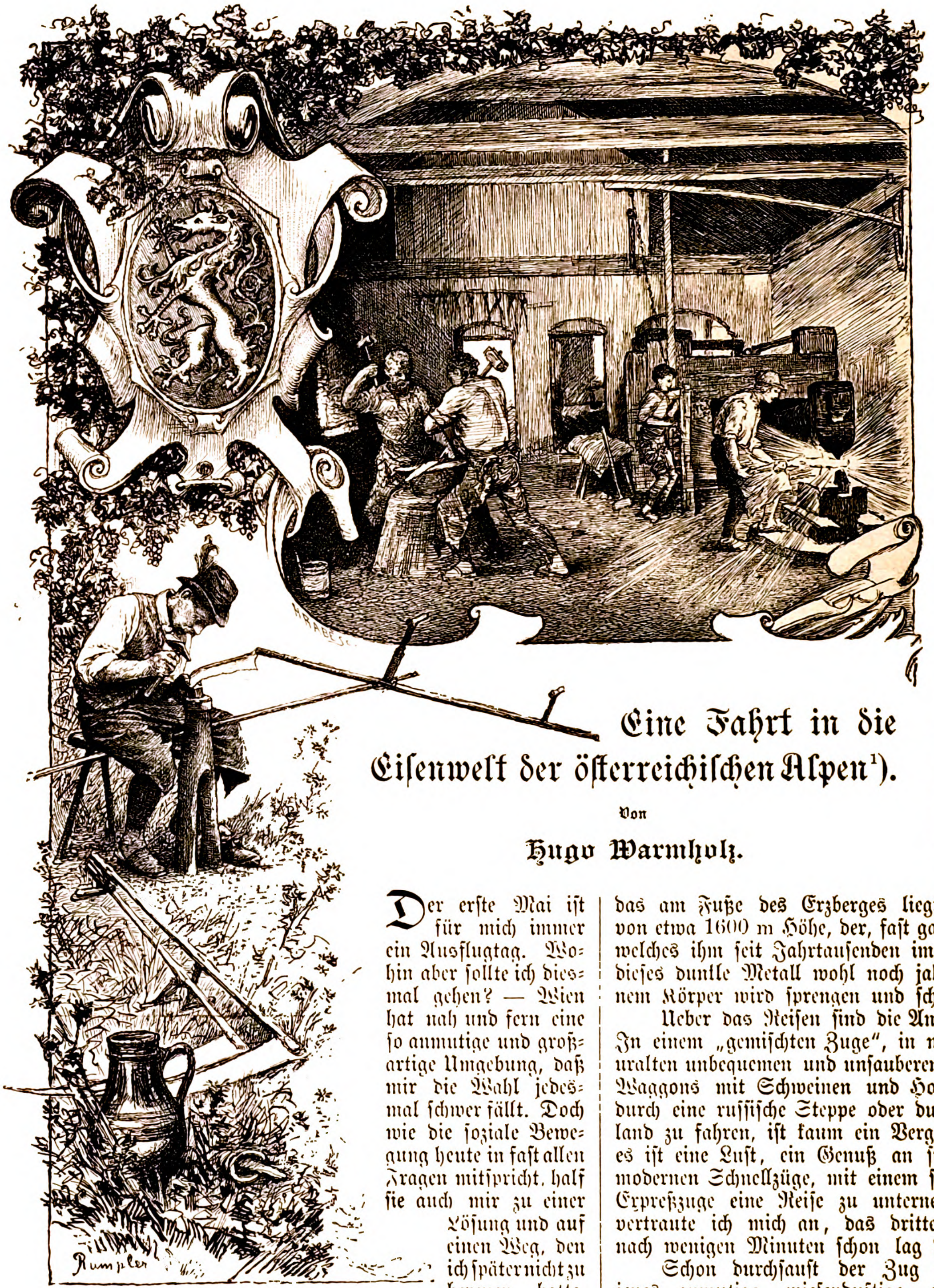
Von

Victor Blüthgen.

Es iſt ſo ſüß, zu hoffen,
Wenn eine Seele liebt!
Der ganze Himmel offen —
Wer ſagt, daß er nicht giebt?
Warnt alles auch: Es kann nicht ſein!
Bangt ſich das eigne Herz mit: Nein! —
Es iſt ſo ſüß, zu hoffen,
Wenn eine Seele liebt!

Es iſt ſo ſüß, zu glauben
Dem Schwur, der Treue ſchwört!
Die Liebe ſitzt in Lauben
Und will nicht ſein geſtört.
Ob alles zeugt: du wirſt genarrt!
Dein Engel ruft: ſei klug, ſei hart! —
Es iſt ſo ſüß, zu glauben
Dem Schwur, der Treue ſchwört.

Und klafft die tiefe Wunde,
Wenn alles traurig klar —
Das Herz geht wohl zu Grunde,
Die Lieb' nimmt's trotzig dar.
Vielleicht — wer weiß? — es mußte ſein!
Ich hab's gewollt, ich trag' die Pein,
Ich ſegne jede Stunde,
In der ich ſelig war.



Eine Fahrt in die Eiſenwelt der öſterreichiſchen Alpen[1]).

Von

Hugo Warmholz.

Der erſte Mai iſt für mich immer ein Ausflugtag. Wohin aber ſollte ich diesmal gehen? — Wien hat nah und fern eine ſo anmutige und großartige Umgebung, daß mir die Wahl jedesmal ſchwer fällt. Doch wie die ſoziale Bewegung heute in faſt allen Fragen mitſpricht, half ſie auch mir zu einer Löſung und auf einen Weg, den ich ſpäter nicht zu bereuen hatte.

Iſt doch jetzt von faſt nichts die Rede als von Kohle, von Eiſen und von Strikes; überall wo ſich Schachte in die Erde ſenken, überall wo Fabrikſchlote in die Luft ragen, wo Turbinen kreiſen und Schwungräder ſauſen, gibt es Arbeiterausſtände, gibt es Arbeitseinſtellungen.

Die Nachrichten über die Arbeiterbewegung füllen oft zwei, drei Spalten des größten Zeitungsformates. Ich bin ein fleißiger Leſer dieſer Nachrichten. Bei dieſer Lektüre nun war mir aufgefallen, daß die Arbeiterſchaft in einem unſerer größten und wichtigſten Induſtriegebiete, das noch dazu nicht gar weitab von Wien liegt, alſo dem Einfluſſe der Agitation nicht leicht entzogen werden kann, ſich vollſtändig ruhig verhalten hatte, ich meine jene Thäler der ſteieriſchen Alpen, in denen faſt alle Bewohner ihr tägliches Brot durch die harte Arbeit in den Bergwerken, in den Hochöfen und Walzwerken verdienen. Sollte die öſterreichiſche Alpine Montangeſellſchaft, der die meiſten Etabliſſements jener Eiſeninduſtrie-Gegend gehören, ihre Arbeiter beſonders human behandeln, ſollte ſie beſonders hohe Löhne zahlen und wie kommt es dann, daß die Unternehmungen dieſer Geſellſchaft trotzdem ſo bedeutende Erfolge aufweiſen?

Alles das intereſſierte mich, und ſo beſchloß ich denn auch, eine Reiſe nach Eiſenerz zu unternehmen, dem Mittelpunkt der Eiſenwelt in den öſterreichiſchen Alpen, einem uralten Bergſtädtchen, das am Fuße des Erzberges liegt, jenes Wunderberges von etwa 1600 m Höhe, der, faſt ganz aus Eiſen beſtehend, welches ihm ſeit Jahrtauſenden im Tagbau geraubt wird, dieſes dunkle Metall wohl noch jahrtauſendelang aus ſeinem Körper wird ſprengen und ſchlagen laſſen.

Ueber das Reiſen ſind die Anſichten ſehr verſchieden. In einem „gemiſchten Zuge“, in welchem gleich nach den uralten unbequemen und unſauberen Perſonenwagen einige Waggons mit Schweinen und Hornvieh eingereiht ſind, durch eine ruſſiſche Steppe oder durch ungariſches Puſtenland zu fahren, iſt kaum ein Vergnügen zu nennen, aber es iſt eine Luſt, ein Genuß an ſich, mit einem unſerer modernen Schnellzüge, mit einem ſogenannten Jagd- oder Expreßzuge eine Reiſe zu unternehmen. Einem ſolchen vertraute ich mich an, das dritte Läuten ertönte, und nach wenigen Minuten ſchon lag Wien weit hinter uns.

Schon durchſauſt der Zug jetzt den Wienerwald, jenes anmutige, wieſenduftige, quellenkühle Hügelland, deſſen dicht mit grünem, immer friſchem Laubwalde umhüllten, weichen Formen mir ſtets den Eindruck mächtiger Polſter machen, in welche die Kaiſerſtadt ſich behaglich eingebettet hat.

Bei dem hochragenden Stifte Melk, um welches ſich die Häuſer des gleichnamigen Ortes wie die Küchlein um ihre Henne drängen, erreichen wir wieder die Donau und haben das herrliche und großartige Stromgebiet derſelben durch längere Zeit zu unſerer Rechten.

Von Melk abwärts durchfließt der hier ſchon ſehr gewaltige Fluß die Wachau, einen wildromantiſchen Strompaß; auf den hoch emporragenden, oft ſteil zu den Wellen abfallenden Felſen und Waldhügeln liegen Schlöſſer.

---

[1] Die Illuſtrationen dieſes Eſſays ſind entnommen dem Werke: Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild (Verlag von Alfred Hölder, k. k. Hof- u. Univ.-Buchhandlung in Wien).

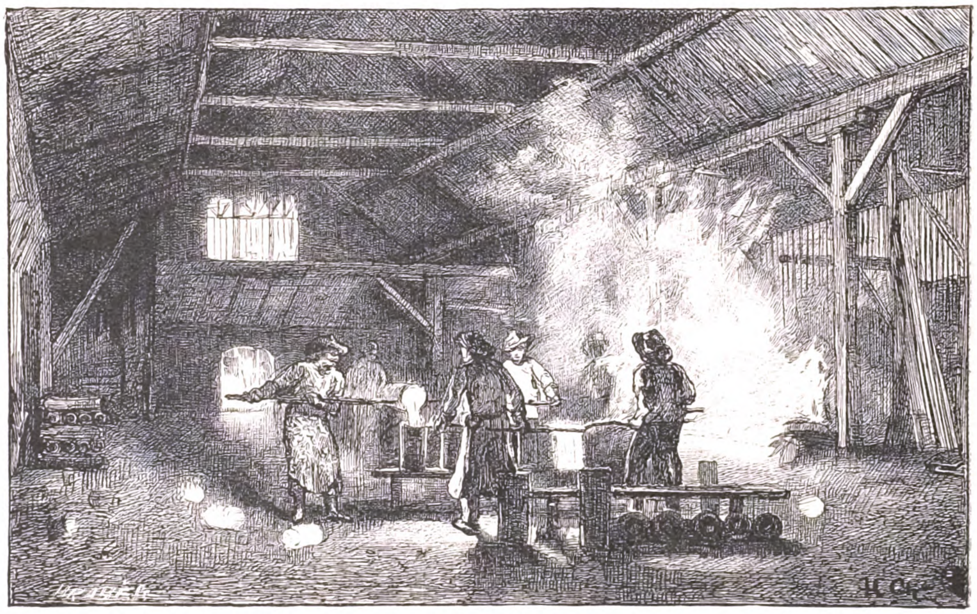
Klöſter und Ruinen und tief unten ſpiegeln altersgraue Städtchen ihre wohnlichen Giebelhäuſer, ihre kaſtellartig befeſtigten Kirchlein in den Fluten.

Die Benediktiner-Abtei Melk thront auf einem 57 m hohen Uferfelſen; ſie iſt uralt, da ihre Gründung bis auf das Jahr 1089 zurückreicht, und ſie gleicht mehr einem Palaſte als einem Kloſter. Papſt Pius VI. ſoll bei ihrem Anblick ausgerufen haben: „Haec ecclesia posset esse capella in Vaticano.“

Melk heißt in der Nibelungen-Sage Medelike, an dieſe Sage erinnern ſtromaufwärts noch viele Orte, ſo die nächſte Station Pöchlarn, an das alte Bachelaren, wo die Burg des Helden Rüdiger ſtand, der für König Etzel um Chriemhilde warb. Hier ging einſt die Grenze zwiſchen Bayern und dem alten Hunnenreiche.

Der Zug hält nach zweiſtündiger Fahrt in Amſtetten. Dort verlaſſen wir die Hauptlinie der Weſtbahn, um über Hieflau nach Eiſenerz weiter zu fahren.

Wir ſehen nun ſchon überall die Zeichen des Eiſenreiches, dem wir uns nähern, ganze Züge von mit Eiſenerz beladenen eiſernen Waggons ſtehen in den Stationen und viele Fabrikſchlote künden die Betriebsſtätten der hier ſchon recht bedeutenden Eiſeninduſtrie; da ſehen wir Streck- und Zeughäuſer, Walz- und Puddlingswerke, Draht- und Achſenfabriken, beſonders aber viele Schmieden, in denen Senſen, Sicheln und Strohmeſſer hergeſtellt werden, welche Fabrikate ſehr ſtarken Abſatz nach Rußland, Polen, Rumänien und in die Türkei finden.



Tiegelgußſtahlhütte in Kapfenberg.

Bei den Eiſenwerken ragen oft ſtattliche Herrenhäuſer aus ſchattigen Parkanlagen empor, aber alles iſt hier ruß- und kohlengeſchwärzt, die Bäume, die Häuſer, die Menſchen, und auf den dunklen Wäldern, in denen in elenden Holzhütten die Holzknechte, dieſe Waldmenſchen hauſen, lagert der Rauch der Kohlenmeiler. Die für die Verkohlung zu koſtbaren Blöcke aber und die Stämme werden in den Holzrieſen hinabgefördert; mächtig donnernd ſauſen ſie hinunter zum Thale, wo ſie in den wildromantiſch gelegenen, oft ſehr einfachen Sägemühlen verarbeitet werden.

Die einſt wohlhabenden Gewerksbeſitzer und Senſenſchmiede hießen in alter Zeit, als noch die Eiſenſtraße von Eiſenerz nach Pöchlarn an die Donau führte, „die ſchwarzen Grafen“ und dieſe ganze Gegend wurde die „Eiſenwurzen“ genannt, wie man das auch heute noch hier und da im Volksmunde hört.

Weſtlich von dieſem Gebiete liegt die Stadt Steier; bis dorthin wurde das am Erzberg gewonnene Eiſenerz im Mittelalter geführt, um da verhüttet zu werden. Heute beſitzt Steier eine der größten Gewehrfabriken des Kontinents — ſie gehörte früher dem berühmten Waffenfabrikanten Werndl, iſt jetzt aber Eigentum einer Aktiengeſellſchaft. Sie iſt mit ſehr bedeutenden Lieferungen für Oeſterreich-Ungarn, für Preußen und die Donauländer vollſtändig beſchäftigt.

Näher rücken wir den Alpen, deren ſchneebedeckte Zinnen ſich im Oſten, Süden und Weſten zum Himmel erheben, wir ſind in Hieflau, wo ein gewaltiger Hochofen uns den Beginn der Eiſenwelt anzeigt, welche kennen zu lernen wir von Wien ausgezogen ſind.

Die Größe der Natur harmoniert hier vollſtändig mit dem Umfange der Induſtrie jenes alten berühmten Eiſengebietes.

Kahle und nackte, 2000 m bis 2500 m emporragende, nur am Fuße bewaldete, ſteile und wild zerklüftete Kalkberge ſcheinen bei Hieflau die Welt zu verſperren, und doch hat das kleine Flüßchen, deſſen grüne, weiche Wellen zu unſeren Füßen die Felſen ſchmeichelnd umſchlingen, ſich einen Weg durch die Bergmaſſen gebahnt. Von Admont bis Hieflau durchbricht die Enns die Alpen in einer wild romantiſchen, oft ſchaurig ſchönen Schlucht, das Geſäuſe, ſo genannt von dem ewigen Sauſen, welches die raſtloſe Schleif- und Bohrarbeit des Waſſers verurſacht. Dieſe Schlucht verengt ſich an einigen Stellen zur Felsſpalte, die der Straße und der Eiſenbahn kaum Raum bietet, ſich durchzuzwängen. Wir folgen trotz des Verführeriſchen, das darin liegt, ſich in die einſame Gebirgswildnis zu begeben, und obgleich das am Ende des Geſäuſes liegende, berühmte und prächtige Kloſter Admont viel des Sehenswerten birgt, nicht der Hauptbahn, ſondern dem ſich öſtlich abzweigenden Schienenſtrange, der in das Thal des Erzbaches führt.

Hier betreten wir jenes Gebiet Oberſteiermarks, das, auf nur wenigen Quadratmeilen zerſtreut, die hauptſächlichſten Bergbaue, Hüttenwerke und Maſchinenfabriken der öſterreichiſchen Alpinen Montangeſellſchaft umfaßt. Denn wenn dieſe Geſellſchaft auch nach und nach faſt alle Eiſen- und Kohlenwerke Unteröſterreichs, Unter- und Oberſteiermarks und Kärntens erworben hat, gruppieren ſich doch ihre wertvollſten Beſitzungen um den ſteieriſchen Erzberg, der das Juwel ihrer Schätze bildet, der als eine Quelle unerſchöpflichen Reichtums für ihre Beſitzerin angeſehen werden darf.

Aus Tirol zieht ſich durch das Salzburgiſche und durch Oberſteiermark bis Gloggnitz in Niederöſterreich am

Nordabhange der kriſtalliniſchen Zentralkette der Alpen, eine in der Hauptſache aus Grauwacke beſtehende Gebirgszone, die Ablagerungen von Spateiſenſtein enthält; dieſe Zone erreicht ihre größte Breite nördlich von Leoben und weiſt hier die mächtigſten der Ablagerungen des Spateiſenſteines auf, die in dem Eiſenerzmaſſiv des berühmten Erzberges bei Eiſenerz zu Tage treten.

Doch wir greifen unſerer Wanderung vor, denn zunächſt befinden wir uns noch in dem reizenden, von Sommergäſten ſtark beſuchten Gebirgsorte Hieflau. Wieſenmatten und würzige Tannenwälder dehnen ſich rings bis zu den kahlen Kalkfelſenmauern, die Wind und Sturm von dieſem tiefen Bergkeſſel abhalten. Die Lage des hübſchen Pfarrdorfes konnte wohl eine idylliſche genannt werden, ſolange nur das Rauſchen des Waſſers der Enns und des Erzbaches die Einſamkeit des Gebirges ſtörte; aber dann kam die Eiſenbahn, das Pfeifen und Aechzen der Lokomotiven, die ſtöhnend ſchwere Züge von Erzwagen in die Ferne führten, das Zuſammenſchlagen und Raſſeln der Waggons beim Verſchieben auf dem Rangierbahnhof, und da waren früher ſchon die Paläſte des Eiſenerzes, die Hochöfen mit ihrem Rauch und Qualm und mit ihren die Geruchsnerven beleidigenden und die Bruſt beengenden Düften, die dafür Sorge trugen, daß die im Sommer hier weilenden Städter die Luſt und Freude an der Natur nicht ganz ungeſtört genießen. Dafür haben ſie das prächtige Bild, welches im Betrieb befindliche Hochöfen des Nachts bieten, wenn die Flammen gleich Rieſenfackeln aus den turmartigen Bauten herauslohen und wenn die Arbeiter, das feurige, flüſſige Erz in ſeine Sandbetten leitend, gleich Geſtalten der Unterwelt vor den glühenden Maſſen hin und her wandeln.

Schon im Jahre 1817 beſtand hier ein dem Montanärar gehöriger Hochofen, ſpäter wurden noch zwei weitere errichtet. Der Betrieb der Gebläſe für dieſe nur 10 m hohen und einen Faſſungsraum von 36 m^3 haltenden Hochöfen erfolgte durch Waſſerräder, weshalb die Beſitzer ſolcher Werke in jener Zeit Radmeiſter genannt wurden.

Als im Jahre 1882 dieſe Werke in den Beſitz der öſterreichiſchen Montangeſellſchaft gelangten, wurden ſofort eine Reihe weſentlicher Verbeſſerungen beim Betriebe der Hochöfen vorgenommen und es wurde beſchloſſen, für die Herſtellung des Eiſens, anſtatt der immer koſtſpieliger werdenden Holzkohle, deren Herſtellung in ſolchen Maſſen die Wälder verwüſtet, künftig in ſämtlichen Hochöfen der Geſellſchaft die Feuerung mit Koks einzuführen; dies konnte um ſo leichter geſchehen, als die Qualität der Eiſenſpate des Erzberges eine ſo günſtige iſt, daß die Anwendung mineraliſchen Brennſtoffes die Güte des Eiſens nicht ungünſtig beeinflußt, indem der etwa ſchädliche Einfluß der Kokes durch den Mangangehalt und die Leichtflüſſigkeit der Erze aufgehoben wird.

Ein ſolcher mit den modernſten Einrichtungen ausgeſtatteter Hochofen iſt nun bereits hergeſtellt, er verhält ſich zu den alten derartigen Werken wie die wohl ausgeſtattete Milcherei eines Gutshofes im Thale zu der Sennhütte auf hoher Alm.

Die verſchiedenartigen Vorrichtungen in und von ſolchen Oefen, die Aufzüge, Gebläſe, Apparate für Abzug der Gaſe, Kühlungsſchachte und dergleichen, Gichtaufzug für das Heben des Brennmateriales aus dem Koksdepot, endlich die 40 m hohe Eſſe, alles das verleiht einer ſolchen Anlage einen für den Laien ſo komplizierten Anſtrich, daß er dieſelbe anblickt, wie etwa ein Kind in das Innere einer Taſchenuhr ſieht. Die Hauptſache für ihn bleibt, daß oben das roſtbraune Geſtein und Koks hineingeſchüttet werden und daß unten das geſchmolzene Eiſen rotglühend herausfließt. Dabei wird hier aber auch noch die vorhandene Waſſerkraft ſtark in Anſpruch genommen und zwar für den Betrieb des Kalkſteinbruches, der Dynamomaſchinen und der Kühlwaſſerpumpe.

Der Arbeiterſtand dieſes Werkes beträgt 250 Mann, wovon für den Betrieb der Hütte 110 Mann, die weiteren 140 Mann für die Kohlung, den Rechenbetrieb und die Straßenerhaltung entfallen, welche letzteren Arbeiten auch den anderen Werken der Geſellſchaft zu gute kommen.

Schon hier ſei erwähnt, daß die öſterreichiſche Alpine Montangeſellſchaft im ganzen 31 Hochöfen beſitzt, wovon 18 in Steiermark liegen, die meiſten derſelben waren im Jahre 1889 durch 52 Wochen im Betrieb; von ſämtlichen zuſammengenommen wurden in demſelben Jahre an Roheiſen erzeugt: 1170312 Meterzentner (weiß), 18833 Meterzenter (halbweiß) und 716017 (grau), alſo zuſammen 1907415 Meterzentner Roheiſen.

Doch jetzt haben wir uns genügend mit dem roſtfarbenen Metall und mit wirbelnden Ziffern befaßt, enteilen wir dem rauchigen und rußigen Hochofen und ziehen wir wieder hinaus in die ſonnenglänzende, maigrüne, waldesduftige Natur, tiefer hinein in das Thal des Erzbaches, in die Alpenherrlichkeit. Der Zug iſt gerade im Begriffe abzugehen, wir kommen kaum noch zurecht, alſo raſch in das Coupé.

Schon in der nächſten Station, Radmer, wandelt uns die Luſt an, wieder auszuſteigen und hinein zu wandern in das gleichnamige Thal, an deſſen Schluß wir die nackte bleiche Kalkpyramide des Lugauer und andere ſolche Bergrieſen emporragen ſehen; dort, am Fuße des Lugauer, liegt lieblich zwiſchen ehrwürdigen Waldgreiſen und glänzenden Wieſenmatten ein Jagdſchloß des Kaiſers Franz Joſeph, der in dieſer waldreichen Gegend, ſowie auf ſeinen Jagdgründen um Eiſenerz mit Vorliebe dem edlen Weidwerke huldigt. Das Hochwild wird im Reviere Radmer ſorgfältig gehegt, und im Winter können wir die ſtolzen Hirſche, die Könige des Waldes, und die ängſtlichen Hirſchkühe mit ihren Kälbern in großen Herden um die Futterſtellen verſammelt ſehen.

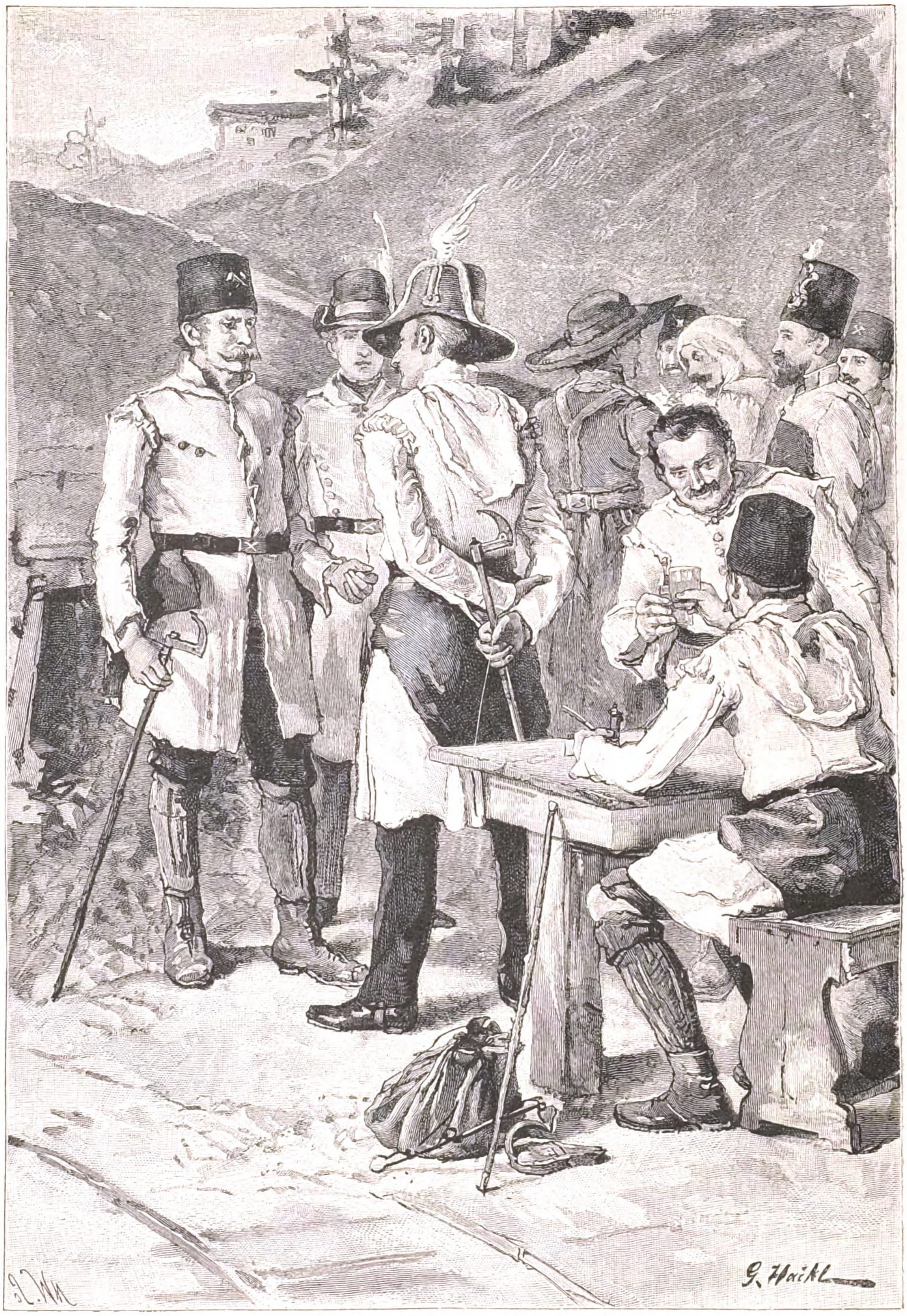
Auch dort in dem tiefen, förmlich verſteckten Gebirgswinkel, wurden einſt Kupfer- und Eiſenbergbau und Schmelzhütten betrieben, die Alpine Montangeſellſchaft hat jene Schürfe erworben, um vielleicht ſpäter den Bergbau dort wieder aufzunehmen.

An der zweiten Station, oder vielmehr Halteſtelle, denn nur ein Wächterhäuschen markiert ſie, ſteigen wir aber wirklich aus, weil ganz in der Nähe, am Fuße jener ſich kahl und breit hinziehenden Felswand, einer der ſchönſten Alpenſeen ſeinen malachitfarbenen Waſſerſpiegel ausdehnt, es iſt dies der Leopoldſteiner See, deſſen reizvolle Lage ihn zu einem der beliebteſten Ausflugspunkte der ganzen Steiermark macht. Seine Ufer ſind gegen Süden lieblich und anmutig, gegen Norden wild und großartig.

Der etwa eine halbe Stunde lange See liegt 628 m über dem Meere und ſoll bis etwa 150 m Tiefe haben, ſeine Fluten bergen Saiblinge und Lachsforellen, die beſonders groß werden und außerordentlich wohlſchmeckend ſind. Vom Ende des Sees führt ein Weg durch die Seeau und über den 1540 m hohen Sattel der Eiſenerzer Höhe zu dem im romantiſchen Salzathale gelegenen Pfarrdorfe Wildalpe, das ſeiner urwaldartigen Forſte wegen beſucht zu werden verdient.

Drüben lag ſchon roſige Abenddämmerung auf den grauen wüſten Kalktrümmern, kein Lüftchen regte ſich und doch rauſchten die dunkler werdenden Fluten des Sees leiſe auf, die Wellen plätſcherten um die Erlen am Ufer und aus der Tiefe ſchienen geheimnisvolle Lieder emporzuhallen. Das iſt die Zeit, in der die Sagen entſtehen mögen, die jeden Alpenſee umgeben, auch der Leopoldſteiner See hat die ſeinen.

Nach einer ſolchen verdankt die Gegend den Erzberg einem Waſſermann, den die Bewohner des Thales in einer Grotte des Leopoldſteiner Sees in ihre Gewalt gebracht



Bergleute im Feſtkleid.

hatten. Der Gefangene bot den Leuten für ſeine Befreiung: einen goldenen Fuß, ein ſilbernes Herz und einen eiſernen Hut; das Gold aber würde nur kurze Zeit währen, auch das Silber dauert nicht lange, das Eiſen aber ewig. Die Leute wählten das Eiſen, und als der Waſſermann ihnen dann das zu Tage liegende Eiſen des Erzberges gezeigt hatte, ließen ſie ihn frei, worauf er in der Tiefe verſchwand und nicht mehr geſehen wurde.

Dagegen erzählt eine andere Sage, daß die Rieſen, welche dieſes Land einſt bewohnten, im Kampfe mit den Göttern die felſigen Wälle rings, die Seemauer, den Pfaffenſtein, den Reichenſtein und die anderen errichtet hätten, die Götter aber ſchleuderten einen mächtigen Block aus Eiſen auf ihre Wohnungen, wodurch die Rieſen alle vernichtet wurden, aus dieſem eiſernen Block aber iſt dann der Erzberg entſtanden, zum Segen der neuen Bewohner.

Doch ich eilte nun hinüber auf die Eiſenſtraße, um Eiſenerz noch vor Dunkelheit zu erreichen, bald lagen die unregelmäßigen altersgrauen Häuschen und Bauten, der Schichtturm und die noch viel ältere Pfarrkirche zu St. Oswald, die rauchenden Hochöfen und die dampfenden Erzröſten vor und über mir, und breit und ſchwer hob ſich darüber der Erzberg empor, aus deſſen grünen Waldlehnen die weißen Knappenhäuschen, die breiten roſtbraunen Flächen der Erzbrüche, im Strahle der untergehenden Sonne erglühend, hervorleuchteten.

Wie lauſchte ich nicht einſt als Knabe von der Schulbank zum Lehrer hinüber, wenn derſelbe uns von dem Erzberg in Steiermark erzählte, der ganz aus Eiſen beſtände; ein Berg aus Eiſen — die Phantaſie des Knaben, des Jünglings beſchäftigte ſich gern mit dieſem Naturwunder, und nun lag es vor mir, und morgen wollte ich es nahe, ganz nahe ſehen, mit Händen faſſen. Der ernſte bergmänniſche Gruß „Glück auf“ der müde heimtehrenden Bergleute riß mich aus meinen Träumereien, und bald war ich in dem Gaſthauſe der Frau Baumgartner ſo behaglich untergebracht, daß ich mich da ſo wohl wie zu Hauſe fühlte.

Das Verwaltungsgebäude der Alpinen Montangeſellſchaft ragt weit über alle Häuſer des Ortes empor. Schon früh um 8 Uhr erſuchte ich dort um einen Führer für die Beſichtigung des Erzbergwerkes.

Ein junger Menſch, der recht gut informiert war, geleitete mich; er war wohl geſprächig, aber eine gewiſſe Melancholie lag in ſeinen Zügen, bald entdeckte ich auch den Grund dafür, er hatte die Finger der linken Hand in der Hobelmaſchine der Gewerkstiſchlerei verloren. Die Geſellſchaft ſorgte für ihn, indem ſie ihn beim Aufſichtsdienſt verwendete.

Langſam durchwanderten wir das ſich ſehr lang hinziehende Städtchen, die Straßen desſelben ſind krumm und unregelmäßig, unter einer derſelben brauſt der mit Planken bedeckte Wildbach hin, bei der Pfarrkirche von St. Oswald, einem aus dem Jahre 1279 ſtammenden intereſſanten gotiſchen Bau, beginnt der Aufſtieg auf den Erzberg. An dieſer Kirche fallen uns beſonders die Wehranlagen auf, hohe, dicke Mauern und mächtige Ecktürme mit Schießſcharten. Solche befeſtigte Kirchen, Volksburgen, Tabor genannt, gibt es noch viele in Oeſterreich, dorthin flüchteten ſich einſt die Bewohner des Ortes mit ihrer Habe vor den feindlichen Ueberfällen der Turken.

Wir ſteigen nun ſtärker an und gelangen an langen niedrigen Röſtöfen vorüber zu dem ſogenannten großen Bremsberge. Solche Bremsberge gibt es viele am Erzberg, ſie beſtehen in Schienenwegen von 30 bis 34" Neigung, auf denen mittels Drahtſeilen oder Drahtbändern durch Maſchinen mit Windflügeln die gefüllten Hunde (Erzwägen) hinabgelaſſen und die leeren hinaufgezogen werden. Der große Bremsberg iſt 175 m hoch, wir ließen uns hinaufziehen und befanden uns ſo faſt plötzlich mitten in den rieſigen Erzbruchen; doch bevor wir dieſen einen Beſuch abſtatten, werfen wir noch einen Blick links ins Thal. Da liegen unter uns die gewaltigen Vorratshalden, die vielen Röſtöfen, die Maſchinenhäuſer, die Hochöfen und die lange, ganz gedeckte Förderbahn, auf welcher das Erz zum Bahnhof geführt wird; unter dieſer Bahn zieht ſich Eiſenerz hin, ſchmal und endlos in den Thalern verlaufend, darüber thront als Wahrzeichen des Marktes der Schichtturm, ein trotziger viereckiger Bau, von dem einſt zu den Schichten geläutet wurde.

Jenſeits des Thales ſehen wir an den Berglehnen des Seegrabens die vielgewundene Trace der im Bau begriffenen neuen Bahn, durch welche die beiden Flügelſtrecken Hieflau-Eiſenerz und Leoben-Vordernberg über den Präbichel verbunden werden. Darüber erhebt ſich das von Runſen durchzogene, noch ganz mit Schnee bedeckte Kalkmaſſiv des Reichenſtein zum Himmel, während gegen Weſten die Seemauer und gegen Norden der Pfaffenſtein das großartige Alpenbild abſchließen.

Wenden wir uns um, dann ſtehen wir vor der breiten Maſſe der faſt bis zur Spitze des Erzberges zu Tage liegenden, dieſen Berg bildenden Spateiſenſteinbruche; die Böſchung wird von vielen, ſorgfältig eingezeichneten, horizontalen geraden Linien durchzogen, die wir ſpäter, wenn wir die Brüche im Profil ſehen, als die Etagen des Stufenabbaues erkennen.

Während wir jetzt durch den ſchattigen, aus hohen ſchlankwüchſigen Tannen und Lärchen beſtehenden Wald auf guten Wegen höher anſteigen, ſchallt ſchon das tauſendfältige Klappern, Schlagen und Klingen der Hämmer, Hauen und Meißel zu uns herüber; aus dem Walde tretend gelangen wir zu einer am Rande der Erzwerke hoch über dieſe emporragenden Klippe, auf der ſich ein Werkſchuppen, ein Gloriett, eine Hütte mit dem Apparat für die Telephonleitung nach Eiſenerz und nach den höher gelegenen Werkhäuſern, ein kapellenartiges, aus Baumrinden und Baumſtämmen errichtetes kleines Muſeum für ſeltene Stufen und ganz vorgeſchoben ein kleiner Holzpavillon, die Klopfe, mit einer freihängenden großen Eiſenplatte befindet, das iſt der Punkt, auf welchem mittels eines Eiſenhammers die Signale für die Sprengungen gegeben werden.

Von hier bietet ſich uns das Bild der Erzbrüche, ſowohl jener, die tiefer hinab, als auch jener, die höher hinauf liegen, voll und ganz; die Arbeiten gehen, ſo nahe, neben, über und unter uns vor, daß wir dieſelben mit bloßem Auge genau zu verfolgen vermögen.

In unabſehbarer Weite ſteigt der Abbau von der Thalſohle hoch hinauf, gegen den mit einem großen eiſernen Kreuze gezierten Gipfel unſerem Auge entſchwindend, die Etagen ſind in der unteren Hälfte ziemlich gleichmäßig hoch und breit, nach oben zu aber noch unregelmäßig, oft kaum markiert, denn der Uebergang aus dem früher dort wilden Abbau in den etagenmäßigen Abbau iſt in der Höhe noch nicht vollſtändig durchgeführt.

Da der Gipfel des Erzberges eine Meereshöhe von 1583 m beſitzt, da weiter der Markt Eiſenerz 720 m über dem Meere liegt und das Eiſenſteinlager des Erzberges an der Thalſohle beginnt, ſo beträgt die abſolute Höhe des Bergbaues 860 m und der Wert dieſes Lagers iſt ganz unberechenbar. In geologiſcher Beziehung gehört es zur Permformation und beſteht aus Spateiſenſtein, ſowie deſſen Verwitterungsprodukten, Limonit, in lokaler Bezeichnung Braunerz oder Flinz und Blauerz genannt, je nach ſeiner Färbung durch den Mangangehalt. Kalk und eiſenſchüſſiger Kalk (Ankerit) durchziehen, teils regelmäßig gelagert, teils unregelmäßig verteilt, das Erzlager.

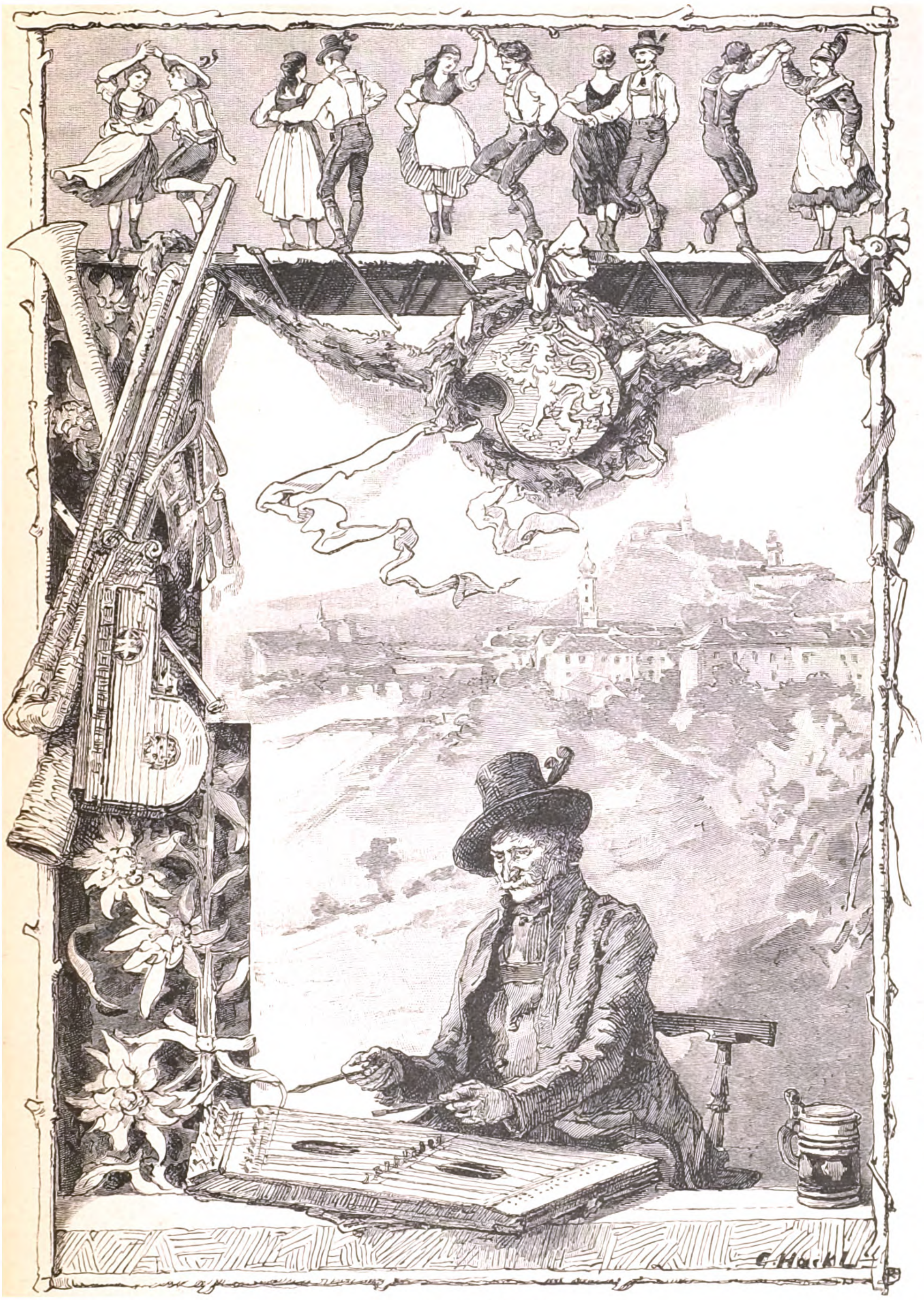
Die Erze ſind infolge ihrer kalkigen (baſiſchen) Natur leicht reduzierbar, leicht ſchmelzend und eignen ſich, da ſie auch frei von ſchädlichen Verunreinigungen ſind, ganz beſonders zur Herſtellung des beſten Eiſens und Stahles.

Der Eiſengehalt des Erzes in unverwittertem Zuſtande beträgt ca. 42 %, in verwittertem Zuſtande 50 bis 54 %. Es iſt bekannt, daß ſchon die Römer das hier gewonnene, das noriſche Eiſen, beſonders hochſchätzten.

Wenn unſere Sinne ſich erſt an das ruheloſe Schaffen ſo vieler tauſend auf, in und an den Etagen arbeitender Bergleute, an das Hämmern, Pochen und Bohren, an das Rollen der erzgefüllten Hunde, an ihr Dahinſauſen dicht am jähen Abgrund oder über gähnende Schluchten, während die ſie befördernden Hundebuben, ſich oft nur mit einem Fuße, mit einer Hand am Rahmen des Geſtelles haltend, durch die Luft zu fliegen ſcheinen, an ihr Verſchwinden in den finſtern Förderſtellen, an das Rauſchen der durch die Schächte abgeſtürzten Erze, an dieſes ganze höchſt anziehende, bewegte Bild gewöhnt haben, dann fällt uns hoch oben, dicht unter dem hell ſchimmernden Berghauſe und dem Knappenhauſe eine ſich wagrecht hinziehende breite Stufe auf. Dieſe Stufe bildet die ſeit alters her beſtehende Grenze des oberen oder vorderen gegen den unteren oder inneren Erzberg. Der Bergbau des oberen Teiles gehörte den 14 Vorderberger Gewerken oder Radmeiſtern und wurde den Vorderberger Schmelzöfen über den 1230 m hohen Präbichelpaß zugeführt, während der Abbau des unteren Teiles den 19 Innerberger (Eiſenerzen) Gewerken zufiel. Wenn ſich nun auch heute der geſamte untere und faſt der ganze obere Abbau im Beſitze der Alpinen Montangeſellſchaft befindet, ſo wird doch der Bergbau in beiden bezeichneten Zonen auch heute noch getrennt verwaltet, weil dieſe Trennung eben den örtlichen Verhältniſſen vollkommen entſpricht.

Die Produktion an Roherz in dieſen beiden Zonen betrug im Jahre 1866: 100 260 Tonnen à 1000 kg, im Jahre 1876: 237210 Tonnen, im Jahre 1886: 356 515 und im Jahre 1889: 553 115 Tonnen; von dieſer letzten Produktion entfallen 423 198 Tonnen auf den Eiſenerzer und 129 917 Tonnen auf den Vorderberger Anteil.

Da weckt uns das Ertönen der Eiſenplatte auf der Klopfe aus unſeren Betrachtungen, das Signal wird nach oben hinauf durch Hörner weiter gegeben und der Führer mahnt uns, hinter einen Pfeiler des Gloriettſ zu treten. Die glatten Stufen und Wände der Etagen, auf denen eben noch Tauſende von Menſchen wie Ameiſen ſich bewegten, ſind plötzlich ſtill und einſam geworden, die Arbeiter haben ſich vor den nun durch die Thäler donnernden und krachenden Sprengſalven unter ſchützende Deckung geflüchtet. Die letzte Dynamitmine iſt aufgeflackert, das letzte Sprengſtück iſt zur Tiefe geſauſt und 10 Minuten ſpäter tönen aufs neue die Signale, diesmal das Ende der Sprengzeit



Oberſteieriſcher Zitherſpieler.

bezeichnend. Die Bergleute ſtrömen aus den Schlupfwinkeln hervor, aber wie verändert finden ſie ihre Arbeitsſtätte, die glatten Wände ſind zerriſſen und zerklüftet, loſe Erzmaſſen liegen auf den Stufen aufgetürmt, und uralte Schachte und Stollen erſcheinen bloßgelegt, die mächtigen Hölzer ihrer Zimmerung ragen zerſplittert aus dem braunen Geſtein empor.

Um die Wirkung der Sprengarbeit näher zu beſichtigen, durchwandern wir nun einige der Stufen. Die Bergleute rufen uns alle ihr freundliches: Gluck auf! zu, heiter gehen ſie der Arbeit nach, wir ſehen da nichts von jener Verdroſſenheit, die heute in der Arbeiterſchaft ſo allgemein iſt. Sie ſind nun wieder in voller Thätigkeit, einige trennen das taube Geſtein vom Erz und zerkleinern das letztere auf etwa doppelte Fauſtgröße, das taube Geſtein aber nur auf ſolche Stücke, die in den Hund gehoben werden können, andere ſind mit dem Verladen in die Hunde, mit dem Fortſchaffen des Erzes zum nächſten Schacht und des tauben Geſteines zum Stürzplatz außerhalb des Erzberges beſchäftigt, während noch andere ſofort daran gehen, neue Sprenglöcher, die oft bis 2 m Tiefe haben, zu bohren. Die Hunde werden auf den in allen Etagen liegenden Förderbahnen, die wohl eine Länge von 50 km beſitzen, fortbewegt.

Beſonders intereſſieren uns die ſchwarzen Oeffnungen der ſich oft hoch oben, in den 13 bis 15 m hohen Stufenwänden öffnenden alten Stollen, ſchmal gegen oben, eng zulaufend ſind ſie mit Hammer und Meißel in das Geſtein getrieben, oft durchziehen ſie taube Geſteinsadern, während dicht daneben das beſte Erz lagert. Ob ſchon die alten Taurusker, wie einige Geſchichtſchreiber behaupten, hier Grubenbau auf Eiſenerz trieben oder ob dieſe Stollen aus der Römerzeit herrühren, wird wohl ſtets unentſchieden bleiben, jedenfalls aber ſind dieſe Stollen bei weitem nicht ſo alt, als jene natürlichen Druſen, Spalten und weiten Oeffnungen, Schatzkammern genannt, deren Wände mit der blendend weißen, tropfſteinartigen Eiſenblüte bedeckt ſind, einem Gebilde oft zart wie Moos, oder wie dünnes, am Boden ſich krümmendes Gezweig, in ſchimmernde weiße Kalkmaſſe getaucht.

Nun iſt es 12 Uhr und die Bergleute beginnen ihre einſtündige Mittagsraſt; die Sonne brennt heiß und auch wir ſuchen den Schatten des Waldes auf, um nach Eiſenerz zurückzukehren. Beim Abſtieg beſuchen wir die auf einem freien, nach drei Seiten von dunklem Hochwalde umgebenen Platze gelegene Barbarakapelle, von der vierten Seite des Platzes bietet ſich ein weiter Blick auf die Erzbrüche dar. Hier findet alljährlich zu Chriſti Himmelfahrt ein feierlicher Gottesdienſt der geſamten Erzberger Knappſchaft ſtatt, bei welcher Gelegenheit die Beamten, die Hutleute, die Grubenaufſeher und die Muſikanten in der jetzigen, ſchwarzen Bergmannstracht erſcheinen, während die Knappſchaft die alte originelle, ſogenannte maximilianiſche Bergkleidung trägt.

In dieſer Kapelle wird auch die „Wunderſtufe“ aufbewahrt, eine Erzſtufe, welche in der Bruchfläche ein Marienbild mit einem Strahlenkranze täuſchend ähnlich zeigt, ein durch den Uebergang von Flinz in Brauneiſenſtein entſtandenes Naturſpiel.

Bald darauf kommen wir an ein Knappenhaus, geſunder Speiſeduft dringt aus demſelben hervor, wir treten ein und freuen uns über die Reinlichkeit in der Küche, auf deren zwei Herden eben das Mittagsmahl bereitet wird. Wie ſauber ſind hier die etwa hundert aufgeſchlagenen Betten, wie rotwangig und friſch die Kinder des Aufſehers, der ein kleines Zimmer für ſich hat! Wohl liegt kein Fleiſch in den Pfannen und Töpfen, aber der kräftige würzige Geruch des Gemüſes deutet auf gute Zubereitung und die hochaufgeſchichteten Brotlaibe laſſen vermuten, daß hier niemand hungrig bleibt.

Insgeſamt hat die Alpine Montangeſellſchaft etwa 3000 Bergleute bei den hieſigen Erzbrüchen beſchäftigt, hiervon wohnt kaum die Hälfte in Eiſenerz und deſſen Umgebung, die anderen ſind meiſt Deutſch-Böhmen aus der Gegend von Budweis. Sie kommen im April, wenn der Bergbau beginnt, hierher und gehen im Oktober nach Schluß der Arbeit wieder in ihre Heimat zurück; der Verdienſt des Sommers reicht aus, ſie und ihre Familien auch noch im Winter zu ernähren. Manche dieſer böhmiſchen Arbeiter kommen ſchon ſeit 10, ja 20 Jahren alljährlich zum Bergbau nach Eiſenerz, dieſe Leute wären unglücklich, wenn ſie keine Arbeit erhielten und ihre größte Sorge iſt, daß nicht etwa die Geſellſchaft ſtrikt. Die in der Umgebung des Erzberges wohnenden Knappen gehören faſt durchweg Familien an, deren Mitglieder ſchon ſeit Generationen Bergleute ſind, viele von ihnen haben ein kleines Häuschen, ein Stück Acker, dazu gibt ihnen die Geſellſchaft einen Wieſenfleck Hutweide oder ſonſtige Benefizien, damit ſie eine, auch zwei Ziegen halten können.

Das Verhältnis zwiſchen Arbeiter und Beamten iſt ein patriarchaliſches, von einer Unzufriedenheit oder gar Gärung unter den Arbeitern iſt keine Spur vorhanden. Der Verdienſt pro Tag beträgt 1 fl. 20 kr. bis 1 fl. 40 kr. bei einer 12ſtündigen Schicht, die durch 1 Stunde Mittagszeit und die für die viermal des Tages ſtattfindenden Sprengungen erforderliche Zeit, von zuſammen etwa wieder 1 Stunde, unterbrochen wird. Bei Nacht und ſonntags ruht der Bergbau und während des Winters ſind nur gewiſſe Arbeiten möglich.

Im ganzen beſchäftigt die Alpine Montangeſellſchaft etwa 17000 Menſchen, darunter circa 600 Frauen. Das Vermögen der Bruderladen (Kranken- und Verſorgungskaſſen) dieſer Arbeiterſchaft betrug am Schluſſe 1889: 1793691 fl. 30 kr. Die Geſellſchaft erhält für die Kinder ihrer Arbeiter etwa 20 eigene Schulen und Spitäler mit circa 500 Betten.

Bei ſolchen Betrachtungen haben wir den Ort erreicht. Der Nachmittag wurde für die Beſichtigung der Hochöfen und Röſtanlagen verwendet und dem anderen Morgen der Beſuch der berühmten Frauenmauerhöhle vorbehalten. Wir brachen ſehr früh auf und die aufgehende Sonne traf uns ſchon bei der Sennhütte unter der 1770 m hohen Felswand des Karlskogel, „die Frauenmauer“ genannt. Während wir dann ſpäter am Hange unter dem Schatten einiger mächtigen Lärchenbäume ruhten, ſchlugen in der Nähe ein paar Steine auf und als wir zur Wand emporblickten, ſahen wir ein ganzes Rudel Gemſen quer über eine ſehr ſteile Schutthalde ziehen, bald in weiten Sätzen, bald im langſamen Trott oder Schritt.

Dieſe Renntiere der Alpen, wie Tſchudi ſie nennt, die in den Hochalpen während des Sommers nur in den höchſten Revieren, nahe der Schneegrenze geſehen werden, kommen in Steiermark, ſelbſt im Hochſommer, bis zur Thalſohle herab und man ſieht ſie oft nahe der Fahrſtraße. Am häufigſten trifft man ſie jedoch im Krummholz der in den Kalkalpen ſo mächtigen Schotterhalden, da lagern ſie nachts im dichten Strauchwerk; am frühen Morgen beginnen ſie langſam aufwärts zu graſen, um in der heißeſten Tageszeit hoch im Gebirge, wiederkäuend im Schatten einer Felswand zu ruhen, von wo ſie dann abends, abwärts äſend, wieder zu ihrer Schlafſtelle zurückkehren.

Als ich einſt am früheſten Morgen zum Hochſchwab, deſſen Hänge beſonders ſtark von Gemſen beſucht ſind, aufſtieg und wir eben eine dicht mit Krummholz beſetzte Bergfalte traverſierten, erſchreckten mich rechts und links und vor und hinter mir ganz plötzlich aufſpringende Gemſen; es war ein Rudel wohl von 30 Stück, die nun bergan davonjagten. Ich hatte die ſogenannte Vorgeiß, die wachſtehende Gemſe nicht bemerkt und war ſo mitten in eine ſchlafende Herde hineingekommen.

Die Gemſen leben faſt ſtets in Rudeln von 3 bis 50 Stück beiſammen, nur die alten Böcke trennen ſich gern von der Herde, um einſam, in abgelegenen Thälern zu leben. Dieſe Grauköpfe zeichnen ſich dann durch die große Schlauheit aus, mit welcher ſie aller Jägerkünſte zu ſpotten wiſſen; ſo ſollen ſie bei Treibjagden nur ſelten gegen die Schützenſtände fliehen, ſondern meiſt in aller Ruhe die ungefährliche Treiberlinie durchbrechen.

Es iſt ein Vergnügen, dieſe ſchönen kräftigen und doch graziöſen Tiere mit einem guten Feldſtecher im Hochgebirge zu beobachten, wie ſicher ſie von Fels zu Fels ſetzen, mit welcher Leichtigkeit ſie ſteile Abhänge hinab galoppieren. Ihre mit ſtahlharter Randeinfaſſung verſehenen Hufe geſtatten ihnen ſich auf noch ſo geringen Unebenheiten feſtzuhalten.

Nach recht mühſamer Kletterei, an der ſteilen Geröllhalde in die Höhe, erreichten wir den 1434 m über dem Meere gelegenen Eingang der den ganzen Berg in einer Länge von 644 m durchbrechenden, bis 60 m hohen Höhle. Da wir nicht erhitzt in das kalte Gewölbe eintreten wollten, betrachteten wir erſt einige Minuten die vor und unter uns liegende großartige und gewaltige, wildſchöne und einſame Natur.

Der Ausgang der Höhle an der anderen Seite des Berges liegt 1549 m über dem Meere, wir haben daher beim Durchklettern des Hauptganges eine Steigung von 125 m zu überwinden. Von dieſem natürlichen Tunnel zweigen mehrere, zum Teil noch unerforſchte Nebengänge ab; die Dimenſionen dieſer Gänge, die ſich vielfach zu großen Hallen erweitern, wechſeln ſtark. Im Hochſommer ſind einige dieſer Höhlungen mit Eis vollkommen inkruſtiert, Eisgrotten mit Säulen von Eis und mit gefrorenen Waſſerfällen bildend.

Jedenfalls haben wir da eine der größten Merkwürdigkeiten der geſamten Alpenwelt kennen gelernt, die aber trotz ihrer geringen Entfernung von Wien, trotz ihrer herrlichen Lage und trotz der Nähe des Erzberges viel weniger beſucht wird, wie beiſpielsweiſe der ähnliche natürliche Tunnel auf der Inſel Torghätten an der norwegiſchen Küſte, der nur 251 m über dem Meere liegt, nur 165 m lang und 20—70 m hoch iſt.

Wie dieſe Höhle entſtanden ſein mag, iſt ſchwer feſtzuſtellen; am wenigſten gewagt ſcheint die Annahme, daß ein Gang weichen Geſteines von Waſſer ausgeſpült wurde und daß das darüber lagernde feſte Geſtein nachſtürzend den darunter liegenden leeren Raum ausfüllte.

Der Ausflug hatte etwa 6 Stunden in Anſpruch genommen, mittags war ich wieder in Eiſenerz, von wo ich nach einer mehrſtündigen Sieſta den Marſch nach Vordernberg antrat. Im Vorbeigehen ſtattete ich dem Muſeum in Eiſenerz einen Beſuch ab; dasſelbe nimmt einige kleine Zimmer ein, die mit allerhand altem Gerät, mit alten Werkzeugen, Bildern und Mineralien angefüllt ſind. Die

alten Bergmannstrachten und die Modelle des einſtigen Erzabbaues erregen unſere beſondere Aufmerkſamkeit. Da ich in 5 Minuten mit der Beſichtigung fertig war, wollte die Frau, deren Obhut das Muſeum anvertraut iſt, den ihr zukommenden Obolus durchaus nicht annehmen. Ich wählte nun den Weg über den Erzberg, um alle geſtern bewunderten Arbeiten und Einrichtungen noch einmal zu ſehen.

Im Vordernberger Berg- oder Herrenhaus beſah ich die ſehr ſchöne Stufenſammlung und holte mir die Erlaubnis, mit der Förderbahn über den Präbichel zu fahren.

Ein kleines Lowry war für mich angehängt worden und nun ſetzte ſich der aus 35 Erzwagen, mit je 2—8 Tonnen Ladung, beſtehende Zug, von der kleinen Tender-Lokomotive leicht gezogen, in Bewegung; zunächſt ging es in einem langen Tunnel quer durch den Erzberg, dann durch herrlichen Wald über den Präbichel auf die Vordernberger Seite; einigemal ſtreiften wir den Bau der neuen Bahn, die Strecke liegt landſchaftlich reizvoll, ſchon öffnen ſich Durchblicke hinab nach Vordernberg, auf die lange Kette ſeiner Hochöfen. Der Pfiff der Lokomotive ſchallt ſchrill durch den Wald und die Endſtation der 5760 m langen Lokomotivbahn iſt erreicht. Die Höhendifferenz zwiſchen dieſer Station und Vordernberg, 369 m, wird durch 2 Bremsberge, Sortierungsvorrichtungen, Sturzſchächte, Erzreſervoirs und Röſtöfen, ſowie dazwiſchen liegende Bahnſtrecken von 9‰ Gefälle, die teils mit Menſchen, teils mit Pferden betrieben werden, überwunden. Von hier ſtiegen wir zu Fuß ab, auf Bergpfaden, durch Wald und Wieſen, doch meiſt neben der Förderbahn, deren Bett glatter iſt als die Wege im Wiener Stadtpark.

Es war vollſtändig Abend und infolge des bedeckten Himmels ſehr dunkel geworden. Als wir aus dem Walde ins Freie traten, blieben wir überraſcht ſtehen. Vor uns, in einer Mulde, um einige Feuer und in Hütten aus Strauchwerk, lagerten eine Anzahl wild ausſehender Geſtalten, — Italiener vom Bahnbau, und tief unten ſchlugen die Flammen aus 12 oder 13 Hochöfen zum Himmel empor; dazu tönte das Rauſchen der Waſſerräder und der Gebläſe zu uns herauf.

In Vordernberg geht es luſtig her, denn es iſt Samstag und die Steierer ſind lebensfrohe Menſchen; aus einigen Häuſern klingt Muſik und in einem Wirtshaus iſt Tanzvergnügen, dem müſſen wir ein Viertelſtündchen zuſehen. Es ſind dralle Mädel und ſchlanke, flinke Burſchen, die ſich da umeinander in gefälligen Wendungen und Verſchlingungen drehen. Der eine Tanz iſt zu Ende, da treten neue Tänzer auf, ſie ſchleifen leiſe mit den Füßen, dann ſtampfen ſie laut auf, ſie klatſchen mit den Händen auf die Oberſchenkel, ſchnalzen mit der Zunge und mit den Fingern und drehen ſich luſtig im Kreiſe herum, das iſt die Aufforderung zum Tanze an die Mädchen und bald hat jeder ſeine Tänzerin. Sie flattert um ihn; er dreht ſich um ſie, ſie zwängen ſich unter den hocherhobenen Armen und Händen hindurch, dann drehen ſie ſich langſam Arm in Arm, laſſen ſich wieder los, die Tänzer klatſchen mit den Händen, ſtampfen mit den Füßen den Takt zur Muſik und helle Jodler und Jauchzer durchtönen die Nacht.

Der Fremde iſt entzückt von dieſem geſchmeidigen Drehen und Wenden, dieſem anmutigen Anſchmiegen und Verſchlingen, dieſem ſchmollenden Loslaſſen und grollenden Entfernen, dem raſchen Wiederfinden und verſöhnenden Dahinſchweben; ſo ſind die ſteiriſchen Tänze, deren warmes Gefühlsleben wohl von den Tänzen keines Volkes übertroffen wird.

In dem ganzen Thale von Vordernberg hinab bis Leoben herrſcht die Eiſeninduſtrie unbedingt, der Spateiſenſtein vom Erzberge wird in den Hochöfen von Vordernberg und Friedauwerk in Roheiſen umgeſtaltet und dieſes Roheiſen wird, noch bevor es das Thal verläßt, in Blech und Draht und Stahl, in Keſſel und in landwirtſchaftliche Maſchinen verwandelt. Fabriksſchlot reiht ſich an Schlot und in Donawitz, dem umfangreichſten Eiſen- und Stahlwerke der Alpinen Montangeſellſchaft, ragt ein ganzer Wald ſolcher Schornſteine in die Luft.

Das Raffineriewerk Donawitz verarbeitet weißes Holzkohlenroheiſen des Eiſenerzer Erzberges, die Kohle hierfür, Braunkohle beſter Qualität, liefert der, gleichfalls der Alpinen Montangeſellſchaft gehörende, kaum eine halbe Stunde öſtlich gelegene Bergbau im Seegraben. Es wird kaum einen Punkt in Deutſchland und Oeſterreich geben, auf dem alle für die Eiſeninduſtrie notwendigen Materialien ſo dicht beiſammen liegen, ja ſogar die feuerfeſten Ziegel ſtellt Donawitz ſelbſt her.

Es erhält jetzt auch einen Hochofen für Koksheizung, das Eiſenerz für denſelben wird die neue Bahn vom Erzberge herbeiſchaffen, der Ofen ſoll anfangs 1891 angeblaſen werden; die Anlage iſt übrigens für 2 Hochöfen gedacht.

Die neue Bahn, von der ich ſchon früher ſprach, wird Eiſenerz mit Leoben verbinden; ſie ſoll im Herbſt nächſten Jahres fertig werden und ſie wird wegen ihrer oft kühnen Trace, wegen ihrer vielen bedeutenden Objekte und da ſie zum Teil als Adhäſions-, zum Teil als Zahnſtangenbahn gebaut iſt, von hervorragendem fachlichen Intereſſe ſein. Sie erreicht in der Station Präbichel eine Höhe von 1204 m über dem Meer und ihr bedeutendſter Tunnel hat eine Länge von 1393 m. Dieſe Bahn wird aber auch von hohem landſchaftlichem Reiz ſein wegen der ſelten ſchönen Entwickelung ihrer Linie, die uns herrliche alpine Fernſichten bietet und die uns direkt auf den Erzberg, dieſe Sehenswürdigkeit erſten Ranges, führt und endlich die an den Hauptbahnen gelegenen Stationen Hieflau und Leoben durch einen Schienenweg von nur 50,3 km verbindet, alſo gegen die 112 km lange Strecke Hieflau-Selzthal-Leoben der Hauptlinie eine Abkürzung um 61,7 km bedeutet.

In den Werken von Donawitz einige Stunden zuzubringen iſt auch für den Laien ein hoher Genuß, da er dort in dieſer kurzen Zeit mehr lernt, als durch das monatelange Studium umfangreicher Bücher. Wir ſehen da, wie die rieſigen Eiſenhämmer ſo leicht bewegt werden, als wären ſie Federballen, wie rotglühende Eiſenblöcke in wenigen Minuten zu großen Blechtafeln und zu mächtigen Rollen des feinſten Drahtes umgewandelt werden, wir ſehen bei der Herſtellung der Ingots, wie die flüſſige Stahlmaſſe in Formen gegoſſen, zu feſtem Block erkaltet und wie dieſe immenſen Gewichte, mit Hilfe der maſchinellen Einrichtungen, durch einen einzigen Mann verſchoben, geſenkt und gehoben werden, Gewichte, zu deren Bewegung vor Zeiten Züge von Pferden und ein halbes Hundert menſchlicher Hände nötig geweſen wären.

Für das Arbeiterperſonal in Donawitz, circa 2000 Mann, ſind etwa 60 Arbeiterwohnhäuſer vorhanden, für die Verpflegung, Sanitätspflege, für Bäder u. ſ. w. iſt auf das humanſte geſorgt, auch beſteht für die Invalidität und Altersverſorgung der Arbeiter, Witwen und Waiſen ein eigener Verſorgungsverein.

Doch der Rauch, der Kohlenſtaub, der Eiſen- und Schwefelgeruch, der dieſen Wald von Fabriksſchloten ewig umzieht, beläſtigt uns und wir eilen hinaus ins Freie, ein Spaziergang von einer halben Stunde führt uns in das reizende Städtchen Leoben, den Endpunkt unſerer Tour.

Wir ziehen in das weite lachende Murthal ein, das ſo recht ein Bild der immergrünen, fröhlichen Steiermark bietet. Da liegt, wie in einem üppigen engliſchen Park, in ſchimmernden Wieſen und Gruppen alter mächtiger Bäume, das nach drei Seiten von der rauſchenden Mur umſchlungene Leoben.

Die zerfallene Wehr der Burgmauern und trotzigen Türme, die Ruinen des einſt ſtattlichen Schloſſes drüben auf dem Hügel künden das Alter der Stadt und die behaglichen breiten Giebelhäuſer mit den großen Thoren, den hohen gewölbten Hallen und den grauen Lagerhäuſern im Hintergrunde, das alte, unregelmäßige, wappengezierte Rathaus erzählen, daß hier ſchon im Mittelalter patriziſche Wohlhabenheit geherrſcht, wie dies noch heute der Fall iſt.

Schon im XIV. Jahrhundert war Leoben der Mittelpunkt des ſteiriſchen Eiſenhandels und heute iſt es mehr denn je ein Sitz berg- und hüttenmänniſcher Thätigkeit, der in ſeiner kaiſ. königl. Bergakademie, in ſeiner Berg- und Hüttenſchule die tüchtigſten Fachleute nicht nur für Oeſterreich herangebildet hat und noch heranbildet, ſondern deſſen einſtige Schüler auch zu den beſten Bergleuten Deutſchlands und Schwedens zählen.

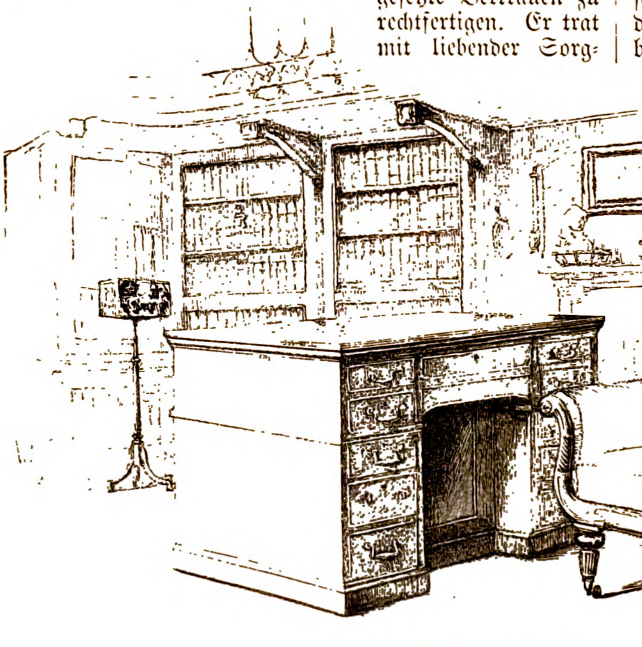
Von dem Mautturme des uralten Murthores, der jetzt als Feuerwache dient und deſſen Galerie uns eine lohnende Ausſicht bietet, werfen wir einen letzten Abſchiedsblick in das Vordernberger Thal, durch welches wir geſtern herabgezogen.

Aus der geiſtigen Werkſtatt Walter Scotts.

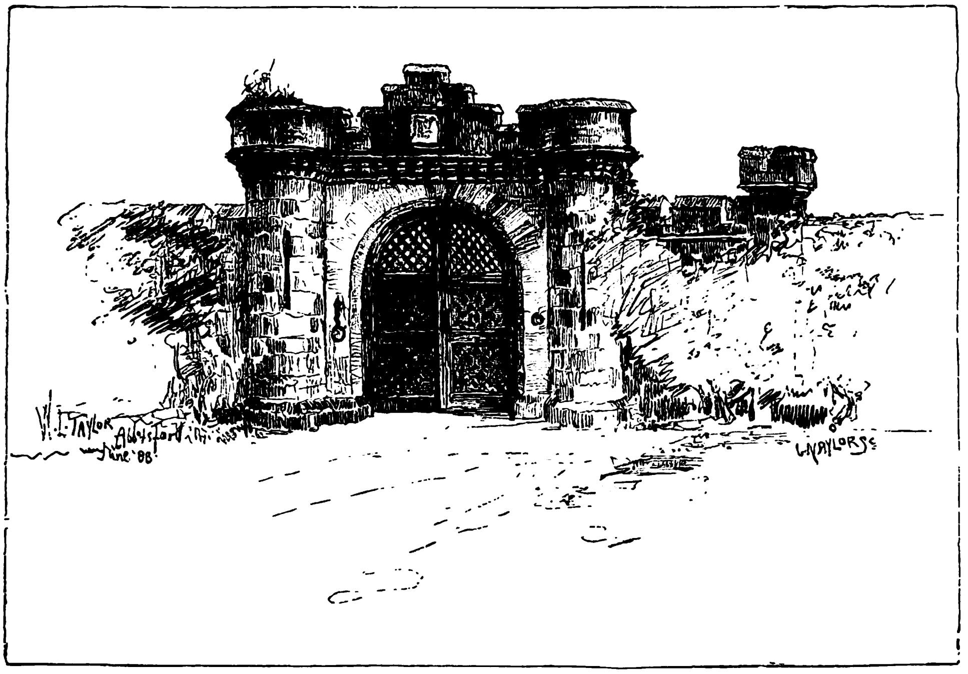
Von

Dr. Ludwig Proeſcholdt.

Nur wenigen großen Männern iſt das Glück zu teil geworden, einen ſo trefflichen Biographen zu finden, wie er Walter Scott in ſeinem Schwiegerſohne Lockhart beſchieden war. Zwiſchen beiden Männern herrſchte während der ganzen Zeit ihres Zuſammenlebens trotz vorhandener Charakter- und Meinungsverſchiedenheiten das beſte Einvernehmen; keiner hatte vor dem anderen etwas zu verbergen, und ſo gab Scott ſeinem Freunde und Verwandten alles Material in die Hände, aus dem ſich ſein äußeres und inneres Leben bis auf den kleinſten Zug getreu ergab. Lockhart war ganz der Mann, das in ihn geſetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Er trat mit liebender Sorgfalt an die große Aufgabe, die er ſich ſelbſt geſtellt hatte, heran. Nichts ließ er unbeachtet und unbenutzt; allein es lag nahe, daß er von manchem handſchriftlichen Material nur ſehr vorſichtig Gebrauch machen durfte, wenn er nicht bei vielen noch lebenden Perſönlichkeiten heftigen Anſtoß erregen wollte. So unterdrückte er nicht nur hier und da Einzelheiten, ſondern er änderte, glättete und milderte da und dort auch am Ausdruck. Beſonders ſchien ihm das bei dem Tagebuch geboten, welches Sir Walter vom 20. November 1825 bis in die letzten Monate ſeines Lebens geführt hatte. Dieſes Tagebuch iſt nun unlängſt in unveränderter und unverkürzter Form herausgegeben worden, und es wird nicht verfehlen, das zu keiner Zeit ganz erloſchene Intereſſe an dem großen „Magier des Nordens“ neu zu beleben. Jeder Gebildete, der ſich in der Jugend an den idealen Geſtalten der Scottſchen Muſe begeiſtert hat, wird es mit Freuden begrüßen, wenn er nunmehr das wie durch den Spiegel gemalte Selbſtbild des großen Mannes und Dichters aus dieſen Aufzeichnungen heraus auf ſich wirken laſſen kann. Sollten es auch nur wenige Züge ſein, die ihm als unbekannte oder neue daraus entgegentreten, ſo wird er um ſo mehr ſolchen begegnen, die infolge genauerer Beleuchtung den Eindruck des Gemäldes verſchärfen. Zwar ſpiegelt Scotts Tagebuch nicht den Geſamtmenſchen, den lebensfrohen, der Arbeit und dem Genuß in gleicher Weiſe ergebenen Schloßherrn von Abbotsford wider, ſondern es zeigt uns den Mann, der, von der Zinne des Glücks herabgeſchleudert, unter drückender Schulden- und Arbeitslaſt keucht. Aber gerade in dieſer Zeit ſchwerſten Leids nötigt uns Scott Hochachtung ab; da zeigt ſich nirgends kleinliches Verzagen, nirgends ein Murren und Grollen gegen das Schickſal, nirgends Verbitterung gegen die Welt und die Mitmenſchen. Ja, man wird mit Elze, dem deutſchen Biographen Scotts, einverſtanden ſein, wenn er ſagt, das Leben des Dichters habe erſt durch das Unglück die wahre Weihe erhalten. Lag der Verbindung Scotts mit Ballantyne eine gewinnſüchtige Abſicht zu Grunde, war ſie aus kaufmänniſcher Spekulation hervorgegangen, ſo büßte Scott den Fehler, den er gemacht hatte, mit heldenhafter Ergebenheit und Kraftanſtrengung. Einen ſchweren Fehler hatte er begangen. Er, der entweder ſeine Gedanken in dem ungemeſſenen Bereiche der dichteriſchen Phantaſie ſchweifen ließ, oder mit ſeinen Freunden und Gäſten ſich den Freuden edelſter Geſelligkeit hingab; er, der vom buchhändleriſchen Geſchäftsbetrieb ſo gut wie nichts verſtand, ging Verbindungen mit einem Hauſe ein, das eigene und fremde Gelder an die kühnſten Unternehmungen wagte. Sorglos ließ Scott alles geſchehen, bis er vor dem gähnenden Abgrund ſtand. Zu hochherzig, um die Rechtswohlthat eines Konkurſes in Anſpruch zu nehmen, trat er, ſchon über die kräftigſten Mannesjahre hinweg, an die Rieſenaufgabe heran, mit nichts anderem als ſeiner Feder eine Schuldenlaſt von 130 000 Pfund abzutragen.


Walter Scotts Schreibtiſch.

Auf den erſten Seiten des Tagebuches zeigt ſich ſo recht, wie nahe Glück und Unglück im menſchlichen Leben bei einander wohnen. Vom 8. Juli bis 1. September hatte Scott eine Reiſe nach Irland gemacht, um dort ſeinen Sohn zu beſuchen. War er kurze Zeit vorher bei der Anweſenheit Georgs IV.



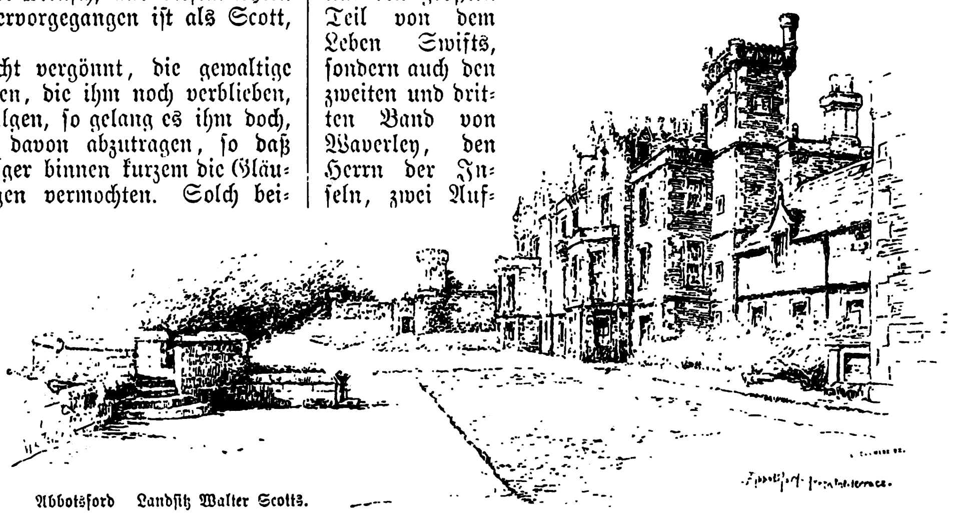
Eingangsthor zu Abbotsford.

in Schottland von der Sonne königlicher Gunſt und Gnade hell beleuchtet und erwärmt worden, ſo wurde er in Irland von der Liebe des Volkes dermaßen überſchüttet, daß ſeine ganze Reiſe einem Triumphzuge glich. Mit dem Bericht dieſer Reiſe hebt das Tagebuch an, allein ſchon wenige Tage nachher laufen bedrohliche Nachrichten aus London ein. Anfänglich ſchienen ſich ſeine rechtlichen Verpflichtungen nur auf 30 000 Pfund zu belaufen, und er glaubte, ihnen ohne Schwierigkeiten nachkommen zu können. Indeſſen die Wahrheit trat ihm nur zu bald mit erſchreckender Nacktheit entgegen. Trotzdem kamen die Grundpfeiler ſeines Charakters, ſein männlicher Stolz, ſeine ſtoiſche Ruhe und ſein feſter Wille nicht ins Wanken. Es iſt ein wehmütiges Geſchäft, den Dichter auf ſeiner ferneren abſteigenden Bahn zu begleiten; nicht nur ſein Erdenglück geht mehr und mehr auf die Neige, ſondern auch ſein Genius leidet je länger je mehr unter dem bleiernen Druck der Not. Wendet man ſich daher nur zu gerne von dieſem Bilde des Verfalls ab, ſo liegt doch ein Gefühl menſchlicher Beruhigung und Verſöhnung in dem Gedanken, daß Scott, der Menſch, aus dieſem letzten Kampfe bei weitem größer hervorgegangen iſt als Scott, der Schriftſteller.

War es Scott auch nicht vergönnt, die gewaltige Schuld in den wenigen Jahren, die ihm noch verblieben, bis auf den letzten Reſt zu tilgen, ſo gelang es ihm doch, den bei weitem größten Teil davon abzutragen, ſo daß ſeine Erben und Rechtsnachfolger binnen kurzem die Gläubiger vollſtändig zu befriedigen vermochten. Solch beiſpielloſen Erfolgen gegenüber drängt ſich uns unwillkürlich die Frage auf, worin wohl die Gründe dafür zu ſuchen ſein möchten. Aber nicht nur der pekuniäre Erfolg der letzten Schaffensperiode Scotts, ſondern ſeine ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit überhaupt legt es nahe, einmal genauer zuzuſehen, mit welchen Mitteln Scott arbeitete, wie er es ermöglichte, nach den verſchiedenſten Seiten hin ſo Vieles und ſo Großes zu leiſten.

Die Statiſtik, die heutigestags zu ſo vielem gebraucht und mißbraucht wird, iſt auch in Bezug auf Scott in Thätigkeit getreten, um die Schaffenskraft des Dichters und die Verbreitung ſeiner Werke durch Zahlen zu veranſchaulichen. Leider reicht dieſe Berechnung nicht weiter als bis zum Jahre 1856, ſo daß ſich die folgenden Zahlenangaben, bis auf die Gegenwart fortgeführt, noch um ein Erhebliches ſteigern würden. Bis zu dem genannten Jahre ſind nun von der engliſchen Geſamtausgabe nicht weniger als 7 967 369 Bände abgeſetzt worden, deren Herſtellung 99 592 Ries Papier beanſpruchte, und die ein Gewicht von 1245 Tonnen darſtellen. Die Volksausgabe erforderte 227 831 Ries Papier im Gewicht von 2848 Tonnen. Die einzelnen Druckbogen, etwa 106 542 438, nebeneinander gelegt, würden einen Flächenraum von 8710 qkm, oder etwa 158 Quadratmeilen bedecken. Zur Zeit als Scott die Geſamtausgabe ſeiner Werke veranſtaltete, hielt er täglich tauſend Arbeiter mit der Herſtellung derſelben in Atem. Daraus würde ſich alſo, deren Familien mitgerechnet, eine Anzahl von drei- bis viertauſend Menſchen ergeben, die einzig und allein von der Muſe eines Dichters ihren Unterhalt bezogen, eine Erſcheinung, die in der geſamten übrigen Litteratur nicht ihresgleichen hat.

Von der Leiſtungsfähigkeit Scotts kann man ſich nur einen Begriff machen, wenn man an der Hand ſeiner Lebensgeſchichte dasjenige zuſammenſtellt, was er in jedem einzelnen Jahre bewältigt hat. Als Beiſpiel möge das Jahr 1814 dienen. In dieſem Jahre ſchrieb Scott nicht nur den größten Teil von dem Leben Swifts, ſondern auch den zweiten und dritten Band von Waverley, den Herrn der Inſeln, zwei Auf-



Abbotsford Landſitz Walter Scotts.

ſätze für den Supplementband der „Encyklopaedia Britannica", die Einleitung und Anmerkungen zu „The Memorie of the Somervilles" und Erklärungen zu „Rowland's Letting off the Humours of Blood in the Head Vein". Dabei erlitt neben dieſer ſtaunenswerten Thätigkeit der Briefwechſel mit ſeinen zahlreichen Freunden nicht die geringſte Unterbrechung. Wie es aber Scott fertig brachte, trotz all ſeines Schaffens in demſelben Jahre noch eine zweimonatliche Reiſe nach den Hebriden zu machen, erſcheint faſt ebenſo wunderbar wie der Umſtand, daß er, um von all den Strapazen etwas auszuruhen, ſich nach Abbotsford begab und dort innerhalb ſechs Wochen den dreibändigen Roman „Guy Mannering" ſchrieb.

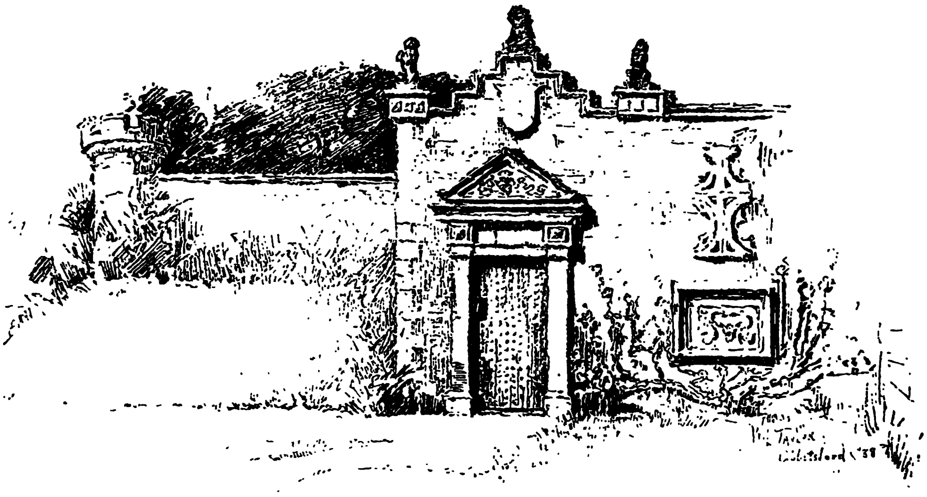
Dazu kommt, daß Scott keineswegs der gleichen Anſicht mit Platen war, der da warnt:

> „Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
> Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon,"

ſondern Scott widmete ſich mit dem größten Pflichteifer ſeiner juriſtiſchen Amtsthätigkeit, bis er ſich durch ſeine Schriftſtellerei eine nach menſchlichem Ermeſſen durchaus ſichere Lebensſtellung erworben hatte. Gerade in dieſer Hinſicht könnte er ſo manchem unſerer neueren Schriftſteller vorbildlich ſein, die da vermeinen, ſie dürften das ſchwache dichteriſche Feuer, das ihnen die Mutter Natur in den Buſen gelegt, nicht im Dienſte eines feſtgeregelten Amtslebens ſich verzehren laſſen. Ueberhaupt gab Scott nichts auf Litteratenſtolz. Er ſtellte die amtliche Thätigkeit des Juriſten oder Soldaten, des Technikers oder Arztes höher als die bloße Schriftſtellerei. Daher wollte er ſelbſt auch gar nicht als Schriftſteller gelten, ſondern als vornehmer Mann, der nur zu ſeiner eigenen Erholung ſich in den Mußeſtunden litterariſch beſchäftigt. In der Unterſchätzung ſeiner eigenen Werke ging er ſo weit, daß er ſie mit Davys Sicherheitslampe oder mit Watts Verbeſſerung der Dampfmaſchine in demſelben Atem genannt zu werden nicht für würdig hielt. Einer ſeiner Biographen ſtellt daher wohl mit Recht die Vermutung auf, daß Scott vielleicht nur infolge ſeiner Lahmheit auf die Schriftſtellerei verfallen ſei, und daß er andernfalls ſich möglicherweiſe im Heeresdienſt, für den er ſo viel Neigung und Verſtändnis hatte, hervorgethan haben würde.

Das Geheimnis von Scotts ſchriftſtelleriſcher Fruchtbarkeit beruht in der ſtreng geregelten Zeiteinteilung, dem raſtloſen Fleiß und der unermüdlichen Energie, die ſein ganzes Leben durchdrangen und beherrſchten. Sein oberſter Grundſatz, von dem er nie abwich, war der, „never to permit himself to be doing nothing" (ſich nie der Unthätigkeit zu überlaſſen). Gerade durch die Schulung, die er als junger Beamter genoß, wurde er an die ſtrenge Durchführung dieſes Grundſatzes gewöhnt. Hatte Scott von Haus aus eine Abneigung gegen die mechaniſche Thätigkeit des Schreibens, ſo lernte er dieſelbe überwinden, indem er gezwungen war, manchen Tag 120 Folioſeiten und mehr zu protokollieren oder auszuarbeiten. Zudem regten die tiefen Einblicke, die er als Juriſt in das menſchliche Leben thun konnte, ſeine Phantaſie und ſein Gemüt gleich ſtark an. Der Zwang, das ſprödeſte Material überſichtlich zu ordnen, und in klarer, ſchöner Sprache wiederzugeben, übte ihn und bahnte ihm die Wege für ſeine ſpätere Schriftſtellerei.

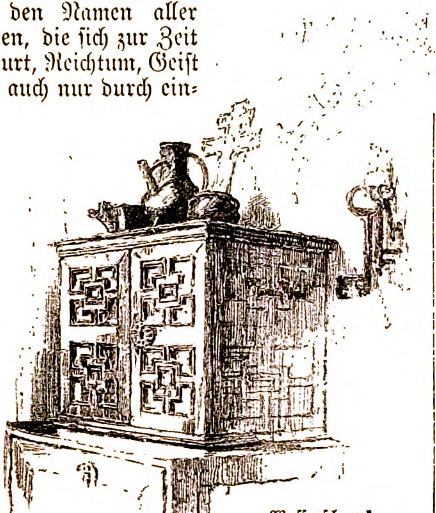
Durch die ſtreng geregelte Ordnung des Beamtenlebens wurde Scott gegen die Einwirkung äußerer Verhältniſſe und Umſtände auf ſeine Arbeitsfähigkeit geſtählt; er konnte ebenſogut in ſeiner engen Edinburger Stadtwohnung wie in ſeinem herrlichen Bibliothekzimmer zu Abbotsford ſchaffen. Man ſagt nicht mit Unrecht, daß ſich im allgemeinen auf dem Lande beſſer denken, in der Stadt aber das Ueberdachte beſſer verarbeiten laſſe. Scott kannte hierin keinen Unterſchied. Seine „Höhle", wie er ſeine Wohnung in Caſtle Street nannte, war ein Zimmer mit einem Fenſter, das ſich auf einen kleinen Raſenplatz öffnete, gerade groß genug, um die Einbildungskraft des Naturfreundes anzuregen. Ein einziges Bild ſchmückte das Zimmer, deſſen Wände im übrigen ganz mit Bücherbrettern umſtellt waren. Innerhalb der Bücherei herrſchte die größte Ordnung; die Werke waren nach den einzelnen Wiſſenſchaften aufgeſtellt, und jede Abteilung war deutlich gekennzeichnet. Jedes Buch hatte ſeinen Platz, und hatte Scott eins verliehen, ſo ſtellte er an deſſen Stelle ein Brettchen, das den Namen des Entleihers trug. Seine Bücher behandelte Scott mit peinlichſter Sorgfalt; ſie waren alle ſauber gebunden und zeigten nirgends ein Fleckchen oder eine Randbemerkung. Neben ſeinem Arbeitstiſche ſtanden einige Nachſchlagebücher, beſonders juriſtiſche Werke; auf dem Tiſche lagen Briefbündel, Manuſkripte und Korrekturen, aber nicht etwa in maleriſcher Unordnung, ſondern alle fein ſäuberlich zuſammengebunden. Der ſonſtige Hausrat des Zimmers beſtand aus zwei Stühlen und einem Büchertritt, auf welchem gewöhnlich ein großer Kater ſein Schläfchen hielt. Harte Arbeit, dann und wann eine Einladung zum Mittageſſen, ein gelegentlicher Ritt mit einem Freunde ins Freie machten Scotts Leben in der Stadt aus.



Gartenthor.

Als Scott ſich ſpäter auf das Pachtgut Asheſtiel zurückzog, führte er das Leben eines kleinen Landedelmannes; nichts erinnerte an ſeine amtliche Stellung und noch weniger an ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Des Tags über gab er ſich entweder dem edlen Weidwerk hin, oder er beſchäftigte ſich mit ſeinen Lieblingstieren. Erſt die ruhigen Abendſtunden luden ihn zu ſchöngeiſtigem Schaffen ein. Allein bald wurde er inne, daß die Nachtarbeit einen ſchädlichen Einfluß auf ſeine Kopfnerven übe und daß er, wenn er nicht ſieben Stunden geſunden Schlafes habe, nur ein halber Menſch ſei. So lenkte er allmählich in jenen unvergleichlich ſchönen Lebenslauf ein.

deſſen bezaubernden Reiz alle kennen lernten und bewunderten, die die liebenswürdige Gaſtlichkeit von Abbotsford in Anſpruch zu nehmen Gelegenheit hatten. Und wie viele waren deren! Lockhart beklagt einmal mit Recht, daß kein regelmäßiges Verzeichnis über die Beſucher von Abbotsford geführt worden ſei; man würde darunter den Namen aller derjenigen begegnen, die ſich zur Zeit Scotts durch Geburt, Reichtum, Geiſt und Talent, oder auch nur durch eingebildete Vorzüge auszeichneten; man würde den Königsſohn neben dem Ettrickſchäfer, die Herzogin neben der Schauſpielerin, den Gelehrten neben dem Kaufmanne finden.



Waffenſchrank.

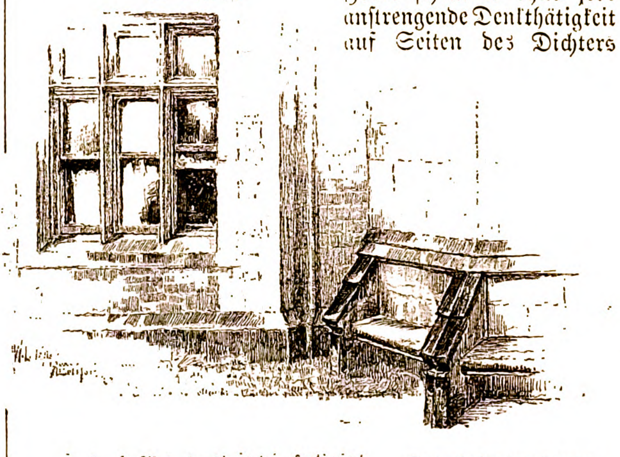
In Abbotsford ſtand Scott alltäglich um fünf Uhr auf, zündete ſich ſelbſt das Feuer an, raſierte ſich und kleidete ſich vollſtändig an, denn er war ein Feind alles Schlafrock- und Pantoffeltums. Gegen ſechs Uhr ſaß er emſig am Schreibtiſch und arbeitete, um neun Uhr ein einfaches Frühſtück nehmend, ununterbrochen bis elf oder zwölf Uhr. Gegen ein Uhr ſetzte er ſich zu Pferde. Ein Beſucher ſagt, es ſei eine Herzensfreude geweſen, den ſtattlichen Mann mit ſeiner Pelzmütze und kurzen Joppe durch die Felder reiten zu ſehen, da und dort anhaltend, um ſich mit einem Bauersmann oder einer Arbeiterfrau in eine gemütliche Plauderei einzulaſſen. Das Mittageſſen fand ziemlich früh ſtatt, und der Hausherr verbrachte alsdann den Abend mit ſeiner Familie und den immer anweſenden Gäſten bei fröhlicher Unterhaltung und Muſik. Dieſe ſtrenge Tageseinteilung konnte höchſtens durch einen regneriſchen Tag oder einen außergewöhnlich langen Ritt eine kleine Abänderung erfahren; im allgemeinen hatte es aber ſeine Richtigkeit, wenn Scott ſagte, daß er der Tagesarbeit das Genick vor dem Frühſtück gebrochen zu haben pflege.

Seine Gäſte vermochten nicht zu begreifen, woher Scott die Zeit nahm, um jene lange Reihe ſich raſch folgender Romane zu ſchreiben, die zwar anonym erſchienen, deren Verfaſſerſchaft die Eingeweihteren indeſſen doch bald durchſchauten. Niemand hat ſeinen Beſuch in Abbotsford wahrer und anſchaulicher geſchildert als Waſhington Irving; ſein kleines Büchlein, das er „Abbotsford“ betitelt, iſt das ſchönſte Denkmal, das der amerikaniſche Schriftſteller ſeinem engliſchen Bruder in Apoll ſetzen konnte. Man möchte ganze Abſchnitte daraus wiedergeben, weil die Eigenart Scotts, ſeine Umgebung, ſein Heim, ſeine Familie nirgends liebenswürdiger beſchrieben worden iſt. Dazu drängte ſich Irving nicht wie ein moderner Interviewer auf, ſondern machte ſeine Beobachtungen im ſtillen, im Gegenſatz zu jenem Baſil Hall, der ſich nicht entblödete, bei Gelegenheit ſeines Beſuches in Abbotsford ſein Tagebuch während der Mahlzeiten hervorzuziehen und vor den Augen des Hausherrn Einträge zu machen.

Trotz der vielen ſelbſtauferlegten Verpflichtungen vernachläſſigte Scott keineswegs ſeine eigene Familie. Die Kinder durften ſich, während er arbeitete, nach Herzensluſt in ſeinem Zimmer tummeln, auch der gelegentlichen Bitte, ihnen eine Geſchichte zu erzählen, pflegte er ſich nicht zu entziehen, und wie manche ungedruckte Waverley-Erzählung mag bei ſolchen Gelegenheiten von ſeinen Lippen gefloſſen ſein! Auch ſeinen Hunden, deren er ſtets eine große Menge hatte, war es erlaubt, ſich in ſeinem Studierzimmer herumzubalgen oder durch das nach dem Garten gehende Fenſter aus und ein zu ſpringen. Häufig arbeitete Scott, indem er mit der Linken den neben ihm ſitzenden Lieblingshund ſtreichelte. So wenig wie das Spielen der Kinder oder Hunde vermochte ihn das Geräuſch hämmernder Zimmerleute oder Maurer, die in Abbotsford jahraus jahrein lohnende Beſchäftigung fanden, in ſeiner Schriftſtellerei zu ſtören.

Bei all ſeinem natürlichen Fleiße bedurfte es aber trotzdem für Scott äußerer Nötigungsmittel, wenn ſeine Arbeit flott von ſtatten gehen ſollte. Am liebſten arbeitete er, wenn er den Kolbenſchlag der Druckerpreſſe dicht hinter ſich hörte. Auch würde Scott nach ſeinem eigenen Geſtändnis ſchwerlich ſo anhaltend geſchrieben haben, wenn ihn nicht anfangs die Begründung ſeines Hausſtandes, dann die Erwerbung ſeines Landbeſitzes und ſchließlich die Tilgung einer ſchier unerſchwinglichen Schuldenlaſt zu raſtloſer Thätigkeit angeſpornt hätten. Je mehr ein Werk das andere drängte, deſto größer wurde ſeine Spannkraft, und wenn zuweilen drei verſchiedene Sachen zu gleicher Zeit gedruckt wurden, ſo ließ er es trotzdem nicht geſchehen, daß ein anderer für ihn die Korrekturen las. Selbſt auf Reiſen ließ er ſich die wohlbekannten Pakete aus der Ballantyneſchen Druckerei nachſchicken, und erledigte ſeine Korrekturen ſo pünktlich, wie von ſeinem eigenen Schreibtiſch aus. Eines Schreibers bediente er ſich nur im Falle ernſtlicher Krankheit, während andere Schriftſteller — wie Goethe — ſelbſt ihre Liebesbriefe zu diktieren ſich nicht ſcheuten.

Von litterariſcher Brachwirtſchaft hielt Scott nicht viel; im Gegenteil, er liebte es, daß alle ſeine Felder unabläſſig bebaut wurden. Während er den Neudruck eines Erzeugniſſes der älteren Litteratur mit erklärenden Anmerkungen verſah, ſchöpfte er aus dieſer Beſchäftigung Material zur Ausſchmückung eines eigenen Romans. So ertragsfähig war ſeine Einbildungskraft, daß er beiſpielsweiſe an einem Tage, an dem er in den Morgenſtunden „Anna von Geierſtein“ vollendet hatte, nach dem Frühſtück bereits ſeinen Abriß der ſchottiſchen Geſchichte zu ſchreiben begann. — Thatſache iſt, daß Scott ungemein raſch ſchrieb, ja daß ſeine Feder ſcheinbar ohne jede anſtrengende Denkthätigkeit auf Seiten des Dichters

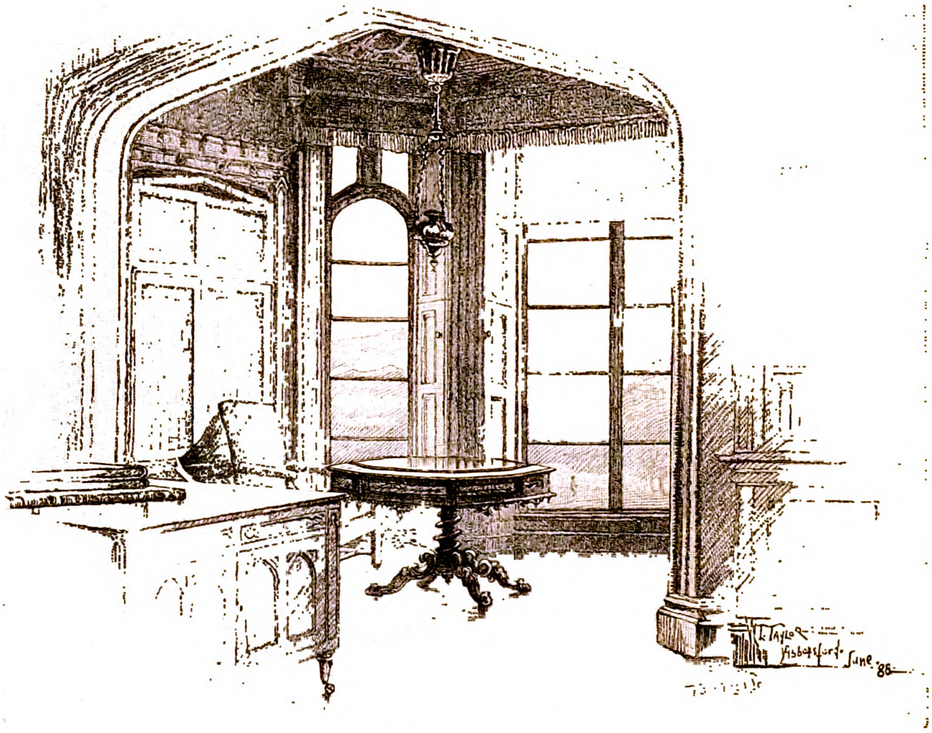


Gartenfenſter des Studierzimmers

über das Papier zu gleiten ſchien. Auch war Scott einer von denjenigen Schriftſtellern, die durch Nachfeilen nichts beſſerten, ſondern eher verdarben. Das hatte aber ſeinen Grund darin, daß Scott, wenn er ſich zum Schreiben niederſetzte, bereits ziemlich genau wußte, was er zu Papier bringen wollte. Und zwar waren es die frühen Morgendämmerſtunden, in denen er halb ſchlafend, halb wachend das in allgemeinen Umriſſen vor ſich zu ſehen pflegte, dem ſeine Muſe demnächſt feſte Geſtalt geben ſollte. Edmund ſagt zwar im „König Lear", die lebenskräftigen Naturkinder würden nicht etwa

„Gezeugt ſo zwiſchen Schlaf und Wachen",

allein die Gepflogenheit Scotts liefert dazu einen ſchlagenden Gegenbeweis, indem nachweislich die ſchönſten Kinder ſeiner Muſe in jenem traumhaften Zuſtand zum Leben geboren worden ſind.

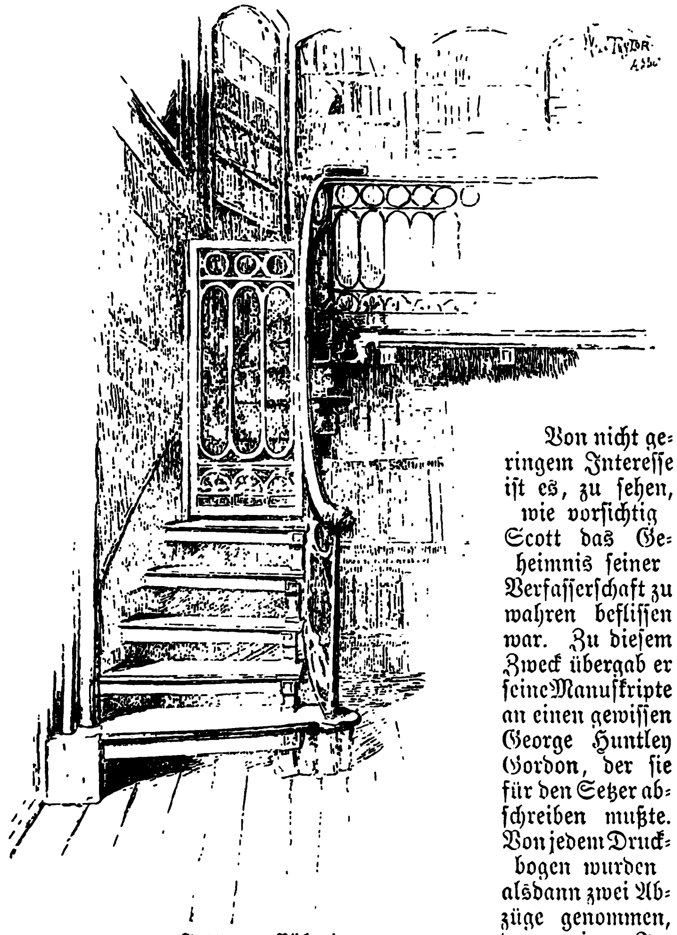


Erker des Bücherzimmers

Wenn wir ſagten, daß Scott für jeden einzelnen Tag im allgemeinen ziemlich genau gewußt habe, was er zu ſchreiben geſonnen ſei, ſo vermochte er doch keineswegs, für ein Dichtwerk einen feſtgefügten Plan im vorhinein zu entwerfen. Oder ſelbſt angenommen, er hätte für einzelne ſeiner Dichtungen ſich einen ſolchen ausgeſonnen, ſo war er völlig außerſtande, ihn im Verlauf der Ausarbeitung einzuhalten. Hier wuchs ihm der Gegenſtand über den geſteckten Rahmen hinaus, dort ſchrumpfte er ihm unter der Hand zuſammen.

Die ganze Schaffensweiſe Scotts läßt es nicht wunder nehmen, daß ſeine Werke zahlreiche Verſtöße und Flüchtigkeitsfehler aufweiſen. So läßt er beiſpielsweiſe die Sonne in der Nordſee untergehen, und ſeine topographiſchen Kenntniſſe gemahnen ſtellenweiſe an diejenigen, die Shakeſpeare in ſeinem Wintermärchen an den Tag legt. In der Legende von Montroſe braucht er einmal weſtlich ſtatt öſtlich; in Kenilworth ſtellt er Burleigh und Cecil einander gegenüber, und doch ſind beide Namen die Bezeichnung für eine und dieſelbe Perſönlichkeit; in den Schickſalen von Nigel verwechſelt er die Septuaginta mit der Vulgata und in der Anna von Geierſtein verlegt er Aachen nach Nancy. Scott war ſich indeſſen ſeiner Flüchtigkeit bewußt und deshalb nahm er auch jede Verbeſſerung dankbar entgegen. Höchſt bezeichnend iſt in dieſer Hinſicht der Meinungsaustauſch zwiſchen ihm und dem Drucker Ballantyne, der ſich auf zahlreichen Korrekturbogen Scottſcher Werke findet. Selbſt höhniſche Bemerkungen nimmt der Schriftſteller für gemachte Verſehen in den Kauf und rächt ſich nur da und dort durch einen glücklich geführten, gut gemeinten Gegenhieb. Seinem Schwiegerſohne Lockhart, der die Sorgloſigkeit Scotts wohl am beſten kannte, nahm er die derbſten Ausdrücke nicht übel; ließ er es doch ruhig geſchehen, wenn Lockhart dem Drucker ſchrieb, er ſolle nur ruhig ändern, wo er es für nötig finde, denn er thue dasſelbe, ſeit er wiſſe, daß Scott der nachläſſigſte Schriftſteller unter der Sonne ſei.

Wenn man bedenkt, welche ungeheuren Maſſen ſtofflichen Materials Scott bewältigt hat, ſo muß man ſich fragen, woher er das alles beſchafft haben möge. Der Romandichter kann trotz üppigſter Einbildungskraft und Erfindungsgabe nicht alle Stoffe frei geſtalten, er muß ſich nach Vorwürfen umſehen, und ſo hat auch Scott eifrig Umſchau gehalten und das Gute genommen, wo er es fand. Daß man ihn deshalb, weil er in Kenilworth eine Scene aus dem Goetheſchen Egmont verwertet, oder weil er die Diverſoria des Erasmus in ſeiner Anna von Geierſtein benutzt hat, des geiſtigen Diebſtahls hat zeihen wollen, iſt eine Abgeſchmacktheit. Schon Milton hat es in Bezug auf geiſtiges Eigentum und deſſen litterariſche Verwertung als Grundſatz aufgeſtellt, daß, ſofern man bei der Entlehnung nur beſſere, man ſich keines Plagiats ſchuldig mache. Nach dieſem Grundſatz iſt Scott redlich verfahren; denn kein roher Diamant iſt durch ſeine Hand gegangen, den er der Welt nicht kunſtgerecht geſchliffen überliefert hätte. Selbſt Goethe geſteht dies in einem ſeiner Geſpräche mit Eckermann ein, indem er ſagt: „Walter Scott hat eine Scene aus meinem Egmont benutzt, und dazu hatte er ein Recht; und weil er ſeine Sache gut gemacht hat, verdient er nur Lob." Allerdings hat es nicht an ſuperklugen Leuten gefehlt, die aus der Verknüpfung gewiſſer Umſtände ſchließen wollten, Scott habe einen Teil der Waverley-Romane nicht ſelbſt verfaßt, ſondern als Erzeugniſſe anderer nur herausgegeben. Beſonders ſoll er ſeinen in Kanada lebenden Bruder um ſeinen litterariſchen Namen betrogen haben; allein das ſind doch nur müßige Gedankenverbindungen, nicht unähnlich denen, die die Dramen Shakeſpeares dem Philoſophen Bacon unterſchieben möchten.



Treppe zum Bücherzimmer.

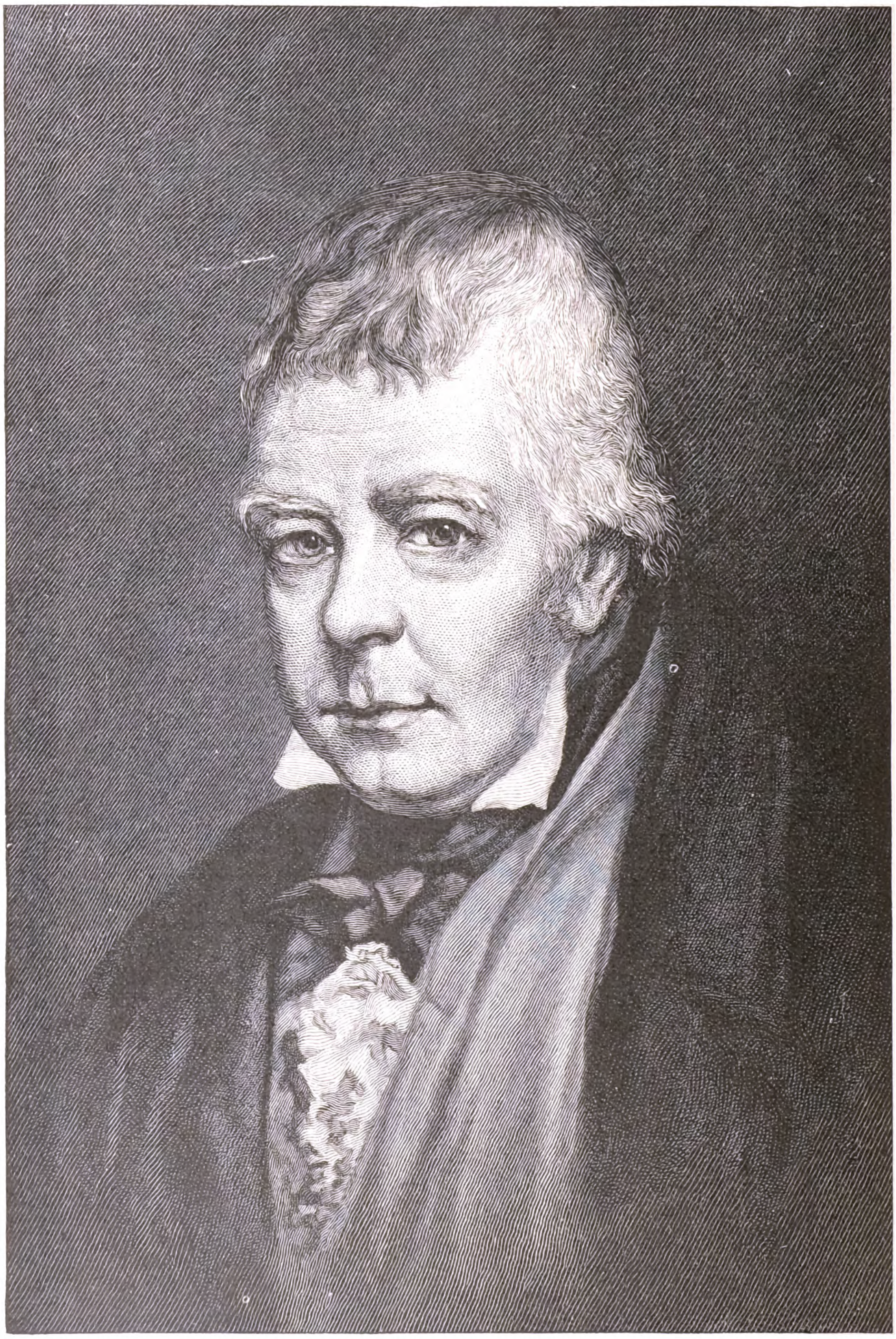
Von nicht geringem Intereſſe iſt es, zu ſehen, wie vorſichtig Scott das Geheimnis ſeiner Verfaſſerſchaft zu wahren befliſſen war. Zu dieſem Zweck übergab er ſeine Manuſkripte an einen gewiſſen George Huntley Gordon, der ſie für den Setzer abſchreiben mußte. Von jedem Druckbogen wurden alsdann zwei Abzüge genommen, deren einen James Ballantyne las, ehe er ihn Scott überſandte. Dieſer brachte bei einer zweiten Korrektur die noch nötigen Verbeſſerungen auf demſelben Abzug an, und die Geſamtheit der Bemerkungen und Korrekturen wurde ſodann auf den zweiten Abzug übertragen, ſo daß der Setzer nie einen Buchſtaben von Scotts Handſchrift während des Satzes der Waverley-Romane zu Geſicht bekam. Ueber die Gründe, die Scott zur Geheimhaltung ſeiner Verfaſſerſchaft veranlaßten, kann man verſchiedener Anſicht ſein: möglich, daß er ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und den daraus entſpringenden Gelderdienſt als nicht im Einklange mit dem großartigen Leben ſtehend erachtete, das er auf Abbotsford führte; möglich aber auch, daß er klug vorausſah, die Anonymität werde den Romanen als beſtes Reklamemittel dienen und ihre weitmöglichſte Verbreitung am nachhaltigſten unterſtützen. Bei dem praktiſchen Sinne, der das ſchottiſche Volk im allgemeinen und Walter Scott als echten Clansmann im beſonderen auszeichnet, wird man die letztere Erklärung als die wahrſcheinlichere annehmen dürfen.

In einem ſeiner Geſpräche mit Eckermann rühmt Goethe nicht nur die Großartigkeit des Stoffs, des geiſtigen Gehalts und die Behandlung der Charaktere in Scotts Romanen, ſondern er bewundert zugleich den unendlichen Fleiß, den der Dichter auf ſeine Vorſtudien verwende. Gewiß hatte Goethe vollkommen guten Grund zu dieſer Bewunderung; allein er, wie ſo mancher andere, ließ ſich doch durch den Aufwand äußerer Zuthaten blenden, durch die Scott den Anſchein tiefſter Gelehrſamkeit und weiteſter Beleſenheit zu erwecken verſtand. Eines dieſer äußeren Mittel ſind die Sinnſprüche und Citate, die er jedem einzelnen Kapitel in ſeinen Romanen vorzudrucken liebt. Dieſelben ſind ihrer Unterſchrift nach bald einem alten Drama, bald einem verſchollenen Dichter, bald einer volkstümlichen Ballade, bald einem neueſten Proſawerk entnommen. Wollte man ſie aber alle auf ihre Echtheit hin prüfen, ſo würde man bei gar vielen vergeblich nach einem Originale ſuchen. Scott nahm ſich nur ſelten die Zeit, paſſende Mottos zu ſuchen; meiſt verließ er ſich auf ſein überaus ſcharfes Gedächtnis und zitierte, was er an beliebiger Stelle einmal geleſen zu haben vermeinte. Wo ihn aber auch ſein Gedächtnis im Stich ließ, war er um eigene Erfindung nicht verlegen, unter die er dann einen ihm paſſend erſcheinenden Namen ſetzte. Beſonderes Vergnügen gewährte es ihm, wenn er dieſe ſeine eigenen Erfindungen von dritten Perſonen in gutem Glauben als die Erzeugniſſe derer wiedergeben hörte, denen er ſie ſelbſt zugeſchrieben hatte. Bekannt iſt, daß einſt eine Dame ihm ein ſolches ſelbſterfundenes Motto als einen Hymnus von Dr. Watts, den ſie ſehr verehrte, vortrug.

Doch halt — wir geraten da unvermerkt auf Pfade, die unſere gegenwärtige deutſche Litteraturforſchung ſo gerne wandelt, die in das alltägliche Kleingewerbe großer Geiſter führen und von der Erkenntnis ihres eigentlichen Wertes der rechten Schätzung ihrer wahren Größe weit ablenken. Hat uns der Blick, den wir in die geiſtige Werkſtatt Scotts geworfen haben, einen Schriftſteller von hoher Begabung bei der Arbeit gezeigt, ſo hat er uns doch anderſeits auch gelehrt, daß Scott der höchſten Dichterweihe, der aus dem Innern quellenden Begeiſterung ermangelt. Scotts Leben war, wie Carlyle ſagt, weltlich, ſein Ehrgeiz weltlich. Daher verſpürt man bei ihm auch keine eigentlich innere Entwickelung, ſondern man gewahrt nur, daß er äußerlich die Stadien der Ballade und des Romans durchlaufen hat. Scott war ſich deſſen mehr als genügend bewußt; glaubte er doch in ſeiner Beſcheidenheit, daß die Eichen, die er mit eigener Hand gepflanzt, ſeinen Dichterruhm überdauern würden. Darin hat er ſich nun — zur Ehre der Nachwelt ſei's geſagt — gründlich getäuſcht; denn es iſt noch nicht gar lange her, daß ein Reiſender, der ſich in einer ſchottiſchen Bahnhofsbuchhandlung vergeblich nach einem Roman Scotts umſah, von dem Verkäufer die erklärende Antwort erhielt, daß, wenn er die Scottſchen Romane führe, er überhaupt nichts anderes mehr würde abſetzen können. Und gerade ſo wie in ſeinem Heimatlande iſt Scott auch bei uns noch gerne geleſen. Wer ſich freilich an der ſcharfgewürzten Speiſe, die ein Teil unſerer jüngſten Schriftſteller der Leſewelt vorſetzt, den Geſchmack verdorben hat, dem wird die geſunde Koſt Scottſcher Romane als fade und abgeſtanden nicht mehr munden. Gar mancher Schriftſteller aber, der jetzt noch als flackernder Stern am litterariſchen Himmel ſteht, wird längſt verſchwunden ſein, wenn Scotts ruhig leuchtendes Geſtirn noch nichts von ſeinem Glanze eingebüßt haben wird.

Moderne Pfahlbauten.

Der äußerſte Nordoſtgipfel des Staates Virginia befand ſich ſeit langer Zeit im Beſitz einer Familie Franklin. Der dürre Boden hatte an ſich nur ſehr geringen Wert, ſchätzbar war nur der unter dem Waſſer der Bai liegende Teil, welcher den Bewohnern des Landes mehr als zwei Jahrhunderte lang die ſchönſten Auſtern lieferte. Hunderte von Schaluppen brachten Ladungen der köſtlichen Weichtiere nach dem großen Auſternmarkt in New York, doch erſt von 1877 an gewann das Geſchäft bedeutenden Aufſchwung, als eine Anzahl Kapitaliſten und Eiſenbahnbeſitzer mit dem alten Richter Franklin einen Vertrag abſchloſſen, kraft deſſen ſie ſich gegen Abtretung der Hälfte des Salzwaſſerſumpfes verpflichteten, ihre Bahn bis dorthin zu bauen. Dies geſchah denn auch ſehr bald; darauf wurde ein Pier in die Bucht hinein gelegt und auf Pfählen ein einſtöckiges hölzernes Haus über dem Waſſer errichtet, und das Ganze taufte man Franklin City. Jedes Jahr entſtanden mehr ſolcher Pfahlbauten, und gegenwärtig zählt der Ort etwa 50 auf Stelzen ſtehende Häuſer, deren jedes ſich drei bis vier Fuß über dem Spiegel des Sumpfes erhebt. Zwei Längs- und ebenſoviele Querſtraßen oder vielmehr Kanäle durchſchneiden das Auſterndorf und ein großer hölzerner Gaſthof nimmt die Fremden auf. Auch die Vieh- und Hühnerſtälle, die mit den Häuſern durch einen erhöhten Plankenweg verbunden ſind, ruhen auf Pfählen. Die Auſternſchale iſt das kennzeichnende Merkmal von Franklin City. Der Bahndamm und die Landſtraße ſind mit Auſternſchalen gepflaſtert, die Bretterverſchläge am Strande damit ausgefüllt. Es gibt dort keine Abzugskanäle, und man bedarf deren auch nicht, weil, ſo oft ein Südoſtſturm die Wellen des Ozeans an dem Seewall auftürmt, welcher das Städtchen vor Ueberflutung ſchützt, dasſelbe jedesmal ein gründlich reinigendes Bad erhält. Und wenn die Flut kommt, ſo durchſpült ſie die Straßen und führt den Unrat fort. Das ausgezeichnete Trinkwaſſer wird durch Brunnen geliefert, von denen einige in der Bucht ſelbſt etwa 60 Fuß tief in den Meeresboden gegraben ſind, ſüßes Waſſer wird alſo aus dem Ozean gezogen.

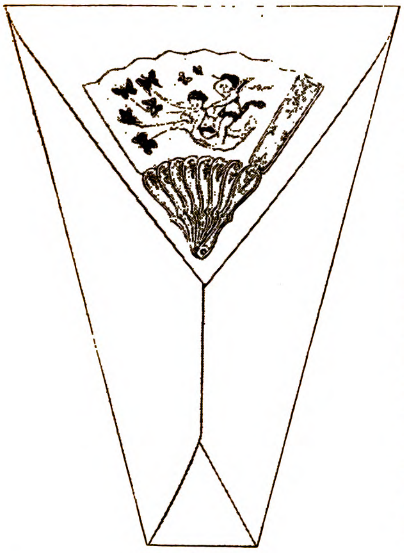

Walter Scott.

Jeder Bewohner ſteht mit dem Auſterngeſchäft im Zuſammenhang, ſelbſt die Bahnbedienſteten, inſofern ſie die Schaltiere nach den Märkten befördern. Die Männer tragen langſchäftige Gummiſtiefel, geköperte baumwollene Overalls und breitkrempige Südweſter. Sie verſtehen ſich auf den Bootsbau und das Segelmachen, ſowie auf alles, was die Auſterninduſtrie erfordert, und das iſt nicht wenig, denn die Weichtiere werden hier auf waſſerbedeckten Farmen nach allen Regeln der Kunſt und Wiſſenſchaft gezüchtet, und jeder Zoll breit des Bodens iſt bereits dafür in Anſpruch genommen. Die Frauen kleiden ſich in billige Kattunſtoffe und ihre Hüte ſind aus demſelben Zeug gefertigt. Die Thüren werden in Franklin City nicht geſchloſſen, denn Diebe braucht man nicht zu fürchten Die Einwohner machen einen ſehr einfachen Eindruck, verdienen aber ſehr viel Geld. — Vergrößern wird ſich das merkwürdige Pfahldorf wohl nicht mehr, da, wie geſagt, jeder Zoll des Bodens ſich in Nutzung befindet. Die Bevölkerung könnte höchſtens einen zeitweiligen Zuwachs erhalten, und zwar durch Sportsmen, denn für dieſe iſt die Gegend wie geſchaffen. Der Jäger, welcher aus New York um neun Uhr des Morgens abfährt, iſt ſchon am frühen Nachmittag in Franklin City. Die Bucht wimmelt von wildem Geflügel, namentlich von verſchiedenen Entenarten, und auf dem Lande gibt es Wachteln, Schnepfen und Strandvögel in Menge. Auch der Fiſchfang iſt vorzüglich.

Der Sammler.

Briefpapier.

Zu den ausgeſprochenſten Lieblingen der Mode gehört das Briefpapier, für welches beinahe jede Saiſon neue Muſter, neue Farben, neue Formen bringt. — Neue Formen, denn das allbekannte Quart- und Oktav-Format iſt nahezu völlig außer Gebrauch gekommen und an Stelle des letzteren iſt ein kürzeres, doch breites Blatt getreten, welches, einmal zuſammengelegt, in die Briefdecke geſchoben wird, deren Ueberſchlag nicht mehr das altgewohnte Dreieck, ſondern die Trapezform zeigt. — Für die kleinen Billets, die ein Wort der Verſtändigung, eine nichtoffizielle Einladung, eine freundliche Zuſage enthalten, wählen unſere Damen — die zierlichen neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Papierkonfektion ſind ja meiſt für Frauenhände beſtimmt — die Form eines zugeklappten Fächers, der in der linken oberen Ecke wie auf dem Couvert ein Watteau-Bildchen zeigt, oder die Imitation eines Luftballons mit Fallſchirm, die denn auch auf dem Deckel der Boite à lettres zur Anſicht kommen. Die originellen Briefblättchen zeigen Sonne, Mond, Sterne, Vögelein und Drachen, meiſt in Gold. — Das ehemals alleinherrſchende Monogramm hat eine ſtarke Einbuße erlitten; für Herren iſt es noch immer in einfachen Dimenſionen und tiefſchwarz gebräuchlich. Junge Damen erſetzen dasſelbe für ihre Intimen gern durch den ganzen Vornamen in dunkelblauer oder Goldprägung, ſonſt aber durch Krone oder Wappen des Hauſes — wo ſolches zuläſſig. Sehr bequem iſt es, ſich das Datieren der Briefe dadurch zu vereinfachen, daß man Papiere mit dem aufgeprägten Namen des Familienſitzes verwendet. Wie vornehm glänzt uns von der Mitte des oberen Briefrandes „Schloß Heiligenthal" in Goldbuchſtaben entgegen! Wie hübſch mag ſich's in der „Villa Helene" wohnen, zu deren blauen Buchſtaben an der einen Briefecke das goldgeprägte Familienwappen in der anderen ein zierliches Pendant bildet! — Allerdings, wenn ſich die Schreiberin nur zeitweilig, vielleicht zum Sommeraufenthalte, daſelbſt befindet, macht der Brief den unbehaglichen Eindruck, als wäre er auf einer Reiſeſtation zwiſchen Läuten und Einſteigen hingeworfen worden. Nur der Schloßherrin ſteht es an, dergeſtalt ihren Aufenthalt bekannt zu geben. Wer in dem vornehmen Viertel der Großſtadt, im Weſten Berlins, auf dem prächtigen Ringe oder im lieblichen Cottageviertel Wiens wohnt, pflegt, mindeſtens für geſchäftlichen Verkehr, die genaue Adreſſe in hübſcher Prägung auf Papier und Couverts zu haben.



Köcher Briefumſchlag.

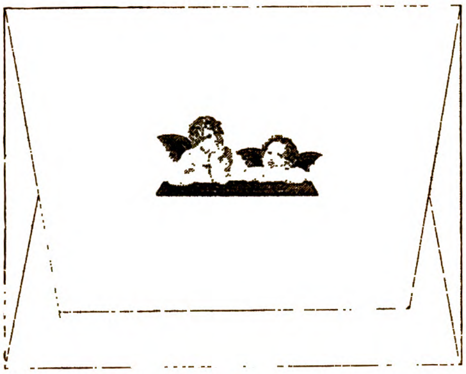
Eine reizende Neuerung ſind Porträts der Schreiberin, ihrer Lieblingshelden, Dichter, Komponiſten, Maler ꝛc., oder kleine Bildchen, wie auf Email gemalt, in goldener Umrahmung in der linken oberen Ecke angebracht. An das Lieblingsbild der Briefſtellerin erinnern auf unſerer Abbildung die Engelein der ſixtiniſchen Madonna.

Augenblicklich hat ſich die Gunſt der Mode auch wieder den Blumen zugewendet. Man ſieht neuerdings vielfach Vergißmeinnicht und weiße Syringen auf hellem, Veilchen, Stiefmütterchen und zarten Flieder auf heliotropfarbenem, Reſeda und Epheuranken auf hellgrünem Papier. Hierzu werden glatte Couverts verwendet, dagegen zeigt der Bogen die Verzierung auf beiden Seiten oder zweifach auf der erſten, wie auf unſerem Bilde erſichtlich, auf welchem ſich Mai- und Schneeglöckchen friedlich vereinen.

Die Tierwelt iſt durch eine Spinne vertreten, welche im Netz der ahnungsloſen Fliege harrt, durch Vögelein, die ſich im Schilfe wiegen ꝛc.; Vierfüßler wagen ſich allerdings nur in der Form beliebter Anhängſel auf das Briefpapier.

Daneben taucht grellrotes Papier auf, benutzt man violettes mit Silbermonogramm für die Halbtrauer; die Kaiſerin von Oeſterreich gebraucht mit Vorliebe graues mit ſchwarzem Rande und ihrem Namenszuge. Junge Damen bevorzugen das blaßgraue, auf welches man nur mit weißer Tinte ſchreiben kann, papier clair de lune, mit ſilber- oder milchweißgeprägtem Vornamen. Mondſcheinpapier, welches nur für die Zeiten der Mondſchwärmerei um ein Menſchenalter zu ſpät kommt!

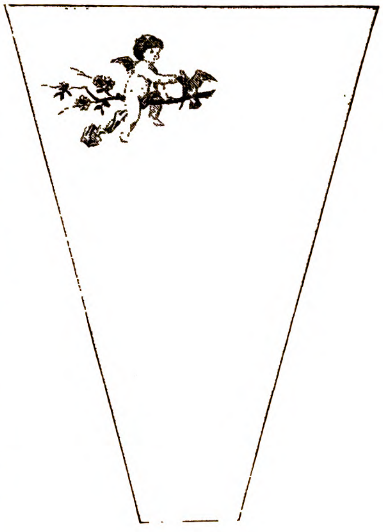
Uebrigens wird ſelbſt in unſeren Tagen des Naturalismus alter Denkweiſe gern Rechnung getragen: Die beliebteſte Zier der billets de correspondance und ihrer Couverts iſt das vierblätterige Kleeblatt, das alte Glückszeichen, deſſen gutes Omen für Schreiber wie Empfänger volle Geltung haben mag. Regine Ulmann.



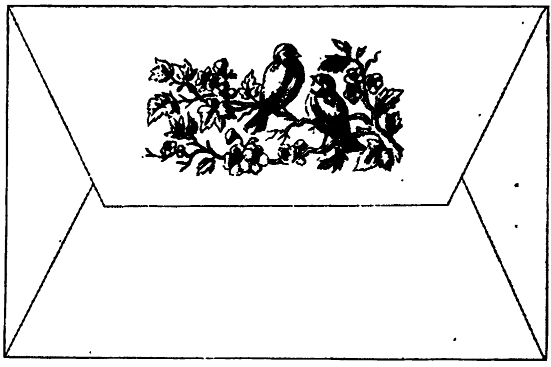
Briefumſchlag mit Raphael'ſchen Engeln

Geſchenkwerke.

Weihnachten iſt zwar vorbei, aber die Gelegenheit Geſchenke zu geben wird im neuen Jahr wohl oft noch wiederkehren und ſo ſei hiermit noch eine Anzahl von Werken kurz charakteriſiert, die bei uns zu ſpät eintrafen, als daß wir ſie in unſere Weihnachtsbeſprechungen hätten aufnehmen können, Werke mancherlei Art, die verdienen als gute Geſchenkbücher notiert zu werden. Für Freunde ernſter Belehrung empfiehlt ſich **„Dieſterwegs populäre Himmelskunde und mathematiſche Geographie"** (Berlin, Goldſchmidt). Ein klaſſiſches Werk, das jetzt in zwölfter und dreizehnter Auflage erſchienen und auf der Grundlage des berühmten Verfaſſers neu bearbeitet worden iſt von Dr. M. W. Meyer und Prof. Dr. A. Schwalbe. Der überreiche Inhalt dieſes herrlichen Buches iſt klar und inſtruktiv dargeſtellt, viele Illuſtrationen, Vollbilder, Sternkarten unterſtützen die „Himmelskunde" und das in Stahl geſtochene Bildnis Dieſterwegs iſt ein pietätvoller Schmuck des ſchönen Werkes. Eine kurz gefaßte überſichtliche Geſchichtsdarſtellung bietet das Buch **„Geſchichte des deutſchen Volkes"** von Dr. David Müller (Berlin, Franz Vahlen). Das Werk iſt zum Gebrauch für höhere Lehranſtalten klar, objektiv, gut geſchrieben, vortrefflich gedruckt, geſchmackvoll gebunden, mit politiſchen Karten verſehen. Auch zum Selbſtſtudium für junge Leute ſehr gut geeignet. Für Knaben vor allem ſcheint uns das prächtig ausgeſtattete Buch ein ſchönes Geſchenk **„Die Vögel Europas"**, nach Skizzen von Paul Röper bearbeitet von W. Laskowitz (Berlin, Ebhardt u. Co.). Der Verfaſſer ſchildert mit großer Liebe zur Natur, auch zum Kleinſten, in warmer, überzeugender Sprache Art, Leben, Charakter vieler Hundert unſerer Vögel. Der Verleger hat das Buch mit ſchönen bunten Abbildungen ausgeſtattet. Es wird überall, wo es als Gabe erſcheint,



Briefbogen.



Briefumſchlag.

Freude hervorrufen und ſehr lieb gewonnen werden. Freunden ſtimmungsvoller Prachtwerke dürfte das Buch **„Vom Erdenthal zum Himmelreich“**, ein Menſchenleben in Wort und Bild (Verlagsanſtalt für Kunſt und Wiſſenſchaft, vormals Fried. Bruckmann, München) willkommen ſein. Die tiefempfundenen Bilder ſind von Wilhelm Kray und Alexander Zick entworfen und mit poetiſchem Text von Martin Greif begleitet. Das Werk eignet ſich auch ſehr zum Hochzeits-, Verlobungsgeſchenk. Dem humoriſtiſchen Genre gehört eine luſtige Nachahmung des alten Sebaſtian Brand **„Neues Narrenſchiff“** an (Düſſeldorf, Bagel). Entdeckt und herausgegeben von Dr. F. Idus. In der Manier des alten Satyrikers werden hier Narren aller Species geſchildert. Das auf ſchönſtem ſtarkem „Löſchpapier“ gedruckte Werk iſt durchſpickt mit heiteren Illuſtrationen und für trübe Stunden ein angenehmer Tröſter. Eine allerliebſte kleine Gabe ſind die **„Vorlagen zum Porzellanmalen“** von A. Göppinger (München, Baſſermann). Der Autor gibt hier reizende alte Muſter, Rokoko, fein koloriert, nebſt einer Anleitung zum Porzellanmalen von Otto Baun Das Werkchen verdient weite Verbreitung, denn es gehört zu dem Feinſten und Zierlichſten derart und wird dazu beitragen, die alte ſchöne Kunſt in der Familie wieder aufleben zu laſſen. Ein Pendant zu der mit ſo vielem Beifall aufgenommenen Meyerheim-Mappe iſt das ſoeben erſchienene Album von Werner als Mappe VIII der Studienmappen deutſcher Meiſter (Verlag von C. T. Wiskott in Breslau). Dieſe Mappe iſt außerordentlich vielſeitig in ihren Blättern, denn ſie bringt neben den erſten Skizzen zu bekannten Bildern des genialen Meiſters, wie zu dem Bilde „Moltkes Ankunft vor Paris“ und den lebensvollen Porträtſtudien zu Bismarck, Moltke, Tümpling, ferner zu dem großen Gemälde „Die Kaiſerproklamation in Verſailles“, eine ganze Reihe unbekannter Originalſkizzen zu Kriegsbildern; wir wollen hier nur erwähnen: „Begräbnis deutſcher Soldaten in Verſailles“, „Einbringung erbeuteter Geſchütze“. Dazu auch eine Kopie der Studie in dem großartigen Velariumbilde, das 1871 die Siegesſtraße beim Einzuge der heimiſchen Truppen ſchmückte; ferner Studien zu einem der Bilder aus dem altrömiſchen Leben im Café Bauer und noch vieles andere mehr. Die Reproduktion der Blätter macht den Eindruck von Originalen. Ströfers Kunſtverlag in München bringt zwei hübſche Geſchenkbücher in den Werken **„Aus bewegter Jugendzeit“** von Auguſte Meixner, illuſtriert von V. Thomas. Sechs Erzählungen für Kinder von acht bis zwölf Jahren. Gemütswarm geſchriebene kleinere Stücke mit wirkſamen Illuſtrationen. Das gleiche läßt ſich von dem zweiten Buche rühmen: **„Friſches Grün“** lautet ſein Titel, die Autorin iſt dieſelbe wie bei dem ebengenannten Buche, Auguſte Meixner. Die ſechs Erzählungen dieſes Bandes ſind für Kinder von zehn bis vierzehn Jahren etwa berechnet, gut erfunden, anziehend ausgeführt und die Illuſtrationen von Chr. Otto Girndt ſind liebenswürdig und naturwahr. Der gleiche Verlag ſpendet auch einen Rokoko-Kalender für das Jahr 1891 **„Alles mit Gott“** in geſchmackvoller Ausſtattung und mit geiſtreichen Arabesken verziert. Ein hübſcher Schmuck an eleganten Comptoir- und Damenſchreibtiſchen. Zwei ſehr hübſche Bücher für die Faſtnachtzeit, auch ſonſt für lange Winterabende geeignet, hat die bekannte Verlagsanſtalt für Bilderbücher J. F. Schreiber in Eßlingen bei Stuttgart hergeſtellt: **„Humoriſtiſche Blätter“** Band I und II von Lothar **Meggendorfer**. Für Erwachſene wohl in erſter Linie berechnet, dann aber auch für Kinder durch die entſchieden luſtigen und ſehr üppig kolorierten Bilder geeignet. Meggendorfer beſitzt entſchieden einen tüchtigen Humor für die Darſtellung lebenswahrer Scenen und Figuren, dieſem ſchließt ſich hier ein oft ſehr witziger Text an. Der Reichtum von mannigfaltigen heiteren, aus dem Leben geſchöpften drolligen Vorkommniſſen, welche dieſe Hefte in karikaturiſtiſcher Art widerſpiegeln, iſt überraſchend groß. Dieſe beiden Bände ſind die Anfangsnummern eines periodiſchen Unternehmens (Monatshefte), die J. F. Schreiber zu ſehr billigem Preis herausgibt. Wir glauben, die „Humoriſtiſchen Monatshefte“ werden Glück machen. Dieſe beiden ſtattlichen Bände präſentieren ſich als ein geſchmackvoll ausgeſtattetes, ſehr in die Augen fallendes Geſchenkwerk. Lebhaft in der Farbe und anmutig erzählt ſind die ſechs Novelletten in dem Buche **„Italieniſches“** von H. von Schreibershofen (Heidelberg, Winter). Die Autorin kennt das norditaliſche Leben ſehr gut und namentlich die Menſchen aus den unteren Ständen kann ſie vortrefflich zeichnen. Die erſte Novelle dieſes Bandes „Der Kommandant von Montelupo“ iſt ganz reizend — die „naive Anina“ und die „Fürſtin Strozzi“ intereſſieren in hohem Grade — keck und kühn entworfen iſt die Erzählung „Das Mädchen von Ruta“, eine leidenſchaftlich bewegte ſtürmiſche Handlung iſt hier harmoniſch abgerundet —, das Lokalkolorit überraſchend gut getroffen, zum Herzen ſprechend ſind die Skizzen „Die alte Malerin“ und „Die Waiſen von Porto Fino“. Auch die letzte große Erzählung des Bandes „Die Tochter des Vagabunden“ iſt voll Anmut und ſehr fein in der Charakteriſierung. Wir dürfen dieſes Novellenbuch mit vollem Recht als eine überaus liebenswürdige Gabe warm empfehlen. Die Autorin weiſt ein ganz entſchiedenes Darſtellungstalent in dieſen Novellen auf, das in ſeiner Jugendfriſche zu ſchönen Hoffnungen auf dieſem Gebiete berechtigt. P. K. Roſegger hat jetzt ein ſehr hübſches Buch hergeſtellt, indem er paſſende Stückchen aus ſeinen Schriften wählte und dieſe zu einem ſtattlichen Bande vereinigte, welchen der Verlag von A. Hartleben in Wien allerliebſt ausſtattete und mit bunten Bildern ſchmückte. Das ſehr inhaltsreiche Buch trägt den Titel **„Deutſche Geſchichte für die reifere Jugend“** von P. K. Roſegger. Auch ein altbekannter Gaſt, nämlich Ludwig Bechſteins **„Neues deutſches Märchenbuch“** iſt in dieſem Jahr wieder in ſauberer Ausſtattung erſchienen (Wien, Hartleben). Dies Buch hat eine unverwüſtliche Jugend und Anziehungskraft. Es liegt jetzt in der ſiebenundfünfzigſten Auflage vor und iſt mit anziehenden eigenartigen Bildern, 60 an der Zahl, reich verſehen. Dieſe Märchen haben Hunderttauſende an Kinderherzen und auch Erwachſene erfreut und unterhalten und werden weitere Hunderttauſende an Leſern finden. Beide ſchöne Bücher ſeien ſomit unſeren Leſern warm empfohlen Der Hinweis auf eine ſehr wertvolle Veröffentlichung mag unſere heutige Bücherſchau ſchließen. Es iſt dies **„Der Schwarzwald“** von Wilhelm Jenſen (Verlag von H. Reuthers in Berlin). Eine illuſtrierte Schilderung des reizenden ſüddeutſchen Gebirgslandes, das jeden Sommer Hunderttauſende von Touriſten aus ganz Deutſchland anzieht und Hunderttauſenden Erquickung, Erfriſchung in ſeinen prachtvollen Wäldern gewährt. W. Jenſen hat den Text zu dieſem Prachtwerk nicht einſeitig behandelt. Landſchaft, Volk, Induſtrie, Geſchichte, Naturwiſſenſchaftliches wechſelt in bunter Folge ab. Der Schwarzwald in Poeſie und Sage iſt ebenſo ausführlich hier dargeſtellt, wie vom geologiſchen, zoologiſchen, botaniſchen Standpunkt und Land und Leute in ihrem Wirken und Schaffen, im Bearbeiten ihrer Scholle, wie in der Haus- und Fabrikinduſtrie anmutig und intereſſant uns vorgeführt. Jenſen hat als Schriftſteller hier ein neues Blatt zum Kranze ſeines Ruhmes zugefügt. Illuſtriert iſt das Werk von Künſtlern wie Haſemann, C. Sugo, Max Roman, W. Volz, K. Eyth und anderen. Die Bilder ſind naturwahr und poetiſch zugleich und ebenſo abwechslungsreich in ihrem Stoff wie der Text. Das Werk gehört zu den gediegenſten und anziehendſten Veröffentlichungen auf dieſem Gebiete.

Unſer Hausgarten.

Von

Max Hesdörffer.

Die ganze freie Natur iſt noch in Schnee und Eis gehüllt und alles Pflanzenleben liegt in tiefem Winterſchlaf. Mag auch der Februar noch ſo kalt ſein, wir merken es doch, daß die Kraft des Winters bald gebrochen iſt und daß uns jeder Tag den Lenz näher bringt. Wenn jetzt trotz aller Kälte die ſchwache Winterſonne von Tag zu Tag kräftiger und länger zu ſcheinen beginnt, dann iſt es auch mit der Winterruhe der ausübenden Gartenfreundin vorbei und ſie muß ſich raſch zu neuer Arbeit rüſten. Läßt ſich nun auch im freien Garten noch nicht viel thun, ſo iſt es doch Zeit, daß die Miſtbeete hergerichtet werden, damit das Treiben der Gemüſe ſeinen Anfang nehmen kann. Die Gemüſetreiberei iſt eine hochintereſſante und dankbare Beſchäftigung. Deshalb ſollte ſich ihr auch jede meiner geſchätzten Leſerinnen, welche im Beſitze eines ausreichend großen Gartens iſt und der daran liegt, den Tiſch ſchon frühzeitig mit jungem Gemüſe zu verſorgen, widmen.

Unter denjenigen Nutzpflanzen, welche ſich ſicher und ohne große Mühe treiben laſſen, nehmen die Gurken eine bevorzugte Stelle ein. Die Gurke iſt ja ein Liebling jeder Hausfrau und jeder Gartenfreundin, darum glaube ich auch, daß viele meiner liebenswürdigen Leſerinnen gern einmal einige Mitteilungen über deren Treiberei im Miſtbeet und die Kultur im Garten entgegennehmen werden. Das ſehr frühe Treiben der Gurken im Januar iſt immer eine gewagte Sache; es iſt deshalb in den meiſten Fällen ratſamer, erſt jetzt im Februar damit zu beginnen. Wollen wir nun Gurken mit Erfolg treiben, dann iſt es die erſte Hauptſache, daß wir die richtigen Sorten auswählen. Zur Treiberei eignen ſich nur die ſogen. Miſtbeet- oder Treibgurken, es ſind dies Sorten, die, durch viele Generationen nur unter Glas kultiviert, ſich dieſem Verfahren völlig angepaßt haben, und wenn ſie auch noch im freien Lande gedeihen ſo zeigen ſie hier doch gegen ſchädliche Witterungseinflüſſe keine große Widerſtandsfähigkeit mehr. Von älteren Treibgurken ſind empfehlenswert: Arnſtädter Rieſenſchlangen, grüne und weiße; Berliner Aal und Duke of Edinburgh. Von neueren Sorten empfehlen wir beſonders: Brödels Treibgurke, welche ich in vielen Leipziger Gärtnereien ausſchließlich in den Miſtbeeten angebaut fand; Noas Treibgurke; Königsdörffers Unermüdliche; Rolliſſons Telegraph und Preſkott Wonder, von J Lambert u. Söhne in Trier zu beziehen, eine Sorte, von welcher die engliſche Fachſchrift „The Garden“ ſchreibt: „Sie iſt ſtark wachſend und äußerſt reichtragend. Die Früchte wachſen ſchnell und gleichmäßig, erreichen eine Länge von 40—50 cm und ſind von ſchöner dunkelgrüner Farbe. Im Ertrag übertrifft ſie an Quantität und Qualität alle engliſchen Sorten.“ Eine ganz neue, von allen

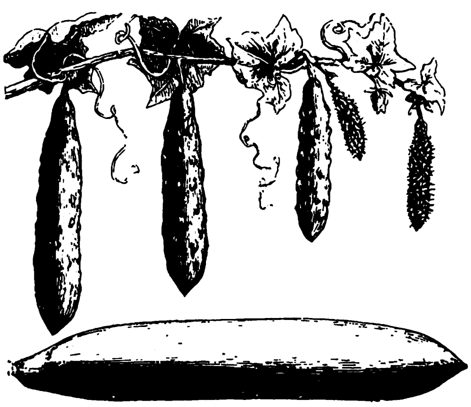


Fig. 1. Hampels verbeſſerte Miſtbeetgurke.

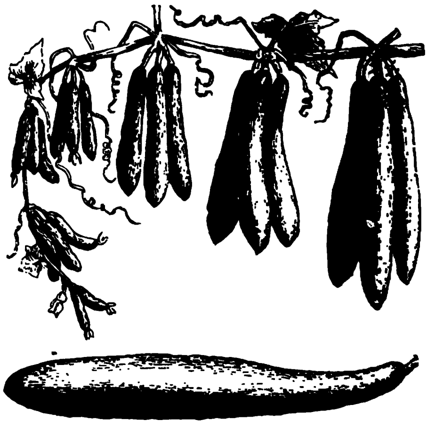


Fig. 2. Hampels neueſte Treibhausgurke.

Selten anerkennend beſprochene Sorte iſt die von Haage und Schmidt in Erfurt zu beziehende Hampels verbeſſerte Miſtbeetgurke (Fig. 1). Der Züchter ſagt von ihr in ſeinem ſehr brauchbaren „Gartenbuch für Jedermann“, daß ſie eine lange, hellgrüne Frucht habe, welche, wenn ſie alt wird, eine ganz helle Farbe annimmt und ſich durch ſehr feinen, äußerſt angenehmen milden und ſüßlichen Geſchmack auszeichne. Die Pflanze wächſt ſtark und trägt 14 Tage ſpäter als alle anderen Treibgurken, aber unaufhörlich; ſie verjüngt ſich fortwährend, iſt widerſtandsfähig gegen ungünſtige Witterung, ſelbſt gegen Blattläuſe, und trägt vom Frühling bis zum Eintritt des Froſtes.

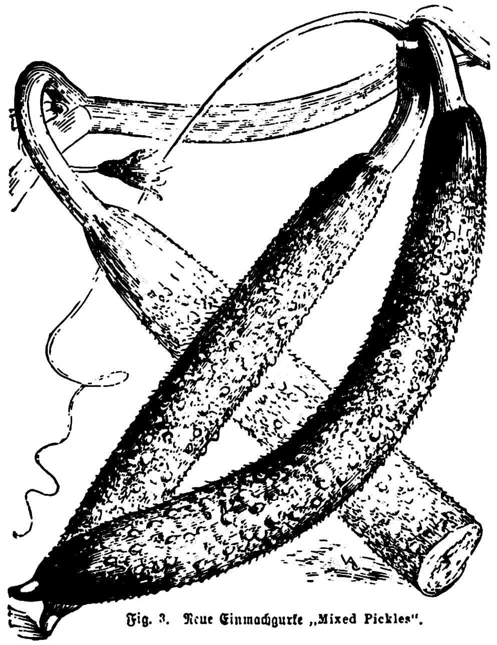


Fig. 3. Neue Einmachgurke „Mixed Pickles“.

Ganz beſondere Sorgfalt muß auf die Anzucht der zur Treiberei beſtimmten Gurkenpflanzen verwendet werden. Die Ausſaat der Samen wird jetzt im Zimmer vorgenommen und nimmt man hierzu mit Vorteil Töpfe, welche mit Sägeſpänen gefüllt ſind. Hierein legen wir nun die Gurkenkerne und bedecken ſie 2 cm hoch mit gleichem Material. Den ſo zubereiteten Töpfen geben wir einen möglichſt warmen, wenn auch dunklen Platz im Zimmer oder in der Küche. Nach 2—3 Tagen ſind die Samen aufgegangen und muß man nun den Topf ungeſäumt ans Fenſter eines warmen Zimmers ſtellen. Die jungen Gurkenpflänzchen dürfen nun nicht lang werden, deshalb ſind ſie raſch in kleine Töpfchen zu pflanzen, wobei die Erde nur ganz mäßig angedrückt wird. Stellen wir nun die Gurkentöpfchen am Fenſter auf und gießen ſie ſtets nur mit warmem Waſſer, dann entwickeln ſich die Pflanzen raſch, darum darf auch mit Herrichtung des Miſtbeetes zu ihrer Aufnahme nicht lange gewartet werden. Zur Gurkentreiberei genügt ein 80—100 cm tiefer Miſtbeetkaſten, und wo ſolcher noch nicht vorhanden, kann er von jedem Schreiner oder Zimmermann gebaut werden. Dies ſoll in durchaus freier ſüdlicher Lage ſo geſchehen, daß der Kaſten in ſeiner Längenausdehnung von Oſten nach Weſten liegt, die Fenſter alſo von Norden nach Süden und zwar in ſchräger Richtung, damit die Sonne beſſer einwirken und der Regen ablaufen kann. Zum Anlegen des Gurkenkaſtens wird am beſten friſcher Pferdemiſt verwendet. Die Anlage der Miſtbeete iſt nun nicht jedermanns Sache, ſie will verſtanden ſein, deshalb thun meine geſchätzten Leſerinnen gut, dieſe Arbeit nicht vom erſten beſten Gartenarbeiter, ſondern von einem tüchtigen Gärtner ausführen zu laſſen; ich verwende hierzu ſtets nur brauchbare Gehilfen. Eine 50—70 cm hohe Schicht Miſt genügt für Gurken vollſtändig. Der Miſt muß mit der Dunggabel gleichmäßig in den Kaſten geſchüttet werden, damit Dung und Stroh egal verteilt ſind. So wird Schicht auf Schicht geſetzt und jedesmal mit der Gabel feſtgeſchlagen, bis die gewünſchte Höhe erreicht iſt. Gewöhnlich wird nun das ganze Miſtlager mit den Füßen gut feſtgetreten; ich ſelbſt laſſe den Miſt nie feſttreten und erhalte dadurch eine gleichmäßige lang andauernde Wärme. Bei dieſem Verfahren darf aber nicht verſäumt werden, den Miſt etwas über die eigentlich gewünſchte Höhe zu packen, denn er wird ſich während des Verbrennungsprozeſſes natürlich mehr ſetzen, weil er lockerer aufgeſchichtet iſt. Iſt nun der Miſt in ſachverſtändiger Weiſe in den Kaſten geſetzt, dann wird eine etwa 30—35 cm hohe Schicht gute Miſtbeeterde eingebracht und gleichmäßig verteilt. Damit der Froſt nicht eindringen kann, iſt es ratſam, auch noch einen ſtarken Miſtumſatz um den Kaſten zu machen. Der ſo hergerichtete Kaſten iſt nun mit Fenſtern zu belegen und mit Strohmatten zu decken. Wird der Kaſten von der Sonne beſchienen, ſo nimmt man, auch bei Froſt, die Decken ab, die Sonne kann dann einwirken und er erwärmt ſich raſcher, auch lüftet man in den erſten Tagen zur Mittagszeit die Fenſter etwas, um den ſich bildenden Dunſt entweichen zu laſſen. Hat ſich nach etwa 8 Tagen die Erde im Miſtbeet auf 20—25 Grad R. erwärmt, dann kann mit dem Pflanzen der Gurken begonnen werden. Dieſe Arbeit muß bei Sonnenſchein in den Mittagsſtunden und raſch ausgeführt werden, damit die verwöhnten Pflänzchen nicht vom Froſt leiden. In jedes Fenſter kommen zwei Pflanzen, eine oben, eine unten, aber genügend weit von den Kaſtenrändern entfernt. Es iſt nun durchaus dafür zu ſorgen, daß der Froſt nicht eindringen kann, alſo gut mit Strohmatten zu decken. Sobald es aber nur einen Grad warm iſt, muß am Tage abgedeckt werden, und dies muß auch bei Froſtwetter immer dann geſchehen, wenn die Sonne die Fenſter beſcheint; es iſt in dieſem Fall aber ſtets wieder zuzudecken, noch ehe die Scheiben gefroren ſind. Solange es noch froſtig und naßkalt iſt, braucht kaum gegoſſen zu werden; wenn aber weiterhin die Sonne höher und höher ſteigt, dann müſſen wir ab und zu mit lauwarmem Waſſer gründlich gießen. Nach dem dritten Blatt nimmt man den jungen Gurkenpflänzchen die Spitze, und die ſich dadurch bildenden Seitentriebe werden nochmals über dem ſechſten bis ſiebenten Blatt abgeſchnitten. Die Ranken ſind unter den Fenſtern gleichmäßig zu verteilen und mit Holzhäkchen, welche man von einem alten Reiſerbeſen ſchneiden kann, in der richtigen Lage auf der Erde feſtzuhalten. Solange die Gurken noch nicht den ganzen Raum des Kaſtens in Anſpruch nehmen, kann derſelbe zur beſſeren Ausnutzung mit Treibſalat, oben auch wohl mit frühen Kohlrabi bepflanzt werden. Feſte Köpfe liefert der ſo gezogene Salat aber nicht, denn er verlangt mehr Luft, als man den Gurken geben darf. In der erſten Zeit werden die Fenſter der Käſten bei mildem Wetter mäßig, ſpäterhin reichlich gelüftet, und zwar abwechſelnd von oben und unten oder von den Seiten. Der dann unter den Fenſtern wegſtreichende Wind und die die Blüten beſuchenden Inſekten machen allein die Befruchtung und dadurch den Fruchtanſatz möglich. Wenn nach Mitte Mai beſtändig warme Witterung eingetreten iſt, ſind auch die Gurken ſo weit im Wachstum vorgeſchritten, daß die Ranken nicht mehr genügend Raum im Kaſten haben. Jetzt iſt es vorteilhaft, ein etwa 20 cm hohes Gerüſt von gewöhnlichen ſchmalen Latten auf den Kaſten zu bauen und hierauf die Fenſter zu legen, damit die Ranken unter denſelben hindurch ins Freie gelangen können. Im Juni werden die Fenſter ganz entfernt. Bei Beachtung vorſtehend geſchilderten Verfahrens werden meine geſchätzten Leſerinnen vom April ab ſchöne Gurken für die Haushaltung ernten können und die getriebenen Pflanzen werden noch bis zum Eintritt froſtiger Witterung Ertrag geben, wenn man nicht verſäumt, denſelben durch flüſſigen Dünger die erforderliche Nahrung zuzuführen.

Ein ſehr intereſſantes Verfahren iſt das Treiben der Gurken in beſonders zu dieſem Zweck erbauten Glashäuſern. Dieſe Art der Gurkentreiberei iſt in Deutſchland noch wenig verbreitet, ſie ſcheint aber mehr und mehr Anhänger zu finden, denn ſie ermöglicht ſchon zur Weihnachtszeit die Ernte friſcher Gurken. Für dieſe Art der Treiberei verwendet man wieder beſondere Sorten, die ſogen. Treibhausgurken; ſie werden am Spalier unter dem Glaſe gezogen und die Früchte hängen frei herab. Die vorzüglichſte bis jetzt bekannte hierhergehörige Sorte iſt die vielfach erprobte Hampels neue Treibhausgurke; unſere Abbildung (Fig. 2) veranſchaulicht deren Fruchtbarkeit. Unter hundert Früchten dieſer Sorte iſt kaum eine, welche einige Kerne Samen enthält, und dieſer iſt deshalb auch teuer.

Wenn es nun auch nicht allen meinen freundlichen Leſerinnen möglich iſt, Gurken unter Glas zu ziehen, ſo werden doch die meiſten in der Lage ſein, die Kultur im Garten auszuüben. Sie können dann aber freilich erſt vom Sommer ab Früchte ernten. Zur Gurkenkultur im Garten muß ein frei nach Süden gelegenes Stück Land gewählt werden. Dieſes iſt im Herbſt oder ſo zeitig als möglich im Frühling etwa 50 cm tief zu rigolen und hierbei ſtark mit Miſt zu düngen. Zu Ende April richten wir uns nun auf dem ſo bearbeiteten Grundſtück ein oder mehrere 1½ m breite Beete her und ziehen durch die Mitte derſelben eine tiefe Furche. Bei andauernd günſtiger Witterung im Mai legt man in dieſe Furche die Gurkenkerne nicht zu weitläufig, drückt ſie feſt und bedeckt ſie dann etwa 1½ cm hoch mit Erde und gießt, falls der Boden trocken, gut mit der Brauſe. Bei günſtiger Witterung keimen die Samen in wenigen Tagen. Man entfernt nun nach und nach die zu dicht ſtehenden Sämlinge, und zwar ſo, daß die einzelnen Pflanzen, je nach der Sorte, in 30—50 cm Abſtand kommen. Sind Lücken geblieben, dann bepflanzt man dieſelben mit den ſtärkſten der entfernten Sämlinge. Die vorſtehend beſprochene Ausſaat der Gurken ins freie Land gelingt nicht immer, es kann vielmehr vorkommen, daß durch Spätfroſt, naßkalte Witterung oder durch die gefräßigen Schnecken die Pflänzchen zerſtört werden. Gegen all dieſe ſchädlichen Einflüſſe kann ſich die Gartenfreundin ſchützen, indem ſie auch die für die Gartenkultur beſtimmten Gurken, ebenſo wie dies oben für die Treiberei beſprochen, in Töpfen zieht. Zu dieſem Zweck wird die Ausſaat Anfang Mai gemacht und die erſtarkten, vorher an Luft und Sonne gewöhnten Pflanzen werden dann zu Ende des Monats aus den Töpfen genommen und an ihren Beſtimmungsort gepflanzt. In der Folge iſt nun die Behandlung der Gurken überaus einfach. Nach dem vierten oder fünften Blatt werden die Pflänzchen zurückgeſchnitten, damit ſie fruchtbare Seitenranken bilden. Die Ranken werden gleichmäßig verteilt und die Beete, ſolange dies noch möglich, mit Vorſicht behackt. Auf beide Seiten des Gurkenbeetes kann je eine Reihe Salat gepflanzt werden; derſelbe gedeiht in dem gut gedüngten Boden trefflich und iſt verbrauchsfähig, noch bevor die Gurken den Platz für ſich in Anſpruch nehmen. Bewährte Gurkenſorten für Gartenkultur ſind: Früheſte mittellange grünbleibende; lange chineſiſche Schlangen; grüne Goliath und Bismarck, lange grünbleibende. Unſere Abbildung 3 zeigt die neue franzöſiſche Einmachgurke „Mixed Pickles“, welche Herr Hoflieferant F. C. Heinemann in Erfurt eingeführt hat und anbietet. Dieſe Neuheit ſoll ungemein reich tragen und die Früchte ſollen 11 Tage länger hängen als bei anderen Gurken, ehe ſie zu alt werden, um zu Mixed Pickles verwendet werden zu können.

Zum Schluſſe will ich noch meine geſchätzten Leſerinnen mit einem neuen Gemüſe, dem Knollenzieſt, **Stachys affinis** (Fig. 4), bekannt machen, welches aus Japan eingeführt wurde, dort den Namen „Choro-gi“ führt und ſchon in England und Frankreich vielfach angebaut wird und zwar unter dem Namen „Crosnes“, nach einem gleichnamigen Dorfe bei Paris, in deſſen Flur es in Maſſen gebaut wird. Dieſe Pflanze liefert Knöllchen von der Länge und Dicke eines Daumens; ſie iſt überaus anſpruchslos und gedeiht in jedem Boden. Zu Anfang April legt man im Abſtande von 40—50 cm je drei Knöllchen zuſammen etwa 10 cm tief und beſteht dann die ganze Kulturarbeit in mehrmaligem Behacken. Die Ernte beginnt im November, man nimmt aber am beſten die Knöllchen nur nach Bedarf aus der Erde, bedeckt aber die Beete etwa 15 cm hoch mit Laub, damit der Boden nicht friert und man immer davon nehmen kann. Man kann auch alle Knöllchen im November ausnehmen und im Keller in Sand einſchlagen, an der Luft dagegen werden ſie raſch welk, ſchlecht. Vorzüglich ſchmecken die Knollen wie Kartoffeln mit Butter gebraten, mit Salzwaſſer gekocht und mit Butterbeiguß verſehen, gebacken oder wie Teltower Rübchen zubereitet, auch können ſie zu verſchiedenen Speiſen, beſonders zu Fleiſchbrühe, verwendet werden.

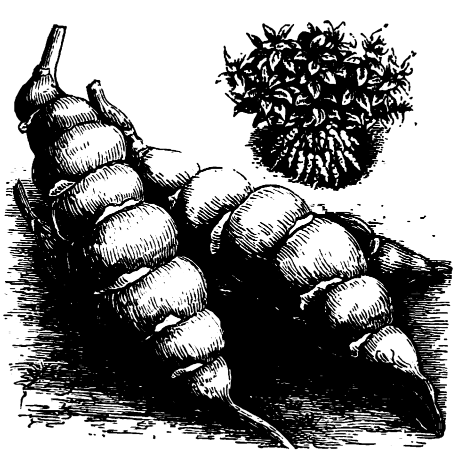


Fig 4. Stachys affinis.

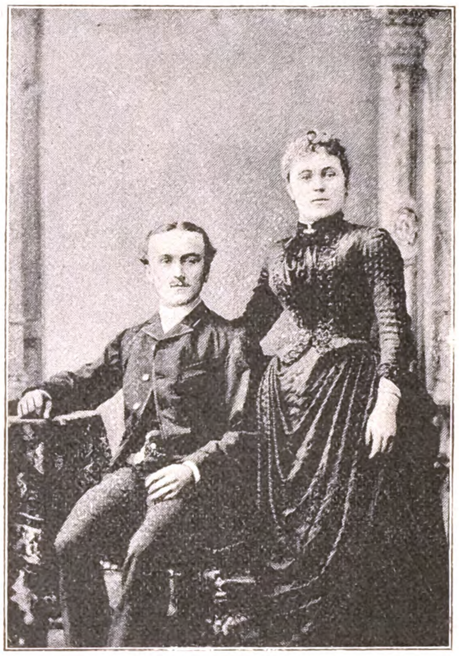
Herr Reuthe-London berichtet der „Gartenflora“, daß die genannte Pflanze ſeit 4 Jahren in England in Maſſen gezogen wird, ſich infolge ihres großen Ertrages und des eigentümlichen Wohlgeſchmackes ſelbſt ſchon in den niederen Klaſſen Eingang verſchafft habe und daß eine Pflanze bis zu 300 Knollen liefere Herr W Hampel ſchreibt derſelben Zeitſchrift: „Die Stachys haben eine große Zukunft! Dieſelben werden ſich zu einem nationalen Nahrungsmittel geſtalten und ein Gemüſe liefern, welches gleich unſerer Kartoffel einträglich, aber von viel feinerem, ja delikatem Geſchmack iſt!“ In ſeiner Heimat Japan ſoll dieſem neuen Gemüſe wenig Wert beigelegt werden, es iſt auch vielfach darauf hingewieſen worden, daß ſein Nährwert nur ſehr gering, trotzdem glauben wir annehmen zu dürfen, daß es ſich bei uns raſch einbürgern wird. Saatknöllchen ſind bei Haage und Schmidt in Erfurt ſehr billig erhältlich. Deshalb rate ich meinen freundlichen Leſerinnen zu einem kleinen Probeverſuch; ſollte derſelbe dann den Erwartungen nicht ganz entſprechen, ſo wäre wenig verloren.

Phyſiognomiſcher Briefwechſel.

Verehrter Herr Redakteur!

Bei der mir zugeſandten Photographie Nr. 49 haben wir es unſtreitig mit einem Geſchwiſterpaare zu thun. Auffallend iſt der beiden gemeinſame ſchöne und feine Mund, der auf feines Gefühl und Liebenswürdigkeit deutet. Das ſtarke Kinn bei beiden drückt ruhigen feſten Willen und Stetigkeit aus. Die Naſen der Geſchwiſter ſind nicht bedeutend. Dagegen läßt die ſchön entwickelte Stirn des jungen Mannes auf tüchtige Denkkraft ſchließen. Die Stirn der Schweſter hat mehr den Charakter lebhafter Phantaſie. Der junge Mann dürfte ziemlich leicht entmutigt werden. Die Schweſter iſt heiterer, vertrauensvoller, lebensfreudiger, ſie beſitzt nicht die Anlage zur Melancholie, welche aus der eigentümlichen Formation der Stirn oberhalb der Naſe und aus der Zuſammenziehung der Augenbrauen bei dem Bruder ſich kundgibt Das Naivgeſcheite des Mädchens iſt bei dem jungen Mann als vorſichtige Klugheit ausgebildet. Letzterer wird nicht ſo ſchnell einen Entſchluß faſſen, dann aber an dieſem feſthalten und ihn mit nervöſer Energie durchführen. Die junge Dame iſt ſchneller von Entſchluß und führt das, was ſie ſich vorgenommen, mit anmutiger Willenskraft durch. Die Geſchwiſter gehören zu den Menſchen, die nichts Außergewöhnliches und Gewaltiges vom Schickſal verlangen werden. Die junge Dame beſonders dürfte mit dem zufrieden ſein, was das Leben ihr bietet, wenn dies eine behagliche Exiſtenz iſt, in der ſie friſch und fröhlich ſchalten und ſchaffen kann. Der Bruder möchte ſich etwas weniger leicht zufriedenſtellen laſſen und hierin dürfte der Grund für ſeine Anlage zur Melancholie und in Verbindung dieſer mit einer gewiſſen Nervoſität die Urſache der hie und da auftretenden leichten Verſtimmbarkeit des jungen Mannes zu finden ſein. Im ganzen genommen iſt die Beanlagung der beiden jungen Leute eine ſolche, die recht wohl ein günſtig verlaufendes Leben geſtalten kann.

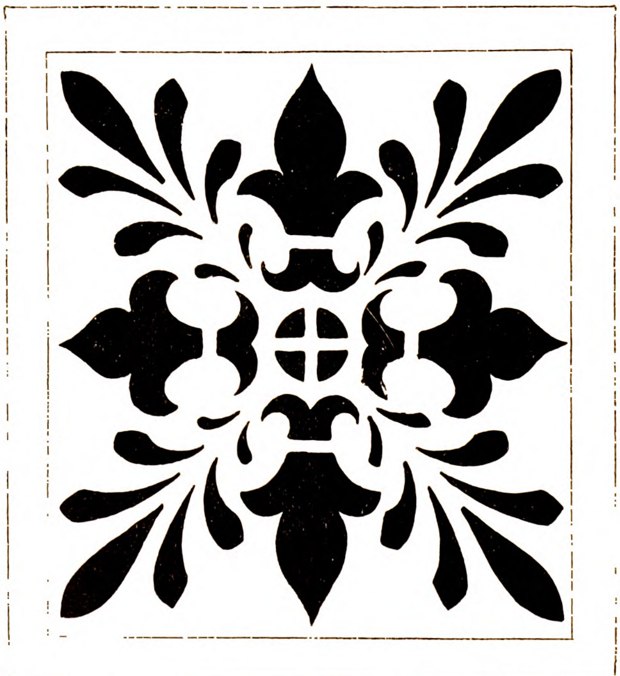
In Freundſchaft und Ergebenheit
Ihr Prof. Iſenbeck.



Beſchäftigung für müßige Stunden.

Der imitierte Majolikaofen.

Der weiße, über ganz Nord- und Mitteldeutſchland verbreitete Kachelofen iſt mit ſeinen weißen kahlen Flächen faſt immer der einzige Gegenſtand im Zimmer, der durch ſeine grelle Farbe ſtörend wirkt. Dieſer Disharmonie kann aber leicht abgeholfen werden. Man nimmt ſich die Größe der Kachel und zeichnet dementſprechend ein einfaches Ornament in der Art der nebenſtehenden Illuſtration auf und genügt es, übertrage man es auf gewöhnliches Kartonpapier, das man der beſſeren Haltbarkeit wegen mit Leinöl tränkt, d. h. beſtreicht und trocknen läßt. Mit einer ſcharfen Klinge ſchneide man nun das Muſter aus, hüte ſich indeſſen die Halter zu lädieren. Halter nennt man diejenigen Verbindungen im Ornament reſp. in der Schablone, welche die Zeichnung nur aus dem Grunde unterbrechen, um der Schablone die Haltbarkeit zu geben. Iſt das Ornament ausgeſchnitten, nehme man gewöhnliche Tubenfarbe, wie man ſie in den Handlungen für Artikel zur Oelmalerei bekommt, kaufe dazu einen Schablonenpinſel von circa 1 cm Durchmeſſer, lege nun dies ausgeſchnittene Kartonblatt auf die Kachel und verfahre ebenſo, als wenn man Wäſche auszeichnet. Zu beachten iſt, daß man die Farben entſprechend der Tapetenfarbe beſchafft; unter Umſtänden kann der Ofen vorher, d. h. ehe das Muſter aufſchabloniert wird, mit einer matten Wachsfarbe getönt werden, gelblich, bräunlich, theegrün — doch dürfen dieſe Töne nur ſo ſtark aufgetragen ſein, daß ſie die Kachel durchſcheinen laſſen. Gurtgeſimſe und Bekrönungen können tiefer und kräftiger aufgetragene Farben vertragen, auch können ſie leicht mit Bronze und Siccativ gemiſcht umrändert werden und dort, wo ſchon Ornament darunter liegt, kann auch das letztere in der entſprechenden Form mit Bronze nachgemalt werden. Iſt die Malerei fertig und trocken, wird ſie mit einem guten weißen Kopallack überzogen. Oscar Hülcker.



Vorlage zu einem imitierten Majolikaofen

Rettungskleider vor dem Unterſinken im Waſſer.

Das Aufſuchen von Schutzmitteln vor dem Tode des Ertrinkens iſt ſtets emſig betrieben worden; allein die bis dahin gemachten Vorſchläge haben praktiſch wenig Bedeutung gehabt, weil ſie ſich im plötzlich gegebenen Falle nicht geeignet erweiſen, da man die vorgeſchlagenen Hilfsmittel, z. B. Schwimmgürtel, meiſt dann nicht zur Hand hat, wenn man ſie braucht. Der Engländer Jackſon hat nunmehr ein Kleidungsſtück erfunden, welches von Perſonen jeden Alters und Geſchlechtes auf dem Waſſer jederzeit getragen werden kann, ohne unbequem oder auffällig zu ſein. Seine Erfindung beſteht darin, daß Korkſchnitzel in gewöhnliche Wollen- oder Seidenſtoffe eingewebt werden, welche in jeder beliebigen Weiſe zu Kleidungsſtücken verarbeitet werden können. Dieſe Gewebe unterſcheiden ſich im Anſehen durchaus nicht von gewöhnlichen Stoffen, da der Kork vollſtändig unſichtbar iſt; das einzige Merkmal iſt, daß ſie nur etwas ſteifer ausfallen. Wenn man bedenkt, daß 20—22 Unzen Kork hinreichen, einen Erwachſenen über Waſſer zu halten, ſo erkennt man, daß es keine große Schwierigkeiten bieten kann, eine ſolche Menge in ein Kleidungsſtück einzuweben. Jackſon ſtellt ein wirklich hübſches Koſtüm aus, welches von grauem Tuchſtoffe gefertigt, mit blauen, ebenfalls aus Korkſtoff hergeſtellten Borten und Knöpfen verziert iſt, ferner eine Uniform für einen Schiffsoffizier nach vorſchriftsmäßigem Schnitt, welche ſich von dem gewöhnlichen Uniformrocke in nichts unterſcheidet. Die Stoffe erleiden im Waſſer keinerlei Veränderung: ein Rock von Twend, in welchem ein des Schwimmens Unkundiger eine Stunde lang ſich im Waſſer aufgehalten hatte, erlitt dadurch keinerlei Beſchädigung. Von Wichtigkeit iſt ferner, daß die Korkkleider den Luftwechſel ebenſowenig beeinträchtigen wie gewöhnliche Gewebe, und daß der Kork ein ſchlechter Leiter iſt. Wer eine Seereiſe unternimmt oder durch ſeinen Beruf in häufige Berührung mit Waſſer kommt, ſollte nicht verſäumen, ſich einen ſolchen Sicherheitsanzug anzuſchaffen.

Juſtiz bei den Vögeln.

Es iſt bekannt, daß die Störche förmliche Gerichtstage abhalten, um einzelne ihrer Gattung, die ſich ſtraffällig gemacht haben, beſonders durch Untreue, abzuurteilen und zu töten. Aber auch die Krähen beſitzen eine ähnliche raſche Juſtiz, wie der engliſche Gelehrte Dr. Edmonſtone auf den im Norden der britiſchen Inſeln gelegenen Shetlandsinſeln beobachtete. Wie auf ein gegebenes Zeichen kommen in früher Morgenſtunde die Krähen von allen Seiten herbeigeflogen und laſſen ſich auf einem Ackerfelde nieder. Mit großem Lärm werden die Verhandlungen geführt, es iſt als ſprächen der Gerichtshof, Staatsanwalt, Verteidiger und das geſamte zuhörende Publikum zu gleicher Zeit. Eine ganze Weile dauert das Geſchrei, dann plötzlich ſtürzt ſich ein Schwarm der Vögel auf die in der Mitte der Verſammlung hockenden Angeklagten und vollzieht das Urteil, welches auf „Tod durch Schnabelhiebe“ lautet. Lautlos laſſen ſich die Delinquenten niedermetzeln, und ſobald die Opfer blutend am Boden liegen, zerſtiebt die ganze Krähenſchar in alle Winde. Zuweilen dauert eine ſolche Sitzung mehrere Stunden, oft aber iſt auch ſchon in kurzer Zeit die Entſcheidung gefällt. Was mögen wohl die armen Verurteilten verbrochen haben? M. L.

Scherzfragen.

Was hat eine geſtohlene Taſchenuhr mit einem Waiſenknaben gemein? (Antwort: Beide werden von fremden Leuten aufgezogen.)

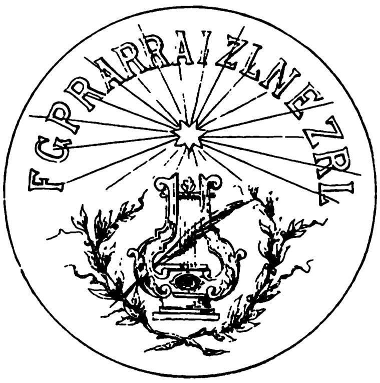
Wann hat der Haſe Zahnſchmerzen? (Antwort: Wenn ihn der Hund beißt.)

Welcher Unterſchied iſt zwiſchen einer Eiche und einer Geige? (Antwort: Die Geige hat ein G und die Eiche hat Zweige.)

Was iſt lächerlich? (Antwort: Wenn jemand ſingt: „Im tiefen Keller ſitz' ich hier“ und er wohnt vier Treppen.)

Zum Kopf-Zerbrechen.

Gedenkfeier-Bilderrätſel.



Rätſel.

Mit jedem Tag bin ich dir nah,
Doch niemals niemals heute da;
Gewinnt mein Weſen erſt Geſtalt,
So iſt mein Name auch verhallt
Und anders bin ich dir bekannt,
Als du mich geſtern noch genannt.
Es tröſt't leicht ſich mancher Mann:
„Ich fang' es beſſer damit an!"
Doch wer in ſolcher Hoffnung ruht,
Der thut damit nicht immer gut;
Es hat, wer darauf nur vertraut,
Nicht auf den beſten Grund gebaut.

Anagramm.

Ein Mann, der wandert hin und her,
Mit ſeinen Herden, groß an Zahl;
Ihn zeigen dir zwei Silben an.
Vertauſch mit M das Anfangs N,
Ein kleines Tierchen ich dir nenn',
Das man durchs Glas nur ſehen kann.

Logogriph.

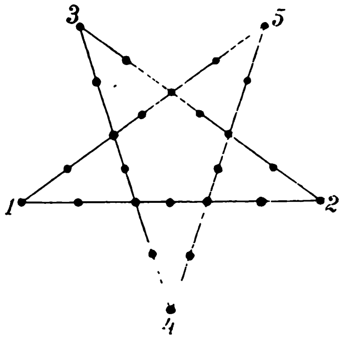
Eigen iſt's mit ſ dem — Säufer,
Und mit k liebt's der Verkäufer;
Wo mit r es ſich macht breit,
Halten Einzug Zank und Streit.

Homonym.

Oft finden wir's in alten Städten,
Wie's eingerichtet frommer Sinn,
Oft macht man es aus langen Drähten;
Oft reicht man es zum Schreiben hin.

Dann führt es aus ſo Zahl als Leiter;
Oft birgt es in ſich Mann wie Frau;
Oft dringt's durch Balken und durch Bretter;
Oft prägt ſich's ab in Rot und Blau.

Drudenfuß.



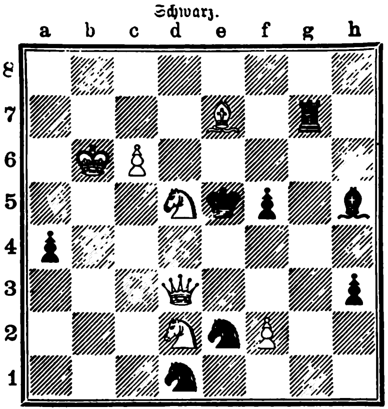
A A C D E E E G H I I M N N N O O O R
R R U V V Z.

Vorſtehende 25 Buchſtaben ſind ſo an die Stelle der Punkte des Trudenfußes zu ſetzen, daß fünf ſiebenlautige Wörter von folgender Bedeutung entſtehen: 1. ein ſeltenes Metall, 2. eine ſpaniſche Inſel, 3. ein Gebiet der nordamerikaniſchen Union, 4. eine Stadt in der Provence, 5. ein von J. Cäſar bekämpftes belgiſches Volk.

Schachaufgabe Nr. 82.

Von Dr. S. Gold in Wien.

Schwarz.



Weiß.
(7 + 8 = 15.)
Weiß zieht an und ſetzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LXXIV.

Von Samuel Loyd in New York.

Weiß: Kc2. Td1. Se4.
Schwarz: Ka1. Sb1. Ba2.
Weiß zieht an und ſetzt in drei Zügen matt.

Löſung von Nr. 81.

1. Lb2 — a3 c5 — c4
2. Dg7 — c3 beliebig
3. La3 — d6: oder Dc3 — e3 ‡.

1. .... b4 — a3:
2. Dg7 — c3 2c.

1. .... b4 — b3
2. Ke1 — b2 beliebig
3. La3 — d6 oder Dg7 — c7 ‡.

Löſung von Nr. LXXIII.

1. Lb2 — c1 Ke4 f4:
2. Te5 — c4 ‡.

1. .... Te3 — c3:
2. Sb5 — c3 ‡.

1. .... Ke4 — d5:
2. Le8 — c6 ‡.

1. .... anders
2. Td5 — e5 ‡.

Eingelaufene Löſungen.

Nr. 76 wurde gelöſt von Dr. Waltz in Heidelberg, R. Miltitz in Querfurt. Nr. 77 von Dr. Waltz in Heidelberg. LXIX von demſelben. Nr. 78 von E. Burkhard in Mühlhauſen i. Th., Dr. Walz in Heidelberg, Hans Art in Danzig, welche jedoch, außer erſterem, der auch die Intention gefunden, eine mit 1. L d5 — e4 beginnende Nebenlöſung angeben, wie auch C. Haape in Alterlagen. LXX von Hans Art in Danzig, Dr. Waltz in Heidelberg, R. Miltitz in Querfurt. Nr. 79 von C. Burkhard in Mühlhauſen i. Th., Dr. Waltz in Heidelberg. LXXI von denſelben.

Auflöſung der Skat-Aufgabe Nr. 55.

Sitzt der Spieler in der Vorhand, und derjenige Gegner, deſſen Karten in der Aufgabe genannt ſind, in der Hinterhand, ſo iſt das Spiel, wenn Carreau-8 angezogen wird, unverlierbar.

Sitzt der andere Gegner in der Hinterhand, ſo iſt das Spiel verloren, wenn zwei Coeurs im Skat liegen.

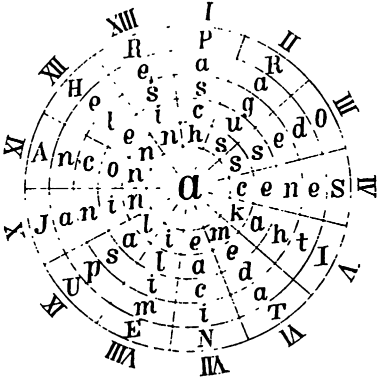
H. kommt mit Carreau reſp. Coeur an den Stich, bringt Treff, M. ſpielt dann Coeur reſp. Carreau, H. bringt wieder Treff und das Spiel geht auf Treff-Dame verloren.

Sitzt der Gegner, deſſen Karten in der Aufgabe genannt ſind, in der Vorhand und der Spieler in der Mittelhand oder Hinterhand, ſo iſt das Spiel verloren, wenn zwei Treffs im Skat liegen. Vorhand ſpielt dann dreimal Pique und dreimal Treff. Sein Aide wirft ſechsmal Carreau ab und der Spieler fällt im ſiebenten Stich auf Carreau-8. — In der H. fällt er in Treff, wenn zwei Coeurs im Skat liegen.

Sitzt der andere Gegner in der V. und der Spieler in der H., ſo iſt das Spiel unverlierbar. Sitzt der Spieler in der M., ſo fällt er in Treff, wenn zwei Coeurs im Skat liegen.

Auflöſungen zu Heft 5, S. 477.

Kreis-Arithmogriph:

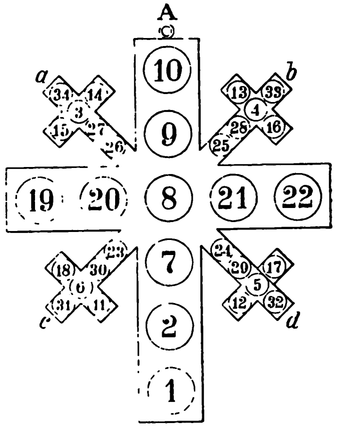


„Proſit Neujahr!" a=1, c=6, d=13, e=3, g=12, h=9, i=2, k=16, l=7, m=17, n=14, o=4, p=10, r=11, s=8, t=15, u=5. **Charade:** Mailand. **Logogriph:** Bolle, Holle, Jolle, Tolle, Polle, Knolle, Rolle, Wolle, Zwolle. **Rätſel:** Wartburg. Wart — Burg. **Charade:** Salzburg. **Anordnungs-Aufgabe:**

Erſter Abend:	a b d c	e f h g	i k m l	n o q p
Zweiter Abend:	a e n i	b f o k	c g p l	d h q m
Dritter Abend:	a f q l	b e p m	c h o i	d g n k
Vierter Abend:	a g o m	b h n l	c e q k	d f p i
Fünfter Abend:	a h p k	b g q i	c f n m	d e o l

Dazu noch einige naheliegende Varianten.

Diamantkreuz-Rätſel:



A 1+2+7+8+9+10+19+20+21+22=119
a=3+11+15+26+27+31=119
b=4+13+16+25+28+33=119
c=5+12+17+21+29+32=119
d=6+11+18+23+30+31=119
A=19+20+8+21+22=90
a=31+3+27+26=90 b=33+4+28+25=90
c=32+5+29+21=90 d=31+6+30+23=90

Rebus: Zeit iſt ein kühlender Balſam für die Wunden des Herzens.

Skat-Aufgabe Nr. 56.

Mittelhand ſpielt mit den folgenden Karten Grand: Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-König, Carreau-Dame, Coeur-König, Coeur-8, Coeur-7.

Vorhand und Hinterhand ſind weder in Coeur noch in Carreau Renonce.

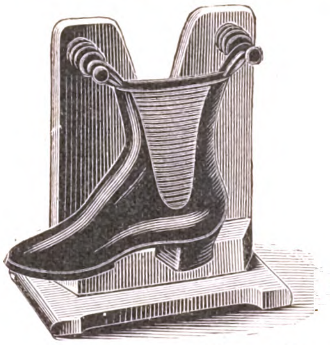
In welchem Falle iſt das Spiel verlierbar?

Scherz-Palindrom.

Vorwärts ſind wir es alle,
Rückwärts bin ich ein Mädchen.

Neues für unſere Hausfrauen.

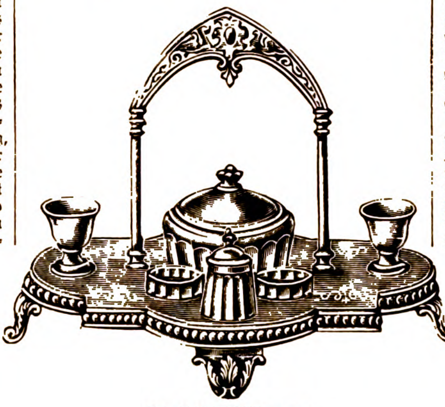
Patentierter Apparat für Zierränder. Wäſcheſtücke wie Kragen, Manſchetten, Oberhemden ꝛc. werden, um ihnen ein beſſeres Anſehen zu geben, mit Rändern (man nennt dies gewöhnlich Abkanten der Wäſche) verſehen, und bedient man ſich hierzu allgemein des gewöhnlichen Platteiſens, mit deſſen Kante die Ränder gezogen werden; es geſchieht dies gewöhnlich unter erheblicher Kraftanſtrengung, ferner iſt beſondere Geſchicklichkeit dazu erforderlich, um die Kanten gleichmäßig, ſauber und in der gewünſchten Breite oder in richtigem Abſtande vom Wäſcherande herzuſtellen. Dies alles fällt beim Gebrauch des neuen Zierränderapparates gänzlich fort, derſelbe erfordert keinerlei Kraftanſtrengung, keine Vorübung, arbeitet einfach und ſicher und ſtellt die Ränder ſchnell und gleichmäßig, ſowie in beliebigem Abſtande vom Rande der Wäſche her. — Die Handhabung iſt folgende: Der Apparat wird der Skizze entſprechend ſo in die volle rechte Hand genommen, daß man den Daumen unter den kleinen Hebel a legt; das Emporheben des Daumens bewirkt dann ein Anheben dieſes Hebels a, bis er in aufrechter Stellung ſtehen bleibt. Hierauf ſchiebt man mit der linken Hand das mit Zierrand zu verſehende Wäſcheſtück ſo weit, bis es an die Scheibe c ſtößt, unter das Rädchen b und bringt dann den Hebel a in ſeine urſprüngliche Lage zurück. Jetzt hält die linke Hand das Wäſcheſtück feſt und mit der rechten zieht man an ſeinem Rande entlang; der Zierrand iſt dadurch hergeſtellt und wird das Wäſcheſtück wieder herausgenommen. Die Arbeit geht erheblich ſchneller von ſtatten, als man es zu beſchreiben im ſtande iſt; ein einziger Verſuch genügt, um die große Zweckmäßigkeit des Apparates erkennen zu laſſen. Durch Verſtellen der Platte c, indem man am Rädchen d dreht, beſtimmt man die Breite des Zierrandes; es empfiehlt ſich, den Apparat ſofort nach dem Geradeplätten der Stücke, ſolange ſie noch weich ſind, zu benutzen, weil die Arbeit dann erheblich leichter iſt. Preis pro Stück Mark 2.50.



Patentierter Univerſal-Stiefelknecht (Fig 2)

Patentierter Univerſal-Stiefelknecht. „Bequemlichkeit iſt 's halbe Leben", ſagt ein altes aber ſehr bewährtes Sprichwort, und je bequemer wir uns das Leben machen können, deſto behaglicher fühlen wir uns; oft iſt es eine Kleinigkeit, die uns im Hausweſen ſehr zu ſtatten kommt, und ſind wir deshalb auch ſtets bereit, unſeren geſchätzten Leſerkreis mit allen diesbezüglichen Neuheiten bekannt zu machen — Ein Stiefelknecht gehört nun allerdings ſchon zu den unumgänglich notwendigen Hausgeräten, und muß derſelbe ſchon etwas ganz Außergewöhnliches bieten, wenn wir denſelben einer Erwähnung würdigen; es iſt dies aber auch bei dem hier abgebildeten Univerſal-Stiefelknecht wirklich der Fall, denn er dient nicht nur zum Ausziehen der Stiefel, ſondern auch — und das iſt der Schwerpunkt — zum Anziehen derſelben und erſpart nunmehr das Bücken vollſtändig. Aber auch beim Ausziehen, durch Fig 1 veranſchaulicht, iſt ſchon ein Vorteil zu bemerken; das Trittbrett iſt ca. 22 cm breit, man denke nun, man kommt im Winter mit feuchten, um nicht zu ſagen ſchmutzigen, Stiefeln nach Haus, tritt zuerſt mit dem einen Fuß auf die rechte Seite des Stiefelknechtes und zieht den linken Stiefel aus, und nachher umgekehrt. Das Trittbrett iſt reichlich breit genug, damit man den zweiten Fuß auf eine trockene Stelle ſetzen kann, während bei den bisherigen Stiefelknechten, die doch nur ſehr ſchmal waren, der Fuß naturgemäß vom erſten darauf geſtandenen Stiefel naß wurde — Zum Anziehen des Stiefels — durch Fig. 2 dargeſtellt — wird der Stiefelknecht aufgerichtet, ſo daß er auf dem rückwärts angebrachten Brett ſteht, an die beiden vorderen Holzfüße werden die Oeſen des Stiefels gehängt, und dann führt man bequem von oben mit dem Fuß in den Stiefel. Die Benutzung des Apparates iſt erheblich einfacher als die Beſchreibung es zu ſchildern vermag und wird derſelbe geſunden Menſchen eine große Bequemlichkeit ſein, während er für korpulente oder gar leidende Perſonen faſt zur Notwendigkeit werden dürfte. Der Preis iſt portofrei in Deutſchland oder Oeſterreich-Ungarn 3 Mark pro Stück. —

Alfenid-Frühſtücksmenage. Es iſt und bleibt unſer Beſtreben, die Auswahl in geeigneten Weihnachtsgeſchenken ſo weit als möglich zu erweitern und ſo fügen wir zu den bereits bekannt gemachten Neuheiten heute noch einige ſehr empfehlenswerte Gegenſtände, die zu Präſenten beſonders geeignet ſind, hinzu. Es handelt ſich zunächſt um eine neue Frühſtücksmenage von Alfenid, für eine oder zwei Perſonen ausreichend. Dieſelbe beſteht aus geſchmackvoll ziſeliertem Untergeſtell mit Bügel zum Tragen, zu beiden Seiten befindet ſich je 1 Eierbecher von Alfenid, innen vergoldet, während die Mitte von einer Butterdoſe, 2 Pfeffer- und Salzgefäßen und 1 Senfgefäß ausgefüllt wird. Die kleine Menage iſt für den beſſeren Frühſtückstiſch ſehr zu empfehlen und dürfte z. B. einzelnen Herren, die ihre eigene Häuslichkeit haben, ein recht willkommenes Geſchenk ſein. Preis 20 Mark. — Bezugsquelle ſämtlicher Neuheiten Karl Hirſch & Co., Berlin W., Leipzigerſtraße 111.



Alfenid-Frühſtücksmenage.

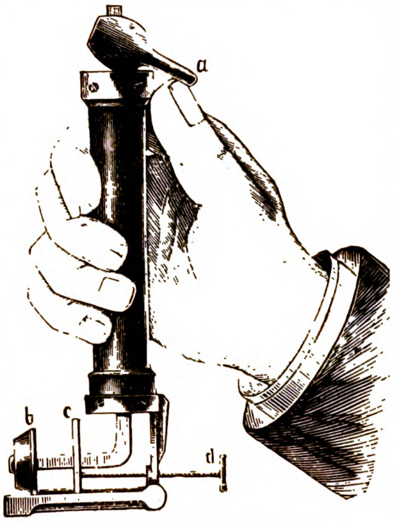
Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

Februar.

Sagoſuppe. Man weiche 45 g echten Sago mehrere Stunden vor dem Gebrauche in kaltem Waſſer ein, bringe ihn dann mit friſchem Waſſer zu Feuer und, wenn er einmal aufgekocht hat, auf ein Sieb und überſpüle ihn mit kaltem Waſſer; gebe ihn hierauf in 1½ l Bouillon, laſſe ihn 20 Minuten lang gelinde kochen, wobei man wohl abſchäumt, und würze mit einer ſtarken Priſe Zucker, etwas Salz, Pfeffer, Muskatnuß und fein gehackter Peterſilie. Verklopfe nun zwei recht friſche Eidotter mit acht Eßlöffeln Rahm, gieße es durch ein Sieb und im Moment des Anrichtens in die vom Feuer genommene Suppe, welche man noch eine Minute lang aufziehen muß (mit einem großen Löffel aufnehmen und wieder zurück gießen), damit ſie nicht gerinne.

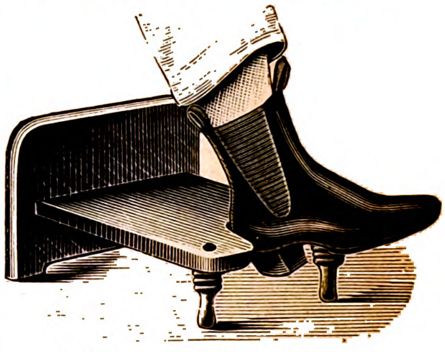


Patentierter Apparat für Zierränder

Karpfen in Biſchofſauce. Man dämpfe zwei Eßlöffel Mehl in 75 g Butter und füge ⅔ l Rotwein, die dünn abgeſchälte Schale einer halben Citrone und einer Pomeranze, einen Theelöffel Zucker, etwas Salz und eine Priſe Pfeffer hinzu, laſſe feſt verſchloſſen auf gelindem Feuer eine Viertelſtunde lang kochen und entferne die Schalen. Den zu Stücken geſchnittenen Fiſch hat man etwas geſalzen, kocht ihn dann in der Sauce und garniert die Schüſſel mit Croutons und Citronenvierteln.

Berchtesgadner Kartoffeln mit Heringſteaks. Man ſchneide die roh geſchälten Kartoffeln (am beſten die ſogenannten „roten Mäuſe") in Scheiben, thue ſie in eine Kaſſerolle und übergieße ſie mit ſüßem Rahm, ſalze ſie und koche ſie langſam, daß ſie nicht zerfallen. Unterdeſſen hat man, für 1½ bis 2 k Kartoffeln ¼ k ſehr friſche Butter mit einer nicht zerſchnittenen Zwiebel und einem Eßlöffel Mehl etwas gedämpft, den Rahm von den Kartoffeln abgeſeiht und das gedämpfte Mehl damit angerührt; fügt, wenn nötig, noch etwas Rahm hinzu und kocht es zu einer dickflüſſigen Sauce, ſalzt ſie und gießt ſie durch ein Sieb über die Kartoffeln, thut noch ein Stückchen Butter daran und ſchwingt alles zuſammen über dem Feuer, richtet recht heiß an und ſerviert die Steaks dazu.

Heringſteaks. Man wäſſere ſechs ſchöne Heringe 21 Stunden lang in häufig erneuertem Waſſer, entferne abends vor dem Gebrauche Haut, Kopf und Schwanz, trockne ſie leicht ab und lege ſie über Nacht in ſüße Milch. Andern Tags trocknet man ſie wieder ab und wiegt ſie möglichſt fein. Hierauf reibt man 100 g friſche Butter mit drei Eiern recht ſchaumig, gibt in Milch geweichte und gut ausgedrückte Krume von anderthalb Milchbrötchen, etwas geſtoßenen Pfeffer und eine geriebene Zwiebel dazu und rührt alles durcheinander; miſcht nun die gehackten Heringe unter die Maſſe, bis dieſe gleichmäßig glatt iſt, und dann noch ſo viel geriebene Weißbrotkrume, bis die Farce ſich formen läßt, und formt nun etwa ein Dutzend Steaks daraus, paniert ſie mit Ei und Weißbrot und bratet ſie in gebräunter Butter auf beiden Seiten hellbraun.



Patentierter Univerſal-Stiefelknecht (Fig. 1).

Auch als Hors d'oeuvre, mit Spiegeleiern garniert und mit Butter und Brot ſerviert, ſind ſie ſehr gut und ebenſo als kalter Aufſchnitt.

Sulzeier. Man nehme ¾ k Kalbshacke, ſchneide das Fleiſch davon in Würfel und zerhacke die Knochen, füge einen Kalbsfuß hinzu, bringe nun das Ganze in einer flachen Kaſſerolle mit einem guten Stück Butter zu Feuer und laſſe es, unter öfterem Umwenden, bräunlich werden; gebe dann Möhren und ein wenig Sellerie, beides zu Scheiben geſchnitten, eine große Zwiebel, Thymian, Lorbeerblatt und Salz hinein, gieße kochendes Waſſer darauf und koche es unbedeckt eine Stunde lang, indem man hin und wieder etwas kochendes Waſſer zugießt. Hierauf wird es durch ein Sieb gegoſſen, wieder zu Feuer gebracht und mit einem zerſchlagenen Ei (Schale und alles) geklärt, ſehr ſorgfältig abgeſchäumt und der Saft einer Citrone daran gedrückt, wonach man es noch einmal aufkochen läßt und in ein Gefäß thut, welches man nicht zudeckt. Nun bereitet man ſechs verlorene Eier, gießt den dritten Teil der Sulz in eine nicht zu große Schale, legt, wenn ſie etwas feſt geworden, drei Eier darauf und übergießt ſie mit dem zweiten Drittel der Sulz, legt wieder drei Eier auf, gibt den Reſt der Sulz darüber und ſtellt die Schale an einen kühlen Ort. Wird nicht geſtürzt.

Engliſche Paſtete (Pie) von eingemachten Früchten. In England hat man eigene Paſtetenſchüſſeln (Pie-Dishes), die auch hierzulande wohl zu haben ſind, indeſſen thut eine etwas tiefe Schüſſel, welche das Feuer verträgt, dieſelben Dienſte, nur iſt es ratſam, ſie auf ein Blech über Salz zu ſtellen.

Man lege nun verſchiedenartige eingemachte Früchte (allerlei Reſte ſind gut zu verwenden und beſonders Aprikoſen und Kirſchen zuſammen ſehr wohlſchmeckend) in die zum Pie beſtimmte Schüſſel, verklopfe dann vier Eier und ½ l ſüßen Rahm und gieße es über die Früchte; habe nun mürben Teig (180 g Mehl, 125 g Butter, 60 g Zucker und ein Ei), rolle ein Stück davon zu einem 3 cm breiten Streifen, befeuchte den Rand der Schüſſel mit Waſſer und lege den Streifen darauf; rolle den übrigen Teig zu einer Platte von Größe der Schüſſel und breite ſie über den, ebenfalls mit Waſſer befeuchteten Streifen, drücke die Ränder gut aneinander und ſchneide ſie mit der Schüſſel gleich, beſtreiche das Ganze mit Ei und backe die Paſtete bei guter Hitze zu ſchöner goldbrauner Farbe, beſtreiche ſie mit zu ſteifem Schnee geſchlagenem Eiweiß, beſtreue es mit grob geſtoßenem Zucker, laſſe dies Farbe wie Biskuit nehmen und ſerviere ſofort.

Muzen (kölniſches Faſtnachtsgebäck). Man nehme ½ k feines Mehl, drei Eier, drei Eidotter, die abgeriebene Schale einer Citrone, drei Eßlöffel Roſenwaſſer, vier Eßlöffel Rum, 30 g geſchmolzene friſche Butter und 75 g geſtoßenen Zucker und menge daran einen leichten Teig; laſſe ihn etwas ruhen und rolle ihn ſo fein wie möglich aus, ſchneide ihn in handgroße verſchobene Vierecke (Rauten), gebe in jedes einige Meſſerſtiche und backe ſie, in Schweineſchmalz ſchwimmend, auf beiden Seiten und unter beſtändigem Bewegen der Kaſſerolle, aus, lege ſie auf Fließpapier und beſiebe ſie, noch warm, reichlich mit Zucker. — Haltbar.

Rheiniſche Faſtnachtsküchlein. Man koche ¼ l Milch, ¼ l Mehl und 60 g Butter unter ſtetem Rühren ſo lange, bis ſich der Teig von der Kaſſerolle löſt und recht ſteif iſt; rühre, nachdem er erkaltet iſt, vier Eier, abwechſelnd ein ganzes Ei und einen Dotter hinein, ſteche mit einem ſilbernen Löffel walnußgroße Stückchen davon ab, backe ſie in Backfett ſchwimmend und ſerviere warm oder kalt, kann ſie auch füllen, indem man, wenn ſie abgekühlt ſind, einen feinen Schnitt an der Seite macht und etwas Gelee (nicht ſchweres) hineinſchiebt. Auch überſiebt man ſie wohl gleich nach dem Backen über und über mit Zucker und ſie heißen dann Schneeballen.

Blitzkuchen. Man rühre 280 g Butter zu Schaum, gebe nach und nach acht Eidotter hinein, 280 g Zucker, 280 g Mehl, die fein gewiegte Schale einer Citrone und zuletzt den Schnee von acht Eiweiß; fülle die Maſſe in eine gebutterte Form, die aber nicht voll ſein darf, weil der Kuchen außerordentlich hoch wird, und backe ihn bei guter Hitze.

Rotweinpunſch. Man laſſe eine Flaſche Rotwein, eine Viertelflaſche Jamaika-Rum und ein Glas Sherry mit ½ k Zucker aufkochen, reibe unterdeſſen auf fünf Stück Würfelzucker Citronenſchale ab und gebe es dazu; bereite dann 1 l Thee, der nicht zu ſtark ziehen darf, gieße ihn im Moment des Aufkochens zu dem Uebrigen und laſſe noch fünf Minuten lang ziehen.

Der geſtirnte Himmel im Februar.

Um die Mitte dieſes Monats ſteht um 9 Uhr abends der große Hund mit dem glänzenden Stern Sirius im Süden, weſtlich davon das Sternbild des Orion. Die Zwillinge mit den beiden ſchönen Sternen Caſtor und Pollux ſtehen 70 Grad hoch öſtlich vom Meridian. Nach Nordnordweſten hin, dem Horizont nahe, ſieht man Deneb, den Hauptſtern des Schwan. Am öſtlichen Himmel glänzt das Sternbild des Löwen, kenntlich an dem hellen Sterne Denebola, im Nordoſten iſt Arktur im Bootes aufgezogen. Mitternächtlich kulminieren in dieſem Monate im Süden der große und kleine Löwe, beim Zenith die Vorderteile des großen Bären, und unter dem Pole der Kepheus. Die Sonne erhebt ſich mehr über den Horizont und ihr Aequator krümmt ſich um ſehr vieles ſtärker gegen den Norden.

Am 2. Februar tritt das letzte Mondviertel ein, am 9. iſt Vollmond, am 15. erſtes Viertel, am 23. Neumond. Am 9. Februar ſteht der Mond in der Erdnähe, am 23. Februar in der Erdferne.

Merkur iſt im Februar Morgenſtern, doch nähert er ſich der Sonne immer mehr. Am 10. geht er 1½ Stunden vor ihr durch den Meridian, am 20. 1 Stunde 10 Minuten früher als die Sonne. Am 6. ſteht er in größter öſtlicher Elongation, am 10. im niederſteigenden Knoten.

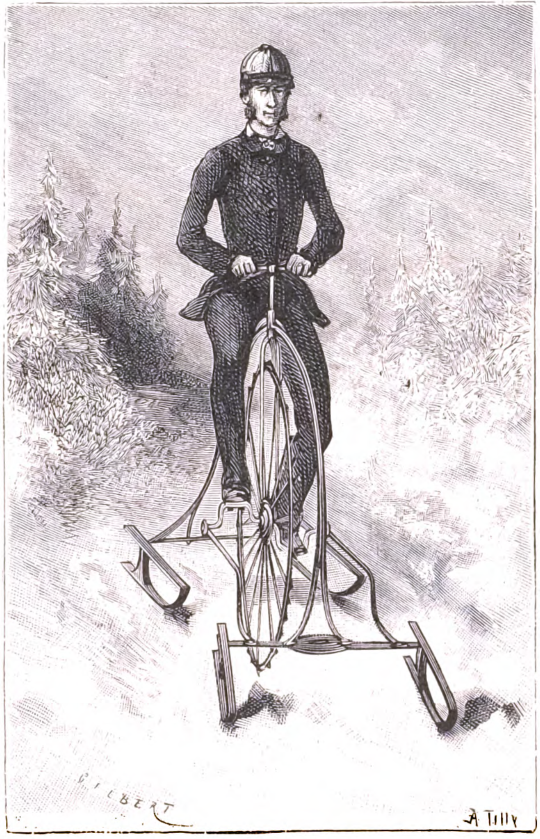
Venus iſt Morgenſtern, nähert ſich aber langſam der Sonne und kommt am 15. 3 Stunden vor ihr in den Meridian. Am 13. ſteht ſie in größter weſtlicher Elongation von der Sonne und erſcheint im Fernrohr halb erleuchtet wie der Mond beim letzten Viertel.

Mars entfernt ſich in dieſem Monat langſam nordwärts vom Himmelsäquator und kommt immer früher in den Meridian, am 15. um 3 Uhr 14 Minuten nachmittags. Am 21. ſteht er im aufſteigenden Knoten ſeiner Bahn.

Jupiter iſt wegen ſeiner Nähe bei der Sonne in dieſem Monat unſichtbar.

Saturn ſteht im Sternbild des großen Löwen und kulminiert Mitte des Monats um 1½ Uhr morgens. Er geht gegen 7 Uhr abends auf und gegen 8 Uhr früh unter und iſt nachts gut zu ſehen. Sein Ring wendet uns die ſüdliche Seite zu und erſcheint im Fernrohr ſehr ſchmal, doch etwas breiter als im vorigen Monat.

Uranus ſteht im Sternbild der Jungfrau, ziemlich tief ſüdlich und kommt Mitte des Monats gegen 4¼ Uhr früh in den Meridian.



Schlittenvelociped.

Schlittenvelociped.

Ein eigentümliches Velociped, von dem wir hier eine Abbildung bringen, iſt jetzt vielfach in Amerika im Gebrauch. Es iſt eigentlich ein Velocipedſchlitten und ſehr einfach von Konſtruktion. Die Grundform dieſes Eis- und Schneevelocipeds iſt das Tricycle, nur iſt das Rad hier gezackt — die Füße ſetzen das Rad in Bewegung — dieſes ſteht in beweglicher Verbindung mit den vorderen Schlittenläufen. Die Hände regulieren die Steuerung des Rades, welches das Richten auf die vorderen Schlittenläufe überträgt Man ſoll außerordentlich ſchnell und angenehm auf dieſem Schlittenvelociped fahren.

Leichenverbrennung in Mailand.

Man wendet in Mailand zwei Arten der Leichenverbrennung an, bei der einen wird der Körper in einem von Holz und Holzkohle umgebenen Ofen verbrannt, bei der anderen durch eine Anzahl von Gasflammen, die von allen Seiten ihre Hitze auf den Ofen ausſtrahlen. Bei dem erſten Verfahren ſind etwa 600 Pfund Holz und 100 Pfund Kohle erforderlich und es dauert zwei Stunden, bei Gas dagegen keine 50 Minuten. Unter gewöhnlichen Umſtänden kann die Leiche ſowohl mit als ohne Sarg in den Ofen geſchoben werden, iſt aber der Tod infolge einer anſteckenden Krankheit eingetreten, ſo muß der Sarg mit verbrennen. Das Gewicht der Ueberreſte beträgt ungefähr vier Pfund; dieſelben ſind vom reinſten Weiß, hie und da ein wenig roſa gefärbt und dürfen nicht mit der Hand berührt werden. Die Reſte der Knochen, die zum größten Teil zu Pulver geworden ſind, nimmt man mit ſilberner Zange aus dem Ofen, kehrt die Aſche mit ſilberner Schaufel zuſammen, legt beides auf eine ſilberne Schüſſel und ſchließt es dann in eine Urne zur Aufbewahrung im Cinerarium ein. Für ein Mitglied der Geſellſchaft betragen die Koſten 25 Fr., für Nichtmitglieder das Doppelte, wer mittellos ſtirbt, kann auch koſtenlos verbrannt werden, das Geld dafür fließt aus dem Verkauf der Einlaßkarten. Aus den Inſchriften der Fächer, in denen die Aſche ruht, geht hervor, daß nicht bloß Italiener, ſondern auch viele Fremde dort beſtattet ſind, Deutſche, Ruſſen, Franzoſen. Die italieniſche Geiſtlichkeit hat ſich, ungleich derjenigen in anderen Ländern, niemals der Leichenverbrennung widerſetzt. In den letzten 13 Jahren iſt dies mit nahezu 2000 Perſonen geſchehen, und bald wird die Durchſchnittszahl auf täglich eine derartige Beſtattung kommen. Das Leichenbegängnis iſt genau dasſelbe wie bei der Beerdigung.

Graphologiſche Antworten.

Emma. Material ungenügend. Auch eine beſtimmte Individualität, intelligent, leidenſchaftlich empfindend, aufſtrebend, beſtimmt — der Weichheit entbehrend.

Auguſt D. in Brooklyn. Schönheits- und Formenſinn, klarer feſter Wille, Geldliebe und praktiſches Weſen, unternehmend und lebhaft, wahr und zuverläſſig. Viel Gemüt, ohne Ueberſpanntheit — heitere Stimmung, keine Pedanterie.

Quälgeiſt in B. Ebenfalls ſehr begabt wie die Maman. Litterariſche Intereſſen — ſcharfes Denkvermögen; poſitiver Geiſt, etwas Kauſtik. Wiſſenſchaftlicher Beruf; einfaches, natürliches Weſen, wie nur dem Talente eigen. Verſtandesherrſchaft.

A. K. 999. Reiches Geiſtesleben, aber in ſich abgeſchloſſen, nicht leicht aus ſich heraustretend, und dabei ein ſehr wohlmeinendes, ſelbſtloſes Herz, aber auch geiſtige Eitelkeit. Ein geordneter, pflichtgetreuer Mann, lebhaft, aber etwas rechthaberiſch — übrigens immer höflich, freundſchaftlich und nie, in nichts, bis zur Leidenſchaftlichkeit gehend. Feinfühlig, heiter, wehrig.

Pilgram Th. H. Ein beſtimmter, fein angelegter Frauencharakter — vorwiegend geiſtige Intereſſen — große Senſibilität, leidenſchaftliches Empfinden bei oft ſehr reſerviertem Auftreten, ſtoßweiſes Vorgehen in Arbeit und Genuß. Geiſtige Abgeſchloſſenheit — knappe Ausdrucksweiſe — ein läſtiges Gefühl eigener Schwäche und hie und da Unwahrheit — aus Schwäche — nicht dem Vorteil zu lieb.

Wien, Schottenhof. Eine poſitive Natur — von hie und da gedrückter Stimmung, ohne darum Peſſimiſtin zu ſein, ſondern im ganzen heiter, wenn auch kein Witzbold. Es ſcheint mir wahrſcheinlich, daß Sie Zeichentalent haben — aber Sie bleiben in allem leicht an Kleinigkeiten hängen. Lebensauffaſſung verſtändig; praktiſche Natur, ſparſam.

J. H. in Aachen. Lebhaft, phantaſiereich, gemütvoll, eindrucks- auch venerationsfähig, aber leicht etwas voreilig, unüberlegt, unruhig, etwas eitel und umſtändlich, aber höflich nach außen und liebenswürdig, gutherzig, auch wirklich aufopferungsfähig.

M. S. in Caſſel. Losgelöſt von der Materie; aber keinen rechten Begriff vom Leben, Leichtes zu ſchwer, Schweres zu leicht nehmen; gerne dominieren wollen — Abſcheu gegen Roheit und Gemeinheit; begeiſterungsfähig, heiter, intelligent und nicht ohne Charakterfeſtigkeit; Optimismus, Idealismus neben praktiſchen Anlagen, Fähigkeit zu Chikane.

Liſe in E. Feſte Haltung, Verſtandesherrſchaft, überlegte Gefühle, eine gewiſſe Nobleſſe — ernſte Lebensauffaſſung, ſelbſt Nüchternheit, Zuverläſſigkeit, Treue.

Lotte aus der Pfalz. Schwere Erlebniſſe, ernſte Stimmungen, feſtes Wollen, zähes Feſthalten an einer Idee, unbekümmert um das Gerede der Leute. Fleißig und praktiſch, aber in der Beanlagung mittelmäßig.

A. Wiſſensdrang. Ein Gemütsmenſch, dem etwa das Herz mit dem Verſtande durchbrennt, der unfähig iſt der Härte und ſich ſchwer entſchließt, viel Phantaſie hat und hingebend iſt, aber auch ſenſibel und erregbar; gerne und gut ſpricht, die Diskuſſion liebt, lebhaft und geiſtig und körperlich leiſtungsfähig iſt.

Veritas. Unruhig, lebhaft, gerne bemerkt ſein wollen, ſtoßweiſe gründlich genießen; ehrgeizig, aufſtrebend, nicht ſehr verträglich, in der Kritik ſcharf; beſtrebt, ſich die äußere Haltung zu wahren, auch bei innerer Erregung; reizbar, und doch oft zögernd im Entſchluß.

L. B. Fein angelegt, aber auch ſelbſtbewußt, ſehr taktvoll und beſtimmt im Wollen, pflichtgetreu und ſehr geordnet, hingebend und ſelbſtlos — aber empfindlich und der Originalität entbehrend.

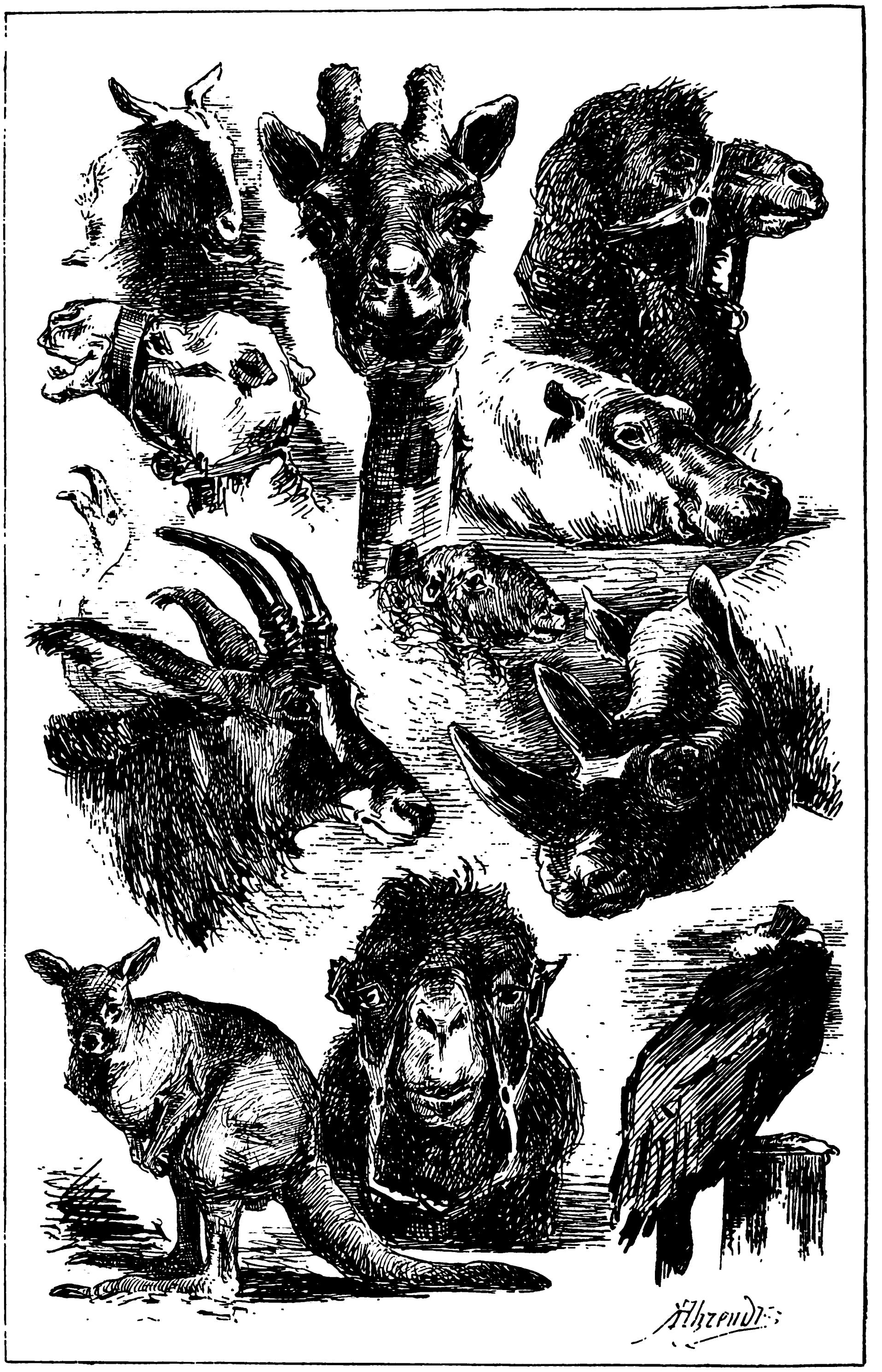
L. F. v. K. Selbſtbeobachtung, Treu und Zuverläſſigkeit, aber jung, unerfahren, unfertig und nicht anders als andere — fleißig unbeſtimmt im Wollen.

10jähriger Abonnent in B. Geiſtesdiſtinktion, aber durch Eitelkeit herabgemindert in ihrem Werte; litterariſche und überhaupt geiſtige Intereſſen viele ſelbſtändige Ideen; ſcharfe Kritik, überhaupt viel Schärfe ja Härte. Gerne dominieren, leidenſchaftliches Temperament, ausgeſprochene bedeutende Individualität, auch körperliche Leiſtungsfähigkeit. Intereſſante Schrift. Wäre dankbar für Antwort an L. Meyer Ragaz, Schweiz.

Uebermütige in E. Gewandt, aber nicht immer angenehm — mehr unternehmen als durchführen — ungemein ſenſibel, aber des Kraftgefühles entbehrend — überall nur das ideale Moment im Auge haltend und von Materialismus losgelöſt; raſches Erfaſſen

Abonnent im Bergiſchen. Ein feſter, ruhiger Charakter, voll Anerkennung für anderer Verdienſte, aber nichts wiſſend von Nachſicht im Urteil und Milde und Weichheit in den Gefühlen. Alles iſt ſcharf und zugeſpitzt – dafür aber auch Pflichttreue, Wahrheitsliebe, Zuverläſſigkeit. Der Charakter iſt des Vertrauens würdig, aber etwas mehr Biegſamkeit wäre ihm wohlthuend.

's Habermues wär fertig. Phantaſiereich, heiter, begabt, humoriſtiſch, aber leicht am Nebenſächlichen hängen bleibend und etwas zu Flüchtigkeit geneigt. Deshalb iſt das Urteil auch nicht abgeklärt und objektiv. Sie halten auf Repräſentanz und Beobachtung der Form haben eigentlich guten Geſchmack — chargieren aber leicht und ſind ſparſam — wenigſtens im Prinzip. Gute Anlagen -- Takt



Eine Schönheitenkonkurrenz aus dem Tierreich.

Schaute. Ein feſter, aber etwas unverträglicher Charakter, der dominieren will und ſchikanieren kann, und der mehr dem Verſtande gehorcht als dem Gefühl, der auch dem Kampfe nicht aus dem Wege geht und ſcharfe Kritik übt. Materiell ſind Sie nicht, auch nicht eitel -- eher ſtolz.

Wiener Abonnent, Spengergaſſe. Entbehren nicht der Gewandtheit und wiſſen ſich zu wehren, ſind energiſch und von nüchterner Lebensauffaſſung; hie und da traurig, im ganzen aber aufſtrebend und dieſe Stimmung, ſowie auch Mutloſigkeit überwindend. Weicher als Sie ſcheinen wollen und nicht kleinlich, pedantiſch.

M. S. 90. Stolz, ſogar hochmütig. Willenskonzentration und dennoch oft unentſchloſſen. Gerne die Verantwortung umgehend; nervös, erregbar, aber ſelbſtlos ſich hingebend. Gewandt und auf Aeußerlichkeiten Wert legend, praktiſch und den Theorien abgeneigt — meiſt höflich, doch nicht immer angenehm.

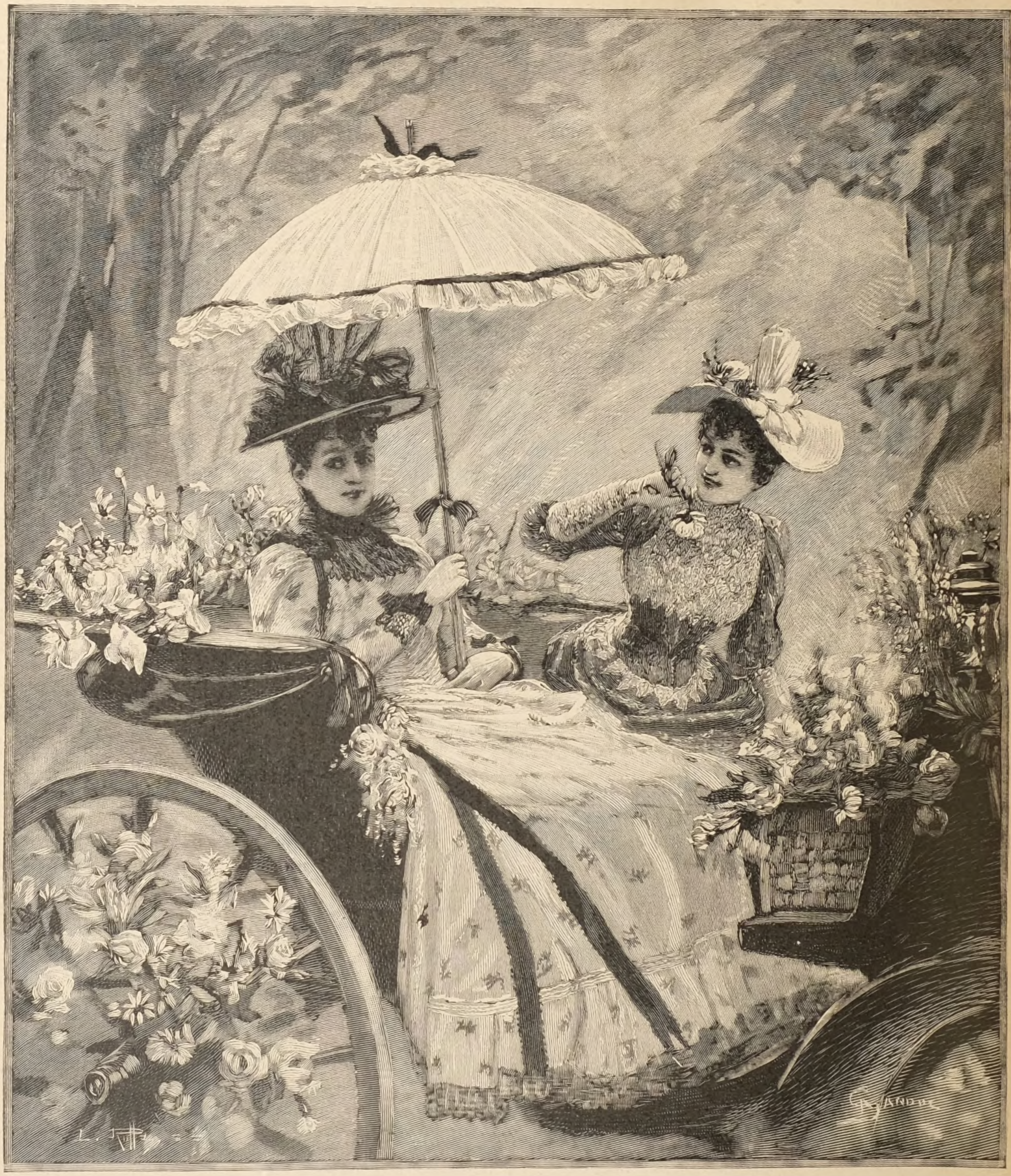
Joh. M. in P. Ein ausgeſprochener, feſter Charakter, ſympathiſch freundſchaftlich — nicht hochmütig, aber ſich Ihrer bevorzugten Stellung mit Freude bewußt. Zuverläſſig und treu, aber die Gefühle nicht zu Markte tragend und nur in überlegter Weiſe verſchenkend

Ethelka in Pommern. Geiſtige Bedeutung und Originalität Kein Geflunker, kein Scheinenwollen — hier iſt alles echt — und von jener nobeln Einfachheit, die nur Elitegeiſtern eigen; aber es iſt nicht eitel Honigſeim, was von Ihren Lippen fließt. Dennoch fehlt es nicht an weichen Regungen.

Clara Feodora. Ein unabhängiger, eigenſinniger, echt engliſcher Charakter, einfach natürlich, poſitiv, klar — nicht verſchwenderiſch, aber an ſehr gute Verhältniſſe gewöhnt; Zierlichkeit und Koketterie verſchmähend, in allem einfach — vornehm — auch geiſtig.

M. B. in Graz. Daß Sie ein wenig charakterſchwach ſind, wiſſen Sie wohl und es iſt Ihnen peinlich, dabei ſind Sie auch nervös und innerlich unruhig; im Verkehr oft recht unverträglich und in der Stimmung wechſelnd. Geſellige Bedürfniſſe zeigen ſich nicht, ſo wenig wie Mitteilſamkeit und Abgeklärtheit des Urteils.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.



Blumenſchlacht in Nizza.

„Eine Schlacht ſoll das bedeuten,
Wo man nur mit Blumen ficht?
Ei, das wär' ein luſtig Streiten,
Solche Waffen fürcht' ich nicht!" —
So der Ritter kühn entſchloſſen,
Doch die Schöne lächelt ſtill:
„Trotze du nur den Geſchoſſen,
Dünk' dich ſtark, wie ein Achill!

„Kann's die Roſe nicht vollbringen,
Soll aus meinem Aug' ein Strahl
Siegreich in das Herz dir dringen,
Und du fühlſt der Wunde Qual.
Stolzer Ritter, ſollſt es büßen,
Daß du höhnteſt meine Macht,
Heute noch zu meinen Füßen
Stürzt dich dieſe Blumenſchlacht."

C. H.

Vom Fels zum Meer.

Die Muttergottes von Altötting.

Eine Geſchichte aus den bayriſchen Alpen.

Von

Adolf Palm.

> O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!

I.

Noch lag beim Untersberg — dem ſagenumwebten, in deſſen Tiefe Karl der Große ſchlief bis zum Wiedererwachen des Deutſchen Reichs — jene golden bläuliche Helle, welche die Alpenhäupter in ſolch ahnungsvolle Klarheit ſtellt, als ſchon querfeldein ein junger Burſch dem Berge zuſtrebte, den Bergſtock in der Fauſt, die Ziſtel[1] auf dem Rücken.

Es war der Leitnerfranz, ein Blumenſucher, dem es der Untersberg mit ſeinen Schründen, Hängen und Höhlen, ſeinen Marmorlagern und plötzlich hervorbrechenden Quellen, ſeinem Reichtum an verſteckten herrlichen Alpenblumen angethan hatte, ſo daß er nimmer von ihm laſſen konnte. Welch gemächliches Leben hätte er führen können drunten im Kurgarten des berühmten Badeorts, wo ihm, dem gelernten Gärtner, früher ſo manche ſchwierige Arbeit anvertraut geweſen war! Allein es litt ihn nicht in dem Garten, noch im Gewächshaus. Wenn die Sonne ſchien, da funkelte der Untersberg lockend herüber, geheimnisvoll flüſterte und rief es ihm zu aus der Tiefe ſeiner Bergwälder. Die mühſam abgemeſſenen und abgeſteckten Blumenteppiche im Stich laſſend, griff er dann zum Bergſtock und klomm hinan in die wunderſame, traute Blumenwildnis, wo ohne ängſtliche Wartung und Aufſicht das Lieblichſte wuchs, aber ſcheu ſich flüchtete und barg unter dichtes Geſtrüpp, unter das Dach der niedrigen Latſchenzweige[2], oder auf ſchier unnahbare, ſenkrecht abfallende Felſenwände.

Da kannte er weder Mühe noch Gefahr, und ſeine ſchönſte Freude war es, gerade die ſprödeſten von den Blumenjungfern gefangen zu nehmen auf ihren trutzig einſamen Steinburgen.

Er wußte den Standort von jeder Blume am ganzen, an ſich ſo unwirtlichen, wild zerriſſenen, aber geheimnisvoll feſſelnden Untersberg, des Hochwächters zwiſchen dem ſüdöſtlichen Bayern und dem Krongute Salzburg. Nicht gerne gibt dieſer Berg, aber er gibt. Und die Handelsgärtner in dem Badeort beſaßen keinen beſſeren Blumenſucher als den Franzl. Wenn keiner viel fand, ſo kam er nach tagelangem Klettern und Wandern nie ohne gefüllten Tragkorb und darin lag es friſch und duftig wie der Linnenſchatz einer Braut. Da fehlten neben knoſpendem Almenrauſch mit roſtbraunen Kelchen und den etwas dunkleren gewöhnlichen Alpenroſen nicht die großaugigen, wohlriechenden Vergißmeinnichte, welche in der reinen Luft jener Alpenregion gedeihen, noch halberſchloſſene Gentianen, mit Vorbedacht alles ſo knoſpend genommen, damit es länger vorhielt zum Straußbinden und zum Schauſtellen; da waren weißgeſternte Saxifraga, luftig gefaſerte Gamsrogerl, die ſchönſten Cyklamen, Farnwedel zarter als Reiherfedern, alles ſorgſam in Schnee gepackt, der ſelbſt im höchſten Sommer nicht weicht aus den Einfaltungen dieſes Gebirgsſtocks. Waren doch Schneehühner, ihn neckend durch ihr Geſchrei, tagelang oft die einzigen lebenden Weſen, denen er dort oben begegnete in dem ſchauerlichen Schluchtengewirr.

Wer hätte es gedacht, daß dieſe ſeine Luſt des Bergwanderns und Blumenſuchens ihm auch einmal hätte zur Qual werden können! Und das geſchah von dem Tage an, da die Annemierl (Marie), die Tochter der Hallbäuerin, ihn merken ließ, daß ſie ihm gut ſei. Als Blumenſucher, der doch auch nur ein Taglöhner war wie jene im Dienſte der Bäuerin, durfte er nimmermehr hoffen, die einzige Tochter der Vevi (Genoveva) heimzuführen. Das kluge Mädchen brachte ihn bald darauf, daß es beſſer für ſie beide wäre, er wäre Gärtnergehilfe geblieben im Kurgarten; da bot ſich doch vielleicht einmal eine Gelegenheit, ſich ſelbſtändig zu machen, eine der hübſchen Verkaufsbuden aufzuſchlagen, wie ſein Herr eine ſolche beſaß. Er war ja ſo geſchickt im Blumenbinden . . . freilich behagte ihm das Binden ſo wenig wie das Gebundenſein. Der Untersberg, die Freiheit, wie köſtlich atmete ſich die Luft der Freiheit! Aber Annemierl, ohne das geringſte Verſtändnis dafür, machte ihm auf ihre Art klar, es bleibe ihm nichts übrig, als zu wählen zwiſchen ihr und ſeinem Bergfahren, ſeinem Taglöhnern. Ach wie ſchmeckte es da auf einmal ſo bitter das Umherſtreifen auf dem rauhen Berg, eine Wut ergriff ihn auf die Maid, die ihm ſein Beſtes rauben wollte, er wollte ſie nicht mehr ſehen, er mied ſie wochenlang, bis er nach ſolch langer Trennung begriff, daß ſie doch ſein Beſtes ſei, daß er ſie noch weniger miſſen könne als ſeine wildwachſenden Alpenblumen!

Ein Nachhall von alldem ging ihm heute durch die Bruſt, als er vor Sonnenaufgang an dem ſtattlichen Bauernlehen[1]) der Vevi vorbeikam. Da druben lag es, über dem Bach, unter deſſen weißkahlem Kiesbett der um dieſe Zeit nur ſpärliche Abfluß des Waſſerfalls unterirdiſch fortſickerte. Da lag das breitgiebelige, reinlich getünchte, mit frommen Sprüchen gezierte Haus, ein Stück wohlgepflegten Gartens davor mit grellroten Nelkenbeeten; weiterhin Fruchtbäume, Haberfeld, Wieſe, Wald und Berg, bis hinauf zur letzten, unergiebigen Felſengrenze, wo eine Kette der höchſten Spitzen wie ein ſcharfgezacktes Rückgrat den Geſichtskreis abſchloß.

---

[1] „Ziſtel“ heißt der aus Weiden geflochtene, niedere Buckelkorb im Gegenſatz zu der größeren „Kraxen“, die, aus Holzſtäben gefertigt, über den Kopf des Trägers hinausragt.

[2] „Latſche“ iſt die Legföhre.

„Kimm wohl i amol da eini in dös Haus?" Dieſe Frage quälte ihn, als er das Lehen ſo ruhig in ſich gefeſtet, ſo abwehrend da drüben liegen ſah. Ob man ihn, den Blumenſucher, da drüben einmal aufnimmt, ob die Hallbäuerin nicht andere Freier begehrt für ihre Tochter? Von einem, dem Felgerhans, hatte er ſchon halb und halb gehört . . . „Und doch wird's no mei'!" rief er, indem er das grune federgeſchmückte Hütchen von der Stirne zurückwarf. „Net auslaſſ'n!"

Das belebte jetzt ſeinen Schritt, wobei die ſcharfen Nägel ſeiner Bergſchuhe ſich abdrückten in dem vom Morgentau aufgeweichten Boden.

Eben gelangte er, einen kleinen Hohlweg durchmeſſend, an eine Kreuzung der Feldpfade, als der erſte Strahl der aufſteigenden Sonne beim Untersberg hervorbrach . . . er traf ein an der Wegwende ſtehendes bronzenes Kruzifix, daß es auffunkelte wie aus einem friſchen Metallbad gezogen.

Ein verdorrter Kranz lag an der Baſis des Kreuzes.

Franz wird heute abend, wenn er heimkommt, einen anderen Kranz dort niederlegen, nicht von Feldblumen, nach denen man nur die Hand auszuſtrecken braucht, ſondern von den ſchwieriger zu erringenden der Berghöhe.

„Grüß di Gott, Franzl!" ſchlug da eine Stimme an ſein Ohr und ein Grünrock von Zollwächter, auf der Heimkehr von der Nachtſtreife, geſellte ſich zu ihm, eifrig erzählend, wie ſie in der Nacht hinter einem Schmuggler hergeweſen ſeien, der lieber ſein Vieh im Stich ließ und ausriß, als daß er der hohen Zollſtrafe verfallen mochte.

So vergaß der Blumenſucher für heute ſeinen frommen Vorſatz.

II.

Nicht bloß bei dem Leitnerfranz und den Grenzwächtern fing der Tag früh an; es dauerte nicht lange, da trat auch ſchon die Vevi gutangezogen aus der Hausthür, rief dem zum Stadel gehenden Fuhrknecht zu, er müſſe ſogleich einſpannen, um Triftholz für den Kalkofen herbeizufahren, und ſetzte ſich dann in Bewegung mit dem Milchwagen, auf dem die blanken Kannen in Reih und Glied ſtanden und jetzt in eine leiſe klirrende Bewegung gerieten, als der an die kurzgebogene Deichſel geſpannte große zottige Hund anzog.

Wenn ſie ſo neben dem Wagen daherſtapfte, die mittelgroße, etwas beleibte Frau, den Kopf aufrecht, manchmal den Hund mit einem derben Ruck lenkend oder aufmunternd, ſah man ihr an, ſie beſaß Entſchloſſenheit und Thatkraft, Eigenſchaften, die auch im Bau des Schädels ſich ausſprachen, in der kurzen gedrungenen Stirn, den ſtarken Backenknochen, dem ſchmalen, faſt etwas trotzigen Mund und dem runden gewölbten Kinn. Die hellbraunen Augen aber blickten eher ſanft . . . ſanft, ſolange ſie auf keinen Widerſpruch, kein Hemmnis ihres Willens ſtieß. Wie merkwürdig in ſolcher Bäuerin taghelle nüchterne Klarheit und finſtere Bigotterie ſich vereinigen könnten, das ſah man der Vevi freilich nicht an, wenn ſie nach alter Gewohnheit ſo die Landſtraße dahinzog mit ihrem Milchwagen.

Ihre Ware war da unten im Kurort wohlgeſchätzt, bevorzugt von den beſten Familien. Etwas Schlechtes kam überhaupt nicht leicht aus ihrem Hauſe, von ihrem Gute, obſchon in letzter Zeit manchmal eine Klage laut wurde, es ſei nicht mehr alles ſo wie früher. Seitdem die Vevi ſtark wurde, wurde ſie etwas bequem, doch keineswegs in dem Grade, daß ſie, was ſie für notwendig hielt, verſäumt hätte. Für ihre Eier, ihr Geflügel hatte ſie ſeit langen Jahren feſte Abnehmer; es war gut mit ihr verkehren, ſie ließ nicht lange mit ſich handeln. Ab und zu entfiel ihr jetzt wohl ein Wort, daß ſie es ſchwerer, ſaurer habe als früher, wo ihr Mann noch lebte.

Wenn jedoch die Annemierl ſich anbot, ihr das Milchfahren abzunehmen, verwies ſie ihr: „Sorg du für dei' Arbeit, haſt gnua z' thun, bal' die ſauber mach'n willſt!"

Es vergingen in der Regel drei bis vier Stunden, bis die Hallbäuerin zurückkehrte. Nicht nur war der Weg weit, ſie hatte auch mancherlei Geſchäfte in dem Ort, beſonders mit Maurermeiſtern wegen der Lieferung von Kalk und Sand. Heute blieb ſie noch länger aus wie gewöhnlich. Die Annemierl ſtand vor der Scheuer und blickte die Landſtraße hinab, ſich die Augen vor der Sonne beſchattend, bis endlich das Wägelchen mit den leeren Blechkannen vernehmlich über den von der Landſtraße abzweigenden Kiesweg klimperte.

„Aber heut kimmſt ſpat, Mutterl," rief ſie ihr entgegen. „Was bringſt denn hoam?!" fügte ſie hinzu mit einem Blick in den Wagen.

Die Vevi hielt an, um zu verſchnaufen; dann berichtete ſie: „Wie i ſo hoamfahr', kimmt vom Kohlbach her der Sägerfritz mit an Karr'n . . . allerhand alt's Zeugs durchanand, von ſei'm Bruader, der ins Amerika auswandert. Halt, ſag' i, Fritz, was hoſt denn da? und greif nach dem Bildſtöckl, das unter dem Gansſtall außiſchaut . . . Was wird's ſei', moant er, ſo'n alt's Reliquienbildl aus der Graſſikammer (Rumpelkammer), zum Verbrenna wird's grad no guat gnua ſei'! Woaßt, der Fritz is ſo oaner, der glaubt an koan Himmel und koa Höll . . . er wird's ſcho no d'erfahr'n! I ziach alſo 's Bildſtöckl unterm Gänsſtall außi und meiner Seel, da ſchau her: a ſchwarze Muattergottes von Altötting!"

Dabei hatte ſie das alte, ganz ſchadhafte Holzbild vor dem Wagen genommen und hielt es hocherfreut der Tochter hin, welche nicht recht wußte, was ſie dazu ſagen ſollte. Die Vevi ſchien zu erraten, was in ihr vorging.

„Der Pertl, der ſoll's renovier'n, der kann's!"

Die Farbe war von dem Muttergottesbild großenteils abgeſprungen, die Krone der heiligen Jungfrau zerbrochen, dem Chriſtuskinde fehlte die Hand, die Geſichter waren arg mitgenommen. „Jetzt hot 's Ganze no koa G'ſtalt," fuhr die Bäuerin fort, „aber der Pertl, der verſteht's, der wird's ſcho wieder ſchön mach'n!"

„Was hoſt dafür geb'n?" fragte die Tochter.

„Is net der Red wert . . . a Maß Bier hab i 'eam zahlt. Is do no beſſer, hot er g'ſagt, als verbrenna! Der woaß net, daß im Feuer dös Bildſtöckl kein' Schaden leid't. I bin froh dran, ſuach ſchon lang ſo was vor mei' Hausthür . . . und der Pertl wird's ſcho herricht'n!"

---

[1] „Bauernlehen" heißen in dortiger Gegend die kleineren Bauerngüter, im Gegenſatz zu den großen, den Höfen.

Ihr Vertrauen zu Pertls Kunſt war unbegrenzt; immer kehrte es in ihren Reden wieder.

„Bring's a weil in mei' Schlafſtub'n!" wies ſie die Annemierl an, ihr das Holzbild übergebend. Dann fuhr ſie zu dem Stall heran, ſchirrte den Hund aus, der längſt ſich mit herausgeſtreckter Zunge nach dem friſch in den langen Trog rieſelnden Brunnen umgeſehen hatte, und trat ins Haus, um ihr Geld nachzuzählen und wegzuſchließen.

Marko, der Deichſel ledig, ſchüttelte ſich und leckte ſich, wo ihn die Riemen gedrückt hatten, ehe er, die Pfoten auf den Brunnentrog ſetzend, gierig trank. Dann ging er langſam, wie mit zerbrochenen Gliedern, nach einem Raſenſtreifen beim Hauſe, wo am vollſten die Sonnenſtrahlen auffielen, und legte ſich dort erſchöpft nieder, alle viere von ſich ſtreckend.

Die Vevi wechſelte die Kleider, hängte die guten, in denen ſie zu Thal gefahren, weg und ſah jetzt in ihrem Arbeitsgewand nicht viel beſſer aus wie eine gewöhnliche Bauernmagd, als ſie hinaufging zu dem, was ihr Stolz war auf dem Gute — zu ihrem Kalkofen, dem einzigen in der Umgegend. Er ſollte friſch eingelegt werden.

Hinter dem zweilöcherigen Ofen lag der Steinbruch, einſt ein baum- und moosbewachſener Felshang in dem Bergwald, bis der Hammer des Geologen dem ſeligen Hallbauern den Schatz aufſchloß. Die rote Bruchſtelle in dem dolomitiſchen Geſtein riß jetzt über den dunklen Tannenwipfeln hinweg in die Landſchaft gleichſam eine breite klaffende Wunde.

Kobei (Jakob), der Kalkbrenner, war fleißig an der Arbeit und baute im Verein mit der Vronl (Veronika), welche ſonſt beim Steinbruche die abgeſprengten Steine zu „klauben" hatte, in der weiten Rundung des Ofens die friſche Füllung auf, dicht und eng, die großen Steine in die Mitte, dann außen herum einen Kranz von kleinen. So einfach dieſe Arbeit ausſieht, ſo kam es doch ſehr darauf an, wie ſie geſchah; denn ſchloſſen die Steine nicht feſt zuſammen, ſo ging Wärme verloren und ſie erhielten nicht den genügenden Grad von Durchhitzung. Deshalb ließ die Hallbäuerin es ſich nicht nehmen, jedesmal ſelbſt mit Hand anzulegen. Sie ſtand jetzt mitten in dem gewaltigen Ofenrachen und ſchichtete, ſich tief vornüberbeugend, mit beiden Händen an dem Geſtein, rückte und drückte es zuſammen, bis ihr der Schweiß von der Stirne rann und ſie wieder heraustrat aus dem Kreis, tief aufatmend, denn das Blut war ihr zu Kopf geſtiegen.

Aus der kleinen eigenen Schmiede in der Nähe des Kalkofens tönten luſtige Hammerſchläge. Dort ſtand am Amboß der Felgerhans mit berußtem Geſicht und ſchlug auf ein rotglühendes Eiſen, daß die Funken ſtoben. Sie hatten ſelbſt zu Hauſe in Inzell Arbeitsleute bei ſich, denn ſein Vater wollte ſeine ſtattliche Schmiede abermals vergrößern; der Hallbäuerin zulieb war der Hans aber doch herübergefahren mit dem eigenen Fuhrwerk, um ihre Werkzeugkammer in ſtand zu bringen und um zugleich „einen Kalch" zu holen zu ihrem Bauwerk. Es war ein hübſcher, ſchneidiger Burſch, der Hans; auf ſeinem krauſen ſchwarzen Haar trug er noch die Chevauxlegermütze, und wenn er lachte, breit und behaglich, ſo erſchienen unter dem martialiſchen Schnurrbart zwiſchen den vollen roten Lippen zwei Reihen der blankſten Zähne.

Drinnen im Hauſe, am Feuer des Herdes, kochte die Annemierl das Mittageſſen und ahnte nicht, daß der Burſche, deſſen Hammerſchläge aus der Ferne zu ihr herüberklangen, mit jedem derſelben zu ihr ſprechen wollte. Ihre Gedanken flogen ja in die Weite und waren jetzt droben auf dem Untersberg gleich den Schmetterlingen, die dort um die ſtillen ſcheuen Blumen und über die tiefen Abgründe huſchen. Als ſie nach einer guten Weile den Strang des Glöckleins anzog, das, über dem Dachgiebel in einem kleinen Türmchen hängend, das Geſinde zum Eſſen zuſammenrief, hatte der Hans ſchon mit Schmerzen auf dieſes Zeichen geharrt. Er legte den Hammer weg, lachte, drehte den Schnurrbart hinaus, klopfte den Ruß und Staub von den Kleidern und ging hinunter ins Haus, wo er in der Ecke der Wohnſtube, unter dem Kruzifix, neben der Annemierl ſeinen Platz am Tiſche einnahm.

Sonſt gewohnt, allein in der Küche zu eſſen, um ungehindert ab- und zugehen zu können, ſetzte ſich die Vevi heute dem Gaſt zu Ehren mit an den Tiſch, wo die großen, von der Annemierl zubereiteten Schüſſeln dampften, und wenn ſie während dem Mahle hinüberſah nach dem Pärchen, da flüſterte eine Stimme in ihrem Innern: „Die zwoa ſan für anand b'ſtimmt, die Annemierl und der Felgerhans!"

III.

Der Zimmermaler Pertl (Rupert), ein Verwandter der Hallbäuerin, richtete das Bildſtöckl der Muttergottes her „wie neu" — in ſeinen Augen war dies eine große Empfehlung. Wie hätte auch ihm, der keck drauf los pinſelte an den Wänden der Bauernhäuſer, um Inſchriften, Jahreszahlen, Heiligenbilder aufzufriſchen oder neu zu malen, der Begriff vom Werte des Altertümlichen aufgehen können! Er konnte auch Holz ſchneiden, Grabſteine vergolden, ganze Kapellen mit wunderbaren Heiligengruppen herſtellen, wie wohlhabende Leute ſie gerne in dieſer Gegend ſtiften. Die meiſten von jenen „Marterln", welche die Unglückschronik der benachbarten Fahrſtraßen enthielten, ſtammten von ſeiner Meiſterhand — ebenſoviele Unfälle der Zeichnung und Malerei, als aus dem Leben der Bauern und Fuhrleute. Pertl trug lange wilde Haare, einen Sammetrock und Schlapphut; denn während bei den Schülern der Münchener Akademie mehr und mehr dieſe früher für untrüglich gehaltenen Wahrzeichen des Genies verſchwinden, ſamt dem Glauben, daß bei Friſeur und Schneider die Künſtlergaben zugewogen werden, ſeit dieſer Zeit hat jene Mode ſich aufs Land geflüchtet und zählt dort noch ihre vereinzelten Anhänger.

Das reſtaurierte Bildnis der lieben Frau von Altötting ward über dem Hauseingang angebracht, gerade im Mittelpunkt des ſchräg zulaufenden, weit hervorſtehenden Giebels, der ihm Schirm und Schutz lieh. Der Kopf der Maria und des Chriſtuskindes glänzten im reinſten dunkeln Negerbraun, indeſſen die Krone und die vom Scheitel der Gottesmutter ausgehenden Strahlen, ſowie das Krönlein auf dem Haupte des Chriſtuskindes grell gleißten in neuer Vergoldung. Seine volle Farbenphantaſie hatte Pertl, der Künſtler, bei den Gewändern der Maria ſchwelgen laſſen, ein Spiel von lebhaftem Blau und Rot. Daß auch Schnitzmeſſer und Leim mit Geſchick angewendet worden waren, bewies die dem Jeſuskindlein wiedergegebene Hand mit der vergoldeten Weltkugel und das neue liliengezierte Zepter der Maria.

Die Vevi ſtand bewundernd vor ihrer Hausthüre und ſchaute nur immer hinauf zu dem Bild, das ſie über alle Maßen ſchön fand. Es ſtörte ſie nicht in ihrer frommen Einfalt, daß die Muttergottes ſamt dem Kinde wie richtige

Mohren ausſahen, und keineswegs, als ſeien die Geſichter nur vom Rauch geſchwärzt. Denn wer kennt nicht das heilige Wunder, welches mit dem echten, aus dem erſten Jahrhundert der chriſtlichen Kunſt ſtammenden Bilde geſchah, als bei den Mord- und Brandzügen der Hunnen auch Oetting (im Jahre 907) eingeäſchert ward und nur die ſchon zur Römerzeit entſtandene heilige Kapelle mit dem Marienbilde verſchont blieb? Der heilige Rupert war's, der nach uralter Ueberlieferung einen heidniſchen Götzentempel in eine chriſtliche Kirche umwandelte und ſie zu Ehren der Jungfrau Maria einweihte. Zu dem von ihm aufgeſtellten Muttergottesbilde wandten ſich ſchon im frühen Mittelalter Bedrängte und Leidende in frommem Gebet. Heute aber wallfahrten Tauſende und Abertauſende alljährlich zu dem wunderthätigen Bilde, die Fürbitte der Gottesmutter, ſie um Heil für Leib und Seele anflehend, ſoll ſie doch ganz beſonders gnadenbringend ſein, die ſchwarze Muttergottes von Altötting. Bei dem großen Brande im Jahre 1611, als Kaiſer Ferdinand II. mit ſeiner Gemahlin vom Reichstag zu Regensburg nach Altötting kam, wurde das heilige Bild in des Kaiſers Begleitung dem wütenden Elemente entgegengetragen und alsbald, wie der alte Chroniſt verſichert, verlor der Wind ſeinen Odem und das Feuer ſeine Kraft[1].

Nachdem die Hallbäuerin ſich ſatt geſehen an dem neuen Schmuck des Hauſes und auch die Annemierl herbeigerufen hatte, damit dieſe ebenfalls ihre Anerkennung zolle, ging ſie in die Küche und hantierte mit einem großen Kochlöffel am Herde herum, bis ſchlürfende Schritte im Hausgang ſie wieder unter die Küchenthür riefen. Den Kopf mit dem eigentümlich geknoteten Tuche umwunden, die bloßen Arme in die Hüften geſtemmt, die volle Bruſt ungezwungen im kurzen Mieder, ſo ſtand ſie da und blickte hinaus in den kühlen, halbdunkeln Raum, in dem die Geſtalt der Pepikathe[2] vor ihr auftauchte, einer Einlegerin aus dem Oeſterreichiſchen.

„Was ſuchſt ſcho wieder da?" fuhr die Vevi ſie an. „Schau zu, daß d' weiter kimmſt; von mir kriegſt nix, hoſt überall an Koſttag und kaufſt doch bloß Zeltln" (Naſchwerk).

„Jeſus Maria," ſtöhnte die Einlegerin, „wenn ma ſo miſerabel und krank is und ſo an z'ſammg'ſchleppten Körper hot!"

„Net wohr is, faul biſt, ſo warſt dein Lebtag! Moanſt net, mir g'fallet's a beſſer, z'faulenz'n, als mi den ganzen Tag mit de Leut rumz'ſchind'n?"

Die Pepikathe, ſich an der Wand haltend, keuchte und hüſtete erbärmlich. Aber die Vevi ſagte hart: „Geh, thua net ſo, i glaub's der do net!"

„Jo, jo, ſo ſeid's ös, ös reich'n Bauern und Bäuerinnen," wehklagte die Einlegerin. „Schöne neue Muattergottesbildln hängt's an d' Thüren, und an Armen ſchickt's weiter!"

Konnte die Bäuerin ſchon lange die Pepikathe nicht leiden, ſo entfachte jetzt die letzte Bemerkung ihren vollen Zorn. Ein Hagel von Scheltworten praſſelte nieder auf das Haupt der Bettlerin, und als dieſe wieder aufs neue zu entgegnen wagte, giftig und biſſig, da drang die Vevi, den großen Löffel ſchwingend und damit in der Luft herumfuchtelnd, auf ſie ein — bis ſie plötzlich den erhobenen Arm ſinken ließ.

Ein ſcharfer, fremder Schritt erklang auf den Steinflieſen und Vevi erkannte auf den erſten Blick den Landrichter Kern, einen hageren Mann mit blaſſem Geſicht und dunklem Bart. Ohne die Pepikathe weiter zu beachten, führte ſie den Gaſt in die getäfelte Wohnſtube und nötigte ihn auf eine der Bänke, die an der Wand und um den Tiſch ſtanden. Man erkannte jetzt in dem gegen die Fenſter gewendeten Antlitz des Mannes jene feinen durchgeiſtigten Züge, welche anhaltende Kränklichkeit zu verleihen pflegt. Die Bäuerin war ſeit Jahren gut bekannt mit dem Landrichter; ſie brachte ihm Geflügel ins Haus, lieferte ihm friſche Eier, wenn dieſe ſelten wurden, und durfte ſich bei ihm manchmal Rats erholen in Rechtsſachen, wie er auch behilflich geweſen war beim Ordnen des Nachlaſſes, als ihr Mann ſtarb.

Nachdem er im Zimmer ſich mit ſeinem aufmerkſamen Blick umgeſehen und einige einleitende Worte geſprochen hatte, legte er ſeine Hand auf den großen viereckigen Eichentiſch und fuhr nicht ohne einen Anflug von Feierlichkeit fort:

„Ich wollte es mir nicht nehmen laſſen, Hallbäuerin, Euch ſelbſt eine Botſchaft zu bringen, eine Freudenbotſchaft für Euer Haus!"

Er griff in ſeine Bruſttaſche, holte einige zuſammengefaltete Aktenſtücke heraus, und als er ſie vor ſich auf den Tiſch legte, trat eine Pauſe atemloſer Stille ein, während welcher die alte Wanduhr ihren ernſthaften Takt lauter zu ticken ſchien.

Die Vevi ſtarrte ihn an mit tellergroßen Augen und las die Worte von ſeinen Lippen:

„Ich weiß nicht, ob Ihr Euch eines Onkels mit Namen Toni Kugelſtatter, eines Bruders Eurer Mutter erinnert, der Bäcker war und vor Jahr und Tag ins Oeſterreichiſche auswanderte. Nach mancherlei Irrfahrten ſcheint es ihm endlich dahinten irgendwo in Galizien ganz gut gegangen zu ſein; er erwarb ſich ein hübſches Vermögen, das nun, nachdem er ohne direkte Leibeserben verſtorben iſt, den Verwandten in ſeiner Heimat zufällt — nämlich Euch, Hallbäuerin, und Eurer Tochter."

Die Vevi hatte geſpürt, wie ihr bei dieſer Enthüllung das Herz höher und höher ſchlug, jetzt fühlte ſie ſein Pochen bis herauf in die Schlagadern des Halſes. Aber ſo überraſcht ſie war, hatte ſie doch ſo viel bäuerliche Beſonnenheit, alsbald zu fragen: „Zu Gnaden, Herr Landrichter, is viel Geld?"

Dieſer blätterte eine Weile in den mitgebrachten Schriftſtücken, ehe er verſetzte:

„Die näheren Angaben finden ſich hier aufgezeichnet. Es handelt ſich ungefähr um dreißigtauſend öſterreichiſche Gulden."

Blitzſchnell wußte die durch den Grenzverkehr an doppelte Währung gewöhnte Bäuerin ſich die Summe in den heimiſchen Münzfuß umzurechnen.

„Stimmt's mi net, Herr Landrichter?" (Haben Sie mich nicht zum beſten?) fragte ſie dann.

„Ueberzeugt Euch ſelbſt. Hier ſind die amtlichen Beweiſe!"

Er übergab und verdeutlichte ihr die Blätter; doch die

---

[1] Vgl. K. Pichlmaier, „Altötting". In der von den Fluten der Völkerwanderung unverſehrt gebliebenen Gnadenkapelle — wir ſehen heute noch den Urkapellenbau unverändert vor uns — werden die Herzen der verſtorbenen Fürſten (und Fürſtinnen) des bayriſchen Regentenhauſes aufbewahrt: ſeit den Junitagen des Jahres 1886 das Herz des unglücklichen Königs Ludwig II., ſeit 1889 auch das ſeiner Mutter. Die ſilbernen Gefäße dafür, teils in Form von Herzen (Kapſeln), teils Urnen, befinden ſich in den Mauervertiefungen der Rückwand des prächtigen ſilbernen Gnadenaltars. Den merkwürdigen Wallfahrtsort Altötting ſelbſt hat der geneigte Leſer in Oberbayern, Landgerichtsbezirk Traunſtein, zu ſuchen.

[2] Die Zuſammenſetzung „Pepikathe" bedeutet Kathi, die Frau oder Witwe des Pepi (Joſeph). Daß „Einleger" ſolche Ortsarme ſind, die man abwechſelnd auf einige Zeit den Einwohnern in Koſt und Obdach gibt, iſt bekannt.

Vevi blickte wohl hin, ſah aber nichts, denn die großen amtlichen Buchſtaben, Schnörkel, Stempel, Unterſchriften tanzten vor ihrem Auge auf und ab, indem daraus ſich nur immer von neuem rieſige, vielſtellige, runde Zahlen loslöſten und in ſeltſamen Linien ſich wieder verſchlangen.

„Und dös alles is mei'?" fragte die Bäuerin nochmals.

„Euch und Eurer Tochter . . . Was macht die Annemierl? Ruft ſie doch einmal her, habe das Mädchen lange nicht geſehen."

Es war, als ſeien der Vevi Flügel gewachſen, ſo leicht, ſo flink bewegte ſie ſich, um ihre Tochter zu holen.

Das ſchmucke Kind, vor den Landrichter tretend, reichte ihm die Hand. Mit Wohlgefallen weilte ſein Auge auf ihr. Etwas verſchüchtert ſtand ſie da, das Pfirſichrot ihrer Wangen noch etwas dunkler glühend als ſonſt, die leiſe geſenkten Augen blank und glänzend, das Weiße darin rein wie Schnee. Sie trug ein kurzes, rotbraunes Leibchen und den Rock von gleicher Farbe; die kurzen, mit einer gehäkelten Litze eingefaßten Hemdärmel ließen die zierlich gerundeten, gebräunten Arme bloß, jene karge Reinheit und Anmut der Form verratend, welche den Gebirgsbewohnern eigentümlich iſt.

„Habe dir verſprochen, euch einmal zu beſuchen," ſagte der würdige Herr. „Nun bin ich da und freue mich, alles wohl zu finden. Laß dir einmal von deiner Mutter erzählen, was ein Erbonkel iſt!"

Die Vevi machte wenig Umſtände, brauchte wenig Worte, um ihrer Tochter das ganze große Ereignis mitzuteilen. Aber ſie that es jetzt ſchon mit einer großen Sicherheit, ihr Geiſt hatte ſchon an den Beſitz ſich einigermaßen gewöhnt, und es klang ſtolz aus ihren Schlußworten: „Wie d' Leut aufſchau'n werd'n!"

Es entging dem Landrichter nicht, daß die ſtolze Freude der Mutter ſich nicht auch der Tochter mitteilte. Während jene ſich aus ihrer Erregung ſchon vernehmbar zuflüſterte: „Hoſt lang gnua g'ſchafft, kannſt da's jetzt kommod mach'n!" erkannte das Mädchen mit dem raſchen Inſtinkt der Liebe, daß dieſe Erbſchaft, weit entfernt, ſie ihren Wünſchen näher zu führen, vielmehr ſie nur noch weiter von ihrem Franzl trennte, eine noch höhere Scheidewand zwiſchen ihnen auftürmte.

Als die Mutter jetzt nach dem Keller gelaufen war, wo ſie noch von ihrem ſeligen Mann her ein Getränk in Flaſchen aufbewahrte, das ſie für einen vortrefflichen Weißwein hielt, faßte der Landrichter Kern nochmals die warme Hand des vor ihm ſtehenden Mädchens und da es der Humor war, der ihm oftmals tröſtend weghalf über ſeine körperlichen Leiden, ſo blitzte es auch jetzt ſchalkhaft aus ſeinen Augen, indem er ſprach:

„Sag mir, Annemierl, dir fehlt etwas . . . ja, ja, ich merk' dir's an, ſei aufrichtig zu mir . . . wie ſteht's denn mit dem kleinen Herzen da?"

Jetzt wurde ſie über und über rot, drehte den Kopf zur Seite und hatte Luſt, fortzurennen. Es war ihr, als brenne der Boden um ſie und doch war es nur ihr eigenes Blut, das ſolches Feuer ſprühte.

Der Scharfſinn des Juriſten, das Gemüt des Menſchenfreunds glaubte eine richtige Fährte gefunden zu haben. „Weißt du," fuhr er fort, „wenn du ein Anliegen haſt, wenn etwa die Mutter nicht will, wie du willſt, ſo komm nur zu mir, ich will dir helfen!"

Da wandte das Mädchen ſich wieder voll zu ihm; ſie ſagte zwar nichts, der Mund war ihr wie zugeſchnürt, aber ihr Geſichtsausdruck verriet ihm, daß er richtig geraten hatte.

Inzwiſchen kam die Vevi mit der Flaſche und mit Gläſern. Sie wollte beides auf den Eichentiſch niederſetzen.

„Wenn's Euch recht iſt, Hallbäuerin, ſo gehen wir hinaus," ſagte Kern; „auf der Bank vor dem Hauſe iſt Schatten und ich bin froh, wenn ich einmal die Stubenluft meiden kann."

Sie brachen auf und traten vor das Haus. Bis vor wenigen Minuten ſaß auf der Bank, gleichſam wie zuſammengebrochen vor Schwäche, die Pepikathe; in Wahrheit wollte ſie durch die offenſtehenden Fenſter erlauſchen, was der Landrichter der Vevi für Neuigkeiten brachte. Sie barſt ſchier vor Aerger, als ſie die Erbſchaft vernahm, und machte ſich davon, zitternd vor Begier, ſie unter die Leute zu bringen. Denn der Bauer liebt das Aufſehenerregende, Außerordentliche faſt noch mehr als der Städter.

Ein Tiſchchen zum Aufklappen befand ſich neben der Bank, darauf ſtellte Vevi den Trunk nieder und goß die Gläſer voll, indeſſen die Annemierl nach einem Stuhle für den Landrichter lief, damit ſie hübſch alle drei um den an der Wand befeſtigten Klapptiſch ſitzen konnten. Eben hatte dort der Gaſt ſich niedergeſetzt und eine Weile hinausgeſchaut über das anſtoßende Haberfeld nach Wieſe, Wald und Berg, als ſein rückkehrender Blick auch das Haus traf und von ungefähr an dem neuen Heiligenbilde über der Thür haften blieb, das jedermann gleichſam entgegenrief: Da ſchau her, welche Pracht hier eingezogen iſt mit mir!

Die Vevi, welche ſeinem Blick gefolgt war, fragte, wie ihm das Bild gefalle.

„Seit wann iſt das hier?"

„Juſt ſeit heut'!"

„Seit heute?"

„Jawohl, Herr Landrichter, heut' in der Fruah hot's der Pertl aufg'macht."

„Und heute kam die Erbſchaft ins Haus . . ."

„Heilige Muattergottes von Altötting!" ſprang die Bäuerin auf, „wie kunnt i dös vergeſſ'n! Ja, ihr verdank' i dös Glück, der Muattergottes von Altötting!"

Hatte vorhin der Landrichter gelächelt mit der Feinheit eines Mannes, deſſen freier geiſtiger Geſichtskreis weit hinausreicht über die Grenze des Zauberbegriffs, ſo ſchüttelte er jetzt den Kopf, als er die Erregung der Bäuerin ſah; doch beſtärkte er ſie nur in ihrem Glauben, anſtatt darin ſie zu erſchüttern. Nicht nur bei der Hallbäuerin ſtand es von Stund an feſt, daß die Muttergottes von Altötting ihr den großen Schatz aus dem Born ihrer Gnade habe zufließen laſſen, ſondern auch in der ganzen Gegend verbreitete es ſich wie ein Lauffeuer, die Hallbäuerin habe hunderttauſend Gulden oder noch mehr von einem Vetter in Kalifornien geerbt und daran ſei das Muttergottesbild von Altötting ſchuld.

IV.

In den nächſten Tagen glaubte die Vevi manchmal wie im Traum zu wandeln. Da klang ihr dann die Kunde, welche ſie doch erſt vor kurzem erhalten, ſchon wie halb vergeſſen und verſchollen. War es denn jemals wahr geweſen? Der nächſte Augenblick gab ihr die Gewißheit wieder; ſie hatte die große Erbſchaft gethan, es lag alles auf dem Landgericht; der verſtorbene Kugelſtatter, den ſie vorher weder geſehen noch gekannt, ſei ein Ehrenmann. Dutzendmal lief ſie hinaus zu dem Bildſtöckl, ließ Betſchemel zu beiden Seiten der Thürpfoſten anbringen, kniete dort nieder und ſprach Dankgebete. Vom erſten Tag an ſchickte ſie die Annemierl mit dem Milchwagen zu Thal; ſie ſelbſt hatte jetzt wichtigere Dinge zu thun.

Bei der Vorladung vor das Landgericht wurde ihr amtlich beſtätigt, was Kern ihr ſchon vorher perſönlich anvertraut hatte. Sie hatte zu dem Gange ihren ſchönſten Sonntagsſtaat angelegt: ſchwere, gute Stoffe, ein buntes ſeidenes Bruſttuch, eine dicke ſilberne Kette darüber, Ringe an den Fingern, als ginge es zum Feſte. Sie benahm ſich reſolut, als verſtehe ſich all das ganz von ſelbſt, was da vorging: ſie erbte das Geld, ihr gehörte es, ſie war jetzt reich. Wer konnte ſich überhaupt noch mit ihr meſſen in der Gegend? Als auf dem Rückweg der reiche Gruberbauer, mit dem ſie jüngſt einen Zwiſt gehabt wegen Lieferung von Kalk und Kies, mit ſeinen beiden „Tigern“ (gefleckten Pferden) an ihr vorbeifuhr, that ſie, als ob ſie ihn nicht ſähe. Es lag ihr nichts mehr an ſeiner Kundſchaft, ſie fragte nichts mehr nach ihm, er konnte ſeinen Kalk jetzt nehmen, woher er wollte. Sie, die Hallbäuerin, unter dem Schutze ihrer Muttergottes ſtehend, hatte jetzt nicht mehr nötig, ſich nach den anderen zu richten, ſchön zu thun mit denen, die ſie geärgert, verkürzt hatten.

Der Gruberbauer drehte noch halb den Kopf nach ihr um, wie ſie hoch aufgerichtet dahinſchritt, indes die langen Zipfel des ſchwarzſeidenen Kopftuchs weit von ihr abſtanden. Dann knallte er aus vollem Armgelenk über die Rücken der „Tiger“ weg und ließ die Pferde zurennen, als wolle er doch irgendwie zeigen, es liege ihm nichts an ihr.

Hatte die Hallbäuerin ſonſt ihre Zeit damit verbracht, nach Haus und Hof zu ſehen, ſo lief ſie jetzt eifrig auch unter der Woche nach der Kirche und verrichtete dort ihre Andacht, immer heiße Dankgebete zur heiligen Jungfrau emporſendend, die ihr ſo viel Gnade erwieſen hatte. In aller Frühe, wenn ſie aufwachte, war ihr Erſtes, ihre Kommode aufzuſchließen und die Urkunden hervorzuziehen, welche die Erbſchaft betrafen. Es war ihr ein Bedürfnis, immer wieder die Buchſtaben und Zahlen zu ſehen, die ihr Glück verkündeten. Sie ſuchte ſich zurechtzufinden in dem Dunkel der Gerichtsſprache, ſtudierte von neuem an dem herum, was ſie nicht oder nur halb verſtand. Bald fand ſich auch ein Berater ein in der Perſon des Notars Thomas, mit dem ſie ſchon früher gelegentlich zu thun gehabt hatte; der gab ihr Aufſchluß über alles, mit dem konnte ſie auch freier ſprechen als mit dem Landrichter, vor dem ſie nicht gern als dumm erſcheinen mochte.

Der Notar genoß ein gewiſſes Anſehen unter den Bauern. Er wußte Rat, wenn ein ordentlicher Anwalt ſich mit einer Sache nicht befaſſen wollte. Er kannte ſchwache Stellen des bürgerlichen Rechts und half dem Landvolk durch deſſen Schlingen. Der Vevi ſetzte er jetzt klar auseinander, daß Bargeld in dieſen Zeiten der beſte Beſitztitel ſei, daß man es nur zu hohen Zinſen anzulegen brauche, dann ſchaffe es von ſelbſt, ohne daß man die Hände zu rühren brauche. „Nur das Geld richtig anlegen und vorſichtig umtreiben!“ das war immer ſein letztes Wort.

Eines Tages kam er mit einem jungen Baron angefahren, der vor ein paar Jahren ſich in der Gegend angekauft hatte; der baute jetzt eine großartige Brauerei auf ſeinem Gute und brauchte viel Kalk von der Hallbäuerin . . . brauchte auch viel Geld zu ſeinen großen Unternehmungen. Da er der Vevi einen höheren Zins durch den Notar bieten ließ, als man ſonſt zahlte, glaubte dieſe das Kugelſtatterſche Geld nicht beſſer anlegen zu können. Dennoch wollte ſie zuerſt den Landrichter fragen. Da verzog ſich aber das Geſicht des Thomas zu einer böſen Grimaſſe. „Wenn Ihr Euch lieber bei den Evangeliſchen Rats erholt,“ ſagte er ſcharf, „ſo braucht Ihr mich nicht dazu!“ Das gab den Ausſchlag. Die Kapitalien wurden ein paarmal ſamt den Zinſen flott zurückbezahlt. Das nächſte Mal zauderte die Bäuerin nicht, höhere Darlehen zu bewilligen, und da ſie ſich unbedingt auf den Notar verließ, ſo floß das Geld des ſeligen Kugelſtatter mehr und mehr in die Taſchen des bauluſtigen Barons.

Die Bäuerin ſah den Herrn von Görz in ihrem Leben zweimal: damals, als er mit Thomas kam, um die Beſtellungen auf Kalk zu machen, und ſpäter einmal, als er bei ihr vorfuhr, um ſich das Heiligenbild anzuſehen, von dem weit und breit ein Rühmens ſei. Daß der Baron kam, um das Mirakelbild zu bewundern, das that ihr wohl, das war ihr ebenſoviel wert, als ſeine Beſtellungen auf Kalk, wurde ihr doch das Geſchäft mehr und mehr läſtig.

Vielleicht wäre ihre im Grunde gutangelegte Natur von ſelbſt wieder ins Gleichgewicht gekommen, wenn nicht der Ruhm des Gnadenbildes ſo gewachſen wäre. Es gab gar ſo viele Frauen und Männer in der Nachbarſchaft, die eine Erbſchaft auch recht gut hätten brauchen können; leider auch viele Sieche und Wunde, Gebeugte und Kummervolle, denen ein neuer Hoffnungsſtrahl blinkte aus dem neuen Wunder und die nun zu der himmliſchen Gnadenmutter wanderten oder Abgeſandte ſchickten. Man zündete Kerzen an zu ihren Füßen, ſpendete Oel für ein ewiges Lämpchen zu ihren Häupten, und wie vor einem Altar in der Kirche wurden Blumen und Kränze an den Betſchemeln aufgehäuft, nicht bloß loſe Feld- und Waldblumen, ſondern auch ſchöngebundene Sträuße aus vornehmem Garten. Wohnt doch das Elend und die Gebrechlichkeit auch hinter vergoldeten Pforten, und nicht minder der Glaube an die Kraft der Wunder . . .

Je länger dies ſo anhielt, deſto mehr wurde der Hallbäuerin die Erbſchaft Nebenſache und das Muttergottesbild Hauptſache. Sie ſah ſich gewiſſermaßen perſönlich geehrt, wenn die Leute zu ihrem Hauſe wie zu einem Wallfahrtsorte zogen, ſie ſah dadurch das Landvolk und ſogar vornehme Leute in eine Art von Abhängigkeitsverhältnis zu ihr geſetzt. Weit entfernt in ihrem Herzen durch das ihr widerfahrene Glück zur Demut gebeugt zu werden, hielt ſie ſich für beſſer, für bevorzugt vor den anderen, und mit dieſer hohen Meinung von ſich ging Hand in Hand, daß ſie glaubte, ſie brauche jetzt nicht mehr zu arbeiten, daß ſie vielmehr ſich ganz in die Frömmigkeit flüchtete, jene Frömmigkeit, welche heiß und innig zur heiligen Jungfrau flehte, daß ſie ihr, ihr, der Hallbäuerin, ihre Huld und beſondere Gnade erhalten möge. Das war ſo viel bequemer, ſinnlich und überſinnlich ſo viel anmutender, als in die anderen ſich zu ſchicken, mit ihnen in Liebe, Nachgiebigkeit, Erbarmen, in Arbeit und treuer Pflichterfüllung zu wetteifern.

So kam es, daß bei dem geringſten Widerſpruch gegen ihren Willen die Vevi hart, unwillig und ungerecht wurde, und daß, die ihr am nächſten ſtand, ihre Tochter, am meiſten von ihr zu leiden hatte, von ihrem teils herriſchen, teils fanatiſchen Weſen. Es ergab ſich die merkwürdige Erſcheinung, daß das Gnadenbild, welches Erbſchaften beſcherte, Kranke heilte und alle möglichen Wunder verrichtete, das Notwendigſte und Natürlichſte nicht vermochte: Eintracht und Frieden zu ſtiften unter dieſem Dache, zwiſchen Mutter und Tochter.

V.

„Fahrſt 'nunter zur Hallbäu'rin, Irgl, hundert Metzen Kalch holen!" gebot der Dreiſeſſelwirt ſeinem Pferdeknecht Georg, denn er hatte die Maurer beſtellt zu einem Umbau an ſeinem Stall.

Der Knecht ſah ihn verwundert an.

„Ja wißt's denn dös net, daß bei der Vevi koa Kalchofen mehr brennt?"

Der Wirt kraute ſich hinter dem Ohr. Er hatte auch ſchon davon gehört, aber nicht recht daran geglaubt. Als Irgl ihm jetzt verſicherte, er habe erſt geſtern den Sohn des Oſterbauern leer von der Hallbäuerin zurückfahren ſehen und ihn ſchimpfen hören auf ſie, daß ſie „von fruah bis nacht nix mehr thät als beten," da flog ihm ein Gedanke durch den Kopf, den er ſchon früher manchmal gehegt, zu deſſen Verwirklichung aber damals die Umſtände nicht ſo günſtig lagen wie jetzt.

„Am End' wird ſ' no verruckt wegen der Erbſchaft, wie's ihra Muatter gang'n is auf ihre alten Täg," ſo ſchloß Irgl, der Pferdeknecht.

Wenn er ſonſt nach dem Badeort gefahren war, ſah er mindeſtens einmal in der Woche die ſchwarzen Rauchwolken an dem Berg der Vevi aufſteigen, der Ofen brannte dann ſechsunddreißig Stunden lang, um bei Weißglut die Steine in Kalk zu verwandeln. Jetzt lag dort alles verödet. Hoch an der Bruchſtelle der roten Felswand lehnte eine vergeſſene Leiter, und wo ein Stück der moos- und wurzeldurchflochtenen Humusdecke lappenförmig über das nackte Geſtein herabhing, bemerkte man ein paar umgeſtürzte junge Tännchen, mit den Wurzeln feſtverſtrickt in jene Humusſchicht und dadurch ſchwebend in der Luft gehalten. Die Bohrlöcher, womit gleichſam die Hand des Chirurgen die Bruſt dieſes Koloſſes geöffnet und zerlegt hatte, zeigten ſich noch als friſche glatte Rinnen, während auf den breiten Abſätzen des Felſengeſteins ſchon hin und wieder ſchnell wachſendes Federgras oder Huflattich ſich angeſiedelt hatten. Der Ofen ſelbſt lag verrußt, verraucht, mit fingerbreiten Riſſen und Sprüngen an den Wänden, die Bretterbedachung nicht mehr dicht; auf einem Haufen zerkleinerten Geſteins ein umgeworfener Schubkarren. Stöße von Triftholz, fahl und verwaſchen, reihten ſich an den Ofen, unbenutzt für dieſen, aber deſto mehr jetzt von diebiſchen Nachbarn heimgeſucht, die gar bald das Nachlaſſen einer ſtrengeren Aufſicht merkten.

Der Dreiſeſſelwirt lief in ſeinem Hofe herum, ſchaute in den Stall, in die Streuhütte, den Stadel hinein, jagte die Hühner aus ſeinem Garten, ſchaute hinüber nach ſeinem Berg, maß ſeinen Grund und Boden ab und nahm zuletzt einen Hammer und Meißel, damit im Walde verſchwindend. An einigen Stellen ſchlug er Proben vom Felſen ab, ſteckte ſie in die Taſche und begab ſich dann zurück in ſeine Wirtſchaft. Den bekannteren Gäſten fiel es auf, daß er heute wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit für ſie hatte. Nach dem Eſſen befahl er dem Irgl, einzuſpannen. Er fuhr nach Berchtesgaden zu einem Herrn vom Bergamt, deſſen Gutachten er einholen wollte und der ihm helfen ſollte zur Ausführung eines neuen Planes, der ihn gewaltig umtrieb.

Der Beamte konnte nach den mitgebrachten Proben allein nicht urteilen, entſchloß ſich aber, der Einladung des Wirtes folgend, mit ihm nach Hauſe zu fahren und an Ort und Stelle Unterſuchungen vorzunehmen. Der Erfolg übertraf des Wirtes kühnſte Erwartungen. Sein Berg enthielt unter der ſchwarzgrauen verwitterten Decke große Lager von im Bruch gelblichem Kalkſtein, der, wie eine Vergleichung ergab, zum Brennen ſich noch vorzüglicher eignete, als der rote marmorartige der Vevi, weil er nicht ſo leicht zerbröckelte.

Es dauerte nicht lange, da hörte man im Walde hinter dem Dreiſeſſelwirtshaus die Bäume niederkrachen, welche gefällt wurden, um den neuen Rundöfen des Wirtes Platz zu machen. Statt der Veränderung an ſeinem Stalle baute er lieber zuerſt dieſe Oefen, welche einen guten Gewinn verſprachen, und er ſetzte alle Kraft daran, den Bau zu beſchleunigen, was ihm vermittelſt einer Truppe italieniſcher Arbeiter auch gelang. Bald fiel vom Berghange herab der erſte Sprengſchuß, ein weithin hallender Gruß für das neue, von dem Wirte gegründete Geſchäft. Indem er ſeiner Frau die Wirtſchaft überließ, lief er bei allen Maurermeiſtern und Bauakkordanten in der Gegend herum, um ſeinen Kalk anzupreiſen und einzuführen. Binnen kurzer Zeit hatte er die ganze frühere Kundſchaft der Hallbäuerin für ſich gewonnen, und wenn dieſe auch ihren alten Geſchäftszweig wieder hätte aufnehmen wollen, ſie wäre jetzt doch von dem Dreiſeſſelwirt überflügelt worden.

VI.

Tief von Tannen umdunkelt, liegt im Berggrund der Loferſee. An ſeiner Weſtſeite, wo Schilf aus dem feinen angeſchwemmten Sande emporſchießt, faßt ein blaugrünes Band ſein Ufer ein, wie ein Goldreif den Smaragd. Sonſt fällt von allen Seiten der Bergwald ſteil ab gegen den See und ſteigt andererſeits mit ſeinen dunkeln Wipfeln bis in die wilden Abſtürze der koloſſalen Felsumrahmung hinauf, wo jedes Wachstum aufhört. Gewöhnlich iſt das Waſſer dunkelgrün, wie mitgefärbt von den hereinſchauenden Tannen; zuweilen aber liegt es ſchwarz da, in ſtumpfem Metallglanz, von ungewiſſen Lichtſtreifen überblitzt, unheimlich, als koche in ſeiner Tiefe eine ungeheure, kaum bezwingbare, dämoniſche Leidenſchaft.

Heute iſt er ſo friedlich, der See, ſo beruhigt, ſo einladend, kaum daß ein vom Hauche der Nacht herabgewehtes, zackiges Ahornblatt ſich leiſe ſchaukelt auf ſeiner Bruſt . . . und doch welch furchtbare Gewalt liegt in ihm gefeſſelt, ſo lange gefeſſelt, bis ein Sturm herabfährt von dieſen Höhen und die dunkle Flut aufreißt bis hinab in den geſpaltenen Felſengrund!

Ein Ahornblatt . . . ja, in die Tannen eingeſprengt ſtehen dort, wo ein Fußpfad ſich um den See windet und zur Seeleite emporführt, ein paar Ahornbäume in hellerem Grün, aber in ihrem freundlicheren Kleid nur doppelt vereinſamt in dieſer melancholiſchen Geſellſchaft.

Auf der Bank unter dieſen Ahornbäumen ſaß der Leitnerfranz, den Kopf zwiſchen beiden Händen auf die Kniee geſtützt, und trotzdem er hinausſtarrte über die ſtille Waſſerfläche, ſah er eigentlich nichts von ihr, noch von ihrem wechſelnden Schein. Nur an das Mädchen dachte er, das er heute hier erwartete, auf ihre eigene Beſtellung hin. Sein Herz war ſehr bekümmert. Franzl wußte, daß es ſchlecht ſtand zwiſchen Mutter und Tochter, alles ſchien ſich eher verſchlimmern als verbeſſern zu wollen. Darum ſchaute er jetzt ſo ernſt über den See hinaus, kaum bemerkend, daß an den fernſten Bergkämmen ſchweres Gewölk aufquoll und ein Flimmern über den Waſſerſpiegel lief gleich überſpringenden elektriſchen Funken.

Ein Geräuſch ließ ihn plötzlich aufſehen, aber es war nicht die Annemierl, die da herankam, ſondern ein junger

Burſch, der Roßbachermichel, mit einem leeren Sack auf dem Rücken, um Latſchenzweige für die heilkräftigen Bäder des Kurortes zu holen. Hinter ihm her lief ſein achtjähriges Brüderchen. Beide waren barfuß, trotz der ſpitzen Steine und ſcharfen Tannennadeln. Der Michel ſpielte Tanzmuſik auf ſeiner Mundharmonika und der Kleine folgte ihm ſchweigend. Wenn der Michel aufhörte mit Spielen, ſo that er es nur, um aus vollem Halſe und voller Bruſt zu juchzen, daß die langgezogenen, glockenhellen Töne über dem Waſſer und weithin in den Bergen wiederhallten. Was machte ihm denn ſo großes Vergnügen? Ach, das größte war gerade, daß er's nicht wußte! So war der Franzl früher auch luſtig geweſen, lediglich weil er auf der Welt, weil es ſo ſchön Tag war; jetzt begriff er nicht, warum dies nicht mehr ſo ſein ſollte und er bekam faſt einen Neid auf den halbwüchſigen fröhlichen Geſellen.

Der See verdüſterte ſich und fern überm Gipfel des Riſtfeuchthorns klang und rollte es wie Donner. „'s kimmt a Wetter!" dachte Franz, und es begann ihn zu beunruhigen, daß das Mädchen ſo lange ausblieb.

Endlich kam ſie raſch auf dem ſchmalen Weg daher, mit rotgeweinten Augen, ein Bündel am Arm.

„Aus is!" rief ſie und warf das Bündel auf den Boden. „Mi ſicht ſ' nimma dahoam, d'Muatter, i hab's ihr g'ſagt poſitiv" (das war ein Lieblingswort der Hallbäuerin, von ihr aus dem Munde irgend eines „Gebildeten" aufgeſchnappt und auf die Tochter übergegangen). „Lang hab' i's eini g'ſchluckt, aber jetzt daleid's mi nimmer, poſitiv!"

„Ja, wia is denn dös zuganga?"

Eifrig entgegnete die Annemierl:

„Seitdem die verflixt' Erbſchaft ins Haus eini kimma is, laßt der Felgerhans net aus, mir nachz'lauf'n . . . Der Alt' ſpinnt mit meiner Muatter z'ſamm und moant, i müaßt durchaus ſei' Schwiegertochter werd'n. Die zwoa, der Alt' und der Franz, moanen, 's Deandl is jetzt no'mal ſo ſchwar."

„Und was hoſt du g'ſagt?" Das Herz bebte ihm bei der Frage.

„Daß i net mag, bis in d'Ewigkeit net!" Sie war in dieſem Augenblick das leibhaftige Ebenbild ihrer Mutter und es ſchien nicht bloß die äußere Aehnlichkeit zu ſein, die ſie von dieſer geerbt hatte.

Mitten in ſeiner Betrübnis empfand der Franzl doch ein himmliſches Glück darüber, daß das Mädchen ſo feſt an ihm hing, und dies gab ihm auch ſeinen Mut wieder.

„Wann ſ' uns nur a paar hundert Markl gäbet," ſagte er, „ſo wär uns g'holfen! Mei' Meiſter geht am End vom Summer als fürſtlicher Gärtner nach Iſchl und bal' i mag, verkauft er mir ſei' G'ſchäft. Wann i nur anzahl'n kunnt, 's andere machet ſi' dann ſcho!"

„Für di und a G'ſchäft a Geld hergeb'n, wie kannſt ſo daherred'n! Aber dem Baron und ſei'm Spezel (Freund), dem Notar, dem wirft ſie's nach!"

„Du, wie wär der Herr Pfarrer, wann der a guat's Wort einleget?"

Das Mädchen ſchüttelte betrübt den Kopf.

„Mit dem is' ſelber uneins von wegen der Gottesmuatter von Altötting. Er möcht halt gern 's Bildl für ſei' Kirch'n hab'n, aber ſie mag nit!"

„Wann's uns helfet, dös Mirakelbild, glei thät i mi (zur Wallfahrt) nach Altötting verlob'n[1]."

Annemierl ſchwieg, in Sinnen verſunken.

„Und was fangſt jiatzt an?" begann er wieder.

„I geh' zur Basl auf d'Pidingalm, da bleib i, bis 's Grummad einibracht is."

Und als Franzl meinte, ſie dürfe den Platz neben ihrer Mutter nicht verlaſſen, weil dieſe ſo leicht auf die fremden Leute höre, da fuhr die Annemierl auf: „Ja biſt denn damiſch word'n, ſiegſt denn dös nit ei', daß i am End do no den Felgerhans heiraten müaßt? Koa ruhige Minuten hätt' i mehr z' Haus. Vom Umkehr'n mog i nix hör'n!"

Da ſank dem Burſchen wieder alle Hoffnung.

„Wir hab'n halt niemand, der uns hilft!" klagte er.

Plötzlich kreuzte ein rettender Gedanke das Hirn des Mädchens.

„Jetzt woaß i jemand," verſetzte ſie, „der Landrichter Kern hat mer 's Verſprech'n geb'n."

Dann erzählte ſie das Nähere.

„Der Landrichter Kern," wiederholte Franz, den Kopf wiegend und überlegend, wie er es anfangen ſollte, ihm beizukommen. Ein lautes Donnerhallen ſchon diesſeits der Berge ſchreckte ihn empor.

Die Liebenden, ganz mit ſich und ihren Sorgen beſchäftigt, hatten es nicht wahrgenommen, wie der Himmel ſich mehr und mehr verfinſterte und der See unter den immer tiefer hereinhängenden Wolken ſchwarz wurde. Ein Schauern kräuſelte jetzt das Waſſer in Millionen Fältchen.

„Wir müaß'n uns auf d'Füß mach'n," ſagte Franz, „i bring' di bis zur Alm!"

Eine Strecke weit nahm ſie das Geleit an. Der Weg durch den Wald empor war ſehr ſchmal — ſie mußten hintereinander gehen — und wurde in ſeinen Kehren immer ſteiler. Sie ſprachen nur wenig, indem ſie höher und höher ſtiegen, bis der Wald ſich lichtete und ſie zuletzt auf eine Kanzel des kahlen Felſens frei heraustraten, der See ſenkrecht unter ihnen. Der Sturm raſte ſchon hier oben und heulte von allen Seiten her fürchterlich aus den Thalſchluchten.

Die Annemierl wollte jetzt, daß Franz umkehre, damit man ſie droben nicht beieinander ſehe. Dem Burſchen ward das Scheiden niemals ſchwerer als an dieſem Tag. Sie blieben ſtehen auf der ſchwindelnden Felsplatte und hatten ſich noch ſo viel, ſo viel zu ſagen. Dann wollte er noch eine Strecke mitgehen. Eine Weile ging es noch aufwärts, dann ſenkte der Berg auf ſeiner Rückſeite ſich in eine hochgelegene Mulde mit fahlgrünen Matten, mit Strauchwerk und einzelnen krüppelhaften Bäumen.

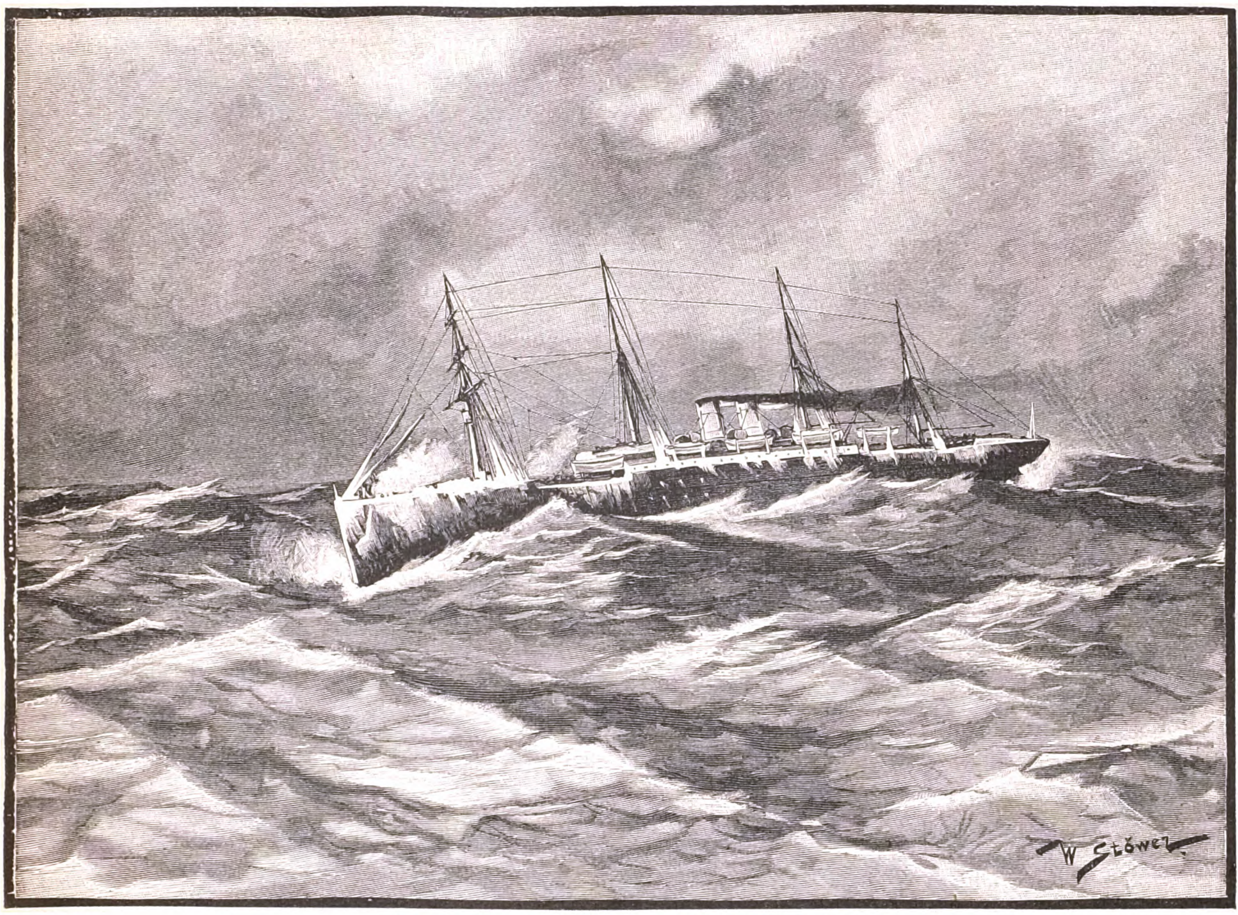
Hier lag die Pidingalm, ganz abgeſchloſſen von der Welt, das Haus im Winter oft ſo verſchneit und mit Schnee verweht, daß die Menſchen, die dort oben der unwirtlichen Jahreszeit Trotz boten, ſich wieder herausgraben mußten ans Tageslicht.

Ein Blitz fuhr aus der Wolkennacht, als ſie ſich feſt umſchlungen hielten zum Abſchied, ſie preßten ſich nur feſter Bruſt an Bruſt. Das Mädchen wollte ihn jetzt nicht allein gehen laſſen im Grollen des Gewitters; endlich aber mußten ſie doch ſich trennen. Der Burſch ſprang wie eine Gemſe den ſteilen Pfad hinab, um vor dem einſetzenden Regen wieder in den Schutz des Waldes zu kommen. Bald ſah man den See nicht mehr, ein dichter undurchdringlicher Qualm ſchien ihn zu umlagern, aber man hörte ihn dumpf brauſen und ſeine Spritzwellen flogen hoch über ſein Ufer hinaus, die Bäume des Bergwalds peitſchend.

(Fortſetzung folgt.)

---

[1] Eine genau geführte amtliche Erhebung (Verbrauch der Kommunikantenhoſtien) liefert den Nachweis, daß in den letzten zehn Jahren der jährliche Durchſchnittsbeſuch in den Kirchen Altöttings 230000 Kommunikanten hat. K. Pichlmaier, „Altötting".



Schnelldampfer auf einer Winterreiſe im Atlantiſchen Ozean.

Zwei deutſche Dampfergeſellſchaften für transatlantiſche Fahrten.

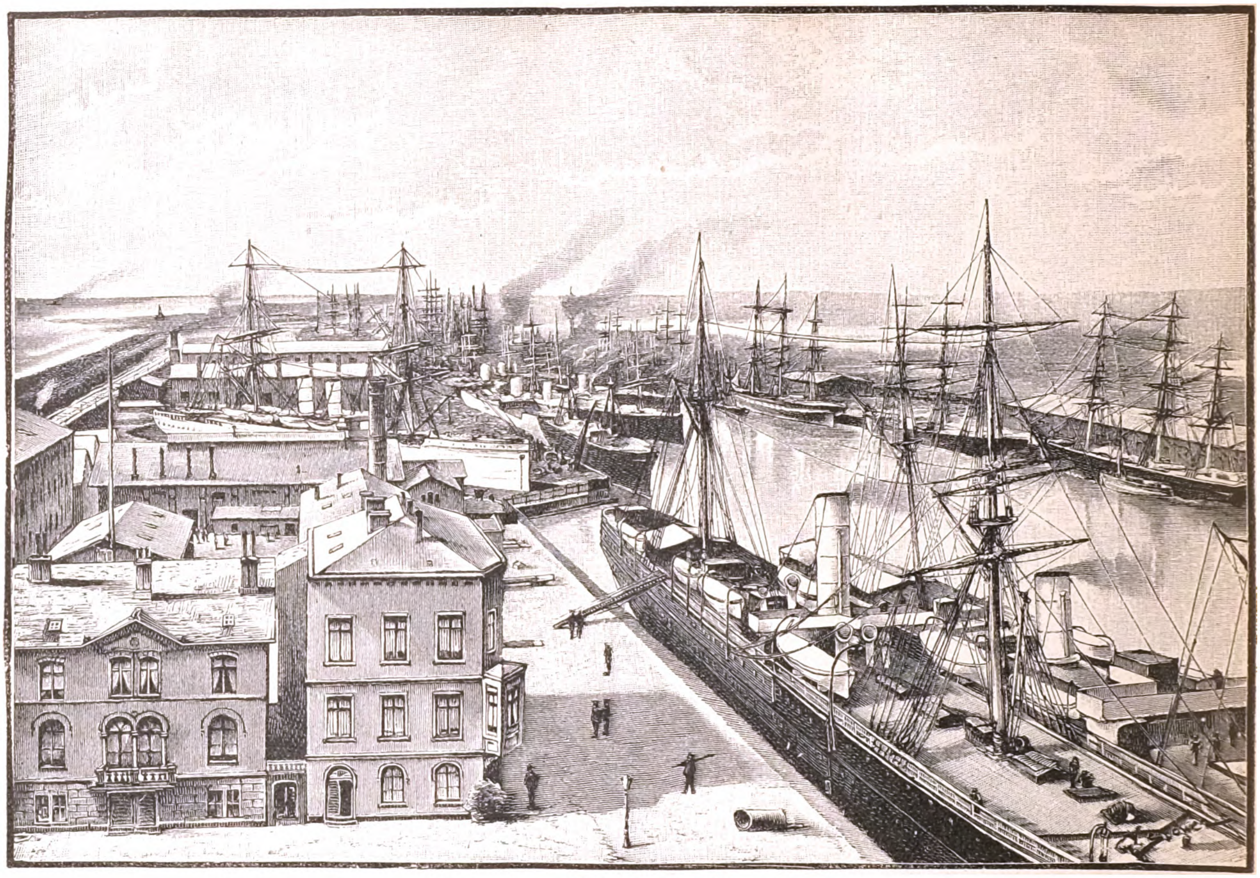
Von

Willy Stöwer.

Unter den bedeutendſten Schiffahrtsgeſellſchaften aller Nationen nehmen wohl der Norddeutſche Lloyd in Bremen und die Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft mit den erſten Rang ein. Seit ihrer Gründung, die in eine Zeit fiel, in welcher die Schiffsſchraube immer deutlicher als Träger des Verkehres auf den Weltmeeren hervortrat, haben beide Geſellſchaften gleiche Ziele verfolgt und auch mit gleichen Mühſeligkeiten und mit gleicher Mißgunſt ſeitens engliſcher Linien zu kämpfen gehabt. Trotz aller Widerwärtigkeiten aber ſind beide ſicher zum Ziele gelangt.

Im Jahre 1847 wurde die Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft mit einem Kapitale von 450 000 Mark gegründet zu dem Zwecke, eine transatlantiſche Fahrt für Paſſagiere und Güter einzurichten. Dieſem Zweck dienten vorerſt nur hölzerne größere Segelſchiffe, denn die Verſuche, Dampfſchiffe einzuſtellen, ſcheiterten meiſtenteils an der Unvollkommenheit ihres damaligen Baues. Als jedoch England anfing, Raddampfer für transatlantiſche Fahrt zu bauen und bald darauf die Schaufelräder durch die Schraube wieder verdrängt wurden, konnte auch die deutſche Geſellſchaft nicht hinter dieſer Konkurrenz zurückbleiben und gab im Jahre 1853 die erſten Dampfer einer engliſchen Werft in Auftrag. Dieſe Dampfer wurden nach ihrer Fertigſtellung im Jahr 1855 zunächſt in der Krim als Transportſchiffe benutzt und am 1. Juni 1856 eröffnete die „Boruſſia“ („Hammonia“ und „Boruſſia“ waren die Namen dieſer beiden erſten Steamer), die regelmäßige Dampfſchiffahrt zwiſchen Hamburg und New York.

Von dieſer Zeit an hob ſich das Unternehmen in befriedigender Weiſe, ſo daß zwei neue Dampfer in Beſtellung gegeben werden konnten, die im Jahre 1857 in Dienſt geſtellt wurden. Mit den neuen Schiffsbauten aber zugleich wuchs auch das Bedürfnis, Magazine und Speicher, Werkſtätten und Bureaux zu vergrößern und zu erneuern, und von Jahr zu Jahr nahm das auf dem rechten Elbufer Hamburgs gelegene Grundſtück der Paketfahrt größere Dimenſionen an. Die alten Segelſchiffe der Geſellſchaft, welche noch neben den erſten vier Dampfern im Betriebe ſtanden, wurden nach und nach verkauft und als Erſatz wieder ſechs neue Dampfer in England beſtellt, denen bald darauf, da die Auswanderung nach Amerika immer größere Dimenſionen annahm, drei weitere Dampfer folgten. 1869 konnte die Geſellſchaft ſchon eine zweite Linie nach Weſtindien ins Leben rufen, dagegen wurde ſie durch den 1870 ausgebrochenen Krieg bedeutend geſchädigt,



Bremer Lloyd. Der Kaiſerhafen

da ihre meiſten Schiffe während deſſelben im Hafen liegen mußten. Ein paar Jahre ſpäter ſtellte ſich ihr eine neue Schwierigkeit in Geſtalt einer Konkurrenzlinie, der neugegründeten Adlerlinie entgegen, welche mit acht Schiffen ebenfalls regelmäßige Dampferfahrten zwiſchen Hamburg-New York einſtellte. Die Steamer „Schiller“, „Leſſing“, „Goethe“, „Wieland“, „Gellert“, „Herder“, „Klopſtock“ wurden jedoch bald von der Hamburg-Patetfahrt angekauft und ſo dieſe Konkurrenz beſeitigt.

Seit dem Jahre 1857 aber war der Hamburger Geſellſchaft in Bremen eine Konkurrenz erwachſen, welche ſich nicht mehr beſeitigen ließ. Dieſe aus drei Flußdampfſchiffsgeſellſchaften und einer Aſſekuranzgeſellſchaft gebildete Vereinigung nannte ſich Norddeutſcher Lloyd und ihre Flotte beſtand auch ſchon aus acht transatlantiſchen Dampfern, von denen mehrere bedeutend ſchneller liefen als die der Hamburger Geſellſchaft. Beide Geſellſchaften gingen von nun ab immer lebhafter mit der Vergrößerung und Ausdehnung ihrer Flotten vor, bis 1870 der Krieg, wie ſchon erwähnt, beiden einen argen Strich durch die Rechnung machte. Auch die darauffolgende Handelskriſis und geſchäftsſtille Zeit in Amerika und Europa fügten den beiden Linien große Verluſte zu. Doch fiel in dieſe Zeit (1873) auch der Bau des erſten transatlantiſchen Dampfers deutſcher Arbeit für die Paketfahrtgeſellſchaft in Kiel und war dieſer Bau der Sporn für andere deutſche Werften, ſich für ähnliche Aufträge zu rüſten.

Der Norddeutſche Lloyd war 1880 im Beſitze von 26 transatlantiſchen Dampfern nach Abzug von neun Schiffen, von denen einige verkauft und fünf verloren gegangen waren.

Die Flotte der Paketfahrtgeſellſchaft dagegen zählte 20 Steamer; ſieben waren im Laufe der Jahre verloren gegangen und zwölf verkauft worden.

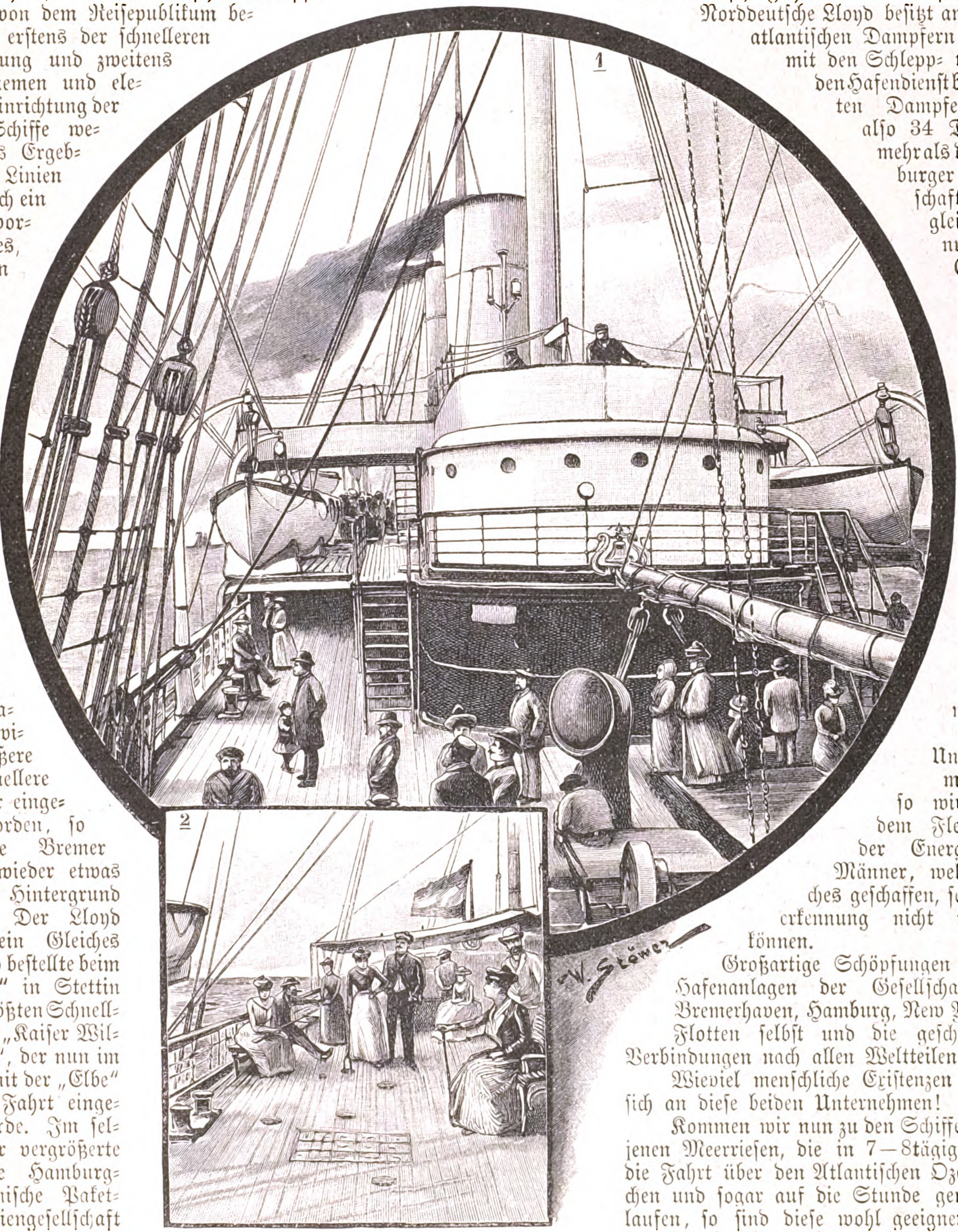
Da engliſche Linien mit der Einführung von ſogenannten Schnelldampfern ſich beſchäftigten, ſo ſah der Lloyd die Notwendigkeit ein, daſſelbe zu thun, und beſtellte bei der engliſchen Firma John Elder u. Co. ſeinen erſten Schnelldampfer für transatlantiſche Fahrt, der den Namen „Elbe“ erhielt. Die „Elbe“ bewährte ſich ausgezeichnet und war das ſchnellſte Schiff der deutſchen Handelsflotte. Sie machte die Reiſe von Southampton nach New York in acht Tagen zwölf Stunden, ſo daß das reiſende Publikum nach ſo günſtigen Reſultaten gern ſich dieſem Schiffe anvertraute und ſomit auch das Vertrauen zum Lloyd befeſtigt wurde.

Durch dieſe Erfolge ermutigt, beſtellte der Lloyd gleich darauf zwei neue Schnelldampfer und konnte nach Ablieferung derſelben mit Zuhilfenahme eines der ſchnellſten alten Dampfer jede Woche einen Schnelldampfer expedieren.

Dieſe ſchnellen Dampferfahrten hatten nun nicht allein den Vorteil, daß das reiſende Publikum ſich mit Vorliebe der Lloyddampfer bediente, ſondern auch die Reichspoſt wurde den Schiffen anvertraut, ſo daß auch hier ein bedeutender Gewinn erzielt wurde.

Den drei erſten Schnelldampfern „Elbe“, „Wera“, „Fulda“ folgten vom Jahre 1884—87 die Schnelldampfer „Eider“, „Ems“, „Aller“, „Trave“, „Saale“ und „Lahn“, ſämtliche noch immer engliſches Fabrikat und für die Linie Bremerhaven-New York beſtimmt. Die Schiffe haben ſich alle vorzüglich bewährt und dazu beigetragen, den Ruf des Norddeutſchen Lloyd zu befeſtigen. Hierzu kam noch, daß im Jahre 1886—87 die Reichspoſt-Dampferlinie nach Oſtaſien und Auſtralien ins Leben traten, die ebenſo bedeutungsvoll für den Lloyd zu werden verſprachen. Für dieſe Linien wurden dem „Vulkan“ in Stettin ſechs Reichspoſtdampfer in Beſtellung gegeben, von denen drei kleinere für die Fahrt nach Japan, Samoa und Trieſt-

Alexandrien und drei große Steamer „Preußen“, „Bayern“, „Sachſen“ für die direkte Fahrt nach Oſtaſien und Auſtralien beſtimmt waren. Letzterer Linie wurde auch der Dampfer „Oder“ beigegeben, und am 30. Juni 1886 eröffnete derſelbe die direkte Verbindung des Orients mit Europa.



An Deck des transatlantiſchen Dampfers „Aller“ (S. 587)

Engliſche und franzöſiſche Konkurrenzlinien wurden bald überholt, denn die deutſchen Dampfer wurden von dem Reiſepublikum bevorzugt, erſtens der ſchnelleren Beförderung und zweitens der bequemen und eleganten Einrichtung der neuen Schiffe wegen. Das Ergebnis dieſer Linien war jedoch ein nicht ſo vorteilhaftes, wie man gehofft hatte, da verſchiedene Umſtände eintraten, welche die Einnahme bedeutend reduzierten. Von fremden Linien waren inzwiſchen größere und ſchnellere Dampfer eingeſtellt worden, ſo daß die Bremer Schiffe wieder etwas in den Hintergrund traten. Der Lloyd mußte ein Gleiches thun und beſtellte beim „Vulkan“ in Stettin ſeinen größten Schnelldampfer „Kaiſer Wilhelm II.“, der nun im Verein mit der „Elbe“ in dieſe Fahrt eingeſtellt wurde. Im ſelben Jahr vergrößerte auch die Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft ihre Flotte um neun neue Dampfer, von denen die Doppelſchraubenſchnelldampfer „Auguſta Viktoria“ und „Columbia“ die größten ſind. Erſterer wurde ebenfalls vom Vulkan erbaut und die „Columbia“ von der engliſchen Werft Laird Brothers in Liverpool, jedoch ſoll die „Auguſta Viktoria“ ſchneller laufen als ihr Schweſterſchiff. Beide Dampfer befahren die Linie Hamburg-New York. Auch zwiſchen Stettin-New York hat die Paketfahrtgeſellſchaft nach Aufhören des Stettiner Lloyd, welcher zwei Dampfer „Kätie“ und „Martha“ fahren ließ, eine direkte Dampferverbindung durch die Steamer „Gothia“, „Slavonia“, „Polyneſia“ und „Polonia“ eingerichtet und geht wöchentlich ein Dampfer von dort ab. Die Geſamtzahl ihrer Flotte beträgt heute 44 Dampfer, wovon 38 für transatlantiſche Fahrt im Betriebe ſind. Der Norddeutſche Lloyd beſitzt an transatlantiſchen Dampfern 44 und mit den Schlepp- und für den Hafendienſt beſtimmten Dampfern 78, alſo 34 Dampfer mehr als die Hamburger Geſellſchaft. Vergleicht man nun den Entwicklungsgang dieſer beiden Geſellſchaften ſeit dem verhältnismäßig kurzen Beſtehen mit dem anderer Unternehmungen, ſo wird man dem Fleiß und der Energie der Männer, welche ſolches geſchaffen, ſeine Anerkennung nicht verſagen können.

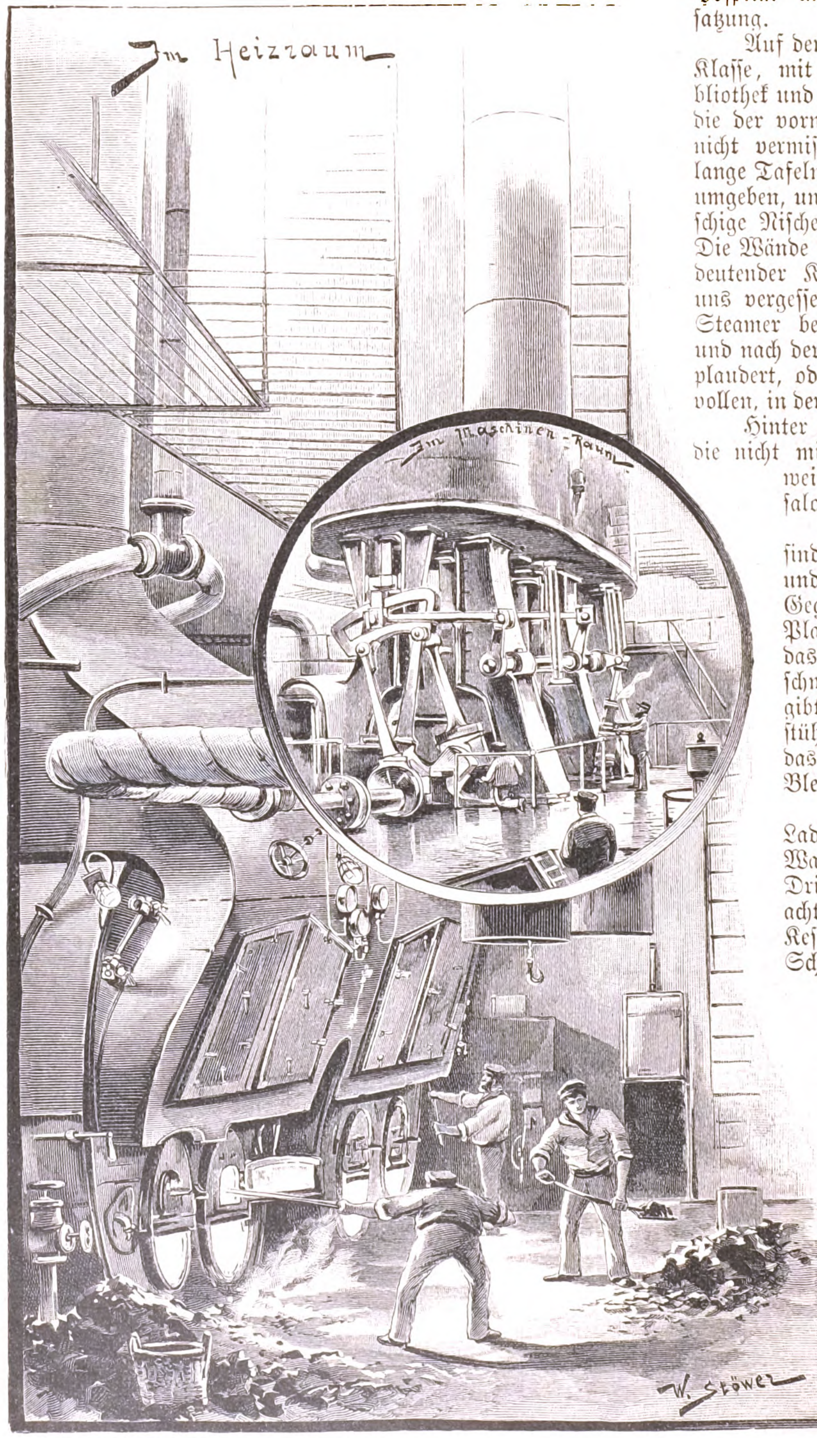
Großartige Schöpfungen ſind die Hafenanlagen der Geſellſchaften in Bremerhaven, Hamburg, New York, die Flotten ſelbſt und die geſchäftlichen Verbindungen nach allen Weltteilen.

Wieviel menſchliche Exiſtenzen knüpfen ſich an dieſe beiden Unternehmen!

Kommen wir nun zu den Schiffen ſelbſt, jenen Meerrieſen, die in 7—8tägiger Reiſe die Fahrt über den Atlantiſchen Ozean machen und ſogar auf die Stunde genau einlaufen, ſo ſind dieſe wohl geeignet, unſer Intereſſe in Anſpruch zu nehmen. Es mag darum eine kurze Skizze über die Einrichtung und Reiſe vielen willkommen ſein.

Vor uns liegt der dem Norddeutſchen Lloyd gehörige Schnelldampfer „Aller“; derſelbe wurde in England gebaut und gehört zu den neueſten, ſchnellſten und eleganteſten Schiffen der Linie Bremen-New York. Der ſtählerne Rumpf iſt ſauber ſchwarz geſtrichen und von den vier Maſten wehen die amerikaniſche, die Lloyd-, Poſt- und Honneursflagge, ſowie am Heck die deutſche Flagge. Sie zeigen an, daß der Steamer zur neuen Reiſe fertig liegt und bald den Hafen verlaſſen wird. Alſo machen wir die Reiſe mit und gehen an Bord.

An Deck herrſcht die größte Sauberkeit und muſterhafteſte Ordnung. Mittſchiffs erhebt ſich der weißgeſtrichene Aufbau mit dem Promenadendeck, welches nur von den Paſſagieren der erſten und zweiten Klaſſe benützt werden darf. Zu beiden Seiten und in der Mitte ſind bequeme Bänke und Sitze angebracht, die bei ſchönem Wetter auf See zu behaglicher Ruhe einladen. Ueber dem Promenadendeck vor den beiden mächtigen hell geſtrichenen Schornſteinen befindet ſich die Kommandobrücke für den Kapitän und die wachhabenden Offiziere, von hier aus werden ihre Beobachtungen auf See gemacht und von hier ergehen auch ihre Befehle in alle Teile des Schiffes. Unter der Kommandobrücke liegen Rauch- und Navigationszimmer und unter dieſen wieder auf dem Hauptdeck zunächſt der mit größtem Luxus ausgeſtattete Damenſalon erſter Klaſſe, die Kapitäns- und Offizierskammern auf Back- und Steuerbordſeite und im Achterſchiff das Ruderhaus und ſonſtige Vorratsräume. Vorn auf dem Hauptdeck erhebt ſich die Back, zu beiden Seiten derſelben ſtehen die Leuchttürme für rotes und grünes Licht und unter der Back liegen die Bäckerei, Konditorei, Salonküche, Dampfküche, das Hoſpital und die Unterkunftsräume für die Beſatzung.



Auf dem Hauptdeck befindet ſich der Salon erſter Klaſſe, mit fürſtlicher Pracht ausgeſtattet, mit Bibliothek und allen ſonſtigen Bequemlichkeiten verſehen, die der vornehme, verwöhnte Paſſagier erſter Klaſſe nicht vermiſſen möchte. In der Mitte ſtehen zwei lange Tafeln, von je 28 drehbaren, bequemen Seſſeln umgeben, und an beiden Seiten des Salons ſind lauſchige Niſchen mit ſchwellenden Diwans angebracht. Die Wände und Decken zieren prächtige Gemälde bedeutender Künſtler und die ganze Einrichtung läßt uns vergeſſen, daß man ſich auf einem ſchwankenden Steamer befindet. Hier wird diniert und ſoupiert und nach der Tafel gemütlich manches Stündchen verplaudert, oder man lauſcht den Klängen eines prachtvollen, in der Mitte des Salons eingebauten Pianinos.

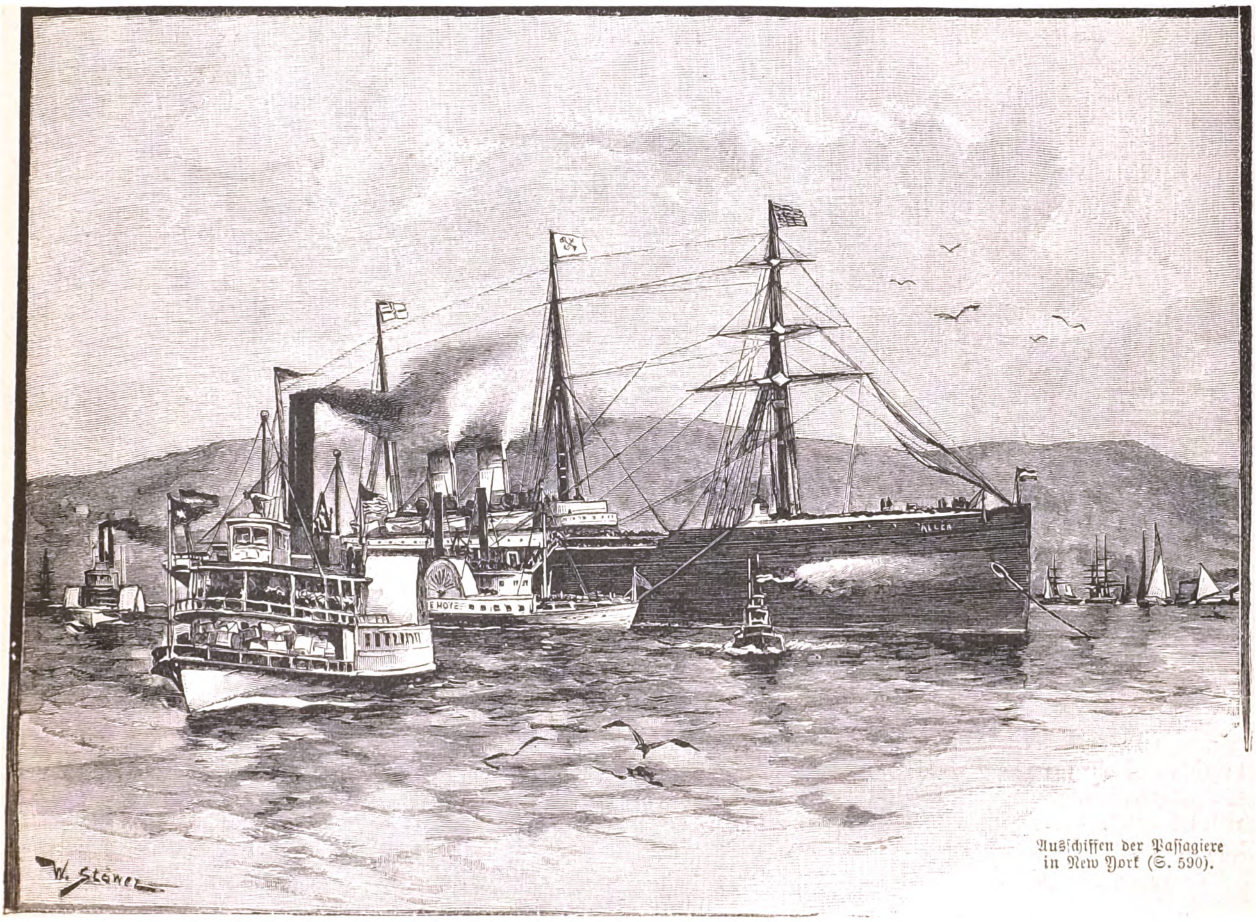
Hinter und vor dieſen herrlichen Räumen liegen die nicht minder eleganten Paſſagierkammern, und weiter hinten im Schiff ſchließen ſich Damenſalon und Salon zweiter Klaſſe an.

Wieder eine Treppe hinunter und wir ſind im Zwiſchendeck, dem Aufenthaltsort und Logierraum der Paſſagiere dritter Klaſſe. Gegen 650 Kojen oder Bettſtellen haben hier Platz gefunden und von dem bunten Treiben, das hier bei beſetztem Schiff herrſcht, iſt es ſchwer, ſich eine Vorſtellung zu machen. Hier gibt es keine eleganten Tafeln und Polſterſtühle, und zur Eſſenszeit verteilen Stewards das in der Dampfküche bereitete Mahl in Blechnäpfen unter die Paſſagiere.

Die unteren Schiffsräume dienen als Laderäume für Kohlen, Proviant, friſches Waſſer und als Waſſerballaſträume. Ein Drittel des Schiffes, von der Mitte nach achter liegend, gehört der Maſchinen- und Keſſelanlage, ſowie der Wellenleitung und Schraube, und hier beginnt das Reich der an Bord ſogenannten „Schwarzen“, des Maſchiniſten- und Heizerperſonals.

Der Dienſt an Bord der transatlantiſchen Dampfer iſt ein durchaus geregelter und ähnlich dem bei der Kriegsmarine. Der Kapitän und der erſte Ingenieur ſind von der regelrechten Stundenzahl im Dienſt entbunden, haben jedoch dafür die volle Verantwortung für Schiff und Menſchenleben auf ſich. Die Beſatzung eines Schnelldampfers beſteht durchſchnittlich aus 1 Kapitän, 4 Offizieren, 1 Zahlmeiſter, 1 Arzt, 2 Proviantmeiſtern, 1 Oberſteward, 30 Stewards, 4 Stewardeſſen, 4 Köchen, 2 Konditoren, 4 Bäckern, 1 Schlächter, 8 Leuten zum Kartoffelſchälen und ſonſtigen Arbeiten, 4 Quadermeiſtern, 2 Bootsleuten, 2 Zimmerleuten und 24 Matroſen, alſo 95 Mann für den eigentlichen Schiffsdienſt. Hierzu kommt nun das Maſchinenperſonal, beſtehend aus 1 Obermaſchiniſten, 2 zweiten, 2 dritten, 3 vierten Maſchiniſten und 4 Aſſiſtenten, denen das Heizerperſonal, aus 3 Oberheizern, 40 Heizern und 40 Kohlentrimmern beſtehend, ſich anſchließt. Das Maſchinenperſonal iſt alſo ebenfalls 95 Mann ſtark und ſomit zählt die ganze Schiffsmannſchaft 190 Köpfe. Rechnet man dazu die große Zahl der Paſſagiere, ſo kann man ſich ungefähr einen Begriff machen, welche Vorräte an Lebensmitteln ein Steamer für eine Rundreiſe nach Amerika braucht. Eine derartige Reiſeausrüſtung beläuft ſich etwa auf 10000 Pfund friſches Fleiſch, 10 Tonnen Kartoffeln, 20 Körbe Gemüſe, 150 Liter Gefrorenes, 1000 Liter Milch und 8000 Eier; hierzu kommen noch an Krämerwaren 500 Pfund Thee, 1000 Pfund Kaffee, 1900 Pfund Zucker, 800 Pfund Käſe, 1600 Pfund Butter u. ſ. w.; und von allen dieſen Artikeln iſt am Schluß der Reiſe ſehr wenig übrig.

Der Hauptartikel iſt und bleibt jedoch die Kohle und man glaubt kaum, daß ein Dampfer für eine Reiſe nach New York 40000 Zentner (zu deren Transport 200 Eiſenbahnwagen erforderlich ſind) verbrauchen kann. Und doch vergrößert ſich der Bedarf mehr und mehr, je ſchneller die Schiffe laufen ſollen, um die großen Keſſel, von denen die Schnelldampfer vier beſitzen, zu ſpeiſen und unter Dampf zu halten. Und von den Keſſeln hängt ja alles ab, denn ſie liefern nicht allein der Hauptmaſchine den erforderlichen Dampf, ſondern auch für ſämtliche Hilfsmaſchinen, wie z. B. elektriſche Maſchinen, Dampfſteuerapparate, Pumpen u. ſ. w., muß geſorgt werden.



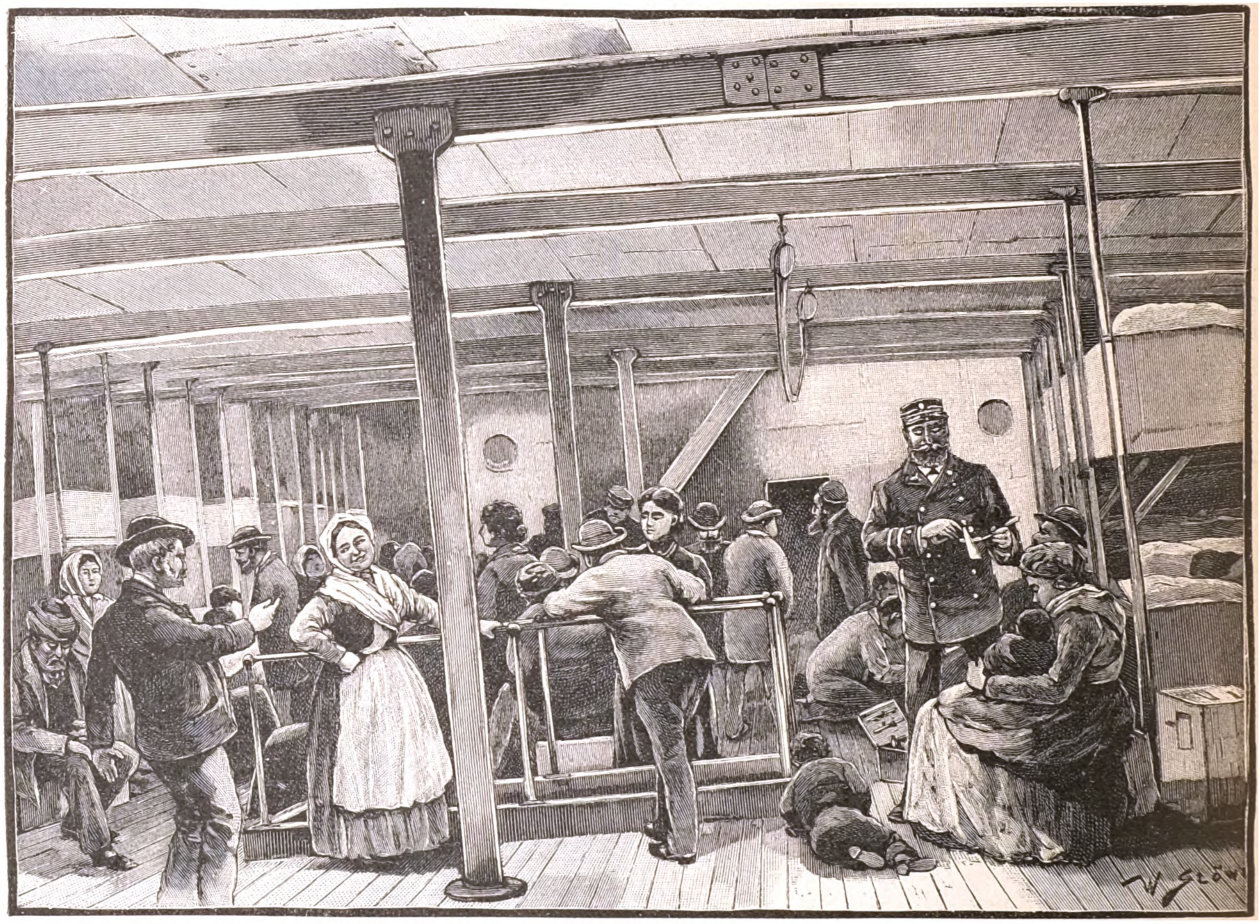
Ausſchiffen der Paſſagiere in New York (S. 590).

Mit banger Scheu blicken die meiſten Paſſagiere in die Skeyleights der Maſchinen- und Keſſelräume und wie manches Näschen rümpft ſich, wenn die heiße Luft und der Oelgeruch aus dieſen Räumen aufſteigen. Aber unten vor den Feuern und oben auf der Kommandobrücke bei ſchwerem Wetter, das ſind die ſchlechteſten Poſten auf dem ganzen Schiff. Angenehmer iſt es ſchon, als Paſſagier bei ſchönem Wetter an Deck ſich behaglich ergehen zu können, mit dieſem oder jenem zu plaudern, ſich beim beliebten Shuffleboard-Spiel zu amüſieren, oder auch einem fernen Segler oder einem paſſierenden Schweſterſchiffe, welches mit gezogenen Flaggen grüßend vorüberdampft, nachzublicken. — Wenn aber gegen Abend, ſtatt des erwarteten ſchönen Sonnenuntergangs, der Himmel düſtere Wolken zeigt und dunkle, ſchwere Wogen ſich dem Steamer entgegenwälzen, daß er bald ſteigend und ſinkend ſo ſtampfende Bewegungen annimmt, und der Aufenthalt an Deck mit den kalten überkommenden Spritzern nicht mehr angenehm wird, dann iſt die Seekrankheit nicht mehr fern und das Schiff wird bald zum Lazarett. Der Arzt und die Stewards haben jetzt alle Hände voll zu thun, zu tröſten und zu ſorgen und den Verzweifelnden wieder auf die Beine zu helfen.

Die Fahrt geht unterdes ihrem Ende entgegen und klarer Sonnenſchein und See begrüßen den Steamer in der Bai von New York. Er hat ſeine Arbeit wieder einmal ſicher verrichtet und die 3558 Seemeilen durch den Atlantic in achttägiger ſchneller Fahrt hinter ſich gelegt. Er hat zur Quarantäne geſtoppt und ſeinen beiden Steamrohren entfährt mit ziſchend brauſendem Getöſe der weiße

Dampf. Die Sanitätsbeamten ſind an Bord, alles iſt in Ordnung befunden worden und der Steamer ſetzt ſich wieder in Bewegung, langſam zum Zollhauſe hinauf dampfend. Eigenartig ausſehende kleinere Dampfboote kommen längsſeits und die Ausſchiffung der Paſſagiere geht auf dieſen vor ſich. Der Schnelldampfer liegt bald darauf im Hafen feſt. Einen letzten Heimatsgruß winkt die Flagge dem auf fremder Erde Angekommenen noch einmal zu, ehe er untertaucht in dem Treiben der amerikaniſchen Großſtadt.

So ſenden nun die beiden Geſellſchaften, der Norddeutſche Lloyd ſowohl wie die Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft, jahraus jahrein ihre Ozeanrieſen hinaus, Handel und Verkehr fördernd und fremde Länder und Völker miteinander verbindend.



Im Zwiſchendeck. S. 588.

Cäſar Borgia.

Von

Prof. Dr. Heinrich Bloch.

Will der Nachgeborene eine hiſtoriſche Geſtalt gerecht beurteilen, ſo darf er nicht den Maßſtab, mit dem er ſeine Zeitgenoſſen mißt, anwenden; denn wie alles hienieden unterliegt auch die Auffaſſung über das Schickliche und Unſtatthafte, über das Erlaubte und Verbotene ſteter Wandlung und fortlaufender Entwicklung. Weil dieſes Gebot der Gerechtigkeit gar oft unbeachtet bleibt, begegnet man Urteilen über geſchichtliche Perſönlichkeiten, die einander völlig widerſprechen. Wo die einen nicht genug harte Worte des Tadels finden können, da ſehen die anderen nichts des Verdammenswerten. Dem die einen ohne Unterlaß etwas am Zeuge zu flicken haben, dem ſtreuen die anderen ohne Maß Weihrauch. Aber nur dann wird der Spätgeborene, der frei von den Leidenſchaften iſt, welche die Zeitgenoſſen entzweiten, und den Tagesintereſſen fernſteht, welche die Mitlebenden gefangen hielten und beeinflußten, zur Wahrheit vordringen, wenn er ſich der Erkenntnis nicht verſchließt, daß niemand ſich dem Einfluſſe ſeiner Zeit zu entziehen vermag, daß jedermann nur aus ſeiner Zeit beurteilt ſein will. —

Wenn je die Schilderung eines Lebenslaufes unter dem Mangel dieſer Einſicht gelitten hat, ſo iſt es die von Cäſar Borgias Wandel und Wirken. Ohne jede Prüfung hat man alles zuſammengetragen, was den Sohn Alexanders VI. zu einem der größten Ungeheuer der Menſchheit ſtempeln konnte. Man hat ihn in den Mittelpunkt eines Kreiſes geſtellt, innerhalb deſſen angeblich Inceſt und Meuchelmord, das ausgeſuchteſte Wohlleben und der frivolſte Leichtſinn ungeſtraft auf der Tagesordnung waren. Bis auf den heutigen Tag gibt es nicht wenige, die es nicht zugeben wollen, Alexander VI. und ſein Sohn Cäſar Borgia ſeien in gar mancher Hinſicht von den Feinden der Kirche über Gebühr verleumdet worden; als ob nach Abſchälung des Unechten nicht noch genug des Fürchterlichen und Ungeheuern zurückbliebe!

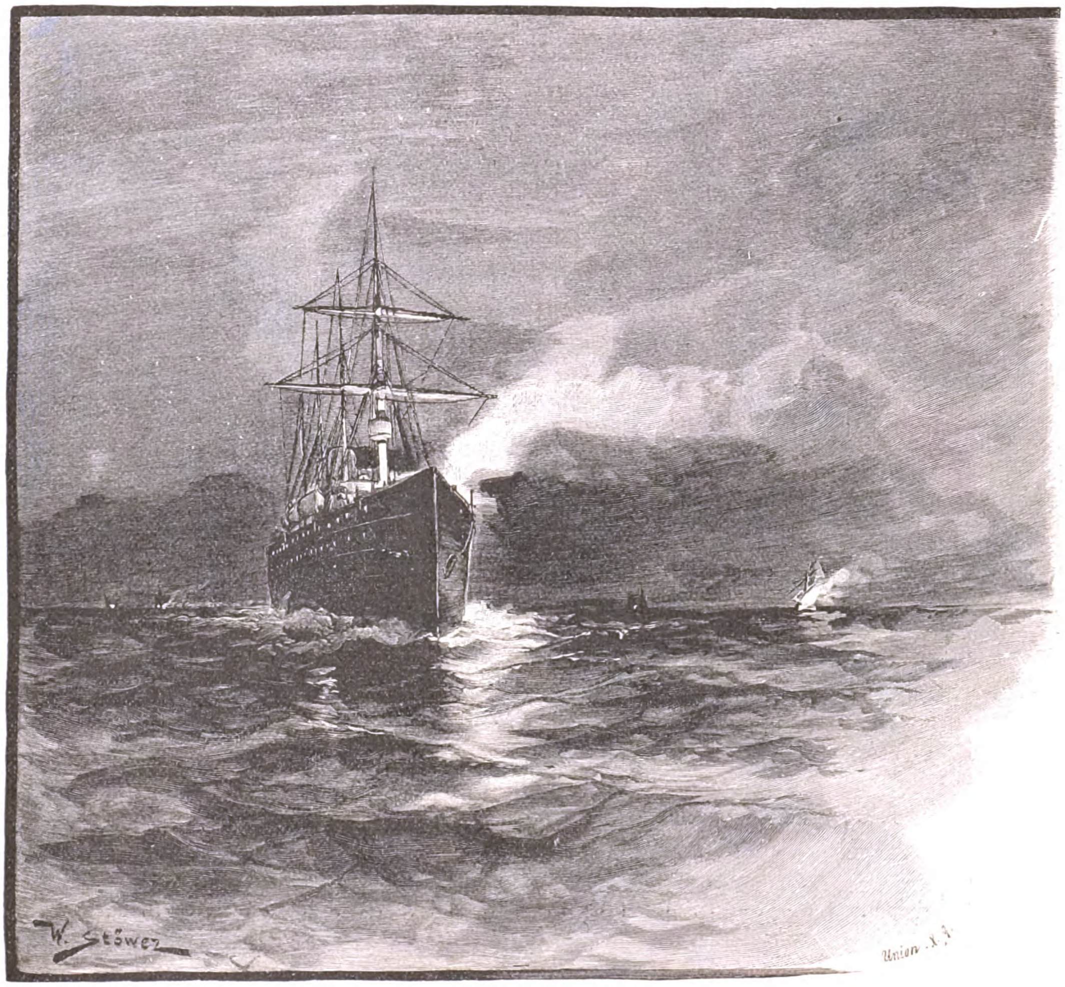
Anderen wieder iſt es um eine Ehrenrettung Cäſars zu thun. Iſt jenen die Summe der Beſchuldigungen zu klein, ſo möchten dieſe ſie ſamt und ſonders in den Bereich böswilliger Verleumdungen verweiſen. Eitles Beginnen! Gegen die Gründe objektiver Kritik läßt ſich mit ſubjektiven Sympathien nicht ankämpfen. Wenn die zeitgenöſſiſchen Berichterſtatter, und darunter nicht wenige, die den Borgias ergeben waren, faſt ohne Ausnahme von Cäſars Ruchloſigkeit erzählen, wenn aus Dokumenten, an die auch nicht der leiſeſte Zweifel der Echtheit hinanreicht, ſich ergibt, Cäſar ſei thatſächlich ein ungewöhnlicher „Virtuos des Verbrechens“ geweſen, dann kann man ſich nur aus Selbſttäuſchung dem offen am Tage Liegenden verſchließen.

Nur einen Weg gibt es zur teilweiſen Entlaſtung Cäſar Borgias: man muß ihn im Rahmen ſeiner Zeit betrachten. Von dieſem Geſichtspunkte aus ſei er im folgenden geſchildert [1]).

Dem Verhältniſſe des Kardinals Rodrigo Borgia, des nachmaligen Papſtes Alexander VI., zu der überaus ſchönen Vanozza Catanei waren mehrere Kinder entſproſſen. Als drittes wurde im April 1476 Cäſar geboren. Mit den Geſchwiſtern ward er im Hauſe der Adriana Mila, einer Verwandten Rodrigos aufs ſorgfältigſte erzogen. Als dreizehnjähriger Knabe begann er an der „Sapienza“ zu Perugia die humaniſtiſchen Studien. Er vertauſchte ſodann dieſe Hochſchule mit der Univerſität von Piſa, wo er mit beſonderer Vorliebe dem Studium der Poetik und Proſodie oblag. Cäſar war von hoher geiſtiger Veranlagung. Wenn es auch zu den unſchönen Gepflogenheiten des Renaiſſancezeitalters gehörte, hochgeborenen Jünglingen Bücher mit überſchwenglichen Dedikationen zu widmen, ſo wird man gleichwohl in den Zueignungsworten, mit welchen ſich Paulus Pompilius in ſeiner Schrift über die Regeln, nach welchen ein gutes Gedicht zu verfaſſen ſei, an den jungen Cäſar wendet, einen Beleg für deſſen ſtarken Geiſt ſehen dürfen. Der Lehrer pries darin das aufſteigende Genie des Schülers, welcher die Hoffnung und Zierde des Hauſes Borgia ſei, er rühmte ſeine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und die Reife ſeines Geiſtes bei ſo großer Jugend.

Bei dem berühmteſten Lehrer der piſaniſchen Hochſchule, bei Filippo Decio, vollendete er die theologiſchen Studien, denn der Vater hatte ihn für die geiſtliche Laufbahn beſtimmt. Noch hatte er die vorgeſchriebenen Prüfungen nicht abgelegt, als er (12. September 1491) zum Biſchof von Pampelona ernannt wurde. Aber noch blieb er vorderhand in Piſa. Ein förmlicher Hofſtaat umgab ihn daſelbſt. Wird man ſich wundern dürfen, wenn der Ehrgeiz des jungen Kirchenfürſten ins Unendliche wuchs? In einem Alter, das gemeinhin der Vorbereitung für den künftigen Beruf und daneben Jugendſpielen gewidmet iſt, bekleidete Cäſar ſchon eine kirchliche Würde, zu der die anderen Berufsgenoſſen ſonſt erſt nach Jahren ernſter Arbeit emporſteigen können.

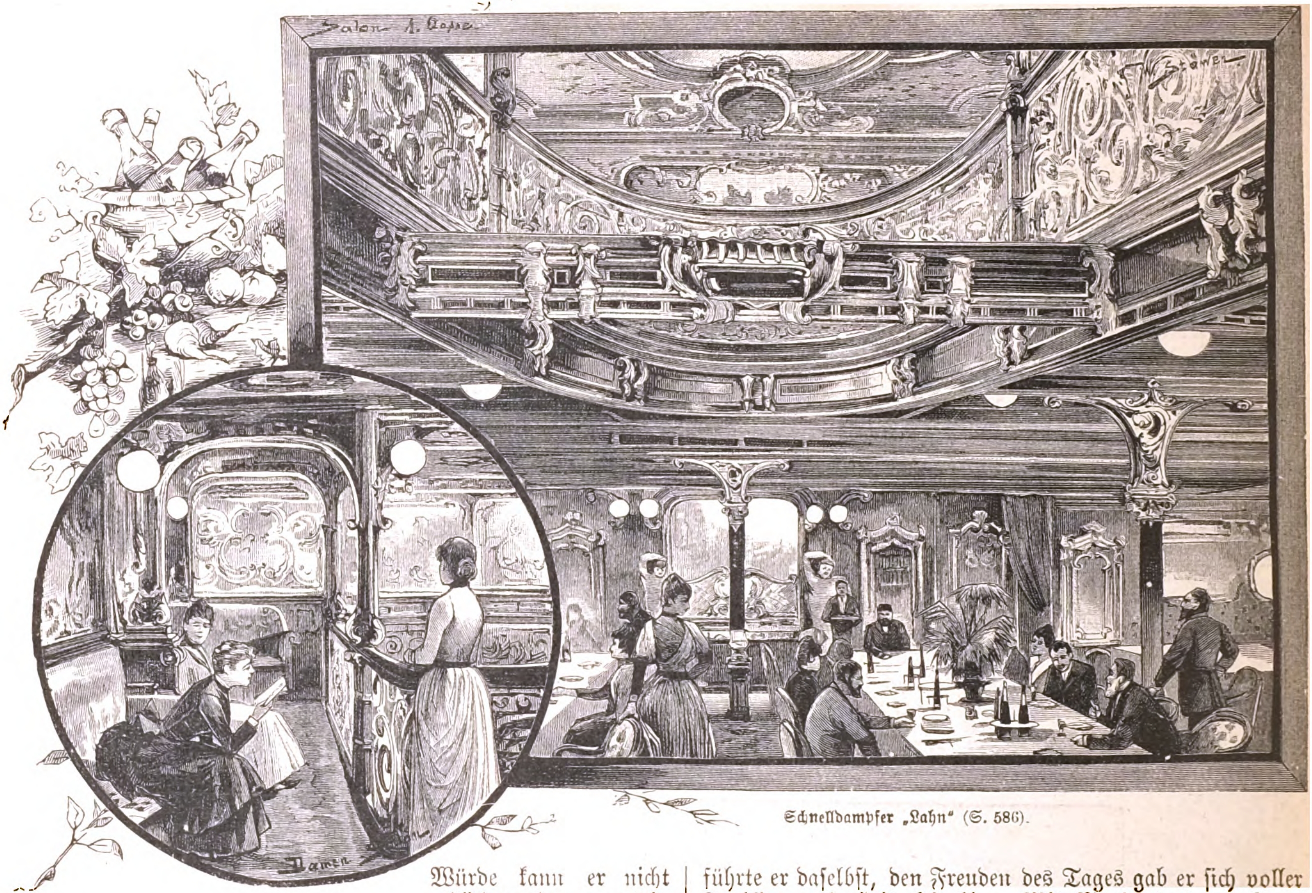
Noch eine andere frohe Ueberraſchung ward Cäſar in Piſa zu teil; hier noch traf ihn die Nachricht, ſein Vater ſei am 11. Auguſt 1492 aus dem Konklave als Papſt hervorgegangen. Welche Pläne mochten nun in dem Kopfe des jungen Papſtſohnes reifen! Fand man es ja ſeit geraumer Zeit ganz in der Ordnung, daß ein Papſt ſeine Familie befördere und emporbringe. Offen und rückhaltslos ſchrieb der „weiſeſte Mann“ Italiens, Lorenzo Medici, an Innocenz VIII.: „Eifer und Pflicht nötigen mein Gewiſſen, Eure Heiligkeit zu erinnern, daß kein Menſch unſterblich iſt, daß ein Papſt ſo viel bedeutet, als er bedeuten will: ſeine



Nächtliche Lotſenſignale

---

[1]) Unſerem Eſſay liegen ſämtliche bislang veröffentlichten Archivalien, zumal die wichtigen Aktenſtücke, welche Charles Yriarte in ſeinem jüngſthin erſchienenen zweibändigen Werke „César Borgia“ (Paris, Rothſchild) mitgeteilt hat, zu Grunde.



Schnelldampfer „Lahn" (S. 586).

Würde kann er nicht erblich machen, nur die Ehre und die Wohlthaten, die er den Seinen erweiſt, kann er ſein Eigentum nennen[1])." Seit Jahren blühte das Nepotenweſen im Kirchenſtaate, warum hätte ſich ihm eben Cäſar entziehen ſollen? Was allen anderen Gliedern der höheren Welt als ſelbſtverſtändlich galt, das hätte er allein verwerfen ſollen? Und bot ihm denn der Vater nicht das gleiche Beiſpiel? Dieſer hatte all ſeine Lebtage nur die Welt zu genießen, ſeine Gelüſte, ſeinen Ehrgeiz zu erfüllen getrachtet. Nur darauf ſann er, was ihm Nutzen verſchaffen, wie er ſeine Söhne zu Würden und Aemtern bringen könne. Wie hätte denn Cäſar bei ſeiner Jugend, ſeinem ungeahnt raſchen Emporkommen und den Vorbildern, die er hatte, nicht ſo wie jeder andere ſeiner Zeit denken und an die Erhöhung ſeines Vaters nicht die kühnſten Hoffnungen für die eigene Zukunft knüpfen ſollen?

Und gar raſch begannen ſich ihm dieſe zu erfüllen. Noch an dem Krönungstage ernannte ihn Alexander VI. zum Erzbiſchof von Valencia. In Spoleto ward ihm die Kunde von ſeiner Rangerhöhung. Er hatte ſich dahin auf die Weiſung des Vaters begeben, der es als eines Papſtſohnes unwürdig hielt, daß er mit gewöhnlichen Menſchenkindern an einer Hochſchule gebildet werde. — Bald darauf fand ſich Cäſar im Vatikan ein, der ſich nun erfüllte mit Verwandten und Freunden des jetzt allmächtigen Hauſes Borgia. Alles eilte herbei, nach Reichtum und Ehrenſtellen ausſchauend. „Nicht zehn Papſttümer würden ausreichen, dieſe Sippſchaft zu befriedigen," ſchrieb ſehr bezeichnend der Geſandte von Ferrara am Vatikan, Gianandrea Boccaccio, damals ſeinem Herrn. Cäſar duldete es nicht, unter dieſen ungezählten Strebern am Vatikan zu bleiben. Schon in den erſten Wochen des Jahres 1493 bezog er ſeinen eigenen Hof. Ein ganz weltliches Leben führte er daſelbſt, den Freuden des Tages gab er ſich voller Frohſinn und Heiterkeit hin. Mit Würde trat der kaum Siebzehnjährige auf. „Ich traf Cäſar vorgeſtern zu Hauſe in Traſtevere," ſo ſchildert ihn Boccaccio; „er ging gerade auf die Jagd in einer ganz weltlichen Kleidung, d. h. in Seide und bewaffnet, nur mit einer kleinen Klerika wie ein einfacher Kleriker der Tonſur. Indem ich mit ihm ritt, unterhielt ich mich eine Weile mit ihm . . . Er iſt von großem und ausgezeichnetem Genie und von vornehmem Naturell; er trägt die Art eines großen Fürſtenſohnes zur Schau; er iſt ganz beſonders fröhlich und heiter, ganz und gar Feſtlichkeit. Bei einer großen Beſcheidenheit macht er eine viel beſſere und vorzüglichere Erſcheinung als ſein Bruder, der Herzog von Gandia . . . Er hatte niemals Neigung zum geiſtlichen Stande. Aber ſein Benefizium trägt ihm mehr als 16000 Dukaten ein[1])." Nichts hatte er von einem Würdenträger der Kirche. Aber in alledem war Cäſar Borgia das rechte Kind ſeiner Zeit; denn ſo war damals das Leben und Trachten des hohen Klerus in allen größeren Städten Italiens geartet. Ein großer Teil der Kardinäle war ſich nicht mehr ſeines geiſtlichen Berufes bewußt. — Und doch rühmte der Biſchof von Modena, eben jener Boccaccio, Cäſars Beſcheidenheit! Er war es eben im Sinne jener Tage, in denen „beſcheiden ſein" nicht das bedeutete, was uns dieſer Begriff heute gilt.

Aber ob ſich auch in dem jungen Cäſar andere Triebe regten, als die nach geiſtlichen Würden, ob er auch nur auf des Vaters Geheiß das ihm verhaßte Prieſtergewand trug, es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit gleichwohl, daß er auch den Kardinalspurpur erhielt. Am 20. September 1493 ward er Mitglied des heiligen Kollegiums. Um ein Auskunftsmittel, wie man den Nachweis ſeiner Legitimität erbringen werde, waren die damit betrauten Kardinäle nicht verlegen. Voll Ironie teilt es Boccaccio ſeinem Hofe mit: „Man wird ſeinen Flecken, ein natürlicher Sohn zu ſein, hinwegnehmen und mit Grund, ja, man wird das Urteil fällen, daß er legitim ſei, weil er im Hauſe geboren ward, als der Mann des Weibes lebte“ (Alexander VI. hatte nämlich Vanozza einen offiziellen Gatten gegeben, um ſein eigenes Verhältnis zu ihr zu verſchleiern); „das ſteht feſt, derſelbe war damals gegenwärtig, bald in der Stadt, bald in Amtsgeſchäften in den Ländern der Kirche hin und her reiſend.“

---

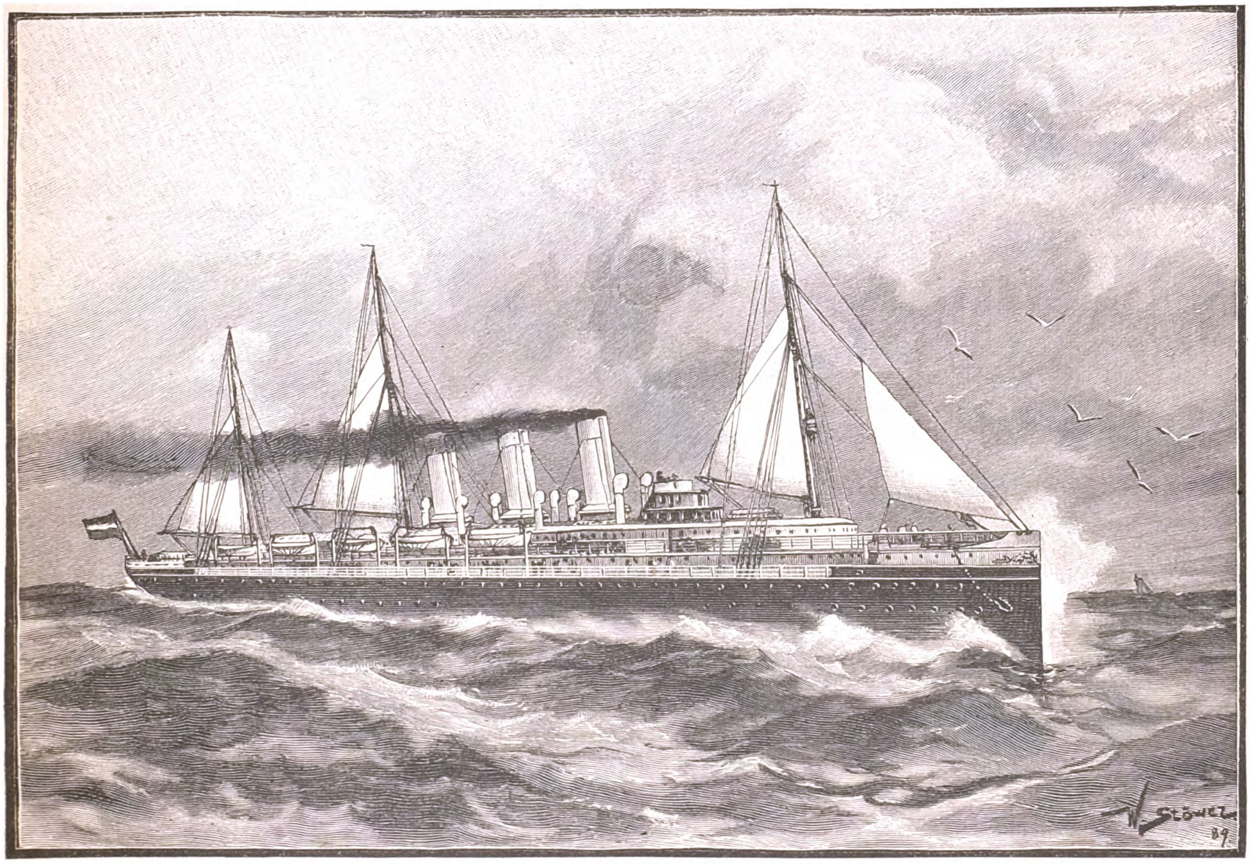
[1] Ranke, Päpſte, I. 30.

[1] Die Ueberſetzung nach Gregorovius, Lucrezia Borgia. 54.

Mit dem Augenblicke von Cäſars Eintritt ins Kollegium der Kardinäle war ſeine Rolle, ſo eigentümlich es auch klingt, eine politiſche geworden. Seinen mehr auf die Begründung einer weltlichen Macht gerichteten Neigungen kamen die allgemeinen ſtaatlichen Verhältniſſe Italiens fördernd entgegen.

In mittelalterlichen Anſchauungen lebte und für die ritterliche Romantik der früheren Jahrhunderte ſchwärmte Karl VIII. von Frankreich. Den Kampf gegen die Ungläubigen hielt er für ſeine Lebensaufgabe, das heilige Grab zu befreien für das Ziel ſeines Wirkens. Zum glücklichſten Ende hoffte er zu gelangen, wenn er ſich Italien ſichere. Wenn er einmal die Krone Neapels gewonnen, dann habe er auch das unbeſtreitbare Anrecht auf das Königreich Jeruſalem errungen. Auf Neapel aber hatte er, wie er überzeugt war, wohlbegründeten Anſpruch. In Italien harrte man mit Ungeduld ſeiner Ankunft. Der Reichsverweſer von Mailand, Ludovico Moro, forderte durch Botſchaften und in Briefen den jungen König von Frankreich zum Zuge nach Italien auf. „Dein Volk zu Neapel,“ ſo drängt er einmal, „iſt unterdrückt und ruft dich; ich ſtehe dir mit Geld und Waffen, mit Mann und Roß bei; halb Italien hilft dir; Gott ſelbſt. Gürte dich, Verzug hat immer geſchadet.“ Dieſer Brief hatte den Ausſchlag gegeben; und als der Papſt Alexander VI. ſelbſt, als Ludovico Moros Bundesgenoſſe, Karl VIII. zum Zuge nach Neapel aufforderte, da trat dieſer ihn an. Allein Alexander VI. war inzwiſchen anderen Sinnes geworden. Es war nämlich Alfonſo von Neapel gelungen, ihn auf ſeine Seite gegen den König von Frankreich und deſſen Bundesgenoſſen zu bringen. Er hatte dem älteſten Sohne des Papſtes, Don Juan, 12000, dem jüngſten, Jofré, 10000 Dukaten und dazu ſeine Tochter Sancia zugeſagt. Ueber ſo großen Vorteilen ward Alexander wortbrüchig und achtete nicht weiter der übernommenen Verpflichtungen. Er hatte nicht nur unwürdig, ſondern auch unklug daran gethan; denn des Franzoſenkönigs Macht und der Verbündeten Stärke war es mit Leichtigkeit gelungen, alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. In ununterbrochenem Siegeszuge hatte Karl das nördliche Italien durcheilt; ſchon ſtand er auf dem Boden der Kirche; unbehindert näherte er ſich der ewigen Stadt. Da fand es denn der Nachfolger Petri geraten, dem König ſeinen Zeremonienmeiſter entgegenzuſenden, daß er ihn nach Rom führe. „Am 31. Dezember 1494, bei Fackelſchein durch erleuchtete Straßen, unter dem Freudengeſchrei des Volkes geſchah es. Karls Abſicht konnte nicht ſein, eine Reformation der Kirche mit Gewalt durchzuſetzen; indem er die Feinde der Chriſtenheit angreifen wollte, durfte er nicht die ganze Chriſtenheit wider ſich reizen. Aber wenn er Cäſar, Alexanders Sohn, als Geiſel in ſeinem Gefolge hatte, war er des Papſtes ſicher[1].“ So kam das Uebereinkommen zu ſtande, wonach Cäſar vorläufig vier Monate als Geiſel bei Karl zu weilen hatte. Am 28. Januar 1495 zog er an der Seite des Königs von Frankreich gen Neapel. —

Aber Cäſar Borgia hätte nicht er ſelber ſein müſſen, wenn er ſich ſo willig einem Beſchluſſe gefügt hätte, der



Doppelſchrauben-Schnelldampfer „Auguſta Viktoria“ (S. 587).

---

[1] Ranke, Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völker. 31.

über ihn ohne ſein Hinzuthun gefaßt wurde. Wohl von allem Anbeginne an war er feſt entſchloſſen, die erſte beſte Gelegenheit zu ſeiner Befreiung zu benutzen. Am zweiten Tage der Reiſe ſchon bot ſie ſich ihm dar. In Velletri war es, daß er den König ins Abſteigequartier begleitete und ſich ſodann in die ihm zugewieſene Wohnung begab. Noch in der Nacht verließ er ſie als Stallknecht verkleidet durch eine geheime Thür. Ein Vertrauter harrte mit einem Pferde ſeiner außerhalb der Stadt. Flugs beſtieg es Cäſar; ſpornſtreichs ritt er nach Rom zurück. Beim Auditor der Rota fand er Zuflucht. Der Papſt erfuhr ſofort das Geſchehene. Wohl um den Zorn des Königs nicht gegen den Vater zu lenken, hatte es Cäſar vermieden, vor dieſem zu erſcheinen. Groß war die Furcht der Römer vor dem Unwillen Karls VIII. Um ihn zu beſchwichtigen, ordnete das Munizipium der ewigen Stadt ungeſäumt eine Geſandtſchaft an ihn mit der Erklärung ab, die Bürger Roms hätten keinen Teil an dem Treubruch Cäſars. Gerade in der Stunde, da die Römer bei Karl anlangten, ſollten deſſen Geſandte ſich zum Papſt um Aufklärung über das Vorgefallene begeben. Die Sache wurde raſch beigelegt und Cäſar durfte wieder in den Vatikan kommen. Doch bald mußte Alexander aus ihm entweichen; denn Italien hatte ſich ermannt und hinter Karls Rücken einen Bund geſchloſſen, der ihn zum Rückzug nötigte. Da mußte denn der Papſt vor dem Franzoſenkönig ſich in Sicherheit bringen. Er eilte nach Orvieto und dann nach Perugia. Erſt als Karl aus Italien vertrieben war, konnte ſich Alexander VI. feſter auf den heiligen Stuhl ſetzen. Nach und nach verſammelten ſich ſeine Baſtarde um ihn. Unter Entfaltung des ausgeſuchteſten Pompes zog des Papſtes jüngſter Sohn, Don Jofré, mit ſeiner Gemahlin Donna Sancia in Rom ein. Es fiel ſehr auf, daß Cäſar anläßlich des Empfanges im Vatikan ſich vom Bruder fern hielt. Als jedoch drei Monate hernach der älteſte Sohn des Papſtes, Don Juan, Herzog von Gandia, ſeinen Einzug in Rom hielt, mußte ihn Cäſar an der Spitze der Prälaten als Vertreter des Papſtes begrüßen und in den Vatikan geleiten. Zum erſtenmal hatte Alexander alle ſeine Kinder um ſich verſammelt. „Alle dieſe Menſchen waren Emporkömmlinge, die nach Ehren, Macht und Genuß gierten, alle waren ſie jung und ſchön, und faſt alle auch laſterhaft, anmutsvoll beredte Frevler, ſchön drapiert in den liebenswürdigſten und feinſten Formen der Geſelligkeit. Denn nur das bornierte Urteil, welches nichts ſieht als die grellen Thaten jener Menſchen, mag ſich in den Borgia eine wilde und rohe Brut als wie von Tigerkatzen durch Natur ausmalen. Sie waren wie viele Prinzen und Herren ihrer Zeit. Sie gebrauchten Gift und Dolch erbarmungslos und ruchlos; ſie räumten fort was ihrer Leidenſchaft im Wege ſtand und lachten, wenn die diaboliſche That gelang[1]." Darin war Cäſar ein unübertroffener Meiſter.

Grollend zog er ſich, nachdem er ſich nur gezwungen an dem Empfange ſeines älteren Bruders beteiligt hatte, zurück. Tiefer jedoch ward ſein unbändiger Ehrgeiz beleidigt, als der Papſt den Herzog von Gandia zum Gonfalonier der Kirche und zum Generalkapitän ſeiner Truppen ernannte. Damals wohl dürften Cäſars teufliſche Anſchläge gereift ſein, die er hernach mit ſo erſchreckender Kaltblütigkeit ausführte. Beſtärkt hat ihn darin der Neid, den er ob der vielen Ehren empfand, mit denen man den Herzog von Gandia überſchüttete. Wohl war auch er nicht leer ausgegangen, wohl hatte der Vater auch ihm ungezählte Beweiſe ſeiner Liebe gegeben — hatte er ihn ja zum Gouverneur von Orvieto mit der Machtbefugnis eines Legaten a latere ernannt —, allein was galt dies alles dem unbefriedigten, weil nicht leicht zu befriedigenden Cäſar, zumal der Bruder ihn an Machtbefugnis weit überragte? Nur wider Willen trug er das Kleid der Kirche, weit freudiger hätte er Panzer und Helm angelegt, lieber als die Weihrauchpfanne den Speer geſchwungen! Und darum ſollte er jene Stelle, die er dem Bruder ſo geneidet, nicht bekleiden, weil ihn der Zufall zu Alexanders Zweitgeborenem gemacht hatte? Da er nun ſo über die Zufälligkeiten des Lebens nachdachte, erfuhr er, der Vater wolle eben den Bruder, an deſſen Statt er ſo gerne geweſen wäre, zum Herzog von Benevent ernennen, um ihm dadurch den Weg zum Throne von Neapel zu bahnen.

Aber noch eine andere Rivalität brachte Cäſars infernalen Plan mit zur Reife. Es iſt eine feſtſtehende Thatſache, daß Gandia und Cäſar um den Beſitz ihrer ebenſo ſchönen als leichtfertigen Schwägerin, Donna Sancia, ſtritten, ja daß ſie ihn abwechſelnd erwarben. An und für ſich hätte der Kampf um eine ſchöne Frau Cäſar wohl nicht zu ſo gewaltthätigem Beginnen gegen den Bruder beſtimmt, allein da er ſich an allen Enden durch dieſen behindert wähnte, ſteigerte auch dieſer Widerſtand ſeinen glühenden Haß.

Schon war alles zur Abreiſe der Brüder nach Neapel, deſſen König den Herzog von Gandia mit Benevent belehnen ſollte, vorbereitet. Ehe ſie dieſe antraten, feierten ſie das Abſchiedsfeſt im Weingarten ihrer Mutter Vanozza. Vor Mitternacht ging man auseinander. Cäſar und Gandia nahmen den Weg nach dem Vatikan; vor dem Palaſt des Kardinals Sforza trennten ſie ſich. Gandia ſchlug ſich in ein Seitengäßchen, Cäſar ſetzte den Weg zur Baſilika fort. Allein noch am nächſten Morgen war Gandia nicht heimgekehrt. Der Papſt war darüber anfangs nicht beunruhigt, da es nicht ſelten vorkam, daß ſeine Söhne Nächte hindurch ihren Vergnügungen außerhalb ihres Hauſes nachgingen. Als aber ſchon ein Teil des Tages verſtrichen war und man von Don Juan noch immer nichts hörte, ließ der Papſt ſeinen Sohn überall ſuchen, wo er ſonſt zu weilen pflegte; allein man fand ſeine Spuren nicht. Erſt der dritte Tag brachte Sicherheit über Gandias Schickſal. Ein Holzhändler und ein Schiffer lenkten die Unterſuchung auf die richtige Fährte. Sie gaben an, am 15. Juni vor Tagesanbruch geſehen zu haben, wie zwei Männer aus einem Seitengäßchen dem Tiber ſich näherten und ſpähten, ob niemand anweſend ſei. Raſch ſeien ſie wieder verſchwunden und bald darauf, von zwei anderen gefolgt, zurückgekehrt. Sodann kam ein Reiter mit einem Leichnam, den ſie in den Fluß warfen. Bezeichnend für die damaligen Zuſtände Roms iſt die Entſchuldigung des Schiffers, die er auf den Vorwurf, warum er nicht ungeſäumt und aus freien Stücken die Anzeige erſtattet habe, vorbrachte: Seitdem er Schiffer ſei, habe er mehr als 100 Leichen in den Tiber werfen ſehen, ohne daß jemand ſich um dieſe Opfer gekümmert hätte. Der Anzeige ging man nach und ließ den Tiber abſuchen. Die Arbeit ward nicht unnütz verrichtet. Mit einem Netze hob man den Leichnam des Herzogs. Mit durchſchnittener Kehle und mit neun Wunden behaftet fand man ihn. Das Wams war nicht losgebunden, die Handſchuhe ſteckten im Gürtel, in der Börſe waren 30 Dukaten. Ein Raubmord war alſo ausgeſchloſſen. Nur der Rache konnte der Herzog zum Opfer gefallen ſein.

---

[1] Gregorovius, Lucrezia Borgia. 86 f.

Schwer empfand der Papſt dieſen Schlag; denn Juan war ſeine Freude, und ſeine Seele gefiel ſich in ihm, wie eine deutſche Chronik ſagt. Von Donnerstag bis Sonntag ſaß er eingeſchloſſen und ließ niemand vor. Man hörte ihn ſtöhnen und in wilde Flüche ausbrechen. Neben dem Gefühle des Schmerzes empfand er das der Rache. Er ließ nach dem Mörder fahnden. Ueber die anzuwendende Strafe ſann er nach. Aber er kehrte auch in ſich und beſchäftigte ſich mit den Zuſtänden am Vatikan. In dem Unglück, das ihn betroffen hatte, ſah er den Finger Gottes. Oeffentlich erklärte er im Konſiſtorium, daß er die Mißbräuche und die Sittenloſigkeit, die ſo ſehr überhandgenommen, abſtellen werde. Seinen Kindern befahl er, daß ſie ſeinen Hof verlaſſen. Aber dieſe beherrſchten ihn und gehorſamten nicht ſeinem Befehle.

Man iſt begierig zu erfahren, was die Unterſuchung zu Tage gefördert hat. Ein poſitives Reſultat ergab ſie nicht; gleichwohl können wir mit Sicherheit den Mörder nennen. Die ſonderbarſten Gerüchte über die Perſon des Miſſethäters durchſchwirrten anfangs in Rom die Luft, bis man endlich einander den Namen „Cäſar Borgia“ ins Ohr raunte. Am 5. Auguſt bereits berichtete der florentiniſche Geſandte Bracchi: „Man behauptet, daß der Papſt um alles wiſſe, daß er es aber aus Gründen, die ich bereits erwähnt habe, verhehlt.“ (Um dadurch die Gerüchte, welche Cäſar zum Kain ſtempelten, zu zerſtreuen.) „Einige wollen es noch immer nicht glauben, allein wahr iſt es, daß Se. Heiligkeit nicht mehr nachforſchen läßt, und ſeine Umgebung iſt derſelben Meinung, daß er die Wahrheit kennt.“

Als ob nichts vorgefallen wäre, trat Cäſar die Reiſe nach Neapel an. Mit Würde vollzog er daſelbſt den ihm vom Vater gewordenen Auftrag und übernahm an Gandias Statt für deſſen Sohn das Herzogtum Benevent ſamt den Dependenzien. Am 5. September traf er wieder in Rom ein. Am folgenden Tage ſollte er vom Papſte und dem Kardinalskollegium feierlich empfangen werden. Seit jenem unheilvollen Tage hatte man Vater und Sohn nicht beiſammen geſehen. Alle Welt war auf die Begegnung geſpannt. Im Purpur näherte ſich Cäſar dem Throne des Papſtes; tief verbeugte er ſich; ſchweigend ſchloß ihn der Vater in die Arme und drückte einen Kuß auf ſeine Stirne. Mit Gregorovius wird man ſagen müſſen: „Seit jenem Augenblicke, wo Alexander VI. dieſes Verbrechen geſchehen ſah, die Motive und Folgen davon auf ſich nahm und dem Mörder verzieh, wurde er auch zum moraliſchen Mitſchuldigen der That, und er ſelbſt ſank unter die Herrſchaft ſeines furchtbaren Sohnes. All ſein ſpäteres Thun ſtand im Dienſt von deſſen teufliſchem Ehrgeiz.“ Der konnte aber nicht im vollen Maße befriedigt werden, ſolange Cäſar eine kirchliche Würde inne hatte. Da gab es aber ein einfaches Auskunftsmittel; um es trivial auszudrücken: Cäſar, der Kardinal, ſpringt aus der Kutte. Dies brachte denn Cäſar ſeinem Vater vor mit dem Zuſatze, er möge ihn mit einem Fürſtentum verſehen. Das Haupt der Chriſtenheit neigte willfährig ſein Ohr den Bitten ſeines Sohnes.

Wir Nachgeborenen können es kaum faſſen, wie man mit dem Heiligſten, was das Menſchenherz kennt, und mit den Satzungen der Kirche ein ſo leichtfertiges, frivoles Spiel treiben konnte. Aber die Triebe der Menſchen der Renaiſſance „waren roher und gewaltiger, und ihre Nerven ſtärker als die des heutigen Geſchlechts“.

Cäſar war glücklich, daß das Kardinalskollegium einſtimmig ſeinen Austritt aus dem geiſtlichen Stande (13. Auguſt 1498) bewilligte. Was verſchlug es auch. daß Federigo von Neapel für des Papſtes Plan, Cäſar mit Federigos älteſter Tochter zu vermählen, nicht zu überreden war? Den auf ihn ohne Unterlaß einſtürmenden Bitten ſetzte Federigo hartnäckigen Widerſtand entgegen. Er ſchnitt die ſich ſtets erneuernden Verſuche endgültig mit den entſchiedenen Worten ab: „Um kein Gut der Welt wolle er's thun, lieber ein armer Edelmann werden, lieber alle Leiden der Welt ertragen; davon möchte man ihm nicht mehr reden.“

Mit dem größten Cynismus fügte ſich Cäſar darein. Laut erklärte er es: Wenn der König Federigo von Neapel ſeine Tochter einem Baſtard nicht zur Frau geben wolle, habe er wohl vergeſſen, daß zwiſchen ihm und Cäſar ein großer Unterſchied obwalte: Friedrich ſei nur der Baſtard eines Königs (Alfonſos), er (Cäſar) jedoch der Baſtard des Papſtes. — Alexander begann darum mit Frankreich ernſtlich zu verhandeln. Ludwig XII. von Frankreich verſprach, Cäſar zum Herzog von Valentinois zu erheben. Um dieſe Würde aus des Königs Hand zu empfangen, begab ſich Cäſar nach Frankreich. Mit Verſchwendung ſtattete ihn der Papſt für dieſe Reiſe aus. „66 beladene Maultiere gingen vor ihm her; er ſelbſt ritt, von dem Hut an, der mit 10 Rubinen leuchtete, bis auf die Stiefel mit Edelſteinen bedeckt; ſein Pferd war mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen und 24 Maultiere in rotem Samt folgten ihm nach.“ Unter fortgeſetzten Ehrenbezeigungen legte er die Reiſe bis Chinon zurück, wo Ludwig damals Hof hielt. Er ward von ihm mit dem Herzogtum Valentinois belehnt. Sodann lenkte der König Cäſars Blick auf die Schweſter des Königs von Navarra, auf Charlotte d'Albret. Aus politiſchen Gründen wurde dieſer Bund geſchloſſen, ein edleres Motiv war nicht mitbeſtimmend. So war er denn auch nicht glücklich. Nur einige Monate währte das Zuſammenleben der Gatten. Seinem unbändigen Ehrgeiz folgend verließ Cäſar Charlotte, die bereits guter Hoffnung war, und zog nach Italien, denn er hatte Pläne auf eine größere Herrſchaft gefaßt und auch der Vater hatte ihn für eine ſolche auserſehen. Nie wieder hat er Charlotte geſehen, niemals ſeine Tochter Luiſe. Alles Menſchliche war dieſem echten Kinde ſeiner Zeit fremd.

Nur einen Gedanken hegte er, die Romagnaſchen und alle anderen Lehensleute der Kirche zu verderben. Unter der Bedingung, daß Frankreich Cäſar zur Eroberung der Romagna verhelfe, trat Alexander VI. der Liga Ludwigs XII. mit Venedig gegen Ludovico Moro von Mailand bei. Mit franzöſiſcher und ſchweizeriſcher Hilfe ging Cäſar gegen Katharina, Ludovicos Schweſter, vor. Dieſe ſetzte ihm den hartnäckigſten Widerſtand entgegen; allein, da ſie ohne Hilfe daſtand, mußte ſie vor dem Feinde weichen und ſich ſchließlich in das feſte Schloß von Forli zurückziehen. Sie führte dort ſelber das Kommando; in den Waffen ging ſie auf den Mauern einher. „Zu ihrer Rettung trug ein Muſikus einen vergifteten Brief nach Rom und wollte vor den Papſt. Deſſen Kämmerer war von Forli gebürtig, und mit dieſes Kämmerers Hilfe, dachte er, ſoll es ihm gelingen. Aber derſelbe verriet ihn. ‚Dachteſt du zu entkommen, falls es dir gelungen?‘ — ‚Meine Fürſtin wenigſtens hätte ich errettet; ſie hat mich erzogen; ich wollte tauſend Tode für ſie erleiden.‘ Cäſar hatte dem 10000 Dukaten verſprochen, der ſie ihm lebendig bringe; bei einer ſolchen Umgebung durfte er auf keinen Verrat hoffen. Sie achtete es nicht, daß der Papſt ihr ein Jahrgehalt verſprach, und Cäſars Angriffen hielt ſie tapfer ſtand. Endlich war die Mauer von 400 Kugeln durchlöchert und ward erſtiegen. Sie verteidigte ſich bis zuletzt, doch am Ende ward auch ſie ergriffen und vor Cäſar geführt. Der franzöſiſche Hauptmann forderte die 10000 Dukaten; Cäſar redete von 2000. ‚Wollteſt du dein Wort brechen?‘ verſetzte jener, und war im Begriff, ſie zu töten. Sie hat danach in Florenz Ehre und langes Leben genoſſen.“

Gleich glücklich war Cäſar in den weiteren Angriffen, die er gegen die einzelnen Herren der Romagna richtete. Trunken vom Erfolge, doch von der Zukunft erſt die volle Ruhmeshöhe erwartend, wählte er in dieſen Tagen die Deviſe: „Aut Caesar, aut nihil.“ Einem altrömiſchen Triumphator gleich feierte er in Rom, wo er Mantel, Barett und Stab des Gonfalonierats der Kirche bekommen, ſeinen Sieg. Es ward ihm die Genugthuung, daß ihn Alexander aus dieſem Anlaſſe zum Herzog der Romagna ernannte.

Als ob er jene Deviſe im Hinblick auf Nero gewählt hätte, bot er den Römern einen ganz beſonderen „Kunſtgenuß“. Als Stierfechter trat er in der Arena auf.

Fünf Stiere erlegte er nacheinander, dem fünften machte er unter den begeiſterten Zurufen der Menge mit einem Degenhiebe den Garaus.

Noch war darob kein Monat verfloſſen, da bot Cäſar der Welt ein neues Schauſpiel mit dem gewaltigen Unterſchiede jedoch, daß es diesmal bitterer Ernſt war und daß es ſich um ein Menſchenleben handelte.

Im Juli 1498 ward Cäſars Schweſter, Lucrezia Borgia, nachdem ihre erſte Ehe mit Giovanni Sforza gelöſt worden war, mit Alfonſo von Biſelli, einem natürlichen Sohne Alfonſos II. von Aragonien, Königs von Neapel, vermählt. Dieſe Abſtammung allein genügte, daß Cäſar ſeinen Schwager vom Grunde ſeiner Seele haßte; hielt ja ein anderer Sohn Alfonſos, eben jener Federigo, Cäſar für unwürdig, daß er ihm ſeine Tochter verlobe. Da ſich nun Alfonſo von Biſelli ſtets von Cäſar bedroht ſah, entzog er ſich deſſen Nachſtellungen durch die Flucht. Alfonſo liebte ſeine Frau, Lucrezia war ihrem Manne innig zugethan. So gelang es denn dem Papſte mit der Zeit, den Schwiegerſohn zu beſtimmen, daß er zu ſeiner Frau, die damals Regentin von Spoleto war, zurückkehre; beide folgten ſodann dem Papſte nach Rom, wo Lucrezia eines Knaben genas. Eben deſſen Geburt ward Alfonſos Verderben; denn ſolange Lucrezias Ehe kinderlos blieb, war eine Scheidung der Ehegatten möglich, und Cäſar hatte bereits für die Schweſter eine ihm ſelbſt einträglichere Ehe ins Auge gefaßt. — Da nunmehr die Scheidung nicht möglich war, ſo ſollte eine gewaltſame Trennung die Schweſter wieder frei machen.

Am 15. Juli 1500 ward Alfonſo von Biſelli, als er ſich in den Vatikan begeben hatte, an der Peterstreppe von Vermummten überfallen und ſchwer verwundet. Die Mörder ließen ihr Opfer auf dem Platze, wähnend es ſei unter ihren Hieben geblieben, und flohen. Alfonſo vermochte ſich jedoch noch in die Gemächer des Papſtes zu ſchleppen. Der hingebungsvollen Pflege Lucrezias und Sancias dankte der Herzog ſein Leben.

Beſtimmter ſprach man diesmal über den Mörder. Ausdrücklich ſchrieb der venetianiſche Botſchafter an die Signoria: „Man weiß nicht, wer den Herzog verwundet hat, aber man ſagt, es ſei dieſelbe Perſon geweſen, welche den Herzog von Gandia ermordete und in den Tiber warf.“ Cäſar ſtellte es wohl in Abrede, allein gerade die Art, in der er es that, iſt für ihn überaus belaſtend. „Ich habe den Herzog nicht verwundet, aber wenn ich es gethan, ſo wäre das von ihm wohl verdient geweſen.“ Bezeichnender noch iſt ſeine ſpätere Aeußerung: „Was nicht am Mittag geſchehen iſt, das kann am Abend erfolgen.“ Vollends jeden Zweifel benimmt, was ſich ſodann ereignete. Als Cäſar Gewißheit über Alfonſos Geneſung ſich verſchafft hatte, verlor er die Geduld. Begleitet von ſeinem Bravo, Michelotto Corella, begab er ſich zu Alfonſo, der noch immer zu Bette war. Lucrezia und Sancia, die bei dem Kranken weilten, jagte er aus der Stube. Darauf erwürgte Michelotto den Herzog. Da es nunmehr kein Leugnen gab, erklärte Cäſar den Mord als Akt der Notwehr, denn Alfonſo habe ihm nach dem Leben getrachtet!

Man wundert ſich mit Recht, daß Alexander auch dieſes Verbrechen Cäſars unbeſtraft ließ; allein nicht nur, daß er es nicht wagte, gegen Cäſar aufzutreten, es waren ihm vielmehr die Folgen der ruchloſen That erwünſcht. Und wie der Vater, ſo hielt es jeder andere. „Kein Menſch zog ſich deshalb von ihm zurück, kein Prieſter verweigerte ihm den Eintritt in die Kirche, und kein Kardinal hörte auf, ihm mit tiefen Reverenzen zu nahen; Prälaten eilten, den roten Hut von der Hand des allmächtigen Mörders zu empfangen, denn um teures Geld bot er die Kardinalswürde an die Meiſtbietenden aus.“ Und er brauchte viel Geld zur Fortſetzung der Unterwerfung der Romagna, zu der er im September 1500 ſchritt. Immer weiter drang er vor. Aber hartnäckigen Widerſtand ſetzte ihm Faënza unter des jungen, heldenmütigen Aſtorre Manfreddi und deſſen Bruders Leitung entgegen. Ihr einziger Bundesgenoſſe war der Winter, aber ſo wohl bedienten ſie ſich ſeiner, daß Cäſar am zehnten Tage abzog. Im April 1501 kam er wieder. „Sie töteten ihm für 60 Bürger 1000 Mann, 1400 andere ſprengten ſie ihm mit einer Baſtei in die Luft“; aber Cäſar ward durch ſeinen Verluſt nicht geſchwächt, da ihm die milden Gaben der Frömmigkeit zu Gebote ſtanden. Von dreimaligem Angriff aufs äußerſte ermattet, ergaben ſie ſich endlich, nachdem Cäſar den Faëntinern Sicherheit und ihren Fürſten Freiheit zugeſagt hatte. Treulos brach er jedoch das Wort. Hinter dem herrlichen Brüderpaar der Manfreddi ſchloſſen ſich am 26. Juni 1501 die Thore der Engelsburg zu Rom, wohin ſie den Sieger, auf deſſen Zuſage bauend, begleitet hatten. Nicht mehr ſollten ſie ſich öffnen, um ſie der Freiheit wiederzugeben. Nach Jahresfriſt fand man die Leichen der Manfreddi im Tiber. Aſtorre mußte fallen, weil Cäſar in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler erkannt hatte, der ihm noch hindernd in den Weg treten konnte, denn nicht erſtorben war die Treue und Liebe der Faëntiner zu ihrem jugendlichen Helden.

Mit Abſcheu wenden wir uns von dieſem Treubruche Cäſars. Aber nicht ſo wie wir, dachten die Zeitgenoſſen über einen Mord dieſer Art. Mit Bewunderung erfüllte dieſe ſchonungsloſe Folgerichtigkeit Cäſars Machiavelli und alle, die ſich mit ihm zu den gleichen Grundſätzen bekannten. — Cäſar handelte im Geiſte ſeiner Zeit!

Er ſelbſt war inzwiſchen auf ſeinem Siegeszuge in der Romagna weiter vorwärts geſchritten und hatte auch an dem Feldzuge Ludwigs XII. gegen Neapel teilgenommen. Zwiſchen dem König von Frankreich und dem von Spanien war es nämlich zu einem Vertrage bezüglich Neapels gekommen, wonach Federigo ſeines Königtums entſetzt und dieſes zwiſchen den Paktierenden geteilt werden ſollte. Cäſar hatte es nicht vergeſſen, daß er von Federigo, als man um die Hand ſeiner Tochter für ihn warb, abgewieſen wurde. Nun war der Zahltag gekommen. Capua fiel in ſeine Hände. Ohne Erbarmen wurden Soldaten, Bürger, Mönche und Nonnen hingeſchlachtet, die Frauen und Mädchen von Cäſars Kriegsleuten erbeutet.

Cäſar ſtand damals auf der Höhe ſeiner Macht. Was er durch die eigene Tapferkeit und Rückſichtsloſigkeit erworben, und was ihm der Vater zugewieſen hatte, das betrachtete er nicht mehr als päpſtliches Lehen, es galt ihm als unumſchränktes Eigentum. Darin hielt er es wie der Papſt ſelber, der es ja dahin zu bringen wußte, daß faſt das ganze Gebiet des Kirchenſtaates ſich in den Händen der Seinigen befand. —

Cäſar war aber auch der Herr Roms, das vor ihm zitterte. Wer immer es wagte, ein Wort des Tadels gegen ſeine Tyrannei fallen zu laſſen, wer immer es ſich herausnahm, die Zügelloſigkeit der Borgia zu verurteilen, der war des Todes. In einem Pamphlete erkühnte ſich ein Venetianer, die Greuel der päpſtlichen Familie an den Pranger zu ſtellen. Trotz Verwendung des venetianiſchen Geſandten ward ihm auf Cäſars Drängen auf Grund eines Urteilsſpruchs die Zunge mit glühendem Eiſen durchbohrt und die Hände abgehauen. Genau ſo erging es Hieronymus Manciani, der manches herbe Wort gegen Cäſar hatte fallen laſſen. Wer wird ſich auch über derartige Grauſamkeiten Cäſars wundern, der jener infernalen Frevelthat gedenkt, da Cäſar einmal in Rom die Straße St. Peters ſchließen, ſechs Menſchen hineinbringen und dieſe mit Pfeilen jagen ließ, und dabei ſelber ſtand und ſchoß, bis ſie ſtarben wie ein zu Tode gehetztes Wild? Oder wenn man ſich jener beiſpielloſen Szene erinnert, da er den Liebling ſeines Vaters, den Biſchof Peroto, indem ſich dieſer an den Papſt anſchmiegte, unter dem pontifikalen Mantel erſchlug, ſo daß das Blut des Ermordeten dem Papſt ins Geſicht ſpritzte?

Cäſar kannte kein Erbarmen, nicht dort, wo ihm jemand die Wege kreuzte, und nicht dann, wenn man ihm zu Willen war. Das ſollten traurig genug ſeine Condottieren erfahren. Die Orſini, die Baglioni, die Vitelli und Oliverotto da Fermo hatten bislang für ihn und an ſeiner Seite den Krieg in der Romagna mitgemacht. Als er jedoch ihren Unternehmungen, die er bisher geſtattet hatte, widerſtand und die Bentivogli angriff, erfaßte ſie die Beſorgnis: „der Untergang aller Herren im Kirchenſtaate ſei beſchloſſen“. Da traten ſie denn zuſammen und beſchloſſen zu Magione Krieg wider Cäſar. Nicht um Cäſar zu verderben hatten ſie den Kampf begonnen, nur zeigen wollten ſie ihm, wie unentbehrlich ſie ihm ſeien. Cäſar wußte das wohl. Darauf baute er nun ſeinen Plan, um die Condottieri zu verderben. Er ließ bei ihnen anfragen, warum ſie von ihm abgefallen ſeien; „ihm gehöre nur der Titel, ihnen aber der Beſitz ſeiner bisherigen, ſeiner künftigen Eroberungen, hier ſei ein weißes Blatt mit ſeiner Unterſchrift, und er erwarte nur ihre Bedingungen“. Dieſe wurden ihm eröffnet und er nahm ſie an. So war denn der Friede wiederhergeſtellt. Allein Cäſar wartete nur auf den Augenblick, da er Rache an den Abgefallenen werde nehmen können. Er befahl ihnen, wider die abtrünnigen Landſchaften und Sinigaglia zu ziehen. Die thaten, wie ihnen geheißen ward und brachten Sinigaglia dahin, daß auch das Schloß ſich zu ergeben verſprach, aber nur an Cäſar ſelbſt. So war denn für Cäſar der von ihm erſehnte Moment herangebrochen. Er begab ſich nach Sinigaglia; hier ſpielte ſich ab, was Macchiavelli voller Bewunderung den „herrlichſten Betrug“ (il belissimo inganno) nannte. Die vier Häupter jener Verſchwörung ritten ihm entgegen und gaben ihm das Geleite in die für ihn beſtimmte Wohnung. Als ſie ſich entfernen wollten, bat er ſie zu bleiben, da er noch mit ihnen zu reden habe. Sie ahnten wohl, daß er ſie verderben wolle, aber ſie konnten die Einladung nicht ablehnen. So waren ſie in ſeiner Gewalt. „Wer ſich nicht rächt, iſt wert, daß er immer beleidigt werde,“ war einer ſeiner edlen Grundſätze; dem blieb er auch diesmal treu. Unter dem Vorwande, daß er ſich umkleiden wolle, zog er ſich in ein Seitengemach zurück. Darauf öffnete ſich die Thür und Michelotto trat mit einigen Bewaffneten ein. Die Unglücklichen wurden feſtgenommen und in den Kerker gebracht, ihre Truppen überfallen und niedergemacht. Vitelli Vitelozzo und Oliverotto wurde ungeſäumt der Prozeß gemacht — denn der Unſelige wollte ſeinem Henkerwerke den Schein des Rechts verleihen — und raſch wie das Urteil gefällt ward, wurde es auch vollſtreckt. Unter Michelottos Vorſitz wurden ſie erdroſſelt. Die übrigen Orſini wurden nach Rom überführt, wo der Papſt den Rächer ſpielte. Der Kardinal Orſini und alle ſeine Freunde wurden verhaftet. Durch des Papſtes Gift ſoll er getötet worden ſein.

Als ob er einen glänzenden Sieg im Felde errungen hätte, notifizierte Cäſar dieſen Vorfall faſt ſämtlichen Fürſten Italiens. Bezeichnend iſt es, daß er ſie aufforderte, Dankgebete an den Herrn der Welt zu richten dafür, daß er aus der Hand ſeiner Feinde gerettet ward. Cäſar kannte genau ſeine Zeit, faſt ſämtliche Fürſten Italiens beglückwünſchten ihn ob ſeines Henkerwerkes!

So waren die Widerhaarigen aus dem Wege geräumt. Cäſar konnte das Eroberungswerk fortſetzen. Schon rüſtete er ſich dazu, da trat das Unerwartete ein, Alexander VI. ſtarb am 18. Auguſt 1503 im elften Jahre ſeines wenig rühmlichen Pontifikats. Das Hinſcheiden des Papſtes würde Cäſar wohl nicht an der Fortſetzung des Begonnenen behindert haben, allein er war ſelber aufs Krankenlager gefallen und dem Tode nahe geweſen. Da hoben nun ſeine Widerſacher mutig das Haupt. Er kämpfte mit dem Fieber und ſah ſein Lebenswerk gefährdet. Entſchloſſen wie immer, ließ er ſich noch während des Vaters Krankheit in den Vatikan tragen, um daſelbſt in der entſcheidenden Stunde anweſend zu ſein. Cäſar war an einem Wendepunkt ſeines Lebens angelangt; jetzt ſollte es ſich zeigen, welcher Teil ſeines Wahlſpruches ſich bewahrheiten werde: Aut Caesar, aut nihil.

Noch war er ſelbſt vom heftigſten Fieber gepeinigt, als er die Nachricht vom Heimgange ſeines Vaters erhielt. Er hatte ſich keinen Augenblick die Gefährlichkeit der Lage verhehlt und zögerte darum nicht mit dem Handeln. Die kurze Spanne Zeit, die zwiſchen dem Ableben Alexanders und der offiziellen Verkündigung der Sedisvakanz verfloß, mußte Michelotto zur Beſchlagnahme des Schatzes des Vatikans benutzen. Der war der rechte Mann für dieſen Auftrag. Begleitet von mehreren Kriegern begab er ſich zu den Gemächern des Borgia, die er verſperren ließ; allein trat er, den Dolch in der Hand, bei dem Kardinalkämmerer Caſanova ein, und mit der Drohung, ihn im Weigerungsfalle ſofort zu töten, beſtimmte er ihn, die Schlüſſel der Schatzkammer herauszugeben. Sodann ging er in das Privatgemach des Papſtes; in der Kaſſe allein fand er, wie der Zeremonienmeiſter Burckardt berichtet, 100 000, nach einer anderen Angabe 300 000 Dukaten. Allein während Cäſar auf dieſe Weiſe für die Erhaltungsmittel ſeiner Macht ſorgte, lief er Gefahr, dieſe ſelbſt zu verlieren; denn nicht nur in Rom wagten es ſeine zahlreichen Feinde hervorzutreten, gefährdet war ſein Beſitz auch außerhalb der ewigen Stadt, ja die jüngſt unterworfenen Städte erhoben ſich eine nach der anderen gegen ihn. — Schon erſchienen auch die Todfeinde der Borgia, die Orſini und die Colonna mit ihren Truppen vor Rom; jeden Augenblick war der Ausbruch des Kampfes zu befürchten. Da war es nun von entſcheidender Bedeutung, daß das Kardinalskollegium im Hinblicke auf Cäſars wohldiſzipliniertes Heer, wie auf ſeine wohl aus kluger Berechnung zur Schau getragene Beſcheidenheit den Herzog der Romagna in allen ſeinen Würden beſtätigte. Allein nach den zu Recht beſtehenden Normen mußte er ſo gut wie die anderen Parteiführer für die Dauer des Konklaves Rom verlaſſen. Auf einer Tragbahre verließ er die Reſidenz der Päpſte. In Nepi ließ er ſich nieder.

Es war nun die für ihn wohl wichtigſte Frage, wer aus dem Konklave als Papſt hervorgehen werde. Drei Kandidaten gab es, entſprechend den drei Parteien, in die das Kardinalskollegium damals zerfiel; da man ſich nicht verſtändigen konnte, ließ man alle drei Bewerber fallen und wählte Francesco Piccolomini, Biſchof von Siena, zum Oberhaupt der katholiſchen Kirche. Als Pius III. ſetzte er die Tiara aufs Haupt. Warum die einflußreichen Parteiführer — es waren dies Cäſar und Julian Rovère — ſich für dieſen entſchieden, lag daran, daß man in ſeiner Wahl nur einen Aufſchub der endgültigen Entſcheidung ſah, denn mit einem Fuße ſtand Pius III. bereits im Grabe. Die Zwiſchenzeit hoffte jeder zu ſeinem Vorteile benutzen zu können. Ehe jedoch Cäſar für Piccolomini eintrat, hatte er ſich von ihm für den Fall ſeiner Erwählung in allen Würden beſtätigen laſſen. Und der neue Papſt hielt, was er zugeſagt hatte. Noch fehlte Cäſar die Erlaubnis zur Rückkehr nach Rom; durch die Vorſtellung, daß er noch immer ſehr krank ſei und den Wunſch hege, in Rom zu ſterben, erwirkten ihm die ſpaniſchen Kardinäle die Zuſtimmung des Papſtes. Wohl war Cäſar noch ſehr leidend, aber nicht ein Mann des Todes. So kehrte er nach Rom zurück; bald fühlte er ſich wieder mächtig. Groß war jedoch die Zahl ſeiner Feinde, die auf ſeinen Sturz lauerten. Dieſe ſchloſſen zehn Tage nach Cäſars Rückkehr ein Schutz- und Trutzbündnis, indem ſie ſich verpflichteten, den Herzog „bis zum Tode“ zu verfolgen. In einigen Tagen hatte ſich die Lage ſo ſehr geändert, daß Cäſar in Rom nicht mehr ſicher war. Er wollte fliehen, aber der Feind verſperrte ihm den Weg. So blieb ihm nichts übrig, als im Vatikan Zuflucht zu ſuchen. Die Feinde belagerten ihn daſelbſt; er ſchien verloren. Da ließen ihn die ihm getreuen Kardinäle durch den unterirdiſchen Gang, der von St. Peter in die Engelsburg führte, entkommen. Hier gewährte ihm der Papſt Schutz und Sicherheit; darum ſuchten ihn die Widerſacher durch einen Prozeß zu verderben. Als Räuber der Güter der Barone klagten ſie ihn an; bis zur Urteilsfällung ſollte er in der Engelsburg in Haft bleiben. Da faßte Cäſar den Entſchluß, als Mönch verkleidet zu fliehen. — Während er dieſen Plan noch überlegte, ſtarb ſein Gönner, Pius III., nach einem Pontifikate von nur 27 Tagen.

Trotz der harten Bedrängnis, in der ſich Cäſar nun befand, gab er die Hoffnung nicht auf. Umringt von ſeinen Feinden, der Freiheit beraubt, jeden Schutzes entblößt, lieferte er einen neuen Beweis ſeiner ungewöhnlichen Energie und Entſchloſſenheit. Kaum hatte Pius die Augen geſchloſſen, als Cäſar auch ſchon Intriguen zu ſchmieden begann, um einem ihm wohlgeſinnten, oder zum mindeſten einem ſolchen Manne den Stuhl Petri zu verſchaffen, der bereit war, ihm ſeinen Rang zu belaſſen. Und er erreichte dies. Julius II. — eben jener Julian Rovere — hatte ſich vor ſeiner Wahl verpflichtet, wenn er zum Papſt erwählt würde, Cäſar in ſeinen Würden und in ſeinem Beſitztum zu beſtätigen. Aber bald zeigte es ſich, wie arg ſich Cäſar diesmal verrechnet hatte; denn Julius II. wollte die Romagna für den Kirchenſtaat gewinnen und Cäſar den Laufpaß geben. Er traf alle Maßnahmen, um dies durchzuſetzen. Dem Drängen von Cäſars Feinden nachgebend, ließ er dieſen in Anklageſtand verſetzen und ſeine Schätze konfiszieren. Härter traf es den Herzog, daß mehrere ſeiner Befehlshaber die ihm anvertrauten Plätze ſeinen Gegnern übergaben, da ſie alles für verloren hielten.

Aber wie ſo oft in ſeinem Leben trat auch diesmal eine unerwartete Wendung ein. Durch den Sieg, den die Spanier in jenen Tagen über die Franzoſen davontrugen, ſtieg auch im Kardinalskollegium der ſpaniſche Einfluß; dies bedeutete Cäſars Rettung. Gegen das Verſprechen, daß er die Waffen nicht wieder gegen den Papſt führen und ſich unverzüglich nach Frankreich begeben werde, erhielt er die Freiheit. Er aber ſchlug mit ſeinen Getreuen den Weg nach Neapel ein, wo viele ſeiner Anhänger ſich um ihn ſammelten. Voller Geſchäftigkeit war er, um ſeine alte Macht wieder zu gewinnen. Ein Heer hatte er wieder in Kampfbereitſchaft gebracht; ſchon wollte er an deſſen Spitze treten, da ward ihm im Namen des Königs von Spanien der Degen abverlangt. Es war dies das Werk Julius II., der auf die Kunde von Cäſars Rüſtungen einen Geſandten nach Spanien ſandte, um Cäſars Machinationen, die ſich in letzter Reihe auch gegen Spanien kehren mußten, zu verraten. Drei Monate währten die Verhandlungen, ehe man den inzwiſchen wieder inhaftierten Borgia zum Verzichte auf die Romagna beſtimmen konnte. Erſt dann öffnete man die Pforten ſeines Kerkers. Aus dieſem brachte man ihn auf eine Galeere, auf der er nach wenigen Stunden wider Willen nach Spanien ſegelte. Nie ſollte er Italien, das Land ſeines Ehrgeizes und ſeiner Frevel, wiederſehen.

Ende September 1504 landete die Galeere in Valencia; Cäſar wurde ungeſäumt nach Chinchilla auf ein Bergſchloß überführt. In ſtrenger Haft wurde er hier gehalten. Infolge eines mißlungenen Fluchtverſuches verbrachte man ihn nach Medina del Campo in Kaſtilien. Als jedoch der Auftrag Ferdinands des Katholiſchen eintraf, ihn nach Aragonien zu überführen, war Cäſar zur Flucht um jeden Preis entſchloſſen. Er ließ ſich aus dem Fenſter ſeiner Zelle mittels eines Strickes in den Graben hinab, und da das Seil nicht lang genug war, ſprang er aus beträchtlicher Höhe auf den Wall. Schwer verletzte er ſich. Die Getreuen, die ſeiner harrten, trugen ihn zu den bereit gehaltenen Pferden, und im Sturme ging es davon. Zehntauſend Dukaten hatte die Regierung dem verſprochen, der ihr den Flüchtling zur Stelle bringen würde. Faſt wäre er in Santander in die Hände der Häſcher geraten, hätte ihn nicht die eigene Kaltblütigkeit und die Ruhe ſeiner Begleiter gerettet. Am 3. Dezember 1506 langte er in Pampelona am Hofe ſeines Schwagers, des Königs von Navarra, an. Hier wollte er die vorbereitenden Schritte zur Wiederherſtellung ſeiner Macht thun. Dazu war jedoch in erſter Reihe Geld vonnöten. Der Schwager aber war wenig bemittelt und die eigenen Hilfsquellen waren verſiegt, denn der Papſt hatte ſie trocken gelegt. Da erinnerte ſich Cäſar ſeiner Würden als franzöſiſcher Fürſt und ſeines Ehekontraktes mit Charlotte d'Albret, wonach Ludwig XII. ihm eine Mitgift von 100 000 Livres zugeſagt, aber noch immer nicht bezahlt hatte. Vergeblich hatte er ſich an den König von Frankreich um die Erfüllung ſeiner Bitte gewandt; dafür wollte er ſich nun rächen. Er that es, indem er ſeinen Schwager, der von Ludwig XII. bedrängt wurde, beſtimmte, ſich an den Kaiſer Maximilian I. um Hilfe zu wenden. Unter Cäſars Leitung wurde Navarra in Verteidigungszuſtand verſetzt. Er übernahm ſelber den Oberbefehl; vorerſt ging er an die Unterwerfung der Rebellen, in erſter Reihe an die Ludwigs von Beaumonte, der in Viana ſtolz ſeinem Herrn trotzte. Cäſar ſchritt zur Belagerung Vianas; doch ward er zum Abzuge gezwungen. Da ſah er ſich verfolgt. Sich umwenden und die Nächſtſtehenden niederſtrecken, war das Werk eines Augenblicks. Da bemerkte ihn Beaumonte; ſofort gab er ſeinen Leuten den Befehl, auf ihn loszugehen. Durch Liſt war es ihnen gelungen, ihn in einen Hohlweg zu locken; hier fand nun ein verzweifeltes Ringen ſtatt. Cäſar kämpfte und ſtarb wie ein Held. In dem Augenblicke, da er zu einem wuchtigen Hiebe ausholte, wurde er in der Achſelhöhle tödlich verwundet. Er fiel aus dem Sattel; von vielen Wunden bedeckt ſank er zu Boden und wälzte ſich im Blute. So endete der 31jährige Borgia ſchrecklich wie er gelebt hatte. Die Sieger beraubten ihn ſeiner Waffen und ſeiner glänzenden Rüſtung. Entkleidet ward der Entſeelte aufs Schlachtfeld getragen und unter einen Steinblock gelegt. Hier fand ihn der König von Navarra; er ließ ihn nach Viana überführen. Unter Entfaltung des größten kirchlichen Pompes ward Cäſar in der Marienkirche zu Viana beigeſetzt. Noch im Todesjahre errichtete ihm der Schwager ein herrliches Grabmonument. Allein der Mann, der ſo unruhig im Leben geweſen, ſollte auch nicht dauernde Grabesruhe finden. Ein fanatiſcher Biſchof, der die Kirche durch Cäſars Aſche für entweiht hielt, ließ die Gruft am Ende des 17. Jahrhunderts zerſtören.

Ewig lebt jedoch ſein Name im Gedenken der Welt. Ob es für Cäſar nicht beſſer geweſen wäre, wenn er ſpurlos der Vergeſſenheit anheimgefallen wäre?

Hermann Allmers.

Von

Dr. L. Koch.

Jegliche Luſt wird alt und verblüht,
Doch nimmer die Freud' am Menſchengemüt.

In unſerer Zeit, wo der große Franzoſe Zola um die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer durch die Darſtellung der „Beſtie im Menſchen“ wirbt, wo die Vertreter der neueſten deutſchen Litteratur in vielleicht entſchuldbarer Einſeitigkeit und von der Vorausſetzung ausgehend, daß die Großſtadt allein die Typen der modernen Menſchen zu liefern imſtande ſei, die Nachtſeiten des Lebens und die Schattenſeiten des menſchlichen Charakters zum Gegenſtand ihrer Schilderung machen, in ſolcher Zeit, die das Intereſſe für ſoziale Mißſtände förmlich aufzwingt, könnte man faſt vergeſſen, daß es noch Schönes in der Welt, noch Schönes vor allem im Menſchen gibt, deſſen Behandlung in Werken der Litteratur des Schweißes der Edlen wert wäre.

Hat die Lektüre der zahlreichen, aus peſſimiſtiſcher Weltanſchauung gefloſſenen Werke uns in eine krankhaft trübe Stimmung verſetzt, und der Verzweiflung an eine Beſſerung des Menſchengeſchlechts nahe geführt, wie heilend wirken dann auf uns ſolche Worte, die Freud' am Menſchengemüt verheißen. Ja ſie müſſen erlöſend wirken, wenn ſie aus dem Munde eines Mannes kommen, der in einem langen Leben beides, Gutes und Schlechtes, geſehen, der ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe für menſchliches Thun und Treiben hinreichend bewieſen und vor allem auf dem Boden der modernen Zeit ſteht.

Und ein ſolcher iſt Hermann Allmers, der Marſchendichter, der Verfaſſer der „Römiſchen Schlendertage“, der am 11. Februar ſeinen 70. Geburtstag begeht.

Teils durch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien, teils durch die Freundſchaft mit Ernſt Häckel, dem berufenſten Vertreter und ſelbſtändigen Fortſetzer des Darwinismus, dieſer Lehre mit Feuereifer zugewendet, hat ſich doch dieſe geſunde, kraftvolle Natur nicht wie ſo viele andere von ihr erdrücken laſſen, ſondern aus ihr die Beruhigung geſchöpft, daß im Kampf ums Daſein das Gute — auch das moraliſch Gute — das Schlechte zu beſiegen und zu überdauern beſtimmt iſt. Und ſolche Ueberzeugung hat ihn auch davon abgehalten, ſich mit Jammern und Klagen über die Nichtigkeit alles Irdiſchen zu befaſſen, vielmehr ihn angeſpornt, das Gute, wo immer er es im Menſchen fand, zu fördern und zu unterſtützen. Wort und That haben ihm zur Erreichung eines Zieles dienen müſſen, das ſeinem Wunſche nach jedem vorſchweben ſollte und deſſen Andeutung die „Weihe eines jungen Erdenbürgers“ ſo ſchön abſchließt:

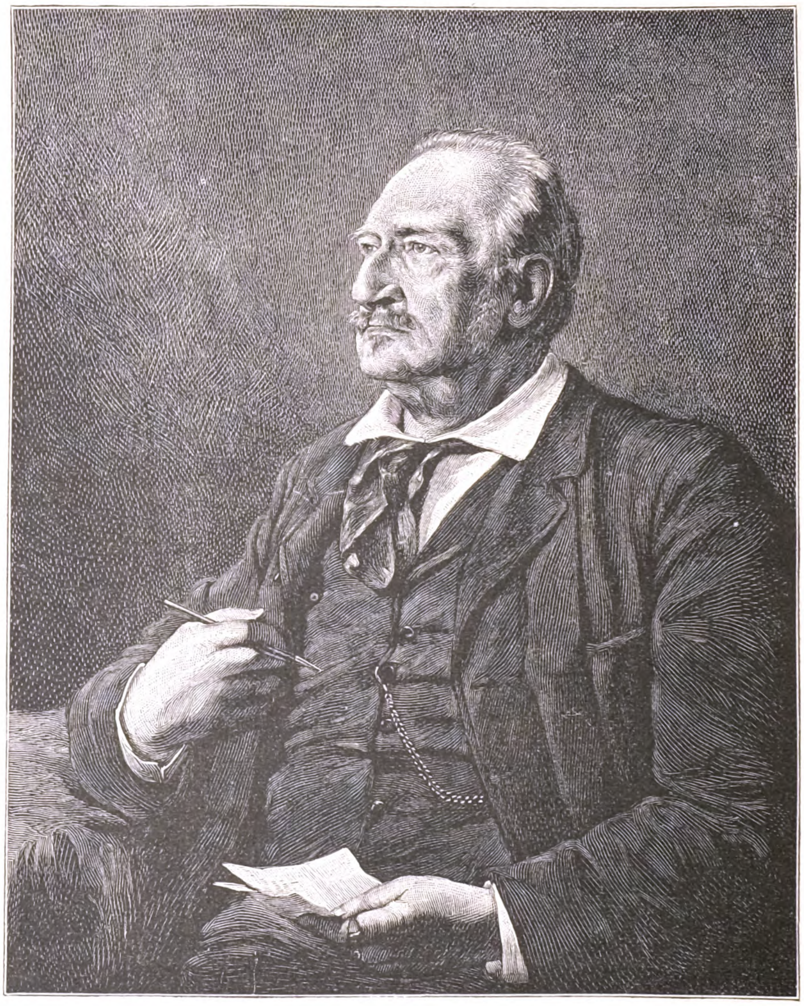
Ich wurde ein Menſch, und es war meine Sendung
Zu helfen mit euch an der Menſchheit Vollendung.
Ich that, was ich konnte; — was ich geſollt,
In redlichem Streben hab' ich's gewollt.

In dieſem Wort liegt zugleich Allmers' Stellung zum heutigen Chriſtentum ausgeſprochen. Zwar vom Dogmenglauben losgelöſt, hält er an der ewigen Wahrheit, an dem höchſten Geſetz der Nächſtenliebe feſt. Seinen Mitmenſchen nicht bloß als gleichberechtigt zu achten, ſondern ihn zu heben, zu adeln, das heißt ihm Ausübung der Religion. Und dieſer Veredelung der Geſinnung ſind ſeine „Dichtungen“ beſtimmt. „Heimat und Vaterland“ betitelt er eine kleine Zahl von Gedichten, die in einfach ſchöner Sprache von des großen deutſchen Vaterlandes Bedeutung zeugen und in ſo beredten Tönen von der ſchlichten Schönheit der gottgeſegneten Heimat Kunde geben, daß die Teilnahme an nationaler Größe, die innige Liebe zu der Scholle, die uns Nahrung ſpendet, in ihnen wahre Stärkung finden.

Herzliche Freude an des Dichters eigenem Gemüt ruft in uns das herrliche Gedicht „In der Fremde“ hervor, das den zweiten Abſchnitt der Sammlung „Wanderſchaft und Fremde“ einleitet und einen Preis des Mutterherzens und der Mutterliebe enthält, wie er köſtlicher kaum je geſungen iſt:

Einſam und ſtill
Schreit' ich dahin
Im fremden Land.
Die Heimat fern,
Die traute Heimat,
Die Jugend vorbei,
Die glückſelige Jugend
Und mein Liebſtes, mein Teuerſtes
Nun im Grab,
Auch du — o Mutter.

Mit ſolchen Tönen zaubert uns der Dichter in die Stimmung jener wehmutsvollen Stunde, da ihm inmitten fremder Umgebung der Gedanke an die ſich ſo oft wiederholende Szenerie im Elternhauſe aufſtieg: die Mutter am Spinnrad bei traulicher Lampe tauſend heilige Wünſche in das Gewebe ſpinnend für den Sohn, der vor ihr ſitzt und ihr vorlieſt aus Deutſchlands Dichtern. Der weihevolle Ton echter Natürlichkeit, der dem kurzen Gedicht zu eigen iſt, erhebt dasſelbe wie auch zwei andere, die dem Lob des Mutterherzens dienen, hoch über alle in der gleichen Abſicht verfaßten Dichtungen der neueren Zeit. Der Aeußerungen einer wahren Freundſchaft, eines herzlichen Verhältniſſes zu treuen Untergebenen, ſeiner Barmherzigkeit mit dem Tier ſind in ſeinen Gedichten ſo zahlreiche zu finden, daß an der Fähigkeit des Verfaſſers, mit ſeinem reichen Gemüte andere zu beglücken und zu veredeln kein Zweifel ſein kann. Dazu fehlt es ihm auch nicht an einem leichten fröhlichen Scherz im Freundeskreiſe, der in einer Reihe von Sprüchen ungezwungenen Ausdruck findet. Was uns aber an unſerem Allmers am herrlichſten deucht, das iſt ſeine große Wertſchätzung der Wahrheit, der er nirgends freier und mächtiger die Ehre gibt, als in einer erſt vor kurzem veröffentlichten Oſtergabe in religiöſen Gedichten, die er „Fromm und Frei“ betitelte. Wahrheit vor allem thut uns not, Wahrheit auf politiſchem, Wahrheit auf religiöſem, Wahrheit auf ſozialem Gebiete. Jährlich werden eine Menge von Büchern auf den Markt gebracht, die gegen die konventionellen Lügen der Menſchheit angehend im Uebereifer ſich nicht frei von Uebertreibungen halten. Nichts iſt aber in der That unſittlicher und des freien Mannes unwürdiger, als aus Scheu den vielleicht unverdienten Ruf eines kirchlichen Menſchen zu zerſtören, ſich von der Ausſprache über religiöſe Dinge wider ſeine Ueberzeugung fernzuhalten. Daß gerade für dieſes Gebiet das Bedürfnis rückhaltloſer Aeußerung gefühlt wird, ſcheint die Thatſache zu beweiſen, daß dem Dichter, bald nachdem ſeine „Weihe eines jungen Erdenbürgers“ in der „Gartenlaube“ erſchienen war, nahezu hundert Zuſchriften, teils orthodoxer, teils freigeſinnter Männer ihm zugingen, die ihm den Eindruck bekannt gaben, den ſeine Dichtung auf ſie ausgeübt hätte. Das hat den Dichter, deſſen Streben auf religiöſem Gebiete nicht gegenſeitige Anfeindung und Kampf, ſondern gegenſeitige Anerkennung und Frieden iſt, wohl ermuntert, ſeine früheren und ſpäteren Dichtungen religiöſen Inhalts zuſammenzufaſſen und ſo einen Einblick in ſeine diesbezüglichen Anſchauungen zu gewähren. Man mag einen Standpunkt einnehmen, welchen man will, immer wird man es als eine erfreuliche Erſcheinung begrüßen dürfen, daß ohne Abſicht auf Erregung von Streit und Haß, vielmehr im Dienſte des Idealen ein Mann ſeine Ueberzeugung ſo unbeirrt ausſpricht; ganz abgeſehen davon, daß viele dieſer Gedichte wie das „Weltkonzil“, „Die Heimatglocken“ und „Vom Beten“ durch Inhalt und Form eine wahre Zierde unſerer Litteratur bilden.



Hermann Allmers.

Was von Allmers' Liederdichtungen galt, das darf mit Fug und Recht auch auf alle übrigen Schöpfungen desſelben angewendet werden. Auf den anerkennenswerten, wie uns ſcheint wohlgelungenen Verſuch, in einem einaktigen Drama „Elektra“ die Handlung von Goethes „Iphigenie“ fortzuſetzen und zum Abſchluß zu bringen, können wir nicht näher eingehen. Wichtiger jedenfalls und ſeinen hohen Zielen förderlicher iſt das Werk, mit dem er ſich in die Litteratur eingeführt hat, ſein „Marſchenbuch“. In dem Vorwort „An meine Landsleute in den Marſchen“ klärt er darüber auf, welche Gedanken ihn bei der Abfaſſung des Buches geleitet haben. „Ihr müßt wiſſen, daß es“ — ſo heißt es da — „keineswegs für euch geſchrieben iſt. Aber hinter den Bergen wohnen auch Leute, und wenn ihr wüßtet, wie unbekannt bei dieſen, wie im ganzen anderen Deutſchland, unſere Marſchen ſind, und welch falſche, zum Teil abgeſchmackte Begriffe dort, ja oft ſelbſt noch in den nächſten Städten über unſer Land und ſeine Zuſtände herrſchen, dann würdet ihr euch von Herzen freuen, daß ich verſucht habe, ihnen einmal ein Bild unſerer Heimat zu entwerfen. Und warum ſollen ſie uns auch nicht näher kennen lernen, die Menſchen jenſeits der Berge? Sind wir doch ja ihre Brüder, Mitgenoſſen eines großen heiligen Vaterlandes.“ — Iſt das nicht der Allmers, wie wir ihn in ſeinen Dichtungen kennen lernten? Wie iſt er doch bemüht, durch dieſe erſte Proſaſchrift das Gefühl der Zuſammengehörigkeit allenthalben in Deutſchland zu verbreiten? Und mit welcher Liebe erfüllt er ſeine Aufgabe! — Einem treuen gründlichen Schulmeiſter gleich belehrt er die Leſer, die er ſich gewünſcht, über die Entſtehung der Marſchen, über die unterſcheidenden Merkmale von Marſch, Geeſt und Moor, über die kunſtreichen Vorrichtungen zum Schutz und zur Nutzbarmachung des Landes, über Klima, Pflanzen- und Tierwelt. Sobald er aber zur Schilderung des Volkes übergeht und uns von Brauch und Sitte, Haus und Hof, Religion und Geſchichte ſeiner wetterfeſten freien Frieſen und Sachſen unterhält, da iſt es die wohllautende Sprache des Poeten, die verklärend und verſchönend wirkt und unſer Intereſſe auf die Dauer rege erhält. Allmers wollte ein Volksbuch ſchreiben und es iſt eines geworden von ſolcher Vollendung, wie unſere Litteratur deren leider nur wenige aufzuweiſen hat. Möge die verdienſtvolle Arbeit Allmers' auch in Zukunft eine gerechte Würdigung und vielſeitige Beachtung finden.

Nach einer ziemlich langen Pauſe — Allmers' Wanderjahre und ſeine künſtleriſche Ausbildung liegen dazwiſchen — im Jahre 1869 erſchienen ſeine „Römiſchen Schlendertage“, lieben Freunden zum Andenken an eine ſchöne Vergangenheit geweiht. Auch dieſes Werk hat teils durch die geſchmackvolle Auswahl des Stoffes, teils durch den köſtlich behaglichen Ton, in dem über die mannigfaltigſten Dinge geplaudert wird, eine ſo allgemeine Anerkennung gefunden, daß wir uns füglich eine genauere Beſprechung desſelben erſparen dürfen. Hervorheben aber müſſen wir, daß des Dichters tiefes Gemüt faſt auf jeder Seite zu uns redet, ja oft genug durch die rauhen Scheltworte klingt, mit denen er die Untugenden der Italiener bekämpft. Jedenfalls geſteht jeder, der das Buch einmal genoſſen, daß es Allmers wirklich verſtanden hat, das Glück, das ihm ſelbſt der Aufenthalt in Italien bereitete, die Freude an den Stunden wonniglicher „Schlenderei“, auch anderen mitzuteilen.

Nicht weniger als die vorgenannten Schriften Allmers' läßt das letzte ſeiner bedeutenderen Bücher das treue Streben des Verfaſſers erkennen. Wenn, anſtatt das

Publikum zu erziehen, den Geſchmack desſelben zu veredeln, viele unſerer anerkannt guten Autoren den falſchen Weg eingeſchlagen haben, ihre Kraft in den Dienſt der litterariſchen Mode zu ſtellen, um eines möglichſt großen „Erfolges“ ſicher zu ſein, ſo ſchrieb Allmers die Biographie des alten Böſe, jenes Bremer Patrioten, der im Jahre 1813 auf eigene Koſten ein Jägercorps ausrüſtete, um mit demſelben am Volkskrieg gegen die Franzoſen ſich zu beteiligen. Die Bedenken, die bei der Abfaſſung der Schrift in ihm aufſtiegen, ob er wohl durch die Darſtellung der leider geringen Erfolge Böſes die Aufmerkſamkeit der Menge werde feſſeln können, wog bald der Gedanke auf, ein bedeutſames Zeit- und Kulturbild zeichnen zu können, aus dem ſich ſo manches Gute für unſere Zeit lernen ließe. Dazu geſellte ſich der unwiderſtehliche Drang, das Gedächtnis an einen Mann wiederzubeleben, deſſen Reinheit der Geſinnung, Charakterſtärke, Sittenſtrenge und opferfreudige Hingabe für ſeine Ideale vereint mit echter Menſchenliebe noch manchen Geſchlechtern zum Vorbilde gereichen können. Dieſe Bürgertugenden in ihrer ganzen Größe uns zu zeigen, ſtellte ſich der Verfaſſer zur Aufgabe, und er hat ſie um ſo glänzender gelöſt, als er im Beſitz der gleichen Vorzüge der Thätigkeit Böſes das volle Verſtändnis entgegenbrachte. Die Darſtellungsweiſe aber auch in dieſem Werke erinnert uns daran, daß Allmers ſeinem Landsmann noch etwas voraus hat, und das iſt ſeine große, wirklicher Humanität entſpringende Liebenswürdigkeit, die ihm ſein rühmenswertes Streben von jeher erleichterte. Dazu kommt eine herrliche Gabe, auf die ihm Näherſtehenden, namentlich auf die Jugend anregend einzuwirken und dieſelbe mit vaterländiſchem Geiſt zu beſeelen, die ſich Allmers bis auf den heutigen Tag friſch und mächtig erhalten hat. In den Vereinen, die ſeiner Anregung ihre Entſtehung verdanken, in der Colonnageſellſchaft in Rom, im „Nordweſt“ zu München, in den Zuſammenkünften der „Männer vom Morgenſtern“ in Weddewarden bei Bremerhaven war es ihm vor allem darum zu thun, neben einer reinen Lebensfreude auch den Sinn, das Wohlgefallen an einer guten Unterhaltung mit geiſtigen, beſonders hiſtoriſchen oder künſtleriſchen Gegenſtänden zu fördern. Seine Luſt am Fabulieren, ſein geſunder Humor, ſeine prächtige Art, vorzutragen, ſind überall willkommen, weil ſie die Stunden, die man mit ihm verleben darf, zu genußreichen geſtalten.

Auf eine ſo harmoniſche Durchbildung des Charakters, in dem Wort und That ſo ganz übereinſtimmen, mag der Lebenslauf unſeres Dichters nicht ohne Einfluß geweſen ſein, daher wir ſeiner zum Schluſſe kurz gedenken wollen.

In dem ſtillen kleinen Dorfe Rechtenfleth an der Weſer, auf altem, in der Familie ſeit Jahrhunderten vererbten Bauernhofe iſt Allmers geboren. Sein Vater, ein hünenhafter, weichherziger Mann, ſeine Mutter, die kluge und feinſinnige Pfarrerstochter von Sandſtedt, wandten ihre ganze Liebe und Aufmerkſamkeit der Erziehung ihres Einzigen zu. Sie gaben ihm treffliche Hauslehrer und gute Geſpielen; einer wahrhaft goldenen Jugendzeit gedenkt noch heute der Greis mit inniger Dankbarkeit. An der Wahl des Lebensberufes konnte dem alten, auf ſeiner Hände Arbeit ſtolzen Bauern kein Zweifel ſein, er hatte den Sohn für die Landwirtſchaft beſtimmt. So iſt es denn wohl begreiflich, daß, als der Junge erklärte, Naturforſcher werden und auf Reiſen nach fernen Ländern gehen zu wollen, es einen harten Strauß gab. Nicht die Unbeugſamkeit des Alten, die Bitten der Mutter allein haben den Sohn dahin gebracht, daß er ſich vorläufig ſeine Gedanken aus dem Sinn ſchlug und im Lande blieb, ſich „redlich“ zu nähren. Erſt der treugeliebten Mutter im Jahre 1855 erfolgter Tod gab ihm die nötige Freiheit, ſeinem immer ſtärker ſich regenden Bildungstrieb zu genügen. Und nun verpachtete er ſeinen Hof und begab ſich nach Berlin und Jena, wo er naturwiſſenſchaftlichen Studien oblag, ſodann nach Nürnberg und München, um eine künſtleriſche Bildung zu erwerben, die ihm zu einer Romfahrt unerläßlich ſchien. Nach einem einjährigen Aufenthalt in dem Wunderland Italien kehrte er in jeder Hinſicht reich gefördert zurück, um nunmehr auf dem alten Vatererbe ungeſtört ganz ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu leben.

Nach kürzeren Reiſen und einer zweiten Romfahrt hat ſich der Dichter immer wieder in ſeine Marſchenheimat zurückgezogen gefühlt, um ſo mehr, als er den alten Bauernſitz zu einem wahren Tuskulum umgeſchaffen hat. Zwar am Hauſe ſelbſt iſt wenig genug geändert, aber das Innere iſt ſo köſtlich geſchmückt, daß niemand, der einmal nach Bremen kommt, den Abſtecher ſcheuen ſollte, um ſich von dem Alten ſelbſt durch ſeine Welt führen zu laſſen. Die altertümliche Halle im Erdgeſchoß im Stil des Reformationszeitalters heimelt einen an mit dem traulichen deutſchen Herde, darauf an Herbſtabenden das Feuer praſſelt, mit den wappengeſchmückten Fenſtern, den echten altdeutſchen Möbeln und dem von Fitger gemalten lebensgroßen Bilde des großen Karl, der auf einem ſeiner Züge gegen die Sachſen die Weſer bei Rechtenfleth überſchritt und dem Allmers eine ganz beſondere Verehrung zollt. Durch des Dichters Arbeitszimmer gelangt man in den Antikenſaal, einen großen Raum, deſſen Decke Fitger mit mehreren ſchönen Frieſen (Wellenſpiel, Dionyſosſzenen) geziert hat, und in welchem eine nicht unbeträchtliche Zahl von Antiken in Abgüſſen, ferner Terrakotten und Bronzeſtücke Aufſtellung gefunden haben. Das erſte Stockwerk enthält in einem gar wunderhübſchen Erkerzimmer einige große Gemälde O. Knilles, deren eines die erſte Landung der Römer in den Marſchen, ein zweites die Einführung des Chriſtentums durch Willehadus, Biſchof von Bremen, darſtellt. Den Hauptſchatz des Hauſes birgt der anſtoßende „Marſchenſaal“, ſo genannt nach den ſechs in Tuſchmanier von Dörnberg meiſterhaft ausgeführten Marſchenbildern, welche die bedeutendſten Epochen der Geſchichte des Landes und Volkes vorführen. Dieſer herrliche Raum wird noch gewinnen, wenn, wie in kurzer Zeit zu erwarten iſt, die Verwirklichung einer Idee zum Abſchluß gebracht iſt, die des Dichters Streben und Schaffen ſehr ſchön verſinnbildlicht: „Durch Nacht zum Licht“ in Bildern aus der deutſchen Sage illuſtriert. Die erſte Wand wird Wotans Ritt in den Zwölfnächten decken, gegenüber Fitgers Erwachen Barbaroſſas den Aufſchwung, den Deutſchlands Geſchick ſeit den Jahren 1870/71 genommen, andeuten, und der befreite Tannhäuſer und der von allem losgelöſte Fauſt, in Gemälden Knilles und eines jungen Künſtlers Namens Küſthardt, zur Darſtellung gelangen. Die Büſten Luthers, der den Buchſtaben, und Darwins, der die Natur zum Ausgangspunkt aller Studien machte, ſollen das Schlußglied dieſes künſtleriſchen Schmuckes bilden.

So ſpricht auch aus ſeinem Heim der Geiſt des Mannes, deſſen heute viele dankbaren Herzens gedenken werden, da er ihnen den Weg zu wahrer Lebensfreude, zu reinem Lebensgenuß gewieſen. Möge ihm einen langen Lebensabend die Erinnerung an ſein geſegnetes Wirken verſchönen!

Gedankenſplitter.

Was kann durch Menſchenthun geſchehen?
Aus jedem kleinen Grashalm ſpricht's:
Du kannſt, o Menſch, nicht mehr als ſäen,
Und wachſen laſſen kannſt du nichts.

Alb. Roderich.

Martha.

Roman von **Rudolf Lindau.**

(Fortſetzung.)

Sie erhob ſich deshalb, als habe ſie Sophies Bewegung, ihre Hand wieder zu ergreifen, nicht bemerkt und ſagte in dem ihr natürlichen kalten Tone: „Das kann ich dir nicht verſprechen. Ich nehme dich, wie du biſt, als ein Mädchen, das ihr Herz auf der Zunge trägt und" – es koſtete ſie Mühe die Worte zu ſagen – – „ſo wie du biſt, biſt du mir eine liebe Tochter! Du dagegen mußt mich nehmen, wie ich bin: eine Frau, die vom Schickſal grauſam mißhandelt, von dem, den ſie über alles liebte, verkannt und verſtoßen worden iſt und die es nach reiflicher Erwägung für richtig befunden hat, ihr trauriges Los ohne Klage zu ertragen. Wäre ich glücklich geweſen, ſo wäre ich vielleicht mitteilſam geblieben. Das Unglück hat mich verſchloſſen gemacht. Ich kann nicht ſagen, was ich leide, und ich bin auch in meiner Zuneigung und Freude zurückhaltend. Sieh' zu, mir, ſo wie ich bin, eine gute Tochter zu ſein."

Damit reichte ſie Sophie die magere Hand zum Kuſſe, und das Kind entfernte ſich ehrfurchtsvoll, wie ein von einem Staatsminiſter in Gnaden entlaſſener Subalternbeamter.

Seitdem hatte ſie keine zweite Gelegenheit gefunden, ſich ihrer Mutter gegenüber vertraulich auszuſprechen. Dieſe war ihr wieder unnahbar geworden. Katharina hatte ſich ihr überhaupt nicht genähert. Sophie litt ſchmerzlich unter der ſeeliſchen Vereinſamung, in der ſie lebte, aber ſie klagte nicht mehr darüber. Sie hatte vielmehr den alten Baron Roos, der ihre Traurigkeit mit Teilnahme und Unruhe beobachtete, gebeten, nicht nach dem Grunde ihrer Verſtimmung zu forſchen.

„Du würdeſt ihn nicht finden, Onkelchen!" ſagte ſie betrübt und einſchmeichelnd. „Ich kenne ihn ſelbſt nicht genau, und was ich davon erkenne, daran kann ich allein etwas ändern."

„Wie meinſt du das?"

„Ich möchte," fuhr der Goldzopf nachdenklich und kindlich fort, „daß mich jemand, mit dem ich immer zuſammen wäre, recht lieb hätte und es mir zeigte."

„Das wird auch ſchon kommen!" ſagte Onkel Roos lächelnd.

Nach und nach hatte der alte, erfahrene Mann alles von Sophie erfahren, was zwiſchen ihr und ihrer Mutter geſprochen worden war.

„Die abgefeimte Heuchlerin, die elende Lügnerin," hatte er ſich geſagt, aber Sophie gegenüber hatte er ſeine Gedanken verborgen. Es war ſicherlich am beſten und am bequemſten — und das letztere war Roos trotz ſeiner herzlichen Liebe für ſein Mündel nicht unwichtig — wenn Sophie es bis zu ihrer Verheiratung noch bei ihrer Mutter aushielt; aber er änderte im Geiſte den Termin, den er urſprünglich für dieſe Verheiratung geſtellt hatte. „Wenn der Richtige morgen auftaucht, ſo ſoll er ſie bekommen," ſagte er ſich.

Mit dieſem Gedanken hatte er Wiesbaden zu Anfang des Jahres 1873 verlaſſen und ſich nach Paris begeben. Wiesbaden, wo er jetzt kaum noch andere Geſellſchaft fand als die der Woyerski und Sanin, langweilte ihn, und Sophie konnte ihn auch in dieſem Winter entbehren, wie ſie es in früheren Jahren gethan hatte. Vor ſeiner Abreiſe gab er ihr zu ſeiner eigenen Beruhigung noch einige Verhaltungsmaßregeln.

„Wenn du meiner bedarfſt," ſagte er, „ſo telegraphiere mir, und dann komme ich ſofort zu dir. Solange ich lebe, haſt du einen ſtarken Schutz, und hoffentlich ſterbe ich nicht, bevor nicht ein anderer das Recht erworben hat, mich in dieſer Hinſicht zu erſetzen." — Er machte eine kleine Pauſe und dann fragte er: „Wie gefällt dir Sanin?"

„Er ſingt reizend!"

„Könnteſt du dich in ihn verlieben?"

„In Dimitri Maximowitſch?" Sie lachte laut. „Ach, Onkel! Er iſt ja erſchrecklich dumm!"

„Das iſt er, mein Kind, dümmer als es eigentlich erlaubt ſein ſollte; aber es iſt ein hübſcher Menſch. Deiner Schweſter gefällt er!"

Da wandte ſich Sophie vertraulich ihrem alten Freunde zu und flüſterte: „Das iſt es ja, weshalb ich nicht an ihn denke! Ich werde doch der Katharina niemand abſpenſtig zu machen ſuchen!"

„Nun, dann bin ich ruhig! — und Doktor Nielßen? Was ſagſt du zu dem?"

„Herrn Nielßen kann ich gern leiden. Er ſieht gut und klug aus, und ich glaube, er iſt beides."

„Alſo in den könnteſt du dich gleich verlieben?"

„Was für Fragen du heute ſtellſt, Onkel! Man kann doch jemand gern haben, ohne daran zu denken, ſich in ihn zu verlieben."

„Angenommen," fuhr der beharrliche alte Baron fort, „Herr Nielßen träte eines Tages vor dich hin und machte dir eine Liebeserklärung. Was würdeſt du ihm antworten?"

„Herr Nielßen denkt gar nicht daran, mir eine Liebeserklärung zu machen. Er ſpricht immer nur von ganz vernünftigen Sachen mit mir."

„Ich würde es gar nicht ſo unvernünftig von ihm finden, wenn er ſich in dich verliebte und es dir ſagte. Das iſt jedoch ſeine Sache. Aber, was du mir antworteſt, ſind Ausflüchte. Die Hand aufs Herz, Sophie! Wenn Doktor Nielßen dich fragte, ob du dich ihm fürs Leben anvertrauen wollteſt, — was würdeſt du antworten?"

Sophie dachte eine kleine Weile nach, dann antwortete ſie ernſt und beſtimmt: „Ich würde ihm ‚Nein' ſagen."

„Wirklich? Biſt du ganz aufrichtig mit mir? Du weißt, mir kannſt du vertrauen."

„Ich bin ganz aufrichtig, ich würde ihm ‚Nein' ſagen."

„Aber warum, mein Kind? Eben erklärteſt du mir, du fändeſt ihn gut und klug."

„Nun, ich habe dir doch aber auch geſagt, man könnte jemand gut und klug finden und doch nicht daran denken, ſich mit ihm zu verheiraten."

Onkel Roos ſchüttelte den Kopf. Es wollte ihm nicht in den Sinn, daß ſein lieber Goldzopf ſo ganz ohne Herzenswünſche ſein ſollte.

„Irgend jemand muß dir doch gefallen haben. — Sag es mir, Sophie. Du kannſt mir ja alles ſagen." Er dachte einen Augenblick nach und ließ im Geiſte die jungen Leute vorüberziehen, die in jüngſter Zeit zu den Hausfreunden der Woyerskis gezählt hatten. — Dann ſagte er zaudernd, mehr zu ſich ſelbſt als mit Sophie ſprechend: „Der junge Melchior! Nein, das iſt wohl nicht möglich; der kann es dir doch nicht angethan haben!"

Da errötete Sophie und ſagte leiſe: „Onkelchen, laß uns von etwas anderem reden, und . . . und bitte, ſage niemand, daß wir von Herrn Oswald Melchior geſprochen haben."

„Wir haben ja gar nicht von ihm geſprochen," rief Onkel Roos lachend. — „Aber ſei ruhig, mein Kind, ich werde dich nicht verraten."

Da fiel Sophie ihrem alten guten Freunde um den Hals und küßte ihn zärtlich auf die rauhen Wangen, und als ſie zurücktrat und er ihr in die klaren, leuchtenden Augen blickte, da erglänzten ſie in feuchtem Schimmer.

Zwiſchen den beiden Familien Woyerski und Melchior hatte ſich ſeit dem Renntage, an dem Oswald geſtürzt war, ein freundſchaftliches Verhältnis gebildet, ſoweit es überhaupt möglich war, mit der Familie Woyerski in freundſchaftliche Beziehungen zu treten. Der alte Melchior, der trotz ſeiner ſechzig Jahre durch ſeine ſcharfe Brille vieles ſah und ſich auch merkte, was in ſeiner Umgebung vorging, hatte nicht vergeſſen, daß Sophie ſich ſeiner erbarmt, als er ſich nach dem Sturze Oswalds mit ſchlotternden Knieen dem Ausgang der Tribüne genähert hatte. „Ich will Sie begleiten, lieber Herr Melchior," hatte ſie geſagt; „geben Sie mir Ihren Arm; ich bin ſtark!"

Er hatte es in dem Augenblick nur undeutlich vernommen, aber ſpäter waren ihm die Worte und der ſanfte, herzliche Ton, in dem ſie geſprochen waren, wieder eingefallen und hatten ſich in ſein Gedächtnis eingegraben. „Ein ordentliches, gutes Mädchen," ſagte er; „hat das Herz auf dem rechten Fleck." — Und als Oswald, wenige Tage nach dem Unfall, der nur eine leichte Gehirnerſchütterung zur Folge gehabt hatte, wieder ausgehen konnte, da forderte ihn der alte Melchior auf, mit ihm nach Wiesbaden zu fahren, um Frau von Woyerski und deren Töchter einen Beſuch zu machen. „Ich muß mich bei der Jüngſten, der mit den ſchönen Haaren, bedanken," hatte er geſagt, „und da du die Veranlaſſung dazu biſt, ſo kannſt du auch gleich mitgehen."

Dieſem Beſuche waren bald andere gefolgt; auch Ulrike hatte ſich auf Wunſch ihres Vaters, dem ſie alles zuliebe that, was ſie ihm an den Augen abſehen konnte, den Woyerskis mehr angeſchloſſen, und dieſe hatten ſeitdem verſchiedene Male bei den Udewalds und Melchiors in Frankfurt geſpeiſt und ſich dann nach dem Eſſen von Oswald ſpazieren fahren laſſen. — Bei dieſen Gelegenheiten beſchäftigte ſich der alte Melchior dann immer vorzugsweiſe mit Sophie, die bald ſein erklärter Liebling wurde, ſo daß Ulrike ſie ſcherzend als „kleine Stiefmutter" anzureden begann. Dazu lächelte Sophie freundlich, und der alte Melchior ſagte: „Ja, ja! — Wenn ich nur wenige dreißig oder vierzig Jahre jünger wäre, ſo bekämſt du ſie ſicher zur Stiefmutter. — Nicht wahr, Sophie, Sie gäben mir keinen Korb?" — „Nein, das thäte ich nicht," antwortete dieſe treuherzig. Sie hatte ſeit ihren letzten Unterredungen mit Roos bedeutend an Selbſtändigkeit gewonnen, und Frau von Woyerski und Katharina wechſelten häufig verwunderte Blicke über die ruhige, freundliche Sicherheit, mit der das früher ſo eingeſchüchterte junge Mädchen jetzt Fremden gegenüber auftreten konnte.

Zwiſchen Oswald und Sophie waren die alten förmlichen Beziehungen, wie ſie vor dem Renntage beſtanden hatten, dem Anſchein nach unverändert geblieben. Oswald, deſſen Herz noch immer ausſchließlich mit Martha beſchäftigt war, hatte keine Augen für den Liebreiz der jungen Ruſſin und verkehrte mit ihr eigentlich nur ſeinem Vater zu Gefallen, der nicht müde wurde, ihn immer und immer wieder aufzufordern, die Beziehungen zu der Familie Woyerski zu pflegen.

Der alte Melchior hatte ſich nämlich zu der Zeit ſchon ganz beſtimmte Pläne in Bezug auf die Zukunft ſeines Sohnes gemacht. — Oswald ſollte Sophie heiraten! — Der Alte kannte ſeinen Sohn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er ſein Ziel nur erreichen könnte, wenn er Oswald anſcheinend ganz freie Wahl ließ; aber in dem väterlichen Wohlwollen, das er ſelbſt für Sophie hegte, ſagte er ſich, Oswald müßte geradezu blind ſein, wenn er nicht über kurz oder lang die körperlichen und geiſtigen Vorzüge des ſchönen und guten Mädchens erkennen und würdigen ſollte. — Er wußte wohl aus Andeutungen, die Ulrike ihm gemacht hatte, daß Oswald eine ſtille Liebe für Martha hegte, aber er ſagte ſich mit ſeinem derben, geraden Verſtande, daß entweder Oswalds Liebe für Martha doch nicht ſo tief ſäße, wie Ulrike glaubte, denn in dieſem Falle läge gar kein Grund vor, weshalb er Martha nicht bereits einen Antrag geſtellt haben ſollte; oder daß das junge Mädchen von Oswald nichts wiſſen wollte, was ihm, dem alten Melchior, der den Charakter Marthas kannte, die etwaigen Bewerbungen ſeines Sohnes als ausſichtslos erſcheinen ließ. Vorläufig ſorgte er nur dafür, daß Oswald und Sophie oft zuſammen waren. Das weitere würde ſich ſchon finden, meinte er.

Sophies Verheiratung beſchäftigte übrigens auch Frau von Woyerski auf das lebhafteſte — jedoch von einem anderen Geſichtspunkte aus. — Der Baron Roos hatte ſich noch zu verſchiedenen Malen das Vergnügen gemacht, dieſe Frage mit Frau von Woyerski zu erörtern, zunächſt weil er wußte, daß er die alte Dame dadurch ängſtigte und ärgerte, ſodann aber auch, weil es ihm ſeit den letzten Unterhaltungen mit ſeinem Liebling wirklich am Herzen lag, Sophie auf beſtmögliche Weiſe von der Tyrannei ihrer Mutter und Schweſter zu befreien.

Frau von Woyerski war bemüht, die Beunruhigung, die Roos ihr gefliſſentlich — wie ſie ſehr wohl wußte — verurſachte, möglichſt zu verbergen, und es gelang ihr auch, der Angelegenheit gegenüber ziemlich gleichgültig zu erſcheinen.

„Wenn Sie mir einen paſſenden Schwiegerſohn vorſtellen können,“ hatte ſie geſagt, „ſo werde ich ihn willkommen heißen.“

Vorläufig war ein ſolcher glücklicherweiſe noch nicht in Ausſicht. Nielßen, „dieſen Pedanten“, wie Frau von Wöyerski ihn bezeichnete, fürchtete ſie nicht; er erſchien ihr ungefährlich. — Oswald Melchior hatte nur Augen für Martha. — Sanin? — Der war in Katharinas Händen, vorläufig wenigſtens, gut aufgehoben.

Es war eigentlich ſonderbar, daß er ſich immer noch nicht erklärte, daß Katharina nicht müde wurde, ihm den Hof zu machen, daß er ſich dies augenſcheinlich gern gefallen ließ, aber daß trotzdem das Verhältnis zwiſchen den beiden jungen Leuten während langer Monate ſo gut wie keine Fortſchritte gemacht hatte. Gelegenheit, ſich allein zu ſehen und zu ſprechen, gab die Mutter den beiden mehr als nötig war; aber aus einem Grunde, den Frau von Woyerski nicht kannte, hatte Sanin noch keine dieſer Gelegenheiten benutzt, um Katharina ſeine Liebe zu erklären. Die beiden waren ſehr vertraut miteinander geworden, ſie muſizierten ſtundenlang zuſammen, ſie machten endloſe Spaziergänge, und Sanin wurde nicht müde, Katharina ſprechen zu hören. Er ſah gar nicht mehr, daß ſie häßlich war, er wußte nur, daß ſie ihn bewunderte, und dieſe Bewunderung war ihm zum Bedürfnis geworden. Wie ein richtiger Verliebter ſehnte er ſich nach ihrer Geſellſchaft, wenn er einige Stunden von ihr getrennt geweſen war. — Er wußte auch, daß es nur eines Wortes von ihm bedurft hätte, um ſich Katharinas Geſellſchaft fürs Leben zu ſichern. Aber dieſes Wort wagte er nicht auszuſprechen. Furcht vor Katharina hielt ihn nicht zurück, ſie um ihre Hand zu bitten. Sie hatte ihn inſofern vollſtändig bethört, als er wähnte, ihre Liebe zu ihm werde ſie ſeinen Wünſchen ſtets in allem fügſam machen. Er war nicht beſorgt, ein unglücklicher Ehemann zu werden; aber er ſah die Möglichkeit voraus, eines Tages als ein „lächerlicher“ dazuſtehen — und das erfüllte ſein kleines Herz mit Angſt und Bangen.

Die Urſache dieſer ſteten Sorge war Wichers, der unter der bewußt falſchen Vorausſetzung, Sanin liebe Sophie noch immer, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um boshafte Bemerkungen über Katharina zu machen.

Anfänglich war Wichers in gutem Glauben der Anſicht geweſen, Sanin befolge nur ſeinen Rat, indem er ſich bemühte, Katharinas Gunſt zu erwerben, und er hatte ſeinen jungen „Protegé“ als einen gelehrigen Schüler gelobt. „Es iſt eine bittere und harte Schale, in die Sie zu beißen haben, mein lieber Dimitri,“ hatte er geſagt, „aber verziehen Sie den Mund nicht und beißen Sie tapfer zu, wenn Sie die ſüße Frucht koſten wollen.“ Hätte Sanin damals gleich Einſpruch erhoben, ſo würde Wichers einen anderen Ton angeſchlagen haben. Aber der junge Ruſſe beobachtete ſolchen Reden gegenüber nur ein verlegenes Schweigen, und als Wichers endlich erkannte, daß die häßliche Katharina den hübſchen Tenor „eingefangen“ habe, da hatte dieſer ſchon ſo viel Bosheiten über das Mädchen ſeines Herzens ruhig mitanhören müſſen, daß es auf einige mehr oder weniger eigentlich gar nicht mehr ankam.

Einmal hatte Sanin den heroiſchen Entſchluß gefaßt, ſich mit Wichers auszuſprechen, aber angeſichts des verſchmitzten Lächelns, mit dem der Bankier ſeine erſten Eröffnungen aufgenommen hatte, war ihm der Mut wieder vergangen. — „Ich werde mit dem Manne nicht ſprechen,“ hatte er ſich darauf geſagt, gleichſam als ſei dies das Ergebnis eines männlichen Entſchluſſes. „Ich bedarf keines Menſchen Zuſtimmung, wenn ich Katharina Paulowna zu meiner Frau machen will. Sicherlich nicht der jenes bösartigen Geldmenſchen.“ — Dies verhinderte nicht, daß ihm jene Zuſtimmung fehlte. Denn der Gedanke an Wichers' Hohn und Lächeln war es, der ihn verhinderte, Katharina ſeine ſchwache Liebe, die immerhin noch das Stärkſte war, was er je empfunden hatte, auszuſprechen und ſie um ihre Hand zu bitten.

Seine Furcht vor Wichers ging ſo weit, daß er, um demſelben zu entgehen, ganz abenteuerliche Pläne faßte. Er wollte die willige Katharina entführen, ſich mit ihr in Frankreich, England oder Rußland vermählen und dann mit ſeiner jungen Frau nach Paris oder Petersburg oder irgendwohin ziehen, nur nicht nach Wiesbaden oder Frankfurt. Ihre Liebe würde ihn überall glücklich machen; aber Wichers durfte das nicht ſehen! Die Schwierigkeit war weniger, Katharinas Einwilligung zu einem ſolchen Vorhaben zu erlangen — Sanin war überzeugt, ſie würde allein oder in ſeiner Geſellſchaft für ihn durchs Feuer gehen — als die Sache überhaupt anzuregen. — „Wozu ſo viele Umſtände, geliebtes Herz?“ würde Katharina auf dahin gehende Vorſchläge vorausſichtlich geantwortet haben. „Wir können uns morgen, wenn du es wünſcheſt, in der ruſſiſchen Kapelle trauen laſſen und haben nicht zu befürchten, daß von irgend einer Seite dagegen Einwand erhoben werde.“ — Die Sache war Sanin höchſt fatal; alle Schwierigkeiten würden beſeitigt worden ſein, wenn Wichers plötzlich von der Schaubühne hätte verſchwinden wollen. Aber es war kaum zu erwarten, daß der ungefällige Mann ſeinem Freunde Sanin dies zuliebe thun würde, und ſo konnte der ängſtliche Liebhaber zwiſchen ſeinem Wunſche, Katharina fürs Leben an ſich zu feſſeln und der Befürchtung, von Wichers hinter ſeinem Rücken bei allen gemeinſchaftlichen Bekannten verhöhnt und lächerlich gemacht zu werden, zu keinem Entſchluſſe kommen.

Katharina war über die Folgen dieſer Unentſchloſſenheit ihres geliebten Dimitri Maximowitſch ſehr unglücklich. Liebesgram zehrte an ihr und machte ſie hohläugig und elend; aber dem erfahrenen Angler gleich wollte ſie ihre Beute behutſam und geduldig in Sicherheit bringen. Bei einer heftigen Bewegung hätte Sanin ſich losreißen, ſich von ihr frei machen können. Das durfte er nicht, das würde ihr Tod geweſen ſein. Sie verſtand ihn jetzt beſſer, als er ſelbſt ſich kannte. Sie wußte, daß er nicht den Mut haben würde, ſich ohne eine äußere Veranlaſſung von ihr zu entfernen; ſie wollte ſie ihm nicht geben und ſie trieb ihm gegenüber Sanftmut und Duldſamkeit bis zum äußerſten. Es war Sanin kaum zu verdenken, daß er Wert darauf legte, ſich den Beſitz jenes liebenden Weſens zu ſichern, das ihm jeden Wunſch an den Augen abſah und kein höheres Glück zu kennen ſchien, als ihn glücklich zu machen.

Sanin war nicht der einzige unglückliche Liebhaber im Woyerskiſchen Kreiſe; auch der Don zeigte ſich daſelbſt als

Ritter von ſolch trauriger Geſtalt. Er erſchien zwar weit ſeltener als Sanin, aber es war Katharina ſowohl wie ihrer Mutter klar, daß Nielßen überhaupt nicht gekommen ſein würde, wenn Sophie ihn nicht nach Wiesbaden gezogen hätte. Dieſe ſelbſt that dazu wenig mehr, als daß ſie ſchön und gut ausſah, aber das genügte dem Don wohl, denn Frau von Woyerski und Katharina ermutigten ihn keineswegs, ſeine Beſuche zu wiederholen und zeigten ihm gegenüber im Gegenteil eine Zurückhaltung, die beinahe bis zur Unfreundlichkeit ging.

Nielßen war an ſolche Behandlung nicht gewöhnt; er war geſellſchaftlich verzogen, denn überall, wohin er ſonſt ging, empfing man ihn ſozuſagen mit offenen Armen. Die Kälte, welche Frau von Woyerski und Katharina ihm gegenüber ausſtrahlten, verſetzte ihn in eine höchſt unbehagliche Stimmung. Er empfand jedesmal ein gewiſſes Herzklopfen, wenn er ſich durch den albern lächelnden Diener, deſſen Miene zu ſagen ſchien: „Ich weiß ſehr wohl, weshalb Sie kommen," anmelden ließ. Es war verſchiedene Male vorgekommen, daß derſelbe Diener mit demſelben albernen Lächeln und dem augenſcheinlich unwahren Beſcheide zurückgekommen war, die Herrſchaften ſeien nicht zu Hauſe. Dann war der Don tief beſchämt von dannen gegangen, aber dennoch bald darauf wiedergekommen. Daß er überhaupt, von Zeit zu Zeit wenigſtens, empfangen wurde, verdankte er, ohne es zu wiſſen, dem Baron Roos, der Frau von Woyerski zu erkennen gegeben hatte, er wünſche, daß Sophie die Bekanntſchaft einiger achtbarer und liebenswürdiger junger Leute mache, ſei es auch nur, um ſie daran zu gewöhnen, wie ſie ſich in ſolcher Geſellſchaft zu bewegen habe. Sollte es Frau von Woyerski ſchwer fallen, hatte er hinzugefügt, derartige Verbindungen anzuknüpfen, ſo ſei er ſelbſt bereit, dies in die Wege zu leiten und werde ſich erlauben, ſeiner verehrten Freundin einige ſeiner jungen Bekannten vorzuſtellen. — Nielßen war Frau von Woyerski nicht angenehm, aber er ſchien ihr ungefährlicher als die Kandidaten, die Roos im Kampf um Sophie ins Gefecht zu führen drohte, und aus Furcht vor dieſen verſchloß ſie „dem langweiligen Gelehrten" die Thüren ihres Salons wenigſtens nicht ganz. Aber viel Freude fand der Don nicht in den ungaſtlichen Empfangsräumen der Mutter des Goldzopfes; an eine vertrauliche Unterhaltung mit Sophie war dort nicht zu denken. Die Mutter ließ die umworbene Tochter nicht eine Minute aus den Augen, und entfernte ſie ſich, ſo löſte Katharina ſie als Schildwache vor Sophies Herzen ab. Am glücklichſten für Nielßen war es noch, wenn ſeine Beſuche zufällig mit denen Sanins zuſammentrafen. Dann konnte er ſich wenigſtens ungeſtört an Sophies Anblick weiden, während Sanin und Katharina dazu ſpielten und ſangen.

Sophie war ſich wohl bewußt, daß die Augen des Don auf ihr ruhten, und einige flüchtige Blicke hatten ſie darüber belehrt, was dieſe Augen unverhohlen ſagten; aber ſie blieb die Antwort auf dieſe Rede ſchuldig. Sie konnte ſie nicht durch unfreundliche, ſtrenge Blicke zurückweiſen, denn ſie fand den Don gut und klug, wie ſie auch Onkel Roos freimütig geſagt hatte, und es lag ihr fern, den Mann, der ihr ein lieber Freund war, kränken zu wollen — aber den von Nielßen erſehnten Beſcheid auf die Blicke — nein, den konnte ſie ihm nicht geben, und „Ritter, treue Schweſterliebe widmet Euch dies Herz" läßt ſich nicht gut durch die Augen allein verſtändlich ſagen. Zu einer mündlichen Ausſprache zwiſchen den beiden war es aber, dank der von Frau von Woyerski und von Katharina ausgeübten ſcharfen Aufſicht, noch nie gekommen. — Ja, wenn Oswald Melchior Sophie ſo angeſehen hätte, wie Nielßen es that, dann würden Sophies Augen wohl beredt genug geweſen ſein, um darauf zu erwidern: „Es freut mich, Herr Oswald, daß Sie es gut mit mir zu meinen ſcheinen."

Aber der kurzſichtige Oswald blickte ſie nie ſo an, daß ſeine Augen etwas anderes geſagt hätten als ſein Mund, und der hatte für ſie bisher kaum ein herzliches Wort gehabt. — „Wie geht es Ihnen, gnädiges Fräulein? — Das Kleid, das Sie da anhaben, iſt ſehr hübſch! — Sind Sie damit einverſtanden, daß wir nach dem Eſſen ſpazieren fahren?" — Mehr als dies und Aehnliches hatte ſie nie von ihm gehört. Nur einmal hatte er ihr mit einiger Wärme geſagt: „Ich habe Ihnen noch nicht gedankt, liebes Fräulein Sophie, daß Sie ſich am Renntage meines Vaters ſo freundlich annahmen. Es war ſehr gut von Ihnen. Aber das hat mich nicht gewundert. Gutſein muß Ihnen leicht werden." Und dabei hatte er ſie mit ſeinen klaren, blauen Augen, die hinter der ſcharfen Brille klug und beobachtend hervorleuchteten, ernſt und aufmerkſam angeſehen, ſo daß ſie meinte, er müſſe alles erkennen, was in ihr vorging. Und ihr junges, reines Herz hatte geklopft zum Zerſpringen. — Aber Oswald hatte davon nichts geſehen und ſich bald darauf wieder mit einer linkiſchen Verbeugung von ihr abgewandt. Die arme Sophie war ſehr unglücklich darüber; aber das wußte ſie ſorgfältig zu verbergen, und niemand ahnte es, und ſie wagte kaum, es ſich ſelbſt einzugeſtehen.

Viertes Kapitel.

In der Villa Holm, in der es früher ſo laut und geſellig zugegangen, war es ſeit geraumer Zeit ſtill und einſam geworden. Dolores verließ ihr Zimmer nur ſelten und hatte während der letzten Wochen ſogar angefangen, ihre Mahlzeiten allein zu ſich zu nehmen, wobei ſie keine andere Bedienung als die Marthas oder der ſtillen Marie dulden wollte. — Wichers kam nicht mehr in das Haus. Er hatte ſich mit ſeiner Schweſter gezankt, weil dieſe, gegen ſein Verbot, Nielßen täglich und ſtundenlang in der Villa Holm empfangen hatte; und er war dort auch nicht wieder erſchienen, nachdem Nielßens Beſuche aufgehört hatten, wennſchon er in Erfahrung gebracht hatte, daß ſeine Schweſter leidend ſei. Er war dieſer in treuer, brüderlicher Liebe zugethan, und dieſe Liebe war das einzige warme, uneigennützige Gefühl, das er überhaupt hegte; aber ſein Trotz war vorläufig noch ſtärker als ſeine Zuneigung und hielt ihn voll Ingrimm und Bitterkeit von dem Hauſe fern, welches das einzige Weſen barg, das ihm lieb war. — „Sie hat mich aus ihrer Nähe vertrieben wegen eines fremden Eindringlings," ſagte er ſich. „Zwiſchen mir und ihm hat ſie ihn gewählt. Das Wenigſte, was ich erwarten darf, iſt, daß ſie nach mir verlange, daß ſie mir zu erkennen gebe, der Platz in ihrer Nähe, der mir gebührt, ſei nun wieder frei."

Aber Dolores dachte gar nicht daran, ihren Bruder zu ſich zu rufen. Er fehlte ihr nicht; auch ihre Kinder und der Vater ihrer Kinder fehlten ihr nicht; kaum daß ſie noch Nielßens gedachte. — Nichts und niemand fehlte ihr! — Sie hatte nur einen Wunſch: man möchte ſie ungeſtört, man möchte ſie ruhen, ſchlafen laſſen, und ſelbſt dieſer Wunſch äußerte ſich nicht anders als in der Pein, die ihr jede, auch die geringſte Störung verurſachte. Von Zeit zu Zeit, in Zwiſchenräumen, die ſeltener und kürzer wurden, kam ſie zu einer gewiſſen Erkenntnis ihrer Lage. Dann überfiel ſie eine Art unruhiger, ohnmächtiger Verzweiflung, die ſie dazu trieb, Bewegung und Geſellſchaft zu ſuchen; aber bald kehrte ſie von ſolchen kurzen Ausflügen unſagbar ermattet, ruhebedürftig, elend in das ſtille Gemach zurück, in dem ihr Leben traumhaft dahinſchlich.

Des Abends und des Morgens wurden ihr von einem Mädchen oder von Martha die beiden Kinder zugeführt, die ſie zerſtreut liebkoſte und die ſich, nachdem ſie der Mutter blaſſe, zarte Hand geküßt, auf den Fußſpitzen aus dem ſtillen Gemach entfernten, das ihnen unheimlich geworden war und in dem ſie kaum zu atmen wagten. Sie wurden von der Bonne, der ſie anvertraut waren, mit wiederholtem, leiſem „Hſch, hſch! . . .“ geräuſchlos die Treppe hinuntergeleitet; aber junges friſches Leben kam ihnen auch nicht, wenn ſie das Haus verlaſſen hatten. Es waren traurige, ſtille Kinder.

Martha führte ebenfalls ein ſtreng zurückgezogenes Leben und verkehrte nur mit den Kindern, denen ſie die Mutter zu erſetzen verſuchte, — mit ihrem Onkel, der die kurzen Mahlzeiten am Familientiſch mit ihr einnahm und den ſie täglich auf einem längeren Spaziergang begleitete, und endlich mit Ulrike von Udewald, zu der ſich ihr volles, trauriges Herz hingezogen fühlte und bei der ſie ſtets die herzlichſte, teilnahmsvollſte Aufnahme fand, ohne daß es jedoch zwiſchen der jungen, heiteren Frau und dem ernſten, zurückhaltenden Mädchen zu einer vertraulichen Ausſprache über das, was Marthas Herz bewegte, gekommen wäre. Bei Ulrike traf Martha dann gelegentlich mit dem langen Udewald, mit Decker, Oswald Melchior und den Woyerskis, Sanin mit inbegriffen, zuſammen, und einige Male hatte ſie dort auch Nielßen begrüßt — aber in ſolchen Fällen hatte ſie ſich immer unter irgend einem Vorwande ſchnell entfernt, ſo daß Ulrike, der dies nicht entgangen war, es ſchließlich ſo eingerichtet hatte, daß Marthas Beſuche bei ihr nicht mehr durch dritte geſtört wurden.

Martha hatte demnach nicht auf jeden Verkehr mit der Außenwelt verzichtet, aber ihr Leben war ein gänzlich freudenloſes und es war auch ein recht einſames, denn der Tag eines jungen Mädchens iſt lang, wenn es ſich nicht putzt, keinerlei Arbeiten in der Wirtſchaft zu verrichten hat, weder in Geſellſchaft geht, noch Geſellſchaft empfängt, auch Theater und Konzerte vernachläſſigt, ernſte Bücher zu ſchwer findet und leichteren Büchern keinen Geſchmack mehr abgewinnen kann, weil ſein eigener Roman der einzige iſt, der ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln im ſtande iſt. — Die Kinder, Onkel Wilhelm, Ulrike, die Mahlzeiten und die Spaziergänge nahmen alles in allem doch nur einige Stunden in Anſpruch, und der Reſt des langen Tages ſchlich für Martha einförmig und traurig dahin. Dann dachte ſie in ihrer Einſamkeit an ihre frohe Jugend, die ihr fern erſchien, obgleich ſie doch noch ſo jung war, an ihren Vater, der ſo gut, ſo nachſichtig, ſo klug geweſen war, für den ſie hätte ſorgen können und der ſie getröſtet haben würde — und an ihr verfehltes Leben. Aber darüber grübelte ſie jetzt nicht mehr mit bitteren Selbſtanklagen. Früher hatte ſie ſich geſagt, ſie allein ſei ſchuld, daß Nielßen ſie verlaſſen habe; jetzt, da er, den ſie geliebt hatte, zurückgekehrt war, aber ſich ihr nicht wieder genähert, ſondern einer anderen zugewandt hatte, erfüllte der Gedanke an ihn ſie nur noch mit Bitterkeit, und dieſe Bitterkeit war frei von Selbſtvorwürfen. Sie konnte nicht umhin, die ſchnell wachſende Vertraulichkeit zwiſchen Nielßen und Dolores zu bemerken, aber ſie bemühte ſich ehrlich, dieſe nicht zu beobachten, und ſie wies vor ſich ſelbſt die Vorſtellung mit Entrüſtung zurück, daß ihre feindlichen Gefühle Nielßen gegenüber auch nur die kleinſte Beimiſchung von Eiferſucht haben könnten. — Wenn er ihr zu Füßen geſunken wäre, ſie um Verzeihung zu bitten, ihre Liebe zu erflehen, ſie würde ihn kalt und ohne Anſtrengung zurückgewieſen haben. — So wähnte ſie guten Glaubens. — Aber ſie hätte ſich wohl dieſen Triumph über den Treuloſen gewünſcht. — Er wurde ihr nicht. — Nielßen machte keine bemerkbaren Verſuche, ſich ihr zu nähern und erſchwerte es ihr nicht, ihn zu meiden.

Es dauerte nach dem Streite zwiſchen Dolores und Nielßen einige Tage, ehe es Martha auffiel, daß Nielßen aufgehört hatte, ein täglicher Gaſt in der Villa Holm zu ſein. Sobald ſie dies aber einmal bemerkt hatte, wurde ſie ſehr aufmerkſam, und ohne ſich Rechenſchaft von dem Anteil abzulegen, den ſie an der Angelegenheit nahm, war ſie bemüht, derſelben auf den Grund zu kommen. Sie konnte jedoch nichts in Erfahrung bringen. Sie ſtellte nur feſt, daß Nielßen nicht mehr in das Haus kam und daß Dolores trauriger, ſtiller, immer trauriger, ſtiller und zerſtreuter wurde. Eine, zwei Wochen lang wollte Martha ſich die Sache noch durch einen „Liebeszwiſt“ erklären, der ihr nur ein verächtliches Lächeln abnötigen konnte; aber nachdem ein voller Monat dahingegangen war, ohne daß Nielßen ſich wieder gezeigt hätte, da mußte Martha ſich doch ſagen, daß es ſich um etwas Ernſtes handele, daß Nielßen von Dolores gegangen ſei — möglicherweiſe um nicht wiederzukehren. — Und dieſer Gedanke füllte ihr Herz — nicht etwa mit Hoffnung oder Freude — aber doch mit einer ſeeliſchen Ruhe, die unendlich wohlthuend war und die ihr geſtattete, ihre Aufmerkſamkeit, die während langer Zeit vorzugsweiſe auf ihr eigenes Thun, Denken und Leiden gerichtet geweſen war, nun auch den anderen wieder in erhöhtem Maße zuzuwenden. Und da fiel es ihr plötzlich auf, daß ſie auch Dolores nur noch ſo wenig ſah.

Die beiden, Dolores und Martha, waren ſeit dem Tage, an dem Dolores das junge Mädchen durch ihren Hohn über ihre Liebe zu Nielßen ſo tief gekränkt hatte, ſtill und feindlich nebeneinander hergegangen, und jede, auch die oberflächliche Freundlichkeit, die bis dahin zwiſchen ihnen beſtanden hatte, war vollſtändig abgeſchnitten worden. Dolores hatte keinen neuen Angriff auf ihre Nichte gemacht. Sie war ſicher in dem Gefühl, daß Nielßen ſich nicht um Martha kümmerte; und Marthas Gefühle — ob freudiger oder trauriger Art — beſchäftigten Dolores wenig, ſobald dieſe Gefühle nicht in Widerſpruch mit ihren eigenen Angelegenheiten und Abſichten traten. Daß aber Martha nicht ferner verſuchte und wohl auch nicht wieder verſuchen würde, ſich zwiſchen Dolores und Nielßen zu drängen, deſſen glaubte Dolores ſicher zu ſein. — Martha hatte eine Lehre bekommen, die ſie nicht ſo leicht vergeſſen würde! Dolores war nicht bösartig, grauſam, daß ſie Freude daran gefunden hätte, andere zwecklos zu quälen. Sie war ſelbſtiſch, kannte nur ihre eigenen Intereſſen und verteidigte dieſe, ohne in Bezug auf die Waffen, die ſie dazu gebrauchte, wähleriſch zu ſein. Wenn Martha ſie nicht ſtörte, ſo mochte ſie, unbehelligt von ihr, ſo glücklich ſein, wie ſie nur konnte. Aber Dolores' Wege und Pläne ſollte ſie nicht kreuzen, nicht zu vereiteln verſuchen. — Martha ließ ihre Tante jetzt in Frieden. — Das war alles, was dieſe von ihr verlangte. — Sie konnte es ſogar nach einiger Zeit, ohne irgend welchen Kampf, über ſich gewinnen, Martha wieder freundlicher zu begrüßen und zu behandeln. — Aber ſie fand bei dieſer kein Entgegenkommen. Marthas Benehmen ſtrahlte eiſige Kälte für Dolores aus, und dieſe gab den ſchwachen Verſuch, ſich ihr wieder zu nähern, bald und ohne Verdruß auf. Nachdem aber Nielßen gegangen und, wie es den Anſchein hatte, für immer gegangen war, da bemerkte Martha plötzlich, wie elend und krank ihre Tante geworden war, und Mitleiden, das ſich nicht zurückweiſen ließ, wennſchon der Gegenſtand desſelben keiner warmen, uneigennützigen Teilnahme würdig erſchien, zog in das Herz des jungen Mädchens. Sie beobachtete Dolores: wie bleich ſie war; wie müde und glanzlos die dunklen Augen aus den tiefen Höhlen blickten; wie leiſe und gemeſſen ſie ſprach. Martha war anders als Dolores. Sie konnte nicht leiden ſehen, ohne wenigſtens zu verſuchen, zu helfen.

„Was fehlt dir, Dolores?“ fragte ſie eines Morgens zu Anfang des Winters, als die drei — Dolores, Martha und Holm — am Frühſtückstiſch verſammelt waren. Holm warf über die Zeitung, die er in der Hand hielt, einen kurzen, teilnahmsloſen Blick auf ſeine Frau und vertiefte ſich dann wieder in das Leſen des Blattes.

Dolores hob ganz langſam das Haupt, das ſie geſenkt gehalten hatte, hoch in die Höhe und wandte ſich mit einem eigentümlichen, abweſenden Blick zu Martha: „Sprachſt du mit mir?“

„Ich fragte dich, was dir fehlte? Es kommt mir vor, als ob du angegriffen ausſäheſt.“

„So? Ah . . . In der That . . . Ja, ich fühle mich etwas müde. — Ich habe ſchlecht geſchlafen. — Ich werde mich nach dem Frühſtück ausruhen . . . ausruhen.“

„Es kommt mir vor, als ob du bereits ſeit längerer Zeit etwas leidend ſeiſt. Haſt du Schmerzen?“

„O nein! Gar keine Schmerzen. Ich befinde mich ganz wohl . . . Etwas müde . . . du verſtehſt . . . etwas müde . . .“

„Was ſagt der Doktor?“

„Der Doktor?“

„Nun ja; haſt du ihn nicht um Rat gefragt?“

„Nein . . . Ich bin ja nicht krank . . . Ich bin nur müde — verſtehſt du — müde . . . ach, unerträglich müde!“

„Schicke zum Doktor, Dolores. Soll ich ihn rufen? Laß ihn kommen.“

Wieder warf Holm einen kurzen, kalten Blick auf ſeine Frau, aber er miſchte ſich mit keinem Worte in die Unterhaltung.

„Martha, du biſt ſo gut,“ ſagte Dolores mit weicher Stimme.

Da ſtand Martha auf, näherte ſich ihrer Tante, und zum erſtenmal nach langer Zeit nahm ſie deren Hand, und als dieſe ſo kalt und klein und ſchwach in ihrer eigenen, geſunden ruhte, da überwältigte Mitleiden Marthas Herz und vertrieb alles daraus, was Dolores feindlich war. Sie beugte ſich hinab und küßte Dolores auf das dunkle Haar. Und nun erhob ſich dieſe ebenfalls und blickte um ſich, wie jemand, der ſeine Gedanken ſammelt, und plötzlich warf ſie beide Arme um Marthas Hals, legte ihr Haupt an deren Bruſt und begann, krampfhaft ſchluchzend, heftig zu weinen. Holm, ohne einen Blick auf die befremdliche Gruppe — Dolores in Marthas Armen — zu werfen, erhob ſich ſchnell und verließ das Zimmer.

Seit jenem Tage nun übernahm Martha die Obliegenheiten einer Krankenwärterin bei Dolores. Sie war häufig und lange mit ihr zuſammen, verſuchte, ſie zu zerſtreuen und überredete ſie manchmal, mit ihr ſpazieren zu fahren. Aber die Vertraulichkeit zwiſchen den beiden Frauen machte keine weiteren Fortſchritte. Um keinen Preis hätte Martha Nielßens Namen im Zuſammenhange mit ſich ſelbſt oder mit Dolores ausſprechen wollen; und auch dieſe erwähnte ſeiner niemals. Sie ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß je ein Zwiſt zwiſchen ihr und Martha ſtattgefunden hatte, und ſie nahm Marthas Freundlichkeit wie etwas Selbſtverſtändliches auf, für die ſie mit anerzogener, gewohnter Artigkeit zerſtreut dankte, ohne dafür innigere Dankbarkeit zu äußern. Die Thränen, die ſie am erſten Tage an Marthas Bruſt vergoſſen hatte, waren das einzige Zeichen, daß ſie, einen Augenblick wenigſtens, Verſtändnis und Erkenntlichkeit für Marthas Güte beſeſſen hatte. Seitdem ließ ſie ſich abwechſelnd von Martha und von ihrer Kammerzofe pflegen und bedienen, als ob das immer ſo geweſen wäre und ſo ſein müßte. Martha, der alle Gefühlsauftritte ein Greuel waren, verlangte keinen Dank für das, was ſie that, und es lag ihr fern, in irgend einer Weiſe vertrauliche Mitteilungen ihrer Tante herauszufordern. Einige Male aber war es gekommen, daß Dolores, ohne erkennbare äußere Veranlaſſung, aus ſich ſelbſt heraus, den Ton Martha gegenüber geändert hatte und plötzlich vertrauensvoll und mitteilſamer geworden war. Aber Nielßens Namen hatte ſie auch bei ſolchen Gelegenheiten nicht ausgeſprochen und nur geklagt, daß ſie unglücklich ſei, daß ſie ſterben möchte, daß ſie hoffentlich bald ſterben werde. — Einmal, ſchon ſpät im Winter, als ſie ſich gerade zur Ruhe begeben wollte und bereits entkleidet auf dem Bette ſaß, hatte ſie plötzlich, nachdem ſie lange ſtill dageſeſſen hatte, laut weinend gerufen: „O ſieh, Martha, wie elend, wie alt ich geworden bin!“ — Und dabei hatte ſie ihren welken Hals entblößt und dann ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt und ſo bitterlich geweint, daß Martha es ohne Jammer nicht hatte mitanhören können.

„Dolores,“ ſagte ſie, „du mußt mir endlich geſtatten, einen Arzt zu rufen; du mußt es zugeben; und wenn du es nicht erlaubſt, ſo geſchieht es ohne deine Einwilligung. — Es iſt ja grauſam, ich kann es nicht mehr mit anſehen, daß du dich quälſt, wenn es möglicherweiſe leicht wäre, dir Hilfe und Linderung zu verſchaffen.“

Dolores war plötzlich ſtill und aufmerkſam geworden. — „Martha, höre mich,“ ſagte ſie feierlich. „Ich beſchwöre dich, rufe keinen Arzt; thu' mir das nicht zuleide; ich werde ihn freiwillig nicht empfangen; ich werde ihm nicht antworten, nichts ſagen, mich nicht von ihm berühren laſſen. — Und wolltet ihr mich dazu zwingen — höre, was ich dir ſage, Martha — hörſt du? — Dann würde ſich ein Unglück ereignen. — Laß es nicht auf dein Haupt kommen — Martha — hörſt du — laß es nicht auf dein Haupt kommen! — Nimm dich in acht!“ — —

„Aber weshalb willſt du keinen Arzt ſehen? Erkläre es mir!“

„Nein — nein, kein Arzt! Unter keiner Bedingung! — Verſprich es mir, Martha! — Verſprich es mir heilig und teuer . . . ſonſt . . .“ Sie ſprang vom Rande des Bettes auf und blickte wild um ſich . . .

„Beruhige dich, Dolores! Ich verſpreche es dir.“

„Schwöre es mir.“

„Ich verſpreche es dir ernſt und wahrhaftig. — Nun aber leg' dich nieder und verſuche zu ſchlafen."

Dolores wurde ſchnell wieder ruhig und legte ſich gehorſam nieder; auch bewegte ſie ſich nicht mehr; aber als Martha ſich leiſe entfernen wollte, weil ſie glaubte, Dolores ſei eingeſchlafen, da ſah ſie, als ihr Blick das Bett ſtreifte, daß Dolores noch immer mit weitgeöffneten, ausdrucksloſen Augen in derſelben Stellung dalag, die ſie eine halbe Stunde vorher, beim Zubettgehen, eingenommen hatte. —

„Willſt du nicht verſuchen zu ſchlafen?" fragte Martha ſanft.

Dolores lächelte zerſtreut.

„Mach' doch die Augen zu."

Dolores gehorchte wie ein artiges Kind; aber Martha, die am Fuße des Bettes ſtehen geblieben war, bemerkte, und es wurde ihr dabei ganz unheimlich zu Mute, daß Dolores' ſchwere Lider ſich verſtohlen öffneten, und daß die Kranke bemüht war, heimlich zu erſpähen, ob Martha noch immer im Zimmer ſei, oder ſie verlaſſen habe. — Darauf entfernte Martha ſich geräuſchlos, in der Hoffnung, Dolores werde ſchneller Ruhe finden, wenn ſie ſich allein wüßte.

Als Martha die Treppe hinaufſtieg, die nach ihrem Zimmer führte, da war es ihr, als vernehme ſie in der tiefen Stille der Nacht, daß Dolores' Zimmer vorſichtig, leiſe, von innen verriegelt werde. — Sie blieb mehrere Minuten lauſchend ſtehen — bis ihr aufmerkſames Ohr dasſelbe leiſe Geräuſch zum zweitenmal vernahm. — Dann wurde alles ſtill.

Gleich darauf öffnete ſich eine Thüre neben Dolores' Schlafzimmer und Marie trat auf den Flur. — Martha winkte ihr.

„Sie war heute ſehr aufgeregt," flüſterte ſie dem Kammermädchen zu.

Dieſe nickte dazu.

„Es kam mir vor, als ob ſie ſich wieder eingeſchloſſen hätte, gleich nachdem ich von ihr gegangen war," fuhr Martha fort.

„Ich kann es von meinem Zimmer aus immer genau hören," ſagte Marie. — „Aber jetzt iſt alles in Ordnung. Sie liegt nun im Bette und wird bald eingeſchlafen ſein. — Ich will nur nach der Lampe und dem Feuer ſehen! Gute Nacht, gnädiges Fräulein!"

Martha fühlte ſich nicht in der Stimmung, Ruhe zu ſuchen. — Sie wußte, daß ihr Onkel die Gewohnheit hatte, bis ſpät in die Nacht hinein zu leſen. Seit mehreren Tagen bereits hatte ſie ſich vorgenommen, mit ihm zu ſprechen. Sie wollte es nun thun. — Sie klopfte leiſe an die Thür, die zu ſeinem Zimmer führte, und gleichzeitig öffnete ſie dieſelbe ein wenig und ſagte von außen: „Störe ich dich, oder kann ich noch einen Augenblick mit dir ſprechen?"

„Komm nur herein, mein Kind," antwortete Herr von Holm.

Er ſaß vor dem Kamin, in dem noch ein gutes Feuer brannte, und hielt ein Buch in der Hand, das er aufgeſchlagen neben ſich hinlegte, als Martha in das Zimmer trat. Er trug einen dunklen Hausanzug und um ſeinen Hals war ein breites, weiches, weißes Tuch geſchlungen. Sein bleiches Antlitz, von ſchlichtem Haar eingerahmt, das an den Schläfen ſilberweiß erglänzte, war von großer, ernſter Schönheit; — das Geſicht eines hoffnungsarmen, aber nicht verzweifelnden Mannes, eines, der entſagt ohne zu klagen, und der ſich nicht mehr freuen kann.

Der ſpäte Beſuch hatte für Holm nichts Ueberraſchendes, denn das Verhältnis zwiſchen ihm und Martha war, ſeitdem dieſe in ſein Haus gezogen, wie das zwiſchen Vater und Tochter.

„Nun, mein Kind," ſagte er, „was willſt du mir noch erzählen?" — Aber ehe Martha geantwortet hatte, fuhr er fort: „Es iſt dir doch nichts Unangenehmes zugeſtoßen? Sieh' mich einmal an . . . Was fehlt dir? . . . Biſt du krank . . .?"

„Mir fehlt nichts, Onkel; und meinetwegen komme ich auch nicht zu dir. — Tante Dolores beunruhigt mich."

„So?"

„Sie iſt kränker, als du zu glauben ſcheinſt."

„Was meint der Doktor?"

„Sie will keinen Arzt ſehen — unter keiner Bedingung, ſagte ſie."

„Nun — und dann?"

„Darüber möchte ich eben mit dir ſprechen."

Herr von Holm bog ſich dem Kamin zu und warf ein Stück Holz in das Feuer.

„Ich habe dazu nichts zu ſagen," brachte er nach einer kleinen Pauſe gleichgültig hervor.

„Onkel!" ſagte Martha mit einem leiſen Vorwurf in der Stimme.

Holm, der in ſich zuſammengeſunken dageſeſſen hatte, hob langſam die Schultern und den Kopf und wandte ſich, kerzengerade ſitzend, zu Martha, die er feſt und ernſt anblickte.

„Ich verdiene keinen Vorwurf," ſagte er finſter.

„Wie kannſt du denken, daß ich dir einen Vorwurf machen wollte. — Ich wollte dir nur ſagen, daß ich Tante Dolores heute krank und elend gefunden habe. — Es thut mir leid! — Und da kam ich zu dir. — Zu wem ſoll ich denn gehen, als zu dir, wenn mir das Herz ſchwer iſt?"

Holm bewegte das Haupt langſam und bedächtig auf und nieder. „Du haſt recht, Mitleiden mit ihr zu haben. — Ich tadle dich deswegen nicht. — Mich kümmert Dolores nicht mehr."

„Sie iſt doch krank, Onkel; ſie kann vielleicht ſterben. — Ich weiß nicht, weshalb du ihr zürnſt — aber könnteſt du ihr nicht verzeihen?"

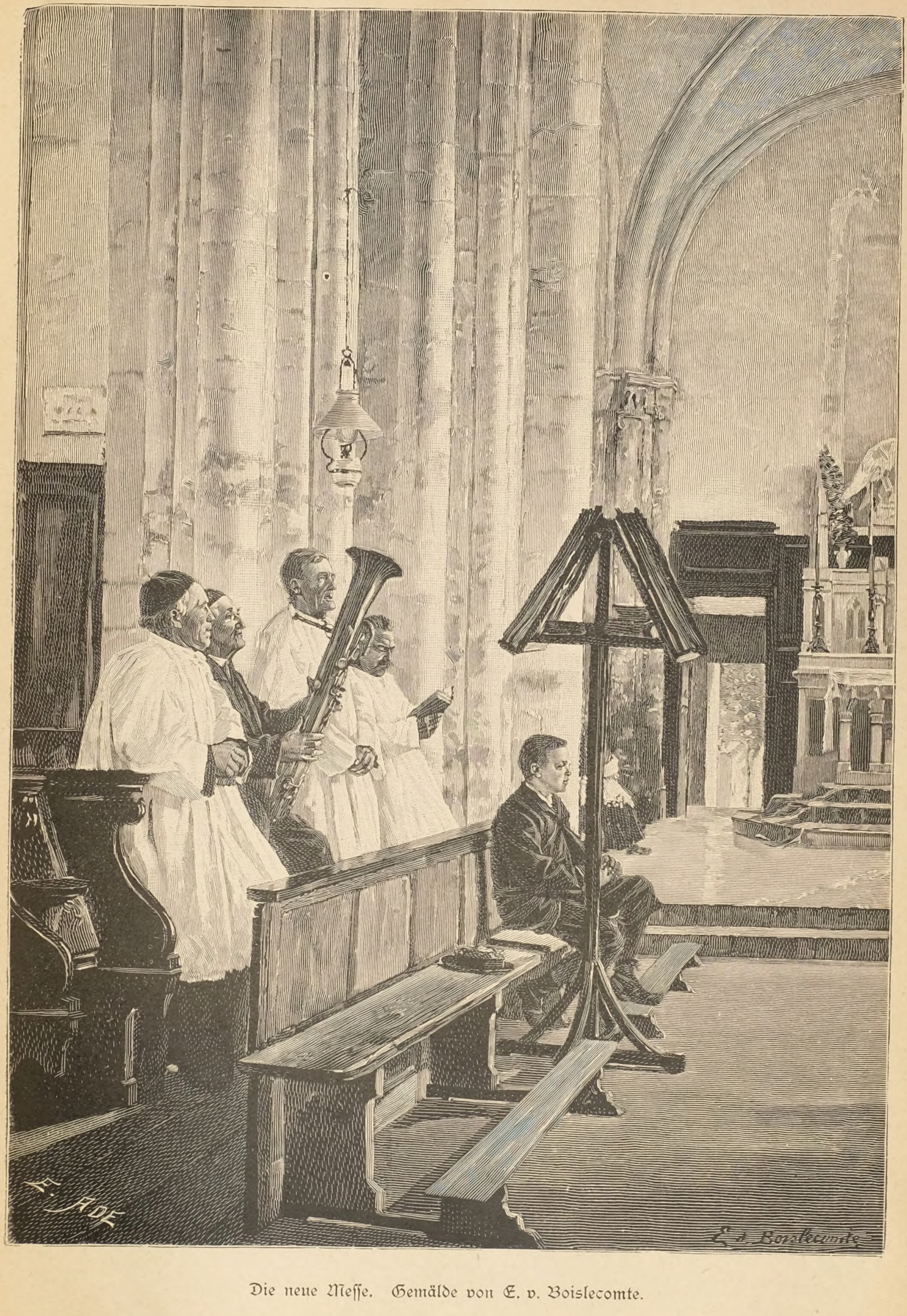
Da ſchoß eine Blutwelle in das Geſicht des alten Mannes, das plötzlich errötete, wie das Antlitz eines jungen Mädchens, und dann totenbleich wurde. — Er ſaß eine Weile, während der Martha ihn ſorgenvoll und traurig beobachtete, ſtumm und unbeweglich, dann atmete er tief auf und ſagte, vor ſich hinſtarrend mit heiſerer Stimme, leiſe und nachdenklich:

„Ich kann ihr nicht verzeihen — und ich habe ihr auch nichts mehr zu verzeihen. Meine Rechnung mit ihr iſt abgeſchloſſen . . . ausgeglichen."

Er wandte ſich langſam ſeiner Nichte zu, aber er blickte ſie nicht an, ſondern an ihr vorbei in die Leere.

„Sie iſt von ſchlechter Art — aber das erkannte ich zu ſpät. — Sie iſt gefallſüchtig, mit der Leidenſchaft, dem nagenden Verlangen des Trinkens nach Alkohol. — Sie konnte nicht leben, ohne zu gefallen" — er lächelte bitter — „und wenn ſie jetzt leidet, ja wenn ſie ſterben ſollte — ſo wäre das, weil ſie einem, dem ſie gefallen wollte, nicht gefallen hat, wenigſtens nicht ſo gefallen hat, wie ſie es wollte — daß er ihr alles zu Füßen legte: Treue, Ehre, Ruf! — Und da ſoll ich ſie bedauern, ich Mitleiden mit ihr haben, ich ihr verzeihen?"

Er hatte die letzten Worte noch immer leiſe, doch


E. ADE
E. v. Boislecomte

Die neue Meſſe. Gemälde von E. v. Boislecomte.

augenſcheinlich tief erregt hervorgeſtoßen. Er ſtockte eine kleine Weile, dann fuhr er fort in demſelben ruhigen Tone, mit dem er zuerſt geſprochen hatte:

„Ich war nicht blind. — Ich weiß nicht, ob ich alles, was ſie that und plante, geſehen und erkannt habe — aber ich habe vieles geſehen und verſtanden — zu viel — Niederträchtiges, Erbärmliches, Empörendes! — Ich ſah, wie ſie ihre Netze auswarf, nach dieſem und jenem . . . nach jedem, der ſich ihr näherte: — nicht aus Liebe, nicht treulos im Sinne des Geſetzes, das nur eine Sünde kennt, die es als Untreue wie ein Verbrechen beſtraft. Nein, nur aus elender Gefallſucht! — Ich warnte ſie; ich habe ſie angefleht, auf dem geraden Weg, den ich ihr geebnet hatte, zurückzukehren — Hohn und Spott wurden mir zur Antwort! — Was ſie thäte — was ich ihr vorzuwerfen hätte — ob ſie nicht das Recht hätte, ſich harmlos ihres jungen Lebens zu freuen? — Ihre Sucht zu gefallen, war ſtärker als ihre Pflicht, ihre Vernunft, als Sorge um ihren Namen, als die Liebe zu ihren Kindern! — Was ich gelitten habe, das kann ich nicht ſagen. Ich litt, ohnmächtig, ſie von ihrer Sucht zu heilen und mußte dieſe dulden; und dann langſam . . . langſam . . . nach jahrelanger, ſtill getragener Pein kam die Zeit, da mein empörtes Herz ſich verhärtete und ich ihre Schändlichkeit dulden konnte, ohne ferner darunter zu leiden. — Und nun liebe ich ſie nicht mehr, und ich haſſe ſie nicht, und wenn mich ihr Anblick auch immer daran erinnern muß, daß ſie mein Glück zerſtört hat, ſo ſchweift doch jetzt mein Auge über ſie fort mit keinem anderen Gefühl, als dem einer Verachtung, die bis zur vollkommenen Gleichgültigkeit geht. — Mag ſie ſich ihrer Triumphe freuen — oder ob ihrer Niederlagen leiden. — Weiter als bis dahin geht meine Duldſamkeit nicht. — Mitleiden mit ihrem Liebesſchmerz . . . um einen anderen, kann ich ihr nicht ſchenken.“

Martha ſaß ſtumm da, die Hände gefaltet, und blickte vor ſich hin. Holm ſtand auf, ſtellte ſich an das Fenſter und ſchaute lange hinaus in die dunkle Winternacht. — Dann trat er wieder zu Martha und ſtreichelte ſanft ihr weiches, helles Haar.

„Ich hätte nicht ſo ſprechen ſollen,“ ſagte er in dem milden, ernſten Ton, der ihm gewöhnlich eigen war; „ich habe mich fortreißen laſſen, ohne zu bedenken, wohin meine Gedanken mich führen könnten; ich bin ein ſchwacher, alter Mann. — Das, was jahrelange Kränkungen mir ſoeben entriſſen haben, war nicht für dich beſtimmt. Vergiß es, wenn du kannſt. — Und nun geh nur zu Bett, liebes Kind. — Gute Nacht! Behalte mich lieb!“

Da legte Martha ihr Haupt an die Schulter des gebrochenen Mannes und flüſterte unter Thränen: „Mein armer, armer, guter Onkel,“ und dann verließ ſie, die Augen zu Boden geſchlagen, leiſe weinend das Gemach und begab ſich in ihre Kammer.

Fünftes Kapitel.

Wichers hatte außer ſeiner Schweſter nie einen Freund auf Erden gehabt, und als er ſich zornig von ihr abgewandt, weil ſie trotz ſeines Befehles den Verkehr mit Nielßen nicht hatte unterbrechen wollen, da war er gänzlich vereinſamt. — Einige Wochen lang bemerkte er dies nicht, oder vielmehr der Gedanke kam ihm nicht, daß ſeine ſeeliſche Vereinſamung der wahre Grund ſeiner Unruhe und üblen Laune ſei. Sein Geſchäft gab ihm zu ſchaffen, ſein Aerger über Dolores, der er im Geiſte Reden hielt und Briefe ſchrieb, beſchäftigten ihn auf ſeinen Spaziergängen, — und Geſellſchaften, der Klub, die Spielbanken in Homburg und Wiesbaden endlich füllten eine beträchtliche Anzahl ſeiner freien Stunden aus und ließen ihn nicht dazu kommen, ſonderlich über ſich ſelbſt nachzudenken. Aber nach einigen Wochen fing er an, peinlich zu empfinden, ſich über ſeinen Bekanntenkreis und über gewiſſe, an ſich unbedeutende, häusliche Angelegenheiten nicht mehr frei und vertraulich, wie dies ehemals in ſeinen Unterredungen mit Dolores der Fall geweſen war — ausſprechen zu können. Er war früher täglich mit ſeiner Schweſter zuſammengetroffen; häufig hatten ſeine Beſuche nur wenige Minuten, dann aber auch wieder ſtundenlang gedauert. Er war ihr ſtets willkommen geweſen, denn ſie hing ihrerſeits mit tiefer, ſtarker Geſchwiſterliebe an ihm und fühlte wohl heraus, daß er der einzige Freund war, den ſie beſaß und den ſie nicht nötig gehabt hatte, ſich zu „erobern“, ſondern der aus eigenem Antriebe in unverbrüchlicher Treue zu ihr hielt; ſie konnte ihren Bruder zu jeder Zeit des Tages aufſuchen, ſicher, ihn nicht zu ſtören oder mit einem freundlichen Worte von ihm abgewieſen zu werden. — „Haſt du mir etwas Beſonderes zu ſagen?“ — „Nein, gar nichts, nur guten Tag“. — „Dann laß mich jetzt; ich habe noch eine eilige Sache zu erledigen.“ — „Schön, adieu!“ — „Adieu! Ich komme heut abend zu dir.“ — Das hatte nun alles aufgehört, und Wichers begann zu fühlen, daß damit ein weſentlicher Teil ſeines geiſtigen Wohlſeins verloren gegangen war. — Bei wem konnte er ſich jetzt beklagen über eine ſchlechte Köchin oder einen untreuen Diener, über Lampen, die nicht leuchten, und Kamine, die nicht heizen wollten. — Dolores allein hatte für derartige Schmerzen des verwöhnten, anſpruchsvollen, empfindlichen Junggeſellen Verſtändnis und Mitgefühl gehabt. — Wo konnte er nun ſeine Bosheiten über Freund und Feind — über Udewalds, Decker, Woyerskis, Sanin, den alten Roos und den jungen Melchior, den Prinzen X., die Gräfin Y., den Bankier Z. — loswerden, ohne befürchten zu müſſen, daß ſein böſes Geklatſch weiter getragen und ihm ſchließlich Unannehmlichkeiten bereiten werde? — Bei Dolores allein hatte er dafür freudige und gefahrloſe Aufnahme gefunden. — Die zurückgedrängten Klagen und die Bitterkeiten, die er ſtets auf der Zunge hatte, und die er jetzt herunterſchlucken mußte, machten ihn gallig, verdarben ihm den Appetit und den Magen und kamen in gelegentlichen Zornausbrüchen zum Ausdruck, die ihm eine alte, gute Köchin und einen bewährten Diener koſteten, an deſſen Hilfsleiſtungen er ſich gewöhnt hatte. — Er wurde geradezu erboſt auf Dolores; und je mehr er empfand, daß ſie ihm fehlte, je weniger konnte er ſich mit dem Gedanken befreunden, zu ihr zu gehen und ſich wieder mit ihr zu verſöhnen. Sie hatte ſich in früheren Zeiten oftmals bei ihm Rat — auch Geld zu ihren Toiletten — geholt. Er war ihr, außer ein guter Freund, auch eine zuverläſſige Stütze von praktiſchem Wert, ein wohlgeneigter, mächtiger Gönner, „der große Bruder“ geweſen, an den ſie immer zuerſt gedacht hatte, wenn ſie ſich in ſelbſtverſchuldeter Not und Aengſten befand. — Und nun ſollte er ſich „herablaſſen“, die erſten Schritte zu einer Wiedervereinigung mit ihr zu thun? — Nun und nimmermehr! — „Sie wird ſchon kommen,“ ſagte er finſter vor ſich hin. — Aber ſie kam nicht! Sie bedurfte ſeiner weniger als er ihrer. — Sie dachte kaum an ihn, ſie vermißte ihn nicht. — Wichers wußte das nicht und würde es nicht geglaubt haben, wenn man es ihm geſagt hätte. Er meinte, ſie kämpfe mit ihrem Trotz gegen ſeinen Starrſinn; aber er wartete ungeduldig darauf, daß ſie ſich vor ihm beugen möchte. — Einſtweilen ſuchte er nach Zerſtreuungen und fand ſolche hier und dort, und nirgends mehr als an der Börſe und am grünen Tiſch.

Wichers war immer ein Spieler und Spekulant geweſen, aber ein vorſichtig berechnender, kalter Spieler. Sein ſcharfer Geſchäftsverſtand, die guten Verbindungen, die er mit den erſten Bankhäuſern von Berlin, Paris und London unterhielt, ermöglichten es ihm, an der Börſe ſichere, Nutzen bringende Geſchafte zu machen, anſtatt ſich dort auf gefährliche Spekulationen einzulaſſen; am Spieltiſch aber gaben ihm die bedeutenden Kapitalien, die ihm zur Verfügung ſtanden, während er verhältnismäßig niedrig ſpielte und ſich nur ausnahmsweiſe an „großen Partien“ beteiligte, eine unverkennbare Ueberlegenheit an Ruhe und Ausdauer gegenüber den zahlreichen finanziell minder gut geſtellten Spielern, mit denen er am grünen Tiſch zuſammenzutreffen pflegte. — In ſeinem Aerger und Verdruß ſuchte nun Wichers aber zur Zerſtreuung ſtärkere Aufregungen, als er am trockenen Geſchäft und an harmloſen Partien fand. — Und dieſe Aufregungen wurden ihm vom erſten Tage ab in reichlichem Maße zu teil.

Jeder Spieler und jeder, der Spieler während längerer Zeit beobachtet hat, weiß, daß — entgegen allen Regeln über „die Gleichheit der Chancen“ — das Kartenglück den einen monate-, jahrelang begünſtigt, während es den andern mit derſelben Beharrlichkeit verfolgt. — Wichers verlor an dem Abend, an dem er zum erſtenmal in ſeinem Leben hoch ſpielte, eine ziemlich bedeutende Summe; am Abend darauf einen noch weit größeren Betrag, und konnte danach wochenlang keine Karte in die Hand nehmen, ohne nicht jedesmal zu verlieren und verſchiedene Male recht anſehnlich zu verlieren. — Er war in Geldſachen ein ſehr ordentlicher Menſch und er griff nicht etwa blindlings in einen vollen Säckel, um ſeine Verluſte zu decken, ohne ſich Rechenſchaft davon abzulegen, was er auf dieſe Weiſe los wurde. Wichers regelte im Gegenteil ſeine Spielſchulden in ſtreng geſchäftsmäßiger Weiſe durch Einſendung ſorgfältig ausgeſtellter, ordnungsmäßig gebuchter Checks, die er am Ende des Monats zuſammengeſtellt fand auf dem „Auszug aus dem Privatkonto des Herrn E. W.“, den ihm der Buchhalter, einer alten Verordnung entſprechend, am erſten des Monats überreichte.

Es war ein ganz neuer Anblick für Herrn Wichers, eines Tages ziffermäßig feſtgeſtellt zu ſehen, daß er im Verlauf weniger Wochen ſein Vermögen um einen großen Betrag verringert hatte. Es ärgerte ihn ſehr, ſo ſehr, daß er darüber alles andere vergaß, auch ſeinen Verdruß über Dolores. — Der Verluſt, ſo bedeutend er auch war, veränderte Herrn Wichers' Stellung in keiner Weiſe. Er hatte nur einen geringen Bruchteil ſeines Vermögens eingebüßt — aber daß er überhaupt verlieren, nicht gewinnen ſollte, war „unerhört“, erſchien ihm ungehörig, unglaublich. Er hatte ſo ſelten und immer nur ſo wenig in ſeinem Leben verloren, daß er ſeine Berechtigung, anderen Leuten das Geld abzunehmen, für beinahe ebenſo unantaſtbar hielt, wie das Recht, von den Zinſen ſeines Kapitals zu leben. — Er nahm ſich vor, den Verluſt, der ihn kränkte, wennſchon er darunter in keiner Weiſe zu leiden hatte, wieder gut zu machen, und zwar, wie er vor ſich hin murmelte: „pas plus tard que tout de suite“. — Er begab ſich auf die Börſe, wo er ſich ebenſo zu Hauſe fühlte, wie in ſeinem eigenen Arbeitskabinett, ſah und hörte ſich rechts und links um, ſprach mit ſeinem Prokuriſten, deſſen Spezialität das Börſengeſchäft war, und brachte plötzlich durch maſſenhafte Ankäufe eines beliebten Spielpapiers eine ſtarke Bewegung in das Tagesgeſchäft. — Als Herr Wichers aber ſeine Käufe beendet hatte, wurde es wieder „ruhig“ und der am Abend veröffentlichte „Börſenbericht“ meldete „Schluß flau auf Paris“.

„Was iſt denn in Paris los?“ fragte Wichers ärgerlich.

Gar nichts war „los“. Das Miniſterium „wackelte“.

„Morgen wird die Kammer ein günſtiges Votum abgeben und dann werden wir wieder feſte Börſen haben.“

„Sicher, ganz ſicher,“ beſtätigte der Prokuriſt, dem es ſchwer auf dem Herzen lag, ſeinem Herrn Prinzipal einige Stunden vorher nicht von den großen Ankäufen abgeraten zu haben.

Aber der nächſte Tag brachte kein günſtiges Kammervotum und die folgenden Tage ebenfalls nicht. — Es „kriſelte“ in höchſt bedenklicher Weiſe an der Seine, und die Börſen Europas, darunter ſelbſtverſtändlich auch die Frankfurter, deren Augen zu der Zeit noch geſpannt auf den „Pariſer Platz“ gerichtet waren, „ermatteten“ mehr und mehr. — Herr Eduard Wichers ſah ſich das eine ganze Woche lang zähneknirſchend mit an. Dann aber, angeſichts des empfindlichen Verluſtes, den er in dem Augenblick erlitt, und aus Furcht, denſelben noch zu vergrößern, fing er ohne Ueberſtürzung an zu verkaufen; und er verkaufte weiter, zu ſchnell fallenden Preiſen, bis er ſich, wie man in der Börſenſprache ſagt, vollſtändig „gedreht“ hatte. — Am nächſten Morgen meldete ein Pariſer Telegramm: „Rente im Boulevardverkehr ſteigend auf Kammervotum, welches die Stellung des Miniſteriums bis zur Vertagung des Parlaments ſichert.“

Die Pariſer und alle anderen Börſen begrüßten das frohe Ereignis mit „ſtürmiſcher Hauſſe“, und Wichers, der, wie ſeine Freunde mit unverhohlener Genugthuung feſtſtellten, „den Kopf verloren hatte“, ſchritt mit einer Haſt zu Deckungen, die den Verluſt, den das zweite Geſchäft mit ſich brachte, noch erheblich größer machten, als den, welchen wenige Tage vorher das erſte nach ſich gezogen hatte.

Zitternd und zagend verlas der Prokuriſt Herrn Wichers die Kurſe, zu denen „die Poſition liquidiert“ worden war.

„Nun ſind wir alſo glatt?“ ſagte Herr Wichers mit etwas heiſerer Stimme, aber ſeine Faſſung noch vollſtändig bewahrend.

„Ganz glatt, Herr Wichers; wir ſchulden kein Stück mehr.“

„Machen Sie mir für heute abend eine genaue Aufſtellung des Ergebniſſes der beiden letzten Operationen.“

Herr Meyer, der Prokuriſt, war ſeelenfroh, ſo leichten Kaufs davongekommen zu ſein und eilte aus dem Privatkabinett des Herrn Chefs an ſein Pult, um eine lange Reihe Zahlen zuſammenzuſtellen, die bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit die Größe des Verluſtes genau ſo feſtſtellten, wie der Mann ſich das fünf Minuten nach Abſchluß des Geſchäfts im Kopfe bereits vollſtändig klar gemacht hatte. — „980000 Mark. — Stimmt! — Aber das muß er (‚er‘ war Wichers) ja gerade ſo gut gewußt haben, wie ich!“ — Dann ſetzte er mit großer Traurigkeit hinzu: „Macht für meinen Teil 19600 Mark.“ Denn der langjährige Angeſtellte war als Belohnung für ſeine Treue und Umſicht und für die guten Dienſte, die er dem Geſchäft geleiſtet hatte, bei ſeiner Ernennung zum Prokuriſten auch mit „einem Anteil von zwei Prozent am Gewinn des Hauſes“ beglückt worden. Er hatte damals thörichterweiſe, in ſeinem unbegrenzten Vertrauen zu dem „Glück des Hauſes“, und um Herrn Wichers einen Beweis dieſes Vertrauens zu geben, dieſen gebeten, ihn gewiſſermaßen als Socius zu behandeln, d. h. am Gewinn und Verluſt zu beteiligen. Herr Wichers hatte dies herablaſſend zugeſtanden: „Sie werden wohl nicht darunter zu leiden haben,“ hatte er geſagt. —

Doktor Haſſe trat allein in das Krankenzimmer, wo er etwa eine Viertelſtunde verblieb. — Wichers und Martha waren jeden Augenblick gewärtig, einen heftigen Wortwechſel oder einen Schrei aus Dolores' Zimmer zu vernehmen; aber alles blieb ſtill. — Als der Arzt ſich wieder zu den Wartenden geſellte, ſagte er ernſt und ruhig: „Es iſt, wie ich geglaubt hatte. Ein außergewöhnlich ſchwerer Fall von Morphinismus. — Sie muß ſofort in eine Heilanſtalt gebracht werden. — Hier wäre es unmöglich, ſie ſo zu überwachen, wie ihr Zuſtand es unbedingt erheiſcht. — Wie mag ſie ſich das Gift in den Quantitäten, die ſie verbraucht haben muß, verſchafft haben? --- Wenn ich den Elenden entdecke, ſo ſoll er dafür teuer bezahlen.“ -- Er übernahm es, auf Bitten Wichers', alles Nötige zur Ueberführung der Kranken nach einer Heilanſtalt zu veranlaſſen und dafür Sorge zu tragen, daß ſie mit möglichſter Schonung dorthin befördert und aufgenommen, und daß ſie, wenn an Ort und Stelle, die beſte Pflege haben ſolle. — Selbſtverſtändlich werde ſie ihre eigene Wohnung und Bedienung bekommen -- beantwortete er eine Frage, die Wichers an ihn richtete. —

„Wie nahm ſie Ihren Beſuch auf?“

„O, ganz ruhig.“ --

Dann gab Haſſe Martha noch einige Anweiſungen bezüglich der Sachen und Kleidungsſtücke, welche die Kranke mit ſich zu nehmen hätte, und endlich empfahl er ſich mit dem Verſprechen, gegen ſechs Uhr, nach Einbruch der Dunkelheit wiederzukommen, um Frau von Holms Ueberführung nach der Heilanſtalt zu überwachen und ſie perſönlich dem Vorſtand derſelben zu übergeben. —

„Darf ich dabei zugegen ſein?“ fragte Wichers, als Haſſe bereits die Thürklinke in der Hand hielt.

„Ganz unbedenklich. — Aber ich würde es Ihnen nicht anraten. — Die Sache iſt für einen nahen Verwandten doch höchſt peinlich — und nützen können Sie der Kranken oder uns in keiner Weiſe. — Ich werde einen geſchulten Wärter mitbringen. — Auf heute abend!“

Wichers ging an dem Tage nicht zur Börſe. — Wenn er wieder verlor, ſo ſagte er ſich — und das war nach den Vorgängen der letzten Monate das Wahrſcheinlichſte —, dann verſchlimmerte dies ſeine Verhältniſſe noch mehr. — Gewann er einige tauſend Mark, ſo änderte das an denſelben nichts. — Seine Lage erſchien ihm hoffnungslos; er hatte in dem Augenblick nicht den Mut, ſeine Gedanken damit zu beſchäftigen.

Um halb ſieben Uhr fuhr ein verſchloſſener Wagen vor der Villa Holm vor. — Der Doktor hatte den Holmſchen Wagen nicht benutzen wollen „des Geredes der Dienſtboten wegen“. — Ein großer, ſtarker Mann mit glattraſiertem, gewöhnlichem Geſichte ſtieg vom Bock, wo er neben dem Kutſcher geſeſſen hatte, und begab ſich in den Vorgarten, wo er, die Hände in den Taſchen, langſam auf und ab ging.

Wichers, Herr von Holm und Martha waren bereits im Empfangszimmer der Villa verſammelt. Nach wenigen Minuten geſellte ſich Doktor Haſſe zu ihnen. — Der Mann mit dem glattraſierten Geſichte, der mit ihm in das Haus getreten war, blieb auf dem Flur zurück.

„Alles iſt bereit,“ ſagte der Doktor, ſobald er eingetreten war. — „Wie befindet ſich Frau von Holm?“

„Sie liegt angezogen auf der Chaiſelongue. Sie hat ſoeben nach Ihnen gefragt und ſcheint ziemlich ruhig,“ antwortete Martha.

„Nun warten Sie hier einen Augenblick — Herr von Holm, Herr Wichers, wollen Sie mich auf der Fahrt begleiten? -- Ich rate Ihnen, thun Sie es nicht. — Es iſt beſſer, wirklich beſſer! — Alſo treten Sie etwas zurück, daß ſie Sie im Vorbeigehen nicht bemerkt. — Die Thür können Sie offen laſſen, wenn das zu Ihrer Beruhigung beiträgt. — Das Kammermädchen iſt doch benachrichtigt?“

Darauf, ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer, ſchritt über den Flur und trat in Dolores' Schlafgemach, deſſen Thür er hinter ſich offen ließ.

„Gnädige Frau,“ hörten die drei ihn mit lauter aber nicht unfreundlicher Stimme ſagen, „ich muß Sie bitten, ſich zu erheben, dieſen Mantel umzuhängen, einen Hut aufzuſetzen und mir zu folgen. Ihr Geſundheitszuſtand macht es notwendig, daß Sie ſich für kurze Zeit meiner Pflege anvertrauen.“

Keine Antwort.

„Gnädige Frau, hören Sie? — Verſtehen Sie mich?“

Noch immer keine Antwort.

„Marie!“ — Dies mit gehobener Stimme vom Doktor gerufen.

Die ſtille Marie, die nur auf dies Zeichen gewartet zu haben ſchien, zeigte ſich auf dem Flur und war gleich darauf, wie eine Erſcheinung, wieder verſchwunden.

„Seien Sie der gnädigen Frau behilflich, aufzuſtehen. — So. — Warten Sie. — Ich will helfen . . .“

Holm und Martha lauſchten atemlos. — Wichers warf ſich mit einer Gebärde der Verzweiflung auf einen Seſſel und hielt ſich beide Ohren zu. --

„Nun hängen Sie der gnädigen Frau den Mantel um.“ — Man vernahm im Salon das Raſcheln des ſchweren Winterumhanges. — „Den Hut“ . . . Wieder eine kurze Pauſe. — „Nun bitte ich Sie, gnädige Frau, mir den Arm zu geben . . . Ich bitte . . .“ Lauter und herriſcher: „Ich muß bitten, gnädige Frau, . . . Ihren Arm.“

Und dann langſame, gemeſſene, leiſe Schritte und ein Schlürfen auf dem Teppich, wie wenn ein ſchwerer Stoff darüber gezogen würde. —

Dolores in ſchneeweißem Hausgewand mit langer Schleppe, das Geſicht ſo weiß wie das weiße Kleid, die Züge ſtarr, ausdruckslos, die unheimlich weitgeöffneten, dunklen Augen in die Leere ſtarrend, bewegte ſich, am Arme des Doktors, von dem Mann mit dem glattraſierten Geſichte aufmerkſam beobachtet und von der ſtillen Marie gefolgt, der Treppe zu. -- Dort blieb ſie eine halbe Minute ſtehen, hob das Haupt, atmete tief auf und ſchritt dann ſtumm mit der Majeſtät einer Königin, die zum Tode geht, die Treppe hinunter.

Sechſtes Kapitel.

Dolores' Ueberführung nach einer Heilanſtalt war am erſten Tage Stadtgeſpräch. Derartiges läßt ſich nicht verheimlichen: am frühen Morgen ſchon wußte man es in dem

Viertel, in dem die Villa Holm gelegen war, am Nachmittag auf der Börſe, wo man vergeblich darauf wartete, beobachten zu können, „welches Geſicht Wichers dazu machen werde“ — und am Abend in der ganzen Stadt.

Decker eilte zunächſt zu Nielßen, um mit ihm zu ſprechen, und ſodann, als er dieſen nicht zu Hauſe traf, zu Frau von Udewald, die ihm mit rotgeweinten Augen entgegenkam. —

„Nun, lieber Freund, was ſagen Sie dazu? Es iſt doch wirklich ſchrecklich. — Die arme Dolores — Und Holm — Und Wichers erſt, der ſeine Schweſter ſo zärtlich liebte. — — Aber erklären Sie mir, was kann die unglückliche Frau dazu gebracht haben, Morphium zu nehmen? — Ich habe ſchon manchmal von ſolchen Sachen geleſen und auch gehört - - aber ich hatte das immer für eine Legende gehalten. — Daß es in unſerer nächſten Umgebung vorkommen ſollte! Es iſt ſchrecklich! Die arme Dolores! Das alſo fehlte ihr? - - Haben Sie ſchon jemand aus der Villa geſehen? Martha, oder Holm, oder Wichers? - - Nun, ſo ſprechen Sie doch! - Sie ſind ein ſchrecklicher Menſch! Sie ſtehen da, ſtumm und ſteif, als ob Sie die Sache gar nichts anginge.“ - -

Decker war daran gewöhnt, bei Frau Ulrike nicht ſo leicht zu Worte zu kommen und obendrein noch für ſeine Schweigſamkeit getadelt zu werden. Er verſuchte deshalb auch nicht, ſich zu verteidigen und begnügte ſich damit, die Frage zu beantworten, die Ulrike an ihn gerichtet hatte. — Nein, er hatte noch niemand aus der Villa geſehen, weder Martha, noch Holm, noch Wichers; auch Nielßen nicht, aber jeder Bekannte, den er angetroffen, hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ſich mit ihm über den Vorfall zu unterhalten.

„Nun, und was ſagen die Leute?“

„Gott! Was ſollen ſie ſagen. — Niemand kann doch etwas Sicheres wiſſen, denn ſonſt müßten wir es ja zuerſt in Erfahrung gebracht haben. — Eines nur iſt mir aufgefallen und darüber wollte ich gerade mit Ihnen ſprechen.“

„Nun?“

„Haben Sie Frau Wichers gekannt, Dolores’ Mutter?“

„Nicht genau, denn ich war noch ein Kind, als ſie ſtarb; aber ich erinnere mich ihrer ſehr gut. Dolores ſieht ihr ähnlich; nur war die Mutter nicht ſchön. Sie hatte eine blaſſe Geſichtsfarbe — grünlich, denken Sie nur! Große, große, dunkle Augen und pechſchwarzes Haar — wie Dolores. Sie war klein und zierlich, furchtbar mager. — Als Kind dachte ich immer, ſo müßten die Hexen ausſehen. — Es war keine freundliche Frau. Ich ging nicht gern zu ihr . . .“

„Iſt es wahr,“ fragte Decker, einen Augenblick benutzend, in dem Ulrike Atem ſchöpfte, „daß Frau Wichers im Irrenhauſe geſtorben iſt?“

„Keine Idee! . . . Welcher Unſinn! . . . Was die Leute nicht alles erfinden! — Sie iſt in ihrer Wohnung geſtorben . . . Ich habe noch einen Kranz auf den Sarg gelegt . . . Aber . . . warten Sie . . . Laſſen Sie mich einen Augenblick nachdenken . . . Ja, ganz richtig . . . Sie war einmal ſehr krank, und ich glaube, ſie iſt auch einmal in einer Heilanſtalt geweſen — verſteht ſich! Jetzt ſteht es wieder ganz deutlich vor mir . . . Sie war ein Jahr lang in einem Irrenhauſe — vielleicht noch länger. — Darum hatten wir Kinder auch immer ſo große Furcht vor ihr . . . Daß ich es vergeſſen konnte . . .“

„Wollen Sie hören, was die Leute ſagen?“

„Aber natürlich. — So ſprechen Sie doch.“

„Die Leute ſagen, Dolores’ Zuſtand wäre gar nicht überraſchend; ſie wäre, wie ihre Mutter, verrückt geworden — erblich belaſtet nennt man das — und,“ fügte er leiſer hinzu — „unter uns, ſprechen Sie nicht davon, wir wollen doch den Leuten nicht ſchaden — man flüſtert, Wichers ſei auch daran, den Verſtand zu verlieren . . . wenn er ihn nicht gar ſchon verloren hätte. — Er hat während der letzten Monate in geradezu unſinniger Weiſe geſpielt und ſpekuliert. — Die Leute behaupten, er hätte ſein ganzes Vermögen verloren, vielleicht noch mehr.“

„Alles böſer Klatſch, lieber Decker. — Wichers mag verloren haben, recht viel ſogar — aber ſein ganzes, großes Vermögen, — das zu ſagen iſt unſinnig — glauben Sie mir!“

„Ich möchte Ihnen gern glauben, aber ich kann es leider nicht. — Ich habe ganz wohlwollende und vorſichtige Leute ſagen hören, Wichers’ Stellung ſcheine arg gefährdet. — Sie brauchen übrigens nur Ihren Vater oder Oswald zu fragen. — Die werden Ihnen ſicherlich reinen Wein einſchenken.“

„Da fällt mir ein, daß ich Oswald ſeit drei oder vier Tagen nicht geſehen habe — was treibt er eigentlich?“

„Er bläſt Trübſal.“

„Noch immer wegen Martha?“

„Ich weiß es nicht beſtimmt, aber ich nehme es beinahe als ſicher an.“

„Das iſt auch eine recht traurige Geſchichte,“ ſagte Ulrike verſtimmt. — Die kleine Frau hatte ein großes Herz, das ſich gleichzeitig mit vielerlei beſchäftigen konnte. Unbeſchadet ihrer Teilnahme an den Schickſalen der Holms und Wichers, war ſie, ſobald es ſich um ihren „lieben Oſſy“ handelte, ſofort ganz bei der Sache. — „Sie glauben gar nicht, lieber Decker, welche Mühe ich mir gegeben habe, Oswald von ſeiner unglücklichen Liebe für Martha zu heilen. — Martha will nämlich poſitiv nichts von ihm wiſſen. — Sie hat meinen Bruder nun einmal nicht lieb, das heißt ſie mag ihn wohl ganz gern leiden, ſie findet, daß er ein guter, braver Menſch iſt, ſie will ihm wohl, — aber ſie liebt ihn nicht. Und Sie wiſſen ja, wie ſtarrſinnig unſere gute Martha iſt! Soll ich ihr deswegen böſe ſein? Soll ich ihr Vernunft predigen: — Sie ſolle ihn nehmen, es würde ſchon gut gehen, ſie ſolle es nur probieren? — Nein, Deckerchen, das kann ich nicht. — Ich möchte, ſie liebte Oswald, denn ſie iſt das beſte, treueſte Mädchen, das ich kenne, und wenn ſie Oswalds Frau wäre, ſo würde der gute Junge eine zuverläſſige Gefährtin für ſein Leben haben. — Aber ſie liebt ihn nun einmal nicht. — Was iſt da zu machen? — Sie liebt einen anderen.“ —

Decker machte ein zuſtimmendes Zeichen.

„Sie haben es auch bemerkt?“

„Natürlich, vom erſten Tage an.“

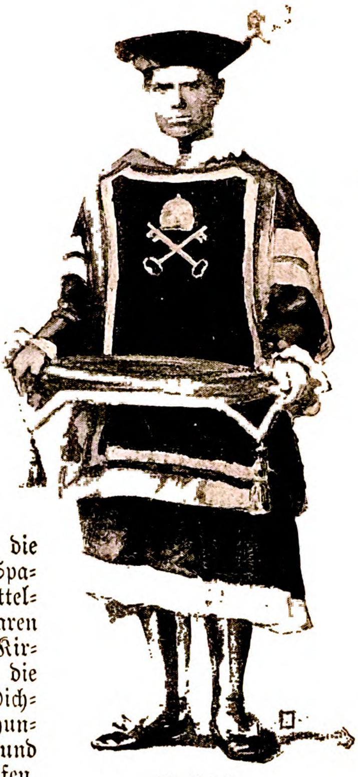
„Den Don.“

„Wie Sie richtig bemerken. — Und der Don macht ſich ſeinerſeits nichts aus Martha, ſondern iſt bemüht, ein anderes junges Herz zu erobern, das, wenn ich mich nicht irre, gar nichts für ihn empfindet. — Es geht wirklich nirgends ſo komiſch zu, wie in der Welt. — Das ſollte mal einer in einem Roman erzählen, was wir hier vor unſeren Augen ſich abſpielen ſehen, man würde ihn auslachen und ſagen, er habe kindiſche Verwickelungen erfunden, um ſich unterhaltend zu machen.“ (Fortſetzung folgt.)

Eine ſpaniſche Alma Mater.

Von

Guſtav Dierck.

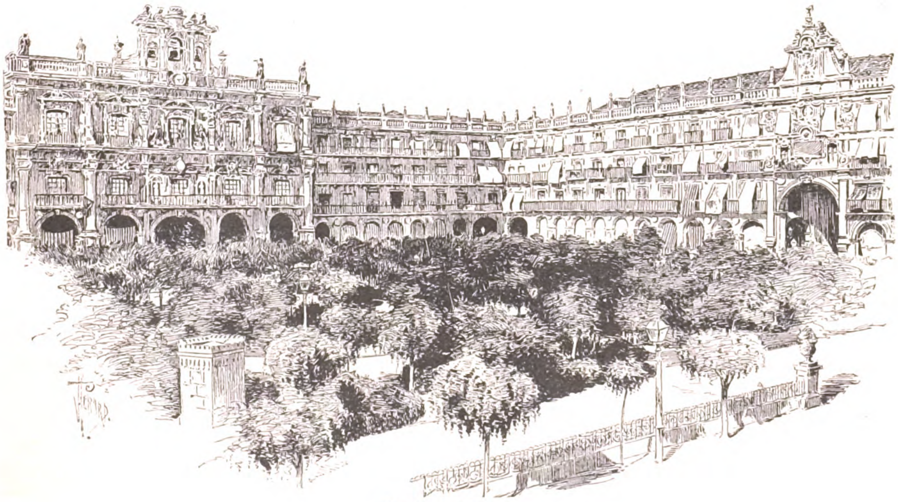


Ein Pedell.

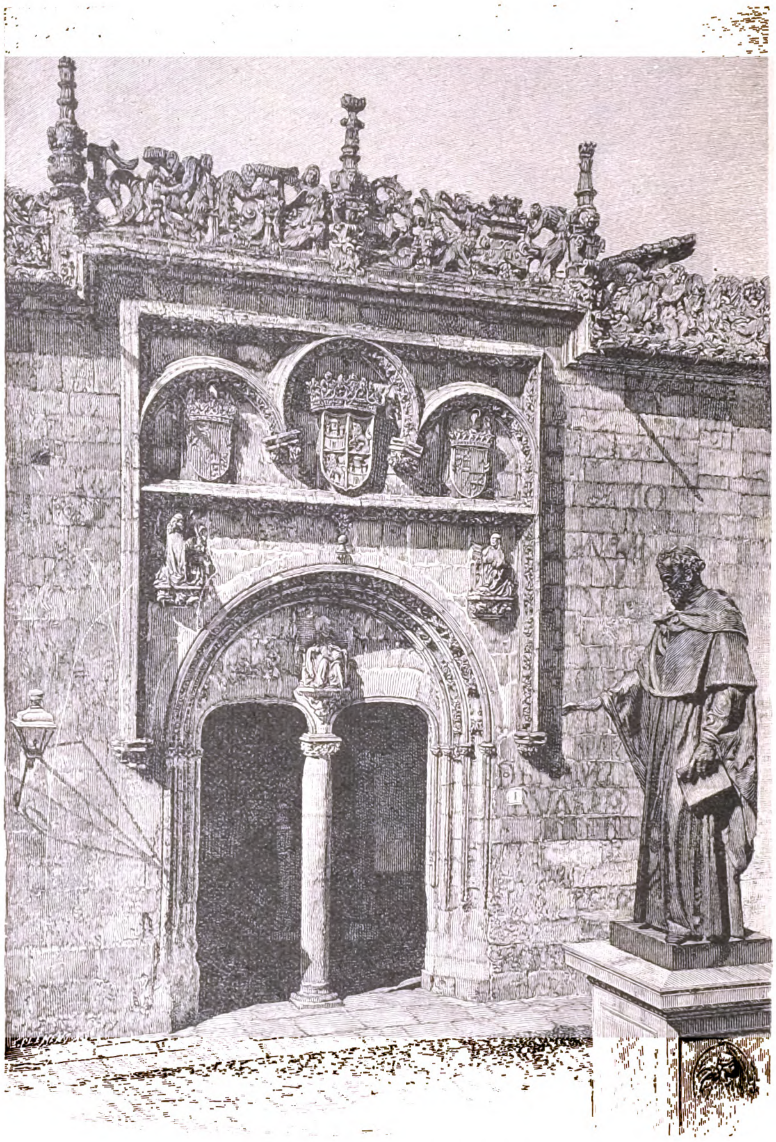
„Das heutige Spanien nährt ſich noch von dem Ruhm früherer Zeiten, in denen es der Welt ſeine Geſetze diktierte und der Herd der europäiſchen Kultur war,“ hört man von Kennern der ſpaniſchen Zuſtände häufig ausgeſprochen; und dieſe Anſicht iſt allerdings völlig zutreffend, die Beweiſe für ihre Richtigkeit drängen ſich nicht nur dem Hiſtoriker und Kulturhiſtoriker, ſondern ſelbſt dem einigermaßen ſorgfältig beobachtenden Touriſten überall auf, wohin er ſein Auge in Spanien wendet.

Das Mittelalter ragt dort noch auf zahlreichen Kulturgebieten in die Heutzeit hinein; ſein Geiſt, ſeine Weltanſchauung liegen mit denen der Gegenwart noch im Kampfe; ſeine Inſtitutionen, ſeine Gebräuche herrſchen mit geringen Abänderungen heute noch, und nur in ſeiner äußeren Erſcheinung, in ſeinen Verkehrsverhältniſſen, in ſeinen Lebensbedürfniſſen ſucht Spanien mit den maßgebenden Kulturländern zu wetteifern. Es nimmt bereitwillig die letzten Ergebniſſe der modernen Weltkultur an, ziviliſiert ſich und ſucht den Glauben zu erwecken, daß es im Begriffe ſteht und im ſtande iſt, den am weiteſten vorgeſchrittenen Trägern und Förderern der Kultur den Rang abzulaufen. Das elektriſche Licht, das Telephon und alle anderen Errungenſchaften der Elektrotechnik haben zwar ihren Eingang in manche Paläſte der Inquiſition und in die Stiergefechtsarena gefunden — aber ſie haben nicht vermocht, aus ihnen den Geiſt des Jeſuitismus, die Unduldſamkeit der Kirche, die Freude an den unſerer modernen Kultur hohnſprechenden blutigen Kampfſpielen zu beſeitigen. Dieſe Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit, dieſes Nebeneinanderbeſtehen von Anſchauungen und Einrichtungen, die ſich ſcheinbar völlig ausſchließen, dieſes Zuſammenwirken unvermittelter Gegenſätze ſind für Spanien allerdings charakteriſtiſch und ſie machen ſich uns daſelbſt auf Schritt und Tritt bemerkbar. Unkultur und Ueberkultur erſcheinen oft auf das innigſte gepaart.

Die prächtigſte Kulturblüte der Iberiſchen Halbinſel entwickelte ſich unter mauriſcher Herrſchaft vor 1000 Jahren. Eine zweite, in ihrem Charakter und in ihrer Erſcheinung völlig verſchiedene Blüteperiode trat im 16. Jahrhundert ein und dauerte bis gegen das Ende des 17. Darauf aber folgte der tiefſte Verfall, der bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts dauerte, und alle Bemühungen der gebildetſten Kreiſe des Volkes, die Maſſe des letztern auf die Höhe der Kultur unſerer Zeit zu erheben, haben bisher nur ein ſehr dürftiges Reſultat ergeben. Von einem ſelbſtändigen Fortſchreiten auf der Bahn der Ziviliſation iſt bis jetzt keine Rede, und dies bemerkt man deutlich, ſobald man die Kulturzentren des heutigen Spanien verläßt und die des mittelalterlichen aufſucht. Es waren nicht nur die allmächtigen Kirchenfürſten, die Feldherren, die Diplomaten, die Maler und Dichter, welche in früheren Jahrhunderten Spanien zu Macht und Anſehen in der Welt verhalfen, ſondern auch die Gelehrten und unter ihnen in erſter Linie diejenigen, welche auf der Univerſität Salamanca ihre Ausbildung erhalten hatten. Selbſt die Studenten dieſer berühmteſten Hochſchule des chriſtlichen Spanien ſpielten eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben — freilich weniger wegen ihres Studieneifers und ihres Wiſſens, als vielmehr wegen ihrer tollen Streiche, wegen ihrer Bettlerexiſtenz und ihres Vagabundierens, das ihnen durch die Staatsgrundgeſetze des Mittelalters als ihr Vorrecht geſtattet war. Der ſpaniſche Student und der Salmantiner im beſondern bildete eine typiſche, ungemein beliebte Figur des öffentlichen Lebens und infolgedeſſen den ſtändigen Gegenſtand des Spottes, des Witzes und novelliſtiſcher wie dramatiſcher Behandlung. Die ſpaniſche wie die franzöſiſche Litteratur haben zahlreiche vortreffliche humoriſtiſche Schilderungen der ſpaniſchen Studenten und des Lebens, das ſie führten, aufzuweiſen. Cervantes, Hurtado de Mendoza und Le Sage haben aber namentlich dazu beigetragen, dieſen Typus früherer Zeit in aller Welt bekannt zu machen. Auch die Malerei hat ſich einen ſo günſtigen Vorwurf nicht entgehen laſſen und ihn oft benutzt. Mit beſonderem Glück iſt dies ſeitens des zeitgenöſſiſchen jungen Malers Mejia geſchehen, von deſſen vortrefflichem Gemälde wir nebenſtehend eine Reproduktion geben. Und ſelbſt das unrichtige,



Die Plaza Mayor



Eingang zur Franziskanerſchule.

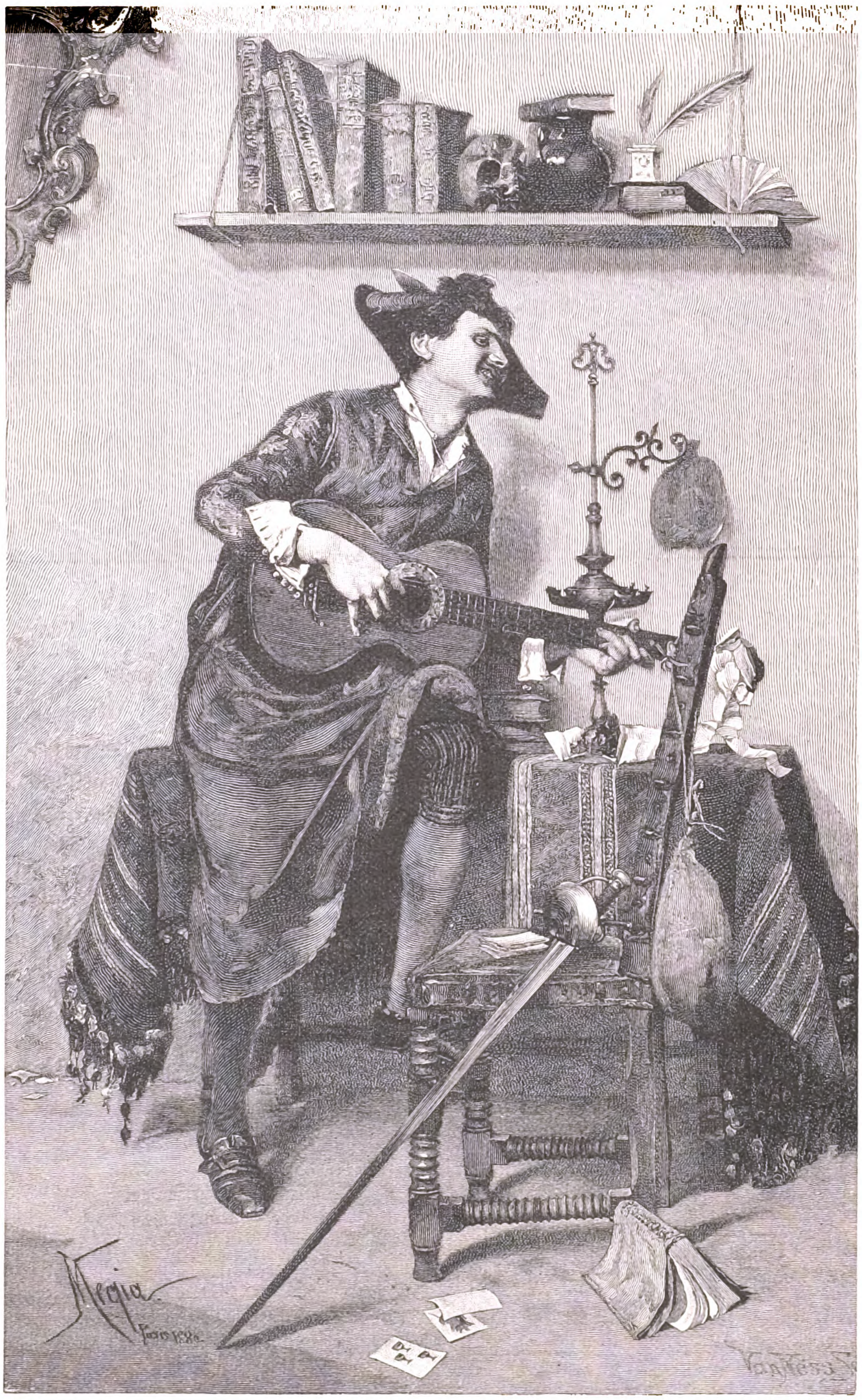
weil verfeinerte Bild, das die im Auslande reiſenden ſpaniſchen Eſtudiantinas von dem Studentenleben des Mittelalters zu geben verſuchen, übt trotz ſeiner Falſchheit einen bedeutenden Reiz auf alle aus, die dasſelbe ſehen.

Salamanca, die berühmteſte der ſpaniſchen Univerſitäten des Mittelalters, gehört zu den Städten Spaniens, welche durch ihre Altertümlichkeit jeden anziehen, der überhaupt ein Verſtändnis und Intereſſe für die bedeutenden Leiſtungen früherer Kulturperioden beſitzt. Wie Toledo und Tarragona, wie Cadiz und Zaragoza ſpielte ſie ſchon im früheſten Altertum eine bedeutende Rolle; wie jene iſt ſie heute nur der Schatten von dem, was ſie einſt war; wie jene lehrt ſie durch ihre alten Bauten ein gutes Stück politiſche und Kulturgeſchichte. Die Ruinen zeugen von den vielen Kämpfen, welche dort ſtattgefunden haben, und beſonders von der Zerſtörungswut der Heere Napoleons I., denen nichts heilig war, die vernichteten, was ſie nicht mitnehmen konnten. Die feſtungsartigen Paläſte der in der Weltgeſchichte bekannten alten Adelsgeſchlechter: der Herzöge von Alba, der Grafen von Monterey, Montijo und Lermus, der Salmantiner „Montecchi und Capuletti“: der Monroyes und Manzanos geben Kunde von den unruhigen Zeiten der inneren ſtädtiſchen Kämpfe. Philipps II., Karls V. Namen und Wappen erinnern uns jeden Augenblick an dieſe mächtigen Könige, welche ſich oft auf längere Zeit in dieſer Stadt aufhielten, in der auch Philipps Heirat mit Maria von Portugal ſtattfand. Das Schlachtenkreuz des Cid beſchwört die von zahlloſen Sagen und Romanzen umwobene Geſtalt jenes alten Kriegshelden herauf. Das Schwert, welches Johann von Oeſterreich in der ſiegreichen Seeſchlacht von Lepanto führte, erinnert an ein Ereignis, das von allen Spaniern als eines der ruhmreichſten ihrer Geſchichte gefeiert wird. Noch ſteht das Dominikanerkloſter, in dem Kolumbus von 1484 bis 1486 weilte und deſſen Prior, der durch ſeine furchtbare Grauſamkeit und ſeinen Fanatismus berüchtigte nachmalige Großinquiſitor und Erzbiſchof von Sevilla, Don Diego de Deza, ſich eher zu den Anſichten des ſpäteren Entdeckers Amerikas bekehrte als die gelehrten Doktoren der Univerſität. In der Nachbarſchaft iſt das Kloſter der barfüßigen Karmeliterinnen, in dem die Begründerin desſelben, die heilige Thereſa, begraben iſt. Zahlreiche Kirchen rechtfertigen den Namen des „kleinen Rom“, den Salamanca im Mittelalter trug. Die vielen Kollegienhäuſer erinnern uns daran, daß wir uns an dem Herd der mittelalterlichen Gelehrſamkeit befinden.

Ein einziger Gang durch die Stadt, ein einziger flüchtiger Beſuch der hervorragendſten Kirchen weckt ſomit ſchon zahlloſe hiſtoriſche Reminiscenzen, und fangen wir dann vollends an, uns genauer umzuſchauen, ſo finden wir bald, daß die alte, am Ufer des Tormes maleriſch gelegene feſte Univerſitätsſtadt in ihren Mauern die meiſten weltgeſchichtlich bedeutenden Perſönlichkeiten des mittelalterlichen Spanien auf längere oder kürzere Zeit beherbergt hat. Wenn irgendwo, ſo drängt ſich uns daher in Salamanca ein Vergleich auf zwiſchen der großen Vergangenheit Spaniens, auf die die Bewohner des Landes mit Recht ſtolz ſind, und der Heutzeit, in der ſie immer noch in der letzten Reihe der modernen Kulturvölker ſtehen und weit davon entfernt ſind, ihre glänzenden Traumbilder verwirklicht zu ſehen: ihre einſtige dominierende Machtſtellung von neuem einzunehmen. Salamanca gibt uns in ſeiner äußeren Erſcheinung ein zwar ſehr verkleinertes, im übrigen aber völlig getreues Spiegelbild des geſamten Landes. Einſt eine Pflegeſtätte der Wiſſenſchaften und Künſte, wovon die dem Verfall und der Zerſtörung entgangenen Paläſte und Kirchen noch beredte Kunde geben, einſt eine volkreiche Stadt von etwa 60 000 Einwohnern, liegt Salamanca heute großenteils in Trümmern, iſt zum Range einer kleinen Provinzialſtadt mit kaum 20 000 Einwohnern herabgeſunken und hat längſt aufgehört, eine Rolle im wiſſenſchaftlichen Leben Spaniens, geſchweige denn der Welt, zu ſpielen. Selbſt die jüngſten Bauwerke gehören mit ihrer Entſtehungszeit doch mindeſtens der Mitte des vorigen Jahrhunderts an und auch dann wurden die Materialien der älteren Paläſte und Klöſter aus der Blütezeit der Stadt verwandt. Für die modernen Kaſernenbauten und die öffentlichen, dem Verkehr und der Verwaltung der Neuzeit dienenden Aemter ſind ebenfalls die dem Verfall geweihten geräumigen Baulichkeiten der

Vergangenheit benutzt worden und noch iſt die Maſſe derer ſehr beträchtlich, die in der Zukunft für die Zwecke des wachſenden Verkehrs verwendet werden könnten.

Den Mittelpunkt der heutigen Stadt bildet die Plaza Mayor oder Plaza de la Conſtitucion, ein Platz, um den jede Großſtadt, ſelbſt Madrid, Salamanca beneiden könnte. Die Anlage derſelben wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von Andrés Garcia Quiñones gemacht, und dieſer geſchätzte Baumeiſter hat dabei ſeine Fähigkeiten auf das glänzendſte bewieſen. Die Nordſeite dieſes rieſigen Platzes, der den heutigen Bevölkerungsverhältniſſen ebenſowenig entſpricht wie die großen Kirchen und die Hörſäle der Univerſität der heutigen Zahl der Einwohner und der Studenten, wird von dem Rathaus eingenommen, das in dem überladenen Stil José Churrigueras ausgeführt iſt, der 1660 in Salamanca geboren wurde und den jüngeren Bauten der Stadt den Stempel ſeiner Eigenart aufgedrückt, auf die Baukunſt ſeiner Zeit in der ſpaniſchen Welt Europas wie Amerikas einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Wie die Plaza Mayor in Madrid und wie ähnliche Plätze in anderen Städten Spaniens diente auch die Salmantiner Plaza bis in die ſechziger Jahre unſeres Jahrhunderts zur Abhaltung von Stiergefechten, und die Fenſter der den großen Platz umgebenden Gebäude wurden bei ſolchen Gelegenheiten vermietet. Jetzt iſt der Platz zum öffentlichen Garten umgeſchaffen und die ihn umgebenden Arkaden dienen als beliebter Spaziergang für die Einwohnerſchaft. Auch die größten Cafés und Reſtaurants wie die glänzendſten Geſchäfte ſind daſelbſt gelegen, ſo daß der Platz den Mittelpunkt des geſchäftlichen und des geſelligen Verkehrs bildet. In der Nähe der Plaza Mayor iſt der Gemüſemarkt, auf dem man noch die maleriſchen Trachten der Bauern und Bäuerinnen der Nachbarſchaft, der Charros, ſehen kann, die ebenſo wie die Volkstrachten anderer Provinzen raſch verſchwinden. Dieſe Landleute der Umgegend von Salamanca ſind bei ihrem engen Verkehr mit den Studenten auch in allen Werken, welche die letzteren behandeln, charakteriſiert worden und zahlreiche Anekdoten ſind über die Charros in ganz Spanien im Umlauf. Ihre Gutmütigkeit, Ehrlichkeit und Naivetät ſind ſprichwörtlich; ſo ſoll es mehr als einmal vorgekommen ſein, daß ein Charro in die Vorſtellung des Liceotheaters eingegriffen hat, um die Theaterkönige vor ihren Feinden, die



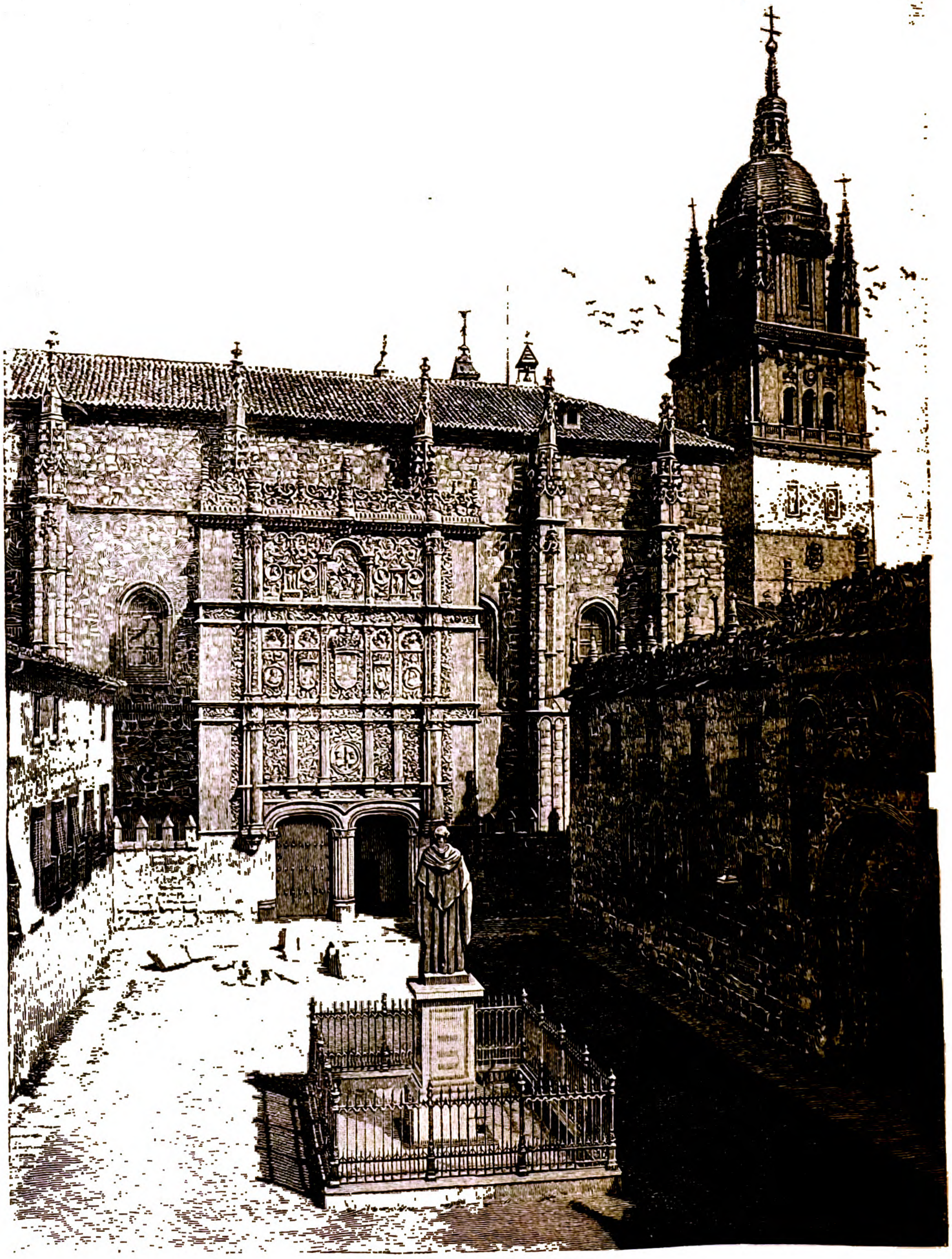
Ein Student aus früherer Zeit

Mädchen vor ihren treuloſen Liebhabern zu warnen. Auch durch ihren Mangel an Bildung zeichnen ſich die Charros aus, und es zeigt ſich hier wieder einer der merkwürdigen Gegenſätze, denen wir ſo oft im Leben der Völker begegnen: daß in der Nähe der Mittelpunkte der Bildung die tiefſte Geiſtesnacht und Unkultur herrſcht. So gelten die Bewohner des nur in geringer Entfernung von Salamanca gelegenen Thales de la Batuecas, aus dem viele Charros ihre Waren auf den Markt der Stadt bringen, als die „Böotier“ Spaniens und von der Bildung des einſtigen Herdes der Wiſſenſchaft und Kultur iſt auf ſie nicht ein leichter Schimmer herübergeſtrahlt. Dafür findet man unter den Batuecas wie den Charras viele anziehende hübſche Geſichter und ſchöne Geſtalten. In ihrer Sonntagstracht, das üppige Haar mit breiten, farbigen Bändern aufgebunden, Bruſt und Schultern mit koſtbaren geſtickten Tüchern verhüllt, in kleidſame Gewänder gehüllt, ſind die Charras wohl im ſtande, die Herzen der Studenten zu entflammen und oft mögen ihren Vorfahren Ständchen gebracht, oft mögen vor ihren Füßen die Mäntel der armen Studierenden ausgebreitet ſein, damit ſie ihre Sandalen nicht beſchmutzten.

Von den heute noch vorhandenen und in gutem Stande erhaltenen Bauwerken gehören die Kathedrale und einige andere große Kirchen ſowohl an ſich als durch ihre bedeutenden Kunſtſchätze und ſchönen Zieraten zu den intereſſanteſten des Landes. Bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts reicht die Baugeſchichte der feſtungsartigen alten Kathedrale zurück, die durch ihre maſſiven Mauern ebenſo wie die Grandenpaläſte aus jener Zeit die Unruhe und Stürme der letzteren trefflich charakteriſieren. Zum Unterſchiede von den andern berühmteſten und größten Kathedralen erhielt denn auch die Salmantiner die Bezeichnung „fortis“ (ſtark). Die mit ihr verbundene neue Kathedrale iſt im ſchönſten gotiſchen Stil der Blüteperiode desſelben zur Zeit Leos X. gebaut und 1513 begonnen worden. Die Bearbeitung der für die Ornamentierung verwandten Geſteine ſcheint für die Bildhauer der Blütezeit der ſpaniſchen Künſte nicht die geringſten Schwierigkeiten geboten zu haben; wenn die heutigen Künſtler nur den kleinſten Teil der Geſchicklichkeit und des Kunſtſinns ihrer mittelalterlichen Vorgänger beſäßen, was für Aufhebens würde die jetzt lebende Generation von ihnen machen --- und mit vollem Recht.

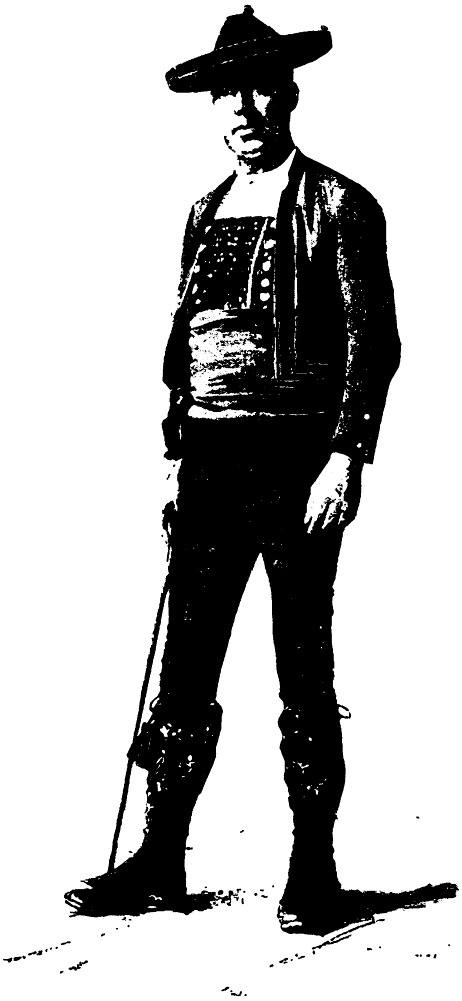
Die Kathedrale iſt überaus reich an hiſtoriſchen Denkmälern wie an koſtbaren und merkwürdigen geſchichtlichen wie religiöſen Reliquien. Zu beiden Kategorien kann das intereſſante Kruzifix gerechnet werden, das den Cid auf ſeinen Kriegszügen begleitete.

In dem an die Kathedrale ſich anſchließenden Kloſter befanden ſich auch die Hörſäle der Univerſität, ehe für dieſe ein beſonderes Gebäude geſchaffen wurde, und in der Kapelle der heiligen Barbara wurden die der Verleihung akademiſcher Würden und Titel vorangehenden Diſputa-



Die Univerſität von Salamanca

tionen abgehalten und die Grade erteilt. In einer andern kleinen Kapelle mußte der Doktorand die letzten 24 Stunden vor der öffentlichen Diſputation verweilen, um über den Gegenſtand derſelben in ſtiller Zurückgezogenheit nachzudenken und ſich durch Gebete für den wichtigen Akt vorzubereiten. Später war im Univerſitätsgebäude ein kleines Zimmer dafür eingerichtet; mehrere der wichtigſten Bücher der Bibliothek waren darin aufgeſtellt und die koſtbarſten derſelben an die Leſepulte angekettet. Ein Wächter hatte dafür zu ſorgen, daß der Kandidat während der 24 Stunden ſeiner Klauſur mit niemand in Berührung kam.


Ein Landmann der Provinz Salamanca.

Es würde zu weit führen, die Kathedrale und die andern vielen Kirchen des „zweiten Roms“ ſelbſt nur flüchtig zu beſchreiben; auch von den Profanbauten können wir nur zwei hervorheben: das der Doña Maria la Brava und das Muſchelhaus, welches letztere allerdings höchſt wahrſcheinlich urſprünglich einem religiöſen Zwecke gedient hat. Das erſtere, welches mehr einem Kaſtell als einem Grandenpalaſt gleicht, hat ſeine intereſſante und ſehr traurige Geſchichte. Es gehörte einer verwitweten Dame aus dem alten Grandengeſchlecht der Monroy, und Doña Maria bewohnte dasſelbe mit ihren zwei Söhnen. Letztere waren befreundet mit den Sprößlingen des Hauſes Manzano und ſpielten oft mit dieſen Ball. Bei einer ſolchen Gelegenheit kam es zum Streit zwiſchen den Jünglingen und die Manzanos erſchlugen mit Hilfe ihrer Diener die beiden Monroys. Die untröſtliche Mutter der letzteren bewahrte äußerlich ihre Ruhe, verfolgte dann ſelbſt die beiden Manzanos, ereilte dieſelben in Portugal, überfiel und tötete ſie, ließ ihre Köpfe auf die Spitzen der Speere ihrer Diener ſtecken und brachte ſie ſo nach Salamanca. Dort begab ſie ſich ſofort nach der Kirche, in der ihre Söhne begraben waren, und legte die Köpfe der Mörder derſelben auf ihren Särgen nieder. Dieſe blutige Rache war der Anlaß zu dem „Krieg der Bandos“, der zwiſchen 1440 und 1477 in den Straßen Salamancas wütete, zahlloſe Opfer forderte und erſt durch den nachmaligen Schutzheiligen der Stadt, den heiligen Johannes von Sahagun, beendet wurde.

Das Muſchelhaus hat ſeinen Namen von den an ſeiner Außenſeite angebrachten ſteinernen Nachbildungen der Muſcheln, welche die Pilger auf ihren Gewändern anzubringen pflegen, hat alſo möglicherweiſe einſt den von auswärts kommenden Pilgern als Unterkunft gedient. Aehnlich iſt das Haus der Mendozafamilie in Guadalajara, und auch ſonſt finden ſich ſolche Nachbildungen von Muſcheln noch zuweilen als äußerer Häuſerſchmuck angewandt.

Ueberraſchend für den Fremden, der dergleichen noch nicht geſehen hat, namentlich nicht in Toledo geweſen iſt, ſind die großköpfigen Nägel, welche zum Schmuck der ſchweren Thüren und Thore der alten Häuſer dienen und wie ſo vieles andere in Spanien auf arabiſch-mauriſchen Einfluß hinweiſen. Dem Kunſtſinn der Mauren widerſtrebte es, die großen Holzflächen der Eingangsthüren unverziert zu laſſen, und ſie verwandten hierfür große Nägel, deren breite bis 10 und 12 cm im Durchmeſſer aufweiſende Köpfe auf das verſchiedenartigſte und kunſtvollſte gemuſtert waren. Mit dieſen Nägeln wurden Arabesken hergeſtellt, die den oft aus koſtbaren Hölzern gefertigten und ſchön geſchnitzten Thüren einen großen Reiz verleihen. Gewöhnlich war die Modellierung der kunſtvoll ausgeführten Thür- und Thorklopfer für Fußgänger und Reiter in demſelben Stil gehalten wie die der Nägel.

So reich auch Salamanca im Mittelalter an Kirchen und Klöſtern war, ſo erhielt es ſeinen beſonderen Charakter doch durch die große Zahl der Kollegienhäuſer, wie ſein ſoziales Leben durch die Maſſe der Studenten bedingt wurde, die dieſe mit großen Privilegien ausgeſtattete Alma mater in der Zeit ihrer höchſten Blüte beſuchten.

Die Vorbilder für die mittelalterlichen Univerſitäten der Chriſtenheit ſind in der mohammedaniſchen Welt, beſonders im arabiſchen Spanien zu ſuchen, wo während der Blütezeit des Kalifats Cordova im 10. Jahrhundert bereits eine große Zahl von Hochſchulen für das Studium der Wiſſenſchaften und ſehr viele große, zum Teil nach Hunderttauſenden von Bänden zählende Bibliotheken beſtanden. Das chriſtliche Spanien ſuchte ſich ſo ſicher als möglich gegen das Eindringen der mauriſch-arabiſchen Kultur des Südens zu verſchließen, es war dies aber für die Dauer nicht möglich, denn über Sicilien und Italien, dann über Südfrankreich gelangten die arabiſchen Kultureinflüſſe im 11. und 12. Jahrhundert auch nach Nordſpanien. Das von Arabern geweckte Intereſſe an wiſſenſchaftlichen Studien verbreitete ſich über die chriſtliche Welt, und nachdem im 12. Jahrhundert in Italien mehrere Univerſitäten, nachdem zu Anfang des 13. die von Paris gegründet worden, folgten auch die chriſtlichen Fürſten Spaniens dieſen Beiſpielen. 1209 wurde von Alfons VIII. von Kaſtilien die Univerſität in Valencia, 1222 von Alfons IX. von Leon die von Salamanca gegründet. Ferdinand III., der Erbe beider Kronen, verlegte um 1240 die Hochſchule von Valencia nach Salamanca und verſchmolz beide miteinander. Die Fürſten und Granden einerſeits, die Prälaten und geiſtlichen Orden andererſeits wetteiferten miteinander, denen, welche ſich wiſſenſchaftlichen Studien hingeben wollten, die Mittel oder wenigſtens die nötigen Unterſtützungen dazu zu gewähren, und ſo entſtanden die vielen Kollegien, welche im Laufe der Jahrhunderte auf 32 anwuchſen. In ihnen fanden die dieſer Vergünſtigung würdig Befundenen Unterkunft und Unterhalt oder Stipendien, und bald reichten die kleinen Kloſterräume der Kathedrale nicht aus, um die nach Tauſenden zählenden Studierenden zu faſſen. Denn der Univerſität von Salamanca war das ausſchließliche Vorrecht erteilt, akademiſche Würden und Titel zu verleihen, und ſie wußte ſich dasſelbe noch in einer Zeit zu erhalten, in der bereits mehrere andere Hochſchulen in dem chriſtlichen Spanien entſtanden waren. Außerdem wurden die Lehrvorträge keineswegs ausſchließlich von jungen Leuten, ſondern großenteils auch von Prieſtern, ja ſelbſt von Handwerkern und einfachen Bürgern beſucht, da den „Studenten“ ſehr viele wichtige Privilegien zugeſichert waren. So iſt es begreiflich, daß die Zahl der „Studierenden“ in Salamanca im 14. Jahrhundert bis auf 14000, durchſchnittlich mindeſtens aber auf 10000 beziffert werden konnte. Was es bedeutete, in Salamanca ſtudiert, etwa gar einen akademiſchen Grad und Titel errungen zu haben, Baccalaureus und Doktor geworden zu ſein, davon geben die Schriften jener Zeit und der folgenden Jahrhunderte eine Vorſtellung. Die Erlangung dieſer Grade war nicht leicht, die Verleihung derſelben erfolgte unter Beobachtung eines glänzenden Zeremoniells und die Sieger in den Diſputationen genoſſen ein hohes allgemeines Anſehen.

Die Kollegien zerfielen in größere, kleinere und militäriſche. Die größeren, von denen es in ganz Spanien nur 6, 1 in Sevilla, 1 in Valladolid und 4 in Salamanca gab, waren Stiftungen des Adels und nahmen nur die Sprößlinge desſelben an, die kleineren waren meiſt von hohen Geiſtlichen und von religiöſen Orden gegründet und einige der 24 dieſer Kategorie waren für die wiſſenſchaftliche Ausbildung von jungen Mädchen beſtimmt. Die 4 militäriſchen Kollegien endlich waren Stiftungen der großen Militärorden. Dieſe Einteilung der Kollegien, wie die der Schulen und die Beſtimmungen über die Aufnahme in dieſelben haben im Laufe der 660 Jahre des Beſtehens der Univerſität Salamanca ſelbſtverſtändlich ſehr große Veränderungen erfahren, namentlich iſt dies in dem letzten Jahrhundert ſeit der Regierung Karls III. geſchehen.

Typen von Normalſchülerinnen in Salamanca.

Die Kollegien waren je nach dem Reichtum ihrer Begründer mehr oder minder glänzend ausgeſtattet, und beſonders zeichnen ſich das ſogenannte Colegio Viejo (das alte Kolleg) wie ſeine Kapelle und die Front des Gebäudes der Escuelas menores (der Schulen zweiter Ordnung) durch ihre architektoniſche Schönheit aus. Das 1415 begonnene und 1433 beendete Univerſitätsgebäude hat ebenfalls ſehr viele ſchöne Einzelheiten aufzuweiſen. So gehört beſonders der große Hof mit der Statue des Fray Luis de Leon zu den hervorragendſten Sehenswürdigkeiten Spaniens, ebenſo das Geländer der großen Treppe im Innern des Gebäudes.

Am intereſſanteſten iſt indeſſen doch ein Blick in das mittelalterliche Studentenleben, das in Volksliedern und Romanzen vielfach beſungen worden iſt.

Bei der ungeheuren Frequenz der Univerſität Salamanca reichten die an viele Bedingungen geknüpften Stipendien natürlich nicht aus, um das Studium der Wiſſenſchaften im allgemeinen zu einem ſorgenfreien zu machen; es war vielmehr nur ein verſchwindend kleiner Prozentſatz der Maſſe der Studenten, welcher über die materielle Not erhaben war. Der Begriff des Studenten war daher faſt immer mit dem der Bettelarmut verbunden und die Staatsgeſetze gewährten, wie dies bereits oben erwähnt, den Studenten ganz ausdrücklich das Recht, die öffentliche Mildthätigkeit in Anſpruch zu nehmen, die Mittel zu ihrer Exiſtenz und zur Fortſetzung ihrer Studien durch Bettelei zu erwerben. Die Scholaren machten von dieſem Vorrecht den ergiebigſten Gebrauch und es wurde ihnen auch ſonſt ſehr viel nachgeſehen, was bei jedem anderen als ſtrafbar betrachtet worden wäre. Die überſchäumende jugendliche Lebenskraft bethätigte ſich in allen nur erdenklichen Tollheiten, aber hauptſächlich auch in den muſikaliſchen und dichteriſchen Leiſtungen. Der wäre ein ſchlechter Student geweſen, der nicht die Guitarre zu ſpielen und dazu Lieder zu improviſieren, der nicht den Degen geſchickt führen und kräftig zu zechen vermocht hätte. Durch ihre der Tracht der Geiſtlichen ähnliche Kleidung als Studenten kenntlich, führten viele von ihnen ein Vagabundenleben und verbreiteten überall, wohin ſie kamen, Schrecken, denn der Holzlöffel, den ſie an ihrem Dreiſpitz trugen, diente ſeiner natürlichen Beſtimmung und fuhr in jeden Kochtopf, in jede Suppen- und Fleiſchſchüſſel, die ſich im Bereich der hungrigen Bettelſtudenten befanden. Dieſer Löffel, eine Kaſſerolle, die Guitarre und der Degen bildeten mit dem meiſt zerlumpten Mantel das ganze Gepäck der „fahrenden Schüler“, die „Estudiantes de la Tuna“ oder „Tunantes“ (Nichtsnutz, Vagabunden) oder auch „Sopones“, „Soperos“ (Suppeneſſer) genannt wurden. „Ein Student ohne Guitarre iſt ein Komet ohne Schweif“, heißt es in einem alten Volkslied, und ferner: „Das Wappen des Studenten bilden die Soutane und der Mantel, der Löffel und die Kaſſerolle.“

Der Zuſtand, in dem ſich der Mantel gewöhnlich befindet, iſt geſchildert in dem Vierzeiler: „Der Mantel des Studenten ſcheint ein Blumengarten zu ſein, denn er iſt ganz voll von Flecken verſchiedener Farben.“

Seine Armut und Not ſchildern die folgenden Worte: „Seit ich Student bin, ſeit ich den Mantel trage, habe ich nichts als Suppen von Schuhſohlen gegeſſen. Drei Monate ſind's, daß ich nicht Fleiſch gegeſſen habe; der Hunger hat mich ganz niedergeſchlagen; ich lege mir Blei um die Beine, damit der Wind mich nicht wegträgt.“

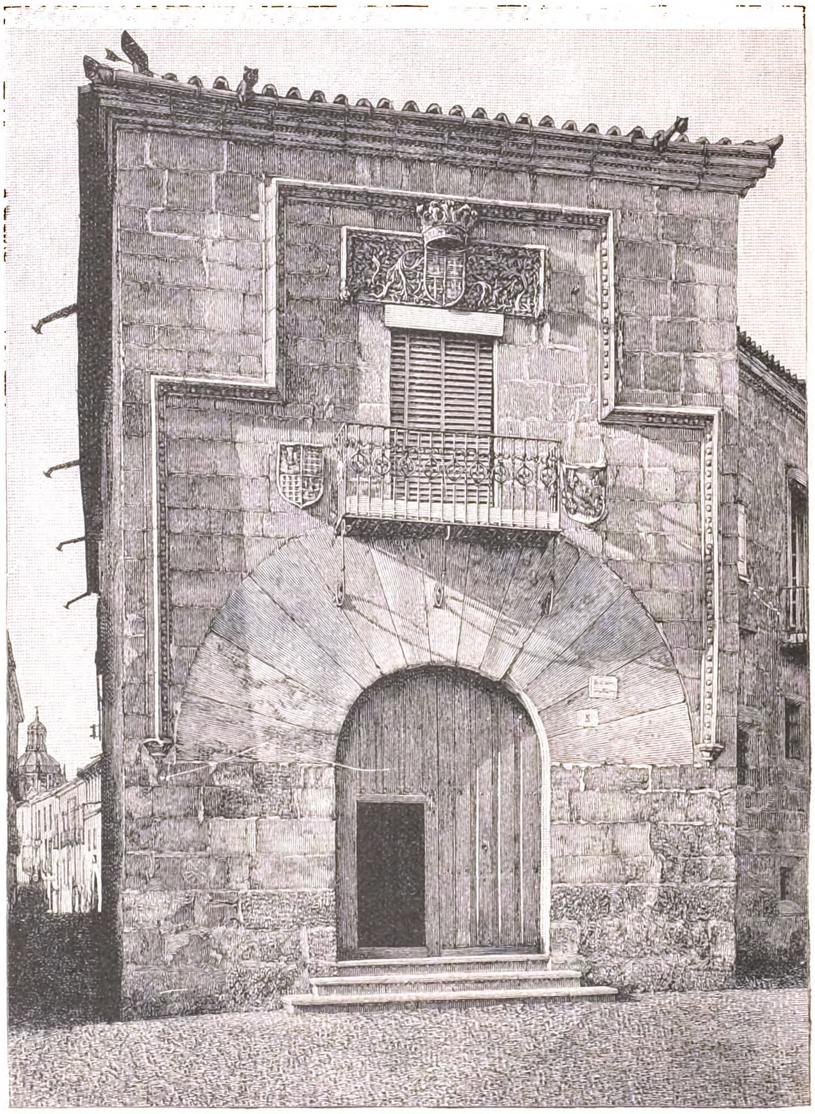
Die Studenten reiſten mit Vorliebe in Gemeinſchaft mit den Maultiertreibern, weil ſie dann oft Gelegenheit hatten, zu reiten, wohl auch manche andere Vorteile genoſſen — und ein altes Sprichwort heißt: „Ein Student ohne Maultiertreiber iſt wie ein Beutel ohne Geld.“

Dieſe fahrenden Studenten des Mittelalters ſind es, welche die „Estudiantinas“ der Gegenwart darzuſtellen bemüht ſind, und ein großer, aber allgemein verbreiteter

Irrtum iſt es, zu glauben, dieſelben ſeien die Vertreter der heutigen Studenten. Die letzteren haben die Tracht ihrer Vorgänger längſt abgelegt und ſind den Estudiantes de la Tuna der früheren Zeit auch ſonſt ganz unähnlich. Das moderne Studentenleben entbehrt jeder Spur von Romantik und iſt weder dem der deutſchen noch dem der engliſchen Studenten in dieſer Hinſicht vergleichbar.

Selbſt die alten Univerſitätsgebräuche ſchwinden, und ſogar in Salamanca, das die alten Traditionen bisher zu bewahren geſucht hat. Nur bei großen feſtlichen Gelegenheiten und bei der am 1. Oktober ſtattfindenden Eröffnung der Kurſe erſcheinen die Profeſſoren noch in ihrer alten Amtstracht mit den die einzelnen Fakultäten kennzeichnenden verſchiedenfarbigen Doktorenhüten und Mäntelchen; auch die Pedelle legen dann die alten bunten, mit dem Wappen der Univerſität verſehenen Gewänder an. Statt der 10000 und mehr Studenten früherer Zeit wird die Alma mater Salamanca heute jedoch von kaum 500 beſucht. Die weiblichen Kollegien ſind umgewandelt in eine Normalſchule erſter Ordnung, die meiſt von jungen Mädchen beſucht wird, die ſich zu Lehrerinnen ausbilden.

Die großen Anforderungen, welche die moderne Wiſſenſchaft ſelbſt in Spanien an die Studenten ſtellt, haben die Eigentümlichkeiten des Lebens der Salmantiner wie der andern ſpaniſchen Studenten des Mittelalters völlig beſeitigt, ohne für dieſelben einen Erſatz zu ſchaffen, durch den die Entbehrungen und Bitterkeiten der ſchweren Studienzeit etwas gemildert würden.



Das Haus der Doña Maria la Brava (S. 617).

Berühmte Hunde.

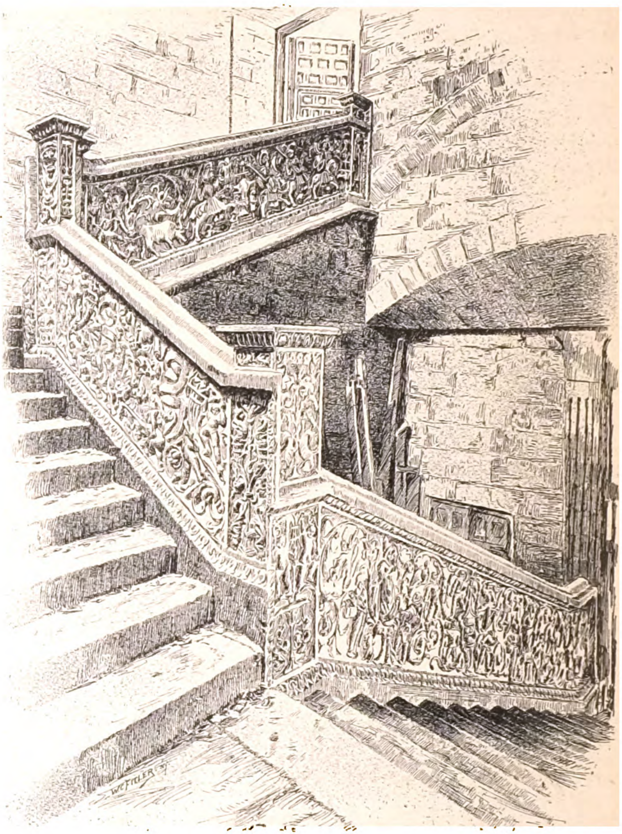
Von

Hugo Sternberg.

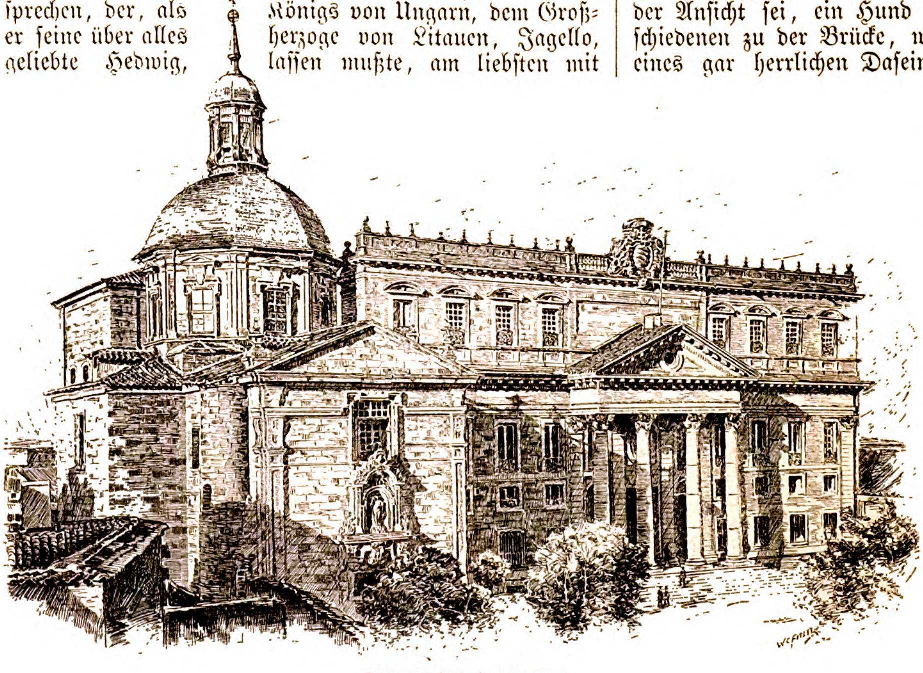
Gleichwie in der Menſchenwelt, ſo gibt es auch im Tierreiche gar viele Geſchöpfe, welche ihresgleichen um Kopfeslänge überragen und nicht immer von des Zufalls Gnaden, ſondern durch hervorragende Eigenſchaften auch den Stempel der Berühmtheit errangen. — Dies gilt namentlich von den Hunden, die, von den Egyptern bekanntlich für heilig gehalten, in deren ſowie in der Kulturgeſchichte der Perſer, Griechen, Germanen und anderer Völkerſchaften eine ſehr bedeutende Rolle ſpielten. Sie ſtellten ſeit je das größte Kontingent zu dem Heere zoologiſcher Berühmtheiten und es lohnt ſich, da wir keinen Folianten ſchreiben wollen, ſomit wohl der Mühe, das Andenken wenigſtens der berühmteſten der berühmten „beſten Freunde und Gefährten des Menſchen“ wieder einmal aufzufriſchen.

Mit der Neuzeit beginnend, nennen wir zunächſt „Mylord“, einen Jagdhund, der dem Zaren Alexander II. aus mehrfachen Gründen ſo lieb und wert war, daß er ſich von ihm überallhin, ſelbſt in die Sitzungen des Staatsrates begleiten ließ. Nachts ſchlief das treue Tier vor dem Bette des Kaiſers, oder doch ganz in der Nähe desſelben, denn es mußte ſeinen Gebieter atmen hören, um ruhig zu ſein. — Als nun der Monarch 1867 nach Paris zur Weltausſtellung zu reiſen gedachte, da koſtete es keine geringe Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß man ſeinen Liebling einerſeits im Gedränge der Weltſtadt ſchwer behüten könnte und daß andererſeits die Gefahr einer nachteiligen Einwirkung des Klimawechſels ſehr nahe liege. Daraufhin ordnete der Kaiſer an, daß Mylord in Zarskoje-Selo zurückzubleiben habe, — nicht ahnend, daß er damit das Todesurteil ſeines Freundes geſprochen. Denn von dem Augenblicke der Abreiſe ſeines Herrn angefangen, nahm Mylord keine Nahrung mehr zu ſich — er ſtarb an gebrochenem Herzen und die Nachricht davon mußte, auf ausdrücklichen Befehl des Thronfolgers, dem Kaiſer bis zu deſſen Rückkehr nach Petersburg vorenthalten bleiben, „damit man aus den düſteren Zügen des Gaſtes Napoleons III. nicht etwa auf geheime politiſche Sorgen ſchließe.“

Mylords Nachfolger war ein gewaltiger Neufundländer unbekannten Namens und Schickſals. Nur das weiß man, daß auch er dem Kaiſer wie ſein Schatten und ſelbſt in den Konzertſaal folgte, wo ſich unter anderen Virtuoſen einmal auch der Geiger Wieniawsky produzierte. Das Spiel ſchien, ſo herrlich es war, dem Hunde nicht zu behagen, denn er verließ den gewohnten Platz zu den Füßen ſeines Herrn und ſchritt langſam auf den Virtuoſen zu. Hier angelangt, richtete er ſich plötzlich auf und legte ſeine breiten Tatzen auf des Künſtlers Schenkel. Trotzdem fuhr dieſer, nach Kräften ſeinen Gleichmut bewahrend, in dem Konzerte fort. Allein der Neufundländer beruhigte ſich noch immer nicht. Weiter und weiter rückte er mit ſeinen Tatzen hinauf und ſeine rieſige Schnauze folgte jeder Armbewegung des Geigers. Endlich hatte der Kaiſer, der bis dahin ſchmunzelnd dem Vorgange gefolgt war, Mitleid mit dem Künſtler und fragte: „Wieniawski, geniert dich der Hund?“ — „Majeſtät,“ murmelte der Künſtler erſchöpft, „ich fürchte, ich geniere ihn.“ Alexander lachte laut auf und rief das Tier zu ſich, worauf der Geiger erleichtert ſein Konzert fortſetzen und beenden konnte.


Treppenhaus der Univerſität (S. 618).

Die Kaiſerin Eliſabeth von Oeſterreich bekundete früher gleichfalls eine große Vorliebe für Hunde. Sie beſaß prächtige, gelehrige Vertreter dieſer Species und ſoll, wie man ſich in Wien erzählt, oft mit Vergnügen den munteren Spielen gefolgt ſein, welche die Hunde der Reſidenz auf ihrem allgemein bekannten und ſtark beſuchten Rendezvousplatze, auf den weiten Raſenflächen des äußeren, mit den Monumenten des Prinzen Eugen und des Siegers von Aſpern, Erzherzog Karl, gezierten Burgplatzes, an einem Orte aufführten und noch immer aufführen, den ihr größter Feind, der Waſenmeiſter genannte Hundefänger nur ausnahmsweiſe, mit Erlaubnis des Burghauptmanns betreten darf. Auch der verewigte Kronprinz Rudolf beſaß als Freund der Jagd natürlich zahlreiche und prächtige Hunde und Erzherzog Ferdinand d'Eſte hat für ſeine Dachſe viele Preiſe auf Hundeausſtellungen errungen. Ferner war König Alfons XII. ein großer Hundefreund und, wenn wir nicht irren, ſo überlebte ihn ſein letzter vierfüßiger Liebling nicht lange. Sein Ende war das Mylords — er grämte ſich zu Tode. Aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückſchweifend kommen wir zunächſt auf den Herzog Wilhelm von Oeſterreich, auf jenen Prinzen zu ſprechen, der, als er ſeine über alles geliebte Hedwig, eine Tochter Ludwig des Großen, Königs von Ungarn, dem Großherzoge von Litauen, Jagello, laſſen mußte, am liebſten mit Tieren Umgang pflog. Nebſt einem Löwen beſaß er auch einen Hund, welcher ihm überallhin folgte und gegenwärtig war, als der Prinz am 15. Juli 1406, vom Pferde ſtürzend, eines plötzlichen Todes ſtarb. Er ſchaute ihn an und erwies ihm ſo die letzte Treue, welche nach dem Glauben der Perſianer (Perſer) nur einem Gerechten widerfahren kann, meint der Chroniſt und bemerkt weiters, daß ſich die Hunde in Perſien bei dem Umſtande, als man dort auch der Anſicht ſei, ein Hund geleite die Seele der Abgeſchiedenen zu der Brücke, welche in den Himmel führe, eines gar herrlichen Daſeins erfreuen. Das iſt anderwärts, auch ohne Vorherrſchaft der ſoeben erwähnten Anſichten, genau ſo geweſen und war, um wieder Beiſpiele aus dem Abendlande anzuführen, unter anderem auch am Hofe Friedrichs des Großen der Fall. Er ſelbſt hatte ſtets mehrere Windſpiele um ſich. Eines davon war der Günſtling und durfte in des Königs Bette liegen. Ueberdies wurde es von ihm ſelbſt gefüttert. Aber auch gegen die anderen war er ſehr nachſichtig; ungeſtraft konnten ſie Seſſel und Sofas zerreißen und gar oft behauptete der große Feldherr, Hunde hingen ihm mehr an, als die Menſchen. Auch hätten ſie keine Nebenabſichten. Zwei von dieſen Hunden, Biche und Alc-


Das alte Colegio (S. 618)

mene, ſind hiſtoriſch. Die letztere wurde einſt vom Feinde gefangen, ranzionierte ſich aber, ſuchte ihren Gebieter auf und ſoll, auf den Tiſch ſpringend, an welchem dieſer arbeitete, die Vorderpfoten zärtlich um deſſen Hals gelegt haben. Von Biche dagegen wird erzählt, daß ſie dem bis tief in die Nacht hinein arbeitenden Könige zweimal die Feder aus der Hand genommen habe.

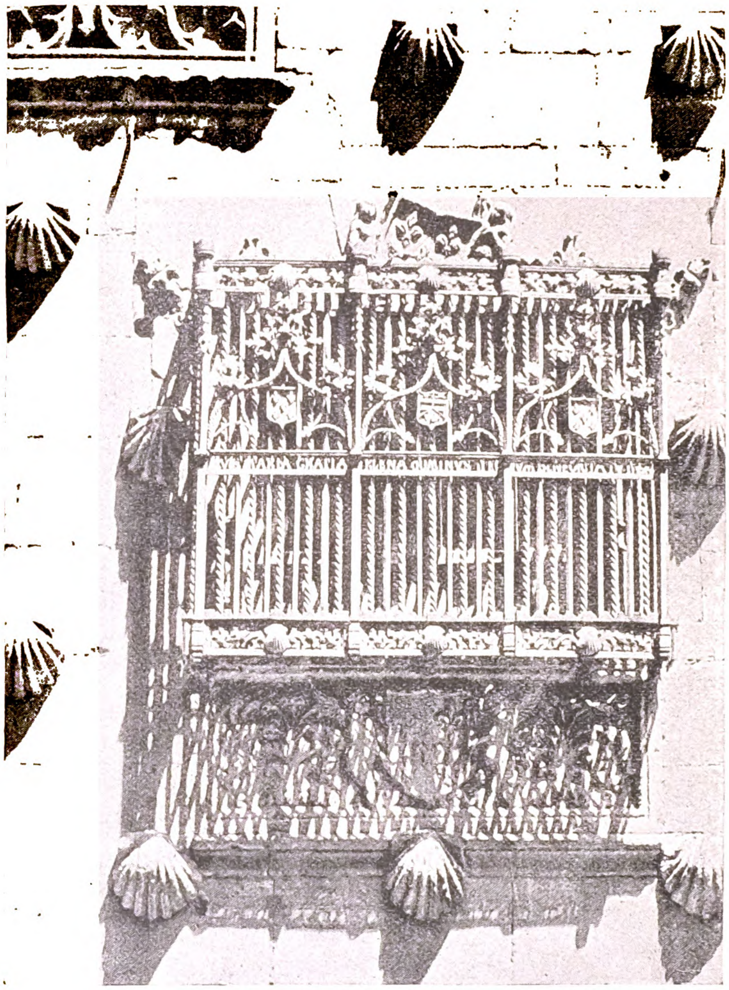
Aber obwohl Friedrich in einer trüben Stunde erklärte, ſich auf der Terraſſe von Sansſouci unter ſeinen dort ruhenden Hunden beſtatten laſſen zu wollen, ſo gebrauchte er das Wort „Hund“ doch mindeſtens einmal als Schimpfname, indem er in der Schlacht bei Kolin ſeinen wenig angriffsluſtigen Reitern, wie bekannt, zurief: Ihr Hunde, wollt Ihr ewig leben? Warum er gerade Windſpiele liebte, darüber findet ſich nirgends eine Erklärung; doch mag daran erinnert werden, daß Kaiſer Karl IV., derſelbe, deſſen Jagdhunde im 14. Jahrhunderte gelegentlich der Verfolgung eines Hirſches die heißen Thermen von Karlsbad entdeckend, der Menſchheit einen unſchätzbaren Dienſt erwieſen, auf die Frage, welcher Art von Hunden er den Vorzug gebe, erwiderte, das Windſpiel ſei ihm das liebſte, denn es ſchmeichle nicht. Herzog Karl von Braunſchweig dagegen war den Hunden überhaupt freundlichſt geſinnt. Er hielt ſtets eine große Menge derſelben und befaßte ſich, behauptend, daß ſie die Sprache des Menſchen verſtünden, eingehend mit ihnen. Und als er einmal, ärgerlich über die vielen vorliegenden Geldgeſuche, zu ſeinem Hektor ſprach: „Du biſt doch mein einziger uneigennütziger Freund,“ da meinte der Kammerdiener, der ſich etwas erlauben durfte, das glaube er, denn Hektor verlange niemals Zulagen und koſte überhaupt nicht viel.

Gruppe von Studenten (S. 619).

Das hätte von den Hunden König Heinrichs III. von Frankreich niemand ſagen können, denn es war ja allbekannt, daß dieſes Herrſchers Vorliebe für die den Bologneſern ähnlichen Lyoner Hündchen jährlich Hunderttauſende verſchlinge. Niemals ſah man Heinrich ohne ſeine Lieblinge; ſtets hatte er einige von ihnen in einem Korbe am Halſe hängen und nahm ſie ſogar in die Kirche mit. König Karl II. von England erſchien immer in Begleitung mehrerer Hunde im Staatsrate, und ſein Nachfolger Jakob rief während eines Seeſturmes den Matroſen in flehendem Tone zu: „Kinder, rettet mir meine Hunde und Marlborough!“ Herzog Albrecht von Oeſterreich wieder gehört in die unabſehbar lange Reihe derjenigen, welche in einem Hunde ihren einzigen Freund erblickten. Denn als er 1292 durch die Vereitelung ſeiner Abſichten auf die ſpäter doch erreichte deutſche Kaiſerwürde und andere traurige Ereigniſſe verbittert, ja von Menſchenhaß erfaßt, in der Wiener Hofburg ein wahres Einſiedlerleben führte, da war es die als beſonders klug geſchilderte Hündin Jaginta, d. h. die Eilfertige, die von ſeiner Seite nicht weiter als bis auf die Schwelle des Gemaches wich, um dieſe zu bewachen. Und ſo genau und den Gefühlen Albrechts vollkommen entſprechend, faßte ſie ihre Pflichten auf, daß ſie ſelbſt den Söhnen des Gebieters den Zutritt wehrte.

Darob ergrimmte einer derſelben, der heißblütige Leopold, und tötete die treue Jaginta durch einen Fauſtſchlag. Albrecht war außer ſich. Er ſchwor, den unbekannten Thäter furchtbar zu ſtrafen und alles war auf der Suche nach ihm. Aber nur einer wußte ſeinen Namen, — ſein Bruder, Friedrich der Schöne. Angſt und Entſetzen erfüllte ihn; er zitterte wahrhaftig für Leopolds Leben und ging hin, um deſſen Schuld auf ſich zu nehmen. Kaum hörte dies Leopold, als auch er herbeikam, um ſich anzuklagen. Und es entſtand ſolch ein edler Wettſtreit zwiſchen den Brüdern, daß ſie Herzog Albrecht endlich tief gerührt und mit der Erklärung an ſein Herz ſchloß, er ſehe, es gebe doch noch edle Menſchen. Kein Wunder alſo, daß Jaginta, deren Blut obigem nach nicht umſonſt gefloſſen war, von ſo mancher abergläubiſchen Seele als die Hülle eines Dämons bezeichnet wurde, in deſſen Banden der Herzog noch lange gelegen wäre, wenn ſie ſein Sohn nicht erſchlagen hätte. Arme Jaginta! Die Gegenwart hat ein anderes Urteil über dich — ſie ſieht in dir das Urbild und Opfer der Treue und wundert ſich gar nicht darüber, daß ſich gekrönte Häupter und Fürſten, die gar oft Urſache haben, an der Ergebenheit ihrer Nächſten zu zweifeln, mit zahlreichen Exemplaren deinesgleichen umgaben.

So beſaß Kaiſer Maximilian I., der gewaltige Jäger vor dem Herrn, viel hundert Hunde, auf deren Pflege und Dreſſur er große Sorgfalt verwendete, und Maximilian II. freute ſich ſehr über die ruſſiſchen Jagdhunde, welche ihm ſein Geſandter, Graf Herberſtein, der erſte Deutſche, der Rußland gründlich kennen gelernt, nebſt anderen koſtbaren Geſchenken vom Zaren Iwan dem Schrecklichen brachte. Dieſe Hunde wurden in Wien, wo ſchon die Babenberger Herzoge ein Rüdenhaus — dasſelbe, in dem 1192 König Richard Löwenherz gefangen ſaß — be-



Balkon am Muſchelhauſe (S. 617).

ſaßen, ſehr gut gehalten und mögen wohl auch Kaiſer Ferdinand II. erfreut haben, denn von ihm heißt es: er liebte die Jagd und die Hunde aller Raſſen. Dasſelbe gilt von Kaiſer Joſeph I. († 1711), der in Wien für die kaiſerliche Meute den Hundsturm erbaute.

Allein ſo groß auch dieſes erſt vor kurzem demolierte Gebäude war, es reichte nicht hin, all die Hunde dieſes Monarchen aufzunehmen und die uralte Hundeſteuer blieb aufrecht in deutſchen Landen. Sie war ſehr drückend, denn ſie beſtand nicht wie heute in der Leiſtung einer beſtimmten Geldabgabe, ſondern in der Hundeeinquartierung, welche in der Art durchgeführt wurde, daß der Biſchof, der Abt, der Pfarrer, der Ritter und ſonſtige Vaſallen des Landesherrn deſſen zahlreiche Hunde zu ernähren hatten. Natürlich ſuchten die Genannten dieſe Laſt von ſich ab und auf die Unterthanen zu wälzen, denn das Geſchäft galt nicht nur für koſtſpielig, ſondern auch für ſo entehrend, daß man aus dem „Hundefüttern“ alsbald den noch heute gebräuchlichen, im Ungariſchen als „Hundswout“ vorkommenden Schimpfnamen „Hundsfot“ konſtruierte, — einen Namen, der, nach Weber, allerdings von „Hunus fuit“ — er war ein Hunne — herſtammen ſoll. Der Widerſtand gegen jene Steuer, von welcher das Landvolk auch betroffen wurde, war ſtets ein ſehr reger; er führte zunächſt zu Naturallieferungen, zur Abgabe des ſogenannten „Hundshafers“ und endlich zur Ablöſung in barem Gelde. Die geiſtlichen Stifte Kloſterneuburg, Melk und Göttweig in Niederöſterreich z. B. befreiten ſich erſt 1743 durch bedeutende Zahlungen, 4—6000 Gulden, von der Hundeeinquartierung und andere wären ſicher ihrem Beiſpiele gefolgt, wenn ſich Kaiſer Joſeph II. nicht bewogen gefunden hätte, jene Steuer aufzuheben, ſowie gleichzeitig zu dekretieren, daß für Hunde fortan keine wie immer geartete landesfürſtliche Abgabe gefordert werden dürfe, ſomit auch nicht zu leiſten ſei.

Hieraus geht hervor, daß auch dieſer Monarch den Hunden gewogen war, allerdings nicht in dem Maße, wie ein anderer Reformator, Zar Peter der Große nämlich, der einen Hund Namens Liſette beſaß, dem er alles gewährte. Das wußte man bei Hofe ſehr gut und verfiel einmal, als der Zar, trotz der flehendſten Bitten, das über einen Staatsverbrecher geſprochene Todesurteil nicht aufheben wollte, auf den Gedanken, Liſetten ein Begnadigungsgeſuch an den Hals zu binden. Und ſiehe da, dies hatte Erfolg. Lachend ſchenkte der Zar im „Namen der Hundheit“ dem Verurteilten das Leben und die Freiheit obendrein.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab ein Hund, der möglicherweiſe auch den durch nahezu 150 Jahre „modern“ geweſenen Namen Liſette geführt haben mag und der Kaiſerin Maria Thereſia gehörte, Anlaß zur „Entdeckung“ eines ſtaatsmänniſchen Talentes. Und zwar verhielt ſich die Geſchichte folgendermaßen: Als die hohe Frau, gelegentlich der Bereiſung der öſterreichiſchen Erblande, zu Braunau am Inn an Bord eines Schiffes ſtieg, wurde ſie dabei von deſſen Eigentümer unterſtützt. Dies gefiel jedoch dem Schoßhündchen der Monarchin ſo wenig, daß es den Schiffsherrn bellend anfuhr und ſich auch dann nicht beruhigte, als dieſer beſchwichtigend rief: „Ruhig, Ihro Excellenz, nur ruhig!“ — Maria Thereſia lachte. Warum er dem Hunde dieſen Titel gebe, fragte ſie und war nicht wenig beluſtigt, als ihr die Antwort wurde, wenn alles um ſie her Excellenz genannt werde, ſo müſſe doch auch das, was ſie auf ihrem kaiſerlichen Arme trage, eine Excellenz ſein. Dieſe Logik wurde nicht angefochten und der Mann gefragt, wie er ſich nenne. — Taugenichts! — „Ein häßlicher Name,“ verſetzte die Kaiſerin; „Ihr ſollt auf meinen Befehl fortan Thugut heißen und da Ihr mir ſchon geſagt habt, daß Ihr einen Sohn beſitzt, ſo verordne ich weiter, daß Ihr mir denſelben nach Wien ſchickt, damit ich womöglich ſein Glück machen kann.“

Bald nachher wurde der junge, in einen Thugut verwandelte Taugenichts an ſeinen neuen Beſtimmungsort gebracht und, weil er ſich ſehr aufgeweckt und anſtellig zeigte, dem Studium gewidmet. Nach deſſen Beendigung kam er in die Staatskanzlei und wurde endlich der wohlbekannte Baron Thugut, öſterreichiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Maria Thereſias Vorliebe für Hunde wurde, um nur eines der erlauchten Mitglieder ihrer Familie zu nennen, von deren Tochter, der unglücklichen Maria Antoinette geteilt. Dieſelbe zeigte ſich faſt immer in Begleitung eines vierbeinigen Freundes und unter den ſchweren Leiden, die ſie zu erdulden hatte, iſt daher auch das anzuführen, daß es ihr 1793 nicht geſtattet wurde, den letzten ihrer Lieblinge in den Kerker mitzunehmen.

Die Raſſe dieſes Hundes wird nicht näher bezeichnet, das aber wiſſen wir, daß er von der Pforte der Conciergerie, dem Gefängniſſe ſeiner Herrin, nicht wegzubringen und noch 1795 dort ſichtbar war. In ganz Paris unter der Bezeichnung „le chien de la Reine“ bekannt, erfreute ſich dieſer Hund als Sinnbild rührendſter Treue des öffentlichen Schutzes. Trotzdem wurde er eines Tages von einem ruchloſen Geſellen erſchlagen. Dasſelbe Schickſal drohte dem Wachtelhündchen unbekannten Namens, welches, von niemand bemerkt, Maria Stuart auf ihrem Gange zum Blutgerüſte begleitet und ſich dann, als das Urteil vollſtreckt war, an deren Buſen gebettet hatte. Später geriet es zwiſchen den Rumpf und das abgeſchlagene Haupt ſeiner Herrin, und ſo kam es, daß ſich, als der Großmarſchall Graf Talbot-Shrewsbury das grüne Tuch auseinanderſchlug, in welches die entſeelte Hülle gewickelt worden war, der Körper der Gerichteten zu regen ſchien. Paniſcher Schrecken erfaßte alle, die dies ſahen. Einer fiel in Ohnmacht, die anderen flohen. Nur ein Offizier Namens Kent hatte den Mut, ein Licht zu ergreifen und nach des Rätſels Löſung zu forſchen. Wütend fuhr ihn das Hündchen an, er zog ſein Schwert, um es zu töten, allein da regte ſich die Menſchlichkeit in ihm und er begnügte ſich damit, das Tier von dem Leichname zu entfernen. Von da wimmerte es, wie die Chronik von Schloß Fotheringhai, wo Maria Stuart bekanntlich am 8. Februar 1587 ihr Leben verhauchte, berichtet, leiſe und ſtarb, Speiſe und Trank verſchmähend, ſchon nach drei Tagen. In ähnlicher Weiſe haben ſeit jeher zahlreiche Hunde ihre Liebe zum Menſchen bekundet, und es darf nicht Wunder nehmen, daß einer der Beherrſcher Japans vor etwa 300 Jahren ein Geſetz erließ, wonach Hunde nicht erſchlagen, und wenn ſie der Natur den unvermeidlichen Tribut gezollt, keineswegs auf den Miſt geworfen, ſondern anſtändig beerdigt werden ſollten. Seine Unterthanen gaben ſich damit zufrieden, nur ſei es gut, meinten ſie, daß ſeine Vorliebe nicht den Pferden gelte, weil ſonſt jene Vorſchrift doch allzuſchwer durchführbar wäre. Ein derartiges oder ähnliches Gebot iſt unſeres Wiſſens zwar weder vor- noch nachher erfloſſen, allein trotzdem wurden die den Tempel des Vulkan auf dem Aetna bewachenden Hunde, Tiere, welche, eine an Hellſeherei ſtreifende Intelligenz offenbarend, Rechtſchaffene geliebkoſt, Heuchler und Schurken jedoch übel behandelt haben ſollen, ebenſo anſtändig beſtattet, wie ſpäter die Hunde Harun al Raſchids, des Begründers der Hundewettrennen und -Kämpfe. Ueberdies ward dieſer Vorgang auch im Abendlande beobachtet und Tyras, dem, als er das Zeitliche geſegnet hatte, von ſeinem Herrn, dem Fürſten Bismarck, ein Ruheplatz im Parke von Friedrichsruh angewieſen worden iſt, wird nicht der letzte ſein, dem ſolche Ehre widerfuhr, denn es liegt in der Natur des Menſchen, eine Tugend zu belohnen, durch deren Uebung das geſamte Hundegeſchlecht berühmt und diejenige Tiergattung geworden iſt, welche unſerem Herzen ohne Zweifel am nächſten ſteht. Daher ſollte die Bezeichnung Hund, welche ſich Menſchen ſo oft im Böſen geben, um ſo weniger als „Schimpf und Schand“ aufgefaßt werden, als ſich ſchon vorzeiten die öſterreichiſchen Grafen von Khuenring, um ihre Treue, Wachſamkeit und Feſtigkeit an den Grenzen der Oſtmark zu kennzeichnen, den Beinamen „die Hunde“ gaben und als, wie es im Talmud heißt, der Hund aus demſelben Thon gemodelt iſt, aus welchem Gott Vater den Menſchen gebildet hat.

Ein Ausſpruch Carlyles.

An jedem moraliſchen Schiffbruche ſind nicht ſo ſehr die Umſtände ſchuld, als der ſchwache Wille zur Selbſthilfe.

Phagocyten.

Ein Bild aus unſerem Innerſten

Von

C. v. Falkenhorſt.

Unſer Körper iſt ein wohlorganiſierter Staat. Die Zellen, an welche das Leben gebunden iſt, ſind in ihm Bürger und die Zahl dieſer Bürger iſt eine ungeheure. Die Zahl aller Menſchen auf dem Erdball iſt gegen die der Zellen in unſerem Körper verſchwindend klein.

Wir wollen nur ein Beiſpiel hervorheben und eine Klaſſe dieſer Bürger betrachten, welche lediglich Transportdienſte beſorgt, indem ſie allen den verſchiedenen Provinzen des Staates, den Muskeln, Drüſen, Nerven u. ſ. w., den Sauerſtoff zuführt, der für die Zellen unſeres Körpers ebenſo unentbehrlich iſt, wie etwa die Kohlen für die kultivierte Menſchheit. Dieſe fleißigen Träger, die keinen Normalarbeitstag von acht Stunden kennen, ſondern unausgeſetzt Tag und Nacht in den Adern rollen — unabläſſig vom Herzen in die Lunge, von dort zurück mit Sauerſtoff ins Herz und dann wieder rund durch den Körper — ſind die roten Blutkörperchen. Von dieſen winzigen Scheiben ſind in einem Kubikcentimeter normalen Blutes etwa 5 Millionen enthalten und da ein erwachſener Menſch etwa 10 Pfund Blut beſitzt, ſo ſind in ſeinem Körper etwa 25 Milliarden ſolcher Sauerſtoffarbeiter enthalten!

Von der Zählung der Zellen in anderen Organen wollen wir abſehen, die Summen würden Milliarden über Milliarden ergeben.

Dieſe Bürgergemeinde, die ſich durch den Hautpanzer von der anderen Welt abſchließt, kann ſich nicht immer eines ruhigen Daſeins erfreuen. Sie wird faſt beſtändig durch Ueberfälle gleichfalls winziger Feinde bedroht, welche in die einzelnen Gebiete einbrechen und dieſelben verwüſten. Dieſe Feinde ſind die Bakterien, welche die Neuzeit als die Erreger vieler Krankheiten erkannt hatte.

Seit unvordenklichen Zeiten führt der menſchliche Organismus mit dieſen Weſen den Kampf auf Leben und Tod und, wie das Beſtehen des Menſchengeſchlechtes beweiſt, mit Erfolg.

Wir haben eine ganze Anzahl von Mitteln, mit denen wir die Krankheitserreger im Reagenzglaſe töten können, leider aber ſind ſie keine Heilmittel, da ſie ſich gegen die Bakterien in unſerem Körper machtlos erweiſen. Aber die Natur hat dem Körper die Fähigkeit verliehen, die fremden gefährlichen Eindringlinge zu vernichten, und tagtäglich vollziehen ſich auf Erden natürliche Heilungen von Typhus, Cholera, Diphtheritis, Tuberkuloſe, die der Arzt mit ſeiner Kunſt nur fördern kann, die aber in der Hauptſache das Verdienſt einer unbekannten Macht in unſerem Organismus ſind. Man hat verſucht, dieſe Macht aufzuſpüren, und manche Forſcher glauben unter der großen Maſſe der Zellen im menſchlichen Organismus kriegeriſche Zellen entdeckt zu haben, die gewiſſermaßen das ſtehende Heer in unſerem Inneren bilden und denen ſie darum den bezeichnenden Namen Phagocyten, d. h. Freßzellen, beigelegt haben.

Dieſe unſere innerſten Soldaten ſind ſchon ſeit lange bekannt. Jeder unſerer Leſer hat ſchon von den weißen Blutkörperchen gehört; ſie ſind unſer antibakterielles Militär, das die einfachſte Uniform und die einfachſten Waffen der Welt trägt — denn es rangiert in der einfachſten Klaſſe der lebenden Weſen. Dieſe weißen Blutkörperchen oder Leukocyten ſind eben einfache nackte Zellen und beſtehen aus einem Klümpchen Protoplasma, jener eiweißartigen Subſtanz, welche als die Trägerin des Lebens gilt, und einem Kern. Sie ſind alſo gewiſſermaßen Urtiere.

Von dieſen, die ebenſo wie die Leukocyten gebaut ſind, wiſſen wir nur, daß ſie trotz ihrer einfachen Ausſtattung, trotz des Mangels an Organen dennoch wie andere Tiere leben.

Sie haben keine Floſſen und keine Füße, aber ſie können ſich fortbewegen. Das beſorgt das Protoplasma, indem es einen kleinen Fortſatz ausſendet, in den nach und nach der Reſt des Zellenkörpers hinüberfließt. Sie nähren ſich, ſo gut ſie können; ſie ergreifen z. B. eine Alge, die ihnen in den Weg kommt, und umarmen ſie mit den Fortſätzen, hüllen ſie ganz und gar mit ihrem Leibe ein, und dieſer Leib, dieſes Protoplasma, das zuerſt als Fuß, dann als Fangwerkzeug gedient hat, verſorgt jetzt die Dienſte des Magens, es verdaut die Alge.

So iſt dieſes winzige Urtier mit einer Reihe vollkommenſter Fähigkeiten ausgeſtattet — es kann ſich willkürlich bewegen, es frißt, es fühlt, es vermehrt ſich — und dasſelbe vermögen auch die weißen Blutkörperchen in unſerem Blute. Im Zuſtande der Ruhe liegen ſie ſtill zu farbloſen Kugeln zuſammengeballt; in den größeren Adern können ſie nicht gegen den Strom ankämpfen und werden von ihm fortgeriſſen, aber in ruhigeren Buchten und den ſtilleren Rinnſalen der Kapillargefäße ſind ſie imſtande, ein eigenmächtiges Treiben zu entfalten, zu wandern und zu freſſen, juſt wie die Urtiere. Sie thun es auch wirklich; ſie leben in den Säften unſeres Körpers wie die Urtiere im Waſſer, und ihre Zahl iſt keine geringe; ſie wird beim geſunden erwachſenen Menſchen auf etwa 100 Millionen geſchätzt. „Mit einer Art von Grauen," ſchreibt Johannes Ranke, „ſahen wir in unſerem Körper, den wir doch durch unſer Selbſtbewußtſein als eine in ſich geſchloſſene Einheit fühlen, ſelbſtändiges individuelles Leben in millionenfacher Anzahl ſich abſpielen, auf deſſen Vorgänge wir nicht die leiſeſte Einwirkung auszuüben vermögen. Und ganz ähnlich wie die Zellen des Blutes verhalten ſich die Zellen aller unſerer Organe, die Zellen der Bindeſubſtanzen, die Zellen der Drüſen, Muskeln und des Nervenſyſtems. Die weißen Blutkörperchen haben ſehr verwandte Formen, welche in anderen Säften des Körpers, in der Lymphe und im Chylus wohnen. Wir ſahen ähnliche aus den Gefäßen ausgewanderte Zellen in den Gewebslücken aller Organe ſich bewegen; ſie fielen zuerſt in der durchſichtigen Hornhaut des Auges auf, in der ſie, durch die Gewebslücken ſich hindurchſchiebend, als ſogen. Wanderzellen ſich umherbewegen."

Solche Wanderzellen mit amöboidartiger Beweglichkeit ſind auch im Körper niederer Tiere verbreitet und die Beobachtung der Entwicklung der letzteren führte zu ſehr intereſſanten Aufſchlüſſen über die Bedeutung der Leukocyten. Man kann deren Thätigkeit im lebenden Organismus z. B. an den Larven der Seeigel und Seeſterne verfolgen, da die Haut derſelben oft ganz durchſichtig erſcheint. Der ruſſiſche Zoologe Metſcheikoff hat nun feſtgeſtellt, daß die Leukocyten die Säfte der Larven ſozuſagen reinigen. Führte er in dieſelben Karminkörner oder Staubteilchen ein, ſo wurden dieſelben von den Wanderzellen eingeſchloſſen. Im Entwicklungsprozeſſe der Tiere bleiben einige Gewebsteile zum weiteren Aufbau des Körpers unverwendbar. Sie bleiben als Trümmer zurück und die Leukocyten räumen ſie fort, indem ſie dieſelben in ihren Körper einſchließen und verdauen. Dieſe reinigende Thätigkeit der Wanderzellen kann man auch bei der Metamorphoſe der Kaulquappen beobachten. Unterſuchen wir bei der Verwandlung der Kaulquappe in den Froſch den abſterbenden Schwanz, ſo finden wir in ihm eine Menge wandernder Zellen, in deren Innerem Stücke von Nervenfaſern und Muskeln enthalten ſind.

Ein ähnlicher Vorgang ſpielt ſich bei den Metamorphoſen der Inſekten ab. Die Leukocyten freſſen alſo die abgeſtorbenen Körperteile auf, und indem ſie dieſelben verdauen, ſetzen ſie dieſelben in brauchbare Subſtanz um, denn die Wanderzellen bleiben nicht immer ihr ganzes Leben lang freie Zellen, ſondern werden auch zum Aufbau anderer Gewebe des Körpers benutzt.

Aus dieſem Grunde nannte Metſcheikoff dieſe weißen Zellen Phagocyten, d. h. Freßzellen, und wie wir ſehen, ſind ſie im tieriſchen Organismus eine Art Sanitätspolizei.

Die Phagocyten wenden ſich aber auch gegen alle fremden in den Körper eingedrungenen Stoffe, folglich auch gegen die Bakterien und andere Krankheitsträger. Wie ſie dies ausführen, iſt an einem kleinen in unſeren Gewäſſern lebenden Krebs (Daphnia) beobachtet worden. Derſelbe wird öfters von einem Sproßpilze befallen, der ſehr lange nadelförmige Sporen entwickelt. Sind dieſelben in den Darm des Krebſes gelangt, ſo ſuchen ſie die Darmwand zu durchbohren und in die Leibeshöhle zu gelangen. Hier aber werden ſie von den weißen Blutkörperchen in Empfang genommen. Der Kampf, der ſich jetzt entwickelt, iſt um ſo intereſſanter, als dieſe Sporen ſo lang ſind, daß eine Wanderzelle ſie nicht umſchlingen kann. Darum greifen mehrere Phagocyten die Spore an und ſitzen auf ihr wie Perlen auf einer Nadel. Sie ſuchen ferner den gemeinſamen Angriff noch dadurch zu verſtärken, daß ſie zu einer großen Zelle verſchmelzen, in welcher die Spore nunmehr eingebettet liegt. Mit der Zeit bemerkt man an der Spore die Folgen dieſes Angriffes. Die ſchlanke Nadel zeigt an verſchiedenen Stellen Auftreibungen, Verdickungen; ſie krümmt ſich und zerfällt ſchließlich. Sie iſt verdaut — tot — für den Organismus unſchädlich.

Dieſe Beobachtungen gewähren uns einen tiefen Einblick in die Einzelheiten des Verlaufes einer Infektion des Krebschens durch den Sproßpilz. Gelingt es den Phagocyten, alle eingedrungenen Sporen zu ergreifen und zu vernichten, ſo bleibt der Krebs geſund. Sobald aber eine Anzahl von Sporen in den Geweben des Körpers ſich feſtſetzen und hier Sproſſen treiben kann, ſo werden dadurch die Gewebe ergriffen und das Tier wird krank. Von der Zahl der Sproſſen hängt alsdann die Schwere der Erkrankung ab, die mit dem Tode des Tieres abſchließen kann.

Wir wiſſen, daß der Milzbrand durch Bacillen erzeugt wird, die verhältnismäßig groß ſind — Stäbchen von 0,005 bis 0,02 mm Länge und etwa 0,001 mm Breite. Wegen ihrer Größe ſind ſie leichter zu beobachten als andere Bakterienarten.

Metſcheikoff nahm nur milzbrandige Stücke aus der Lunge oder Leber eines Kaninchens u. ſ. w. und brachte ſie unter die Rückenhaut eines Froſches. Er tötete dann das Verſuchstier und unterſuchte deſſen Gewebe in der nächſten Umgebung des eingeführten milzbrandigen Stückes. Seine Vermutung wurde beſtätigt; ſchon nach dem Verlauf eines halben Tages fand er Leukocyten, welche Milzbrandbakterien aufgenommen hatten, und er konnte ferner verfolgen, daß auch dieſe Bakterien im Inneren der Zellen verdaut wurden, in Stücke zerfielen.

Noch mehr überzeugende Verſuche wurden von anderen Forſchern angeſtellt. Sie nahmen einen kleinen Glasbehälter, der mit Bakterien gefüllt wurde und einen kleinen Spalt hatte. Der Behälter wurde dann unter die Rückenhaut von Tieren, wie Hunden, Enten u. ſ. w., gebracht. Es erfolgte natürlich an der Stelle eine Entzündung, bei der die weißen Blutkörperchen maſſenhaft aus den Blutgefäßen auswandern. Man fand nun, daß die Freßzellen durch den feinen Spalt ſelbſt in den Glasbehälter eindrangen und hier den Kampf mit den Bakterien aufnahmen!

Ja, es liegen noch weitergehende Beobachtungen vor; impfte man verſchiedene Tiere mit verſchiedenen Bakterien, ſo ſtarben die einen, während die anderen nur krank wurden und — genaſen. In einer Anzahl von Fällen wurde nun nachgewieſen, daß bei den geneſenden Tieren die Bakterien von den Phagocyten aufgenommen und verdaut wurden.

Freilich ſind die Freßzellen keineswegs unbeſiegbar; auch ſie können im Kampfe erliegen und die Leukocyten verſchiedener Tierarten verhalten ſich auch den Bakterien gegenüber verſchieden.

Manche Forſcher hatten auch den Eindruck, als ob bei den Warmblütern die weißen Blutkörperchen gerade der angegriffene Teil wären und von den Bakterien getötet würden. Aber ſelbſt die Gegner der Phagocytentheorie laſſen andere Zellen den Kampf mit den Bakterien aufnehmen.

Die Bakterienforſchung iſt der jüngſte Zweig am Baume der Naturwiſſenſchaft. Sie hat bereits ungeheuer viel geleiſtet und mit der Zeit wird ſie auch die Streitfragen über das Verhältnis der Mikroorganismen zu den Zellen löſen. Wenn uns aber nach dem Ausſpruch eines Phyſiologen die Kenntnis der Thatſache, daß in unſerem Inneren Millionen ſelbſtändiger Individuen leben, mit Grauen erfüllte, ſo dürfte dieſes Grauen dem Gefühl der Beruhigung weichen, wenn wir erfahren, daß dieſe Millionen Individuen ein tapferes Heer bilden, das uns vor einer Reihe von Erkrankungen zu ſchützen verſteht.

Maleriſche Mathematik.

Von

Dr. A. Nagel.

Zu der großen Zahl zählebiger Vorurteile gehört auch jene weitverbreitete Meinung, welche die Mathematik eine trockene, des Anziehenden völlig bare Wiſſenſchaft nennt, ihre Unentbehrlichkeit in Bezug auf einige andere Disciplinen, namentlich die Technik, freilich zugeſtehen muß, im ganzen aber ihr Daſein doch mehr oder weniger als ein notwendiges Uebel aufzufaſſen pflegt. Dem gegenüber mag es nicht unangemeſſen erſcheinen, die Aeußerung eines bedeutenden Mathematikers der Gegenwart hier zu verzeichnen: daß, ſobald erſt in weiteren Kreiſen jene Scheu überwunden ſein werde, man ebendort notwendig dazu kommen müſſe, in dieſer Wiſſenſchaft ebenſoviel des Anziehenden und Erfreulichen zu finden, als man vorderhand des Langweiligen darin zu vermuten ſich gewöhnt habe.

Wem von meinen Leſern etwa die Prinzipien der analytiſchen Geometrie bekannt ſind — um einen einfachen Fall herauszugreifen —, der wird ohne weiteres dieſem Urteil beipflichten; aber auch ſchon die Gleichungen erſten Grades, die diophantiſchen Gleichungen und einfacheren Reihen bieten, insbeſondere in der Form von eingekleideten Aufgaben, des Intereſſanten genug, um den oben gekennzeichneten Vorwurf als einen ungerechten erkennen zu laſſen.

Mag es mir, bevor ich den eigentlichen Gegenſtand berühre, geſtattet ſein, einige Beiſpiele aufzuführen, die, an großenteils jedem bekannten Objekten, die Möglichkeit eines urſächlichen Zuſammenhanges zwiſchen mathematiſchem und maleriſchem Gebiet zeigen werden. Um beim Einfach-Schönen zu beginnen, erwähne ich den Kryſtall. Einfach, verglichen mit den Formen organiſcher Weſen, und doch — von welcher Mannigfaltigkeit der Geſtaltung! Vom erbſengroßen funkelnden Diamanten bis zur zentnerſchweren maſſigen Säule des Rauchquarzes der alpinen Kryſtallhöhlen, welch reiche Reihe glänzender Geſtalten! Und dabei alle von ſcharf begrenzten Formen, alle jene glitzernden, unſer Auge erfreuenden, reichen Flächenkombinationen zurückführbar auf wenige mathematiſch definierte Grundgeſtalten, alle dem einen Geſetze gehorchend, daß die Abſchnitte, welche ihre Flächen auf den Achſen des Kryſtalles machen, ſtets durch einfache rationale Zahlen darſtellbar ſind. Eine außerordentliche Beſchränkung, wenn wir bedenken, innerhalb welcher Grenzen die Größenverhältniſſe bei organiſchen Geſtalten, einem Pferde z. B., ſchwanken können, ohne daß wir ihnen die Bezeichnung „ſchön" aberkennen. Dagegen würde eine nicht nach exakten Geſetzen, nicht haarſcharf nach Maß und Zahl ſich richtende Kryſtallform ganz gewiß nicht angenehm auf uns wirken. Unwillkürlich meſſen wir die Dinge nach uns ſelbſt, der Kryſtall ſteht uns gleichſam fremd gegenüber, wir verſtehen ihn nicht, er iſt für uns tot, und ſo fordern wir als eine Art Entſchädigung von ihm eine einfache, leicht zu überſehende Geſtalt als charakteriſtiſches Schönheitsmerkmal. „In der mineralogiſchen Welt iſt das Einfachſte das Herrlichſte und in der organiſchen iſt es das Komplizierteſte," äußert ſich Goethe. — Dennoch finden ſich auch im Reiche des Lebendigen Fälle genug, wo der maleriſche Eindruck ganz weſentlich von der einfachen mathematiſchen Regeln folgenden Anordnung der Außenteile des Organismus abhängt. Ich erinnere namentlich an die höchſt regelmäßige, ganz beſtimmten ſpiralig und ſchraubig gekrümmten Linien folgende Stellung der Blätter bei vielen Craſſulaceen und Cacteen, an die wie mit dem Zirkel konſtruierte und dabei ſo höchſt anziehende Architektur des Tannzapfens, der Ananas und ähnlicher Gebilde. Die Botaniker Braun und Schimper waren die erſten, welche den anſcheinend ſo geheimnisvollen Geſetzen der regelmäßigen Blattſtellung nachzuſpüren unternahmen. Das Ergebnis ihrer Unterſuchungen war, daß in vielen Fällen die Anordnung der Blätter, ſowie auch anderer Organe ſich durch beſtimmte, oft ſehr einfache Brüche darſtellen laſſe, indem man, von einem beliebigen Blattanſatz als Nullpunkt beginnend, die Anzahl Blätter beſtimmt, welche zu demjenigen leiten, das genau über dem gewählten Ausgangspunkte liegt, und zugleich die Umläufe zählt, die man zu dem Zwecke um den Stamm beſchreiben muß. Die Maßzahl der letzteren wird als Zähler, die der erſteren als Nenner des zu bildenden Bruches geſetzt. Am häufigſten finden ſich die Blattſtellungen: $\frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{2}{5}, \frac{3}{8}, \frac{5}{13} \ldots$ eine Reihe, welche man dadurch erhalten kann, daß man die Zähler wie die Nenner je zweier aufeinander folgender Brüche addiert und den erhaltenen neuen Bruch als weiteres Glied nimmt, z. B. $\frac{1+1}{2+3} = \frac{2}{5}$ u. ſ. f. Dieſe Art des Aufbaues gilt für ſehr viele, keineswegs für alle Fälle. Dies die äußere Erſcheinung einer im Weſen der betreffenden Pflanzen begründeten Geſetzmäßigkeit; ein

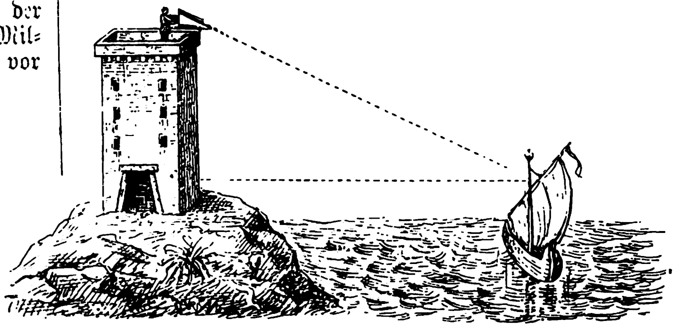


Fig. 1.

ſcharfſinniger Verſuch, jenes Phänomen auf rein mechaniſche Urſachen zurückzuführen, wurde von Schwendener („Mechaniſche Theorie der Blattſtellungen", 1878) in ſehr überzeugender Weiſe unternommen, doch kann darauf hier nicht weiter eingegangen werden.

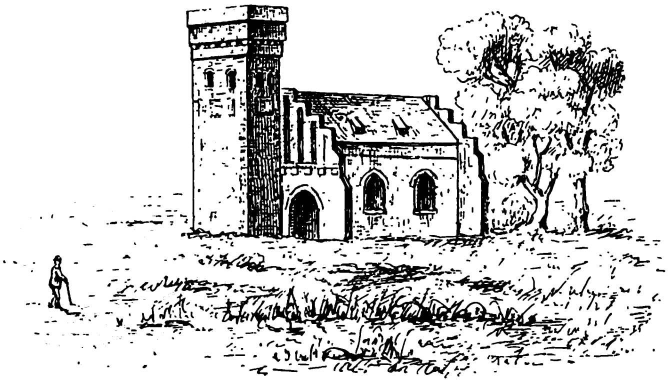


Fig 2.

Der Bildung des Tannzapfens völlig analog iſt die geometriſch genaue Schuppenanordnung bei zahlreichen Fiſchen und Reptilien, auch die Stellung der Federn auf dem Vogelkörper gehorcht ähnlichen Regeln.

Dieſe Beiſpiele werden für den oben angeführten Zweck genügen, und ſo wende ich mich nun zu meinem Hauptgegenſtande, der alſo die Anwendung mathematiſcher Geſetze — worunter hier natürlich nur das Allerelementarſte verſtanden wird — auf landſchaftliche Objekte behufs deren Größenbeſtimmung behandelt. Daß ich dabei im Prinzipe nichts Neues bringe, verſteht ſich eigentlich von ſelbſt — vielleicht aber wendet doch der eine oder andere Leſer dem Gegenſtande ſo viel Teilnahme zu, als man etwa einer Charade, die ja auch eine Art von mathematiſcher Aufgabe repräſentiert, entgegenzubringen pflegt.

Zu den älteſten Problemen der angewandten Geometrie gehört die Aufgabe, von einem erhöhten Punkte der Meeresküſte aus, etwa der Plattform eines Wachtturmes, die Entfernung eines Schiffes von der Küſte zu beſtimmen, eine Aufgabe, der ja auch, für jenes Zeitalter wenigſtens, eine gewiſſe praktiſche Bedeutung nicht abzuſprechen iſt. Sie ſtammt, wie es ſcheint, aus Aegypten und wurde, wahrſcheinlich durch den Philoſophen und Mathematiker Thales, zuerſt den Griechen bekannt. Ein Blick auf Fig. 1 — nach M. Cantor, Vorleſ. üb. die Geſchichte der Mathematik, Leipzig 1880 — wird das Verſtändnis der Aufgabe vermitteln. Das Beobachtungsinſtrument war ein höchſt einfaches: ein auf einer paſſenden Unterlage in genau ſenkrechter Stellung angebrachter Stab von genau bekannter Länge. Bekannt war außerdem natürlich die unveränderliche Höhe des Beobachtungspunktes, des Turmes. Hierzu kam als drittes, in jedem Falle durch Meſſung, auf einer in die Unterlage eingelaſſenen Skala z. B., zu beſtimmendes, die Länge des vom Stabe nach dem Beobachtungsobjekte zu geworfenen Schattens. Der Endpunkt desſelben mußte natürlich, wie aus der Zeichnung ohne weiteres klar, mit dem Ende des Stabes, über den hin das Auge des Beobachters nach dem Schiffe hin viſierte, und einem Punkte dieſes letzteren in eine gerade Linie fallen, um das Beobachtungsdreieck zu vervollſtändigen. Dies konnte in der Art erreicht werden, daß man den Stab, in ſtets ſenkrechter Stellung natürlich, auf der graduierten Unterlage ſo lange verſchob, bis der Schattenendpunkt in die Kante des Brettes oder der Platte fiel.

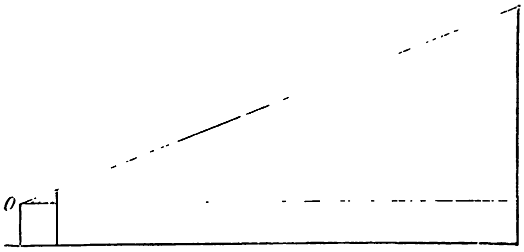


Fig. 2a.

Aus der Aehnlichkeit des kleinen und des großen rechtwinkligen Dreiecks ergibt ſich dann die unbekannte Entfernung des Schiffes. Denn ſo vielmal die Stablänge in der Länge des von ihm geworfenen Schattens enthalten iſt, ſo oft enthält auch die geſuchte horizontale Entfernung des Schiffes vom Turme die Höhe dieſes letzteren, vermehrt um die Stabhöhe. Wenn z. B. die Turmhöhe 60, die Stablänge $^1/_2$, die Größe des Schattens 3 Fuß betrug, ſo ergab ſich aus dieſen Daten die Entfernung des Schiffes gleich 363 Fuß, da die Entfernung des Stabendes vom Fuße des Turmes im Betrage von 60 $^1/_2$ zur geſuchten Strecke in demſelben Verhältnis ſteht, wie die Stablänge zur Schattenlänge, d. h. wie $^1/_2$ zu 3 oder 1 zu 6.

Daß dieſes Verfahren ein äußerſt primitives genannt werden muß, bedarf keines beſonderen Beweiſes, dennoch ſcheint es in jenem Zeitalter ſeinem Zwecke hinreichend gut entſprochen zu haben.

Das umgekehrte Problem, aus gegebenen reſp. gemeſſenen horizontalen und vertikalen Linien eine Höhe zu beſtimmen, deren direkter Meſſung ſich Hinderniſſe entgegenſtellen (Turm, Baum ꝛc.), iſt gleichfalls von ehrwürdigem Alter. Zur Löſung führen mehrere Wege, von denen wir die zwei einfachſten, am leichteſten zu realiſierenden herausgreifen.

Denken wir uns auf einer möglichſt ebenen Fläche einen Turm oder eine hohe Tanne, deren Größe wir zu beſtimmen wünſchen; zum erſteren haben wir keinen Zutritt, da der Küſter gerade abweſend iſt, wir können alſo keine direkten Meſſungen mittels Schnur und Bleilot vornehmen — das Hinaufklimmen auf den zu meſſenden Baum verbietet ſich aus einleuchtenden Gründen von ſelbſt — wie verfahren wir nun, um das angeſtrebte Ziel zu erreichen?

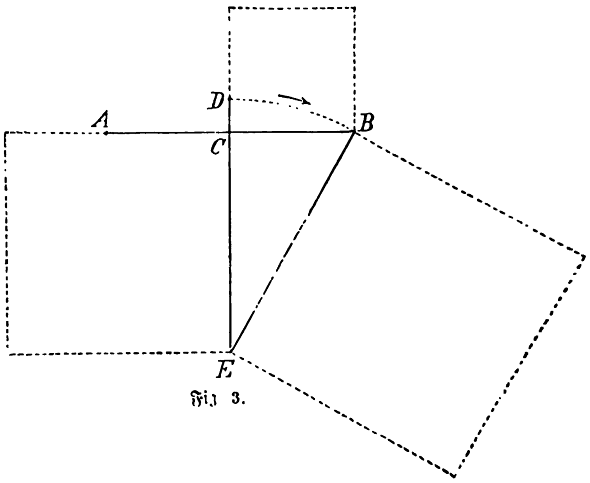


Fig 3.

Angenommen, es ſei ein klarer Sommertag, ſo können wir nach folgender höchſt einfacher Methode dahin gelangen

(Fig. 2). Wir befeſtigen mit Hilfe eines Lotes einen Stab ſenkrecht im Boden und meſſen genau dann deſſen Höhe, ebenſo ſeinen Schatten. Die Länge des vom Turme oder Baume geworfenen Schattens beſtimmen wir gleichfalls möglichſt ſorgfältig, und damit haben wir alle zum Berechnen der geſuchten Höhe nötigen Daten erlangt. Denn da, wegen der für irdiſche Verhältniſſe unendlich weiten Entfernung der Sonne, deren Strahlen als vollkommen einander parallel an ein und demſelben Orte unſeres Planeten betrachtet werden müſſen, ſo findet zwiſchen der Größe zweier Objekte — in ſenkrechter Richtung gemeſſen — und der ihrer zugehörigen Schatten für denſelben Zeitpunkt auch einerlei Beziehung ſtatt. So oft alſo die Stab- in der Schattenlänge — oder, bei höherem Sonnenſtande, umgekehrt — enthalten iſt, ſo vielmal übertrifft der Schatten des Turmes oder Baumes dieſen ſelbſt an Länge.

Aber nicht immer iſt der Himmel wolkenlos und alsdann verſagt dies Verfahren ſeinen Dienſt. Wir befolgen in dieſem Falle die in Fig. 2a ſchematiſch wiedergegebene, zwar weniger bequeme, aber genauere Methode. Die am weiteſten nach rechts hin errichtete Senkrechte repräſentiere die zu beſtimmende Höhe; die beiden kleinen Vertikalen links ſtellen zwei in die Erde befeſtigte Maßſtäbe vor, deren Entfernung voneinander ſowie vom Fuße der unbekannten Höhe genau gemeſſen worden. Die Länge des mittleren Stabes übertrifft etwas die Größe des Beobachters, die ganz links befindliche beſitzt eine geringere Größe, ſo daß das Auge des Beobachters bequem an ihren Endpunkt O gebracht werden kann. Wir meſſen nun zuerſt eine möglichſt lange Strecke vom Fuße des Turmes ꝛc. mittels einer ſtraff geſpannten Schnur von bekannter Länge ab und pflanzen dort lotrecht die größere der beiden Meßſtangen ein. Darauf rücken wir mit der kleineren in derſelben Richtung ſo lange von jener ab, bis, was wir durch Viſieren der Turmſpitze über die Spitze der erſten Stange hinweg erreichen, der Punkt O mit den beiden anderen in einer geraden Linie liegt. Der Fußpunkt der letzten Stange iſt von dem der erſten um eine geringe, leicht zu beſtimmende Strecke entfernt. Hiermit iſt alles zur Löſung Nötige gewonnen, denn, wie die Figur erkennen läßt, haben wir nun wiederum zwei einander ähnliche, rechtwinklige Dreiecke, und es verhält ſich alſo die, um die Länge des kleinſten Maßſtabes verminderte unbekannte Höhe zu der Entfernung desſelben von ihr, wie in dem kleinen (ſchraffierten) Dreiecke der Höhenunterſchied der Stangen zu ihrem Abſtand voneinander. Dabei iſt zu beachten, daß die Entfernung der beiden Maßſtäbe voneinander nicht unter ein gewiſſes Maß herabgehen darf, da jeder kleine Beobachtungsfehler ſich hierbei ja vielfach multipliziert und das Endreſultat in ſehr merklicher Weiſe beeinfluſſen müßte.

Vollkommen dieſen Aufgaben analog iſt die: die Entfernung zweier Punkte zu beſtimmen, zwiſchen denen ein das direkte Meſſen verbietendes Hindernis, z. B. ein See liegt, während die Abſtände der Punkte vom Beobachter paſſierbar ſind.

In allen jenen Fällen beruht der beſondere Reiz derartiger Aufgaben, der ſeit altersgrauen Zeiten ungezählte Variationen ſchuf, wie mir ſcheint, darin, daß eine Erweiterung unſerer Herrſchaft über die uns umgebenden Naturobjekte ſtattfindet, daß gleichſam unſer Auge den meſſenden Taſtſinn ins rieſenhaft Große vermehrt.

Aus dem beſcheidenen Gefühl einer gewiſſen Befriedigung in die Empfindung des Erhabenen umgewandelt, findet jener Reiz in der Aſtronomie ſich wieder, der abſtrakteſt-mathematiſchen und zugleich doch durch einen großartig-poetiſchen Zug verklärteſten unter den exakten Naturwiſſenſchaften. „Wohin körperlich zu gelangen dem Menſchen verſagt bleibt, dahin dringt mittels des Zauberſchlüſſels der Rechnung ſein Geiſt“ (E. du Bois-Reymond, Kulturgeſchichte und Naturwiſſenſchaft, Leipzig 1878).

Ein altes chineſiſches Lehrbuch der Arithmetik enthält folgendes Problem. „In einem quadratiſch geſtalteten Teiche von zehn Fuß Seitenlänge wächſt in der Mitte des Beckens ein Schilf, das einen Fuß über den Waſſerſpiegel ſich erhebt. Als man dasſelbe nach der Mitte einer der Seiten hinzog, reichte es gerade bis an den Rand des Teiches; wie tief iſt das Waſſer?“

Bei weitem anmutiger, dem künſtleriſch feineren Sinne des Volkes entſprechend geſtaltet finden wir dieſelbe Aufgabe bei den indiſchen Mathematikern: „In einem ſtillen See erhebt ſich über den Spiegel um ein bekanntes Maß eine Lotosblume. Als ein ſanfter Wind ſich erhebt, wird ſie ſeitwärts getrieben und taucht in einer beſtimmten Entfernung von ihrem urſprünglichen Standort in das Waſſer ein. Wie groß war deſſen Tiefe?“

Ich muß es dem Leſer dieſer Zeilen überlaſſen, ſich die angedeutete Szenerie ſo anſprechend wie möglich auszumalen und mich damit begnügen, die Löſung der arithmetiſchen Rätſelfrage figürlich anzudeuten (Fig. 3). Denken wir uns jenen Teich von bekannter Seitenlänge und unbekannter Tiefe, parallel mit einer der Seiten, in der Mitte ſenkrecht durchſchnitten. Dann ſtellt die Linie AB die Länge des quadratiſchen Waſſerſpiegels, DE das — natürlich pfeilgerade gewachſene — Schilf dar. Die Linie CD iſt gemeſſen, CE ſoll aus dieſer Länge und der des Teichufers gefunden werden. Die Strecke BE bezeichnet das an den Teichrand gezogene Schilf, d. h. es hat BE dieſelbe Länge wie DE, es enthält alſo die bereits bekannte Strecke, um welche die Pflanze ſich über das Waſſer erhebt (CD) und außerdem die geſuchte Tiefe CE. Wie aus der Zeichnung erſichtlich, bilden die drei Linien BC die halbe Uferlänge, die geſuchte Tiefe CE und das ſtraff an den Rand gezogene Schilf BE ein rechtwinkliges Dreieck, und für ein ſolches gilt bekanntlich der ſogen. pythagoräiſche Lehrſatz. Derſelbe beſagt, daß das über der größten Seite (Hypotenuſe) BE konſtruierte Quadrat (ſ. d. Fig.) denſelben Flächeninhalt beſitzt, wie die Summe der über den beiden kleineren Seiten (Katheten) BC und CE errichteten Quadrate. Hiernach ergibt ſich ohne weiteres, unter Zugrundelegung der obengenannten Zahlen, die Tiefe des Waſſers zu 12 Fuß. — Eine reiche Auswahl ſolcher Beiſpiele der angewandten, oder, wie ich mir erlaubt habe zu ſagen, „maleriſchen“ Mathematik bieten die verſchiedenen Sammlungen geometriſcher und phyſikaliſcher Aufgaben; ich habe nur einige der allereinfachſten anführen wollen, die leicht variiert werden können und deren praktiſche Ausführung auf keinerlei Schwierigkeiten ſtoßen wird.

Den Schluß dieſer Skizze mag paſſend ein „klaſſiſches“ Rechenexempel bilden, eine Aufgabe, deren bildliche Darſtellung zugleich ihre Löſung geben würde. Ihr Verfaſſer iſt der altindiſche Mathematiker Bhäskara, der anſcheinend mit beſonderer Vorliebe ſeinen ſchönen Zeitgenoſſinnen arithmetiſche Rätſelfragen aufgab, wie er denn auch — nach unſerem Gefühl mit etwas zu ſtarker Begeiſterung — die Rechenkunſt kurzweg „die Liebliche“ (Lilavati) nennt. „Von einem Schwarm Bienen läßt ein Fünftel ſich auf einer Kadambablüte, ein Drittel auf einer Silindhablume nieder. Der dreifache Unterſchied der beiden Zahlen flog nach den Blüten eines Kutaja, eine Biene blieb übrig, welche in der Luft hin und her ſchwebte, gleichzeitig angezogen durch den lieblichen Duft einer Jasmine und eines Pandanus. Sage mir, reizendes Weib, die Anzahl der Bienen.“

Vielleicht errät es die Leſerin, deren Blick ſich zufällig hierher verirren ſollte.

Ueber die Entwickelung der Seele des Kindes.

Von

Prof. W. Preyer.

VII.

Das Sprechenlernen.

Leider erinnert ſich kein Menſch der Zeit, da er der Sprache nicht mächtig war. Obwohl jeder Gebildete jahrelang mit großem Eifer ſich bemüht hat, ſeine Mutterſprache zu erlernen und ſich in dem Gebrauche derſelben zu vervollkommnen, ſo weiß doch keiner mehr, wie ihm zu Mute war, ehe er dieſen Selbſtunterricht begann. Auch iſt es nicht möglich, durch noch ſo ſorgfältiges Ausfragen des die Sprache erlernenden Kindes Aufſchluß über ſeinen Geiſteszuſtand zu erhalten, da es eben, wenn es davon weiß, doch noch nichts davon in Worten mitteilen kann und ſpäter, nachdem es ſprechen gelernt hat, die Erinnerung an dieſen ſprachloſen Zuſtand erloſchen iſt. Und doch, welch ein Gegenſatz zwiſchen dem in mehr als einer Hinſicht dem Tiere naheſtehenden, bald der auf die Nahrungsaufnahme erpichten Raupe, bald dem trägen Winterſchläfer vergleichbaren ſprachloſen, kraftloſen Säugling einerſeits und dem das Wort mit Sicherheit handhabenden Redner andererſeits, welcher um den Ausdruck nicht verlegen iſt und ohne irgendwelche Zuthat nur durch ſeine Sprache vermittelſt ſeiner Stimmbandſchwingungen mächtig den Hörer ergreift! Ich erinnere mich ſehr wohl noch der Zeit, als ich nach unſäglich mühſamen, aber fruchtloſen Verſuchen, meinem Sohne auch nur ein einziges Wort beizubringen, faſt täglich von dem Gedanken beherrſcht wurde: „Und dieſes unbeholfene Geſchöpf, welches nicht einmal eine einzige Silbe wie ein Papagei nachplappern kann, ſoll eines Tages mit mir ſprechen, wie ich mit ihm? ſoll vielleicht Parlamentsredner werden? ſoll außer ſeiner Mutterſprache noch andere Sprachen erlernen? Ich bin begierig, dieſe Metamorphoſe zu beobachten. Aber es iſt mir einſtweilen ſehr zweifelhaft, ob das Kind jemals wird ſprechen lernen können!" Andere Eltern denken gewiß ähnliches und ihre Freude über das erſte Sprechen ihrer Kinder iſt wohl nur deshalb nicht ſo ausgeprägt wie die über das erſte aufrechte Gehen ohne Beihilfe, weil es nicht ſo plötzlich zu Tage tritt. Man würde im Beſitze von viel beſſerem Material über die Menſchwerdung des Kindes, die mit der Erwerbung der Sprache ſich vollzieht, ſein, wenn die Eltern häufiger, was ſie von den erſten Sprechverſuchen hören, gewiſſenhaft zu Papier bringen und mit dem richtigen Datum verſehen wollten. Es kann als beinahe unmöglich bezeichnet werden, daß ein geſundes Kind unter Menſchen aufwachſend nicht ſprechen lerne. An Beobachtungsmaterial fehlt es alſo nicht.

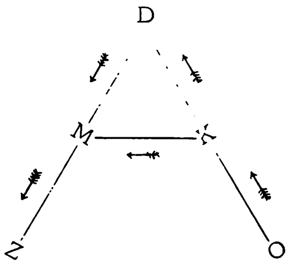
Soviel mir bekannt, bin ich aber bis jetzt der einzige, welcher eine faſt alle Tage umfaſſende Beobachtungsreihe vom Anfang an bis gegen Ende des dritten Lebensjahres an einem Kinde durchgeführt hat. Ich rate ſehr zur Wiederholung dieſer Arbeit, denn ſie erhöht die Freude am Kinde und fördert die Kenntnis der Seelenentwickelung, auch wenn der Beobachter nicht Phyſiologe iſt. Dieſes Studium wird der Natur der Sache nach, was hier zu ſeiner Empfehlung eingeſchaltet ſei, weniger durch Zerlegung und Zerſetzung ein künſtleriſches Gemüt verſtimmen, als irgend eine andere wiſſenſchaftliche Unterſuchung, da ſchon die immer wiederkehrenden ergötzlichen Verſuche, zu Schwieriges nachzuſprechen, überhaupt aber das Synthetiſche, welches in der ganzen Spracherwerbung liegt, in hohem Grade befriedigt. Man denke ſich das heitere Kindergeſicht dazu, ſo wird es klar, daß ſolche Beobachtungen, wie ich ſie wünſche und gern fernerhin verwerten werde, wenn ſie nur zuverläſſig ſind, durchaus nicht eine ungewöhnliche Anſtrengung benötigen, zumal ſie niemals lange dauern dürfen, damit der „Sprechling" nicht ermüde.

Es kommt vielmehr beim Studium des Sprechenlernens an auf ſehr häufige, namentlich gelegentliche, aber jedesmal kurze Beobachtung eines und desſelben geſunden Kindes. Dieſes darf, auch nachdem die erſten Stadien vorüber ſind, nicht wiſſen, daß man ſich für ſeine eigenen unvollkommenen, ſprachlichen Aeußerungen intereſſiert, ſonſt geht allzu leicht die nie wiederkehrende kindliche Naivetät, die jede Verſtellung ausſchließende kindliche Natürlichkeit verloren. Dann iſt aber auch der natürliche Entwickelungsgang des Sprechenlernens geſtört. —

.Das erſte, womit die Erwerbung der Sprache beginnt, iſt nicht, wie früher häufig angenommen wurde, der erſte Schrei des Ebengeborenen, denn dieſer kann keine andere Bedeutung haben als die eines Reflexes, wie etwa das Nieſen. In der That kommt es manchmal vor, daß Kinder ſtatt mit Schreien mit Nieſen ihren Eintritt in die Welt ankündigen. Wenn aber erſt verſchiedene ſtarke Eindrücke miteinander abgewechſelt haben, Gefühle wie Hunger, Schmerz, Kälte einerſeits, Sättigung, Luſt, Wärme andererſeits unterſchieden worden ſind, dann erhält das Schreien eine ſprachliche Bedeutung, und man kann leicht an den Verſchiedenheiten der Stimme die Stimmung erkennen. Beim Schmerz iſt der Ton ein höherer, als beim Hunger, oft durchdringend, beim „Krähen" vor Freude, beim Lachen, viel lauter und von ganz anderer Klangfarbe, als beim Wimmern vor Kälte und Näſſe. Aber alle derartigen lauten Aeußerungen von körperlichen und ſehr bald auch geiſtigen Zuſtänden ſind nichts weniger als Beſtandteile einer artikulierten Sprache, vielmehr durchaus analog der Tierſprache. Auch die ſchon in der ſiebenten und achten Woche mitunter gehörten, nur bisher allzu ſelten bezüglich ihres erſtmaligen Auftretens genauer beobachteten Silben wie ba, ma. am, ab. gö und auch wohl rö können auf eine ſprachliche Bedeutung nicht den geringſten Anſpruch machen. Sie werden gerade ſo wie die ſpäteren durch kein Mittel fixierbaren Laute in den Lallmonologen des Säuglings, durch die Bewegungen der Sprachmuskeln oft ganz zufällig zuſtande gebracht und haben anfangs keine größere pſychogenetiſche Bedeutung als das Schnarchen und die unregelmäßigen, erſt nach und nach koordinierten Bewegungen der Arme und Beine oder der Geſichtsmuskeln. Die Hervorbringung von Lauten und einfachen, aus Lauten zuſammengeſetzten, ſinnloſen Silben hat jedoch vor dieſen Muskelbewegungen für den Säugling deshalb einen Vorzug, weil ſie akuſtiſch wirkſam iſt. Das Ohr des ſchreienden und lallenden Kindes fängt die von dem Kehlkopf und der Mundhöhle erzeugten Laute auf; dadurch werden dieſe zur Quelle eines neuen Vergnügens. Darum wiederholt das Kind mit einer dem Erwachſenen oft unerträglichen Beharrlichkeit eine und dieſelbe Silbe, einen und denſelben Schreilaut.

Dieſe Uebungen ſind noch im dritten Vierteljahr des Lebens faſt durchweg ohne ſprachliche Bedeutung, aber im vierten pflegt ſehr häufig ihr Charakter ſich zu ändern, und eine Beeinfluſſung der geäußerten Laute durch die von andern kommenden, die gehörten Wörter, ſich merkbar zu machen. Dann iſt der kritiſche Punkt in der Spracherlernung erreicht. Ueberſchritten wird er an dem Tage, an welchem das Kind zum erſtenmal ein Wort der Wortſprache oder des Ammenjargons ganz ſelbſtändig richtig anwendet.

Ueberlegt man, was dazu alles, alſo zum Sprechen überhaupt notwendig iſt, ſo ergibt ſich, daß zunächſt ein offenes Ohr O für die Aufnahme und Fortleitung gehörter Wörter, eine durchgängige mit dem Hörnerven beginnende impreſſive Bahn OK, wie ſie am kürzeſten genannt wird, vorhanden ſein muß. Die an einer beſtimmten Stelle des Gehirns, einem akuſtiſchen Zentrum oder Klangbildmagazin K anlangenden Klangeindrücke müſſen dann in der Form von Nervenerregung, höchſt wahrſcheinlich von Schwingungen, durch interzentrale Verbindungsfaſern an einen weiter nach vorn gelegenen Teil der Oberfläche des großen Gehirns D gelangen, wo ſich Vorſtellungen aus ihnen bilden, wo alſo das Gehörte verſtanden wird. Von hier aus, zum Teil aber auch direkt vom Klangbildzentrum R aus gehen Faſern an das ſchon erwähnte Brocaſche Zentrum im Stirnhirn M, wo die Ideen in Bewegungsimpulſe für die Kehlkopfmuskeln zur Erweiterung und Verengerung der Stimmritze mittels der Stimmbänder und für die Zungenmuskulatur, ſowie die Lippenmuskeln u. ſ. w. ſich verwandeln. Dieſe Stelle iſt das oft bei Schlaganfällen zerſtörte Zentrum, durch deſſen Verletzung oder Schädigung, etwa beim Platzen einer kleinen Ader, die Sprache augenblicklich zum Teil, manchmal ſogar vollſtändig verloren gehen kann. Es tritt dann erſteren Falls Dysphaſie, letzteren Falls Aphaſie ein. Beim Kinde iſt dieſes Sprachzentrum noch nicht entwickelt, und wenn die Kinder von aller menſchlichen Geſellſchaft iſoliert aufwüchſen, würde es ſich auch nicht entwickeln, ebenſowenig wie die übrigen für das Sprechen notwendigen Gehirnzentren mit ihren Verbindungsfaſern.



Wer nicht ſchreiben gelernt, hat auch kein Schreibzentrum in ſeinem Gehirn. Und in ganz ähnlicher Weiſe, wie ſpäter das Kind ſchreiben lernt, indem es Muſter nachbildet, lernt es nach Ablauf des erſten Jahres ſprechen, indem es gehörte Laute nachahmt. Nachahmung iſt das, worauf es bei allem Sprechenlernen ankommt, gleichviel ob es geſehene oder getaſtete oder gehörte Verſtändigungszeichen ſind, die die Sprache zuſammenſetzen. Schließlich iſt auch das Wort ein durch Taſten mit der Zunge im Munde hervorgebrachtes Symbol, wie die Geſtikulation mit den Händen und das Mienenſpiel.

Und mögen die Sprachforſcher noch ſo ſehr ſich ſtreiten über die Möglichkeit des Urſprungs der Sprache aus anderen Quellen, ſo iſt und bleibt doch die Lautnachahmung zweifellos für die individuelle Spracherlernung der erſte und wichtigſte Faktor. Keinerlei hochmütige oder gar höhnende Verwerfung der onomatopoëtiſchen Anſicht, wie ſie ein Max Müller durch den Ausdruck „Bauwautheorie“ kundgibt, keine noch ſo gelehrte Betrachtung der Wurzeln des Sanskrit, kein einziges Ergebnis der Sprachvergleichung iſt imſtande, die Thatſache zu erſchüttern, welche jeder an ſeinen eigenen Kindern, wenn er nur fleißig beobachtet, beſtätigen kann, daß nämlich der Menſch durch die Wiederholung gehörter Laute dazu kommt, ſie willkürlich auch in der gehörten Zuſammenſetzung mit beſtimmten Vorſtellungen zu verbinden.

Es iſt merkwürdig genug, daß die beim Hören durch die Schallwellen hervorgerufenen Trommelfellſchwingungen ſchon nach Ablauf des erſten Lebensjahres, und oft viel früher, mit der größten Genauigkeit übertragen werden auf die Stimmbänder des hörenden Kindes. Ein gehörter Ton wird richtig nachgeſungen, ein gehörter Laut richtig mit derſelben Klangfarbe in derſelben Höhe und annähernd derſelben Stärke wiederholt, und doch muß der Weg, auf welchem vom ſchwingenden Trommelfell durch die Gehörknöchelchen, das ovale Fenſter, die Labyrinthflüſſigkeit, die Schnecke, die Hörnerven, die Hörnervenkerne, die Verbindungsfaſern mit dem Großhirn, die Hörſphären und die motoriſchen Zentren der Großhirnrinde, ſowie die Bewegungsnerven für die Kehlkopfmuskeln hindurch, die Bahn frei ſein. Zuerſt Schallſchwingungen, alſo Verdichtungen und Verdünnungen der Luft, ſodann Schwingungen feſter Körper, des Trommelfelles und der Gehörknöchelchen, hierauf Schwingungen einer Flüſſigkeit und der elaſtiſchen Endigungen des Hörnerven im Labyrinth, danach Nervenerregung, endlich Umſetzung derſelben in Schallempfindung. Aus dieſer entſteht die Tonvorſtellung und dann der Wille, ihren Inhalt zu reproduzieren; hierauf motoriſcher Befehl in Form zentrifugaler Nervenerregung, Muskelzuſammenziehung, Stimmbandſpannung, Verengerung der Stimmritze, Ausatmen: der gehörte Ton iſt da! Welch eine Kette von verwickelten Prozeſſen, die alle in ganz beſtimmter Reihenfolge ſtattfinden müſſen, um einen ſcheinbar ſo einfachen Vorgang wie die Nachahmung eines gehörten Lautes, eines A, zuſtande kommen zu laſſen! Doch iſt es ſo, und wenn ein Glied in dieſer langen Kette fehlt, wenn das innere Ohr verletzt iſt oder der Gehörnerv nicht leitet oder das Großhirn verſagt oder die Bewegungsnerven der Kehlkopfmuskeln oder dieſe ſelbſt gelähmt ſind, dann iſt die Lautnachahmung unmöglich, dann lernt das Kind nicht ſprechen. An einem ſehr dünnen Faden hängt das ganze Gewicht der höheren Geiſtesthätigkeit!

Selbſtverſtändlich iſt mit dieſer wichtigen Erkenntnis durchaus nicht etwa dargethan, daß weiter nichts zum Sprechenlernen erforderlich ſei, als die normale Funktion dieſer impreſſiven leitenden und expreſſiven Bahnen. Aber es iſt gewiß und darauf kommt es an, daß weder in den Urzeiten je ein alaliſcher Menſch oder der dem Tiere näherſtehende Vorfahre desſelben, noch in unſeren Tagen ein alaliſcher Säugling, welcher ebenfalls dem Tiere bezüglich ſeines Nicht-ſprechen-könnens näher ſteht, als dem Kulturmenſchen, ohne jenen ganzen Apparat artikulierte Sprache erwarb. Was außerdem nicht entbehrt werden kann, iſt etwas rein Seeliſches, nämlich die Verbindung eines durch Nachahmung erworbenen und ſelbſt hervorgebrachten Schalles mit der bei Wahrnehmung desſelben gemachten Erfahrung. Die Erfahrung zeitigt eine beſtimmte Vorſtellung. Wenn nun der Schall, welcher immer mit der Vorſtellung zuſammen vorkam, für ſich gehört wird, ſo entſteht aus dem Erinnerungsbild jene Erfahrung aufs neue und veranlaßt ihrerſeits die Produktion, alſo Reproduktion desſelben Schalles, ſo daß, wenn dieſer geäußert wird, man weiß: das Kind hat die und die Vorſtellung.

Ein Beiſpiel erläutert. Mein kleiner Sohn kommt mit der Hand an den geheizten Ofen, zieht ſie ſchnell zurück und ſpricht das eine Wort „heiß“ ſehr laut und deutlich aus. Dabei nimmt ſein Antlitz einen Ausdruck an, den man ſonſt wohl mit dem Ausdruck „wie erleuchtet“ bezeichnen würde. Dieſes war das erſte Wort der hochdeutſchen Sprache, das er ſelbſtändig vollkommen korrekt anwendete. Der Schalleindruck „heiß“ war ihm ſehr oft in das Ohr gedrungen und zwar ſtets in Verbindung mit der Vorſtellung einer hohen Temperatur. Jetzt macht das Kind ſelbſtändig die Erfahrung, daß ein Gegenſtand eine unerwartet hohe Temperatur hat, erhält die Vorſtellung der Hitze und dieſe erweckt das Schallerinnerungsbild „heiß“. Früher waren die vorgeſprochenen Wörter, darunter auch dieſes, nur ſinnlos und oft entſtellt nachgeplappert worden, früher auch war das Hitzegefühl oder der Schmerz beim Anfaſſen zu heißer Gegenſtände ſogleich empfunden worden, aber ohne die Kenntnis des Wortes „heiß“. Jetzt iſt die Verbindung beider herbeigeführt, und zwar nur dadurch, daß man in der Nähe des Kindes, wenn es ſich verbrannt hatte oder an den Keſſel faßte, ſagte „das iſt zu heiß“.

So lernt das Kind eine ſehr große Anzahl von Wörtern ſeiner künftigen Sprache kennen und zugleich Empfindungen, Gefühle, Wahrnehmungen, Vorſtellungen bezeichnen. Aber es iſt nicht der einzige Weg, der es zu dieſem Ziele führt. Eine erhebliche Menge von Wörtern braucht es zunächſt falſch oder verſtümmelt, mit Reduplikationen, auch Abkürzungen, ohne den richtigen Sinn zu kennen. Dieſer wird ihm dann erſt bei der wiederholten verkehrten Anwendung deutlich. Wie oft erinnert nicht das Kind, welches ſprechen lernt, an den Ungebildeten, welcher Wörter verdirbt und im verkehrten Sinn gebraucht, „Koniferen“ ſtatt „Koryphäen“, „abrupt“ ſtatt „abſurd“, „geiſtliche Getränke“ ſtatt „geiſtige Getränke“ ſagt.

Ein dritter Faktor beim Sprechenlernen iſt von viel geringerer Bedeutung: die Einprägung von Vorſtellung und Wort zu faſt gleicher Zeit, wie beim Hören und Sehen von Tieren. Völlig urſprüngliche derartige Wortbildungen, alſo reine Onomatopoëtik iſt aber nicht leicht zu beobachten. Meiſtens nennen die Kinder die Tiere, welche ſie überhaupt nach der Stimme benennen, alſo „Muhmuh, Wauwau, Kikeriki, Quak“, nicht aus freien Stücken ſo, ſondern erſt, nachdem ſie den Gebrauch anderer Wörter kennen gelernt haben und man ihnen jene Benennungen öfters vorgeſagt hat. Von dem Ausdruck „Piep-piep“ für „Vogel“ kann ich jedoch beſtimmt behaupten, daß er eine ſelbſtändige kindliche Erfindung iſt. Andere Nachahmungen von Tierſtimmen und quiekenden, ſchnurrenden, ſchnarrenden, ſauſenden Geräuſchen werden meiſt ſchnell durch oft vorgeſagte Wörter erſetzt und werden, weil ſie individuell ſind, nicht dauernd angewendet. Andererſeits iſt ein großer Uebelſtand beim Sprechenlernen der, daß die Eltern, noch viel mehr aber Kinderfrauen u. dergl., mit dem Kinde abſichtlich nicht in der gewöhnlichen Sprache, ſondern in einer eigenen ſogenannten Kinderſprache ſprechen. Da wird nicht in der erſten Perſon von „ich“, auch nicht in der zweiten „du“, zum Kinde geſprochen, ſondern die Tante ſagt von ſich ſelbſt ſtatt „ich“ „Tante“; das Kind wird in die dritte Perſon verſetzt. Die wunderlichſten Mißbildungen, beſonders der Hauptwörter, werden regelmäßig bevorzugt, z. B. „Hotto“ ſtatt „Pferd“, „Mimi“ ſtatt „Milch“, „Baba“ und „Jojo“ ſtatt „Bett“. Mit einer ganz unnötigen, ja ſchädlichen Konſequenz werden aus den Lallmonologen des Säuglings einzelne, öfters wiederkehrende Silben von den Angehörigen herausgegriffen und in dieſer oder jener Form in Verbindung mit naheliegenden Vorſtellungen ihm immer wieder und wieder vorgeſagt. Dadurch erſchwert man aber die natürliche Entwickelung, denn das alles muß ſich ſpäter das Kind wieder abgewöhnen, und was man anfangs ergötzlich, kindlich naiv, ſogar intelligent fand, was aber in Wirklichkeit künſtlich und affektiert iſt, wird ſpäter als Unart verurteilt, beſtraft und muß unter allen Umſtänden beſeitigt werden. Wozu der Ballaſt? Kinder ſollten nie auf Koſten ihrer natürlichen Entwickelung Erwachſenen wie ergötzliches Spielzeug die Zeit vertreiben.

Dasſelbe gilt für Provinzialismen und unpaſſende Interjektionen, ſogar die individuelle Ausdrucksweiſe, Accentuierung und mitunter den Tonfall der Stimme. Mit großer Präziſion ahmen viele Kinder das alles nach, man beachtet es nicht und ſpäter wundert man ſich über mangelhaftes, undeutliches, unangenehmes Sprechen der Kinder. Auch ohne daß die erwachſenen Angehörigen die Abſicht haben, ihre Sprecheigentümlichkeiten dem Kinde beizubringen, nur durch das Hören derſelben wird ihnen die Wiederholung ſolcher Eigenheiten zur Gewohnheit. Man meint, ſie würden ſich dieſelben ſpäter abgewöhnen, aber ſie beharren zeitlebens bei den allermeiſten. Man muß hierbei nicht vergeſſen, was ich ſchon in Bezug auf die erſte Erziehung überhaupt als entſcheidend bezeichnete: die ſuggeſtive Wirkung des Verhaltens der Mutter auf das Kind. Jede Miene, geſprochene Wörter, viele Bewegungen der Glieder ſind auch ohne die Kenntnis der Mutter oder Amme für das Kind Suggeſtion, d. h. beſtimmend für ſein eigenes Vorſtellen und ſpäteres Handeln. Und dabei kommt beſonders bezüglich des Sprechenlernens in Betracht der Mangel an Verſtändnis des Gehörten und Geſehenen. Ein Hauptſatz der ganzen Lehre der Pſychogeneſis iſt der, daß alle Kinder zur Zeit des Sprechenlernens zwar viel mehr Wörter verſtehen als ſie ſelbſt bilden können, aber auch viele Wörter „mechaniſch“ nachſprechen, die ſie nicht verſtehen und mit welchen erſt ſpäter der richtige Sinn verbunden wird, hauptſächlich durch unliebſame Erfahrungen bei verkehrter, aber auch durch Luſtgefühle bei richtiger Anwendung derſelben.

Vergleicht man die Mängel der Sprache des kleinen Kindes, vom Anfang ſeines Daſeins an bis etwa in das fünfte Jahr, mit Rückſicht auf das Hören und Verſtehen des zu ihm Geſprochenen ebenſo wie bezüglich der Ausſprache und des ſelbſtändigen Gebrauches artikulierter Laute, Silben und Wörter behufs Ausdrucks ſeiner eigenen Vorſtellungen mit denjenigen Mängeln der Sprache, welche im ſpäteren Leben erworben werden, ſo findet man eine ſehr überraſchende Uebereinſtimmung. Wenn ein Erwachſener durch einen Schlaganfall, durch eine Verletzung oder irgend eine Gehirnkrankheit, ein Gehörleiden, eine Störung der Funktionen ſeines Kehlkopfes oder ſeiner Zunge und Lippen, auch Zähne, des richtigen Sprachgebrauches beraubt worden iſt, ſo ſind die bereits ſehr genau von verſchiedenen Klinikern beobachteten Sprachſtörungen nicht etwa nur im allgemeinen ähnlich, ſondern vollkommen übereinſtimmend mit den Sprachmängeln des erſt ſprechen lernenden Kindes. Der Erwachſene ſpricht nicht mehr richtig und verſteht die Sprache nicht mehr richtig, weil der Sprachmechanismus nicht mehr normal beſchaffen iſt. Das Kind dagegen ſpricht noch nicht richtig und verſteht die Sprache noch nicht richtig, weil ſein kleiner Sprechapparat noch nicht vollſtändig in allen ſeinen Teilen ausgebildet iſt. Bei beiden iſt die betreffende Großhirnwindung nicht leiſtungsfähig. Bei dem einen geht die Uhr nicht, weil ſie zerbrach und deshalb nicht mehr aufgezogen werden kann, bei dem anderen geht ſie nicht und kann ſie nicht aufgezogen werden, weil ſie nicht fertig iſt. Dabei muß man beachten, daß jeder geſunde Säugling von den Schalleindrücken der lebenden Natur und der unbelebten Dinge viele verſteht zu einer Zeit, in der er faſt nichts davon richtig nachahmend hervorbringen kann. Er entwickelt ſich vollſtändig niemals ohne Umgang mit Erwachſenen, ohne ausdauernde Uebung im Erraten des Sinnes der Schalleindrücke, und eben dadurch wird ſchlagend bewieſen die Wichtigkeit der letzteren für die geiſtige Entwickelung überhaupt, für die Gehirnausbildung im beſonderen.

Das Erraten geſchieht vielmehr durch das Verſtehen der begleitenden Gebärden und Mienen der zu ihm Sprechenden, als durch geſprochene Erläuterungen. Dagegen bildet jedes geſunde Kind aus freien Stücken, ehe es imſtande iſt, Silben richtig nachzuahmen, alle oder faſt alle in ſeiner künftigen Sprache vorkommenden Laute und außer dieſen viele andere, an deren Bildung es ſich erfreut, welche aber ſpäter unbenutzt verloren gehen. In verſchwenderiſcher Fülle werden Sprachlaute der mannigfaltigſten Art gebildet. Durch die Umgebung, je nach der von dieſer geſprochenen Sprache, wird dann eine Auswahl getroffen, eine unbewußte Selektion tritt ein. Das, was für die Verſtändigung dem Kinde ſich als nützlich erweiſt, bleibt, das Unnütze verwelkt gleichſam, fällt leblos ab, gerade ſo wie das unnütze Krähen, Quieken, Girren, Grunzen, Wimmern und alle die vielen, durch Worte nicht ausdrückbaren, unartikulierten Laute der erſten Monate, als unnütz, im ſpäteren Leben in Wegfall kommen.

Aber dieſes Erlöſchen des kindlichen Lautſchatzes geſchieht durchaus nicht in einer beſtimmten Reihenfolge, ebenſowenig wie die Erwerbung der Sprachlaute, abgeſehen von einigen wenigen, welche bei allen Menſchen in derſelben Reihenfolge ſtatthat. Die einzelnen Sprachen ſind zu verſchieden und die Beeinfluſſung der Kinder durch die Angehörigen auch bei demſelben Volke zu ungleich, als daß ſich die Bevorzugung ganz beſtimmter Laute vor allen anderen in gleicher Reihenfolge überall wiederholen könnte. Nur a, p und m, Laute, bei denen die Zunge ruhig im Munde verharrt, findet man bei ſämtlichen Völkern als die erſten deutlich ausgeprägt und durch Kombination ma, pa, am, ab, ama, papa, mama, wird zuerſt das das Unluſtgefühl beim Hungern beſeitigende, die Nahrung, alſo die Milch, oder die Quelle derſelben, die Bruſt und auch die Mutter ſelbſt bezeichnet, aber nicht von dem Kinde zuerſt, ſondern von der die kindlichen Laute wiederholenden, alſo nachahmenden Mutter zuerſt, die dann der Säugling ſeinerſeits wieder nachahmt.

Auch in der ſpäteren Zeit des Sprechenlernens, wenn nach und nach, und zwar in immer ſchnellerer Folge, der kindliche Wortſchatz ſich vergrößert, iſt die Verſchiedenheit der Individuen eine ſehr große. Abgeſehen davon, daß viele Kinder äffiſch mit großer Liebhaberei ſinnlos nachplappern, was ſie nur irgend zu hören bekommen, während andere mehr nachdenklich ſtumm das Gehörte ohne Nachahmungsverſuche zu verſtehen ſich bemühen, iſt auch die nicht belebte ſtumme Umgebung jedes Kindes für die Anwendung, namentlich von Hauptwörtern, maßgebend. Ein auf dem Flachlande aufwachſendes Kind wird natürlich nicht leicht von Bergen und Gletſchern, Thälern und Abgründen viel zu ſehen bekommen, der Sohn eines Landmanns viel früher alles, was zum Kuhſtall und zur Scheune gehört, richtig benennen, als das Kind eines Fiſchers, dem dagegen alle Teile des Segelbootes mit Namen zu nennen leicht iſt, noch ehe es ſonſt richtig ſprechen kann.

Ich habe auf wiederholte Fragen nach der Anzahl der von einem Kinde zu Ende ſeines zweiten Lebensjahres beherrſchten Wörter, alſo derjenigen, die es vollkommen ſelbſtändig richtig verwendet, von verſchiedenen, ſorgfältig beobachtenden Müttern Verzeichniſſe erhalten, welche erkennen laſſen, daß die Vokabularien von neun eben zweijährigen Kindern, und zwar acht Mädchen und einem Knaben, wenigſtens 173 und höchſtens 1121 Wörter umfaſſen. Aber dieſe beiden extremen Zahlen ſind wahrſcheinlich vielmehr durch die Beobachtungsart als das Kind ſelbſt ſo verſchieden ausgefallen, denn in dem einen Falle verfuhr man ſehr ſtreng mit Ausſchluß aller zweifelhaften Ausdrücke, in dem anderen dagegen wurden die Wörter eines Wörterbuches angeſtrichen und das Kind gefragt, ſo daß es das betreffende Wort in ſeiner Antwort anbringen konnte. Hier hat wahrſcheinlich die Suggeſtion ſtark mitgewirkt, die Wörterzahl zu erhöhen. Die übrigen ſieben Kinder hatten einen Wortſchatz von vier- bis fünfhundert Wörtern. Aber wenn auch in einem von mir beobachteten Falle merkwürdigerweiſe im vierundzwanzigſten Monat noch nicht fünfzig Wörter vollkommen ſicher beherrſcht wurden, ſo kann doch daraus nicht geſchloſſen werden auf ein abnormes Verhalten des einen oder anderen Kindes. Es müſſen noch ſehr viel mehr derartige Zuſammenſtellungen miteinander verglichen werden, noch viel genauere Angaben über die Zeiten, in welchen die Worterwerbung ſtattfindet, zur Verfügung ſtehen, ehe man beſtimmte Schlüſſe auf dieſem, früher gar nicht beachteten Gebiete ziehen kann. Ich ſelbſt ſoll erſt gegen Ende meines dritten Lebensjahres ſprechen gelernt haben und das Kind, von dem ich eben ſagte, es habe zu Ende ſeines zweiten noch keine fünfzig Wörter beherrſcht, iſt mein eigenes, welches ſehr bald das Verſäumte nachgeholt hat. Man kann wohl hierbei an erbliche Eigentümlichkeiten denken; im ganzen aber iſt die Erblichkeit bezüglich des Sprechenlernens ſelbſt jedenfalls von geringer Bedeutung. Denn, die Erfahrung beweiſt es, jedes Kind kann vermöge der außerordentlichen Plaſtizität ſeines ganzen Sprechapparats, wenn es frühzeitig von den Eltern getrennt wird, jede beliebige Sprache ſtatt ſeiner Mutterſprache ebenſo vollkommen beherrſchen lernen wie dieſe.

Wunderbar freilich erſcheint es, daß jeder Menſch, der geſund auf die Welt kommt, noch keine Spur der artikulierten Rede zeigt und nach einem Jahre dieſe äußerſt komplizierte Funktion ſich zum Teil erworben hat, denn er kann ſie nur ſich erwerben durch den Verkehr mit ſolchen, die ſich bereits des Vorzuges, ſprechen zu können, erfreuen, und wenn man rückwärts immer weiter geht in der Geſchichte der Menſchheit, ſo kommt man ſchließlich zu Generationen, die ſolche Vorbilder nicht mehr hatten. Jede Tradition, und die Sprache iſt eine ſolche, muß einmal einen Anfang gehabt haben; wie aber der Anfang dieſer, für das ganze Menſchengeſchlecht wichtigſten Ueberlieferung geweſen iſt, wer möchte darüber ſich mit Beſtimmtheit ausſprechen wollen? Das eine ſteht feſt, daß die Nachahmung ſchon vorher ausgebildet geweſen ſein muß. Die Nachahmung von Naturlauten kommt dabei jedenfalls weſentlich in Betracht, aber auch der andere Faktor, das gleichzeitige Aeußern von Lauten mehrerer mit derſelben Arbeit beſchäftigter Individuen (Max Müller), die dann andere nachahmten, und der dritte, das exploſive laute Ausatmen beim Schmerzgefühl und bei manchen Gemütsbewegungen, ſie müſſen zuſammengewirkt haben, um die Sprache zu erzeugen. Es müſſen ſich durch Nachahmung Sprachwurzeln gebildet haben, aus denen dann durch Zuſammenſetzung Wörter und durch fernere Differenzierung dieſer ſchließlich die große Zahl der jetzt über den Erdball verbreiteten Sprachen entſtand, welche die Kinder durch Nachahmung ihrer Angehörigen erlernen.

VIII.

Die Bildung höherer Begriffe.

Mit der bloßen Aneignung von Wörtern iſt die Gedankenbildung beim Kinde noch lange nicht über den primitiven Zuſtand, welchen ſie vorher hatte, hinaus entwickelt. Auch die loſe Aneinanderfügung der erſten Hauptwörter und Eigenſchaftswörter zu einem Satze beweiſt noch nichts für die Bildung von höheren Vorſtellungen, von Abſtraktionen. Wenn z. B. das Kind, welches zufällig ſeine mit Milch gefüllte Taſſe vom Rande des Tiſches geſtoßen hat, nachher ſeiner Mutter erzählt: „Mimi - - atta - teppa - - pappa — oi!“ ſo erhebt es ſich dadurch nicht über den Standpunkt eines lebenslänglich Schwachſinnigen, der in ganz ähnlicher Weiſe ſpricht: „[Die] Milch [floß] fort [auf den] Teppich [da kam] Papa [und ſagte] pfui!“ Die Weglaſſung ſehr vieler Wörter, beſonders der Artikel, Bindewörter und Präpoſitionen, aber auch der Zeitwörter und Fürwörter, iſt für dieſe erſte Zeit der Satzbildung charakteriſtiſch. Aber in Wahrheit hat ſchon vorher das intelligente Kind ganz dieſelben Vorſtellungen aneinander gereiht und ähnlich wie der ununterrichtete Taubſtumme durch verſchiedene unartikulierte Laute geäußert, wie es auch manche Tiere thun. Der Unterſchied iſt vielmehr durch die größere Deutlichkeit der Bezeichnungsweiſe gegeben als durch irgend etwas anderes. Wenn ein Kind anfängt, ſeine eigenen Gedanken durch erlernte Wörter der Mutterſprache auszudrücken, dann iſt es imſtande, ſie beſſer voneinander zu unterſcheiden, als wenn es ohne dieſes wichtige Hilfsmittel für die Sonderung der einzelnen Merkmale voneinander und ihre dauernde Trennung Ordnung in ſeinem von Tag zu Tag an Umfang zunehmenden Gedankenſchatz zu halten genötigt wäre.

Aber auch hiermit, alſo durch die Kundgebung eigener

Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorſtellungen greifbarer, ſichtbarer Gegenſtände iſt an ſich ein Fortſchritt bezüglich der Bildung höherer Begriffe keineswegs gegeben. Dazu bedarf es zweier beſonderer, freilich innig miteinander zuſammenhängender, weiterer geiſtiger Vorgänge, des Gedächtniſſes und der Aſſociation.

Das Gedächtnis für Wörter und Gegenſtände iſt durchaus nicht dasſelbe. Man kann, wie manche Sprachgelehrte beweiſen, 20000, auch 30000 Wörter im Kopfe haben, wahrſcheinlich noch mehr als die doppelte Anzahl, ohne das, was jedes einzelne Wort bezeichnet, ſich ſogleich vorſtellen zu können. Und umgekehrt können erfahrene Naturforſcher viele Tauſende verſchiedene mikroſkopiſche Formen ſich eine nach der andern ſofort vergegenwärtigen, ohne ihre Unterſchiede ſogleich mit Worten für andere anſchaulich bezeichnen zu können. Aber bei dem erſten Taufen der erfaßten Gegenſtände haftet das Ding und das Wort feſt zuſammen, ſo daß das Kind, wenn es den Schalleindruck des Wortes hört, auch ſogleich den Sinneseindruck des damit bezeichneten Dinges teils in Wirklichkeit, teils in ſeiner Phantaſie vor ſich hat. Handelt es ſich um etwas Geſehenes und Taſtbares, dann kommt gleichſam ein höherer Grad von Wirklichkeit zuſtande durch die Kombination eines getaſteten und zugleich geſehenen Objekts mit dem gehörten Schall.

Ich habe ſchon längſt ausgeſprochen, daß das Gedächtnis des Kindes auf einem einzigen Sinnesgebiet ſchwach iſt und zu der Zeit, in der es noch nichts zu ſprechen vermag, viel leichter bei Vereinigung zweier, zwei Sinnesgebieten zugehöriger Eindrücke hervortritt als bei der Beſchränkung auf eins. Ein neuerer Beobachter, Profeſſor Mark Baldwin in Toronto, hat aber einen beſonders überzeugenden Beweis für die Begünſtigung des Gedächtniſſes durch eine derartige Verknüpfung von Erinnerungsbildern zweier Sinnesgebiete geliefert:

Die Amme eines ſechs und einen halben Monat alten Kindes, mit welcher dieſes fünf Monate zuſammen gelebt hatte, verließ es auf drei Wochen und wurde bei der Rückkunft dahin inſtruiert, zuerſt (I) in der gewöhnlichen Kleidung, aber lautlos zu erſcheinen, dann (II) ungeſehen in der gewohnten Weiſe zu ſprechen, ſchließlich (III) zu erſcheinen und ein Liedchen zu ſingen, welches das Kind in den drei Wochen nicht zu hören bekommen hatte. Das Kind ſtarrte fragend bei I, gab aber kein poſitives Zeichen des Wiedererkennens, freilich auch keins von Furcht oder Antipathie, wie beim Anblick Fremder. Bei II kein Wiedererkennen, die Stimme allein genügte alſo nicht. Bei III war das Wiedererkennen vollſtändig. Es muß alſo das Seh Erinnerungsbild (das Antlitz) das Hör-Erinnerungsbild (die Melodie) verſtärkt haben, und dieſe Verſtärkung kann ſehr wohl eine wechſelſeitige geweſen ſein.

Ich weiß beſtimmt, daß beim Wiedererkennen lange nicht geſehener Menſchen für mich und manche andere das Hören der Stimme oft erſt den Zweifel beim Anblick des Geſichts beſeitigt und umgekehrt. Hier liegt eine wahre Aſſociation vor, mit welcher die Sprache nichts zu thun hat. Iſt aber von dieſer ſo viel erworben worden, daß nun das gehörte Wort die Erinnerung an die Sprache wachruft, dann iſt auch eine genügende Vorbereitung erzielt, um bei der Wahrnehmung neuer Sachen die Erinnerung an das Wort zu ermöglichen, welches eine frühere ähnliche Sache bezeichnet hatte. So weckt das Wort die Erinnerung an eine frühere Erfahrung und eine neue Erfahrung ähnlicher Art, ja nur mit einem einzigen ähnlichen Merkmal, die Erinnerung an das mit dieſem früher einmal verknüpfte Wort. Iſt dieſe Aſſociation von Erinnerungen mit gegenwärtigen Eindrücken gerade ſo wechſelſeitig wie in dem eben angeführten Beiſpiel aus dem Leben des ſprachloſen Kindes, und das anzunehmen liegen genug Gründe vor, dann iſt auch die Bedingung für die Bildung höherer Vorſtellungen, welche vorherigen Erfahrungen nicht entſprechen, gegeben. Denn wenn das neue Bild dem früher eingeprägten nicht entſpricht, ſomit das alte Wort ſich mit dem neuen Eindruck nicht deckt, dann entſteht der Zwang, den Unterſchied zu bezeichnen, und dieſer Unterſchied iſt allemal etwas Abſtraktes.

Alle Vorſtellungen ſind entweder Einzelvorſtellungen (ſpeziell), d. h. Anſchauungen, oder allgemeine Vorſtellungen (generell), d. h. Begriffe. Bei dem Kinde ſind naturgemäß alle Wörter, und ſeien es auch nur onomatopoëtiſch gebildete, ſehr ſchlecht begrenzt, ſehr umfaſſend, alſo inhaltarm und verſchwommen, weil das Kind nur über wenige Wörter verfügt und eine nicht zu bewältigende Menge von Sinneseindrücken und deren Folgen in ihm ſelbſt mit dieſen wenigen Vokabeln zu äußern genötigt wird.

Bei dem Erwachſenen dagegen, dem geſchulten Denker, haben die Begriffe einen kleinen Umfang und ſind ſcharf begrenzt, ſie ſind inſofern mehr wert, d. h. von beſtimmterem Inhalt und klar. Wenn das Kind auf eine zweimal gemachte Erfahrung, beiſpielsweiſe die, daß zwei nacheinander eintretende Beſucher ſich ſtark räuſperten, die Generaliſation ſtützt, daß alle Männer beim Eintreten in das Zimmer ſich räuſpern, ſo verfährt es zwar nicht nach einem falſchen Grundſatz, aber es wendet einen richtigen falſch an. Ebenſo der jugendliche, durch Erfahrung und Kritik noch nicht genügend gegen den kindlichen Irrtum geſchützte Forſcher, welcher z. B. aus dem ſporadiſchen Vorkommen von Jod im Holz auf die allgemeine Verbreitung dieſes Metalloids im Pflanzenreich ſchließt, als wenn man aus wenigen Einzelfällen allgemein gültige Sätze ableiten könnte oder das Geſetz der großen Zahlen auf nicht große Zahlen anwenden dürfte. Die induktive Ableitung neuer Wahrheiten aus zu wenig Einzelfällen oder die Verallgemeinerung einiger eigener Wahrnehmungen, welche gewiſſe Aehnlichkeiten bieten, deren Zahl aber gering iſt, bildet während der ganzen Kindheit den Hauptfaktor beim Hervorbringen höherer Begriffe.

Jeder wird leicht durch alltägliche Beiſpiele aus dem Leben des Kindes die Wahrheit dieſes Satzes erläutern können. Dagegen iſt die Erkenntnis, daß das Abſtrakte durch die vorhin erwähnte Verſchiedenheit eines neuen Eindrucks und eines alten Erinnerungsbildes ähnlicher Eindrücke, wenn beide mit demſelben Worte wegen Mangels eines eigenen Wortes im Gedächtnis aufbewahrt werden, nicht ſo leicht zu verſtehen und, ſoviel ich finde, neu. Jedesmal wenn ein neues Wort gebildet wird, iſt eine Abſtraktion vorhanden, denn ſchon die Nötigung, ein neues Tier, eine neue Pflanze mit einem beſonderen Ausdruck zu belegen, um in der Erinnerung ſie von anderen ihnen ähnlichen getrennt aufzubewahren, ſetzt eine Vergleichung voraus, welche Verſchiedenheiten der Merkmale erkennen läßt. Wieviel mehr muß ſolches der Fall ſein, wenn es ſich nicht um ſo auffallende Naturgegenſtände wie Pflanzen und Tiere handelt, ſondern um gedachte geometriſche Figuren oder komplexe Zahlen und ihre Funktionen! Ohne Zeichen für dieſe Gedankendinge, ohne Buchſtaben und Ziffern würde niemals eine Zahlentheorie das Licht der Welt erblickt haben, ja die ganze Metaphyſik und ein großer Teil der Philoſophie und Theologie, auch ein nicht geringer Teil der Rechtswiſſenſchaft wäre undenkbar ohne die nur bei den Kulturvölkern höchſt fein ausgebildete Unterſcheidung der Merkmale von Vorſtellungen durch Wörter, während das Können im Gegenſatz zum Kennen, die Kunſt im Gegenſatz zur zergliedernden Wiſſenſchaft nicht in dem Maße des reichen Schatzes der Sprache, der Laute und Zahlen bedarf, um zu den höchſten Leiſtungen zu führen. Das Kind hat den Vorzug, noch nicht durch den übermäßigen Kultus des Abſtrakten, durch allzu häufige Benennung desſelben Dinges mit verſchiedenen Wörtern einerſeits und zu weit gehende Unterſcheidung der Merkmale ähnlicher Begriffe andererſeits von dem unmittelbar es umgebenden Wirklichen ſich abwenden zu können, bis der Unterricht, namentlich der in der Grammatik, es dazu zwingt. Dem Kinde dient vielmehr die Sprache, auch wenn es nach und nach deklinieren und konjugieren gelernt hat und die Syntax zu beherrſchen anfängt, zur Aeußerung ſeiner eigenen Erfahrungen, zur Mitteilung an andere, beſonders an Altersgenoſſen, als zur bewußten Bildung höherer Begriffe. Alles, was es von dieſen lernt, iſt eingeprägt von Erwachſenen, oder wenigſtens älteren Geſchwiſtern und Angehörigen, als etwas Fremdartiges inokuliert.

Wenn hierbei der richtige Zeitpunkt nicht gar zu oft unberückſichtigt bliebe, wäre dagegen nicht viel einzuwenden, daß an die Stelle des in der Kindheit vorwiegenden Selbſtunterrichts der Unterricht durch andere tritt, ſowie die Sprache erworben iſt und die höheren Begriffe Gott, Unſterblichkeit, Freiheit, das Ewige, das Unendliche, das Nichts, der Tod, ferner die Pflicht, die Verantwortlichkeit, die Selbſtbeherrſchung, die Tugend u. a. m. dem Kinde beigebracht werden müſſen. Leider wird aber mit allem, wenigſtens in den meiſten Familien, zu früh begonnen, ſo daß das Wort eher da iſt als die Möglichkeit, den damit verbundenen Begriff überhaupt zu verſtehen. Die Methoden, alle die ſchwierigen, abſtrakten Dinge, welche in jeder Wiſſenſchaft unerläßlich für die Fortentwickelung ſind, werden dem lernbegierigen Knaben unzweifelhaft viel beſſer in genetiſcher Weiſe beigebracht und zwar ſo, daß man ihm ſchildert, wie die erſten Entdecker und Erfinder zu ihnen gelangten.

Darin beſteht die wahrhaft reformatoriſche Leiſtung des allzuoft mißverſtandenen Fröbel, daß er die Kinder ſelbſt erfinden und entdecken ließ, daß er ihre urſprünglichen, alſo ererbten, guten Anlagen ſchon in der frühen Jugendzeit, durch die Erziehung, oder vielmehr ſeinen erziehlichen Arbeitsunterricht, zur ſelbſtändigen Entfaltung gebracht, nicht aber dem Kinde vorzeitig Abſtraktes dargeboten wiſſen wollte.

Daher der geniale Urheber des Planes der neuen deutſchen Schule Hugo Göring vollkommen im Rechte iſt, wenn er verlangt, daß im erſten Schulunterricht das Kind nicht von anderen Erlerntes zuerſt lerne, ſondern was es ſelbſt erlebt, zu verſtehen angeleitet werde.

Auf dieſem Wege iſt auch der Genuß des Lernens ein ungleich größerer, als auf dem üblichen doktrinären oder dogmatiſchen Wege, und es prägt ſich das ſo Gelernte viel nachhaltiger ein. Ich ſelbſt bin völlig außerſtande, eine Reihe von ſinnlos zuſammengewürfelten Wörtern dauernd meinem Gedächtniſſe einzuprägen und habe auch in der Jugend nicht einmal das Hexeneinmaleins in Goethes Fauſt behalten können, obgleich ich ſehr leicht Balladen und andere zuſammenhängende Gedichte auswendig lernte, ſowie Zeitpunkte und Orte vorzüglich leicht in der Erinnerung aufbewahrte. Ja es iſt mir nicht einmal möglich geweſen, zwanzig willkürlich aneinander gereihte Wörter ohne Sinn länger als einige Augenblicke zu behalten. Und doch verlangt man ſolches vom Kinde, wenn es Phraſen und Vokabeln lernt, deren Sinn es nicht verſteht. Weshalb? iſt nicht einzuſehen, denn das einzige Motiv, die Kinder müßten vieles lernen, nur um es nachher zu vergeſſen, wird ein wahrer Freund der Jugend nicht ernſt nehmen können. Sie lernen ſchon von ſelbſt durch Nachahmen viel zu viel, was ſie vergeſſen müſſen.

Phyſiologiſch läßt ſich der allerdings rein pſychiſche Vorgang der Begriffbildung dem Verſtändnis ein wenig näher rücken, wenn man erwägt, daß alle Begriffe, auch die höchſten, ſchließlich nur zuſtande kommen können, wenn vorher ſehr viel Sinneseindrücke ſtattgefunden haben. Dieſe beſonders durch das Ohr und das Auge wirkend, aber auch namentlich in der Kindheit durch die Empfindungsnerven in den Fingerſpitzen, den Lippen und in der Zunge, werden natürlich ſehr häufig ganz dieſelben Nervenbahnen in Erregung verſetzen mit denſelben Zentralteilen im Gehirn, weil ſie untereinander übereinſtimmen. Beiſpielsweiſe werden viel mehr Töne aus der eingeſtrichenen und zweigeſtrichenen Oktave beim Hören des Geſprochenen und irgend welcher Muſik die Endigungen des Hörnerven im inneren Ohre in Thätigkeit ſetzen, als aus irgend welcher anderen Tonlage. Die tiefſten und die höchſten Töne ſind deshalb aus Mangel an Uebung vielen Menſchen gar nicht hörbar. Aehnlich das Licht mittlerer Wellenlänge, die Temperaturen, welche ungefähr gleich weit von den höchſten erträglichen Hitze- wie Kältegraden liegen. Dadurch, daß eine ſolche mittlere Lage der Sinneseindrücke in der Skala der Empfindungen jedes Sinnesgebietes ſchon vom Augenblick der Geburt an viel häufiger vorkommt als die anderen, tritt eine Anpaſſung des ganzen Nervenapparats an dieſelbe ein; die Nervenfaſern, welche zuerſt durch ſie als leitende in Thätigkeit kommen, ſprechen immer leichter an und bieten dem ſchon oft dageweſenen Reiz, der alſo nicht mehr neu iſt, wahrſcheinlich weniger Widerſtände, ſo daß auch im zentralen Teile gleichſam die Geleiſe leichter zu befahren ſind. Die Verbindungen verſchiedener Eindrücke untereinander, z. B. der Taſteindrücke mit Geſichtseindrücken beim Greifen, der Schalleindrücke mit Geſichtseindrücken beim Zerreißen des Papiers, der Taſteindrücke und Schalleindrücke beim Händeklatſchen, des Geſchmacks und Gefühls beim Saugen der Milch, ſetzen organiſche Aſſociationsbahnen im Gehirn voraus. Und mögen dieſe in dem von Charcot als Carrefour sensitif bezeichneten oder in einem anderen Gebiete oder an mehreren Stellen ſtattfinden, als höchſt wahrſcheinlich muß es hingeſtellt werden, daß bei einer ſtarken Erregung eines Sinnescentrums eine Miterregung desjenigen herbeigeführt werde, welches ſehr oft mit ihm zuſammen durch einen einheitlichen, aber auf zwei Sinne ſich verteilenden äußeren Eindruck erregt worden iſt.

Durch dieſe Auffaſſung wird eine phyſiologiſche Grundlage für das alte Geſetz von der Aſſociation der Ideen gewonnen und man kann ſich ſehr wohl vorſtellen, daß durch das Unwegſamwerden eines der ſehr zahlreichen außerordentlich dünnen Verbindungsfäden und protoplasmatiſchen Netze in der Großhirnrinde im ſpäteren Alter das Gedächtnis abnimmt und bei dem Auftauchen eines Erinnerungsbildes das andere zugehörige nicht mehr ſich präſentiert. Ein neuer Sinneseindruck bleibt dann iſoliert oder erweckt nur ſolche Erinnerungsbilder durch Miterregung, welche ſich aus der Jugendzeit her beſonders feſt eingeprägt hatten, indem die übrigen zu ſchnell verwiſcht werden und in der abgeſtumpften Sehſphäre, Hörſphäre u. ſ. w. nicht mehr zur Verwertung gelangen. Man muß annehmen, daß dieſe Sphären im Alter nach und nach, ſei es durch mangelhaftere Ernährung, ſei es durch Abnahme der Plaſtizität ihres Protoplasma weniger leiſtungsfähig werden oder durch einen Schwund des Protoplasma veröden, während ſie in der Kindheit gerade umgekehrt durch noch unvollkommene Ausbildung, Mangel an gewebebildendem Material, und namentlich Mangel an verwertbaren Eindrücken, die ja erſt nach dem erſten Lebensmonat bis zu ihnen gelangen können, noch nicht leiſtungsfähig ſind. Die Zahl und Mannigfaltigkeit der Sinneseindrücke in der äußeren Welt iſt in der früheſten Jugend allerdings dieſelbe wie im höchſten Alter, aber bei beiden die Fähigkeit der Gehirnſubſtanz, ſie zu verwerten, ungleich geringer als im mittleren Alter. Das Kind kann noch nicht aus ihnen die Begriffe bilden, der Greis nicht mehr. Er iſt „verkindiſcht“, weil ſeine Großhirnrinde wie die des Kindes verſagt.

Höchſt beachtenswert iſt nun bezüglich des Anfangs der Begriffbildung eine Uebereinſtimmung, welche wahrſcheinlich ohne Ausnahme in jeder Familie auf dem ganzen Erdenrunde ſich beſtätigen wird, wenn man nur ſich die Mühe geben wollte, das Verhalten der Neugeborenen und Säuglinge bei Wilden genauer zu erforſchen. Es iſt die

Identität der erſten Vorſtellungen, welche die Kinder überhaupt bilden. Lange hat man von der Möglichkeit ſogenannter angeborener Ideen geſprochen, ſich lebhaft geſtritten, ob es ſolche geben könne oder nicht. Jetzt liegt die Frage anders, denn daß eine Vorſtellung keinem Menſchen angeboren ſein kann, iſt zweifellos. Sie kann nicht entſtehen, ehe Wahrnehmungen da ſind, d. h. ehe Sinneseindrücke verſchiedener Art in Zeit und Raum geordnet worden. Und ſelbſt nach Erreichung dieſer erſten Stufe der Verſtandesthätigkeit iſt noch ein weiterer Schritt, wie ich gezeigt habe, notwendig zur Bildung einer Vorſtellung, nämlich das Aufſuchen der Urſache des Wahrgenommenen. Das alles kann nun ein Neugeborenes nicht leiſten. Es iſt noch nicht fähig, etwas wahrzunehmen. Bedenkt man aber, daß alle Neugeborenen unter ſehr ähnlichen Umſtänden die erſte Lebenszeit verbringen, den größten Teil der 24 Stunden des Tages verſchlafen, einen großen Teil dem Saugen der Milch widmen und den übrigen Teil ihrer wachen Zeit paſſiv, indem ſie gereinigt, gekleidet, gepflegt werden, an ſich vorbeigehen laſſen, ſo wird es einleuchten, daß die erſten Empfindungen und die daran ſich anſchließenden Wahrnehmungen bei allen Kindern ſehr ähnlich, ja identiſch ſein müſſen. Was im geiſtigen Leben der erſten Tage, ſogar Wochen alles andere weitaus überwiegend im Mittelpunkt ſteht, iſt die Nahrung oder vielmehr im Sinne des Kindes geſprochen dasjenige, was das Unluſtgefühl des Durſtes und Hungers beſeitigt (S. 324) und das Luſtgefühl des Süßen, des Saugens, der mäßigen Wärme im Munde herbeiführt. Darum darf man jedoch nicht dieſes Wichtigſte, nämlich die Vorſtellung Milch, als eine angeborene Idee bezeichnen wollen, viel eher könnte man ſie erblich nennen. Aber auch dieſer Ausdruck wäre nicht korrekt, denn angeboren iſt nichts als die Anlage, ein ſolches Gedankending zu bilden. Angeboren iſt das Empfindungsvermögen und dieſes iſt erblich, angeboren auch der Verſtand, welcher die Milch mit der Beſeitigung des Hungers ſehr früh in Verbindung bringt, ohne noch das Geringſte von ihrem unerſetzlichen Werte als Nahrung zu kombinieren. Auch erblich kann man den Verſtand nennen, aber ſeine Leiſtungen ſind allemal abhängig von den äußeren Eindrücken, und nur weil dieſe bei allen Kindern in der erſten Lebenszeit übereinſtimmen, ſcheinen einige von ſeinen Thätigkeiten angeboren zu ſein. Es verhält ſich hiermit ähnlich wie mit der Erblichkeit der Zähne, des Bartes und der Haarfarbe, auch der Farbe der Regenbogenhaut. Sehr häufig findet man die Zähne bei den Kindern ſo geformt und angeordnet wie bei den Eltern und Großeltern, obgleich ſie nicht angeboren ſind, ſondern nur ihre Anlage. Sehr häufig iſt die Form und Farbe des Bartes erblich, aber nie ein Vollbart angeboren und faſt alle Kinder kommen mit blauen Augen zur Welt, während die braunen, grauen und grünlichen Augen nicht ſelten erblich ſind. Ganz ähnlich auf geiſtigem Gebiete. Die Anlagen, welche mit dem Empfindungsvermögen wie Keime im Samenkorn im ſtrengen Sinn des Wortes angeboren ſind, führen zu Wahrnehmungen und Vorſtellungen, welche nicht im geringſten angeboren ſind, aber deshalb erblich genannt werden müſſen, weil ſie ebenſo mit Notwendigkeit aus dieſen Anlagen hervorgehen, wie die Zähne und Haare aus ihren ererbten Anlagen.

Man hat oft überſehen, daß in der lebenden Natur gerade ſo wie in der unbelebten die Notwendigkeit des Geſchehens, ſowie die erforderlichen Bedingungen erfüllt ſind, unabweisbar iſt. Gerade ſo wenig wie ein Metall, während es erwärmt wird, ſich zuſammenziehen kann, ſo wenig es bei der Abkühlung ſich auszudehnen vermag, gerade ſo wenig kann eine angeborene Anlage, wenn die äußeren Bedingungen der Entwickelung gegeben ſind, unentwickelt bleiben. Die geiſtigen Anlagen, Talente, das Genie, die ererbten guten Charaktereigenſchaften müſſen ſich, falls nur die Bedingungen der Entwickelung überhaupt gegeben ſind, entfalten, gerade ſo ſicher wie eine richtig konſtruierte Uhr, die man richtig aufgezogen hat und deren Pendel man richtig in Schwingungen verſetzte, die Zeiger bewegen muß. Wenn Lichtenberg meinte, man müſſe nicht ſagen, „ich denke“, ſondern: „es denkt in mir“, ſo hat dieſes Wort ganz beſonders Geltung für die erſten Stadien des Denkens beim Kinde; es muß in ihm denken. Durch die während unzähliger Generationen beim Menſchengeſchlecht, ja ſogar bei den Säugetieren immer in derſelben Weiſe einwirkenden äußeren Eindrücke in der allererſten Lebenszeit hat das Kind jedenfalls ſein Gehirn angepaßt an immer dieſelbe Art der Ernährung mit Milch und was dazu gehört, und ſo kann es nicht wunderbar erſcheinen, daß alle Menſchenkinder in ihrer allererſten Lebenszeit genau dasſelbe denken, ſich durch keinerlei „Ideen“ voneinander unterſcheiden. Höchſtens bezüglich der Zeitpunkte, wo die Divergenz ihrer Anlagen hervortritt, zeigen ſich Verſchiedenheiten. Aber auch dieſe ſind ſehr gering im Vergleich zu der enormen Verſchiedenheit der Meinungen, Kenntniſſe, Charaktereigenſchaften, Leidenſchaften erwachſener Menſchen.

Es vollzieht ſich auf geiſtigem Gebiete, beſonders während der Lernzeit des Knaben und des Mädchens ein Differenzierungsvorgang, welcher in mancher Beziehung ähnelt der Differenzierung werdender Formen im Tier- und Pflanzenreich, wie ich bereits am Schluß des fünften Abſchnittes nach anderer Richtung hin andeutete. Die Aehnlichkeit der Eier, der Keime, iſt oft eine ſo große, daß niemand durch den Anblick, durch eine noch ſo genaue mikroſkopiſche, phyſikaliſche, chemiſche Unterſuchung den geringſten Unterſchied zu entdecken vermag, und doch wird während der Entwickelung deutlich ſichtbar und ohne beſondere Unterſuchungsmittel kenntlich die Verſchiedenheit der Formen, ſogar bei Zwillingen. Ja noch mehr. In den frühen Entwickelungsſtadien des tieriſchen Eies während der Furchung desſelben gleichen ſich die Teilprodukte, die durch die Furchung zuſtande gekommenen Bildungszellen oft ſo ſehr, daß niemand ihnen anſehen kann, was bald darauf aus ihnen werden wird, gleichviel ob es ſich um Sinneswerkzeug, Bewegungsorgan, Atmungs- oder Ernährungsapparat u. ſ. w. handele. Alles iſt zuerſt ſcheinbar ganz gleichartig, jedenfalls für ein Menſchenauge ununterſcheidbar, und doch muß jeder Teil von dem andern verſchieden ſein, verſchieden durch erbliche unvertilgbare Merkmale, ſonſt könnte nicht in der verhältnismäßig kurzen Friſt der fortſchreitenden Entwickelung im Ei die weitgehende Mannigfaltigkeit aller inneren und äußeren Teile des werdenden Organismus daraus hervorgehen.

Ganz ähnlich die Seelenthätigkeit des Kindes. Anfangs iſt der ſeeliſche Keim, man könnte bildlich von einem ſeeliſchen Ei ſprechen, in ſeinen verſchiedenen Teilen für den Beobachter gleichartig und in ihm ſind die verſchiedenen Richtungen der künftigen Entwickelung noch nicht erkennbar. Bald aber treten dieſe deutlich hervor, wenn die höhere Sinnesthätigkeit von dem allgemeinen Fühlen zum Sondern der Spezialempfindungen und zum Wahrnehmen fortgeſchritten iſt. Aber auch dann noch gleichen ſich alle Kinder deshalb, weil bei allen dieſe erſte geiſtige Differenzierung ſeit unermeßlich vielen Generationen in derſelben Weiſe vor ſich geht. Eine Stabilität oder ein der Trägheit im Anorganiſchen vergleichbares Beharrungsvermögen, welches wir Erblichkeit nennen, iſt ſo ausgeſprochen, daß die äußerſt geringfügigen Aenderungen in der Umgebung neugeborener Menſchen nichts mehr daran zu ändern vermögen. Erſt in der ſpäteren Kindheit und Jugend wirken dieſe und damit die Erziehungsmittel ändernd auf den Zuſtand und Charakter des Menſchen ein.

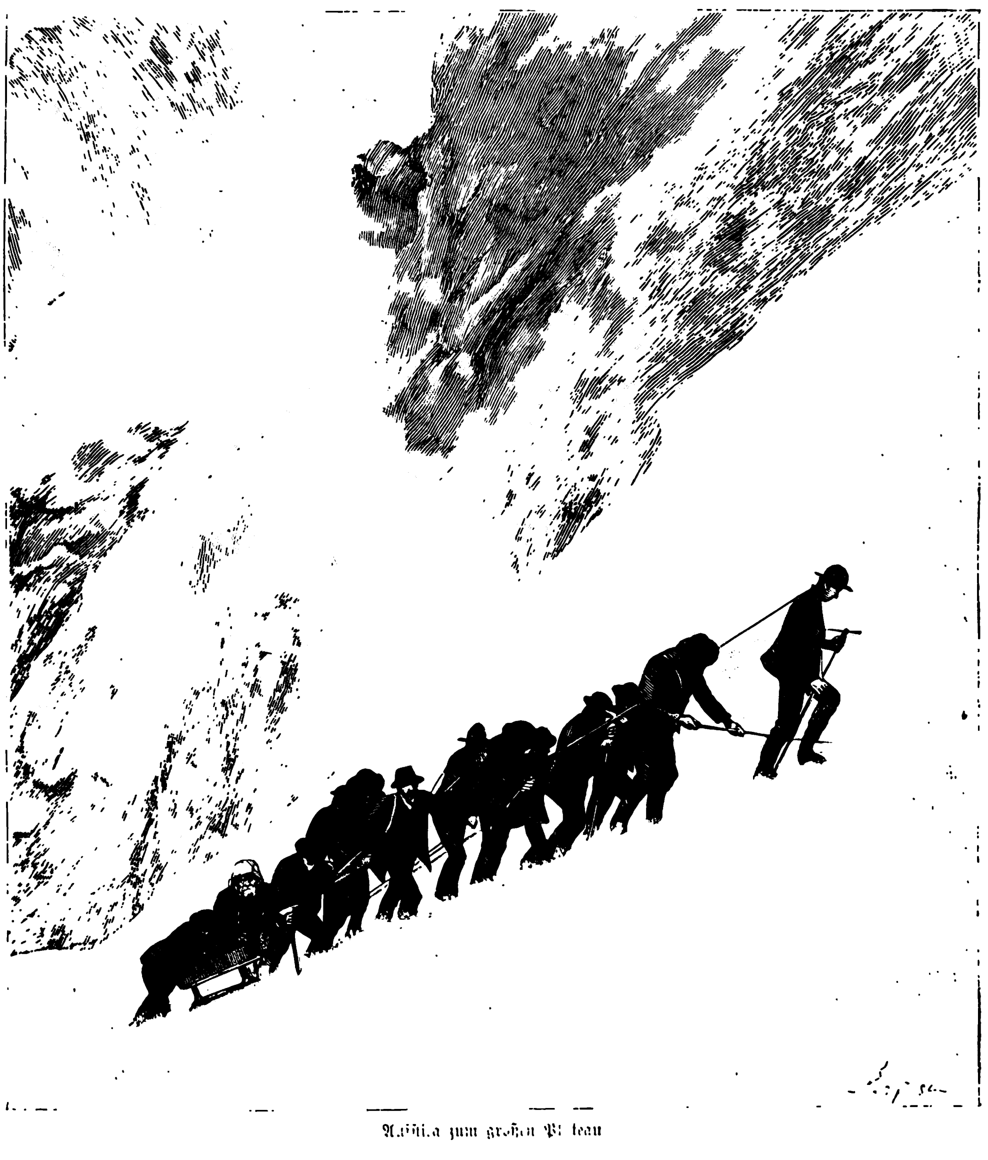
(Schluß folgt.)

Die Beſteigung des Montblanc.

Von

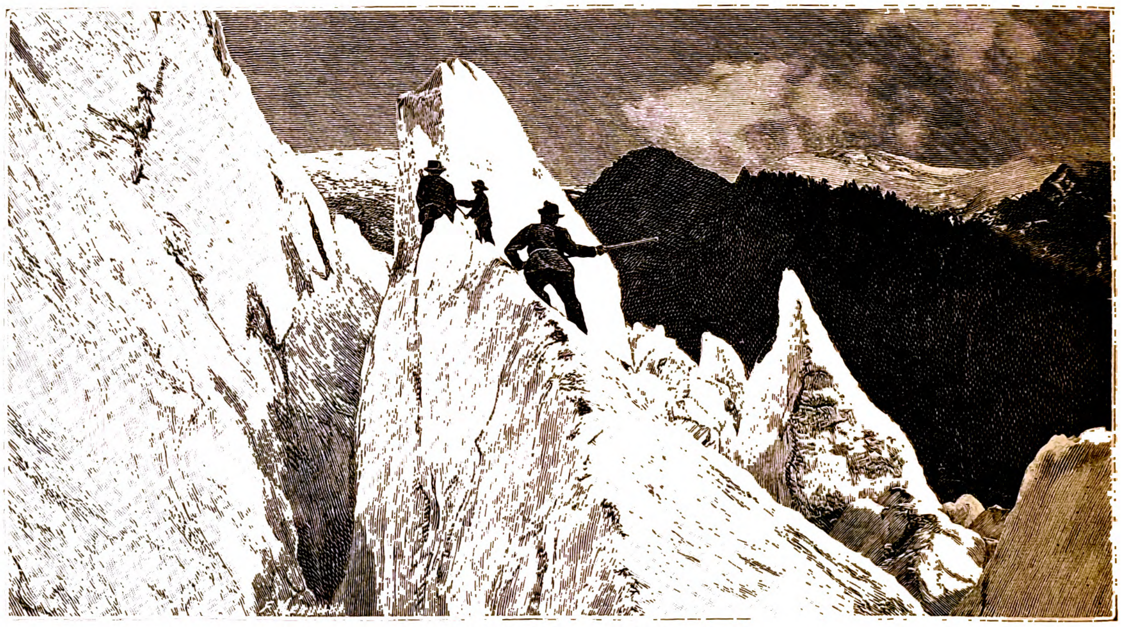
Friedrich v. Hellwald.

Die Gruppe, welcher der Montblanc angehört, wird den penniniſchen Alpen zugezählt und zieht ſich zwiſchen dem Thal der Arve und dem Val Veni und Val de Ferret von Südweſten nach Nordoſten. In keinem Teile der Alpen, vielleicht in keinem anderen Gebirge finden ſich wieder dieſe großartigen, eigenartigen Szenerien. Der Montblancgipfel erhebt ſich 4810 m über das Meer, 3752 m über das Thal von Chamounix und iſt bei dem Fehlen ſämtlicher Vorberge von der Thalſohle aus vollſtändig ſichtbar. Während die ſüdlichen Abſtürze eine grauenhafte, faſt ſenkrechte Felswand bilden, weshalb auch die zahlreichen Gletſcher hier ſchon weit oben abbrechen und gleichſam eine langgeſtreckte rieſige Mauer darſtellen, laufen nach Norden und Nordweſten zahlreiche Seitengrate aus mit den eigenartig geformten Felſen, „Aiguilles“ genannt, zwiſchen welchen ſich nach Chamounix und Sallanches zu ausgedehnte Gletſcher hinabziehen. Der Eindruck iſt ein überwältigender. Wenn die Zeit drängt, muß es ſich an geringeren, aber immerhin genugſam lohnenden Touren in dieſem Gebiete genügen laſſen; er mag auf den Montanvert gehen, dann über das Mer de glace, was keine große Anſtrengung erfordert, und auf die Flegère, welche auf bequemen Wegen in drei Stunden von Chamounix aus erſtiegen wird. Dort oben, in 1806 m Höhe, befindet ſich ein Wirtshaus mit Einrichtung zum Uebernachten, ſo daß man Gelegenheit hat, Sonnenunter und Aufgang am Montblanc zu betrachten. Wer gut zu Fuß iſt und mit der Zeit nicht zu kargen braucht, wird ſtatt der Flegère den Brévent, 2525 m, wählen, eine ſtarke Tagestour, der bei einer größeren Höhe einen entſprechend vollkommeneren Einblick in das Montblancmaſſiv gewährt, welches man hier vom Scheitel bis zur Sohle erblickt.



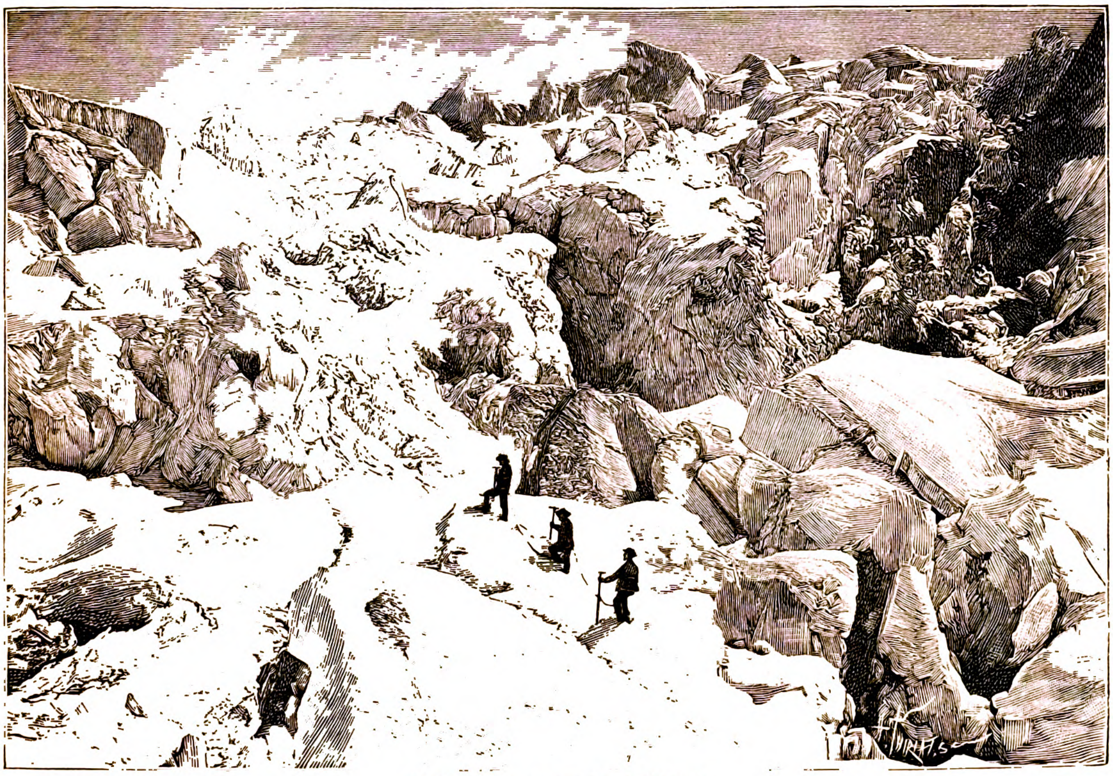
Aufſtieg zum großen Plateau

Eine der Glanzpartien bildet zweifelsohne die ſogenannte Tour du Montblanc, d. h. die Umwanderung des Montblanc von Chamounix bis Courmayeur. Der Weg führt thalabwärts bis les Ouches, für welche Strecke ſich die Benützung einer Fahrgelegenheit empfiehlt, denn die Straße verfolgt ziemlich gerade Richtung und iſt ſehr ſtaubig. Bei les Ouches verläßt man aber die nach Genf führende Landſtraße und ſteigt auf ordentlichem Wege in zwei Stunden durch Wald und Matten zum Col de Voza oder vielmehr dem in der Nähe des eigentlichen Paſſes gelegenen Pavillon de Bellevue, 1812 m, hinan, mit prächtigem Blick auf den Montblanc und das Chamounixthal bis zum Col de Balme, der nach Norden zu den Horizont begrenzt. Minder erquicklich iſt der nun folgende Teil des Weges, zuerſt ein ſehr ſteiler Abſtieg in das Thal des Bon-Nant, Val Montjoie genannt, welches, genau nach Süden ſtreichend, auf etwa 18 km die Weſtgrenze des Montblancmaſſivs bildet und dann die ſtaubige Landſtraße thalaufwärts bis les Contamines in 1202 m Seehöhe. Weiterhin führt der Weg das ſchöne Thal hinauf, zur Linken die Gletſcher des Montblanc, und nach dem Aufhören der Fahrſtraße bei der drei Viertelſtunden entfernten, romantiſch am Eingange einer Schlucht gelegenen Wallfahrtskapelle Notre Dame de la Gorge erreicht man auf ordentlichem Fußpfade längere Zeit an vielen Gletſcherſchliffen vorüber durch Wald und ſpäter Matten in 2½ Stunden das Chalet de la Barme, 1715 m, eine beſſere Alphütte am Schluß des Thales mit 6 Betten. Wer von Chamounix nach Courmayeur, 19½ Stunden, in zwei Tagen gelangen will, wird immerhin am beſten hier bleiben, denn die nächſte Station, Mottet, iſt vom Chalet noch über 5 Stunden entfernt. Von La Barme ſteigt man auf immer noch erträglichem, mit Stangen bezeichnetem Wege im öden, felſigen Hochthal, ſpäter durch Geröll zum Col du Bonhomme, 2485 m, einem der Hauptpunkte dieſer Montblancpartie, der eine zwar großartige, aber doch immerhin beſchränkte Ausſicht auf die Gebirge der Tarentaiſe und des kleinen Bernhard bietet. Auf der Paßhöhe wendet man ſich öſtlich und geht auf Felſengrund, aber nach leicht zu verfolgendem Wege den Abhängen des Navi entlang in einer halben Stunde zum Col des Fours, 2711 m; bis zur Paßhöhe des Bonhomme iſt der Weg nicht zu verfehlen, auf dem Felſenſteig iſt er längere Zeit durch die Stangen bezeichnet, ſo daß man ſelbſt bei zweifelhaftem Wetter kaum fehlgehen konnte, doch hören die Stangen gerade an einem ſehr kritiſchen Punkte auf, wohl dem einzigen des ganzen Ausflugs, woſelbſt bei hellem Wetter wirklich Gefahr des Verirrens iſt, ſo daß ſich hier jedenfalls die Mitnahme eines Führers empfiehlt. Jenſeits der Paßhöhe findet ſich noch ein kleines Schneefeld, ſonſt hat der Abſtieg bis Mottet nichts Bemerkenswertes, auch nur ſehr dürftige Ausſicht. Mottet, 1898 m, beſteht nur aus wenigen vereinzelten Häuſern im hinteren Winkel eines einſamen Seitenthales und bietet zwei Gaſthäuſer. Dann geht es auf leidlichem, wohl auch bei nicht ganz hellem Wetter kaum zu verfehlendem Reitwege zwei Stunden lang ziemlich ſteil und ausſichtslos kahle Gänge hinan zum Col de la Seigne, 2532 m, der Grenze zwiſchen Savoyen und Piemont bezw. Frankreich und Italien, und Waſſerſcheide zwiſchen dem Mittelmeer (Isère, Rhône) und Adria (Dora Baltea, Po). Dieſer Punkt iſt ein oder vielleicht der Glanzpunkt dieſer Wanderung um den Montblanc, deſſen faſt 3000 m tiefer Steilabfall nach Süden zur Allée blanche vor den Augen des Beſchauers liegt. Die Wanderung durch die ſich lange hinziehende Allée blanche iſt nicht gerade intereſſant mit Ausnahme allenfalls der Strecke entlang der Moräne des gewaltigen Brenva-Gletſchers, welche einem rieſigen, regelrecht aufgeworfenen Eiſenbahndamm gleicht und an deren Fuß ſich der Pfad faſt eine Stunde hinzieht. Aus dem eine Stunde unter der Paßhöhe gelegenen Combalſee, 1760 m, fließt die Doire ab, in deren Thal die Allée blanche bei Entrèves das von Nordoſt herkommende und von einem andern Arme der Doire durchſtrömte Val de Ferret mündet. Dieſe beiden Thäler ſind die Südgrenze des Montblancſyſtems und die Bäche bilden nach ihrer Vereinigung bei Entrèves die Dora Baltea. Von hier hat man zwei Stunden bis Courmayeur, vermöge ſeiner ziemlich hohen (1215 m) und günſtigen Lage an der Mündung mehrerer Thäler und verſchiedener Päſſe ſowie der großartigen Umgebung ein beliebter Aufenthaltsort für Sommerfriſchler und Hochtouriſten, wo die ſogenannte Tour du Montblanc ihren Abſchluß findet.


Spitzen am Boſſon-Gletſcher.

Alle die erwähnten Touren führen um den Montblanc herum; näher bekannt iſt der nun ſo berühmte und vielbeſuchte Bergrieſe eigentlich erſt ſeit 150 Jahren; vor dieſer Zeit fand die ſchauerliche Pracht des Hochgebirgs wenig Anwart und der Sport der Bergbeſteigungen war noch ganz unbekannt. Ein reicher Engländer Namens Windham war der erſte, welcher die Beſteigung des Montblanc, und zwar mit einer zahlreichen und wohl faſt kriegeriſch ausgerüſteten Begleitung von ſieben Genoſſen und fünf Dienern unternahm. In Genf, wo Windham lebte, ſah man in dem Unternehmen ein geradezu unſinniges Wageſtück. Man kannte dort nicht einmal genau den Namen des Berges, geſchweige denn ſeine Beſchaffenheit. Windham kam am 19. Juni 1741 auch nicht bis auf den Gipfel, ſondern nur bis zu dem von ihm ſo benannten Mer de glace, eine ziemlich geringfügige Leiſtung; dennoch gelten er und ſein Begleiter Pococke für die erſten Pfadfinder. Aber bei den Alpenbewohnern war das Intereſſe für die Beſteigung des Montblanc rege geworden, und es wurde noch verſtärkt, als im Jahre 1760 Horace Benedikt de Sauſſure einen bedeutenden Preis für die Auffindung eines Weges nach dem Gipfel ausſetzte. Bourrit, der ſich ſelbſt in ſeinen Briefen „Geſchichtsſchreiber der Alpen“ unterzeichnete und den Goethe einen „paſſionierten Kletterer“ nannte, ſchloß ſich ihm mit ſeinen blumenreichen, hie und da ſchwülſtigen, aber ſtets begeiſterten Schilderungen der großartigen Schönheit der Alpenwelt an. Beide verſuchten ſelbſt — 1783, 1784 und 1785 — ihre Kräfte und ihr Glück an dieſer Aufgabe, doch ohne Erfolg.

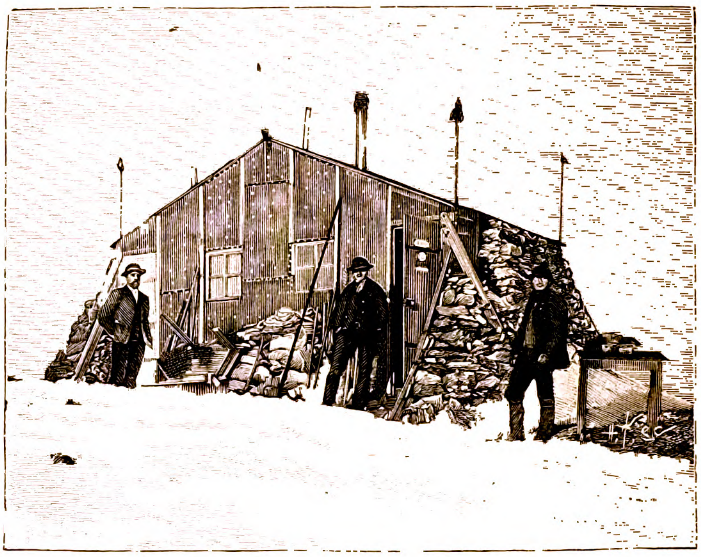
Erſt im Jahre 1786 gelang der Aufſtieg, doch nur durch die faſt wunderbar zu nennende Ausdauer und Beharrlichkeit eines einzelnen: Jacques Balmat, deſſen Name der Heros des Montblanc geworden iſt. Nach ihm haben Zacharias Balmat, Matthias Balmat und Auguſt Balmat den Ruhm des Namens fortgeſetzt; Männer dieſes Geſchlechts glänzen in faſt allen bemerkenswerten Bergbeſteigungen. Unſer Jacques Balmat war noch ein junger Mann, denn er hatte am 19. Januar 1762 am Fuße des Pilgergletſchers (Glacier des Pélerins), der von der Aiguille du Midi herabſteigt, das Licht der Welt erblickt. Es war ein Mann von ſtarkem Körperbau, außerordentlicher Mäßigkeit und eiſernem Willen; ſeit ſeiner Jugend hatte er die Beſteigung des Bergrieſen ins Auge gefaßt und denſelben bald von der einen, bald von der andern Seite angegriffen. Schon ſeit einigen Tagen auf den Eisfeldern des Montblanc umherſtreifend, begegnete er am 30. Juni 1786 fünf kühnen Männern aus Chamounix, Peter Balmat, Jean Couttet, Jules Cachat, Dr. François Paccard und Joſeph Carrier, welche mit den beſten Hoffnungen aufgebrochen waren. Nach kurzem Geſpräch kehrt er um und geht nach Hauſe, wo er in ſeinen Zwerchſack einen Vorrat von in Leinöl gebackenen Teigkuchen ſteckt, ſeinen eiſenbeſchlagenen Stock ergreift, ſein Weib umarmt und wieder zu ſeinen Führern ſtößt. Dieſe waren nicht allzuſehr erfreut über ſein Erſcheinen und hielten ihn abſeits; ſie kamen bis zu den Boſſes du Dromadaire; hier erlaubte ihnen jedoch der einem Dachfirſte gleichende Grat, zu deſſen beiden Seiten unabſehbare tiefe Abgründe gähnten, kein weiteres Vordringen. Kein Ausweg war zu erſpähen; nach langem Beratſchlagen wurde die Rückkehr beſchloſſen. Jacques Balmat, der als der Tag zur Neige ging, ſich auf einen Seitenpfad begeben hatte, auf dem die Steilheit ihn jedoch zur Umkehr zwang, fand ſeine Gefährten nicht mehr, blieb jedoch; er gab das Unternehmen noch nicht verloren. Er begab ſich am 1. Juli auf das Grand Plateau, von wo der Gipfel des Montblanc noch um etwas über 800 m emporragt. Nach der einen Seite iſt er durch den erwähnten Grat mit dem Dôme du Goûter verbunden, nach der andern umgeben ihn zwei gleichlaufende Felsreihen, die Rochers rouges. Auf ſchmaler Eisbrücke glückte es Balmat, über die trennende Kluft zu dieſem Felſen zu gelangen; er ſtieg ohne Schwierigkeiten weiter, noch 500 m hatte er bis zum Gipfel, als ein dichter Nebel, dem ein heftiges Schneegeſtöber folgte, ihn zur Umkehr und unfreiwilligen Raſt nötigte. Balmat widerſtand der Ermüdung, der Kälte und dem Schnee nicht nur mit faſt übermenſchlichen Kräften, er verſuchte ſogar am Morgen noch einmal den Gipfel zu gewinnen. Das war aber auch für ihn zu viel; er mußte hinabſteigen und höchſt ermattet und halb blind langte er unten an. War's ihm auch nicht geglückt, bis zum Gipfel aufzuſteigen, den Weg hatte er gefunden. Dies ſagte er ſich ſelbſt und verſprach ſich Herrn von Sauſſure zu führen, wenn dieſer es wünſchen würde.



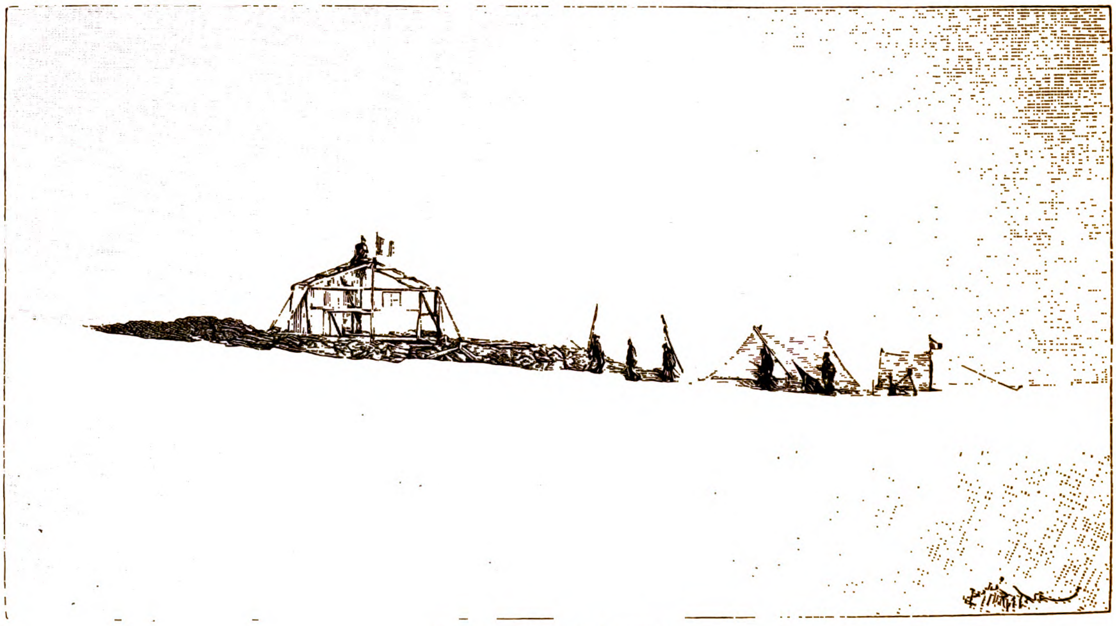
Auf dem Wege zu den Grands-Mulets

Vorläufig hielt Balmat ſeine Entdeckung geheim; man dachte, er habe ſich in den Gletſchern verirrt und er ließ die Leute reden. Doch plante er einen neuen Aufſtieg, von dem Gelingen ſeines Vorhabens feſt überzeugt, und wählte als Zeugen und Teilnehmer des Unternehmens den Dr. Paccard, ein Kind des Thales und hochangeſehen in Chamounix; als Bedingung ſetzte er bloß, keinen andern Führer mitzunehmen und den Plan geheimzuhalten. Doch konnte der Doktor nicht umhin, eine kleine Kaufmännin des Dorfes, die ſeine „gute Freundin“ war, zur Vertrauten zu machen. Die Indiskretion hatte indes bloß zur Folge, die Wirkung des Theaterſtreichs zu erhöhen. Am 8. Auguſt 1786 um 6½ Uhr abends hatten ſie ihr

Ziel erreicht und die Freundin, die bis dahin geſchwiegen hatte, lief nunmehr von Thür zu Thür und ſchlug Lärm; das ganze Dorf geriet in Aufruhr: Fremde, Führer, Wirtsleute, alt und jung verſammelten ſich auf dem Platze, und aller Augen waren nach dem Gipfel des Montblanc gewendet. Als man die beiden auf dem Gipfel erblickte, ertönte ein ungeheurer Aufſchrei, die Menge klatſchte mit den Händen und jeder bewegte ſeinen Hut. Um 7 Uhr verließen die beiden Helden wieder ihren Standpunkt.


Das Zufluchtshaus nach ſeiner Vollendung

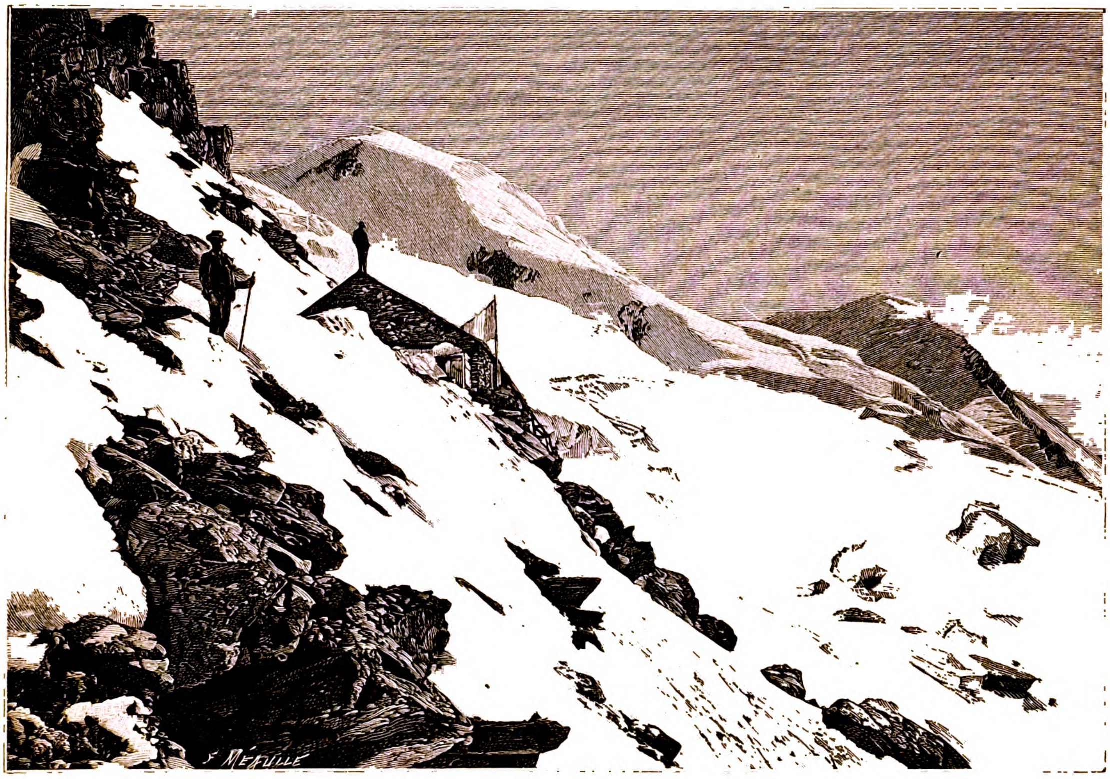
Ohne große Beſchwerden und Fährlichkeiten war es dabei natürlich nicht abgegangen. Dr. Paccard war vier Tage lang völlig des Geſichtes beraubt und eine fürchterliche Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes. Jacques Balmat erhielt den von Sauſſure ausgeſetzten Preis; außerdem wurden ihm noch viele andere Auszeichnungen zu teil; ſo erhielt er vom Könige von Sardinien ein Geldgeſchenk und den Namen le Balmat du Montblanc; in Sachſen wurde für ihn geſammelt und Bourrit ſchrieb ein Buch über ihn.


Bau der wiſſenſchaftlichen Station.

Im folgenden Jahre beſtieg de Sauſſure den Gipfel mit 17 Führern und ſtellte merkwürdige meteorologiſche Beobachtungen an. 41 Jahre lang wurde Balmats Weg beibehalten; 1827 führten zwei Engländer den Aufſtieg über den Corridor und die Mur de la Côte aus und 1859 fand der Brite Hudſon den leichteſten, auch jetzt noch faſt allein begangenen Weg über die Boſſes du Dromadaire; er war früher unpaſſierbar, iſt aber heute, da ein ſteiler, doch breiter Schneerücken die Verbindung mit dem Gipfel herſtellt, der bequemſte und gewöhnlichſte. Eine Beſteigung von Süden her iſt überaus ſchwierig und gefährlich. Von 1786—1880 wurde der Montblanc, abgeſehen von den Führern, von 869 Touriſten beſtiegen. Häufiger werden die Beſteigungen aber erſt von den fünfziger Jahren an; von 1786 bis 1854, alſo in einem Zeitraume von faſt 70 Jahren, fanden deren nur 49 ſtatt. Verunglückt ſind auf dem Montblanc bis 1880 im ganzen 25 Menſchen, davon 7 Touriſten. Daß der König der Alpen ſeine Jungfräulichkeit erſt nach ſo vielen vergeblichen Verſuchen verlor, liegt nicht in der Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Weges; denn der Beſteiger hat von Norden aus keine ſteil abfallenden Felswände, keine zerriſſenen Grate, keine brüchigen Stellen zu paſſieren, ſondern geht faſt immer über Eis und Firn, auch ſind die Gletſcher nicht ſonderlich zerklüftet; die ſchlimmſten Feinde ſind vielmehr die eiſigen Winde, die ſchrecklichen Schneeſtürme und die plötzlichen Witterungswechſel. Dieſen Feinden ſind auch ſämtliche Opfer, die der Berg bis jetzt gefordert hat, erlegen. Mit den Beſteigungen ſind öfters auch wiſſenſchaftliche Zwecke verbunden worden, ſo, wie bereits erwähnt, von Sauſſure, 1849 von Martins, Bravais und Le Pileur, 1858 von Dr. Frankland und vom Engländer Tyndall, der 20 Stunden auf dem Gipfel verweilte und ſechs Thermometerſtationen an und auf dem Berge errichtete, die aber ſchon im nächſten Jahre von der Gewalt der

Stürme zerſtört waren, 1859 von Dr. Pitſchner und 1861 vom Photographen Biſſon, deſſen Aufſtieg durch einen ſchrecklichen Sturm unterbrochen wurde, der den Schnee ſo aufwirbelte, daß man nicht zwei Meter weit ſehen konnte. Den Gipfel bildet ein 180 Schritt langes und 12 Schritt breites Plateau. Aus der Höhe des Berges und der Wölbung der Erde ergibt ſich für die Rundſicht ein Halbmeſſer von 210 km, allein dies iſt natürlich bloß ideal und es entſchieden unmöglich, das 200 km entfernte Mittelländiſche Meer zu ſehen. Die vorliegenden Züge der Seealpen und Apenninen verhindern einen ſo weiten Ausblick. Die Umgebung von Dijon und das Tafelland von Langres ſind die letzten Punkte, von welchen aus noch der Montblanc zu ſehen iſt. Die Glanzpuntte der Ausſicht ſind natürlich die nahe gelegenen Berge des Berner Oberlandes, der Monte Roſa-Stock, die Groyiſchen und Cottiſchen Alpen. In der Gegend der Tyroler Alpen iſt meiſt bloß ein weites Meer von Gipfeln, aber kein einzelner Bekannter zu unterſcheiden. Ganz eigentümlich iſt der Blick auf das in ſchwindelnder Tiefe liegende Chamounix. Der Südabfall entzieht ſich in ſeiner grandioſen Steilheit völlig dem Blicke.

In jüngſter Zeit iſt auf dem Montblanc eine ebenſo kühne als intereſſante Unternehmung durch Herrn J. Ballot, dem wackeren und gelehrten Mitgliede des franzöſiſchen Alpenklubs, zu plötzlichem Ende geführt worden: der Bau eines feſten Unterkunftshauſes, deſſen Nützlichkeit ſeit lange anerkannt, das aber nur ſtets Projekt geblieben war. Heute können die Touriſten Tag und Nacht in 4400 m Seehöhe, ganz nahe an der Spitze des Montblanc verweilen. Die Schwierigkeiten waren aber ungemein zahlreich und es bedurfte ebenſo vieler Geduld als Kühnheit, um ſie zu beſiegen. Es galt zunächſt die Vorurteile zu zerſtreuen, wonach es unmöglich ſei, in ſolcher Meereshöhe zu arbeiten und ſelbſt zu leben. Herr Ballot begann damit, drei Tage und drei Nächte auf dem Gipfel des Montblanc zuzubringen, indem er unter ſeinem Zelte ruhte und bei Tag ſich mit wiſſenſchaftlichen Aufgaben beſchäftigte. Dieſer Aufenthalt bewies, trotz der ausgeſtandenen Leiden, die Möglichkeit des Lebens in ſo großen Erhebungen. Von da ab konnte man an die Aufrichtung einer Hütte denken.



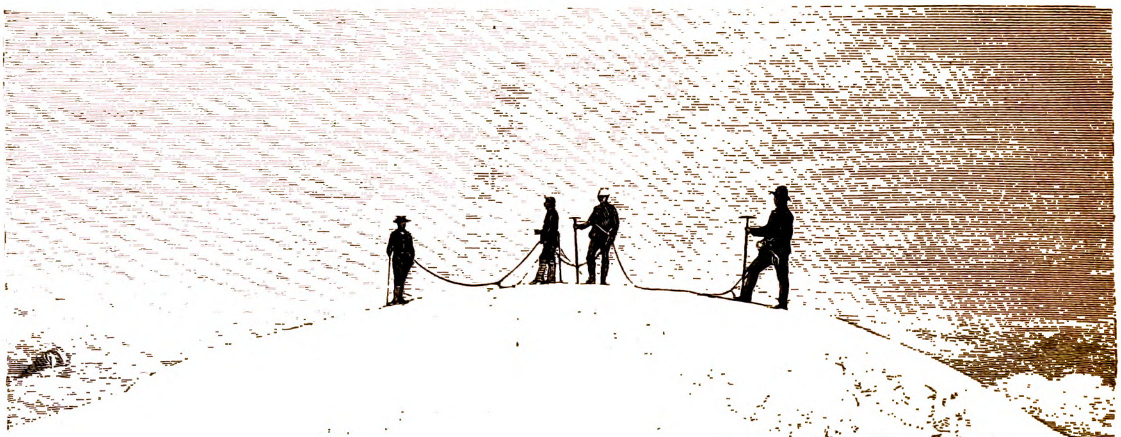
Die Hütte bei den Grands-Mulets

Der dafür gewählte Standpunkt iſt der Fels der Boſſes du Dromadaire, der Ort, wo die Karawanen Halt machen, ehe ſie die Beſteigung der letzten Grate unternehmen. Der Plan einer Hütte von ungewöhnlicher Feſtigkeit, wie ihn J. Ballot gefaßt hatte, wurde mit größter Sorgfalt vom Ingenieur H. Ballot entworfen, und die Ausführung der Arbeit drei Schreinern von Chamounix anvertraut. Alle Stücke waren numeriert, die Hütte zerlegt und die Beſtandteile in Laſten von 15 kg verteilt. Eine der größten Schwierigkeiten beruhte im Transport. Da die Führer von Chamounix aus der Hütte den größten Vorteil ziehen dürften, wandte ſich Herr J. Ballot an ſie, und an hundert dieſer energiſchen Männer willigten darein, jeder unentgeltlich eine Materiallaſt auf den gewählten Standplatz zu ſchaffen. Die Transporte wurden am 15. Juni 1890 begonnen und erreichten ihr Ende erſt am 31. Juli. Die Zahl der Balken- und Bretterlaſten war 1200, jene an Mobiliar, Material, Werkzeugen, Nahrung und wiſſenſchaftlicher Inſtrumente 90. Dieſe letzteren wurden auf Herrn J. Ballots Koſten beigeſtellt. Die Beiſchaffung jeder Laſt dauerte drei Tage, den erſten bis Pierre-Pointue, den zweiten bis zu den Grands-Mulets und den dritten Tag bis zu den Boſſes. Nachdem die Mehrzahl des Materials an Ort und Stelle geſchafft war, ſetzte ſich Herr J. Ballot am 25. Juli mit fünf unter den kräftigſten Führern gewählten Arbeitern und zwei Führern zur Zubereitung der Nahrung in Bewegung. Ein großes Zelt für die Arbeiter und ein kleines für den Leiter der Expedition wurden auf dem Schnee in 4400 m aufgeſchlagen, und die Arbeiten konnten beginnen.

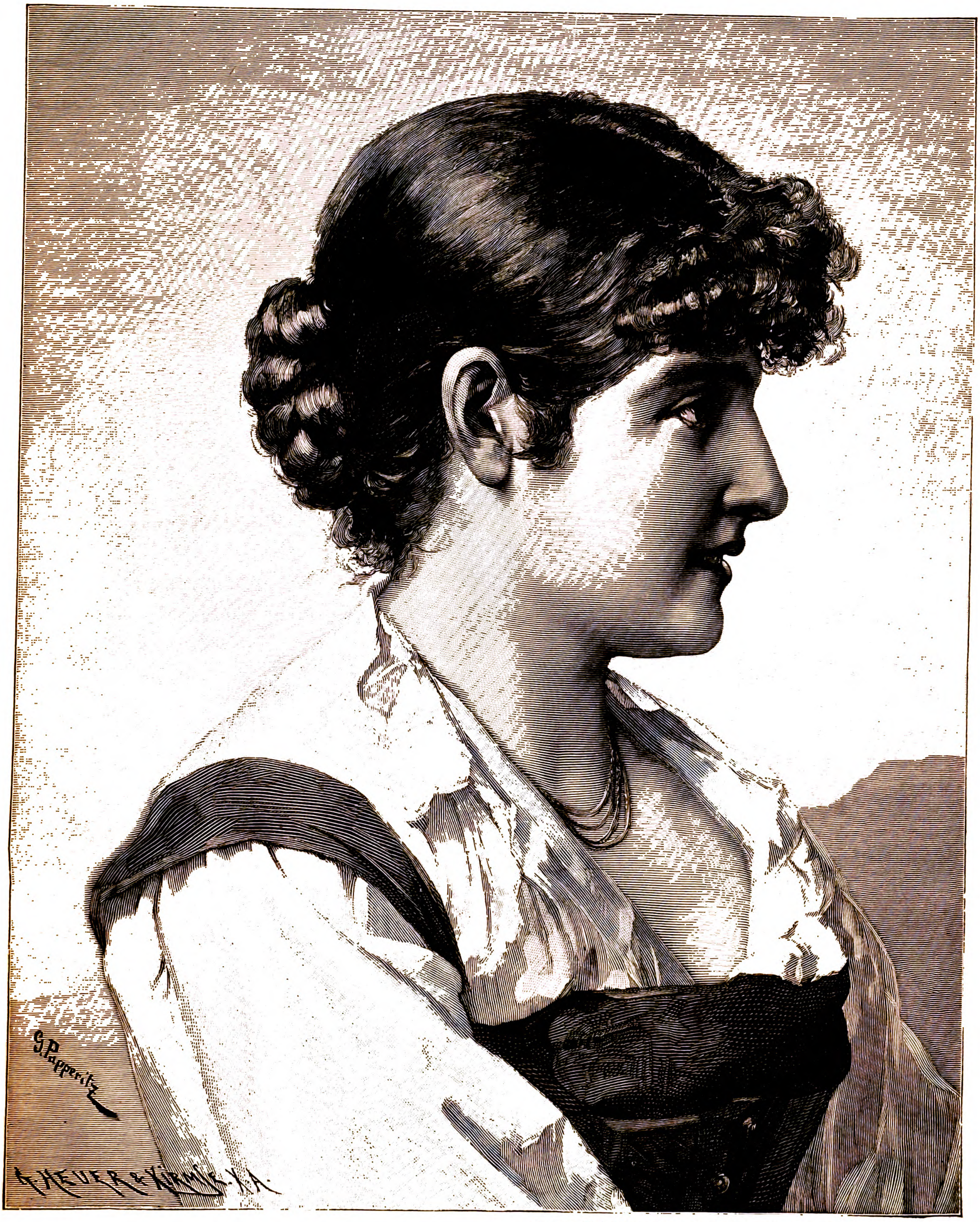
Jeder der Arbeiter hatte ein kleines Feldbett und zwei Decken. Zwei kleine Petroleumöfen dienten zur Bereitung der Mahlzeiten, die hauptſächlich aus Suppen beſtanden; ſie wurden aus Konſerven zubereitet, die man in geſchmolzenem Schnee erweichte. Die Kälte iſt ſehr intenſiv in dieſer Höhe und die Temperatur ſank oft des Nachts auf 9° unter Null in den Zelten. Bei Tag ſtieg der Thermometer ſelten über Null Grad. Nichtsdeſtoweniger arbeiteten die Leute mit einem lobenswerten Eifer und Fleiß von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, denn man mußte vor Beginn der üblen Jahreszeit alles beendet haben, um nicht das begonnene Werk durch einen Sturm fortgetragen zu ſehen. Die Hände in großen Schafwollhandſchuhen, den Kopf bedeckt mit einem Bergüberwurfe, die Kleider mit Tricotweſten gefüttert, glichen die Leute wahrlich im Schnee lagernden Eskimo. In zwei Tagen war der Fels geglättet. Am nächſten Tage war das Gerät aufgeſtellt trotz der Gewalt des Windes. Dann wurden die Bretter des Daches und der Mauern aufgenagelt und die Arbeitsleute konnten endlich ihre eiſigen Zelte verlaſſen, um die Nacht in dem Obdache zuzubringen, deſſen Ausführung nunmehr geſichert war. Noch mußte man auf die Bretter große, geteerte Filzdecken nageln, um die Hütte waſſerdicht zu geſtalten.

Es iſt ein Unglück, daß die Arbeit in ſolcher Höhe den Menſchen raſch erſchöpft. Nach zwei Tagen ward einer der Arbeiter von der Bergkrankheit ergriffen und unfähig zu jeder Bewegung. Nachdem er Sauerſtoff eingeatmet hatte, von welchem J. Vallot vorſichtsweiſe einen großen Kautſchukſack mitgenommen, konnte er mit großer Mühe Chamounix erreichen. Nächſten Tags ſtieg ein zweiter hernieder, darauf ein dritter. Da das Wetter ſchlecht wurde und die Arbeiter ſich immer verminderten, ging alle Welt am 29. zurück. Am 31. aber ſtieg die ganze Expedition wieder bergan, diesmal begleitet von Frau J. Vallot, welche die inneren Einrichtungen zu unterſuchen wünſchte und von Herrn Lawrence-Rotch, dem Direktor des Blue-hill-Obſervatoriums in den Vereinigten Staaten, welcher eigens zur Unterſuchung der wiſſenſchaftlichen Station der Boſſes den Atlantiſchen Ozean gekreuzt hatte. Als die geteerten Filze angenagelt waren, wurden die Blitzableiter befeſtigt und Mauern aus trockenem Stein rund um die Hütte aufgeführt. Die Steine wurden im Schlitten von einem benachbarten Felſen herbeigeſchafft. Am 2. Auguſt gingen trotz Nebels und Hagels die Beſteiger auf den Montblanc, um dort zu Ehren des Gelingens eine Fahne aufzupflanzen, die Arbeiter aber traten, da das Werk beendet war, den Rückmarſch an. Die Leiter der Expedition blieben allein die letzte Nacht unter dem Obdach und lagen während eines fürchterlichen Sturmes, der das große Zelt vernichtete, wiſſenſchaftlichen Beobachtungen ob. Sie ſtellten dabei die Solidität der Hütte feſt, in welcher man bei den heftigſten Stürmen nicht die leiſeſte Schwankung verſpürte. Endlich am 3. Auguſt ſtiegen ſie hinab nach Chamounix, wo die Munizipalität ſie mit Muſik empfing und enthuſiaſtiſche Begrüßungen der Führer, der Bevölkerung und der Fremden ihnen entgegentönten.

Die Hütte der Boſſes du Dromadaire iſt aus Tannenholz aufgeführt und liegt in etwa 4400 m; ſie beſteht aus zwei kleinen Zimmern. Das eine davon, das öffentliche Obdach, enthält neun Feldbetten mit Decken und Kiſſen; ein Ofen dient ſie zu heizen und zwei andere zum Kochen; ein kleines Tafelſervice und Küchengeräte, ſowie Vorräte an Petroleum, Thee, Kaffee, Bouillon, Konſerven u. dergl. vervollſtändigen die Einrichtung. Das andere Zimmer, dem Publikum verſchloſſen, dient als Obſervatorium und iſt gleichfalls mit allem ausgeſtattet, was zum Aufenthalte von vier Perſonen erforderlich iſt; es enthält zudem eine Reihe von Regiſterinſtrumenten, die alle 14 Tage durch Herrn J. Vallot aufgezogen werden; es ſind dies Barometer, Thermometer, Hygrometer, Aktinometer, Statoſkope, Anemometer u. dergl. Die endgültige Einweihung der Zufluchtshütte auf dem Montblanc fand am 17. Auguſt 1890 ſtatt. Herr Janſen vom Inſtitut und Herr Durier, Präſident des franzöſiſchen Alpenklubs, haben die Beſteigung bis zum Schutzhauſe ausgeführt, wo ſie verweilten. Herr Janſen, welcher die ſehr kontroverſe Frage von der Gegenwart des Sauerſtoffs in der Sonnenatmoſphäre zum Abſchluß bringen wollte, gelangte zur Hütte der Boſſes auf einem Schlitten, den ſeine wahrhaft ergebenen Leute zogen, und übernachtete in dem Schutzhauſe auf den Grands-Mulets, das ſich in 3050 m Seehöhe befindet. Die Gemeinde Chamounix hat dort nämlich eine Holzhütte auf-



Der Gipfel des Montblanc


G. Papperitz
A. NEUER & KIRMIS X.A.

Photographie im Verlag von Franz Hanfſtaengl, Kunſtverlag A.-G. in Munchen.

Mädchen von Capri. Gemälde von G. Papperitz.

geführt und dieſelbe mit Betten, warmen Decken und einem Petroleumofen verſehen. Sommers bringen die Führer ein- oder zweimal Lebensmittel dahin und ein Weib kocht. Es iſt dies ein wertvoller Standpunkt für die Touriſten. Man legt ihm pompös den Namen Hotel bei; wenn es nun auch ſicherlich nicht erſten Ranges iſt, ſo bietet es doch zweifelsohne den unſchätzbaren Vorzug eines großartigen Panoramas. Schon am nächſten Morgen um 5 Uhr verließ Herr Janſen die gaſtliche Stätte und erreichte gegen 1 Uhr die neue Hütte auf den Boſſes, wo Herr Vallot eben damals weilte. Am nächſten Tage gedachte er die Endbeſteigung vorzunehmen und den Gipfel zeitlich zu erreichen. Noch abends jedoch brach ſich die Witterung und in der Nacht ward der Sturm entſetzlich. Indes gedachte Herr Janſen eben wegen des cykloniſchen Charakters des Phänomens, daß der Sturm nicht länger als ein paar Tage dauern würde, und hielt demgemäß aus. Herr Vallot aber teilte dieſe Anſicht nicht und benützte die am 21. Auguſt eingetretene beſſere Witterung, um nach Chamounix zurückzukehren. Das Wetter fuhr in der That fort ſich aufzuheitern und am Freitag den 22. Auguſt verkündete die Morgenröte einen vollendet ſchönen Tag. Die Kälte war freilich ungemein lebhaft, und der Führer, welcher in dieſer frühen Morgenſtunde in die ſchmalen, ſteilen Kämme Stufen einhauen ſollte, hatte bald den einen Fuß gefroren. Mit Mühe und Not gelangte Janſen, ein betagter Herr, kräftigſt unterſtützt von ſeinen treuen Führern, die den Schlitten über die gefährlichſten Partien zogen, auf die Spitze des Koloſſes, den faſt ebenſo ſchnell Herr Durier erreichte.

Als Herr Janſen gegen Mittag auf der Gipfelhöhe des Montblanc anlangte, traf er daſelbſt Dr. Louis Olivier, der vor ihm auf dieſem Punkte eingetroffen war. Die Reinheit des Himmels war bewundernswert und geſtattete, das Gerüſt der Alpen und ihrer Nebengebirge, die Kette des Jura, das Maſſiv der Dauphiné, Savoyen, Schweiz und der Apenninen in Augenſchein zu nehmen. Unmittelbar um den Gipfel gähnte die Leere, nur hie und da auftauchende Spitzen. Dieſe Nähe der Abgründe wird beſonders durch die Form des Gipfels fühlbar; er iſt eine gefrorene Kappe, deren Scheitelpunkt bloß 1 m breit iſt und von einem dichten Schneemantel bedeckt wird, in den man halbfußtief einbricht. Im Monat Auguſt iſt es nicht ſelten, daß die Temperatur auf – 20° herabſinkt und — 12° ſind der gewöhnliche Stand. Der außerordentlich heftige Wind treibt beſtändig, oft vom Thale aus ſichtbare Schneewolken auf, welche das Antlitz des Touriſten auf das Unangenehmſte umſchwirren. Was aber den Reiſenden am meiſten und fühlbarſten bedrückt, iſt die ſchwache Tenſion des Sauerſtoffs in ſo großer Höhe. Die barometriſche Preſſion ſchwankt dort zwiſchen 42 und 43 Centimeter Merkur! Man kann daher nur ſehr kurze Zeit dort verweilen.

Beim Niederſteigen leidet man weniger als beim Aufſtieg, weil man nicht mehr das Gewicht des eigenen Körpers empfindet; in der Gipfelregion aber wird dieſe Erleichterung durch ein wahres Gefühl von Schrecken aufgewogen. Herrn Janſens Schlitten konnte jedoch ohne Anſtand zur Hütte an den Boſſes und am Abende zu jener der Grands-Mulets abwärts gelangen. Am nächſten Tage erreichte er Chamounix. 21 Kanonenſchüſſe verkündeten ſeine Rückkunft, und die Bevölkerung des Dorfes, die Führer und Fremden riefen ihren Gruß dem Manne zu, welcher für die Wiſſenſchaft eine ſo edle Ergebenheit an den Tag gelegt hatte.

Die neue Meſſe.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Der Maler dieſes ſtimmungsvollen Interieurs läßt uns hier in eine Kirche blicken, in welcher vor dem Chorpult einige alte Kirchenſänger und Kirchenmuſikanten ſich eingeſtellt haben, um eine neue Meſſe einzuüben. Der Raum iſt voll Frieden, ſtill und kühl, nur wenige Andächtige ſind in dieſer Stunde in den geweihten Räumen und jeder Ton klingt mächtig durch die ſteinernen Hallen. Ruhig und gemeſſen, andachtsvoll und kräftig laſſen die alten Muſiker ihre Vokal- und Inſtrumentalſtimmen erſchallen. Die alten Herren ſind ſich ihrer würdigen Aufgabe wohl bewußt. Es freut ſie, wenn ihre Töne an den mächtigen Steingewölben hallend anſchlagen und zum Preiſe Gottes die Kirchenräume durchhallen und die Andacht der Gemeinde erhöhen. Dieſe Grundſtimmung prägt ſich in der Haltung und in den Geſichtszügen der behaglich fromm und würdig ihr Werk ausführenden alten Herren vortrefflich aus und erfüllt den Beſchauer des an und für ſich einfachen Bildes mit dem Gefühl der Anteilnahme.

Mare coemeterium.

Von

Dr. Edm. von Freyhold.

Lau und erfriſchend war dem heißen, erſchlaffenden Tage ein freundlicher Abend mit ſanft wehendem, kühlem Luftzuge gefolgt. An Bord des großen Dampfers, der in raſtloſem Laufe die klare, blaugrüne Flut des ſüdlichen Indiſchen Ozeans durchfurchte, atmete alles nach der ununterbrochenen, erdrückenden Schwüle der letzten Tage erleichtert auf. Und doch kam kein rechtes Leben in die einzelnen Menſchengruppen, die ſchweigſam bei einander ſtanden, oder ſich höchſtens leiſe flüſternd unterhielten. Selbſt die Mannſchaft, die auf Deck ihren Obliegenheiten nachging, vermied alles lärmende Treiben; kein froher Sang, kein ſcherzender Zuruf unterbrach die ernſte Stimmung. Ab und zu richteten ſich einzelne Blicke halb ſcheu, halb mitleidsvoll nach einem einſamen Manne, der mit blaſſem, abgehärmtem Geſicht über die Brüſtung hinweg auf das weite Meer hinausblickte, als ſchaue er dem Spiel des leichten Lüftchens zu, deſſen Hauch die Kämme zahlloſer kleiner Wellen zu kräuſeln ſchien. Aber es war nicht dieſes Schauſpiel, das ihn gefeſſelt hielt, denn ſchmerzliche Bilder und Gedanken bewegten ſein Inneres. Und wenn ſie gar zu mächtig auf ihn eindrangen, dann ſenkte ſich wohl ſein müdes Haupt auf die Arme herab. Wie ein krampfhafter Schauer durchrieſelte es dann ſeinen Körper, und den geröteten Augen entquollen heiße Zähren, um ſich mit der ſalzigen Flut dort unten zu miſchen. Sie waren nicht das einzige, was er ihr heute hatte anvertrauen müſſen. Vor wenigen Stunden erſt hatte er das Liebſte hinabgleiten ſehen, was er auf Erden ſein eigen nannte, die ſterbliche Hülle des trauten teuren Weibes und des ſüßen Kindes, das ſie ihm vor Monaten geſchenkt hatte.

Auf dem heißen Boden des ſchwarzen Erdteiles hatte er ſie kennen gelernt, hatte an das fröhliche, blauäugige Kind ſein Herz verloren, das ihrige gewonnen. Beide entſtammten deutſcher Erde und waren einzeln in dieſe fernen Striche verſchlagen worden, um ſich dort zu finden und fürs Leben zu vereinen. Ein Jahr des reinſten Glückes war an ihnen im Fluge vorübergerauſcht, und als dann ein prächtiger, blondhaariger Knabe das Elternpaar anlächelte, da ſchien ihnen die Erde ein Paradies, ein Thal der Wonne und Seligkeit. Nur zu bald jedoch wurden ſie aus ſolchen Träumen herausgeriſſen. Auch an dieſen Kindern des kühlen Nordens machte ſich die Tücke der tropiſchen Sonnenglut und die von ihr ausgebrüteten fieberſchwangeren Dünſte der feuchten Niederungen fühlbar. Mutter und Kind begannen dahinzuſiechen, und wenn er ſie nicht verlieren wollte, mußte er mit ihnen aus jenem unſeligen Paradieſe zu fliehen trachten, das ihm zur zweiten Heimat und zur Wiege ſeines jungen Glückes geworden war, nun aber auch zum Grabe desſelben zu werden drohte. So veräußerte er ſeine blühende Pflanzung und brachte die Seinen auf das ſeit Wochen ſehnlichſt erwartete Schiff, das ſie zunächſt nach einem Hafen des brittiſchen Indiens tragen ſollte, damit man von da ſpäter die Fahrt in die Heimat antrete.

Leider war alles zu ſpät geweſen. Ein ſanfter Tod erlöſte kurz nacheinander ſeine Lieben von ihren Leiden. Als der letzte brechende Liebesblick aus den Augen des jungen Weibes ſein Antlitz getroffen hatte, um ſich ihm unauslöſchlich in die Seele einzugraben, erloſchen nach wenigen Stunden auch die ſtrahlenden Augenſterne des Kindes, ſchloſſen ſich für immer zum letzten Schlafe. Friedlich und bleich lagen ſie vor ihm da, während ſein Herz, von Qual durchwühlt, nur die eine Klage kannte, daß es ihm nicht vergönnt ſei, neben jenen zu liegen als blaſſer, ſtummer, von allem Leid erlöſter Mann. Kein grünes Reis, keine friſche Blume war als beſcheidener Schmuck des Sterbelagers aufzutreiben geweſen. Einige der mitreiſenden Damen ſpendeten dafür in herzlicher Teilnahme kleine Sträußlein gemachter Blüten, welche ſie zu einem Kranz verflochten, um die ſterbliche Hülle von Mutter und Kind in ſinniger Weiſe zur letzten Ruhe zu ſchmücken. Wenige Stunden noch, und man bettete ihm ſein Liebſtes im naſſen, ſalzigen Grabe. Unter allgemeiner Teilnahme der wenigen Mitreiſenden ſowie der Schiffsmannſchaft wurden die Verſtorbenen nach ſeemänniſcher Art zur letzten Ruhe beſtattet. In ſchwarzes Segeltuch waren ſie gehüllt worden, das man ſorgfältig vernäht und mit dem Ende einer alten Ankerkette beſchwert hatte. Der Führer des Schiffes hatte ernſten Tones ein kurzes Gebet und den letzten Segensſpruch geſprochen, dann ließ man das freie Ende des Seiles los, welches durch zwei Ringe an der düſteren Laſt gezogen war, und lautlos glitt dieſelbe hinab, um für immer unter den Wellen zu verſchwinden.

Nur ein paar Stunden waren erſt ſeitdem verfloſſen. Auf den Wunſch des verwaiſten Mannes hatte der Schiffskapitän die Lage des Ortes beſtimmt, wo die Toten verſenkt worden waren. Dann hatte der Trauernde doch einſt den Troſt, daheim auf der Karte jenen Punkt aufſuchen zu können, wo ihm Weib und Kind ſchlummerten. Kein Leichenſtein konnte je das Grab bezeichnen, um den Vorüberſegelnden von ihnen Kunde zu geben, kein von freundlicher Hand geſpendeter Kranz, keine Blume die Ruheſtätte zieren. Dafür wollte er daheim im Garten des ererbten väterlichen Hauſes eine Stätte dem Andenken ſeiner Lieben widmen. Dort ſollte ein Denkmal von ihnen erzählen, um an den Gedenktagen der Geburt und des Todes beider mit grünen Laubgewinden und duftigen Blüten geſchmückt zu werden. Einen alten, im Seedienſt ergrauten Matroſen, einen deutſchen Landsmann, hatte er gebeten, ihm ein Glas aus der Meeresflut zu ſchöpfen, in die man ſoeben die Seinen verſenkt hatte. Dieſes Waſſer ſollte ihm die Erde erſetzen, die andere vom fernen Grabe ihrer Lieben zu nehmen pflegen.

Anfangs hatte man den Trauernden voll Teilnahme zu tröſten und zu zerſtreuen geſucht. Aber der einſame Mann wies dieſe gutgemeinten Beſtrebungen zwar freundlich, aber doch mit einer gewiſſen Beſtimmtheit zurück. Er wollte in der Erinnerung an die Seinen nicht geſtört ſein. Unter dem Eindruck der kurz vorher vollzogenen feierlichen Handlung laſtete noch immer jene ernſte Stimmung auf allen Gemütern, die keine Fröhlichkeit aufkommen ließ. Man genoß in ſtiller Ruhe der erfriſchenden Kühle, um nach ſchnell hereingebrochener Dunkelheit das Lager zu ſuchen. Vom wolkenfreien, tiefblauen Nachthimmel funkelten zahlloſe Sterne herab, vor allem das prächtige ſüdliche Kreuz. Im Meere, das durch zahlloſe kleine Wellen gekräuſelt erſchien, leuchtete es in gelblichgrünem Schimmer, durch welchen ſich die vom Schiff durchlaufene Bahn wie eine helle Straße hindurchzog.

Der einſame Mann — Werner Hallenſtein war ſein Name — hatte den alten Sitz, dort wo die Brüſtung den freieſten Blick auf die Meeresfläche geſtattete, noch immer nicht verlaſſen. Längſt gab das Auge keine Thräne mehr, aber es fand noch nicht die wohlthätige Ruhe, den Schlaf, der alles Leid wenn auch nur für Stunden vergeſſen macht.

Wie weit, wie weit war er jetzt ſchon von der Stätte, wo nun auf ſandigem Grunde die Seinen ſchliefen, umgeben vielleicht von dem zierlichen Geranke roter Meeresalgen und grünlichbrauner Tange, die dem Boden entſproſſen waren. Vielleicht hatte längſt eine mitleidige Strömung die ſchwarze hinabgeſunkene Laſt mit einem Wurfe aufgewühlten Sandes bedeckt, ſo daß nun die Seinen doch im Schoße der Mutter Erde ſchlummerten. Wie bald war dann die leichte Erhöhung, die jene Stelle deckte, mit üppigem Meereskraut überwuchert, durch welches ſich zierliche Seeſterne hindurcharbeiteten, wunderlich geformte Krabben umherſchlüpften. Bunte Seeanemonen, prächtige weiße Seenelken, rotgefleckte Seeroſen und anderes blumenähnliche, in den herrlichſten Farben prangende Getier ſiedelte ſich vielleicht dort an als ſtille Hüter des einſamen Grabes, wo die entſchlafenen Kinder des Landes tief unter der Meeresfläche ſchlummerten. Zierliche Schnecken und Muſcheln belebten mit ihren roſigen, ſilbrig glänzenden oder bunt getigerten Gehäuſen die Stätte, über welche mit ſanftem Floſſenſchlage wunderbar geſtaltete Bewohner der Meerestiefe aus dem Reiche der Fiſche lautlos dahinglitten. Ja, wenn ſich zu all jenem Schmucke des Meeresgrabes noch die prächtigen Raſenpolſter langgeſtielter, am tiefroten, blumenartig geformten Ende mit ſchimmerndem Wimperkranz umgebenen Tubelarien, zierliche Kalkſtämme von Korallen und die zarten Fadenſchleier ſchön und ſeltſam gebauter Schirm- und Röhrenquallen geſellten, dann mochte wohl die ſtille, einſame Stätte, wenn ſie auch menſchlichem

Auge für immer verborgen blieb, doch an ſchmucker Zier keinem Hügel eines wohlgepflegten Friedhofes nachſtehen.

Und war ſie denn einſam? Schlummerten dort nicht ſchon ſeit Anbeginn der Zeiten, da Menſchen das Meer befahren, Millionen und Abermillionen müder Pilger, die auf der ſalzigen Flut umgekommen, in ihr gebettet worden waren? Nein, ſie war nicht einſam, wie das Grab auf öder Heide, denn das weite, unermeßliche Meer, was iſt es anderes, denn ein ungeheuerer Friedhof aller Zeiten, aller Völker der Erde! So zahllos wie die leuchtenden Wellenberge, die jetzt ſeine Oberfläche bedeckten, mochten die ſtillen Schläfer ſein, die unter ihr ruhten. Ja, alle jene kleinen, dicht gelagerten Waſſerrücken, die einander in raſtloſem Zuge folgten und koſend an den Flanken des Schiffes vorbeiglitten, was konnten ſie anders ſein, als die ſtillen, feuchten Grabhügel, welche die Ruheſtätte ebenſovieler Menſchen bezeichneten. Auch ſeines Weibes, ſeines Kindes Hügel befanden ſich in dieſem unabſehbaren Heere regelmäßig gereihter Wellenberge, wenn ſie ſich auch durch nichts von denen anderer Schlafgenoſſen unterſchieden. Ja, mare coemeterium! Das Meer ein Friedhof!

So träumte er, verſunken in ſeinen Gedanken, und merkte kaum, daß ſich längſt eine breitſchulterige, ſtämmige Geſtalt in ſeiner Nähe zu ſchaffen machte. Es war Jochen, jene alte, aber noch eiſenfeſte Teerjacke aus der deutſchen Heimat, der Mann mit dem verwitterten, ſeegebräunten Antlitz und dem eisgrauen Bart- und Haupthaar. Hallenſtein fuhr endlich aus ſeinem Brüten empor und gewahrte, trübſelig lächelnd, den alten Mann, mit dem er und früher auch ſein Weib, ſeine traute entſchlafene Gertrud, ſich oft freundlich unterhalten hatten, ſolange ſie noch imſtande geweſen war, auf Deck zu weilen.

„Sie ſollten auch das Lager aufſuchen, gnädiger Herr!" mahnte treuherzig der Alte. „Der Körper fordert ebenfalls ſeine Rechte, namentlich, wenn das Gemüt von Schmerz gepackt und geſchüttelt worden iſt. Was hilft es den Toten, wenn Sie hier in einſamer Nacht hinausſtarren auf das Meer und an Ihren Verluſt denken, ſtatt im Schlafe Ruhe und Stärkung zu ſuchen, wie es jedes Menſchen Pflicht iſt!"

„Laßt nur, Jochen! Zu was brauche ich noch Stärkung, für wen? Und drunten auf heißem Lager vermöchte ich doch nicht zu ſchlafen. Alſo wache ich beſſer hier oben, als mich unten ſchlaflos auf der Matte umherzuwälzen. Hier ſehe ich wenigſtens, wo mir die Meinen den Blicken entſchwanden. Hier an dieſer Stelle der Brüſtung war es, wo die ſchwarze Laſt hinabglitt." Und abermals ſenkte ſich das müde Haupt des Sprechenden auf die untergelegten Arme, und ein mühſam unterdrücktes Schluchzen entrang ſich ſeiner Bruſt.

„Herr, auch ich habe all die Meinen ſterben ſehen und beſitze niemand mehr auf der weiten Erde, der mir nahe ſteht. Einſt vor langen, langen Jahren beſaß ich ein gutes, treues Weib und ein Kind, einen Sohn. Das Kind ſtarb uns und ruht in heimatlicher Erde. Mein vereinſamtes Weib aber nahm Dienſte auf dem Schiffe, mit welchem ich damals fuhr. Lange Jahre durchſegelten wir gemeinſam alle Meere, bis ſie mir im kalten Norden, nicht weit von der grönländiſchen Küſte ſtarb. Dort ruht ſie nun im Meer, wo Eisberge ſchwimmen und einſame Grönlandfahrer auf der Jagd nach Robben und Walfiſchen kreuzen. Auch mir zerriß damals der Schmerz die Seele, und ich trauerte, wie jetzt Sie, um die Entſchlafene. Ich dachte, die Sehnſucht müſſe mich verzehren, und man werde mich bald hinabbetten, wo der Rochen und Hammerhai ihr Weſen treiben und ſich gegenſeitig um gute Biſſen zu übervorteilen trachten. Aber die Jahre ſind mir vergangen, Herr, und ich lebe noch immer, ein alter, aber gottlob kräftiger Mann. Hunderte ſah ich ſchon hinabgleiten, eingenäht in ſchwarz geteertes Segeltuch, wie heute Ihre liebe Frau und das herzige kleine Kind. Stets denke ich meiner treuen Mieke, wenn abermals ein Schläfer hinabgelaſſen wird, und meine, daß ſie einen neuen Gefährten bekommt. Nur das eine ſchmerzt mich, daß mein Kind in feſter Erde ſchläft. Auch über mir wird ſich einſt die Welle ſchließen, denn auf dem Lande ſterbe ich nicht. Meine alten Knochen bekommt, wenn ſie einmal müde geworden ſein werden und den Dienſt verſagt haben, die See, auf deren Rücken ich mein ganzes Leben zubrachte. Kein prächtigeres Grab gibt es, als unter der grünen Meeresflut, tief unten, wo nichts die letzte Ruhe ſtört, Chriſt, Jude und Heide friedlich nebeneinander ſchlafen. Kommen Sie, Herr Hallenſtein, ich führe Sie in Ihre Kajüte hinab, daß Sie endlich zur Ruhe kommen."

„Ach alter, guter Jochen! Was macht Ihr Euch für Sorge um mich. Laßt mich hier ſitzen, und wenn Ihr mich durchaus nicht verlaſſen wollt, — nun, ſo bleibt bei mir, bis Euch die Müdigkeit in die Matte treibt. Meine Augen wiſſen noch nicht von Schlaf und Ruhe."

„Wie es Ihnen beliebt, Herr, — aber von Ihnen gehen thue ich nicht, bis ich Sie auf dem Lager geborgen weiß. Ich erhielt als beſondere Vergünſtigung die Erlaubnis, über Ihnen zu wachen. Denn das können Sie verſichert ſein, Herr, hier an Bord iſt niemand, dem nicht Ihr Geſchick nahe ginge, vom Kapitän bis hinab zum letzten Schiffsjungen. Die ausgelaſſenen Bengel treiben ſonſt allen möglichen Unfug. Heute habe ich noch nicht nötig gehabt, dem einen oder anderen einen Denkzettel zu verſetzen. Ein ſeltener Fall, Herr, ein ganz ſeltener Fall!"

Hallenſtein mußte lächeln trotz des Wehes, das ſein Herz durchwühlte. „Laßt die Jugend, Jochen, wenn ſie etwas ausgelaſſen iſt; ſie fordert ihr Recht. Solange ſie nicht herzlos und ſchlecht wird oder Schaden anrichtet, kann man ſie gewähren laſſen. Uebrigens weiß ich, daß man mir Teilnahme zollt, und das iſt das einzige, was meinen Schmerz noch etwas zu lindern vermag."

„Ich weiß nicht, gnädiger Herr, wie die vornehmen Leute darüber denken, wenn wir ſchlichten, einfältigen Menſchen noch einen anderen Troſt haben. Vielleicht lacht man uns aus, wenn wir uns an dem Gedanken des einſtigen Wiederſehens mit unſeren Lieben aufrichten."

„Gewiß, Jochen, es gibt auch ſolche, die darüber lachen, aber mit Unrecht! Wer weiß, was da hinter der dunklen Pforte des Todes unſer wartet! Auch ich hoffe auf ein Wiederſehen aller meiner Lieben, — freilich erſt dann, wenn ich ſelbſt einſt nicht mehr auf Erden wandeln werde."

„So denke auch ich, Herr! Einſt hatte ich freilich einen Genoſſen — jetzt haben ihn wohl längſt die Fiſche gefreſſen, denn er ward vor Jahren bei einem Sturm von einer Sturzwelle über Bord geſpült und hinweggeriſſen —, der behauptete es noch anders. Er ſagte, daß es nicht ſelten ſchon diesſeits ein Wiederſehen gebe. Er war aus Danzig und von Geburt ein Pole. Auf der Weichſel war er als Sohn einer Flößerfamilie aufgewachſen und ſpäter zur See gegangen. Watzlaw Pilarſki hieß er und war eine brave Haut. Nur liebte er den Grog über alles, am liebſten jedoch ohne Waſſer. Na, dieſer Watzlaw oder Wenzel, wie er auf deutſch genannt wurde, der wollte einmal den Tag der Toten des Meeres geſehen haben, der am Clemenstage alle unter dem großen Salzwaſſer zur Ruhe Gekommenen in dem marmornen Tempel des Heiligen vereine. Wir lachten den alten Wenzel aus, aber er behauptete ſteif und feſt, mit ſeinen leiblichen Augen die vorbeiſchwebende Schar der nächtlicherweile aus dem Meere emporgeſtiegenen Wanderer geſehen zu haben. Vielleicht hatte er wieder zu viel Grog mit zu wenig Waſſer getrunken. So vermuteten wir damals. Er freilich ſchwur hoch und teuer, nüchtern geweſen zu ſein, wie ein gedörrter Kabeljau, als er in einſamer, ſtiller Mitternacht vor dem Clemenstage jenen luftigen Geiſterzug geſehen haben wollte. Er ſchilderte ihn uns mit ſo lebhaften Farben, daß einige unter uns irre wurden. Auch behauptete er, übers Jahr werde er ſelbſt mit dabei ſein, wenn die nächtliche Pilgerſchar wieder ihre Wanderung antrete. Vielleicht hat er damit nicht unrecht gehabt, denn ſchon wenige Tage nach jenem angeblichen Erlebnis ſtürzte er auf Nimmerwiederſehen über Bord. Da hat denn der arme Kerl nachträglich noch all das Waſſer mit Salz vermiſcht ſchlucken müſſen, das er zu Lebzeiten zu wenig in ſeinen Grog gethan hatte. Auch vom heiligen Clemens, dem Patron des Meeres, erzählte uns der alte Wenzel gern und oft und war ſelbſt, wie man zu ſagen pflegt, in ſeiner Art ein wunderlicher Heiliger. Doch ich langweile Sie gewiß mit meinem Geſchwätz, Herr!“

„Nein, Jochen, fahrt nur fort. Ich höre zu. Es zerſtreut mich ein wenig. Was war's mit dem heiligen Clemens?“

„Wenzel erzählte uns, daß es einer der erſten vier oder fünf Biſchöfe von Rom geweſen ſei. Er ſei ſpäter nach der Krim verbannt worden, wo Tauſende von Chriſten in den Marmorbrüchen ſchmachteten. Da ſie ihr Trinkwaſſer meilenweit hätten herbeiſchleppen müſſen, ſo ſoll er für ſie dem öden Felſen eine Quelle entlockt haben, die das herrlichſte Waſſer ſpendete. Wenn uns der alte Polack erzählte, wie klar und köſtlich dieſes Waſſer geweſen ſei, dann lachten wir ihn aus, denn Waſſer war ja ſonſt nicht ſeine Liebhaberei! Doch weiter! Da der heilige Clemens durch ſeine Wunder viele Heiden jener Gegend bekehrt haben ſollte, ſei er zum Tode verurteilt und mit einem Anker am Halſe ins Meer verſenkt worden, wo er unterging und ertrank. Seit jener Zeit iſt er nun der Patron des Meeres geworden. Auf das Gebet der Gläubigen ſoll dann das Meer auf einen Tag dreitauſend Schritt weit vom Ufer zurückgetreten ſein. Dort, wo der Heilige untergegangen war, fand man einen prächtigen Marmortempel und in ihm die Leiche, den Anker zur Seite. Dieſes Zurückweichen wiederholte ſich alljährlich, und viele ſollen dann jedesmal den Tempel beſucht haben. Einſt ſei daſelbſt aus Verſehen ein Kind zurückgelaſſen worden, das man im Jahre darauf noch lebend im Tempel vorfand, als ihn am beſtimmten Tage die weichende Waſſerflut wieder trocken gelegt hatte. Später ſoll man den Leichnam des heiligen Clemens fortgenommen und nach Rom geſchafft haben. Seit der Zeit liegt der Tempel für immer verborgen tief im Meere, und kein Lebender vermag ihn mehr zu ſchauen. Dafür pilgern jetzt am Clemenstage die im Meer Ruhenden zu ihm, geleitet von dem Heiligen ſelbſt. Wenn's wahr iſt, was uns der alte Wenzel erzählte, dann hat er jetzt ſchon zehnmal den Tag mitgemacht, denn ſo lange iſt's her, ſeit ihn die Fiſche fraßen. Viel werden ſie nicht an ihm gehabt haben, denn er war zähe und trocken wie ein Schiffstau und unverdaulich wie ein Ballen grönländiſchen Fiſchbeines. Aber nach Grog roch er immer auf mehrere Knoten weit, und das wird ihm auch wohl vor den Meerungeheuern etwas beſonders Verführeriſches gegeben haben.“

So plauderte der alte Jochen fort, und zuweilen mußte ſein ſtiller, trüber Zuhörer unwillkürlich über die Einfälle der wettergebräunten, biederen Teerjacke lächeln. Auch von dem Zuge der Toten des Meeres erzählte der Alte, wie ihn Wenzel Pilarski als Ausgeburt ſeiner lebhaften ſlawiſchen Einbildungskraft geſchildert hatte. So waren Stunden vergangen, und wohlthätige Müdigkeit ſenkte ſich endlich auf das abgeſpannte Haupt des willenlos Lauſchenden. Ohne Widerrede ließ er ſich dann von Jochen in ſein enges Gelaß führen und verfiel auf dem Lager in erwünſchten tiefen Schlaf.

* * *

Die nächſten Tage verliefen für Werner Hallenſtein in unveränderter Einförmigkeit und Stille. Scheu mied er die Geſellſchaft anderer und liebte es, an der einmal gewählten Stelle einſam dazuſitzen und dem Spiele der Wellen und ihrer Bewohner zuzuſchauen, die ſich dann und wann blicken ließen. Nur den alten Jochen duldete er, wenn derſelbe des Abends in ſeine Nähe kam und in gewohnter Weiſe plauderte. Seit ſeine Lieben die Augen zum letzten Schlummer geſchloſſen hatten, war noch keine Woche vergangen, und doch dünkte es ihn bereits eine Ewigkeit. Auf einem Wandkalender, den er über ſeinem Lager aufgehängt hatte, pflegte er ſeufzend die verfloſſenen Tage anzuſtreichen. Seit jenem Freitage, den auf dem Papier ein von ſeiner Hand gezogenes düſteres, ſchwarzes Kreuz bezeichnete, hatte er kummervoll die Tage gezählt, die er als einſamer, verlaſſener Mann durchlebte. Es waren die ſechs erſten eines vielleicht langen, freudloſen Lebens, das ihm bevorſtand. Wie würde er das ertragen, fragte er immer und immer wieder ſein armes Herz! Auch heute machte er abends ſeinen gewohnten Strich auf dem Kalender. Morgen war wieder ein Freitag, der erſte nach dem ſchweren Verluſt, der ihn betroffen hatte. Unwillkürlich blieb ſein Auge an dem morgigen Datum hängen. Es war der 23. November und — wie ſeltſam ihn das berührte! — der Clemenstag! Da ſchoſſen ihm all die abenteuerlichen Geſchichten des alten Jochen durch den Kopf, die dieſer von ſeinem Genoſſen Wenzel erzählt hatte.

Werner Hallenſtein mußte ſchwermütig lächeln. Aber der Gedanke an den Clemenstag ging ihm doch nicht aus dem Sinn, als er abends auf Deck ſtieg, um den gewohnten Platz in der Nähe des Schiffshinterteiles einzunehmen. Wie immer wich man ihm aus, denn man kannte ſein Verlangen, einſam zu bleiben, und ehrte ſein ſtilles Weſen.

Müde und in weite, unabſehbare Ferne verloren glitten ſeine Augen wieder über die tiefblaue Flut, die heute wie ein ebener Spiegel dalag. Nur die Furche, welche das Schiff zog, unterbrach dieſe einförmige Glätte. Jochen war in ſeine Nähe gekommen, aber Hallenſtein winkte ihm mit der Hand, daß er allein zu bleiben wünſche, und der Alte folgte willig dem ſtummen, aber beſtimmten Gebote.

Ganz tief am weſtlichen Himmel ſtand bereits die Sichel des untergehenden Mondes. Sein Licht ſpiegelte ſich zitternd in der weiten Waſſerfläche. Wenige Minuten noch, und die Sichel war verſchwunden. Dafür hoben ſich alle die funkelnden Sternbilder nur um ſo klarer vom nächtlichen Himmel ab, das prächtige Kreuz und die anderen Zierden des ſüdlichen Firmamentes, unter ihnen mehrere, die Werner auch in der Heimat am winterlichen Himmel geſchaut hatte, der blitzende Orion und der Stier mit dem rötlich ſtrahlenden Aldebaran und dem ſchimmernden Sternhaufen der Plejaden. Nur ſchienen ſie ihm hier in umgekehrter Stellung zu ſchweben, dieſe lieben, altbekannten Bilder. Ein paarmal blitzte ein leuchtendes Meteor in blaugrünem Lichte auf, ſchwebte einige Augenblicke dahin, einen feurigen Schweif zurücklaſſend, und verſchwand, ſtill und lautlos, wie es gekommen war. Die See lag jetzt ſo ruhig da, daß ſich Sterne und Sternſchnuppen ſcharf und klar auf der Waſſerfläche ſpiegelten.

Werner ſchaute tiefſinnend bald auf den Himmel, bald auf das weite Meer. Das Deck war längſt leer von den Mitreiſenden. Nur die Wache, der Steuermann und wen ſonſt die Pflicht nach oben rief, war noch auf. Aber der einſame Träumer achtete ihrer nicht, ebenſowenig wie des alten Jochen, der nicht allzu ferne von ihm in einem dunklen Winkel auf einem zuſammengerollten Taue ſaß. Vielleicht ſchlief er längſt, der biedere Alte, vielleicht auch wachte er über den trauernden Landsmann, der jetzt das müde Haupt auf die Arme geſenkt hatte, als wolle er das thränende Antlitz verbergen oder die Augen zu kurzem Schlummer ſchließen. Es war ſchwer, darüber ins Gewiſſe zu kommen.

Doch nein! Werner ſchlief nicht. Er ſah ja immer noch die weite Waſſerfläche, den Himmel und die Sterne. Aber merkwürdig! Sie bewegte ſich nicht, und doch erklang es aus ihr wie ein fernes Gewoge von Tönen. Sanft und mild hörten ſie ſich an, und ihm ward mit einemmal ſo leicht ums Herz, ſo wohl, ſo ruhig! Die wunderbaren Klänge kamen näher und näher. Ob die Luft ſie gebar, ob das Waſſer, er konnte es nicht entſcheiden. Es genügte ihm auch, daß ſie ſich ihm tröſtend ins Herz ſtahlen und mit ihren ſchmeichelnden Weiſen ſein Gemüt umfingen. Nie hatte er ſolche Töne gehört, mit nichts Irdiſchem ſchienen ſie ihm vergleichbar! Er lauſchte nur ihrem Weben und Wogen, ohne nach dem Urſprung der geheimnisvollen Muſik zu fragen.

Auch die Waſſerfläche ſchien jetzt ihren Anblick zu ändern. Rings um das Schiff erhob ſich ein feiner Nebel. In zarten, bläulichen Wölkchen ballte er ſich zuſammen, um ſehr bald zu einem Nebelriff zu werden, auf welchem jetzt das Fahrzeug ſtillzuſtehen ſchien. Die Bewegung hatte aufgehört, denn auch das Arbeiten der Schraube und das leiſe Plätſchern des Waſſers an den Schiffsflanken war nicht mehr vernehmbar. In der Meeresfläche ſelbſt ſchien es lebendig zu werden. Gleich blaſſen, verſchwommenen Schattenbildern tauchte es da und dort auf, um wieder zu zerrinnen und an anderer Stelle zu erſcheinen. Jetzt wurden dieſe Bilder ſchärfer, und Werner unterſchied zartleuchtende Menſchengeſtalten mit freundlichen Geſichtszügen. In der That! Wachte oder träumte er? Sie tauchten ja aus den Wellen empor — erſt hier, dann dort und dort — jetzt an immer mehr Stellen, bis er ſie nicht mehr zu zählen vermochte. Dazu wurde das Rauſchen und Klingen deutlicher und lieblicher, und die lichten Geſtalten ſchwebten über das Waſſer, ſämtlich der einen Seite zuſtrebend, wo ſie ſich zu einer dichten Gruppe zu ordnen ſchienen. Nein, Werner war wach, völlig wach! Er ſah ja das Schiff, wenn es auch noch immer auf dem Nebelriff feſtzuſtehen und wie ausgeſtorben ſchien. Das konnte kein Traum ſein, ſagte er ſich, denn zu klar blickte ſein Auge auf das zauberhafte Wogen der Geſtalten, lauſchte ſein Ohr den ſüßen, wie regellos durcheinander klingenden Tönen.

Er wendete das Haupt nach rückwärts, und ſiehe da! Weit aus der Ferne kam eine luftige Schar, in geordnetem Zuge heranſchwebend, und alle die rings aus der Flut emporgetauchten Geſtalten ſtrebten ihr zu, um ſich in ihre Reihen einzuordnen. Jetzt erſchien bereits die Spitze des unabſehbaren Zuges und bewegte ſich über die klare Waſſerfläche, die regungslos und leer dalag. Alle die leichten Schatten, die aus ihr aufgetaucht waren, hatten ſich längſt dem Zuge eingereiht, teils vorn an deſſen Spitze, teils weit in der Mitte oder an dem fernen, letzten Ende, das ſich jenſeits des Horizontes feſtzuſetzen ſchien.

Da kamen zuerſt Männer in wunderlicher, altertümlicher Tracht. Sie umſchwebten Schiffe mit langen Rudern und ſonderbar geſtalteten und geſchnitzten Schnäbeln. Mit Schätzen und Waren von allerlei Art, Gold, Perlen, Purpur und Bernſtein ſchienen die Boote angefüllt. Männer in langen Gewändern, mit hoher Kopfbedeckung und ſpitzen Bärten ſchienen nachdenklich den Gewinn zu überſchlagen, den ihnen die vollen Säcke und Truhen zu bringen verhießen. Aus dem fernen Sidon und dem reichen Tyrus war ſie gekommen, dieſe wunderbare Schar mit ihren altertümlichen Schiffen, die einſt im Meere geſcheitert und geſunken waren. Nach Hunderttauſenden zählten die Männer — und doch, wie wunderbar! ſchon verſchwanden ſie dort hinten in weiter Ferne am Horizont, und neue Geſtalten nahmen ihre Stelle ein. Männer und Greiſe, Jünglinge, Frauen, Mädchen und zarte Kinder, dahingerafft vom Meere in allen Altersſtufen, ſieht Werner erſcheinen. Fremdartig iſt ihre Tracht und die Bildung des Antlitzes, keinem der Völker völlig vergleichbar, wie ſie die alte Geſchichte uns ſchildert. Winzer erſcheinen unter ihnen, beladen mit den reifen Gaben der Rebe, arbeitſame Landleute mit der Sichel und dem Rechen, volle Aehrenbündel und Fruchtkörbe im Arm. Auch Jäger, die das mit Bogen und Pfeil erlegte Wild heimzutragen ſcheinen, friedliche Bürger, Fürſten und Krieger werden in der bunten Menge ſichtbar. Das ſind die Scharen, welche einſt das blühende Land Atlantis bevölkerten, fern im Weſten Europas, mitten im Ozean, der nach ihnen benannt wurde. Des Landes Gefilde, Wälder und Berge wurden vom Meere verſchlungen, und alles, was auf ihnen lebte und atmete, ward eine Beute der Wellen. In langem, luftigem Zuge pilgern ſie jetzt einher, dieſe Zeugen einer alten, untergegangenen Welt, voll Betriebſamkeit, Kunſtfleiß und Geſittung. Auch ſie ſchweben vorbei, und helleniſche Männer ſchließen ſich an, Männer in blinkender Rüſtung, den wallenden, nickenden Buſch auf dem ehernen Helme, zur Seite das kurze Schwert in ſchön gearbeiteter Scheide. Vielleicht waren ſie Genoſſen des Jaſon, als er auf der Argo auszog, das goldene Vließ zu holen, vielleicht fuhren ſie mit gen Troja, oder irrten mit dem Ithakerfürſten Odyſſeus jahrelang auf dem Ozean umher, der ihnen zu einem vorzeitigen Grabe wurde. Auch Frauengeſtalten ſchweben unter ihnen, das reiche, ſchöngelockte Haar zuſammengehalten durch einen dünnen, ſchmuckloſen Goldreif, Spangen an den runden, vollen Armen, die aus dem faltigen Obergewand hervorragen. Vielleicht ſind es unglückliche Gefährtinnen der Medea oder Ariadne — vielleicht iſt des Phrixos am thrakiſchen Cherſones ertrunkene Schweſter Helle unter ihnen. Doch ſchon ſind auch ſie weit hinweg, und ein unabſehbares Gewimmel aſiatiſcher und afrikaniſcher Völkerſchaften nimmt ihre Stelle ein. Hier Perſer, Söldlingsſcharen des Darius und Xerxes, dort Meder und Lydier, — dann wieder Griechen, die gegen jene in den Seeſchlachten bei Salamis und Mykale ihr Vaterland verteidigten und rühmlichen Todes auf dem Meere ſtarben. Karthager ſchließen ſich ihnen an, die eine Zeitlang als Herren des Meeres auftraten, bis ſie von der ſtolzen Roma bezwungen wurden.

Und ſchon kündigt ſich das Nahen der Söhne der gewaltigen Tiberſtadt an. Stolzer und kriegeriſcher wird das wunderbare Klingen und Tönen, das aus dem Waſſer erſchallt und die Luft mit ſeinen geheimnisvollen Weiſen erfüllt. Auf dichtbemannten Dreiruderern erſcheinen kampfgeübte römiſche Krieger, die in den Seeſchlachten von den puniſchen Kriegen bis zu den Tagen von Actium und der ganzen, langen Zeit des Kaiſerreiches fochten und ſtarben. Ungezählte Scharen von einzeln einherwallenden Geſtalten umdrängen die Schiffe. Da ſchweben Galeerenſklaven, die eiſerne Kette am Fuß, mit welcher ſie während des Kampfes an das Gebälk des Schiffsleibes gefeſſelt wurden, damit ſie nicht im Getümmel entflöhen. Ging das Schiff unter, dann wurden ſie freilich mit in die Tiefe hinabgezogen und fanden in den Wellen ein naſſes, grauſiges Grab. Krieger in eherner Rüſtung, mit Schwert, Speer und Schild, andere mit Pechfackeln und ölgetränkten brennenden Wergbündeln an den Pfeilen erſcheinen im Gewühle. Stellung und Haltung verraten noch den ganzen Grimm der Kampfesarbeit einer Seeſchlacht, in welcher ſie gefallen und über Bord geſtürzt waren, im Begriffe, feindliche Schiffe zu entern, zu beſteigen oder mit den hinübergeſchleuderten flammenden Geſchoſſen in Brand zu ſtecken.

Und jetzt naht an der Spitze eines unzählbaren frommen Heeres ein ehrwürdiger Greis im prieſterlichen Gewande, die Tiara auf dem Haupte, in der Hand den Krummſtab des Oberhirten. Mehr als glorreiche Zier, denn als erdrückende Laſt hängt ihm an goldener Kette vom Halſe herab der blinkende, eherne Anker. Fromm und verklärt erklingt aus den Wellen die ſelige, wunderbare Weiſe, die ſein und ſeiner Genoſſen Kommen begleitet. Es iſt Clemens Romanus ſelbſt, der Heilige des Meeres, der ehrwürdige Führer des ganzen Geiſterzuges über der licht erglühenden nächtlichen Fläche des Weltmeeres. Ihm folgen die Scharen der Chriſten, die während der Verfolgungszeit mit und nach ihm das Los teilten, in die ſalzige Flut zum Tode verſenkt zu werden. Dann treten wieder Römer und fremde Völkerſchaften auf. Immer mehr wachſen die letzteren an Zahl, bis ſie ganz allein den rieſigen Zug ausfüllen, in dem nur noch vereinzelt die Söhne der Tiberſtadt pilgern. Den Zeiten der Völkerwanderung gehören dieſe ſtattlichen, blondhaarigen Männer an, deren blaue Augen zu flammen ſcheinen. Einſt machten ſie die ſtolze Roma erzittern und begruben für immer deren Weltherrſchaft unter ihren dröhnenden Schritten. Selbſt über das Meer zogen ſie, nach dem nördlichen Afrika, um auch dort neue Reiche zu gründen. In einem der Schiffe, welche jetzt den Zug begleiten, ſtehen wunderſame Gefäße und Geräte von ſchimmerndem Gold und Silber, — ein ſiebenarmiger Leuchter und ähnlicher koſtbarer Schmuck, die heiligen Schätze des Tempels zu Jeruſalem. Titus brachte ſie nach Rom, nachdem er die Stadt Davids erobert und zerſtört hatte. Aus Rom ſchleppten ſpäter die Vandalen unter Geiſerich das erbeutete heilige Gerät nach Afrika. Aber mit dem ſinkenden Schiffe und deſſen Bemannung wurden auf dieſer Fahrt auch die Schätze von den Wellen verſchlungen und ruhen ſeitdem tief auf dem Grunde des Mittelmeeres. Trauernde Geſtalten von Kindern Israels umſchweben das Fahrzeug, das jetzt im Geiſterzuge die uralten, ehrwürdigen Tempelgefäße führt, bewacht von vandaliſchen Kriegern, und klagen um die geſunkene Herrlichkeit Zions und der Bundeslade.

Dichter und dichter wird jetzt die luftige, wallende Schar und mannigfaltiger ihr buntes Gewühl. Araber, Mauren und Sarazenen, normänniſche Krieger, Genueſen und Venetianer, nordiſche Wickinger, die auf kriegeriſchen Zügen die Küſten weit und breit brandſchatzten und unſicher machten, löſen einander ab.

Dann treten Kreuzfahrer in leuchtender Ritterrüſtung auf, in den wehenden Fahnen und auf der Bruſt das Zeichen des Erlöſers tragend, deſſen Grab im fernen Morgenlande ſie erobern wollten. Friedliche Pilger, bekleidet mit ſchlichtem, härenem Gewande, den Stab in der Hand und auf dem Haupte den breiten Muſchelhut, umſchweben die Reihen der Kämpfer. Bald ſchließen ſich Johanniter, Templer und Deutſchritter an, auf dem wallenden Mantel die verſchiedenfarbigen Abzeichen ihres Ordens. Einen weißen Mantel zeigen die einen, hier mit blutrotem, achteckigem Kreuz, dort mit ſchwarzem, — die anderen, Ritter des heiligen Johannes, tragen das gleiche Abzeichen weiß auf ſchwarzer Gewandung. Deutſche, Franzoſen, Welſche und Engländer wechſeln mit türkiſchen und ſarazeniſchen Scharen. Allmählich wird jedoch das kriegeriſche Getümmel dünner und lichter, und friedliche Seefahrer gewinnen die Oberhand im Zuge.

Vor allem erſcheinen Begleiter des Diaz und Vasco de Gama, denen es zuerſt gelang, den Seeweg nach dem fernen reichen Indien um das Südende Afrikas herum aufzufinden. Dann nahen jene, die mit Kolumbus auszogen und vorzeitig den Stürmen und Wellen des endloſen Ozeans zum Opfer fielen, während die glücklicheren Genoſſen eine Neue Welt entdecken ſollten, die ſie nicht zu finden erwartet hatten. Männer aus den Scharen des Cortez und Pizarro ſchließen ſich ihnen an, wildverwegene Geſtalten im Federhut und Lederwams, die gierig nach Gold und Schätzen, als Eroberer in die neuentdeckten Landesſtriche kamen und unter den wehrloſen Einwohnern mit Feuer und Schwert wüteten. Und wie von jenen Zeiten ab die Züge dichter und unabſehbarer werden, die nach der Neuen Welt pilgerten, ſo auch die Opfer, welche auf der Fahrt dem Meere zur Beute fielen und jetzt aus den fernſten Zonen herbeigeeilt waren, um ſich dem Zuge einzureihen.

Dort ſegeln Schiffe, bemannt mit unglückſeligen Schwarzen, die man aus ihrer Heimat entführt hatte, um ſie in dem neuen Erdteil als Sklaven zu verkaufen. Einſt rangen ſie verzweifelt die Hände, als ſie über das weite, unbegrenzte Weltmeer hinweggeſchleppt wurden. Mit ihnen kam der Fluch der Sklaverei in das jenſeitige Feſtland, begleitet von allen ihren Schrecken und Leiden. Viele verſchlang unterwegs das mitleidige Meer, andere erlöſte Siechtum auf der Fahrt von den Qualen der Seele und des Leibes. Jetzt blicken ſie friedlich und verklärt umher. Hier im Zuge der Toten des Meeres ſind ſie gleichberechtigte Menſchenbrüder; hier ſchweigt Unterdrückung und Sklaverei.

Immer neue Scharen drängen ſich heran, ſchweben vorbei, und leiſe murmelnd und flüſternd begleitet ſie das Getön aus den Fluten. Horch! Jetzt wird es lauter und geheimnisvoller. Wie ein Waſſerfall ſich überſtürzender Quinten klingt es, bald anwachſend und ſchwellend, bald wieder leiſe und koſend verhallend. Es naht ein Schiff von fremdartiger Geſtalt und wunderſamem Ausſehen, und das melodiſche Weben und Wogen der Töne wird lauter und beſtimmter. Vom ſchwarzen Maſte herab hängen blutrote Segel. Es iſt das geheimnisvolle Geſpenſterſchiff, einſt der Schrecken der Seefahrer. Jetzt blickt die Mannſchaft, erlöſt und verklärt, dem Ziele des allgemeinen Zuges entgegen. Vorbei iſt alle Qual und Verzweiflung, welche die zu raſtloſem Pilgertum auf dem Meere Verdammten einſt erfüllte. Alle überragend ſteht da ein bleicher Mann, das Haupt umwallt von ſchwarzem Bart und Haar. Glückſeligen Auges blickt er herab auf die blühend ſchöne Maid an ſeiner Seite, die in liebevoller Hingabe verklärt zu ihm aufſchaut. Arm in Arm ſchweben ſie ſelig einher, Senta und der von ihr erlöſte fliegende Holländer. Vorbei, vorbei! Immer neue Geſtalten drängen ſich heran, haſten vorwärts im raſtloſen Zuge. Jetzt kommen ſchon Kinder der neueren Zeit, Kriegerſcharen von der einſt für unüberwindlich gehaltenen Armada, deren Stolz vom Meere gebrochen wurde, dann ein Gewimmel von allen Völkern der Neuzeit. Unter ihnen ragen hervor die, welche einſt im ſonnigen Frankreich während der blutigen Tage der Schreckenszeit im Namen der mißbrauchten Freiheit und Brüderlichkeit dem Tode in den Wellen überliefert wurden. Schiffe erſcheinen, angefüllt mit den ſchuldloſen Opfern. Andere ſchweben noch paarweiſe verbunden vorbei, ſo wie man ſie einſt zu zweien gefeſſelt in die Ströme geſtoßen hatte, von wo die Toten zu Tauſenden hinab ins Weltmeer getragen wurden. Dann kommen die, welche für den korſiſchen Eroberer Schlachten zur See ſchlugen, bei Aboukir bluteten und ſtarben oder mit den im Pulverkrach auffliegenden Fregatten in die Luft und dann zurück in das ziſchende, toſende Meer geſchleudert wurden. Engländer, Ruſſen, Türken, Spanier und Dänen folgen bunt durcheinander, nur deutſche Farben ſucht das Auge noch vergebens unter dem kriegeriſchen Getümmel. Dafür erſcheinen die Kinder Germaniens um ſo zahlreicher als Matroſen, friedliche Handelsleute und Auswanderer, beladen und beſchwert mit heimatlichem, von den Vätern ererbtem Gerät, das ſie in der fernen, neuen Heimat nicht miſſen wollten und im Tode noch feſthielten, als er ſie in den Wellen ereilte. Dort ein Schiff, erſtrahlend in Feuerglanz, das einſt auf der Fahrt in Flammen aufging, ſeinen Inſaſſen die ſchreckliche Wahl laſſend, ob ſie in der heißen Glut oder den kühlen Wogen den Tod erwarten ſollten. Vorbei ſind jetzt die Schrecken jenes grauſigen Endes; friedlich und heiter ſchweben die Opfer einher.

Doch wie die Zeiten einander drängen und ablöſen, ſo auch hier die Toten des Meeres! Auf Panzerkoloſſen, welche die unergründliche Tiefe verſchlang, kommen ſie in nie verſiegendem Zuge heran, um in der Ferne gleich den anderen zu verſchwinden. Jetzt erklingt es in heimatlichen Weiſen aus der Waſſerfläche, traulich und koſend wie der Mutter Geſang an der Wiege des ſchlummernden Kindes. Sie nahen, die vor Jahren mit dem „Großen Kurfürſten" verſanken und in fernen Zonen geheimnisvoll mit der „Auguſta" hinabgeriſſen wurden, ſo daß der Heimat niemals Kunde von dem Schickſal des ſtolzen Fahrzeuges und ſeiner Inſaſſen ward. Und dort die Opfer der Sturmeswut vor Apia! Tief unten im Weltmeer ſchlummern die Schläfer alle, die während der Erfüllung ihrer Pflicht vom grauſigen Geſchick erfaßt wurden. Jetzt reihten ſie ſich dem allgemeinen Zuge ein und blicken heiteren Auges vorwärts. Blank und ſauber ſieht es an Bord aus, und jeder iſt an ſeinem Poſten. Selbſt hier bei der großen Geiſterheerſchau des Meeres erkennt man die wackeren deutſchen Seekrieger und Matroſen. Deutſch und zuverſichtlich iſt ihre Haltung, deutſch der treue, biedere Blick des Auges, das jetzt die Schrecken des Todes vergeſſen hat, deutſch endlich die Farbe der Flaggen und Wimpel, die von den Maſten herabwehen.

Vergeſſen iſt des nächtlichen Zuſchauers eigenes Herzeleid. Einſam lehnt er an Bord, der einzige, deſſen Auge noch wacht, und ſchaut mit leuchtenden Blicken hinab auf das Wogen und Schweben der Geſtalten, die an ihm vorbeiziehen. Auch ſeine Bruſt ſchwillt vor Stolz, wie er die wackeren, während der Erfüllung ihrer Pflicht vom Tode ereilten Landsleute ſieht. Immer bunter, immer reicher wird das Gewühl, immer erregter des lebenden Zuſchauers Teilnahme. Horch, da dringen ihm Laute ans Ohr, die ſein Herz mit Wonne erfüllen. Gleich Klängen aus ſeiner Kinderzeit ertönt es in geheimnisvollem Summen und Rauſchen. Jetzt glaubt er die ſüßen Weiſen eines heimatlichen Liedes zu vernehmen, das ſie ihm einſt ſang, nachdem ſie im fernen Lande die Seine geworden war, — jetzt das Lallen eines roſigen Kindermundes und das koſende Wiegenlied der glücklichen Mutter. Ja, und dort — ein Jubelſchrei entringt ſich ſeiner Bruſt — dort erſcheint ſie ſelbſt, umſpielt von roſigen Wölkchen, ſie ſelbſt, die von ihm ſchmerzlich Beweinte. Wie freudig lächelt ihn das ſelige Auge grüßend an, ihre roten Lippen ſcheinen Liebesworte zu flüſtern; in ihrem Arme ruht das liebliche Kind, ſein herziger kleiner Sohn, die lieben Händchen weit ausgeſtreckt, dem treuen Vater verlangend entgegen. Nicht kann er ſich länger halten. Er muß hinüber, er muß die teueren Geſtalten in ſeine Arme ſchließen, an ſein pochendes Herz drücken. Mit einem Wonneruf ſtrebt er vorwärts. Iſt es ihm doch, als führe über die Wellen ein feſter, ſchimmernder Wolkenſteg zu den Lieben im Zuge hinüber, die ihm hold lächelnd winken. Ein Sprung hinab, — er glaubt ſchon bei ihnen zu ſein, — da verſchwindet das entzückende Traumgebilde, das ſeine Sinne umfangen hielt, und feucht fühlt er es an ſeinem Körper, an ſeinen Gliedern emporſteigen. Ein letzter Schrei erſtickt ihm in der Kehle, hinter ſich hört er lauten Ruf und Getöſe, — dann umfängt ihm wohlthätige Ohnmacht die Sinne.

„Ahoi! Wache! Mann über Bord!" ruft es in dröhnendem Klange, und der Schrei wird vernommen und wiederholt, — wenige Sekunden noch, und die ächzende Maſchine des Schiffes gehorcht dem neuen Antrieb und hemmt den Lauf.

Es war Jochen, der Alte, der den erſten Ruf ausgeſtoßen hatte. In ſeinem Winkel wachend, hatte er des einſamen Schläfers ſonderbares Gebaren beobachtet. Als er die wachſende Unruhe desſelben bemerkte, wollte er hinzuſpringen; doch da geſchah ſchon das Unerwartete, und Werner Hallenſtein ſtürzte über Bord. Mit Blitzesſchnelle ergriff Jochen einen Rettungsgürtel in ſeiner Nähe, befeſtigt an langer, leicht abrollbarer Leine, und während er mit Donnerſtimme die Wache anrief, ſprang er ſelbſt dem Verunglückten nach in die klare, leuchtende Meeresflut. Dort ſieht er ihn auftauchen, gleich einer dunklen Maſſe ſich von dem gelblichgrünen Licht des Waſſers abheben. Einige weit ausholende, kräftige Ruderſtöße mit ſehnigem Arm, und er hat ihn mit ſicherem Griffe gepackt, hat ihm den ſchützenden Korkring, wenn auch nicht ohne Mühe umgelegt. Jetzt ſind beide geborgen; nur noch wenige Minuten gilt es auszuharren, den Bewußtloſen zu halten, daß er nicht dem Gürtel entgleite und in der ſchaurigen Tiefe verſinke. Zwar iſt das Schiff in ſeinem Laufe ein beträchtliches Stück vorangeſchoſſen, aber ſchon hat es beigelegt. Das Seil des rettenden Ringes iſt ſtraff geworden; es hält die mit den Wellen Kämpfenden feſt und weiſt den nahenden Rettern den Weg in der Waſſerwüſte. Gottlob, ſchon iſt ein Boot ausgeſetzt, und nicht lange dauert es, ſo nimmt es den Verunglückten und den wackeren alten Retter auf, um beide ſicher an Bord zu bringen.

Hier iſt alles lebendig geworden, doch des Kapitäns ernſtes, gemeſſenes Walten bringt Ruhe und Ordnung in das Handeln. Jochen, der Brave, zieht ſich zurück, um ſich lachend der naſſen Kleider zu entledigen und die wohlverdiente Ruhe zu ſuchen, nachdem er ſich überzeugt hat, daß der Gerettete lebt. Ein Händedruck ſeines Vorgeſetzten und die anerkennenden Worte der anderen ſind ihm Lobes genug. Indes verſchmäht er auch einen heißen, ſteifen Grog nicht, der ihm auf höheren Befehl gereicht wird. Dann ſchläft er ruhig ein, als ob nichts geſchehen wäre, und ſchnarcht, wie es der gewaltigſte Seebär nicht beſſer zu ſtande brächte.

Werner Hallenſtein wird indes unter der Obhut des Schiffsarztes entkleidet und auf ſein Lager gebracht. Er lebt, und bald ſchlägt er matt das müde Auge auf, verwundert um ſich blickend. Dann erinnert er ſich deſſen, was er im Traume geſehen hat, den Tag der verklärten Toten des Meeres, die Lieben, die ihm dort unten des letzten Schlummers genießen. Wachſende Erregung befällt ihn, und neue Ohnmacht hält die ermatteten Sinne umfangen. Wohl erwacht er wieder, aber Fieberſchauer ſchütteln den Körper, abwechſelnd zwiſchen Froſt und fliegender, glühender Hitze. Tage vergehen. In unaufhörlichen Irrereden erzählt er, was er in jener Nacht geſehen. Nur ſelten werden die lichten Augenblicke, und in ihnen beſtätigt ſein Mund, was er in des Fiebers Hitze verraten hat. An ſeinem Lager erſcheint gelegentlich der treue Jochen, und zarte weibliche Hände bemühen ſich teilnahmvoll, dem Kranken die heiße, brennende Stirn zu kühlen. So ringt er zwiſchen Leben und Tod.

Kürzer werden die Unterbrechungen, in denen die Wut der Krankheit gemildert erſcheint, und er benützt ſie, um auf alle Fälle mit Hilfe des ernſten Kapitäns ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Auch Jochens vergißt er dabei nicht. Dann umfangen ihn wieder die Traumbilder des Tages, den er geſchaut. Heißer wird die Stirn und unruhiger ſein Verhalten. Nur mit Anſtrengung vermögen ihn der Arzt und Jochen auf dem Lager zu erhalten. Jetzt glaubt er wieder ſein Weib und ſein Kind zu ſehen, wie ſie ihm liebend zuwinken. „Zu ihnen!“ ruft es verlangend aus ſeiner Bruſt heraus. „Gertrud, mein holdes Weib! Zu dir, zu dir, mein ſüßes Kind!“ Und mit übermenſchlicher Kraft will er ſich aufraffen, — doch umſonſt, man hält ihn. Jetzt wird er ruhig. Er liegt erſchöpft da. Noch ein letzter, tiefer Atemzug! Ein ſeliges Lächeln verklärt ſeine Züge, und das brechende Auge wird ſtarr.

Er hat ſein Ziel erreicht. Er iſt jetzt bei ihr, bei ſeinem Kinde. Teilnehmende, liebevolle Hände ſchmücken ihn zur letzten Ruhe, ſo gut es auf dem weiten, öden Weltmeer möglich iſt. Dann birgt ein ſchwarzes Segeltuch die ſterbliche Hülle, feſt verbunden und vernäht und zur letzten Fahrt hinab auf den Meeresgrund mit dem gewichtigen Stück einer Kette beſchwert. An derſelben Stelle des Schiffes, wo man ſeine Lieben hinabgelaſſen hat, wo er ſo oft trauernd und träumend ſaß, hängt in lockerer Schlinge die ſchwarze Laſt. Ein kurzes, ernſtes Gebet des Kapitäns im Kreiſe der teilnehmenden Reiſenden und der ſchweigſamen Mannſchaft iſt das letzte, was man ihm auf den Weg mitgibt. Der alte Jochen zerdrückt eine Thräne, die ihm das harte Angeſicht hinabrollt. Wie lange noch, und auch er wird einſt ſo gebettet werden. Ein letzter Segensſpruch, und Werner Hallenſteins Reſte gleiten hinab, bis ſich über ihnen die ſchweigenden Wellen ſchließen. Unten in meergrüner, unergründlicher Tiefe ſchläft er vereint mit den Seinen den langen Todesſchlaf, umgeben von üppigem Gezweig zierlicher Rotalgen und zackigem Geäſt der Korallen. Nicht braucht er über Einſamkeit zu klagen, denn an ſtillen Genoſſen im weiten Weltmeer fehlt es ja nicht. Mare coemeterium!

Mädchen von Capri.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Wer kennt es nicht, wenigſtens dem Namen nach, jenes ſelige Eiland im Golf von Neapel und wen, der dort auch nur einmal flüchtig geweilt, zieht es nicht mit ewiger Sehnſucht dahin zurück, wie es die erſten Menſchen nach dem Sündenfall zurückzog nach dem ſeligen Garten des Paradieſes? —

Wie eine Fata Morgana ſteigt die ſteile Felſeninſel empor aus der blauen Meerflut, rauh und unwirtlich erſchiene das vulkaniſche Gebilde, lachte nicht darüber der blaue Himmel Italiens, hätte es nicht die Sonne des Südens und der Fleiß ſeiner Bewohner in einen Garten verwandelt und dem harten Geſtein eine Vegetation entlockt ſo reich und üppig, wie ſie eben nur unter jenem glücklichen Himmelsſtrich gedeiht. Capri hat alles, was den Fremdling und zumal den Bewohner des Nordens mit berückender Zaubermacht anzieht, am ſtärkſten aber wirkt dieſer Zauber auf Dichter und Künſtler, die dort oft monatelang ihr Wanderzelt aufſchlagen. Scheffels Trompeter wurde dort auf dem flachen Dach von Paganos Haus geboren und vor kurzem erſt haben wir in einer Reihe von Bildern den Leſern dieſer Zeitſchrift das Innere dieſes gaſtlichen Hauſes, ſoweit es die Spuren dankbarer Künſtlerhand trägt, eingehend geſchildert. Was die Maler beſonders nach Capri zieht, das iſt nicht nur die pittoreske Lage der Inſel, der hiſtoriſche Hauch, der ihre Villen- und Burgtrümmer umweht, das Lichtſpiel ihrer Grotten, die Milde des Klimas, die üppige Vegetation, der feurige Wein, ſondern das ſind mit in erſter Linie die Menſchen. Es iſt ein einfaches Fiſcher- und Winzervolk, das die Inſel bewohnt, aber in ſeinen Adern fließt noch ein Tropfen helleniſchen Bluts und inſonderheit ſind es die Frauen, deren Geſtalt und Geſichtsbildung noch jene klaſſiſchen Linien aufweiſt, die von Hellas ausgehend zum Schönheitsideal einer Welt geworden ſind. Wir wollen dem berühmten Münchener Künſtler, deſſen Bild wir hier wiedergeben, nicht weiter ins Handwerk pfuſchen, denn es wäre vermeſſen, mit der Feder ergänzen und erläutern zu wollen, was er ſo meiſterhaft mit dem Pinſel geſchaffen.

Das Kaſtenweſen im ſüdlichen Indien.

Das Kaſtenweſen im ſüdlichen Indien iſt überaus ſtreng. Die Pulleahs und Cannekars dürfen weiter nichts tragen als ein bis auf die Kniee reichendes Gewand und eine Kopfbinde. Letzteren, als den Niedrigſtſtehenden, iſt es niemals erlaubt, ſich einer Stadt zu nähern, und wenn ſie nach den Dörfern kommen, um ſich Reis zu kaufen, ſo legen ſie das Geld 20 Schritt vor dem Laden nieder und ziehen ſich in eine beſtimmte Entfernung zurück; darauf tritt der Händler heraus, ſetzt den Reis nieder, nimmt das Geld und geht, dann erſt darf der arme Sklave von ſeinem Reis Beſitz ergreifen. 20' Schritt beträgt die vorgeſchriebene Entfernung, die ſtets zwiſchen dem Mitgliede einer niedrigen Kaſte und dem einer höheren innegehalten werden muß. Eine Kaſte, Ollares mit Namen, die in den Dſchungeln hauſt, Honig und Wachs in den Wäldern ſammelnd, trägt wenig oder gar keine Kleidung und betrachtet den Tiger als ihren Oheim. Stirbt ein ſolches Raubtier, ſei es eines natürlichen oder gewaltſamen Todes, ſo ſcheren ſich die Ollares den Kopf zum Zeichen der Trauer und eſſen drei Tage lang kein gekochtes Fleiſch. Indeſſen klingt die Sache nicht ſo erſtaunlich, wenn man erfährt, daß jene Leute kein anderes Fleiſch eſſen dürfen, als dasjenige von Tieren, welche von Tigern getötet worden ſind. Andere Dſchungelbewohner, die Naiaddys, bauen ſich ihre Schlupfwinkel in den Zweigen der Bäume, um ſich vor wilden Tieren zu ſchützen. Sie jagen dieſe und leben von deren Fleiſch, außerdem nur noch von Wurzeln des Waldes; Reis iſt ihnen ein unbekanntes Nahrungsmittel.

Aus meinem Jägerleben.

Von

Ernſt Ritter Dombrowski.

Ein Wildkatzenabenteuer.

Kennſt du die Pußta? Eine unabſehbare Ebene mit ſpärlichem Graswuchs, ohne Baum und Strauch, nur hin und wieder von einem einſamen Ziehbrunnen unterbrochen, um den ſich in maleriſchen Gruppen eine Zigeunergeſellſchaft gelagert, oder von einem Sumpfe, der mit ſeinem mehr als mannshohen Rohr förmliche Wälder bildet, hin und wieder einem Erlenbruche Raum gibt und ſich in ewiger, eintöniger Gleichheit wieder meilenweit erſtreckt!

Wüſt und traurig iſt ſie, die Pußta, die nichts beſitzt als ihre großartige Oede, Einförmigkeit und Ruhe; aber eben dieſe verleihen auch ihr eine Poeſie, deren Wirkung auf ein empfängliches Gemüt nicht minder gewaltig iſt, als jene des brandenden Meeres, des Urwaldes oder der Region des ewigen Eiſes im Hochgebirge. Nirgends hat man ſo das Gefühl, allein, ganz allein mit ſich zu ſein, als hier, wo der Blick nach allen Seiten unbehindert hinſchweift über menſchenleeres, an vielen Stellen nicht einmal durch Tiere belebtes Gebiet, wo kein Haus, kein Baum dem Auge einen Ruhepunkt bietet, keine Bodenerhebung die Ausſicht abſchließt.

Nicht immer, nicht überall iſt die Pußta indes ſo ſtill. Im Frühjahre macht ſich in ihren Sumpfſtrecken morgens und abends, ja ſelbſt nachts ein tauſendfältiges Leben geltend. Wenn die Sonne als glutroter Ball zur Ruhe geht und das gelbgrüne ſchimmernde Rohr mit roſigem Hauche übergießt, beginnen Hunderte von Droſſelrohrſängern, am Gipfel der ſchwanken Rohrſtengel angeklammert, ihren monotonen und in der Geſamtheit betäubenden Geſang, in den ſich das eigenartige Gezwitſcher des Grauammers drängt. Dazwiſchen tönt von den Blänken her das Pfeifen der ſchwarzen Waſſerhühner, der knarrende Paarungsruf der Moorente und das grelle Auflachen des Stockentvogels. Ueber ihnen ſchießen graziöſen Fluges Möwen und Seeſchwalben dahin, ziehen langſam und träge, mit zurückgelegtem Halſe einzelne graue Reiher, und hoch droben in den Lüften tummeln ſich in verwegener Liebeständelei mit gellendem Kreiſchen einige Sumpfweihen, die beſchwingte Polizei des Riedes, während zwiſchen ihnen durch der gewaltige Beherrſcher der Sumpflande, der ſtolze Seeadler, in majeſtätiſcher Ruhe ſeinem fernen Horſt zuſtreicht.

Wenn es dann düſterer wird, beginnt es mit einemmal in der Luft zu pfeifen, zu ſchwirren, und dieſe Töne, erſt einzeln und kaum merklich, einen ſich bald zu einem mächtigen, ſinnbetäubenden Sauſen und Brauſen, als ob die wilde Windsbraut aus den Wolken herabführe. Dunkle Schattenmaſſen ſchießen in regelloſer Form über dich, neben dir hin, du fühlſt den Lufthauch von geſpenſtiſchen, pfeilſchnellen Flügelſchlägen im Geſicht, und wenn du gegen den lichten Streifen im Weſten hinblickſt, wo die Sonne verſank, gewahrſt du in nebelhaftem Umriß die flüchtigen Geſtalten von Vögeln, die in der tiefen Dämmerung übergroß erſcheinen. Das ſind die Enten, Tauſende und Abertauſende, die ihre Aeſungsplätze aufſuchen; ihr Schwirren unterbricht das dumpfe, ſchauerliche Gebrüll der Rohrdommel, die der Volksmund nicht umſonſt den Moosſtier nennt; bald da, bald dort, wo ſein ſchwanker Flug ihn hinführt, läßt der Triel ſeine klagenden, wehmütigen Rufe erſchallen, von denen jene des vom Fuchs aufgeſcheuchten Waſſerläufers grell und gellend abſtechen. — Der Mond ſteigt empor und ſpiegelt ſich matt in dem trüben, halb von Seeroſen bedeckten Sumpfwaſſer; und über die ſchwarzen, bodenloſen Moorſtellen, die keine Vegetation tragen und dem Unvorſichtigen ſicheren Tod bringen, huſchen in geiſterhaftem, gaukelndem Tanz die Irrlichter, die boshaft flimmernden Augen der Sumpfgeiſter.

Ein märchenhafter, dämoniſcher Zauber, ein unnennbar geheimnisvolles, verſtecktes Leben und Weben ruht in ſolcher Nacht; das ungariſche Volk hat ſeinen Geiſt zum Teil in den Klängen ſeiner Lieder wiedergegeben, die bald in ſchwärmeriſch weichen, zur Seele ſprechenden Melodieen, bald glühend und feurig, in üppiger, von Begeiſterung gehobener Tonfülle dahinſtrömen, bald in tollem, zügelloſem Gewirr grell aufjauchzen und in ihrer disharmonierenden Geſamtheit nicht nur die wechſelnde Stimmung der heimiſchen Natur, ſondern auch die Grundzüge des magyariſchen Charakters widerſpiegeln. Lauſche aufmerkſam den Klängen des Cſardas, von Zigeunern in einſam gelegener Herberge gefiedelt, und du kennſt den Ungarn . . .

Aber genug davon; bei meinem erſten Beſuche des Landes ſtellte ſich dasſelbe ja gar nicht ſo dar. Hoher Schnee deckte die unabſehbaren Flächen, die den Neuſiedler See umſchließen, der ſelbſt von einer ſtarken, ſchwere Fuhrwerke tragenden Eisdecke überbrückt war. Der Horizont floß ſcheinbar mit dem einfarbig grau herabſtarrenden Himmelszelt zuſammen, und es regte ſich nichts auf dieſer Oede, nicht einmal ein Windhauch brachte Leben in das troſtloſe Bild; das ganze Gebiet lag ſo ruhig, ſo ſtill da, als ob es gar nicht mit zu der Welt gehörte, in der alles ringt und ſchafft und ſtrebt, jede Minute Zeit abwägend, jeden Quadratmeter Boden meſſend.

In einem leichten Schlitten, gezogen von einem kleinen ungariſchen Vollblutpferde, das, nie beſchlagen, trotz ſeiner 26 Jahre noch mehr Temperament zeigte, als es vielleicht manchem lieb geweſen wäre, fuhren wir, Revierjäger R. und ich, von Eſzterháza aus dem etwa zwei Stunden entfernten Kápuvarer Erlenbruche zu. Morgens wies das Thermometer auf –24 Grad R., die Luft war jedoch ruhig, und ſo ließ ſich das ertragen, trotzdem die einzelnen Triebe der heutigen, ſpeziell Meiſter Reinecke gewidmeten Jagd meiſt anderthalb Stunden lang waren und man bekanntlich, wenn es dieſem Schlauen gilt, am Stande kein Glied rühren darf.

Alles klappte prächtig, trotzdem drei Schützen — der Waldhüter Markó hatte ſich uns als dritter noch beigeſellt — für das große Terrain eigentlich viel zu wenig waren; die erſten vier Triebe ergaben für mich drei Füchſe und einen Buſſard, für den Revierjäger zwei Füchſe und einen Rehbock, und damit wäre wohl unſer Tagewerk vollendet geweſen, wenn nicht in einem fünften Triebe eine ſeit vielen Jahren gekannte kapitale Wildkatze gewinkt hätte, die es bisher ſtets verſtand, ihren Balg vor unangenehmer Bekanntſchaft mit dem Blei zu behüten. Vielleicht glückt es heute doch, dachten wir, und begaben uns nach unſeren Ständen, die ziemlich unheimliche Rückfahrt über das ſtellenweiſe bedenklich krachende Eis des Sumpfes Hanyſag in voller Dunkelheit mit der Katze einer bequemeren bei Tageslicht ohne ſie vorziehend.

Ich war in der Mitte poſtiert; den Revierjäger konnte ich wegen einer vorſpringenden Ecke nicht ſehen, Markó dagegen, der bisher noch keinen Schuß gethan, hielt am Rande dichten Geſtrüpps etwa 150 Schritt rechts von mir auf einem nur teilweiſe verwachſenen Wege. Vor meinem Stande breitete ſich eine von hohem Rohr begrenzte, etwa 100 Schritt weite Lichtung aus und, den prächtigen Ausſchuß nach allen Seiten hin muſternd, dachte ich im ſtillen: Mag ſie nur kommen! — Und ſie kam — als kaum das Treiben begonnen, erſchien plötzlich ihr arges Sündergeſicht zwiſchen den gelben Rohrſtengeln. Ich blieb regungslos wie eine Statue, vielleicht eine halbe Minute lang, die mir zur Ewigkeit wurde. Da trat Meiſter Hinz aus dem

Dickicht und wies mir die volle Breitſeite — aber auf etwa 90 Schritt, und unglücklicherweiſe führte ich keine Büchsflinte. Mit Schrot, ſo ſcharf mein Gewehr ſchoß, war der Erfolg zu unſicher, und da überdies der Wind günſtig ſtrich und ein Näherkommen zu erwarten ſtand, zögerte ich mit dem Dampf, bis - - die Katze ebenſo raſch und geräuſchlos, als ſie aufgetaucht war, wieder verſchwand. Eine weitere Minute verfloß in höchſter Spannung, da präſentierte ſich der Kater wieder völlig frei und breit zwiſchen dem Waldhüter und mir, für mich zu weit, von erſterem jedoch kaum 25 Schritt entfernt; Markó indes rührte kein Glied, trotzdem er die Katze ſehen mußte. Erſt als ich, da ſie von mir abgewendet ſtand, lebhaft zu winken begann, ſchüttelte er wie ein Automat mit dem Kopfe; das nahm ſein Gegenüber übel und empfahl ſich mit einem rieſigen Satze auf Nimmerwiederſehen.

Ich war ſchier außer Faſſung, und als mir bald darauf ein Fuchs, ſo ſchön wie kaum je einer vor ihm, über die Lichtung ſchnürte, fehlte ich ihn aus Aerger mit beiden Schüſſen. Das war nun freilich wenig geeignet, meine üble Laune zu beſänftigen, und die Art und Weiſe, in welcher ich nach Beendigung des Treibens Markó ob ſeines Verhaltens interpellierte, mag nicht ganz parlamentariſch geweſen ſein. Da der Aermſte kein Wort deutſch und ich nur ſehr ſchlecht ungariſch ſprach, ſchien eine Verſtändigung ſchwer, ſie wurde mir aber, als bald darauf der Revierjäger hinzutrat. Als dieſer den Sachverhalt erfahren, meinte er lakoniſch: „Ja, das weiß ich, Markó ſchießt auf keine Katze mehr", und auf meine weitere Frage erzählte er etwa folgendes.

Ein in der Nähe wohnender Ausſtopfer hatte für jede ihm eingelieferte friſch geſchoſſene Wildkatze 3 Gulden ausgeſchrieben, für die dortigen Verhältniſſe eine ganz reſpektable Summe, die ſich Markó, trotzdem er bloß ein uraltes, einläufiges Vorderladergewehr, deſſen Schaft gebrochen und mit alten Nägeln und Draht höchſt primitiv zuſammengeflickt war, ſein eigen nannte, auch mehr als einmal holte. Etwa ein Jahr vor meinem Beſuche gelang es ihm neuerdings, eine ſehr ſtarke Katze in einem alten, hohlen Erlenſtocke feſtzumachen; als dieſelbe jedoch, mit einer in die Höhlung eingeführten langen Rute beläſtigt, herausfuhr, reizte ſie der Anblick des Ruheſtörers derart, daß ſie ihm, ſtatt zu flüchten, an die Bruſt ſprang und ſich dort ſofort verbiß. Das Gewehr entlud ſich, und nun begann ein ſchlimmer Kampf, in welchem Markó, der ſein Meſſer nicht zu erreichen vermochte, ſeinen Gegner ſchließlich buchſtäblich erwürgte. Wer je mit einer ſtarken Wildkatze zu thun gehabt, die in einem ſolchen Falle lediglich aus Zähnen und Klauen zu beſtehen ſcheint, weiß, was das bedeutet, und weiß auch, wie der Sieger ausgeſehen haben muß, der ſich mit ſeiner ſchwer errungenen Beute kaum nach Hauſe ſchleppen konnte. Er erreichte ſeine Hütte in ganz entkräftetem Zuſtande, ſandte noch am ſelben Tage eines ſeiner Kinder mit der Katze zum Präparator, erhielt diesmal für das beſonders prächtige Exemplar vier Gulden, mußte aber lange das Zimmer hüten, ehe er hergeſtellt war. An einem Sonntagnachmittag nun fühlte er ſich bereits ſtark genug, um ſich ein kleines Vergnügen gönnen zu dürfen, nahm ſeine vier Gulden und wanderte damit der Cſarda zu, wo es recht hoch und wie gewöhnlich bald auch recht toll zuging. Markó, der nie viel Spaß verſtand und als gefürchteter Raufer einer-, als pflichttreuer Waldaufſeher andererſeits bei den Dorfbewohnern nicht allzu beliebt war, geriet in einen Streit; nicht lange währte es, ſo waren die ſtets lockeren langen Meſſer blank, und den Abſchluß des Sonntagsvergnügens bildete eine Schlacht, aus welcher Markó, der ſich trotz ſeiner noch nicht ganz verheilten Verletzungen wie ein Löwe gegen die Uebermacht wehrte, aus 14 Wunden blutend für tot vom Platze getragen wurde. Nach einigen Stunden erholte er ſich zwar, der Arzt zuckte jedoch die Achſeln und äußerte, das wäre ſelbſt für eine ſolche Rieſennatur zu viel. Aber der Aeskulapsſohn hatte ſich getäuſcht, Markó kam auf und befand ſich, wenngleich monatelanges Siechtum ſicher ſchien, nach acht Tagen außer Gefahr. Etwa vier Wochen nach dem verhängnisvollen Sonntage ging der Revierjäger in den Erlenwald, und — „Herr," erzählte er mir, „Sie wiſſen, daß ich mich vor nichts auf der Welt fürchte, aber eiskalt lief es mir über den Rücken, als ich, auf eine kleine Waldwieſe heraustretend, plötzlich Markó mir gegenüber ſah, Markó wie er leibt und lebt, aber einem Geiſt ähnlich, totenblaß, mit wirr herabhängendem Haar, wankend, bis er, nachdem er mich einen Augenblick angeſtarrt und in die Luft gegriffen, als wollte er einen Halt ſuchen, laut- und leblos zuſammenſtürzte!" — Der Revierjäger ſprang nun raſch hinzu und das aus den Kleidern hervorquellende Blut zeigte ihm wohl, daß er es mit keinem Geiſte zu thun habe, aber ſein Schrecken minderte ſich nicht, als er gewahrte, daß die Wunden zum größten Teile wieder aufgebrochen ſeien. Zum Glück waren einige Holzarbeiter in der Nähe beſchäftigt, und mit Hilfe dieſer wurde Markó heimgeſchafft. Als er für einige Minuten zum Bewußtſein gelangte, antwortete er auf die Frage des Revierförſters, was ihn denn hierher geführt, in abgebrochenen Worten: „Ich habe es in der Stube nicht mehr ausgehalten, ich habe in den Wald hinaus müſſen ..." Der Arzt ſchüttelte diesmal nicht erſt den Kopf, ſondern ſagte gleich rund heraus: „Das iſt zu viel; ſchade um den Armen, er hat es aber nicht anders gewollt!" — Und nochmals täuſchte ſich der Doktor. Lange rang Markós gewaltige Kraft mit dem Tode, ſchließlich ſiegte ſie. Markó wurde geſund, lebt heute noch ſo froh wie nur je und manches ſchöne Beuteſtück verdanke ich ihm, manche verwegene Sumpfpartie, manche ſtürmiſche Seefahrt haben wir gemeinſam unternommen; nur in einer Hinſicht hat ſich der wackere, unerſchrockene Pußtenſohn geändert — er that einen feierlichen Eid, nie wieder auf eine Wildkatze zu ſchießen.

Beim Antiquar.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Die Luſt, alte Bücher zu kaufen, kann eine Leidenſchaft werden, die den davon Betroffenen gerade ſo in Feſſeln ſchlägt, wie die Trunkſucht und Spielwut. Freilich iſt ſie ihrem Weſen nach unendlich weit edler, aber die Seele nimmt ſie mit gleicher Gewalt wie jene gefangen. Der Bücherſammler iſt meiſt auch eine originelle Geſtalt. Gewöhnlich iſt er nicht mehr jung, ſein Weſen nach innen gekehrt, hat Gelehrtentypus und geht nachläſſig und altmodiſch gekleidet einher. Man trifft ihn in allen Ländern, namentlich in Frankreich, England und Deutſchland. Dort ſteht er vor den Tiſchen der fliegenden Buchhändler, vor den Schaufenſtern und in den Läden der Antiquare, ſtets einen Haufen Bücher vor ſich und Band für Band hervornehmend und darin leſend. Auf unſerem lebenswahren Bilde erblicken wir eines dieſer Originale im Verkaufsgewölbe eines Antiquars. Es iſt ungemein ergötzlich, hier zu ſehen, wie der Bücherliebhaber eifrig ſich in den Inhalt eines alten raren Buches vertieft hat und der Antiquar ihn geſpannt betrachtet. Die Verkäufer ſolcher alten Bücher ſind ſozuſagen Pendants zu ihren Kunden und das gleiche Feuer, die gleiche Sammelwut durchglüht beide, nur daß der Antiquar ſammelt um die Rarität ſo teuer wie möglich zu verkaufen und ſich die unermüdlichſten Bücherliebhaber ſucht, die jede Kaltblütigkeit und Beſonnenheit verlieren, wenn ſie einen lange geſuchten Schatz entdecken. Bemerkt der Antiquar das, ſo ſchürt er geſchickt das Feuer, oft iſt aber auch der Bücherſammler ein alter, erfahrener, gewiegter Diplomat, der ſich kalt und gleichgültig zu ſtellen verſteht, und dann entbrennt ein ſtilles Ringen und Kämpfen zwiſchen Käufer und Verkäufer, das außerordentlich intereſſant und amüſant für den Beobachter iſt. Ein ſolcher Kampf ſcheint hier ſich entſpinnen zu wollen.

Die Siegerin.

Novelle von

Emil Peſchkau.

(Schluß.)

Plötzlich aber traf es mich wie ein Schlag. Ich ſtieß die Thür weit auf und da — ja, ja — ich hatte mich nicht getäuſcht — da, an dieſer weißen Wand, in Cäciliens Schlafkammer — da hing das einzige meiner Bilder, das einen Käufer gefunden hatte — da hing ‚Der Tod als Erlöſer!‘

„Und an dieſes Bild hatte ich mich wie an einen Strohhalm geklammert. In meiner tiefſten Verdroſſenheit hatte es das Licht der Hoffnung wieder entzündet und mir geſagt, daß doch mehr in mir war, daß ich mich aus dem Schmutz erheben konnte. Es hatte einen Käufer gefunden, dieſes Bild, einen Käufer dieſes Bild, das ich aus dem Weben meiner Seele heraus geſchaffen, aus dem dunklen Trieb meines Blutes, unbekümmert um Erfolg und Verdienſt!

„Und nun rief es mir höhnend zu von dieſer weißen Wand: Aus Erbarmen, aus Mitleid wurde dein Bild gekauft. Und in ihrer Schlafkammer hat es die Käuferin verſteckt, damit nur ja niemand die Stümperei zu ſehen bekomme. Zurück in dein Nichts, du armſeliger Wicht!

„Nie hatte ich dieſe Scham noch empfunden, dieſe Bitterkeit gegen mich ſelber. Nie hatte ich mich ſo tief verachtet, nie war ich mir ſo klein und jämmerlich erſchienen. Die redliche Arbeit für meine Familie betrachtete ich als Erniedrigung, und konnte doch nichts Beſſeres. Ich glaubte, ein Künſtler zu ſein, und war doch nicht mehr als ein Handwerker. Und zu dem Bild von der Wand klang plötzlich rauh und derb und kurz die Stimme des alten Meiſters: ‚Laß den Eigenſinn, Franz, du wirſt ein jämmerlicher Pfuſcher, du endeſt mit einer Kugel durch den Kopf. Du kannſt malen, aber du haſt eine verrückte Phantaſie. Laß das Komponieren und male Geſichter, Bäume, Häuſer, meinethalben auch Rettich und Cervelatwurſt wie ein Stillleben-Frauenzimmer.‘ Wie zermalmender Hohn klang es mir ins Herz und Suſanne ſtieg vor mir auf mit den ſchwermütig gewordenen Augen, mit dem hilfloſen, verlaſſenen Blick. Ich verſtehe dich, Suſanne, ich verſtehe dich! Du haſt mir keinen Vorwurf gemacht, aber du fühlſt, daß dein Mann ein Thor iſt, und du weißt, daß er ein Schuft iſt!

„Ich hätte mich jetzt hinwerfen mögen in den Schmutz und ihn küſſen. Alles wurde Reue in mir, Selbſtverachtung, Zerknirſchung.

„Da mahnten mich Schritte im Flur daran, daß ich mich in dem Häuschen meiner Tante befand, daß jeden Augenblick Cäcilie eintreten konnte.

„Cäcilie — die Käuferin meines Bildes!

„Zu der der Bettler kam, weil ihn ſeine Arbeit verdroß!

„Ich hätte in die Erde ſinken mögen vor Scham.

„Ich ſah nach dem Fenſter, um dort hinauszuflüchten.

„Aber ſchon war es wieder ſtill geworden, die Schritte waren verhallt, es kam niemand.

„Raſch eilte ich zu der Thür, öffnete und ſah vorſichtig hinaus.

„Niemand war zu ſehen — der blaue Himmel blickte herein.

„Und nun ſchlich ich hinaus auf den Flur — durch die offene Thür in den Garten — und dann raſcher, raſcher — nach rückwärts — über den Zaun — durch die Felder — um das Dorf herum, wie ein Dieb — bis ich es umkreiſt hatte und wieder im Bahnhof ſtand.

„Ein paar Minuten ſpäter ſaß ich im Coupé und fuhr nach Hauſe.

„Von der Furcht befreit, Cäcilien zu begegnen, tauchte wieder Suſanne vor mir auf.

„Nicht das ſchöne, herrliche Weib, nur die ſchwermütigen Augen, der hilfloſe, verlaſſene Blick.

„Rede, rede, Suſanne, klage mich an!

„Nicht du biſt unwürdig — ich bin es, ich bin es — ich allein!

„Aber du mußt reden, unſere Seelen werden ſich finden.

„Ich bin ja auch nicht mehr als du, als ihr alle.

„Und ich will gern arbeiten für dich und müßte ich auch Schilder malen und Wände anſtreichen.

„Ich liebe dich und du wirſt mich lieben, wir können noch glücklich ſein.

„So kam ich an in der Stadt und es war wie ein Fieber in mir — jetzt nach Hauſe, nach Hauſe.

„Da — da -- war es ein Geſpenſt — ein häßlicher, hölliſcher Trug. . . . Ich ſtand plötzlich wie feſtgewurzelt — ich zitterte — es flimmerte vor meinen Augen — ich konnte nicht mehr atmen -- nicht mehr atmen!

„‚Suſanne!‘ ſchrie ich endlich auf und mir war als ſtrömte das Blut von meinen Lippen, aus meinen Augen.

„Aber der Schrei erſtarb in dem Geraſſel der Wagen — niemand wandte ſich nach mir um — ſie ſahen mich nicht — ſie fuhren weiter.

„Ich war auf dem alten Bahnhof ausgeſtiegen. Drüben das Grün der ‚Promenade‘ — davor der ſchöne Fahrweg mit ſeinen Equipagen und Droſchken. Und noch oben, auf der Freitreppe ſtehend, ſeh ich plötzlich Suſanne. Ein eleganter Einſpänner fährt heran — auf dem hohen Bock ein Geck, der kutſchiert — neben ihm Suſanne. Aber nein — nein, nein, es kann nicht ſein — meine Augen müſſen trügen — es iſt ein Spuk, ein häßlicher Spuk! Da fährt das Wägelchen vorüber — alles glänzt daran, als käm' es eben vom Lackierer — auch der Geck mit ſeinen engliſchen Bartſtreifen ſieht aus, als käm' er von da — und neben ihm Suſanne — Suſanne — und auf dem Rückſitz — die Arme auf die Beine geſtemmt — würdevoll — majeſtätiſch — ein dicker Mann mit üppigem Schnurr- und Knebelbart, mit einer gewaltigen Fettfalte unter der Backe und einem herausfordernden Künſtlerhut auf dem graulockigen Haupt.

„Es war kein Trug — es war Wirklichkeit. Ich konnte nicht mehr zweifeln -- ich hatte Suſanne geſehen!

„Aber wer war der Geck neben ihr? Dieſes Modell aus dem Schneiderladen mit dem blöden Blick und dem cyniſchen Lächeln?

„Und dem hübſchen Geſicht. Mein Gott, ja, mit dem hübſchen Geſicht!

„Vielleicht Herr Arthur Gosdorffer? Der Bewerber von damals? Der einſtige Ladenſchwengel und nunmehrige Rentier?

„Sie waren längſt meinen Blicken entſchwunden, als ich aus meiner Betäubung erwachte.

„Ich wankte weiter, aber meine Glieder wollten mich nicht mehr tragen. Es lag wie Blei in ihnen, und ich glaubte, es müßte nun Nacht werden, es müßte alles zu Ende ſein.

„Ueber die Treppe kam ich noch hinab und dann ſank ich auf eine der Bänke. Ich war gebrochen, vernichtet. Nur der widrigſte Ekel war noch in mir. Wenn ich meinen Arm regte, ſchmerzte es mich. Ich ſaß da wie tot.

„Plötzlich aber wallte es wieder heiß, flammend heiß in mir auf. Mein Blut tobte, ich fühlte eine Kraft ohnegleichen, ich hätte dieſe Säule mit meinen Händen umklammern und zermalmen mögen.

„Und nun ſprang ich auf — es tobte immer wilder in mir.

„Ich lief auf die Droſchken zu -- aber nein. Fahren — das ging zu langſam! Ich fühlte, daß ich aus dem Wagen geſprungen wäre vor Ungeduld. Und ſo lief ich nach Hauſe.

„In meiner Wohnung angelangt, riß ich die nächſte Thür auf und ſtürmte hinein.

„Es war das Wohnzimmer und da — welch ein Bild!

„Ich lachte auf, daß es mir ſelber kalt wurde dabei.

„Da ſaß der dicke Mann vor dem gedeckten Tiſch — eine weiße Serviette unter dem feiſten Kinn — den grauen Schnurr- und Knebelbart beſät mit Speiſereſten — und eben hielt er ein Kelchglas voll dunkelgoldigen Weins mit ſeinen dicken Fingern umklammert.

„‚Zum Teufel, was haſt du?‘ dröhnte mir ſein Baß entgegen.

„‚Wo iſt Suſanne?‘ fragte ich.

„‚Irgendwo. Ich weiß es nicht. Du kannſt ja nach ihr ſehen. Wahrſcheinlich kleidet ſie ſich um.‘

„‚Sie war fort? Wo war ſie?‘

„‚Sie ging ein wenig ſpazieren mit mir. Wenn ich nicht wäre, das arme Kind käme ja gar nicht an die Luft.‘

„‚Seid ihr gefahren?‘

„‚Gegangen, gegangen. So viel verdienſt du doch nicht, daß wir fahren können.‘

„Da trat ich dicht an ihn heran.

„‚Du biſt ein Schuft, du ehrlicher Kerl, ein elender Betrüger!‘

„Er ließ das Glas los und das dicke Geſicht wurde weiß wie Leinwand.

„Seine Bruſt hob ſich, ſeine Augen rollten.

„‚Ich bin alſo ein Betrüger, ich?‘ ſagte er, während er ſich majeſtätiſch aufrichtete. ‚Kehre doch vor deiner eigenen Thür. Du biſt der Betrüger, du! Ja, ja — du biſt es. Ich habe lange geſchwiegen, aber nun muß es heraus. Du — du willſt ein Künſtler ſein? Sieh dich doch um, was andere Künſtler verdienen. Soll ich dir ſagen, wie der Lenbach bezahlt wird oder der Defregger? Du haſt uns betrogen, ſchändlich betrogen. Du biſt ein Pfuſcher, ſelbſt die hundert Mark ſind deine Bilder nicht wert. Ich ſchäme mich ſchon in eine Wirtſchaft zu gehen — kein Menſch iſt zufrieden mit deinem Schund — und hundertmal hab' ich ſchon die Stunde verflucht, wo wir uns begegnet ſind. Aber ich bin eben ein guter Kerl, eine ehrliche Haut, ich habe meinen Idealismus und das war immer mein Unglück. Mein Leben iſt verpfuſcht worden und jetzt, wo ich ein alter, kranker Mann bin, muß ich auch noch hungern.‘

„Ich ließ ihn ausreden — denn ich fand kein Wort. Es war mir, als könnte nur mehr das Blut hervorſtrömen aus meiner Kehle, und ich fühlte eine unbändige Luſt, hinzuſtürzen und dieſes Ungetüm mit meinen Händen zu erwürgen.

„Endlich aber kam mir der Zweck dieſer Unterredung wieder zum Bewußtſein. Ich faßte mich gewaltſam, und während ein hölliſches Feuer in mir loderte, ſagte ich faſt kalt: ‚Ich kam nicht hierher, um deine Vorwürfe zu hören. Ich kam hierher, um dich zur Rede zu ſtellen. Aber du haſt mich ſofort belogen und ich weiß genug. Du biſt nicht ſpazieren gegangen mit Suſanne, ihr ſeid gefahren. Schweig! Ich habe euch geſehen. Ihr ſeid auch nicht allein gefahren, ſondern in Begleitung eines andern Schuftes.‘

„‚Oho,‘ unterbrach er mich. ‚Das verbitte ich mir. Es war Herr Arthur Gosdorffer und auf den gehen hundert ſolche Kerle wie du. Und damit du ſiehſt, was für ein ſchlechter, hochmütiger Menſch du biſt, will ich dir's ſagen. Arthur Gosdorffer läßt ſich malen von dir. Und ich — ich — den du ſchmähſt und beſchimpfſt — ich habe den Preis für dich ausgemacht. Er bezahlt fünfzehnhundert Mark im voraus —‘

„In dieſem Augenblick öffnete ſich eine Thür und Suſanne und ihre Mutter traten ein.

„‚Was iſt denn das wieder für ein Gezanke?‘ fragte die Alte, während Suſanne bleich, erſchrocken nach uns ſah.

„Meine Augen flogen hin zu ihr und ſiedendheiß wallte es wieder auf in mir.

„Sie hatte ihre Toilette noch nicht beendet. Mit entblößten Schultern ſtand ſie da, mit nackten Armen, mit aufgelöſtem Haar!

„Wie ſchön ſie war!

„Es wütete in mir wie ätzendes, brennendes Gift. Ich verſchlang ihren Reiz wie ein Verdurſtender, aber ich liebte ſie nicht mehr — ich haßte ſie, ich haßte ſie!

„Aber noch einmal gelang es mir, mich zu bezwingen.

„‚Suſanne!‘ ſtammelte ich fiebernd, ‚ich habe dich geſehen — in dem Wagen — auf dem Kutſchbock — an der Seite des Menſchen, der ſich um deine Liebe bewarb. Fühlſt du denn nicht, wie ſchmählich das iſt — was für einen Schimpf du mir und dir ſelber —‘

„Eine flammende Röte war in ihr Geſicht geſchoſſen — und jetzt — jetzt — jetzt richtete ſie ſich ſtolz auf wie eine Königin — ein Blick traf mich, ſo verächtlich — ihre Lippen zuckten — es war, als ob ſie mich wie einen Wurm von ſich ſtieße — als ob ich das niedrigſte, verächtlichſte Geſchöpf für ſie wäre. Und in mir brauſte und brannte es wilder — der Atem verging mir — und alles löſchte dieſer Blick aus in mir, was noch Vernunft war — alles löſchte er aus — alles — alles — !

„Ich ſtieß einen Schrei aus wie ein Tier — ich faßte das Meſſer, das neben mir auf dem Tiſche lag — und dann ſtand ich vor dem ſchönen, üppigen Dämon — meine Hand krallte ſich in das niederflutende Haar — in das weiße Fleiſch der Schulter — und dann zuckte das ſpitze Meſſer nach ihrer Bruſt.

„Wie ein Blitz kam das alles . . . und ſchon flog das Meſſer klirrend zu Boden.

„Ich konnte es nicht — ich konnte es nicht.

„Ihre Haare blieben in meiner Hand — aber ich konnte es nicht — ich taumelte zurück.

„Noch einmal ruhten meine Augen auf ihr — es müſſen die Augen eines Wahnſinnigen geweſen ſein. Und dann erwachte eine entſetzliche Furcht in mir und trieb mich hinaus.

„Hinaus, hinaus und fort, immer fort!

„Ich rannte durch die Stadt, durch die Felder, durch den Wald. Immer weiter, immer weiter trieb es mich, ich keuchte, meine Kniee wollten brechen, aber ich hielt nicht an. Raſtlos, ohne mich umzuwenden, ohne auf die Wege zu achten, lief ich fort. Als ob ich den Mord wirklich begangen hätte, als ob mich die Furien verfolgten, die Schergen. Aber es war nicht das Gewiſſen, es war nicht die Reue, es war nicht die Furcht vor der Strafe, es war nicht die Furcht des Geſunden. Es war der Wahnſinn, es war eine gräßliche unbeſchreibliche Angſt, es war das qualvollſte Fieber, das es geben kann, es war die Furcht vor mir ſelber, die Furcht vor dem Weibe, die Furcht vor der Leidenſchaft, die Furcht vor dieſem ſchönen Dämon, den ich immer noch mit meinen Augen ſah, den ich hätte umarmen mögen und zugleich töten. Es war, als ob ſich alles Fürchterliche, alles Entſetzliche der Welt verkörpert hätte in dieſem Frauenbild mit dem niederflutenden ſchwarzen Haar und den herrlichen weißen Armen. Es war, als ob es mich gierig verfolgte, umſchwebte, umduftete, als ob die Luft erfüllt wäre mit dieſem Schwarz und Weiß, als ob der ſchwüle Wind ihr Atem wäre, die dunkle Nacht das wallende Haar, das mich dichter und dichter umſchlang und aus dem ich doch fliehen mußte — fliehen — fliehen. Es war der Wahnſinn und es war ein fürchterlicher Wahnſinn. Er brannte wie Feuer, er erfüllte mit einem raſenden Durſt und wie Peitſchenſchläge jagte die Angſt hinterdrein. Und dichter und dichter umflocht mich das Haar und wilder und wilder peitſchte die Angſt. Ich wußte nicht, wo ich war, ich ſah nichts mehr, ich rannte nur fort und fort. Und immer ſo weiter und weiter, bis ich endlich erſchöpft zuſammenſank und meine Sinne ſchwanden.

„Als ich erwachte, war es Morgen — eine kühle, friſche Luft umfächelte meine Stirn — die Sonne ſchien hell und die Felder glitzerten im Tau.

„Ich beſann mich — die Vernunft war wieder da — ich erinnerte mich deutlich der ſchrecklichen Nacht — aber die grauſe Furcht kam nicht mehr — ich hatte überwunden. Eine tiefe Wehmut kam über mich — und dann ſah ich zu der Sonne auf, als müßte ich beten. Wie ſchön war die Welt — aber für mich war ſie verloren! Ich war dem Dämon entronnen — nichts konnte mich mehr zurückführen zu ihm. Seine Macht war gebrochen — er konnte mich nicht mehr knechten, erniedrigen. Aber ich liebte Suſanne noch immer, ich liebte ſie — und nichts konnte dieſem Schmerz ein Ende bereiten — nichts konnte mir Erlöſung bringen als der Tod.

„Und wieder dachte ich daran, ein Ende zu machen.

„Diesmal nicht erfüllt von Ekel, ſondern von Wehmut, von tiefer, verzehrender Wehmut.

„Können Sie mit mir fühlen, lieber Freund, wie mir war?

„Und dann —"

Er unterbrach ſich und ſah zum Fenſter hinaus.

„Sehen Sie dort den Dampfer?" —

Das Gold der Abendſonne lag auf dem Strom, ein großes Schiff zog langſam hinter den Pappeln vorüber.

Und von dem Schiffe her wurde mit weißen Tüchern gewinkt.

„Sehen Sie, wie man uns zuwinkt?" fuhr er fort. „Inmitten der ſchmerzlichen Erinnerung hat mich das plötzlich freudig berührt. Wir kennen die Menſchen dort drüben nicht, ſie kennen uns nicht. Wir ſind nicht einmal im ſtande, ihre Geſichter zu unterſcheiden, und doch freut uns ihr Winken. Ich glaube, ſolche Schiffe fahren beſtändig den Strom des Lebens auf und ab. Sie bringen uns keine Freunde, keine Geſchenke, keine Gaben, ſie fahren vorüber. Aber weiße Tücher wehen uns zu und die Traurigkeit, die uns umfängt, wird erhellt. Es iſt nur ein Nichts im Verhältnis zu unſeren Leiden — aber das Düſtere erſcheint nicht mehr ſo düſter — unſere Augen ſehen anders — die Stunde der finſteren Entſchlüſſe iſt vorbei — wir finden wieder den Mut zum Leben. Ich weiß nicht, wie es einem andern nach ähnlichen Schickſalen ergangen wäre, wann und wo und wie er das Schiff erblickt hätte. Mein Schiff war die Kunſt — ſie hat mich gerettet."

Er ſchwieg wieder und ſah dem Dampfer nach. Es war eines der großen Salonboote, die in Rungelsheim nicht anlegen. Vom Steuerbord her winkte noch immer ein vereinzeltes, weißes Tuch. Dann verſchwand auch das, das Schiff wurde kleiner und kleiner — endlich verlor es ſich hinter grünem Gelände.

Franz ſtand auf, holte die Weinflaſche vom Tiſch und füllte die Gläſer aufs neue.

„Trinken Sie", ſagte er — „dann will ich Ihnen das Ende erzählen."

* * *

„‚In einem Kornfeld', ſo fuhr er nach einer Weile fort, ‚war ich zuſammengebrochen. Und da lag ich nun auch in der Morgenſonne und dachte an den Tod. Plötzlich aber ſtand ein langer Schatten vor mir auf und eine Flut von Schimpf ergoß ſich über mich. Es war ein Bauer, ein köſtlicher Kerl mit endloſen Beinen, einem Galgenvogelgeſicht und einer Senſe über der knochigen Schulter. Und wenn ich ihm nicht gleich einen Thaler Strafe bezahlte — ſo ſagte er — wollte er mich in den Gemeindekotter ſtecken laſſen.'

„Ich ſchwieg erſt und ſtarrte ihn nur an.

„Die Ironie dieſer Szene war zu draſtiſch, als daß ich davon unberührt hätte bleiben ſollen. Ein Menſch, der die ſchmerzlichſten Regungen niederzukämpfen ſucht und keine andere Erlöſung ſieht als den Tod — und da kommt nun ſolch ein kleiner langer Kerl, wütend über ſein Schock Kornähren und droht ihm mit dem Gemeindekotter!

„Und wie das ſo vor mir ſtand, während ich die komiſche

Geſtalt des Burſchen betrachtete, da erwachte plötzlich wieder die Luſt zum Leben in mir — die Luſt zu ſchaffen.

„Malen wollte ich, malen!

„Es war ein beſeligendes Gefühl, das plötzlich meinen Schmerz überflutete.

„Ich ſtand ſchon vor der Staffelei und mein Pinſel flog über die Leinwand.

„Da fing der Kerl von neuem zu ſchimpfen an und that, als wollte er handgreiflich werden.

„Nun ſtand ich auf und gab ihm Geld. Ein paar grüne Hälmchen hingen noch an meinen Kleidern, aber die wurden nicht beſonders berechnet. Der Schlingel grinſte jetzt ganz freundſchaftlich, und unbehelligt humpelte ich weiter. Meine Glieder ſchmerzten nicht wenig — aber das Bild war in meiner Seele mit dem friſchen Kornduft des Ackers, mit der goldigen Luft, dem köſtlichen Morgenblau des Himmels.

„Ich wußte jetzt, was ich zu thun hatte. Leben wollte ich, leben, nur meiner Kunſt leben. Meine Jugend war wieder da und ich dachte nicht mehr an Erfolg, es kam mir kein Gedanke an Kaufer, an die Meinung der Menſchen. Nur malen, malen — wie ich damals drauf los malte! Wie ein wunderſamer, übermächtiger Trieb erwachte es plötzlich — und nie hatte ich dieſen Trieb ſo ſtark gefühlt wie jetzt, nach dem langen Schlafe! Und ich fühlte auch, daß er ſtark genug war, um allen Schmerz zu überwinden!

„Das Kornfeld habe ich ſpäter wirklich gemalt, wie es in meiner Seele war, und es hatte Erfolg. Zum erſtenmal verkörperte ich ja auch eine meiner Stimmungen ohne phantaſtiſchen Apparat, ohne die Hilfe von Fabelweſen, ohne Satyrn und Nymphen, ohne Skelette und Schatten — nicht einmal verroſtete Ritter und exotiſches Tiervolk brauchte ich dazu. Nur leibhaftige Menſchen — und der Gedanke war ſo klar — die Kompoſition ſo durchſichtig. Die tiefe, ernſte Ironie, das Weltſpiegelnde des Inhalts verſtanden wohl nur wenige. Aber es war auch ein oberflächlicher Inhalt da und ſo nahm man das Bild als originell gemalte Humoreste und es hatte Erfolg, ohne daß ich einen ſolchen geſucht hatte. Nur mein Kornfeld war nach der Meinung eines Kritikers gar zu ſehr wie eine Schüſſel Spinat geraten.

„Und ſo begann denn ein neues Leben für mich und wenn es mich auch bisweilen mit leiſen oder ſtärkeren Fäden hinüberzog nach dem alten — ich blieb ſtark und die Kunſt lohnte meine Treue, indem ſie mir Balſam in die Wunden goß. Auch der Gedanke, daß Suſanne Not leiden könnte, vermochte mich von meinem Wege nicht abzubringen, obwohl er mich manchmal quälend, furchtbar quälend überfiel. Aber mit der Schaffensfreude, mit der Hingabe an dieſen beſeligenden Trieb kam auch das Vertrauen, die Hoffnung wieder, und wenn die Hilfsquellen, die Suſanne noch zur Verfügung ſtanden, verſiegt waren, dann konnte ich wohl auch ſchon — wenn auch nur in beſcheidener Weiſe — für ſie ſorgen.

„Vorausgeſetzt, daß ſie meiner Sorge bedurfte!

„Es kam ja auch der Gedanke an Herrn Arthur Gosdorffer. Er brannte wie Gift und ich muß leider geſtehen, daß ich mit der Eiferſucht mehr zu kämpfen hatte, als mit der Liebe und dem Mitleid.

„Aber wenn es ſo war — wie ſollte ich es hindern? Wenn ſie einen andern liebte — was konnte ich dagegen thun?

„Nur eines kann uns die Sicherheit des Beſitzes geben — die Liebe. Und Suſanne liebte mich nicht. Sie war gleichgültig und zuletzt hatte ſie mich ſogar verachtet. Und wie bitter und ſchmerzlich die Erkenntnis auch war — ich begriff, daß es ſo kommen mußte.

„Sie war mir nicht aus Liebe gefolgt. In ihrer Kindlichkeit, ihrer Harmloſigkeit war ſie die Frau des erſten Mannes geworden, der ſich ſtürmiſch um ſie bewarb, der ihr nicht mißfiel und den ihre Verwandten begünſtigten. Wahrſcheinlich empfand Herr Buntzel lebhafter für mich als das ſchöne Kind.

„Und dann — dann hatten uns eben die widrigen Verhältniſſe immer mehr voneinander entfernt. Meine Kämpfe konnte ſie nicht verſtehen — um ſo weniger, als ich ſie lange vor ihr verbarg. Das war unſinnig gehandelt — aber wohl nicht bloß eine Folge meiner Schwäche. Den Fehler machen gewiß viele Ehemänner, daß ſie ihre Frauen lange nur als Geliebte, als eine Art Spielzeug betrachten, ſtatt ſie zu ihren Genoſſinnen zu machen. Und kommt dann die Zeit, da man einer Genoſſin bedarf — dann iſt es zu ſpät — man hat keine — man wird rauh und heftig — und die Heftigkeit wird falſch verſtanden — der Jammer iſt da!

„Und dann … trotz all meiner aufreibenden Thätigkeit ſchöpfte ich nur Waſſer in ein Sieb. Ich konnte die Bedürfniſſe des Hauſes nicht befriedigen — und ſtatt mehr verdiente ich immer weniger — mein Anſehen ſank, ſtatt daß es ſtieg.

„War es ein Wunder, daß die Frau, die mich nicht liebte, zuletzt auch die Achtung vor mir verlor? Die Frau, die keinen andern Maßſtab für mich haben konnte, als den, welchen die Welt für mich hatte?

„War es denn nicht eigentlich die ‚Memme‘, der ich alles verdankte? Und wie armſelig ſank ich zuſammen, als die ‚Memme‘ mich nicht mehr hielt!

„Und dann die ganze Sippſchaft immer zwiſchen uns!

„Und der Herr im Hauſe, die Majeſtät, der eigentliche Mann — Herr Buntzel!

„Und meine immer ſteigende Empfindlichkeit — meine erregten überreizten Nerven — welche Qualen mochte ich ihr damit bereitet haben! Wie ſehr mußte ſie dieſe jähe Zärtlichkeit und dann wieder die ebenſo jähe Rauheit, ja der Widerwille, den ich plötzlich zeigte — verletzen! Woher das kam, das konnte ſie ja auch nicht verſtehen.

„Es war eben ein unſeliges Verhältnis, das nicht anders enden konnte.

„Und wenn ihre eigene Unbefriedigtheit, ihr eigenes Leid endlich eine geheime Sehnſucht in ihr erwachen ließ — wenn ihr Herz ſich öffnete — ſich einem andern zuwendete — war nicht auch das begreiflich?

„Mir gefiel Herr Arthur Gosdorffer trotz ſeines hübſchen Geſichtes nicht — aber war da nicht die Eiferſucht im Spiel? Er war doch kein übler Menſch — und überdies ein froher, glücklicher Menſch — ein Menſch mit all der Liebenswürdigkeit des Galans — ein Menſch, der nicht ſo ſchwer verſtändlich war, wie ich — ein Menſch, dem die Arbeit, die Sorge nicht auf den Schultern laſtete — ein Menſch mit einer Rente, die faſt Herrn Buntzels Baſſiſtengehalt erreichte!

„Die Pille war bitter, aber ich verſchluckte ſie. Ich mußte es ja auch thun — es war nichts mehr zu ändern.

„Sie war nun frei — Glück auf zur neuen Heirat!

„In dieſe bittere Verzichtſtimmung drängten ſich freilich auch wieder andere Gedanken. Ich ſah nicht mehr das ſchöne Weib, den üppigen Dämon, ich ſah nur mehr, losgelöſt von allem übrigen, das Kindliche, Liebliche, Engelhafte in ihren Zügen. Ich ſah nur mehr den ſanften Blick der braunen Kinderaugen, der dann ſo ſchwermütig, ſo verlaſſen und hilflos geworden war.

„Dann aber kam ein Tag, der dieſes Bild plötzlich verſchwinden ließ und vor mir ſtand wieder der Dämon mit den weißen Schultern und dem niederflutenden Haar, mit den verächtlich zuckenden Lippen und dem Blick, der mir zurief: armſeliger, niedriger Wurm!

„Ich hatte in Köln feſten Fuß gefaßt und ernährte mich dort recht beſcheidentlich durch Unterrichtgeben. Ich lebte wie ein Einſiedler — verborgen — nicht einmal Cäcilie hatte ich Nachricht von mir gegeben, obwohl ich mich bisweilen nach ihren gütigen Augen, nach ihren klugen Worten ſehnte — obwohl ich oft an ſie dachte und dann wünſchte, ſie wie einen Freund an meiner Seite zu haben. Ich wollte eben verloren bleiben in der Welt, verſchollen -- mein alter Name ſollte verſchwinden.

„Aber es ſcheint, als ob das in unſeren Tagen nicht ſo leicht ginge. Zum mindeſten muß man wohl mehr Geſchick für ſolche Sachen haben als ein Menſch meiner Art.

„Eines Tages erhielt ich einen Strafzettel von der Polizei — ‚wegen Falſchmeldung‘.

„Und gleich darauf eine gerichtliche Zuſtellung mit der Mitteilung, daß meine Frau Suſanne, geborene Pilz, auf Eheſcheidung geklagt habe.

„Gründe: Bösliches Verlaſſen und ſchwere körperliche Bedrohung.

„Zeugen der Klägerin: Veronika Pilz, geb. Buntzel, Ehefrau des Privatbeamten Chriſtoph Pilz, und Johannes Aegidius Buntzel, Partikulier.

„Alſo Scheidung — Scheidung!

„Mein Gott — konnte uns denn jemand noch mehr ſcheiden, als wir ſchon geſchieden waren?

„Aber wahrſcheinlich war das nötig, damit die Sache mit Herrn Arthur Gosdorffer in Ordnung kam. Alſo Scheidung! Zu widerſprechen gab es ja nichts — recht hatten ſie ja!

„Die Scheidung wurde vollzogen und eine Zeit ſpäter erhielt ich einen Brief aus der Heimat, deſſen Adreſſe die wunderlich verſchnörkelte Handſchrift des Partikuliers Johannes Aegidius Buntzel zeigte.

„Ich ſah ſchon das edle, dicke Geſicht, die rollenden ſchwarzen Augen, den grauen Schnurr- und Knebelbart, und der würdevolle Baß dröhnte mir entgegen.

„Aber der dicke Mann hatte mir nichts zu ſagen. Das Kouvert enthielt nur ein gedrucktes Billet — roſenrotes, dickes Papier — und darauf ſtand zu leſen:

Suſanne Pilz
Arthur Gosdorffer
Verlobte.

„Das that weh trotz allem. Aber nun war die unſelige Geſchichte auch ganz zu Ende. Der Schlußpunkt war gemacht, hinter dem es nichts mehr gab, als Vergeſſen.

„Nun mußte auch die Eiferſucht tot ſein und es gab keine Sorge mehr. Ich gehörte ganz der Kunſt.

„In dieſen Tagen war es, daß ich an Cäcilie ſchrieb.

„Es gab längſt keinen Grund mehr, mich vor ihr zu verbergen, und ſchon lag es mir drückend auf der Seele, daß ich ihr nach dem Vorgefallenen Aufklärungen ſchuldete.

„Aber noch immer kämpfte eine merkwürdige Scheu in mir, bis dieſe endlich von der Sehnſucht nach einem lieben Menſchen, die ſich in meiner Einſamkeit immer ſtärker regte, überwunden wurde.

„Oft ſah ich plötzlich neben meiner Staffelei ihre gütigen Augen und ich hörte ihre etwas hart klingende, etwas ſchwerfällige, aber ſeltſam zum Herzen ſprechende Stimme: ‚Das haſt du gut gemacht, Franz.‘

„Dann ſah ich auch das weiße Häuschen zwiſchen den Gemüſebeeten und Obſtbäumen und Cäcilie ging umher in ihrem grauen Lüſterkleide mit dem großen, flachen, braunen Gartenhute, eine Gießkanne in der Hand. Ein Hauch des Friedens, rein und erquickend, wehte zu mir.

„Es war doch ein ſchöner, ein rührender Zug, daß ſie mein Bild heimlich gekauft hatte. Sie beſaß nichts als ihr Gehalt — das beſcheidene Einkommen einer Dorfſchullehrerin — und damit ernährte ſie die Mutter, damit bezahlte ſie Arzt und Apotheke.

„Aber warum hatte ſie das Bild in ihrem Schlafſtübchen verſteckt? Fand ſie es wirklich ſo ſchlecht? Mir war es noch immer, als wäre es das einzige gute Bild, das ich in jenen Tagen gemalt hatte.

„Ich ſchrieb ihr alſo, und ſie antwortete, daß ihre Mutter geſtorben war.

„Es war ein Brief, ſo einfach, ſo wortkarg, ſo knapp. Kein Schmerzausbruch in dem Brief, keine Klage.

„Und doch mußte ich über die ſchlichten Worte weinen — doch trafen ſie mich tief.

„Unwillkürlich dachte ich an den Lärm, den Wortſchwall, die Raſerei des dicken Mannes, als die ‚Memme‘ geſtorben war.

„Und nun ſchweiften meine Gedanken wieder hinüber nach dem weißen Häuschen am Ende des Dorfes. Wie einſam mußte es ſein! Was mußte Cäcilie empfinden, wenn ſie aus ihrem Schulzimmer fortging um ihr Heim aufzuſuchen — ihr Heim!

„Ich hatte ihr von meiner Ehe geſchrieben — von der Scheidung — aber erſt in ihrem zweiten Briefe antwortete ſie darauf.

„Nach jenem ſeltſamen Beſuche, den ich in Eggendorf gemacht, war ſie in die Stadt gefahren, um nach mir zu ſehen. Das Dienſtmädchen ſagte ihr, daß nur die Frau da ſei, dann aber empfing ſie Herr Buntzel. Mit einem Wortſchwall ohnegleichen, einer Brutalität, wie ſie ihr noch nie begegnet war. Auf ihr dringendes Bitten ging er endlich doch zu Suſanne, aber ſie bekam ſie nicht zu ſehen. Er kam nur mit der Nachricht zurück, ſie wolle von dem ‚Menſchen‘ nichts mehr wiſſen und auch nichts von ſeiner ‚Sippſchaft‘.

„Dann erinnerte ſie mich an die Entfremdung, die zwiſchen uns eingetreten war. Sie war bei der Hochzeit geweſen und dann waren wir auch noch ein paarmal zuſammengekommen. Wir hatten keinen Zwiſt gehabt und doch war es plötzlich, als hätten wir uns nie gekannt. Sie ſchrieb mir nun, daß ſie ſich wohl denken könne, warum ich nicht mehr zu ihr hinausgekommen, daß ich aber kaum wiſſe, warum ſie ſich fern gehalten. Sie hatte bald bemerkt, auf welchem Abweg ich mich befände, und die Empfindung gehabt, daß nur Suſanne eine Aenderung herbeiführen könne. Und als ſie einmal allein war mit ihr, da habe ſie verſucht, ihr zum Herzen zu ſprechen. Das habe die Frau aber ſehr aufgeregt und ſie habe ſich zu dem Vorwurf hinreißen laſſen, Cäcilie ſpräche nur aus Aerger — weil ſie mich hätte heiraten wollen. ‚Ich ſah, daß deine Frau eiferſüchtig war,‘ ſchloß ſie dieſen Teil ihres Briefes, ‚und deshalb blieb ich euch nun fern.‘

„Als ich dieſe Stelle geleſen hatte, verſank ich in ein langes Nachdenken. Ein neues Licht dämmerte vor mir auf. Sollte Suſanne ſchärfer geſehen haben, als ich, ſollte Cäcilie wirklich . . .

„Und nun ſchoſſen mir hundert kleine Vorfälle in der Erinnerung zuſammen und ich ſah Cäcilie wieder — die unſcheinbare Geſtalt in dem grauen Lüſterkleide — die reizloſen Züge — aber ein verklarender Schimmer umglänzte ſie — und ſiegreich leuchteten die guten Augen — mein Herz wurde weich — ein leidenſchaftliches Mitleid wallte in mir auf — ja, ja, Cäcilie hatte mich geliebt — Cäcilie liebte mich!

„Ich ging indes uber dieſe Stelle ihres Briefes hinweg, ich beantwortete ſie nicht. Ich ſchrieb auch kein Wort von Suſanne, von meiner Ehe. Ich ſchrieb ihr viele, viele Seiten, aber immer nur von meiner Arbeit, von meinem Schaffen, von der Kunſt.

„Und ſie antwortete nun darauf und eine Zeitlang ſchrieben wir beide nichts anderes.

„Trotzdem wurden unſere Briefe nicht kürzer, ſondern immer länger.

„Der Stoff war ja auch reich genug!

„Obwohl ich zu den Pfaden meiner Jugend zurückgekehrt war, war ich doch ein anderer geworden.

„Erſt glaubte ich, daß ich die Arbeit dort aufnähme, wo ich ſie verlaſſen hatte. Aber bald, ſchon während des Schaffens, und dann ganz deutlich, als ich vor Fertigem ſtand, erkannte ich ſtaunend, daß ich nicht mehr der alte war, obwohl ich nur der alte ſein wollte.

„Zwei Jahre lang war ich in dieſem wüſten Schlaf gelegen. Und mancher würdige und kenntnisſtolze Mann hätte wohl bedauernd die Achſeln gezuckt und geſagt: ‚Der Menſch iſt doch verdorben.‘ Oder zum mindeſten: ‚Wie lang wird er lernen müſſen, um das Verſäumte nachzuholen, um das Verlernte wieder zu erwerben, die Unarten der Schleuderarbeit zu uberwinden!‘

„Statt deſſen ſah ich ſtaunend, daß ich in dieſen zwei Jahren wüſten Schlafes um viele, viele Jahre gereift war. Nicht bloß die Fähigkeit, meine Stimmungen zu geſtalten, war erſtaunlich gewachſen — in meinem Pinſel lag eine Friſche, wie er ſie nie beſeſſen — meine Technik hatte ſich vervollkommnet, als hätte ich fünf Jahre lang auf Akademien ſtudiert.

„Auch war ich mir jetzt der Grenzen meiner Kunſt und meines Könnens ſchon deutlicher bewußt geworden. Um einen Ausdruck meines alten Meiſters zu gebrauchen — ich ‚poetaſterte‘ nicht mehr ſo ins Blaue hinein. Ich begann bereits einzelne Stimmungen, die mir angeflogen kamen, als unmaleriſch zu verwerfen — ja, faſt hätte ich auch die eine verworfen, der ich die wunderſame Wendung meines Lebens verdanke.

„Kurz geſagt — ich war eben ein Künſtler geworden. Als Dilettant war ich vor zwei Jahren ſchlafen gegangen — als reifer Künſtler war ich wieder erwacht.

„Mit ein paar Worten, lieber Freund, umſchreib ich Ihnen das jetzt. Aber der Stoff iſt ſo reich, daß man ein Buch daraus machen könnte, und wollte man das — man brauchte nur meinen Briefwechſel mit Cäcilie abzu drucken.

„In ihrer Einſamkeit gereichte ihr dieſer Gedankenaustauſch wohl ebenſoſehr zum Troſte, wie er mir tröſtend und fördernd war. Und es iſt eine Klugheit in dieſem Geſchöpf, eine Weisheit, ein Verſtändnis ohnegleichen!

„Manchmal dachte ich: Wie ſchade, daß ſie häßlich iſt! Sie war das erſte weibliche Weſen, dem ich näher trat — hätte die Natur ſie reizvoller geſtaltet — und waren es auch nur beſcheidene Reize geweſen — ich hätte mich ſicher in ſie verliebt. Nicht Suſanne wäre meine Frau geworden, ſondern Cäcilie — und welches Glück hätte ich in meiner Ehe gefunden mit ihr!

„Dieſer Gedanke, einmal gekommen, ließ mich nicht wieder los. Er kam immer wieder, umſpann mich wie ein Netz aus kaum ſichtbaren Fäden, umwogte mich wie ein ſeltſamer, leiſe aber köſtlich betäubender Duft, wie ein zarter, lieblicher, vom Morgengold durchleuchteter Nebel, wie ein ſüßes Schlummerlied, das hinüberführt in die Träume vom Glück.

„Ich konnte Suſanne noch immer nicht vergeſſen, aber es kam eine Zeit, da wurde mir das ſchöne Frauenbild zu einer Traumgeſtalt, das mich mit den Augen Cäciliens anblickte, mit der Stimme Cäciliens zu mir ſprach.

„Und in dieſer Stimmung griff ich eines Tages zum Pinſel und malte Suſanne — als ob ſie Cäcilie wäre.

„Ich hatte ſie gemalt mit dem keuſchen ſüßen Reiz der Jugend, mit ihrem ſanften Kindesblick, mit dem gretchenhaften Zug, der mich einſt ſo ſehr verwirrt.

„Ich hatte ſie auch einmal, noch vor der gerichtlichen Scheidung, in einer Stimmung, da es mich mitleidig hinüberzog zu ihr, als leidendes Weib gemalt, bleich und ernſt, mit dem ſchwermütigen Blick, mit jenem hilfloſen, verlaſſenen Ausdruck, der mich damals oft quälend überfiel.

„Den Dämon, das ſchöne, üppige, ſinnverwirrende Weib hatte ich nie gemalt. Obwohl ich ihn ſo oft ſah, wie er ſich hochmütig aufrichtete, wie der verächtliche Blick aus den nachtdunklen Augen zuckte.

„Jetzt aber malte ich Suſanne vergeiſtigt, wie eine Lichtgeſtalt, wie ein Weſen mit der Seele Cäciliens. All die Sehnſucht nach dem Himmel, die in meiner Bruſt lebendig geworden war, malte ich in dieſe ſchönen Züge, und das Weib, das mir verloren war, erſtand im Bilde wieder als ein anderes, als eine Heilige mit dem Ernſt und der Milde des Ueberirdiſchen, mit der beſeligendſten Innigkeit, die man zu träumen vermag.

„Ich wollte Suſanne malen, als ob ſie Cäcilie wäre. Ich malte im Traum — in einer Verzückung — das Bild blieb Skizze und es iſt nie aus meinen Händen gekommen. Als ich aber vor dieſer Lichtgeſtalt ſtand mit den Zügen meines verlorenen Weibes — da lief ein Schauer über mich — ich warf den Pinſel weg — ich preßte die Hände vor meine Augen — ich ſank hin und weinte, weinte wie ein Raſender!

„Endlich nahm ich das Bild und lehnte es an die Wand, in einen Winkel. Ich vollendete es nicht, ich wollte es nicht mehr anſehen.

„Ich zwang mich dazu, an Cäcilie zu denken. Ich ſetzte mich hin und ſchrieb ihr — lange, lange Seiten, die ich dann nicht abſchickte. Endlich kam mir eine alte Skizze in den Sinn und die Luſt überfiel mich, ſie jetzt auszuführen.

„Das Bild, das ſo entſtand, hat meinen Ruf begründet. Es hat mir die erſten Freunde erworben und vor kurzem iſt es aus den Händen des erſten Beſitzers nach England gegangen — für einen Preis, wie ich ihn nie erhofft hatte.

„Ich habe ihm den Titel ‚Die Siegerin‘ gegeben.

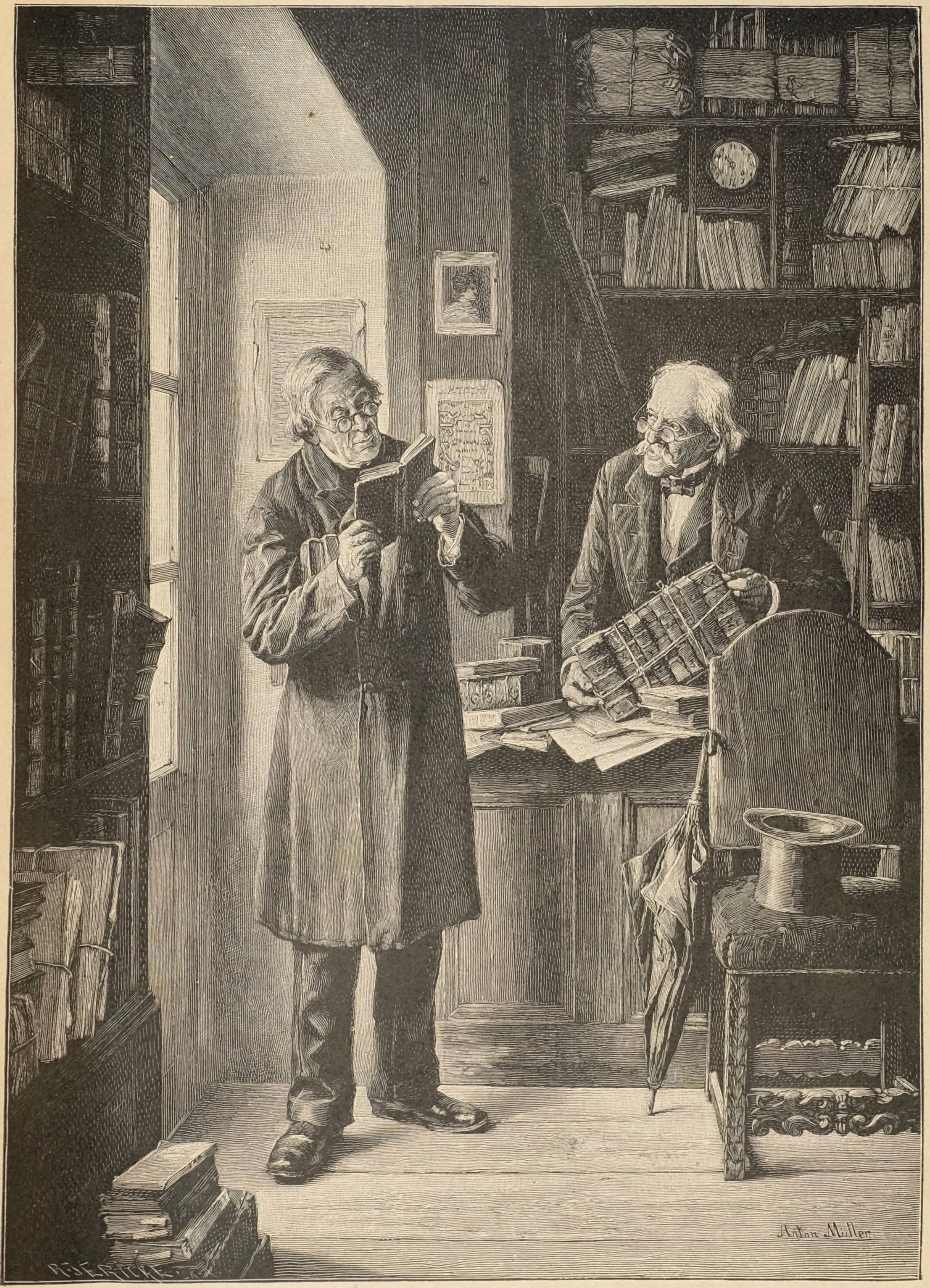
„Ich ſelbſt bin übrigens nicht ganz zufrieden damit, und heute würde ich die Skizze nicht mehr ausführen, obwohl ſie den Kampf meines eigenen Lebens verkörpert.

„Ein Poet könnte aus dem Gegenſtand etwas machen, aber der Maler hat die Grenzen ſeiner Kunſt damit überſchritten.

„Ich ſah eine Künſtlerwerkſtatt und ſtellte einen Jüngling hinein zwiſchen zwei Frauengeſtalten.

„Zwiſchen die Kunſt und die Liebe.

„Ein ſchöner, üppiger und doch entſetzlicher Dämon



Anton Müller
R. V. FRICKE. X.A.

Original im Beſitze der Kunſthandlung von Friedr. Schwarz in Wien.

Beim Antiquar. Gemälde von Anton Müller.

umklammert begehrlich den Künſtler — dieſer aber wendet ſich ab — der fernen Lichtgeſtalt zu — der Kunſt!

„Die Siegerin — das iſt die Kunſt!

„Ich hatte das Bild in einer bitteren Stimmung — nur ganz flüchtig — ſkizziert. Die Geſtalt der Kunſt war kaum mehr als ein frauenähnlicher Schatten — nur in dem Dämon der Liebe waren die Züge Suſannens zu erkennen.

„Und jetzt führte ich das Bild aus.

„Zur ſelben Zeit wurde mein Kornfeld, das ich ‚Schickſal‘ benamſt hatte, verkauft, und nun kam der Händler zu mir und erwarb alles, was ich gerade fertig hatte.

„Es war nicht viel und ſo gab ich auch ‚Die Siegerin‘ hin, obwohl ich es nicht gern that. Aber der Mann ſprach von einer wie ſelten günſtigen Gelegenheit, und das Geld, das er mir bot, überhob mich auf Jahre hinaus dem mühſeligen Lektionengeben. Und ſo ging ich eben auf den Handel ein.

„Und dann ſchritt mein Leben den alten Gang weiter und auch der Briefwechſel mit Cäcilie.

„Nur inſofern trat eine Veränderung ein, als ich meine Lektionen aufgab und mich entſchloß, mein Zelt zu packen und es anderswo aufzurichten.

„Zunächſt wollte ich den Reſt des Sommers hier am Rhein verleben — in dem Dörfchen, an das ſich die liebſten Erinnerungen meiner Jugend knüpften — die Erinnerungen an meine Mutter.

„Ich zog nach Kungelsheim, mietete hier den Turm und richtete mich häuslich ein. Oder mit anderen Worten, ich verwandelte dieſes ſchöne Zimmer, das damals gerade ſo proper und ſpießbürgerlich ausſah, wie jetzt, in ein Atelier nach meinem Geſchmack — in eine kundſchaftvertreibende Kleckſerbude, wie Johannes Aegidius Buntzel, der Particulier, ſagen würde.

„Und hier, vor dieſem ſchönen Nordlicht, ſtand meine Staffelei und da malte ich. Dort auf dem Tiſch, unter der Decke, ſind wahrſcheinlich noch die Tintenkleckſe zu ſehen, die von meiner Korreſpondenz mit Cäcilie herrühren. Wieviel Kremſerweiß und Berlinerblau in dieſen Holländerteppichen ſteckt, das mag Gott wiſſen.

„Aber es iſt leicht, Scherze zu machen, wenn man glücklich iſt. Damals, lieber Freund, war mir trotz der Siegerin Kunſt gar nicht ſcherzhaft zu Mut.

„Und eines Tages kam es mir auch noch ins Haus geflogen — wie ein Fauſtſchlag — wie ein Schlag, der ſchmerzhafter iſt, als der Dolch eines Mörders.

„Ich erfuhr aus einer Zeitungsnotiz, daß meine Bilder auf Reiſen gegangen und daß ſie eben in meiner Heimatſtadt zur Ausſtellung gelangt waren.

„Unter dieſen Bildern befand ſich ‚Die Siegerin‘ — die Geſchichte meines Lebens. Ich hatte den Kampf meiner Seele dargeſtellt, damit nun der Pöbel ſeine Gloſſen darüber machen konnte!

„Auch dieſe Bitternis des Künſtlerberufs blieb mir nicht erſpart.

„Und wie nagte und brannte das! Welche Scham, welcher Ekel, welche Reue, was für ein niederdrückender, widriger, ätzender Schmerz!

„Ein paar Tage ſpäter kam wieder ein Brief mit den wunderlichen Schnörkeln des Partikuliers Johannes Aegidius Buntzel.

„Diesmal enthielt das Kouvert ein Zeitungsblatt, eine Nummer der ‚Chronik für Kunſt und Leben‘ — die Stimme John Breitenſteins.

„Hei — war das ein Gewitter! John Breitenſtein verſtand ſich aufs Schmähen noch beſſer als aufs Loben. Er that beides nicht mit Revolvern — er that es gleich mit Kanonen. Aber er hatte recht, er hatte recht! Was er ſchrieb, das mußte der Pöbel vor dem Bilde denken. Es war ein Nacheakt, ein gemeiner Nacheakt. Und das Bild ſelbſt — was für ein glänzender Beweis der niedrigſten Geſinnung! Die Kunſt als Siegerin! Die Kunſt als Siegerin über das Weib! Das war der nackte, brutale Egoismus, der nicht arbeiten will, der die Gattin, die Familie verläßt, um ſeinen Launen leben zu können! O, er ſchrieb nicht ſchlecht, dieſer John Breitenſtein. Wenn er lobte, war er dumm, langweilig, ungeſchickt, die Lüge brach überall fauſtdick durch. Aber wenn er ſchmähte, dann hatte er Feuer, Schlagkraft, Witz, dann verriet er plötzlich ein Darſtellungstalent, das überzeugen konnte.

„Und er überzeugte auch mich, er überzeugte auch mich!

„Freilich weniger durch ſein Talent als durch das Gift, das er in offene Wunden ſpritzte.

„Denn ich war noch nicht geheilt — ich war nicht geſundet! Leiſe nagte das Reuegefühl weiter, ganz leiſe — aber bisweilen flammte es doch empor zu einem verzehrenden Feuer. Und jetzt — jetzt — ja, dieſer Mann ſprach trotz allem die Wahrheit. Es war der Egoismus, der meine Ehe zertrümmert hatte, der Egoismus, der ſich in den Mantel der Kunſt hüllte. Und alles, alles brach auf, was ich ſchon ſo oft gedacht, womit ich Suſanne zu entſchuldigen ſuchte, womit ich mir erklärte, daß es ſo kommen mußte und nicht anders kommen konnte. Ich hatte ein Kind geehelicht, aber warum flößte ich ihr die Liebe nicht ein, warum zog ich ihre Seele nicht heran zu mir, warum jagte ich die ganze Sippſchaft nicht zum Teufel, warum nahm ich mein Weib nicht in den Arm und ging mit ihr irgendwohin in die Verborgenheit? Meine Schwäche war ſchuld an allem, und als ich endlich glaubte ſtark zu ſein — da hatte nicht die Kunſt geſiegt, ſondern der Egoismus — da floh ich feige aus dem zuſammenbrechenden Haus! Und dann malte ich noch mein Geſchick, als hätte ich recht gethan — und gab es hinaus — hinaus — dem Pöbel zum Geſpötte!

„Es war eine verzweifelte Stimmung und ich verachtete mich mehr als je! Nur daß ich mir klarer geworden war über mich ſelbſt und die Welt — daß ich die verhängnisvolle Erbſchaft ſah — daß ich wußte, es konnte nicht anders ſein — daß ich das Blut erkannte, dieſes wunderliche Blut — dieſes Blut, das uns groß macht und klein, das uns ſtark macht und ſchwach, das uns Götter ſein läßt im Weben der Traumwelt und Kinder, Unmündige in den Wirbeln der Welt!

„Es war an einem Herbſttag, in der erſten Oktoberwoche. Draußen ſtrömte der Regen und wenn ich am Fenſter ſtand, ſah ich nichts als Grau und Grau, häßliches, niederdrückendes, bleiernes Grau. Von all der Heiterkeit, die jetzt vor uns liegt, war nichts zu ſehen. Der blaue Fluß war fort, das Grün, der Wald, die Reben. Nichts als Grau, und nur die Pappeln ragten wie rieſige dunkle Geſpenſter aus dem Nebel hinauf in die Wolken.

„Ich verließ mein Zimmer nicht. Hier vom Fenſter zur Thür und von der Thür zum Fenſter, ſo ging es den ganzen Nachmittag. Dann warf ich mich auf das Sofa, träumte ſtumpf vor mich hin, und gepeinigt, gemartert, raſend ſprang ich wieder auf und begann das Rennen aufs neue. Ich nahm das Bild, das auf meiner Staffelei ſtand, zerbrach es, zerriß es, zerſtampfte es mit den Füßen. Ich zündete mir eine Zigarre nach der andern an und ſchleuderte jede wie ekles Gift durch das Fenſter. Ich neigte mich hinaus, daß mir das Waſſer über den Kopf ſtrömte, aber es kühlte nicht dieſes Brennen. Ich dachte an den Tod, aber ich wollte nicht mehr ſterben, ich wollte kämpfen, kämpfen und ſiegen. Ich wollte nicht mehr flüchten, nicht mehr feige verſchwinden. Und dann ſtreckte ich meine Arme aus, als wäre ich wirklich ein Rieſe, als könnten mir dieſe Arme das Weib wieder zurückerobern, das ich ſchmählich verlaſſen hatte und das ich noch liebte, das ich immer noch liebte!

„Es war ein Wahn, Cäcilie, es war ein Wahn! Und wäre Suſanne der Teufel, ich würde ſie lieben in alle Ewigkeit!

„Endlich brach ich müde zuſammen — dort in der Ecke — es war dasſelbe Sofa. Stumpf ſaß ich da und ſtarrte vor mich hin. Die Zeit verſtrich — ich weiß nicht wie lange. Es wurde dunkler und dunkler. Und plötzlich kam leiſe — leiſe — wie eine Erinnerung — als ob auch die Nerven ein Gedächtnis hätten — jenes grauſige Furchtgefühl. Ich ſah den Dämon nicht — ich floh nicht — es trieb mich nicht fort. Es raſte auch nicht — es peitſchte nicht — leiſe wie ein Wurm kam es daher. Wie ein Wurm, und es kroch mir das Herz hinan, umſchlang es, ſuchte es zu erdrücken, ſtieg hinauf in die Kehle, hielt den Angſtſchrei zurück, verdunkelte mir die Augen, umſtrickte die Glieder, daß ich nicht aufſpringen konnte, nicht aufſpringen! Leiſe war es gekommen, ganz leiſe, nicht aufſcheuchend, ſondern lähmend, und nun ſenkte es die feinen, giftigen Stacheln ins Fleiſch und das Gift fraß weiter und weiter, und die Nacht füllte ſich mit Schatten, mit wildem, häßlichem Spuk, und ein dumpfes Brauſen kam näher und näher, ein höhniſches Lachen, ein wildes Gellen, ein Toben und Toſen, als ob es nun hereinſchlüge wie mit hundert grauſigen Knochenhänden. . . . Und nun plötzlich ein Pochen — ein Pochen — inmitten des Höllenlärms wie ein ganz leiſer und doch alles ſeltſam übertönender Klang, ein Pochen — ein Pochen unten an der Thür — leiſe, ängſtlich, geheimnisvoll — ein ſo ſchüchternes, rätſelhaftes, wie aus einer anderen Welt kommendes Pochen . . . und ich hörte es, ich fühlte, wie mir der Schweiß von der Stirne rann, von meinen Gliedern löſte ſich die Lähmung, ich zitterte, ich lauſchte, ich atmete wieder, mein Herz ſchlug und ich ſprang endlich auf — ſprang auf durch die Dunkelheit, und hier an das Fenſter.“ — —

Er hatte ſich erhoben — ſein Geſicht war bleich und tiefe Erregung ſprach aus ſeinen Zügen.

An der Thür vorüber, die nach der Treppe führte, ſchritt er bis zu dem Fenſter, das ſeitlich, nicht weit von der Thür, nach dem Dorf zu, hinausging.

Der Laden hier war noch geſchloſſen und nun öffnete er das Fenſter und ſchlug ihn zurück.

Er blieb aufrecht ſtehen und ſah hinaus und dann hinab.

Dabei atmete er tief und ſeine Hände zitterten.

„Jetzt iſt es Abend,“ ſagte er dann, „noch Tag und Frühling. Damals war es ſchon Nacht und Herbſt. Ein Abend im Oktober, ſchwarz, undurchdringlich und der Regen floß noch immer. Als ich ans Fenſter trat und fragte, wer da ſei, bekam ich keine Antwort. Ich beugte mich hinaus, und von hier aus iſt die Thür zu ſehen. Aber es war ſo finſter, daß ich niemand erkennen konnte. Ich fragte noch einmal, laut, wer da ſei, aber es blieb wieder ſtill. Da dachte ich, daß ich mich getäuſcht hätte, und ging fort. Ich taſtete nach den Zündhölzchen und machte Licht. Ich hatte ein Gefühl, als zitterte jeder Tropfen Blutes in mir. Erſt als das Zimmer hell wurde, atmete ich wieder freier.

„Nun ging ich nochmals an das Fenſter und lauſchte.

„Aber nichts war zu hören, als das feine Rieſeln des Regens und das leiſe Plätſchern der Traufe.

„Auch das Pochen war alſo ein Spuk meiner erregten Nerven geweſen.

„Und ich glaubte es noch immer zu hören.

„Als ob es aus einer anderen Welt komme — leiſe — geheimnisvoll — ſo ſeltſam ängſtlich und ſo ſpitz, ſo deutlich, daß es doch das Brauſen und Toben in meinem Hirn übertönte.

„Ich ſchritt ein paarmal im Zimmer auf und ab — trat wieder ans Fenſter — und ſetzte mich dann auf einen Stuhl.

„Plötzlich begann ich zu frieren und nun ſtand ich wieder auf.

„Ich wollte das Fenſter ſchließen, aber ich that es nicht.

„Ich blieb ſtehen und horchte.

„Und da war es mir nun, als hörte ich durch das Rieſeln des Regens ein Atmen. Ein ſeltſames Atmen, wie ein leiſes Röcheln, ein leiſes Stöhnen.

„‚Iſt jemand unten?‘ rief ich hinaus, aber niemand antwortete.

„Ich lauſchte wieder.

„Und wieder dieſes leiſe Röcheln, dieſes leiſe Stöhnen.

„Da nahm ich das Licht, ſtieß die Thür auf und rannte die Treppe hinab.

„Dann klirrte der Riegel zurück und der kalte Regen ſchlug mir ins Geſicht, das Licht begann zu flackern.

„Ich ſah vor mich — dann zu Boden — neigte mich — hielt das Licht tiefer —

„Und nun fiel mir der Leuchter aus der Hand und ich ſank in die Kniee.

„Und mit einer wahnſinnigen Luſt umſchlangen meine Arme die Geſtalt, die vor mir auf dem Stein lag, und meine Lippen preßten ſich auf das kalte Geſicht.

„Und dann umſchlang ich ſie feſter, hob ſie empor, trug ſie die Treppe hinauf.

„Da hinein lief ich im Dunkeln. Ich riß einen Stuhl um, aber ſie, ſie glaubte ich zu ſehen. Das ſchöne ſtarre Geſicht mit den geſchloſſenen Lidern — jeden Zug dieſes Geſichtes ſah ich mit meinen trunkenen Augen.

„Ich ſtieß die Thür auf, legte ſie auf das Bett und küßte ſie wieder.

„Ihr Herz ſchlug — ich wußte, daß ſie nur ohnmächtig war.

„Und nun machte ich Licht.

„Und dann ſtürzte ich hin in die Kniee und brach in Thränen aus.

„Ich küßte ihre Hände und weinte.

„Ich weinte wie ein Kind.

„Und wie ein Kind raſte ich — wie ein Kind raſte ich!“ — —

Er hatte die Hände vor die Augen gepreßt und atmete tief auf. Nie habe ich einen Menſchen in einer ähnlichen, nur durch die leidenſchaftliche Stärke der Erinnerung hervorgerufenen Bewegung geſehen.

Dann ſanken ſeine Arme herab — er trat vom Fenſter weg — wieder zu mir — und ſah mich an.

Seine Augen waren naß.

Er faßte meine Hand mit ſeinen beiden und dann ſagte er leiſe, ſtammelnd, noch immer in tiefſter Erregung: „Es war Suſanne, lieber Freund — Suſanne — der Schmerz und die Wonne meines Lebens — mein Weib!“ …

* * *

Aufmerkſam, mit reger Anteilnahme, wie ich ſeine Erzählung verfolgt hatte, wunderte ich mich nicht, daß dieſe mit der Liebe zu Suſanne endete, wie ſie mit ihr begonnen hatte. Es war begreiflich, daß er über ſeinen Kämpfen und Leiden eine Zeitlang ſein eigenes Gefühl verkannte, aber dieſes mußte ſich immer wieder triumphierend erheben, ſowie er in einen neuen Irrtum zu verfallen drohte. Er ſaß vor mir, ich ſah in ſeine feinen, gütigen, vergeiſtigten Züge, er hatte ſein Weſen immer deutlicher bloßgelegt, ich wußte, daß die Liebe zu Suſanne eine echte, ſtarke Liebe war und daß es ein wirkliches Glück für ihn ohne Suſanne nicht geben konnte. Freilich eine andere Suſanne, als jene war, von der er erzählt hatte.

Aber war denn eine ſolche Wendung möglich? Auch jetzt, nachdem er mir die Thatſache mitgeteilt hatte, nachdem ich von der Wiedervereinigung der beiden überzeugt war, wußte ich mir weder die Ankunft Suſannens zu erklären, noch das „Glück“, das er — nach ſeiner eigenen Ausſage — nun an ihrer Seite gefunden. Ich war zuletzt immer erregter ſeinen Worten gefolgt, begierig auf die Löſung und nun kannte ich dieſe. Aber ich war nur wenig klüger, als zuvor — ich ſah noch immer ins Dunkle und wartete ungeduldig auf die Aufklärung des Rätſels.

Ich erfuhr ſie noch an demſelben Abend und rührend, wie ein frommer, keuſcher Lichtſchein, erfreuend und erquickend erhob ſich die ſtille, verkannte Liebe dieſer Frau vor mir.

Ich will indes den Schluß der Geſchichte nicht weitläufig berichten, wie er ihn erzählte — ich will lieber mit den ſchlichten Worten ſchließen, mit denen mir ein paar Wochen ſpäter, als ich von Holland zurückkehrte und wieder in Rungelsheim Raſt hielt, Frau Suſanne die Erzählung ihres Mannes beſtätigte.

Ich fand eine Frau, ſchön wie er ſie geſchildert hatte, aber ohne dämoniſchen Zauber, und äußerſt einfach, faſt dürftig gekleidet. Eine Frau mit wunderbar weichen, ſanften, dunkelbraunen Augen, mit ſchwarzem, üppigem Haar und blaſſem, die Spuren ſchwerer Leiden trotz des friedlichen Ausdrucks zeigenden Geſicht. Eine Frau, herrlich von Geſtalt, mit fremdartig ſchönen Zügen, aber einem feinen, faſt zu zarten Kindermund, mit madonnenhaft verklärtem Ausdruck des Geſichtes und ſtillem, trotz des Ernſtes und einer gewiſſen Ruhe und Sicherheit faſt noch kindlichem Weſen.

„Vielleicht hat Franz recht,“ antwortete ſie zaghaft, als wir auf den Gegenſtand meines Intereſſes gekommen waren. „Vielleicht hat er recht, wenn er meint, ich habe ihn nicht geliebt, als ich ihn heiratete. Ich war ihm gut und ich war ihm ferner gut und ich meinte immer, das ſei die Liebe — ich verſtand nicht, was er wollte. Und ich begann erſt zu leiden ſeit der Unterredung mit ſeiner Couſine Cäcilie — da glaubte ich plötzlich zu wiſſen, was es war, und was er nicht fand bei mir — ich war zu dumm, zu einfältig für ihn, und dann mußte er auch für mich arbeiten, für mich und die Meinigen. Ich habe nie viel ſprechen können oder gar widerſprechen — ich hätte ihm wohl auch mehr von der Laſt abnehmen ſollen — aber ich that ja viel — ich that nicht wenig — ich ſparte, wo ich konnte, ich wirkte bei der Mutter gegen den Onkel — ich war nicht ganz blind. Nur daß er von dieſen ſtillen Bemühungen nichts merken wollte und daß ich ja gewiß zu wenig gethan habe, weil mir die Kraft dazu fehlte, weil es mir allmählich war, als wäre mein bißchen Verſtand noch gelähmt worden, als lebte ich nicht, als ſchlummerte ich dahin in einem Traum, der nur immer müder und einfältiger machte. Und dann — dann — an dem ſchrecklichen Tag — da hat er mich eben furchtbar ins Herz getroffen. An dieſem Tage, ja, da habe ich ihn verachtet, mehr als verachtet, da hab' ich ihn gehaßt. Harmlos war ich mit dem Onkel und dem Mann gefahren, weil der Onkel es wollte und weil ich an nichts Schlimmes denken konnte. Es war dumm von mir — gewiß — jetzt bin ich viel geſcheiter und ſehe alles mit anderen Augen an — es war dumm von mir, aber den abſcheulichen Verdacht hab' ich nicht verdient. Und er hat mir in ſeinem Wahnſinn ein Wort zugeſchrieen — ein Wort — er wird es nicht mehr über ſeine Lippen gebracht haben. Aber in mein Herz kam dabei plötzlich etwas, was nie darin geweſen war. Es wallte ſiedend auf — es ſchlug — es war eine Kraft in mir — eine ſolche Kraft! Mein Gott, wie hab' ich ihn gehaßt, gehaßt, gehaßt!“

Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht und ſchwieg. Erſt nach einer längeren Pauſe fuhr ſie fort: „Dann aber war es mit der Kraft wieder zu Ende. Nur der Haß blieb, die Verachtung, der Abſcheu. Ich war ein armes, ſinnloſes Weſen, in das dieſer ſchreckliche Mann — mein Onkel — beſtändig hineinſprach. Ich hatte keinen Verſtand mehr — ich lebte kaum mehr — ich zitterte beſtändig unter ſeinem Blick — hörte ſeine Vorwürfe — glaubte, daß ich ihn ins Unglück geſtürzt hatte — gab ihm recht in allem. Wenn er mich anſah mit ſeinen ſchrecklichen Augen, war es, als ob mein Blut erſtarrte, ich wurde ganz hilflos, ich that alles, was er verlangte, und hätte in meiner Schwäche noch mehr gethan.

„So trieben ſie mich in dieſe Verlobung — aber als dann mein Verlobter kam und mich umarmen wollte — da war plötzlich die Kraft wieder da. Wieder wallte es ſiedend auf in mir und ich ſtieß ihn fort wie einen Unhold. Und ſo oft er kam, war es mir, als ſähe ich Franz, meinen Mann, und nicht ihn haßte ich, nicht ihn, ſondern meinen Verlobten. Und ich ſagte mir, daß das doch die Liebe ſein müßte, daß ich Franz liebte, und mein Herz ſchlug zum Zerſpringen und mir wurde wunderſelig zu Mute. Dann aber kam wieder das Elend — Franz war fort — er haßte mich — ich ſollte ihn auch haſſen — und ich hatte mich verlobt — gebunden — der ſchreckliche Mann, mein Onkel, wurde immer ſchrecklicher — er begann zu drohen — ich war nun noch unglücklicher als vorher und wollte ſterben.

„Da kam eines Tages mein Onkel und gab mir eine Zeitung — die Zeitung, in dem das Bild von Franz beſchrieben war. ‚Da lies,‘ ſagte er, ‚lies, damit du ſiehſt, an was für einen ſchlechten Kerl du noch immer denkſt, ſtatt Hochzeit zu machen.‘ Und ich las — las — aber mein Onkel hatte ſich verrechnet. Wie das Bild in der Zeitung beſchrieben war — da ſah ich nun freilich die ganze Liebloſigkeit meines Mannes. Aber heiraten — nein — nun war ich entſchloſſen zu ſterben. Und um mir Mut zu machen, ging ich hin und wollte das Bild mit meinen eigenen Augen ſehen. Aber da — da — da — ich glaubte den Verſtand verloren zu haben — da war doch ganz etwas anderes —

ganz etwas anderes, als mein Onkel ſagte, als in der Zeitung gedruckt ſtand. Und wie der Himmel kam es plötzlich über mich — und ſo licht wurde es, ſo wunderlicht — er liebte mich — er liebte mich noch immer — er liebte mich, er liebte mich!“

Sie brach in Thränen aus — ſie konnte nicht weiterſprechen.

Aber ich wußte ja alles und dieſe ſtürmiſche Erregung, dieſer Thränenſtrom beſtätigte mir, was Franz erzählt hatte.

Den Sieg der Kunſt über das Weib ſollte ſein Bild darſtellen.

Das hatte er malen wollen, das war der Gegenſtand ſeiner Skizze geweſen, das war der Gegenſtand des Bildes.

Aber während er das Bild ausführte, verſchwanden die Züge Suſannens aus dem Geſicht des Dämons. Und für die Lichtgeſtalt der Kunſt fand er nichts anderes, als das verklärte Antlitz ſeines Weibes, ſo himmliſch verklärt, wie er ſie bereits einmal in ſeinem Sehnen gemalt.

Und die Gottheit, der ſich der Künſtler mit beſeligter Miene zuwendet, iſt die wunderſam verinnigte, in einer Liebe ohnegleichen gemalte Geſtalt Suſannens.

Und als Suſanne vor das Bild trat, das ihr ſeinen Haß, ſeine Verachtung beweiſen ſollte, da ſah ſie nur ſeine Liebe.

Sie ſah nur einen Menſchen, der ſich von einem Weib mit niedrigem Weſen abwendet — zu ihr — zu ihr!

Und wie hatte er ſie gemalt! Wie mußte er ſie lieben, um ſie ſo zu malen!

Es brach über ſie herein wie ein wilder Strom, der plötzlich alles fortnahm, was zwiſchen ihr und ihm war. Sie ſah ihn, wie er die Arme ſehnſüchtig nach ihr ſtreckte — ſehnſüchtig, wie dort auf dem Bild — und in krankhaftes Schluchzen ausbrechend ſank ſie wie von Sinnen vor dem Bilde zuſammen.

Man glaubte, ſie ſei ohnmächtig, aber ſie erhob ſich wieder — ſie ging nicht — ſie wollte nicht fort von dem Bild.

Es war ihr, als müßte ſie hier bleiben — ewig hier — ewig vor dieſem Geſtändnis einer Liebe, das ſie in ſeiner ganzen hinreißenden Beweiskraft nicht einmal verſtand.

Denn ſie ſah nur, daß er ſich wegwandte von einem niedrigen verführeriſchen Weibe — zu ihr — daß er ſie liebte.

In ihrer Aufregung — und bei der Unverſtändlichkeit des Bildes für jeden einfacheren Menſchen — vergaß ſie ganz, daß Franz in Wirklichkeit doch den Sieg der Kunſt über das Weib hatte darſtellen wollen. Daß er aber in dem Gefühl, von dem ſein Herz voll war, für das Bild der Kunſt keine anderen Züge fand, als die des geliebten Weibes!

„Endlich — endlich beſann ich mich,“ fuhr Frau Suſanne nach einer längeren Pauſe fort. „Der Onkel, die Zeitung fiel mir wieder ein. Wie war das alles möglich? Hatten ſie mich betrogen? Oder hatte ich doch den Verſtand verloren? Wenn ich nur einen — nur einen Menſchen gehabt hätte, der Licht in dieſes Dunkel brachte! Nur einen, der mir ſagte, was ich thun ſollte! Da fiel mir Cäcilie ein. Ich hatte damals ihr Geſpräch mit dem Onkel hinter der Thür mit angehört — ſie hatte Franz ſo warm verteidigt — ſie wollte, daß ich ihm nacheilte. Das fiel mir ein und nun lief ich auf den Bahnhof und fuhr zu ihr. Und ſie — ſie — als ich ihr alles erzählt hatte — ſie fiel mir nur ſchnell um den Hals und fragte nur eines: ob ich ihn denn wirklich ſo lieb habe. Und dann holte ſie ein warmes Tuch — wickelte mich ein, wie ein Kind — küßte mich — und führte mich auf den Bahnhof. Sie kaufte mir die Karte — beſchrieb mir, wo ich ihn finden müßte — befahl mir, mich nur ja gut in das Tuch zu hüllen — und ſo — ſo kam ich hierher. Dann, als ich vor ſeiner Thür ſtand, da war es, als käme plötzlich der Tod. Aber als ich erwachte, da war Franz bei mir — und alles war gut. Und es iſt gut geblieben — es iſt gut geblieben. Ich wollte nur ſeine Magd ſein — aber ich bin ihm alles geworden. Er hat immer mehr gemacht aus mir und immer noch mehr. Und auch Cäcilie! Die hat mir ja auch ſeine Briefe gegeben, damit ich ſie leſe, und ich ſtudiere noch immer daran. Die arme Cäcilie! Aber ich kann ihr nicht helfen — er gehört doch mir — nicht, weil ich es will, ſondern weil er mich liebt, mich allein. Freilich — ich lieb' ihn auch — und wenn er mir nochmals davonliefe — dann — dann lief' ich ihm auf der Stelle nach. Oder hab' ich nicht recht?“

Ich ſah ihr in die naſſen Augen — in das milde, von einem leiſen, ganz leiſen Lächeln verklärte Geſicht — und drückte bewegt ihre Hand.

„Sie haben recht,“ erwiderte ich. „Aber ich glaube — er wird Ihnen nicht zum zweitenmal davonlaufen.“

In dieſem Augenblick ertönte ein Jauchzen, und gleich darauf kam Franz hinter dem Gebüſch hervor zu der Bank im Grünen, auf der wir ſaßen.

„Fertig!“ rief er, „fertig!“ und ich mußte lächeln, mit welchem kindlichen Jubel er nun auf die Frau zuſprang und ſie umhalſte.

„Sagen Sie mir, lieber Freund,“ wandte ich mich dann zu ihm, „wir haben eben das Schlußkapitel Ihrer Geſchichte nochmals durchgemacht. Aber ich weiß noch immer nicht, was denn aus Herrn Johannes Aegidius Buntzel, dem Particulier, geworden iſt. Lebt er noch?“

„Und wie er lebt!“ erwiderte Franz fröhlich. „Papa Pilz ſchrieb uns erſt neulich von ihm. Johannes Buntzel iſt nicht mehr Particulier, ſondern Privatſekretär, Reiſemarſchall, Vergnügungskommiſſär, Kneipkamerad, Buſenfreund und ſo weiter — mit einem Wort, er hat eine neue Melkkuh gefunden.“

„Und wer iſt das?“ fragte ich neugierig.

„Kein Geringerer, als Herr Arthur Gosdorffer. Der dicke Mann hat den neugebackenen Rentier nicht verlaſſen, er hat ſich mit der ganzen ſeltſamen Gewalt ſeines Weſens an den jungen Menſchen geklammert, und wenn ich Papa Pilz glauben darf, ſo ſchaltet Johannes Buntzel mit Gosdorffers Geld wie mit ſeinem eigenen — er iſt wieder ‚Herr im Hauſe‘ wie immer.“

Ich lachte, und dann ſtanden wir auf, um den Dampfer beſſer ſehen zu können, der eben rheinabwärts vorbeifuhr.

Das Verdeck war dicht mit Menſchen gefüllt und weiße Tücher winkten uns zu.

Franz jauchzte, und im nächſten Augenblick ſtand er ſchon auf der Bank und winkte mit ſeinem Sacktuch hinüber.

Und dann, nach einer Weile — wieder herunterſpringend — ſagte er fröhlich: „Vielleicht hat es einen glücklich gemacht!“

Der Sammler.

Heinrich Schliemann.

Einer der merkwürdigſten Männer dieſes Jahrhunderts, Heinrich Schliemann, iſt kürzlich ganz unerwartet in Neapel geſtorben. Vom armen Kaufmannslehrling ſchwang dieſer Mann durch ein Ideal, das er im Herzen trug, mit eiſerner Willenskraft ſich empor zu einem Gelehrten erſten Ranges und erreichte Weltberühmtheit durch ſeine erfolgreichen Ausgrabungen, die auszuführen ſein großer Reichtum ihm ermöglichte.

Heinrich Schliemann iſt in Neubuckow in Mecklenburg als der Sohn eines Predigers geboren. Er trat, nachdem er die Schule in ſeiner Vaterſtadt beſucht, in ein Kaufmannsgeſchäft in Neuſtrelitz ein und blieb hier fünf Jahre. — Dann ließ er ſich auf ein nach Venezuela beſtimmtes Schiff anwerben. — Das Fahrzeug litt aber bei der holländiſchen Inſel Texel Schiffbruch. Heinrich Schliemann kam entblößt von allem ans Land und ſah ſich jetzt genötigt eine kleine Bureauſtelle in Amſterdam anzunehmen Hier gelang es ſeinem Wiſſensdurſt, ſich nach und nach die Kenntnis der modernen europäiſchen Sprachen anzueignen. Anfang 1846 konnten ihn ſeine Prinzipale ſchon als Agenten nach Petersburg ſchicken, und hier gründete er das Jahr darauf ein Haus auf eigene Rechnung. Nachdem er trotz eines umfangreichen Geſchäftsbetriebes ſeine Sprachenkunde erweitert (er lernte mit ſeinem Feuereifer allmählich zwanzig Sprachen) und ſich auch das Altgriechiſche angeeignet hatte, bereiſte er den europäiſchen Kontinent, Syrien und Aegypten und kam 1859 zum erſtenmal nach Griechenland In den Beſitz eines großen Vermögens gelangt, unternahm er 1864 eine Reiſe um die Welt und ließ ſich 1866 in Paris nieder, wo er mit Begeiſterung archäologiſche Studien trieb. Mit gründlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, führt er jetzt ſeinen lange gehegten Lieblingsplan aus. Er wandte ſich nach Kleinaſien zu jener Stätte, wo er im Gebiet des alten Ithaka die verſchütteten Ruinen Trojas vermutete, und veranſtaltete in dem Hügel von Hiſſarlik 1870 auf eigene Koſten Nachgrabungen, die in den beiden folgenden Jahren in größerem Maßſtab fortgeſetzt und mit Unterbrechungen erſt 1882 beendigt wurden. Die Ausbeute, die allerdings nur durch ſeine und ſeiner Gattin, einer geborenen Griechin, Ausdauer möglich wurde, war eine erſtaunliche, obgleich die geſchichtliche Beſtimmung der gewonnenen Funde nicht immer mit voller Beſtimmtheit ſich ermöglichen ließ. Bekanntlich iſt der Streit: ob das alte Troja Homers oder ob eine Feuernekropole von Schliemann aufgedeckt worden ſei, erſt im vorigen Jahre aufs neue aufgelodert. Der Prozeß, den die türkiſche Regierung bei den griechiſchen Gerichten gegen S. wegen ſeiner Nachgrabungen anſtrengte, wurde dadurch beendigt, daß S. eine Entſchädigungsſumme von 50000 Franken zahlte, wogegen er als alleiniger Beſitzer ſeiner Sammlungen anerkannt wurde, die er 1882 dem Deutſchen Reich ſchenkte (im Muſeum für Völkerkunde zu Berlin). — Noch großartiger geſtaltete ſich das Reſultat der Ausgrabungen in Mykenä, der alten Stadt Agamemnons, die er 1876 begann, zunächſt in der Akropolis daſelbſt beim berühmten Löwenthor und dem ſogen. Schatzhaus des Atreus. S. entdeckte auf der Burg von Mykenä unter anderem (1877) in tiefen Schachten, welche zu einer Anzahl von Gräbern führten, eine Menge von koſtbaren Schmuckgegenſtänden, Waffen und ſelbſt noch Skelette; ſchon der materielle Wert der gefundenen Gegenſtände (eine Maſſe derſelben aus gediegenem Gold) beläuft ſich auf viele tauſend Mark. In Ithaka nahm Schliemann im Herbſt 1878 ſeine früheren Nachforſchungen wieder auf und entdeckte auf dem ſteilen Berg Aktos die Ueberreſte einer uralten Stadt kyklopiſcher Bauart. Im Herbſt 1881 und im Frühjahr 1882 grub S. das ſogenannte Schatzhaus des Minyas in Orchomenos aus, in den Jahren 1881 und 1885 deckte er die großartige Anlage des Palaſtes der Könige von Tiryns auf der Akropolis daſelbſt auf, und 1888 ſetzte er die Ausgrabungen in Mykenä fort.

Heinrich Schliemann.
Nach einer Phot v. N. Raichkow jr., Hofphot. in Breslau.

Im Jahre 1879 wurde S. von der Univerſität Roſtock zum Ehrendoktor und 1881 von der Stadt Berlin zum Ehrenbürger ernannt Er hatte ſeinen ſtändigen Wohnſitz in Athen. Ueber die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen berichtete er in folgenden Werken, die größtenteils auch in franzöſiſchen und engliſchen Bearbeitungen erſchienen: „Ithaka, der Peloponnes und Troja“; „Trojaniſche Altertümer“; „Mykenä“; „Ilios“; „Orchomenos“; „Reiſe in der Troas“; „Troja“; „Tiryns“. Der raſtlos thätige Mann mußte ſich vor einigen Wochen in Halle einer Operation wegen eines Ohrenleidens unterziehen. Die Nachrichten über ſein Befinden lauteten günſtig; er hatte die Reiſe nach ſeinem geliebten Athen bereits zur Hälfte hinter ſich, als ihn der Tod ereilt und damit die Ausführung weiterer Entwürfe und Pläne vernichtet hat.

Unſer Hausgarten.

Von

Max Hesdörffer.

In Heft 9 des vorigen Jahrganges gab ich meiner freundlichen Leſerin das Verſprechen, ihr an dieſer Stelle einige wertvolle und ertragreiche Erdbeerſorten in Wort und Bild vorzuführen und dieſes Verſprechen will ich nun heute einlöſen.

Im vorigen Sommer hatte ich auf einem Verſuchsfeld eine Anzahl neuer und älterer Erdbeerſorten in je ſechs Exemplaren ausgepflanzt. Bei der Anpflanzung berückſichtigte ich in erſter Linie die leider noch viel zu wenig bekannten Züchtungen eines ſtrebſamen und tüchtigen deutſchen Züchters, des Herrn Hoflieferanten Max Göſchke in Köthen (Anhalt).

Unter den ertragreichſten Erdbeeren nimmt unſtreitig die Sorte Ruhm von Köthen (Fig. 1) einen hervorragenden Platz ein. Die ſchönen, ziemlich großen Früchte ſind regelmäßig rund, oft auch etwas breitgedrückt und von glänzend dunkelſcharlachroter Färbung. Das Fleiſch iſt dunkelrot, feſt und voll und hat einen feinen aromatiſchen Geſchmack. Die Pflanzen dieſer Sorte waren über und über mit Früchten bedeckt, und begannen dieſelben ſchon Ende Mai zu reifen. Köthene (Fig. 2) iſt gleich der vorgenannten Erdbeere eine Züchtung aus dem Jahre 1881. Die wahrhaft prächtige und ſehr große Frucht iſt meiſt völlig rund, ſelten auch monſtrös, ganz hellrot, öfter weißlich mit zitronengelbem Anflug. Das weiße Fleiſch iſt ſehr süß, ſchmelzend und von feinſtem Aroma. Die Pflanze trägt äußerſt reich und die Früchte reifen ziemlich früh.

Fürſt Pückler (Fig. 3) iſt eine hervorragende, vor ſechs Jahren in den Handel gegebene, kräftig wachſende, ſchön dunkelgrün belaubte mittelfrühe Erdbeerſorte. Die ſehr große, prächtige Frucht iſt meiſt oval, auch kegelförmig, oben glänzend karmoiſinrot unter heller. Das ſehr volle, feſte und ſaftige Fleiſch iſt lachsrot und ſehr wohlſchmeckend.

In der 1887 von Göſchke eingeführten und gezüchteten Sorte **Marlitt** (Fig. 4) ſehen wir eine gedrungen wachſende früh reifende und dankbare Erdbeere. Die länglich kegelförmigen Früchte ſind nur mittelgroß. Die Farbe iſt ein ſehr glänzendes Rot. Das zarte butterhaft ſchmelzende Fleiſch iſt hellrot, ſehr süß und ſehr feinſchmeckend. Eine andere ſehr reichtragende und großfrüchtige Göſchke'ſche Erdbeere iſt **Fürſt Alexander von Bulgarien**. Ueber die neueſte von Göſchke gezüchtete Erdbeere — **Garteninſpektor J. Jablanzy** — konnte ich mir noch kein ſicheres Urteil bilden, weil die Pflanzen zu dicht unter einem Baum ſtanden und infolgedeſſen ihre Früchte nicht vollkommen entwickelten. Von älteren deutſchen Erdbeeren möchte ich außer den im vorigen Jahrgang dieſer Zeitſchrift beſprochenen noch **Helvetia** empfehlen, von welcher unſer Bild (Fig. 5) zwei Früchte darſtellt. Dieſe ſchön dunkelgrün belaubte, mittelfrühe Sorte wächſt ſehr kräftig. Die eigentümlich geformten, am Kelch ſtark eingeſchnürten Früchte ſind ſehr groß, von glänzendroter Färbung und ſehr wohlſchmeckend. Das Fleiſch iſt weiß, weich und butterhaft ſchmelzend.

Unter den Sorten ausländiſcher Züchter nimmt **Sharpleß** (Fig. 6) von J. K. Sharpleß aus Salem gezogen und 1880 eingeführt, einen hervorragenden Rang ein. Die Pflanze hat dunkelgrüne, ſtark geaderte und gezähnte Blätter, wächſt kräftig und iſt ſehr reichtragend. Die ſehr großen glänzend ſcharlachroten Früchte ſind meiſt unregelmäßig geformt, haben ein ſchmelzendes, aber feſtes Fleiſch, vorzüglichen aromatiſchen Wohlgeſchmack und reifen früh. Eine andere frühreifende, ganz vorzügliche Sorte iſt **Théodor Mulié** (Mulié 1876). Eine der früheſten neuen Erdbeeren, die allenthalben empfohlen und viel angepflanzt wird, iſt **Larton's Noble**; ſie wurde von der Königlichen Gartenbaugeſellſchaft in London mit erſtem Preiſe ausgezeichnet. Die ſchön gebauten flach kugelförmigen Früchte dieſer Sorte ſind leuchtend ſcharlachrot gefärbt und haben einen aromatiſch-weinartigen Geſchmack.

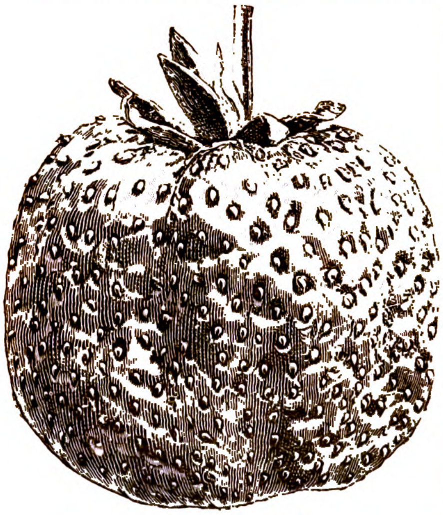


Fig. 6. Sharpleß.

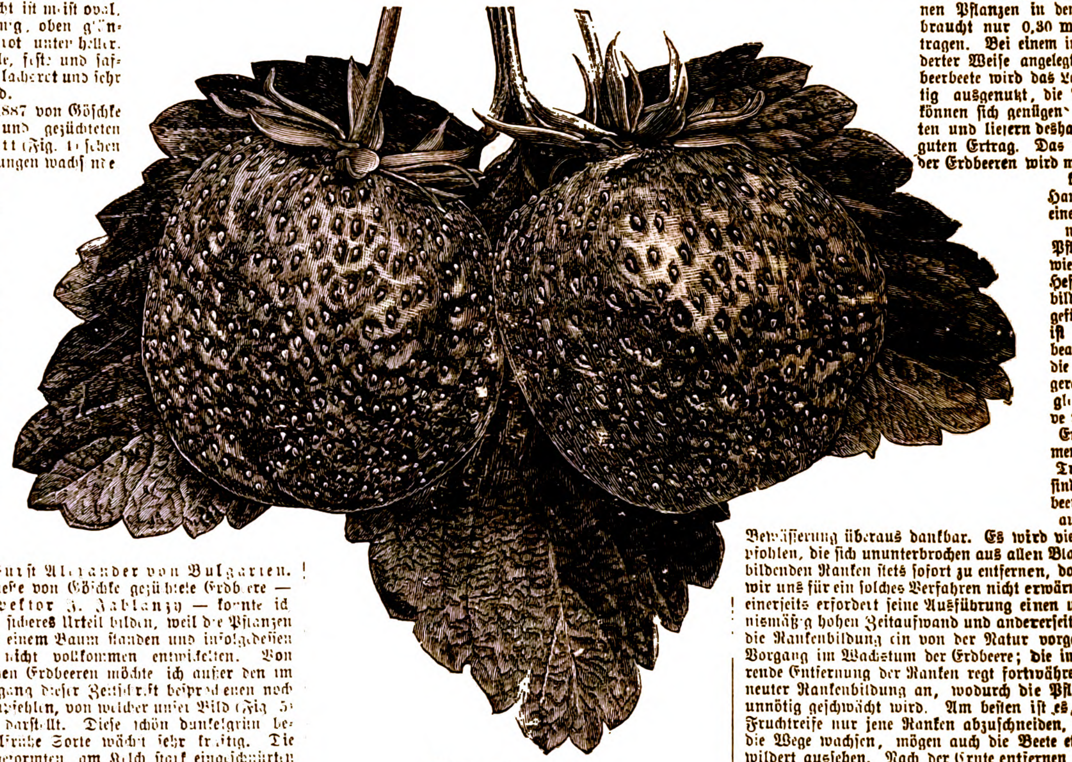


Fig. 1. Ruhm von Köthen.

Neben den vorſtehend beſprochenen großfrüchtigen Erdbeeren verdienen aber auch die Sorten mit kleinen Früchten unſere volle Beachtung. Ganz beſonderer Empfehlung ſind die Monatserdbeeren wert. Die Monatserdbeere (Fragaria vesca var. semperflorens) ſtammt von unſerer eßbaren Walderdbeere (F. vesca, *L.*) ab. Die Früchte haben mit der Stammform den eigenartigen Wohlgeſchmack gemein, ſind klein, aber doch größer als diejenigen der Stammart, welcher die Monatserdbeere im übrigen in Wuchs und Belaubung ziemlich gleicht. Das wichtigſte und vorteilhafteſte Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen Wald- und Monatserdbeere liegt in der erſtaunlichen, lang andauernden Tragbarkeit der letzteren. Die Blütezeit der Monatserdbeere währt vom Frühling bis zum Eintritt der Fröſte und in dieſer langen Zeit reift ſie ununterbrochen ihre begehrenswerten kleinen Früchte.

Die Monatserdbeere wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekannt, indeſſen weiß man über ihren Urſprung und ihre Entſtehung nichts Beſtimmtes. Im Lauf der Jahre ſind eine Maſſe von Sorten entſtanden. Die erſte dieſer Sorten hatte weiße Früchte und die zweite 1811 von M. Lebauche in Gaillon gewonnene war die rote Monatserdbeere ohne Ranken; ſie erhielt den Namen des Ortes ihrer Entſtehung und ihr folgte einige Jahre ſpäter eine weißfrüchtige von M. de Morel-Vinde gezüchtete Sorte ohne Ranken. Dieſen beiden Erdbeeren, Gaillon rouge und Gaillon blanc genannt, geſellten ſich ſpäter noch zwei andere Sorten, Buſſes rote und weiße Rankenloſe, zu; ſie haben ſich aber trotzdem in den Kulturen behauptet und ſind ebenſo wie die Buſſeſchen Erdbeeren namentlich beliebte Einfaſſungspflanzen, denn ſie überſchreiten als ſolche nicht wie die Ausläufer bildenden Erdbeeren den für ſie beſtimmten Raum. Von den Monatserdbeeren mit Ranken ſchätze ich Belle de Montrouge am höchſten. Dieſe Sorte wurde von Lapierre gezogen und beſitzt die vorzügliche Eigenſchaft, überaus kräftige ſehr verzweigte und völlig aufrechtſtehende Stiele zu treiben, welche die Früchte ohne Stütze tragen. Die ſchöne und ganz vorzügliche Frucht iſt verhältnismäßig groß und wird von den blattartig erweiterten Kelchblättern wie von einer Manichette umgeben. William Gloede in Beauvais hat von der genannten eigenartigen und reichtragenden Sorte durch Ausſaat eine weißfrüchtige Form gezogen, welche im übrigen die guten Eigenſchaften der Stammform haben ſoll.

Die vorſtehend beſprochenen Erdbeerſorten dürften nun im Verein mit den im vorigen Jahrgang dieſer Zeitſchrift behandelten meiner liebenswürdigen Leſerin genügen. Alle Sorten ſind von Herrn Max Göſchke in Köthen zu beziehen und iſt derſelbe auch zu koſtenloſer Ueberſendung ſeines Verzeichniſſes bereit. Die Anpflanzung der Erdbeeren geſchieht im Gemüſegarten am beſten auf recht ſonnig gelegenen, gut gegrabenen und reich gedüngten Beeten. Man legt dieſe Beete am zweckmäßigſten in einer Breite von 1,30 m an. Auf ein ſolches Beet werden 3 Reihen großfrüchtiger Sorten gepflanzt und erhalten die Pflanzen in den einzelnen Reihen einen Abſtand von 0,50 m. Von Monatserdbeeren kommen auf ein gleich großes Beet 4 Reihen und der Abſtand der einzelnen Pflanzen in den Reihen braucht nur 0,30 m zu betragen. Bei einem in geſchilderter Weiſe angelegten Erdbeerbeete wird das Land richtig ausgenutzt, die Pflanzen können ſich genügend ausbreiten und liefern deshalb einen guten Ertrag. Das Pflanzen der Erdbeeren wird mit einem kleinen Handſpaten, einer ſogenannten Pflanzkelle, wie wir ſie in Heft 5 abgebildet, ausgeführt und iſt dabei zu beachten, daß die Wurzeln gerade und gleichmäßig verteilt in die Erde kommen. Bei Trockenheit ſind die Erdbeeren für ausgiebige Bewäſſerung überaus dankbar. Es wird vielfach empfohlen, die ſich ununterbrochen aus allen Blattwinkeln bildenden Ranken ſtets ſofort zu entfernen, doch können wir uns für ein ſolches Verfahren nicht erwärmen, denn einerſeits erfordert ſeine Ausführung einen unverhältnismäßig hohen Zeitaufwand und andererſeits iſt auch die Rankenbildung ein von der Natur vorgezeichneter Vorgang im Wachstum der Erdbeere; die immerwährende Entfernung der Ranken regt fortwährend zu erneuter Rankenbildung an, wodurch die Pflanze nur unnötig geſchwächt wird. Am beſten iſt es, bis zur Fruchtreife nur jene Ranken abzuſchneiden, welche in die Wege wachſen, mögen auch die Beete etwas verwildert ausſehen. Nach der Ernte entfernen wir dann alle Ranken, an welchen die Pflänzchen ſchon Wurzeln gefaßt haben oder faſſen wollen und wiederholen dies von Zeit zu Zeit. Sollen die Ranken zur Erziehung junger Pflanzen dienen, dann bleiben ſie bis Ende Auguſt an den Pflanzen und werden dann erſt entfernt, wobei zu beachten iſt, daß diejenigen Pflänzchen, welche bewurzelt ſind, vorſichtig ausgenommen werden. Die Pflänzlinge werden nun von den Ranken abgeſchnitten und ſortiert. Von den bewurzelten Pflanzen entfernt man einige Blätter, weil der von der Mutterpflanze losgelöſte Pflänzling das üppige Blattwerk nicht erhalten kann, ſchneidet auch die Wurzeln ein wenig zurück und ſetzt dann die ſo behandelten Erdbeerpflänzchen ziemlich dicht zuſammen auf ein friſch

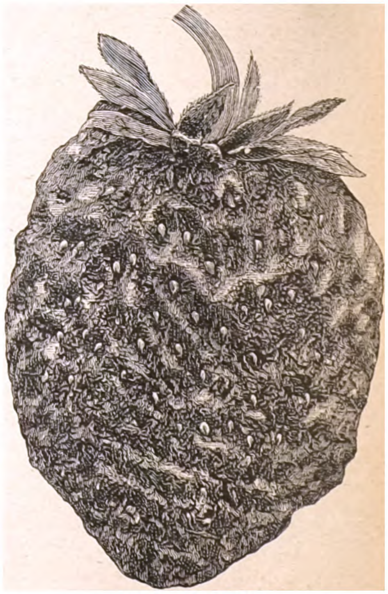


Fig. 3. Fürſt Pückler.

gegrabenes Beet. Werden ſie hier bei warmem Wetter in der erſten Zeit täglich mehreremal geſpritzt, bei Trockenheit auch täglich gegoſſen, ſo gedeihen ſie bald freudig und können dann in folgendem Frühling ſchon zur Anpflanzung verwendet werden. Die noch nicht bewurzelten an den Ranken befindlichen Pflänzchen kann man gleichfalls abſchneiden, in flache, mit leichter ſandiger Erde gefüllte Holzkiſtchen oder Terrinen ſtopfen und, wenn unter Glas ſchattig und gleichmäßig feucht gehalten, raſch zur Bewurzelung bringen. Eine Erdbeerpflanzung gibt im zweiten und dritten Jahre nach der Anlage die beſten Erträge. Nach der dritten Ernte werden die Pflanzen am beſten fortgeworfen und wird dann das Beet zu anderer Kultur verwendet, doch muß durch eine ſpäteſtens im Jahr vorher an anderer Stelle angelegte junge Pflanzung für Erſatz geſorgt ſein.

Die Kultur der Erdbeeren iſt durchaus nicht auf Gemüſegärten beſchränkt, denn die Erdbeere iſt nicht nur Nutz- ſondern auch Schmuckpflanze. Im Frühling ſind es die lieblichen Blüten, im Vorſommer dann die lachenden roten Früchte, welche einen ſchönen Anblick bieten und auch noch nach der Ernte kann ſich die Erdbeere mit ihrer ſchönen Belaubung bis zum Spätherbſt unter anderen Ziergewächſen ruhig ſehen laſſen

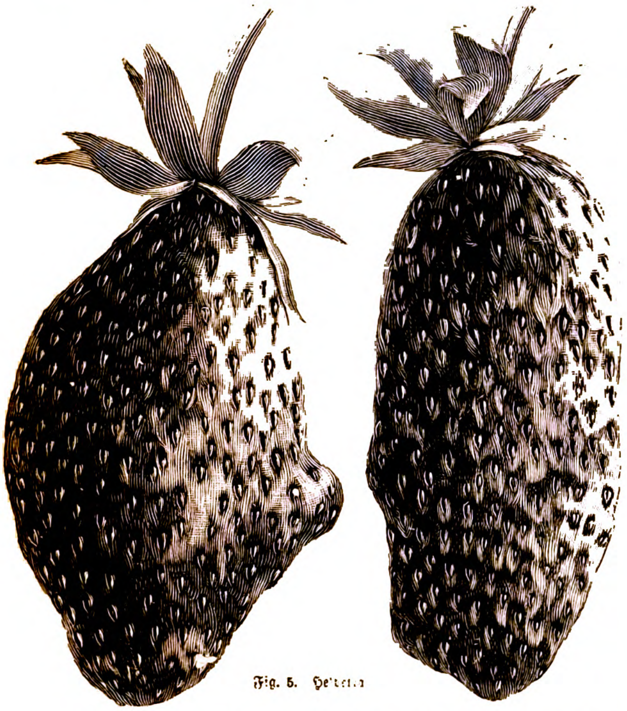


Fig. 5. Helvetia

Als Einfaſſung von Rabatten, Roſengruppen und auch unter hochſtämmigen Roſen können Erdbeeren recht gute Verwendung im Ziergarten finden. In dem herrlichen Roſarium (Roſengarten) eines bekannten Roſenfreundes in Frankfurt a. M., der ſeiner Liebhaberei große Geldopfer bringt, ſah ich im vergangenen Sommer überall unter den Roſenſtämmchen Erdbeeren angepflanzt, und ich muß geſtehen, daß ſie ſich in dieſer Verwendung ſehr vorteilhaft ausnahmen

Diejenigen meiner ſehr geſchätzten Leſerinnen, welche weder einen Nutz- noch Ziergarten beſitzen und deshalb ausſchließlich auf den Zimmergarten angewieſen ſind, können einige Erdbeeren in Töpfen ziehen Zu dieſem Zweck kauft man ſich junge kräftige Erdbeerpflanzen am beſten in kleinen Töpfchen und verſetzt dieſelben dann in Töpfe von etwa 15 cm oberer Weite. Hierzu wird mit Vorteil eine aus 2 Teilen Miſtbeet-, 1 Teil Lehmerde und 1 Teil grobem Sand zuſammengeſetzte Erdmiſchung verwendet und kann dann im Sommer bei regem Wachstum noch mit künſtlichem Dung nachgeholfen werden. Bei reichlicher Bewäſſerung gedeihen Topferdbeeren im Sommer auf einem ſonnigen Blumenbrett ganz vorzüglich und im Winter bringt man ſie mit anderen harten Gewächſen zuſammen in ein nur im Notfall geheiztes Nebenzimmer oder in einen luftigen Keller Werden die Erdbeertöpfe zeitig im Frühling an ein ſonniges Fenſter geſtellt und gibt man ihnen dann bei mildem Wetter reichlich Luft, ſo entfalten ſie bald zahlreiche Blüten und ſpäterhin bieten dann die an Stäbchen angehefteten reich mit Früchten behangenen Fruchtſtiele der Pflegerin reichen Erſatz für geringe Mühe Werden in jedem Sommer einige der ſtärkſten an den Ranken befindlichen Pflänzchen in kleine Töpfchen geſetzt und im Frühjahr verpflanzt, dann iſt ſtets Erſatz für die alten unbrauchbar gewordenen Topferdbeeren vorhanden.

Sind die Fiſche wirklich ſtumm?

„Stumm wie ein Fiſch“ iſt eine Redensart, wie man ſie im Alltagsgeſpräch wiederholt zu hören bekommt. Daß es aber nicht angeht, die Fiſche ſo kurzweg unter die lautloſen Lebeweſen zu verweiſen, daß es gar nicht ſo wenige Fiſcharten gibt, die imſtande ſind, Laute von ſich zu geben, wollen wir im nachfolgenden zeigen

Schon lange bekannt iſt es, daß die Seeſkorpione (Cottus), eine zu den Panzerwangen gehörige Fiſchgattung, welche in 26 Arten die nordiſchen Meere und das Süßgewäſſer der nördlichen Halbkugel bewohnen, beim Herausnehmen aus dem Waſſer einen knurrenden Ton hören laſſen. Sie heißen deshalb Knurrhähne. Dieſes Geräuſch laſſen ſie zeitweiſe auch hören wenn ſie ſich im Waſſer befinden. Bei genauerer Unterſuchung hat ſich aber herausgeſtellt, daß dieſe Töne nichts anderes ſind als durch Reſonanz der Mund- und Kiemenhöhle verſtärkte Muskelgeräuſche. Bei allen Wirbeltieren verurſachen nämlich die quergeſtreiften Muskeln, wenn ſie plötzlich ſtark zuſammengezogen werden, ein eigentümliches Geräuſch.

Bei einer anderen Gattung derſelben Familie, den echten Knurrhähnen (Trigla), von denen man 14 Arten kennt, ſind dieſe Brumm- und Knurrtöne noch ſtärker; ja wenn man Dufoſſes bezüglichen Beobachtungen glauben darf, verfügten zwei Arten dieſer Gattung über eine größere Zahl verſchiedener Töne, welche bald hellklingend quiekend, bald dumpfer knarrend oder brummend, bald wieder wie das Schnurren einer Katze ſich anhören. Dieſe Töne hört man ſowohl unter Waſſer, als beim Herausnehmen des Fiſches. Auch hier ſind es Muskeltöne, welche aber von mehreren, reichlich mit Nerven verſehenen Muskelpaaren in der Wand der Schwimmblaſe herrühren ſollen.

Solche Knurrtöne ſtoßen dann auch die Flughähne (Dactylopterus), gleichfalls den Panzerwangen angehörig, aus; ſie machen ſich als helles Knarren bemerkbar.

Obenan aber ſtehen durch ihre Fähigkeit, Töne hervorzubringen, unter allen Fiſchen die Umberfiſche (Sciaenidae), eine Familie der Knochenfiſche, von der man etwa 110 Arten zumeiſt aus dem Atlantiſchen und Indiſchen Ozean kennt Schon dem Ariſtoteles war dieſe Fähigkeit der Umberfiſche bekannt, über die von vielen Reiſenden bewahrheitete Schilderungen vorliegen. Der amerikaniſche Marineleutnant John White vergleicht die Töne dieſer Fiſche mit dem tiefen Baß einer Orgel oder Glockentönen, vermengt mit dem hohlen Rufe eines großen Froſches Am vernehmbarſten ſind die Töne des Trommelfiſches (Pogonias chromis L.); zieht man einen ſolchen Fiſch aus dem Waſſer, ſo hört man ein Geräuſch, als würden zwei große Steine aneinandergeſchlagen; in ſtillen Nächten hört man ſtundenlang ihr Trommeln. Ein anderer Fiſch dieſer Familie der Adlerfiſch (Sciaena aquila Risso), läßt anhaltende, monotone, durch kurze Pauſen unterbrochene Töne hören, die bald dem tiefen Tone einer Baßgeige oder Orgelpfeife, bald dem Klange einer Oboe gleichen, bald wieder einem tiefen Summen. Schwächer und noch dumpfer ſind die Töne des Schattenfiſches (Umbrina cirrhosa L.) Es hat den Anſchein, als würden ſich die Fiſche durch dieſe Töne miteinander in Verbindung ſetzen, denn wenn ihrer mehrere beiſammen ſind, laſſen ſie ſich am liebſten hören; auch ſagt man, daß ſie durch Nachahmung ihrer Töne angelockt werden können. Ohne etwas ganz Beſtimmtes ſagen zu können, hat man verſucht, die Entſtehung dieſer Töne teils durch das Reiben der bei den meiſten Arten vorhandenen mächtigen Schlundzähne aneinander, teils durch raſch aufeinanderfolgende Kontraktionen der Zwiſchenrippenmuskeln zu erklären, in welchem letzteren Falle die Luft in der Schwimmblaſe und dieſe ſelbſt gleichzeitig in Bewegung geſetzt würden und dieſe als Reſonanzboden wirken würde. Ohne Zweifel ſtehen die ungewöhnlich großen Gehörſteine dieſer Fiſche (im Mittelalter als Schutzmittel gegen allerlei Krankheiten hochgeſchätzt), ſowie die meiſt mit vielen Ausbuchtungen verſehene Schwimmblaſe mit dieſer Stimmfähigkeit in urſächlichem Zuſammenhange.

Wir müſſen es künftigen Unterſuchungen anheimgeben, in dieſer Frage weiteres Licht zu verbreiten, haben aber durch die vorſtehenden Mitteilungen jedenfalls den Beweis geliefert, daß man die Fiſche nicht ſo gemeinhin als ſtumme Tiere bezeichnen darf.

Dr. Friedrich A. Knauer.

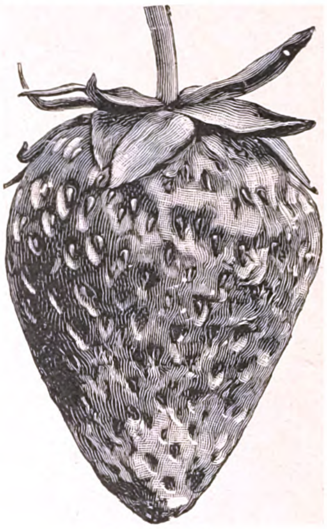


Fig. 4. Marlitt.

Der geſtirnte Himmel im März.

Um 9 Uhr abends naht das Sternbild des Widders ſeinem Untergang Stier und Orion ſtehen am weſtlichen Himmel, Regulus, der Hauptſtern des Löwen, ſteht nahe dem Meridian, am Oſthimmel iſt die Jungfrau mit dem hellen Stern Spica bereits aufgegangen und im Norden ſieht man Deneb im Schwan eben über dem Horizont. Mitternächtlich kulminieren in dieſem Monate im Süden der Becher, der öſtliche Teil des großen Löwen und der weſtliche der Jungfrau, beim Zenith der große Bär, und unter dem Pole der Kepheus und die Kaſſiopeia. Die Sonne erhebt ſich mehr und mehr über ihrem niedrigen Stand des Winters, ſo daß ſie am 21. genau im Oſten auf- und im Weſten untergeht, während ſie früher ihren Auf- und Untergang mehr ſüdlich hielt; ihr Aequator, der jetzt keinen Winkel mit der Erdbahn zu machen ſcheint, hat anfangs des Monats die ſtärkſte Krümmung gegen Norden.

Am 3. März tritt das letzte Mondviertel ein, am 10. iſt Neumond, am 17. erſtes Viertel, am 25. Vollmond. Am 10. März ſteht der Mond in Erdnähe, am 22. in Erdferne

Merkur geht noch immer der Sonne vorauf, nähert ſich ihr aber immer mehr und verſchwindet völlig in ihren Strahlen, am 24 ſteht er in oberer Konjunktion mit der Sonne; Ende des Monats tritt er in den aufſteigenden Knoten ſeiner Bahn.

Venus bleibt Morgenſtern und ſteht am 15. 2¾ Stunden vor der Sonne im Meridian, am 28. tritt ſie in den niederſteigenden Knoten ihrer Bahn.

Mars fährt fort ſich gegen Norden vom Himmelsäquator zu entfernen, doch kommt er immer früher in den Meridian, am 15. um 2 Uhr 40 Minuten, zu Ende des Monats

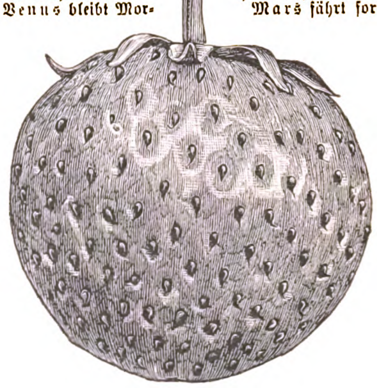


Fig. 2. Kothene.

um 2 Uhr 20 Minuten. Seine Sichtbarkeit in den Abendſtunden wird demgemäß immer beſchränkter.

Jupiter iſt in der erſten Hälfte des Monats wegen ſeiner Nähe bei der Sonne unſichtbar. Später tritt er, weſtlich von der Sonne ſtehend, allmählich aus den Strahlen, doch bietet er zunächſt für die Beobachtung noch kein günſtiges Objekt.

Saturn geht immer früher auf und kommt am 4. mit der Sonne in Oppoſition, geht folglich dann um Mitternacht durch den Meridian. Sein Ring iſt ſchmal, doch etwas breiter als im Februar.

Uranus ſteht Mitte des Monats gegen 2¼ Uhr früh im Meridian.

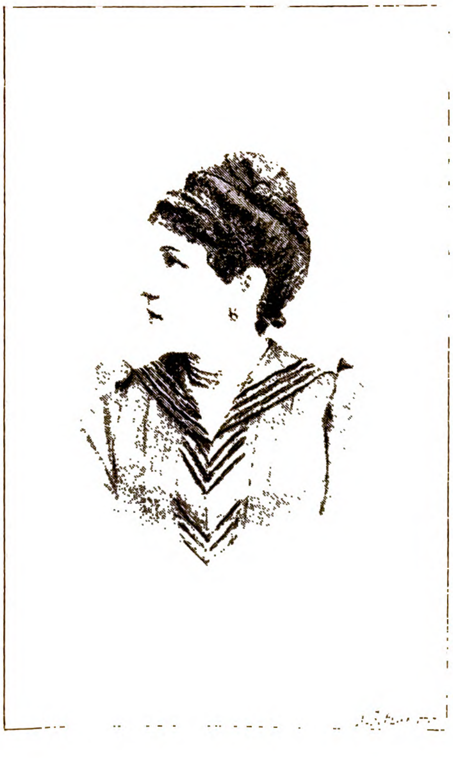
Phyſiognomiſcher Briefwechſel.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

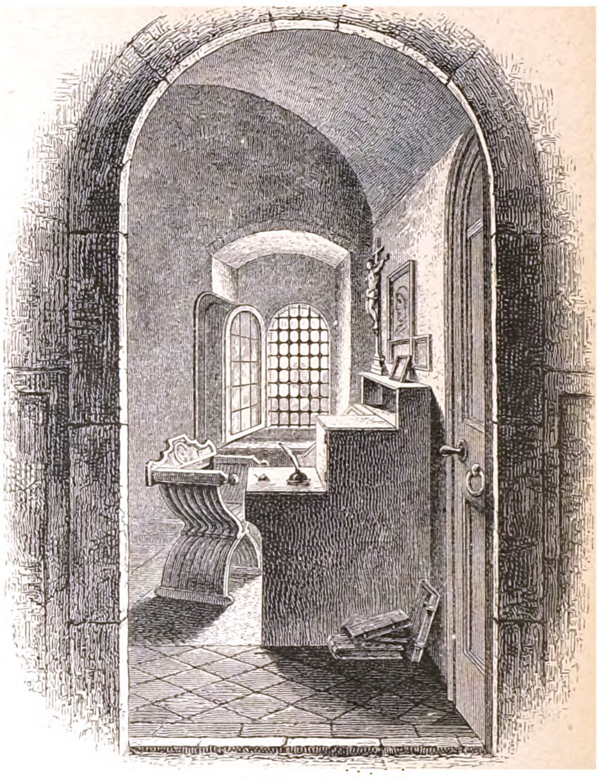
Schon wieder bringen Sie mein Herz in Gefahr. Es iſt ein Glück, daß ich Junggeſelle bin, denn würde meine Frau dies Bild bei mir entdecken, ſie würde mir keine ruhige Stunde mehr laſſen und tagtäglich, wenn ich nachſinnend daſitzen würde, mich aus meinen Träumen wecken mit dem Ausrufe: „Denkſt du wieder an die da mit dem glatten Geſicht und der Schleife in den Haaren, natürlich! Ich bin jetzt nicht mehr ſchön“ u. ſ. w. u. ſ. w. mit Grazie ad infinitum. Jedoch zum Glück in dieſem Fall entbehre ich noch meine ſchönere und beſſere Hälfte und kann demnach dieſe Photographie mit Muße und Vergnügen betrachten. Auffallend bei dieſer jungen Dame iſt die große Formenſchönheit des Geſichtes, die Reinheit der Linien, die Zartheit und die Beſtimmtheit der Modellierung. Intereſſant ſpringt aus dieſen vollendeten Formen die etwas ſpitze Naſe hervor, dies deutet auf einige Neugierde und eine gewiſſe Heftigkeit des Empfindens. Der kleine ſchöne Mund beſagt, daß die junge Dame Sinn für das Zierliche und Anmutige beſitzt und dies dem Großen und Heroiſchen vorzieht. Die nicht großen, aber ſchön geſchnittenen Augen laſſen auf weiches Fühlen und Gemüt ſchließen, welchem dem ſtark entwickelten Kinn nach doch eine gewiſſe Feſtigkeit und Stetigkeit die Wage hält. Die Stirne iſt nicht hervorragend in ihrem Charakter, jedoch ſehr ſchön gewölbt und läßt viel Phantaſie und Geiſteskräfte annehmen. Die junge Dame dürfte keine ſtarke Individualität ſein, dagegen ein liebenswürdiges, herziges Weſen, das gern glücklich ſein und glücklich machen möchte. Ein Hang zu ungewöhnlichem Denken und Handeln, große Thaten auf ſich zu nehmen, wird nicht im Charakter dieſer Dame liegen. Aber die ſcharf profilierte Naſe, der Schnitt der Augen, der Blick, ſchließen etwaiges ſchnelles, entſchloſſenes, vielleicht kühnes Handeln nicht aus. In Summa ein ſehr ſchöner, intereſſanter Mädchenkopf, bei welchem Anmut in der geſamten Seelenanlage vorwiegt.

Die Dame wird tauſend Verehrer haben; richten Sie ihr, verehrter Herr Redakteur, den ſchönſten Gruß von mir aus und ſagen Sie ihr, daß ſie den 1001. gewonnen in Ihrem Sie hochachtenden

Prof. Iſenbeck.



Savonarola.



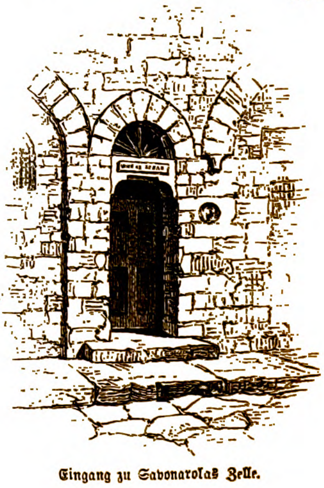
Savonarolas Zelle.

Zu den merkwürdigſten Märtyrern des mittelalterlichen Deſpotismus und Aberglaubens gehört unſtreitig der Dominikaner Girolamo Savonarola, der am 23. Mai 1498 auf der Piazza della Signoria zu Florenz den Tod auf dem Scheiterhaufen erlitt. Am 21. September 1452 zu Ferrara geboren, ſollte er als Angehöriger einer hochangeſehenen Familie Arzt werden, fand aber an dieſem Studium keinen Geſchmack, flüchtete deshalb und wurde am 25. April 1475 in Bologna Dominikaner. Im Jahre 1482 trat er auf Veranlaſſung des Lorenzo di Medici, des weiſen und gelehrten Regenten von Florenz, in das dortige Kloſter San Marco ein, entwickelte dort ein bedeutendes Rednertalent und ward 1488 Prior des Kloſters. In den Schein der Heiligkeit gelangt, wandte er ſich mit Heftigkeit gegen die Mißbräuche der Geiſtlichkeit und des Papſttums und führte auch, ſowohl in ſeinem Kloſter als auch anderwärts, Reformen durch. Nachdem Lorenzo di Medici am 8. April 1492 geſtorben und ihm ſein älteſter Sohn Pietro, ein in jeder Hinſicht ſchwacher Herrſcher, gefolgt war, betrat Savonarola mit ſeinen Predigten auch das politiſche Gebiet, verkündete eine nahe Revolution und betonte mit Nachdruck die Notwendigkeit der politiſchen Wiedergeburt Italiens. Da Pietro di Medici ſich manche Mißgriffe zu ſchulden kommen ließ und ſich ſogar den König Karl VIII. zum Feinde machte, hatte Savonarola leichtes Spiel, und als nun Karl VIII. im Jahre 1494 nach Italien kam, benutzten die Väter der Stadt die Gelegenheit, Pietro zu entſetzen und zu verbannen. Savonarola, nunmehr der Abgott des Volkes, wurde an die Spitze des Staatsweſens geſtellt. Aber die Heftigkeit und Rückſichtsloſigkeit, mit der er auch hier vorging — er ließ z. B. einige Bürger, die für Wiedereinſetzung des Medici aufgetreten waren, hinrichten — mehrte die ohnehin ſchon große Zahl ſeiner Feinde, darunter insbeſondere auch Papſt Alexander VI., den er angegriffen. Dieſer verbot ihm 1496 das Predigen bei Strafe der Exkommunikation, wodurch Savonarola ſich nicht beirren ließ. Indeſſen geſtaltete ſich auch die Stimmung des Volkes zu ſeinen Ungunſten, da er bei der im folgenden Jahre herrſchenden Peſt und Hungersnot nicht die erwartete Abhilfe hatte bringen können. Auch hatte er den Mißgriff begangen, die Schriften von Dante, Boccaccio und Petrarca verbrennen zu laſſen, was die Zahl ſeiner Gegner wiederum vermehrte. Durch dieſe Umſtände ermutigt, exkommunizierte ihn der Papſt Alexander VI. im Mai 1497. Aber durch die Stadtvertretung ermuntert, beſtieg Savonarola Anfangs 1498 wieder die Kanzel. Gleichzeitig erbot ſich einer ſeiner eifrigſten Anhänger, Fra Domenico Buonvicini, ſich zur Bekräftigung der Lehren ſeines Meiſters einem Gottesurteil zu unterwerfen, d. h. durchs Feuer zu gehen, wenn einer der Gegner ein Gleiches thun wolle. Ein Franziskaner nahm gegen alles Erwarten die Herausforderung an. Am 7. April 1498 ſollte das Gottesurteil vor ſich gehen, aber über dem Streit, ob die beiden Kämpfer ein Kreuz, oder, wie Savonarola wollte, eine geweihte Hoſtie bei ſich tragen ſollten, wurde es Abend und ein Platzregen löſchte die ſchon angezündeten Scheiterhaufen aus. Dieſen Umſtand wußten die Gegner für ſich zu benutzen, indem ſie dann dem Volke die Meinung beibrachten, daß das ein Zeichen gegen Savonarola ſei, der infolgedeſſen als ein Betrüger und falſcher Prophet daſtehe. Dem Druck der Verhältniſſe weichend, wandte ſich nun auch die Stadtvertretung von Savonarola ab. Er wurde verhaftet. Unter Vorſitz des Dominikanergenerals Turriano ward ihm der Prozeß gemacht und durch die Folter das Geſtändnis abgezwungen, daß er als Betrüger gehandelt habe. Die Nachwelt hat freilich das Gegenteil erkannt und ihn durch Denkmäler und Geſang verherrlicht.

Falſch aufgefaßt.

Kaiſer Joſeph II. befand ſich einſt auf einer Reiſe in Ungarn, um ſich mit eigenen Augen von dem Zuſtande der Truppen zu überzeugen. Bei Temesvar fand eine größere Revue ſtatt, bei welcher der Kaiſer mit ſeinem Gefolge die Front abritt. Da fiel ihm unter den dicht herandrängenden Zuſchauern ein Bauer von ganz außergewöhnlicher Körperlänge auf; der Monarch ritt zu ihm heran und fragte wie viel Schuh er habe. Der Mann, dem die militäriſche Ausdrucksweiſe über das Längenmaß der Mannſchaften unbekannt war, antwortete verlegen, er beſitze ein Paar Schuhe und ein Paar Stiefel. „So, das iſt ſchön!“ verſetzte Joſeph mit hellem Lachen, „da haſt du drei Dukaten, kaufe dir noch ein Paar Pantoffel dazu!“

M. L.



Eingang zu Savonarolas Zelle.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Citatenrätſel.

Aus jedem der folgenden Citate iſt ein Wort zu wählen. Die zu ſuchenden Wörter ſollen ein anderes Citat aus Schillers „Wilhelm Tell“ bilden.

1. Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt.
2. Ich kann nicht lange prüfen oder wählen.
3. Die Schlange ſticht nicht ungereizt.
4. Laßt ihren Kummer reden, laßt ſie klagen.
5. Auch über uns hängt das Tyrannenſchwert.
6. Sie reichten mir die harten Hände dar.
7. Den blut'gen Spruch muß man nicht raſch vollzieh'n.
8. Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.
9. Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.
10. Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte.
11. Früh übt ſich was ein Meiſter werden will.
12. Wir wollen nicht frohlocken ſeines Falls.
13. Eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte.
14. Ein Sprung von dieſer Brücke macht mich frei.

Die Citate 4, 7 und 13 ſind aus Schillers „Wallenſtein“, alle übrigen aus „Wilhelm Tell“.

Magiſche Silbenquadrate.

I. II.

da	da	el	a	a	ko
le	mi	ni	na	na	nas
ni	ri	ri	re	re	si
ma	ma	na	a	a	da
na	pa	pan	i	i	na
ren	ta	ta	se	si	si

III. IV.

In jedem dieſer vier Quadrate ſind die Silben ſo zu ordnen, daß die einander entſprechenden ſenkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. Dieſelben bedeuten:

I. eine Stadt in Spanien, eine Stadt in Italien, einen bibliſchen Namen;

II. eine außereuropäiſche Halbinſel, eine Stadt in der Nähe des Veſuv, eine Frucht;

III. eine bekannte Landenge, einen Fluß in Dalmatien, ein Kap in Europa;

IV. einen Fluß am Südabhange der Alpen, einen bekannten Berg in Aſien, eine Oper.

Scherz-Rätſel.

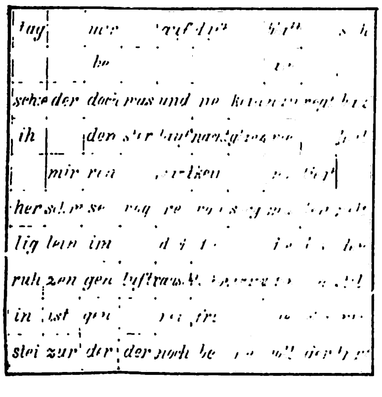
(Bayriſch.)

Ein Münchener litt jüngſt daran
Und hütete das Zimmer,
Doch kaum, daß er ſich beſſer fühlt',
Litt's ihn daheim halt nimmer.
Er warf ein ä hinein und ſaß
Bald drin bei ſeiner fünften Maß.

Palindrom.

Vorne und hinten bin ich gleich,
An deiner Seite, da iſt mein Reich;
Ob es die rechte die linke ſei,
Das bleibt ſich völlig gleich dabei.
Aber unnahbar mich das alles flieht,
Was vor oder hinter dir geſchieht.

Röſſelſprung.



tag	me	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
		be				[illegible]	
sche	der	doch	was	und	ne	[illegible]	[illegible]
ih		den	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
	mir	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	
her	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
lig	lein	im	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
ruh	zen	gen	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
in	ist	gen	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
stei	zur	der	der	noch	be	[illegible]	[illegible]

Logogriph.

In der Mehrheit drückt's ſchwer,
In der Einheit noch viel mehr.

Skataufgabe Nr. 57.

A, B, C ſpielen Muß-Grand, d. h. wenn keiner Grand anſagt, geht Point-Ramich.

B ſpielt mit den folgenden Karten Grand: Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-10, Carreau-10, Carreau-König, Coeur-Aß, Coeur-König.

Erſter Stich: Treff-Aß, Treff-9, Treff-König.

Zweiter Stich: Treff-10, Treff-8, Treff-Dame.

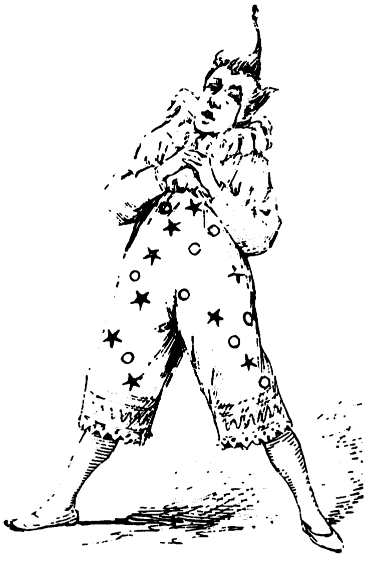
Dritter Stich: Pique-Dame, Pique-10, Pique-König

Die Gegner erhalten im ganzen weniger als 10 Points.

A hatte keinen Buben.

Welche Karten lagen im Skat? Welche Karten hatte C? Wie war der Gang des Spiels.

Buchſtabenrätſel.



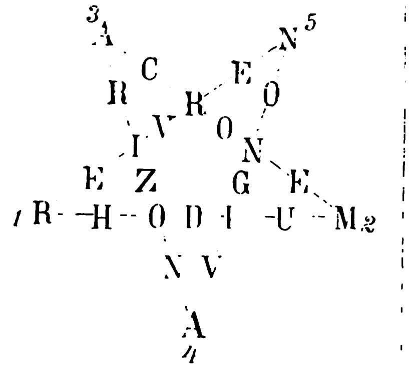
N̊ E A G E S K R I
E E B F N E C I!

Silbenrätſel.

Die zweite hält die erſte frei,
's wär denn, daß ſie das Ganze ſei.

Auflöſungen zu Heft 6, S. 573.

Gedenkfeier-Bilderrätſel: Die Strahlen des Sternes ſind dreierlei Länge: ſolche die nur bis zum Buchſtaben reichen, ſolche die zur Hälfte den Buchſtaben treffen, und ſolche, die darüber hinausreichen. Lieſt man die ſämtlichen Lettern von links nach rechts in obiger Ordnung einzeln ab, ſo erhält man den Namen des Gefeierten: Franz Grillparzer. **Rätſel:** Morgen **Anagramm:** Nomade, Monade. **Logogriph:** Sauflust, Kauflust, Rauflust. **Homonym:** Stift. **Drudenfuß:**

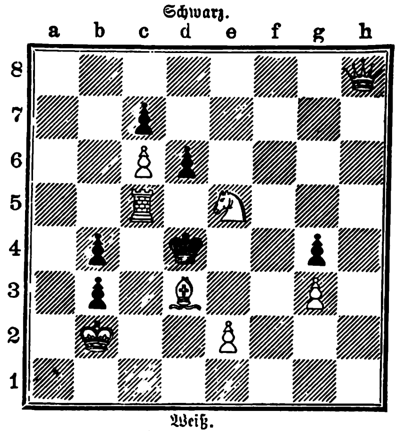


1. Rhodium, 2. Mercœa, 3. Arizona, 4. Avignon, 5. Nervier. **Scherz-Palindrom:** Alle, Ella.

Schachaufgabe Nr. 83.

Von K. Muſil in Prag.

Schwarz.



Weiß.

(8 + 6 = 14.)

Weiß zieht an und ſetzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LXXV.

Von H. Cudmore in London.

Weiß: Ka8. Dh8. Ta5 La6, e5. Se2, g1. Bd2, f5.
Schwarz: Ke1. Bc5, d6, e6, f3, g5.

Weiß zieht an und ſetzt in zwei Zügen matt.

Löſung von Nr. 82.

1. Sd5 — f4	Ke5 — f4:
2. Dd3 — d6 +	Kf4 — g4
3. f2 — f3 ‡.	
1.	Tg7 — e7:
2. Dd3 — d6 +	Ke5 — d6:
3. Sd2 — c4 ‡.	
1.	Se2 — d4
2. Dd3 — d4: +	Ke5 — d4:
3. Le7 — f6 ‡.	
1.	Tg7 — g6
2. Sf4 — g6: +	Lh5 — g6:
3. Dd3 — d6 ‡.	

Löſung von Nr. LXXIV.

1. Td1 — d2	Sb1 — d2:
2. Se1 — c5	S zieht
3. Sc5 — b3 ‡.	
1.	Sb1 — a3 +
2. Kc2 — b3	beliebig
3. Td2 — a2: reſp. d1 ‡.	
1.	Sb1 — c3
2. Kc2 — c3:	Ka1 — b1
3. Td2 — d1 ‡.	

Eingelaufene Löſungen.

Nr. 80 wurde gelöſt von Dr. Walk in Heidelberg, R. Militz in Querfurt. Nr. LXXII ebenſo.

Briefwechſel.

C. H. in Aſterlagen. Aufgaben mit einer Nebenlöſung ſind eigentlich nicht erlaubt; Nebenlöſungen ſind aber mitunter nur ungemein ſchwer zu vermeiden, laufen daher ſehr häufig mit unter.

v. Frühbohn in Wallerode. Sie haben richtig gelöſt Nr. 79, LXXI und zu Nr. 78 die Nebenlöſung gefunden. Auf den Gegenzug 1 ....., Kd6 — e5 in Nr. 78 entſcheidet 2. Ld5 — b3 + ꝛc. (nicht Ta1 — e1 +) und bei 1. ...., d3 — d2 zuletzt 3. Ld5 — b3.

Scherzrebus.

n
n n
n
n n n
n
N

Auflöſung der Skataufgabe Nr. 56.

Das Spiel iſt nur verlierbar, wenn Vorhand den Carreau-Buben, Coeur-Aß, Coeur-10, Coeur-Dame ꝛc., und wenn Hinterhand zwei Aſſe und eine Zehn hat.

Vorhand muß dann den Carreau-Buben ſpielen und Hinterhand die Coeur-9 abwerfen. Vorhand macht nun drei Coeur-Stiche, Hinterhand wimmelt zwei Aſſe und eine Zehn und die Gegner haben 60 Points.

Neue Erfindungen.

Von

H. Grundke.

Riemenbefeſtigung für Schlittſchuhe von Eduard Engels in Remſcheid. An Schlittſchuhen, bei denen die Befeſtigung durch Sohlenklammern und Abſatzklaue bewirkt wird, werden häufig noch, um dem Fuß bei nicht ganz gut ſitzendem Schuhwerk gegen Umſchlagen einen beſſeren Halt zu geben, beſondere Riemen in Anwendung gebracht. Ein ſolcher Riemen wird entweder, durch den hinteren Teil des Laufes gehend, als Abſatz- oder Hakenriemen angeordnet oder der Riemen wird als einfacher Vorderriemen an der Sohlenplatte angebracht und über den Vorderteil des Fußes gelegt. Der Anzug ſolcher Riemen erfolgt unabhängig von der Klauen- oder Abſatzbefeſtigung in der Regel mittels Schnalle. In der Fig. 1 iſt nun eine Stellvorrichtung (von unten geſehen) dargeſtellt, bei welcher ein Riemen gleichzeitig mit der Abſatz- und Sohlenbefeſtigung Anzug erhält, und zwar erfolgt dieſer Anzug ganz unabhängig von der Bewegung der Sohlenklammern oder der Abſatzklaue durch die für dieſe vorgeſehene Anzugvorrichtung. Es werden zu dieſem Zweck die Sohlenklammern a a, je in zwei Schlitzen b b bezw. b′ b′ auf Bolzen oder Schrauben i i, geführt und jede dieſer Klammern mit einem Doppelhebel c bezw. c, kombiniert. An den längeren Armen dieſer Hebel ſind die Enden des Riemens befeſtigt, der entweder, wie bei r angedeutet, einfach über den Fuß gelegt oder, wie durch r, gezeichnet, durch einen im Laufeiſen angebrachten Schlitz gezogen werden kann, wobei er dann den Fuß kreuzweiſe überſpannt. Die kürzeren Hebelarme ſind durch die Stangen d d mit dem durch die Schraube f verſchiebbaren Nocken g in Verbindung gebracht.

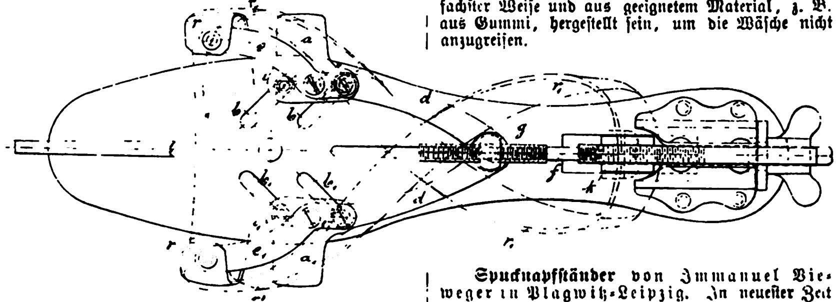


Fig. 1. Riemenbefeſtigung für Schlittſchuhe.

Durch dieſe Einrichtung iſt es alſo möglich gleichzeitig mittels der einen Schraube f die drei verſchiedenen Befeſtigungsmittel, die Abſatzklaue k, die Sohlenklammern a a, und einen über den Fuß gelegten Riemen r bezw. r, ohne vorher irgend eine Einſtellung eines der Mittel auf die Größe des Fußes vornehmen zu müſſen und jedes unabhängig von dem andern anzuziehen.

Waſchmaſchine von G. Scheinert und Aug. Ahlborn in Berlin. Die im Fig. 2 in einem Längsſchnitt dargeſtellte Waſchmaſchine reinigt die Wäſche durch Reibung zwiſchen zwei rauhen Arbeitsflächen und zwar in einem offenen Behälter, ſo daß man das Fortſchreiten der Reinigung leicht beobachten, das Wäſchebündel nach Bedarf wenden und ſonſtige Nachhilfe geben kann. Die Maſchine hat außerdem den Vorteil, daß die Waſchflüſſigkeit, Seifenlauge u. ſ. w. während des Waſchens beliebig gewechſelt und zuletzt durch reines Waſſer zum Spülen erſetzt werden kann, ohne daß man die Wäſche herauszunehmen braucht. Der Betrieb erfordert nur geringe Kraftanſtrengung. Die Einrichtung iſt folgende. Der Boden des auf einem Bock C ſchräg ruhenden, an den beiden Schmalſeiten offenen Kaſtens A iſt mit Querrippen oder Querwellen verſehen. Auf dieſem Boden wird die Wäſche mittels eines aufliegenden, an der Unterſeite ebenfalls mit Rippen oder Wellen beſetzten Klotzes B in der Längsrichtung des Kaſtens hin und her bewegt und durch Reibung in einer geeigneten Waſchflüſſigkeit gereinigt. Der Klotz B wird mittels Gelenkſtangen d durch eine Kurbelwelle e bewegt. Von derſelben Welle wird durch die Kurbel g mittels der Stange f die Pumpe D in Betrieb geſetzt, welche durch das Saugrohr h aus einem untergeſetzten Behälter die aus dem Kaſten A abfließende Lauge immer wieder aufſaugt und durch das Rohr K oben in den Kaſten von neuem zuleitet. Will man die Waſchflüſſigkeit wechſeln, ſo verbindet man nur das Saugrohr, welches einfach aus einem Gummiſchlauch hergeſtellt ſein kann, mit einem anderen Behälter, der die neue Waſchflüſſigkeit oder ſchließlich reines Waſſer zum Spülen enthält. Um die Wäſche einzulegen, zu wenden oder herauszunehmen, hebt man nur den auf ſie drückenden Klotz B empor. Die Reibflächen des Kaſtens und Klotzes können in mannigfachſter Weiſe und aus geeignetem Material, z. B. aus Gummi, hergeſtellt ſein, um die Wäſche nicht anzugreifen.

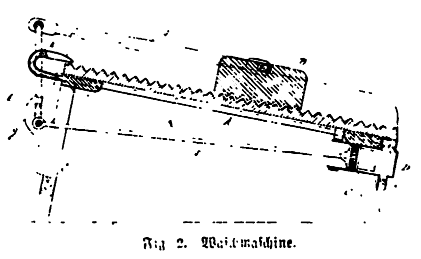


Fig. 2. Waſchmaſchine.

Spucknapfſtänder von Immanuel Bieweger in Plagwitz-Leipzig. In neueſter Zeit iſt wiederholt und dringend darauf hingewieſen worden, wie notwendig zur Verhütung von Krankheitsübertragungen die Aufſtellung und Benutzung von Spucknäpfen iſt. Zur zweckmäßigen Einrichtung für Zimmer, beſonders für die Beſuchszimmer, gehört neben einer nicht unſchönen Form auch genügende Sicherheit gegen das Verſchütten des Inhalts. Beiden Bedingungen ſucht der in Fig. 3 dargeſtellte Ständer gerecht zu werden. Der Napf A hat eine ſtark ausgebauchte Geſtalt, welche geſtattet denſelben mit desinfizierender Flüſſigkeit oder feuchtem Sand und Sägeſpänen zu füllen und ein Herauslaufen beim Umfallen zu verhüten. Der Napf wird durch die vier verzierten Träger B derart umfaßt, daß deren Naſen a die untere Verbreiterung des Napfes feſthält. Die vier Träger ſind in einer Scheibe H radial nach außen verſchiebbar, ſo daß der Napf leicht aus dem Ständer behufs Reinigung herausgenommen werden kann. Am unteren Teil der Träger befinden ſich nach allen Seiten hin drehbare Rollfüße K, welche dem Ganzen eine leichte Beweglichkeit verleihen, ſo daß der Napf ohne Mühe von einer Stelle zur andern geſchoben werden kann.

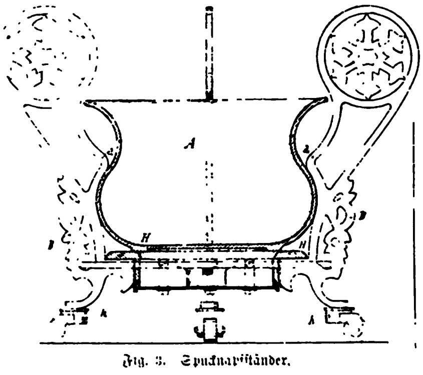


Fig. 3. Spucknapfſtänder.

Blumenſchlacht in Nizza.

(Hierzu eine Kunſtbeilage.)

Während bei uns in Deutſchland der Winter noch als uneingeſchränkter Herrſcher ſchaltet, hält an den Geſtaden der Riviera bereits der Lenz ſeinen Einzug und ſtreut mit freigebiger Hand ſeine Blumen über die Flur. Da herrſcht jetzt ein reges, luſtiges Leben, die Saiſon iſt auf ihrer Höhe, von allen Himmelsgegenden ſind die Fremden herbeigereiſt dem Lenz entgegen und in den großen und kleinen Kurorten, zumal in dem herrlichen Nizza wimmelt es von Gäſten. Das Hauptſchauſtück des Karnevals iſt der Blumenkorſo auf der weltberühmten Promenade des Anglais, die ſich dem blauen Meer entlang zieht und der Vereinigungspunkt der glänzendſten Geſellſchaft iſt. Wagen, Reiter und Fußgänger drängen ſich in buntem Gewirr auf dieſer prachtvollen, mehrere Kilometer langen Strandſtraße und alles iſt mit Blumen aufs reichſte geſchmückt. Hinüber und herüber fliegen die duftigen Wurfgeſchoſſe, es iſt eine wahre Blumenſchlacht. Aus dieſem Kampf hat der Zeichner eine der reizendſten Epiſoden herausgegriffen und der Dichter hat ſie mit ſeiner prophetiſchen Phantaſie ſo glücklich ergänzt, daß wir das Schiedsgericht dem Leſer und Beſchauer ruhig überlaſſen können.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

März.

Kräuterſuppe. Man nehme zwei Handvoll Sauerampfer, zwei Handvoll Kopfſalat, eine halbe Handvoll Kerbel, eine halbe Handvoll Peterſilie und eine viertel Handvoll fette Henne, alles wohl gewaſchen und ausgeſchnellt (nicht ausgedrückt), ſchneide es fein und übergieße es mit zwei Eßlöffel reinem Suppenfett, decke es zu und laſſe es eine Stunde recht langſam dämpfen; gieße nun 1½ l kochende Fleiſchbrühe daran, würze mit Salz und Muskatnuß und richte, wenn es noch eine Weile gekocht hat, über in Butter geröſtete Weißbrotſchnittchen an.

Später, wenn es Spargel gibt, werden die Kräuter nicht mehr geſchnitten, ſondern nur fein gezupft und man fügt noch zwei Handvoll in erbſengroße Stückchen geſchnittenen dünnen Spargel und olivenförmig geſchnittene junge Möhrchen hinzu, kann dieſe aber auch nur in vier Teile ſpalten. Noch ſpäter erſetzt man den Spargel durch eine gleiche Menge grüner Erbſen und im Herbſt nimmt man Möhren (ohne das Innere, welches nicht fein ſchmeckt), eine halbe Peterſilienwurzel, ebenſoviel Sellerie, alles feinwürfelig geſchnitten und eine Handvoll haſelnußgroße Zwiebelchen. Es thut nichts, wenn man auch nicht alle Kräuter beiſammen hat und man nimmt dann nur etwas mehr von den vorhandenen.

Gedämpfte Kalbsleber mit Reis. Man häutele eine ſchöne, recht weiße Kalbsleber und ſtecke fingerlange und fingerdicke Stücke Speck und acht Gewürznelken hinein; gebe Butter, Speckſcheiben, zwei zu Scheiben geſchnittene Zwiebeln, einige Körner engliſch Gewürz und etwas Zitronenſchale in eine Kaſſerolle, lege die Leber mit der oberen Seite nach unten darauf, decke ſie zu und laſſe ſie andämpfen, wende ſie um, gieße etwas Fleiſchbrühe daran und mache ſie ſo fertig; erſt zuletzt kommt Salz daran und man gibt die Sauce, welche recht ſämig ſein muß, durch ein Sieb darüber und umlegt die Leber mit Reis, von dem man ¼ k blanchiert, mit ⅜ l Fleiſchbrühe, 90 g Butter, einer Zwiebel, Salz und ſechs weißen Pfefferkörnern weich und dick eingekocht. Dann nimmt man die Zwiebeln heraus, garniert ſie um die Leber, begießt dieſe mit brauner Butter und beſtreut ſie mit Parmeſankäſe.

Gefüllter Sellerie. Man ſchneide große, ſchöne Sellerieköpfe rund und oben ein Deckelchen mit den Herzblättchen davon ab, höhle ſie aus, koche ſie in Salzwaſſer weich und lege ſie auf ein Tuch; fülle ſie mit Farce, befeſtige die Deckel mit einem Hölzchen, ſetze die Köpfe nebeneinander in eine mit Butter beſtrichene flache Kaſſerolle und gieße Bouillon daran. Wenn ſie gar ſind, ſo dämpfe man einen Eßlöffel Mehl in einem Stückchen Butter gelb, thue es an den Sellerie und laſſe ihn damit noch etwas kochen.

Zur Farce nehme man, für acht bis zehn Köpfe, etwa ¼ k gebratenes Fleiſch, hacke es mit 30 g Speck, Zwiebel und Peterſilie ganz fein und rühre es mit zwei Eidotter und zwei Eßlöffel voll dickem Rahm, Salz und Muskatnuß an, kann ſtatt des Rahms auch den Saft einer Zitrone nehmen.

Matelote von Aal. Man ſchneide Weißbrot zu großen Rauten, röſte ſie in 125 g heißer Butter ſchön gelb und nehme ſie heraus; thue an deren Stelle zwei Dutzend kleine Zwiebeln, die man, ſowie ſie etwas angedämpft ſind, ebenfalls herausnimmt und nun den in Stücke geſchnittenen Aal hineingibt, eben anbratet und auch herausnimmt. Mit der zurückgebliebenen Butter und einem Theelöffel Mehl mache man jetzt eine braune Einbrenn (Mehlſchwitze), rühre ſie mit einem Glas rotem Wein und ebenſoviel Bouillon an, füge Salz und ein wenig Cayennepfeffer hinzu. danach die Zwiebelchen, die man darin mehr ziehen als kochen und nicht ganz gar werden läßt, und zuletzt den Aal, der nur eine halbe Stunde zum Garwerden bedarf, gieße während des Kochens nach Bedarf und nach und nach noch etwas Bouillon an die Sauce, die gebunden ſein muß, richte die Aalſtücke pyramidenförmig an, umgebe ſie mit der Sauce und umlege die Schüſſel mit dem geröſteten Brot, welches man im Backofen wieder heiß werden läßt.

Gebratene Haſelhühner mit Hopfenſalat und Apfelſinenkompot. Man ſpicke die Hühner über die Bruſt fein mit Speck und brate ſie, wenn es nicht am Spieße geſchehen kann, welches immer am beſten iſt, in heißer Butter und indem man vor dem Anbraten hin und wieder ein wenig kochendes Waſſer zufügt, unter fleißigem Begießen, garniere ſie beim Anrichten mit recht ſpröde geröſteten, mundgerechten Speckſtreifchen und ſerviere den Salat und Kompott dazu.

Hopfenſalat. Man binde die ſehr zarten Hopfenkeimchen zu Bündchen und koche ſie in geſalzenem Waſſer weich, richte ſie, nachdem man ſie losgebunden, kranzförmig an und übergieße ſie, noch warm, mit Eſſig und Oel, ſerviere aber kalt.

Apfelſinenkompott. Man ſchäle vier ſchöne Apfelſinen, ſchabe die weiße Haut ſo rein wie möglich ab und teile jede in acht Stücke, ohne die zarte Haut dazwiſchen zu beſchädigen; gebe ſie dann mit dem Safte einer Apfelſine und 125 g geſtoßenem Zucker in eine Kaſſerolle, laſſe ſie über dem Feuer, bis der Sirup ſich an die Apfelſinenſtücke anhangt, und lege ſie nach dem Erkalten kranzförmig in die Kompottſchale.

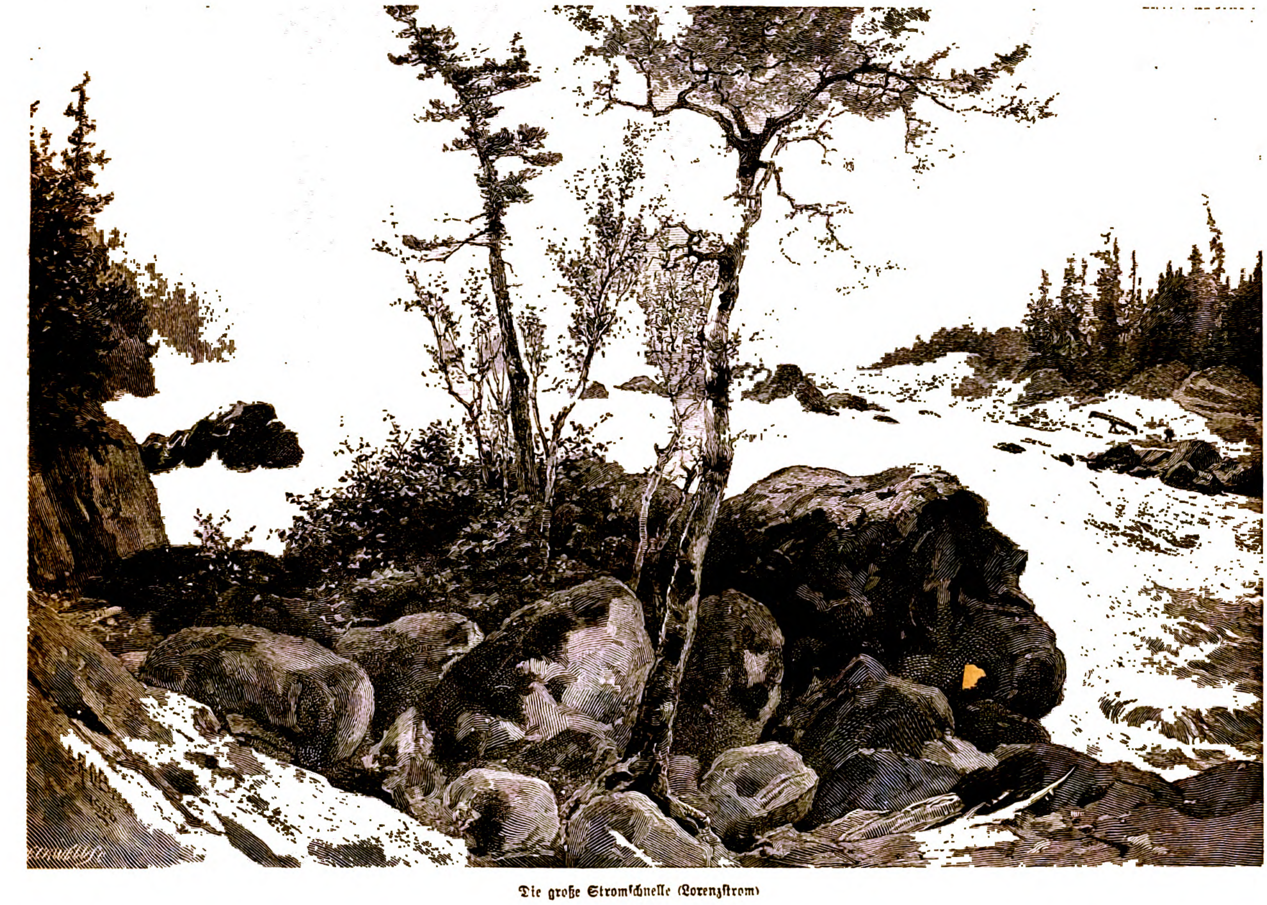
Mandelcreme. Man koche in $^5/_4$ l Rahm 175 g feingeſtoßene gebrannte Mandeln und eine halbe Stange Vanille, decke dann die Kaſſerolle feſt zu und laſſe die Maſſe abkühlen; gieße ſie nach einer Stunde durch ein Sieb, bringe ſie wieder aufs Feuer und bis vors Kochen und gebe ſechs Eidotter und ſechs ganze Eier, kräftig verquirlt, dazu, ſchlage die Creme ganz ſchaumig, bis ſie abgekühlt iſt, fülle ſie in Cremegläſer und ſerviere recht kalt.

Wiener Torte. Man gebe $^3/_8$ k fein geſiebten Zucker, das fein abgeriebene Gelbe einer Zitrone und einen halben Theelöffel Zimmet in eine irdene Schüſſel, ſchlage nach und nach ſechs Eier und ſechs Eidotter dazu und rühre es eine halbe Stunde lang recht ſchaumig. Unterdeſſen werden $^3/_8$ k ſehr friſche, ungeſalzene Butter geklärt, abgeſeiht und nebſt $^3/_8$ k feinſtem geſiebtem Mehl unter die Maſſe gerührt, welches ſehr achtſam geſchehen muß, damit die Butter nicht zu heiß, ſondern nur warm ſei und langſam mit dem Mehl untergerührt werde, ſonſt wird die Maſſe leicht bröckelig; zuletzt gießt man den ſteifen Schnee von ſechs Eiweiß darunter, ſtreicht von der Maſſe drei gleiche, federkieldicke, runde Platten aufs Backblech und backt ſie bei mittlerer Hitze ſchön lichtbraun, löſt ſie dann gleich mit einem dünnen langen Meſſer vom Bleche ab und beſtreicht zwei dieſer Platten, wenn ſie kalt ſind, mit zwei verſchiedenem Eingemachtem, eine z. B. mit Aprikoſenmarmelade und die andere mit Johannisbeergelee, legt ſie übereinander und glaſiert die obere Seite mit einer Zitronenglaſur, zu der man $^1/_8$ k feingeſiebten Zucker mit zwei Eiweiß wohl verrührt und während des Rührens etwas Zitronenſaft dazu preßt.

Nußküchlein. Man rühre vier Eier, 125 g Zucker und acht eingemachte Nüſſe, dieſe ganz fein geſchnitten, drei Viertelſtunden lang und dann mit 250 g feinem Mehl noch eine Viertelſtunde, ſetze Häufchen davon auf ein mit Butter beſtrichenes Backblech und backe ſie hellbraun.

Auf dem Lorenzſtrom.

Der Sankt Lorenzſtrom iſt einer der größten Ströme der Welt, ſeine Waſſermenge übertrifft die des Miſſiſſippi vielleicht um das Dreifache. Er bildet auch die bedeutendſte Verkehrsader des britiſchen Nordamerika und führt ungeheure Mengen Holz und eine große Anzahl Schiffe hinab zum Meere. Bei Kinſton iſt der Strom 15 km breit und in ihm liegen zweitauſend Inſeln auf einer Strecke von 50 km. Zwiſchen und hinter dieſen Inſeln bildet der Strom eine große Menge Stromſchnellen, von denen eine wir, der große Fall genannt, unſeren Leſern hier vorführen. Die Mehrzahl dieſer Schnellen paſſieren Dampfſchiffe im ſchnellen Hinabgleiten, andere werden durch Kanäle umgangen. Landſchaftlich gehört dieſes Fluß- und Waldgebiet zu dem Eigenartigſten und Schönſten der Welt. Es hat Aehnlichkeit mit ſchwediſchen Szenerien, nur daß dieſe Inſeln und Fälle einen ernſteren, ſtilleren und erhabeneren Charakter zeigen.



Die große Stromſchnelle (Lorenzſtrom)

Graphologiſche Antworten.

Menſch, erkenne dich ſelbſt. Sie halten auf Zierlichkeit und Nettigkeit, alles Rohe, Unfeine widerſteht Ihnen und Sie fühlen dasſelbe inſtinktiv heraus — Sie ſtreben nach Klarheit — nicht immer mit Erfolg — denn der Wille iſt ſchwach, obgleich gut und ehrlich — neigen etwas zu Mißtrauen und ſind vorſichtig, eher kühl. Beſcheiden — geordnet, zu Träumereien und mutloſer Aengſtlichkeit geneigt.

Amalie. Eine ungebildete Schrift, die nicht viel Gutes beſagt: Unzuverlaſſigkeit, Mangel an Offenheit und wenig Herzensgüte. Sehr empfindlich, ſehr ſpitzig, leicht unzufrieden, unangenehm.

Abonnent in Karlsruhe i. B. Leidenſchaftlich in der Anlage, ſtark durch Selbſtbeherrſchung. Begeiſterungsfähig in überlegender Weiſe; alles ernſt nehmend, ſpöttiſch, kauſtiſch, klar, groß, vornehm in der Geſinnung, weicher, als man es zeigen will, höflich im Auftreten, energiſch, ruhig — ein Prachtcharakter.

Guſtav E., Wien. Ein geſellſchaftlich liebenswürdiger Menſch, der jedenfalls Künſtlerfähigkeiten, aber mehr praktiſches Können als ſelbſtändige Konzeption beſitzt und in ſeinen Unternehmungen eher zaghaft zurückhaltend als ungeſtüm voreilig. Ein ausgeſprochener Takt, ein feines Empfinden, aber auch Eitelkeit und Egoismus.

M. N. A. H. Solch ungläubige Thomaſe wünſchte ich immer privatim mit Erklärung der Zeichen beurteilen zu dürfen — die Erfahrung lehrt, daß ſie dann ſchnell bekehrt. Hier iſt der Raum leider zu knapp zu erſchöpfender Beſprechung. Etwas ängſtlich, mutlos und trotz praktiſchen Anlagen ein wenig umſtändlich, über den Nebenſachen die Hauptſache vergeſſend, auch geneigt, vorab das ideale Moment einer Sache einſeitig ins Auge zu faſſen. Uebelnehmiſch, aber rein weiblich.

A. A. Ein geſcheiter Mann, der zu ſchweigen weiß, wo er nicht reden will, der raſch erfaßt und gewandt iſt, auch logiſch denkt. Sparſam, doch gutherzig und nicht ſelbſtſüchtig. Zu bewegliches Naturell, um energiſch zu ſein, doch beſtimmt.

H. B., London. Guter Geſchmack, Originalität und Geiſtesfreiheit, vornehme Liebhabereien und dabei doch Sparſamkeit, wenn auch ungleichmäßig. Nicht nur Defenſive, auch Aggreſſive, etwas zur Schikane neigend, aber ohne Härte und Schroffheit.

P. J. 1870. Erwerbſinn, überhaupt materielle Intereſſen, z. B. auch Verſtändnis für Tafelfreuden, daneben indes auch geiſtige Diſtinktion. Feſter Wille, nicht ungeſtüm, aber hie und da etwas voreilig — Spottluſt und etwas Kauſtik, doch ohne Bosheit. Geſellſchaftlich liebenswürdig ohne Schroffheit.

N. S., Mainz. Formenſinn, Schönheitsgefühl, geiſtige Klarheit, Pünktlichkeit auch in kleinen Dingen. Liebe zur Diskuſſion, aber hie und da etwas vorſchnell in Urteil und Rede, auch gerne widerſprechend. Sind Sie Apotheker?

Diana Km. Ein höchſt erregbarer, leicht beleidigter und dann unangenehmer Charakter, voll Widerſpruchsgeiſt und unklar im Urteil. Sehr wechſelnd in der Stimmung und ſehr eitel, etwas umſtändlich in allem und oft ungeſtüm, manchmal ebenſo ſcharf als in der Regel gutmütig. Im ganzen verſchloſſen.

Martha. Raſche Entſchlußfähigkeit, Mut zu weitgreifenden Handlungen, hochſtrebende Gedanken fehlen, obwohl der Charakter der Feſtigkeit nicht entbehrt. Etwas eitel, etwas geneigt zu Träumerei, aber doch nicht ohne Selbſtbeobachtung und Takt.

A. W. in Bururesci. Recht egoiſtiſch und von ſich ſelbſt eingenommen, dabei eitel und bemüht aufzufallen, auch prätentiös. Sie haben viel Phantaſie und auch Schönheitsgefühl, aber Sie wiſſen nicht Maß zu halten. Sie ſind lebhaft, aber nicht energiſch, gutmütig, aber leicht zu beeinfluſſen ꝛc. ꝛc.

Abonnent G. in Schft. Das Sparen wird Ihnen furchtbar ſchwer, immer wieder überſchreiten Sie Ihr Budget. Das Repräſentieren iſt eben gar ſo ſchön. Dabei zeigt ſich ein gewiſſer Schwung, eine gewiſſe Nobleſſe — ein ſympathiſches, freundſchaftliches Weſen und viel Heiterkeit und Humor; Freude am Anordnen und Ehrgeiz, ſowie ein klares Urteil und Intelligenz unterſtützen dieſe Anlagen, aber Sie können heftig werden und bleiben nicht immer bei der Defenſive ſtehen.

H. M. in N. Ein guter Logiker, mit ſcharfem Blick und überall den Kern der Sache ins Auge faſſend. Im ganzen einfach und natürlich in einer ganz ſpeziellen Richtung. aber eitel — in welcher weiß ich nicht. Poſitive Anſchauungen, keine Theorien, Geldliebe und Vorſicht, ohne materiell genußſüchtig zu ſein. Aufopferungsfähig und ſelbſtlos.

E. Sch. in G. Ein ſchwer zu durchſchauender Charakter, in dem Kopf und Herz um die Oberherrſchaft ringen; eine ſenſible, reizbare Natur von poetiſchem Empfinden, aber ohne richtigen Begriff von leicht und ſchwer. Weder eitel, noch ſtolz, noch genußſüchtig, aber etwas zu Theorien geneigt und etwas oberflächlich.

G. B. in D. Sehr intelligent, ſehr empfänglich, moraliſch-ſenſibel, Idealiſt und poetiſch empfindend, allein zu ſehr Theoretiker, Doktrinär. Daneben ſind Sie verſchloſſen, zurückhaltend, ſichern ſich gerne den Rückzug durch eine offene Hinterthür und können trotz alledem voreilig und unüberlegt dem Impulſe folgen. Etwas übelnehmig, ſehr eitel ꝛc.

J., Abonnent in Luxemburg. Ein lebhafter, ſehr energiſcher Charakter, rechthaberiſch, eigenſinnig, deſpotiſch, dabei aber zuverläſſig, wahr, von warmem, ſelbſt leidenſchaftlichem Gefühl, aber ein praktiſcher Geſchäftsmann, weder Theorien noch poetiſchen Träumen nachhängend.

E. K. in Grz. Fein angelegt, aber nicht entſchloſſen, mutig, energiſch, dagegen zähe in der Idee. Etwas umſtändlich und manchmal an Kleinigkeiten hängen bleibend und Großes dafür unterſchätzend. Im Grunde heiter, aber allen Einflüſſen offen und daher auch leicht deprimiert.

Margarete B. in B., Oſtpreußen. Genuſſesfroh, nicht ohne Koketterie und dennoch eigentlich ſchwer aus ſich heraustretend. Beſtimmter, feſter Wille, der auch der Schärfe nicht entbehrt und dem Verſtande das Regiment ſichert.

Gertrud B. in B. Ein viel weicherer Charakter, im übrigen nicht ohne Geiſtesverwandtſchaft mit Margarete B. in B., nur iſt alles viel liebenswürdiger; daneben ſind Sie ſparſamer und überlegter im Ausgeben.

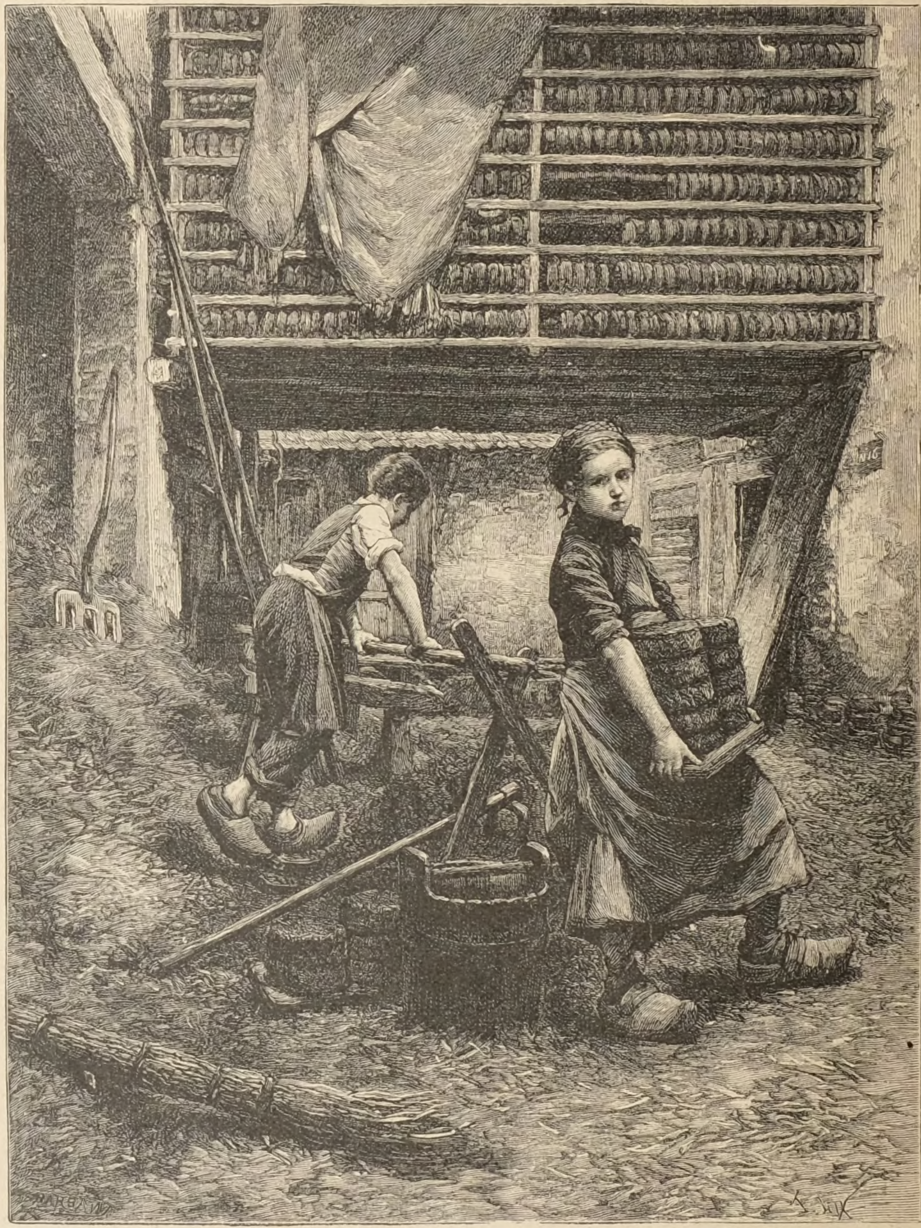
E. H., Wien. Ein ſehr intelligenter, logiſch ſcharf und richtig denkender Mann; einer, der zu fein angelegt iſt, um ſehr energiſch dreinzufahren, der aber ſich nicht zu nahe treten läßt und von der Defenſive ſelbſt zur Aggreſſive übergehen kann, auch zähe den Hinderniſſen ein „Erſt recht“ entgegenſtellt und ſie damit überwindet. Ein ſehr bewegliches Naturell, aber viel Wohlmeinendheit, kein Egoismus — weicher, als Sie ſcheinen wollen — weiblich rein und zart im Empfinden, aber keineswegs weibiſch. Kampf eines reizbaren, lebhaften, ſenſiblen Naturelles gegen einen klaren Kopf — Gewandtheit. — Schriftſtelleriſche Neigungen?

H. G. A. in H. Deuten einzelne Zeichen auch auf litterariſche Bildung und Intereſſen, ſo iſt doch im ganzen die Schrift nicht bedeutend und nicht harmoniſch. Sie zeigt auch eine große Wandelbarkeit der Geſinnung und Laune. Der Schreiber denkt logiſch — hat Originalität, aber weder Idealismus noch poetiſches Empfinden. Zwei ſpäter eingeſandte Proben der Schrift, a) aus einer Periode der Melancholie, b) aus einer ſpäteren ergeben folgendes. Ich halte den Mann in der zweiten für kränker als in der erſten. — Dieſe zeigt Peſſimismus, Seelenkämpfe — aber es iſt doch Kampf und Reaktion darin, momentan wenigſtens kann ſich der Schreiber aufraffen und verliert weder Klarheit noch Zuſammenhang. In der zweiten reißt der Faden plötzlich ab. — Der Schreiber iſt ins andere Extrem geraten und hat oft das Gefühl falſch beurteilt, mißverſtanden zu werden. Das quält ihn; er gibt ſich nicht mehr wie er iſt, iſt launiſch, bald leidenſchaftlich, bald kalt, bald verſchloſſen, bald mitteilſam ꝛc. ꝛc. und immer leidend unter dem Gefühl des Unvermögens. Großes erfaßt er nicht tief genug, kleines alteriert ihn unmotiviert.

Wien — P. J. Sie hüllen ſich gerne in Undurchdringlichkeit ein, haben nicht den Mut, freimütig und frank aufzutreten und hätten doch ein ſo großes Bedürfnis bemerkt zu werden! Sie ſind freundſchaftlich, entgegenkommend, geſprächig und etwas neugierig, aber gutherzig und nie boshaft.

Wien, M. H. W. Ein beſtimmter, feſter Charakter, der genau weiß, was er will, Hang hat zum Widerſtande, ja ſtarrköpfig iſt, ſehr achtbar, aber aller Weichheit entbehrend. Sie ſchließen ſich nicht leicht an, überſtürzen ſich in nichts, ſind aber treu und gewiſſenhaft, verſtändig, poſitiv, etwas ernſt geſtimmt, obwohl Sinn für Humor nicht fehlt, etwas umſtändlich und im Urteil nicht immer objektiv.

A. M. Ein lebhaftes, bewegliches Naturell, gewandt und klug, ſich auch den Rückzug ſichernd, aber ohne Intrigue und Falſchheit. Sie ſind nervös und leicht innerlich unruhig, haben aber Takt und Zartgefühl. Praktiſche Anlagen, logiſches Denkvermögen, keine Ueberſpanntheiten.

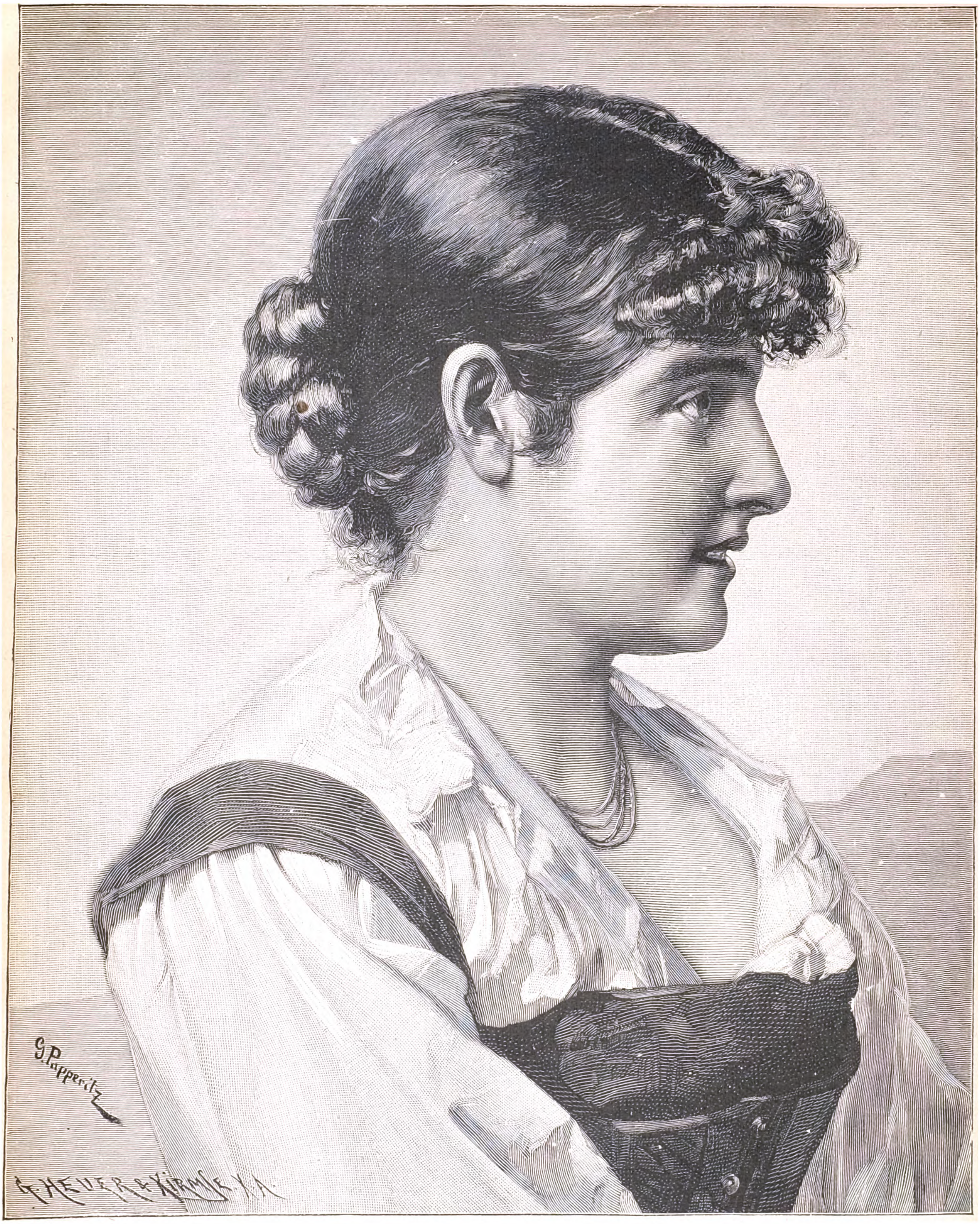


Bereitung von Preßtorf im Elſaß.

Preßtorfbereitung im Elſaß.

Unſere Illuſtration führt uns hier die primitive Art vor, wie im Elſaß Preßtorf fabriziert wird. Torferde wird zu einem ſteifen Teig vermittels Lehmwaſſer angerührt und darauf die Maſſe mit einer Form gepreßt und zugleich ausgeſtochen. Meiſt beſchäftigen ſich ganz junge Leute mit der Herſtellung dieſes Brennmaterials. In neueſter Zeit haben Fabriken auch im Elſaß die Ausbeutung dieſes Induſtriezweiges an ſich gezogen und können den Preßtorf und die Briquettes ſo wohlfeil liefern, daß die Hausinduſtrie und das Selbſtfabrizieren der Bauern für ihren eigenen Gebrauch teurer zu ſtehen kommt.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.


G. Papperitz
G. HEUER & KIRMSE X.A.

Vom Fels zum Meer

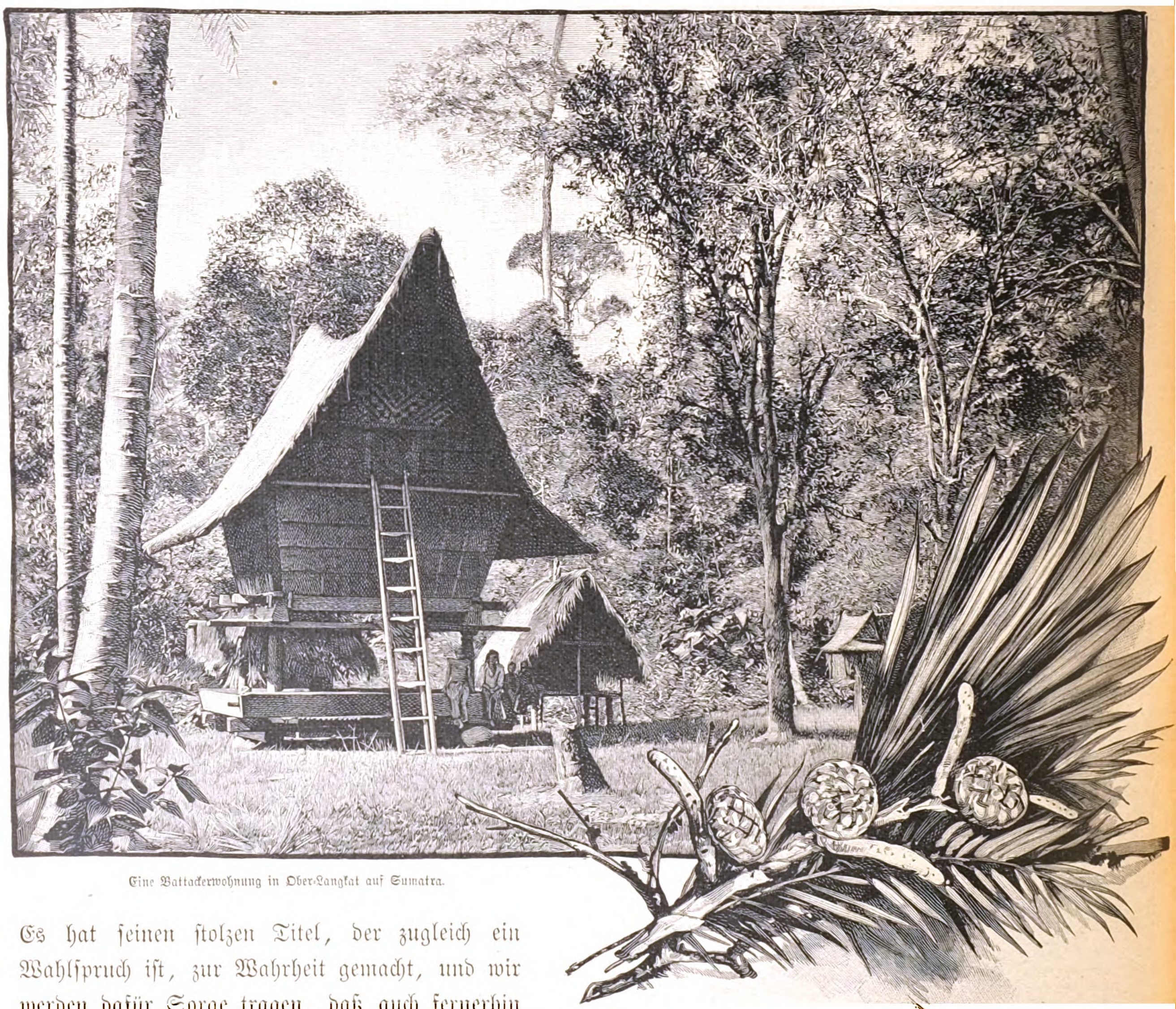
Spemanns illuſtrierte Zeitſchrift für das deutſche Haus

beginnt mit dem vorliegenden Hefte ſeinen **zehnten Jahrgang,** den Schluß ſeines erſten Decenniums.

Durch unabläſſige Arbeit und die angeſpannteſte Thätigkeit, durch Aufwendung großer Mittel haben wir erreicht, daß

„Vom Fels zum Meer“ ein Lieblingsblatt der deutſchen Familie geworden iſt. Den Lohn für unſere Mühe finden wir in dem ſteten Anwachſen des gewaltigen Leſerkreiſes, den

„Vom Fels zum Meer“ ſich errungen.



Eine Battackerwohnung in Ober-Langkat auf Sumatra.

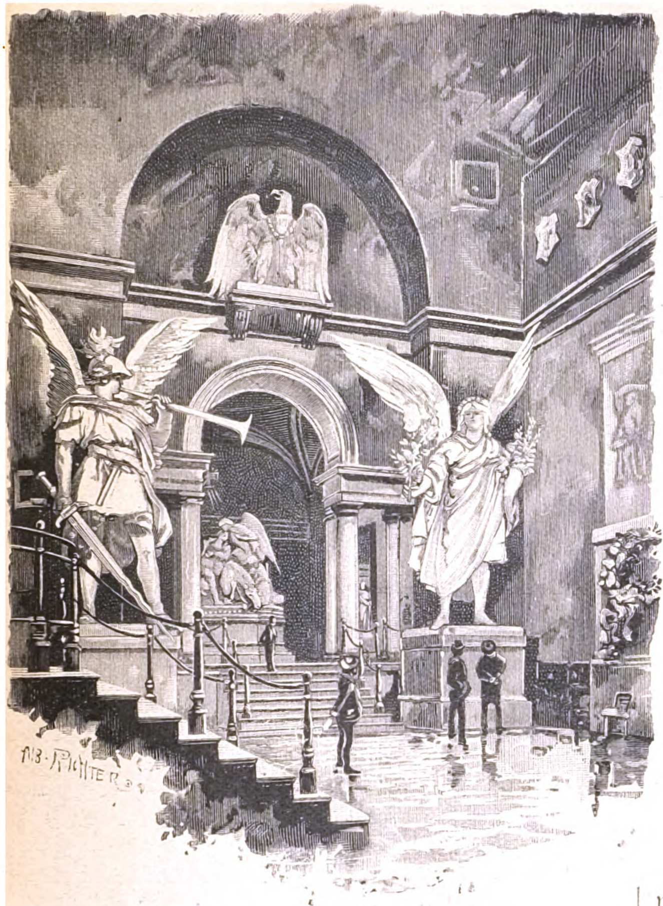
Es hat ſeinen ſtolzen Titel, der zugleich ein Wahlſpruch iſt, zur Wahrheit gemacht, und wir werden dafür Sorge tragen, daß auch fernerhin dieſe Leſerwelt uns „Vom Fels zum Meer“ in dankbarer Anerkennung zugeneigt bleibt.

„Vom Fels zum Meer“ hat ſich zum Ziel geſetzt, auf dem Gebiete der Unterhaltung nur Gutes und Intereſſantes zu bieten. Nicht nur das Neigen von Herzen zu Herzen im Roman, in der Novelle zu pflegen, ſondern in künſtleriſcher Geſtaltung das, was unſere Zeit bewegt, von ſeiner heiteren wie ernſten Seite widerzuſpiegeln. Unſere Romane werden daher in dieſem Jahrgang beſonders Zeitfragen, tiefgreifende geſellſchaftliche Probleme, Rätſel der Menſchennatur, wie unſere Zeit ſie ſchafft, und auch den Kampf ums Daſein in fernen Erdteilen ſpannend und feſſelnd in Schöpfungen unſerer erſten Meiſter (ſiehe Verzeichnis) zur Darſtellung bringen, dabei ſind wir jedoch emſig beſtrebt, auch neuauftauchende Talente unſeren Leſern vorzuführen.

Jedoch nicht allein unterhalten will

„Vom Fels zum Meer“; es iſt ja ein geiſtiger Mittelpunkt Tauſender von Familien geworden und dieſe erwarten von ihrem geiſtigen Hausfreunde Unterweiſungen, Belehrungen, Orientierungen auf all den mannigfachen Gebieten, welche unſere raſtlos ſchaffende Zeit berührt.

„Vom Fels zum Meer“ wird deshalb, wie



Aus dem Schillingsmuſeum zu Dresden. Originalzeichnung von Alb. Richter.

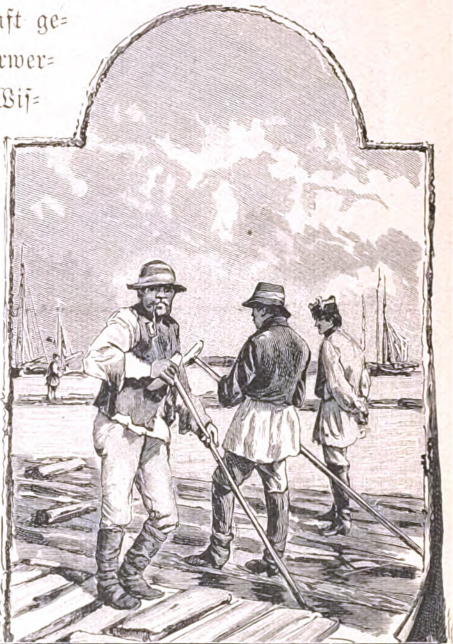
bisher, Wiſſenſchaften, Künſte, Induſtrie und Gewerbe, Litteratur, Geſchichte, Militärwiſſenſchaft und Kulturgeſchichte, Politik, Landwirtſchaft und Rechtspflege in den Kreis ſeiner ſorglichen Erwägungen ziehen und hiervon das Hervorragendſte und Wiſſenswerteſte ſeinen Leſern in leichtverſtändlicher anſprechender Form mitteilen.

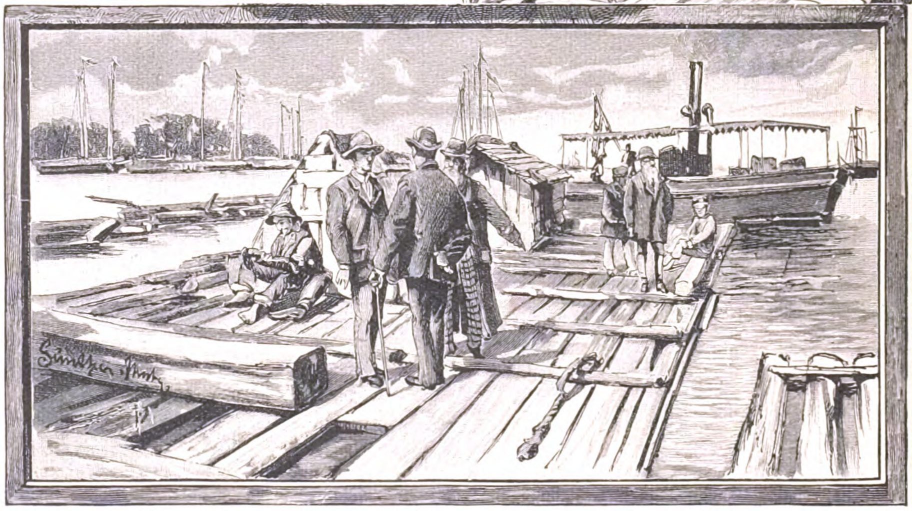
Neben der Heimat hat ſich in den letzten Jahren eine ferne Welt in den Kernpunkt des allgemeinen Intereſſes geſtellt. Deutſchland muß ſeine Blicke mehr wie früher über die Ozeane und andere Weltteile hinauslenken und **„Vom Fels zum Meer“** wird dieſem Zuge der Zeit Rechnung tragen durch Schilderungen aus der Feder von Autoritäten erſten Ranges (ſiehe Verzeichnis), welche durch Wort und Bild den Leſern Einblick in die Neugeſtaltung der Verhältniſſe verſchaffen und von den neueſten Forſchungen und Errungenſchaften eingehend Kunde geben. Dabei haben wir jedoch es uns angelegen ſein laſſen, unſer engeres Vaterland nicht zu vernachläſſigen, und unſere Mappen bergen eine Fülle des Schönen und noch zu wenig Bekannten aus Nord und Süd.

Die ſozialen Fragen, die Militärwiſſenſchaft nehmen eine wichtige Stellung in unſerem Jahrzehnt ein.

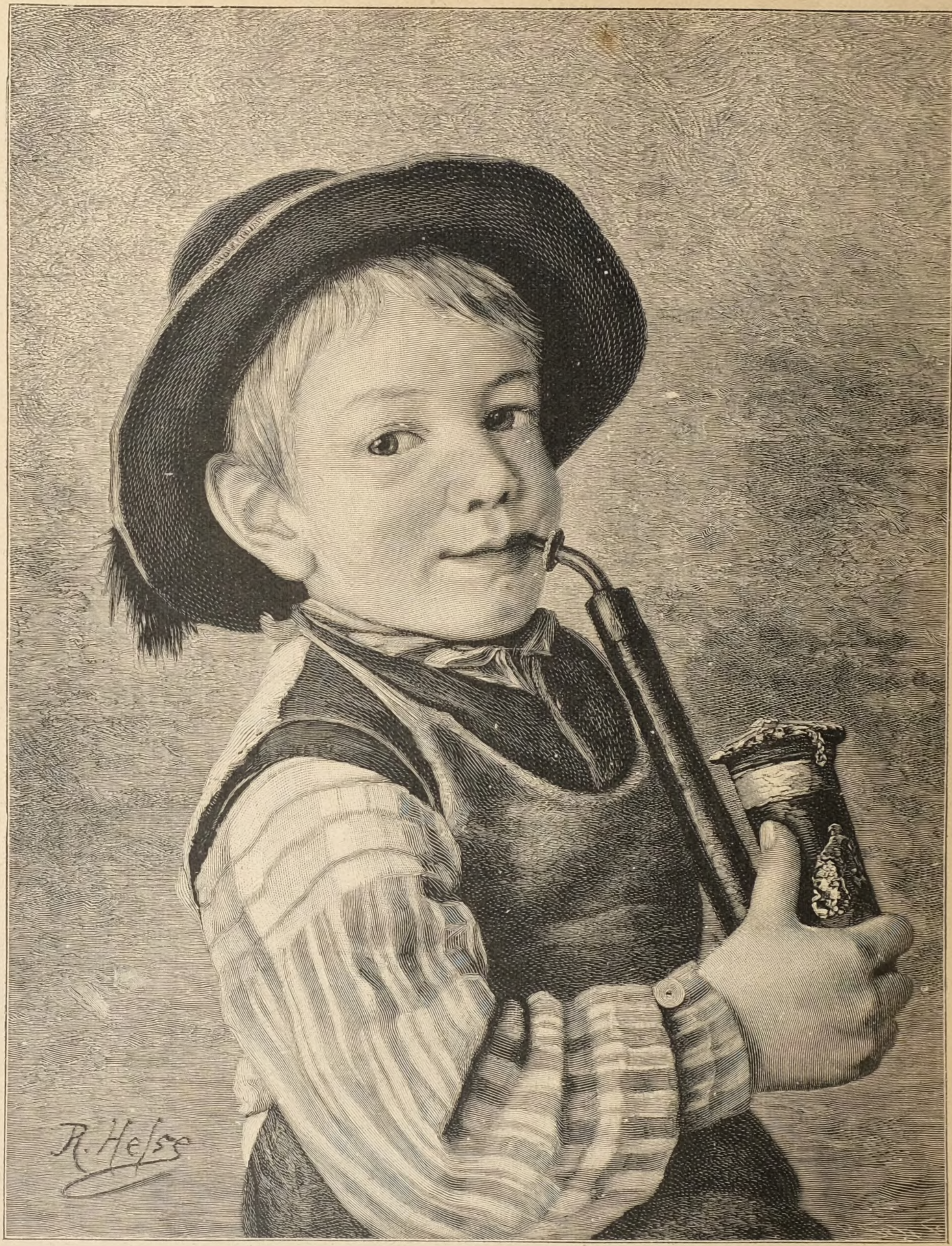
„Vom Fels zum Meer“ berückſichtigt dieſe Lebensgebiete auf das ſorgfältigſte und will ſeine Freunde in völlig unparteiiſcher Weiſe hier orientieren und mit den mannigfaltigen Strömungen, Ergebniſſen und Erfindungen bekannt machen.

Unſer Jahrhundert iſt das der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung, der wahrhaft genialen Verwertung der Wiſſenſchaftsergebniſſe im praktiſchen Leben. **„Vom Fels zum Meer“** hat es ſich angelegen ſein laſſen, dieſe ſchwie-





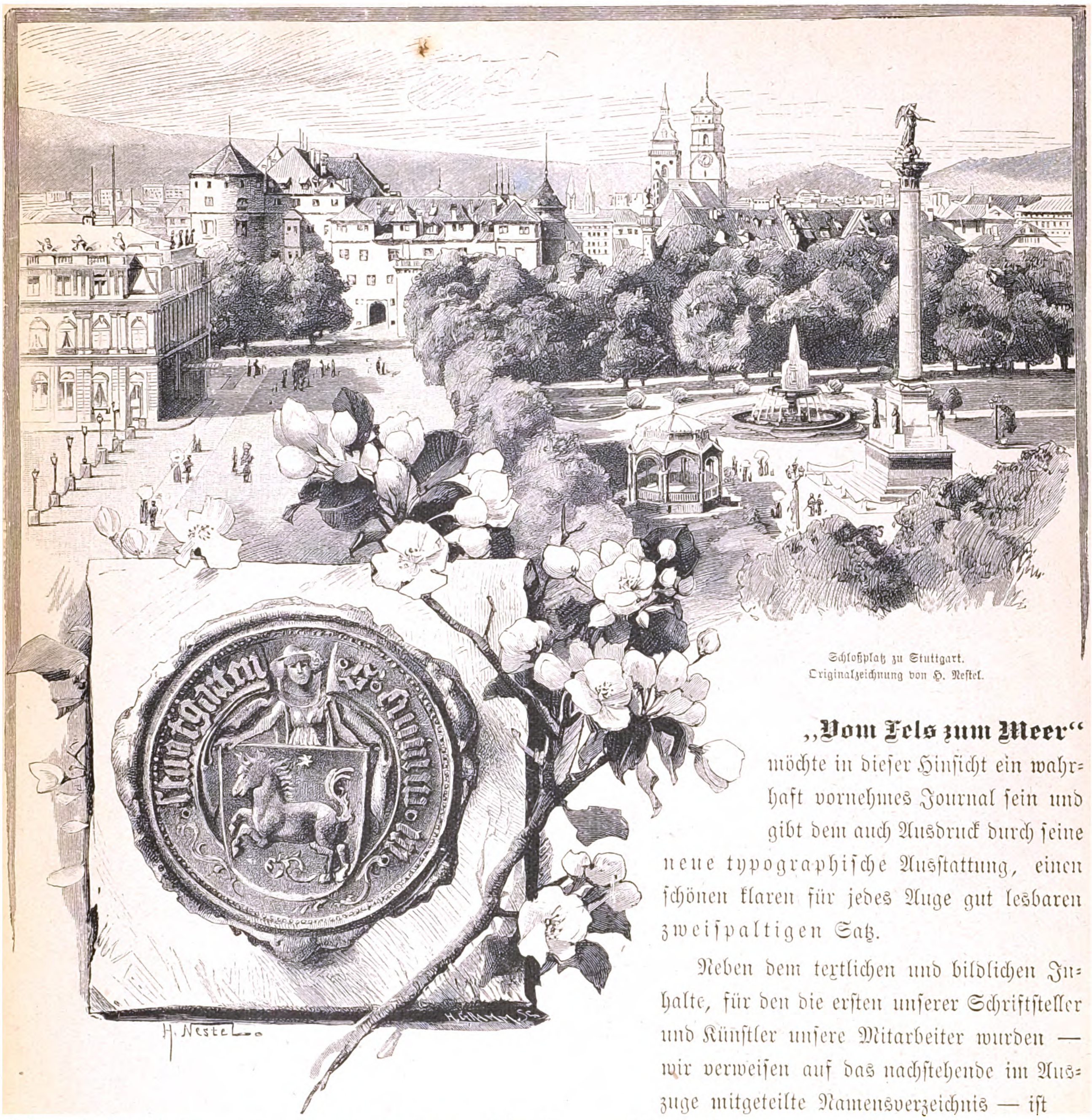
Flißaken auf der Fahrt. Originalzeichnung von C. Günther Naumburg.



Klein Väterchen. Von R. Heſſe.

rigen Stoffe zu populariſieren und dem Leſer intereſſante und belehrende Einblicke in dieſe geheimnisvolle Welt zu gewähren, und vergaß daneben nicht, auch die praktiſche Seite ſpeziell für die Leſer herauszuheben durch gewichtige Artikel aus der Heilkunde und Technik, welche berühmte Aerzte und bewährte Fachmänner (ſiehe Verzeichnis) zu ihren Verfaſſern haben. — **Spiel und Sport** dürfen in einem Familienblatt naturgemäß nicht fehlen und wir haben ihnen neben Denkaufgaben und anderen Verſtandesübungen einen bedeutenden Platz in **„Vom Fels zum Meer“** eingeräumt.

Die Weltpoſt dient zum regen perſönlichen Ver-



Schloßplatz zu Stuttgart.
Originalzeichnung von H. Neſtel.

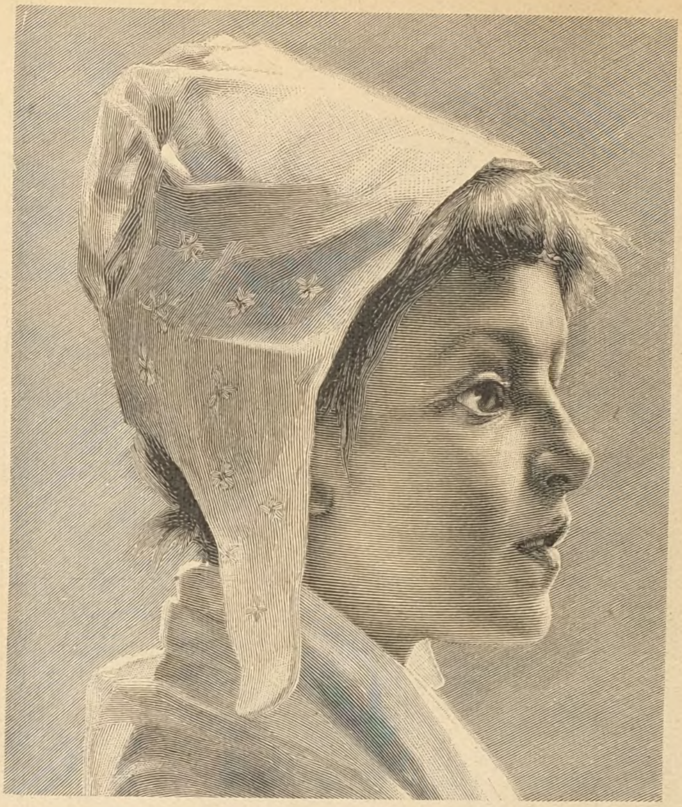
kehr mit den Leſern, wie auch die phyſiognomiſchen **Briefe** und die graphologiſchen Antworten das Band zwiſchen unſeren Freunden und **„Vom Fels zum Meer“** immer enger knüpfen.

„Vom Fels zum Meer“ nahm ſtets unter den deutſchen Zeitſchriften die hervorragendſte Stellung ein durch ſeine Illuſtrationen, die auf einer hohen Stufe der Technik des Holzſchnittes ſtanden und von feinſtem künſtleriſchem Geiſte beſeelt waren. Unſer neuer zehnter Jahrgang wird nach dieſer Richtung hin wieder einen **Fortſchritt** zeigen und unſere Leſer durch Reichhaltigkeit der **Holzſchnitte** und ſchöne Ausführung in Wirklichkeit überraſchen.

„Vom Fels zum Meer“ möchte in dieſer Hinſicht ein wahrhaft vornehmes Journal ſein und gibt dem auch Ausdruck durch ſeine neue typographiſche Ausſtattung, einen ſchönen klaren für jedes Auge gut lesbaren zweiſpaltigen Satz.

Neben dem textlichen und bildlichen Inhalte, für den die erſten unſerer Schriftſteller und Künſtler unſere Mitarbeiter wurden — wir verweiſen auf das nachſtehende im Auszuge mitgeteilte Namensverzeichnis — iſt **„Vom Fels zum Meer“** immer bemüht geweſen, ſeinen Leſern durch **beſondere Beigaben** eine Ueberraſchung zu bereiten. Die mannigfachſten Beilagen in Buchdruck und in farbiger Ausführung ſind im Laufe der Jahre erſchienen. So bisher neben den **ſtatiſtiſchen Tabellen Eiſenbahnkarten**

Fliſſake.
Von C. Günther Naumburg



Studienkopf. Von C. Stühlick.

von **Deutſchland**, **Oeſterreich** und der **Schweiz**, **Panoramen** von **Wien**, **Berlin** und **Luzern**, **verſchiedene Spiele**, ein **farbiges Bild der Jungfrau im Berner Oberlande**, mehrere Gemälde in vorzüglichen Wiedergaben, zum Zimmerſchmuck beſonders geeignet, denen ſich im vorliegenden Hefte eine ſolche nach **Meiſter Defreggers** prachtvollem Gemälde

„Auf der erſten Studienreiſe“

in trefflicher Ausführung anſchließt, während weitere intereſſante Beigaben für den Jahrgang in Vorbereitung ſind.

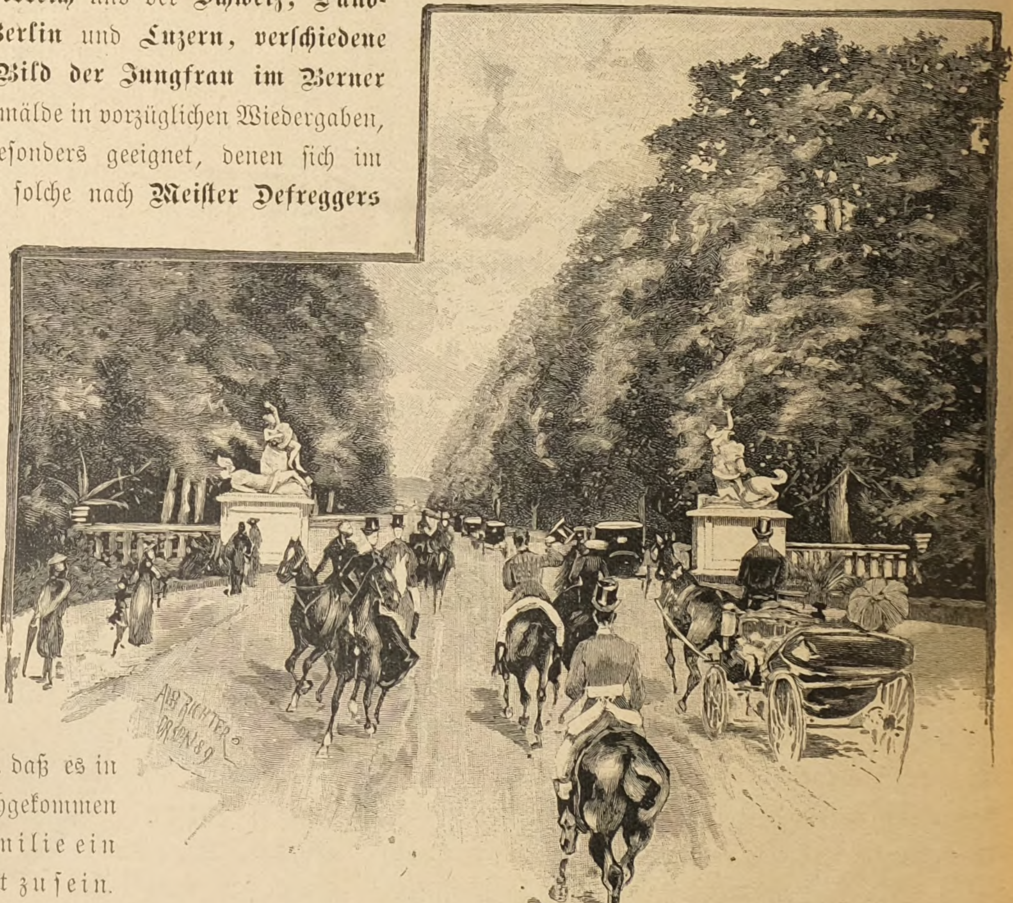
„Vom Fels zum Meer“ darf ſich im Rückblick auf den reichen Inhalt ſagen, daß es in Wahrheit ſeinem Ziel nachgekommen iſt, der deutſchen Familie ein geiſtiger Mittelpunkt zu ſein. Sein Leſerkreis iſt ihm Beweis dafür und zugleich ein Sporn, auf der betretenen Bahn fortzuſchreiten. Allein dieſer große Leſerkreis macht es auch möglich, die Zeitſchrift ſo reichhaltig und umfangreich zu geſtalten bei dem **billigen Preiſe von 1 Mark** für das Heft. Möge die Gunſt der deutſchen Leſerwelt uns auch fernerhin treu bleiben.

Vom Fels zum Meer.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Romane und Novellen.

H. Allmers, G. v. Amyntor, E. v. Amicis, V. Blüthgen, Rob. Byr, M. Berger, A. Becker, H. Bulthaupt, Fr. Broemel, Bret Harte, Ciampioli, T. Combe, Alphonſe Daudet, A. v. d. Elbe, G. Ebers, E. Eckſtein, M. v. Ebner-Eſchenbach, S. Farina, L. v. François, L. Ganghofer, A. Godin, O. Girndt, J. Groſſe, Karl Hecker, W. Heimburg, P. G. Heims, K. v. Heigel, Paul Heyſe, Sophie Junghans, M. Jokai, O. Juſtinus, A. Kielland, W. Kirchbach, A. O. Klaußmann, J. P. Knieſt, E. Koppel, P. Lindau, R. Lindau, E. Marriot, K. May, B. Möllhauſen, F. Meiſter, R. Möſch, H. Noë, L. Nötel, H. Oelſchläger, F. v. Oſta, E. Peſchkau, E. Polko, B. Renz, W. H. Riehl, M. Ring, A. v. Roberts, A.



Hauptallee im großen Garten zu Dresden. Originalzeichnung von Alb. Richter

Roderich, Ph. Robinſon, O. Roquette, P. K. Roſegger, H. Roſenthal-Bonin, B. Rottmann, A. R. Rangabé, A. Silberſtein, M. Schmidt, P. v. Schönthan, H. v. Spielberg, O. Spielberg, R. L. Stevenſon, F. v. Saar, H. v. Schreibershofen, E. v. Schwartzkoppen, Schmidt-Cabanis, H. Seidel, K. Telmann, K. v. Vincenti, R. Voß, H. Villinger, E. Werner, E. Wichert, O. Wohlbrück, Waldt-Zedtwitz, L. Ziemſſen u. v. a.

Länder- und Völkerkunde.

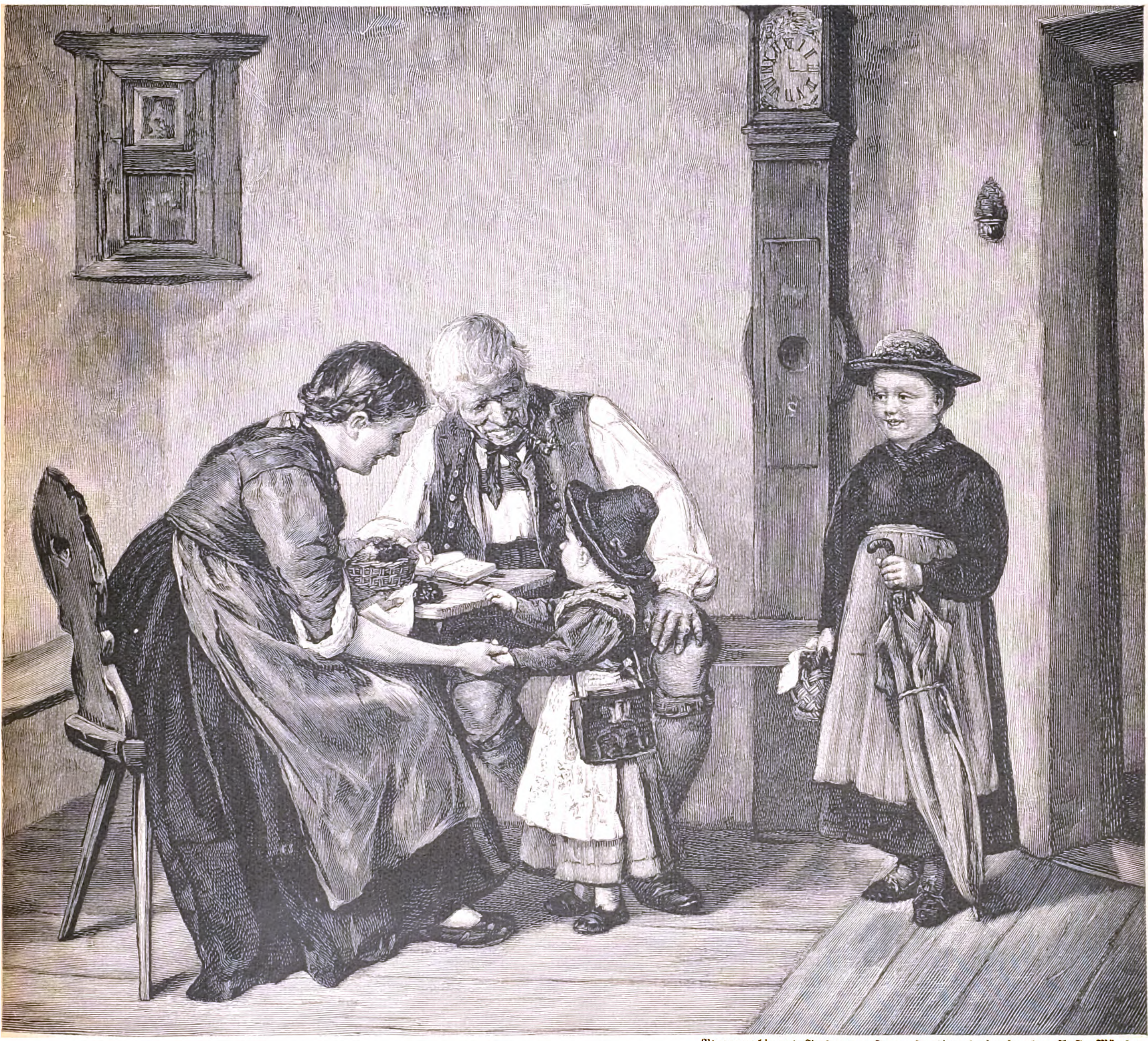
St. Born, M. Büchner, H. E. v. Berlepſch, Karl v. Binzer, Brugſch-Paſcha, J. Chavanne, Zſigmondy, G. Diercks, D. Duncker, J. v. Falke, S. Feldmann, J. Feilmann, B. Groller, F. W. Groß, E. v. Heſſe-Wartegg, F. v. Hellwald, F. v. Helfert, B. v. Holleben, M. Heinzel, C. A. Houthumb, W. Kaden, Keller-Leuzinger, R. Kahl, L. Katſcher, G. Karpeles, K. Kollbach, G. Köhler, Franz v. Löher, J. K. Lecher, K. v. Leiſtner, K. May, C. Mehlis, K. Müller, Guſt. Nachtigal (†), E. Nagel, L. v. Ompteda, A. v. Oechelhäuſer, R. v. Oſtende, E. Paulus, F. Pecht, H. Pfeilſchmidt, K. Pröll, L. Purtſcheller, A. v. Roberts, G. Rohlfs, Schweinfurth, C. Schultes, O. Schwebel, H. Semper, F. Sicherer, F. Sievers, S. Singer, H. Stanley, W. Uhland, K. v. Vincenti, H. W. Vogel, H. Wachenhuſen, J. Weitbrecht, G. Winter, H. Zöller, E. Zöller, Th. Zolling u. v. a.

Natur- und Heilwiſſenſchaft und Technik.

Nußbaum, Oertel, Esmarch, Kunkel, Schilling, Uffelmann, Klebs, F. Buſch, Magnus, Troeltſch. — Adams, M. Alsberg, A. C. E. Baldamus, J. v. Bebber, Th. Chriſtiani, H. Cohn, J. Corvey, C. Doelter, K. Eckſtein, R. Falb, Ed. v. Hartmann, Habenicht, H. v. Holleben, H. Jäger, W. Kirchbach, H. Klein, F. Knauer, P. Knuth, A. Kleinſchmit, R. Kleemann, L. Kotelmann, V. Kurs, M. Lindemann, A. v. Lamezan, K. Laßwitz, Leonhard Ensrud, G. Lunge, O. Mylius, Meyer-Marckau, Ad. u. Herm. Müller, K. Müller, W. Preyer, K. Ruß, G. Rohlfs, F. Reidt, C. Sterne, J. Stinde, Schmidt-Rimpler, H. Schäfer, W. Uhland, H. W. Vogel, H. Vogt, K. Vogt, E. Voges, E. v. Wechmar, M. Willkomm, Weinland, C. v. Wartensleben, O. Zacharias u. v. a.

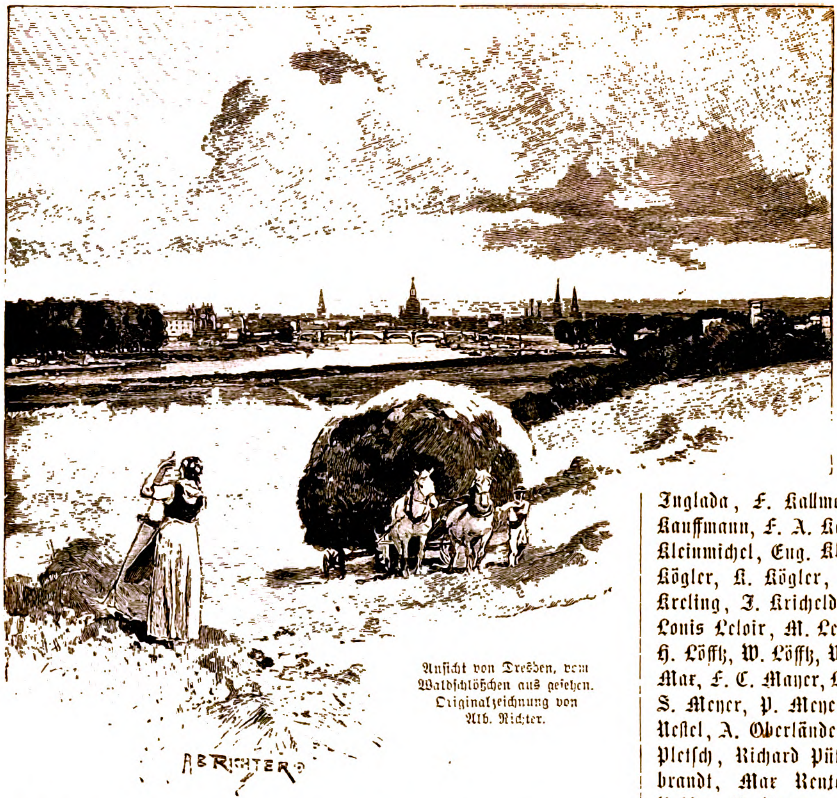
Geſchichte und Kulturgeſchichte. — Militärweſen.

Avé-Lallement, A. Brückner, K. Braun-Wiesbaden, O. Bachler, F. Broemel, E. Balleſtrem, L. v. Bülow, Th. v. Bülow, F. W. Ebeling, H. Erdmann, F. Eyſſenhardt, W. Eigenbrodt, G. Egelhaaf, J. v. Falke, L. Fuld, W. Geiger, F. v. Helfert, F. v. Holtzendorff, K. Th. Heigel, A. Huene, E. v. Jagow, L. Katſcher, A. O. Klaußmann, F. v. Krones,



Photographie und Verlag von Franz Hanfſtängl, Kunſtverlag, A.-G., München.

Erſter Schulgang. Nach einem Gemalde von Franz Burger.



Anſicht von Dresden, vom Waldſchlößchen aus geſehen. Originalzeichnung von Alb. Richter.

F. Leiſt, F. v. Löher, M. Lilie, Graf Moltke, M. Nordau, W. Oncken, O. Pfleiderer, J. v. Pflugk-Harttung, E. Saſſe, J. G. Weſſely, O. Wilsdorf. — K. Caſtner, A. v. d. Goltz, V. v. Strantz, Scheibert, B. Wagner, E. Witzel u. v. a.

Kunſt und Litteratur.

B. Bucher, O. Behaghel, O. Döring, F. v. Dahn, H. Düntzer, G. Ebers, H. Ehrlich, Ed. Engel, J. v. Falke, L. Fulda, L. Geiger, W. Hahn, C. Humann, H. Janitſchek, G. Karpeles, J. Klaiber, R. Keil, A. Löhn-Siegel, O. v. Leixner, F. Luthmer, J. Mähly, L. Meinardus, R. Muther, P. Nerrlich, L. Nötel, L. Pietſch, F. Pecht, R. Pohl, O. v. Schorn, K. J. Schröer, O. Sievers, H. M. Schletterer, E. Schmidt-Weißenfels, W. H. Uhland, A. v. Wurzbach, W. Waldmann, Th. Zolling.

Volkswirtſchaft, Rechtspflege, Hausweſen, Politik, Induſtrie, Landwirtſchaft, Rettungs-, Verſicherungs- und Verkehrsweſen, Soziales, Spiritismus.

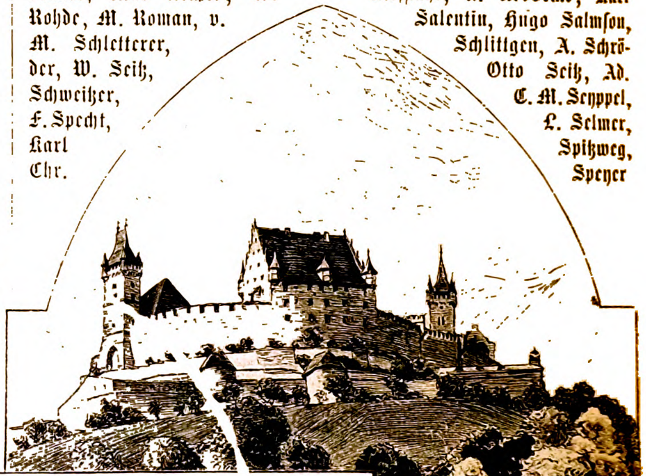
M. Alsberg, G. v. Amyntor, F. H. Geffcken, G. O. Hilder, F. v. Holtzendorff, Hönig, O. Hammann, E. v. Hartmann, L. v. Henck, E. Jung, R. Kleemann, J. Kaſtan, A. Lammers, M. Lammers, Löper, O. Lemcke, C. Mehlis, Th. Nördlinger, F. Pecht, W. Preyer, C. Vogt, W. Uhland.

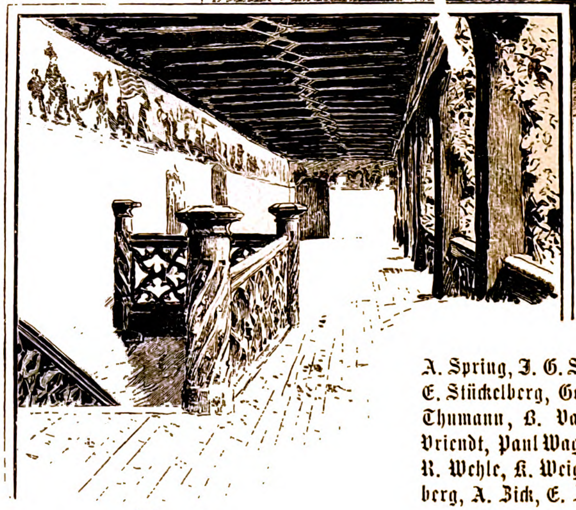
Gedichte.

G. v. Amyntor, F. Avenarius, H. Allmers, F. Brunold, E. Blüthgen, A. Bormann, K. Bartſch, R. Baumbach, Bartel, M. Bern, M. Bernſtein, F. Bodenſtedt, J. J. David, F. F. Dahn, A. Frey, A. Friedemann, H. Friedrichs, J. G. Fiſcher, K. Gerok, M. Greif, F. van Hoffs, G. Hartwig, M. Heinzel, R. Hamerling, G. Kaſtropp, E. Koppel, H. Krebs, W. Kirchbach, O. v. Leixner, R. Leander, J. Lohmeyer, H. Lingg, K. F. Mayer, Oskar II., König von Schweden, A. Ohorn, E. Paulus, Joh. Proelß, E. Peſchkau, E. Rittershaus, O. v. Redwitz, F. A. Graf v. Schack, F. X. Seidl, Th. Souchay, O. Sievers, J. Sturm, A. Schricker, F. Schanz, J. Trojan, K. Telmann, Fr. Viſcher, F. Woenig, A. Waldmüller, E. Ziel. u. v. a.

Künſtler.

L. Allemand, H. Baiſch, N. Barabino, Ludwig Bechſtein, Fritz Bergen, W. Berger, Biernatzki, E. Berninger, Robert Beyſchlag, E. v. Blaas, Ernſt Boſch, Eugen Bracht, H. Braun, F. Carſtens, S. Dahl, F. Defregger, R. Dery, W. Diez, Ad. Donndorf, Albr. Dürer, Dürk, E. Eibe, R. Epp, Fechner, L. H. Fiſcher, Woldemar Friedrich, Karl Fröſchl, W. Gauſe, Karl Gehrts, R. Geisler, W. Gentz, A. Holz, W. Grabheim, Grützner, N. Gyſis, G. Hackl, G. Hahn, A. Hendſchel, F. Hennings, E. Henſeler, Auguſt Holmberg, E. Hoſang, Hübler, Emil Hünten, Inglada, F. Kallmorgen, Paul Kanold, Kappis, C. Karger, Hugo Kauffmann, F. A. Kaulbach, A. Keller, E. Keyſer, J. J. Kirchner, J. Kleinmichel, Eug. Klimſch, Ferd. Knab, K. Knabl, Ludwig Knaus, E. Kögler, K. Kögler, H. Kotſchenreiter, A. W. Kowalski, W. Kray, Kreling, J. Kricheldorf, C. Kronberger, Chr. Kröner, H. Lehmann, Louis Leloir, M. Leloire, Franz v. Lenbach, Lindenſchmit, A. Lins, H. Löffz, W. Löffz, W. Los, Karl Ludwig, W. Marc, K. Marr, Gabriel Max, F. C. Mayer, Lothar Meggendorfer, E. Meiſſonier, Ad. Menzel, S. Meyer, P. Meyerheim, Paul Mohn, H. Mosler, C. Napier, H. Neſtel, A. Oberländer, A. v. Oettingen, G. Papperitz, O. Piltz, Oskar Pletſch, Richard Püttner, E. Rau, Karl Raupp, W. Räuber, Rembrandt, Max Rentel, W. Riefſtahl, N. Röbbecke, Karl Rohde, M. Roman, v. Salentin, Hugo Salmſon, M. Schletterer, Schlittgen, A. Schröder, W. Seitz, Otto Seitz, Ad. Schweitzer, C. M. Seyppel, F. Specht, L. Selmer, Karl Spitzweg, Chr. Speyer, A. Spring, J. G. Steffan, H. Strützel, O. Strützel, E. Stückelberg, Georg Sturm, Guſtav Süß, Paul Thumann, B. Vautier, J. G. Vibert, J. de Vriendt, Paul Wagner, S. E. Waller, Th. Weber, R. Wehle, K. Weigand, Wiesnieski, K. Wünnenberg, A. Zick, E. Zimmermann u. v. a.





Die Feſte zu Koburg, vom Park aus geſehen. Originalzeichnung von Fritz Stoltenberg.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart

MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 03643 5778